



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

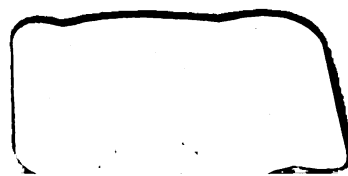
- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

721

Per. 3977 cl. $\frac{163}{1807(3-4)}$



J E N A I S C H E
A L L G E M E I N E
L I T E R A T U R - Z E I T U N G

V O M J A H R E

I 8 0 7.

V I E R T E R J A H R G A N G.

D R I T T E R B A N D.

J U L I U S , A U G U S T , S E P T E M B E R.

J E N A ,
in der Expedition dieser Zeitung,
und L E I P Z I G ,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition.
1807.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 J U L I U S , 1 8 0 7 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Nicolle: *Corinne ou l'Italie*, par Mad. de Staël Holstein. 1807. T. I. 425 S. T. II. 510 S. 8. (Eine andere Ausg.: Paris, de l'imprimerie des annales des arts et manufactures und Leipzig, b. Fleischer d. j. 1807. T. I. 429 S. T. II. 511 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Die Liebhaber ordentlicher Eintheilungen sagen, dieß Buch sey zugleich ein Roman und eine Reisebeschreibung. Gewöhnliche Leser von einseitigem Geschmack wünschen wohl gar, je nachdem sie für eine der beiden Gattungen Vorliebe hegen, entweder die Geschichte zweyer Liebenden möchte nicht durch Beschreibungen unterbrochen werden, oder diese möchten nicht jener zu lieb abgekürzt seyn. Solche Urtheile beweisen nur, daß man die Einheit dieser harmonischen Dichtung nicht gefaßt hat. Allerdings wäre es fehlerhaft, einem Roman Beschreibungen solcher Reisen einzumischen, die auf die Schicksale der Personen keinen Einfluss hätten, und wovon die Eindrücke nicht durch deren besondere Gesinnung und Lage bestimmt würden. Sonst aber nehmen Reisen unter den Begebenheiten des Lebens ihre bedeutende Stelle ein, und können auf die Entwicklung des Einzelnen und seine Verhältnisse zu Anderen mannichfaltig einwirken. Wir erinnern uns nicht, daß jemand die *neue Heloise* ein Gemisch von Reisebeschreibung und Roman genannt hätte, weil das Walliser Thal, die Felsenafer des Genfer Sees, und andere schweizerische Gegenden und ländliche Auftritte ausführlich darin geschildert sind. Wenn die erzählte Geschichte einheimischer Landesart und geselligen Verfassung angehört, so darf man beides als bekannt voraussetzen, und örtliche Natur- und Sitten-Schilderungen mögen entbehrlich seyn. Kommt es aber darauf an, eine außerordentliche und uns fremde Art zu seyn darzustellen, so wird es wichtig, die ganze äußere Umgebung so anschaulich und lebendig als möglich vor die Augen des Lesers zu rücken; und da dürfte es immer besser seyn, sich an die Wahrheit zu halten, und zum Beyspiel das wirklich schöne Italien zu schildern, als irgend ein erträumtes und nie gesehenes, dergleichen in so manchen wunderbaren oder wunderlichen Romanen zum Vorschein kommt. Die historische Treue hierin thut der freyen Dichtung so wenig Eintrag, daß diese vielmehr erst rechte Haltung dadurch gewinnt.

Zwey Gegenstände, Corinna und Italien, sind hier in Einem Gemälde vereinigt; aber sie sind nicht will-

kürlich zusammengestellt, sie gehören zu einander, einer erhöht den Reiz des andern. Corinna ist die Lieblingstochter Italiens, und Italien findet an ihr seine Muse. Sie ist Künstlerin und Dichterin und zwar Dichterin aus dem Stegreife. (Giebt es doch im Deutschen, so fremd ist uns jetzo die Sache, keinen anderen Ausdruck als diese seltsame Umschreibung für *Improvisatrice*.) Dieses Talent wird in Italien, mitten unter dem Verfall der Literatur, noch immer häufig gepflegt; freylich mit verschiedenem Glück und in mannichfaltigen Abstufungen der Würde und des inneren Werthes. Wir hatten Gelegenheit manche Proben davon zu hören, die durch Anmuth des Ausdrucks, Fülle der Bilder und Leichtigkeit der Wendungen erfreulich waren, ja durch unglaubliche Meisterchaft in den schwierigsten Sylbenmaßen und durch schnelle Erfindsamkeit in Erstaunen setzten. Geht man nun hievon aus, um sich eine Vorstellung von ehemaligen berühmteren Improvisatoren zu machen, so entsteht allerdings ein hoher Begriff von der in dieser Kunst möglichen Vollkommenheit. Nicht selten übten ja auch Männer, die in anderen Künsten das Höchste leisteten, diese als Liebhaber, wie Vasari von Leonardo da Vinci sagt: *cantava divinamente all'improvviso*. Bey dem allen muß man doch wohl gesehen, daß Corinna eine idealische Improvisatrice bleibt, wie es vielleicht nie eine gegeben hat. Allein dieß ist das Vorrecht der Poesie, Eigenschaften in Einer Person zu vereinigen, die oft einzeln bewundert worden sind, die sich nicht widersprechen, sondern gegenseitig unterstützen, und also sehr wohl durch eine seltene Gunst der Natur sich beysammen finden können. Persönliche Anmuth ladet ein, das Schöne jeder Art zu lieben; Anlagen zur Musik, zur Tanz- und Schauspiel-Kunst sind der Gabe augenblicklicher dichterischer Eingebungen nahe verwandt; diese können nur dann wahrhaft seyn, wenn sie aus der Tiefe des Geistes und Gemüthes hervorgehen, und dem Schwunge hoher Gesinnungen zur Sprache dienen. Das alles denke man sich in der Hülle zarter Weiblichkeit, und das hinreißende Bild ist vollendet. Wer will mit der edlen Verfasserin darüber rechten, daß sie das Geschöpf ihrer Phantasie mit Vorzügen ausstattet, die sie selbst besitzt? Insofern ein schönes Wunder der Natur überhaupt begreiflich gemacht werden kann, ist Corinna's Entwicklung zu einer so herrlichen Blüthe befriedigend erklärt. Ein heiterer Himmel; eine bald reizende, bald erhabene, aber immer milde Natur; der beständige Anblick der edelsten Kunstwerke; eine im Ohr und Sinne des Volkes leben-

de Musik; eine wohl lautende dichterische Sprache; eine mehr inbrünstige als strenge, und in den Geprüchen prächtige Religion; die Erinnerungen an eine große Verwelt, — neben der heutigen träumerischen Unthätigkeit; endlich die sorglose südliche Lebensweise: wie alles dies das Gefühl und die Phantasie mannichfaltig berührt und anregt, und einen reichbegabten Geist nicht auf bestimmte äußere Zwecke richtet, noch in sein Inneres versenkt, sondern ihn einladet, überströmend von Jugendfülle und Lebenslust, seine glühenden Ausstrahlungen fast unwillkürlich um sich her zu verbreiten: das wird nicht bloß gesagt und gerühmt, sondern man fühlt es, man athmet gleichsam in derselben berauschenden Luft. Weil aber Corinna, wiewohl ganz Italiänerin, dennoch in Gedanken und Empfindungen sich über die Sphäre ihrer Landsleute erhebt: so mußte auch dies durch besondere Umstände ihres Lebens gerechtfertigt werden, welche die Verfasserin mit dem gründlichsten Scharfsinne erfunden hat. Corinna ist in Italien erzogen, aber früh mit fremden Sprachen und Sitten bekannt geworden; die Widerwärtigkeiten, die sie auswärts durch einengenden Familienzwang erfährt, führen sie zu ernsterem Nachdenken, geben ihrem Charakter mehr Bestand, und bewegen sie endlich, ihrem Namen und Stande entsagend, in ihr Vaterland zurückzukehren. Hiedurch ist zugleich das Mittel gefunden, ein unabhängiges Künstlerleben außerhalb der bürgerlichen Verhältnisse mit weiblicher Würde zu vereinbaren. Kurz, alles ist schicklich und wahrscheinlich, wiewohl außerordentlich, ja bewundernswürdig.

Dem Leser wird nicht zugemuthet, Corinna's Gabe zu improvisiren, auf Glauben anzunehmen; es werden glänzende Proben davon mitgetheilt. Nicht in Vesen: der Geist der beiden Sprachen ist allzuverschieden, und die französische Gebundenheit am wenigsten geeignet der italienischen Poesie eine freye lyrische Ergießung nachzutönen. Aber die kurzen liegenden Satze in strophischen Abtheilungen, die Farhenglut der Ausdrücke und Bilder, die kühnen Übergänge bringen ganz die Täuschung hervor, als ob alles einem improvisirten Original nachgebildet wäre. Dieser eingestreuten Gefänge sind drey: der erste verherrlicht festlich stolz den Ruhm und das Glück Italiens; der zweyte, auf dem Vorgebirge Misenum im Anblick einer wollustathmenden Landschaft und zweyer entzückenden Meerbusen gedichtet, ist schon von dunkler Vorahnung durchdrungen, der dritte endlich ist der feyerliche Schwanengesang, dem kein Leser von Gefühl seine Thränen versagen wird.

Die Art, wie Corinna zuerst eingeführt wird, nämlich bey dem Feste ihrer Bekrönung auf dem Capitol, ist neu und einzig. So erscheint unter allen von Dichtern besungenen Frauen nur Beatrice im Paradiese des Dante auf ihrem himmlischen Triumphwagen. Und dennoch ist diese eben so glänzende als glückliche Erfindung keineswegs der Wahrscheinlichkeit zuwider, oder den italienischen Sitten fremd. Man weiß, daß die berühmte Improvisatrice Corinna (auf

deren Namen übrigens der hier gewählte nur anspielt, ohne daß sonst irgend ein historischer Zug von ihr entlehnt wäre) der Ehre, auf dem Capitol gekrönt zu werden, noch vor nicht vielen Jahren theilhaftig ward. Eine bey dieser Gelegenheit erschienene Flugschrift schildert den ganzen Hergang der Feyerlichkeit.

Die Wirkung der tragischen Schicksale Corinna's wird durch diesen heiteren, ja frohlockenden ersten Eintritt um so unfehlbarer. Man begleitet sie von der blühenden Fülle des edelsten Lebensgenusses an, durch alle Stufen der Leidenschaft und des daraus entsprungenen Seelenleidens hindurch, bis zu dem Erlöschen des göttlichen Funkens im Tode mit immer steigender Theilnahme.

Wie der Leser Italien fühlen muß, um ein Wesen wie Corinna zu verstehen, so konnte auf der andern Seite ein Geist von solchem Umfange, ein so allempfänglicher Sinn sich nur an großen und mannichfaltigen Gegenständen vollkommen entfalten. Hierzu war es erforderlich, und mit nichten um eine Reisebeschreibung im Roman anzubringen, daß Corinna's Gespräche aus dem engen Kreise der persönlichen Verhältnisse herausgingen, und sich über das Alterthum, die Natur, die Kunst und Poesie, endlich über alle Quellen und Richtungen des Enthusiasmus verbreiteten. Dies ist ohne Zwang und Anmaßung durch den einfachen Umstand veranlaßt, daß sie eine Neigung für einen Ausländer faßt, und durch den Wunsch bewogen, ihn zugleich an sich und an ihr Vaterland zu fesseln, seine Führerin unter den Herrlichkeiten Italiens wird.

Wir Deutschen besitzen so manche durch den Zauber der Phantasie erhöhte Darstellungen dieses Landes, wo Winkelmann das Heiligthum der Antike aufthat, wo Goethe unter südlichem und classischem Anhauch dichtete, wo Moriz liebenswürdig und sinnig ahndete und schwärmte, wo Heine ungeachtet seiner stürmischen wilden Rohheit wenigstens das vielgestaltete feurige Leben zu ergreifen wußte: daß wir schon mit großen Foderungen zu einer neuen Schilderung hinzutreten. Gerade deswegen werden die Vorzüge der hier gegebenen unter uns um so besser erkannt werden. Sie ist zugleich treu und idealistisch, eigenthümlich ohne Einseitigkeit, glänzend ohne Prunk, beredt ohne Übertreibung, und sinnreich ohne spielende Gegensätze. Nichts ist schwerfällig ausgemahlt, aber alles seelenvoll angeregt, und wie vom selbst gefällig geordnet. Eine liebevolle betrachtende Stimmung schwebt über dem Ganzen, und verschmelzt die warmen und lebhaften Farben des Gemäldes. Der Enthusiasmus, wenn er aus der feinsten geselligen Bildung unverfehrt wieder hervorgeht, gewinnt eine Ruhe, Klarheit und Mäßigung, welche seine ersten Aufwallungen nur selten haben.

Den Ruinen und Denkmälern des Alterthums, dann den Naturscenen ist unter den Schilderungen billig am meisten Raum gegönnt: denn bey diesen Gegenständen, die im Großen gesehen seyn wollen, vermögen Worte, die ein musikalischer Wiederhall des Eindrucks sind, und ihnen gleichsam ihr Geheimniß

ablocken, mehr als verkleinerte Abbildungen, durch die man sich von den Werken der Malerey und Bildhurey einigermaßen eine Vorstellung machen kann. Wie wohl Rom immer noch die Hauptstadt der Künste bleibt, so schienen uns doch bey dem Aufenthalte dort die historischen Erinnerungen und die Entrückung in die Vorzeit durch sie, wenigstens bey dem ersten Eintritt, sogar den Zug zu den großen Meisterwerken zu überwiegen. Dieser vertrauliche Umgang mit der Vergangenheit gewährt eine träumerische Luft, die mit den Einflüssen des südlichen Himmels so gut zusammenstimmt. Die Schilderung von Terracina, wo sich die glückseligen Gefilde Campaniens öffnen, athmet wirklich den berausenden Duft jener üppigen Landschaft. Weniger angenehme, ja furchtbare Gegenstände, wie die pomptinischen Sümpfe, der Vesuv in einer Lava-Ergießung, sind in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, jedoch immer mit Anmuth beschrieben, und mit grosser Gewandtheit zu mancherley Beziehungen auf die Stimmung und Lage der Personen benutzt.

Der ersten unter den bildenden Künsten, der Architektur, wird bey Gelegenheit der Peterskirche würdig gebühret. Einzelne Statuen oder Gemälde sind fast gar nicht beschrieben. Solche Beschreibungen verfehlen auch meistens den Zweck, eine angemessene Vorstellung zu erwecken, oder sie sind überflüssig, da die grossen Meisterwerke dem Gedächtniß der Freunde des Schönen durch den wirklichen Anblick oder durch Abgüsse und Kupferstiche eingeprägt sind. Wo sie erwähnt werden, da geschieht es in besonderen Beziehungen. So wird die *Madonna della Scala* zu Parina von Correggio (vielleicht die schönste, wie wohl nicht die berühmteste Hervorbringung dieses Meisters) einer der Hauptpersonen der Geschichte verglichen, einer unschuldigen Mutter, die mit ihrem Kinde davorsteht, und es wird dadurch das treffendste Bild von dieser gegeben. Zart und treffend ist die Bemerkung, Correggio sey der einzige Maler, der niedergeschlagenen Augen einen so eindringlichen Ausdruck zu geben wisse, als wären sie gen Himmel erhoben. Die Propheten und Sibyllen des Michel Angelo in der Sixtinischen Capelle erscheinen hier in der Dämmerung des Abends und Weihrauchs als schweigende Riesengebirge über den verfallenden Seufzern des *Miserere* am Charfreitage. Der allgemeine Eindruck der Antike und das Wesen der Plastik ist in der Kürze gründlich gefaßt. Bey der Malerey sind die beiden Ansichten, die rednerisch moralische, die in neueren Zeiten herrschend geworden, und die dichterisch religiöse, die ehemals galt und jetzt nur von Wenigen unter uns anerkannt wird, sehr gut in aller Stärke gegen einander gestellt, ohne gerade etwas zu entscheiden; doch giebt die Prüfung einiger der gerühmtesten Compositionen neuerer Künstler beynahe für die letztere den Ausschlag. Hinreißend ist, was über die Wirkungen der Musik ebenfalls bey Gelegenheit eines persönlichen Anlasses gesagt wird: es läßt unseres Bedünkens die beredtesten Zeiten von Rousseau hierüber weit hinter sich.

Von der italienischen Poesie ist vornehmlich in dem ersten improvisirten Gesange die Rede. Dante wird vor-

allen glorreich gepriesen. Die hier aufgestellte Ansicht dieses im vorigen Jahrhundert so mißkannten und unbegriffenen Dichters ist für Frankreich ganz neu, und eben so tief gedacht, als unnachahmlich ausgedrückt. Ein Gespräch über das italienische Theater unter Mitredenden verschiedner Nationen rügt dessen Schwächen, und würdigt einsichtsvoll die Verdienste eines Metastasio, Alfieri, Goldoni, Gozzi. Zusammen genommen mit der Schilderung, wie Corinna auf gesellschaftlichen Bühnen einmal als Julia auftritt, in Shakspeare's gleichsam nach seiner Heimath Italien zurückgeführten *Romeo und Julia*, (ein äußerst glücklicher Gedanke!) dann als *die Tochter der Luft* in einem Schauspiele mit Gesang von Gozzi nach Calderon, giebt jenes Gespräch Ausichten, wie die dramatische Kunst in Italien auf einer freyeren Bahn gedeihen könnte. Statt der verfehlten leblosen Nachahmungen der alten, oder gar der französischen Tragödie, womit man sich dort nun schon so lange plagt, sollte nach dem Beyspiele der Engländer und Spanier dem ernstesten Schauspiel romantischer Wechsel und Umfang verstattet werden. Die *Opera seria* ist einschläfernd durch die Einformigkeit ihrer Bestandtheile; der *Opera buffa* fehlt es an Bewegung und Handlung; warum schmelzt man sie nicht zu einer Mittelgattung zusammen, worin das Lustige neben dem Wunderbaren, ja Abenteuerlichen Platz fände, und wovon deutsche Componisten einige vortreffliche Beyspiele gegeben? Mögen diese geistreichen Winke in einer so vielgelesenen Schrift die etwa in Italien schlummernden dramatischen Talente zu wecken dienen!

Die gefellige Verfassung und der Geist des Volkes, von den obersten bis zu den untersten Ständen, ist mit scharfer Beobachtung aufgefaßt; aber die viel andeutenden Züge des Bildes sind im mildernden Lichte des Wohlwollens und einer Einbildungskraft, die sich in die Mitte eines fremden Daseyns zu versetzen weifs, entworfen. Nicht leicht hat irgend ein anderer Schriftsteller aufser Winkelmann, in seinen Briefen und sonst, dem Verstande und Charakter der heutigen Italiener so vollkommene Gerechtigkeit widerfahren lassen. Allein Winkelmann war einseitig und parteyisch für sein neues Vaterland; hier ist ein höherer Standpunct der Beurtheilung genommen, und auch die entstellende Rückseite nicht verhehlt. Die Darstellungen des allgemein äußern Lebens und der Volksfeste sind im höchsten Grade anschaulich und ergötzlich; man sehe z. B. die gedrängte Beschreibung des Carnavals und Pferderennens zu Rom; und wie meisterhaft ist die verschiedene Eigenthümlichkeit von Neapel und Venedig bezeichnet!

Wir müssen uns mit diesen wenigen Anführungen aus dem reichen Gehalt des Buches von dieser Seite begnügen, um auch dem in seiner Art eben so ausgezeichneten Roman unsere Aufmerksamkeit zu widmen. Der wahre Maßstab ist bey der ungeheuern Menge von Schriften, welche sich den Namen dieser Gattung anmassen; so wenig anwendbar, daß er dem größten Theil des lesenden Publicums gänzlich abhanden gekommen. Nur in Deutschland hat es neuerdings wieder verlauten wollen, daß ein Roman poe-

tisch, und insbesondere romantisch seyn müsse. Einerseits verlangen ernsthafte Männer, ein Roman solle ein nützliches Exempelnbuch seyn, und unter der Einkleidung einer Geschichte Erfahrungen aus der Wirklichkeit vortragen, welche die Jugend über das verständigste Betragen im bürgerlichen und häuslichen Leben belehren können. Andere hingegen, Leser und Leserinnen, betrachten die Romane als Legenden der Liebe, und wollen ihre Andacht an dem Vorbilde so mancher Märtyrer des Herzens nähren. Wie sich eine Neigung allmählich entspinnt, wie sie sich kund giebt, wie endlich ein Herz gewonnen wird, und was alles weiter daraus erfolgt: hierauf ist einzig ihre unerschöpfliche Neugierde bey jedem der vielen hundert Romane, die sie lesen, von neuem gerichtet; und wird ihnen nur das genügende Maß von Liebe und Leidenschaft zugetheilt, so sind sie in allen übrigen Stücken sehr nachsichtig. Sie lasen wie jene Liebende bey dem Dante:

*Noi leggiamo un giorno per diletto
Di Lancilotto, come amor lo strinse.*

Die Wahl solcher zärtlichen Herzen, denen ein grosser Dichter, der selber ihr Abgott war, irgendwo in spottendem Übermuth Schuld giebt, „ein Pfuscher vermöge sie zu rühren,“ ist dennoch der ächt poetischen Ansicht weit näher verwandt, als die Forderung der moralisirenden Kritiker. Jene verlangen wenigstens keine Nutzenanwendung, sondern überlassen sich den unmittelbaren Eindrücken. Und war es nicht immer die Darstellung eines einzigen ausschliessenden Gefühls, dessen Allgewalt sich in treuer Beharrlichkeit oder kühnem Ungestüm offenbart; was in allen Dichtungen, von Homers Gesängen an, immer die lebhafteste Theilnahme erweckte? Unter den menschlichen Gefühlen führt aber unstreitig die Liebe die unwiderstehlichsten Bezauberungen für die Erinnerung oder Vorahnung mit sich. So war es überall und zu allen Zeiten: die Liebeschwärmereyen wurden im züchtigen ritterlichen Europa eben so sehr vergöttert, als die des Medshun im wollustathmenden Orient. Wenn aber das Romantische vornehmlich aus dem Zusammenstoß eines idealischen Enthusiasmus mit der prosaischen Wirklichkeit hervorgeht, so wird die Liebe, welche alle Widersprüche der menschlichen Natur und Bestimmung in Bewegung setzt, mit Recht für die vorzugsweise romantische Leidenschaft gehalten.

Corinna ist die Geschichte einer unglücklichen Liebe, und zwar einer Liebe, die nicht bloß durch zufällige Hindernisse gestört wird, sondern wo der Keim des unglücklichen Ausganges schon im Wesen der Sache selbst liegt. Diese Sterblichkeit der schönsten Gefühle ist hier so treffend und wahr geschildert,

dass sie in traurende Betrachtung versinken muss. Corinna's Wahl ist unglücklich; nicht als ob sie auf einen unwürdigen Gegenstand fiel, sondern weil die Entgegensetzung der Charaktere, wovon man recht gut begreift, wie sie die Entleerung gegenseitiger Neigung sogar begünstigt, entweder eine frühe Trennung herbeyführen muss, oder doch keine dauernd glückliche Vereinigung hoffen lässt. Da Corinna, wiewohl keinesweges mit einer kalten fehlerlosen Vollkommenheit begabt, ausser allem übrigen Zauber, den sie besitzt, auch in ihrer Liebe durch unbefangene Hingebetheit so unendlich lebenswürdig erscheint, so war der Mann, der sie verlässt und aufopfert, freylich nicht ganz zu retten. Indessen hat die Verfasserin wunderwürdige Kunst angewandt, um ihn dennoch anziehend und seinen Wankelmuth begreiflich zu machen. Oswald, ein englischer Lord von den edelsten Eigenschaften, hat durch einen jugendlichen Fehltritt gegen seinen Vater, den er aus zarter Gewissenhaftigkeit bey sich selbst übertreibt, ein schüchternes, trübes, sich und Andern misstrauendes Wesen angenommen. Da er zuvor zu Hause und auf Reisen bloß der sittlichen und geselligen Ausbildung gelebt hat, eröffnet Corinna ihm auf einmal die Welt der Phantasie, und zieht ihn unwiderstehlich in ihren magischen Kreis. Aber Corinna hat in näheren Verhältnissen mit seinem Vaterlande und seiner Familie gestanden, als er weiß oder vermuthet, und ihre Jugengeschichte, die sie nach langem Widerstreben ihm endlich offenbart, erregt ihm Zweifel an der Möglichkeit eines häuslichen Glückes mit ihr nach seinem Sinne. Der Krieg ruft ihn nach England zurück, und hier ist vorzüglich entwickelt, wie nationale Denkart und Gewohnungen, mit einem Worte, alle die Wurzeln, woran das Daseyn pflanzenartig hängt, sich der freyen Bewegung eines begeisterten Gefühls, welches über diesen Kreis hinausgeht, widersetzen und es endlich bemeistern. Wir können die erfinderisch zusammengestellten Umstände und Zufälle, welche gegen Corinna's Liebe sich gleichsam verschwören, hier nicht einzeln angeben, ohne denjenigen unserer Leser, die das Buch noch nicht kennen, vorzugreifen, und den Reiz der Neuheit zu schwächen. Nur dieß: in Lucilen, der jungen Engländerin, die Oswald Corinnen vorzieht und zur Gattin erwählt, ist ein Bild eingezogener verschleierter Jungfräulichkeit, und strenger sittlicher Reinheit mit so zarter Anmuth umkleidet, dass es in der Sinnesart mancher Leser Corinnens hinreißenden Reizen die Wage halten mag; gar nicht nach der Weise gewöhnlicher Romandichter, die alles an ein Schofskind ihrer Phantasie verschwenden, und für die übrigen Personen nichts übrig behalten.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Göttingen, b. Dieterich: *Ausführliche mathematische Geographie.* Ein Lesebuch für die Jugend von M. Albracht Georg Walck, Prof. u. Rector des gemeinschaftlichen Gymnasiums zu Schleusingen. Dritte, vermehrte u. verbesserte Auflage. Mit 3 Kupf. 1807. X u. 394 S. 8. (20 Gr.)

Frankfurt am Mayn, b. Wilms: *Sittenlehre in Beyspielen für Burger und Landleute.* Gefammelt und zum Druck befördert von Joh. Pet. Ludw. Snell, Inspector und Pfarrer zu Dachshausen. Dritte Auflage. 1807. 1r Theil. XII u. 276 S. 2r Theil. VIII u. 264 S. 8. (1 Rthlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 J U L I U S 1 8 0 7 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS, b. Nicolle: *Corinne ou l'Italie*, par Mad. de Staël Holstein, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Corinna handelt nach einem entschiedenen Gefühl, kühn und offen im Vertrauen auf ihren hohen Genius. Oswald hingegen schwankt vom Anfange an, ohne alle Selbstständigkeit, was ihm nebst einer fast weichlichen Regsamkeit des Gefühls ein etwas unmännliches Ansehen giebt. Es ist wahr, er vernachlässigt sein Leben aus Edelmuth bey jedem Anlasse; er wagt sich, um Nothleidende aus dem Feuer oder Wasser zu retten; er wagt sich im Kriege; er wagt sich auch für Corinna bey einer tödtlichen und ansteckenden Krankheit, die sie befällt. Wir überlassen dem Gefühl der Leserinnen zu entscheiden, wie viel dies auf eine weibliche Einbildungskraft wirken mag. Corinnens Neigung ist vielleicht dadurch erklärt, aber Oswald's Werth wenig gehoben. Ihr Leben wagen Viele, aus guten, gemeinen oder schlechten und erbärmlichen Antrieben; aber ächte Männlichkeit beruht auf unerschütterlicher Treue und muthiger Unabhängigkeit der Gesinnungen. Wie unmündig erscheint Oswald oft anderen Personen gegenüber! Er lässt sich eben sowohl durch die steifen Sittenpredigten der *Lady Edgermond*, als durch die schlaue Eitelkeit der *Madame d'Arbigny* beherrschen, und besseren Entschlüssen abtrünnig machen.

Die Jugendgeschichte Corinna's schildert mit unübertrefflicher Wahrheit, wie ein strebender Geist durch die geordnete Mittelmäßigkeit seiner Umgebungen eingeengt wird, und wie aus lauter kleinen Hemmungen seiner Wirksamkeit ein unleidlicher Druck erwächst. Wer je etwas ähnliches gefühlt hat, wird es nicht ohne die innigste Theilnahme lesen.

Die nicht zahlreichen Nebencharaktere sind sämtlich nach ihrem Zweck und der Stelle, die sie einnehmen, mit großem Verstande angelegt, und mit Sorgfalt ausgeführt. Der ausgezeichnetste ist der Graf d'Erfeuil, ein französischer Emigrirter von gewandtem reichem Weltton, der sich als ein Mann von Ehre betrug, und sogar einen gewissen Edelmuth besitzt, ohne alle Tiefe des Gemüths, und bey völliger Unfähigkeit zum Enthusiasmus. In dieser Charakteristik ist eine ganze Gattung erschöpft, und dennoch sind die Züge fein, als man sie von einzelnen Originalen leicht aufzunehmen könnte.

Das Ganze der Composition ist einfach und wohl.
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

geordnet: die Theile stehen in schönen Verhältnissen zu einander. Anfangs herrscht die Phantasie, ihre farbigen Erscheinungen haben Raum sich zu entfalten, bis sie vor der steigenden Leidenschaft in den Schatten zurücktreten, und zuletzt alles sich mehr und mehr in ein einziges Gefühl der Trauer zusammenzieht. Der Knoten ist künstlich und fest geknüpft; dem Zufall ist nur selten der Eintritt verstattet, und alles so viel möglich durch innere Nothwendigkeit bestimmt. Die Katastrophe ist ergreifend. Natur und Kunst haben gewetteifert, Corinna zu schmücken; sie hat einen friedlichen Triumph des Rahmes errungen, alle ihre Kränze legt sie der Liebe zu Füßen: ihr Opfer wird verschmäht, sie muß darüber zu Grunde gehen. Ihr Schicksal erweckt die innigste Rührung ohne alle Bitterkeit. Man möchte diese Zeile Filicaja's in seinem berühmten Sonett, worin er die Unfälle Italiens beklagt, über Corinna ausrufen:

Deh fosti tu men bella, e almen più forte!

Aber die mildernden Ausföhnungen, welche vorhergehen, die Ruhe, welche ihre letzten Augenblicke umschwebt, lassen auf sie anwenden, was der Dichter von Clorindens Tode sagt:

— — — — *in questa forma*

Passa la bella donna, e parche dorma.

Eine Vergleichung zwischen den beiden Romanen der berühmten Verfasserin anzustellen, würde ein anziehendes Geschäft seyn, aber uns hier zu weit führen. Am Adel der Gesinnung, bereiten Ausdruck der Leidenschaft, rührender Kraft und Aufforderung zur Theilnahme steht *Dolphins* der *Corinna* gewiss nicht nach. Vielleicht sind nur in jener die Lagen zu gewaltsam und die Spannungen zu schmerzlich. Zwar ist auch dort schon in den Charakter der Liebenden, in *Dolphins* unvorsichtige Güte und Großmuth und *Leonce's* äußerst verletzbares Ehrgefühl, der Keim des Unglücks gelegt; doch um sie zu trennen, sind die Tücken des Zufalls, und Hinterlist und Verleumdung feindselliger Menschen vielfältig zu Hülfe genommen; was nicht ohne eine störende Einmischung von Unwillen in das Mitleiden abgehen kann. Der Gesamteindruck der *Corinna* dünkt uns harmonischer und milder. Zum Theil muß man dies wohl der bedeutenderen Stelle zuschreiben, welche die Einbildungskraft hier einnimmt, weil diese überall, wo sie sich anschmiegt, die geraden sich kreuzenden Richtungen des Verstandes in Wellenlinien abrundet, und die getrennten Bestandtheile des menschlichen Daseyns unter einander blendet. In der *Dolphins* ist nur die Phantasie

tasie des Herzens mächtig, und scheint alle übrige Phantasie verschlungen zu haben. Die in der *Corinna* gewählte erzählende Form ist unstreitig der Abfassung eines Romans in Briefen vorzuziehen. Erstlich ist sie weit gedrängter; ferner ist der durchgängige Gebrauch der Briefform vielen Unbequemlichkeiten unterworfen: die Personen sollen in ihrer jedesmaligen Lage befangen seyn, und doch muß ihnen eine damit unverträgliche Beobachtung ihrer selbst und Anderer verliehen werden, um den Leser über sie und ihre Täuschungen ins Klare zu setzen, und die Zukunft vorzubereiten. Die Erzählung hingegen darf mit einer gewissen dichterischen Allwissenheit ruhig und unparteylich auf die Mithandelnden herabschauen.

Wenn wir nicht sehr irren, so wird *Corinna* der Sinnesart der deutschen Leser noch in höherem Grade zusagen, als die früheren immer mit großer Wärme aufgenommenen und bewunderten Schriften der Frau von Staël. Recensent hatte Gelegenheit, die erste Wirkung dieses neuesten Werkes in Frankreich zu beobachten, wo es außerordentliches Glück macht, und seit dem Augenblicke der Erscheinung das Publicum auf das lebhafteste beschäftigt. Genialische Überlegenheit darf sich nur zeigen wie sie ist, um alle Versuche kalter oder eigenliebiger Persönlichkeit, die den hohen Begriff ableugnen möchte, niederzuschlagen. Indessen haben die französischen Journalisten, welche nach der Sitte sogleich in dem literarischen Anhang der politischen Blätter Bericht erstatten mußten, mit wenigen Ausnahmen, eine ziemlich belustigende Rolle dabey gespielt. Gezwungen zu loben, um nicht zu sehr gegen die öffentliche Meynung anzustoßen, und doch unfähig, den Geist des Ganzen auch nur von fern zu ahnden, hängen sie sich an Einzelheiten. Sie beschwerten sich über *metaphysique du sentiment* und Dunkelheiten, wo wir unserer Seite eine fast strahlende Klarheit finden. Dafs sie bey ihrer Unwissenheit und ihrem Mangel an Kunstsinne über den Theil des Werkes, der Italien betrifft, nichts zu sagen haben, versteht sich von selbst. Sie bleiben also bey dem Roman stehen, und sind in Verlegenheit darüber, dafs sich kein baares Resultat ergeben will: das heifst, keine triviale Sitten- oder Klugheits-Lehre, um die sich die ganze Geschichte drehte. Dafs dieselbe Person in ihren Meinungen und ihrer Handlungsweise zuweilen Recht, zuweilen Unrecht hat, ohne dafs es dem Leser ausdrücklich kund gethan wird; dafs einem zugemuthet werden kann, einen Roman so zu lesen, wie man in einen Kreis ausgezeichneter Menschen tritt, wo der scharfe Beobachter die feinsten Beziehungen wahrnimmt, während der Ungewitzte weggibt, wie er gekommen ist: das ist durchaus über ihren Horizont. Einige setzen den Grafen d'Erfeuil unwissend fort, nämlich sie beurtheilen eine ächt poetische Composition gerade so wie er, oberflächlich und nach gesellschaftlichen Conventionen. Andere, da sie in der Charakteristik des Grafen d'Erfeuil etwas unheimliches verspüren, wollen zu üblem Spiel eine gute Miene machen: sie erkennen ihn also an, und erklären ihn dreist für liebenswürdiger, gefühl-

voller, verständiger, und in alle Wege vortrefflicher, als den Engländer Oswald, ja für das eigentliche Muster eines gebildeten Mannes. Den Grafen Raymond, einen wahrhaft edlen und ritterlichen französischen Charakter, lassen sie aus guten Gründen unerwähnt. Das Ausland so günstig zu schildern, wie hier geschieht, England in Ansehung der sitzlichen und bürgerlichen Ordnung, Italien von Seiten der künstlerischen Anlagen, scheint ihnen auch ein seltsamer Eigensinn des Geistes; und bey einigen literarischen Ketzereyen, die nur leicht hingeworfen und einer oder der anderen Person in den Mund gelegt sind, trauen sie kaum ihren Augen, dafs man wagen könne, so etwas auszusprechen.

Überhaupt ist dieses Buch für ein europäisches Publicum bestimmt, und ganz dazu eingerichtet, mehrere Nationen verschiedentlich anzuregen. Die Engländer und Italiäner werden mit ihrem Antheil ohne Zweifel besser zufrieden seyn. In Italien besonders wird *Corinna* einen freudigen Enthusiasmus erwecken. Die Italiäner fühlen es mit Bitterkeit, dafs ihre Nation, die den übrigen in allem vorgeleuchtet, seit geraumer Zeit unter dem Drucke der Meinung Europa's steht. Sie sind sehr dankbar dabey, und es wirkt wohlthätig auf sie, wenn sie einer wohlwollenden und gerechteren Beurtheilung begegnen. Wir Deutschen sind nur in den Noten mit Lobe bedacht. Wenn wir anders nicht für eine unromantische oder ganz und gar unpoetische Nation zu achten sind, so möchten wir die berühmte Verfasserin erfuchen, uns das nächstmal in den Text aufzunehmen. W.

FRANKFURT a. M., b. Wilmanns: *Der gute Jüngling, gute Gatte und Vater, oder Mittel, um es zu werden.* Ein Gegenstück zu der Kunst, ein gutes Mädchen zu werden. Von Joh. Ludwig Ewald. 1804. I B. 415 S. II B. 332 S. mit kpfen. von Jury. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

Laut der Vorrede ist bereits die dritte Auflage des Handbuchs für Töchter nöthig geworden, und das gegenwärtige für Jünglinge wird hoffentlich keinen schwächeren Beyfall erndten. Die Aufschrift: Mittel, ein guter Jüngling u. s. w. zu werden, könnte glauben lassen, der Vf. wolle sich zuerst mit der Belehrung eines früheren Alters über das bevorstehende etwa bis zum Eintritt in die bürgerliche Bestimmung gerechnete Jünglingsleben beschäftigen, dann aber mit gleicher Ausführlichkeit den Jüngling auf den Stand des Gatten und Vaters vorbereiten. Hierauf beschränkte sich nicht die Absicht des Hn. E. Er hat in seiner Mittheilungsart eine glückliche Mischung getroffen. Die Vorträge passen zum Theil mehr für den angehenden Jüngling, aber auch der reifere und der Mann können mit Theilnahme zuhören, besonders wenn sie durch Wohlwollen, Sinn und Eifer für Menschenbildung dem Vf. gleichgestimmt sind. Mehrere Aufsätze aber gehen den gereiften Jüngling näher an, und geben ihm endlich das Geleit zu seinen Verhältnissen als Mann, nicht blofs in der Sphäre des Gatten und Vaters, sondern auch seiner nun entschiedenem

Bestimmung als Mitglied der Gesellschaft, wobey Hr. E. jedoch, dem Zwecke seines Buchs gemäß, nur die gebildeteren Stände ins Auge faßt; namentlich den des Officiers, des Kaufmanns, des (ästhetischen) Künstlers; auch die Vorlesung an Studierende berücksichtigt die specielle Bestimmung des Predigers und des Geschäftsmanns. Der Vf. hätte eben so für den künftigen Landwirth im Großen oder Guts Herrn, für den Arzt und dergleichen schreiben können; aber die Ausführung rechtfertigt die Wahl, und der Vf. mußte sich gewisse Grenzen setzen. Diese Belehrungen für gewisse Stände sind für Mitleser eines anderen Fachs Belehrung über dieselben, Beyträge zur Kenntniß der gesellschaftlichen Verhältnisse, beengen also nicht, sondern erweitern das Interesse des Buchs. Für das allgemeine und unmittelbare Bedürfnis der männlichen Jugend ist vornehmlich der erste Theil geschrieben; Rec. enthält sich, die einzelnen Rubriken namhaft zu machen. Die vier letzten Vorlesungen des Werks umfassen endlich die Periode der Liebe und Ehe und des Vaterlandes. Weder förmliche Abhandlungen, noch ausgeführte Reden sind die Vorträge des Vfs.; das einzelne durfte und sollte eine laxere Verbindung haben, der Styl Sprache der Conversation seyn. Stellen aus Schriftstellern und Anekdoten sind häufig eingewebt. Er sucht in mannichfaltigen Wendungen das rechte Wort zu treffen, das zu dem Verstande und Herzen des Lesers Eingang finden kann; er versteht es, in den Verhältnissen des Lebens und im Streben und im Handeln der Menschen sittliche Beziehungen aufzufassen, sittlichen Gehalt zu würdigen, seinen Gegenstand durch glückliche Analogien und Bilder zu verinnlichen; er spricht mit wohlmeinender Wärme und stellenweise mit höherem Schwung der Empfindung und des Ausdrucks. Auch den ästhetischen Sinn läßt daher die Schrift nicht unbefriedigt; nur hätte Hr. E. den Redner darin sorgfältiger nachahmen sollen, den stärksten und würdigsten Eindruck aufs Ende zu sparen; statt dessen einmal Anekdoten nach den feineren Reflexionen und edleren Bildern, die in der Seele geweckt waren, mit gemeineren Contrasten einfallen; (auch die gemahlte Moral — Rec. meint die Kupfer — ist etwas kinderbuchnüssig) und durch dramatische Einkleidung anzuziehen, ist ihm ganz misslungen; dieser Versuch zu Ende des ersten Bandes voll manirter Empfindsamkeit ist eine ächte Reliquie aus den Zeiten der Siegwarte. Einzelne Stellen sind etwas nachlässig ausgedrückt, auch wohl nachlässig gedacht; die *Raisonnements* hin und wieder schwächer. B. II, S. 1 wird im Eingange des lehrwerthen Fragments über die Unabhängigkeit unserer Handlungsart von aller Speculation des Zeitpunkts erwähnt, „wo die Wissenschaftslehre es den meisten Menschen mehr als wahrscheinlich machte, daß sie nie etwas wissen, wohl gar nie etwas lernen könnten.“ Ein Factum, welches dem Rec. völlig neu war. Wo der Vf. die Naturgemäßheit des Schaamgefühls darthun wollte, B. I S. 85 f. schien dem Rec. doch einiges minder delicat. Auch die Nase ist zu gewissen Abführungen bestimmt, ohne daß die Natur etwa den in sie geleg-

ten Geruchssinn maskiren wollte: der Vf. schwieg also besser von einer vermeinten ähnlichen Absicht a. a. O., und das feine Gefühl, das die Wangen röthet, erhält S. 86 eine so vergröbernde Bezeichnung, daß es sie darüber noch höher röthen möchte. Wenn Hr. E. in dem Aufsatze über Freundschaft, der viel Wahres und Anziehendes enthält, S. 211 sagt: „Man hat eigentlich noch keinen Freund gefunden, wenn man nicht Alles in ihm gefunden hat. Der flüchtige, oberflächliche Jüngling, der sich Vielen hingiebt, verdient keinen Einzigen Freund. Und wenn er auch als Mann von mehreren Seiten berührt werden, mehreres an mehreren auf verschiedene Art schätzen und lieben kann: diese Vielseitigkeit ist bey dem Jünglinge unnatürlich“ u. s. w.: so fürchtet Rec. eine solche Behauptung, durch die übrige Wärme des Vortrags unterstützt, könne dem Jüngling, der dem Ideal nachstreben will, zu Affectation führen. Es giebt selbst in unserer Literatur vorleuchtende Beyspiele mehrseitiger jugendlicher Verbindungen, die man dem Vf. entgegensetzen kann, er denke an *Klopstocks Ode: Wingolf*. Er hat dem Umgange des Jünglings mit Frauen eine besondere Vorlesung gewidmet; was dieser unter seines Gleichen leisten oder empfangen kann, ist hin und wieder karger berührt. Daß mehreres Einwendungen zuläßt, daß dem jugendlichen Leser nicht überall die entschiedenste Geistesuperiorität gegenübersteht, scheint kein bedeutender Nachtheil für das Ganze; er findet Stoff, zu prüfen. Das Buch regt überhaupt die intellectuellen und sittlichen Anlagen, vielfähig an, und Rec. wünscht ihm das ausgedehnteste Publicum.

LIEPZIG, b. Dyk: Bibliothek der redenden und bildenden Künste. 3 Bds. 1 St. 1807. 215 S. 8. (16 gr.)

Eine kritische Übersicht der vorzüglicheren neueren Kunstproducte von Frankfurter und einigen anderen deutschen Künstlern (S. 3.—76) macht die erste Parthie dieses Stückes aus. In derselben geschieht erstlich Anzeige von 104 Nummern des Prestelschen Kunstverlags zu Frankfurt a. M., von Joh. Th. Prestel selbst, wie auch von verschiedenen anderen Künstlern gearbeitet, unter denen der geübteste Landschaftsmaler, Zeichner und Kupferstcher, Reinermann, wohl der vorzüglichste seyn mag. Hiernächst folgt ein Verzeichniß von Blättern aus dem Verlag des Kupferstechers und Kunsthändlers J. G. Reinheimers, ebenfalls zu Frankfurt a. M., nach verschiedenen Meistern, theils eigene Arbeit von Hn. Reinheimern, theils von anderen Kupferstechern in verschiedener Manier. Dann von einigen, zum Theil neu erschienenen, colorirten Ansichten der Gegenden um Genf, Savoyischer Gletscher u. s. w., welche Hr. Joh. Ant. Link, Landschaftsmaler zu Genf, verfertigt und herausgegeben; sie werden vom Vf. den Arbeiten des Hn. Reinermann an die Seite gesetzt, und sollen „die gelungensten Ansichten dieser Gegenden seyn, die bisher erschienen sind.“ Endlich noch einige Nachrichten von dem Leben und Schicksalen des gedachten Hn. Fr. Christ. Reinermann, wie auch von vorzüglichen Ge-

mählen und Zeichnungen desselben. — Da es hier nicht darum zu thun ist, die vom VI. in seiner Übersicht angeführten Kunstwerke aufs neue zu beurtheilen, und das Ihnen ertheilte Lob nach eigenem Befinden entweder zu erweitern, oder zu bedingen, sondern die Übersicht selbst als urtheilende Schrift gehörig zu würdigen: so bemerken wir darum nur kurz, daß uns dieselbe in hohem Grade schwach und unbedeutend scheint. Das sogenannte kritische bestehn in größtentheils undeutschen und zugleich sinnlosen Lobsprüchen; auch ist der Vorschlag an die katholischen Behörden in der Schweiz, die Klöster in Lehr- und Bildungsanstalten für Jünglinge und Mädchen zu verwandeln, hier ohne Zweifel sehr am unrechten Orte. S. 49. und 51 kommen ein Paar ganz misslungene Versuche sentimentaler Aufschwünge in poetischer Prose vor. — Den übrigen Theil dieses Bändchens erfüllen Recensionen neuer, sogenannter belletristischer Producte. Obgleich solche Beurtheilungen den Haupttheil der Bibliothek ausmachen: so können wir doch hier, nach dem Zwecke dieser Blätter, nicht Recensionen über Recensionen schreiben. Die ausführlichsten betreffen *Werners Weihe der Kraft; die Aetolier*, und *Schätz's epigrammatische Anthologie*. Gegen Hn. Werner ist die Kritik der Bibliothek am schonendsten; lauter wird der Tadel gegen die *Aetolier*, am positivsten gegen die *Schätz'sche Anthologie* ausgesprochen.

— y — H.

DRESDEN, b. Arnold: *Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur*, von Adam H. Müller. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1807. 206 S. 8. (1 Thlr.)

Diese Vorlesungen sind bey ihrer ersten Erscheinung in unseren Blättern (1806. No. 261. 262) beurtheilt worden. Hier haben wir einen neuen Druck; kaum eine neue Auflage; denn das erstemal waren sie, dem Cotta'schen Morgenblatt zufolge, nur für Hn. M's Zuhörer abgedruckt worden; sie kamen also nicht in den Buchhandel, ein Umstand, der uns damals unbekannt war. — Die Vermehrung ist nicht groß. Das Programm, durch welches die Vorlesungen angekündigt wurden, ist beygelegt; es enthält aber keine Ideen, die nicht in den Vorlesungen wieder vorkämen. Aber Eins erfahren wir daraus, daß nämlich diese Vorlesungen nicht den guten Bewohnern Dresden's, sondern „den in Dresden für den gegenwärtigen Winter (1805—1806) — vereinigten Fremden“ bestimmt waren. Ob jene gar keinen Antheil nehmen sollten; etwa weil Hr. M. ihnen keinen Sinn dafür zutraute, oder warum sie diesen allein angekündigt wurden — wissen wir nicht. — Auch die Verbesserungen sind nicht bedeutend; wenigstens haben wir bey der wörtlichen Vergleichung von drey Vorlesungen nur Ein Wort bemerkt, das geändert war. — Wir dürfen hier also auf die frühere Anzeige in diesen Blättern verweisen.

Kr.

NÜRNBERG, b. Stein: *Allgemeines Journal für Technologie, Ökonomie und Fabrikwesen*. Herausgegeben von D. Carl Wilhelm Fuch, königl. bairischem Hofrath und Prof. der Chemie, Diätetik und Naturgeschichte in München. Erstes Heft. Mit 5 Kupfern. 1806. 108 S. 8. (20 Gr.)

Rec. zweifelt, daß dieses Journal ein sonderliches Glück unter den Technologen und Ökonomen machen und davon mehr als das vor ihm liegende Heft erscheinen werde, weil sein Inhalt in der That gar zu mager ist, vorzüglich was die eigenen Bemühungen des Herausgebers betrifft, obgleich er in der Vorrede ganz besonders bemerkt, daß es größtentheils ein Product seines eigenen Fleißes sey. Die Anzeige des Inhalts wird unser Urtheil rechtfertigen. *Über das Schellack, und über die Verfertigung mehrerer Arten Siegelack*. Von einem Siegelackfabrikanten. Nichts besonders: die hier gegebenen Vorschriften zum Siegelack findet man in vielen Kunstbüchern, wovon alle Messen mehrere erscheinen. Die vom Herausgeber angegebene *Braunweinblase* besteht in einen flachen, niedrigen kupfernen Kessel mit weitem Hute, und sie soll vorzüglich den Vortheil haben, mehrere Male darin abzubrennen, ohne den Hut abzunehmen zu müssen. Schwerlich wird aber diese Absicht erreicht werden, da die daran befindliche, mit einem Hahn versehene Eintragsöffnung zu eng ist, und das Gut in der Blase, ohne den Hut abzunehmen, nicht gleichförmig in der Blase vertheilt werden kann. *Bearbeitung der Runkelrüben auf Zucker, Arrak und Kaffeesurrogat*. Vom Herausgeber. Ob die Verwundung der noch im Lande stehenden Rüben den Zuckergehalt vergrößere, muß erst noch durch mehrere Erfahrung ausgemittelt werden. Der Vorrug seines Verfahrens, den Zucker daraus zu erhalten, besteht ebenfalls im Abtrocknen der Rüben, um die außer dem Zucker dabey befindlichen Theile mehr zu verhärten; doch sollen sie nicht völlig getrocknet werden, sondern nur so weit, daß sie sich noch wie Leder biegen lassen. *Fabrikmäßige Bereitung des Berlinerblaus*. Vom Herausg. Diejenigen, welche Berlinerblau und Salmiak zu gleicher Zeit bereiten, sind längst mit den hier angegebenen Handgriffen bekannt. *Wettrings Versuche, aus Flechtenarten Farbstoffe, welche der Wolle und Seide schöne Farben geben*, sind schon aus dem allgem. Journal der Chemie bekannt, und die Nachträge des H. bestehen in 22 Zeilen, wo bloß einige Flechtenarten genannt werden, womit er Versuche angestellt zu haben vorgiebt. *Safftblau aus der gemeinen Kornblume*. Die Farbe ist gar zu unbeständig. *Neues Kaffeesurrogat*. Vom Herausg. Es sind die Saurasbeeren (*Berberis vulg. L.*). Sonderbar, unter den kleinen Bemerkungen Späth's *Abhandlung über das Technologische der Käßer zu finden*: ein Aufsatz von 41 Seiten, also der stärkste im ganzen Hefte, und Rec. kann noch hinzusetzen, bey weitem der gehaltvollste.

M.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Vollständiges Gesangbuch für Freymaurer*. Zum Gebrauch der groß. Nationalmutterloge zu d. 3 Welt-

kugeln in Berlin, und aller mit ihr verbunden. Logen in Deutschland. Dritte verbess. Auflag. 1806. XII u. 378 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 J U L I U S , 1 8 0 7 .

T H E O L O G I E .

BERLIN (FRANKFURT a. M., b. Körner): Ausführliche Erklärung der sämtlichen Wundergeschichten des alten Testaments aus natürlichen Ursachen. Durchaus begleitet mit philologischen, kritischen und historischen Anmerkungen, nebst einer Abhandlung über *Wunder und Offenbarung*. Ein Gegenstück zu Ecks Erklärung der Wundergeschichten des N. T. I Theil, die in den unfaßlichen Schriften enthaltenen Wundergeschichten 1800. VIII und 231 S. II Theil, die in den Büchern Josua, der Richter, Samuels und der Könige enthaltenen Wundergeschichten. 1805. 238 S. gr. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Der ungenannte Vf. unterzeichnet sich zwar P. in Berlin, und sagt in der Vorrede zum I Theil S. VII, daß er ein Bürger des preussischen Staates sey, und unter dem Scepter eines Monarchen lebe, der Vernunft und Wahrheit schütze, und S. VI, daß ihm die reichhaltigsten Bibliotheken zu Diensten ständen; gleichwohl ist Rec. des Glaubens, daß man unter dem Vf. Niemanden anders, als einen bekannten, vielschreibenden Prediger zu suchen habe, dessen Schriften nur verglichen werden dürfen, um überall einerley Styl, Geist, Art der Vorstellung u. s. w. zu finden. Aber leider auch dieselben Merkmale der Flüchtigkeit, Eileitigkeit und Oberflächlichkeit! Die ersten, besten Proben werden unser Urtheil rechtfertigen. Die voranstehende Abhandlung „über *Wunder und übernatürliche Offenbarung*“ übergeht Rec., weil sie durchaus nicht befriedigt, zumal da die wichtigsten Schriften über diese Gegenstände nicht berücksichtigt worden sind. War hier der Ort nicht dazu, wie es S. VIII heisst, so hätte sie lieber ganz wegleiben können! — Wer sollte unter dem Titel des vorliegenden Buches eine Erklärung der *Schöpfungsgeschichte*, Genes. 1, der *ersten Menschengeschichte* K. 2. 3, der *Brudermorde* K. 4, der *Beschneidung* u. s. w. erwarten? Doch es sollten Bogen gefüllt, und deshalb eine Recapitulation des Bekannten angestellt werden! Und so mußte denn wieder beynahe jedes Kap. des A. T. in Requisition gesetzt, oder uns das nochmals erzählt werden, was wir schon aus *Hesels Bibel*, dessen *Dialogen*, *Bibel in der wahren Gestalt*, *Realexikon*, *Geist der Philosophie und Sprache der alten Welt*, *Schriftforscher* u. s. w., und aus *Scherers Bibelcommentar*, dessen *Geschichte der Israeliten*, *Weissagungen des A. T.* u. s. w. wußten. Über Genes. 1 werden uns 6 Erklärungen J. A. L. Z. 1807 Dritter Band.

von neuem ins Gedächtniß gerufen, die theils abgeschmackt, theils verkehrt aufgefaßt sind, kurz so wiedergegeben werden, daß sie sich (selbst No. 6 als die richtige) in dieser Gestalt nicht begründen lassen. Der Vf. adoptirt die dritte, wonach K. 1 eine Beschreibung enthalte, wie die durch eine Revolution zerstörte Erde wieder hergestellt werde. Tag 1 wird a) ein Hinderniß removirt, daß die Sonne wieder die Erde bescheinen konnte! b) Die Erde wird in Bewegung gesetzt! die Erde drehte sich anfangs langsam um ihre Axe, daher die *langen Tage*! (Woher dem Vf. diese sonderbare Kunde?) Tag 2 liefs Gott gewaltige Nebel in die Höhe steigen, die Wolken (ענני) bildeten! Tag 3 wurde das Wasser an einen bestimmten Ort gedrängt. Diefs bewirkten Winde und wühlende Erdbeben! Tag 4 *lehrt* Gott die Erde sich mit der gehörigen Geschwindigkeit um ihre Axe drehen! Und so gehts fort im Jahre 1800! Über Gen. II. III folgen erst einige Anmerkungen, welche z. B. folgendes enthalten: K. 2 ist ein bloßes Fragment, weil vielleicht die Rolle, auf welche ursprünglich die Erzählung niedergeschrieben, verwischt und unleserlich geworden. Das Ganze zerfällt in 7 Fragmente: a) in V. 1—3 (nach S. 30 war das ja ein Zusatz des späteren Bearbeiters!) b) in V. 4, c) in V. 5, 6, d) in V. 7—9, e) in V. 10—14, f) in V. 15—17, g) in V. 18—25. Fragm. 7 enthält den Sinn: Adam bekam eine Gattin, ganz seines Wesens und seiner Natur. Wenn *krank* Thiere vom *Lebensbaume* aßen und sich erholten, so schloß Adam daraus auf seine *medizinische Kraft*. Die Früchte des Baumes des Erkenntnisses hatten eine erhaltende, stimulirende Kraft. *Vögel* flogen auf den Giftbaum, *aßen* und — starben. Diefs war den Menschen Befehl, nicht davon zu essen. Die Schlange als (Obst?) und wird lustig!! Eva und ihr Gemahl aßen nun auch. Ein Gewitter steigt auf. Ha! Zornstimme der im Garten dahin rauschenden Gottheit! Sie wollen die Schlange anklagen, aber neue Donnerschläge setzen sie so in Furcht, daß sie stills Edens verlassen. Adam fühlte außerhalb Eden die Beschwerden der Arbeit, Eva die der Schwangerschaft u. s. w. Sie spricht über die Schlange das Urtheil aus, welches unter andern so lautet: „Nun weiß ich, warum er (Gott) deinen Körper so sonderbar bildete, daß du auf deinem Bauche kriechen mußt: du solltest nicht Bäume besteigen. Nicht Baumfrüchte, sondern was im Staub und Erde wimmelt (?), sollte deine Speise seyn!“ Zu dieser Erklärung scheint sich der Vf. zu bekennen, und nun folgt, nach diesen Anmerkungen, nicht die *Gablersche*, sondern noch die

Kantische Hypothese!! — Über K. 4, 3. ff. „Wenn Kains Feldbau mißrieth, Abels Heerden sich hingegen desto zahlreicher vermehrten, so schloß ohne Zweifel (?) Kain hieraus, daß die Gottheit sein Opfer nicht gnädig angenommen habe.“ Um Abels gesegnete Heerde zum Eigenthum zu bekommen, faßte er den Entschluß ihn zu ermorden. Doch „Kain wollte vielleicht Abel nicht todtschlagen, sondern nur prügeln. Aber Kain, der noch keinen Menschen sterben gesehen, schlug zu hart.“ Alles übrige ist Monolog. Über das *hohe Alter der Erzväter*. Bis Noah hatte man ein Zeitmaß von 6 Monden, späterhin ein längeres, dann von Pelegs Zeit an ein verdoppeltes. Über K. 5, 21 ff. Henoch starb unvermuthet und plötzlich, (?) etwa in einer Höhle. Sein Leichnam wurde nicht gefunden. Er war fromm; daher der Gedanke: Gott muß ihn zu sich genommen haben! Was bloß zu seyn scheint, drückt die Sprache der alten Welt (?) als gewiß aus. In der Erklärung der *Wasserfluth* wird der Knoten, daß K. 7, 19. 20. *Moses* sage, das Wasser sey über die höchsten Berge, also auch über den *Libanon* und *Sinai* gegangen, die er beide kannte, so gelöst: wer es denn in unseren Tagen noch wage, einen Moses für den Vf. der Urgeschichte auszugeben? Dieser Wagehülse giebt es dermalen noch viele, ohne daß sie hier wegen einer Antwort in Verlegenheit kommen. Doch der Vf. lebt in Berlin, und so ist kein Wunder, daß ihm die *allg. theol. Bibliothek*, die in Gießen herauskommt, unbekannt blieb! Vgl. B. I. v. 1798. S. 583. ff. Am Schlusse dieses Aufsatzes heist es noch S. 73: „Bisher hatte Gott seinen Bogen gespannt auf die Sterblichen, mit seinen Pfeilen sie getödtet bis auf die Familie des Noah [durch die Fluth!]. Nun hörte er auf zu strafen. Er hängt seinen Bogen auf.“ Mit der Anmerkung: „Wenn die alte Welt die Gottheit strafend vorstellen will, so giebt sie ihr, wie einem Krieger, Bogen und Pfeil. So im A. T. und auch so im *Homer*.“ Vergleichen aus Profanscribenten sind nützlich und interessant, aber gegen solche empört sich die Hermeneutik. Wollte man sie an solche Fäden anknüpfen, so könnte man leicht den ganzen *Homer* in der Bibel wieder finden. Über die *Verwirrung der Sprache* werden 5 Hypothesen nahnhaft gemacht. Unter No. 1 wird die vom *Blitze* wiederholt. Bey 4 und 5 werden ihre Urheber nicht genannt. Überhaupt läßt der Vf. das *saum cuique* sehr oft aus der Acht; nur da nicht, wo es die Hrn. *Schröter* und *Hezel* gilt. *Abrahams Entschluß nach Kanaan zu ziehen*, wird a) durch einen Traum bewirkt; b) es war freyer Voratz. Moses oder ein späterer Schriftsteller (?) kleidete die Geschichte erst in das miraculöse Gewand. Der Strahl von Licht in b) wird durch den späteren Schriftsteller wieder verdunkelt. Lauter Beweise des Mangels an Selbstständigkeit! — Um K. 13 zu erklären wird 1; ein vierfacher Traum zu Hülfe genommen. Unter No. 2 heist es: „Etwas Wahres mag wohl bey dieser Begebenheit zu Grunde liegen, allem Moses, oder der in seinem Namen schreibende spätere Schriftsteller, hat vieles hinzugesetzt.“ Es mag Wahrheit seyn, als Abraham jene 3 kleine Majestä-

ten (Kap. 14) besiegt hatte, stieg ihm der Gedanke auf, wie wenn die Feinde sich wieder sammelten“ u. s. w. Dieser Erklärung hätten erst folgende Untersuchungen voran gehen sollen: Was stammt im Kap. 13, vom A, was vom B. und was von einer späteren Hand C her? Hing ursprünglich Kap. 14 mit 13 zusammen? Ging jene Geschichte gerade vor dieser her? u. s. w. — Der *Hagar auf der Flucht* kam es a) vor, sie sähe eine ihr fremde Gestalt, kurz etwas, worunter sie sich die Gegenwart der Gottheit dachte, aber von hinten (?) vgl. V. 13 mit V. 8—11). b) Ein Reisender begegnet ihr; c) es ist Sprache des Gewissens, was ihr erscheint. *Abrahams Besuch* wird unter 1) durch *Hezels Traumhypothese* erklärt. Nach 2) waren es Betrüger, die die Sara täuschen und Sodom in Brand stecken wollten. Nach 3) trägt sich die Geschichte ganz einfach zu. Man hält die Männer für Menschen, und ihre Verheissungen für Komplimente. Man gab späterhin dieser Geschichte einen miraculösen Anstrich. Denn „das damalige Zeitalter konnte die nackte Wahrheit nicht vertragen . . . jede Geschichte mußte, wenn sie gefallen sollte, orakelhaft, mit göttlichen Erscheinungen, und täuschend erzählt werden.“ So kommt gleich wieder der Verf. von der rechten Spur ab. Über *Sodoms Untergang* werden hauptsächlich die bekannten Hypothesen aus dem *Magazin für Religionsphil.* B. 1. St. 3, u. B. 3. St. 1 wiederholt. Das, was in dem angeführten Magazin als Factum angegeben wird, hat viel einschneidendes, aber gleichwohl dürfte es sich nicht begründen lassen. So spricht der Vf. z. E. das seinem Führer nach: „die Ausleger, welche hier *וירא* vom ehelichen Beyschlaf verstehen, meinen, die Sodomiten hätten mit Lots Gästen Knabenfchänderey treiben wollen. Mir kommt doch sonderbar vor, daß sich die ganze Stadt bey Lots Hause versammelt habe (als wenn Sagen nicht immer am Umfange gewöhnen!) u. s. w. Nach meinen Gedanken haben die Ausleger Sodoms Einwohner willkürlich (?) zu äußerst lasterhaften Menschen gemacht.“ Wir verweisen den Vf. auf Richter 19, 22 ff. Um über *Isaaks Aufopferung* Licht zu verbreiten, werden wieder viele Träume in Bewegung gesetzt. Auch wird gemuthmaßet, die Stimme Genes. XXII, 11 sey wahrscheinlich (?) von einem der Sklaven Abrahams, etwa von einem Elieser, hergekommen. (Freilich die Opferungsgeschichte zeigt schon auf Alterschwäche u. s. w. hin, und so dürften ihm wohl die losen Knaben den Streich gespielt haben!!) Die Engel, Kap. 32, 1. 2, werden ebenfalls sehr leicht durch die bekannten, und sehr bewährten, Experimente beseitigt. 1) Jacob legte sich mit Sorgen nieder; er träumte, sein Gott schütze ihn — ein Heer Engel (nach den alten Gebetbüchern) stehe ihm zur Seite. 2) Die Engel waren Reisende, die ihn von den Bewegungen Esaus benachrichtigten. Und so geht das unselige, willkürliche, und aus der Luft gegriffene Hypothesenwesen in ersten Theile unaufhaltsam weiter!

Der zweite Theil ist zu unserer wahren Freude ungleich besser als der erste, und berechtigt uns zu

den gleich Anfangs berührten Erwartungen. Die Stimmung des Vfs. wird hier plötzlich, wir wissen nicht wodurch, außerordentlich poetisch. Auf der einen Seite ist das eine der schwachen Parthien dieser zweyten Sammlung, aber auf der anderen ist dieser Gedanke gerade des Verfassers Genius geworden, der ihn vor den obigen Abwegen nicht selten glücklich geschützt hat. Sein Geist ist freyer, weniger abhängig von den irreführenden Autoritäten Anderer, und seine ehemaligen, getreuen Führer bekommen sogar zu Zeiten eine wohlverdiente Correction. Dieser Theil beginnt mit Josua 1, 1—9. Um nämlich das *Sprechen Gottes* zu erklären, wird Kap. 1, 1—9 hieher gezogen oder gezwungen. Wir sollten aber denken, an der Erklärung des *Sprechens Gottes* an einem Orte hätten wir überflüssig genug. Hätte der Verf. das Beste seiner Leser vor Augen gehabt, so würde er alle die gröfseren und kleineren Abschnitte des A. T., wobey einerley Kunststücke in Bewegung gesetzt werden, neben einander gestellt haben. Josua's Leben ist neu, dem Vf. eine Epopöe, und so wird Kap. 1, 1—9 als Poesie, und sogar metrisch behandelt. Dem Rec. ward es nicht gegeben, sich zu dieser Höhe empor zu schwingen. Ob sich andere zu dem Verf. erheben können, wissen wir nicht. Er beginnt so:

„Also geschah einst:
Nach Mose Tod, Jehovas Diener,
Sprach Jehova zu Josue,
Nuns Sohn, Mose's Vertrauter:
Mose, mein Diener, ist gestorben!
So steig nun auf, geh über diesen Jordan,
Du und dies ganze Volk, in das Land,
Das ich euch gegeben, den Söhnen Israels.“

Aus Kap. 3, 16. 17:

„Also ging das Volk hinüber
Gegen Jericho.
Und die Priester, welche da trugen
Die Bundeslade Jehovas,
Stunden also im Trocknen
Mitten im Jordan;
Und ganz Israel ging trocken hindurch.“

Der Verf. läßt aber nicht mehr mit *Hezel Jerichos Mauern* durch ein Erdbeben einstürzen, sondern die Stadt im Sturm erobern. Das *Stillstehen der Sonne* Kap. 10, ist ihm kein optischer Betrug, sondern der Ausruf des feurigen Helden auf dem Schlachtfelde, der sich auf einen früheren Gesang bezieht. — *Simsons* Leben besingt der Vf. auf gleiche Weise metrisch, und zwar in solchen Versen: Kap. 43, (13), 2:

„Es war ein Mann zu Zorea
Von dem Geschlechte Dans,
Mit Namen Manoah,
Dess Weib war unfruchtbar
Und wollte nicht gebären.“

Es ist ihm ein Mythos, der in lebendiger Anschauung die Körperkraft eines Helden darstellt, die das Menschliche zu überschreiten wagt. „Vernehmen wir (wir vernehmen) nun“ wie 1 Sam. 3 poetisch gegeben wird:

„Als Samuel, noch Jüngling,
Jehova diente unter Eli, u. s. w.“

In demselben poetischen Gewande erscheinen hier die *Wunderthaten des Elia's und Elisa*. Dieser Theil endigt sich mit 2 Kön. 20.

Wir wünschen, daß der Vf. recht bald in eine solche Lage möge versetzt werden, worin er nicht mehr nöthig habe, das Bücher schreiben als Broderwerb zu treiben. G.

LEIPZIG, b. Crusius: *Versuch einer psychologischen Pastoral-Klugheitslehre* von M. Carl Friedrich Rosenhahn, Oberpfarrer in Schmiedeberg im Kurkreise. *Erster Theil*, 1804. XXX u. 346 S. gr. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Die, von der sogenannten Pastoralwissenschaft und Pastoral-Klugheit verschiedene, psychologische Pastoral-Klugheitslehre ist, nach unserm Vf. (S. 8 fg.) nichts anderes, als die auf den Wirkungskreis des Predigers angewandte Psychologie. Den Grund dazu hat (S. 20) bereits der zu früh verstorbene P. F. A. Nitsch, nur nicht tief genug, gelegt. Hr. R. war es (S. XVI) darum zu thun, „den letzten Grund zu erforschen und deutlich aus einander zu setzen, auf welchen (von Seiten der Prediger) unaufhörlich gebauet werden muß, wenn anders das schöne Gebäude der Moralität (durch ihr Zuthun) aufgeführt werden soll, wie nicht weniger, die vielen Fehler in das helleste Licht zu stellen, welche von sehr vielen Predigern begangen werden, wodurch jenes herrliche Gebäude oft untergraben, und noch öfter entstellt wird. Hat nun, sagt er (S. XVII), dieser erste Theil das Glück, freundlich aufgenommen, und für etwas mehr, als Mittelgut, gehalten zu werden; so wird es mir eine Freude seyn, den zweyten und letzten Theil, welchem auch ein Register zur Erleichterung des Nachschlagens beygefügt werden soll, längstens zur nächsten Ostermesse erscheinen zu lassen; außerdem ich mir nie beykommen lassen werde, eine Arbeit fortzusetzen, bey welcher Zeit, Mühe und Papier für verschwendet geachtet werden.“ Letzterer Meynung ist Rec. wirklich nicht; er wünscht vielmehr selbst die Erscheinung des zweyten Theils, in Hoffnung, daß dadurch bey angehenden Predigern mancher Nutzen werde gestiftet werden. Gleiche Erwartung hegt er auch von diesem 1 Theil, wiewohl er denselben nur wegen einzelner guter Rathschläge und Warnungen, nicht aber im Ganzen, empfehlen, und am wenigsten die Hauptidee des Vfs. billigen kann. Den Grund, worauf Hr. R., um die bisher sogenannte Pastoraltheologie in eine bloße, jedoch psychologische, Pastoral-Klugheitslehre zu verwandeln, bauen möchte, hat man, wie er (S. XVIII) vorgiebt, „wirklich (als solchen) gefühlt (aber noch nicht erkannt); man hat auf ihn zum Theil dunkel hingewiesen, wie *Nietzky* und *Kant* gethan haben!“ Hätte der Vf. neben *Kant's* Kritik der praktischen Vernunft auch dessen Kritik der Urtheilskraft, statt anderer Kantischen Schriften, die er gelegentlich anführt, oder auch nur dieses Philosophen Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen mit Aufmerksamkeit gelesen: so würde er hoffentlich zu der Einsicht ge-

langt seyn, dafs der, von ihm aufgespürte, Grund der Menschenbesserung durch die Pastoren un so unsicher sey, als er wiederum auf der Sinnlichkeit beruht, mit welcher doch die Geistlichen sich in keine Unterhandlung einlassen dürfen. Dieser Grund ist nämlich (S. XVII 51 fgg.) kein anderer, als das *ästhetische* Gefühl. Durch psychologisch-kluge Benutzung desselben, meint der Vf. (S. 60), würden „die Prediger im Stande seyn, ihre Zuhörer *methodisch* zu veredeln; vielleicht etwa auf ähnliche Art, wie sich der (künftige) Prediger auf Akademien zum Predigtamt bildet, und sodann würden sie sich zu einer hohen Achtung erheben. Denn dafs der Predigerstand jetzt in so geringem Ansehen stehe (S. 1 fgg.), das rühre eigentlich daher, weil es zwar eine (also im Ganzen untaugliche) Predigtmethode, aber noch immer keine *Besserungsmethodik*, keinen sicheren Plan gebe, die Menschen stufenweise und *systematisch* zu bessern. Freylich, wenn die Prediger, zumal unter obrigkeitlicher Begünstigung, einen solchen Besserungsmechanismus einführen, und diesen auch von der Kanzel handhaben könnten: so möchten sie wohl auf den Namen der Meister und geistlichen Väter (Matth. 23, 8, 9) Anspruch machen. Aber vor der, daher entstehenden, Verehrung bewahrt sie eben das Gefühl (Apostelgeschichte 14, 15), dessen Verwechslung mit dem ästhetischen unserem Verf. oft theuer genug zu stehen kommt. So ist es, mit ihm selbst zu reden, eine psychologische Sünde, wenn er S. 84 sagt: „Gemeinlich lacht man über den *kleinen* Mann. Und wie? wenn ein solcher von den Tugenden der *Großmuth*, der *Standhaftigkeit* bey Ertragung der Leiden redet, glaubt man gar nicht, dafs er ernstlich rede, weil man ihm dergleichen Tugenden gar nicht zutraut!“ Wenn es mit dem Princip des Vfs. seine Richtigkeit hätte, so müßten allerdings nur reizend in die Sinne fallende Redner die Kanzel betreten, und das Bestreben zu gefallen müßte so durchaus ihr Augenmerk seyn, dafs sie es hierin dem Schauspieler, zum wenigsten ausser dem Theater, zuvor thäten. Fast fürchten wir, Hr. R. käme hiebey sehr zu kurz. — Indessen ist es mit seiner Nachweisung des ästhetischen Grundes der Moralität, worauf der Prediger (vorläufig, nach der unlogischen Ordnung des ersten Theils, in seinen Religionsvorträgen S. 24, wie in seinem Verhalten gegen die äußerlichen Gebräuche, S. 123 gegen einzelne Gemeinlieder bey besonderen Vorfällen, S. 173 bey Vergnügungen, S. 242 gegen die weltliche Obrigkeit, S. 200) fusen soll, nur eine optische Täuschung, die sich psychologisch schon daraus erklären läßt, dafs „man auf diesen Grund (nach des Vfs. Deutung in dieser Absicht) dunkel hingewiesen hat.“ Einen anderen Grund kann Niemand legen, ausser dem, der in der moralischen Natur des Menschen gelegt ist. Dieser ist für christliche Prediger insofern allerdings J. C. als derselbe von der praktischen Vernunft ausgeht, ohne das ästhetische Gefühl einmal in Anspruch zu nehmen. Dafs der Prediger dieses nicht beleidigen dürfe, versteht sich übrigens von selbst,

wie es denn auch kaum der Erinnerung bedarf, dafs er, mit aller Pastoralklugheit, oder vielmehr Lehr- und Lebens-Weisheit, seine Zuhörer nicht besser machen, sondern ihnen nur Anleitung und Aufmunterung geben könne, dafs sie *sich*, wie aus freyen Stücken, so auch aus eigenen Mitteln, bessern.

T.

LEIPZIG, ZÜLLICHAU, FREYSTADT, b. Darnmann:
Die allgemeine Menschen-Religion. Versuch einer Entwicklung derselben, aus den ältesten christl. Urkunden. Ein Buch für gebildete Leser aus allen Religions-Partheien. 1804. 289 S. 8. (1 Thlr.)

In diesem trefflichen Buche spricht ein Mann, dem das Heiligste der Menschheit am Herzen liegt, mit Licht und Wärme über den wichtigsten Gegenstand des menschlichen Nachdenkens — über die Religion, um wo möglich die abtrünnig gewordenen wieder zu ihr zurückzuführen und das erstorbene Interesse für sie zu wecken. Das kann doch wohl nicht geleugnet werden, dafs die traurigste Indolenz gegen diese wichtige Angelegenheit immer mehr um sich greift, dafs Irreligiosität immer wüthender einreißt und dafs — wie der würdige Vf. S. 349 auch nach unserer Überzeugung mit Recht behauptet, das Sittenverderbnis zu einer fürchterlichen Höhe herangestiegen ist, und was hierbey das schlimmste ist, dafs man sich dabey noch für gesund hält, und auch wohl von Religionslehrern noch in diesem schädlichen Wahne bestärkt wird. Es wird hinreichend seyn, die Überschriften dieses interessanten Buchs anzuführen, um zur Lesung und Prüfung desselben anzulocken: Johannes der Sittenverbesserer — die neue Reichsverfassung — die Religion der Freude, die Religion der Liebe, — Herzensreinigkeit, Verwandtschaft der Seelen, der fruchtbare Boden, langsame Keimen und Wachsen, Prediger-Spiegel, der Volksfreund, die verständige Frau, der eheliche Soldat — was Jesus von Wundern hielt. Eine Kinder-Scene; gut seyn und besser werden, die verständige Antwort, Christus Religion kein Pfaffenhum, Achtung gegen öffentliche Gottesverehrung — Gott sieht aufs Herz, der Winzer und sein Sohn — Der Abschied — Beschaffenheit und Zweck der Christus-Religion — durch die christliche Gesellschaft soll die Menschheit veredelt werden — Christus berichtigt die Sittenlehre seiner Zeit — untrügliches Kennzeichen wahrer Gottesverehrer — das Haus auf dem Felsen, der Verein der Guten u. s. w. Alles aus dem Archive des Christenthums hergeleitet, entwickelt und mit den schönsten praktischen Ideen verwebt; besonders schätzbar sind die daraus abgeleiteten Resultate. Wenn nun aber die Lehren des Christenthums, nach dem Sinne Jesu und seiner Jünger aus den Urquellen rein aufgefaßt und wiedergegeben werden müssen: so möchte doch wohl das Wesentliche der Geistes-Religion zu eng begrenzt, und das Charakteristische derselben nicht durchgängig genug gezeichnet seyn.

B. G.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 J U L I U S , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

JENA, b. Cröcker: *Christ. Gotth. Hübneri, Jcti et antecess. Ienensis, Disputationum juris civilis liber primus.* — *Insunt disputationes testamentariae.* 1806. 169 S. 8. (12 Gr.)

Soll eine neue Bearbeitung der allerbekanntesten Controversen des Civilrechts so viel Interesse für sich erwecken, daß man gern sich noch einmal mit demjenigen beschäftigt, was man so oft schon und so vielfeitig dargestellt fand: so muß dieselbe nothwendig entweder durch Neuheit der Ansichten überraschen, oder wenigstens durch Annehmlichkeit des Vortrags sich empfehlen. Von dem ersten Erfordernisse kann man indess akademische Streitschriften vielleicht am ehesten dispensiren, wenn es bey denselben mehr auf Prüfung bekannter, als auf Begründung neuer Meinungen abgesehen ist. Die einzelnen in dieser Schrift enthaltenen Disputationen — eilf an der Zahl — welche Hr. Hofr. Hübner zu Erlangung einer Stelle in der juristischen Facultät zu Jena vertheidigte, sind daher zu diesem Zwecke ganz gut gewählt, da sie die bestrittensten Parthien der controversreichsten Doctrin des römischen Rechts — der Testamentslehre — enthalten. So verschieden am Umfange dieselben sind, so verschieden sind sie am Werthe; wie viel aber von beidem einer jeden zukomme, wird die hier folgende speciellere Angabe zeigen:

Cap. I. *Ad leg. 27. C. de testamentis. Sola poenitentia, quantumvis apud acta vel coram septem testibus manifestata, non infirmari testamenta, ostenditur.* — *Subjiciuntur hujus regulae exceptiones.* Offenbar der bedeutendste Aufsatz. Nach einer ausführlichen Darlegung sämtlicher bisherigen Meinungen über die Verfügung der erwähnten Gesetzstelle, erkennt der Vf. in Ansehung der Hauptentscheidung die der mehrsten neuern Schriftsteller, welche bey den Worten des Gesetzes stehen bleiben, und demnach annehmen, es reiche der Ablauf eines Jahrzehendes allein nicht hin, ein sonst gültiges Testament zu entkräften, und werde vielmehr eine solche Wirkung durch das Hinzutreten einer gegenheiligen Willenserklärung von Seiten des Testators bedingt, ebenfalls als richtig an; glaubt jedoch dieselbe gegen die Meinung seiner Vorgänger dadurch noch zu berichtigen, daß er in zwey besondern Fällen eine Ausnahme jener Regel zuküßt. Beide aber, kann Rec., den einen überhaupt nicht, den anderen wenigstens nicht als Ausnahme, für gegründet halten. Letzterer nämlich besteht nach S. 29 darin, daß der Testator seine Willensänderung durch ein *pactum hereditarium univ. fact.* erklärt.

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Dieser Fall gehört offenbar unter diejenigen, wovon die l. 27. C. *de testam.* sagt: *ipso jure prius tollitur testamentum*, da, wie Hr. Hübner selbst ausführt, universelle Erbverträge heut zu Tage den Testamenten völlig gleich geachtet werden. — Den zweyten Ausnahmefall findet sodann der Vf. (S. 21) in der Voraussetzung einer *Substitution*, welche nach der l. 1. §. 4. D. *de his, quae in test. del.* gestatten soll, daß dem directen Erben die Erbschaft *nuda voluntate* entzogen werden könne. Schon der erste Blick in das Gesetz, gab jedoch dem Rec. die Überzeugung, daß Hn. H., auch bey der sorgsamsten Überlegung, (*omnia circumspicienti et omnia periclitanti*, sagt er von sich selbst) der wahre und richtige Sinn des Gesetzes dennoch in gleichem, vielleicht in noch höherem Grade, als den von ihm erwähnten *viris doctis*, entgangen sey. Das ganze Gesetz handelt, wie auch die Überschrift des Titels schon vermuthen läßt, lediglich davon, wiefern es der Gültigkeit eines Testaments überhaupt, oder dessen einzelnen Dispositionen schade, wenn dasselbe ganz oder zum Theil zerschritten, durchgestrichen, u. s. w. ist. Bey dieser Gelegenheit kommt der Jurist auf die Frage: ob durch Auslöfchen einer einzelnen Disposition die ganze Erbschaft, oder ein Theil derselben, dem eingesetzten Erben entzogen werden könne, da sonst eine *ademptio hereditatis* nicht leicht Statt finde, und antwortet hierauf *bejahend*, weil die Erbschaft alsdann nicht *quasi adempta*, sondern *quasi nec data*, betrachtet werde. Ist dies wirklich der Inhalt jener Stelle, so hat Hr. H. darauf offenbar sehr mit Unrecht provocirt; daß es es aber sey, beweisen folgende Gründe: 1) Sowohl der §. 1 desselben Gesetzes, als die eine ähnliche Verfügung enthaltende l. 2 *cod.*, beweisen, daß hier von einer Ademption durch Ausstreichen u. s. w., mithin von einer *ohnehin unabweiselt gültigen* Aufhebungsart, die Rede sey; 2) eben diese Stellen, so wie der ganze Zusammenhang, zeigen, daß diese Ademption als *in dem Testament selbst geschehen*, vorausgesetzt, und *daher* nicht sowohl für eine *ademptio* (im juristischen Sinn), als für eine *non data*, angesehen wurde; wie dann auch 3) außer diesem Falle die sonstige Regel in den Worten: *Quoniam hereditas semel data etc.*, ausdrücklich anerkannt wird; endlich 4) ist die Erwähnung der Substitution, hier gänzlich unentscheidend, da sie nicht, wie Hr. H. glaubt, auf beide Fälle (*portio und tota hereditas*), sich bezieht, sondern ganz bestimmt nur den letztern angeht, und dabey nichts weiter sagen will, als: *ademptio totius hereditatis* setzt den Fall voraus, daß ein Substitut vorhanden sey, weil nämlich sonst durch sie das ganze Testament hinfällig würde. — Wäre:

daher auch in jener Gesetzstelle von einer blossen Revocation und deren Wirksamkeit die Rede, und wollte man auf sie eine Ausnahme der allgemeinen Regel gründen: so könnte dieselbe doch nur so gefasst werden: es gelte ein blosser Widerruf, wenn er in dem Testament selbst geschehen sey. Doch auch davon kann, wie gesagt, keine Rede seyn. — Überhaupt scheint Hr. H., der gewiss andere schätzenswerthe Kenntnisse besitzt, in der gesetzlichen Exegetik nicht sehr glücklich, wie auch seine Bemerkungen über die l. 1. §. 8. D. si tab. testam. null. ext. und. liberi (Rec. führt die vollständige Rubrik dieses Titels an, weil Hr. H. — warum wohl? — S. 18 eine und dieselbe Gesetzstelle innerhalb 4 Zeilen einmal l. 1. §. pen. D. si tab. test. null. und das andere Mal l. 1. §. 8. und. liberi allegirt) deutlich genug ergeben. Gegen Voorda zu beweisen, daß hier eine B. P. ab intestato nicht Statt finde, darauf kam es zunächst gar nicht an, indem das Gesetz allerdings von einer solchen B. P. redet. Das entscheidende Moment, wovon eine richtige Deutung jenes Gesetzes einzig abhängt, ist vielmehr dieß, daß in demselben nicht wegen der vorausgesetzten Willensänderung B. P. gegeben, sondern nur die Frage beantwortet wird: ob, wann jemand aus irgend einem sonstigen, ganz unbestimmt gelassenen, Grunde B. P. auswirkt, und dabey zwar ein Testament, aber ein durch die erklärte Willensänderung des Testators entkräftetes Testament, vorhanden war, alsdann die B. P. ab intestato oder contra tabulas zu nennen sey? — Wäre jenes erstere der Sinn des Gesetzes, so hätte die Nichtbeziehung der Worte: alia ratione, auf simple Revocation alle Wahrscheinlichkeit gegen sich; nimmt man hingegen die letztere Erklärung an, so ist die Sache völlig klar: die B. P. wird ab intestato genannt, wenn gar kein, oder ein jure civili ungültiges Testament im Mittel liegt: entscheidet also der Jurist in dem vorliegenden Falle für die B. P. ab intestato, so kann er nur solche Umstände vor Augen gehabt haben, welche ein Testament ipso jure ungültig machen; dieß ist bey den namentlich angegebenen Beyspielen auch wirklich der Fall: l. 1. §. 10 D. de B. P. sec. tabb. i. 30 C. de testament., es muß also die angehängte generelle Clausel nothwendig eben so, und zwar um so gewisser eben so verstanden werden, als das Gesetz auch nicht den geringsten Anlaß zu der Vermuthung bietet, daß der Jurist einem Umstande, dem bisher aufhebende Kraft anerkannt nicht zukam, dieselbe von Neuem beyzulegen, die Absicht gehabt habe. — Cap. II. Quibus modis testamenta fiant irrita. Et ad l. 1. §. 8. D. de bon. poss. sec. tab. Die bisherige Meinung, nach welcher testamentum irritum dasjenige ist, welches durch capitis diminutio des Testators ungültig wird, soll unrichtig, ein gesetzliches Beyspiel mit dem Begriffe der Gattung verwechselt, und test. irritum vielmehr dasjenige seyn: quod ab initio jure factum, sublata civili conditione testatoris, consistere desit. — Auch hier glaubt Rec., sich jener gewöhnlichen Meinung gegen Hn. H's. vermeinte Berichtigung annehmen zu müssen. Daß der Ausdruck: testamentum irritum oft auch in einer allgemeineren Bedeutung vorkomme, leidet keinen Zwei-

fel; aber die besten Schriftsteller behaupten auch nur, daß testam. irrita im engeren Sinn die oben bezeichneten wären. Um nun davon überzeugt zu werden, braucht man in der That nur die §§. 4—6. l. quib. mod. testam. infirm. einzusehen. Diese Stelle nämlich sagt: „Unter die Fälle, wo gültig errichtete Testamente nachher ungültig werden, gehört auch der, daß der Testator capitis diminutio erlitt. In diesem Falle wird das Testament irritum genannt. Zwar pflegt man auch die, welche rumpirt wurden, oder von Anfang nicht galten, irrita zu nennen, so wie denn auf der andern Seite auch wohl von den wegen eingetretener capitis diminutio ungültig gewordenen der Ausdruck: rupta gebraucht wird. Weit es indessen zweckmäßiger ist, einer jeden Gattung ihren eigen thümlichen Namen zu geben, unterscheidet man lieber testamenta non jure facta, und jure facta sed rupta aut irrita. Dergleichen Testamente, welche durch die capitis diminutio irrita geworden sind, dürfen jedoch nicht als plane inutilia betrachtet werden. Das veluti §. 4. cit., worauf der Vs. sich vorzüglich beruft, beweist offenbar gar nichts, da dieses Wort die wegen capitis diminutio ungültigen Testamente nicht als Beyspiel der testamenta irrita, sondern überhaupt der testament. infirmata, dargestellt werden. — Ganz richtig ist übrigens die S. 47 zur Erläuterung der l. 1. §. 8. de B. P. sec. tab. aufgestellte Bemerkung, daß die in zwiefacher Zeit erforderliche Fähigkeit bloß im juristischen Sinne (conditio civilis, non etiam naturalis) zu nehmen sey. — Cap. III. Testamentum judici per procuratorem oblatum esse injustum, probabiliter exponitur. — Die diesen Satz unterstützende S. 49 fg. vorkommende, Argumentation hat — einiger logischen Desiderien nicht zu gedenken — hauptsächlich dieses gegen sich, daß dabey Hr. H., gleich seinen Vorgängern, den richtigen Unterschied des Materiellen und bloß Formellen bey der gerichtlichen Testamentification gänzlich übersah. Das Materielle eines Testaments ist nichts anders, als der vom Testator erklärte letzte Wille; alles übrige gehört zur Form, also namentlich alle die äusseren Umstände, welche nach gesetzlicher Vorschrift die Errichtung eines Testaments begleiten. Die Wahrheit des ersteren ist bey jeder Gattung von Testamenten erforderlich, die Verschiedenheit des letzteren begründet den Unterschied des öffentlichen und Privat-Testaments. Diesem nämlich sind eine Menge Solennitäten vorgeschrieben, jenem sind sie sämlich erlassen, und bloß die öffentliche Autorität an deren Stelle gesetzt, quae „omnium testamentorum solennitatem superare videtur“ l. 19. C. de testamentis. Sobald also die Wahrheit der Testamentification —, sowohl im Allgemeinen: Wahrheit der Disposition, als insbesondere: Wahrheit der auf die vorgegangene Weise beabsichtigten Autorification —, keinem Zweifel unterworfen ist, würde es eine bloße Solennität seyn, wenn man das persönliche Erscheinen des Testators vor dem Richter erfordern wollte; eine jede Solennität aber ist ja bey dem öffentlichen Testamente erlassen. Es ist wahr, die römische Gesetzgebung ist dürftig in Betreff der öffentlichen Testamente; aber selbst die einzige Constitution, welche wir darüber haben, widerlegt sogar aus-

drücklich die Hübnerſche Meinung; oder redet ſie etwa in den Worten: *nec institutus heres pertimescat; cum oblatas preces secundum voluntatem defuncti idoneis testibus possit adprobare*,“ auch von der Voraussetzung des persönlichen Erscheinens? —

Cap. IV. *Oportetne subscriptas tabulas accipi, et si chartae vel linteae, quo involutae sunt, a testatore subscriptum sit?* — Rec. iſt mit dem Verfaſſer darin einverſtanden, daß der Name des Teſtators nur dann auf dem Umſchlage hinreicht, wenn auch die Zeugen ebendaſelbſt unterſchrieben haben, denn nur hiedurch wird der Umſchlag zum Theile des Teſtaments, ein Theil des Teſtaments aber muß nach der l. 21. C. de testam. die Stelle ſeyn, an welcher der Teſtator unterſchreibt. Ob dieſs aber vorn oder hinten im Teſtament, ob es früher oder ſpäter, als von den Zeugen, geſchehe, darauf kann nicht wohl etwas ankommen: denn hierauf ein beſonderes Gewicht legen, würde — die erweisliche Wahrheit des ganzen Teſtaments vorausgeſetzt — nur die Formalitäten vermehren heißen, welches ohne ausdrückliche geſetzliche Vorſchrift nicht angeht; an einer ſolchen Vorſchrift aber fehlt es gänzlich, da das *reliqua parte* in l. 21. cit. nicht nothwendig auf das Ende zu beziehen, und auch wegen des früheren oder ſpäteren Unterſchreibens keine diſpoſitive Norm vorhanden iſt, indem ſo wenig das erſtere aus den Worten der Maximilianſchen Conſtitution von 1512 „alsdann durch die lieben Zeugen,“ als das letztere daraus, daß nach der l. 21. cit. ſtatt des Teſtators ein octavus subscriptor adhibirt werden ſoll, gefolgert werden kann. — Cap. V. *Ad leg. 27. D. de testam., item ad §. 2. tit. de testam. rec. imp. Colon. A. C. 1512, brevis annotatio.* Die hier behandelte Streitfrage giebt der Vf. ſelbſt in folgenden Worten an: *an testium numero habendus sit tabellio, ad testamentum nuncupativum scribendum vel ad negotium, quod per scripturam testantibus est gerendum, consilio regendum, sex solum testibus vocatis, rogatus?* Die von Hn. H. angenommene bejahende Meinung leidet — ſofern nur der Notar zur Beglaubigung des Teſtirungsactes unmittelbar zugezogen worden — keinen gegründeten Einwurf, und wird durch das vorhin erwähnte Reichsgeſetz ausdrücklich, und um ſo wirkſamer entſchieden, als deſſen Diſpoſition dem römischen Rechte nicht derogirt, ſondern nur etwas darin unbeſtimmt gebliebenes erörtert. — Cap. VI. *Ultima voluntas testantis coram scriba publico nuncupata, et ab hoc scripturae suae auctoritate confirmata, sitne ex genere testamentorum scriptorum an nuncupativorum?* — Der Vf. hilft ſich mit mancherley Diſtinctionen, und läßt in den zweifelhaftesten Fällen ein *testam. mixtum* erſcheinen. Rec. kann ſich nicht entſchließen, ein ſolches anzuerkennen; nur ſchwankende Grundbegriffe erzeugen dergleichen *non entia juris*. Der ſpecifiche Unterſchied des ſchriftlichen und mündlichen Teſtaments richtet ſich lediglich danach, wie der eigentliche Act der Teſtamentserrichtung beſchaffen war, und es kommt daher bey deſſen Beſtimmung nur darauf an, ob diejenige Handlung,

mittelt deren der Teſtator ſeinen letzten Willen dem Zeugen oder dem Richter mittheilt, in einem mündlichen Vortrage, oder in der Vorlegung eines ſchriftlichen Aufſatzes beſtand. Darum ändert es die Natur des mündlichen Teſtaments nicht, wenn ſolches auch ſchriftlich verfaßt, es ändert die Natur des ſchriftlichen nicht, wenn ſolches auch mündlich vorgetragen wurde, ſobald nur in jenem Falle durch den mündlichen Vortrag, in dieſem durch das Vorlegen des ſchriftlichen Aufſatzes, die Eröffnung ſeines letzten Willens vom Teſtator beabſichtigt ward. Die aufgeworfene Frage beantwortet ſich daher ſehr natürlich durch folgende Alternative: Wenn der Gerichtſchreiber auf beſonderes Verlangen des Teſtators und alſo in deſſen Namen das Teſtament aufnimmt, und letzterer ſolches in der hierdurch erhaltenen Form dem Richter zuſtellt, ſo iſt es ohne allen Zweifel ein ſchriftliches Teſtament; handelte hingegen der Schreiber in Auftrag des Richters und als Organ von dieſem, an den der Teſtator den Vortrag ſeines letzten Willens unmittelbar richtete, ſo iſt hier ein mündliches Teſtament vorhanden. In jenem Falle wird es daher nöthig ſeyn, daß der Richter über den Empfang des Teſtaments eine beſondere Regiſtratur aufſetze, in dieſem nur, daß er durch Autoriſirung des Aufſatzes deſſen Über-einstimmung mit dem angehörtten Vortrage bezeuge. — Cap. VII. *Ad locum de personis incertis ex testamenti heredibus praetermissa observatio.* An einer Stelle der Institutionen, wo von der nach älterem röm. Rechte unſtatthaften Einſetzung ungewiſſer Perſonen, und inſonderheit eines *posthumus alienus*, die Rede iſt (§. 27 de legatis), erwähnt Juſtinian einer Conſtitution des Codex, wodurch dieſs abgeändert ſeyn ſoll; eben dieſer Conſtitution gedenkt l. un. C. de incert. pers., ſie ſelbſt iſt verloren gegangen; es fragt ſich daher nunmehr: inwiefern iſt dadurch das ältere Recht abgeändert, und bezieht ſich dieſe Abänderung auf die Einſetzung einer jeden ungewiſſen Perſon, oder bloß des *posthumus*? In Anſehung des letzteren Puncts zieht Hr. H. die ausgedehntere Interpretation vor, auch beſtätigt dieſe der Gegenſatz in jener Stelle: „*tutor autem nec per nostram constitutionem incertus dari debet.*“ Der erſtere Punct hingegen möchte durch die von Hn. H. geſammelten einzelnen Beiſpiele nicht erledigt ſeyn. Da die neuere Conſtitution einmal fehlt, und, wie Hr. H. richtig bemerkt, die Verordnung des alten Rechts dadurch nicht ganz abgeſchafft, nur modificirt (*emendatione* — *medemur*) ſeyn ſoll: ſo können wir uns nur an negative Beſtimmungen halten, d. h. nur diejenigen Fälle angeben, worauf die Emendation nicht gehen kann, und da möchte bloß dieſs als allgemeine Regel gelten können, daß in allen Fällen, wo noch ein anderer Grund, als die bloße Ungewiſſheit, dem Erwerb des zugeſprochenen Erbtheils entgegenſteht, es da bey jener Verordnung bleibt, wie z. B. wenn der *incertus*, nicht anders, als *turpiter*, *certus* werden, oder auch, nachdem er dieſs geworden, nicht anders, als *turpiter*, Erbe ſeyn könnte. — Cap. VIII. *Quo jure sustineatur servi proprii institutio, et cur olim servus proprius non aliter recte, nisi*

cum libertate, institui potuerit? Die Verschiedenheit der Fälle, wo ein eigener und wo ein fremder Sklave eingesetzt wurde, ist ganz gut ausgeführt; doch hätte der Vf. noch die Ursache angeben sollen, weshalb die unter den Zweifelsgründen erwähnte catonische Regel hier nicht anwendbar ist. — Cap. IX. *Qui sint necessarii successores et quot sint eorum genera.* Der Vf. nimmt drey Classen solcher Personen an, welche einem Erblasser auch gegen dessen Willen succediren, nämlich 1) solche, die von demselben auf keine Weise ausgeschlossen werden können, dagegen aber auf förmliche Einsetzung oder sonstige ausdrückliche Zuwendung eines gewissen Erbtheils keinen Anspruch machen können; wohin Hr. H. den *impubes arrogatus* in Ansehung der ihm gebührenden Quart, desgleichen arme Ehegatten, denen nach römischen oder deutschen Rechten eine gewisse Portion von dem Vermögen des Erblassers zukommt, so wie auch die, welche nach sächsischem Rechte die Gerade erhalten, rechnet; sodann 2) solche, denen ihr der Regel nach nothwendiges Successionsrecht unter gewissen Voraussetzungen entzogen werden kann, und von welchen a) einige förmlich zu Erben eingesetzt oder enterbt werden müssen: *heredes necessarii*, wozu namentlich alle Ascendenten und Descendenten gehören; hingegen b) anderen auch ohne alle Förmlichkeit der ihnen gesetzlich versicherte Erbtheil gegeben oder entzogen werden kann: *successores necessarii*, welches namentlich bey den Geschwistern der Fall ist. — In der Hauptsache stimmt Rec. mit Hr. H. durchgehends überein; doch hätte die bemerkenswerthe Verschiedenheit der Notherben (im allgemeinsten Sinne), das nämlich einige derselben unbedingt, andere (z. B. Geschwister) nur unter Voraussetzung gewisser besonderer Umstände, ein nothwendiges Successionsrecht haben, nicht gänzlich unerwähnt bleiben sollen. — Cap. X. *De institutione heredis sub modo.* Nicht sehr bedeutend, übrigens ganz gut ausgeführt. — Cap. XI. *Exponitur discrimen hereditatis pacto hereditario et testamento aut lege delatae.* Wären die hier mit vieler Vollständigkeit aufgezählten Verschiedenheiten der beiden Successionsartungen, anstatt daß sie einzeln an einander gereiht sind, auf gewisse allgemeinere Principien zurückgeführt, und diesen subsumirt, auch hie und da gründlicher motivirt worden: so verdiente dieser Aufsatz als der vorzüglichste ausgezeichnet zu werden. — Nach des Rec. Überzeugung beruht das Abweichende der deutschen Vertrags- und römischen Testaments-Erbfolge (die gesetzliche kann hier eigentlich gar nicht in Betracht kommen) lediglich darauf, daß, außer den Verschiedenheiten, welche durch die natürliche Eigenheit eines Vertrags oder Testaments begründet werden, bey der Vertragserbfolge alles dasjenige wegfällt, was bloß als Subtilität der römischen Gesetzgebung zu betrachten ist. Dahin aber gehören sämtliche Vorschriften und Bestimmungen, welche mit den Gerechtsamen auf das Vermögen des zu Beerbenden in keiner unmittelbaren Verbindungsstet, mithin nicht bloß alle äußeren Solennien des eigentlichen Testaments, sondern nicht weniger auch die bey der Erbinsetzung selbst zu beobachtenden Formalitäten.

Es würden daher, aus diesem Gesichtspuncte angesehen, jene Verschiedenheiten sich sehr schicklich unter drey Rubriken bringen lassen. Eine solche Separation hat jedoch Hr. H. nicht vorgenommen, er sagt nur im Allgemeinen: *quidquid jure civili cautum legitur super hereditatibus testamentariis et legitimis, similiter obtinere in promissis, eamque regulam esse perpetuam, nec nisi vel testamentorum vel conventionum natura et indoles refragetur, deferendam*; und läßt dann die einzelnen Verschiedenheiten in ziemlich willkürlicher Ordnung folgen. Diese sämmtlich einer speciellen Beurtheilung zu unterwerfen, würde den Rec. zu weit führen; er begnügt sich daher, nur diejenigen Behauptungen, welche ihm besonders aufgefallen sind, mit kurzen Anmerkungen zu begleiten. So ist es 1) zum wenigsten für Rec. ein unauflösbares Problem, wie der S. 137 und 143 Not. 7 vorgetragene Satz, daß bey der Vertragserbfolge ein *jus accrescendi* auch in den beiden Fällen statt finde, *ubi pluribus hereditatis stipulatoribus, aut universis universa hereditas eodem tempore, licet non singulis in solidum, aut ita, ut alii cum parte, alii sine parte vocarentur, promissa fuit*, mit den allgemeinen Grundsätzen über den Erwerb von Vertragsrechten, welche doch einzig hier entscheiden, wie insonderheit mit der l. 11. §. 1. *D. de duob. reis* in Übereinstimmung gebracht werden könne. Eben so möchte 2) gegen den Satz, daß *filiifamilias, prodigi, furdi, lingua vel scriptura voluntatem exponendi nescii, ob crimen famosum damnati, incesto matrimonio polluti etc.*, obgleich die Testamentation ihnen nicht gestattet ist, doch durch Erbverträge über ihr Vermögen disponiren können (S. 138), in mehrfacher Hinsicht noch gar Manches zu erinnern seyn. Hiernächst 3) hätte die sehr wichtige Rechtsfrage: inwiefern *heredes necessarii* gegen einen sie beeinträchtigenden Erbvertrag sich der gegen ein nachtheiliges Testament ihnen zustehenden Rechtsmittel bedienen können (S. 150. fgg.), wohl eine gründlichere Bearbeitung, so wie die hier gar nicht erwähnte Dissertation von Mayer: *an et quatenus princ. jur. Rom. de success. necessariis ad pacta successoria applicari possint?* Götz. 1805 ohne specielle Rücksicht verdient. Daß sodann 4) der *successor pactitius* sogleich nach der Delation Erbwerde, *sive velit, sive nolit, cessante facultate deliberandi et repudiandi* (S. 156), und dennoch durch das *beneficium inventarii* sich gegen das Übermaß der die Erbschaft beschwerenden Schulden decken könne (S. 168), dürfte sich mit Consequenz nicht wohl behaupten lassen; auch gleichergestalt 5) die *unbedingte* Gültigkeit captatorischer Erbverträge, da in ihnen unter gewissen Umständen eine unzulässige Beschränkung der Willensfreyheit enthalten seyn kann, schwer zu vertheidigen seyn.

Schließlich muß Rec. sich noch dagegen verwarren, daß, wenn er etwa hie und da des Vfs. Meinung nicht ganz getroffen haben sollte, er deshalb eines Mangels an Aufmerksamkeit nicht beschuldigt werde, da auch deren höchster Grad oft nicht zureicht, um aus den Verschränkungen einer so überkünstelten und schwer verständlichen Schreibart mit Klarheit die Begriffe aufzufassen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 6 JULIUS 1807.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Reinicke: *Versuche in der Arzneykunde. Erster Theil über Katarrhe*, von Dr. D. J. Friedländer. 1804. VIII und 165 S. Zweyter Theil über die Perspiration; nebst den Aphorismen des Sanctorius und Keill's und einem Modell zu einer compendiösen *statica medica*. 1804. XII und 300 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der erste Theil enthält eine Monographie der Katarrhe. In der vorausgeschickten Einleitung entwickelt der Vf. zur Begründung und besseren Verständlichkeit seiner Theorie über diese Krankheitsform seine Begriffe von Schärfe und vermehrter Absonderung. Was ist Schärfe? Dieser Frage wird eine andere: giebt es eine Schärfe? vorausgeschickt. Der Vf. gesteht zwar, daß das Wort Schärfe häufig ein Schlupfwinkel der Unwissenheit der Ärzte war, und noch ist, bekennt aber zugleich, daß er die Realität der Schärfe nicht leugne. „Denn“, sagt er S. 2, der Gedanke scheint sich selbst dem Verstande darzubieten, wenn man Menschen an einem Übel, das nicht allgemeine Krankheit ist, und dessen Natur sich nicht einsehen läßt, leiden sieht. Stärker wird dieser Gedanke, wenn man die Übel von unbekannter Natur so mannichfaltig erblickt; wenn man Gicht, Rheuma, Skrofeln, Luftseuche, Skorbut u. s. w. neben und aufeinander sieht; ja er fängt an mehr als Gedanke zu seyn, wenn man so mancherley Übel, auf einer sogenannten kritischen oder unkritischen Ausleerung, den Sinnen bemerkbar entschlüpfen sieht.“ — Also jede Krankheit, deren Natur wir nicht einsehen, ist von einer Schärfe entstanden? Sich aber die Entstehung einer Krankheit so zu erklären, ist dieses etwas anders, als ein Schlupfwinkel der Unwissenheit? Nicht zu gedenken, daß die oben genannten Krankheiten bestimmte Krankheitsformen sind, über deren Natur die Ärzte neuerer Zeiten doch manches Befriedigende gesagt haben. Und endlich, wie läßt sich dadurch das Daseyn der Schärfe beweisen, daß so manche Krankheiten auf vorhergegangene Ausleerungen gehoben werden? Was käme da nicht alles unter die Rubrik von Schärfe? Nachdem nun der Vf. das Bekenntniß abgelegt hat, daß er an Schärfe glaube; so fragt er: was ist sie? Antwort: Schärfe ist specifische Verderbnis irgend eines thierischen Saftes, der dadurch das Vermögen erlangt, auf den Körper zu wirken. Diese Verderbnis entsteht vermöge der chemisch-animalischen Operationen, welche beständig in der Maschine

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

vorgehen. Ist einmal ein Atom von Schärfe entstanden, so bringt es durch das den Säften inwohnende Assimilationsvermögen mehrere hervor, die, wenn sie nicht bald weggeschafft werden, ein Aggregat ausmachen, das die festen Theile zu reizen vermögend wird. An der Entstehung einer Schärfe haben die festen Theile den grössten Antheil u. s. w. — Rec. kann hier nur im Allgemeinen andeuten, was er von Schärfe hält. Es war ihm stets widrig zuzusehen, wie der grösste Theil der Ärzte noch immer die Tonne, welche ihnen der alte Sylvius in den Weg geworfen hat, mühsam herumwälzen. In das System dieses Schöpfers der chemischen Theorie paßte seine *acrimonia* allerdings, und war consequent; aber inconsequent ist es nun, sein System als veraltet bey Seite zu legen, aber doch noch seine *acrimonia*, die außer Verbindung mit diesem System weder etwas erklärt, noch erklärt wird, beizubehalten, und sie nach den medicinischen Systemen und Theorien, welche gerade an der Tagsordnung sind, modisch aufzutupzen. Trotz der Mühe, welche sich der Vf., so wie andere achtungswerthe Ärzte, gegeben hat, einen deutlichen Begriff von dem Wort Schärfe aufzustellen, bleibt doch noch immer die Frage unbeantwortet: Was ist Schärfe? — Denn Verderbnis irgend eines thierischen Saftes — die Formen des Verderbnisses desselben mögen mehrere, oder nach unserm Vf. eine einzige seyn — ist Verderbnis dieses Saftes, d. h. Abweichung von seiner normalen Mischung und Beschaffenheit, und sonst nichts weiter. Daß solche verdorbene Säfte eine schädliche Wirkung auf den belebten Organismus äußern, und eine Abweichung von seinem Normalzustand, d. h. Krankheiten hervorbringen müssen, leidet freylich keinen Widerspruch; aber sie werden keine specifisch bestimmten Krankheitsformen bewirken, sondern es wird immer ein Verhältniß zwischen Ursache und Wirkung Statt finden. Pocken-Luftseuche-Gift u. s. w. bringen freylich specifisch bestimmte Krankheitsformen hervor; allein diese Gifte sind Miasmen, und können nicht, wie der Vf. thut, zu den Schärfen gezählt werden. Und endlich Gicht, Skrofeln, Skorbut u. s. w., deren Entstehung man am gewöhnlichsten von einer specifischen Schärfe abzuleiten pflegt, sind eigene Krankheitsformen, wo die festen Theile zuerst leiden, und erst durch sie ein Verderbnis in den Säften, und die nachfolgenden Erscheinungen, als Gichtknoten, skrofulöse Drüsen u. s. w. entstehen: diese sind also nichts anders als Folgen dieser Krankheiten.

Im zweyten Abschnitt dieser Einleitung wird von
E

der vermehrten Absonderung gehandelt. Nach der Vorstellung des Vfs. werden die abzufondernden Säfte, deren Stoffe schon in dem Blut vorhanden sind, durch Wohlanziehung der absondernden Organe aus demselben geschieden und in diese aufgenommen. Ihre vollkommene Ausbildung erhalten sie durch ihren Aufenthalt in den Organen; durch die Wärme, durch die Wirkung der einsaugenden Gefäße und besonders durch die Assimilationskraft der schon in ihnen vorhandenen abgesonderten Säfte. Natürliche Absonderung erfordert den gesunden Zustand ihrer Organe. Wird dieser Zustand durch schädliche Einwirkungen gestört: so werden auch die Absonderungen selbst gestört, und erfolgen von dem Normalzustand abweichend. Die Gefäße dieser Werkzeuge sind dreyfach: zuführende, abführende und aussondernde. Befindet sich ein System dieser Gefäße in einem erhöhten reizbaren Zustand, so wird, wenn eine reizende Potenz auf dieselben wirkt, ein Krampf oder eine stärkere Zusammenziehung in diesen Gefäßen entstehen. Befällt nun dieser Krampf die zurückführenden, oder auch einsaugenden Gefäße: so muß vermehrte, und folglich auch veränderte Absonderung das Resultat seyn. Der Grund des anomalen Products der Absonderung liegt in veränderter Einsaugung. Denn wenn die Einsaugung in einem Organe gehindert, oder völlig aufgehoben ist: so bleiben mehrere Säfte, die sonst durch die ausführenden Gefäße abgeführt werden, im Organe, verweilen kürzer oder länger, dehnen die Gefäße aus, und sind mit Stoffen überfetzt, welche die gestörte Assimilationskraft nicht überwältigen kann. — Der Vf. ist bescheiden genug, seine Theorie nicht als einzig wahr und richtig auszugeben, und scheint es zu fühlen, daß sie manchen Einwurf leidet.

Hierauf kommt er auf seinen eigentlichen Gegenstand. I. Was ist Katarrh? — Katarrh ist weder eine Phlegmasie, noch eine febrilische Krankheit; denn wahre Entzündung findet nur in den Blutgefäßen, nicht in den Schleimhäuten und den Schleimorganen statt, und wenn mit dem Katarrh ein Fieber verbunden ist, so ist dieses bloß zufällig; sondern Katarrh ist ein durch verhinderte Einsaugung vermehrter Abgang des Absonderungsstoffs der Schleimhaut. II. Aetiologie der Katarrhe. Dieser Abschnitt ist der ausführlichste und dem Vf. am besten gerathen. Es wäre allerdings ein Gewinn für die Heilkunde, wenn wir viele Monographien von Krankheiten befäßen, wo die Aetiologie so gut abgehandelt, und die Meinungen anderer Schriftsteller so sorgfältig geprüft wären, als in dieser. — Die nächste Ursache der Katarrhe ist Krampf in den Anfängen der rückführenden Gefäße der Schleimorgane, welches aus dem oft so plötzlichen Entstehen der Katarrhe, und aus dem öfters wieder so schnellen Verschwinden derselben erwiesen wird. Gehemmte Perspiration wird mit Unrecht unter die Ursachen, welche Katarrhe erzeugen, gezählt. Denn 1) kann sie nicht unmittelbar schaden, weil die Organe der Perspiration mit denen des Schleims in keiner unmittelbaren Verbindung stehen. 2) Der Perspirationsstoff hat keine Schärfe, er besteht nach dem Versuchen der

vorzüglichsten Naturforscher aus denselben Stoffen, welche durch das Athembolen ausgestoßen werden, und erregt keinen vermehrten Säftezufluß. 3) Die Perspirationsmaterie kann ohne Nachtheil zurückgehalten werden, und ersetzt sich durch andere Ausseerungen. 4) Wenn gehemmte Perspiration die Ursache der Katarrhe wäre, so müßte die diaphoretische Kurmethode die einzige und sichere seyn; allein das öftere Fehlschlagen dieser Methode lehrt gerade das Gegentheil; und 5) müßte sodann die Anwendung der Monetafchen Methode schädlich seyn, was sie doch nach dem Urtheile und den Erfahrungen berühmter Ärzte nicht ist. Endlich 6) entstehen öfters Katarrhe ohne Wahrscheinlichkeit einer gehemmten Perspiration, was sich durch mehrfache Erfahrungen beweisen läßt. — *Giebt es einen eignen Stoff in der Luft, der Katarrhe erzeugt?* Nach den Beobachtungen und Gründen mehrerer berühmter Ärzte scheint zwar das Daseyn eines solchen Contagiums fast mehr als wahrscheinlich; jedoch, wenn man wiederum die Beobachtungen anderer achtungswerthen Ärzte, z. B. die eines Huxham, Grant und Sydenham berücksichtigt, wenn man erwägt, daß zur Zeit einer herrschenden Katarrhepidemie andere Zufälle erscheinen, die ganz verschieden von denen eines Katarrhs sind, und doch nur dem Einfluß der Constitution zugeschrieben werden können; wenn man endlich überlegt, daß eine Epidemie von der anderen so sehr abweicht: so schwächt dieses alles sehr die Meinung von einem besonderen Ansteckungsstoff. — *Ist bloß Wechsel der Witterung Ursache der Katarrhe?* Da die Meinungen der Ärzte hierüber getheilt sind, so hat der Vf. mit lobenswürdigem Fleiße die Witterungszustände, welche den bekanntesten Katarrhepidemien des vorigen Jahrhunderts vorausgegangen sind, zusammengestellt. Das Resultat hiervon ist: daß in allen diesen Epidemien der Wechsel der Witterung nicht sonderlich auffallend war. Mehr als wahrscheinlich ist es hingegen, daß im Wechsel der Jahreszeiten Luftveränderungen erzeugt werden, welche auf die Kräfte des thierischen Körpers einen Einfluß haben, und folglich, wie andere Krankheiten, so auch Katarrhe erzeugen können. Die Form der Krankheit, welche durch einen solchen Einfluß hervorgebracht wird, hängt aber stets von der Disposition des Körpers ab. — Prädisponirende Ursache zu Katarrhen ist Schwäche und dadurch erhöhte Reizbarkeit der Schleimorgane. — III. Prognosis. Der Schnupfen ist selten gefährlich, aber desto mehr sein gewöhnlicher Gefährte, der Husten, welcher öfters in eine Schleimlungenfucht übergeht. Die Ursache des Hustens ist, nach dem Vf., eine verhinderte Einsaugung in den Schleimorganen der Lungen, deren Folge vermehrte Absonderung ist. Der in größerer Masse in den Bronchiis abgesonderte Schleim macht daselbst eine Reizung, und diese erzeugt den Husten. Wird das Gleichgewicht der Kräfte in den verschiedenen Theilen des Organs wieder hergestellt, läßt der Krampf nach, erfolgt wieder Resorption, so wird nach und nach der Auswurf nebst dem Husten verschwinden; geschieht aber dieses nicht, so dauert

das Hinderniß der Resorption fort. Kommt nun endlich das Fieber hinzu, so ist es mit dem Leben des Kranken zu Ende. Dieses Fieber, so wie die vermehrte Absonderung des Schleims, scheint eine Krankheit der festen Theile, besonders des Nervensystems zu seyn. — IV. *Heilverfahren*. Der Vf. beschränkt sich bloß auf die Heilung der Katarrhe in ihrem einfachsten Zustand. Die Indicationen gehen hiebey dahin: 1) den Krampf in den resorbirenden Gefäßen zu heben; 2) die unordentlichen Bewegungen der Lebenskraft in ihr voriges Geleis zu bringen; und 3) alle Vereinigungsorgane in Thätigkeit zu erhalten. Als Hauptmittel, welches ihm fast nie fehlgeschlagen hat, empfiehlt er ein Pulver, welches aus einem etwas seltsamen Gemische, nämlich aus *Opii pur. Herm. min. aa gr. iv. Nitri pur. Scrup. ij. Sal. amoniac. Scrup. iv. und Arcan. duplic. Drach. ij* besteht, und wovon alle 3 — 4 Stunden ein mittelmäßiger Kaffeelöffel genommen wird. Der Vf. gesteht dem Mohnsaft die mehrste Wirksamkeit zu, und theilt bey dieser Gelegenheit seine Hypothese über die Wirkungsart dieses Heilmittels und sodann eine andere von der Wirkung der *Expectorantia* mit, welche beide Hypothesen aber, nach des Rec. Urtheil, wenig Aufklärung gewähren.

Der Gegenstand des 2ten Theiles ist die *Perspiration*. Die erste Hälfte desselben enthält die Lehre der Perspiration, oder eigentlicher, eine Geschichte derselben, und die zweyte nimmt die Übersetzungen der Aphorismen von Sanctorius und Keil ein. In der Einleitung trägt der Vf. *einige Gedanken über Einsaugung* vor, welche zur besseren Verständlichkeit der Abhandlung selbst dienen sollen. Es ist ausgemacht, und aus Erfahrung bestätigt, daß der menschliche Körper das Vermögen besitze, mit seiner Oberfläche Theilchen aufzunehmen, und sie in den Säften zu verbreiten. Es ist wahrscheinlich, daß derselbe im gesunden Zustande freywillig luftförmige Stoffe aus der Atmosphäre einsauge, aber völlig unerwiesen, ob auch wässerige Stoffe, die eigentlich ins Gewicht fallen. Im kranken Zustande hingegen saugt der Körper Feuchtigkeit in sich, und dieß nennt der Verf. *erzwungene Einsaugung*. Ob dieß auch im gesunden Zustande durch *freywillige Einsaugung* geschieht, ist noch unerwiesen, und hierüber kann die *Statica medica* Aufschluß geben. Zu Versuchen mit derselben scheint der kranke Körper der passendste zu seyn, weil mehrere Tage ohne Nahrungsmittel lebt; nur wenig Ersatz des Abgangs erfolgt, und der tägliche Verlust auf Rechnung der Perspiration kommt. Nach unserer bisherigen Kenntniß von der Einrichtung der thierischen Ökonomie scheint es weder nothwendig noch vortheilhaft zu seyn, daß der gesunde Mensch Feuchtigkeit aus der Luft einsauge. Was Haller und andere hierüber gelehrt haben, wird widerlegt. Auch die Einsaugung im Bade sey noch ganz und gar nicht erwiesen, und die auf Versuche sich gründenden Behauptungen eines Seguin machen diese zweifelhafte Sache nur noch ungewisser. Nur mit Genauigkeit und Wahrheitsliebe angestellte Versuche können über diese Dunkelheit gehöriges Licht verbreiten. Um zu

diesem Zweck zu gelangen, muß man Gesunde und Kranke, und beide unter allen Umständen mit Leichtigkeit und ohne Zeitaufwand den Versuchen aussetzen können. Solche Vortheile können aber nur Spitäler gewähren. Der Vf. theilt nun seine Vorschläge mit, wie diese Versuche am besten anzustellen seyn möchten, und liefert auf der beygefügten Kupfertafel das Modell einer solchen medicinischen Wage, welche nach den Einsichten des Rec. sehr zweckmäßig zu seyn scheint.

I Abschnitt. Literaturgeschichte der Perspiration. Was man vor Sanctorius wußte, war äußerst wenig, dieser ist der Vater der Perspirationslehre, und der erste Statiker. Der Vf. führt nun die sämtlichen Statiker von Sanctorius bis auf Abernethy in chronologischer Ordnung auf, und fügt kurze Notizen von ihren Schriften und ihren Lebensumständen bey. — *II. Geschichte der Perspiration.* Von dem Organe der Perspiration. Da der Körper perspirirt und einsaugt, so muß er dazu Organe haben. Diese Organe müssen Gefäße, und zwar verschiedene Gefäße seyn, denn einsaugen und perspiriren können dieselben Gefäße nicht. Da aber weder das anatomische Messer noch die besten Mikroskope bisher noch Gewißheit über die Organe der Perspiration gegeben haben: so herrscht hierüber noch große Dunkelheit. Nun werden die Meinungen der Physiologen und Statiker über diese Materie angeführt und geprüft, ohne jedoch etwas darüber zu entscheiden. Auf die nämliche Weise verfährt der Vf. auch in den folgenden Kapiteln, in welchem er über den Stoff der Perspiration, von der Menge, und dem Nutzen und Schaden derselben handelt. *III. Aphorismen des Sanctorius und Keil, nebst Anmerkungen.* Die Übersetzung dieser Aphorismen ist, so weit sie Rec. mit dem Original verglichen hat, getreu und durchaus gut gerathen; die Anmerkungen aber sind größtentheils wenig erheblich. S. M.

NÜRNBERG, b. Stein: *Pharmacopoea borussica oder Preussische Pharmacopoe.* Aus dem Lateinischen übersetzt und mit Anmerkungen und Zusätzen versehen von D. Carl Wilhelm Fuch, Prof. der Medicin und Chemie zu Altdorf. 1805. 378 S. gr. 4. Nebst angehängter Arzneytaxe. 18 S. (3 Thlr.)

Die neue preussische Pharmacopoe ist unstreitig einer der zweckmäßigsten und schon längst mitgebührendem Beyfalle aufgenommen worden. Hr. Prof. Fuch glaubte, daß eine Übersetzung derselben nothwendig sey, weil die mehresten Apothekergehülfen und Lehrlinge kaum so viel Latein verstünden, um eine Arzneyformel übersetzen zu können. Die Übersetzung selbst ist sehr brauchbar, weil sie einen vortreflichen Commentar des Originals abgiebt, und eine Menge gründlicher und belehrender Bemerkungen enthält. So beschreibt der Übersetzer in Anmerkungen die rohen Arzneymittel nicht nur genauer und ausführlicher als es im Original geschehen ist, sondern bemüht sich auch, vorzüglich diejenigen Mittel, welche leicht mit dem einen oder dem andern Gegenstande verwechselt werden können, so wie die Prüfung derselben genau anzugeben, und zu bestim-

men. Er bemerkt ferner dabey, wie viel ätherisches Öl, durch Wasser oder Alkohol ausziehbares Extract oder andere wirkfame Bestandtheile in den aufgestellten Naturproducten enthalten sind, und bey den Gegenständen aus dem Pflanzen- und Thier-Reiche wird auf gute Abbildungen verwiesen. Die Vorschriften zur Bereitung der zusammengefügten Arzneymittel unterwarf der Übersetzer einer Kritik, suchte zum Theil bessere, wohlfeilere und leichtere Bereitungsmethoden, nebst den chemischen Gründen der Arbeit, nach eigenen Erfahrungen anzugeben, zeigt, wie ein gut vorbereitetes Mittel beschaffen seyn müsse, womit es verfälscht werden könne, und wie seine Güte oder Verfälschung zu prüfen sey.

So sehr wir indess auch glauben, daß Hr. *Juch* eine verdienstliche Arbeit unternommen habe: so können wir doch folgende Bemerkungen nicht unterdrücken, und wünschen, daß bey einer etwanigen neuen Auflage darauf Rücksicht genommen werden möchte. Erstlich finden wir es für sehr überflüssig, daß der Vf. das lateinische Original hat wörtlich mit abdrucken lassen. Wozu soll das dienen? Sollen etwa die Apothekerlehrlinge daraus Latein erlernen? Das Buch wird auf diese Art theurer gemacht; und gewissermaßen setzt sich der Verleger dadurch unter die Classe der Nachdrucker, und macht sich einer widerrechtlichen Handlung schuldig. Zweytens wünschten wir, was vorzüglich dem Verleger zur Last fällt, daß mehr Sorgfalt auf den Druck gewandt worden, damit nicht so viele Fehler, sowohl in dem lateinischen, als im deutschen Text stehen geblieben wären. Druckfehler in Arzneyformeln sind gefährlich.

Gegen manche Bemerkungen des Vfs. lassen sich wohl mit Recht Einwendungen machen. Wenn er z. B. S. 73 sagt, daß die Pfeffermünze in gut verstopften Glasgefäßen aufbewahrt werden soll: so ist das ein Vorschlag, der in Apotheken, die jährlich mehrere hundert Pfunde dieser Pflanze verbrauchen, nicht wohl ausführbar ist. Leichter ist es, gute hölzerne Kästen mit dünnem gut verzinnem Eisenblech ausfüllen zu lassen, und sie mit genau schließenden Deckeln zu versehen. In solchen Gefäßen erhalten sich arzneylische Vegetabilien, die flüchtige Theile enthalten, ungemein gut, wenn sie vorher vorsichtig getrocknet sind, wie Rec. aus mehrjähriger Erfahrung weiß. Bey dem Ricinusöl S. 120 hätte bemerkt werden sollen, daß sich dasselbe in absoluten Alkohol völlig auflöst; das einzige, aber untrügliche Mittel der Ächtheit dieses Öls, das so häufig verfälscht wird! Bey dem Opium S. 102, sind die neueren Untersuchungen der französischen Chemiker nachzutragen, die durch *Serturnees* neueste Versuche Bestätigung erhalten. Das Steinöl ist im Alkohol nicht unauflöslich, wie S. 103 gesagt wird, nur muß der Alkohol wasserfrey seyn. S. 153

bemerkt der Vf., daß die Darstellung einer reinen Essigsäure aus Bleyzucker mit vielen Schwierigkeiten verbunden sey. Rec. findet das nicht; man muß nur bey dem Einschütten des Bleyzuckers in die Retorte dafür Sorge tragen, daß nichts in dem Retortenbalse hängen bleibt. Sollte indessen das Destillat etwas Bley enthalten, so hilft eine nochmalige Destillation dem Übel völlig ab. Die S. 155 angeführte Zerlegung der Benzoesäure in Essigsäure, Phosphorsaure und Kalkerde hat sich nicht bestätigt. S. 186 empfiehlt der Vf. zur Reduction des Hornsilbers, dasselbe mit Kohlenpulver, Öl und kohlenstoffsaurem Kali zu schmelzen. Letzteres aber ist allein hinreichend, da das Silberoxyd ohne Kohlenzusatz im Feuer seinen Sauerstoff verliert. Wir hätten gewünscht, daß der Vf. bey der Reinigung des kupferhaltigen Silbers die Buchholzsche Scheidungsmethode angeführt hätte, die in einer Auflösung des unreinen Metalles in Schwefelsäure, und Präcipitation durch Kupfer besteht, und eben so wohlfeil als einfach ist. Der salzsaure Baryt S. 188, wird doch am vortheilhaftesten erhalten, wenn man den gepulverten Schwerspath mit dem achten Theile seines Gewichts Kohle, und der Hälfte des Ganzen Kochsalz schmelzt, dann die geschmolzene Masse pulvert, mit kochendem Wasser übergießt, mit Salzsäure neutralisirt, und nach dem Filtriren durch KrySTALLISATION das Kochsalz und den salzsauren Baryt scheidet. Auch die Bereitung dieses Salzes durch Glühen des salzsauren Kalks mit Schwerspath ist ökonomischer, als die sowohl im Originale, als von dem Übersetzer angegebene Methode. Bey dem salzsauren Kalk S. 191, bemerken wir, daß die eigenthümliche KrySTALLFORM die vierseitige Säule ist. Bey der Bereitung der Schwefelkalkerde S. 192, hat der Übersetzer mit Recht die fehlerhafte Vorschrift des Originals verworfen, und eine bessere aufgenomen. Die S. 205 angegebene Bereitungsart des Ammoniakalkupfers taugt nichts, weil durch das Verdunsten, auch wenn es noch so vorsichtig geschieht, bald mehr bald weniger Ammonium entweicht. Zweckmäßiger ist es, das reine schwefelsaure Kupfer durch Schütteln in einer hinreichenden Menge liquiden, starken, ätzenden Ammoniak aufzulösen, und durch einen Zusatz von Alkohol das dreyfache Salz zu fällen. Die Quecksilberzubereitungen sind von dem Vf. sehr gut abgehandelt, und manche Fehler der Originalvorschriften verbessert worden. Auch theilt hier, so wie überhaupt bey den salzigen Verbindungen, der Vf. manche neue Handgriffe mit, die dem praktischen Pharmaceuten willkommen seyn werden. Wir können daher mit Recht diese Schrift den Ärzten und Apothekern bestens empfehlen.

F. F.

NEUE AUFLAGEN.

Altona, b. Hammerich: *Der wohlverfahrne Destillateur und Liquorist. Oder vollständiger Inbegriff der franz. Destillirkunst und aller dazu gehörigen Wissenschaften.* Nebst Bereitung einiger 100 Sorten feiner franz., dänziger und deutscher Liqueure, auch anderer französischer und englischer Getränke. Mit 1 R. Zweyte verbesserte Auflage. 1807. X und 298 S. 8. (1 Thlr.)

Frankfurt und Leipzig: *Praktische französische Grammatik* wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann. Von Joh. Valentin Meidinger, Lehrer der französischen und italien. Sprache zu Frankfurt a. M. 24te durchaus verbesserte nach Wailly vom Abbé Vallastre umgearbeitete Ausg. 1808. 494 S. 8. (18 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 J U L I U S , 1 8 0 7 .

BIBLISCHE LITERATUR.

WEISSENFELS, auf Kosten des Herausgebers gedruckt bey Leykam, und in Commission bey Barth in Leipzig: *Ulfilas Gothische Bibelübersetzung*, die älteste germanische Urkunde nach *Ihren's* Text, mit einer grammatisch-wörtlichen lateinischen Übersetzung zwischen den Zeilen, samt einer Sprachlehre und einem Glossar, ausgerichtet von *Friedrich Karl Fulda*, weiland Pfarrer in Enningen im Wirtembergischen, das Glossar umgearbeitet von *W. F. A. Reinwald*, herzoglich. Rath und Ober-Bibliothekar in Meiningen, und den Text nach *Ihren's* genauer Abschrift der silbernen Handschrift in Upsal sorgfältig berichtigt, die Übersetzung und Sprachlehre verbessert und ergänzt, auch mit *Ihren's* lateinischer Übersetzung neben dem Texte, und einer vollständigen Kritik und Erläuterung in Anmerkungen unter demselben, samt einer historisch-kritischen Einleitung versehen und herausgegeben von *Johann Christian Zahn*, Prediger in Delitz an der Saale bey Weissenfels in Sachsen. 1805. XVI, X, 84, 270 u. 182 S. 4. (8 Rthlr.)

Wer dem vielfachen Einflusse, den das Treiben in der profanen W. lt auf den geweihten Kreis der Wissenschaften behauptet, insbesondere dem Gange der Literatur in Deutschland, mit Theilnahme zuschaut, wird sich bey dem Anblicke dieses Werkes einer gewissen bitterfüßigen Reflexion hingeben. Eine so gehaltvolle Arbeit, die Frucht eines vieljährigen mühsamen Forschens, — auf dem Wege des Selbstverlags in das Publicum gebracht, eines Selbstverlags, der dem Herausgeber drückende Sorgen, vielen Verdruss verursacht hat (Vorrede)! Der Leser verleihe dem Rec., etwas auszuholen. Es ist unvermeidliche Folge des Zusammentreffens der raschen Entwicklung des bürgerlichen Lebens, und der immer strengeren monarchischen Verfassung, daß die Regierung viele An gelegenheiten in ihren Wirkungskreis zieht, von denen sie vormals keine Notiz nahm; daß also, zur Bestreitung dieser progressiv anschwellenden Masse von Acten-Arbeit, die Zahl der Staats-Officianten außerordentlich vermehrt wird. Da aber die meisten der letzteren bloß zu mechanischen Geschäften bey der inneren Administration gebraucht werden, und von dieser Beschränkung der Sphäre vorher unterrichtet sind: so ist die, fast einzig erforderliche, Erwerbung der nothdürftigsten positiven Kenntnisse, der Scheu

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

unserer meisten Jünglinge vor Anstrengung, dem Hange zum Vergnügen, sehr entsprechend. Daher der Verfall des akademischen Studiums, daher die Erbärmlichkeit vieler Geschäftsmänner, die, bloß politisch-administrative Handwerker, in Gesellschaft unterrichteter Kaufleute eine sehr subalterne Rolle spielen; daher die unleugbare Scheidung des Standes der Staatsbeamten von dem der Gelehrten. Welche Folgen es für die Laienwelt haben müsse, wenn allein die Lehrer den Stand der Gelehrten ausmachen, muß hier unberührt bleiben; aber die Trauer über die nachtheiligen Wirkungen, die das Gebiet der Wissenschaften davon erfährt, wird durch die Vorrede des angekündigten Werks aufgeregt. So allgemein, als gegründet, sind die Klagen über die steigende Kälte des Publicums gegen wissenschaftliche, größere Werke, über die zunehmenden Schwierigkeiten der Herausgebung von Schriften, für die sich der größere Haufe derer, die auf Universitäten gelebt haben, nicht mehr interessirt; Schwierigkeiten, die selbst den Buchhändlern, bloßen Vermittlern zwischen den Schriftstellern und dem Publicum, nicht zur Last fallen, um so weniger, da der Sortimentshandel ganz aufhört, eine Folge der Beschränkung des Standes der Gelehrten, also der Käufer gelehrter Werke, auf den Stand schlecht beförderter Lehrer. Bey so niederschlagenden Ausichten für die Literatur ist es eine wohlthätige, erhebende Wahrnehmung, daß die deutsche Nation gleichwohl nicht verwaist ist, daß noch Männer da sind, belebt von dem ächten Geiste der Wissenschaften, von einer Stärke des Gemüths, die mit hoher Verzichtung auf manchen äußeren Lebensgenuss, auf lucrative Arbeiten, zwanzig, dreyszig Jahre lang bey einem Werke beharrt, unerschüttert von Beforglichkeit wegen der Aufnahme. Wenn der Haufe wenig Sinn mehr hat für Stolz auf Gelehrte, so ist dieser Sinn noch ungeschwächt bey den Gebildeten; und der Nahrung des edlen Stolzes ist noch genug; es leben noch herrliche Männer der Nation, die z. B. die Kraft hatten, der kritischen Bearbeitung eines alten Schriftstellers oder der pragmatischen Darstellung einer Völkergeschichte ein halbes Menschenleben zu widmen.

Mit Freude hat Rec. in dem Herausgeber des vorliegenden Werks einen gediegenen deutschen Mann kennen gelernt; mit Achtung hat ihn der vieljährige kritische Fleiß desselben, mit Liebe die seltene Anspruchslosigkeit, die rührende Religiosität, erfüllt. Wir müssen unsere Leser mit dem Inhalte des wichtigen Werks näher bekannt machen.

I. Die historisch-kritische Einleitung beginnt mit einer so genannten Vor-Einleitung, einem Auszuge aus *Adelungs Geschichte der deutschen Sprache und Literatur*, dem Herausgeber von dem Verfasser handschriftlich mitgetheilt, worin die Geschichte der Gothen und ihrer Sprache gedrängt erzählt wird. In der Einleitung selbst, die ganz des Herausgebers Arbeit ist, hat derselbe zuvörderst Alles, was sich über Ulfilas Leben, und dessen Übersetzung des Neuen Testaments, ausmitteln laßt, sorgfältig ausgesucht und zusammengefaßt. Recht gut ist unter anderen hier gezeigt, daß Ulfilas weder Urheber der gothischen Schriftsprache, noch weniger Erfinder der gothischen Schrift-Zeichen, seyn könne, sondern bloß für einige eigenthümliche Modulationen der gothischen Keltale, denen keine Buchstaben im griechisch-römischen Alphabet entsprachen, Charaktere erfunden, und, als erster Schriftsteller der Nation, die gothische Lectüre zuerst bekannt gemacht habe. Urheber der Schriftsprache seiner Nation könne er nicht seyn, da der Bau dieser Sprache, wie sie in Ulfilas Werke angetroffen wird, schon zu weit vorgerückt, zu regelmäßig, erscheint, als daß die bewusste Übersetzung erster Versuch gewesen seyn könne. Wir müssen dem Herausgeber in diesem Raisonnement beystimmen. Wie dem Otfriedschen Werke, sind gewiß auch dem Ulfilaschen, mehrere kleine schriftliche Aufsätze vorangegangen. Daß die Sprache in dem letzteren Werke keine andere, als die gothische Mundart der germanischen, sey, wird zwar nicht aus dem Inneren der Sprache selbst, aus einer Vergleichung derselben mit anderen alten germanischen Dialekten, dagegen sehr vollständig historisch, ausgeführt. Nicht bloß literärhistorisch aber, sondern auch mit eigenen Gründen, beweiset der Herausgeber, daß Ulfilas aus keiner lateinischen Version, sondern unmittelbar aus dem Griechischen, übersetzt habe. Scharfsinnig entwickelt er (S. 38, 34), daß der *Codex argenteus* nicht um dieselbe Zeit, da Ulfilas Übersetzung erschien, sondern geraume Zeit nachher, verfertigt seyn müsse, wiewohl nicht später, als um das Jahr 550; daß es schon vor demselben mehrere Exemplare der Ulfilaschen Übersetzung gegeben haben müsse. Er schließt dieses besonders aus verschiedenen, am Rande des *Codex argenteus* bemerkten, Varianten, von denen einige sogar in den Text eingeschlichen sind. Einer glücklichen Vermuthung des Herausgebers zufolge, mögen einige Varianten im Texte dadurch entstanden seyn, daß sich ein gothischer Bibelgelehrter in seinem Exemplar neben manches Wort einen Buchstaben als Zeichen setzte, welches auf eine Note am Rande hinwies, daß aber unkundige Abschreiber diesen Buchstaben für einen Theil des Wortes hielten, und in den Text aufnahmen, und der *Codex argenteus* von einem so verfälschten Exemplar eine Copie seyn könne. Daß auf diese Weise Buchstaben in den Text schlüpfen können, davon ist dem Rec. ein Beyspiel vorgekommen, als er, zum Behufe dieser Anzeige, das vorliegende Werk sowohl mit *Ihre's Ulphilas illustratus*, als mit dem *Ihre'schen*

Manuscripte, verglich, welches der Herausgeber bey der Berichtigung der Fulda'schen Arbeit gebraucht hat. In der Stelle Luc. VIII, 2 steht im *Zahnschen* Texte (S. 142) ganz richtig *sauhte* (auszusprechen suchte, d. i. Suchten, Krankheiten), eben so im *Ihre'schen* Ms.; im *Ulphilas illustratus* aber *sauhtel*. Es steht nämlich im Mspt. neben dem Worte *sauhte* oben ein *l*, als Zeichen einer unten stehenden, zu diesem Worte gehörenden, Note. Der Unkundige, der die Textworte im *Ulphilas illustratus* von dem Manuscripte abschrieb, zog diesen höher stehenden Buchstaben herunter zum Worte, ein Fehler, den der Herausgeber in seiner ebenfalls bey diesem Worte angebrachten, Note nicht angezeigt hat. Ausführlich, mit umfassender Kenntniß, ist die gesamte gothische Literatur bearbeitet; Geschichte der, zu Upsala befindlichen, gothischen Haupt-Urkunde, des bekannten, von Knittel auf der wolffenbüttelschen Bibliothek entdeckten, mit dem Namen *Codex Carolinus* belegten, Fragments, der verschiedenen Ausgaben der Ulfilaschen Übersetzung, der gothischen Sprachlehre, Glossarien, vermischten Erläuterungs-Schriften; — Literatur der gothischen Geschichte: — angebliche und wirkliche Ueberreste in gothischer Sprache außer dem Ulfilaschen Werke. Am längsten verweilt der Herausgeber, wie jeder erwartet, bey dem wichtigsten von allen in gothischer Sprache vorhandenen Documenten, dem sogenannten silbernen *Codex* der Bibliothek zu Upsala. Die Geschichte desselben ist so befriedigend erzählt, als bey der Mangelhaftigkeit der Nachrichten, der Zweideutigkeit mancher darüber aufbahoner Äußerungen, möglich ist. Nachdem der Herausgeber die abweichenden Schilderungen zusammengestellt hat, welche Lüdcke, Küttner und Schinmeier von dem Äußeren der berühmten Antike gemacht haben, kommt er auf die Beschreibung des Inneren, dann auf die verschiedenen, davon genommenen, Abschriften.

Wir schliessen diese Anzeige der gelehrten Einleitung mit einigen Bemerkungen über den räthselhaften *Codex*, die Zweifelhaftigkeit des technischen Verfahrens bey Verfertigung desselben, den Ort und die Zeit des Ursprungs. *Ihre* nimmt an, (*analecta Ulphilana*, ap. Büsching.), das Pergament sey mit einer zähen Materie, etwa mit Wachs, bestrichen worden, darauf habe man Silberfolie (bey einigen Zeilen oder Anfangsbuchstaben Goldfolie) gelegt, und diese mit heiß gemachten eisernen Typen eingebrannt, ungefähr wie der Buchbinder die Rückentitel einbrennt. Er schließt dieses vorzüglich daraus, daß die Buchstaben eingedruckt, und die Erhöhungen auf der anderen Seite des Blatts zu fühlen sind. Diese Vorstellung von der Entstehungsart des Kunstwerks ist allerdings nicht zulässig, da sie theils Erfindungen voraussetzt, die jenem Zeitalter fremd waren, theils manchen Schwierigkeiten unterworfen bleibt. Der Herausg. bezweifelt jene Vorstellung, und begleitet die von *Ihre* zur Unterstützung derselben angeführten Umstände mit Einwürfen. Seiner eignen, von Gatterer angenommenen, Vermuthung aber: die Buchsta-

ben seyen vorläufig mit einem Griffel in das Pergament eingegraben, und diese Vertiefungen dann mit Gold- oder Silber-Dinte ausgefüllt worden, können wir auch nicht beytreten, da sich der Künstler zu dem Umriffe der Buchstaben, die er selbst, oder ein anderer ausmalen wollte, einer dazu schicklicheren, feinen Feder bedient haben würde. So dick ist gewiss die Gold- oder Silber-Dinte nicht aufgetragen worden, daß, nach Gatterer's Erklärung, vorher Vertiefungen in das Pergament gemacht werden müßten, damit sie nicht ausliefen. *Theophilus presbyter* sagt in seinem reichhaltigen Werke: *diversarium artium Schedula*, l. 1. c. 3. in Lessings sechstem Beytrage zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel, S. 317: „*omnes colores bis ponendi sunt in libro, in primis tenuissime, deinde spissius; in literis vero semel*.“ Schon deshalb durfte nicht dick aufgetragen werden, damit die Materie, bey dem nachherigen Poliren, nicht abgestossen würde. — Es verhält sich mit der Verfertigung des bewußten Codex wohl sehr einfach. Jener Theophilus, einer der kundigsten Chemiker und Technologen des Mittelalters, beschreibt sehr umständlich den Process, wie aus zerriebenen Gold- und Silber-Blättchen ein Fluidum gemacht, und dieses zum Behufe des Schreibens und Mahlens mit Leim von Hausenblase, oder anderem Fischleim eingerührt worden ist: Kap. 26 *de molendo auro in libris*, und Kap. 27 *quomodo aurum et argentum ponatur in libris*: Mit solcher Dinte, und zwar vermittelt eines gewöhnlichen Calamus, ist wohl der Codex geschrieben; von der Härte und Dicke der Feder, nothwendig wegen der Größe der Buchstaben, sind die Vertiefungen in dem ziemlich dünnen Pergament entstanden. Die Angabe des Theophilus, daß die Griechen bis zu seiner Zeit unter allen Nationen am meisten geschickt und indüstriös in Bereitung von allerley Farben und Mixturen gewesen sind, (Vorrede S. 203), macht es wahrscheinlich, daß unser Codex nicht in Italien geschrieben sey, wie *Ihre* und *Zahn* annehmen; sondern in Griechenland. Nach *Zahns* eigenem Geständnisse (S. 22: 76. 78) weichen auch die Buchstaben der Gothen in Italien sehr von denen im Ulfilas ab, wie aus den gothischen Unterschriften zweyer Kaufbriefe, zu Neapel und A-izzo, hervorgeht. Die Nachricht *Snorro's* (*Englinga Saga*), daß Sygurd ein, wie der *cod. arg.* geschrieben, in einem *Plenario* enthaltenes, Exemplar der Evangelien, von einem Patriarchen in Constantinopel erhalten habe, wirft allerdings einiges Licht auf die Sache. Nimmt man aber Griechenland, insbesondere Constantinopel, für die Heimath des *cod. arg.* an, so wird es eben dadurch wahrscheinlich, daß derselbe nicht später, als zu Theodorich's Zeit, also einige Jahrzehende früher, als der Herausg. annimmt, vielleicht für diesen Fürsten selbst, auf Bestellung verfertigt worden sey, da Theodorich bey seinem Aufenthalte in Constantinopel die mechanischen Künste der Griechen kennen gelernt hatte.

II. Der Text des Ulfilas. Zum Grunde liegt dahay *Fulda's* Arbeit, dessen Ms. der Herausg. an sich

gebracht hatte; aber vielfach von letzterem verbessert durch kritische Vergleichung nicht nur mit den Ausgaben von Benzel und Junius, sondern auch mit dem Iheschen Ms., einer genauen Copie des *cod. arg.* Dieses schön geschriebene Ms., das Büfching von *Ihre* geschenkt bekommen, und Heinatz aus dem Nachlasse des ersteren gekauft hat, ward dem Herausg. zum Gebrauche bey seiner Arbeit von dem humanen Besitzer zugesandt. Die Einrichtung dieses Theils des vorliegenden Werks ist folgende. Der Ulfilasische Text ist mit lateinischen Buchstaben gedruckt; die Verse sind nicht abgesetzt; die Zeilen nehmen nicht die ganze Breite der Columnne ein, sondern es läuft neben dem Texte eine Rand-Version herunter, ursprünglich die Benzelsche, berichtigt von Lye, und nochmals von *Ihre*, aus dessen vorhin erwähntem Ms. sie genommen ist. Unter jeder Zeile läuft noch in ganz kleiner Schrift eine absichtlich verkrüppelte lateinische Übersetzung von *Fulda*, deren Zweck ist, das *genus* und den *casus* der gothischen Wörter schnell anzudeuten. Der Herausg. hätte dieselbe unterdrücken sollen. Es ist durchaus ein verunglückter Gedanke, eine wenig cultivirte Sprache durch Gewaltthätigkeiten an einer cultivirten erläutern zu wollen; Stellen, wie folgende, sind ein allzugroßer Übelstand: „*arbor malus, fructus bonum, oculus malum, unam praeceptorum harum minimarum, ad* beständig mit dem Dativ, *o Centurio o adstans. sacerdotionabat, veniens. Iesus in domo te principis, miserere nobis etc.*“ — Statt dieser Art von Genauigkeit der Übersetzung hätten lieber manche andere Begriffe schärfer bezeichnet werden sollen; z. B. *barw*, Kind, wird übersetzt *puer* S. 139, da dieses doch im gothischen *magus* heisst. — Unter dem Texte und den Versionen stehen lehrreiche Noten des Herausgebers. Sie enthalten außer *Ihre's* Anmerkungen, die theils in jenem Ms., theils im *Ulfh. illustr.* stehen, genaue Anzeigen von abweichenden Lesarten, und von Druckfehlern anderer Ausgaben, nebst verschiedenen kritischen Bemerkungen.

III. Ein sogenannter zweyter Theil des Ulfilas, die Sprachlehre und das Glossarium. *Fulda's* enthaltend, jene verbessert von dem Herausg., dieses umgearbeitet von *Reinwald*. Die Sprachlehre hat Vorzüge vor den bisherigen, sie ist einfacher und bestimmter gefaßt; z. B. die 36 von *Ihre* angenommenen Declinationen sind auf 5 zurückgebracht; ja diese scheinen uns einer noch größeren Vereinfachung fähig zu seyn, besonders das System der zweyten. Die Unter-Conjugationen der beiden Haupt-Conjugationen hätten, als solche, mehr in den Überschriften bemerklich gemacht werden sollen. Das Glossarium war von dem ersten Urheber auf sonderbare Weise geordnet, um dasselbe seinem System der Wurzelwörter anzupassen; in dieser Form wäre es, ungeachtet des größeren Vorraths von Wörtern, weniger brauchbar gewesen, als die von Junius, und Lye ed. Manning. Die Umschmelzung in eine bessere Ordnung ist *Reinwald's* Verdienst, eines Sprachforschers, der seinem Vorgänger in Hinsicht auf logische Schärfe überlegen ist. Im Ganzen sind die Wörter nach dem

alphabetisch-genealogischen Grundsätze gestellt; in zweifelhaften Fällen ist dem Worte ein Sternchen vorgesetzt. Um aber das Aufschlagen zu erleichtern, hat Zahn in einem Anhange die, unter die Familiensysteme vertheilten, Wörter rein alphabetisch recapitulirt, mit Hinweisung auf die alphabetisch-genealogische Stelle, und Reimwald hat im Glossarium selbst die Imperfecta, die einen, vom Infinitiv verschiedenen Grund-Vokal haben, zweymal aufgeführt: isolirt, oder rein alphabetisch, und bey dem Infinitiv, oder alphabetisch-genealogisch. Hie und da hätten die Vf. des Glossars manche Verwandtschaften berücksichtigen, manche vereinzelte Wörter in eine Parentel zusammenziehen können; z. B. *Mel* steht drey-mal isolirt aufgeführt; zweymal in der angegebenen Form, dann als *Mela*. Der Grundbegriff ist offenbar unser *Mahl* d. i. *Zeichen*; daher *Mel*: a) *Zeit*, d. i. chronologisches Zeichen, b) *Schrift*, d. i. Zeichen für das Sinneswerkzeug des Gesichts, c) *Scheffel*, d. i. Zeichen für eine gewisse Quantität von Getreide oder ähnlichen Früchten. Es sind uns auch einige, wiewohl nur wenige Fälle vorgekommen, wo R. etwas tiefer hätte eindringen, und des Ulfilas Verlegenheit bemerklich machen sollen, wenn dieser auf einen Begriff stieß, für welchen die Gothen, aus Mangel der Sache, in ihrer Sprache noch keine Bezeichnung hatten, wo also Ulfilas einen Ausdruck entlehnen mußte, der einem benachbarten Begriffe angehörte. Z. B. *Sipowis* wird übersetzt: „Schüler, Lehr-Jünger.“ Lehren und lernen sind Begriffe, auf welche sich dieses Wort ursprünglich gewiß nicht im Geringsten bezieht; aber da zur Bezeichnung derselben die gothische Sprache keinen Ausdruck enthielt, so mußte sich Ulfilas mit diesem behelfen. Das Wort, in dem heutigen *Sipoy* (*Seapoy*) der Engländer noch vorhanden, bezeichnet wahrscheinlich das altgermanische Verhältniß des Comitats, und wäre am angemessensten zu übersetzen durch: *Leute*, *Familie* (in altgermanischer Bedeutung). *Weiha* allem heisst nicht der Hohe-Priester (S. 166), sondern bloß in der Zusam-

mensetzung mit *auhwists*, d. i. der Höchste; — angenommen auch nicht Priester, welches im Gothischen *gudja* heisst, sondern Geistlicher. — Die alphabetische Ordnung ist nicht immer streng beobachtet, z. B. *bihte* und *bithatei* stehen früher, als *biabrian*; *bauhta* steht vor *baugjan*. —

Der gothische Buchstab *Θ* wird von *Ihre* ausgedrückt durch *qh*; doch erklärt dieser Sprachkenner, daß der Buchstab wie das angelsächsische *hw*, das englische *wh* auszusprechen sey (*analecta Ulphilana* S. 208). Der Herausg. setzt daher, durch Manning bestärkt, immer *hw*. Wenn also z. B. im *Ihre'schen* Ms. steht: „*qha* ist, was ist, *qhar* ist, wo ist,“ so schreibt Zahn richtiger: „*hwa* ist, *hwar* ist u. s. w. — Das gothische *U* ist das Zeichen für einen Laut, der in der Sprache dieses Volks die Mitte hielt zwischen *G* und *K*. Unter der Bedingung, daß *qu* wie ein einziger Buchstab ausgesprochen, kein *w* dabey gehört werde, genau so, wie es im Französischen ausgesprochen wird, kann jener gothische Buchstab dadurch ausgedrückt werden. Nicht unrichtig schreibt daher der Herausg. *queins*, *quino*, *quam* etc.; im Glossarium aber steht *qweins*, *qwino*, *qwan* etc.; — wegen der Übereinstimmung des Glossars mit dem Texte und wegen der schärferen Bezeichnung der gothischen Aussprache, wäre es besser, wenn R. eben so geschrieben hätte, wie Z. Freylich wird in einigen germanischen Dialekten der Laut so gedehnt, daß ein *w* gehört wird, z. B. in dem schwedischen *quinnag*, dem englischen *queen*; aber die Gothen, Alemannen und einige andere, fern von der Seelust wohnende, germanische Völkerschaften, haben gewiß nicht so ausgesprochen; denn das gothische *quino* ist offenbar das griechische γυνή, und Notker schreibt *chenum*; *chenon* (Pf. 1, 1—49. 18). Auch aus dem Ulfilanischen Worte *figqwan* (im Gloss. geschrieben *figqwan*), auszusprechen *synkan*, d. i. *linken*, ergibt sich, daß in dem bewußten Laute kein *w* gehört worden ist.

N. N.

KLEINE SCHRIFTEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Magdeburg, b. Creuz: *Leitfaden bey'm ersten Unterricht im Französischen*. Nebst einem erleichterten Lesebuche für Anfänger. Von F. A. C. Bötger, Collaborator an der Domschule. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1804. 38 und 66 S. 8. (6 Gr.) Der Leitfaden enthält die nothdürftigsten Regeln der französischen Etymologie. Die allzugroße Kürze macht, daß viele von denselben sehr unbestimmt sind. So heisst es z. B. S. 8: den Plural macht man, indem man an den Singular ein *s* hängt. Geschieht dieß auch bey Worten, die sich schon im Singular auf *s* endigen? — Haben ferner nach S. 28 die *Verbes pronominaux* bloß den Accusativ der persönlichen Pronoms bey sich, oder steht nicht auch bey vielen, z. B. bey *s'imaginer*, *se procurer* u. a. der Dativ. — Die Erwartung des Vfs., daß der Lehrer durch praktische Behandlung das Beste thun müsse, entschuldigte diese Unbestimmtheit der Regeln nicht. — Auf eine höchst sonderbare Weise sticht gegen diese Kürze die Weiterschweifigkeit, die in manchen Fällen beobachtet ist, ab. Dahin rechnen wir unter anderen das nichts sagende lange Beyispiel S. 22: *si je ne vous en u. s. w.* — Regeln, wie S. 17: „*Verbes Actifs*, sind solche, die mit *avoir*, V *Puffiss*, die mit *être* conjugirt werden,“ erinnern zu sehr an das Zeitalter, in welchem der Name eines Grammatikers ver-

ächtlich wurde, als daß man sie jetzt noch erwarten sollte. — Das einzige Gute, das wir in der Schrift gefunden haben, ist die wirklich zweckmäßige tabellarische Übersicht der unregelmäßigen Zeitwörter. — Übergangen daß es auch nicht werden, daß der Vf. *j'aie*, *ils aient* S. 19, *donneront* S. 26, und *connois* S. 32 schreibt, und daß das Publicum bisher wohl noch von keiner Präposition *à* *égard* S. 36 gehört hat.

Das Lesebuch enthält zum Theil Stücke, die schon aus anderen Lesebüchern bekannt, und hier nur für die ersten Anfänger etwas abgeändert sind. Mit der Auswahl kann man zufrieden seyn. Aber dagegen finden sich fast auf jeder Seite die größten Verstöße gegen den Ausdruck. So steht S. 13: *s'arriverai* statt *j'y arriverai*. S. 17: *une famille de l'endroit*. S. 21: *lui-même commença*, statt *il commença lui-même*. S. 22: *au matin* statt *le lendemain*. S. 24: *qu'il ne vouloit pas dire la cause*, statt *qu'il n'en v. p. d. la raison*. S. 28: *levant les épaules*, statt *haussant les épaules*. Ebendasselbst: *parvenir à une taille enorme*, u. s. w. Ausser mehreren bedeutenden Druckfehlern z. B. mit statt *mis*. S. 21 findet man auch *réourné*, *répliqua*, und hingegen *reformoit*. Unsere Alten hatten sehr Recht, wenn sie behaupteten, daß man erst eine Sprache verstehen müsse, ehe man in derselben und für dieselbe schreiben könne.

Nmh.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 8 J U L I U S , 1 8 0 7 .

NATURGESCHICHTE.

PARIS, b. Levrault, Schöpell u. Comp., und TÜBINGEN, b. Cotta: *Voyage de M. M. Alexandre de Humboldt et Aimé Bonpland. — Recueil d'Observations de Zoologie et d'Anatomie comparée: faites dans l'Océan atlantique, dans l'intérieur du nouveau Continent et dans la mer du Sud, pendant les années 1799, 1800, 1801, 1802 et 1803, par A. de H. et A. B. Première Livraison XIII. 1805. VI und 48 S. avec de sept Planches. Deuxième Livraison. 1807. 49—96 S. 4. (Avec de trois Planches, dont deux sont illuminées.)*

TÜBINGEN, b. Cotta u. PARIS, b. Levrault, Schoell und Comp.: *Alex. v. Humboldt, und A. Bonpland's Reise. — Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie.* Gesammelt auf einer Reise nach den Tropen-Ländern des neuen Continents, in den Jahren 1799, 1800, 1801, 1802, 1803 und 1804, von *Alex. v. Humboldt* und *A. Bonpland*. Bearbeitet und herausgegeben von dem Erstern. Erste Lieferung, mit 7 Kpfn. 1806. X und 48 S. gr. 4. (4 Thlr. 12 gr.)

Kein Gegenstand ist von einem Reisenden schwerer zu besorgen, als die Zoologie und noch mehr die vergleichende Anatomie. Eine Reise für diesen wissenschaftlichen Zweig ist mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten verknüpft, die von keinem begriffen und gewürdigt werden können, wenn er nicht selbst einmal in einer ähnlichen, sey es auch nur schwach vergleichbaren, Lage gewesen. Welche Anstalten erfordert es nicht, nur um die Thiere zu erhalten! Für kein Geld ist das rohe Volk zu einem Geschäft zu bewegen, welches es nie geübt hat, und welches von ihm für etwas unkluges gehalten wird. Der Naturforscher muß überall selbst an Ort und Stelle seyn; er muß selbst, und zwar zuerst Hand anlegen, und dann die geringe Mühe der Anderen vielmal theurer bezahlen, als ihre gewöhnliche Arbeit. Hat er endlich mit Verschwendung von Tagen und Wochen (Hr. H. und B. mußten über einen Monat sich aufhalten, um einen Zitteraal zu bekommen, und dann — brachte man ihnen einen nicht zu brauchenden Zitterrochen) von Kräften, von Bitten und Geld einige Thiere erhalten, so fehlt es ihm an allem, sie zu untersuchen. Sie liegen in einer Wüste, in einem Walde oder gar auf einem Schiffe: es mangelt an Gefäßen aller Art, an Injectionsmasse, an Gläsern und Branntwein, um die Theile mitzunehmen; die Nacht, Regen, Sonnenhitze; unterbrechen die Arbeit, die Begleiter eilen

J. A. L. Z. 1807 Dritter Band.

nach Hause, und man muß froh seyn, wenn man einige flüchtige Umriffe der interessantesten Theile mitnehmen kann. Doch laßt dem Naturforscher auch die Thiere in einem Dorfe, in einer Stadt haben: — nur um wenig ist er besser, bisweilen schlimmer darah. In einem Gasthofs duldet man nicht gerne dergleichen Untersuchungen; ist es nicht aus Vorurtheil, so wollen sie doch kein beslecktes Zimmer, — und bequemt man sich, etwa im Hofe zu arbeiten, so ist man im Augenblick von einer Menge umgeben, die, wenn sie auch nicht lacht und spottet, oder ihren Ekel laut werden läßt, doch den Zootomen in seinen Untersuchungen stört. Gefäße giebt man ihm ohnehin nicht, und kann er gleich Branntwein und Gläser kaufen, was aber eben auch nicht so leicht ist, wie der glaubt, der es nicht versucht hat: wie soll er es fortbringen? Daher kommt es, daß Hr. H. und B. beynahe gar keine Präparate mitbringen konnten, was ihnen kein Mensch übel nehmen wird, der dieselben Reisen kennt; dafür haben sie aber Zeichnungen und Beschreibungen gemacht, die wir nicht bloß in Hinsicht auf die bemerkten Schwierigkeiten, sondern wegen ihrer inneren Vortrefflichkeit bewundern müssen. Während B. anatomirte, zeichnete H., und zwar in freyer Luft, im Walde, in einem Kanot, auf einem Felsen u. s. w. Dieser Rastlosigkeit verdanken wir eine beträchtliche Reihe zootomischer und zoologischer Entdeckungen und Berichtigungen, welche die vortrefflichen Reisenden uns in der gegenwärtigen Sammlung von Abhandlungen zu geben anfangen. Beide haben gemeinschaftlich anatomirt den Krokodil des südlichen Amerikas, das zweyzehige Faulthier, und den Ameisenbär; Hr. B. allein das Lama in Peru, die Seekuh im Orenoko, den kleinen Krokodil in Kuba u. s. w. Hr. H. hat über das Hirn der Fische, ihre Schwimmblase, über die Form des Zungenbeins, besonders des Kehlkopfs der Vögel, Affen und Amphibien Untersuchungen angestellt, und manche neue und bisher unvollständig gekannte Thiere beschrieben.

Die erste Lieferung enthält bloß Abhandlungen von Humboldt. 1. *Über das Zungenbein und den Kehlkopf der Vögel, Affen und des Krokodils.* Sie enthält wichtige und manche neue Aufschlüsse sowohl über einzelne Theile dieser Organe. z. B. über den Kehlkopfflockel, als auch über das Verhältniß dieser Organe in verschiedenen Thierklassen, besonders des Kehlkopfs, der Vögel und Affen; nur bleibt nach Lesung des Aufsatzes der Wunsch, daß der Vf. ihn nicht in der Kürze, welche seine ursprüngliche Bestimmung foderte (er wurde im Nationalinstitut gelesen), hätte

mögen abdrucken lassen, indem demselben vorzüglich die Vergleichung mit anderen ähnlichen Arbeiten, namentlich mit den herrlichen Beschreibungen der Stimmwerkzeuge vieler Affen von *Vicq. d'Azur*, wo sogar ganz gleiche Thiere vorkommen, abgeht. Es ist eine tief führende Bemerkung, daß manche Affen, welche in ihrem Geschrey den Vögeln, besonders den Gallinaceen nahe kommen, auch einen ähnlichen Bau im Kehlkopfe zeigen. Die Sapajou und einige Sciurus haben im (oberen) Kehlkopfe Säcke wie die Vögel im unteren; vornehmlich sind die Stimmwerkzeuge der heulenden Affen (Aluaten) sehr zusammengesetzt, so daß in keiner Thierfamilie sich in diesem Organe so große Verschiedenheiten finden, als in den Affen, wie anderseits diese wieder am weitesten von den Vögeln in Rücksicht auf andere Organe entfernt stehen, während sie durch die Stimmwerkzeuge in sie eingreifen. Den Thieren, welchen die Epiglottis fehlt (Vögel und Amphibien), geht auch das *Quintilego thyro-* und *ericoideus* ab; den Knorpel, welcher die Glottis stützt, nennt Hr. H. Sockel (Zocke), und beschreibet ihn sehr genau, wie es bisher noch nicht geschehen ist. Er bildet in dem Kehlkopfe eine Längscheidewand, durch welche die durchströmende Luft gleichsam in zwey Flüsse getheilt wird. Bey Vögeln ist die Glottis fast knöchern, bey Amphibien aber von einem fleischichten Wulste umgeben, so daß der Krokodil dieselbe durch Fibern, wie durch einen Sphinkter, willkürlich zu verschließen im Stande ist. In einer neuen Art *Phasianus garrulus* fand H. auch die Luftröhre bey dem Männchen länger als bey dem Weibchen, wie es bey manchen Vögeln beobachtet worden; aber auffallend ist es, daß in *Phas. colchicus* dieser Unterschied nicht Statt findet, wie denn auch *Cygnus anserinus*, Männchen und Weibchen, die Verlängerung haben, während verwandte Gattungen darin abweichen: es scheint also vererbt noch keine Regel durch. Nicht bloß *Pulomeda bipinnosa*, und nach Cuviers Angabe *Anas clangula et fusca* haben eine Erweiterung in dem Vorlaufe der Luftröhre, sondern auch manche andere, besonders Wasservögel, wie es Bloch in den Berliner Schriften abgebildet, was wahrscheinlich Hr. H. entfallen ist. Einen plausibeln Grund, warum eine Abtheilung der Papageien, die Araz, nicht sprechen lernen, hat Hr. H. in einem breiten Fortsatze des Zungenbeins gefunden, der den sprechenden Amazonen fehlt. Das Zungenbein des Krokodils vom Magdalenenflusse ist ganz verschieden von dem (von Duvernoy gezeichneten) des Nilkrokodils, welches also ein neuer Unterschied ist. Hr. H. sagt, obgleich die neun oberen Ringe der Luftröhre dieses Thiers nicht ganz die pariser Akademiker haben in dem der alten Welt zehn gefunden, sollte dieses auch konstant seyn? Die Zeichnungen von Kehlköpfen, welche in dieser Abhandlung beschrieben und verglichen worden, sind von *Pelecanus olivaceus alcatraz*, *Ardea coccyz*, *Phasianus garrulus*, *Balomedon bipinnosa*, *Psittacus arurama*, *Sciurus guianensis*, *Simia leopis*, *Semulus* und *Oreodites orinoci* alle deutlich dargestellt; aber bey einigen ist die Erklärung zu spärlich. Die zweyte Abhandlung beschreibt einen neuen sehr schönen Sapajou, *Simia leonina* aus den

Flächen von Mocoö östlich der Anden. In den großen Ebenen zwischen den Anden und der Küste von Brasilien, den dicken Wäldern am Amazonasflusse, am Rio negro und Orenoko sind die *Cavia aspyrara*, das *Thajassu* und Affen, besonders Sapajou und Aluaten, die ausgebreitetsten. Einige leben paarweise, melancholisch, flüchtig, andere in grossen Truppen. *Simia striata* ist bey der geringsten Kälte so empfindlich, daß sich mehrere in Klumpen umfassen, um sich zu erwärmen; in diesem Zustande werden sie mit Pfeilen erlegt. *Simia paniscus* ist das gewöhnliche Wildpret am Ober-Orenoko. Herr v. Humboldt schlägt die Zahl der bekannten Affen erst auf ein Zehntel an; allein die Verschiedenheit der Thiere hält mit der Größe der noch nicht untersuchten Länder nicht gleichen Schritt; wenige Arten, und zwar ganz eigenthümliche, man möchte sagen, andere ausschließende, bevölkern oft Strecken von einigen Hundert Meilen, wovon in dieser Sammlung selbst Beyspiele vorkommen; es scheint daher nicht, daß man den Reichthum der noch zu entdeckenden Säugethiere sehr hoch anschlagen dürfe. Von der *Simia leonina* ist eine gute illuminierte Abbildung nebst dem ausführlichen Charakter gegeben, sonst ist nichts von ihr gesagt, als daß sie selten sey, meistens in den Ebenen bleibe, statt die Truppen von *Simia boezobu* bisweilen so hoch als der Mont-perdu steigen; daß sie acht Zoll lang, mit gleichlangem Schwänze, lustig, spielend und empfindlich wie alle kleinen Affen sey. In der Zeichnung steht sie auf einer Maisähre; ob sie diese Körner frisst, ist nicht angegeben. Die dritte Abhandlung beschreibt zwey neue Fischgattungen aus der Ordnung *Apodes*, *Eremophilus* und *Astroblepus*. Hr. v. H. macht aufmerksam auf die geringe Belebtheit der Seen, welche einige Taufend Klafter hoch liegen, während doch die Luft in gleicher Höhe reich an Vögeln und Pflanzen ist. Aus dergleichen hochliegenden Seen in Mexiko brachten die Reisenden ein Thier mit, welches mit Siren und Proteus (*anguinus*) in Eine Ordnung gehört; sie gaben es *Cuvier* zum Anatomiren. (Es wird nicht überflüssig seyn, zu bemerken, daß wir schon ein Infusionsthierchen mit dem Namen Proteus haben, und daher der Brod. ang. Schreibers einen anderen, ohnehin schicklicheren, Namen erhalten müsse). Der *Eremophilus* ist auch aus einem 1347 Klafter hoch liegenden See in Neugrenada. Der *Astroblepus* ist aus einem Bache bey Popayan. In diesen Bach fließt ein anderer, welcher etwas Schwefelsäure von dem Vulkan Parafabeygemischt hat; und von da an, bis zwey Meilen abwärts, ist kein Fisch mehr drinne. Die vierte Abhandlung: über eine neue Art von Pimelodes, welche durch die Vulkane des Königreichs Guito ausgeworfen wird. Diese Vulkane werfen oft von einer Höhe über Tausend Klafter eine zahllose Menge Fische mit kaltem, süßem Wasser aus, so daß ihr Gestank oft die ganze Gegend erfüllt, und ansteckende Krankheiten verursacht. Diese Fische sind gleich anderen, welche in den Flüssen in der Nähe der Vulkane vorkommen, *Breanadilla* heißen, und zu Pimelodes Lacép. (*filus* Lin.) gehören. Gründe machen sehr wahrscheinlich, daß diese Fische in Seen, welche in den Ber-

gen selbst sich befinden, wohnen, was vorzüglich ein Brief von Pardo aus Barra bekräftigt, der auslegt, daß die Eingebornen diese Fische in einem Basse, da wo er aus dem Vulkan hervorbricht, und zwar nur bey finsterner Nacht, indem sie bey der Helle nicht aus dem Berge kommen, fangen. Alle drey Fische sind sehr schön und charakteristisch in Kupfer gestochen.

Die zweyte Lieferung, von welcher wir bloß den französischen Text vor uns haben, enthält, wie die erste, lauter Abhandlungen von Hn. v. H., wie denn auch die dritte bloß Aufsätze von ihm enthalten wird. An fleißiger Ausarbeitung übertreffen sie weit die Abhandlungen der ersten Lieferung, und man kann sagen, daß die Abhandlungen über den Condor und Zitteraal vollkommene Meisterstücke sind; die man zu lesen und wieder zu lesen, nicht müde wird. Indess war in der ersten Lieferung doch versprochen, daß die zweyte Abhandlung bloß von Bönpland enthalten sollte. Wir zweifeln zwar nicht, daß die von Hn. v. H. gegebenen Abhandlungen diesen Mangel mehr als ersetzen; allein es ist doch unbehaglich, das nicht zu finden, worauf man schon ist aufmerksam gemacht worden. Die erste, in der Reihe die fünfte Abhandlung, beschäftigt sich mit der Naturgeschichte des Condors, oder des *Fulmar gryphus* Lin. Dieser Vogel ist noch nirgends genau beschrieben. Im *Museum Leverianum* ist zwar eine colorirte Zeichnung davon mit einer Beschreibung voll Zweifel; allein gegen die hier gegebene Abbildung, welche in Hinsicht der Zeichnung, des Strichs und der Illumination gleich meisterhaft ist, bleibt jene als ein ärmliches Bildchen zurück. Die Verschiedenheit des Gefieders in verschiedenen Alter hat gemacht, daß man immer in Verwirrung über diesen Vogel gewesen ist. Hr. H. hat 17 Monate lang Gelegenheit gehabt, ihn in den Anden zu beobachten; daher auch diese Abhandlung so vorzüglich ausfallen konnte, als sie es wirklich ist. Wir haben nur Weniges aus. Den kann haben nur die Männchen, hingegen das Halsband beide Geschlechter. Die Größe dieses Vogels ist oft übertrieben worden; hier geht es ihm wie den Patagoniern — er ist kaum größer, als unser Lämmergeyer, und wagt es nicht, Kinder, vielweniger Erwachsene anzugreifen. Hat es unser Lämmergeyer schon gethan? Der Cuntur, (so sollte man schreiben,) wohnt höher, als der Montblanc ist; er steigt am höchsten in der Luft unter den fliegenden Thieren, liebt ein Klima, welches nur wenige Grade über 0 ist, und nährt sich von allerlei Thieren, stößt auch auf die Viehherden, über seine und einiger anderen Thiere geographische Verbreitung, wie auch über einige begleitende Pflanzen, sind interessante Beobachtungen geliefert. Ist es nicht sonderbar, daß *Ovis poliozona* in den Anden wie auf Island, also in gleichem physischen Klima vorkommt, da doch die nach Amerika gebrachten Schafe gewisse diese Art nicht gewesen? Wirkt hier die Wärme des Klimas? Hr. v. H. wünscht, daß Naturforscher, welche Glegenheit haben, den Lämmergeyer, besonders in der Schweiz und in Tyrol zu erhalten, auch Zeichnungen von dem Kopfe und den Klauen mittheilen mögen, wie es hier vom Cuntur geschehen, damit man die Waffen dieser größten Luftbeherrscher

vergleichen könne. Die erste Tafel enthält den ganzen Vogel, die zweyte den Kopf und die Klauen, in natürlicher Größe, herrlich, kräftig, rein dargestellt. Anstossliches enthält die Abhandlung nichts. Sechste Abhandlung. Über eine neue Art von *Gymnotus* (*acquila-bianca*) aus dem Magalenenfluß. Gibt keine Schläge, hat auch den Apparat dazu nicht. Die Schwimmblase ohne Gefäße, und viel kürzer als bey *G. electricus*. Die Abbildung dieses Fisches ist ein Flecken für dieses Werk; es ist eine Raute, charakterlose, unnaturhistorische Figur, an der die Naslöcher fehlen, die Augen wie angeklebt sind u. s. w. Siebente Abhandlung. Beobachtungen über den Zitteraal (*G. elect.*) der neuen Welt. Ist sehr häufig in den fließenden Wassern und Flüssen von Caraccas. Der Fang desselben ist das unterhaltendste Schauspiel, und ist zugleich ein psychologisch sehr wichtiges Experiment. Man treibt nämlich einen Trupp halbwilder Pferde und Maulthiere in Weyher, welche, so zu sagen, mit den Aalen kämpfen, sie entladen müssen, aber dadurch selbst so betäubt werden, daß in wenig Minuten einige sinken und ertrinken. Hat dieses aber etwa eine Viertelstunde gedauert, so haben die Aale ihre Kraft zu schaden verloren, die Pferde waden mit wenigem Schmerzausdruck im Wasser herum, die Aale flüchen vor ihnen, kommen dem Ufer näher, und werden so dann lebendig gefangen. Kein Eingeborner wagt es aus Furcht vor Erschütterungen, sie zu berühren, die Reisenden mußten sie selbst in die Gefäße bringen, und empfingen doch nach so starker Abmattung, Entladung und selbst Verwundung dieser Thiere, Schläge, die stärker sind, als elektrische, welche Hr. v. H. empfanden. Er zweifelt daher gar nicht an der Aussage der Eingebornen, daß Badende, wenn sie von einem Aale erschüttert werden, sinken und ertrinken; ja er glaubt sogar, daß sie einen Menschen unmittelbar tödten können, wenn sie sich längs seiner Brust und dem Bauche entladen, wie es bey den Pferden leichter geschehen kann. Dieser Aufsatz ist sehr schön, dramatisch, man möchte sagen romanhaft geschrieben, und beschäftigt sich dabey mit neuen, sehr unterhaltenden und physiologisch wichtigen Gegenständen. Er ist S. 96 zerfallen, und greift in das nächste Heft ein, welches doch bald erscheinen möge, um die unangenehme Empfindung auszulöschen, welche den begierigen Leser befällt, wenn er sich in dem Verfolge des Genusses, in dem er sich so zufrieden gefüllt, auf einmal durch den Mangel der folgenden Hefte gestört sieht. Diese Abhandlung muß nicht bloß den Naturforscher, sondern auch jeden Gebildeten interessieren. Ueberhaupt ist diese Lieferung in dem bekannten Humboldtischen Geiste, und mit deutschem Fleiße geschrieben, während man in der ersten Lieferung mehr den französischen Ton erkennt. Aber bey aller Vortrefflichkeit des Werks, sowohl des Inhalts als der typographischen Vollkommenheit, kann man doch nicht leugnen, daß es dem Preise nach viel zu hoch von den Buchhändlern angesetzt worden. O.

BERLIN, b. Maurer: Grundriß der Eisenhüttenkunde vorzüglich in Beziehung auf Erzeugung des Roh- und Schmiedeeisens, von Joh. Joach. Friedr. Wähler.

Oberhütteninspector zu Kofchent in Oberschlesien. Mit 1 Kupfert. 1806. 182 S. 8. (18 gr.)

Diese lehrreiche Schrift umfaßt zwar weder die gesamte Eisenhüttenkunde, noch erschöpft sie die bearbeiteten Gegenstände; vielmehr ist sie als Vorläuferin eines grösseren Werks zu betrachten, womit uns der kenntnisvolle Verf. recht bald beschenken möge; demungeachtet enthält sie in gedrängter Kürze die wesentlichsten Grundzüge des Unterrichts im Eisenhüttenwesen, allenthalben mit verständiger Herleitung aus den Gründen der neueren Chemie, und theilt im Vorbeygehn manches Resultat langjähriger Erfahrung im technischen Detail mit, das auch Praktikern interessant seyn wird. — Im ersten oder *theoretischen* Theile werden die Prolegomene aus der Mineralogie und allgemeinen Chemie, die beym Eisenhüttenwesen in Bezug kommen, angegeben. Der erste oder mineralogische Abschnitt enthält nicht allein die *Eisenerzkarten*, sondern auch die *Flüsse* und *Zuschläge* nach ihren dem Eisenhüttenmann interessanten Bestandtheilen, dem Grad ihrer Brauchbarkeit und den wesentlichsten äusseren Kennzeichen, in tabellarischer Aufstellung; ist jedoch der unvollkommenste Theil des Buchs. Hierauf wird 2) ganz kurz von der *metallischen Darstellung des Eisens* und (nur im Vorbeygehn) vom *Probiren der Eisenerzkarten*; weit interessanter aber 3) von den Bestandtheilen, wodurch die verschiedenen Eisensorten modificirt werden, und 4) von den besonderen Kennzeichen und Veränderungen des Eisens, welche durch die verschiedenen Mischungen und Behandlungen der Körper entstehen, das Wissenswerthe mit den erforderlichen chemischen Erläuterungen, abgehandelt. — Der zweyte oder *praktische* Theil hingegen unterrichtet 1) vom *Bau der Hohöfen* (in metallurgischer und architektonischer Rücksicht, mit einigen schätzbaren praktischen Vorschriften); 2) von den *Gebäuden* (zu kurz und unvollständig, wenigstens im architektonischen Bezug); 3) von der *Vorbereitung der (Eisen-) Erzkarten*; 4) vom *Betrieb der Hohöfen*, so wie 5) von der *Fabrication des Schmiedeeisens* oder vom *Oxydationsproceß*, welche beiden letzteren Abschnitte vorzüglich lehrreich und umständlich bearbeitet sind. Weiter wird nun das Eisenhüttenwesen nicht verfolgt, sondern der sechste Abschnitt S. 152-182 giebt eine lezenswerthe wissenschaftliche *Skizze des Verkohlungsproceßes*, mit ziemlich vollständiger Angabe der daraus folgenden praktischen Regeln.

Will der Vf. für das von ihm zu erwartende ausführlichere Werk einen Wunsch annehmen, so ist es der, daß die Darstellung lichtvoller und präciser seyn möchte. Der vorliegende, ursprünglich zum Leitfaden für Vorlesungen bestimmte, Grundriß wird dem angehenden Hüttenmann bisweilen schwer verständlich seyn, da sich mit großer Kürze manche Eigenthümlichkeiten des Vfs. in ungewöhnlichen Ausdrücken und Wendungen, Zerstückelung des Vortrags im Text und Noten, aus Mangel an Präcision im Ausdruck bey den Erklärungen, vereinigen.

— n.

BRUNNSCHWEIG, b. Reichard: *Norddeutsche Beyträge zur Berg- und Hüttenkunde*, herausgegeben von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann, herzogl. braunschweig. Kammersecretär. Erstes Stück. 1806. 132 S. 8.

Seit einigen Jahren verbreitet sich über den Harz in mineralogischer und bergmännischer Rücksicht durch wissenschaftliche Einheimische ein klareres Licht, als dies Reisende, die früher darüber schrieben, geben konnten. Schon das *hercynische Archiv*, das Dr. Holmann eröffnete, enthielt manche schätzbare Nachricht; da es aber mitten im besten Fortgange durch zufällige Umstände unterbrochen worden ist, so hat sich Hr. H., als einer der vorzüglichsten neueren mineralogischen Schriftsteller schon durch frühere Arbeiten bekannt, zur Herausgabe einer ähnlichen Sammlung von Aufsätzen entschlossen, die er als eine Folge des mineralogischen Berg- und hüttenmännischen Theils jener Zeitschrift anzusehen wünscht. Das vorliegende Stück rechtfertigt allerdings den Wunsch nach einer baldigen Fortsetzung, und enthält 1) einige interessante oryktognostische und geognostische *Bemerkungen über den Schillerstein von der Baste in dem harzburger Forst, mit besonderer Rücksicht auf Freieslebens Monographie desselben*, vom Herausg. 2) eine *bergrechtliche Beobachtung* (in Bezug auf den Steinkohlenbergbau in Ländern, wo die Steinkohlen nicht zu den Regalien gehören) vom Zehndner Meyer. 3) die Erzählung eines (auf der Carlshütte im Braunschweigischen vorgenommenen) *Versuchs, die deutsche Frischmethode durch Anlegung eines besonderen Reckherdes zu vervollkommen*, und sonach die beiden Arbeiten, Schmelzen und Ausschmieden, von einander zu trennen, vom Hüttenschreiber Kohl zur Wilhelmschütte, bey dessen versprechendem Ausfalle hoffentlich Hn. Kohls Vorschlag weiter und anhaltender bearbeitet werden wird; 4) einige *Bemerkungen über die Andreasbergischen Gänge*, vom Bergschreiber Ostmann zu St. Andreasberg (zur Bestätigung der von Charpentierschen Ansicht und Theorie von erzführenden Lagerstätten); 5) *über den Quadersandstein, besonders über dessen Vorkommen in Niedersachsen*, vom Herausg. Hr. H. hält diese Sandsteinformation, welche andere Geognosten zum sogenannten bunten Sandstein rechneten, für eine eigene (neue) Formation, jedoch nach unserem Erachten ohne hinreichenden Grund. Indess enthält dieser Aufsatz interessante Beyträge zur Kenntniß der Sandstein- und Kalksteingebirge, und was noch schätzbarer ist, zur genaueren Kenntniß der noch wenig bekannten niedersächsischen Steinkohlen- und thonartigen Eisensteinformationen in Sandstein. 6) *Übersicht des Verfahrens bey Aufbereitung der Erze in den klausthalischen Puchwerken* vom Vicebergschreiber Seidensticker zu Clausthal (eine detaillierte technische Beschreibung der verschiedenen Scheidearbeiten, bey denen wir jedoch die erforderlichen ökonomischen Angaben vermissen. 7) *Etwas über blaue Eisen-Hohofenschlacken* vom Herausg. zum Beweis, daß die blaue Farbe dieser Schlacken nicht immer von phosphorsauren Eisen, sondern zum Theil von vorwaltenden Kohlen- gegen Sauerstoff herrühre. 8) *Versuche mit einigen (Silber-Bley- und Arsenik-) Erzen vom Harz im kleinen Feuer*, (auf Silber und Bley, nach der gewöhnlichen Probiertart), vom Schichtmeister Bauersachs zu Zellerfeld; auch die bunten Bleyerze hielten etwas Silber.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 J U L I U S , 1 8 0 7 .

G E S C H I C H T E .

FRANKFURT a. Main, in Commission der Jäger-
schen und Eichenberg'schen Buchhandlungen:
Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Von
Anton Kirchner, der W. W. Dr., evang. Prediger
und Professor am Gymnasio daselbst. Erster Theil.
1807. LI und 642 S. 8.

So verschieden in Ansehung der Entstehungsart, der Grundverfassung, der politischen Selbstständigkeit, die griechischen Handelsrepubliken von den Reichsstädten Deutschlands im Mittelalter sind: so haben doch beide in mehreren Hinsichten so viel Ähnliches, daß eine Vergleichung nicht unstatthaft ist. Wie in den griechischen Städte-Staaten, so entwickelte sich in den deutschen aus dem Monarchismus eine aristokratische Verfassung, die in gleichem Verhältnisse, als das Volk durch Gewerbe und Handel zur Wohlhabenheit, und dadurch zu einem gewissen Selbstgefühl gelangte, in Demokratie überging. Die Reibungen zwischen den Geschlechtern und Zünften sind ein Seitenstück zu den Anfeindungen der aristokratischen und demokratischen Faction, die Städte-Bündnisse ein solches zu den Conföderationen, wenn gleich auf andere Veranlassung entstanden. Auch in Ansehung der äußeren Geschichte finden sich Vergleichungspunkte: Lübeck, als Haupt der Hanse, hat Rollen durchgeführt, geeignet, manchen Thaten Athens, als Hauptes der verbündeten Staaten, zur Seite gestellt zu werden. Die Wahrnehmung der Ähnlichkeit des endlichen Schicksals erfüllt den vergleichenden Beobachter mit Wehmuth, besonders wenn er so reizt, die Analogie weiter zu treiben, sie hypothetisch auf die Folgen auszudehnen. Aber mögen die Folgen des neuesten Schicksals unserer reichsstädtischen Republiken in derselben, oder in einer andern, Form aus der Zukunft hervortreten, die kräftige Hülfe zur Bearbeitung der Nation, — die vorzüglichste der bewussten Ähnlichkeiten, — ist das bleibendste Denkmal des Daseyns dieser wichtigen kleinen Staaten. Auffallend sind die Verdienste mancher vaterländischen Freystaaten in Hinsicht auf Kunstsin; hier bleiben Augsburg, Nürnberg, Frankfurt, nicht weit zurück hinter Athen, Coriath, Milet. Eben so vortrefflichen Einfluß, nur weniger bemerkbar, hat der Nationalgeist von den reichsstädtischen Communen erfahren. In die Vorwürfe der Kraftlosigkeit, der Feilheit, die jetzt mancher erbitterte Schriftsteller dem deutschen Volke macht, können wir nicht einstimmen. Waren die griechischen Republiken durchaus

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

in Schwäche versunken, als sie von dem Gesetze des Wechsels der Dinge erreicht wurden? Auch die Staaten haben ihren Herbst. Es ist wohl ein herrlicher Geist, der noch vor einem Jahrzehent in den Bürgerschaften vieler deutschen Reichsstädte lebte, von dem auch Rec. bey seinem mehrjährigen Aufenthalte in einer der ersten Reichsstädte durchdrungen war. In Harmonie mit dem landständischen Geiste in den monarchischen Territorien hat er den Deutschen weltbürgerlich ausgebildet.

Geschichten der vorzüglichsten Handelsrepubliken Deutschlands, die in das Wesen ihres Gegenstandes eindringen, denselben pragmatisch, lebendig verarbeitet enthalten, fehlen fast ganz in der historischen Literatur des Vaterlandes. Vortreffliche, zur Sache gehörende, Materialien sind für die Handels- und Verfassungsgeschichte verschiedener Städte vorhanden, bey weitem mehr, als für die der griechischen Handelsrepubliken, wo die meisten Fragmente aus Rednern und Komikern gesammelt werden müssen; aber in der Hauptsache ist noch wenig geschehen; noch hat die historische Kunst den vorhandenen Stoff nicht gewürdigt, nicht, mit Verachtung des zweydeutigen Ruhms, Werke von extensiver Größe geliefert zu haben, diesen Stoff in einem Geiste verarbeitet, der die Natur und die Bestimmung einer solchen Geschichte begriffen hat. Wenn sich der Leser mit uns über den Plan vereinigte, nach welchem solche historische Werke angelegt und ausgeführt werden müssen: so wäre eben damit der Maßstab zur Beurtheilung des vorliegenden festgestellt. Es scheint uns, summarisch entworfen, dieser zu seyn. Die politische Grundlage aller Reichsstädte war entweder eine königliche, oder eine bischöfliche Pfalz, oder beides. Hier ist der natürliche Anfangspunct der Geschichte; jeder andere Zulauf, von den Zeiten der römischen Herrschaften herab, durch die öden Geschichten der Kriege und Völkerzüge umliegender Gegenden streifend, ist fremdartig, fehlerhaft. Es muß entwickelt werden, wie in jenem Local-Umstande die ursprüngliche und Haupt-Veranlassung dazu lag, daß sich mechanische Künste und Handel in der Villa bildeten. Die Erweiterung der letzteren, die Einrichtung derselben zur Burg, die Entstehung der Bürgerschaft aus einer Mischung von bürgerlichen Materialien, und von persönlich freyen, aber, als Grundfassen, dinglich unfreyen Negotianten, Künstlern und Handwerkern; die äußeren Veranlassungen der Erweiterung des Verkehrs; die Gegenstände, Wege, Bedingungen, Erschwerungen des Handels in den verschiedenen Perioden; die belebende-

Wirkung desselben auf die Industrie; der Ursprung der Zünfte; die Entwicklung des Selbstgefühls, des Freyheitsinnes der erwerbenden Classe der Bürgerschaft; die progressiven Versuche der Commune, sich von den grundherrlichen, dann von den landesherrlichen, Verhältnissen loszumachen, immer dreister, immer glücklicher, je mehr das Geldbedürfnis des Grund- und Landes-Herrn, und der Geldvorrath der Grund- und Landes-Unterthanen zunahm; die successive Erwerbung verschiedener Regierungsrechte, auch der Reichsstandtschaft; die zunehmende politische Wichtigkeit; die Ausbürger, die Pfahlbürger; die Theilnahme an einem Städte-Bündnisse; die Fehden mit dem benachbarten Adel; das Hervorgehn der adlichen Stadtgeschlechter größtentheils aus den grundherrlichen Militär- und Civil-Ministerialen der Burg; das raue Zusammenstoßen derselben mit dem emporstrebenden dritten Stande; die bürgerlichen Unruhen, die stürmische Ausbildung der Verfassung; der öffentliche Haushalt, die Rechtspflege, die gesamte Polizey, die wohlthätigen Institute, das Kirchen- und Schul-Wesen, der gesellschaftliche Zustand, die Künste, die Wissenschaften: das ist die Übersicht der, in den Umfang des Werks gehörenden, Gegenstände. Weiter nichts; alles Ubrige zerstreut. Die historische Enthaltsamkeit ist so rühmlich, als selten. Das Wenigste in den vorhandenen Stadt-Chroniken betrifft die Stadt unmittelbar selbst. Wenn sich der Geschichtschreiber auf diese Materialien beschränkt, sie pragmatisch verwebt, und ein wirkliches Gemälde schafft, voll Haltung und Einheit: so wird er freylich ein Werk von geringem Umfange liefern, aber er wird Interesse erregen, Belehrung gewähren, die Geschichte des Vaterlandes cultiviren.

Der Verf. der angekündigten Schrift ist allerdings im Allgemeinen über die Erfordernisse der Geschichte eines so wichtigen Platzes aufgeklärt, er berührt die meisten der summarisch angegebenen Materien. Es ist ihm gelungen, mehrere, bisher wenig oder gar nicht genützte, ungedruckte Hülfsmittel aufzutreiben, als: Original-Urkunden der öffentlichen und Privat-Archive, Transsumte, Copialbücher, handschriftliche Nachrichten, gesammelt von früheren Geschichtsfreunden der Vaterstadt, Chroniken der geistlichen Stiftungen des Orts, Zunftnachrichten u. s. w. Aus Liebe zur Geschichte des ehrwürdigen Frankfurts hat er sich sogar überwunden, „zu einigen Urkundenschätzen, und zwar zu den weniger bedeutenden, den Zutritt demüthig zu erbitten.“ Die Schwierigkeiten, von den Magisträten der bisherigen Reichsstädte Urkunden, oder Abschriften davon, zu erhalten, kennt Rec. aus eigenen, seit kurzem gemachten Erfahrungen; er weiß daher gewis den Eifer des Verfassers zu schätzen, dem das Publicum mehrere Nachrichten verdankt, die in keinem der bisherigen historischen Werke über Frankfurt enthalten sind. Auch einige lobenswerthe Beweise von historischer Kritik hat unser Vf. in seiner Schrift dargelegt; vorzüglich aber verdient seine Belesenheit, seine Kennt-
nis vieler guten Quellen der deutschen Geschichte,

eine rühmliche Erwähnung. Aber ungeachtet dieser Vorzüge des Werkes im Einzelnen, müssen wir doch gestehn, daß uns die allgemeine Ansicht desselben weniger befriedigt hat. Der Vf. hat die Natur seiner Arbeit nicht genug erwogen, sonst hätte er gewis theils eine große Sichtung der Materialien vorgenommen, durch welche der Vorrath mehr als zur Hälfte zusammengeschmolzen wäre, theils einen andern Plan der Verarbeitung, eine andere Anlage der Perioden, gewählt. Durch die engere Verbindung des wesentlichen Stoffs wäre er selbst mächtiger von seinem Gegenstande ergriffen, und dadurch in den Stand gesetzt worden, sein eigenes Interesse mitzutheilen, über die Leser zu gebieten. Es hätten sich Gelegenheiten zu interessanten Entwicklungen, Urtheilen, Resultaten, dargeboten, die wir ganz vermissen; das Werk hätte an Tiefe gewonnen; die Darstellung, der Styl, wäre weniger lose ausgefallen. Von Hauptfachen zu wenig, und nicht gründlich genug; von Nebensachen zu viel, bey weitem zu viel: das scheint uns die Charakteristik der Schrift. Der Mangel an Zusammenhang der Materien läßt keinen allgemeinen Eindruck zu Stande kommen; die allzuoft hineingezogenen politischen Vorfälle im rheinischen Deutschland, die Königswahlen, die Streitigkeiten dabey, der Aufenthalt der Könige in der Stadt, die müßigen Dinge bey Gelegenheit der Reichs- und Kirchen-Versammlungen, die Familien-Angelegenheiten der Könige, die Handlungen derselben zu Frankfurt, ohne alle Beziehung auf die Stadt, das Faustwesen, die Landfrieden, und andere fremdartige Dinge, wobey Frankfurt immer tief im Hintergrunde steht, oder gar nicht zu sehn ist, — zerstreuen den Leser zu oft, hindern allen Effekt. Der vielen Noten nicht zu gedenken, in denen der Verf. vollends ausschweift. Bey dem Allen ist doch nicht hervorgehoben, wie die häufige Anwesenheit des Hofes und so vieler Großen auf den öffentlichen Wohlstand, den Baugeist, den gesellschaftlichen Ton, den Zustand der Sitten, gewirkt habe. Völlig unpassend, gar nicht der Natur des zu verarbeitenden Stoffs entsprechend, ist die Anlage der Perioden. Anstatt die Einschnitte da zu machen, wo sie in der Sache selbst liegen: bey den Haupt-Epochen des Handels, und bey wichtigen Veränderungen in der Constitution, nimmt der Verf. vier Zeiträume nach Maßgabe gewisser Reihen von Königen an: den ersten, von den frühesten Zeiten bis zum Jahre 911 (Ende der Carolingischen Dynastie); den zweyten, von 911 bis 1152 (Friedrich I.); den dritten, von 1152 bis 1347 (Carl IV.); den vierten, von 1347 bis 1519 (Carl V.). So weit dieser erste Theil. Noch zwey sollen folgen, mit der Geschichte Frankfurts bis zu der wichtigen Katastrophe von 1806. Ohne uns auf jene fremdartigen Gegenstände einzulassen, denen wir in einer Geschichte der Stadt Frankfurt keine Aufmerksamkeit schuldig zu seyn glauben wollen wir nun die vorzüglichsten von den wesentlichen ausheben und zusammenstellen.

Erster Zeitraum. A) Handel und Gewerbe. S. 17 kommt der Vf. darauf, daß Frankfurt schon zu Karls d. G. Zeit eine königliche Domäne war, schildert aber die damalige Naturbeschaffenheit Deutschlands unter anderen in dieser Gegend gar zu rauh. Wenn der Winter so streng war, „wie in den kalten Steppen Sibiriens,“ wie konnte der Anbau des Weizens gelingen, dessen Marktpreis der genannte König in einer, zu Frankfurt im J. 794 publicirten, Polizeytaxe bestimmte; wie konnten, nach des Vfs. eigener Angabe S. 64 Obstgärten und Weinberge bestehn? Anlagen Karls zu Frankfurt, Märkte, S. 58—60. Hier sieht uns die ohne Beleg hingeworfene Behauptung auf, daß in dem Handel mit Leibeigenen der Haupt-Umsatz bestanden, und dieser sich ausschließlich in den Händen der Geistlichen und der Juden befunden habe, ja, daß diese Waare von Frankfurt, dem Stapel, über die Niederlande nach Spanien, und über die Alpen nach Venedig, versandt worden sey. Sollte der Vf. nicht wissen, daß es die verdienstvollen Geistlichen waren, die sich die Verminderung des Menschenhandels und der Leibeigenschaft angelegen seyn ließen, die Freylassung zur Religionsache machten, und diese Handlung deshalb in der Kirche veranstalteten? Daß sie, über die Würde des Menschen aufgeklärter, als die weltlichen Zeitgenossen, schon früh in Deutschland, namentlich in dem Theile, wo Frankfurt liegt, Verbote der Ausfuhr von Mancipien bewirkten (*Lex Alam.* c. 37. §. 1. — *Caroli M. cap. de a. 779. c. 19.*)? Daß die auf die Märkte kommenden Sklaven am seltensten Deutsche waren, am häufigsten Wenden (*Helmold II. 13.* — *Ludovici IV leges portoriar., HI 6*)? Daß zwischen Venedig und Deutschland noch keine Handelsverbindung bestand? — „Menschen waren das Haupterzeugniß des dürftigen Deutschlands (S. 48),“ ist ein Satz, der sich selbst und der Geschichte widerspricht. B) Verfassung und innerer Zustand. S. 47 und 48 werden die Reichsministerialen, d. i. die königlichen Staats- Hof- und Kriegs- Beamten, mit den Patrimonial- oder Domänen- Ministerialen des Königs, und daher S. 52 die Reichsgerichtsverfassung (das Fürstenrecht) mit der grundherrlichen Rechtspflege, verwechselt. Da die Patrimonial- und Burg- Ministerialen unfrey waren, zu denselben aber auf den Domänen auch die Schöffen gehörten; da ferner, nach des Vfs. eigenem Geständnisse S. 89, 90, die Handwerker bis in das zwölfte Jahrhundert ebenfalls unfrey waren; folglich alle Villani oder nachherige Burgarier in dem Verhältnisse der Hörigkeit standen: so fällt die Anmerkung S. 53 weg, daß die Schöffen; nämlich, wie der Zusammenhang will, auf der Pfalz, Ingenui gewesen seyen. Dies war nur der Fall in den Gerichten, die über die absolut freyen, in keiner Ministerialität stehenden, Land- Eigenthümer sprachen.

Zweiter Zeitraum. A) Handel und Gewerbe. Bloß einige Worte von den Krämern, Gewürzchen, und Juden, von den Münzen, von den Wollenwebern, und Waffenschmiedten, als vorzüglichsten Handwerkern, ohne Detail und Belege, S. 94. 95. — Ge-

genseitige Zollfreyheit zwischen Frankfurt und Worms, S. 82. — B) Verfassung und innerer Zustand. Zünfte, S. 88. Keine Forschung über die ersten Spuren derselben in Frankfurt, keine Abschweifung über deren Ursprung im Allgemeinen; bloß diese wenigen Worte: „der Gewerbestand hatte die Vortheile benutzt, die ihm die Zeit bot, um waffenfähig, und folglich frey und unabhängig zu werden. Die erste Frucht dieser Freyheit sind die Zünfte; sie scheinen in ganz Franzien zugleich entstanden zu seyn.“ Unter den vermeintlichen Vortheilen, die der Handwerksstand benutzt haben soll, um die Ingenuität zu erlangen, und darauf die Zunftconstitution zu bauen, versteht der Vf. die, S. 82 erzählte, Bewaffnung der Burgarier in der Rheingegend durch Heinrich IV. Er scheint die alte Gewohnheit der Könige, in Nothfällen, wo die Kriegsministerialen nicht zureichten, zum allgemeinen Landaufgebot zu greifen, für einen Einfall der rheinischen Burgarier zu halten. Durch diese Heeresfolge sind die Handwerker nicht zur Freyheit gelangt; es ist ein eben so falscher als häufiger Satz, daß nur der freye Mann waffenfähig gewesen sey; alle Patrimonialministerialen waren unfrey, und doch waren viele darunter, nämlich die Haustruppen, bewaffnet. Keineswegs war der Ursprung des Zunftwesens eine Folge der Ingenuität des Handwerksstandes; es entwickelte sich dasselbe aus ganz anderen Umständen. Die Entlassung der Burgarier aus der Hörigkeit, die Aufhebung ihrer Verbindlichkeiten als Grundfassen, also die Erhebung derselben zu bloßen Landfassen, auf den Domänen identisch mit Reichsfassen, beruht überall auf ausdrücklichen Privilegien, von denen hier keins angeführt wird. Wenn es S. 89 heisst: „die Burgarier wurden in Deutschland zum niederen Adel gerechnet, waren turnier- und stiftsfähig,“ so bedarf dieses einer doppelten Einschränkung: in der Periode, von der die Rede ist, bestand noch kein Unterschied zwischen höherem und niederem Adel, noch gab es nur Eine Classe des Adels, in der die Privatministerialen nicht begriffen waren, dieselben gehörten noch zum dritten Stande; — und gesetzt, man wollte dieses Prädikat aus späteren Zeiten in frühere übertragen, so könnte man wenigstens nicht die Burgarier überhaupt, sondern bloß die Militärpersonen unter denselben, Adliche nennen, mit Ausschlusse der Handwerker. — „Die Städte hielten es für eine Ehre, die freyen Landbesitzer, die sich innerhalb ihrer Mauern niederließen, zu den ersten Würden im Staate befördern zu können:“ viel zu früh! Zwischen 911 und 1152 hatten die Bewohner geschlossener Orte noch nicht das Recht der Wahl ihrer öffentlichen Autoritäten; noch waren die Domänenstädte keine Staaten. — Von der Kirchenverfassung S. 94.

Dritter Zeitraum. A) Handel und Gewerbe. Zoll- Unfug, Hindernisse des Handels, Fehden, S. 132—134. — Gegenseitige Zollfreyheit zwischen Frankfurt und Straßburg, S. 140. — Messe, S. 162, ohne Entwicklung, wie dieselbe das Product des zusammen- treffenden Großhandels, und des inneren, im rheinischen Deutschland aufblühenden Verkehrs war.

Nichts von der Ausbreitung des activen Aufsen-Messhandels, nichts von den Gegenständen und Richtungen desselben, z. B. von dem großen Waarenzuge zwischen dem Nieder-Rhein und den Plätzen der Mitteldonau, als Regensburg, Ens, Wien, woran Frankfurt thätigen Antheil nahm. Bey Aufzählung der Städte, die in Frankfurt Zollfreyheit genossen, S. 214, wäre Gelegenheit zu solchen Erläuterungen gewesen. — Wollenzeuge, Leinwand, Schau-Anstalten, Lager- und Kauf-Häuser, Weinhandel, Münzen, Messen, Geleit, Stadtzoll, S. 239—244: alles kurz. — S. 241 scheint der Vf. anzunehmen, der Pabst Innocentius IV habe 1246 von einem venetianischen *Handelshause* einen auf Frankfurt gezogenen Wechsel gekauft, und diese Remesse an den Revolutionskönig Heinrich Raspo zum Einkassiren überschickt; denn er folgert daraus, daß Frankfurter Häuser, die Unternehmungen von 25000 Mark Silbers machen konnten, reich seyn, und großen Credit haben mußten. Aber Venedig hatte auch im 13 Jahrhunderte nach Deutschland noch keinen Absatz über die Alpen, noch gar keinen Verkehr mit Frankfurt, um Forderungen an diesen Platz haben zu können, (eine Behauptung, die Rec. hier nicht begründen kann.) Was der Pabst überschickte, war ein bloßer Wechselbrief (kein Wechselbrief), worin ein venetianisches *Wechslerhaus* seinem, die frankfurter Messe beziehenden Affocié, die Auszahlung der Summe aufgab. Solche Companien italiänischer Campforen waren bekanntlich sehr gewöhnlich. Mit richtigeren Vorstellungen kommt der Vf. S. 341 auf diesen Gegenstand zurück. By Verfassung und innerer Zustand. Abschaffung der Vögte, Verbindung ihres Amtes mit dem der Schultheissen, S. 101—104. Wenn S. 104 gesagt wird, der Schultheiss habe im Namen des Kaisers in der umliegenden Gegend von Frankfurt Hoheit ausgeübt, und den Reichsfürsten Lehne gereicht, so könnte dieses leicht zu Irrungen Anlaß geben. Der Stadtschulze war, so lange Grund und Boden noch als fiskalisch galt, als solcher ein grundherrlicher oder Patrimonial-Beamter des Königs, der niemals in dieser Eigenschaft, sondern bloß unter der Bedingung, Regierungsrechte verwalten konnte, wenn er, wie es nach des Vfs. Bemerkung S. 106 öfters der Fall war, eigentlich ein Staatsamt in der Provinz, daneben aber den frankfurter Stadtschulzenposten, bekleidete. Ein solcher Schultheiss konnte auch zum Austrage gewählt werden. Die Reichslehne oder königlichen Grundstücke im Abwesenheit des Königs zu reichen, gehörte zu den Geschäften des Pfalzgrafen der Provinz, als Oberaufsehers aller, in derselben liegenden, königlichen Ländereyen. Dies erhellt aus mehreren Urkunden, z. B. einer vom J. 1160, in den *Monument. Boic. T. XIV. p. 29*. Als freylich bey dem Emporsteigen der Staatsbeamten zur Landeshoheit die Verhältnisse derselben als königlicher Officianten aufhörten, trugen die Könige den Pfalzgrafen die Belehnungen nicht mehr auf, sondern ließen dieselben von Männern verrichten, die noch ihre wirklichen Beamten waren. Im ganzen herzoglichen Departement Lothringen hatte der Rhein-

pfalzgraf die Belehnungen vollzogen. Als nun, nach vollendeter Landeshoheit, dieses wegfiel, und seit derselben Zeit die oberen Beamten in den königlichen Städten, namentlich in Frankfurt der Schultheiss, nicht mehr unfreye, hörige, sondern freye Ministerialen, sogenannte Adelschalken waren, beauftragten die Könige diesen Schulzen mit dem bewußten Geschäfte. So wird es erklärlich, wie die Bischöfe von Lüttich, die Wild- und Rhein-Grafen, ihre Lehne durch den frankfurter Schultheissen erhielten, und dieses hätte sollen auseinandergesetzt werden. Abstellung des grundherrlichen Rechts der Könige, eine hörige Ministerialie willkürlich zu verheirathen, S. 125—127. — Befreyung von fremden Gerichten, so lange daheim die Justiz nicht verweigert werde, S. 144. — Steuern (eigentlich grundherrliche Leistungen), bloß die Namen Königszins und Orbede, ohne Angabe des Gegenstandes, auf dem die Prastation haftete, 108. 151. — Abschaffung aller bisherigen (grundherrlichen) Abgaben der wetterauischen (fiskalischen) Städte, gegen eine jährliche Aversionssumme, (S. 158. 159. — Privilegium, daß die Stadt nie verpflichtet werden sollte, desgleichen Befreyung von den geistlichen Gerichten in weltlichen Sachen, S. 160. 161. — Besteuerungsrecht der Bürgerschaft zum Behufe der Erweiterung der Stadt, S. 166. Königliches Versprechen, in einem gewissen Umfange keine Burg zu bauen, S. 167. — Herabsetzung der Summen der Grundruhr, S. 167. — Keine Zölle im Umkreise von 5 Meilen, S. 167. — Verträge der Stadt mit benachbarten Herren, wegen der Pfahlbürger, S. 174. — Autonomie der Stadt, derselben ohne alle Vorbereitung beygelegt, S. 178. — Einiges über die Zünfte und Handwerke, S. 182. 183. — Glückliche beweiset der Vf. aus Urkunden, S. 184—187, daß nicht, der gewöhnlichen Meinung nach, erst seit 1333 Spuren von Concurrenz der Plebejer bey der Stadtverwaltung vorkommen, sondern schon über hundert Jahre früher; eine interessante Aufklärung, da übrigens die Städte, in denen im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts dem dritten Stande die Theilnahme an der öffentlichen Verwaltung gelungen ist, lauter solche sind, die zugleich Cathedralstädte waren. In den königlichen oder dynastischen Städten, in welchen kein bischöflicher Sitz war, haben sich, in der Regel, die adlichen Geschlechter bis in das vierzehnte Jahrhundert im ausschließlichen Besitze der Stadtregierung erhalten, als in Ulm, Nürnberg, Hagenau, Braunschweig, Aachen. Rec. glaubte dies bisher auch von Frankfurt, nach Lersner u. f. w., dankt daher dem Vf. für die bessere Belehrung. — Entstehung des Rathes neben Schulzen und Schöppen; Pfahlbürger, Ausbürger, städtische Einkünfte, S. 188—193; erste Spur von Consuationssteuern, S. 193. — Juden-Angelegenheiten und Unruhen, S. 194—200. Erweiterung der Stadt und ihres Gebiets, Mainbrücke, Verbindungen mit benachbarten Dorfschaften, S. 201—207. — Statuten, Strafen, Schöffengericht, Pfeiffengericht, S. 209—216. — Kirchenthum, S. 217—238.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 J U L I U S 1807.

G E S C H I C H T E.

FRANKFURT a. Main, in Commission der Jäger-
schen und Eichenbergischen Buchhandlungen:
Geschichte der Stadt Frankfurt am Main. Von
Anton Kirchmer u. s. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Vierter Zeitraum. A) Handel und Gewerbe. Die Stadt soll ihren Flor in diesem Zeitraume, ihre innere Stärke, ihr äußeres Ansehen, den beiden Umständen zu danken haben, dass, durch die goldne Bulle Karls IV. verordnet, die Königswahl da seyn sollte, und dass viele Reichsversammlungen daselbst gehalten worden sind, S. 247. — Auf die Messen kamen Nürnberger Fabrikate, Augsburger Zeuge, Ulmer Leinwand, nordische Producte aus den Hansestädten, Wein und einige Fabrikate aus den rheinischen Städten, verschiedene Natur- und Kunst-Producte aus Ober-Deutschland, Helvetien, dem Elsass, Steyermark, Sachsen, Thüringen; vieles Tuch aus den Niederlanden, alles ohne Angabe der Quellen, S. 584—538. — Wein- und Tuch-Handel, Wechselwesen, wobey wir eine Entwicklung vermissen, woher es komme, dass hier, wie in vielen anderen Städten, die ältesten adelichen Geschlechter das Privilegium des Münzens und Wechselns hatten, oft auch zugleich Goldschmiede waren; Münzen, Stadtposten, Mess- und Markt-Schiffe, Messpolizey, Geleit, Künstler und Handwerker, S. 539—562. — B) Verfassung und innerer Zustand. Erweiterung der Gerichtsbarkeit über die Juden, S. 246. — Schultheissen-Amt angekauft, und dessen Einkünfte und Emolumente zum Stadtkasten gezogen; Gehalt des Schultheissen, Ernennung desselben durch den Magistrat, S. 249. 283. 415. — Söldner, Knechtland, S. 260—266. — Streitigkeiten zwischen dem Rade und den Zünften, Oberhand des ersten und der Altbürger, S. 309—415. — Rathsverfassung, Stadt-Einkünfte; das Wesen der Bede, des Ungeldes, bleibt abermals unerläutert, S. 415—424. — Bürgerrecht, Verbrüderungen nicht-zünftiger Bürger, Trinkstuben als politische Clabb's, Linaburg und Rosenstein, andere Associationen, Zünfte, S. 425—455. — Juden, S. 437—459. — Erweiterung und Verbesserung der Stadt, Erweiterung des Stadtgebiets, Bausten (Verwechslung der Hörigkeit mit der Leibeigenschaft), S. 460—482. — Stadtrecht, Sammlungen der Raths-Normen, Schöppenstuhl, Sprengel desselben als Oberhofes, westphälische Gerichte, andere richterliche Personen, Sachwalter, Notarien, S. 483—508. — Kirchenthum, 509—533. — Schulen, 563—565. — Berühmte Bürger, 566—574. — Medicinalwesen, 575—581. — Polizey, 582—592. — Luxus, Vergnügungen, 593—605. — Einige Urkunden, 609—642.

Über die äusseren politischen Verhältnisse der Stadt, besonders deren Theilnahme an Bündnissen, kommen Nachrichten vor S. 107. 193. 143. 172. 252. 277. 282. 294. 348. 349—351.

Wir haben geglaubt, über ein Werk von so wichtigem Gegenstande ausführlich an die Leser berichten zu müssen, damit sie beurtheilen können, in welchem Grade die historische Literatur dadurch gewonnen habe. Wenn sich der Vf., dem wir den Beruf zum Geschichtschreiber zugestehen müssen, von der Richtigkeit unserer obigen Forderungen in Ansehung der Auswahl der Materien und des Gesichtspuncts bey deren Verarbeitung überzeuge; wenn er sich entschliessen könnte, die beiden übrigen, noch zu Heftenden Bände, auf Einen zu reduciren, in welchem mehr Zusammenhang in den Materien, mehr Fluss in der Darstellung, mehr Gleichheit und Würde, mit Verdünnung aller, theils poetischen, theils skurrilen Auswüchse herrschte: so würde, bey solchem Gehalte, der zweyte Band den ersten an Interesse und Belehrung übertreffen.

Über den Ursprung der Frankfurter Patriciergeschlechter enthält das Buch keine Aufschlüsse. Am Ende der Einleitung wird aber dem Publicum eine Schrift darüber angekündigt, deren Vf. der gelehrte Herr Schöff von Fichard, genannt Baur von Eifeneck, seyn wird. Wir erlauben uns die Bitte an denselben, das Werk in einem anderen Geiste abzufassen, als die, von Büttner über die Lüneburgischen Geschlechter, von dem jüngeren von Stetten über die Augsburger, von Würfel über die Nürnbergischen u. s. w. geschrieben werden konnten, damit wir in der städtischen Geschichte Deutschlands, einem eben so interessanten als vernachlässigten Theile der vaterländischen Geschichte, weiter kommen.

N. N.

PRAG, b: Barth: *Annalen der Menschheit.* Sammlung der interessantesten Aufsätze aus der Länder- und Völkerkunde. Biographische Skizzen, historische Fragmente. Antiken aus Griechenland und Rom, Miscellen, Anekdoten und Charakterzüge. Ein Handbuch zur Geistesnahrung für alle Stände, 3 Theile. 1 Th. IV und 156 S. 2 Th. 158 S. 3 Th. 158 S. 1807. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Unter den Eingang zu diesen Annalen der Mensch-

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

heit hat sich Hr. Karl Sydov gestellt, um jedem wenigstens ein grimminiges Gesicht zu schneiden, der, gereizt durch das Aushängeschild, nach Dingen zu fragen Lust bezeugte, die hier nicht zu haben sind. „Er sieht nämlich voraus, daß er sich durch den Titel des Buchs allen Anfallen jener unberufenen Kritiker (— hat er denn einige berufen? auch auserwählt? —) Preis gegeben habe, deren Wuth ein Schriftsteller nur durch sklavische Ergebung in ihren superieuren Willen, und die uneingeschränkste Anbetung ihres unfehlbaren Urtheils beschwichtigen kann.“ Er weiß sich dabey zu benehmen, und sogar Vortheil aus ihren Angriffen zu ziehen. „Das Anathema, welches sie über den Titel aussprechen, kann dem Werke selbst vielleicht — vielleicht! — äußerst vortheilhaft seyn. Denn da es ihnen bey der Durchsicht doch hauptsächlich nur darum zu thun ist, große, und in ihren Augen unverzeihliche Fehler auszukundschaften: so werden sie sich vielleicht mit der Blöße contentiren, die ihnen der Titel giebt, ohne den Inhalt des Buchs ferner mit ihren boshaften Liebkosungen zu überhäufen, und der Beyfall edler, unparteyischer Menschen wird den Sammler reichlich für den Tadel jener entschädigen.“ Man sieht, wie die Kunst immer höher steigt. Sonst wollte man durch einen hochtönenden Titel bloß einen Verleger locken und eine Menge Leser anziehen; Hr. K. Sydov aber will ihn zugleich als einen Metallstreifen über sein Gebäude hängen, um den Recensentenblitz abzuleiten. Er wird es nicht tadeln, wenn wir seine Hoffnung erfüllen, und unsere Liebkosungen sparen. Aber sagen müssen wir doch, daß „die Parteylosen, um deren Beyfall er allein buhlt,“ Menschen seyn müssen, die nur lesen, um zu lesen, denen das am interessantesten ist, was vor ihnen liegt, die von Menschheit einen eben so erbärmlichen Begriff haben als Er, das heißt, gar Keinen. Wenigstens ist aus diesem Buche schlechterdings nicht zu errathen, was Hr. S. sich unter Menschheit denken mag. Wir wollen nur die Überschriften der Aufsätze des ersten Theils herfetzen, um dem Leser zu zeigen, daß alles durch einander geht, wie Mäusedreck und Koriander. Die Behandlung der ohne Plan und Zweck aufgegriffenen Aufsätze (woher sie sind, wird niemals gesagt) wird vielleicht schon die kleine Probe, die wir aus dem Eingange gegeben haben, beweisen können. *Bundestreue*, oder die Zerstörung von Sagunt; eine historische Skizze. (Der ist ein abscheulicher Mensch, dieser Hannibal!) *Lucilius Lucinus*. *Latour d'Auvergne*. *Ritter von Linné* (Linnaeus). *Großfürstin Olga*. *Sophia Dorothea, Prinzessin von Celle*. *Eudoxia, Kaiserin Griechenlands*. *Hochzeitfeierlichkeiten Kaiser Friedrichs II. und Isabellas von England*. *Heirathsceremonien im Fürstenthum Moldau*. *Ansichten von Madrid*. *Die Insel Cypern*. *Der Archipelagus*. *Gladiatorspiele der Römer*. *Tugendhöhe*. *Der Theebesuch*. *Bertrand de Guesclin*. *Anekdoten*, und zwar 5, eine noch unwitziger als die andere.

N. m. t.

KOPENHAGEN, auf königl. Kosten gedruckt b. Seydelin: *Antikvarisk Underfølgelse over de ved Gallehus fundne Guldhorn*, af Peter Erasmus Müller, Proffess.

i Theologien ved Kiöbenhavns Universitet. Et af Videnskabernes Selskab kronet Priisskrift. 1806. 126 S. gr. 4. Mit 5 Kupf. (1 Thlr. 8 gr.)

Ebendasselbst: b. Brummer: *Antikvariske Undersøgelse af de i Tondern fundne guldne Hjørner*, von P. E. Müller, Lehrer d. Gottesgelahrth. zu Kopenhagen. Eine gekrönte Preisschrift, aus dem Dänischen überf. von W. H. F. Abrahamson, Lehrer der königl. dän. Land- und Artillerie - Kadetten. 1806. Mit 5 Kpf. u. 115 S. Text in 4. (1 Thlr. 22 gr.)

Im J. 1639 wurde bey dem Dorfe Gallehuus, unweit Tondern, von einem armen Mädchen ein goldenes Horn gefunden, 6 Pf. 13 Loth an Gewicht, und 2 Fufs 9 Zoll lang. Nicht ferne von der Stelle, wo dasselbe gelegen hatte, fand im J. 1734 ein Bauer, welcher Lehmen graben wollte, noch ein anderes dergleichen Horn, 7 Pf. 11 Loth schwer. Beyde Hörner wurden auf der königl. Kunstkammer zu Kopenhagen aufbewahrt bis zum 4ten May 1802; da sie entwendet und vom Diebe, der aber nachher entdeckt worden, sogleich eingeschmolzen wurden. Das Schicksal dieser Alterthümer machte, daß man sich nun wieder lebhafter, als vorher gechehen war, für dieselben interessirte; sie wurden ein Gegenstand des Gespräches der feinen Welt; der gemeine Mann sang Gassenlieder davon; der Dichter Ohlenschläger besang sie in einer Ode; die kopenhagener Gesellschaft der Wissenschaften setzte einen Preis aus für die genauere Erklärung dieser goldenen Hörner, und gegenwärtiger Versuch des Hn. Müller ist eine Folge dieser Aufmunterung. — Schon im 17 Jahrh., gleich nachdem das erste der beiden Hörner gefunden war, bemühten sich gelehrte Männer, die, theils eingestochenen, theils erhabenen gearbeiteten Figuren und Zierrathen derselben zu deuten, mehrere stellten fromme Betrachtungen darüber an; einer hielt das ganze für einen gottesdienstlichen Calender, und ein Goldmacher, Namens Dippel, wahrte sogar das Geheimniß zur Bereitung des Steins der Weisen darauf zu erblicken. Als 1734 das andere Horn gefunden wurde, reizte vornehmlich die am obern Rande desselben eingegrabene Inschrift von nicht bekannter Sprache und Lettern wiederum einige gelehrte Forscher die Erklärung zu versuchen; allein es gelang keinem, hinlänglich befriedigenden Aufschluß zu geben, indem sie fast alle die vorgefaßte Meinung hegten, diese Hörner müßten ursprüngliche Denkmale eines der nordischen Völker seyn. Hr. Müller geht nun von dieser Meinung ganz ab; ihm ist es im Gegentheil wahrscheinlicher, daß die besagten Hörner weder in Dänemark, noch sonst einem nordischen Lande, verfertigt sind, sondern aus einer südlichen an edeln Metallen reicheren Gegend hergebracht worden, mit einem Worte, er ist geneigt sie für alte Denkmale der Zeltiberer zu halten. Diese seine Meinung ist weitläufig und mit guten Gründen unterstützt, auf deren vollständige Entwicklung und Prüfung wir uns aber nicht einlassen dürfen, sondern diejenigen Leser, welche sich mit der Sache genauer bekannt machen wollen, auf die Schrift selbst verweisen. — Die 5 Kupfertische, welche die beiden Hörner, nebst anderen zu ihrer Erklärung vom Vf. angeführten Denkmälern darstellen, sind vom Hn. Lahde nicht übel gestochen.

— y — H.

DIPLOMATIK.

BRAUNSCHWEIG, b. Reichard: *Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatie*, von Justus von Schmidt genannt Phisfeldeck, herzogl. braunschweig-lüneburgischem Consistorial-Grenz- und Lebens-Rathe, auch Archivar. Mit Kupfern. 1804. 207 S. 8. (2 Rthlr.)

Dafs ein neues Lehrbuch der Diplomatie, besonders für Deutsche, eben so nothwendig als nützlich sey, darüber ist Rec. mit dem Vf. vollkommen einstimmt, muß aber dabey offenherzig gestehen, dafs er eine Erscheinung dieser Art erst dann für möglich hält, wenn Deutschlands Archive aus dem bisherigen undurchdringlichen Dunkel hervorgezogen worden. Erst dann, wenn verständige Archivare aus allen vier Theilen der deutschen Welt genaue *Cod. diplom.* dem Publicum mittheilen, erst dann wird der Diplomatiker von Profession in den Stand gesetzt, ein vollständiges Lehrgebäude deutscher Diplomatie auf unerschütterlichen Gründen errichten zu können, die bisher durch manche *casus in contrarium* untergraben wurden. Was in 5 Jahrhunderten nicht zu hoffen war, das hätte in dem ersten *Quinquennio* des 19ten füglich geschehen können. Die Sacularisation der Bisthümer und Abteyen wäre für die Diplomatie von grossem Nutzen gewesen, da diese vorzüglich die ältesten Documente, als die Grundpfeiler ihrer erworbenen Güter und Rechte, am sorgfältigsten aufbewahrten; allein — noch ist Rec. nicht bekannt geworden, mit welcher Aufmerksamkeit diese ehrwürdigen Denkmale der Vorzeit aus der heiligen Nacht ihrer Gewölke hervorgezogen worden sind, oder zu welchem Zwecke sie heut zu Tage noch mit dem Schleyer des Geheimnisses bedeckt werden. Zwar erinnert sich derselbe, vor einigen Jahren eine Ankündigung eines *Cod. dipl.* von mehreren Abteyen gelesen zu haben, ohne dafs jedoch seine Begierde bis jetzt gestillt worden wäre, woran wahrscheinlich die wieder ausgebrochenen politischen Fehden Schuld seyn mögen. Bis zur Erfüllung dieses frommen Wunsches verdient indefs der Vf. den Dank des diplomatischen Publicums, dafs er die Lücken in Gatterers Abrisse der Diplomatie so gut, wie möglich, ausgefüllt, überall die Entdeckungen der neueren Zeit benutzt, und mit Hingewerfung aller, einem deutschen Diplomatiker nicht interessirenden Gegenstände, den Anfängern einen nützlichen Leitfaden zur Fortsetzung ihrer weiteren Arbeiten in die Hände gegeben hat. Das ganze Werk zerfällt in 5 Hauptstücke. Das erste enthält eine Notiz über die Urkunden-Sprache, das zweyte die Schriftkunde, das dritte den geschichtlichen Inhalt der Urkunden, das vierte die innere Form der Urkunden, und das fünfte die äussere Form der Urkunden. Alle diese Gegenstände hat der Vf. bey aller Kürze, die er sich vorgesetzte, dennoch mit Deutlichkeit und in einer reinen Sprache vorgetragen. Diese Kürze hätte ihn aber nicht verleiten sollen, manche, für Anfänger ganz unentbehrliche Notizen, mit Still-schweigen zu übergehen, da dem Leser nicht der Vortheil der Zuhörer zur Seite steht. So z. B. hätten die verschiedenen Benennungen für das Wort *Diploma*, welches in lateinischen Urkunden nicht selbst gebraucht

wird, als: *Auctoritas, Praeceptum, Litera s. literae, pagina etc.* etc. angezeigt werden sollen, da nicht jede derselben sich für einen Anfänger errathen läßt. Dasselbe gilt auch von dem Worte *Monogramma*, welches durch *Character, regius character, signi character, chirographum, nominis signum — figura, signaculum etc.* bezeichnet wird. Wenn der Vf. die monogrammatistische Vollziehung in Urkunden weltlicher Fürsten im 16ten Jahrhunderte unter die Seltenheiten zählt, so mag dieß wohl aus denselben Ursachen herühren, die älteren Diplomatikern zur Aufstellung mancher Sätze Veranlassung gaben, sich aber durch die Entdeckungen der neueren Zeiten von selbst widerlegten. Rec. sind aus der Mitte des 16ten Jahrhunderts blofs in einem einzigen Archive mehr als ein halbes Dutzend solcher Monogrammen bekannt, die aber alle die Spuren der Nachahmung der kaiserlichen Monogrammen an sich tragen. In dem §. 238, über die goldenen Bullen in Deutschland, als Vorrechte der Kaiser, hätte billig die Frage, ob auch die römischen Könige mit goldenen Bullen zu siegeln das Recht hatten, diplomatisch erörtert werden sollen, da dem Verf. selbst einige dergleichen goldne Bullen nicht unbekannt waren. Die Frage, ob die goldne Bulle bey Fürstenbriefen nicht nothwendig gewesen, sondern lediglich von der Willkühr der Parteyen abgehängt habe, wie Bischof im *Handbuche der deutschen Kanzleypraxis* behauptet, kann Rec. bejahend beantworten, da ihm bey einer und derselben Familie drey Fürstenthums-Erhöhungen bekannt sind, von welcher nur Ein Fürstenbrief mit der anhängenden goldenen Bulle versehen ist. Rec. glaubt aber, dafs ein Unterschied gemacht werden müsse, ob der Kaiser den Fürstenbrief aus eigener Bewegung ertheilt habe, oder nicht. Im ersten Falle wird die goldene Bulle angehängt worden seyn. — Gatterer war dem Irrthume unterworfen, wie jeder andere Sterbliche; dafs er aber im Jahr Christi 1798 sich eines solchen Fehlers schuldig gemacht haben soll, wie ihn der Vf. S. 166 zeugt, das ist schwer zu glauben. Rec. will beide §§. worin vom Gebrauch der schwarzen Siegel in Deutschland die Rede ist, hier neben einander stellen:

Gatterer.

Schmidt.

§. 140. S. 189.

Schwarze Siegel gebrauchten zuweilen die Patriarchen zu Constantinopel, der deutsche Ordensmeister in Preussen, wie auch der Grossmeister von Malta und einige Edelleute. In Frankreich war der Gebrauch des schwarzen Wachses schon im Jahr 1274 bekannt, und von böhmischen Herzogen sind sogar aus dem 11 u. 12ten Jahrhunderte noch jetzt welche vorhanden, wie wir von Gelasius Dobner, einem Augenzeugen, wissen. — Wenn Gatterer im Abriss der Diplomatie S. 129

§. 242. S. 166.

Schwarze Siegel hingegen finden sich schon einzeln im dreyzehnten Jahrhunderte, obwohl immer selten; besonders scheinen diese Farbe die Meister der geistlichen Ritter-Orden, die Tempelherren mit eingeschlossen, gewählt zu haben. Dafs in den neuesten Zeiten die schwarzen Siegel nichts weniger als selten sind, ist bekannt genug, da sie selbst von Reichsfürsten zur Zeit einer tiefen Trauer gebraucht werden. — Wenn Gatterer im Abriss der Diplomatie S. 129

geln im eigentlichen (189) sagt, daß man von Deutschland weiß man schwarzen Siegeln im eigentlichen nichts.

schwarzen Siegeln im eigentlichen nichts wisse, so zeigt dies nur, daß er mit der neueren Literatur nicht fortgegangen war.

Gatterer redet aber im ganzen §. 140 von den verschiedenen Farben der Wachsiegel des 12, 13, 14 u. 15ten Jahrhunderts, und nicht von schwarzen Siegeln, deren man sich heut zu Tage zur Zeit einer tiefen Trauer bedient. Hat der Vf. schwarze Wachsiegel im eigentlichen Deutschland schon im 13 Jahrhundert entdeckt, so hätten sie in einem Lehrbuche deutscher Diplomatie namentlich angeführt werden sollen, und selbst diese Entdeckungen könnten dem guten Gatterer zu keinem Vorwurfe reichen. Daß nach §. 244 die Siegel aus Mehlteig (Mehlteig) oder Oblate dauerhafter, als die von Siegellack seyn sollen, davon kann Rec. sich nicht überzeugen. Weniger zerbrechlich sind sie freylich als die von Siegellack, hingegen den Büchermotten desto mehr ausgesetzt, die zu zerstören, nicht Jedem so leicht seyn möchte, als dem sel. v. Eckhardtshausen, der durch den elektrischen Funken alles lebende selbst in den *Ovulis* tödtete. Rec. fand sehr viele solcher Siegel ganz von den Würmern durchfressen. Richtig ist es, daß sich an allen pergamentnen Urkunden entweder anhängende metallene, oder Wachsiegel be-

finden, hingegen alle papiernen Urkunden mit Siegeln von Siegellack oder Oblaten versehen sind. Siegel, die mit Papier über dünnes Wachs belegt sind, finden sich an beiden Urkundengattungen. Daß es aber Urkunden geben soll, deren Siegel nach S. 196 an Papierstreifen befestigt sind, ist Rec., der viele tausend Urkunden unter den Händen gehabt hat, nie vorgekommen, und es scheint ihm auch um so weniger wahrscheinlich, als die Befestigung der Siegel an Papierstreifen dem Zwecke der Erhaltung nicht entspräche. — Wenn der Vf. am Schlusse seines Lehrbuchs versichert, daß die diplomatische Praxis aus dem Grunde überflüssig sey, weil für denjenigen, der die Regeln, die in der Theorie liegen, nicht ohne weitere Nachhülfe anwenden könnte, das ganze Studium dieser Wissenschaft völlig verloren sey: so möchte dieses wohl zuviel gesagt seyn, und selbst mit dem Titel des Buchs in einem kleinen Widerspruch stehen. Rec. hat einigen jungen Leuten Unterricht in der Diplomatie gegeben, und dadurch die Erfahrung gemacht, daß es nicht so ganz leicht für Anfänger sey, manche Regel bloß aus der Theorie abzuleiten, ohne daß er Ursache gehabt hätte, an seinen Lehrlingen zu verzweifeln. Gatterer urtheilte über die praktische Diplomatie in seiner *historischen Bibliothek* im 1 Bande S. 175 ganz anders, und selbst der Verf. hielt die Regeln S. 136, 137 und 171 nicht für überflüssig. — Die IX Kupfertafeln enthalten die nöthigen Erläuterungen.

K. F. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. Jewe, b. Struëckmann: *Vindictarum Coranicarum periculum*. Dissertatio academica Auctore Joh. Chr. Guil. Angusti. 1803. IV und 56 S. 8. In dem 1 Abschnitt dieser mit Gelehrsamkeit abgefaßten Dissertation stellt der Vf. drey Behauptungen auf, denen Jeder, der über den Ursprung des Korans nachgedacht hat, und die zerstreuten Nachrichten arabischer Schriftsteller kritisch zu würdigen versteht, vollkommen beypflichten wird. Er erklärt nämlich a) es lasse sich durchaus nicht beweisen, daß der Vf. des Korans in dem historischen Theil desselben aus den Schriften des A. und N. Testaments geschöpft habe, indem dem Forscher keine Spuren sich zeigten, daß *Muhammed* die heiligen Schriften der Juden gelesen habe; man müsse vielmehr die Tradition als die Quelle annehmen. Es sey daher ungleich wahrscheinlicher, daß *Muhammed* die Geschichten, die er erzählte, aus den Schriften der Araber, als aus den Schriften der Juden entlehnt habe, und diese sey auch die Meinung Zamachari's, des berühmten Auslegers des Korans, b) mache *M.* nicht auf den Namen eines Historikers Anspruch, sondern gebrauche die Geschichte bloß als Reyspiel; c) habe er zu seinem Zweck von der wahren oder biblischen Geschichte keinen so vorthellhaften Gebrauch machen können, als von der schwankenden und falschen oder von der Tradition. Mit Unrecht beschuldige man ihn, daß er zu seinem Vortheil alles erdichtet und verfälscht habe; Abraham, Isaak und Jacob erwähne er ja auf eine ehrenvolle Weise, und Moses und Christus halte er für wirkliche göttliche Gesandten. Nur kann Rec. dem Vf. nicht beystimmen, wenn er die Erscheinung, auf die man bey dem Lesen des Korans sehr häufig stößt, der zufolge *M.* sich als einen solchen darstellt, der überall zugegen gewesen ist und mit Allah sich berauschet hat, aus einer ungebildeten Sprache und verworrenen Schreibart ableitet; Rec. möchte lieber eine Selbsttäuschung, daß er göttlicher Gesandter sey, und zu diesem Posten schon von den frühesten Zeiten her von Allah erkoren worden, annehmen. Vielleicht rührt aber auch diese Art der Einkleidung von einer späteren Hand her, indem *Umm* nämlich der Koran in seiner gegenwärtigen Gestalt ein Product späterer Zeit ist. In Betreff der Abweichungen, die sich in dem Koran finden, pflegen die Muhammedaner nach S. 22 eine dreyfache Eintheilung zu statuiren: zuweilen werde der Buchstabe und

der Sinn zugleich verändert, zuweilen bloß der Buchstabe, aber der Sinn beybehalten, und zuweilen endlich der Sinn verändert, aber der Buchstabe beybehalten. Dieser Regel zufolge hätten sie die Varianten, die sich bey einzelnen Vorschriften zeigten, chronologisch mit einander zu vereinigen gesucht, und pflegten alsdann die Vorschriften, welche früher gegeben worden, denen, welche späteren Ursprungs sind, nachzusetzen. Der Nasich oder der Abändernde selbst sey nicht *M.*, sondern Allah, weil dieser, nicht jener, von den Muslimen für den Urheber des Korans gehalten werde. Zudem erlaubten sich alle Abweichungen oder Aufhebungen nicht über die unveränderlichen ewig geltenden Gesetze der Vernunft und der vernünftigen Religion, sondern betrafen bloß Gebräuche, Ceremonien und Anordnungen, z. B. die Kiblah, das Fasten, die Wallfahrt nach Mekka u. s. w. Auch ließen sich, wenn man gehörig untersuche, die einzelnen scheinbaren Widersprüche leicht heben und mit einander vereinigen. Doch könnte, bemerkt der Vf. S. 39, ein Vertheidiger des Islams einen anderen Weg einschlagen; er könnte nämlich in allen solchen Abweichungen einen deutlichen Beweis nicht nur von der Perfectibilität, sondern auch von der Vollkommenheit *M's* und seines Religionsbuchs finden. Das Grundprincip des Islams, behauptet der Vf. S. 47 mit Recht, sey in der Formel: übergieb dich Gott, oder folge Gott *Y Allah*

enthalten, und das Moralgesetz des Korans könnte demnach als ausgedrückt werden: „Handele immer so, daß du dem göttlichen Gesetz gehorchest.“ Man müsse die Tugend lieben, das Böse verabscheuen, das Laster meiden ohne Rücksicht auf Vortheile oder Nachteile. Zwar scheinen die Verheißungen der so reizend geschilderten Freuden des Paradieses mit dieser Ansicht sich nicht vereinigen zu lassen; aber man könne antworten, diese Belohnungen der Tugend seyen als Nebenfachen und Lockungen zu betrachten, wodurch *M.* zur Annahme seiner Religion habe reizen wollen; Glückseligkeit habe er nicht als Hauptzweck aufgestellt. Auch möchte *M.* eher in die Classe der Mystiker, als in die Classe der Exegeten gesetzt werden können. Diese Inhaltsanzeige mag hinreichen, die Aufmerksamkeit der Orientalisten auf diese an seinen Bemerkungen reiche Abhandlung hinzuleiten. Noch muß Rec. bemerken, daß S. 34 statt *muhi in coram loci* — *sed muhi in c. locis* gelesen werden muß.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 J U L I U S , 1 8 0 7 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b. Maurer: *Bemerkungen über einige Gegenstände der russischen Staatswissenschaft* von F. G. Würst, russisch kaiserlichem Staatsrathe und Redactor bey der kaiserlichen Gesetz-Commission. Mit 14 Tabellen. 1806. XXIV und 232 S. in 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Dieses Buch verdient in mehr als einer Hinsicht ausgezeichnet und empfohlen zu werden. Denn es verschafft nicht nur eine bessere Einsicht und genauere Kenntniß des jetzigen Zustandes der Industrie, des Handels, der Finanzen, und der auf diese Gegenstände sich beziehenden Gesetzgebung des russischen Reichs, besonders in den letzt verfloßenen Jahrzehnden, als bisher dem eifrigsten Forscher zu erwerben möglich war, welcher von der Quelle entfernt lebte, sondern es gewährt auch so viele interessante Phänomene, es wird der Geist der Gesetze, die auf jene Gegenstände sich beziehen, mit so viel, meist treffender, Kritik beurtheilt, ihr Ursprung und ihre Wirkungen so ernst und partheylos geprüft, daß die Theorie der Gesetzgebung in staatswirthschaftlicher Hinsicht manches daraus gewinnen kann; mindestens werden die wahren Principe dadurch fester begründet, näher bestimmt werden, und der praktische Staatsmann und der Theoretiker werden dadurch vor verderblicher Einseitigkeit gewarnt werden können.

Es fehlt nicht an großer Thätigkeit unter uns, um statistische Nachrichten zu sammeln; aber diese geistleere und unerquickliche Zusammenraffen von halbahren und halbfalschen Notizen ist nicht nur für die genaue Kenntniß der Gesetzgebung in den verschiedenen Staaten wenig gedeiulich, sondern es kann auch eben der Oberflächlichkeit wegen, womit diese Geschäft betrieben worden, denen, die mit der Theorie der Gesetzgebung sich beschäftigen, kein Gewinn daraus entstehen. Bald fehlt es, um die statistischen Notizen brauchbar zu verarbeiten, an der nöthigen Kritik, an den richtigen Principen, bald — und dies ist fast noch öfter der Fall, da mehrere Männer mit der nöthigen theoretischen Einsicht sich wohl unter uns finden — an einer günstigen Lage, dem Eingreifen in das praktische Leben, um die nöthigen Data zu sammeln und zu berichtigen. In dieser gedoppelten Hinsicht muß der Rec. dem Verf. dieses Werkes Gerechtigkeit widerfahren lassen. Er zeigt so viel gesunde Kritik, und meist eine solche Vertrautheit mit

den besten und richtigsten Grundsätzen, daß hier wenig zu wünschen übrig bleibt er zeigt, was denen, die in die Theorie sich vertiefen, so oft abgeht, ein so schönes Talent, das Eigenthümliche des Staats, dessen Gesetzgebung er zum Theil darstellen und prüfen will, aufzufassen, daß er in dieser Beziehung vollends wohl jeden befriedigen wird. Damit aber verbindet er einen außerordentlichen Fleiß. Zehn Jahre hat er an den Tabellen gesammelt, und sie tragen auch die Spuren dieses Fleißes deutlich genug an sich. Begünstigt durch seine Lage ist er, entfernt von allgemeinem Geschwätze und Abschreiben bekannter und nicht befriedigender Daten, in ein höchst belehrendes Detail über diese Objecte der russischen Gesetzgebung gegangen. Was man bisher im Publico darüber wußte, dies hatte man allein Hn. Storch's *Gemälde*, und seinem Journal: *Russland unter Alexander dem I.* zu verdanken. Aber Jedem, der diese beiden Werke ernstlich geprüft hatte, mußte auch manch Unvollkommenes, besonders in dem ersteren, bald in der historischen Notiz, mehr und öfter in der Kritik, der Beurtheilung der erzählten Daten, aufstoßen. Rec. ist aber deshalb nie ungerecht gegen Hn. S. gewesen; denn wir alle verdanken ihm doch so sehr viel, und auch unser Vf. sollte billig nicht vergessen, daß Hr. S. sein Vorgänger war. Wenn eine gute Theorie dies oder jenes von Hn. S. gefällte Urtheil nicht unterzeichnen kann, und eben daraus ein Mangel an den wahren Principen bey ihm erhellt: so kann man ihn nicht nur mit dem Gemeinspruch vertheidigen, daß Alle nicht Alles vermögen, sondern man muß billig auch bedenken, in welchen Zeiten er sein Gemälde Russlands zum Theil entwarf. Damals waren die besseren Grundsätze überall noch wenig in Russland verbreitet; die Regierung befolgte, gedrückt von den Umständen, zum Theil ganz andere Mafregeln, als jetzt, und mit so freyem Muth, als jetzt, durfte man damals auch nicht schreiben, und die ergriffenen Mafregeln einer Kritik unterwerfen. Unser Vf. spricht mit großer Freyheit und einem herrlichen Muth, und dies macht ihm gewiß viel Ehre, noch mehr aber der Regierung, unter welcher er steht. Zu welchen Hoffnungen darf dies nicht berechtigen, wenn die Regierung ihren Beamten selbst dergleichen öffentliche Discussionen erlaubt! Wie gewiß und sicher muß sie ihres Volks und ihres eigenen festen Willens, zum großen und guten Zweck zu gelangen, seyn! Rec. hält zwar dafür, daß in dem Staate und in seiner Gesetzgebung weniger durch schriftstellerische Discussionen

bewirkt werde, als durch die mündlichen in den Ministerien, den Collegien, den Committes: allein es ist bey zu ergreifenden Mafsregeln der Art, wovon hier die Rede ist, nicht nur heilsam, die öffentliche Meinung zu kennen und ihr die nöthige Richtung und Berichtigung zu geben, sondern es erfüllt auch den entfernten Beobachter mit grosser Freude, dafs Männer von solchem Muthe und solcher Einsicht in einer Lage sind, wo sie praktisch miteingreifen können, so dafs ihre Wirkung vielleicht unmittelbar noch grösser, als durch ihre Druckschriften, seyn kann. Manches was bereits in Russland geschehen, vieles und mehreres stand zu hoffen, wenn die gewaltigen Orkane, die jetzt toben, nicht den mit so herrlichen Blüten geschmückten Baum zu hart treffen, und die Hoffnungen auf eine reiche Erndte zerstören.

Es ist nicht thöulich, in diesen Blättern eine vollkommene Anzeige alles Wissenswürdigen, das in diesem Buche sich findet, mitzutheilen, noch weniger alle hier geäusserten Urtheile durchaus zu prüfen; allein es ist billig, das Vorzüglichste anzudeuten, und den Gang, den der Vf. wählt, zu bemerken, übrigens den Freunden solcher Untersuchungen das Studium dieses Werks zu empfehlen.

Zunächst wird von der Handelsbilanz, dem Nutzen, eine genaue Kenntniss davon sich zu verschaffen, gehandelt. Der Rec. hat hier, so wie durch das ganze Werk, anzusetzen, dafs der Vf. einen zu hohen Werth auf diese Bilanz legt. Er gesteht zwar selbst ein, wie schwer, wie unmöglich es sey, diese ganz genau zu kennen. Er ist bemüht, in dem Werke an mehreren Orten und in den Tabellen die wahre Handelsbilanz auszumitteln, er thut dar, wie der in den Zollregistern bey der Ausfuhr angegebene Werth um mehrere Procente von den wirklichen Marktpreisen verschieden sey, er macht andere sehr gegründete Ausstellungen, er weifs es, wie gross die Contrebande von so weitläufigen Grenzen sey, und er weifs auch recht wohl, wie viel wichtiger der innere Handel, als der mit dem Auslande sey: gleichwohl legt er immer ein sehr bedeutendes Gewicht, und nach des Rec. Einsicht, ein zu grosses Gewicht darauf, und will auch bestimmen die Gesetzgebung zum Theil nach diesen unvollkommenen Notizen über die Handelsbilanz regulirt wissen, dadurch das Papiergeld auf einen höheren Werth bringen, und den Handel leiten. Diefs ist die wichtigste Ausstellung, die der Rec. im Ganzen zu machen hat, und er glaubt, dafs der Vf. auch von dieser Ansicht der Dinge bey einem ernstlichen Studium von *Ad. Smith's* Werk zurückkommen werde. Dabey leugnet der Rec. aber gar nicht, dafs es der Regierung nicht in mancher Hinsicht wünschenswerth seyn könne, einige Kenntniss von diesem Verkehr mit dem Auslande zu haben, und es ist recht gut, das Bemühen, die nominale von der wirklichen Bilanz durch solche Untersuchungen, wie hier vorkommen, zu unterscheiden: aber diese sind doch auch bey weitem nicht hinreichend, und wir zweifeln, dafs es je gelingen könne, die Notizen darüber so zu sammeln, dafs sie zur festen Basis einer Gesetzgebung dienen könnten; wir hal-

ten diefs vielmehr für unmöglich. Wenn der Vf. die Grundbilanz vortheilhaft dadurch zu erhalten gedenkt, dafs die Ausfuhr der Producte erleichtert werde, dafs er die entbehrlichen Objecte der Einfuhr, die des Luxus z. B. mit Abgaben belegt wissen will u. s. w.: so scheint es freylich oft, als habe man mit einem strengen Mercantilisten zu thun; allein er kennt auch die höheren und besseren Ansichten, und scheint sich nur von der Handelsbilanz zuweilen über Mafs und Gebühr hinreissen zu lassen. Es ist völlig hinreichend, was unserem Verf. nicht entgangen ist, die Stufe der Cultur des russischen Reichs als Grund anzuführen, dafs die Ausfuhr des rohen Products oder des noch wenig verarbeiteten, nicht erschwert werden sollte, da es das erste Bedürfniss für diefs Land ist, dafs der Ackerbau mehr aufblühe, da die Kraft des Landes darin liegt und liegen mufs. *Nordamerica's* Beyspiel wird belehrend angeführt. Was soll es in der Lage, worin sich Russland befindet, fruchten, Manufakturen und Fabriken im Inneren schnell emporzubringen, da man auf den Anbau des Bodens, auf die Erzielung des rohen Products noch so unendlich viel Fleiss und Kapital vortheilhafter verwenden kann? Diefs sagt auch unser Verf., und er sagt es mit vollem Recht. Rec. hat nie in das allzufreygebig ertheilte Lob über die etliche hundert, durch Catharina errichtete, sogenannte Städte eingestimmt. Der Vf. eifert gegen den jüngsten Zolltarif, und eifert mit Recht dagegen aus den gültigsten Gründen, aber auch der Handelsbilanz wegen. Diefte letztere aber hat auch wohl den Urheber des neuen Zolltarifs im Sinn gelegen, als sie die Mafsregeln ergriffen, die Ausfuhr mit höheren Abgaben zu belegen, um die Verarbeitung des rohen Products emporzubringen; denn das Argument ist gar zu wunderbar, und mag wohl weniger gewirkt haben, dafs die Abgaben auf die Ausfuhr von Fremden, die auf die Einfuhr von den Einheimischen getragen würde. Denn, wenn freylich der Consumt die Abgabe zuletzt trägt; so ist doch klar genug, dafs, so lange andere Völker mit dem unfrigen concurriren, unsere so vertheuerten Güter beyin Ausländer wenig Absatz bey so erhöhten Preisen finden werden, und welcher Nachtheil für Russland daraus entstehen müsse, das wird an einigen Beyspielen sehr belehrend dargethan. Ganz neuerlich ist auch durch *Oddy* in seinem *European commerce* recht klar dargethan worden, was von Grossbritannien zu erwarten sey, wenn die Länder der Ostsee, und vorzüglich Russland, die Preise ihrer rohen Producte also in die Höhe treiben. Es klingt daher seltsam, wenn man in Russlands Lage durch den neuesten Zolltarif die Ausfuhr mehrerer rohen Producte so mit Abgaben beladen, dagegen die Einfuhr von Zucker und ähnlichen Artikeln so bey der Einfuhr durch einen, um viele Procente geringeren Zoll, als vordem, begünstigt hat. Zwar wird von den Urhebern dieser Mafsregeln angeführt, dafs bey dem höheren Zoll die Defrauden zu gross gewesen. Diefs mag seyn. Wenn aber auch mit grösserer Wachsamkeit auf so ungeheueren Grenzen nicht viel auszurichten

seyn möchte: so würden doch die entgegengesetzten Mafsregeln, wodurch nun die Ausfuhr der rohen Producte so erschwert und dadurch der schnellere Anbau des Landes so zurückgehalten wird, gar nicht zu vertheidigen stehen. Sollte es keine anderen und zweckmäßigeren Abgaben geben? Unser Vf. schlägt im Nachtrage (von S. 181 an) eine Abgabe auf das Salz vor; sie scheint nicht sehr bedeutend, nicht sehr drückend; man muß bey der geringen Abgabe von diesem Artikel nicht alsbald an die Gabelle denken. Dafs aber kein Unterschied zwischen den Wirkungen einer Abgabe auf Salz und auf Brantwein sey, wie S. 188 behauptet wird, das hat bereits Smith widerlegt, es müßte denn seyn, dafs in Rußland der Brantwein als unentbehrliches Bedürfnifs des gemeinen Mannes gälte. Es scheint aus einem Ukas v. $\frac{1}{2}$ Jan. 1807, dessen die öffentlichen Blätter gedenken, dafs des Vfs. oder anderer den feinigsten ähnliche Vorstellungen eine Verminderung der Abgaben auf das auszuführende Eisen und das gewonnene Kupfer bewirkt haben, dafs dadurch die Gewinnung dieser Producte, die zum Theil bereits bedeutend abzunehmen anfangen, wieder zunehmen werde, ob wohl die Mafsregel nicht ganz so lautet, wie unser Vf. wünscht.

Ein anderer Gegenstand der Untersuchungen in diesem Werke betrifft die Tausch- und Handelsmittel im russischen Reich, das Kupfer-Silber- und Papiergeld. Die Begriffe von Rechnungs- Handels- und Scheidemünze werden auseinander gesetzt, und überzeugend dargethan, dafs Kupfer nur Scheidemünze in Rußland sey. Das Steigen des Tauschwerths des Kupfers hat nicht die Verbesserung des Papiers bewirkt, wohl aber hat es bewirkt, dafs das Kupfergeld eingeschmolzen ward, weil es von dem Staate zu einem niedrigeren Werth ausgenutzt ward, als der Marktpreis des rohen Kupfers in den benachbarten Ländern und im Innern des Reichs war. Diefs seltsame Verhältnifs war auch bereits aus Storch bekannt. Noch jetzt sind 40 Procent bey dem Einschmelzen zu gewinnen, und es braucht keines weiteren Beweises, dafs die Kupfermünze eingeschmolzen werde, wenn man vollends bemerkt, dafs bey solchen zu machenden Gewinnsten die Ausfuhr des Kupfergeldes zwar untersagt ist, nicht aber das Einschmelzen, noch die Ausfuhr des eingeschmolzenen Kupfers. Unser Vf. schlägt deshalb vor, den Zahlwerth der Kupfermünze zu erhöhen, und er begegnet den Einwürfen, die zum Theil dagegen, auch nicht ohne Grund, gemacht werden können, auf einte, so wie es scheint, befriedigende Weise, indem er zugleich mit dieser Verfügung andere Mafsregeln, als die Verminderung des circulirenden Papiergeldes und die dadurch zu bewirkende Erhöhung des Werths desselben, so wie die Befreyung der Kupferbergwerke von der grossen Abgabe, die darauf liegt, damit verbinden will. Er ist ganz auf dem rechten Wege, wenn er sagt, dafs den Ubeln, die durch die zu grosse Emission von Papier veranlaßt worden, und die sich in diesem Lande ungefähr eben so nachtheilig wie gewöhnlich gezeigt, und dafs all dem Wucher, dem Schwanken des Werthes, wel-

ches alles aus den verschiedenen Circulations-Medien entspringt, nicht durch Palliative, nicht durch die eine oder die andere, obwohl an sich gute Mafsregel, sondern durch eine radicale Verbesserung des ganzen Systems, und durch die Combination mehrerer zu gleichem Zweck führender Mafsregeln abgeholfen werden könne und müsse. Verminderung der Menge des circulirenden Papiers aber wird stets die Hauptmafsregel bleiben, und dahin geht auch das Bestreben der Regierung, und das will auch unser Vf. Allein der Rec. hält dafür, dafs er auch hier einen zu hohen Werth auf die Handelsbilanz lege. Wir leugnen nicht, dafs der Werth der Zahlungsmittel eines Landes durch das Bedürfnifs und die gestiegene Nachfrage der Ausländer danach steigen werde — wer könnte diefs leugnen? — allein wir sind der Überzeugung, dafs eine Regierung, die nach den unvollkommenen Notizen über die Handelsbilanz sich in ein Labyrinth verliere, und dafs sich alle die zu wünschende Hülfe schon von selbst ergeben werde, wenn nur nach der Lage des Landes die nöthige Freyheit des Handels mit dem Auslande behauptet, und die Surrogate der Circulations-Medien aus edlem Metall nicht über die Gebühr vermehrt werden, und dabey Schutz, Sicherheit, Ruhe und die anderen bekannten Voraussetzungen der Staat finden. Die Vergleichung zwischen dem russischen Papiergeld und dem englischen (Kap. 8) nach Thorntons bekanntem Werk ist unterrichtend. Allein wie es auch mit der englischen Handelsbilanz stehen mag, — und es ist viel Kritik nöthig, um den wirklichen Stand derselben auszumitteln, — ganz freygebig eine noch viel vortheilhaftere zugestanden als vorhanden seyn mag: so würde doch nimmer das englische Papier in dem Werthe sich erhalten haben, wenn nicht die weise und sparsame Emission desselben, durch die Directoren der Bank von England, seit der Suspension der baaren Zahlung oder der Realisation grösseren Übels vorgebaut hätte, und wenn nicht die ganze Einrichtung in England so wäre, dafs alle sich vereinigen mußten, den Werth der Banknoten aufrecht zu erhalten. Selbst aber in dieser fast einzigen Lage war doch die Gefahr oft nicht unbedeutend, und es ist nicht minder gewifs, dafs das englische Landespapier, obwohl nicht sehr merklich, dennoch wirklich gegen baares Geld von Zeit zu Zeit verlor. Die Berechnungen, wie viel überall ein Volk an baarem Circulations-Medio bedürfe, und wie viel dabey durch ein Surrogat in Papier erspart werden könne, lassen sich wegen der Wandelbarkeit der Umstände, der Ursachen der Nachfrage, des raschen oder langsamen Gangs der Circulation und vieler anderen Bedingungen nie mit Genauigkeit machen. Wenn es aber wahr ist, wie wir denn die Beweise an England nicht nur, sondern auch an anderen Ländern und namentlich in den ersten Jahren nach der Emission des Papiergeldes in Rußland vor Augen haben, dafs ein Papier sich auch ohne öffentliche Kasse, wo es gegen die edlern Metalle vertauscht wird, dennoch in gleichem Werthe mit ihnen erhalten könne: so ist diefs doch nicht nur

der feltneren Fall, sondern es hat dieß gute und schöne Verhältniß auch gar bald gewöhnlich umgekehrt gelautet, weil die Regierungen dieses anfangs in ihren Nothen sie so trefflich unterstützenden Mittels sich so übermäßig bedienten, daß sie ihre eigene Verlegenheit und des Volks Unglück nur vermehrten. Es muß für die, welche Papiergeld ausgeben, ein Kapsum gefunden werden, damit sie dieß nicht über Gebühr vermehren, und es giebt keinen anderen, der mehr die Dauer hielte, als die Verpflichtung, dieses Papier zu jeder Zeit gegen das baare Circulationsmittel in edlen Metallen umzutauschen. Auch Englands Beyspiel kann nichts dagegen beweisen. Dahin muß es, wenn das Papier wirklichen, dauernden Vortheil bringen soll, aller Orten kommen, sonst kann man für die nachtheiligen Folgen nie gut sagen. Daß jetzt dazu noch nicht in Rußland die Zeit erschienen sey, ist wahr, dahin aber muß es doch endlich kommen, wenn man beharrlich auf der richtigen Bahn fortwandelt. Daß die unter Kaiser Paul veranstaltete Auswechslung des Papiers gegen Silber, jenes nach dem jedesmaligen Cours, nichts fruchtete, und alsbald wieder aufgegeben werden mußte, und warum, dieß wird (S. 129 ff.) sehr belehrend dargestellt. Die Verschiedenheit im Zolltarif und in der Art, wie der Zoll und in welchen Münzen er zu bezahlen war (Kap. 8), ist gleichfalls sehr unterrichtend. Die Verordnung vom J. 1803, den ganzen Zoll in Assignationen zu bezahlen, den Werth des Albertsthalers zu 2 Rubel 10 Kopeken, trog sehr zur Erhöhung des Werthes des Papiers bey. Interessant ist, was Kap. 5 über die Stiftung der Leihbanken in Rußland vorkommt, und wie dadurch, daß in so bedeutenden Summen Gelder nach dem gesetzlichen, weit aber unter dem wirklich üblichen Zinsfusse, ausgehen wurden, die Verschwendung und das Verderben zugenommen haben, und daß vielmehr der Zinsfuß für diese Vorschüsse zu erhöhen sey. Indes muß der Rec. bemerken, daß selbst die Credit-Institute im preussischen, obwohl wohlthätig zu Anfang, in der Folge zum Theil verderblich geworden. — Der Anhang von S. 193—210 ist für die Kenner von gar keiner Bedeutung. Die Bemerkungen über Hn. Storch's statistisches Gemälde des russischen Reichs von S. 211—232 sind größtentheils sehr treffend und recht belehrend; in einigen wenigen Punkten kann sich aber Hr. St. vertheidigen, und auf keinem Fall war die renomistische Äußerung S. 231 nöthig. Wann werden die Schriftsteller es endlich lernen zu discutiren, und Anderer Ansichten zu befreiten, ohne zu beleidigen und ohne Seitenhiebe zu thun! Aus den vierzehn Tabellen, die den Beschluß des Werks machen, und dem Texte theils zur Erklärung, theils zu Beweisen dienen, welche die Frucht eines vieljährigen Fleißes sind, und Notizen enthalten, wie man sie bisher vergebens suchte, will der Rec. zum Schluß noch eini-

ges ausheben, um auf ihren Inhalt aufmerksam zu machen, und das nähere Studium den Lesern empfehlen. Der innere Werth des Silberrubels gegen holländische Stüver ist 36½ Stüver; in dem Cours galt er mehr denn dieser Werth bis zum J. 1788, dann fiel er unter diesen Werth; der höchste und niedrigste Stand wird von 1780—1804 angegeben. Im J. 1803 hob er sich am höchsten wieder bis auf 33½. In diesen Jahren verlor der Papier-Rubel gegen Silber, im J. 1800 am meisten, zwischen 49—60 Procent. Die zweyte Tabelle enthält die Vergleichung des silbernen Rubels zufolge des veränderten Münzfusses, und in der Folge mit dem Papier laut des Wechselcourses und des Agios im Innern des Reichs von den J. 1754—1804. Damit ist die 14te Tafel zu verbinden, welche den Cours der Assignationen gegen russische Gold- und Silbermünzen seit der Stiftung der Assignationsbank im J. 1769—1804 enthält. Ferner die 13te, welche Auskunft über das Steigen und Fallen der englischen Course in St. Petersburg giebt; endlich die 5te Tabelle, welche eine Vergleichung des Steigens und Fallens der mittleren Wechselcourses von St. Petersburg nach Hamburg, London und Amsterdam vom J. 1800—1804 enthält. Die dritte Tabelle belehrt über das Steigen und Fallen der Preise von Hanf, Flachs, Talg und Eisen in russischen Assignationen und englischem Gelde, während der J. von 1783—1804. Hanf war im J. 1800 um 135 Procente theurer als 1783, im J. 1804 um 113. Flachs am theuersten im J. 1803 um 90 Procent mehr denn 1783. Talg in jenem Jahr gleichfalls am theuersten, um 113 Procent theurer, als in dem letztgenannten. Eisen im J. 1801 um 69 Procent theurer, als 1783. Man bemerkte im Durchschnitt von mehreren Jahren fast immer ein bedeutendes Steigen des Preises. Die Ursachen sind zum Theil im Text angegeben (Kap. 2). Die Angabe dieser Ursachen könnte leicht theils vereinfacht, theils vervollkommenet werden. Auch kommt im Text eine Vergleichung der Preise von Getreide, Fleisch, Talg in mehreren Gegenden im Innern des Reichs vor, die höchst interessant ist, und die den kundigen Leser besonders deshalb Wunder nehmen wird, weil der Fleischpreis schon diese Höhe erreicht hat. Die übrigen Tabellen betreffen die Handelsbilanz. Es wird hier sehr lobenswerth auf den verschiedenen wirklichen Werth des Rubels Rücksicht genommen, und deshalb Tab. 4 nach englischem Geld der Rubel berechnet. Um die Handelsbilanz genauer zu bestimmen wird der in den Zollstätten angegebene oder angenommene Werth der ausgeführten Güter auf den wirklichen reducirt, welche Differenz bey den verschiedenen Gütern sich auf 11 bis über 23 Procent beläuft, und im Durchschnitt auf 17—19 Procent geht. Die Tabellen 10 und 11 sind zu gleichem Zweck angelegt, die Contrebande wird aber nicht in Anschlag gebracht.

S.

Druckfehler.

In No. 106. p. 236. Z. 32 v. o. lies *Schaffen* statt *Schaffer*. Ibid. Z. 12 v. u. lies *gehörige* statt *gehörigen*. S. 237 Z. 27 v. o. lies *Leiblichkeit* statt *Liebllichkeit*. No. 107. S. 242. Z. 17 v. o. lies *letzten* statt *folgenden*. No. 109. S. 261. Z. 11 lies *Str. 4* statt *§. 4*. Z. 15 lies *Theodofianus* statt *Theodolians*. S. 263. Z. 38 lies *Ausgabe* statt *Angabe*. S. 264. Z. 22 l. *Grund* statt *Grundsatz*.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 J U L I U S , 1807.

P A D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Crusius: *Anweisung, wie Kinder und Stumme ohne Zeitverlust und auf naturgemäße Weise zum Verstehen und Sprechen, zum Lesen und Schreiben oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind, mit Hilfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde, nebst einigen Sprachaufsätzen.* Mit 3 Kupfertafeln und einer Lese-Tabelle. Allen Müttern junger Kinder, den Lehrern der Jugend in Familien, in Stadt- und Landschulen, den Lehrern der Taub- und Hörend-Stummen und den Sprachfreunden gewidmet von C. H. Wolke. 1804. XIV und 496 S. gr. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Es ist so vieles über Stumme geschrieben worden, daß man durch die ansehnliche Zahl und die viel versprechenden Titel solcher Schriften, aus welchen man schon eine kleine Bibliothek bilden kann, beynahe diese Materie für erschöpft halten könnte. Allein bey genauerer Ansicht der Schriften wird dieser Glaube gar bald vernichtet. Man findet wohl hier und da lehrreiche Winke; doch sieht man sich vergebens nach einem Buche um, das in gehöriger Vollständigkeit den Lehrer der Stummen mit seinen Geschäften bekannt mache. In einigen Schriften wird man sogar geistlich auf Abwege geleitet. Rec. gesteht mit Vergnügen, daß Hr. W. sich dieß nicht zu Schulden kommen ließe, obgleich seine Schrift ihn nicht ganz befriedigt hat. Der Titel derselben berechtigt zu der Erwartung, daß jenem Bedürfnisse abgeholfen werde; wenn man aber bedenkt, daß Hr. W. über eine Materie schreibt, bey welcher auf längere Erfahrung alles ankommt, und in welcher er noch Neuling ist, so muß man wohl seine Erwartung herabstimmen. Die Annahme, welche sich Hr. W. an vielen Stellen erlaubt, als ob er allein Stumme zu unterrichten verstände, zeigt schon, daß er noch gar nicht mit allen Schwierigkeiten der Sache bekannt sey. Sowohl dieß überall hervorleuchtende Gefühl seiner einzig möglichen Unterrichtswissenschaft, als die Wichtigkeit des Gegenstandes, nöthigen den Rec. für seine Behauptungen die erforderlichen Belege beizubringen.

Hr. W.'s. Schrift zerfällt in XVI Abschnitte, zum Theil von sehr ungleicher Länge, und in einen Anhang. — No. 1. „*Anweisung zur Belehrung der Stummen und der noch sprachlosen Kinder.*“ Wer noch nicht weiß, wie man es anfängt, um Taubstumme sprechen zu lehren, dem wird es folgendes Beyspiel

(S. 9) einleuchtend machen: „Lasset eurem Stummen, wenn ihr *a* aussprecht, mit seinem einen Finger in eurem Munde fühlen, daß die Zunge ganz still liegt, und nicht an seinen Finger stößt. Wenn ihr darauf *e* aussprecht, so wird er bemerken, daß die Zunge sich hebt, und seinen Finger nach dem Gaumen hinauf treibt; zieht er seinen Finger dann heraus und wiederholt ihr die Aussprache des *e*, so wird ihm sichtbar werden, daß eure Zunge sich hebt und ausbreitet, alsdann den Vorderzähnen sich naht, auch daß der Mund nur weniger sich öffnet, als bey *a*.“ — Hr. W. nennt (S. 13) *f, v, ph* ähnlich tönende Laute. Rec. meint: jedermann muß sie für gleich tönend halten, oder — man muß ein so feines Ohr haben, wie Heynitz, welcher in seinem *Handbuche* S. 88 sagt, daß er in dem Worte *Schiffarth* drey *f* sehr deutlich unterscheide. — Was Hn. Ebeling *Raphael's* zwey taubstumme Töchter (er hatte, wie er im Anfange seiner *Kunst, Taube und Stumme reden zu lehren*, ausdrücklich schreibt, nur Eine taubstumme Tochter) erzählten, und was Hr. W. (S. 14) nacherzählt, „daß sie nämlich die zu ihnen redenden *Frauenspersonen*, wegen ihrer unverhüllten Kehle, immer weit leichter oder besser verstanden hätten, als die *Mannspersonen*, deren Hals umwickelt war,“ findet Rec. sehr unwahrscheinlich. Denn wer auf einen Gegenstand so genau sehen muß, wie der Taubstumme auf die Bewegungen des Mundes, der kann nicht zu gleicher Zeit einen anderen Gegenstand beobachten. — Wenn man nach der alten Regel vom Leichten zum Schweren steigen soll, so würde man den Stummen und sprachlosen Kindern die Vocale (deren Benennung *Grundlaute* Rec. billigt) in folgender Ordnung beybringen müssen: *a, o, u, ö, ä, e, ä, i*; nicht, wie Hr. W. (S. 8. 9 und in der angehängten Tabelle) *a, ä, ä, ö, e, i, v u. f. f.* Wie wenig Hr. W. über leichte und schwere Töne nachgedacht hat, zeigt er S. 15 sehr auffallend. Die Stelle lautet in seiner originellen Schreibart folgendermaßen: „Nun versuchet die mit *k* verwandten Laute *che, ge* und *he* Eurem Schüler aussprechbar zu machen, indem Ihr ihn durch den abnehmenden Druck seiner Hand belehrt, daß er *sch* schwächer als *k*, *g* welcher als *ch* herausstossen, und *h* nun als einen sanften Hauch hören lassen muß. Kann der Sprechling alle Sylben mit *k, ch, g* und *h* sprechen, lesen und schreiben: so rüset Euch mit neuer Kraft und Geduld, um noch vier hohe Stufen mit ihm hinauf zu klettern, oder ihm zur Aussprache des *l, r, m, n* oder *l, m, n, r* zu verhelfen.“ — Es übertrifft alle Vorstellung, welche Verworrenheit

in dieser einzigen Stelle liegt. H, den leichtesten Buchstaben, zu dem nichts erfordert wird, als den angehängten Vocal mit einem verstärkten Hauche auszusprechen, ordnet Hr. W. hinter k, ch und g. — K, das so schwer heraus zu bringen ist, soll leichter als ch seyn? Und gleich nach dem k sollen ch und g gelehrt werden? — Gewiss, Hr. W. hat nicht einmal die *seltene* (?) Schrift gelesen, welche ihm Hr. Advokat Heinemeyer in Jever aus seinem Büchervorrathe gefälligst mittheilte, wie Hr. W. uns ebenfalls S. 15 berichtet. Es ist die *Ammanni surdus loquens*, s. *Methodus, qua qui surdus natus est loqui discere possit*. Amst. 1692. 8., welcher in *Thomasi hist. sap. et stultitiae* Tom. III. Novbr. S. 180—224 abgedruckt, von Dan. Foot 1694 in das Englische und von Georg Venzky 1747 in das Deutsche übersetzt worden ist. Darin steht: „er könne es dem Leser nicht genug einschärfen, daß er den Schülern nicht verwandte Buchstaben zu gleicher Zeit aussprechen lehre, denn so lernen sie weder lesen noch sprechen.“ — Der Schachfischer D. Ammann, wie Hr. W. S. 14 ihn nennt, hat ganz recht; und Hr. W. sollte wissen, daß k, ch und g verwandte Buchstaben sind; die Zunge hat bey den beiden letzteren keine andere Stellung als bey dem erstern, nur der Luftdruck verändert den Ton. — Wenn Hr. W. nicht in seinem ganzen Buche so traurig ernsthaft spräche, so hielten wir das für Ironie, was er (S. 17) von dem Buchstaben t sagt: „Um dem Halbstummen es sinnlich zu machen, wie die Zunge bey der Aussprache des t sich drehen, dann an den Gaumen stoßen und sich ausbreiten muß: so lasset ihn zuerst sehen, wie eine Katze Milch leckt.“ — Das kann Hn. W's Ernst wahrhaftig nicht seyn, oder — er hat nie eine Katze Milch lecken sehen! Diese hebt zwar die Zungenspitze ein wenig in die Höhe, aber sie stößt nie mit derselben an den Gaumen, was doch Hr. W. bey der Aussprache des t verlangt, bey welcher es jedoch genug ist, wenn man nur die Zungenspitze an die oberen Zähne setzt. — Soll der Halbstumme, wie er von Hn. W. betitelt wird, die Regel (S. 17) befolgen, so hat der Vf. dabey drey Stücke zu bemerken vergessen: 1) daß der Schüler die Zungenspitze hübsch schmal mache, damit sie keinen Seitenzahn berühre; 2) daß die Zungenspitze gehörig an den vorderen Theil des Gaumens gelegt und 3) der hintere Theil der Zunge nicht wie die Zungenspitze in der Breite zusammengezogen und der Laut dadurch verstümmele werde. Man kann dieß sowohl mit dem Finger untersuchen, als den Schüler etwas stärker aus- und einathmen lassen, wodurch man augenblicklich die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Lautes erkennt. — Die zitternde Bewegung der Nase bemerkt der Stumme sehr schnell; Rec. rechnet daher m und n gar nicht unter die schweren Töne und würde sie am allerwenigsten bis zu dem r aufsparen. Die alte Benennung der vier flüssigen Buchstaben mag wohl Hn. W. geblendet haben, sie zu trennen. — Befolgt man Hn. W's Methode bey der Aussprache des r (S. 18), so ist es keinem Zweifel unterworfen, daß der Schüler es nicht mit der Zunge, sondern mit der

Kehle ausspricht, er schnarrt. Doch dieß will vielleicht Hr. W. haben; denn er nennt es (S. 18) das *schnarrende r*. — Rec würde sagen: „Bey dem r zeige der Lehrer die zitternde Bewegung der Zunge: der Schüler lege die eine Hand an des Lehrers, die andere an seine eigene Kehle, halte sich einen Spiegel vor, und versuche die bebende Bewegung der Zunge nachzuahmen.“ „Ehe aber der Lehrer diesen Buchstaben vornimmt, nehme er Rücksicht auf die Jahre und den Körperbau seines Schülers: er erforsche vorher, ob die Zungenmuskeln zur Hervorbringung dieses Lautes stark genug sind. Denn vor dem sechsten Jahre kann wegen Schwäche der Muskeln kein Kind das r rein aussprechen.“ — No. 2. „Von der Versinnlichungs-Methode oder zur angenehmen und baldigen Mittheilung richtiger Vorstellungen und Begriffe und der Sprachkenntnisse.“ Hier rühmt Rec. mit desto größerem Vergnügen das Wahre und Gedachte, je unangenehmer es ihm war, an No. 1 so vieles tadeln zu müssen. Nach S. 34 kennt der Vf. die Versinnlichungs-Methode schon seit 46 Jahren, und es ist bekannt genug, welche große Verdienste er sich um sie erworben hat. Belohnt ward er einigermaßen dadurch, daß er sah (S. 42), wie diese Methode in Petersburg nach und nach eingeführt wurde, in den unteren Classen der großen kaiserlichen Erziehungs-Institute, in der von Büsching bey der St. Peterskirche gestifteten deutschen Hauptschule, in allen Privatanstalten und in einigen hundert Familienlehrzimmern. Hr. W. handelt die Methode unter folgenden Überschriften sehr umständlich ab: Übungen, welche vor dem eigentlichen Unterrichte und während desselben müssen angestellt werden. — Erster Anfang des Unterrichtes. *Der erste Anfang* gefällt uns so wenig als das *letzte Ende*. — Wichtiger Vorschlag, die Sinne schärfer oder vollkommener zu machen. Was hier (S. 84—104) gesagt wird, das findet man bereits in *Rousseau's Emil* S. 641—687 der Kramerschen Übers. im *Rev. W. Th.* XIII und in Hn. GutsMuth's *Gymnastik* S. 541. — Von der genauen Schätzung der Größen durch Zahlen oder von der Zahlenkenntnis und deren Anwendung. — Von der Versinnlichung der Personenwörter. Diese 6 Seiten (S. 115—121) gründen sich auf *Bajedow's Elementarwerk* B. I. S. 29. 30. — Von der Versinnlichung der Wandelwörter und der von ihnen abgeleiteten Beschaffenheitswörter nebst Übungen in anderen Redetheilen. Sollten *Wandelwort* für *Verbum* und *Beschaffenheitszeitwort* für *Participium* die rechten adäquaten Benennungen seyn? Wenn *Wandel* in jenem auf die Änderungen durch *modos, tempora, numeros et personas* hindeuten soll, so würde man mit demselben Rechte die Hauptwörter, wegen der einfachen und vielfachen Zahl und wegen der Endungen, Wandelwörter nennen können. Die *Adverbia* heißen schon in vielen Sprachlehren *Beschaffenheitswörter*: wollte man die *Participia* fast eben so nennen, so könnte dieß leicht eine Verwirrung hervorbringen, und wenn man mit Hn. W. die *Verba* durch *Wandelwörter* übersetzt, so können die *Participia* unmöglich *Beschaffenheitszeitwörter* heißen. Doch

dem *Participio* gebührt so wenig die Ehre, viel von ihm zu sprechen, als wie ein eigener Redetheil aufgeführt zu werden, indem es ein blosses von einem *Verbo* abgeleitetes *Adverbium* ist. — Versinnlichung der Verhältnisswörter oder Präpositionen. — Versinnlichung der Umstandswörter oder Adverbien. — Von der Erklärung der unwechselbaren Binde- oder Fügewörter oder Conjunctionen. — Von den zwischenwerflichen Empfindungslauten oder Interjectionen. — Von der Allgemeinerung der Begriffe und Wörter. — Das Namen Erathen (S. 164—171) ist aus *Basjedow's Elementarwerk* B. I. S. 23—25. — Von der Mittheilung abgezogener und überflüssiger Begriffe. — Mittheilung des Begriffes von Gott. Über diesen Punkt, über welchen die Erzieher so uneinig sind, indem einige den Namen Gottes schon stammeln, andere gar nicht hören lassen wollen, bis er mit grosser Feyerlichkeit unter vielen Zurüstungen ausgesprochen werde, liefert Hr. W. *Sicard's* Verfahren, wie er dem vortheilhaft bekannten Taubstummen *Massien* den Begriff von Gott mittheilen wollte (S. 176—193), und *Pestalozzi's* Beantwortung der Frage (in *Gertrud* S. 350): Wie entkeimt der Begriff von Gott in meiner Seele? Wie kommt es, dass ich an einen Gott glaube? u. s. f., auch ein lehrreiches Ereigniss, das Hr. W. selbst im Jahre 1784 sah, und welches nur zu lang ist, um es hier mitzuthellen. Bey *Sicard's* Aufsatz erinnerte sich Rec. der Antwort eines Taubstummen in *Hufeland's Journal der praktischen Arzneykunde*, B. XV. St. 2. S. 102: „Was ist Gott? Diese gehörig zu beantworten, sey man Gott!“ — Nr. III. *Von der schriftlichen Wortsprache und Schreibekunst für Gehörlose, Hörendstumme und für sechsjährige Kinder*, enthält Übungen als Vorbereitung zum Schreiben, das Schneiden und Corrigen einer Feder, Recepte zur schwarzen und rothen Dinte, was man im Nothfalle statt der Feder und des Papiers brauchen könne, endlich bekannte Regeln der Vorsichtigkeit bey dem Schönschreiben. Die hierzu gehörige Tafel giebt eine Probe sowohl von kalligraphischen Schmirkeleyen, als von einer vorzüglich guten Hand. — Nr. IV. „*Vorschläge, die bisher regellos beobachtete deutsche Rechtschreibung endlich so folgerichtig, so leicht und einfach zu machen, dass sie einförmig und unveränderlich werden muss, nebst den Grundsätzen derselben.*“ Diese werden aller Wahrscheinlichkeit nach, ungefähr so beantwortet werden, wie ganz Europa dem *Sieur Linguet* antwortete, der uns bewies, dass wir kein Brot essen sollten, dadurch — dass es Brot ist. Übrigens ist Hr. W. mit seiner Rechtschreibungs-Theorie noch gar nicht im Reinen. Er sagt: (S. 228) „Der erste und vornehmste Grundsatz in der Rede, die einem Zuhörer verständlich werden soll, ist: *Sprich, wie du denkst*; für die Schrift aber: *Schreibe, wie du sprichst*.“ — So ungefähr bestimmte schon Einer der ersten Reformatoren der deutschen Rechtschreibung (*Butschky hochdeutsche Sprachlehre* 1666) den Unterschied von Sprache und Schrift. Allein warum will man doch zwey so verschiedenartige Stüce zusammen ziehen? *Sprich wie du*

denkst bezieht sich bloß auf die *Worte*, und hat gar keinen Einfluss auf die *Wörter*. Es kann jemand sehr richtig denken und doch äusserst unverständlich sprechen, denn das *Sprechen* ist die Function der Sprachglieder, nicht des Denkens. Wenn dem grössten Denker z. B. die Zunge gelähmt ist, der Zapfen mangelt, die Gurgel erschläft, der Gaumen zu weit ausgehöhlt ist, so kann seine Sprache unmöglich dem Zuhörer verständlich seyn. — Die Regel: *Schreibe wie du sprichst*, welche man zwar im Ganzen genommen, als die allgemeinste anerkennt, ist doch immer zu weit; denn sie erlaubt den Fälschern mit Färden zu pflügen, den Westphalen *Sginken* zu essen u. s. f. Dies fühlt der Vf. selbst, er fügt deswegen (S. 267) die Einschränkung hinzu: „*doch der allgemeinen richtigen Aussprache gemäss.*“ Dadurch wird sie zu enge: sie verbietet nun, eine fehlerhafte Aussprache schriftlich zu rügen. Das zweyte Grundgesetz des Hn. W. gründet sich auf die Etymologie: „Man soll die abgeleiteten Wörter so schreiben, dass man darin noch ihre Ableitung bemerken kann.“ Also: *Bäcker, Hähne, Väter, stüssen*, damit man sehe, dass sie von *Bach, Hahn, Vater, Fluss*, herkommen. Aber wie soll man es anfangen bey *Gunst, Kunst* und vielen anderen, um das ö ihrer Stammwörter *günnen, können*, zu erhalten? — S. 269 scheint es, als ob Hr. W. seine beiden Grundgesetze wieder aufhebe: „Wenn diese beiden Regeln keine Auskunft geben, um einen zweifelhaften Fall zu entscheiden: so richte man sich nach der Sprachähnlichkeit (Analogie), oder nach ähnlichen Fällen in der Sprache. Aus den ähnlichen Fällen entspringen alle Sprachregeln.“ (?) Weiss man z. B. nicht, ob *Geduld* oder *Gedult* richtig ist, so besinne man sich auf *Schuld, Huld*.“ Auf dieselbe Art bewies ein Sprachlehrer gegen *Klopstock*, dass *Saat* mit zwey a geschrieben werden müsse, weil *Quaal* deren zwey hätte. Über die armselige Analogie! — Die Aussprache giebt unseres Bedünkens eben so wenig Grund für die Rechtschreibung, als die Etymologie. Jener zu Folge kann ich *Vater, Faater, Fathier, Fahter, Vaater, Vahter* und *Vather* schreiben. Diese ist untauglich, weil sie in entfernten Ableitungen der Falschheit des grössten Theiles der Schreibenden nicht gemäss, und in den meisten Fällen viel zu schwankend und ungewiss ist. Ihr zu Folge könnte es Einem auffallen, *Vater* von dem Niedersächsischen *fohdin*, oder von dem Hochdeutschen *futtern*, oder von einem ganz französischen, auch im Deutschen nicht ganz unbekannten Worte abzuleiten, und demnach *Föhder, Futterer*, oder gar *Futter* zu schreiben. Der Fall ist nicht erdichtet. Dergleichen Thorheiten kommen bey unseren etymologischen Reformatoren der Orthographie häufig genug vor, und am Ende ist eine Thorheit wohl so viel werth, als die andere. Jemehr man künstelt und Neuerungen in Vorschlag bringt, desto mehr macht man Verschiedenheiten möglich, und also das Übel desto schlimmer. Man muss in solchen Kleinigkeiten so wenig Übereinstimmung suchen, als einem Fürsten noch eingefallen ist, die Länge der Uhrkette für alle seine Unrerthanen zu bestimmen. Rec. ge-

steht aufrichtig, daß ihm Hn. W's. Bemühung zwar gut gemeint, aber schädlich scheint, daß ihm die vorgeschlagenen Accente zur Bezeichnung der Dehnung oder Kürze der Sylben äußerst mißfallen, und daß überhaupt Hn. W's. Schrift, eben wegen seiner Orthographie, recht unangenehm zu lesen ist. — Zu Ende dieser Nr. (S. 309), hält es Hr. W. nicht unter seiner Würde, ein paar *Vademecum-Geschichten* zu erzählen, welche füglich wegbleiben konnten. — Nr. V. „*Von der wortlosen Zeichensprache der wilden und taubstummen Menschen, die noch kein Sprachkennner unterrichtet hat.*“ Der Ausdruck *wortlose Zeichensprache*, kann zu Spötreleyen Anlaß geben, und deswegen wünscht ihn Rec. geändert. Folgende Behauptung (S. 311) verräth eine sonderbare Annahme, welche schwer zu erweisen seyn möchte: „Die sichtbare Natursprache des Wilden in einem entfernten Theile der Erde, und eines Taubstummen in einem europäischen Lande, hat mehr Ähnlichkeit mit einander, als zwischen zwey verwandten Wortsprachen ist; so daß der afrikanische (afrikanische) Wilde den europäischen Stummen, und dieser jenen durch seine natürliche Geberdensprache besser verstehen würde, als ein Däne den Engländer, oder dieser jenen, wenn er ihn, ohne zu sehen, sprechen hörte.“ Wer hat jemals einen afrikanischen Wilden so genau beobachtet, und wie mag man jene Behauptung glauben, da es uns ja bekannt ist, daß schon die allereinfachsten Zeichen nur manchen Taubstummen verständlich sind, und andere Taubstummen, um eben dieselbe Sache auszudrücken, mit ganz anderen Zeichen sprechen? Die Zeichen, deren man sich in den französischen Taubstummen-Instituten bedient, sind nicht eben dieselben, die man in Deutschland zu gleicher Ablicht braucht. Aber, wird man entgegen, hier ist nicht von einer in irgend einem Taubstummen-Institute üblichen *conventionellen Sprache*, sondern von dem *Allgemeinverständlichen* die Rede. Allgemeinverständliche Geberden giebt es nur in zwey Fällen: wenn die Geberde eine Beschaffenheit anzeigt, als etwa Kopfschmerzen oder Ungeduld; und wenn man weiß, daß diese Geberde dasjenige Bezeigen ist, welches eine gewisse Redensart gemeinlich begleitet. Im ersten Falle ist die Geberde noch nicht hinreichend, die Umstände, den Grad und die Veranlassung dieser Beschaffenheit zu erkennen zu geben. Im zweyten Falle setzt man voraus, daß derjenige, welcher diese Geberde macht, die Absicht hat, das damit zu sagen, was man dabey zu sprechen pflegt, wenn man sie macht. Dieser zweyte Fall ist für den ununterrichteten Taubstummen sowohl, als für den Wilden, unverständlich, weil beide die Redensarten nicht kennen, welche diese und jene Geberde begleiten. Die wortlose Zeichensprache wird demnach nur eine sehr unvollkommene und zweydeutige Bedeutung haben: durch dieselbe wird der afrikanische Wilde den europäischen Taubstummen so wenig ver-

stehen, als der Franzose den Italiäner, und ein rother Taubstummer den anderen versteht. Nur durch ein paar Beyspiele will Rec. diess erläutern. Wenn der Franzose Jemanden durch ein Zeichen rufen will, so hebt er die rechte Hand in die Höhe und führt sie mit in die Höhe gerichteten Fingern einigemale gegen seinen Körper; der Italiäner hingegen, um eben dieses Zeichen zu machen, läßt die rechte Hand sinken und kehrt die Finger derselben gegen die Erde. Um den Sonntag anzudeuten, hebt ein Taubstummer die Hände empor; der zweyte faltet sie zusammen; der dritte hält die beiden flachen Hände an einander, und stellt sich, als ob er darin wie in einem Buche lese, indem er die Lippen bewegt; der vierte giebt das Zeichen von einer Stutzperücke und einem Priesterkragen; der fünfte deutet die Anlegung des Putzes an; der sechste hält den Huth vors Gesicht, und zeigt uns so, wie jener Knabe es nannte, *die Melodie des Vater Unser* u. s. w. — Nr. VI. „*Von dem Ursprunge der Ton- oder Wortsprache.*“ Einige Sprachlehrer nehmen in Deutschen neun, andere eilf Redetheile an, und Hr. W. zählt deren gar zwölf. Dieses ist das einzige neue, was Rec. in dem Aufsatze fand. — Nr. VII. „*Von der wortlosen Schriftsprache oder von der Kunst, Vorstellungen, Ideen, Begriffe durch Züge, Figuren, Bilder, Monogrammen oder Hieroglyphen zu bezeichnen, oder durch Gedanken mitzutheilen.*“ Die Kunst, Vorstellungen, Ideen und Begriffe durch Gedanken mitzutheilen, ist dem Rec. eine ganz neue und seltsame Art von Erscheinung. Hat Hr. W. auch überdacht, was er schrieb? Sind denn Vorstellungen, Ideen und Begriffe nicht selbst Theile von Gedanken? Hat Hr. W. auf der hieher gehörigen zweyten Tafel wohl irgend einen Gedanken dargestellt, wodurch eine Vorstellung mitgetheilt werden könne? Diese Fragen lassen sich nicht schwer beantworten. *Die Kunst, Vorstellungen durch Gedanken mitzutheilen*, ist die einzige in ihrer Art, und Rec. merkt, daß, wenn man auch nicht den Vorsatz zu spotten hat, es doch bisweilen einem armen Kunsttrichter hart ankommt, an sich zu halten. — Von den neuen Hieroglyphen würde Rec. eine Probe geben, wenn er sich nicht um das Seufzen der Kreaturen bekümmerte, welche dieselben setzen, corrigiren und drucken müßten. — Was in Nr. VIII. „*Von der Lippen Sprache für schwerhörige und junge taubstumme Kinder*“ gesagt wird, trifft man ungleich besser bearbeitet an, in dem *Versuche über die beste Lehrart, Taubstumme zu unterrichten.* (Zürich 1786. 8.) Abschn. 6. von welchem einige öffentliche Blätter Hn. Keller, andere Hn. Ulrich zum Verfasser angeben. — *Lippen Sprache* nennt Hr. W., wie seine Vorgänger, die Fertigkeit, aus der Bewegung der Lippen und anderer Sprachorgane derer, mit denen wir umgeben, alle Buchstaben Sylben und Wörter mit den Augen deutlich zu lesen.

(Der Beschluß folgt.)

D r u c k f e h l e r.

In No. 134. S. 458. Z. 26 statt 2ed; l. 2ieg. S. 459. Z. 6. st. öfterer l. öfter. S. 58. st. die Heimkehrenden l. die Heimkehrende. S. 460. Z. 32. st. richtig l. wichtig. In No. 135. S. 477 letzte Zeile st. nicht a l. recht a. In No. 137. S. 488. Z. 6 v. u. st. S. II. 2, 52 l. S. II. 5, 52.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 J U L I U S , 1807.

P A D A G O G I K.

LEIPZIG, b. Crusius: *Anweisung, wie Kinder und Stumme ihre Zeitverlust und auf naturgemäße Weise zum Verstehen und Sprechen zum Lesen und Schreiben oder zu Sprachkenntnissen und Begriffen zu bringen sind, mit Hilfsmitteln für Taubstumme, Schwerhörige und Blinde, nebst einigen Sprach-Aufsätzen, etc.*, von C. H. Wolke u. f. w. (Bechluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

No. IX. „Von der vervollkommenen Zeichen- oder Gebärden-Sprache für Taubstumme, die das Gehör nicht erhalten können, und für äusserst schwerhörige Personen.“ Jeder Lehrer der Taubstummen muss wissen, ob er diese ziemlich lange Abhandlung benutzen kann. So viel ist gewiss, dass einige Lehrer der Taubstummen in Deutschland Pestalozzi's Methode, gegen welche Hr. W. so sehr erzürnt ist, wie der Anhang zu gegenwärtiger Schrift bezeugt, mit Modificationen bey den ihnen übergebenen Subjecten schon lange angewendet haben; dass sie, schon lange vor Pestalozzi, und also unabhängig von ihm, durch die mühevollen Anstrengung, womit die armen Taubstummen ihre Wissenschaften erlangen müssen, darauf geleitet und dadurch gewahrt wurden, dass man bey dem Kinder-Unterrichte im Allgemeinen so viel voraussetze, was man nicht voraussetzen sollte. Ob Hr. Wolke sich mit Recht rühme (S. 348), „in der Lehrart verschiedene Vortheile gefunden zu haben, die seinen Vorgängern, den sehr erfahren und berühmten Taubstummen-Lehrern, dem Abt de l'Épée und Sicard, unbekannt geblieben wären,“ darüber masset sich Rec. keine Stimme an. — Nr. X. „Von den Mitteln, Blindgeborne zum Lesen, zum Anschreiben und Rechnungsführen, auch zur gegenseitigen Mittheilung ihrer Gedanken an Abwesende geschickt zu machen.“ Der weitläufige Eingang, „dass ein Taubstummer zwar sich selbst nie so unglücklich als den Blinden halte, aber auch der Blinde nicht geneigt seyn wird, seinen Zustand mit dem eines Taubstummen zu vertauschen,“ scheint uns ganz überflüssig. Wer das öffentliche Institut für Blinde zu Paris (*des aveugles travailleurs*, in der *Maison des Quinze-Vingt*, rue Charenton, Faubourg St. Antoine) und Haüy's Privat-Anstalt für Blinde daselbst (*Musée des aveugles*, rue et emplacement S. Auque Nr. 155) gesehen, oder nur die Beschreibungen gelesen hat, welche Wiedemann (in der ophthalmologischen Bibliothek B. 1. H. 1. S. 67—95), Schulz (über Paris und die Pariser), Rudolphi (*Bemerkungen* S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

auf einer Reise Th. 1 S. 201—202), und Frank (*Reise nach Paris, London u. f. w.* Th. 1. S. 102—106) davon liefern, dem muss alles sehr langweilig vorkommen, was Hr. W. darüber sagt. Nr. XI. „Wie erwachsene Personen eine zweyte fremde Sprache bald erlernen können.“ Wer wird hier nicht glauben, dass man vorher schon eine fremde Sprache gelernt haben muss, ehe man diese Vorschläge anwenden kann? Aber davon ist nicht die Rede, die zweyte fremde Sprache steht bloß in der Überschrift. Die Anweisung ist übrigens der Natur der Sache gemäss, und verdient, in mehr als einer Rücksicht, mit dem Vorschlag zu einer neuen Lehrart fremder Sprachen in Moritz Magazin zur Erfahrungs-Seelenkunde B. 8. St. 2. S. 52—63 verglichen zu werden. — Nr. XII. „Von der grossen Ähnlichkeit der griechischen und lateinischen Sprache mit der deutschen, besonders mit der sächsischen,“ konnte Rec. sich nicht enthalten, an Berger's *System der Ewigkeit zur Erkenntnis Gottes* (Berlin 1777. 8.) zu denken, worin geschrieben steht, „dass die deutsche Sprache ein Dialect der griechischen sey.“ Das Sächsische (Plattdeutsche) ist Hr. W.'s Lieblingsprache, und man liest jederzeit mit Vergnügen, was er darüber sagt. — Nr. XIII. „Von der Fernsprache oder Fernsprechkunst.“ Die Beschreibung der dazu erforderlichen Maschine wird durch ein paar Figuren anschaulich, und durch die Geschichte der telegraphischen Versuche in Petersburg (S. 458) anziehend gemacht. — Nr. XIV. „Begriffe von der allgemeinen Gedankenmittheilung für alle Völker der Erde, die eine ausgebildete Sprache und Schrift haben, von welchen jedes nur seine Muttersprache wissen darf, um sich jedem andern so verständlich zu machen, als wenn es dessen Sprache gelernt hätte.“ Hr. W.'s Paspheorie ist bereits so bekannt, dass es keiner neuen Anzeige derselben bedarf. — Nr. XV. „Von einer unentziffbaren Geheimschrift als einem Mittel, irgend einem Staate jährlich grosse Summen für Eilboten zu ersparen.“ Vielleicht hat Hr. W. diese Geheimschrift schon zur Prüfung mitgetheilt. Als er dies Buch schrieb, war ihm noch eine halbjährige Arbeit dazu nöthig (S. 472). Er verspricht sehr vieles von ihr — das müssen wir erwarten. Doch will er erst von einem Staate aufgefordert seyn, ehe er sich zu einem halbjährigen Zeitaufwand für eine Sache entschliesst, die ihm schon viel Zeit und Mühe gekostet habe. „Erfolgen nicht (fügt er hinzu) von irgend einem Staate Beweggründe, so bleibt meine Arbeit unvollendet, unbenutzt und unbelohnt.“ Ja, so spricht die Selbstzufriedenheit; aber ist es denn so ausgemacht, dass keine

Geheimschrift ihren Zweck nicht verfehlt, daß sie Nutzen gewährt und Belohnung verdient? Von einer unvollendeten Sache läßt sich doch das mit Gewissheit nicht sagen. — Nr. XVI. „*Einige Nachrichten für Voltaische Sinneshersteller und für die, welche von ihnen Hilfe erwarten.*“ Es ist über den Galvanismus so viel geredet und geschrieben worden, daß man es dem Rec. kaum zumuthen kann, noch eine Zeile darüber zu sagen. Auch ist der Aufsatz nur polemischen Inhaltes, und keines Auszuges fähig. — Der Anhang liefert (S. 487 — 495) ein paar Worte über Pestalozzi und Olivier. Hr. Wolke vermutete in Pestalozzi's Methode eine der Wolkischen ähnliche Versinnlichungs-Methode. *Hoc erat in votis!* „Aber, (setzt er hinzu) diese angenehme Erwartung ist durch die Beschaffenheit seiner erschienenen Elementarbücher zu meinem Leidwesen unerfüllt geblieben. Diese enthalten keine Spur von meiner Art, Sprachkenntnis und Sachenbegriffe mitzutheilen.“ Freylich, das ist arg! So etwas ärgert Hn. W. mit Recht. Nun hat Pestalozzi seinen Beyfall ganz verloren. Hr. Wolke publicirt das Urtheil, „daß er mit Recht zur Ehre des menschlichen Verstandes zweifeln dürfe, ob je eine unnatürlichere, zweckwidrigere, verkehrtere Methode, als die Pestalozzische ist, könne erfunden werden.“ Wir wollten Hn. W. wohl rathen, die Briefe über diese Methode, über Pestalozzi und sein Institut zu lesen, welche Hr. von Türk herausgibt, und dann trauen wir ihm zu, daß er die Billigkeit haben wird, dem wackern Pestalozzi das Unrecht abzubitten, welches er ihm anthat. — Rec. erinnert nur noch, daß die Schrift des Hn. W., welche von der Sprache handelt, und den Sprachfreunden gewidmet ist, nicht einmal correct geschrieben, sondern mit Provincialismen angefüllt ist, z. B. S. 475: *Jacob Kiek* kam mit seinem Sohne, von dem man in Altona und Hamburg gleichfalls die Rückkehr der Taubheit behauptet hatte. Der Sohn grüßte mich freundlich mit *goden Tag*. Ich ließ sie beide sitzen und fragte den Vater u. s. f. Ad.

BASEL und ARAU, b. Flick: *Über Entwicklung und Bildung der menschlichen Erkenntniskräfte, zur Verbindung des Pestalozzischen (Pestalozzischen) Elementarunterrichts mit dem wissenschaftlichen Unterrichte in Realschulen*, von Dr. Georg Franz Hofmann. 1805. LVI und III S. 8. (14 gr.)

Ein seiner lokalen Beziehungen wegen merkwürdiges Buch. Als im J. 1801 mehrere ausgezeichnete Männer Aarau, das berühmte Handelshaus Meyer an ihrer Spitze, eine die Bedürfnisse des Kantons Aarau umfassende höhere Erziehung und Unterrichtsanstalt aus Privatkraft zu gründen sich entschlossen, wurde der Vf. dieser Schrift, Sekretär des damaligen helvetischen Vollziehungsdirektoriums, dahin berufen, um die inneren Grundlagen dieses Gebäudes gemeinschaftlich mit den Fundatoren zu entwerfen, und seine Ausführung zu leiten. In kurzer Zeit erhob sich die Kantonschule zu schöner Blüthe. Denn Enthousiasmus, der ursprüngliche Belebter alles Großen und

Guten, bedeckte die allerdings beträchtlichen Lücken des frühesten Grundrisses, so daß sie schon im May 1803 140 Schüler zählte. Allein bald erhoben sich bey der inneren Organisation der Unternehmung Schwierigkeiten, auf die man anfänglich, wie es scheint, nicht genug gerechnet hatte. Die Hauptbestimmung der Schule war zwar als Vorbereitung zum Gewerbestande fixirt. Aber diese so beschränkte Bestimmung konnte für die Lage und Verhältnisse derselben nicht genügen, sondern gleich anfangs, was nach dieser ursprünglichen Beschränkung hätte Hauptgesichtspunct bleiben sollen, die specielle Rücksicht auf die Kantonalbedürfnisse überschreitend, wurde sie aufs Allgemeine und auf Zöglinge aus allen Gegenden der Schweiz ausgedehnt. Dies hatte zur nothwendigen Folge, daß man für die mannichfaltigsten Erziehungsbedürfnisse gleichmäsig besorgt seyn mußte, Verschiedenheit der Sprachen, des Alters, an vielen Orten der Schweiz mangelnder hinlänglicher Elementarunterricht, die Bestimmung zum Gewerbs- und zum Gelehrten-Stand, traten mit einander in Conflict. Durch diesen Mangel an weiser Beschränkung, oder wenigstens an festen Gesichtspuncten und Berechnung der Kräfte im Inneren ohne ein zuverlässiges Fundament, gestellten sich noch eben sowohl Lokal- als Personal-Hindernisse hinzu. Ihnen abzuhelpen und immer mehr die Anstalt zu einer sich selbst zureichenden, von den Stadtschulen unabhängigen, Stiftung zu erheben, waren von Zeit zu Zeit neue Anordnungen und verbesserte Einrichtungen nöthig. Diese betrafen theils eine bestimmtere Classification der Schüler, theils der Unterrichtsgegenstände, theils die Erweiterung des Wirkungskreises der Anstalt auf wissenschaftliche Bildung, und ihre Sonderung in eine Real- (vorbereitende Erwerbs-) und humanistische (wissenschaftliche) Schule.

Dem Mangel an Vorbereitungskenntnissen sollte eine nach Pestalozzi's Methode geleitete Elementarbildungs-Class abhelfen, Einheit des Plans und der Methode in einzelnen Fächern durch Übertragung eines jeden an Einen Lehrer in allen Classen erreicht werden: damit aber mangelte noch immer die Hauptsache, innere Festigkeit des Gebäudes, durch Einheit und Consequenz in der Festhaltung des Zwecks, Harmonie der Unterrichtsfächer im Ganzen, und was das Wichtigste war, Einheit der Lehrer durch Bildung, Tendenz und Methode. Vielmehr deckten, wie überall, wo nicht Ein Geist alles zu einem organischen Gebilde befeelt, diese Einrichtungen und Erweiterungen nur größere Lücken auf, und machten Unzulänglichkeit und Disharmonie auffallender. Einer durchgreifenden; ihrer selbst vollständig bewußten Kraft bedürftig, suchte man sie in Hn. Evers aus Hannover, einem der vorzüglichsten Schüler Wolfs, der an die Spitze der Anstalt gerufen wurde. Hr. H. durch den Neuberufenen sich hintergesetzt und gekränkt fühlend, trat bald darauf von dem Unternehmen ganz zurück, und glaubte eine Rechtfertigung der durch ihn getroffenen Einrichtungen dem Publicum vorlegen zu müssen. Dies ist der Ursprung vorlie-

gender Schrift; in der der Vf. theils seine pädagogischen Ansichten und Grundsätze aufzustellen, theils sich dadurch gegen den neuen Rector und sein und seiner Freunde Benehmen gegen ihn zu vertheidigen unternimmt.

Die pädagogischen Ansichten Hn. H's. concentriren sich in dem Begriff der Erziehung als Entwicklung und Bildung der menschlichen Kräfte, in der Annahme von drey Erziehungsperioden, die der Sinnlichkeit, des Verstandes und der Vernunft. Als Stoff und Unterrichtsmittel: in der Forderung dreyer Haupttheile der Entwicklung und Bildung der Erkenntnißkräfte, auf die er sich überhaupt in der ganzen Schrift ausschließend einschränkt für jede Erziehungsanstalt, nämlich einer Elementarschule, einer wissenschaftlichen Schule und einer Schule der Übungen, deren Zweck und Umfang er im Einzelnen darstellt. Rec. hat in dieser Darstellung eine leichte, falsche und interessante Übersicht der Hauptmomente der Geistesbildung gefunden. Die besseren Erziehungsschriftsteller sind vom Vf. benutzt. Er hat zuweilen nicht gleichgültige Gesichtspunkte aus dem Kreise seiner Erfahrungen aufgestellt, und die glückliche Gabe der Leichtigkeit und Fertigkeit in der Übersicht und im Ausdrucke bewiesen, die für die Erfolge des praktischen Erziehers so wichtig sind. Wer sich daher mit den neuerlich zur Sprache gekommenen Erziehungsbegriffen und Theorien nur im Allgemeinen bekannt machen will, ohne auf eigentliche Erkenntniß auszugehen, dem darf sein Buch mit Recht empfohlen werden. Neue und tiefere Ansichten aber oder auch nur eine feste Begründung der aufgestellten Theorie darf man dagegen nicht suchen, da er überall mehr seine Ansicht des praktischen Verfahrens und positive Grundsätze, auf die sie sich gründet, aufstellt. Daher schimmert auch eine gewisse Ver混schung des Empirischen und Nationalen, des Nothwendigen und Nützlichen, und ein Schwanken der Begriffe durch das Ganze hindurch, die aus der Vereinigung von den aus ganz verschiedenen Theorien und Standpunkten entstandenen Grundsätzen seiner Vorgänger nothwendig entspringen mußte. Auch würde das, was Hr. H. als Elementarmethode nach Pestalozzi's Grundsätzen darstellt, jetzt wohl ganz anders gefaßt werden müssen.

Keineswegs will Rec. durch letztere Bemerkungen den pädagogischen Talenten Hn. H's. und seinen unbestreitbaren Verdiensten um die Arauische Kantonschule zu nahe treten. Überzeugt vielmehr daß Hr. H. wenn er will, und ins innere Wesen der Pädagogik dringt, etwas Vorzügliches leisten kann, möchte er ihn durch sie dazu veranlassen. Jetzt, wo die Pädagogik eben anfängt sich aus dem Schlamm des Empirismus loszuwickeln und zur Würde einer selbstständigen Wissenschaft zu erheben, ist es von der höchsten Wichtigkeit, daß nicht nur alle besseren Köpfe, sondern besonders auch die Männer von festem und gutem Willen, sie als solche auffassen, fortbilden und ihre Richtung auf eine dem großen Gang und Geiste des Zeitalters angemessene Weise fixiren,

damit nicht die Hoffnung der kommenden Menschheit sich aufs neue in einer Schriftstellerey auflöse, die Brocken aus alten und neuen Methoden aufschneppt, eine empirisch-psychologisch-philosophisch-gemeinnützige Brühe darüber gießt, und das Ganze mit den neuesten oder gangbarsten Phrasen würzet; oder eine Persönlichkeit sich ihrer bemächtigt, die, gleich ohnmächtig und thatenlos im Erforschen und im Handeln, weder von der Idee, noch von der Menschheit, noch von der Wissenschaft wahrhaft ergriffen, sich der Angelegenheit der Cultur des Geschlechts, für die sie weder ernstlich etwas gethan hat noch thun will, als eines Hebels bediene, sich in ihrer Eitelkeit fortzubewegen.

Was die Vorrede betrifft, so bedauert Rec. die sichtbare Animosität, mit der sie verfaßt worden. Sie ist um so mehr zu mißbilligen, je weniger sie die Person Hn. H's. selbst zu rechtfertigen geeignet, nur der guten Sache der Erziehung, die besonders in der Schweiz mit so schonender Hand gepflegt seyn will, nachtheilig seyn muß. Was sich aber überell als höherer Gesichtspunkt jedem Freunde der Menschheit und ächter Cultur zur Beherzigung aufdringt, ist die Disharmonie der Kräfte, der Mittel und Werkzeuge so vieler neu errichteten pädagogischen Anstalten oder verbesserten Einrichtungen, deren Quelle sich hier unverkennbar ausdrückt. Die Unzulänglichkeit der Lehrer, ihr Mangel an Einigkeit und Zusammenwirken ist nicht sowohl ihnen selbst, als dem Geiste der Pädagogik, nicht dem Mangel an Bildung, sondern vielmehr der Beschaffenheit ihrer erhaltenen Bildung; der Mangel an lebendigem Fortgang der Anstalten nicht äußeren Hindernissen, sondern den unbestimmten Grundlagen zuzuschreiben, auf die sie gemeinlich gebaut sind. Seit dem die Pädagogik in den neueren Zeiten, aus ihrem ursprünglichen Gebiete heraustretend, sich den wahren oder scheinbaren Bedürfnissen der Zeit anzupassen strebte, verlor sie die innere Selbstständigkeit, die sie in ihrem beschränkten Kreise besaß, und statt sich organisch zu erweitern, zerstreute und verwirrte sie sich in den Objecten. Ihr ganzes Wesen wurde durch die Tendenz nach Gemeinnützigkeit willkürlich, und vernichtete sich. Das nothwendige Resultat war die Auflösung in eine Anarchie, in der jeder nach eigenen Begriffen, eigenen Zwecken, eigener Methode unterrichtet wird, in der kein gemeinsamer Mittelpunkt mehr Statt finden kann, weil auch die Wissenschaft, die ihn darbieten mußte, durch das Streben nach gemeinnützigen d. i. oberflächlichen Kenntnissen verschwand. In dieser Lage der Dinge greift die willen- und herzlose Gemeinheit bey den Bemühungen um die Cultur des Geschlechts zum Spott. Die ehrliche Kurzsichtigkeit kehrt zur Beschränktheit des alten Geistes und der alten Formen zurück. Denen aber, die sich fühlen, bleibt das höhere Ziel, die Pädagogik selbst mit den wahren unveränderlichen Bedürfnissen der menschlichen Natur in Übereinstimmung zu bringen, die Identität der Wissenschaft und des Geistes und dadurch das geistige Leben zu realisiren, um eine Cultur der Menschheit zu

gründen, deren innere Nothwendigkeit und durchgängige Bestimmtheit nur angeschaut werden darf, um alle Einsichten und Kräfte der Theilnehmer auf einen Punkt zu vereinen. Bis der innere Organismus des menschlichen Wissens und Handelns durch den ganzen Umfang des Gebiets der Erziehung und des Unterrichts factisch aufgestellt und anerkannt ist, werden auch alle methodischen Vorschläge immer Bruchstücke bleiben, und die Werkzeuge zu ihrer Ausführung werden sich bis dahin nie befriedigend finden. Das durch jenen aufgestellte Wesen der Pädagogik selbst muß sie praktisch bilden. Dadurch aber werden denn auch die Erziehungsanstalten selbst eine unerschütterliche Basis erhalten, die jeden Vorschritt und Vervollkommnungssichert. Rec. wünscht dieselbe der für ihre Gründer so rühmlich begonnenen und so rasch sich erweiternden Aarau Kantonschule um so mehr, je mehr von ihrem gedächlichen Fortgange für die Cultur, der der Cultur so bedürftigen Schweiz abhängt.

L. M. N.

JUGENDSCHRIFTEN.

HERFAU u. TROGEN, in den Pfarrhäusern: *Lesebuch für die Jugend in Schulen und Haushaltungen.* 1805. 269 S. kl. 8. (28 Kr.)

Dieses Lesebuch steht in Verbindung mit einer hochobrigkeitlichen Schut-Ordnung vom 7ten May 1805, bestehend in 14 Artikeln, und einer Pfr. Schiess unterschriebenen „*Anleitung für die Schullehrer im Canton Appenzell der äußeren Rhoden, wie sie die Schulkinder der verschiedenen Classen unterrichten sollen.*“ und hat insofern für das Schulwesen dieser Gegend einen historischen Werth. Bisher beschränkte sich nämlich der ganze Umfang des Schulunterrichts auf Lesen, Schreiben, etwas Kirchengesang und Gedächtnisübungen. Das einzige autorisirte Lesebuch war der zürcherische Katechismus. Zu diesem fügt nun die Schulordnung noch katechetische Fragen, d. i. Verstandesübungen und Rechnungsübungen in den vier Species hinzu, und verordnet den Gebrauch des vor uns liegenden Lesebuchs; nebst gedruckten Schreibvorschriften, und Buchstabiertabellen. Letztere sind Rec. nicht zu Gesicht gekommen. Die Anleitung enthält in 48 S. eine kurze Methodik dieser Fächer jedoch mit Auslassung des Gesanges. Sie ist für ganz ungebildete Schullehrer (im Cant. Appenzell hat bisher, einzelne Versuche von Geistlichen ausgenommen, kein Schullehrerunterricht, noch weniger ein Seminarium Statt gefunden,) brauchbar. Ausgezeichnetes darf man aber aus diesem Grunde nicht erwarten. Auf die neuesten Fortschritte der Methodik ist nicht Rücksicht genommen, was doch in der Sprache durch Olivier's organische Bearbeitung derselben, und im Rechnen durch die Pestalozzischen Tabellen

hätte geschehen sollen. Die Anzeige von pädagogischen Schriften und Methodenbüchern mangelt gänzlich. Sie war um so unentbehrlicher, weil von Verstandesübungen die Rede ist, die ohne eine Schulbibliothek schwerlich erreichbar sind. Auch hätte, da lebendiger Unterricht fehlt, bildungsbegierigen Schullehrern dadurch eine nothwendige Unterstützung gegeben werden sollen, sich selbst fortzuhelfen. Das Lesebuch verdient darum eine sorgfältigere Prüfung, weil es nun wirklich dem Unterrichte einer zahlreichen Volksklasse zum Grunde gelegt wird. Es enthält eine zweckmäßige Sammlung religiöser und sittlicher Lehren, biblische Geschichte, etwas von der Naturlehre und Naturgeschichte, von der Natur des Menschen, den Berufsarten, der Erdbeschreibung, und Appenzells Geschichte und Verfassung. Erzählungen, Sprichwörter und Lieder sind nicht aufgenommen. Auch ist nur die Mittheilung von Kenntnissen und nicht von Fertigkeiten berücksichtigt. Rec. hofft, daß diese Lücke durch ein eigenes Schulbuch, in dem der Zweck der Übungen und Fertigkeiten ausschließend ins Auge gefaßt ist, ausgefüllt werde. Der Styl ist fließend und gebildet; aber ihm fehlt das Naive, Frappante und Treffende des Volkstons, das wie ein Stachel die Seele trifft. Die erste Gründlichkeit des Vortrags ist indeffen wohl einer armseligen Popularität, die die Genialität und Kraft des Volksausdrucks durch Verwässerung erreichen will, weit vorzuziehen. Auch verdient der zusammenhängende Vortrag statt der Frageform Beyfall. Der religiöse Theil ist, was sehr zu billigen, größtentheils biblisch, und sollte sich noch mehr an den ursprünglichen Ton biblischer Einfachheit und Würde anschließen. Die Paraphrasen im Aufklärungstyle entreißen die Religion dem Gemüthe, und rauben ihm ihre das Herz erfüllende Kraft, ohne dem Verstande das Licht zu geben, das man sich anfänglich davon verspricht. Der Glaube kommt nur aus dem Glauben, so wie der Verstand nur aus dem kommt, was ihm ursprünglich angehört. Auch leuchtet in vorliegendem Buche der religiöse und sittliche Eudämonismus der Aufklärungsepoche stark hervor. Die Anordnung des Ganzen ist synthetisch. Diese die einzelnen Theile nur durch logische Beziehungen verknüpfende und zusammenstellende, aber nicht von ihrem lebendigen Prinzip aus organisch entwickelnde und erweiternde, Darstellung erklärt das Einzelne, was sich an derselben tadeln ließe. Darum will auch Rec. nichts weiter hinzufügen. Seine Bemerkungen sollen nur zur Vervollkommnung einer zweyten Auflage Anlaß geben, die das Buch gewiss erhalten wird, und auch verdient. Bedeutende Unrichtigkeiten sind ihm nicht vorgekommen. Druck und Papier sind gut.

L. M. N.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Hildburghausen, in Commission b. Harisch's Witwe: *Sammlung dermischer Gedichte von Fried. W. Hölbe.* 1804. 160 S. 8. (12 Gr.) Der bescheidene Verf. erkennt selbst in der Vorrede an, daß seine Gedichte keine Meisterstücke, sondern bloße Versuche seyen. Keins von allen Gedichten dieser Sammlung war bey seiner Entstehung für das große Publicum bestimmt; die meisten haben ihre besondere Veranlassung gehabt, und der einzige Wunsch des Vfs., der mit Liebe und aus innerem Triebe sich der Muse ergeben, ist, daß jeder Leser etwas in

diesen Bogen finde, welches ihm zusage und Vergnügen gewähre. Diesen Wunsch wird der Vf. nicht bloß bey seinen Bekannten, sondern auch bey anderen erfüllt sehen. Er ist der Billigkeit in der Beurtheilung, die er in Anspruch nimmt, würdig, und bey seiner Liebe zur Poesie wird der Fleiß nicht fehlen, der ihm eine größere Gewalt über die Sprache, und seinen hellen Kopf einen größeren Reichthum an Ideen, die zu Ideen erwecken, geben kann.

GL.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 J U L I U S , 1 8 0 7 .

S P R A C H K U N D E .

BERLIN, b. Vofs: *Mithridates oder allgemeine Sprachkunde mit dem Vater Unser als Sprachprobe in beynahe fünfhundert Sprachen und Mundarten*, von Joh. Christoph Adelung, kurfürstl. sächs. Hofrath und Oberbibliothekar. I Theil. 1806. XXI S. Vorrede, 8 S. Inhaltsanzeige, XXXIV und 686 S. 8. (3 Thlr. 12 gr.)

„Eine Kenntniss der vielen unter dem Monde befindlichen Sprachen (beginnt der berühmte, für die Wissenschaften noch immer zu spüh. verstorbene Vf. die Vorrede dieses gehaltreichen Werks) hat, auch wenn sie ohne höhere Zwecke, aus bloßer Wissbegierde gesucht und erlangt wird, ihren Werth. Aber diese Kenntniss ist eines noch höheren Zweckes fähig, indem sie dem Geschichtsforscher dienen kann, der Verwandtschaft und Herkunft alter und neuer Völker nachzuspüren; ein Umstand, welcher oft von grosser Wichtigkeit ist.“ (Es hätte noch hinzugesetzt werden können: Auch der Grad der Cultur und der wissenschaftlichen Bildung, welchen ein Volk erreicht hat, lässt sich mehr oder weniger aus der Beschaffenheit seiner Sprache beurtheilen; so wie die Verbindung, in welcher es, ohne dass die Geschichte irgend eine Spur davon aufbehalten hat, durch Handelsverkehr, oder sonst mit fremden Völkern stand.) Da die Versuche, welche zur Beförderung und Verbreitung dieser Kenntniss seit der Wiederherstellung der Wissenschaften von mehreren gelehrten Männern gemacht waren, noch vieles zu wünschen übrig liessen: so erwachte schon vor langer Zeit in dem Vf. der Gedanke, etwas Besseres an dessen Stelle zu setzen, und die Ausführung desselben machte die angenehmste Nebenbeschäftigung eines beträchtlichen Theils seines Lebens aus (Vorr. S. IX). Schon dieses muss ein günstiges Vorurtheil für diese Arbeit erwecken, das dadurch noch vermehrt wird, wenn Hr. A. S. XX der Vorr. versichert, dass es ihm wenigstens nicht an dem besten Willen gefehlt habe, dem Ideale, welches er sich von einem solchen Buche schuf, so nahe zu kommen, als es das Mass seiner Kräfte nur verstatten wollte. „Es ist, setzt er in prophetischer Ahnung hinzu, das jüngste und wahrscheinlich auch letzte Kind meiner Muse, welches mit aller der Vorliebe genährt, gekleidet und erzogen worden, deren sich die jüngsten Kinder gewöhnlich zu erfreuen haben.“ Schwerlich wird auch ein billig denkender Leser, der die oft unübersteiglichen Schwierigkeiten einer solchen

Arbeit nicht übersieht, diese Vorliebe verkennen können. Von derjenigen Art der Ausführung seines Gedankens, welche dem Vf. nach mehrmaligen Umarbeitungen die beste und zweckmässigste zu seyn schien, giebt die Vorrede S. X weitere Nachricht, aus der wir folgendes mittheilen, damit unsere Leser wissen, was sie in dem Buche eigentlich zu suchen haben. Es war nicht die Absicht, Sprachen zu lehren, sondern nur einen allgemeinen, aber doch so viel möglich richtigen und vollständigen Begriff von einer jeden zu ertheilen. Von der Schrift wurde, ein paar Fälle ausgenommen, gänzlich abgesehen, und auch schlechterdings keine Lieblingsmeinung oder Hypothese zum Grunde gelegt, sondern unmittelbar von dem ausgegangen, was ist, und wie es ist. Da man sich aber von der Sprache eines Volks keinen Begriff machen kann, wenn man nicht das Volk, welches sie spricht, nothdürftig kennt: so war es oft nothwendig von der Lage und Geschichte desselben auszugehen; nur musste die grösste Kürze dabey Gesetz seyn. Das wichtigste, aber auch das schwerste, und bey mehreren Sprachen, aller Bemühung ungeachtet, unerschöpflich bleibende, war, in den inneren und äusseren Bau jeder Sprache zu dringen, und vornehmlich die *Wurzelfylben* aufzufinden, weil sich nur aus deren Vergleichung die Verwandtschaft und Verschiedenheit der Sprachen beurtheilen lässt. Nothwendig war es dabey, diejenigen Hülfsmittel anzuführen, wo man mehrere Unterricht von einer jeden Sprache erhalten kann. Möglichst vollständig ist dies aber, nur bey den unbekannten Sprachen geschehen. Eines der vornehmsten Bedürfnisse eines solchen Werks war eine schickliche Sprachprobe, und dazu musste ein Stück einer zusammenhängenden Rede gewählt werden, das man in den meisten Sprachen haben kann. Hr. A. hat dazu, wie viele seiner Vorgänger (der Anhang liefert die Literatur davon) das *Vater Unser* gewählt. „Es ist, sagt er, die einzige Formel, welche man in so vielen Sprachen haben kann; und dann hat sie auch in Ansehung der Richtigkeit (?) grosse Vorzüge. Eine solche Formel kann von niemand überfetzt werden, der die Sprache nicht hinlänglich versteht. Die meisten rühren daher auch von Missionarien her, welche die Sprachen um ihres Berufs willen lernen mussten.“ — Ob aber diese Missionarien die Sprachen hinlänglich genug verstanden, um eine solche Formel richtig überfetzen zu können? — das wird, wie es Rec. denkt, etwas zu sicher und zu unbedingt vorausgesetzt. Es gehört zu viel dazu, um eine Sprache so genau zu kennen, dass man gerade dasjenige Wort

trifft, das dem zu übersetzenden vollkommen entspricht, und den Begriff gerade so ausdrückt, wie ihn das fremde Wort enthält. Wählten also die Missionarien, kann man fragen, auch jedesmal das rechte Wort; oder ging es ihnen nicht oft wie dem Knaben, der, wenn er ein deutsches Wort z. B. ins Lateinische übersetzen soll, das erste beste nimmt, das er in seinem Lexikon unter diesem Worte findet? Was wir von einem großen Theile der Missionarien und ihrem philosophischen Sprachgeiste wissen, macht diese Vermuthung nicht unwahrscheinlich. Dann kommt es, um über die Richtigkeit der Übersetzung zu urtheilen, auch darauf an, die Sprache zu wissen, aus der übersetzt ist; welches sich in Ansehung der Übersetzungen des V. U. aber schwerlich bey vielen Sprachen mit Gewissheit wird ausmachen lassen, wenn gleich zu vermuthen ist, daß die Missionarien größtentheils das lateinische *pater noster* zum Grunde gelegt haben. — Indessen wir haben bis jetzt noch nichts Besseres, als diese Formel, und sie kann, wenn die Richtigkeit der Übersetzung auch zweifelhaft bliebe, doch dienen, sich von dem Bau und Gang einer Sprache *einigermassen* einen Begriff zu machen, besonders, wenn sie, wie Hr. A. meistens gethan hat, mit einer buchstäblichen Übersetzung versehen ist. War es möglich, so ist die Übersetzung noch mit einer grammatischen Auflösung begleitet, und Hr. A. rühmt dankbar die Hülfe, welche ihm bey den sämtlichen semitischen, ingleichen der persischen und türkischen Sprache der Hr. Legationsrath *Brigel* geleistet hat. Sprachforscher werden in diesen grammatischen Bemerkungen die seltenen Kenntnisse und den Scharfblick des Hn. A. nicht verkennen, wenn sie gleich mit dem Rec. in einzelnen Punkten anderer Meinung seyn, und besonders die Bestimmung der *Grundsyllben* hie und da zu apodictisch finden sollten.

Die *Einleitung* enthält *Fragmente über die Bildung und Ausbildung der Sprache*. Was Hr. A. darüber sagt, hat untreitig die Natur, die Erfahrung und die Analogie für sich, und enthält insofern, was das Materielle betrifft, nichts Neues, (wenigstens hat sich Rec. die Entstehung und Bildung der Sprache nie anders gedacht,) allein das Verdienst gebührt Hn. A. diesen natürlichen Gang, den die Sprache von dem ersten articulirten Geschrey des erstgeborenen Sohnes der Natur an bis zu ihrer späteren oder gegenwärtigen höchsten Ausbildung nahm, auf eine weit lichtvollere und überzeugendere Weise, und zwar in gedrängter Kürze, dargestellt zu haben, als dies in manchen anderen bänderreichen Werken geschehen ist. Rec. bedauert sehr, das *Lehrbuch der allgemeinen Grammatik* vom Hn. Prof. *Vater* (Halle 1805) nicht bey der Hand zu haben, um die Meinung dieses Gelehrten mit der *Adelung'schen* Vorstellung vergleichen zu können. Ob Hr. A. es gekonnt hat, kann Rec. nicht sagen, da er es an den Stellen, wo er es suchte, nicht angeführt gefunden hat.

Nun folgt das Werk selbst. Hr. A. fängt mit den *asiatischen Sprachen* an, weil, wie es in der vorangeschickten *Einleitung* heißt, *Asien zu allen Zeiten*

für denjenigen Welttheil gehalten worden ist, in welchem das menschliche Geschlecht seinen Anfang genommen, wo es seine erste Erziehung genossen, und aus dessen Mitte es seine Fülle über die ganze übrige Welt verbreitet hat. Die *erste Classe* machen die *einsylbigen Sprachen* aus, deren Sitz das südöstliche Asien, d. i. Tibet, Sina, und das nördliche Hinterindien mit den Reichen Ava, Pegu, Siam, Tunkin, Cotschinschina, Cambocha und Laos, folglich derjenige Theil Asiens ist, wohin, oder in dessen Nachbarschaft Hr. A. nach einer in der Einleitung zu den asiatischen Sprachen weiter ausgeführten, und auch dem Rec. bisher noch immer wahrscheinlichsten Hypothese, (der einzigen, die sich Hr. A. erlaubt hat, und von der er in der Vorrede sagt, „wem sie nicht gefällt, der überschlage sie;“) den Ursitz des Menschengeschlechts verlegt. Die wenigen Wörter, welche diese Sprachen haben, sind, nach Hn. A. Bemerkung, eigentlich noch nicht Wörter, sondern nur der Stoff zu Wörtern, rohe Wurzellaute, an welchen weder Verhältnisse noch Nebengriffe bezeichnet werden. Doch soll damit nicht gesagt werden, daß die Sprachen, welche jetzt in diesen Ländern geredet werden, gerade noch eben dieselben sind, welche bey dem Ursprunge des menschlichen Geschlechts gebildet und nothdürftig ausgebildet worden. Die einfachste unter ihnen ist die *sinesische*. Ihre einsylbigen Wörter bestehen nämlich aus einem Vocale mit einem einzigen vorangesetzten Consonanten; und solcher höchst einfachen Wurzellaute hat der Sinesen 328, oder nach anderen 350, aus welchen vermittelst des verschiedenen Tons 1625 verschiedene Wörter entstehen, welche, aspirirt oder nicht aspirirt, den ganzen Sprachschatz auf 3250, oder nach der höchsten Rechnung auf 7700 Wörter bringen. Unter den angeführten Sprachproben ist eine Formel des V. U. aus dem Munde eines Sinesen zu St. Petersburg, von einem Neffen des Hn. A., dem Hn. Hofrath *Fr. Adelung*, nachgeschrieben, aus welcher man deutlich sieht, wie nothwendig es sey, das Vaterland des Europäers, der eine ausländische Sprache mit lateinischen Buchstaben nachschrieb, zu kennen, um nicht für Mundarten zu halten, was eigentlich nur verschiedene Aussprache einzelner Sylben und Consonanten bey den verschiedenen europäischen Völkern ist. Denn wenn z. B. der Deutsche Hr. A. das Wort (Himmel) *Tyan* schreibt, weil er die letzte Sylbe so aussprechen hörte, und der Jesuit *Mart. Martinus* dies Wort durch *Tien* ausdrückt: so liegt dieser Unterschied offenbar nicht in einer verschiedenen Schreib- oder Mundart, sondern in der verschiedenen Aussprache des *en* auf deutsche oder französische Weise. *Dsai* und *Tsai*, *Tge* und *Tsche*, *Tjay* und *Tschai* sind ähnliche Beyspiele. Was aber am auffallendsten seyn muß, und was Rec. in seiner vorhin geäußerten Muthmaßung über die Unrichtigkeit, wenigstens Unsicherheit, der Übersetzungen bekräftigt, ist dieses, daß dieselbigen Wörter in der einen Formel anders gegeben sind, wie in der anderen. In der *Martinischen* Formel sind die *sinesischen* Wörter: *Tsai Tien ngo teng Fu tsche* durch die

über einem jeden Worte stehende deutsche Übersetzung, der Reihe nach: so ausgedrückt: *Seyn Himmel ich ander (i. e. wir) Vater welcher*; in der *Adelung* aber, welche sich von jener bloß durch die Aussprache und Schreibung unterscheiden soll, heißen die sinesischen Wörter: *Dsai Tyan vo tinn Fu tge*, deutsch so: *Im Himmel wir von uns Vater seyend*. Rec. hat darüber vergebens nach Erläuterung gesucht, die hier doch wohl für den der sinesischen Sprache Unkundigen nöthig gewesen wäre, weil die Sprachproben ohne sie für ihn wenig Werth haben. —

„Die *tibetanische Sprache* ist, wie das Land selbst, nur nach einzelnen Bruchstücken bekannt. Man weiß nur überhaupt, daß sie aus wenigen hundert einsylbigen und unbiegsamen Wurzeltönen besteht, wie die sinesische, mit welcher sie mehrere Wörter gemein hat. Indessen ist sie nicht mehr so einfach, wie diese.“ Die übrigen einsylbigen Sprachen, die wir hier bloß nennen wollen, sind die *bomanische*, *birmahnische* oder *zranische*, die *peguanische*, die Sprachen des *annamitischen Sprachstammes*, die in den Reichen *Tunkin*, *Cotschinschin*, *Cambocha* und *Laos* nur als verschiedene Dialekte einer einsylbigen Hauptsprache vorkommen, und die *siamische Sprache*. Sie sind zum Theil noch sehr unbekannt, und bieten auch nicht viel Merkwürdiges dar.

Die *zweite Classe* begreift die *mehrsylbigen Sprachen*, aus deren Beschreibung Rec. nur Einiges auszeichnen will. Die zuerst abgehandelte ist die *malayische*, welche ursprünglich gleichfalls einsylbig gewesen zu seyn scheint, und die man, wie Hr. *Adelung* bemerkt, nebst der *mongolischen*, *manichurischen* und einigen wenigen anderen, als den Übergang von den einsylbigen zu den mehrsylbigen ansehen kann. Der Hülfsmittel zur Kenntniß der *malayischen Sprache* sind viele, die wir den *Holländern* und *Engländern* verdanken. — Die Einleitung zu dem *vorderindischen Sprach- und Völkerstamme* S. 135 ff. enthält viele vortreffliche und durchdachte Bemerkungen über die *Hindu's*, ihre Geschichte, Religion, Sitten u. s. w., so wie S. 134 ff. über das *Sanscrit* (vollständig *Samskrda*) mit beständiger Hinweisung auf die Quellen, aus denen Hr. A. diese Bemerkungen entweder unmittelbar schöpfte, oder durch welche er zu eigenen neuen Resultaten geführt wurde. Interessant war für Rec. besonders die S. 149 — 176 vorkommende *Übereinkunft vieler Wörter des Sanscrit mit den Wörtern anderer alter (und neuer) Sprachen*. Mag die Ähnlichkeit bey einzelnen Wörtern auch gesucht scheinen, wie es mit dergleichen Vergleichen fast immer der Fall ist, bey dem größten Theile ist sie doch gar zu deutlich, und führt unstreitig zu der sehr wahrscheinlichen Vermuthung, „daß alle diese Völker,“ (deren Sprache so vielfältig übereinstimmt,) „bey ihrem Entstehen und vor ihrer Absonderung zu einem gemeinschaftlichen Stamme gehört haben.“ So bestätigt z. B. die Übereinstimmung der *Zigeunersprache* mit der *indischen*, wovon S. 244 eine kleine Probe gegeben wird, die auch anderweitig zu erweisende *indische Herkunft* dieses Volks nicht wenig. — Die merkwürdige

Erscheinung, daß sich in dem *Persischen* sogar *Germanisches*, wenn gleich nicht so vieles als *Leibnitz* glaubte, befindet, läßt sich nach S. 277 ff. auf zweyerley Art erklären, entweder durch eine spätere Vermischung, nachdem beide Sprachen bereits gebildet waren, oder durch eine gemeinschaftliche Abstammung beider von einer Mutter. Für das erste scheint *Persiens Lage* und Geschichte zu sprechen. Da indessen die *germanischen Überreste* in dem *Persischen* nicht als späte Fremdlinge erscheinen, welche zu dem Ganzen nicht passen, sondern als gleichartige Bestandtheile, welche tief in den ursprünglichen Bau der Sprache und ihrer Form verwebt sind: so scheint Hr. A. der *zweyte* angegebene Fall eine überwiegende Wahrscheinlichkeit zu haben, und Rec. tritt ihm darin völlig bey, eben weil die verwandten Wörter größtentheils solche sind, die ein Volk, wenn es sie einmal in seiner Sprache hat, nicht leicht mit fremden Wörtern vertauscht; und noch mehr bestätigt dieß der Charakter der *persischen Sprache* S. 285 ff., der in so vielen Stücken vollkommen der *germanischen* entspricht. — Die *Chaldäer* hält Hr. A. für *Semiten*, (S. 314 ff.) die schon in den frühesten Zeiten den nördlichen Theil von *Mesopotamien*, das nachmalige *Süd-Armien*, und zwar vorzüglich den gebirgigen Theil bewohnten, welcher unter dem Namen des *masischen* oder *moschischen Gebirges* (*Mosis*, *Mosch*, *Mos*, 20, 23) bekannt ist, und jetzt *Tschudi* genannt wird. Er unterstützt seine Behauptung mit sehr einleuchtenden Gründen, und widerlegt die Meinungen von *Michaelis*, *Schlözer* u. s. B. Bey dem bekannten Bruchstück der *punischen Sprache*, das im *Plautus* vorkommt, äußert Hr. A. S. 330 den Gedanken: „daß in einem solchen Dichterwerke, wo alles, folglich auch das Gebet des Hanno Dichtung ist, wohl auch die Sprache erdichtet seyn könnte; welcher Gedanke sich so natürlich darbietet, und auch dadurch Nahrung erhält, daß der Name *Antidamas* in des *Plautus* eigener Übersetzung in dem *punischen Text* nicht angetroffen wird.“ Weil aber alle Ausleger die Stelle für nicht *punisch* halten, so soll sie Hr. A. auch dafür gelten. Rec. gesteht zwar, daß er nicht ganz begreift, wie *Plautus* es wagen durfte, in *Rom*, wo es doch wohl Einige gab, die *Punisch* verstanden, eine ganz erdichtete Sprache für *Punisch* auszugeben; allein, daß aus diesem Bruchstücke das ächte *Punische* zu entziffern sey, daran hat er immer gezweifelt, und jede deshalb angewandte Mühe für verloren gehalten; zumal da, wie eben der nicht zu findende Name beweiset, die Stelle durch unwissende Abschreiber außerordentlich gelitten haben muß. — Was S. 420 ff. von der *armenischen Sprache* vorkommt, hätte aus *Schröder's* angeführter *Dissertatio*, noch vermehrt werden können. Die beiden angeführten Formeln des V. U. aus *Chamberlayne*, die aus den Ausgaben des *armenischen N. T.* entlehnt ist, und aus dem Munde des *grusinischen Prinzen Abi Mehik* sind völlig einerseits, und unterscheiden sich bloß durch die Aussprache. In beide aber haben sich Fehler des Abschreibers eingeschlichen. So steht in der ersten: *tarmies* (gib uns) als ein Wort, wo es richtiger *turm mies* heißen muß; *mierliets* (unsere)

für *miruets* (ausgesprochen *miruz*). In der zweyten: *hanapas* *urud* (επιουσιον) als zwey Wörter, für *hanapas* *urud*; es miß für *esmiß* oder *esmißs* (uns), wie es schon vorhin geschrieben war; *Bepurzu* *tium* für *Parzutium*, oder höchstens *Bpurzutium*; in der 7ten Bitte fehlt das *esmißs* (uns). Ein neuer Beweis für die Unzuverlässigkeit solcher Abschriften aus unbekannten Sprachen.

Diese Bemerkungen und zum Theil Auszüge werden hoffentlich hinreichen, den Leser in den Stand zu setzen, den Werth dieser letzten Arbeit des verdienstvollen Vfs. gehörig zu würdigen. Rec. übergeht daher die an scharfsinnigen historischen und linguistischen Untersuchungen und Resultaten nicht minder, als die vorhergehenden, reichen Beschreibungen der Sprachen, des hohen *Mittel-Asiens*, *Nord-Asiens*, (*Sibyriens*), der *ost- und süd-asiatischen oder ostindischen Inseln* und der *Südsee-Inseln*, da sie entweder nicht füglich eines kurzen Auszugs fähig sind, oder auch in der Ansicht des Werths dieses Werkes nichts ändern. Dafs noch in keinem früheren Werke über diesen Gegenstand so viel geleistet worden sey, als in dem vorliegenden, springt in die Augen; dafs aber auch noch Manches einem künftigen Bearbeiter nachzutragen

und zu berichtigen übrig gelassen sey, würde selbst Hr. A., wenn er noch lebte, nicht verkennen. Und dahin möchten besonders die Berichtigung der Sprachproben, und die Vermehrung der grammatischen Auflösungen zu rechnen seyn, ohne welche, wie schon oben an einem Beyspiele gezeigt worden ist, selbst bey der wörtlichen Übersetzung, der Hauptzweck, den Geist und die eigentliche Form einer Sprache kennen zu lernen, grösstentheils verloren geht.

Sonst bemerkt Rec. noch, dafs ein *Register* zur Erleichterung des Nachschlagens hinzugefügt ist, und dafs nach der Vorrede noch zwey Theile folgen sollten, von denen der zweyte, an dem bereits fortgedruckt wurde, die *europäischen*, der letzte aber die *afrikanischen* und *amerikanischen* Sprachen enthalten sollte. Öffentlich nachrichten zufolge hat die Redaction dieser *Adehungischen* Papiere Hr. Prof. Vater zu Halle übernommen.

Die Scheibart ist so, wie sie sich von einem *Adehung* erwarten liefs; nur Redensarten wie: *sitzt auf dem Blofsen* (Vorr. S. XIV Anmerk.) und: *das Floss guckt doch immer vor*, statt: der erste rohe Ursprung der Sprachen ist selbst in den ausgebildetesten noch immer sichtbar, hätte Rec. gewünscht. Ph.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Leipzig und London, b. Hinrichs: *A new and complete pocket dictionary of the english and german languages; containing all words of general use, and the common technical terms, as also distinguishing the several parts of speech with the gender of nouns in the german language.* To which are added the pronunciation, accentuation, and an introduction to the german and english grammar for the use of the nations of both countries, by M. Charles Benjamin Shade. Part. I. containing the english before the german. 1804. 1306 Sp. und VIII S. Part. II. containing the german before the english. 1805. 1192 Sp. u. 36 S. — Third edition augmented and improved. (1 Thlr. 21 gr.)

Auch unter dem Titel: *Neues vollständiges englisch-deutsch und deutsch-englisches Taschenwörterbuch* u. s. w. von M. K. B. Shade.

Da Rec. die beiden ersten Ausgaben dieses Wörterbuches nicht zur Hand hat, so kann er nicht bestimmen, welche Verbesserungen diese dritte Auflage desselben erhalten hat; nach der Versicherung des Vfs. ist sie über die Hälfte vermehrt worden. „Der Idee zufolge (wird in der Vorrede bemerkt) die bey der neuen Bearbeitung dieses Werkes zum Grunde gelegt wurde, — sollte es alles, jedoch in möglichster Kürze enthalten, was man von jedem vollständigen Handwörterbuche verlangen kann. Es durften daher in demselben, mit Ausschließung der Provinzialismen, weder die ursprünglichen Wörter dieser Sprache (?), noch die aufgenommenen vermehrt werden. Auch sollten die Haupt- und Nebenbedeutungen eines Worts, so wie die figurlichen, darin genau aufgeführt seyn. Technische Benennungen sind in demselben enthalten, insofern diese im Allgemeinen verständlich sind. — Endlich gereicht ihm die durchgehends genaue Accentuation, so wie die Angabe der richtigen Aussprache eines jeden einzelnen Wortes, gewiss zur grossen Vollkommenheit. Um jedoch durch Vereinigung aller dieser Vorzüge das Buch nicht zu einem gewöhnlichen Hand-Lexikon zu vergrößern, habe ich die Wiederholung der Hauptwörter vermeiden, und blofs durch Zeichen andeuten müssen.“

Dies ist, was der Vf. zu leisten versprach. Im Ganzen ist das Wörterbuch auch so vollständig, als der kleine Umfang desselben es verstatte; doch hat Rec. einige Wörter, und bey einigen Wörtern Bedeutungen vermisst, die in keiner Hinsicht hätten wegbleiben sollen. So fehlt z. B. das so oft im *Vicar* vorkommende *catgut*. *Faculty* heisst nicht blofs jede Facultät, sondern vorzüglich werden darunter, wie es auch aus mehreren Stellen in Fieldings Wer-

ken erhellet, die Ärzte verstanden. *Cloth*, oder vielmehr *the cloth*, bezeichnet auch die Stände, welche sich durch eine ihnen eigenthümliche Kleidung auszeichnen, die Geistlichen, das Militär und die Livreebedienten. — *Pickles* und *preserve*, beides ist durch Eingemachtes übersetzt; aber wo liegt der Unterschied? — Auch hätte es nicht unbemerkt bleiben müssen, dafs einige Wörte auf eine doppelte Art accentuirt werden, z. B. *horison* und *horizon*, (welches Wort nur im letzten Falle die hier angegebene Aussprache *horizon* hat), *revenue* und *revenue*. — Die Zersplitterung der Wörter möchte wohl schwerlich allgemeinen Beyfall finden; selbst der Tonbezeichnung und der Angabe der Aussprache ist sie oft nachtheilig geworden. *Half* z. B. lautet wie *half*, und ist auch so richtig bezeichnet; wird nun der Unkundige nicht diese Aussprache auch auf das blofs durch *penny* ausgedruckte *halfpenny* übertragen, welches doch wie *hehpenny* lautet? Die grösste Verwirrung durch die Nichtwiederholung möchte indess wohl bey den zwar gleich geschriebenen, aber nach ihrer verschiedenen Bedeutung verschieden accentuirten Wörtern, wie *object*, *to object*; *contract*, *to contract* u. s. w. entstehen, die in jeder Hinsicht jedesmal hätten besonders aufgestellt werden müssen. Rv.

Hannover, b. den Gebrüd. Hahn: *Französisches Lesebuch für Anfänger*. Mit analogischen Hinweisungen und einem vollständigen Wörterbuche. Von J. F. Schaffer, Privatlehrer in Oldenburg. 1807. XVI u. 212 S. 8. (10 Gr.) Deutschland ist mit einer solchen Menge französischer Lesebücher überschwemmt, sagt der Vf. in seiner Vorrede, dafs es unmöglich ist, ihre Anzahl zu vergrößern. Warum hat er denn dieses hinzugefügt? Darauf giebt er keine befriedigende Antwort. Er hat freylich ein beygelegtes Täfelchen erfinden, auf welchem die schwersten Ausdrücke und Wendungen der Sprache, wie er es nennt, zusammengestellt sind; auf dieses wird überall in dem Buche durch Zahlen hingewiesen: so dafs der Anfänger durch Vergleichung den rechten Sinn eines dunkeln Ausdrucks zu treffen in Stand gesetzt werden soll. Der Anfänger aber muß recht eifrig seyn, der, wenn er sich auf den ersten zwey oder drey Bogen nach diesem Täfelchen gerichtet hat, dasselbe nicht leicht entbehren könnte; zumal wenn ihm ein Lehrer zur Seite steht. Lobenswerth ist übrigens, dafs fast lauter solche Stücke zum Übersetzen gewählt sind, die noch in anderen ähnlichen Lesebüchern nicht vorkommen. Ihrer sind 122, meistens kleine Erzählungen und historische Tiraden. Die wenigen Stücke in Versen können besser ausgesucht seyn. Das kleine Wörterbuch ist genau. Oct.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 16 JULIUS 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Dürr: *Meletematum criticorum specimen primum, Dionysii Halicarnassensis artem rhetoricam tractans. Pars I. Scriptum — Godofr. Henr. Schaefer, A. M. 1806. VI u. 138 S. 8.*

Diese Schrift war von dem Vf., der schon längst als einer der gelehrtesten Humanisten geschätzt ist, bereits im J. 1805 geschrieben worden; er benutzte sie aber jetzt, um durch ihre Vertheidigung die Erlaubniß zu öffentlichen Vorlesungen auf der Leipziger Universität zu erhalten. Ihre Grundlage machen Varianten einer Wiener Handschrift über die vier ersten Kapitel der *ῥῆξις ὑποκριτικῆς* des Dionys von Halikarnass aus, die ein ungenannter Gelehrter an dem Rande des in den Händen des Hn. S. befindlichen Exemplars der Sylburgischen Ausgabe bemerkt hat. Aber diese eigentliche Bestimmung seiner Schrift erweiterte und erhob der Vf. so, daß sie selbst ganz in den Hintergrund gesetzt ist, indem er bey dieser Gelegenheit eine solche Fülle der gelehrtesten und scharffinnigsten Sprachbemerkungen und der gelungensten Verbesserungen vieler anderer griechischen Schriftsteller beybrachte, als Rec. sich fast noch in keiner anderen akademischen Schrift gefunden zu haben erinnert. Bey dem wahren Kenner der alten Literatur, der die Bemühungen der Kritiker um dieselbe zu würdigen versteht, bedurfte der Vf. hier der Entschuldigung nicht, daß er sich solche Abschweifungen, die mit dem Hauptgegenstande nur wenig oder gar nicht zusammenhängen, öfters erlaubt habe, da einmal solche akademische Schriften *τοῦ κριτικῆς τοῦ εἰδούς* wären; dieser wird ihn vielmehr auf seinen ungebundenen Wanderungen, die ihm so manche schöne Ansichter eröffnen, gern und mit Dank begleiten während der des geraden Ganges derer, die ihre Armuth durch das anspruchsvolle Vorgeben einer zweckmäßigen Auswahl zu bemänteln suchen, bald überdrüssig wird. — Die eigentliche Schrift geht nur bis S. 65; dann folgen Noten, die an Reichhaltigkeit die erste Hälfte noch übertreffen; auch diese sind von Noten unter dem Text begleitet; und diese ganze Einrichtung, so wie die vielen in Klammern eingerückten Stellen, zeigt, daß der Vf. die Schrift nach ihrer ersten Anlage schon lange fertig liegen hatte, und bey fortgesetztem sorgfältigen Studium fleißig bereicherte. Um dem Leser einigermaßen einen Begriff von dem hier enthaltenen Schatz zu geben, führen wir hier (da die Schrift leider eines so nöthigen Registers ermangelt,) die meisten mit Glück verbesserten Stellen der Alten

an. So *Aeschines*, der Philosoph, emendirt S. 60 *Aeschylus* p. 94. 113. Not. *Alciphron* p. 28 die *Brunschischen Anal.* p. 37. 49. 50. 91. 92. 126. 79. 137 not. 138, wo mehreremale Lesarten der Vatic. Handschrift ihr Recht geschieht; *Apollodor* p. 87. 32 a. 88 Not. *Apollon. Rhod.* p. 5. 61. 127. Not. *Aristophanes* p. 85. Not. 86. 29. 88. Not. ****. *Aristoteles Rhetor.* p. 123. *Artemidor* p. 82 zweymal; *Bion* p. 55. *Cebes* p. 74 Not. **. *Demosthenes* p. 67. *Diodor S.* p. 5. 9. 24. 31. 32. 63. 103. Not. 117. 66. 119. Not. 126. 128. 80. 135. 100. *Dionys. Hal. Arch.* p. 7. 12. 13. 20. 24. 26. 30. de str. verb., p. 57. 67. *Dionys. Perieg.* p. 95. Not. *Euripides* p. 16. 55. 56. 57. 60. 78. Not. 79. 83. 28. 86. 30. 92. 99. Not. ***. 110. 113. Not. 120. 73. 124 Not. **. 132. 89. *Empedocles* p. 112. *Herodot.* p. 69. 8. 73. 10. 75. 12. 95. Not. 104. 121. *Hesiod.* p. 136 (an der Stelle, *ἐργ. 269. Br.*, wo schon *Matthiae* in den *Ἐνλογ. ποιητ.* p. 40, *νοήσθαι* st. *νοήσαι* drucken liefs.) *Hesychius* p. 15. *Hermer. Od.* p. 99. Not. **. 122. 193. 135. 101. *H. in Cerer.* p. 95. Not. 109. 60. *Isocrates* p. 60. (wie schon *Matthias* in den *Misc. philol.* II, 2, p. 106 verbesserte). *Libanius* p. 70. 75. *Longin.* vertheid. p. 24. *Longus* ebenfalls gegen des Vfs. frühere Vermuthungen p. 44. 110. 61. (Vgl. *Bast. lettr. crit.* p. 162.) 128. 80. verbessert p. 47. *Lucian.* p. 11. 22. 24. 27. 30. 32. 39. 49. 55. 57. 60. 61. 67. 75. 83. 27. 92. 95. 99. Not. **. 115. Not. **. 116. 119. 69. 134. 98. *Maximus T.* p. 127. *Meleager* p. 50. *Moschus* p. 120. *Orphica* p. 19. 90. 34. 131. *Pausanias* p. 17. 75. 83. 28 u. Not. p. 85. 110. *Plato* p. 74. Not. **. 101. 110. 126. Not. *. *Plutarch.* p. 11. 112. 87. 87. 103. 50. 134. 98. *Sophocles* p. 23. 37. 43. 66. 74. Not. 83. 28. 85. Not. 86. 30. 87. 89. Not. **. 99 u. Not. *. 107. 59. 109. 60. 113. Not. 114. 62. 125. Not. **. 124. Not. **. 132. 89. 133. *Stobaeus* p. 21. 69. 8. 73. Not. 106. 55. 113. 117. 129. 84. *Suidas* p. 11. 70. (wo der Vf. mit *Ruhnken* auf einem Wege zusammentrifft.) 128. *Strabo* p. 9. *Theophrast. hist. pl.* p. 96. Not. *. *Thucydides* p. 8. *Xenophon Anabasis* p. 8. 9. 21. 49. 61. 65. 74. 67. 68. 73. 75. 84. 85. Not. **. 95. Not. **. 97. 43. 103. 74. 104. 51. 106. 109. 60. 111. Not. 130. 86. 131. *Cyropaedia* p. 59. 94. Not. 134. 98. *Hellen.* p. 102. *Memorab.* p. 16. 55. 86. Not. *Oeconom.* p. 4. 70. 73. Not. 82. 19b. *Apol. S.* p. 98. *Symposium* p. 94. Not. **. *Agelaeus* p. 26. *Hiero* p. 14. Diese große Anzahl verbesserter Stellen kann dazu dienen, einigermaßen einen Begriff von der Reichhaltigkeit dieser Schrift zu geben. Zwar sind die meisten dieser Verbesserungen grammatischer Art, und betreffen z. B. die Hinzusetzung oder

Auslassung des Artikels, oder von *ἀν*, die Veränderung eines Optativs in einen Coniunctiv u. s. w.; weniger sind derer, wodurch der Sinn einer Stelle gewinnt. Aber auch jene Verbesserungen sind des Dankes werth, so bald sie sich, wie hier, auf eine gründliche und durch ein sorgfältiges Studium der Sprache berichtigte Kenntniss des Sprachgebrauchs gründen. Diese Sprachbemerkungen, so wie die Verbesserungen, aufzuzählen, verstattet der Raum nicht; sie sind zum Theil neu, oder weniger bekannt, wie S. 131 von dem Gebrauch von *ἐμελλον* mit dem Infinitiv statt des Indicativs mit *ἀν*; S. 113 Not. über *ὡς* statt *μή* nach den *Verbis timendi*; S. 61, daß *εἶτα* gewöhnlich kein *δ*; bey sich hat. Aber auch die Bemerkungen, die schon von Anderen gemacht sind, (wie über die Auslassung des Artikels bey *ἰππική* S. 4. Zusammensetzung von Verben mit *εὖ*, *ὅς* oder Negationen S. 6 sq. 68, *ὁ καλούμενος* und *ὁ οὕτω καλούμενος* S. 14 81. 19a. Unterschied von *κτῆμα* und *χρῆμα* S. 17 f. (wo die Stelle des *Isocrates* p. 9 ed. L. vergessen ist), *τὸ τῆς γενέσεως* S. 31, über die Eintheilung der bekannten Welt in zwey, und nachher in drey Theile S. 37 sq. *ἐπιβολος* und *ἐπιβολος* S. 48. vgl. 119. 71 *ὅς*, *ὅστις* statt *ὥστε* S. 71. Note, *οὗτος*, *ὅδε*, hier, dort, S. 77. Not.) werden hier mit einer so ausgefuchten Gelehrsamkeit und mit solchem Scharffinn auseinandergesetzt, daß die Kenntniss der griechischen Sprache beträchtlich dadurch gewonnen hat. Nur hätten wir gewünscht, da der Vf. diese Schrift auch für Studierende bestimmte, daß er bey Auseinandersetzung dieser Sprachbemerkungen seine Meinung und Ansicht vollständiger und deutlicher dargelegt hätte; denn viele Observationen wird nur der verstehen, dem diese schon aus eigenem Studium bekannt sind, wie die Bemerkung über den Gebrauch des Optativs u. Coniunctivs in Fragsätzen S. 97. 44. In einigen Puncten können wir dem Vf. nicht ganz beystimmen; z. B. S. 9, wo er die Schreibart *εὐτεκνότερος* verwirft, und *εὐτεκνότερος* schreiben will. Das Gegentheil behauptet Porson ad *Eurip. Phoen.* 1367 und mit Recht. da die erste Sylbe in *τεκνών* bey den Attikern kurz ist. S. 20 wird die Construction des V. *μεταδιδόναι* mit dem Accusativ die *legitima constructio* genannt, and, wenn es mit dem Genitiv construirt werde, müsse man einen Accusativ hinzudenken. Uns scheint der Accusativ bey diesem V. regelmäsig zu seyn, sobald er den Theil selbst ausdrückt, wie in den angeführten Stellen *τούτων τῶν χρημάτων μεταδοῖ πέντε τάλαντα, μεταδίδουαι μέρος χρημάτων*; der Genitiv dagegen (nach dem durchgängigen Sprachgebrauch, da das Ganze, von dem nur ein Theil Gegenstand des Verbi ist, bey *Verbis* aller Art im Genitiv steht), wenn das Ganze genannt wird. So würde fehlerhaft seyn, *μεταδοῖ αὐτῷ πέντε τάλαντων*, da hier nur die ganzen fünf Talente gemeint seyn können; aber eben so fehlerhaft würde seyn *μεταδοῖ αὐτῷ τὰ χρήματα*, wenn nicht das ganze Geld gemeint ist. Aber freylich war zu erwarten, daß ein so feiner Unterschied besonders von den späteren Schriftstellern nicht durchgängig beobachtet wurde. S. 22 scheint uns die Veränderung

ἀνάγκη δ' ἐκ τούτου sc. γάμου st. ἐκ τούτων nicht nothwendig; das Pronomen demonstrativum steht auch bey den besten Schriftstellern öfters im *Neutro Plurali*, wenn es sich gleich auf ein *Nom. masc.* oder *Fem. gen.* im *Sing.* bezieht. S. *Plato Menon* p. 345. Zweybr. Ausg. *Phileb.* p. 209. *Leg. I.* p. 50. *Aristot. Ethic.* IV. 1. p. 55 D. *Dual.* S. 23 halten wir die Veränderung *ἢ μοιμητοῖ μὲν ἐν θανείμῳ μετὰ τῆς σοῖ δ' αὐθις, ὡς ἔχεις, ἔχειν* *Soph. Trach.* 1235. f. wegen des vorübergehenden *μὲν* ebenfalls für unnöthig, statt *σοῖ τ' αὐθις* u. s. w. Denn zuweilen beziehen sich *μὲν* - *τε* auf einander S. *Hermann. ad Viger.* S. 796. 318. — S. 55 scheint uns in den Stellen *Soph. Oed. R.* 253 *ἀνάσθαρτον ὑμᾶς εἰκὸς ἦν οὕτως εἶναι.* 1368 *κρείσσων γὰρ ἦσθα μηκέτ' ὦν, ἢ ζῶν τυφλὸς* und anderen *ἦν* und *ἦσθα* nicht statt *ἦν* *ἀν*, *ἦσθα* *ἀν* zu stehen, sondern wirklich etwas unbedingt auszusagen, wie im Latein. *aequum erat. satius erat* (f. *Heusing. ad Cicer. Off.* p. 73. y), ob wir gleich zu sagen pflegen, es wäre recht, besser gewesen. So auch *Xen. Anab.* VII. 7. 40 *αἰσχρὸν ἦν* es war wirklich an und für sich etwas schändliches, nicht es wäre nur unter einer gewissen Bedingung schändlich gewesen. Ganz verschieden ist der Fall *Eurip. Iph. A.* 949 *ἐγὼ κάκιστος ἦν ἂν Ἀργείων ἀνὴρ*, wo wir mit Markland *ἦν* *ἀν* lesen. Noch deutlicher ist die Übereinstimmung des griechischen Sprachgebrauchs mit dem lateinischen, und die Abweichung von dem unsrigen, in den Formeln *χρὴν, εἶδει, προσήκειν*, welche die Griechen regelmäsig, wie die Lateiner ihr *oportebat, debebat* statt unseres *Plusquampl. Conj.* er hätte sollen u. s. w. gebrauchen, wo der Vf. S. 130. 88 mit Unrecht *ἀν* supplirt wissen will. So heisst *Xen. Mem.* S. 11, 7, 10 *θάνατον προαιρείσθων ἦν, mors praefenda erat.* nicht *esset*, aber im Deutschen, so hätte ich vorziehen müssen. — S. 68, 7 wird die *Timesis* bey prosaischen Schriftstellern zu unbedingt und uneingeschränkt zugegeben; bey attischen Prosaikern ist sie doch äußerst selten, und fast nur, wenn die Präposition nicht bloß zum Verbo allein, sondern zum Verbo mit seinem Adverbio, die dann als ein Ganzes betrachtet werden, gehört, wie *Plat. Gorg.* p. 159 *ἀντ' εὖ πείσεται*, *Thuc. III.* 13 *εὖν κακῶς ποιεῖν*. Denn daß die Exempel, die Morus zu *Isocr. Paneg.* c. 2 anführt, keine eigentlichen *Timesis* sind, bedarf kaum einer Erinnerung. S. 75, 12 finden wir eine sehr richtige Bemerkung über den Gebrauch der Griechen, in Sätzen, die mit *ἀλλὰ* anfangen, (auch anderen) gleich nach der Conjunction einen Causalsatz mit *γάρ* vor dem Gliede, von dem ein Grund an gegeben werden soll, einzufchieben. Dieser Gebrauch würde aber noch deutlicher werden, wenn man an solchen Stellen das Zeichen der Parenthese setzte, z. B. *ἀλλ' — Ἡρακλῆος γὰρ ἀνικητοῦ γένος ἐστέ, — παρσείτε. ἀλλὰ, — σὺ γὰρ δὴ πᾶσαν ἐπὶ γῆνα καὶ κατὰ πόντον αἰθέρος ἐκ διῆς καταδέρκεαι ἀκτίνας, — νημερτέως μοι ἐνίσπε* u. s. w. *Hom. H. in Cer.* 60 wie *Aeole*, — *namque tibi divom pater* u. s. w. bey *Virgil.* So auch *Herod. IX.* 27 zweymal. — S. 97, 44 ff. wendet der Vf. die von *Dowes Misc. crit.* p. 207 gemachte Bemerkung, daß in Fragsätzen der Coniunctiv ohne

av. der Optativ aber mit *äv* stehe, zur Emendation verschiedener Stellen an. Die Bemerkung ist zwar in Ganzen richtig; allein uns scheint dabey die von Hermann *ad Viger. p. 724* hinzugefügte Einschränkung berücksichtigt werden zu müssen, daß man mit dem Conjunctiv fragt, was man thun *sollte*, mit dem Optativ aber, was sich thun *lasse*. An den meisten Stellen, die der Vf. emendirt, trifft beides zusammen; aber *Soph. Oed. C. 1418* möchten wir mit dem Vf. nicht lesen *πῶς γὰρ αὐτοῖς αὐτὸν κάλιν στρατεύειν ἄγωμι ταυτὸν, εἰς ἅπαντας τρέσας*; denn dieses würde heißen, wie soll ich das Heer führen. da doch der Sinn erfordert, wie werde ich es führen können? wie könnte ich es führen? nicht zu gedenken, daß diese Form des Conjunctivs doch wohl nur der *ak-ionischen* und *epischen* Sprache eigen war. Daß hier in der alten Lesart vor Brunck *äv* fehlt, ist um nichts auffallender, als daß es auch öfter bey dem Optativ außer der Frage in der Bedeutung können, mögen fehlt, wiewohl der Vf. auch dieses leugnet *p. 122.* — S. 97. 41 schlägt der Vf. vor, bey *Eurip. Iphig. T. 609 ff.* statt *τὰ τῶν Φίλων ἀσχετόν, ὅστις καταβαλὼν εἰς θυμὸν αὐτὸς σώσεται* zu lesen, *ἀσχετός ὅστις* oder *ἀσχετόν, εἰ τις*. Die gewöhnliche Lesart hat schon *Blathiae* hinlänglich bestätigt *Miscell. philol. II, 2 S. 101.* — S. 102 felen wir nicht ein, warum dem Vf. der Indicativ nach *ὡς* oder *ὅτι* überall anstößig ist, wo nachher in der *oratio obliqua* der Optativ ohne *ὅτι* oder *ὡς* folgt. — S. 107 vertheidigt der Vf. zwey Stellen des *Sophocles*, wo Brunck *μὴ οὐ* aufgenommen hatte, oder schlägt eine andere Verbesserung vor. Bey der ersten Stelle scheint er uns völlig Recht zu haben; weniger bey der zweyten. Aber wenn er sich so ausdrückt, als ob seine Meinung wäre, *μὴ οὐ* könne nie zusammen stehen, als wo es sich durch *nisi* übersetzen läßt, so scheint er nicht bedacht zu haben, daß *μὴ οὐ* wohl nie für sich allein *nisi* heißen kann, sondern daß der Begriff *wenn, si*, in dem damit verbundenen Particip liegt, und *μὴ οὐ* doch immer nur eine doppelte Negation statt einer einfachen ist. — S. 121 will der Vf. bey *Herodot II, 126* *ὅπως αὐτὴ ἕνα λίθον ὠρῶετο* das *äv* wegstreichen. Allein, obgleich sonst in solchen Constructionen *äv* nicht zu stehen pflegt, so wird es doch zuweilen gesetzt, z. B. *Herod. IX, 51* *ὡς ἂν μὴ ἰδοίαιτο οἱ Πέρσαι ἐξ ὀρμεινέους* und öfter.

In der Vorrede S. IV macht der Vf. Hoffnung, auch die übrigen Kap. der Rhetorik zu behandeln, und nachher alles das bekannt zu machen, was der Rand seines Exemplars an Varianten enthält. Der Erfüllung des letztern Theiles dieses Versprechens sehen wir in Kurzem entgegen, da uns in der letzten Ostermesse das Werk des *Dionys de structura orationis*, von dem Vf. bearbeitet, angekündigt worden ist. H. H.

LEIPZIG, b. Barth: Neues Lesebuch zur leichteren Erlernung der griechischen Sprache. Nach einem auf das Lesen griechischer Autoren vorbereitenden Plane. Herausgegeben von Chr. Stofzenburg, Rector und Prediger in Demmin. I Abtheilung.

94 S. II Abtheilung mit einem analytischen Wortregister nach der neuen und alten Theorie der Conjugation eingerichtet. 1806. 344 S. 8. Zweyte vermehrte Auflage. (20 gr.)

Daß dieses Lesebuch eine neue Auflage erlebt hat, scheint zu beweisen, daß mehrere Lehrer dasselbe für den Gebrauch in Schulen zweckmäßig fanden; Rec. muß indeffen gestehen, daß er das Planmäßige, welches der Titel verspricht, in dieser Sammlung vermisst. Die erste Abtheilung ist für Anfänger bestimmt. Nach den ersten Abschnitten sollte man erwarten, daß der Vf. sein Lesebuch als ein Hilfsmittel zur leichteren Erlernung der griechischen Grammatik benutzt wünschte; aber nur auf die Declinationen (gerade das Leichteste in der griechischen Grammatik) ist bey der Auswahl Rücksicht genommen, auf die Zeitwörter, deren Erlernung und Anwendung ungleich schwieriger ist, gar nicht. Was die ausgewählten Stücke selbst betrifft, so finden sich unter denselben freylich manche, die das kindliche Alter mit Nutzen und Vergnügen lesen wird, aber andere sind auch wieder sehr unzuweckmäßig. Wie konnte der Vf. glauben, daß die aus dem *Diogenes Laertes* ausgewählten Stellen, die Orakel aus dem *Herodot*, die Brocken aus dem *Hesiodus* und *Homer*, und vollends die Blumen aus der Anthologie eine anziehende und passende Lectüre für erste Anfänger seyen? Kann man von Knaben, die sich Rec. in dem Alter von 12 bis 14 Jahren denkt, erwarten, daß sie schon für Dichtersprache empfänglich sind, und wenn sie es auch sind, an Orakeln und Epigrammen, die doch wohl nicht zu den leicht verständlichen Dichtungen gehören, Vergnügen finden könnten, zumal da ihnen das Verstehen fast durch keine Nachhülfe erleichtert ist? In dem bekannten Verse des *Hesiodus*: *καὶ κεραμεὺς κεραμεὶ κοτέει, καὶ τέκτωνι τέκτων* setzt der Vf. gegen die Grammatik zu Anfange der Periode *γὰρ* statt *καὶ*. Die hinzugefügte kurze Übersicht des griechischen Zeitwortes nach der *Trendelenburgischen* Grammatik hält Rec. für ganz überflüssig. Der Lehrer, der *Trendelenburgs* bequeme Methode, die griechischen Zeitwörter zu bilden, für die richtigere hält, wird auch dafür sorgen, daß die Schüler sich eine Grammatik anschaffen, worin diese Methode befolgt ist. Rec. wünscht aber nicht, daß die Jugend nach dieser gewis nicht probethaligen Methode unterwiesen werde.

Für welche Schüler der Herausgeber die zweyte Abtheilung seines Lesebuchs bestimmt habe, die fast nur Abschnitte aus dem *Herodot* und *Homer* enthält, weiß Rec. so eigentlich nicht. Vermuthlich für mittlere Classen, da sie zur Vorbereitung auf das Lesen der Classiker selbst dienen soll. Aber wenn die Schüler in diesen Classen schon so große Fortschritte gemacht haben (welche der Vf., nach dem ersten Curfus zu urtheilen, für schnell halten muß), daß man mit ihnen so weitläufige Abschnitte aus *Herodot* und *Homer* mit Nutzen lesen könnte: so wird man eben so gut auch den ganzen *Herodot* und *Homer* mit ihnen lesen können. Denn was hat Hr. St. gethan, wodurch es den Schülern die aus dem *Herodot* und *Ho-*

mer ausgewählten Abschnitte zu verstehen leichter würde, als diese Schriftsteller im Zusammenhange selbst zu lesen? Nicht einmal grammatische Bemerkungen, die doch für den Anfänger, den man mit Homer bekannt machen will, nicht ganz überflüssig seyn dürften, sind gegeben. Rec. sieht daher auch nicht ein, wozu diese Chrestomathie nützen soll. Beygefügt ist dem Lesebuche noch ein analytisches Wortregister, in welchem der Vf. der neuen Derivations-theorie folgt, doch so, daß er auch die Liebhaber des Alten befriediget. Zu welchem Zweck, fragen wir uns vergebens. Nach dieser neuen Methode hat ja die Ableitung des griechischen Zeitwortes gar keine Schwierigkeiten, und bedurfte keiner steten Wiederholung desselbigen. Die Vorrede spricht von einem vollständigen Wortregister, das in der nächsten Michaelismesse erscheinen, und auch einzeln ausgegeben werden solle. Ob hierunter ein erklärendes Wortregister, das allerdings zweckmäßiger wäre, oder daselbe gemeint sey, welches Rec. bey seinem Exemplare fand, und das mit Unrecht vollständig genannt wird, können wir nicht mit Gewissheit bestimmen.

T. C.

- 1) LEIPZIG, b. Märker: *Griechisches Übungsmagazin oder der sich selbst belehrende Grieche*. Erster Lehrang: Griechisches A B G, oder bloße Vorübungen des Lesens, Flektirens und Übersetzens, als die allerersten Anfangsgründe der griechischen Sprache, von K. E. Günther, Prorector am herz. Seminarium zu Oels. 1806. IV und 156 S. 8. (12 gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Anweisung zum Gebrauche des griechischen Übungs-Magazins oder des sich selbst belehrenden Griechen*, eines aus drey einzeln verkäuflichen Lehrängen bestehenden Übungsbuches zur gründlichen und angenehmen Erlernung der griechischen Sprache, von Ebendemselben. 1806. 56 S. 8. (6 gr.)

Die Anweisung No. 2 belehrt uns, daß das Übungsmagazin No. 1 aus drey einzeln verkäuflichen Lehrängen bestehen soll. Der erste Lehrang enthält, wie der Titel zeigt, das griechische A B G oder bloße *Vorübungen des Lesens, Flektirens und Übersetzens* als die ersten Anfangsgründe der griechischen Sprache. Der zweyte Lehrang ist, wie wir aus der Anweisung No. 2 erfahren, bestimmt, die *Flection* zu üben, und zu bewirken, daß der Schüler die *Hauptregeln* für immer im Gedächtnisse habe. Der dritte endlich soll

ein gründliches Auslegen und *Interpretiren* vorbereiten, welchem ein ästhetisch-schönes Übersetzen erst folgt, um auf das unmittelbare Lesen der Alten in ihrer Sprache hinzuführen. Alle drey Lehrgänge sollen auf den Gebrauch der Chrestomathien, Lesebücher, Elementarbücher, und auf die Lesung griechischer Schriftsteller, besonders aber auf das Elementarbuch von *Jacobs* vorbereiten, welches der Vf. mit Recht in allen Schulen eingeführt zu sehen wünscht. Der Beysatz auf dem Titel: *der sich selbst belehrende Grieche*, soll, wie die Bearbeitung des Buches zeigt, dieses Übungsmagazin nicht sowohl für solche bestimmen, welche ohne Beyhülfe eines Lehrers die griechische Sprache zu lernen wünschen, als vielmehr andeuten, daß seine drey Lehrgänge auf den anerkannten Grundsatz gebaut sind: „man müsse der Jugend kein fertiges System der Sprachregeln vorlegen, um es auswendig zu lernen, sondern diese Regeln einzeln, und wie die Erfahrungen sie an die Hand geben, sammeln lassen; mit ihr dieselben im Ganzen genommen in Ordnung bringen; und also die Grammatik mit ihr machen.“ Als bloßes Übungsmagazin zur grammatischen Erlernung der Sprache sollen sie nicht selbst Grammatik seyn, sondern eine Grammatik machen lehren und helfen; wenige Regeln geben, aber dieselben anzuwenden den Schüler in Übung setzen. Von der Grammatik soll daher das Übungsmagazin nur das Grobe und Allgemeine recht einprägen; das feinere Detail soll den vortrefflichen Sprachlehrern eines Gräse, Buttman, Jähne und Nieräse überlassen bleiben. Die Methode des Vfs. ist eigen; und die Apologie derselben in der Anweisung No. 2 enthält vieles, was Beherrigung verdient. Der Lehrer wird wohl thun, wenn er sich darnach richtet; nur führe er das Übungsmagazin nicht als Schulbuch ein: dazu ist es eben so wenig geschickt, als zur Selbstbelehrung im strengsten Sinne. „Es ist, sagt der Vf. selbst, kein Schriftstellerisches Product, sondern es vertritt die Stelle eines mündlich belehrenden Sprachmeisters. Als eigentliches Schulbuch hätte es weniger rätsonnend, mehr tabellarisch gefaßt seyn sollen, so daß nur die Übungen und Überichten aufgenommen, alles Ubrige in die Anweisung für den Lehrer verwiesen wäre. Am Ende dieser Anweisung kündigt der Vf. eine allgemeine Sprachlehre zum Schulgebrauch, unter dem Namen einer *Pofiglotte*, an, welche nach der allgemeinen Einteilung im Übungsmagazin zu urtheilen nichts Unbrauchbares erwarten läßt.

F—G.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. St. Gallen, b. Huber u. Comp.: *Veränderungen der regel- und unregelmäßigen Zeitwörter in der französischen Sprache*. Zum Gebrauche derjenigen Schulen, in welchen die Sprachlehre des *Abbé Mozin* eingeführt ist. 1806. 272 S. 8. (9 Gr.) Wenn das Buch eine Vorrede hätte, so würden wir von dem Vf. erfahren können, wem zu Nutzen er sich die Mühe gegeben hat, die Schemata aller franz. Verben der Länge nach aufzuschreiben und drucken zu lassen. Vermuthlich doch, um sie auswendig lernen zu lassen, und den Schülern dadurch früh einen Ekel vor der leichtesten aller Sprachen bezubringen. Das fängt von *Avoir* an: *j'ai, tu as, il a, elle a, on a, nous avons, vous avez, ils ont, elles ont*, und geht so durch alle *Tempora* und *Modos* bis *Vivre* fort.

Zum *Indicativ* rechnet der Vf. ein *Présent*, ein *Relatif*, *Défini*, *Indéfini*, *Antérieur*, *Antérieur défini*, ein *Futur*, *Futur passé*, *Conditionnel*, *Conditionnel passé*, und *Conditionnel plus-passé*; so daß für den *Conjunctiv* bloß ein *Présent*, *Imparfait*, *Parfait* und *Plus-que-parfait* übrig bleiben. Höchst ungrammatisch und verkehrt. In diese wunderliche Ordnung aber verfallen alle, die das Vorurtheil haben, der *Conjunctiv* müsse durchaus mit *que* anfangen. Statt *prions* im *Indicativ* und *Conjunctiv* findet man hier *prions*. Ohne Autorität; bloß um neu zu seyn. Wir bitten alle Lehrer der franzöf. Sprache, sich dieses Buches nicht zu bedienen. Schade um das liebe graue Papier!

Cch.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 JULIUS, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

ALTONA, b. Hammerich: *Symbolae observationum in Ovidii Fastos* (in) *novae editionis specimen exhibitae*. Auctor Frid. Henr. Guil. Gesenius, Philos. D. et AA. LL. Magister. 1806. 128 S. 8. (15 gr.)

So viel man aus dem Latein des Titelblatts und der Vorrede herausbringt, wollte der Vf. hier ein *Specimen* einer ganz neuen Ausgabe der Fasten liefern. Er wundert sich (S. 7 der Vorr.), den *librum pro consilio suo doctum et elegantem V. Cl. Lenzi* und Taubner's Edition *cum indice vasto* wohlkennend, das dieses Gedicht, worin der Vf. (*poeta commendatissimus*) der Gelehrsamkeit Inbegriff darlege, das er bey- nah unter allen Werken am glücklichsten ausgearbeitet (*tantum non omnium operum felicissime elaboravit!!*), über 5 Decennien in Deutschland verachtet (?) gelegen, und seinen Ausleger noch nicht gefunden. Dieser endliche Ausleger will der Vf. werden, dem bereits in seinen frühesten akademischen Jahren anfang ein leicht ausgedrücktes Bild einer Ausgabe vorzuschweben, wie viele sie sehnstuchtsvoll wünscheten, aber niemand erwartete. So fühlte er sich angetrieben, seit mehreren Jahren Schätze zu sammeln und zu ordnen zur Ausstattung dieses Werks, welches er hiemit feyerlich verspricht (S. 6), und als Unterpfand der Erfüllung soll dieses *Specimen* dienen, welches bey Erlangung der *facultas legendi* zu Göttingen von ihm publicirt ward.

S. 11 giebt der Vf. seinen Plan also an: *Si autem de editionis, quod agito, consilio aliquid dicendum est, eam me potissimum editionis speciem in animo habere monebo, quae juvenibus antiquitatis aliqua scientia imbutis scriptoris perfectam intelligentiam patefaceret (?)*, sed et doctiorum conspectum haud extimesceret, meque in hoc libro illustrando ita versaturum, ut commentario perpetuo et res et verba illustrante omne carmen prosequer (?)*, digressiones quasdam ad argumenta remotiora factas, quibus obscurari cuidam antiquitatis capiti (?) lucem circumspiciebam, peculiaribus disputationibus adjectis reservarem*. Er glaubte ferner nicht so wohl eine vollkommene Recension des Textes als vielmehr eine sorgfältige geben zu müssen. Dagegen aber hält er es für nöthiger (S. 9), die ganze von Ovid dargebotene Antiquität zu beleuchten, nach den Regeln der Kritik das Wahre seiner Meinungen zu sondern vom dem Falschen, besonders aber die Astronomie, Mythologie, Geschichte und Naturgeschichte nach dem Vorgange von Schneider, Böttiger und Voss zu durchforschen, mit einem Worte den *scriptorem antiquarium* und den *poëtam* zugleich zu erklären.

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Wir wenden uns zuvörderst zu den Noten des Vfs. unter dem Texte, welcher drey einzelne Stellen aus den Fasten enthält: die erste IV, 625—806; die zweyte IV, 901—*fin*; die dritte V, 545—598.

Gleich vorn bey V. 626 *ventus ab occasu grandine missus erit*, wird weitläufig ausgeführt, das hier nichts der sanftwehende *Favonius* zu verstehen sey, sondern (wora geübte Jünglinge und gelehrte Männer wohl nicht zweifeln würden) der Nordwest, *Argestes*, *Caurus*, *Iapyx*, *Ἀργεῖος* (?); aber das alles von Neapolis entlehnt sey zu Fast. 5, 162, wird nicht gelehrt. Vgl. Kappii Excurs. III, §. 18, p. 435, woraus zugleich die Stelle des Seneca floss. Dagegen ist dem Vf. eigen die Bemerkung, das im Horaz der *Argesti* ob *vehementem flatum albus Iapyx* heiße, und das fehlerhafte *etiam*. Aber die letzten Worte, das der Argest in Italien jetzt *Maestro* genannt werde, sind stillschweigend aus Voss entlehnt zu Virg. Geo. 3, 356 p. 616. — V. 627. *Scilicet ut fuerit; tamen hac Mutinensia Caesar Grandine militiā percussit arma sub*. *Scilicet* anstatt *sic* nahm Hr. G. mit Recht auf, aber ohne Sinn, wenn nicht die Worte: „ut fuerit“ durch *Comaneta* eingeschlossen werden. Warum wird wieder verschwiegen, das Heinhaus schon *scilicet* vorschlug? *Militia sua*, woran Burmann anstieß, wird übergangen, und bey *arma Mutinensia* wird zum Ersatz an allen alten Historikern eine seitenlange mit fremdartigen Dingen vermischte Beschreibung des Kampfes gegeben, ohne das man am Ende etwas anderes daraus lernt, als des Vfs. Unkunde und Planlosigkeit. V. 632. *Forda ferens bas est secundaque, dicta ferendo: Hinc etiam fetus nomen habere putant*. Um Voss Etymologie von *fero* vortragen zu können, wird angemerkt: *Forda cum O. explicat Varr. LL. 5. p. 35*. (Kann man auch *ferda* schreiben?) *Etymologia autem, qua fetus ab eadem stirpe repetit, unde forda et fero, linguae rationibus et analogias accommodatissima est*, und sonach behauptet, das Ovid alle drey von einer Urwurzel (etwa *foo*?) ableite. Aber Ovid sagt eigentlich nur, das *forda* von *fero* komme, wovon auch *fetus* abgeleitet werde. V. 635. *Pars cadit arce Jovis: ter denas Curia vacas accipit*. Über die Curien ist in der Stille Neapolis zu Fast. III, 140 ausgeschrieben, und dann wird noch aus Tacit. Ann. 12, 24 eine Stelle citirt, welche nichts beweist. Die Note: *Rei sacrae praeerat Curio, et ita Fast. 2, 527 curio maximus tabellis suspensis populum ad sacrificandum invitat*, enthält im Wesentlichen Taubners Index, nur ohne die falsche Verbindung. Wie aber *Curia* im Sing. stehen könne, diese Frage fiel Hr. G. nicht ein; Taubner hätte wieder belehren können. V. 639 müssen die Worte *quae natu*

maxima durch ein *Comma* non *virgo* getrennt werden. *Natu maxima* wird übrigens durch eine falsche Combination der Worte des Neapolis und Tacitus sprachwidrig von den *annis sacerdotii* erklärt. — V. 647. *Et pecus ante diem partus edebat acerbas* soll *acerbos* für *immaturos* stehen, weil — das die erste Bedeutung sey. Dasselbe führte auch Taubner an. Allein, da *ante diem* alsdann müßig wäre, muß *acerbus* genommen werden für: große Schmerzen verursachend. — V. 6 und 9 soll sich Ovid ganz nach Virgil accommodirt haben bey Beschreibung der Incubation (*in oraculi accipiendi ritu Ovidius se composuit ad Virg. Aen. 7, 81*; welches noch außerdem klingt, als hätte Ovid selbst das Orakel empfangen); Rec. sieht davon nichts. — Numa opfert hier zwey Schafe, eins dem *Faunus*, und eins dem *Somnus*; besprengt darauf zweymal sein Haupt mit Quellwasser. Hr. G. merkt an: „*Geminas oves, bis bis, cum delectu posuisse videtur in sacro nocturno et fere magico, cum in aliis omnibus numerus impar praeferrī solet.*“ Magisch? Ungleiche Zahl? Es sind ja zwey Götter, also eine gleiche Zahl; was soll hier die ungleiche? Hiernit wird wohl auch das Magische dem Vf. zum Natürlichen werden. — V. 657. *Ufus abest Veneris, nec fas animalia mensis ponere, nec digitis apulus ullus inest.* — Hr. G. *Si quidem solus* (also der König ohne Opferdiener?) *et nonnisi hujus sacri peragendi causa*, (wozu das?) *quod aliter se habere non potest, nemus intraverat, abstinentia a Venere et ab esu animalium ad hoc solum tempus pertinere non potest.* Hr. G. verschließt sich durch falsche Prämissen den Sinn der Stelle; er werfe sie weg, und die Sache ist klar. — Dafs ferner die *Supplices* ihren Ring ablegten, wie aus Liv. 43, 16 angeführt ist, kann nicht erklären, warum Numa bey diesem Opfer dasselbe that V. 658. Vielmehr bey Opfern ward alles gelöst, *Tibull. 1, 25*. Aber es paßst der Logik des Vfs. nicht selten, Dinge auf einander zu reimen, die himmelweit entfernt stehen. — 660 wird nichts gesagt über *sua verba*, nichts 661 über *placida frons*, nichts 662 über *somnia nigra*. Dagegen wird nach Taubner die wichtige Bemerkung gemacht, dafs V. 663 *daro in Faunus pede duro* für *corneo* stehen. — V. 665 mußte *Tellus* stehen nicht *tellus*, weil sie verlobt werden soll. V. 668 ist *ambages* übergangen, und besonders bedurften V. 669 die Worte *expedit errantem* und *nemori gratissima* einer Bemerkung; denn so muß man verbinden. — Weiter in den Noten zu V. 673, wo *Cythere* zu *Gunter* des Augusts den Tag schneller zum Ende führt, wird unter andern *Josua 10, 12* citirt und angemerkt: „*Ovidius ejusmodi loca (! respicit.*“ Wirklich? — Endlich folgt eine lange historische Notiz von dem Titel *imperator*, den die Kaiser trugen, aber meist zusammen geschrieben ohne Gründlichkeit. — V. 677. *Sed jam praeteritas quartus abt Lucifer idus respicit, hac nocte Dorida nocte petunt.* Um *quartus* zu vertheidigen, das der Vf. in den Text nahm, wird Voss's *Eclog. Virg. 6, 53 p. 313* citirt, wo die Rede ist vom ionischen Ausgange. Das paßt nun ungefähr eben so zusammen, wie das, wovon wir bey V. 658 sprachen. Zudem was soll die Interpunction nach *respi-*

cit, so lange *ubi* dasteht? Nähme man sie aber weg, so wäre *hac nocte* matt. Also wir interpungiren fort-dauernd nach *respicit*, ziehen aber alsdann auch *tibi* dem *ubi* vor. V. 679 berichtet die Inhaltsanzeige des Vfs., dafs Ovid die Gewohnheit, einen brennenden Fuchs laufen zu lassen, als Ursache des Wagenrennens im Circus angebe! Von den *carceribus* wird nun weitschweifig das Gewöhnliche beygebracht (besser Taubner) und der Vers: *Carceris partitus circus habebit equos* also verstanden: *Equos carceribus antea dispositos signo dato circus accipiet.* Rec. würde es so fassen: *Carcer circi equos habebit dispositos*, oder: der Circus wird in seinen Schranken die Rosse besitzen. — Von *Carseoli* V. 683 wird nichts erwähnt, und von den *Aequis* wird zu V. 685 so gesprochen, als ob sie noch jetzt in Italien wohnten. — V. 689 *Is mihi multa quidem, sed et haec narrare solebat, unde meum praefens instrueretur opus.* — Die Formel *multa quidem — sed et haec* ist falsch gefast, wie das gemachte griechisch *πολλὰ μὲν — τοῦτο δὲ μάλιστα, πρώτιστα* zeigt. Falsch ist auch 5. V. 131 (nicht 191) die Wendung *quidem — sed* gefast, — *Unde — instrueretur* fiel dem Vf. nicht auf, auch *peragere humum* nicht V. 693, nicht *usus* eben dasselbst, nicht V. 703 *sub valle extremi salicti*. Warum wird verschwiegen, dafs die Note bey 695, kurz vorher, aus Neapolis sey? — V. 705 warnt der Vf. unsere Ökonomen, römische Stoppeln ja nicht zusammen zu mengen mit unseren (*cum nostri aevi stipula non miscenda*); aber, wenn wir Voss vergleichen zu *Virg. Geo. p. 149*, so wollte der Vf. sagen, man solle die römische Stoppel sich nicht vorstellen wie die unfrige. — Ungefähr eben so geht's nun auch weiter in diesem Abschnitt. Wir wollen nur flüchtig weiter blättern. V. 745. S. 62 steht: „*daps κατ' ἐξοχὴν de cibis numini oblatis.*“ Also von jeder Speise? Es möge der Vf. nur *Tib. 1, 5, 27* nachsehen und die dortigen Erklärer. — V. 755. p. 63 *nec, dum de-grandinat, obsit agresti fano supposuisse pecus.* Burmann, der *dum* für *donec* nahm, und den Sinn: *dum grandio deservit* suchte, wünschte den *Conjunctiv*. Hr. Gesen. meynt: *Sed etsi de-grandinat recte de grandinis sine accipiat. hoc etiam sensu dum apud antiquiores et poetas conjunctivum habet.* Terent. *Eum. 1, 2, 26. Heaut. 1, 1, 54.* Hatte doch Hr. G. nicht weiser seyn wollen als Burmann! *Dum* mußte schlechterdings alsdann den *Conjunctiv* haben. Lese er also nur die zum Beweis angeführte Stelle aus dem *Heaut.* bedachtsam noch einmal, und er wird seinen Unluth finden. Die andere Stelle ist falsch citirt, und gilt also hier nichts. Heinssus erklärte *dum de-grandinat* f. *dum grandinat* nach der Analogie *non depluit*. Richtig. — Ein Beyspiel ferner, wie fein des Vfs. Bemerkungen über die Partikeln sind, giebt die Note zu V. 774 p. 66. wo vorgetragen wird, dafs *quomvis* für *etsi* im Nachsatze einem Vordersatze entgegen stehe, und, was noch trefflicher ist, dafs *καρ* im Griechischen eben so gebraucht werde. Falsch ferner ist was bey V. 903 von *ἐπισήμαιναι*, *significare*, welches gleich seyn soll mit *se ostendere*, und S. 17 von *num. 2*, und von *scilicet num. 3*, gesagt ist. — Was die beiden anderen Abschnitte

betrifft, welche der Text noch enthält, so heben wir von beiden nur noch den letzten aus, der schon wegen seines poetischen Werthes unsere Aufmerksamkeit verdient. Ovid redet von dem Tempel und dem Feste des Mars Ultor, beides von August gestiftet. Der begeisterte Dichter sieht auf einmal den Orion samt den anderen Sternen des Himmels ungewöhnlich früh zum Untergang eilen, und den Tag in festlicher Schöne, vom Lucifer verkündet, heraufsteigen. Indess schallt aus der Ferne Waffengehör, das Zeichen des nahenden Gottes, der herabkommt zur Feyer seines Festes, und dann umherwandelnd die Pracht des Tempels und des Forums mit Beyfall beschaut und mustert. — Nachdem Hr. G. hier angemerkt, daß, wie vorher der Tag, so hier die Nacht eingezwängt werde (*coarctari*), und V. 546 S. 80. das *nox coarctat iter* unberührt gelassen, folgen weitschweifige Expositionen des Historischen; denn wenn's an die Historie geht, kommt man mit einer Seite bey dem Vf. selten davon. Dabey laufen denn noch allerhand kleine Nebenhistorien mit unter (vgl. z. 552 S. 81). — Der Dichter hatte im Allgemeinen den Tempel beschrieben als würdig des Mars; nun läßt er den genanten Gott das Einzelne beschauen. V. 559: *Prospicit armipotens operis fastigia summi. Et probat invictos summa tenere Deos.* Was über *fastigia* gesagt wird, ist von Neapolis genommen. Bey *prospicit* meint der Vf.: *Potest de Marte descendente accipi.* Es kann nicht bloß, sondern muß sogar vom dem Gott Mars verstanden werden, wenn die Stelle Sinn haben soll. Aber von dem herabschwebenden? Mustern die Pracht des Forums und des Tempels, von einem zum anderen gehn, die Thaten unter den Statuen lesen, das alles im Fluge und aus der Luft her? Und was macht denn Mars, wenn er nun unten ist? Oder schwebt er die ganze Zeit nur in der Höhe? — Bey *invictos Deos* ebendasselbst wird angemerkt: *Martis statum ibi fuisse, verba non flagitant (?)* Was denn? Unter die unbezwinglichen Schatzgötter Roms, deren Statuen oben standen, gehört doch auch wohl Mars. Aber Statuen müssen verstanden werden, weil die Stelle eine Beschreibung des Fastigiums ist. V. 563: *Hinc videt Aeneas oneratum pondere sacro.* Wer sieht? Ohne Frage derselbe, dem das *prospicit* galt. Hr. G. merkt an bey *hinc*: *Mars ante templum positus statuas in omni foro cernit.* Also Ratt des lebenden Gottes plötzlich eine todt Statue? denn darauf führen die Worte: *Mars ante templum positus*, vergl. mit der Not. zu V. 559. wo von der Statue des Mars vor der Tempelthür erzählt wird. Vollends *hinc* misszudeuten, ist schlecht; es steht ja deutlich im Gegensatze mit dem folgenden *hinc*, wie V. 572. — Die Worte *pondere sacro* sind ganz vergessen. Dagegen wird gleich darauf die bekannte Geschichte von den *spoliis opimis* Rom's von neuem erzählt, und dann wieder das schöne: „*praetextum Augusto nomine templum*,“ V. 567 nicht berührt. Es folgt die Ursache der Erbauung dieses Tempels. V. 569: *Voverat hoc juvenis tunc, cum pia sustulit arma; A tantis princeps incipiendus erat.* Erst wird in der Note die bekannte Ursache des Krieges bey Philippi vorgebracht, dann die Erklärung

der Worte: *Princeps incipiendus erat* durch *principi incipiendum erat* mit einer Stelle begleitet, die Rec. aus Schonung gegen den Vf. verschweigt *Princeps* nehmen wir für *principatus*. — August gelobt dem Mars den Tempel und den Beynamen *Ultor*, und fleht, V. 573: *Si mihi bellandi pater est Vestaeque sacerdos Auctor.* Hr. G. in der Note: *Si, modestia Graecis et Romanis solemniter in precationibus cum dubii (!) specie, pro: Cum, quod, graece ei, εἰκός, non εἶναι. Etiam sine invocatione Odys. 3, 122 pro ὄτι, et ita Attici.* Was soll die triviale Bemerkung, die außerdem schon S. 59 dagewesen war, geübteren Jünglingen und gelehrten Männern? Und dann ist sie noch dazu falsch. Die Redensart bedeutet so viel: „Gesetzt es ist dies, so erlebe ich dafür das.“ Daß aber die Wirklichkeit des ersten bezweifelt werde, wird damit gar nicht gesagt. — El Od. 3, 122 für ὄτι ist schlecht gefasst, Hr. G. emendirt also wohl die *Vossische* Übersetzung, im Stillen so:

— — — — — Denn weit besiegte der göttergleiche Odysseus stets mit allerley Trug, dein Vater; weil du in Wahrheit Seines Geschlechtes bist!! *Voss*: Wo du etc. — Wenn darauf der Dichter weiter erzählt, daß der Name *Ultor* dem Mars nicht bloß einmal erworben, sondern bald darauf wieder durch die Zurückbringung der Fahnen aus Parthien, so gilt dem Hn. G. das für die Ursache der Erbauung. V. 580: *Persequitur (Augustus) Parthæ signa retenta manu. Persequitur arma,* wie *διώκειν, μετέρχειν* blieb unberührt. — Nun folgte eine anderthalb Seiten lange historische Note über diese Begebenheit in dem klaglichsten Latein. — Was V. 585 von den Fahnen gesagt wird, ist eine Zeitungsnotiz. Die lange Erzählung aber von den Ursachen, warum der Fürst (*princeps* nach Hn. G.) *Phraates* die Fahnen zurückgegeben, gehört in den *Tacitus*, woraus sie genommen. — V. 590 müssen die *signa* personificirt gedacht werden, als die *namina legionum*. — Die Note zu 591, von der verstellten Flucht der Parther, ist *verboten* übersetzt aus *Voss Virg. Geo. 3, 31.* Endlich das: *victos quoque porrigis arcus* V. 592 ist nicht bemerkt worden.

Es ist aus dem Angezeigten klar, worin die Eigenheit dieses Commentars bestehe. Hr. *Gesenius* fand es dienlich, fremde Bemerkungen zu den seinigen zu machen, und insbesondere *Neapolis, Taubner, Voss* fleißig in der Stille zu benutzen. Es sind uns hier hauptsächlich zwey Kunstgriffe aufgefallen. Zuweilen wird das Fremde dem Eigenen leise untergemischt oder beygefügt. Davon ist S. 44 die aus *Voss* Lb. 1, 257 wörtlich übersetzte Note über *πορξισαοῖς* und *επορξισαοῖς* ein Beyspiel, nebst der Stelle dort aus *Columnella*; ingleichen die Note zu V. 753, S. 63 verglichen mit *Voss Eclog. Virg. p. 205.* Ein anderes Mal hingegen wird die ausgeschriebene Stelle um ein Citat verkleinert oder vermehrt, wie z. E. S. 46, wo zu *hordu* und *forda* aus *Neapolis* noch *Arduus* und *sedus* gefügt wird, (welches der *index* zu den *script. R. R.* unter *forda* anführt,) und *horctus* und *forctus*. Durch ein solches Verfahren muß der Unbelesene getäuscht werden, und der Vf. den Glanz

der Gelehrsamkeit gewinnen. Aber zu dieser Armlosigkeit eigener Forschungen kommt nun noch hinzu, auf der einen Seite, daß die Schwierigkeiten meistens gar nicht entwickelt, oft nicht einmal berührt werden, und auf der anderen eine Menge Trivialitäten, wie S. 48, daß es nicht regne bey kaltem Nordwinde, oder wie S. 66, daß die Wolle, je weicher, desto vorzüglicher sey; welches zum mindesten des Verfassers Unkunde selbst in der Methode des Erklärens beweist. Hier hätte der Vf. lernen können von den großen Männern, auf die er stolz herabblickt, p. 10 die *verborum subtilium disceptationem* verachtend, (*Wolf: praecleari interpretes saeculi XVI in der praef. ad Suet.*)

Von der Kritik des Hn. G. ist eben deswegen auch wenig zu rühmen. Unda anstatt uda S. 60, schrieb Hr. G. ohne hinlänglichen Grund. — S. 61. ward *maris vomum* aufgenommen, ohne *maris rores* zu erwähnen, welches Kistner mit Recht vorzog. — Endlich S. 69 ist *feribant* in den Text ersetzt; aber den angeführten Grund verstanden wir nicht. Daß *terere* eigenthümlich sey in dergleichen Fällen, haben die Erklärer der Fasten gezeigt.

Es ist noch übrig, der Excursus zu erwähnen, auf welche der Vf. einen großen Werth zu legen scheint. Der erste erzählt Anfangs von der Beobachtung des Auf- und Untergangs der Gestirne, und den Sternkarten bey den Äten; alsdann beschäftigt er sich, Ovids Unkunde in der Astronomie darzulegen. Diese, insbesondere seit Kästner und Pfaff, bekannte Sache, wird alsdann beynahe durch lauter von diesen schon angezeigte Stellen durchgeführt, ohne daß man viel eigenes findet. Wozu soll es doch dienen, aus dem, was Andere gesagt haben, neue Excursus zu machen? — Der zweyte erzählt von der alten italischen Mythologie weder neues noch gründliches. Man bemerkt auch noch darin eine Sucht zu etymologisiren. — Aber besonders schlecht ist der letzte Excursus gerathen, überschrieben: *Quaestiones ad interpretandos quosdam locos Speculantes*. Was über *fortuna fortis* darin gesagt ist, findet sich, der Hauptsache nach, schon bey Ruperi Tacit. Ann. II, 41. — Wie konnte es dem Verfasser nur einfallen *Plutarch de fort. Rom.* p. 519 die rühen *Opertix* abzuleiten aus *fortuna fortis*, anstatt *fortis*? Aber unter aller Kritik ist, was bey Gelegenheit der Länge und Kürze von *fastor* gesagt wird; in der That ein unverkennbares Eigenthum des Vfs. —

Endlich auch da, wo der Vf. herausziehen durfte, finden sich hieselben Mißverständnisse und Irrthümer. Diefs gilt von Mehrerem in den Prolegomenen über die Fasten, wo Siccama vorgearbeitet hatte. Die Einleitung zeichnet sich durch nichts aus, als durch einige unlogische Verbindungen. Der erste Ab-

schnitt, von den *fastis calendariis*, ist in Hinsicht der Sachen so ziemlich richtig, wenn man einige unlogische Schlüsse, wie aus Liu. S. 14, und aus Valer. Max. p. 15 abrechnet. Aber der zweyte Abschnitt, von den *fastis consularibus*, ist schlecht ausgeschrieben. Seit wann sind denn die *Annales* und *Fasti consulares* einerley? Auch Siccama behauptet das nicht. Nicht einmal über den eigentlichen Zweck dieser Fasten, welcher Jahresrechnung war, wird man etwas Gutes hier finden. Die Meinung endlich, daß in den *libris magistratum* die Namen der Consula nicht gestanden (p. 20), widerlegt Livius 4. 7.

Zu allen diesen mannichfaltigen Fehlern kommt noch die äußerst schlechte Latinität des Vfs. Dahin gehören Verstöße gegen die Grammatik, wie: *tantum abest ut crederem* — *ut potius* — *sciam*, *potiusque* — *timere* p. 7. Eben so: *mili est spatii annorum ponendum* p. 8; und *cum* — *potest t. possit* p. 55, und *gladios et reliqua arma robigine perditum iri* (wenigstens *perdi*) *precatur* p. 74. Ferner gehört hieher der falsche Gebrauch der Partikeln, z. B. *semper* p. 17, *denum* und *deinde* p. 46, *eo minus cum* p. 6, und *eo magis cum* p. 52, auch *salus gregum a lupis* p. 65. Es gehören hieher Germanismen, wie *in hoc templo senatus conveniebat* p. 81, oder (*in*) *bellum proficisci* p. 45, oder *sine omni sanguine profuso* (ohne alles Blutvergießen) p. 87, oder *pro more* p. 46. Es gehören endlich hieher Unrichtigkeiten, wie: *expedire somnum* p. 46, aus *expedit errantem* V. 669, p. 51, oder *Curias adhibere rebus divinis* p. 47 (vor dem Mißbrauch des Wortes *adhibere* warnt Kühnlenius praef. 3. Schell. S. 6); und Verbindungen wie: *in quibus (casibus) et equi et currus certaturi dispositi erant*.

Der Vf. hat auch mit vieler Mühe die Druckfehler angezeigt, deren eine unermessliche Menge ist, und bürgt mit seines Namens Unterschrift. Indessen sind ihm doch mehrere entgangen, wie *grandine ad mixtum* S. 44, *consulatum* S. 45, S. 50, V. 663 muß das *punctum* wegfallen, und S. 53 steht *paritos* für *partitos*. Dahin will Rec. auch noch rechnen, S. 47 *vellet* anstatt *velit*, *duobus porticibus* S. 82. *Plusquam*. statt des Imperf., wie S. 49 *persuaserant*, *scripserant*, S. 53, und dgl. mehr.

Doch das Gesagte reicht hin, die Beschaffenheit dieses Specimen zu zeigen, läßt denn aber freylich auch von dem Hauptwerke, der Bearbeitung der ganzen Fasten, wenig hoffen. Zwar würde Rec. dem Hn. Gesenius zunächst das Studium der Grammatik und der Logik empfehlen, aber auch das könnte in diesem Falle noch nicht genug seyn; und so rath denn freylich Rec. einstweilen lieber ganz von der Sache abzustehen.

A. C.

KURZE ANZEIGEN.

Ausländische Sprachkennner. Leipzig, b. Weigel: *Les- und Unterhaltungsbuch für diejenigen, welche die französische Sprache gut sprechen und richtig schreiben lehren und lernen wollen.* Von C. A. Fevrier. Zweyter Theil. 1807. XIV und 286 S. 8. (12 gr.) Empfehlungswerdh für Lehrer und Lernende. Die Aufsätze sind lesbar, in reiner Sprache verfaßt, der Sittlichkeit unbeschadet, und die Anmerkungen und

Erläuterungen des Vfs. lehrreich und fruchtbar. Zum Nutzen der Anfänger sind die Feminina mit anderen Lettern bezeichnet das gehörte *h* mit einem Häkchen, und das in den vorhergehenden Consonant zusammenstreichende *k* mit einer Klammer bezeichnet. Z. B. *haut, enhiver*. Man trifft in dieser Buche manches an, das nicht allgemein bekannt, und nicht desto weniger richtig ist.

Cch.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 J U L I U S, 1807.

K I R C H E N G E S C H I C H T E.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Christliche Kirchengeschichte*. von D. Anton Michtl, königl. bairisch. geistlichem Rathe u. öffentlichem Lehrer des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte an der Universität zu Landshut. 1807. XXIV u. 546 S. 8. (2 Rthlr.)

Rec. durchlas diese Kirchengeschichte mit wahrer Freude, weil dieselbe nicht nur mit heiterer Laune, sondern auch mit einem vorurtheilsfreyen, klaren, gefunden Sinne geschrieben ist. Tiefere Gelehrsamkeit oder auch höhere Ansichten sucht man vergebens in ihr, aber der freye wissenschaftliche Geist, welcher in dem Staate, dem der Vf. angehört, mehr und mehr herrschend wird, spricht den Leser auch in dieser Schrift freundlich an. Auf dem heimischen Boden betrachtet, ist dieses literarische Product ein wahrhaft erfreuliches Gewächs. Es war uns, indem wir dieses Buch lasen, als ob wir einen munteren, geistreichen Alten von der Kirchengeschichte erzählen hörten, und bey allein Reichthum von Anekdoten und einzelnen Zügen, welche hier angebracht sind, gab uns der Vf., fast nichtwollend, zu gleicher Zeit ein lebendiges Gemälde des Ganzen. Sind seine Vorlesungen diesem Buche nicht unähnlich, so können sie nicht anders als anziehend, erhellend, befrekend, belehrend für seine Zuhörer seyn. Nirgends ist Frivolität, nirgends Aberglauben in diesem Buche. Mit vielem Verstande wird überall von dem Vf. dasjenige aus der Kirchengeschichte ausgehoben und dargelegt, was gerade für seine Zuhörer und Leser das Wissenswürdigste ist.

Die Kirchengeschichte selbst zerfällt nach Hn. Michtl in fünf Perioden. Wir wollen über jede derselben, zur Bewährung unseres Urtheils, einige Bemerkungen mittheilen. — Die erste Periode geht von Christus bis auf Constantin den Großen. — Der Ursprung des Christenthums und der christlichen Kirche wird mit löblicher Einfachheit dargestellt, obwohl eine strengere Kritik Manches daran auszufetzen hätte. Bey welcher Darstellung dieses wichtigen Phänomens bleiben aber der Kritik nicht Zweifel übrig? — Wo der Vf. von den ersten Ketzerreihen in der christlichen Kirche spricht, erinnert er an den Ausspruch Tertullians: „die Philosophen sind die Patriarchen der Ketzer.“ Aber, fügt er hinzu, eben in diesem Ursprung liegt zugleich ein Entschuldigungsgrund wenigstens für jene Ketzer, welche nur ihre speculativen Meinungen geltend machen, keineswegs aber die christliche Moral umsto-

sen wollen. Eben so gesund als mild ist das Urtheil, welches der Vf. S. 67, 68, über die Asketen fällt: „Eine unausbleibliche Folge, sagt er, der an sich edeln Grundsätze der Asketen war ein immer mehr anwachsender Hang zur Schwärmerey, der sich nach und nach von der Nüchternheit des Evangeliums, welches auf Mäßigung, und nicht auf Unterdrückung der Sinnlichkeit drang, ganz entfernte, und aus seinen Anhängern, die er schon im Körper zu himmlischen Wesen umstalten wollte, finstere, melancholische, ungesellige Erdenföhne bildete.“ — S. 70 heist es: Es ist unbegreiflich, wie Herder sagen kann: „Im Christenthum giebt es keinen Klerus. Die Menschheit ist der erwählte Theil Gottes, kein ausschließender Stand. Vertilgt soll der Name wie der Unbegriff werden. Denn beide sind Reste der Barbarey, den nützlichsten Ständen verderblich.“ In dieser vollkommen richtigen Bemerkung Herders liegt keineswegs, wie Hr. Michtl zu glauben scheint, die Behauptung: die Geistlichkeit solle nicht einen eigenen Stand bilden: — Sehr natürlich wird S. 71, 72 der Ursprung des römischen Primats erklärt. Der Grundsatz, heist es S. 75: „der erste Sitz wird von Niemanden gerichtet,“ widerspricht ganz dem Geist der ersten Kirche.

Die zweyte Periode geht von Constantin bis auf Carl den Großen. — Sehr unparteylich wird Constantin geschildert. Bey Prüfung der bekannten Kreuzerscheinnung heist es unter anderen: Wer soll glauben, Christus gebe Jemand ein Siegeszeichen zum Mord? Man weis wohl, das er Todte lebendig gemacht, aber nicht, das er zur Tödtung der Lebendigen jemals beygetragen habe. Auch verdiente Constantin kein Wunder, denn er hat sich großer Verbrechen schuldig gemacht u. s. w. S. 100 wird Spittler, welchen der Vf. fast immer *con amore* anführt, wegen seines einseitigen Urtheils über Patricius, den Apostel der Irländer, treffend widerlegt. S. 103 wird aus Sokrates eine Judenbekehrung erzählt, und dabey die launigte, polemische Bemerkung gemacht: J. E. Chr. Schmidt zweifelt an der Wahrheit dieser Erzählung. Da er aber seine Zweifel mit keinem Beweise belegt, und die Begebenheit an sich nichts unwahrscheinliches hat, so will ich lieber dem alten Erzähler Sokrates, als dem neuen Zweifler Schmidt glauben. — Eine gleiche Milde herrscht in allen polemischen Urtheilen des Vfs. Von Julian wird S. 108 richtig gesagt: Er dachte nicht, das der Druck gewöhnlich das beste Mittel sey, das zu erheben, was man vernichten will. — Die Geschichte des Islamismus ist nicht mit gehöriger Kritik dargestellt. Über die Vor-

brennung der Alexandrinischen Bibliothek, welche übrigens nur im Vorbeygehen berührt wird, scheinen dem Vf. die neueren Untersuchungen unbekannt zu seyn. S. 149 wird die Geschichte der Streitigkeiten über die Trinität mit folgendem Urtheil geschlossen: Man liest in der Geschichte dieser Zeit von *Corrupticulis, Incompacticulis, Agnoetis f. Ignorantibus* u. s. w. Der Name der letzteren scheint vielleicht auch für die übrigen der passendste zu seyn.

Die dritte Periode geht von Carl dem Großen bis auf Papst Gregor VII. — Bonifaz, der Apostel der Deutschen, heist es S. 183 ganz richtig, hatte vielleicht mehr Eifer, als Einsichten. Von Carl dem Großen wird S. 184 gesagt: Er hat viele Klöster und Bisthümer theils errichtet, theils begütert. Dadurch wollte er aber nicht die Zahl der Müßiggänger vermehren. Er verband daher diese Stiftungen mit Schulanstalten, und so waren die Geistlichen seiner Zeit nicht allein Priester für den Altar, sondern auch Volkslehrer und Erzieher der Jugend. Dafs, wie S. 190 Hn. Spittler nacherzählt wird, die Schweden durch das Loos entschieden haben, ob sie die christliche Religion beybehalten wollen oder nicht, bedürfte noch einer genaueren Untersuchung. Von den Ordalien heist es S. 211: „diese letzte Probe, die durch den Genuß des Abendmahls, als die leichteste, behielten sich die Geistlichen vor.“ — Die Verdorbenheit mehrerer Päpste in diesem Zeitraum ist mit Unbefangenheit geschildert. Eine Hauptlücke in der Darstellung dieser Periode aber findet Rec. darin, dafs der Vf. nicht genauer nachgewiesen, wie, was unlängst Planck so vortrefflich entwickelt hat, die Verfassung der katholischen Kirche auf dem westeuropäischen Boden sich gebildet habe.

Die vierte Periode geht von Papst Gregor VII bis zur Reformation. — Bey der Darstellung dieses Zeitraums ist der Vf. insofern unrichtig verfahren, als er zuerst die Gestalt desselben geschildert, und dann erst von den Urhebern dieser sonderbaren Gestalt einem Gregor VII, Innocenz III und Anderen gesprochen hat. Sogar von der Entdeckung Amerika's ist eher die Rede, als von Gregor VII. Die umgekehrte Ordnung wäre offenbar in diesem Falle die historisch - richtigere gewesen. Eben so wenig kann Rec. dem Urtheile des Vfs. über die Kreuzzüge beystimmen. „Soviel, heist es S. 254, von den berühmten Kreuzzügen, die für uns vielleicht nicht viel Interesse haben würden, wenn sie nicht zur Entstehung berühmter Ritterorden, wovon bedeutende Überbleibsel noch existiren, Gelegenheit gegeben hätten. S. 274 hat der Vf. eben diese Ritterorden mit dem Ritterthum überhaupt verwechselt. S. 337 sagt er, nachdem er die Märchen vom Rosenkranz und Scapulier mit vieler Laune erzählt hat: nach meiner Überzeugung brauchen dergleichen Wundergeschichten keine andere Widerlegung, als dafs sie erzählt werden. Von den Bettelorden sagt der Vf. S. 351: „Ich bin überzeugt, dafs die Stifter der Bettelorden Männer waren, welche, so weit ihre Einsichten reichten, der Kirche zu nützen suchten, und in mancher Hinsicht auch wirklich nützten. Aber ihr Geist ging nicht auf ihre Söhne über, und was davon

überging, verlor sich bald wieder.“ Von den Privilegien der Mendicanten heist es S. 357: „Es ist unbegreiflich, wie man von Seiten der Mönche so übertriebene, die Vernunft und alle Rechtlichkeit beleidigende Privilegien, ohne roth zu werden, verlangen, noch unbegreiflicher, wie man von Seiten Roms in so ausschweifende Gesuche einwilligen, und am unbegreiflichsten, wie Bischöfe und Fürsten, gleichsam, als wenn sie die Sache nichts angehe, gleichgültig und kalt dabey bleiben konnten.“

Die fünfte Periode geht von Luthers Reformation bis auf unsere Zeiten. Bey der Reformation verweilt der Vf. recht eigentlich *con amore*, und erzählt sie mit seiner gewöhnlichen Unbefangenheit. Diese Unparteilichkeit geht durch die ganze neuere Geschichte hindurch; Luther, Calvin und der Papst werden mit gleicher Gerechtigkeit behandelt. Die Quäker beurtheilt der Vf. S. 472 nach dem Grundsatz: es ist doch besser, ein gewissenhafter Schwärmer, als ein gewissenloser Ungläubiger zu seyn. Bey den Herrenhütern beruft er sich S. 475 auf Lessings Ausspruch: Diese Leute erfüllen das im Werke, worüber andere speculiren und streiten. In Betreff der Jesuiten sagt er: Die Freunde der Jesuiten glauben noch immer an eine Wiederauflebung dieses merkwürdigen Ordens. — Doch wenn die Jesuiten kommen sollen, wie sie waren, taugen sie kaum mehr für unsere Zeiten. Und sollen sie in einer anderen Gestalt kommen, so sind sie keine Jesuiten mehr. Vom Febronius sagt er: Hontheim ward von einigen witzigen Köpfen mit dem berühmten Mahler van Deick verglichen, der im hohen Alter seine Gemähde ausbessern wollte, und dieselben schlechter machte. Aber seine Schüler bereiteten ihm solche Farben, die wieder ausgelöscht, und so die verdorbenen Gemähde wieder hergestellt werden konnten. Auf Veranlassung des jüngsten französischen Concordats bemerkt der Vf.: Wer erkennt hieraus nicht die strenge Consequenz, welche der römische Hof in seinen Ansprüchen vom Papst Innocenz I. bis auf unsere Zeiten ununterbrochen behauptet hat, und allem Anschein nach auch in der Zukunft behaupten wird? — Ein zweckmässiges, ziemlich vollständiges Register erleichtert den Gebrauch dieses Buchs. Was in diesem zum Theil nur angedeutet ist, wird Hr. Michl in einem Commentar genauer erörtern. Die vielen eingeschlichenen Provinzialismen, z. B. *wenigst, treten, wegen* mit dem Dativ, *Schankung, Verlust Nāmen, Selbes* u. s. w. wird der Vf. in der sich gewifs bald erneuernden Ausgabe dieses nützlichen Buchs wohl verbessern. a. ☉.

HALLE. i. d. Waisenhausbuchhandlung: *Synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte, vom Ursprunge des Christenthums bis auf die gegenwärtige Zeit.* zum Gebrauch bey Vorlesungen und bey fortgesetztem Studium, nach den bewährtesten Hülfsmitteln entworfen von Joh. Severin Vater, ord. Prof. der Theol. und Philos. zu Halle. 1803. IV und 92 S. Fol. (1 Thlr. 6 gr.)

Schon J. P. Müller verfertigte zur Mosheimischen

Kirchengeschichte chronologische Tabellen, die bis jetzt ihre Verdienste hatten, und welche der gelehrte Rector *Schlegel* dem vierten Bande, seiner Übersetzung der mosheimischen Kirchengeschichte mit vielen Zusätzen und Berichtigungen beyfügte. Hr. D. *Seiler* entwarf hierauf ebenfalls solche Tabellen, und sein Compiler oder Plagiarius in Schwaben wollte nicht weniger, aber leider mit fremder Arbeit, Nutzen stiften. Einen anderen Versuch ausführlicher Tabellen über die Kirchengeschichte machte *Samler*, die aber nur bis aufs J. 1500 gehen. Vorliegende Tafeln, welche Hn. V. den Dank junger Theologen erwerben müssen, sind vollständig, treu und genau, und lassen die obengenannten, welche bisher die Nothhülfe in diesem Fache, und bey allen ihren Mängeln dennoch schätzbar waren, hinter sich zurück, da sie nicht bloß chronologische Umrisse, sondern auch eine gedrängte gleichzeitige Darstellung zusammenfassen. Anziehend ist es, wahrzunehmen, wie mit jeder Tafel die Schicksale der Kirche wachsen, wie das kleine Senfkorn allmählich zu einem großen Baume sich ausbreitet. Die Einrichtung für jedes Jahrhundert ist auf einer, oft mehreren, bey dem XVI Jahrh. auf 6 Tafeln, folgende: Das 1 Jahrh. hat nur 5 Fächer: Kaiser und politische Begebenheiten; Ausbreitung und Beschränkung des Christenthums; Kirchenverfassung und Gebräuche; Haeretiker; Religionstelehrer. Bey dem 2 Jahrh. vermehren sich schon die Fächer; denn die Anstalt vergrößert sich. Ausbreitung und Beschränkung der Kirche erforderten schon besondere Rubriken; Verhältniß der Fürsten zur Kirche; Kirchenregiment; Kirchenversammlungen; merkwürdige Kirchenbeamten; eben so: Kirchentheologen; Haeretiker (schon eine eigene Columnne) Vorbereitung zum Mönchtum; lauter neue Erscheinungen, die allein einzeln rubricirt werden mußten. Das 4 Jahrh. bedarf schon 3 Tafeln. Es hat die nämlichen Fächer, aber in dem 12 Fache ist nicht mehr Vorbereitung zum Mönchtum, sondern dasselbe schon fest gegründet. Auf der Tafel B des VIII Jahrh. sind Col. 2 Ausbreitung und Beschränkung der Kirche in eine Rubrik gebracht, um Col. 4. den römischen Päbsten besonderen Platz zu machen, die bisher nur in der Rubrik des Verhältnisses der Fürsten zur Kirche vorkamen. Das XVII Jahrh. nimmt 6 Tafeln ein. Hier erscheint die Geschichte der Reformation, und begreift, außer den schon bekannten Columnen wiederum neue Fächer, die sich mit mehreren anderen zusammenketten, und die Geschichte der durch die Reformation gebildeten Kirchengesellschaften sehr angemessen von der Geschichte der alten *Mater Catholica* und ihrer bisherigen Feinden trennt. Auf den Tafeln des XVII Jahrh. prangen die Felder der Philosophen und Theosophen; an diese schlossen sich auf den Tafeln des verfloßenen Jahrh. die zahlreichen Deisten an. Anfang des XIX Jahrh. nimmt nur eine halbe Tafel ein, wo aber die Felder für Geschichte der protestantischen, wie der katholischen Kirche, schon sehr reichhaltige Data liefern: in einer neuen Auflage werden sie vielleicht schon von Vereinigung der protestantischen Kirchen, vom Concordat zw-

ischen der italischen Republik und dem heiligen Vater, abgeschlossen zu Paris, von der großen Sache des Concordats (wovon der Vf. schon einen Wink giebt), welches die deutsche katholische Kirche mit Rom geschlossen habe, von totaler Restitution der Loyoliten, die, auch nach Secularisirung und Abschaffung aller Orden, alles in allem seyn werden, und der Himmel weifs von was für Erscheinungen hören. Mögen nur die deutschen Fürsten und Herren sich im 19 Jahrh. nicht fortäuschen oder einschrecken lassen, als im 15ten ihre Vorfahren; allein es scheint, daß wenigstens der römische Hof nicht Willens sey, in dieser Angelegenheit, seinen alten, durch die Ereignisse des 18 und 19 Jahrh. so mächtig erschütterten Ansprüchen etwas zu vergeben, oder sich auch nur im mindesten nach dem jetzigen Zeitgeist zu bequemen; und kein vernünftiger, mit der Geschichte der Vergangenheit vertrauter Deutsche kann ein Ereigniß dieser Art wünschen.

Bis wir aber zu dieser neuen Kunde gelangen, wird sich ein jeder mit Vergnügen und Nutzen diese Tafeln bedienen, die über *Mosheims*, *Schrockhs*, *Henkes*, *Schmidts*, *Plancks* u. f. w. Werke zum trefflichen Commentar dienen können. Der Vf. mag wohl seine Gründe gehabt haben, warum er dieses und jenes in seinen Tafeln wegliess, was einem Anderen der Aufnahme würdig geschehen hätte. Niemand wird ihm darüber Vorwürfe machen, da alle Hauptepochen ausgezeichnet da stehen; doch würde Rec. manche Facta und Winke für die jüngeren Forscher der Kirchengeschichte beygefügt haben. Beym 1. Jahrh. z. B. konnte dem 15ten Feld noch bey Kaiser *Claudius* hinzugesetzt werden: „er verweist *Christen* aus *Italien* (oder vielmehr nur aus *Rom*) mit *Juden* und *Chaldäern*. So wäre sogleich angedeutet, in welche Kategorie man damals die *Christianer* setzte. Bey *Nero*, der isolirt da steht, hätte die erste Hauptverfolgung bemerkt werden können, da sie nur in der zweyten Columnne wie unbedeutend da steht. Die Stelle eines *Tacitus* und *Suetons* über die unmenfliche Begebenheit hätte vielleicht dann als Reminiscenz vorgeschwebt. — Bey einer neuen Auflage möchten wir ferner den ersten Jahrhunderten den gleichzeitigen nicht-christlichen Schriftstellern ein Feld gönnen, um zu übersehen, welche große Männer sich während dieser großen Auftritte von Zeit zu Zeit gezeigt haben. — Das sogenannte apostolische Glaubensbekenntniß konnte Rec. nicht auffinden; die 6te Columnne des II Seculi enthält zwar „Ansehen der angebliehen Tradition der Apostel;“ aber dafs Schiboleth, das aus einem kleinen Anfang entstanden, und nach und nach bey sich ereignenden Gelegenheiten vermehrt worden seyn mag, um dadurch die Kirche von allen Irrthümern zu sichern, sollte eigentlich genannt seyn. Neben den *Cerinthianern* hätten füglich auch *Nikolaisten* stehen können, denn auch diesen arbeitete *Joannes* entgegen, so dunkel übrigens ihre Geschichte ist, da man nicht einmal weifs, ob sie sich mehr durch freche Sitten, als durch neue Meinungen, in einigen Städten Asiens verhaßt gemacht haben. — Auf der Tafel des II Jahrh. stehen *Victor's* Synodalehres-

ben und seine neuen Annahmen wegen der Osters-
feyer beynahe parallel mit „Irenaeus.“ — Hätte
nicht unter seinem Namen „sein kluges Benehmen in
diesem Streit über die Feyer“ berührt werden sollen,
wodurch er den Fortgang einer Kirchentrennung hin-
derte, die der trotzige Victor schon beschlossen hatte?
Dabey kann immer Col. 6 „Irenaeus empfiehlt die zu
Rom geltenden Lehren“ bestehen: denn dieses gün-
stige Compliment, welches er der römischen Kirche
macht, zeigt an, wie auch er, aus Accommodation
gegen den Bischof zu Rom, die höheren Vorzüge des
römischen Sitzes anerkenne, und dadurch das über-
wiegende Ansehen des Bischofs zu Rom begünstigen
wolle. — Unter *Justinus Martyr* hätten seine beiden
Apologien wohl stehen können, wenn sie gleich von
geringen Einsichten eines sich brüstenden Vielwissers
zeugen, da über und unter seinem Namen der an-
geblichen und wirklichen Apologeten gedacht wird. —
Unter *Celsus* Col. 3 sollte auch des Spötters *Lucian's*
gedacht seyn, wenn er gleich einige Jahrzehnte später
austrat? Denn gefährlicher als die Regenten, waren
Weltleute und Philosophen mit ihrem Witz und
Scharfßinn dem Christenthum. — Col. 6 wünschte
Rec. die Uebersetzungen des A. T. von *Aquila*, *Sym-
machus* und *Theodotion* namentlich angeführt zu sehn.
— Col. 10 *Clemens* zu *Alexandrien* und *Tertullian* zu
Karthago hätte mit einigen treffenden Worten charak-
terisirt werden sollen, da Raum genug da war. Vom
ersteren etwa: „vermengt orientalische und platonis-
che Weisheit mit dem Christenthum; vom anderen:
begünstigt montanistische Theologie, Sittenlehre und
Kirchenzucht.“ Auch die Schutzschrift des letzten
könnte berührt seyn, da ja die Apologeten in dieser
Col. stehen. Auf der Tafel des III Jahr. Col. 6. 7. 11
ist dies freylich angeführt, „vom philosophischen
Christenthum, und das *Tertullian* dem Zeichen des
Kreuzes, der Fürbitte für die Verstorbenen“ u. s. w.
höchst wunderbare Wirkungen zutraut, und es für
gefährlich hält, die schauerliche Taufceremonie mit
Kindern zu vollziehen; aber unter dem Namen dieser
Männer, glaubt Rec., wäre das obenangeführte, so
bezeichnend, dem Auge mehr aufgefallen, und als
Wink dem Nachforschen erwünscht gewesen. Auch
auf der Tafel des III Jahr. möchte Rec. ahermals in der

2 Col. 2 Kaiser, die in der 4 Col. zwar etwas bezeich-
net sind, nur unter ihrem Namen durch einen Beysatz
deutlicher herausgehoben sehn — z. E. von *Alex.
Seuerus* „wärmt das Project, alle Religionen zu ver-
einigen, wieder auf;“ von seiner Mutter, *Julia Mam-
maca*: „war eine Freundin des *Origenes*.“ Bey *Phi-
lipp dem Araber*: „des Mörders *Maximins* parteyische
Gunft gegen die Christen.“ — Col. 6 könnten bey
Origenes seine mehr sogenannten, als wirklich kriti-
schen, Arbeiten für das A. T., *Hexapla*, stehen, auch
seine Schrift wider *Celsus*, die im II Jahr. angeführt
ist. — Bey *Porphyrius*, diesem erklärten Vertheidi-
ger der Volksreligion, hätte kurz angebracht werden
sollen: „seine Schrift, wozu er selbst die Waffen aus
der Bibel nahm, durch fromme Feigheit vertilgt.“
Und dann Col. 10 *Methodius*, der erste Widerleger
des scharfsünnigen *Porphyrs*. — Tafel A des IV Jahr.
Col. 1 konnte dem *Hierocles* seine Parallele zwischen
Christus und *Apollonius* von *Tyana* beygesetzt wer-
den. —

Doch Rec. kann diese ergänzende Kritik nicht
über alle Tafeln fortsetzen, obgleich er zum Besten
junger Studirenden hier und da noch gern so
Manches erblickt hätte. Auf Tafel C des 18 Jahr-
hunderts Col. 6 sollte *Boosens* Mykicismus besser be-
zeichnet seyn. Der brave Mann näherte sich bey al-
ler Anhänglichkeit an katholische Lehre dem prote-
stantischen Pietismus, und hatte gegen überhäufte
äußere Andachten und gegen papistische Werkheilig-
keit die größte Abneigung, und ist nun, ohne das
Haupt einer Secte werden zu wollen, durch den auf-
geklärten Bischof zu Linz, *Gall*, als Seelforger ange-
stellt. Die Mystiker im Bisthum *Augsburg* werden
mit Unrecht nach seinem Namen genannt. Endlich
suchte Rec. vergebens den merkwürdigen Uebertritt des
Grafen *Leopold Stollberg* in den letzten Tafeln,
welcher bis jetzt wohl die Reihe der Vornehmeren
schließt, die in den Schooß der alleinseligmachenden
Kirche zurückkehrten. Das Außere dieser Tafeln
empfiehlt sich dem Auge; Druck und Papier verdie-
nen Lob. Bey einem so künstlich zu setzenden Wer-
ke bemerkte Rec. nur zwey Druckfehler: Fol. 4 Col. 1.
lin. 4 muß *Mannaea*, und Fol. 89. Col. 3. l. 45 *Frend*
gelesen werden. Frs.

KURZE ANZEIGEN.

AVSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. *Altona*, b. Ham-
merich: *Fables and Poems from the best Poets; with German
notes. For the use of the Learners of the English language.*
1806. VI u. 228 S. 8. (16 Gr.) Selten, wie die unterrichtenden
Kenner der englischen Sprache, sind auch solche Schüler,
die weiter, als zum Verständniß eines profaischen Buchs, zu
schreiten gesonnen sind. Den allermeisten liegt an der Spra-
che des gemeinen Lebens und am Handelsjargon. Die Wenigen,
die ins Innere der Sprache dringen, und die trefflichsten
Köpfe der englischen Nation, vornehmlich der Poeten, kennen
lernen wollen, sehn sich in ihrem Wohnort gewöhnlich um-
sonst nach einem kundigen Lehrer um. In Deutschland sind
gewiß Viele, die die britischen Dichter lesen. Aber sie ha-
ben sich selbst unterrichtet, und hiezu manche Stunde mehr an-
wenden müssen, als unter einem geschickten Meister erforderlich
gewesen wäre. Schwer und mühsam ist dieser Selbstunterricht;
und noch schwerer die Auswahl der poetischen Stücke, um

hörig anzufangen und fortzuschreiten. In dem hier gelieferten Bu-
che finden die Liebhaber der englischen Poesie eine ziemlich gute
Auswahl, von dem ungenannten Herausgeber zwar eigentlich für
Kinder bestimmt, aber mehr der Fassungskraft erwachsener Leu-
te angemessen. Man findet neuere und ältere Stücke beyammen.
Der deshalb zu Rathe gezogenen Dichter sind 22; nämlich *Mrs.
Barboud, Beattie, Miss Curter, Cunningham, Faucet, Gay, Gold-
smith, Gray, Johnson, Langhorne, Ledyard, Lyttleton, Milton,
Pope, Prior, Rowe, Smollet, Swift, Thomson, Warton, Miss
William und Young*. Die deutschen Anmerkungen sind nicht
erläuternd, sondern bloß übersetzend, doch mit vieler Präcision.
Profaische Aufsätze enthält die Sammlung nicht; wie man in Ge-
mäßheit des Titels erwarten sollte. Denn warum wären sonst die
Fabeln den *Gedichten* entgegengesetzt? Sie ist in drey Theile zer-
legt, wovon der zweyte nur *Fabeln* von *Gay* enthält. Das Übrige
besteht aus Liedern, Elegien, Bruchstücken aus Lehrgedichten,
u. s. Balladen. Der Druck ist schön und correct. Oh.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 J U L I U S , 1 8 0 7 .

H O M I L E T I K .

NÜRNBERG U. SÜLBACH, b. Seidel: *Predigten im Jahre 1803*, bey dem kurf. sächs. evang. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten von D. Franz Volkmar Reinhard, kurf. Oberhofprediger, Kirchenrath und Oberconsistorialassessor. Zwey Bnde. 1804. VI u. 344. VI u. 320 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)
Ebendasselbst: *Predigten im Jahre 1804* bey dem kurfürstl. sächs. evang. Hofgottesdienste zu Dresden gehalten von D. F. V. Reinhard, Zwey Bnde. 1805. VIII u. 408. VIII u. 384 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)
Beide Sammlungen auch mit dem Zusatz des Titels: *Dritte Sammlung vom Jahre 1803. Vierte Sammlung vom Jahre 1804.* (Beide Sammlungen auch in einer größeren Ausgabe in gr. 8. jede 2 Rthlr. 8 gr.)

Bei einem Kanzelredner, der, wie Hr. Reinhard, dem Publicum bereits so viele ausgezeichnete Proben geistlicher Beredsamkeit dargeboten hat, bedarf es nicht erst einer Versicherung, daß er auch diesen neuen reichhaltigen Sammlungen christlicher Religionsvorträge die nämlichen Vorzüge zu ertheilen bemüht war, welche seinen bisherigen Predigtsammlungen in so mancher Hinsicht das Recht erworben, als Muster aufgestellt zu werden. Wir dürfen daher nicht weitläufig aus einander setzen, daß auch den vorliegenden Predigten eine sorgfältige Auswahl der behandelten Gegenstände, eine im Ganzen ungezwungene Ableitung des Thema aus dem Text, eine mannichfaltige und fruchtbare Benützung desselben, und eine noch immer reiche Fülle von Ideen, wobey der Vf. auch einem an sich weniger fruchtbaren, und schon oft behandelten Text immer noch eine neue lehrreiche Seite abzugewinnen weiß, eine streng logische Anordnung und Ausführung, ein tiefer psychologischer Blick, ein vielseitiges Beobachten der verschiedenen Verhältnisse des menschlichen Lebens, und ein tiefes Eingreifen in dieselben, und endlich eine edle und kraftvolle, aber jeden unnöthigen Schmuck verschmähende Sprache, und ein gerundeter, aber nie überladener Periodenbau, zur vorzüglichsten Empfehlung gereicht. Wir glauben vielmehr statt solcher und ähnlicher Erörterungen unsere Leser auf den reichen Inhalt dieser Vorträge, und auf dasjenige, was ihnen wegen ihrer individuellen Beziehungen besonders eigen ist, aufmerksam machen zu müssen, um dann zugleich gelegentlich einige Erinnerungen mitzutheilen.

Zuvor müssen wir in Ansehung des Umfangs die-
S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

ser beiden Sammlungen bemerken, daß sie beide nicht einen ganz vollständigen Jahrgang von Predigten enthalten, da der bekannte Unfall, der den Vf. auf einer Geschäftsreise im Sommer 1803 traf, und der selbst seinem Leben Gefahr drohte, es ihm unmöglich machte, in dem noch übrigen Theil des Jahres die Kanzel wieder zu betreten, bis er im Februar 1804 sich so weit hergestellt fühlte, daß er auch seine öffentlichen Vorträge wieder fortsetzen konnte. Daher findet sich in diesen Jahrgängen eine Lücke vom achten Sonntag nach Trinitatis 1803, wo der Vf. vor jenem Unfall zuletzt gepredigt hatte, bis zum Tage der Reinigung Mariä 1804, wo er zuerst die Kanzel wieder betrat. Auch würde Hr. R., der Vorrede zum Jahrgang 1803 zufolge, gar nicht daran gedacht haben, die kleine Anzahl von Predigten, die er im Lauf desselben Jahres halten können, öffentlich erscheinen zu lassen, wenn er nicht von mehreren Seiten auch zu ihrer Bekanntmachung ausdrücklich aufgefordert wäre. Über ähnliche Aufforderungen zur ferneren Publicirung dieser Jahrgänge erklärt sich der Vf. in der Vorrede zum Jahrgang 1804, und bemerkt zugleich, daß darin allein der Grund der ferneren Mittheilung dieser Vorträge liegt, wenn er gleich selbst sich überzeugt hält, „daß es fast unmöglich ist, wenn man in einem Gedränge mannichfaltiger Geschäfte, im Geräusch unvermeidlicher Zerstreuungen, unter immerwährenden schmerzhaften Bewegungen eines reizbaren, angegriffenen Körpers, Jahr aus Jahr ein über dieselben, zum Theil sehr übel gewählten, und nichts weniger als fruchtbaren Perikopen, und dabey so oft, als er, öffentlich reden muß, immer neu und anziehend zu seyn, und allezeit etwas Vorzügliches, des Drucks nicht Unwürdiges, zu liefern:“ eine Erklärung, die der Bescheidenheit des Hn. R. zur größten Ehre gereicht, und uns mit so viel größerer Hochachtung gegen einen Mann erfüllt, der, ungeachtet so vieler Hindernisse und Schwierigkeiten, dennoch überall so viel liefert, und in der That noch immer in so mancher unfruchtbaren Perikope neu ist. Nur diese Bemerkung sey Rec. bey d. heit vergönnt, da Hr. R. selbst der „zu gewählten, und nichts weniger als fruchtbaren Perikopen gedenkt, über welche er Jahr aus Jahr aus den muß,“ daß es ihm allerdings bei wie ein Mann von solchem Ansehen, der in der sächsischen Geistlichkeit steht, in diesen Perikopenzwang gebunden seyn, und zwar so sehr gebunden seyn, daß er es selbst bey außerordentlichen Veranlassungen, selbst wo, wie am Neu-

jahrstage, die gewählte Perikope durchaus unschicklich ist, nicht einmal wagt, einen anderen und passlicheren Text zu wählen, da doch in anderen protestantischen Ländern in neueren Zeiten den Geistlichen im Gebrauch der Perikopen immer größere Freyheiten gestattet sind; und dafs es nicht weniger befremdet, wie ein Mann von solchem Ansehen und Einflufs, als Hr. R., der das lästige des Perikopenzwangs so oft mufs empfunden haben, nicht längst gesucht hat, entweder diesen Zwang möglichst abzustellen, oder, wie es schon vor mehr als einem Decennium im Hannoverschen geschehen ist, zum Theil die Auswahl und Anordnung der Perikopen zu verändern, zum Theil die gänzlich aus dem Zusammenhang herausgeriffenen zu ergänzen, und oft schon dadurch sie fruchtbarer zu machen. Unter solchen Umständen wird den Lesern, so sehr sich auch der Vf. bemüht, bey den schon so oft behandelten evangelischen Perikopen noch immer neu in Behandlung und Anwendung derselben zu seyn, doch die in eben der gedachten Vorrede ertheilte Versicherung willkommen seyn müssen, „dafs es ihm vielleicht vergönnt wird, die epistolischen Texte einmal behandeln zu dürfen, die ihm Gelegenheit geben werden, noch so Manches anzuführen, was auf der Kanzel gesagt zu werden verdient, und was sich mit den evangelischen Perikopen ohne Zwang in keine Verbindung bringen läfst.“

Für jetzt mag nun die Auszeichnung einiger vom Vf. behandelter Themate, und die Bemerkung, wie er sie mit seinen Perikopen in Verbindung gesetzt, oder aus denselben abgeleitet hat, zum Beweise dienen, wie sehr er ferner bemüht gewesen ist, jenen Perikopenzwang nicht blofs nützlich für sein gebildetes Publikum, sondern auch in homiletischer Hinsicht lehrreich zu machen. Gleich die 1. Predigt des Jahrgangs 1803 macht bey Gelegenheit des bekannten Neujahrsevangeliiums von dem Zwange der Pflichten, dem Jesus durch die Beschneidung unterworfen ward, und der wohlthätig und segensreich für ihn selbst und für Andere werden mußte, die Anwendung auf den Zwang der Pflichten, unter welchem wir stehen; und entwickelt darauf den Hauptsatz: *Wie sehr wir Ursache haben, bey dem Eintritt in ein neues Jahr den Zwang der Pflicht zu segnen; da er höchst wohlthätig ist für unsere Würde, für unsere Geschäftigkeit, für unsere Zufriedenheit, und für das gemeine Beste.* — Das Evangelium von der Hochzeit zu Kana, giebt dem Vf. in der 3. Predigt desselben Jahrgangs Gelegenheit, Betrachtungen über die Denkungsart anzustellen, welche Jesus im Evangelio [der Vf. liebt noch immer in seinen Predigten das lateinische Flectiren der ursprünglich nicht deutschen Wörter, oder Namen, wie hier: im Evangelio; wie in der 22. Predigt dieses Jahrg. Bd. II, S. 150 Jesus sagt im Evangelio zu Nikodemo, und in ähnlichen Fällen; welches uns mit der übrigen Reinheit seines Styls zu contrastiren scheint,] bey dem Genuße des Vergnügens enthielte. Er zeigt nämlich, wie sich eine vorsichtige, reine, theilnehmende, wohlthätige Seele, und eine Seele, die ihren erhabensten Endzweck nie aus den Augen verlor, hier offenbarte. —

Das Evangelium von den Arbeitern im Weinberg benützt unser Vf. in der 6. Predigt dieses Jahrgangs, um nöthige Erinnerungen sowohl für die, denen es Gott hier schwer, als auch für die, denen er es leicht gemacht hat, mitzutheilen. Ungern versagen wir uns das Vergnügen, diese einzelnen durchaus lehrreichen und anwendbaren Erinnerungen besonders aufzuführen — Nicht weniger lehrreich ist der Vortrag über die sittlichen Kämpfe in unserem Inneren, wozu das Evangelium von der Versuchung Jesus in der 8. Predigt Veranlassung giebt. — Die beiden Osterevangeliien werden in der 14. und 15. Predigt trefflich benutzt, um fruchtbare Betrachtungen über die menschlichen Verbindungen aus der Geschichte des Auferstandenen herzuleiten, und in der ersten Predigt zu zeigen, wie wir über unsere Verbindungen denken, in der letzteren, wie wir bey diesen Verbindungen handeln sollen. Mag hier auch manche dieser Betrachtungen sowohl der ersteren, als der letzteren Classe auf die Art, wie sie mit der Perikope in Verbindung gesetzt, oder aus derselben abgeleitet wird, etwas gesucht scheinen: dennoch bleibt dem Vf. das Verdienst, die so oft behandelte Geschichte von der Auferstehung Jesus von einer neuen, lehrreichen Seite dargestellt, und den Blick seiner Zuhörer und seiner Leser von dem erzählten wunderbaren Factum der Auferstehung abgelenkt, und auf das Verhalten des Auferstandenen gerichtet zu haben. — Das Evangelium am Himmelfahrtstage giebt dem Vf. in der 10. Predigt reichen Stoff zu Tröstungen für die, welche scheiden müssen, ohne ihre edelsten Absichten und Entwürfe ausführen zu können. — Das Evangelium am Tage der Heimführung Mariens dient dem Vf. in der 23. Predigt zur fruchtbaren Darstellung: *Wie Christen die Bande des Bluts und der Verwandtschaft heiligen sollen.* — Die Umstände in dem Evangelium von einer Speisung der 4000 Mann führen den Vf. in der 28. Predigt auf die Betrachtung: *Wie merkwürdig es uns seyn muß, dafs die Apostel nie Wunder von ihrem Herrn verlangten.* In des Vfs. Ausführung wird auch die, es dem Schein nach weniger fruchtbare Thema doch zu manchen lehrreichen Folgerungen und Ermunterungen benutzt. Nur bey der Beweisführung, *dafs die Apostel nie Wunder von ihrem Herrn begehrten, und bey der Erhebung ihrer Denksart, da sie nach S. 293, Bd. II, ihren Herrn nur immer zum Vortheil Anderer wirken sehen, und selbst auf gar nichts Anspruch machen,* schien uns doch der Umstand, der Luk. IX, 54 erzählt wird, und der uns wenigstens einige Apostel in einem anderen Lichte darstellt, gänzlich übersehen zu seyn. — Aus dem Jahrgang 1804 müssen wir in ähnlicher Hinsicht noch folgende Predigten ausziehen. In der 1. Predigt dient dem Vf. das Evangelium am Tage der Reinigung Mariens, an welchem er zum erstenmal nach seinem erlittenen Unfall wieder öffentlich auftrat, Betrachtungen über unseren Weg durch das Leben auf Erden anzustellen, in denen er nicht blofs belehrt, ermuntert und erbaut, sondern, was selten bey ihm der Fall ist, auch rührt, und seine dankbaren Empfindungen sowohl gegen Gott, als gegen seine Gemeine und seine Freunde, die ihm während seiner

Krankheit so zärtliche Theilnahme bewiesen hatten, aufs lebhafteste an den Tag legt. — Die Perikope von dem cananäischen Weibe benutzt der Vf. in der 4 Predigt, um auf die merkwürdige Vereinigung hinzuweisen, welche das Evangelium Jesu zwischen der Liebe zum Vaterlande und zwischen der allgemeinen Menschenliebe stiftet. — Die Erzählung: das man die Wunder Jesu der Mitwirkung des Beelzebub zuschrieb, wird in der 6 Predigt zu einer starken Erklärung wider das Verschreyen der Tugend angewandt. — Das Fest der Auferstehung Jesu erscheint in der 7 und 8 Predigt als ein Gedächtnisfest unserer Vollendeten. — Die Erzählung von der Heilung des Wasserfüchtigen führt den Vf. in der 27 Predigt auf eine Betrachtung über den Gedanken, dass wir häufig von Anderen beobachtet werden, ohne es zu merken. Es sey nämlich bald das Auge des Unbefangenen; der bloß Etwas erfahren will; bald das Auge des Freundes, der uns liebt; bald das Auge des Kenners, der uns prüft; bald das Auge des Gegners, der auf uns lauert; welches, ohne dass wirs gewahr werden, auf uns gerichtet ist. Jeder Punkt bietet Stoff zu den fruchtbarsten Erinnerungen voll ächter Lebensweisheit dar. — Nicht weniger lehrreich ist die Ausführung in der 29 Predigt, bey Gelegenheit der Perikope vom Gichtbrüchigen: Wie wichtig wahren Christen das Vertrauen des Ortes seyn soll, an welchem sie sich aufhalten; und in der 36 Predigt bey dem Evangelium vom Einzug Jesu in Jerusalem: Wie sehr sich Christen zu hüten haben, kein Spiel der Umstände zu werden. Diese Auszeichnung einiger der vorzüglichsten Vorträge wird hinreichen, um auf die große Reichhaltigkeit dieser neuen vier Bände Reinhardtscher Predigten aufmerksam zu machen, und daran zu erinnern, dass auch diese beiden Jahrgänge nicht allein reichen Stoff für die häusliche Erbauung darbieten, sondern auch sowohl wegen ihres fruchtbaren Inhalts, als wegen ihrer steten Anschliessung an die oft unfruchtbar scheinende Perikope, und wegen ihrer steten Beachtung der Bedürfnisse des Zeitalters, von älteren und jüngeren Kanzelrednern studirt zu werden verdienen. Nur einige Bemerkungen und Erinnerungen über einige andere Seiten dieser Predigten kann Rec. hier nicht unterdrücken.

Zwar ist es nicht zu leugnen, dass der Vf., der bey Behandlung moralischer Gegenstände, und bey Herleitung fruchtbarer Folgerungen und Ermunterungen aus seinen moralischen Erörterungen, in seiner ganzen Grösse erscheint, in diesen beiden Jahrgängen nur selten dogmatisirt, und dass, wenn er sich ja hiezu veranlaßt sieht, wie in der Predigt am ersten Bußstage 1803, die sich mit einem prüfenden Nachdenken über die Glückseligkeit derer, die Alles von Gott durch Christum erwarten, beschäftigt, oder wie am ersten Bußstage 1804, wo er von dem freyen Rathschluss Gottes redet, uns durch Christum zu beglücken, er doch überall bemüht ist, seinen dogmatischen Sätzen eine praktische Seite abzugewinnen; so dass er auch selbst im Dogmatisiren nach seinem System noch lehrreich bleibt. Aber es ist bey Vergleichung mehrerer

nicht bloß dogmatischer, sondern auch moralischer Vorträge eben so wenig zu verkennen, dass dem Vf. ein hoher Grad von Bitterkeit gegen seine Zeitgenossen eigen ist, die sich oft in die wehmüthigsten Klagen ergießt; bald, dass man das Evangelium Jesu nicht achtet, die von Gott mitgetheilte Lehre des Evangeliums als bloße menschliche Erfindung betrachtet, und die freye Gnade Gottes durch Christum verschmätzt; bald, dass man zum Theil von sich und seinen Kräften allein Alles erwartet, was zum Streben nach höherer Vollkommenheit erfordert wird, und von der menschlichen Würde zu stolze Begriffe hat, zum Theil immer tiefer in Sinnlichkeit und grobe Ausschweifungen verfinstert, und was dergleichen Klagen über den Verfall der Religion und der Sitten mehr sind. Wir geben nun zwar zu, dass manche Klagen über den Unglauben und die Zweifelsucht des Zeitalters, oder über den herrschenden Egoismus und über den Verfall der Sittlichkeit nicht ohne Grund sind; aber wir glauben auch gewiss, dass der Vf. in manchen Vorträgen die Sache übertreibt, wie dies z. B. in der 30 Predigt des Jahrgangs 1804 der Fall ist, wo er nach Veranlassung des Evangeliums von dem Gast, der kein hochzeitliches Kleid an hat, von der Selbstgenügsamkeit redet, welche die Wohlthaten des Evangeliums zu können glaubt, und diese Selbstgenügsamkeit schildert als ein schnödes Verachten des Unterrichts, das das Evangelium giebt; der Gnade, die es darbietet; des Bestandes zum Guten, den es verspricht; und der Seligkeit, zu der es Hoffnung macht; oder wie dies zum Theil der Fall ist in der 32 Predigt desselben Jahrgangs, wo er am Reformationstage — in mancher Hinsicht allerdings auf eine lehrreiche Weise — erinnert: dass wir sehr zu verhüten haben, einige sehr rühmliche Eigenschaften, welche bey der Kirchenverbesserung wirksam waren (z. B. Wilsbegierde, Untersuchungsgeist, Widersetzlichkeit gegen menschliches Ansehen, Freymüthigkeit u. dgl.) nicht in verderbliche Fehlerarten zu lassen; oder, wie dies ganz besonders in den beiden Pfingstpredigten von 1803 der Fall ist, wo die Warnungen wider das immer mehr überhand nehmende Erkalten des Gefühls für die Religion, mit einer gar zu harten Anschuldigung unseres Zeitalters verbunden sind, und aus derselben hervorgehen. Um nun mit Uebergehung mancher anderer Erinnerungen, die sich solchen Auklagen des Zeitalters entgegenzusetzen ließen, nur dies Eine bezubringen, glauben wir gewiss annehmen zu können, dass man ein aufrichtiger Verehrer der Religion seyn kann, ohne sich gerade für den öffentlichen Cultus so eifrig, als die Vorfahren, zu interessieren; dass man das Evangelium Jesu als eine wichtige Bildungs- und Erziehungsanstalt für die Menschheit und als ein Werk der Vorsehung aufrichtig schätzen, und democh sich unablässig bemühen kann, mit seiner Vernunft immer tiefer in die Lehren desselben einzudringen, um sie eben nach ihrer Vernunftmäßigkeit zu prüfen und zu schätzen; dass man endlich die Lehre Jesu nach ihren Hauptpunten sehr hoch schätzen, und mit denselben völlig einverstanden seyn kann, ohne gerade diejenigen

Vorstellungen von der freyen Gnade Gottes durch Christum, und von dem gänzlichen Unvermögen des Menschen zum Guten zu unterhalten, welche Hr. R. gegenwärtig so sehr begünstigt, und welche er bey aller Gelegenheit in seinen Vorträgen einschränkt. Und wir dürfen nur noch hinzufügen, wie hart also das Urtheil des Vfs. ist, daß dasjenige, was er in jener angeführten Predigt eine *Selbstgenügsamkeit* nennt, welche die *Wohlthaten des Evangelii* entbehren zu können glaubt, und welches nach unserem Urtheil nichts anders ist, als ein *S* uns Gott selbst gegeben hat, sorgfältiger zu prüft Vorstellungen von Religion zu unterscheiden Vorstellungen von dem Christenthums zu sich *menschenwürdigen* *W*ürde, welche wir wiederum Gott selbst verdanken, daß diese *Selbstgenügsamkeit* nach S. 202 Bd. II des Jahrgangs 1804 *allezeit aus den unlautersten Quellen entspringt!* Nachst diesen und ähnlichen Bemerkungen aber sey uns nur noch die Frage vergönnt: ob es denn in der That zu hoffen sey, daß so oft wiederholte und zum Theil mit solcher Bitterkeit geküsste Klagen in der That zur *Besserung* gereichen mögen; ob nicht vielmehr bey dem Einen der Gedanke sich erzeuge, daß der Vf. die Sache übertreibe, und bey dem Anderen eine gänzliche Niedergeschlagenheit und Ängstlichkeit bewirkt werde, die nur Muthlosigkeit erzeugt, sich aus diesem Zustande zu erheben; und ob nicht gerade durch des Vfs. Schilderungen, wobey er unleugbar oft zu grelle Farben aufträgt, derjenige sich am wenigsten getroffen fühlen wird, den er am ersten zu treffen wünscht.

Speciellere Bemerkungen über einzelne Stellen, die Rec. aufgefallen sind, muß er zurückhalten, um nur noch zu erinnern, daß er bey der übrigens reinen und classischen Sprache des Vfs. den Ausdruck: ein *gethanenes* Versprechen, Bd. I. S. 109 des Jahrgangs 1803, für einen bloßen Druckfehler zu halten geneigt ist; und daß er den Ausdruck Bd. I. S. 78 des Jahrgangs 1804 „eine Untersuchung, der sich keiner von euch *entschütten* kann,“ eben so wenig zu billigen vermag, als den S. 273 desselben Bandes gebrauchten Ausdruck: dieses *Entgeißern* der menschlichen Natur, und S. 269 „da man überall so eifrig daran arbeitet, das Zeitalter zu *entgeißern*,“ welchen

Ausdruck dem Vf. seine Unzufriedenheit mit dem Zeitalter eingegeben hat. — Doch alle diese Bemerkungen, welche Rec. nicht unterdrücken zu dürfen glaubte, können so wenig den Werth herabsetzen, welchen diese geistvollen und kernhaften Vorträge im Ganzen behaupten, als die Berechtigung zu diesen Bemerkungen diejenige aufrichtige Achtung vermindern kann, die Rec. einem so verdienten Kanzelredner auch für diese neuen Sammlungen öffentlicher Vorträge mit willigem Herzen darbringt. *Atf.*

- 1) SCHWERIN, b. Bärensprung: *Vorbereitungs- und Confirmations-Reden*, von C. F. Schmidt, Pred. zu Moissal im Mecklenburg-Schwerinschen, nebst einer Orgel-Einweihungs-Predigt. 1806. 102 S. 8. (10 gr.)
- 2) ANSBACH, b. Gaffert: *Die Wirkungen der Erndte* in zwey Predigten am Erndte-Dankfeste 1805 vorgetragen und als Beytrag zur Erbauung des Vaterlandes im Druck gegeben von Friedr. Christian Thomafius, Pfarrer zu Egenhausen im Ansbachschen. 1806. 68 S. 8. (4 gr.)

Beide Vff. predigen erbaulich und den Umständen, worin, wie den Absichten, warum sie reden, angemessen; nur sind beide etwas zu wenig auf logische Ordnung bedacht. Der Erste hat eine schöne Sprache, und weiß besonders, was immer noch selten ist, gut zu beten; er ist aber da, wo nicht sein Gefühl sich auspricht, wenig populär, besonders, weil er zu viel Sachen zusammen häuft, auch seine eigenthümlichen Religionsansichten, die zuweilen mit einem eigenen theologischen System in Verbindung stehn, so darlegt, als habe sie jedermann mit ihm. Wozu die Vorbereitungsreden vorbereiten sollen, wird nicht gesagt. Sie scheinen vor den Confirmationsreden noch besonders an die Confirmanden gehalten zu seyn. Die dritte sagt in der Kürze ungemein viel Wahres und Gutes zum Lobe der Bibel als heilige Schrift. Sie verdient daher, daß junge Christen sie oft lesen; aber, um als Rede zu wirken, enthält sie zu viele Sachen. Die Orgel-Einweihungspredigt ist mittelmäßig.

Der zweyte Vf. ist populär, er erschöpft aber sein Thema nicht, und seine Arbeiten sind immer nur ein unbedeutender Beytrag zur Erbauung des Vaterlandes, sollte er darunter auch nur das Anspachsche verstehen. *Dfr.*

KLEINE SCHRIFTEN.

HOMILETIK. Freyberg, b. Gatz und Gerlach: *Zwey Predigten bey einer Amtsveränderung gehalten*, von Gottlob Immanuel Petsche, Amtsprediger an der Peterskirche zu Freyberg. 1804. 44 S. 8. (4 Gr.) Nicht glänzende Beredsamkeit, aber eine Herzlichkeit, aus der man auf die Verhältnisse schließen kann, in denen der Vf. mit seiner Gemeinde steht, zeichnet diese Predigten aus. Die erste ist eine Probepredigt über das Evangelium am 24 Sonntag nach Trinitat. Wenn (wann) darf der Religionslehrer, ohne in den Fehler der Zudringlichkeit zu fallen, Offenheit von seinen Gemeindegliedern fordern? Wenn seine Forderung 1) pflichtmäßig, 2) notwendig, 3) auf seinen persönlichen Werth gegründet ist. Die Eintheilung ist freylich nicht die bequemste, und macht Wiederholungen im

ersten und zweyten Theil oft unvermeidlich; indess spricht die Predigt selbst von vieler Amterfahrung und dem besten Willen. — Mehr gefiel uns die zweyte, nämlich die Antrittspredigt, über das Evangelium am Sonntag Reminiscere. Von der Verbindlichkeit der Religionslehrer, auch für die irdische Wohlfahrt ihrer Gemeinde, so viel sie können, Sorge zu tragen. Aber warum benutzte der Vf. (außer in dem Übergange) das Evangelium so gar nicht, aus welchem er doch fast alle Wahrheiten herleiten, und mit Beweisen belegen konnte? Schamen sich doch unsere größten Kanzelredner dieses Verfahrens nicht, und beurkunden dadurch vielmehr die Gewandtheit ihres Geistes.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 J U L I U S , 1 8 0 7 .

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

BERLIN, b Himbürg: *Beiträge zur Philosophie der Kriegskunst.* Von Julius von Voss. 1804. 230 S. 8. (20 gr.)

Der Vf. dieser Blätter beschäftiget sich zuvörderst mit der Erziehung des Kriegers, um dann zu den Erfahrungsgrundsätzen der Kunst selbst überzugehen, und ihren Werth oder Unwerth mit philosophischem Geiste zu untersuchen. Nach einigen vorläufigen Betrachtungen über die Geistesbildung überhaupt, stellt er S. 14 den Satz auf: es sey nöthig „den preussischen (1) Officier so viel als möglich wissenschaftlich auszubilden, aber so, daß er dadurch so wenig als möglich an Körper und Gemüth verliere.“ Dadurch, so wie durch die Zeichnung des Ideals eines preussischen Officiers S. 16 giebt er zugleich den Gesichtspunct an, aus dem man seine Arbeit beurtheilen muß. Es sind fromme Wünsche und Vorschläge, das preussische Militär — dessen nahen Fall der Vf. nicht ahnden konnte — der Vollkommenheit immer näher zu bringen, indem dabey einige gute Einrichtungen Frankreichs als Beyspiel aufgestellt werden. Unmöglich aber kann Rec. beypflichten, daß es bey dieser Armee, so wie überhaupt bey allen deutschen Armeen, je nützlich seyn sollte, alle Leibesstrafen abzuschaffen. Es ist hier der Ort nicht, die Gründe aufzuführen, die dagegen sprechen; allein, die neuesten Ereignisse haben gezeigt, daß das preussische Militär durch die höhere Aufklärung und durch die gar sehr verminderten Körperstrafen nichts besser geworden ist. Eben so wenig kann Rec. die preussische Ordnung für die erste in unserm Welttheil halten, er ist vielmehr durch mehrere auffällende Beyspiele genau von dem Gegentheile überzeugt. S. 48 heist es: „es wäre wünschenswerth, daß man zu Lehrern in diesem Fache (der Artillerie) wahre geniale Individuen anstellen könnte, die die Gabe besäßen, den Eleven das in der Kunst Vorhandene rasch eigen zu machen, um ihn bald zur Originalität der Idee zu führen. Und das, damit der Erfindungsgeist hier mehr rege würde. Denn im Artilleriefache scheinen viele *Australien* (?) zu liegen, die ihre Entdecker fodern. Nichts wirkt mehr im Kriege, als das große Geschütz, aber, wie wenig transportabel, wie impedimental, wie kostspielig ist dieß Geschütz! Wie selten kann mans recht zur Anwendung bringen. (?)“ Ja wohl, so lange Generale commandiren, die durchaus Nichts von der Schussweite, der Wirkung und dem Gebrauch des

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Geschützes wissen! Nur dann erst, wenn man aufhören wird, die Artilleristen für bloße Handwerker zu halten; wenn man, wie bey den siegreichen französischen Heeren, die besseren Köpfe unter ihnen an die Spitze stellt, wird eine richtigere Anwendung des Geschützes den Sieg um so sicherer vorbereiten, und so schneller herbey führen. Keineswegs aber durch glänzende Erfindungen excentrischer Köpfe, deren die ersten Jahre des Revolutionskrieges so viele aufzuweisen hatten, die aber beynahe alle eben so schnell wieder verschwanden, weil man sehr bald wahrnahm, daß ihre so gepriesenen Vortheile bloß eingeildet waren.

Mit vollem Rechte dringt der Vf. auf frühe körperliche Stärkung der für den Kriegsdienst bestimmten jungen Leute; Rec. kann den praktischen Nutzen davon durch das Beyspiel eines so von ihm erzogenen sechzehnjährigen Jünglings erweisen, auf dem weder die Gefahren noch die Beschwerden des gegenwärtigen Feldzuges Eindruck machen. Ihm ist durchaus gleich, ob er im weichen Bette schläft, oder zwischen den Furchen eines Ackers ruhet; ob die melodischen Töne der Instrumente, oder das Gefaule der grossen und kleinen Kugeln sein Ohr treffen. Dieser ganze Abschnitt enthält viel Wahres und Gutes, wo das etwa Übetriebene nicht in Betracht kommt. Dasselbe läßt sich auch von dem folgenden Abschnitt S. 149 über die *Verhütung der Krankheiten der Soldaten* sagen. Manches Übel könnte verhütet, mancher Soldat den ihm so fürchterlichen Lazareth entzogen werden, wenn er besser bekleidet und genährt wäre, als gewöhnlich der Fall ist. Ob übrigens das vom Vf. vorgeschlagene Mittel gegen die Ruhr: kaltes Wasser innerlich und äußerlich gebraucht, überall anwendbar seyn dürfte, läßt sich nicht ohne Grund bezweifeln.

Obgleich der Vf. sich in der Vorrede gegen den Vorwurf zu verwahren sucht, daß er sich zu vieler fremder und ungewöhnlicher Worte bedient habe: so lassen sich doch Ausdrücke von *impedimental* für hinderlich, *Contreraisonnement*, *Contemplation* für Betrachtung und Beinerkung, *Malcontent* für Unzufriedene, *limite* für Grenze, *Affuranz*, *Perimeter der Ideen* u. s. w.; durchaus nicht entschuldigen. Sie sind nicht nur leicht zu übersetzen, sondern auch im Deutschen überhaupt ganz ungewöhnlich.

N. M. M.

HALLE, b. Schimmelpfennig: *Allgemeines militärisches Lexicon.* Herausgegeben von Friedrich Mei-

wert, königl. preuss. Ingenieur - Capitain. 1 Band von A—C. 1806. XVI u. 436 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Der schon durch andere Arbeiten rühmlich bekannte Vf., setzt in der Vorrede die Erfordernisse eines allgemeinen Wörterbuchs der Kriegswissenschaft sehr gut aus einander, so daß Rec. nicht anders, als mit sehr günstigen Erwartungen, die Beurtheilung des Werks selbst beginnen konnte. Allein, gleich auf der ersten Seite wurden jene Erwartungen gar sehr herabgestimmt, da sich unter den 9 auf derselben erklärten Wörtern auch nicht Ein militärisches findet.

Den Anfang dieses militärischen Wörterbuchs macht die Präposition A; dann folgen *Abacus*, *Abarbeiten* ein Schiff vom Strande, *Abarbeiten* ein geendertes Schiff, *Abanken*, *Abberufen*, *Abberufung*, *Abbiegen vom Wege*, *Abbilden*, *Abbinden*, *Abend*, *Abendstern*, *Abgelegen*, *Abgrund*, *Ablaufen des Wassers*, *Abmessen*, *Achteck*, *Achtel*, *Acker*, *Addition*, *Ähnlichkeit*, *Allee*, *Alpen*, *Anmerkung*, *Astrologie*, *Balir*, *Balken*, *Barometer*, *Bauen*, *Baugelder*, mit allen Derivatis im *Bauen*, *Bergauf*, *Bergab*, *bestimmt*, *Beweis*, *bilden*, *Bogen* in der Mathematik, *Bohlendächer*, *Breite*, *Broderie*, *Brüche* und *Bruchzeichen*, *Bühnen*, *Cabinet*, *Cabotage*, *Calculiren*, *Chronologie*, *Civil*, *Civilisirung*, *Clima*, *Cohäsion*, *Combination*, *Concav*, *Continent*, *Contract*, *Correspondenz*, *Cosmographie*, *Cubus* mit allen Derivatis u. s. w. Wie sehr der Vf. seinem Zweck, ein für den Soldaten wie für den Liebhaber gleich brauchbares militärisches Wörterbuch zu liefern, untreu ward, beweist diese Menge Worte, die jeder anderen Wissenschaft weit eher, als der Kriegskunst, angehören, mit der sie oft kaum in entfernter Beziehung stehen. Allein im Buchstaben A beträgt ihre Zahl über 130; *Brennglas* verdiente vielleicht seinen Platz bloß dadurch, weil die Soldaten im Kriege bisweilen ihre Tobackspfeifen damit anzünden; auf diese Weise könnte man durchaus alle Worte der deutschen und französischen Sprache hieher ziehen. Unter *Cosarde* erfährt man die wichtige Neuigkeit: daß alle Truppen schwarze Zopfschleifen haben (!). Bey aller dieser ermüdenden, zwecklosen Weitläufigkeit sind dennoch mehrere Worte mangelhaft. Unter *Belohnungen* wird auf *Orden*, *Pensionen* und *Versorgungen*, hingewiesen, wo man fechtlicher die Art der militärischen Belohnungen und ihrer Anwendung zu finden erwartet hätte. Bey *Bordiren* fehlt der Begriff: irgend eine Linie, Dorf, Fluß etc. mit Truppen zu besetzen. *Choc* soll mit dem deutschen *Schock* (60?) gleichbedeutend seyn, wohin auch nachgewiesen wird. *Bornirt* von Gegenden, da es doch häufiger von den Verstandeskräften gebraucht wird. Was soll sich der Leser bey folgender Erklärung denken: „Ein Pferd *conspiren*, heißt das Pferd verschneiden, d. i. legen. Eben so wird auch *abstumpfen* (?) engliren, in der Bedeutung *conspiren* gebraucht.“

Was die Erklärung der militärischen Worte selbst betrifft, so ist sie mehrentheils gut und brauchbar, und das Buch würde nicht ohne Werth seyn, wenn alles

Überflüssige hinweggeschnitten, und das wirklich Militärische mehr zusammengezogen wäre.

N. M. M.

GLOGAU, b. Günther: *Angewandte Mathematik auf einem (n) Theil der Elementar - Taktik für Infanterie zum Selbstunterricht angehender Offiziere von einem königl. preuss. Offizier*. Erste Sammlung. 1805. XX und 256 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Man findet hier Berechnung der Zeit und des Raums bey den verschiedenen Bewegungen der niederen Taktik, und Betrachtungen über die Anwendbarkeit, so wie über die Vorzüge der einen oder der anderen Methode, die Bewegungen derselben auszuführen. Der Vf. fängt mit denjenigen Evolutionen an, welche die Veränderung der vorherigen Front zum Zweck haben, und handelt demnach zuerst von den Bataillonschwenkungen im Ganzen sowohl, als theilweise; hierauf geht er zu dem Angriff mit Echelons und dem Durchziehen der Treffen über, wo Vorschläge gegeben werden, den einen und das andere am besten auszuführen. Rec. hält es hier ganz gegen die Grundsätze des richtigen Gebrauchs der Artillerie, Geschütz vor die attackirenden Echelons zu stellen. Es würde im Avanciren feuern müssen, und dadurch den größten Theil seiner Wirksamkeit verlieren, während es auf die Flügel und an die schicklichsten Orte in starken Batterien gestellt, ununterbrochen agiren kann, ohne die Truppen in der Lebhaftigkeit ihres Angriffes zu hindern. Leichte Batterien folgen den ersten Echelons, um seitwärts herausbrechen und den Feind in der Flanke beschießen zu können, sobald sich dazu eine günstige Gelegenheit zeigt. — Mit Recht wird das Zurückwerfen eines, aus mehreren Bataillons bestehenden Flügels, um ihn zu refüsiren, S. 102 als unstatthaft verworfen, jedoch als ein gewöhnliches Übungsmanövre mathematisch untersucht. Wie oft und viel ist nicht der Gebrauch, und nicht selten sehr bitter, getadelt worden: den Krieger mit einer Menge zweckloser, bloß auf dem Exercierplatze anwendbarer Bewegungen zu beschäftigen, anstatt ihm den richtigen Gebrauch seiner Waffen zu lehren. Wie schwer die Preussen dafür gestraft worden sind, liegt am Tage, und dennoch setzt man immer noch fast allgemein die ganze Vollkommenheit des Soldaten in jene Kunstfertigkeit. Dahin dürfen wir mit vollem Grund auch die *Retraite en Echequier* rechnen; von der man vor dem Feinde wohl nie Gebrauch machen wird, wenn man nicht im Voraus gewiß seyn will, völlig zerstreut zu werden. — Im 5 Kap. schlägt der Vf. vor: das dritte Glied der Linien - Infanterie zum Tirilliren anzuwenden, und giebt die darauf abzweckenden Bewegungen an, nebst der Zeit, welche sie erfordern. Betrachtungen über die Richtung der Fahnenpelotons, insofern sie auf die Richtung der Bataillone und ganzen Linie Einfluß hat, beschließen das Ganze, dessen Brauchbarkeit sich offenbar mehr auf den Exercierplatz einschränkt, und daher in den gegenwärtigen Zeiten nur als geringfügig anzusehen ist.

N. M. M.

TECHNOLOGIE.

ERLANGEN, b. Palm: *Neue Fabriken - Schule, worin nicht bloß zu verbesserten und auf richtige physikalische Grundsätze und Erfahrungen gegründeten Fabrikationsweisen, sondern vorzüglich auch zu zweckmäßigen Anlagen und zu Berechnungen über die Anlagskosten und den Ertrag der Fabriken auf eine insbesondere den Bedürfnissen der Fabrikanten und derer, die es mit Anlegung der Fabriken zu thun haben, angemessene Weise Anleitung gegeben wird.* Mit illuminirten Kupfern. Herausgegeben von Chr. Lebr. Rösling, Dr. und Prof. zu Erlangen. Erster Theil. 1806. 414 S. Zweyter Theil. 1807. 432 S. 8. (7 Rthlr.)

Es ist längst entschieden, daß, seitdem die Veredlung der rohen Naturproducte mehr ein Gegenstand der Untersuchung der Gelehrten geworden ist, auch der arbeitenden Menschenklasse eine Menge Vortheile und Erleichterungen bey ihren Beschäftigungen zugekommen sind; aber wahr ist es auch, daß die gewöhnlichen Arbeiter durch eigene Erfahrungen, oft aus Noth gedrungen, auf Handgriffe und Einrichtungen gelehrt werden, die die scharfsinnigsten Gelehrten durch langes Nachdenken schwerlich ersinnen. Daher werden allerdings die Fortschritte in Verbesserung der Gewerbe auffallender seyn, wenn der Gelehrte sich dem Arbeitenden mehr nähert, und mit ihm gemeinschaftlich über das Geschäft nachdenkt, und dieser Zweck soll hauptsächlich durch die Herausgabe der neuen Fabrikenschule bewirkt werden. Da der Herausg. den Unterschied, den man gewöhnlich unter Fabriken, Manufakturen und Handwerke macht, als Wortklauberey, und sie, insofern sie die ganze Summe der Kunstgewerbe betreffen, als gleichbedeutend betrachtet: so können seiner Meinung nach alle diese Beschäftigungen ohne Wahl hier einen Platz haben. Den gewählten Titel: *Fabrikenschule*, sucht er dadurch zu rechtfertigen, daß sein Buch nicht den Charakter einer Fabrikwissenschaft haben soll, indem man keine systematische, sondern eine bloß zufällige Anordnung zu erwarten habe. Unter den Fabrikanten sollte man nur auf wenige, die ein wissenschaftlicher Geist für Fabrikkunde belebe, und bey den meisten herrsche noch Rohheit und Trägheit, gleichsam Todseyn für Kunstwissenschaft, wovon aber die Schuld mehr auf die Gelehrten falle; welche über Fabriken schreiben, indem sie selten das leisten, was die Fabrikanten von ihnen eigentlich zu ihrer Belehrung verlangen. Das Urtheil eines Fabrikanten hierüber finden wir hier mit abgedruckt, und ist ungefähr im folgenden begriffen: Ihre Schriften seyen zu gelehrt abgefaßt, setzen zuviel unbekannte Sätze voraus, auf besondere Handgriffe, vortheilhafte Einrichtungen der Instrumente und Geräthschaften, zweckmäßige Anordnung der Arbeiten, die zwar mancher Fabrikant schon aus Erfahrung kennt, einander aber, weil es gegen sein Interesse ist, nicht entdecke, werde zu wenig Rücksicht genommen, der klügste Fabrikant könne sich in ihre Beschreibung der Geräthschaften,

Maschinen und nöthigen Gebäude nicht finden, und die ihren Büchern zugefügten Kupfer (Bilderchen werden sie hier genannt,) seyen oft nicht von der Art, daß man dadurch über ein Geschäft deutliche Auskunft erhalten könne. Über den Aufwand, welchen eine Fabrikantstalt nöthig mache, um dadurch einen Überschlag der Kosten zu erhalten, finde man in ihren Schriften gar keine Auskunft; daher seyen diejenigen, welche nach solchen Büchern Fabrikanlagen projectiren, und Berechnungen über Auslagskosten und reinen Ertrag der Fabriken anstellen wollen, übel berathen. Es fehlen solchen Schriften oft die vorzüglichsten Punkte: wieviel nämlich ein Arbeiter in einem Tage von dieser oder jener Arbeit fertig bringen könne, wieviel Zeit dieser oder jener Proceß erfordere, wieviel man zu einer Operation Brennmaterial nöthig habe, u. s. w. Der Herausg. fand die Klagen der Fabrikanten, ob sie gleich nach des Rec. Meinung im Allgemeinen zu hart sind, nicht ungerecht, und dies erregte in ihm den Wunsch, ein Werk über Kunstgewerbe, bearbeitet zu wissen, welches vorzüglich den Bedürfnissen des größsern Haufens der Fabrikanten entspreche, und von den Mängeln frey sey, welche die lesenden Fabrikanten vorzüglich denjenigen Schriften, welche mehrere Gewerbe zugleich beschreiben, vorwerfen. Der Herausg. faßte daher selbst den Entschluß, ein solches Werk zu bearbeiten, und dadurch ist nun die neue Fabrikenschule entstanden. Bald fand er aber, daß die Bearbeitung eines Werkes, welches die Gründung, Anlagen, Betreibung, Erhaltung und Berechnung der Anlagkosten einer Fabrik umfassen soll, unmöglich durch einen einzigen Menschen zu Stande gebracht werden könne, sondern mehrere Individuen zu gleicher Zeit zusammen greifen, und das mit vereinten Kräften zu realisiren suchen müssen; was als Wirkung eines Einzigen eine bloße Chimäre sey. Jedes mitwirkende Individuum müsse eigentlich Theorie und Praxis in sich vereinigen. Da man aber solche Individuen nur selten finde, so müsse man, um die Sache nicht ganz aufzugeben, auf eine kluge und zweckmäßige Art Theoretiker und Praktiker in Verbindung und Thätigkeit setzen. Um eine solche Verbindung zu Stande zu bringen, oder wenigstens zu versuchen, setzte sich der Hg. mit mehreren Individuen in Correspondenz, wo ihm denn mehrere Theoretiker, die im entschiedenen literarischen Ruf stehen, und auch Männer, die vorzüglich wegen ihrer vieljährigen Praxis bekannt sind, ihre thätige Mitwirkung zusicherten. Dies ist ungefähr das Vorzüglichste, was der Hg. durch die Herausgabe der Fabrikenschule zu bezwecken wünscht, und Rec. zweifelt auch nicht im geringsten an der Ausführbarkeit einer solchen Vereinigung, wenn es möglich seyn wird, den Fabrikanten die Meinung zu benehmen, daß durch ausführliche Beschreibung und Bekanntwerdung seines Gewerbes, und durch die dadurch vielleicht bewirkte Concurrenz er selbst an seiner Handthierung leiden werde. Doch zeigt der Hg. hierzu die größte Hoffnung, und belegt dies schon mit einigen nicht ungültigen Beweisen einiger Fabrikanten. Zwar hält er jede Fabrik für gleich

wichtig; demungeachtet aber soll zuvörderst bloß über solche Fabriken Unterricht gegeben werden, deren wichtige und zweckmäßige Betreibung viele und besondere Erfahrungen, oder einen gewissen Vorrath physikalischer Kenntnisse, oder besondere Maschinen und Anlagen erfordern. Damit die Fabrikenschule für jeden brauchbar werde, so sollen keine Kunstausdrücke oder Sätze aus der Physik gebraucht werden, ohne solche vorher zu erklären, und in jeder Abhandlung soll man ausführlichen Unterricht über die Gründung, Anlage, Betreibung, Erhaltung und Berechnung der Anlagekosten und des Ertrags einer Fabrik finden. Diejenigen also, welche künftig die neue Fabrikenschule bearbeiten, seyen zum Theil Fabrikanten von verschiedener Art, zum Theil Besitzer und Aufseher der Fabriken, und zum Theil eigentliche Gelehrte, in deren Fach die Kunstgewerbswissenschaft einschlägt. Die ersteren können ihre Bemerkungen gleich ganz roh, so wie sie zum erstenmal aus der Feder flossen, wenn sie nur neu und nützlich sind, einsenden, und der Hg. wird sie dann ferner für sein lesendes Publicum verarbeiten. — Der erste Theil dieser Schrift handelt die *Pottaschen- und Schwefel-Siederey* ab, wobey aber der Hg. erinert, daß man die Bearbeitung der in den künftigen Theilen zu beschreibenden Gewerbe nicht nach diesen beiden Abhandlungen beurtheilen möge, indem er mit dieser Arbeit allein, ohne alle Beyhülfe, beginnen mußte. Neue Erfahrungen über diesen Gegenstand findet man hier auch nicht; aber das darüber schon Vorhandene von *Wilkenhayn, Kirwan, Schlütter, Cancrin* u. s. w., ist gut gesammelt, und die beygefügte deutlichen illuminirten Kupfer geben dieser Abhandlung einen besondern Werth. Bey der Einrichtung und den nöthigen Berechnungen über die Pottascheniederey ist vorzüglich eine kleine Siederey eines geschickten Laboranten, Namens Adam, zur Norm genommen, die sich nahe bey Erlangen befindet. Schwerlich ist dies aber fürs Allgemeine brauchbar, da sich Adam nicht ausschließlich mit der Pottascheniederey beschäftigt, sondern

nur soviel davon bereitet, als er zur Bereitung des Berlinerblaus und anderer chemischen Producte nöthig hat, und hier mehrere Vortheile entstehen, da die Arbeiten in einander eingreifen, die der Pottaschenieder, der sich ausschließlich damit beschäftigt, nicht erwarten kann. Die erste Abhandlung über die Pottascheniederey ist in fünf Hauptstücke abgetheilt. Das erste giebt den Begriff von den Säuren, Alkalien, Erden, Mittelsalzen, (warum nicht bloß Salzen?) und den Bestandtheilen der Asche. Das zweyte handelt von der allgemeinen chemischen Natur, den verschiedenen Bereitungsweisen, Arten, Benennungen und Verfälschungen der Pottasche. Das dritte von dem Sieden der Pottasche. Das vierte vom Kalciniren der rohen Pottasche, und das fünfte von der Veranschlagung des Kapitals, welches zur Anlage einer Pottascheniederey nöthig ist. Über die Salpetersiederey, welche in der zweyten Abhandlung beschrieben ist, müssen wir dasselbe Urtheil fällen. Es ist das darüber Vorhandene mit Fleiß gesammelt, und sie zerfällt in zehn Hauptstücke. Wer darüber Auskunft sucht, wird hinlängliche Belehrung finden, zumal da die angefügten deutlichen Kupfer alles sehr anschaulich machen. Die zwey Abhandlungen des zweyten Theils beschreiben die *Stennialschlägerey* und die *Hammerwerke mit Schlaghämmern* in besonderer Hinsicht auf das *Stennialhammerwerk*. Die erste Abhandlung ist von dem Stennialschläger *Hardegen* mit dem Vf. gemeinschaftlich bearbeitet worden, und Rec. muß der außerordentlichen Deutlichkeit, die vorzüglich durch die beygefügte Kupfer zu Stande gekommen, völlige Gerechtigkeit widerfahren lassen, zumal da wir über das Stennialschlagen noch so wenig Zuverlässiges und Ausführliches haben. So sehr sich aber der Hg. bey der zweyten Abhandlung über die Hammerwerke der Deutlichkeit beflissen: so wird er doch mit solchen weitläufigen mathematischen Untersuchungen schwerlich bey den gewöhnlichen Fabrikanten sein Glück machen. Jeder Theil der Fabrikenschule führt noch einen Titel, der seinen besondern Inhalt anzeigt.

x + y.

KLEINE SCHRIFTEN.

KANONWISSENSCHAFTEN. Berlin, b. Gädicke: Fragebuch für angehende Artilleristen zum Selbstunterricht; nebst angehängten französischen Benennungen und Erklärungen der mehrsten bey der Artillerie vorkommenden Kunstwörter. 1805. 84 S. 8. (6 gr.) Ein ganz unbedeutendes Machwerk, durch das man Nichts als höchstens die Benennung der verschiedenen Theile des Geschützes, und auch diese nur mangelhaft lernen kann. Die Kanonen werden in Karthausen und Schlangen getheilt, ohne daß der neuere Eintheilung in Feld- und Batterie-Geschütz mit einem Worte erwähnt würde. Bey den Mörsern und Haubitzen wird zwar bemerkt: daß man ihre Kaliber auch nach Zollmaß zu bezeichnen pflege; eine nähere Bestimmung aber über die wirkliche Größe derselben sucht man vergebens. Der eiserne Brandkugeln, der zweckmäßigsten unter allen, wird gar nicht gedacht. Eben so mangelhaft ist die Beschreibung der verschiedenen Arten Schüsse, und die französischen Benennungen der Kunstwörter; wir wollen nur einige der fehlenden anführen, wie sie sich auf den ersten Blick darbieten: *Affût, amorce, Armes, armes, assortimens des bouches à feu, attirail, astragale du collet, baguettes, balles à feu, balles de grenades, bords de forage, bandes d'empanons, — à fourche, — de frottement,*

barils à bourse, barils ardens, bouchon, bouts-d'affût, bricoles, brides d'armes, broche, carcasse, chaffe-jusée; chevrette, chemise, colret des affûts, coiffe, comminges, contre-heurtoir, contre-lisoir, coquilles, delardement des flasques, diable, étoffe, étoile, évent, foret, flottes, gorgouffe, genouillere, gêtes, graimoir, heurtoir, jous d'embraceure, lambourdes, lunette, mandrins, masse de lumiere etc. N. M. M.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Ulm, in der Stettinischen Buchhandlung: *Nützliches Allerley* für Haus- und Feldökonomie von J. C. W. Rehm, königl. preuss. Polizeydirector in Wasserburg. 1806. 205 S. 8. (14 gr.) Ein wahres *Allerley*, größtentheils aus dem allgemeinen Anzeiger der Deutschen nach und nach zusammengetragene Recepte und Mittel, z. B. auch wider blinde Augen, schweres Gebör, den Bandwurm (II) enthaltend, und so sehr unschicklich, „für Haus- und Feldökonomie“ betitelt. Ein wahres müheloses Machwerk, ohne Vorrede, das keine ausführlichen Beurtheilung werth ist, und dessen innerem Verthe auch das Außere genau entspricht. Der Hr. Polizeydirector R. verleihe das Publicum künftig doch ja mit solchen *Allerley*!

— sch —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 J U L I U S , 1 8 0 7

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

PARIS: *Lettres de Madame de Sévigné à sa fille et à ses amis*. Nouvelle édition, par Phil. A. Grouvelle, Ancien Ministre Plénipotentiaire, Ex-Législateur et Correspondant de l'Institut National. Tome I. 260 S. T. II. 492 S. T. III. 468 S. T. IV. 439 S. T. V. 465 S. T. VI. 489 S. T. VII. 467 S. T. VIII. 460 S. T. IX. 492 S. T. X. 495 S. T. XI. 320 S. 1806. 8. (11 Rthlr.)

Unabhängig von den angeführten Seitenzahlen, die sich allein auf die in den 11 Bänden befindlichen Briefe beziehen, befinden sich noch im ersten Bande: ein *Plan de cette Edition*, ein *Sommaire bibliographique*, ein *Choix des Préfaces des anciennes Editions*, eine *Notice sur la Vie et la Personne de Mad. de Sévigné*, einige *Articles divers* (in den Briefen vorkommende vorzügliche Personen betreffend), und dann noch einige *Eloges en Vers et en Prose*, auf 216 Seiten. Noch beygefügt ist eine von François de Neufchâteau spät eingeschickte *Lettre inédite*. Im elften Bande, worin die Briefe der Marquise von Simiane, einer Enkelin der Sévigné, vorkommen, findet man eine kurze *Notice sur Mad. de Simiane*, und *Reflexions sur les Lettres de Mad. de Sévigné v. S. J. B. de Vauxcelles*, auf 95 Seit.

Nicht wenig Ehre macht dem Herausgeber und seiner Nation die Beförderung eines bändereichen Werks, deren Verfasserin schon vor mehr als hundert Jahren zu schreiben aufgehört hat. Aber eben hierin unterscheiden sich die Franzosen; eben dies macht ihre politische und literarische Stärke dauerhaft. Sie lassen sich vom Neuen hinreißen, wie, und vielleicht nicht mehr, als Andere: sie kehren fromm zurück zu dem einmal Gewürdigten, mit dem Stempel der Nationalität Bezeichneten. Ihre Literatur ist, wie ihre Reichsverfassung, eins und unzertheilbar. Was dem Geschmacke der Vorfahren genügte, und sich über eine Generation empor hielt, dem huldigt der Geschmack der Urenkel noch. In diesem Sinne, wie in wenigen anderen, ist Ludwigs XIV Zeitalter unvergänglich. In ihm entsprang der erste Aufwuchs muthiger Schriftsteller, deren Palmen noch grünen, und wahrscheinlich zur undurchdringlichen Nachwelt unverdorrt übergehen werden.

Unter seine Lieblinge dieser Classe rechnet Frankreich die Marquise von Sévigné, deren Briefe als Muster dessen, was im epistolarischen Style erreichbar ist, immer gegolten haben, und noch gelten. Man hat zu verschiedenen Zeiten Sammlungen davon gegeben. S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

macht, und die neuen Ausgaben derselben immer mit noch neu aufgefundenen Briefen vermehrt. Selbst in dieser neuesten vorliegenden Ausgabe, welche 1100 Briefe enthält, befinden sich sechzig, die in keiner vorigen Ausgabe vorkamen. Noch manche sind bloß in der Handschrift vorhanden, und künftigen Sammlern zur Einrückung aufbehalten. Bey Lebzeiten der Vfrn. ward keiner derselben gedruckt; es ist ihr schwerlich eingefallen, daß dieses nach ihrem Tode geschehen würde. Dieser Umstand giebt ihren Zeilen einen ganz besonderen Reiz, und man wähnt, das weibliche Herz mit allen seinen Eigenheiten und Schwächen, ihr unbewußt, belauscht zu haben. Indessen ist auch wohl zu merken, daß der Werth ihrer Schreibart nicht unbekannt war, und sie sehr gut wußte, daß ihre Briefe von mehr als einer Person gelesen würden: Es wird nicht überflüssig seyn, hier etwas über sie und ihre Verhältnisse mitzuthellen.

Marie de Rabutin-Chantal, die Tochter eines Barons von Chantal, ward den 3ten Febr. 1626 geboren. Sie verlor ihre Eltern sehr frühe, und kam unter die Aufsicht eines Onkels, de Coulanges, Abts zu Livry. Im Jahr 1644 ward sie an den Marquis von Sévigné (auch Sévigny, nach einer alten Aussprache, oder einem damaligen Provincialiam), von altem Adel aus Bretagne, verheirathet. Sie gebar ihm zwey Kinder, einen Sohn und eine Tochter, die nachmalige Gräfin von Grignan. 1650 verlor sie ihren Gemahl durch ein Duell. Wegen seines leichtsinnigen und flatterhaften Charakters büßte sie nicht viel an ihm ein. Er hatte sich an die berühmte Ninon de l'Enclos, Frankreichs Aspasia, gehängt, deren deswegen in den Briefen unserer Sévigné eben nicht mit Ehren erwähnt wird. Sie vermählte sich nicht wieder, sondern lag vornehmlich der Erziehung ihrer beiden Kinder, am meisten ihrer Tochter, ob, welche letztere sie, fast zu einem Grade von Narrheit, liebte. Sie brachte sie 1663 an den Hof, wo sie außerordentlichen Glanz um sich warf, und die schönen Geister der damaligen Zeit, ein Benserade u. a. ihr schmeichelten, so wie, einige Jahre früher, der bekannte Ménage sich um das Herz ihrer Mutter beworben hatte. Nach manchen ausgetheilten Körben ward die Tochter im J. 1669 an den Grafen Grignan, aus der Provence, vermählt. Er war Untergouverneur der Provence, und verwaltete sein Amt in Abwesenheit des eigentlichen Gouverneurs, Herzogs von Vendôme, allein. Durch diese Heirath wurden Mutter und Tochter getrennt. Diese Trennung aber gab die Veranlassung zu den Briefen, von welchen bey weitem die meisten, wenigstens

fünf Sechstheil der vorliegenden Sammlung, an die Frau v. Grignan gerichtet sind. Die Tochter wohnte mit ihrem Gemahl in Provence; die Mutter auf ihren Gütern in Betragne, hielt sich aber manchmal in Paris, manchmal auch, doch nur auf kurze Zeit, an einigen anderen Orten auf. Auch besuchte sie die Tochter in Provence, so wie diese die Mutter zu Paris und in Bretagne. Unsere Sévigné starb im April 1696, über 70 Jahr alt. Ihr letzter Brief ist vom 29 März eben dieses Jahrs.

Man hat von der Frau v. S., wie von Montaigne gesagt, Niemand hätte weniger gewußt, was sie schreiben wollten, und Niemand besser, was sie schrieben. Der Augenblick, das Bedürfnis des Herzens, das innere Spiel der Gedanken, liefern die Worte, und meistens auch den Inhalt ihrer Briefe. Kein Ausdruck scheint ihr schwer geworden, keiner das Resultat eines längeren Nachdenkens gewesen zu seyn. Ihre Lebhaftigkeit war außerordentlich. „*J'ai l'imagination si vive, écrivez sie, que tout ce qui est incertain, me fait mourir.*“ Und an einer anderen Stelle: „*La patience est une vertu, qui n'est guère à mon usage. Ah, que je voudrais bien battre quelqu'un!*“ Ihre Ungeduld, ihr Verlangen, überschritt oft die Grenzen. So schreibt sie ihrer Tochter, von welcher sie nie genug Briefe erhalten konnte: „*Mon Dieu! que j'ai d'envie de recevoir de vos lettres! Il y a déjà près d'une demi-heure que je n'en ai reçu.*“ Sie kann ihrer Einbildungskraft nicht gebieten. „*La première chose qui saisit mon imagination, la mène si loin, que cela compose souvent une sage des petites maisons.*“

Eine so heftige, nicht in sich selbst beharrnde, Person, mußte (um es mit einem heutigen Modeworte zu bezeichnen,) eine große Leidenschaft haben. Eine Gelehrte war Fr. v. S. nicht. Einen Wettkampf mit den großen Männern ihrer Zeit, im Gebiete des Witzes und der Kunst zu bestehen, hat ihr nicht ein. Auch scheint die, in dieser Hinsicht so glänzende, Periode Ludwig XIV seiner Mitwelt nicht durchaus das Interesse gegeben zu haben, in welchem man es später geschildert hat. Ihr Hausfreund Corbinelli, den sie sehr schätzte, und der vielen Einfluß auf sie hatte, giebt im J. 1688 folgende merkwürdige Meinung über das französische Publicum: „*Le jugement de ce qu'on appelle le monde en gros, est ordinairement bien fade et bien grossier en ce siècle, où l'on ne fait ce que d'est que bonnes ou belles choses, et où l'on n'a le loisir que de calculer et de courir après ses affaires. La misère d'ouïr l'esprit: il est trop occupé de besoins, pour s'appliquer aux joies d'esprit.*“

Sie hatte zu viel Verstand, um viel Eitelkeit zu haben. Daher sah sie die Arzneligkeit der Flittern des Hofwesens in ihrem wahren Lichte; welches bey einer Dame ihres Standes und ihrer Ansprüche gewiß verdamflich genannt werden kann. Nicht wenig trug wohl der Umgang mit soliden Männern, vorzüglich ihres oben gedachten geistlichen Onkels, dazu bey; wozu man noch ihre Verwandtschaft und Verbindung mit dem Cardinal von Retz, dem berühmten Richelieu, und verschiedenen anderen, in die Geschichte des

17ten Jahrhunderts eingreifenden, Namen rechnet, die entweder selbst, oder in ihren Vorfahren, zu der so unseligen Fronde gehört hatten. Durch diese Verdacht gebenden Umstände gehindert, würde sie nicht leicht zu einer hohen Rolle bey Hofe vorgerückt seyn, wenn ihr Trachten dahin gerichtet gewesen wäre. Wenn sie nachher als Mutter oft an den Hof kam, um ihre Tochter dort glänzen zu sehen, und, als diese in Provence war, sie rühen zu hören: so entsprang diese Eitelkeit aus der mütterlichen Liebe, welche die einzige große Leidenschaft war, der sie sich mit ganzer Seele und überströmendem Gefühl zu überlassen wagte. Sie glich zu einer nicht geringen Abgötterey damit; wenigstens in ihren Briefen.

Wie sehr Schade ist es, daß die Antworten und Gegenantworten der Fr. v. Grignan uns nicht mit den Briefen ihrer Mutter aufbewahrt, sondern im J. 1734 einem Andachtsscrupel (*à un scrupule de dévotion*, wie der Herausgeber berichtet) aufgeopfert sind! Nur in diesem Falle würden die Briefe der Sévigné, mit denen ihrer Tochter, ein Ganzes ausmachen. So wie wir sie haben, sind es lauter isolirte Aufsätze, kein Buch. Es sind zu viele Beziehungen verloren gegangen. Daher haben manche Briefe beynahe keinen Inhalt. Ihr Stoff ist theils unbedeutend, theils unverständlich; die Form muß alles bewirken. Einige kleine Vorfälle, die man selten in ihrem ganzen Umfange erfährt, Besorgnisse über die Gesundheit und das Glück der Tochter, Rathschläge zur Beförderung ihrer Zufriedenheit, zur Erhaltung ihres Wohlseyns und ihrer Schönheit, launige Beschreibungen und Anekdoten, Ergüsse der Schalkheit, weiblichen Schadenfreude und Rachsucht, Zweifel über herrschende Meinungen und Dogmen, alles durch einander gemischt, wie der Zufall will; eine wahre Farraige. Was aber in allem vorherrscht, durch alles hindurchströmt, ist die mütterliche Zärtlichkeit, die nie zu lieblosen, zu schmeicheln, zu rathen, zu murren aufhört. Die beständige Rückkehr auf dieses ihr Lieblings Thema macht den Leser nicht selten ungeduldig; er kann die Leidenschaft der Frau nicht theilen. Man hat sie daher auch der Affectation bezüchtigt. Der Vorwurf würde Grund haben, wenn alles Übrige nicht so natürlich klinge. Man kann aber an der Tochter keinen innigen Antheil nehmen, weil ihre ganze Liebenswürdigkeit uns bloß durch die Feder der Mutter bekannt wird.

Gewöhnlich redet sie sie: *Ma belle, mon aimable*, an. Ihre Freunde unterhalten sie immer von ihrer Tochter; nichts ist ihr lieber. Sie schreibt ihr an: *ren von einem, Namens d'Hatqueville. „Quand par hasard, après avoir bien parlé de vous (von ihrer Tochter), nous nous détournons un moment, je reprends la parole d'un bon ton, et je lui dis: Mais distez donc un pauvre mot de ma fille; vraiment nous sommes bien ingrats; et là-dessus nous recommençons sur nous-mêmes frais.“* So macht man es auch bey Hofe mit ihr; ihre Tochter ist ihr stetes Gespräch: „*Il y a presse à votre souvenir.*“ Schreibt sie der Grignons: *ce que vous m'avez si (wahrscheinlich Briefe), est tout aussitôt un*

lève: ils ont raison, ma fille, vous êtes aimable, et rien n'est comme vous."

Ihren Sohn scheint sie weniger geliebt, ja, oft verachtet zu haben. Seine Liebeshändel waren ihr zuwider: sie fand die Gegenstände seiner unwürdig. Man hat ihrer Geschmacklosigkeit Schuld gegeben, was höchst vermuthlich auf Rechnung ihrer mütterlichen Eiferfucht zu schreiben ist. Racine kam ihr nicht wie ein grosser Dichter vor; sie fand keinen Vergleich zwischen ihm und *Corneille*. Der gute R. hatte sich die schöne Schauspielerin *Champmelle* zur Muse erlesen, in welche der *Chevalier von Sévigné* verliebt war. Von dieser Leidenschaft suchte sie ihren Sohn abzubringen. "Zuweilen glückte es ihr, zuweilen nicht. Einmal hatte sie ihn, in der Charwoche, zu so frommen Empfindungen begeistert, daß er einen Widerwillen gegen seine Thorheit zu fassen begann. Ihre Schilderung seines Benehmens ist so stark, als charakteristisch; wir setzen einen Theil derselben her. „Il me disoit que pendant la semaine sainte il avoit été si épouvantablement dévergondé, qu'il lui avoit pris un dégoût de tout cela, qui lui faisoit bondir le coeur; il n'osoit y penser, il avoit envie de vomir; il en avoit l'imagination tellement frappée, qu'il ne pouvoit pas regarder une femme. Ce mal n'a pas été d'un moment; j'ai pris mon tems pour faire un petit sermon là-dessus: nous avons fait des réflexions chrétiennes; il entra dans mes sentimens et particulièrement pendant que son dégoût duroit encore. Il me montra des lettres qu'il a retirées de cette comédienne (der vorgedachten *Champmelle*), je n'en ai jamais vu de si chaudes ni si passionnées: il pleuroit, il mourroit, il croit tout cela quand il écrit, et s'en moque au moment après; je vous dis qu'il vaut son pesant d'or." Von eben dem Sohne sagte sie zu de la Rochefoucauld, dem VI. der bekannten. *Maximen*: „Mon fils n'est pas fou par la tête, c'est par le coeur: ses sentimens sont tout vrais, sont tout faux; sont tout froids, sont tout brûlants; sont tout fripons, sont tout sincères; enfin, son coeur est fou."

Rec. kann, bey Gelegenheit dieses schwachen Jünglings, nicht umhin, die unsterblich scheinende Anekdote von der schönen *Ninon de l'Enclos* zu berichten, deren Reize so dauerhaft gewesen seyn sollen, daß Vater, Sohn und Enkel derselben Familie davon bezaubert wurden. Diese waren nämlich der *Marquis von Sévigné*, dessen Sohn, der *Chevalier*, und sein Enkel, ein Sohn der Gräfin von *Grignan*. Wie wenig die *Ninon* Ursach hatte, sich über die Wahl des mittleren unter diesen Helden zu freuen, und die Nachwelt, über seinen sonderbaren Geschmack zu erstaunen, erhellt aus *Ninons* Charakterisierung ihres Liebhabers: „Il est au-dessus de la débauche. C'est une ame de bouillie, c'est un corps de papier mince, c'est un coeur de citrouille fricassée dans du vinaigre." Um einem solchen breyweichen Männchen den Kopf zu verrücken, dazu gehört freylich keine unverwelkbare Grazie. Es ist zu vermuthen, daß der *Chevalier* von *Grignan* seinem Onkel ähnlich war; und dann zerplatzt das Erstaunenswerthe in eine bloße Lächerlichkeit. Lange hing auch der *Chevalier* von

S. nicht an seinem *Gegensatz*. In der That: Mutter verschiedene *Passionen*, die sich in seinem Anblicke roth wurden; die *Schwiegertochter*. „Je voudrais, pour vous voir, que vous vissiez comment je me porte et de beauté, pour charmer mon fils; son père est un homme."

Schwer auf dem Herzen liegen die Schwelungen ihres Sohnes nicht. Mutter, und nicht zum *Rigorismus* verurtheilt, läßt die Welt treiben was sie will. Fast in gewöhnlich und gefällig gegen Andere, nennt sie sich *Bête de compagnie*. Wo sie lachen, plaudern und gefallen kann, nimmt sie es weiter nicht genau. In der die Schwachheiten einiger ihrer Bekannten macht sie sich gern lustig; doch findet man in ihren Scherzen darüber nichts Tückisches. „Nous rions un peu de notre prochain, schreibt sie. Il est plaisant ce prochain, particulièrement quand on a diné." Und anderswo: „Tous les maux qui viennent par la vanité, me font un malin plaisir." Man weidet sich wenigstens an ihrer Offenherzigkeit, wenn man auch ihr Herz nicht immer hochschätzt. Die Redensart: *Etre vrai*, ohne falsch seyn, stammt von ihr her. *Fontenelle* hätte sie nicht *Caillette* schimpfen sollen.

Zu einem harten ungemessenen Leben war sie weder gewöhnt noch geeignet. Und doch war sie eine Jansenistin aus Grundsätzen. Sie macht sich mit ihrem Gewissen manchmal zu schaffen, und kann nicht ganz zur Selbstbezaglichkeit davor kommen. Mehrere Stellen in ihren Briefen schildern ihre Unruhe, die doch nicht groß gewesen seyn kann, weil sie unmittelbar darauf zu lauter irdischen, oft sehr läppischen Dingen übergeht. Wir dürfen unsern Lesern eine darunter nicht vorenthalten, wo sie folgendermassen schreibt: „Au reste, ma fille, une de mes grandes envies, ce seroit d'être dévote; je ne suis ni à Dieu, ni au diable: cet état m'ennuie, quoiqu'entre nous. (so daß Gott es nicht erfahre) je le trouve le plus naturel du monde. On n'est point au diable, parce qu'on craint Dieu; on n'est point à Dieu aussi, (dieses auch klingt wie ein Germanismus, jetzt würde man non plus sagen) parce que sa loi est dure, et qu'on n'aime point à se détruire soi-même: cela compose les tièdes, dont le grand nombre ne s'étonne point du tout; j'entre dans leurs raisons: cependant Dieu les hait. Il faut donc sortir de cet état, et voilà la difficulté." In diesen Worten liegt Stoff zu einem langen Commentar, den wir aber hier nicht geben können.

Nach den bisher angeführten Kennzügen der Frau v. S. und ihrer Briefe, wozu sich die Belege auf alten Seiten dieser Sammlung vorfinden, müssen wir noch die Bemerkung hinzufügen, daß die Briefe bloß um ihrer selbst willen gelesen werden dürfen. Sie liefern nur eine magere Ausbeute für die Geschichte ihrer Zeit. Manche Vorgänge werden zwar darin erzählt, aber nur im Vorbeygehen; man ist nicht sicher, ob sie wahr oder unentstellt sind. Die Verfasserin nahm sich wohl in Acht, von Leuten am Ruder ihre ungetrübte Meinung zu sagen. Daß sie gleichwohl den Druck der damaligen Regierung an-

pfunden und eingesehen habe, verlautet aus manchen Winken. Die Unwürdigkeit der damaligen Staatsversammlungen wird einleuchtender, wenn man ihre Beschreibung des im J. 1671 zu Vitre gehaltenen Kreistags von Bretagne liest: „*Il n'y a que demander ce que veut le Roi; on ne dit pas un mot: voilà qui est fait. Une infinité de présens, des pensions, des réparations de chemins et de villes, quinze ou vingt grandes tables, un jeu continu, des bals éternels, des comédies trois fois la semaine, une grande braverie: voilà les Etats.*“ Mehr als dreyßig Jahre vor Ludwigs XIV Absterben hegt sie schon die Hoffnung dazu, und zwar aus einem lächerlichen Grunde, der der Freyheit ihres Verstandes in unseren Tagen keine Ehre macht. „*J'ai vu aujourd'hui la comète, sa queue est d'une belle longueur. J'y mets une partie de mes espérances.*“

Wie sie mit ihrer Tochter, so hat man nach ihrem Tode mit ihren Briefen Abgötterey getrieben. Man hat sie über alles erhoben, was je in dieser Art zu allen Zeiten geschrieben worden ist, und nur Cicero's Briefe den ihrigen an die Seite gesetzt. Darum hat man es auch dem schneidenden Voltaire übel genommen, wenn er sie, vornehmlich wegen ihres Mangels an Geschmack, tadelt. Was irgend Schönes über ihre Schreibart zu sagen ist, findet man in den *Eloges en Prose* im ersten Bande dieser Sammlung. Mit dem grössten Enthusiasmus äussert sich die Präsidentin Briffon in ihrer von der Akademie zu Marseille im J. 1777 gekrönten Preisschrift. Eben so hoch erhebt sie *la Harpe*. Etwas nüchterner drückt sich Suard aus, der gleichsam den Ausländern verbietet, über die Vollkommenheiten des Styls der Frau von S. abzuurtheilen. „*Le mérite de son style, schreibt er, est bien difficile à sentir pour un étranger; il tient au progrès qu'a fait la société en France. où elle a créé un langage qui n'est bien connu que des personnes qui ont vécu quelque tems dans la bonne compagnie. Les finesses de ce langage consistent particulièrement dans un grand nombre de termes, qui, étant un peu détournés de leur sens primitif, expriment des idées accessoires dont les nuances se sentent plutôt qu'elles ne se définissent.*“ Diesem Urtheil pflichten wir gern bey; mit dem Zufügen, das es heut zu Tage auch den allermeisten Franzosen schwer seyn wird, den ganzen Umfang der Verdienste des Styls der Frau von S. einzusehen. Denn die Zeiten eines Balzac und Voiture sind längst vorbey; Niemand erinnert sich mehr, durch ihren falschen Geschmack verführt gewesen zu seyn.

Ausser der grösseren Vollständigkeit dieser Ausgabe sind auch Papier und Druck zu loben. Rec. hat zwar Druckfehler, aber wenige, leicht zu verbessernde, gefunden. Ein Druckfehler machte ihn jedoch einen Augenblick irre. Hr. G. berichtet nämlich, es habe nicht wenig Mühe gekostet, die Zeitfolge in den unordentlich abgedruckten Briefen herzustellen. Frau

von S. habe nie die Jahrzahl, sondern bloß die Wochentage und die *quatrièmes* gesetzt. Dies wird ohne Zweifel *quantièmes* heissen sollen. — Hie und da hätten wir noch die erklärende Hand des Herausgebers gewünscht, besonders bey Ausdrücken, die jetzt nicht mehr im Gebrauch sind. Z. B. wie bey *Medianoche* und *Roué*, welches unter Ludwig XIV einen andern Sinn hatte, als unter der Regentschaft Philipps von Orleans. — Ein ausgedehntes *Sachregister* macht den Beschluss des letzten Bandes, Dyl.

REGENSBURG, b. Montag und Weiss: *Publicola, oder gesammelte Blätter guter Absicht* von G. E. W. B. S. 1805. I Theil. 302 S. 8. II Theil. 1805. 306 S. 8. (2 Thlr.)

Dieses Werk enthält vermischte Aufsätze über verschiedene Gegenstände, welche zum Theil schon aus den früheren Jahrgängen des *Wiandischen Mercur* bekannt sind. Man findet hier manche gemeinnützige Vorschläge, die in einer früheren und ruhigeren Periode der deutschen Staaten und Völker, in einzelnen Ländern wohl Eingang hätten finden und unter gehörigen Modificationen in Ausübung gebracht werden können, in dem gegenwärtigen Zeitalter aber, da die Dauer eines Staates und seiner Verfassung kaum mehr auf Monate berechnet werden darf, höchstens als fromme Wünsche zu betrachten sind.

Der erste Theil beginnt mit dem schon bekannten und vormals mit vielem Beyfalle aufgenommenen Aufsätze: *Die Büsten*. In dem Aufsätze No. 3: *Der Abend am Rheinufer* betitelt, glaubte Rec. ein dichterisches Gemälde zu finden, und erwartete kein Raisonement über das Revolutionswesen, und über die französischen Revolutionsgrundsätze, von denen gegenwärtig ohnehin nichts mehr übrig geblieben ist. Der Aufsatz No. 4: *die Binde der Themis*, so wie auch No. 8: *Gesichtspuncte für den Schriftsteller unseres Zeitalters*, enthält manche sehr interessante Ideen, welche auch den gegenwärtigen Zeitgenossen zur Beherzigung nicht genug empfohlen werden können. No. 5 *über Industrie-Schulen* ist in einem verworrenen und mit vielen Sprachfehlern angefüllten Style abgefasst.

Im 2 Theile enthält der Aufsatz 4 *über das Armenwesen* manche sehr wohlgemeinte Vorschläge. Allein die von dem Vf. ausgedachte Verwaltungsart der Armen-Anstalten scheint uns so verwickelt und ausgedehnt zu seyn, das deren Realisirung wegen vieler Collisionen fast unmöglich werden dürfte. Übrigens sind die Aufsätze No. 5 *Wahrhaftigkeit der Staatsverwaltung*, und No. 9 *über politischen Indifferentismus* ganz vorzüglich zu empfehlen, so wie auch No. 6 *natürliche Kinder*, manche nützliche Winke über das Zeitalter enthält. Von dem Ganzen ist zu bemerken, das diese Ausgabe von Sinn entstellenden Druckfehlern nicht frey geblieben ist. Bl.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Meine Lebensgeschichte*. Von Joh. Christ. Brander. 2te Aufl. 1807. 2r Bd. 352 S. Mit 3 Kupf. 3r Bd. 367 S. Mit 2 Kupf. 8. (2 Rthlr. 20 gr.)

Göttingen, b. Dieterich: *Handbuch der Naturgeschichte*. Von Johann Friedrich Blumenbach. Achte Aufl. 1807. XVI u. 743 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 J U L I U S 1807.

B O T A N I K.

ERLANGEN, b. Palm: *Olavi Swartz, Med. Dr. Prof. Inst. Berg. Acad. Caes. Nat. Cur. Reg. Holm. etc. Sodalis Flora Indiae Occidentalis aucta atque illustrata, sive Descriptiones plantarum in Prodromo recensitarum. Tom. III. 1806. 1231—2018 S. gr. 8. (3 Thlr. 8 gr.)*

Nach einem Zeitraum von 6 Jahren erfreut uns nun der Vf. mit dem letzten Theile seines schätzbaren Werks. Wir glauben ihm für den großen Schatz der in demselben niedergelegten Bemerkungen zur Erweiterung und Vervollkommenung unserer Wissenschaft den ungeheucheltsten Dank abstatte zu können: Es enthält dieser Theil nicht nur die genaue und umständliche Beschreibung der im *Prodromus* nur kurz definirten Gewächse, sondern auch ausserdem noch manche, nicht unbedeutende Nachträge bisher unbekannter oder verwechselter Arten. Vorzügliches Interesse hat aber derselbe in Hinsicht auf die letzte Linné'sche Classe. Doch wir wollen zuerst die phanerogamischen Gewächse näher betrachten. Da Swartz bekanntlich die Pflanzen der 21—23 Classe des Linné'schen Systems unter die ersten vertheilt hat, so kommen hier also nur noch, ausser der Kryptogamie, die 17—20 Classe vor. Gleich anfänglich bemerkt Hr. Sw., dass Linné's *Aspalathus Ebenus*, den er in seinem *Prodr.* zu der Gattung *Amerimum* rechnete, und worin ihm auch Willdenow und andere folgten, wieder zu *Aspalathus* zurückzuführen sey, oder eine besondere Gattung ausmachen würde. Wir pflichten dem Vf. hierin völlig bey, da die Frucht dieses Gewächses allerdings zu sehr abweicht. Aus *Dolichos uncinatus* Linn. und einer neuen, verwandten Art bildete Swartz bekanntlich im *Prodr.* die Gattung *Titramnus*. Willdenow hat, wie wir sehen, diese Gattung aufgenommen, aber die Synonyme von Linné, Plumier, Sloan, Ray und Brown, die zu *Titramnus uncinatus* gehören, unter *Titr. volubilis* aufgeführt. Wir glauben, dass diese Verwechselung mehr zufällig ist. Von Robinia beschreibt Hr. S. eine neue, im *Prodrom.* noch nicht erwähnte Art, die er *polyantha* nennt. Ihre Differenz ist: *R. pedunculis simplicibus, foliis abrupte pinnatis, foliolis subtus incanis, petiolis stipulisque inermibus; calycis denticulis linearibus*. Zuvörderst ist sie mit Vahl's *R. florida* verwandt. *Galega toxicaria* ist nicht ursprünglich in Westindien zu Haus; sondern stammt aus Surinam. *Eupatorium parviflorum* Sw. *Prodr.* und *Eup. Dalea* Linn. sind sehr nahe

verwandte Arten. Da letztere nicht sehr gut charakterisirt ist, so sucht Hr. S. die Differenz derselben genauer zu bestimmen. *Eupatorium molle* Prodr. ist synonym von *macrophyllum* Vahl; es muss daher auch in der Willdenow'schen Ausgabe wegfallen. Eine neu hinzugekommene Art ist *Eup. macranthum*, (*foliis ovatis attenuatis serratis trinerviis glabris, corymbis decompositis, calicibus oblongis arcte imbricatis*.) Fahlberg entdeckte sie auf den Antillen und auf Martinique. Von *Eup. conyzoides* soll sie sich besonders durch eine glatte Oberfläche aller Theile und durch eine mehr zusammengesetzte, vielblüthige Doldentraube unterscheiden. Von *E. atriplicifolium*; der sie sich auch in einigen Theilen nähert, weicht sie in den Blättern, Blüthen u. s. w. ab. Die Gattung *Vernonia* enthält einen Zuwachs von 4 Arten. *Vernonia divaricata* erscheint hier zuerst als neu. Sie ist strauchartig und kommt nur in dem gebirgigen Theile von Jamaica vor. Der specielle Unterschied wird von dem Vf. so bestimmt: *foliis lanceolato-ovatis acutis integris pubescentibus, ramulis floriferis patentissimis*. Die 3 anderen Arten sind: *Vernonia arborescens* (*Conyza arborescens* Linn. et Willd. *Sp. Pl.*), *Vern. rigida* (*Conyza rigida* Prodr. et Willd.) und *Vern. fruticosa* (*Conyza fruticosa* Linn.). Die beiden letzteren nähern sich einander so sehr, dass selbst der Vf. sie nur als Abarten einer Art anzusehen geneigt ist. Plumier's, von Linné zur *fruticosa* gerechnete, Synonym scheint ihm zweifelhaft, wenigstens glaubt er, dass es mit eben so vielem Rechte zur *V. rigida* gezogen werden könne. Auch *Calea* erhält durch die *cordifolia* einen neuen Zuwachs. Hr. S. fand diese Art in den mehr südlichen Gegenden von Jamaica. Sie zeigt die nächste Verwandtschaft mit der *C. jamaicensis*, mit der sie sich aber, nach den hier genau angegebenen Unterschieden, wohl nicht gut verbinden lässt. *Gnaphalium albescent* Prodr. hält Hr. S. nach genauer Untersuchung nicht hinlänglich von Linné's *obtusifolium* verschieden. Die westindische Pflanze unterscheidet sich bloß durch einen dichteren Filz und durch kleinere Blumen. Sehr richtig bemerkt der Vf., dass *obtusifolium* Linn. nicht immer mit stumpfen Blättern vorkommt. Sie sind nicht selten bey dieser Pflanze spitz, und dadurch geht dann auch ein Hauptmerkmal für *albescent* verloren. *Calea scoparia* bringt der Vf. zur *Bacharis*. In Rücksicht der getrennten Geschlechtstheile nähert sie sich sehr der *divica* Vahl; weshalb auch nach des Vfs. Meinung eine Verbindung derselben mit der Gattung *Bacharis* nicht unnatürlich scheinen wird. Was der Vf. unter *Conyza atepucuroidea* beschreibt, ist mit

der gleichnamigen Lamarckischen, von Willd. bereits aufgeführten, Pflanze einerley. Die Gattung *Cineraria* wird mit drey neuen Arten vermehrt. Die erste heist *laciniata*. Sie bildet einen Strauch mit länglichen, zerschlitzten Blättern und Blumen in Gestalt einer Doldentraube. Ihr Vaterland ist der gebirgige Theil von Jamaica. Die zweyte, welche Hr. S. *incana* nennt, wächst ebendasselbst, nur höher und in dem mehr südlich gelegenen Theile. Von der *C. americana*, der sie sehr gleicht, ist sie so unterschieden: *fruticosa, foliis ovatis acutis basi attenuatis, subtus incano-villosis denticulatis, denticulis baseos majoribus, floribus corymbosis congestis*. Die dritte nennt der Vf. *lucida*. (*fruticosa, foliis ellipticis serrato-dentatis nervosis glabris, floribus corymbosis*). Fahlberg entdeckte sie auf Martinique und auf den Caribeen. Als Synonyme werden dahin gerechnet *Jacobaea arborescens helenii folio lucido Plum. Cat. 10. ic. 143* und *Solidago arborescens helenii folio lucido Vaill. Act. Par. 1720*. Die *Eclipta? serrilis* des Prodr. rechnet der Vf. nun zu der Schreiberschen *Meyera*. Die *Matricaria prostrata* läßt Hr. S. noch bey dieser Gattung; doch zweifelt er selbst, ob sie mit Recht dahin gebracht werden kann. Willdenow hat sie vielleicht zweckmäßiger mit *Pyrethrum* verbunden. Noch ist aus dieser Classe ein neues *Melampodium* beschrieben. Der Vf. nennt es nach seinem Standorte *ruderalis*, und charakterisirt es folgendermaßen: *caule erecto, patulo, foliis ovatis acuminatis serratis; floribus discoidis*. Die 20 Classe hat außer einigen Aristolochien die Familie der Orchideen zum Gegenstande. Dafs an letzteren Westindien besonders sehr reich ist, hat schon des Vfs. *Prodromus* bewiesen. Es kommen aber auch hier noch manche neue, oder doch wenigstens im *Prodromus* noch nicht erwähnte Arten hinzu. Die genaue Beschreibung derselben macht aber schon allein in dieser Rücksicht diese Flora jedem Botaniker unentbehrlich. Bey der Eintheilung liegt des Vfs. bekannte, in den schwed. Abhandl. zuerst erschienene Methode zum Grunde. Am Schluss des Werks ist aber noch eine Übersicht derselben nach Hn. S. Revision, die sich in Schrader's neuem Journal für die Botanik findet, mitgetheilt.

Die Kryptogamie, welche mit S. 1569 anhebt, und fast die Hälfte dieses 3 Theils ausmacht, theilt Hr. Swartz in 7 Ordnungen. 1) *Plantae*. Sie enthält *Ficus*, und zwar nur eine Art aus dieser Gattung, nämlich *Ficus americana*. 2) *Miscellaneae*. Hier nur *lycopodium*. 3) *Filices*. 4) *Musci frondosi*. 5) *Musci hepatici*. 6) *Algae*, und 7) *Fungi*. Bey den Farnekräutern liegt die Smith'sche Eintheilung zum Grunde. Im Anhang ist deshalb auch von dieser Familie eine Übersicht nach des Vfs. eigener Vertheilung derselben mitgetheilt. Wir übergehen die neuen hinzugekommenen Arten, da sie bereits in Hn. Swartz neuerer Schrift, der *Synopsis Filicum*, aufgenommen sind; doch möchte auch dieser ganze Abschnitt den Freunden dieser interessanten Familie wegen der genauern Auseinandersetzung, der vollständigen Synonymie und der kritischen Bemerkungen unentbehrlich

seyn. Die Moose sind nach dem Schreber-Hedwig'schen Systeme aufgezählt. Die meisten hat bekanntlich schon Hedwig in seiner *Hist. Analyt.* beschrieben und abgebildet, Es blieb indeß noch immer ein Theil übrig, der in jenem Werke nicht aufgenommen ist. Auch hatte sich, wie wir sehen, der große Muscolog bisweilen bey Bestimmung einiger Arten durch vielleicht nur zu unvollkommene Exemplare irre führen lassen. Wir wollen daher einige der vorzüglichsten Bemerkungen ausheben, und die zugleich als neu aufgestellten Arten bemerklich machen. *Bryum parasiticum* gehört zu *Encalypta*; *Mnium strictum*, das dem *Trichost. pallidum* sehr ähnlich ist, zur Gattung *Trichostomum*. Eine neue, mit *Tortula agraria* verwandte, Art nennt der Vf. *linearis*, und unterscheidet sie: *surgulis brevissimis simplicibus, foliis linearibus acutis planis, fuscitate apice involuto-tortilibus*. *Bryum lycopodioides* wird zweifelhaft zu *Dicranum* gerechnet. Dafs dieses Moos ein *Dicranum* sey, macht die Ähnlichkeit desselben mit *D. scoparium* sehr wahrscheinlich. Zu eben dieser Gattung gehört nun auch fein *Br. calycinum*, das Hedwig als *Weissia calysina* in den *Species Muscor.* abgebildet hat. *Hypnum nigrescens* ist *species Pterogonii*. *Hypnum glabellum* Prodr. gehört nicht zu *Leskea*, wie Hedwig (*Sp. Musc. t. 9, p. 285*) meinte, sondern zur *Neikera*, mit welcher auch nach Hn. Swartz's Beobachtungen *Hypn. polytrichoides* Prodr. und Hedw. *Sp. Musc.*, *Hypn. trichophyllum* Prodr. und Hedw. *Spec. Musc.*, *Hypn. torquatum* Prodr., und Hedw. *Spec. Musc.*, und vielleicht auch *Hypn. cirrosum* (*Aniatangium cirrosum* Hedw. *Spec. Musc.*), verbunden werden müssen. Mit *Leskea* hingegen vereinigt der Vf. *Hypnum torquatum* und *congestum*. *Leskea tamariscina* Hedw. wird wieder zu *Hypnum* gezogen. *Hypnum fasciculatum*, *diaphanum*, *densum*, *flexile* (*Leskea flexilis* Hedw.) *patulum* und *tetragonum* bleiben wegen Mangel eines vollständigen Peristoms noch zweifelhaft. Unter den *Hepaticis* machen die Jungermannien den beträchtlichsten Theil aus. Von vielen kennt Hr. Sw. noch die Frucht nicht; man kann indeß kaum zweifeln, dafs sie nicht zu dieser Gattung gehören sollten. Als neu erscheinen hier zuerst: *Jungerm. patula*, (*surgulis erectis dichotomo-ramosis simpliciter foliatis, foliis dimidiato-ovatis apice denticulatis; fructificationibus terminalibus*.) Mit *J. adiantoides* und *asplenoides* zunächst verwandt. *Jung. coadunata*, (*surgulis simpliciusculis prostratis simpliciter foliatis; foliis alternis coadunatis planis bidentatis*.) Sie wächst mit der vorigen auf Jamaica, und darf nicht mit *J. bicrenata* Sw. verwechselt werden. *Jung. obscura*, (*surgulis repentibus pennatis; foliis imbricatis, superioribus cordato-subrotundis basi complicatis, lobis fornicatis sub accessoris cordato-rotundatis undulatis*). Hat viel Ähnlichkeit mit *Jung. platyphyllos*, unterscheidet sich aber von derselben durch die *Folia subtus complicata lobata*. *Jungerm. polyphylla* Prodr. ist dem Vf. jetzt synonym der *palmata*. *Riccia reticulata* bleibt noch zweifelhaft. Die *Algae* unseres Vfs. begreifen die Gattung *Lichen* und *Fucus*. Die Lichenen sind nach Acharii Prodr. aufgezählt. Unter den neuen Arten zeich-

nen wir aus *Lich. chloromelos*, (*Collema*), *membranaceo-gelatinosus orbicularis sinuatus plicatus rugosus atroviens*; *scutellis marginalibus rufis margine verrucosis*. Ist zunächst mit *L. nigrescens* verwandt. *Lichen azureus* (*Collema*), *foliaceo-membranaceus pellucidus, caeruleus*; *sinuato-lobatus undulatus glaberrimus*; *scutillis sparsis subpedunculatis rubro-fulvis* unterscheidet sich von *L. nigrescens*, dem er in manchen Stücken gleicht, durch Farbe und durch Lappen, welche wenigere Fäden haben, und auf beiden Seiten eben sind. *Lichen aciculatus* bedarf noch einer genaueren Untersuchung. Von *Fucus* ist auch hier, wie im *Prodr.*, nur eine Art, der *trifarius*, beschrieben. Die *Fungi* enthalten nur einige Arten. Was der Vf. in seinem *Prodr.* unter *Agaricus radiatus* beschrieben hat, erklärt er für *A. alneus* Linn. *Hydnum resupinatum*, *Ulua montana*, *Helotella pallida, atrata, versicolor* und *tremellina* (*Thaetaph. mesenterica* Emst.) werden zur *Thaetaphora* gerechnet. Zweifelhafte führt Hr. Swartz auch sein *Hydnum sericeum* und seinen *Byssus sanguinea* unter diese Gattung auf; und von der einzigen, hier erwähnten *Clavaria* glaubt er, dass sie vielleicht zur *Sphaeria* gehören könne. Nun folgen *Omissa et Addenda*. Unter den, schon im *Prodr.* aufgeführten, aber in den beiden ersten Theilen übergangenen, Pflanzen werden hier beschrieben: *Spermacoce villosa*, *Lobelia acuminata* und *stricta* und *Viola stipularis*. Neu sind *Petefia spicata*, *Lobelia sonchifolia*, *Zizyphus emarginatus*, *Guettarda parviflora* und eine *Pisonia*, die Hr. Sw. *obtusata* nennt. Die *Lactia Guidonia* *Prodr.* nennt der Vf. nun *Samyda icosandra*. Die *Inserenda* und *Corrigenda* betragen fast $1\frac{1}{2}$ Bogen. Sie enthalten Synonyme später erschienener Schriften; genauere Bestimmungen einiger Gattungen u. s. w. Wir wollen auch von diesen noch Einiges mittheilen. *Piper cuneifolium* Jacq. ist Synonym von des Vfs. *P. amplexicaule*; *Moraea palmifolia* Jacq. ist einesley mit des Vfs. *M. plicata*. Zu *Milium panicum* gehören *Agrostis lenta* Ait. und *Panicum filiforme* Linn.; zu *Milium digitatum* aber Linné's *Panicum lineare*. *Heteranthura limosa* Willd. ist dieselbe Pflanze mit *Leptanthus ovalis* Mich. Als Gattung Anterscheidet sie sich von der *Pontederia*, unter welcher sie Hr. Swartz aufgeführt hat, nur dadurch, dass die eine anthere etwas grösser ist, als die anderen; es steht also noch dahin, ob man dieses nicht sehr bedeutende Merkmal als Gattungskennzeichen gelten lassen will.

B. G. A.

LEIPZIG, b. Richter: *Oekonomische Pflanzenkunde für Land- und Hauswirthe, Gärtner, Künstler, Fabrikanten und andere Liebhaber, nach dem System des Gebrauchs geordnet und mit Linneischen Kennzeichen beschrieben*, von Christian Gottfried Whistling, der Medicin und Wundarzneykunst Doctor u. s. w. I Theil. 1805. XVIII u. 478 S. II Theil. Auch unter dem Titel: *Die Futterkräuter* u. s. w. 1805. XVIII u. 420 S. III Theil: Auch unter dem Titel: *Die Oel-, Spinn-, Weber-, Färbe-, Gerbe- und Fabrikpflanzen*. 1806. XVI u. 619 S. IV Theil. Auch unter dem Titel:

Unkräuter, giftige Pflanzen, wildwachsende Bäume und Sträucher. 1807. 473 S. 8. (7 Thlr. 16 gr.)

In diesem, aus vielen ökonomischen und botanischen Schriften zusammengetragenen Werke dürfte schwerlich ein erfahrener Ökonom, Gärtner und Fabrikant neue und wichtige Belehrung finden; zumal da manche nutzbare Pflanzen, die in Bryant's Verzeichniß und anderen Schriften vorkommen, nicht mit aufgenommen worden sind. Indess kann doch diese Compilation dem Anfänger, sofern er die vom Vf. benutzten Bücher noch nicht kennt, eine belehrende Unterhaltung gewähren. Der Vf. hat Beckmann's *Grundsätze der Landwirthschaft* größtentheils zum Muster genommen, und die Pflanzen, welche in der Land- und Hauswirthschaft gebraucht worden, in sechs Classen getheilt. Den deutschen Pflanzennamen sind auch die gebräuchlichsten lateinischen Benennungen beygefügt; dann folgen deutliche, aber hie und da sehr weidwärtige Beschreibungen der Gattungen und Arten, der Culturmethoden, der Kräfte und Anwendung der Gewächse.

I Theil. Erste Classe. Pflanzen, welche den Menschen zur Nahrung dienen. Die erste Ordnung beschäftigt sich mit den Kornpflanzen, Getreide (*Cerealien*), als Roggen, Gerste, Weizen, Reis, Hafer, Knöterig und Mais. Es ist nicht einzusehen, warum Hr. W. die allgemein bekannten Regeln, welche bey dem Getreidebau zu berücksichtigen sind, und die andere Schriftsteller schon so oft und so gut gelehrt haben, noch einmal wiederholt, und noch überdies so weitläufig abgehandelt hat; die Lehre vom Weizen- und Reisbau enthält sogar Auszüge aus dem *Reichs-Anzeiger*. — Zweyte Ordnung. Mehligebende, Saamentragende Pflanzen, Hirse, Mohrrhirse, Erbsen, Bohnen u. s. w., nebst einem Verzeichniß von Pflanzen, deren Wurzeln und Saamen ein Kraft- oder Ammelmehl geben, aus Krünitzens *ökonomischer Encyclopädie*. Dritte Ordnung. Küchengewächse, oder Gemüspflanzen. 1 Abtheilung. Nährende Wurzeln, als Möhre, Eppig, Rübe, Pastinak, Zuckerwurzel, Kartoffel, Meerrettig u. s. w. Der Vf. ist nicht geneigt die Wurzelpetersilie mit einigen Schriftstellern für eine eigene selbstständige Art anzunehmen, sondern er meint, dass man Wurzelpetersilie erhalte, wenn man den Saamen nicht so dick aussäet. — Die 2—5 Abtheilung handelt von Gemüsekräutern, von Gemüseblumen, von Gemüsefrüchten, und von Salatkräutern. Der krause Salat (*Lactuca sativa* v. Linn.) (*Lactuca crispata* Roth) wird, wie der Endivien, durch Zusammenbinden der Blätter gebleicht; „alsdann im Keller in Sand eingegraben, und im Winter gespeikt.“ Unter den Gemüse- und Salat-Kräutern vermiffen wir ungern *Scandix cerefolium*, *Scandix odorata*, *Artemisia*, *Dracunculus* u. a. m. Vierte Ordnung. Schwämme. Zuerst von den schädlichen Eigenschaften und Wirkungen der giftigen Schwämme, dann von den Mitteln, die vom Genuß derselben entstandenen Krankheiten und schreckliche Zufälle zu heben. Der mit Honig vermischte Essig wird als ein sicheres Gegen-

mittel empfohlen. Die fünfte Ordnung enthält Obstfrüchte, als Kern-, Stein-, und Beeren-Obst. Hier hat der Vf. *Christ's Handbuch der Obstkultur* benutzt, und die vielfältigen Ab- und Spielarten der Birnen, Äpfel und Kirschen nach der Gestalt, Zeitigung und dem inneren Gehalt ihrer Früchte geordnet und beschrieben.

II. Theil. Zweyte Classe. Pflanzen, welche zur Nahrung der Thiere, vorzüglich unserer Hausthiere dienen, — oder Futterkräuter. 1 Ordnung. Grasarten. Um den Anfängern in der Botanik die Kunstsprache bekannt zu machen, schickt der Vf. die Charakteristik der Gräser nach *Schreber, Willdenow* und *Leers* voraus, dann folgen die Namen und Beschreibungen der zum Futterbaue nützlichen Gräser. Die 2 Ordnung ist den Klearten gewidmet. Ausser *Menyanthes trifoliata* finden wir lauter Pflanzen, welche zur 17 Classe des Linnéischen Systems gehören. Auch *Medicago arborea* wird zum Anbau empfohlen. — 3 Ordnung. Weidepflanzen, oder Pflanzen, die man gewöhnlich grün füttert. Hiezu zählt der Vf. Spargel, Wiesenkopfs, Nesseln, Wicke u. s. w. 4 Ordnung. Gemischte Futterpflanzen. Die sogenannte Stoppel-Rübe unterscheidet sich von der Brach- oder weißen Rübe (*Brassica Rapa* Linn.), nur dadurch, daß der Saame nach der Erndte in das umgepflügte Stoppelfeld gesät wird; im Herbst wird sie aus der Erde genommen und zum Viehfutter gebraucht. Der Anfang des zweyten Theiles enthält Pflanzen, die auf unseren Wiesen wachsen, zur Fütterung des Viehes dienen, und unter den Futterkräutern noch nicht mit abgehandelt worden sind. S. 416 heist es „alle Glockenblumen sind Unkraut, und doch frisst die Wiesen-glockenblume (welche?), so lange sie noch jung ist, alles Vieh.“ Kennte der Vf. nur die vorzüglichsten Arten dieser reichen und schönen Gattung, so würde er ohnfehlbar manche darunter finden, die wesentlichen Nutzen gewähren und daher keineswegs als Unkräuter zu betrachten sind. *Campanula rapunculus* und *Campanula pentagonia* gehören zu den Salatpflanzen, und sollten in diesem Werke nicht fehlen.

III Theil. In der dritten Classe 1 und 2 Ordnung finden wir über 100 Pflanzen angezeigt, welche nach der Meinung des Vfs. Öl geben sollen. — Die vorausgeschickte 22 Seiten lange Einleitung handelt von der Zubereitung, Eigenschaft und Erhaltung des Öls. 4 Classe. Fabrikpflanzen. 1 Ordnung: Spinn- und Weberpflanzen, Hanf, Flachs, Nesseln u. s. w. S. 343 sagt der Vf.: „Die weiße Nessel (*urtica nivea*) ist bey uns noch nicht zum Anbau im freyen Lande versucht worden; man findet sie nur in Gewächshäusern.“ Rec. hat dieses Gewächs schon mehrere Jahre in seinem Garten im freyen Lande cultivirt; die Stengel gehen zwar im Winter ein, aber die Wurzel dauert, und treibt im Frühlinge größere Stengel und Blätter, als wenn man sie in Blumentöpfe pflanzt, und in Gewächshäusern überwintert. Die Beschreibungen, Cultur und Benutzungen der zähen Flachsllilie (*Phormium tenax*) und der *Conserva*, woraus der Prediger Senger Papier fertigen liefs, sollten hier nicht fehlen. Dann konnte S. 347 bemerkt werden, daß

die weiße Feigbohne (*Lupinus albus*) auch als Düngemittel gebraucht wird. In dieser Absicht werden die Pflanzen, wenn sie etwa bis zur Blüthe herangewachsen sind, mit einer Walze niedergedrückt und untergepflügt. 2 Ordnung: Färbepflanzen. Diese werden eingetheilt in schwarz, gelb, grün, blau, roth und braun färbende Pflanzen.

IV Theil. Unkräuter, Giftpflanzen, Bäume und Sträucher. 5 Classe. 1 Ordnung: Unkräuter auf Äckern. Da der Vf. alle Pflanzen, die nicht an dem Orte stehen, wo sie seyn sollen, Unkräuter nennt, so finden sich auch hier viele Gewächse, die schon in den vorhergehenden Theilen als nutzbare Pflanzen abgehandelt worden sind. Die 2 Ordnung, welche die Unkräuter oder schädlichen Pflanzen auf Wiesen und in Grasgärten enthält, konnte füglich mit der ersten vereinigt werden, indem auf Wiesen und in Grasgärten oft Pflanzen vegetiren, die man auch auf Feldern und an Ackerrändern findet. S. 93 ist *Cnicus oleraceus* wohl mit Unrecht als ein Unkraut der Äcker angezeigt; diese Pflanze wächst häufig auf feuchten und sumpfigen Wiesen in Deutschland. Das Löwenmaul mit monströser Blumenkrone (*Antirrhinum peloria*) soll sich bloß durch die Wurzel vermehren; allein Rec. findet die Fortpflanzung und Vermehrung durch abgeschnittene Zweige (Stecklinge) sehr leicht und zweckmäßig. Die Giftpflanzen, wovon in der 3 Ordnung die Rede ist, sind ziemlich vollständig abgehandelt, und auch hier, sowie bey den Schwämmen ihre schädlichen Wirkungen angegeben; die Gegenmittel, welche gegen genossenes Gift empfohlen werden, bestehen meistens aus Brechen erregenden und einwirkenden Mitteln. Unter allen Schirmpflanzen wird der Wafferschierling (*Cicuta virosa*) mit Recht für die giftigste gehalten. Die 6 Classe hat der Vf. aus 15 Forstbüchern zusammengetragen, und die Bäume und Sträucher in drey Ordnungen eingetheilt. Den Beschluß macht ein dreyfaches, aber unvollständiges Register.

Was nun unser Urtheil über das Ganze betrifft, so verkennen wir keineswegs die gute Absicht des Vfs., und glauben, daß ihm bey dem Entwurfe seines Planes, und der Anordnung aller hier aufgezählten Gewächse eine richtige Idee vorgeschwebt habe; allein nach unserm Dafürhalten wäre es besser gewesen, wenn die Pflanzen alphabetisch geordnet, und die allzuhäufigen Wiederholungen vermieden hätte. Dann würde auch dieses Werk, wo nicht bis auf die Hälfte, doch wenigstens bis auf 3 Theile zusammengeschmolzen seyn. So finden wir die Kennzeichen der Gattung *Crocus*, *Delphinium*, *Draba*, *Galium* und *scabiosa* doppelt beschrieben; bey jeder Gattung ist Classe und Ordnung, wohin sie nach dem Linnéischen System gehört, angezeigt, aber auch fast bey der Beschreibung einer jeden Art wiederholt. Dagegen konnte noch eine Ordnung, nämlich: Gewürzpflanzen, als *Anomum*, *Zingiber*, *Ocimum Basilicum*, *Origanum majorana* etc. aufgestellt werden. Die botanische Terminologie ist hin und wieder fehlerhaft dargestellt, z. B. die Hülsen der Erbsen und Bohnen nennt der Vf. Schoten, den Schaft (*Scapus*) fälschlich *Spatha* u. s. w. H. D.—ch.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 JULIUS, 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

DRESDEN, b. Arnold: *Heinrich von Kleist's Amphitryon*, ein Lustspiel nach Molière. Herausgegeben von Adam H. Müller. Ohne Jahrzahl. 184 S. 8. (20 Gr.)

In welcher Gestalt ein schöpferischer Dichtergeist sich zeigen mag, immer wird jeder, der reines Sinnes ist, seiner sich mit Innigkeit erfreuen, und mit hingebender Liebe an ihm hangen. Finden wir etwa die Form, in welcher es ihm gefallen hat, sich uns zu offenbaren, nicht angemessen seiner eigenthümlichen Kraft und Wesenheit; scheint sie uns nicht groß und umfassend genug, um seine Idee ganz in sich aufzunehmen und zur vollendeten Anschauung zu bringen: so würde sich zwar noch mancher Wunsch aufdringen, und keine völlige Befriedigung uns zu Theil werden; aber bey dieser Unvollkommenheit spricht gleichwohl der selbstschaffende Geist des Urhebers zu laut und vernehmlich, als dafs wir, auf das Vermisste freywillig verzichtend, nicht am Genuße des Schönen, was er darbietet, uns glücklich fühlen sollten. — Zu dieser Betrachtung hat uns dieser neue *Amphitryon* veranlaßt: die alte Mythe ist vom Dichter, der Idee nach, gänzlich, und zwar auf eine geniale Weise umgebildet und zu einem hohen Standpunct erhoben, aber zugleich in derselben beschränkten Form dargestellt worden, in welcher sie Molière nach der Manier des französischen Theaters bearbeitet hat.

Die natürliche Folge von dieser Bequemung scheint zu seyn, dafs nicht sowohl ein ganz neues Product entstanden ist, als vielmehr eine Paraphrase, und eine höhere Deutung des alten, die bey aller Genialität, ihrer Natur nach, nur halb befriedigen kann: es ist als habe der Künstler uns blofs einen vorläufigen Abriss geben wollen von einem grossen Werke, das er einst zu vollenden sich vorbehalten hat. Am fühlbarsten ist dieses in der Versöhnungsscene zwischen Jupiter und Alkmene: bey Molière, der sie blofs intruigenartig behandelt hat, leistet sie zur Genüge das Wenige, was sie leisten soll; aber vom deutschen Dichter erwartet man mehr als eine lange, distendirende Unterredung, man verlangt, den Reichtum und die Fülle von Leben, die hier halb in der Knospe verhüllt liegt, zur vollen Blume entfaltet zu sehen. — Was man zunächst vermisst, ist Einheit in dem durch das Ganze herrschenden Tone. Der zweyte und dritte Act sind von einer so ernsten, und ans Tragische grenzenden Stimmung, dafs man nur in den

Nebenscenen zwischen Mercur, Sofias und der Charis das Lustspiel finden kann, das allein im ersten Acte eigentlich fühlbar ist. Wollte man dem Ganzen eine komische Ansicht abgewinnen, so könnte es nur durch eine willkürliche Reflexion geschehen, und der Schluss hat zumal einen zu ernsten Charakter, als dafs man durch das Werk selbst — wahrhaft komisch angeregt würde. — Wendet man den Blick von diesen Unvollkommenheiten ab, und richtet nun sein Augenmerk lediglich auf das, was der Autor zu erreichen strebte, und was er erreichte: so mufs uns seine kühne Originalität mit freudiger Bewunderung, und sein wahrhaft menschliches Gefühl mit inniger Liebe erfüllen. Das Charakterbild, das der Dichter von Alkmene aufgestellt hat, ist höchst vortrefflich in jedem Zuge, und er durfte es wagen, nachdem am Schlusse der prüfenden Versöhnungsscene auf Jupiters Frage:

Wenn ich, der Gott, dich hier umschlungen hielte,
Und jetzo dein Amphitryon sich zeigte,
Wie würd' dein Herz sich wohl erklären?

Alkmene die Antwort giebt:

Wenn du, der Gott, mich hier umschlungen hieltest,
Und jetzo sich Amphitryon mir zeigte,
Ja — dann so traurig würd' ich seyn, und wünschen,
Dafs er der Gott mir wäre, und dafs du
Amphitryon mir bliebst, wie du es bist,

den Vater der Götter und der Menschen ausrufen zu lassen:

Mein süßes angebetetes Geschöpf!
In dem so selig ich mich, selig preisle!
So urgemäfs dem göttlichen Gedanken
In Form und Mafs, und Sait und Klang,
Wie's meiner Hand Aeonen nicht entschlüpfte!

Wie herrlich ist zu Anfang in der Scene zwischen Alkmene und Charis, wo sie über die Entdeckung, dafs der Namenszug auf den Gürtel statt des A ein I zeigt, ihren Schreck äussert, die Zuversicht ausgedrückt, mit welcher sie im Amphitryon sich nicht irren zu können glaubt! Da sagt sie:

Eh will ich irren in mir selbst!
Eh will ich dieses innerste Gefühl,
Das ich am Mutterbusen eingefogen,
Und das mir sagt, dafs ich Alkmene bin,
Für einen Parther oder Perfer halten.
Ist diese Hand mein? diese Brust hier mein?
Gehört das Bild mir, das der Spiegel strahlt?
Er wäre fremder mir als ich! Nimm mir
Das Aug, so hör ich ihn; das Ohr' ich fühl ihn;
Mir das Gefühl hinweg, ich athm' ihn noch;
Nimm Aug' und Ohr, Gefühl mir und Geruch,
Mir alle Sinn' und gönne mir das Herz:
So läfst du mir die Glocke, die ich brauche,
Aus einer Welt noch find' ich ihn heraus.

Mit Entzücken folgt man dem Wechsel der Empfindungen in ihrer schönen Seele, welche der Dichter vor uns vorüberführt. Der verzweifelte Schmerz, als sie sich betrogen und getäuscht glaubt, die selige Wonne, wenn sie wiederum fest vertrauend der Liebe sich hingiebt, ihr hoher Stolz und ihre fromme Demuth, die Reinheit ihres menschlichen Gefühls, das, sich stets selber treu bleibend, nicht nach dem Übermenschlichen trachtet, und das selbst dem Jupiter bewundernde Verehrung abnöthigt — alles dieses bildet ein so unbeschreiblich schönes Ganzes, das man durch den Schluss, wo Alkmene, als Jupiter sich offenbart, zwischen dem Gatten und dem Gotte zu unterscheiden gezwungen wird, sich fast verletzt fühlt. Die vorhergehende Stelle, wo sie auf den wahren Amphitryon, der doch ihr Gatte bleibt, schmähend und ihn zornig verstoßt, ist kühn gedacht, und sehr gewagt; man sieht, daß dem Dichter nicht die nächste Wirkung, sondern die Idee alles gilt, nach welcher das Irdische vom Göttlichen nie scheiden sollte — und schön ist das überwältigende, unaussprechliche Gefühl von dieser plötzlichen Offenbarung durch Alkmene's einfaches Ach! ausgedrückt, womit das Drama bedeutend schließt. —

Ist die Darstellung des Jupiters eben so vollkommen gelungen, und die schwere Aufgabe, in dem Menschen den Gott der Götter zu zeigen, glücklich gelöst? Wir müssen hieran und überhaupt zweifeln, daß dieses schwierige Problem, sobald das Sinnliche überwiegt, jemals ganz zu lösen sey: der Abstand zwischen dem Schöpfer und seinem Geschöpfe bleibt alsdann eine unendliche Kluft, die sich nicht ausfüllen läßt. — Der alten Mythe vom Amphitryon hat nun insbesondere eine Sinnlichkeit an, die wohl veredelt, aber nicht völlig verstilgt werden möchte; der Dichter hat sich aufs sinnreichste bemüht, dem Jupiter seinen, mittelst listigen Betrugs erlangten Genuß gleichsam rechtfertigen zu lassen: der Gott sucht das, was er als Mensch entwandt hat, hinterher zu verdienen, und strebt nun, die Liebe, die ihm als Amphitryon wurde, für sich selbst zu erwerben; aber zu seiner Verzweiflung ist all sein Bemühen umsonst. Hierin erblicken wir eigentlich nichts weiter, als das Verfahren eines eigenmächtigen Herrschers, der seine Gewaltthat wieder gut machen will; selbst da ist dies der Fall, wo er ihr vorwirft, daß sie über der Neigung zu ihrem Gatten die Anbetung der Gottheit verläume. Wenn er, als sie sich schuldig bekennet, sagt:

Er kam, wenn er dir niederstieg,
Dir nur, um dich zu zwingen, ihn zu denken,
Um sich an dir, Vergessene, zu rächen,

und wenn sie hierauf gelobt, in Zukunft in jeder ersten Morgenstunde des Gottes sich zu erinnern, dann aber hinzusetzt, sie wolle ihn jedoch nachher vergessen: so verlieren wir diese fromme Absicht Jupiters bald ganz aus den Augen, denn er zeigt sich sogleich wieder als eifersüchtig auf ihre Liebe, ja als verzweifelt, da sie seinem Verlangen nicht begegnet, und dann wieder aufs zärtlichste um ihre Neigung flehend.

Die Stelle ist so eigener Art, daß sie hier zu stehen verdient:

Jupiter: Du sahst noch sein unsterblich Antlitz nicht,
Alkmene. Ach, es wird das Herz von ihm
In tausendfacher Seligkeit dir aufgehen.
Was du ihm fühlen wirst, wird Gluth dir dünken,
Und Eis, was du Amphitryon empfindest,
Ja, wenn er deine Seele jetzt berührte,
Und zum Olymp nun scheidend wiederkehrt,
So wirst du das Unglaubliche erfahren,
Und weinen, daß du ihm nicht folgen darfst.

Alkmene. Nein, nein, das glaube nicht, Amphitryon.
Und könnt' ich einen Tag zurücke leben,
Und mich vor allen Göttern und Heroen
In meine Kauseriegel fest verschließen,
So willigt' ich —

Jupiter. Wahrhaftig? Thätst du das?

Alkmene. So willigt' ich von ganzem Herzen ein.

Jupiter. (für sich) Verflucht der Wahn, der mich hieher gelockt!

Alkmene. Was ist dir? Zürnst du? Kränkt ich dich Geliebter?

Jupiter. Du wolltest ihm, mein frommes Kind,
Sein ungeheures Daseyn nicht verfluchen?
Ihm deine Brust verweigern, wenn sein Haupt,
Das weltenordnende, sie sucht,
Auf seinen Flaumen auszuruhen? Ach Alkmene!
Auch der Olymp ist öde ohne Liebe.
Was giebt der Erdenvölker Anbetung,
Gestürzt in Staub, der Brust, der lechzenden?
Er will geliebt seyn, nicht ihr Wahn von ihm.
In ew'ge Schleyer eingehüllt,
Möcht' er sich selbst in einer Seele spiegeln,
Sich aus der Thräne des Entzückens wiederstrahlen.

u. s. w. Am meisten wird noch Jupiter mittelbar, nämlich durch die Ahndungen der Alkmene, daß ihr in der Nacht ein Unsterblicher in der verklärten und erhöhten Gestalt des Amphitryon erschienen sey, als Gott dargestellt; aber als ein solcher erscheint er gleichwohl eigentlich erst am Schlusse des letzten Acts, und man könnte demnach sagen, daß der deutsche Dichter den französischen in dieser Rücksicht, der That und Wirklichkeit nach, nicht übertroffen hat. Ha. Ha.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Fiametta*.
Aus dem Italienischen des Boccaccio übersetzt von
Sophie Brentano. 1806. 382 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Dieses in der neueren Zeit ganz unbeachtet gebliebene Werk des Boccaccio hat *Friedrich Schlegel* zuerst der unverdienten Vergessenheit entziffen, und in der Kürze den seltenen Werth und die Eigenenthümlichkeit desselben so treffend dargelegt, daß wir uns begnügen dürfen, seine Schilderung herzusetzen. Nach der historischen Notiz, daß die unter dem sprechenden Namen *Fiametta* vor allen anderen vorberühmte Geliebte eigentlich *Maria* hieß, und eine natürliche Tochter des Königs Robert von Neapel, Gemahlin eines Großen daselbst, und Schwester und Freundin der Königin Johanna war, deren unglückliches Schicksal sie theilte — wird im zweyten Bande der Charakteristiken und Kritiken, das Kunstwerk selbst auf folgende Weise charakterisirt: „Dieses herrliche Denkmal, das Boccaccio auf den Gipfel seiner geistigen Kraft den Geliebten zur ewigen Verherrlichung setzte, ist eine in mehreren Büchern abgetheilte, so-lich sa-

gen Rede oder Erzählung, worin Fiametta selber spricht, ihr kurzes Glück mit glühenden Farben schildert, und erzählt, wie es durch plötzliche Trennung zerstört worden. Dieß ist jedoch nur der Anfang; den größten Theil des Buchs nimmt ihr Schmerz über diese Trennung ein, ihr Verlangen, welches mit Liebe ausgeführt und mit allen Thorheiten, zu denen es sie lockt, dargestellt ist; wie sie von Eifersucht zerrissen dennoch wieder Hoffnung faßt, wie diese immer höher steigt, und endlich nahe dem Ziele sie dennoch täuscht; wie nun der Schmerz immer tiefer gräbt, da sie nie wieder von dem Geliebten hört, bis sie sich ruhig auf immer den ewig gleichen Schmerzen ergibt. Es ist so gut wie keine äußere Geschichte, auch keine Charakteristik und Individualität; alles ist groß und allgemein, es ist nur Liebe, nichts als Liebe, alles ist durchdrungen von Sehnsucht, von Klage und von tiefer, verborgener Gluth. Verschmäh't ist auch der Reiz, der aus der Nachbildung der weiblichen Manieren in der Schreibart entstehen kann, als unter der Hobeit dieser Elegie, die würdig wäre, zwischen den besten des Alterthums und den Gefängen des Petrarca auf dem Altare der Liebe zu ruhen."

Was die Übersetzung betrifft, so ist sie dem Sinne und Geiste des Originals angemessen, und giebt im Ganzen alle Schönheiten und Eigenheiten desselben getreulich und ohne Zwang wieder. Hin und wieder, wo die Rede etwas zu wortreich oder anstößig wird, oder mit Anspielungen auf die alte Mythologie zu freygebig ist, hat die talentvolle Übersetzerin sich kleine Auslassungen mit Recht erlaubt. Als Probe der Übersetzung mag folgende Stelle dienen, welche in der Urschrift also lautet:

„Oimè, che Amore, siccome ora in me usa crudeltà non udita, così nel pigliarmi, nuova legge, dall' altre diversa, gli piacque usare. Io ho più volte udito, che negli altri li piaceri sono nel principio levissimi; ma poi da' pensieri nutriti, aumentando le forze loro, si fanno gravi. Ma in me così non avvenne: anzi con quella medesima forza mi intragano nel cuore, che essi vi sono poi dimorati e dimorano: amore di me il primo di ebbe interissima possessione. E certo così, come al verde legno, che malagevolissimamente riceve il fuoco, ma quello ricevuto, più conserva, e con maggior caldo; così a me avvenne. Io avanti non mai vinta da alcuno, che mi piacesse, tentata da molti, ultimamente vinta da uno, arsi e ardo, serbai e serbo, più che altra faceffe giammai, il preso fuoco.“

„Warum mußte die Liebe nur gegen mich mit unerhörter Grausamkeit verfahren! Warum einen Gefallen daran finden, nach neuen Gesetzen mich zu beherrschen? Denn mehr als einmal habe ich sagen hören, die Liebe sey anfänglich kindisch und unbedeutend, nur durch die Phantasie genährt und mit Kräften ausgerüstet, werde sie erst stark und bedeutend. Aber wie anders ist sie mir erschienen! mit stegreicher Gewalt erfüllte sie im ersten Moment mein Herz, und erfüllte es noch; vom ersten Augenblicke an ward sie unumschränkte Gebieterin meines ganzen Wesens. Ergangen ist es mir wie frischem Holz,

das schwer und mit Widerstand Feuer fängt, aber wenn es einmal entzündet ist, es länger und mit stärkerer Gluth fest hält.“ — Leicht ließen sich einige Nachlässigkeiten in der Übertragung nachweisen. So z. B. heißt es S. 50: „Und so verlaße ich dich, freudig und seiner Liebe gewiß;“ wo nach dem Original es heißen sollte: und darum gieb dich froh und vertrauensvoll seiner Liebe hin. (*e perciò lieta e sicura nel suo amor l'abbandona.*) Allein diese kleinen Unrichtigkeiten thun dem Ganzen, da ihrer nur wenige sind, keinen Eintrag.

D. F.

PARIS, *Alphonse ou la Tendresse maternelle*. Par Madame de Genlis. Tome I. XXVI und 334 S. Tome II. 304 S. Tome III. 329 S. 8. (2 Thlr. 12 gr.)

Mit diesem Romane tritt die Frau v. G. in das Fach zurück, dem in früheren Zeiten ihre schriftstellerischen Bemühungen gewidmet waren. Sie irrte eine Zeitlang im Gebiet der Geschichte, und lieferte biographische Portraits, die den Kenner unbefriedigt ließen, und den lusternen Leser nicht sehr ergötzten. Es schien ihr schwer zu werden, Haltung in die Charaktere zu bringen, die das Leben ihr vorgezeichnet, über welchen ihre eigene Phantasie nicht gebrütet hatte. Daher die schielenden Anwendungsfälle, von ihr selbst aus den gelieferten historischen Romanen gezogen; gleich als müßte jedes aufgestellte moralische Bild zu einem allgemeinen Muster dienen. Da sich indeffen die Vf. nicht von der überhand genommenen Idee loswinden kann, daß alles, was sie schreibt, in pädagogischer Hinsicht belehrend seyn solle: so thut sie immer am besten, ihre Fabel aus einem moralischen Satze zu spinnen. Was den Charakteren dabey an Freyheit der Conception abgeht, das gewinnen sie für die meisten Leser durch eine feine Behandlungsart und wohl angebrachte Züge aus der wirklichen Natur wieder. Von dieser Seite betrachtet, kann man die Alphonse leicht eins der besten Werke, vielleicht das beste, der Frau v. G. nennen.

Wie eigen und sonderbar auch die Situation seyn möge, worin der Hauptcharakter dieses Romans, Diana, Alphonse's Mutter, erscheint, um das Bild der Mutterliebe, worauf es der Vf. ankam, allmählich zu entwickeln, und in seinem schönsten Glanze zu zeigen: so kann man doch nicht behaupten, daß sie ganz unwahrscheinlich und gleichsam mit Gewalt herbeigeführt sey. Freylich war ein so scheusslicher Bösewicht und abgeschmackter Narr, als der Graf von Moncalde, nothwendig, um Dianen in den seltsamen Stand zu versetzen, wo sie, fast ganz ohne Beyhülfe von außen, die höchste Liebenswürdigkeit der menschlichen Natur darlegt. Er contrastirt aber so hart mit seinem Gegenbilde, daß man, gerade dieses Contrastes wegen, an der Möglichkeit seiner Natur während dem Lesen zweifelt. Er wird nach Verdienst gestraft; die Furien rächen sich schrecklich an ihm. Doch hätte man dieses ekelhafte Opfervieh an einem so heiligen Orte lieber gar nicht erblickt. Verzeihener ist übrigens sein Charakter so wenig, als irgend einer in diesem Roman. Auch die unbedeutenden

1; die Vf. hält ihren Pinsel
 ses Urtheils braucht man
 s und den M. Antonio an-
 charakterisirt: „*Quand
 sent, on ne trouvoit en elle
 quand on la jugeoit sur ses
 e. C'est que le respect pour
 outes les conventions socia-
 les sont raisonnables, for-
 ; et ces utiles sentimens ne
 la conversation que des
 es opinions contraires pa-
 quantes.*“ Wie durchaus
 hältniss gehen alle Reden
 ogin von Olmas hervor,

erbare Kind, zeigt sich in
 s das von ihrer Mutter da-
 Einfalt, Tugend und Re-
 twas starken Zumischung
 eht so weit, dass sie, bey
 s, als mit einem eingese-
 Dieser Zug grenzt ans Lä-
 e Frau v. G. dem Geiste
 llen.

is dem unterirdischen Ker-

ker bey Cadix, und der daraus entsponnene Liebes-
 handel mit einer modernen Circe, ist wahrhaft kom-
 misch, und dient zu einer ergötzenden Epifode. Nar
 hätte die Vf. ihn nicht müssen in jenem Kerker vier
 ganze Monate schmachten lassen, ohne ihm andere
 Nahrung, als Brod und Wasser, zu reichen. Dabey
 kann man nicht schön bleiben; dabey kann man nicht
 einmal leben.

Von den häufig eingestreuten Bemerkungen und
 Maximen, besonders den Tact betreffend, der beym
 Verkehr mit dem anderen Geschlechte angewandt wer-
 den muss, zeichnen wir z. B. folgende aus. „*On ne
 doit jamais dérouter l'imagination des femmes; il est
 moins dangereux de blesser leur coeur que de refroidir
 leur tête.*“ Und: „*Des louanges méritées, données à
 propos, une justice rendue par une personne d'un grand
 caractère, calmeront toujours, en dépit de plus puis-
 sans intérêts, la colère et le ressentiment d'une femme.*“

Über die Deutschen, von denen man im Auslande
 noch das Vorurtheil hegt, dass sie ehrlich, freymü-
 thig, plump von Sitten, und dem Trunk ergeben
 sind, sagt Frau v. G. „*Il n'y a pas plus de franchise à
 Hambourg, à Vienne, à Berlin, que dans les autres
 pays policés; on ment et l'on trompe là comme ailleurs;
 on s'y enivre infiniment moins qu'en Angleterre; l'esprit
 et la finesse y sont peut-être trop raffinés, et en général
 les Allemands sont d'une politesse excessive.*“

Ohne den Plan der Fabel zu verrathen, wozu kein
 Rec. bey einem Werke der Einbildungskraft befugt
 ist, glauben wir jetzt genug gethan zu haben, um
 diesen interessanten Roman zur Durchlesung, beson-
 ders für Frauenzimmer, zu empfehlen; zumal da
 auch die Sittlichkeit in demselben nirgends beleid-
 igt wird. Zu einem Meisterstücke der Kunst wollen

wir ihn damit nicht erheben, wie der Übersetzer,
 dessen Arbeit schon 1806. No. 275 in dieser Lit. Zei-
 tung angezeigt worden ist.

Dvl.

1) BERLIN, b. Schöne: *Die zwölf schlafenden Jung-
 frauen.* Romantisches Schauspiel mit Gesang in
 vier Acten. Für die berliner Bühne umgearbeitet
 von Julius von Voss. Mit einem Kupfer, (wel-
 ches Dem. Mebus die ältere und jüngere dar-
 stellt.) 1805. 116 S. 8. (18 Gr.)

2) Ebend.: *Der Bankerott.* Posse in einem Act,
 nach einem Canefas des Federici. Von Julius
 von Voss. 1805. 48 S. 8. (4 Gr.)

Auch in diesen Producten, wie in andern anderer
 Gattung von demselben Verfasser, erkennt man den
 Mann von Geist. Er nimmt die Welt, wie sie ist, treu
 und nicht ohne Gemüthlichkeit in sich auf, und die
 (guten und bösen) Kinder dieser Welt können in sei-
 nen Darstellungen, wie in unangelaufenen Spiegeln,
 sehen, wie sie sind, was sie sind. N. 1 ist eine Umar-
 beitung der *Henslerischen* Jungfrauen, die für die ber-
 liner Bühne nicht passten. Den Plan hat Hr. v. Voss
 ganz verändert: die Musik und der Text dazu sind
 beybehalten, jedoch ist an letzterem, so gut es gehn
 wollte, gefeilt. Das Stück hat, „der schönen Anord-
 nung und der vielen jugendlichen Gestalten wegen,“
 vortheilhaft gewirkt: wenn wir endlich einmal Frie-
 den haben, wird es, des Friedenjubels wegen, von
 der Bühne herab noch mehr Effect machen. Den ästhe-
 tischen Werth seiner Arbeit schlägt der Vf. selbst sehr
 bescheiden an; doch ist hier mehr, als *Hensler* und
Spieß. Der Ritter (Held des Stücks) ist und bleibt,
 bey aller seiner terenzischen Humanität, ein Mann,
 gelangt zum Ziele, und erweckt, wenn auch nicht die
 bekannte Jungfrau auf der Karte, doch zwölf andere,
 wackere Mädchen, die schon eine gute Zeit um der
 Sünden ihres Vaters willen büssen, zu neuem Leben
 und Frieden mit sich selbst: und die naive Müllers-
 tochter ist in unseren Heuchel- und Schmeichel-Zei-
 ten eine wohlthuende Erscheinung. Freylich, wenn
 die Müllerinnen von vierzig bis funfzig Jahren sogar
 schon vom Geist der Coquetterie befallen sind, so
 sieht es übel aus: jedoch wird es besser gehen, als
 man denkt, wenn der gute Genius gegen den bösen
 Dämon immer so viel Donner und Blitze in der Ge-
 walt hat, als hier, und wenn sich alle Soldaten, die
 nicht bloß essen und trinken, sondern auch plündern
 und entführen wollen, so sehr vor dem Teufel und
 seinen Werken fürchten, als die Kriegerleute dieses
 Stücks.

No. 2 ist eine ganz possirliche Posse. Den Ban-
 queroutiers wird sie wohl nicht gefallen, aber desto
 mehr denen, die dafür, dass sie von diesen Men-
 schen ausgezogen sind, sich doch auch einmal über sie
 auslachen wollen. Lache indess niemand zu früh, und
 ehe er das Stück kennt! Denn es geht nicht allein über
 die mercantilschen Banqueroutiers her, sondern auch
 über die literarischen, theatralischen und politischen.

GL.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 J U L I U S , 1 8 0 7 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, b. Schmidt: *Eingetroffene Weissagungen und prophetische Irrthümer der Herren Archenholz, Bülow und Fr. Buchholz mit neueren Ansichten der Zukunft*, von Julius von Voss, vormals Lieut. in königl. preuß. Diensten, Ritter vom Verdienstorden. 1807. 67 S. 8. (8 gr.)
- 2) Ebendaf.: *Was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des preussischen Staats zu thun?* Eine kriegskünstlerische Untersuchung, von Jul. v. Voss. 1807. 60 S. 8. (8 gr.)
- 3) Ebendaf.: *Fragmente über Deutschlands Politik und Kriegskunst*, in Blicken auf Vergangenheit und Gegenwart, von Jul. v. Voss. 1807. 226 S. 8. (1 Thlr.)

No. 1. Statt der Vorrede drey Verse aus Schillers *Caßandra*. Sodann werden *Archenholz* Irrthümer auf vier Seiten abgefertigt. Der Vf. tadelt, daß Hr. A. gegen seine in früheren Zeiten gegebene Ansicht über die Kriege zwischen Franzosen und Deutschen, in den Jahren 1805 und 1806 den preussischen Armeen glückliche Erfolge prophezeit habe. Er bemerkt darauf sehr richtig, daß nicht den taktischen und strategischen Fehlgriffen allein die Schuld der unglücklichen Ereignisse beymessen sey, die wir erlebt haben, sondern, „daß schon vor der Schlacht vom 14 Oct. in der Armee etwas gelegen haben müsse, das den Vorwürfen der Geschichte nicht entgehen wird.“ —

Die Betrachtungen über die Ausgelen des Hn. v. Bülow nehmen einige dreyßig Seiten ein, welches nicht schwer war; da der Auszug aus einer Schrift desselben fast die Hälfte der Seitenzahl erfüllt. Seltam genug will Hr. v. V. das Publicum überreden, daß Bülow 1801 die Operationen von 1806 auf ein Haar vorausgesagt habe. Zwar redet Bülow in den angeführten Stellen: „von drey französischen Kolonnen, die den Rhein nördlich von Frankfurt passiren mußten; er erwartet den glücklichen Erfolg des Kriegs für die Franzosen lediglich von der aus Holland vordringenden stärksten Kolonne, und spricht einer vierten Nebenzolonne, welche Operationen durch Franken längs der Saale einschlagen dürfte, unbedingt das Gelingen ab;“ — dennoch stimmt ihm das Geschehene mit dem Gesagten aufs genaueste überein, und die etwanigen Variationen sind nicht sehr bedeutend, und liegen in den veränderten Umständen. — Jeder gebildete Soldat wird einräumen, daß Hr. v. Bülow neben vielem Schlechten und Mißbegriffen manches Gute
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

gesagt hat, und daß er in dem kleinen Kreise eigentlich militärischer Schriftsteller sich weit genug obenan gesetzt hat; aber es würde einen geringen Grad eigener Cultur dessen beweisen, der die Werke des Hn. v. B. „wie ein Sanskrit (S. 28) verehren“ könnte.

Nach der Schlacht von Jena, schlägt Hr. v. V. (S. 4) vor, hätte man mit den Trümmern der geschlagenen Armeen, statt über die Elbe zu gehen, sich irgendwo im Braunschweigischen sammeln, und eine verwegene Diversion nach der holländischen Grenze unternehmen sollen. — S. 8 wird bemerkt: „Zum Gleichgewichte gehöre ein Wagepunct, und bey dem europäischen Gleichgewichte müsse er in Deutschland seyn.“ — Sein Rath an Deutschland für die Zukunft ist (S. 40): — Buße, weisliche Fügung in eine Abhängigkeit, die zu vernichten, wir doch einmal zu kraftlos sind; — es giebt keinen Entwurf mehr, zu einem Bunde wider Frankreich, der haltbar wäre.“ In dem Abschnitte, *Fr. Buchholz*, wird auf den neuen Leviathan verwiesen, die Wichtigkeit von Domingo ins Auge gerückt, der ganze Krieg zwischen Frankreich und Europa als ein Krieg zwischen den beiden „Erznationen (England und Frankreich) dargestellt, den die übrigen Alltagsnationen mit fühlen müssen, — zu dem Buchholzischen Friedenstrattat, noch ein dreyzehnter Artikel: die Wiederherstellung von Polen hinzugefügt. — Zum Beschluß der Vorschlag: nach den Gefechten von Schlaitz und Saalfeld die Armee zu theilen, und bey Magdeburg und Dresden verschanzte Lager zu beziehen. „Wenigstens meint Hr. v. V., hätte man doch dadurch das kleinste Übel, einen leidlichen Frieden erzielen können.“

No. 2. Obschon sich Hr. v. Voss gleich S. 2 entscheidet, bloß die Frage zu beantworten, was nach dem 14 Oct. abgesehen von Niederlage und Flucht, zu thun war: — so scheint doch der eigentlichere Zweck dieses Schriftleins zu seyn, dem Publicum darüber die Augen zu öffnen, daß er, der Vf., ein abgedankter Offizier, ganz unschuldig an dem Unglück der preussischen Monarchie sey. In dieser Privatspeculation will ihm Rec. nicht hinderlich seyn. Ausser einigen guten Reminiscenzen aus dem bey dem Jng. Major Müller genossenen Unterrichte über Befestigung und Ausrüstung der Nade und Notte, und dem Beweise, daß der Herzog Eugen, statt bey Halle geschlagen zu werden, sich hätte über die Elbe zurück ziehen und sämtliche Brücken zerstören müssen, wird dem Leser der bis zur Drolligkeit sinnreiche Vorschlag nicht entgehen, „wie man von Halle aus eine reitende Batterie hätte beschaffen, die vor dem weissen Thore von

Dresden auffahren, und (im Angesicht der drey Bataillon starken Garnison) die große steinerne Elbbrücke hätte einschleusen müssen. Das sind (freylich!) rasche Mittel.“ —

No. 3. Der Vf. nennt sich aus eigenem Antriebe in der Vorrede einen *Unbedeutenden*, der nicht erwarten dürfe, sein Opfer geachtet zu sehen. Diese Bescheidenheit verdient nicht nur ein geziemendes Lob, sondern sie rechtfertigt ihn auch zu gleicher Zeit, wenn seine Schrift nicht bedeutender geworden. Das Ganze ist in zwölf Kapitel getheilt, die folgende Überschriften führen: 1) deutsche Weisheit; 2) deutsche Nichtweisheit; 3) fehlt; 4) Trennung; 5) das Jahr 1790; 6) Vertauschung des herzoglichen politischen Systems; 7) Pillnitz. — Bündniß mit Österreich; 8) baseler Separatfrieden; 9) polnische Theilung; 10) Revolution der Kriegskunst; 11) Bund gegen Frankreich 1799; 12) Bund von 1805. In einer Anzeige des Verlegers wird ein zweyter Theil der Fragmente angekündigt, der die Ansichten des Vfs. über die neuesten Zeitereignisse enthalten soll. Das erste Kapitel ist bloß vorhanden, damit das zweyte ohne Anstand seinen Anfang nehmen könne. In diesem zweyten ist die Rede von politischer — religiöser — merkantilischer — militärischer Nichtweisheit Deutschlands. Zuerst werden unsere Väter angeklagt, daß sie nicht bey Zeiten an Selbstständigkeit und Orden der Kraft gedacht, und den Mangel an Übereinstimmung einreissen lassen, zu einer Zeit, da die Gefahr noch leicht abzuwenden war. (Wenn uns Hr. v. V. doch die Zeit nennen wollte, in der seine Revolution, welche er statt der Revolution anpreist, so leicht auszuführen gewesen wäre!) Der Deutsche müsse erst nach dem Auslande gemodelt werden, auf daß seine natürliche aber unterdrückte glückliche Anlage sich offenbaren könne. Zum Beweis führt er Friedrich, Gluck und Moriz von Sachsen an, die erst etwas geworden, nachdem sie sich französisirt hätten. Unter religiöser Nichtweisheit versteht Hr. v. V. die Duldung zweyer herrschenden Religionen, und vornehmlich der katholischen, der er von Herzen gram zu seyn scheint; unter merkantilischer Nichtweisheit das Dulden der englischen Herrschaft zur See, und das Veräumniss, sich mittelst einer Contingentalflotte große Kolonien in Westindien zu erwerben. Die militärische Nichtweisheit soll das Regiment führen seit Arminius und jenen Zeiten, da man über die vorgehaltenen Spieße in die feindliche Linie einsprengte. Wittekind mit Thassilo, dem Hunnen Tudun und dem longobardischen Desiderius vereint, hätten Charlemagne (den H. v. V. nicht zu den Deutschen zu zählen gesinnt scheint) überwinden können, und mit dieser kriegskünstlerischen Klugheit wäre auch die Verweigerung gegen die neue Religion verbunden gewesen, wir hätten unseren alten Mythos gerettet, der den Denker endlich doch auf den Theismus würde geleitet haben. — In dem Kapitel Trennung wird Friedrich II., zur Last gelegt, daß er sich nach dem Aachener Frieden nicht mit Oesterreich in Deutschland getheilt habe. Sein

Nachfolger hätte es 1790 durch eine Operation auf Wien und Riga noch nachholen, sich früher oder später ganz Deutschland unterwerfen können. Allein er vernachlässigte die drey elementarischen Stoffe, durch deren glückliche Mischung sich der preussische Aar allein kräftig und jugendlich erhalten kann. Sie heißen — inerk auf des Unbedeutenden Wort, Bedeutende! — Ehre, Licht, *Lex parsimoniae*. — Friedrich Wilhelm II. vertauschte die Tendenz des Staats auf eine unglückliche Weise. Er führte das Lohnen des Verdienstes ein (auch H. v. V. erhielt von ihm den Verdienstorden) worin so unendliche Gefahr für den Geist des Ganzen liegt. — Die Anciennetät ist ohne allen Streit das bestmögliche Motiv zum Befördern des Kriegsgeistes (S. 82). Zwar rückt auf diese Weise nur ein Greis zum Feldherrn empor, aber versucht nur, noch jugendlich kräftige Greise zu erziehen. (S. 89.) — Das Verdienst, das unselige Verdienst, zerrüttet die Heere Oesterreichs. (S. 87.) — Auch das Licht glaubte Friedrich Wilhelm bekämpfen zu müssen. Die Halbwahrheiten: positive Religion muß die Moral stützen, die Tugend ist das Kind der Religion u. s. w. bestechen. O ja, der reinen wahren Religion ist nicht Verehrung genug darzubringen, aber Philosophie selbst gebe uns diese Verehrung, Thun es Priester (symbolische) so wird die Religion unrein und unwahr. (S. 92.) — In dem Abschnitte Pillnitz hat es H. v. V. vorzüglich mit dem General Bischofswerder zu thun, „der seine schwache Urtheilskraft schon dadurch an den Tag legte, daß er für das Fußvolk eine Art Hüte in Vorschlag brachte, welche nützlich seyn sollten, doch in Rücksicht der Form großen Ungeschmack versriethen. All das Übel, in und außer Deutschland, seit 1792, heißt Pillnitz. — Es läßt sich überhaupt in Europa nichts antipodischeres finden, als Oesterreicher und Preussen. Hätte Hr. v. B. eine wahrhaft große Idee aufzufassen vermocht, so mußte er die beiden Fürsten aufmerksam machen, daß jetzt der Zeitpunkt sey, das sogenannte heilige römische Reich ohne Hinderniß über den Haufen zu werfen, und ein Süd- und Nord-Deutschland zu erschaffen.“ Armes Deutschland! — Der Herzog von Braunschweig wird der edle Guelse, der ehrwürdige Fürst genannt. Aber freylich in der Zeit, als die Fragmente geschrieben wurden, war dieser hochherzige Mann noch am Leben, und für die Lebendigen hat Hr. v. V. nur Lobprüche in Bereitschaft. Doch auch die Todten werden nicht ganz übersehn. „Robespierre hieß der Mann, der zum Rettungsgeschäft Frankreichs ausgestattet war. Er war Feldherr der Feldherrn. Was vermochte auch Carnot ohne Robespierre! Hätten die Franzosen den Muth gehabt, ihn zehn Jahre an der Spitze der Geschäfte zu dulden, wer zweifelt, daß London längst erobert wäre (S. 138). — Die Revolution in der Kriegskunst aber beginnt eigentlich erst von der Zeit, da Berenhorst einen jungen Mann von sehr seltener Geisteskraft und Eigenthümlichkeit impulsirte, der ein tiefer Geometer war, und die Ursache mit schöpferischer Klarheit auszusprechen wußte.“

Hr. v. Bülow wird nämlich gemeint. Also der Herzog von Braunschweig, Robespierre und Bülow sind die Helden des Hn. v. Voss! Ein würdiges Tribunal, zu dessen Füßen Hr. v. Voss wohl thun wird, seine Schriften niederzulegen. Dennoch steht nach Hn. v. Voss der Begriff der Kriegskunst noch immer nicht philosophisch fest, und er ist daher so mitleidig, uns einige Blicke in seine Philosophie der Kriegskunst thun zu lassen, die wir ohne Gefahr für unsere Augen wagen dürfen, denn geblendet wird man dadurch weiter nicht. Wir besitzen bereits über diesen Gegenstand von ihm ein eigenes früheres Werk, das enthielt aber nur Beyträge, hier werden die Grundlinien gezeichnet. „Das Organon zerfällt in drey Kategorien: Kriegerisches Gemüth, strategische Leitung und Gefechtskunst.“ Um das kriegerische Gemüth zu erzeugen, wird der *Fanatismus der Ehre* angepriesen, der weder von religiöser, noch politischer Form abhängt. Zur strategischen Leitung werden die beiden Intelligenzen gerechnet, eine die im Kabinette den Krieg beschließt, und die, welche die Finanzkraft des Staates verwaltet, und die Bedürfnisse zum Krieg liefern muß (vielleicht der beste Gedanke im ganzen Buche). Von der stricten Beobachtung der Anciennetät kann die Philosophie der Kriegskunst nicht lassen, obgleich sie den Vortheil einräumt, der den französischen Heeren durch ihre Jugendlichkeit zuwächst. An diesen Heeren weiß überhaupt der Vf. nichts zu tadeln, als daß sie keine Zelter bey sich führen. Für einen, der selbst Zelter erfunden hat, ist dies Urtheil gewiß sehr consequent. S. 201 wird der germanische Koloss ermahnt, zu wollen, damit ihn die eigene Kraft zur herkulischen Stattlichkeit erhebe. Also keine Buße mehr, wie in No. I gerathen ward? — „Im Jahre 1709 (heißt es S. 209), blieb für Preußen das Weiseste: Erhaltung der Neutralität um beym künftigen Frieden kräftig mitzuwirken; nichts, was es hätte thun können, wäre so vorzüglich gewesen, als das, was geschah. Es sey denn, Oesterreich hätte an den König von Preußen einen Bothschafter mit einem Vorschlag gesendet, dessen Hauptinhalt folgender war: „Der Kaiser ladet Ew. Majestät ein, die nördliche Hälfte Deutschlands in Besitz zu nehmen, dasselbe will er mit der südlichen thun. Anständige Domänen bleiben den Fürsten für ihre Geschlechter zurück. Das Project wird möglichst geheim gehalten, und in demselben Zeitpunkt mit aller erforderlichen Energie ausgeführt. Dann operiren beide Theile gegen Frankreich, um die deutschen Lande jenseits des Rheins zurück zu erobern!“ „Würde, fährt Hr. v. Voss fort, der König von Preußen, dieser kriegerische, aufgeklärte Monarch, diesen Bund wohl zurückgewiesen haben?“ „Auch 1805, schließt das ganze Buch, mußte man den König von Preußen zu gewinnen wissen. Es gab dazu Mittel, wir haben sie oben (S. 209. nämlich) berührt.“

Nach der Mittheilung dieses vollständigen Auszugs glaubt sich Rec. alles ferneren Urtheils überhoben. Vielleicht dürfte man ihn einer zu großen Ausführlichkeit und Aufmerksamkeit anklagen; allein es

giebt Schriften, die, nicht ihres Gehaltes, sondern ihrer Tendenz wegen, eine sorgfältigere Beachtung verdienen, als sonst Vergnügen macht. O2.

Ohne Druckort: *Schlesien ehemals und jetzt*. Eine Zeitschrift. Herausgegeben von Oelsner und Reich. Fünftes und zwölftes Stück. 1806. 829 — 987 S. 8.

Es liegt nicht in dem Plane unserer A. L. Z., alle und jede Journale zu recensiren, weil durch eine unschwere Inhaltsanzeige der einzelnen Aufsätze, welche ein Journal befaßt, der Raum für wichtigere wissenschaftliche Werke, deren Beurtheilung uns obliegt, allzu sehr beengt werden würde. Allein ein so merkwürdiges Journalheft, als das vorliegende, welches die *Brennung und Belagerung von Breslau in den Monaten November und December 1806 und Anfang 1807* zum Gegenstande hat, dürfen wir nicht mit Stillhschweigen übergehen. Einfach, aber gerade dadurch sehr interessant, ist die Erzählung von dem, was innerhalb der Wälle von Breslau vorging. Von der militärischen Geschichte dieser Brennung und Belagerung ist nur so viel angeführt, als der Vf. erfahren konnte, und gerade zur Geschichte der unglücklichen Stadt gehört. Gegen 600 Häuser ihrer Vorstädte sind unwohnbar geworden, und 10 bis 12,000 in die Stadt geworfene Bomben und Granaten und glühende Kugeln haben wenig Häuser ganz verschont. Der Schaden, den Canonaden und Bombardement angerichtet haben, wird auf 4 Millionen Thaler angeschlagen. 62 Menschen beiderley Geschlechts sind dabey erschlagen, 71 verwundet worden. Wahrscheinlich hat die Besatzung nicht viel mehr verloren: denn es scheint, daß die Belagerer wenig auf den Wall geschossen haben, (so wie dies überhaupt bey den Belagerungen aller schlesischen Festungen der Fall gewesen ist,) und wegen Unsicherheit der Garnison konnten keine Ausfälle gemacht werden. Nach 25tägig eröffneten Tranchéen und 50,000 von den Wällen geschessenen Schüssen aus dem Geschütz ist auch der Verlust der Belagerer, (so weit er bekannt geworden,) ziemlich unbedeutend. Außer der neu erfundenen Brücke, mittelst leerer mit Bohlen belegter Fässer, und dem inneren Bau der Batterien von Seiten der Belagerer, scheint die Belagerung gar nicht militärisch wichtig. Da sie aber für die Stadt so merkwürdig ist, und diese leider die Spuren davon noch lange tragen wird: so ist ein so genaues Tagabuch der Begebenheiten sehr schätzbar, und möge zugleich die vielen durch den Krieg unglücklich gewordenen lehren, ihr Schicksal leichter zu tragen. Denn es giebt doch noch größeres Unglück als sein Vermögen verlieren, wie es die unschuldigen Bürger Breslaus erfahren haben, bey denen sich zum Verlust ihres Vermögens noch die Zerstörung ihrer Wohnungen, ihrer Gliedmaßen gesellte. Und so mancher Familie sind durch einen unnatürlichen Tod noch Glieder derselben geraubt worden. Denn die Angst, der Aufenthalt in ungefunten Gewölben, hat vom Januar bis zum April noch eine außerordentliche Sterblichkeit veranlaßt. —

So wie der Vf. durch seine Erzählung, aus der durchaus der ungekünstelte Ton der Wahrheit spricht, einnimmt, so viel Besonnenheit zeigt er dadurch, daß er gegen das Ende seiner Erzählung die Belagerungen von Prag und Dresden, erstere von 1757, letztere von 1760 erwähnt.

Die gewöhnlichen Erzähler einer großen aber unglücklichen Begebenheit, (die sie selbst erlebt haben, glauben es zur Spannung des Interesse nothwendig, sie als einzig in ihrer Art zu schildern. Der Vf. hingegen, nachdem er alles Unglück, das Breslau erfahren, treu aufgezählt hat, zeigt durch einen Auszug der Geschichte jener Belagerungen, daß Prag und Dresden noch größere Drangsale erfahren haben, und zeichnet sich dadurch vor den gewöhnlichen Erzählern vortheilhaft aus. Es liegt auch ein menschenfreundlicher Trost für seine Mitbürger in dieser Rückerinnerung der Geschichte, da jedermann den jetzigen Wohlstand in Prag und Dresden kennt. Möchte der schätzenswerthe Vf. fortfahren, so eifrig für die Wahrheit zu arbeiten, in einer Zeit, da die Geschichte durch Leidenschaft und Berechnung von Privatvortheilen so vielfältig entstellt wird! ff.

SCHÖNE KÜNSTE.

HAMBURG, b. Schmidt: *Der König in der Einbildung*. Knittelversposse, in drey Aufzügen. Mit einem Kupfer. 215 S. 1807. 8. (1 Thlr.)

Der Gegenstand dieser Posse ist ein junger Reichsgraf, der über den Verlust eines Städtchens, das sein Vater einem mächtigen Fürsten als Entschädigung abtreten mußte, völlig den Verstand verloren, und nachdem man ihm die wahnsinnige Grille, die verlorne Besitzung mit gewaffneter Faust wieder zu erobern, ausgetrieben, sich nun bey Gelegenheit der neu errichteten Königswürden die fixe Idee in den Kopf gefertzt hat, daß er König sey. Von diesem Wahne ihn zu heilen, gehen die Freunde und

Diener seines Vaters in die Idee des verrückten Grafen ein, und behandeln ihn in aller Rücksicht als wäre er König; sie treiben so lange ihr Possenspiel mit ihm, bis er, von einem Mohrenkönige besiegt und seiner eingebildeten Würde zu entsagen gezwungen, durch Angst und Noth wieder zu Verstande gebracht wird. Dieser Cur befeissigen sich die Spasmacher mit großer Umständlichkeit und auf eine so vollständig psychologische Weise, daß diejenigen, welche alles gern recht in der Ordnung und in einer verständigen Folge sehen, an dieser Farce ihre große Freude haben werden. Ja dieses schrittmaßsige bedächtige Verfahren hat dem gescheuten Verfasser noch nicht hinlänglich zum Verständniß geschienen; damit jeder Umstand durchaus klar werde, und nichts zur Wahrscheinlichkeit fehle, hat er sich sogar die Mühe nicht verdriessen lassen, im zweyten Acte auf nicht weniger als zwölf Seiten den förmlichsten protocollmäßigen Bericht abzustatten, über jeden einzelnen Punkt des Plans und über jegliches Motiv. — Es läßt sich erwarten, daß es in dieser Posse an mancherley Anspielungen auf die gegenwärtigen Begebenheiten nicht mangelt, und wir wollen, um doch einigermaßen von der Manier des Autors einen Begriff zu geben, eine von den besten Stellen dieser Art hersetzen. Sie lautet so:

Man thut, Herr, seine Pflicht, man stellt sich hin als Held.
Und schwört: zu sterben eh', als feig sich zu ergeben;
Doch wenn der erste Schuß, der erste Schwerdtstreich fällt,
Besinnt man sich geschwind, und rettet Haut und Leben.
Sonst freylich war, fürs Land und für die Majestät,
In deren Dienst man focht, das Leben zu verlieren,
Des Helden höchster Ruhm; doch, seit Humanität,
Philosophie, die Welt, die Menschen kultiviren,
Heißt sechten auf den Tod, „den Mord organisiren!“
So schon die Aufklärung sogar des Feindes Blut;
Was kann humaner seyn? Traun größer ist der Muth,
Sich mit des Lebens Lust der Mitwelt Spott erwerben,
Als für der Nachwelt Ruhm den Tod des Helden sterben.

Ha. Ha.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTL. Berlin, b. Maurer: *Merkwürdige Belagerung Magdeburgs im sechzehnten Jahrhunderte, als Gegenstück zu der im neunzehnten*. 1807. 96 S. 8. (8 gr.) Es ist allerdings interessant zu sehen, wie sich dieser oder jener Ort von denen, die im neuesten Kriege wiederum merkwürdig geworden sind, zu anderen Zeiten, unter anderen Umständen und Verhältnissen auch anders benommen hat, und es verdient daher dieser Auszug aus der Geschichte des 16 Jahrhunderts wohl gelesen und beachtet zu werden. Der Vf. hat sich aller Vergleichen mit der neuesten Belagerung enthalten, und daran wohl gethan, da die damals und jetzt obwaltenden Umstände so verschieden sind, daß sich nicht wohl eine Parallele ziehen läßt. Die Stadt hielt sich über 13 Monate lang mit einer etwa 4000 Mann starken Besatzung gegen eine Reichsarmee von 20000 Mann; allein die Stadt war mit Geschütz, Kriegsbedürfnissen und Lebensmitteln im Überflusse versehen, sie focht für ihr eigenes Wohl und Weh, die Belagerungskunst war noch in großer Kindheit, und die Belagerung ward mit so wenigem Eifer betrieben, daß zwey Thore der Stadt während der ganzen 13 Monate den Tag über offen standen, daß die Magdeburger Gärten und Felder be-

bauen, und ruhig das Vieh auf den Elbauen weiden konnten. Aber gewiss verdient die standhafte Ausdauer, mit der die Belagerten allen Drohungen und Angriffen begegneten, alle Bewunderung und Nacheiterung. Nachdem am 8 Jan. 1551 unter den Grafen Vollrath und Johann von Mansfeld, und dem tapferen Obersten Heideck, 4000 Mann zu Fuß und 300 Reiter, die zum Entsatz von Magdeburg bestimmt gewesen, in der Gegend von Verden kapitulirt und die Waffen gestreckt hatten, hielt sich die Stadt noch bis zum 4 November, wo sie unter ehrenvollen Bedingungen sich an den Kurfürsten Moriz von Sachsen ergab.

O2.

Ohne Angabe des Druckorts: *Über die Ursachen des unglücklichen österr. Feldzugs in Deutschland im J. 1805*, von einem aufmerksamen Beobachter. 1806. 80 S. 8. (8 gr.) Diese Schrift empfiehlt sich durch den einfachen, leidenschaftslosen Ton, in dem sie geschrieben ist. Obgleich sie weder neue bisher unbekannt gebliebene Ursachen enthält, noch in eine ausführlichere Beschreibung der einzelnen Ereignisse eingeht: so wird sie der Wenigereingeweihte dennoch nicht ohne Befriedigung aus der Hand legen.

O2.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Gädicke: *Der Soldat als Beystand der Polizei oder Anleitung zur Kenntniß der Garnisonpolizey*. Nebst einem Anhang über Organisation und Pflichten der Bürgergarden, Bürger-Wachen oder National-Garden. Für junge

Militärs und für solche, die mit der besonderen Garnisonpolizey, besonders in Kriegzeiten, unbekannt sind. Zweyte mit dem Anhang vermehrte Auflage. 1807. XIV und 281 S. 8 (1 Thlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 27 J U L I U S , 1 8 0 7 .

STAATSWISSENSCHAFTEN.

FRANKFURT a. M., b. Gebhard u. Körber: *Beyträge zu einer künftigen wissenschaftlichen Bearbeitung und vollkommener Ausbildung des Kriegs-Einquartierungs-Wesens*, von Friedrich Siegmund Feyerlein, b. R. L. 1807. XV u. 236 S. 8.

Es ist eine würdige Aufgabe, die Leiden gedrückter Quartierträger durch systematische Anordnungen zu mildern, und den Klagen, wovon gegenwärtig fast ganz Deutschland wiederhallt, möglichst abzuheben, sagt der Vf. in der Vorrede; und diese seine Schrift ist der erste vollständigere Versuch, die tiefgefühlten Schwierigkeiten des Einquartierungswesens zu erleichtern. Sie besteht aus einer Einleitung, aus den Beyträgen selbst, und aus einer Zugabe.

In der Einleitung „von der Natur der Kriegseinquartierungswesens und den eigenen Schwierigkeiten seiner theoretischen und praktischen Behandlung,“ vergleicht der Vf. hiervon handelnde römische Gesetze mit deutschen, und Versuche der Schriftsteller, insofern jene, wie diese, einander entgegen sind. Es war uns sehr auffallend, hier unter den *Realisten*, d. h. denjenigen, welche die Einquartierung unbedingt für eine den Grundstücken allein aufliegende Last ansehen, *chronologisch* angeführt zu finden, v. Stein und Vogt. Wer die Dissertation von Vogt und die nach dieser ein Jahr später erschienene, vom K. und R. Kammergerichts-Ältesten Freyherrn v. Stein, gelesen hat, weiß, daß jener die Einquartierung als *onus mixtum*, dieser aber hauptsächlich *gegen jenen* die reine Realität derselben vertheidigt hat.

Die *Beyträge* enthalten A) Grundsätze über den Begriff, das Wesen und die Behandlungsweise der Kriegseinquartierung — α) nach den römischen Ordnungen: diese charakterisiren die Kriegseinquartierung als ein *onus reale* — β) nach den deutschen, αα) nach den deutsch-reichsgesetzlichen: diese enthalten die Vorschriften: „ein Reichskreis solle dem anderen, der zuviel gethan habe, Beytrag und Vergütung thun,“ und „die Anlagen und Steuern zu dem Reichskriegswesen sollen allgemein seyn, und jeden für seine Person mit schonender Rücksicht auf die Armen treffen:“ hieraus schließt der Vf., die Kriegseinquartierung sey nach dem Geiste der deutschen Reichsgesetze ein *onus personale*. Folgerichtig ist dieser Schluß keineswegs — ob etwa nach den Worten der Gesetze? könnte wohl noch zweifelhaft scheinen, da der Vf. durch Befehl (*thes. pract. voce* „Einquartierung“ pag. 3. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

m. 242) zu erweisen glaubt, daß die Einquartierungs-last, wie sie wirklich in neueren Zeiten die Natur einer des Kriegs wegen nothwendigen außerordentlichen Besteuerung durchgehend angenommen habe, schon in älteren Zeiten *Soldatensteuer* genannt worden sey; aber aus der Absicht der Gesetze geht der Schluß des Vfs. gewiß nicht hervor: denn alle deutschen Reichsgesetze sprechen unstreitig nur von Einquartierung der freundlichen Heere, wobey man an eine rechtliche Verbindlichkeit des Quartierträgers zur *unbezahlten Verpflegung* des einquartierten Soldaten wenigstens in älteren Zeiten gar nicht dachte, welche demnach *dahmals* nicht anders, als eine den Gebäuden aufliegende Last behandelt werden konnte. Mochte gleichwohl der Quartierträger dabey gehalten seyn, nebst Quartier und Bett auch *Licht* dem Soldaten unentgeltlich zu geben, so war man ja auch in den römischen Staaten hierzu schuldig, wie insonders Fr. 6. §. 5. Dig. I, 18 beweist; und doch beurtheilten die Römer die Einquartierung der freundlichen Heere als *onus reale*. ββ) Nach einer hochfürstlich primatischen, γγ) nach denen der Stadt Frankfurt am Mayn, δδ) nach einer preussischen: γ) nach französischen. B) Ältere und neuere Verordnungen über die Verpflegung und sonstige Behandlung der Kriegseinquartierung; namentlich die kaiserlich Ferdinandsche von 1640, die königlich schwedische von 1632, die der Generale Tylli von 1623, Wallenstein von 1629, Wurmser von 1759, Massabean von 1800, eine kurmainzische von 1794, zwey vom Marschall Angereau und eine vom Divisions-General Dejardins durch den General Rouyer, von 1806. Hierauf folgt C) ein Entwurf zur Vervollkommenung des Kriegseinquartierungswesens für Frankfurt am Mayn und andere große Städte: α) Theorie der Grundsätze: 1) allgemein gültige regulative Grundsätze. Die Kriegseinquartierung *neuerer Zeit* (d. h. die mit Verköstigung der einquartierten Soldaten verbundene,) ist eine *gemischte Last*, welche die Wohnungen und das Privatvermögen, also die *Baquemlichkeit* und den *verhältnißmäßigen Wohlstand* der Quartierträger zugleich afficirt, und zwar ohne Unterschied, ob die Kriegsvölker eingelegt werden zum *Raftsatz*, *Durchzuge* oder *Stillager* (Garnison), ingleichen ob von *Freund* oder *Feind* die Rede ist. Von der hiernach begründeten allgemeinen Verbindlichkeit, jene außerordentliche Last zu tragen, befreyt der Vf. nach älteren Analogien gewisse Personen *für immer und in jedem Falle*, andere nur im Falle der *ein-fachen* Einquartierung — jedem Quartierträger soll sein besonderer Antheil daran auf einem *eigenen* Zeit-

tel zugetheilt werden — ehrbare Abfindungen und zeitige Befreyungen sollen höchstens nur unter ganz besonderen überwiegenden Umständen Statt finden — ohne Vorwissen und Einwilligung des Quartieramts soll Niemand die ihm zukommende Einquartierung anderwärts unterbringen, oder auf seine Kosten wo anders hinlegen dürfen. — Verträge über die Kriegseinquartierungslast zwischen den Quartierträgern gelten nur insoferne, als diese nichts durch *Vertragsmäßigkeit* ergültigen wollen, was sich nicht schon *an sich* mit der *Rechtmäßigkeit* verträgt; insbesondere sind dergleichen Verträge immer nur von der *einfachen* und *gewöhnlichen* Einquartierung auszugehen, vorausgesetzt, daß nicht darin *ausdrücklich* von der *doppelten* u. s. w. Einquartierung oder namentlich von *aller* und *jeder* Erwähnung geschehen. — Amts-Officialen und Schreiber, welche durch absichtliche Verletzung ihrer Pflichten die Quartierträger unrechtmäßig befreuen oder beschweren, sollen augenblicklich entsetzt und die Strafe der *Fälschung* an ihnen vollzogen werden — was der reine Zufall den Quartierträgern mit und bey der ihnen zugewiesenen Einquartierung Gutes oder Böses mitbringt, darf von der Einquartierungsbehörde absichtlich zum Nachtheile eines Dritten durchaus nicht verändert werden. Das Schatzungsamt soll jeden Monat richtige Verzeichnisse der neuen Bürger und Beyassen, der ausgezogenen und verstorbenen, und der auf Erlaubnisschein in der Stadt wohnenden, auch das Curatelamt ein Verzeichniß aller Pflinglinge liefern, indem auch diese als junge Staatsbürger nicht gänzlich befreit bleiben können. Die Berufungen, von untrichterlich entschiedenen Streitfragen über die Einquartierung an den höheren Richter können nur devolutiven, nicht suspensiven Effect haben. (Wir sind in allen diesem, ausgenommen in Betreff der Verträge über Einquartierung, wovon unten bey Beurtheilung der Zugabe ein Mehreres, mit dem Vf. einverstanden.) 2) Classification der Quartierträger und Gradation der Einquartierung der Quantität und Qualität nach. Alle Quartierträger sind zu classificiren, eigentlich nach einem richtigen Steuerstock, im Mangel desselben nach der Notorietät ihrer Verhältnisse. Überhaupt sind sie in drey Kategorien, und jede dieser drey Kategorien in drey Classen einzutheilen. Die erste Kategorie begreift *reich*, die zweyte *mittelmäßig*, die dritte *arm*. Die *Reichen* sind Reiche der ersten Classe, deren Person (nach Stand, Gewerbe, Alter und Familie,) Vermögen und Wohnung zusammen die Einquartierungslast zu tragen, vollkommen geschickt sind; Reiche der zweyten Classe, deren Person und anerkannt großes Vermögen zugleich für die Einquartierungslast tauglich sind; und Wohlhabende, deren Vermögen bekanntlich nach ihrem Stande, Aufwande und sonstigen Verhältnissen beträchtlich, und deren Wohnung ihren übrigen Verhältnissen angemessen ist. Die *Mittelmäßigen* sind Mittelmäßige der ersten Classe, welche außer einem bekannten ansehnlichen Vermögen auch noch einen guten Nahrungszweig im Gange haben; Mittelmäßige der zweyten Classe, welche entweder ohne sonstiges Vermögen ei-

nen ergiebigen Erwerbszweig wirklich mit Erfolg betreiben, oder ohne diesen ein Capitalvermögen besitzen, dessen Renten einem solchen gleichkommen; und von geringen Befoldungen oder Pensionen lebende Beamte, Gelehrte oder sonstige Personen. Die Armen endlich sind geringe Handwerker, die ohne eigenes Vermögen von ihrem Gewerbe ein angemessenes Auskommen genießen; Dürftige (z. B. Tagelöhner), welche nur von ihrem Erwerbe kärglich von Tag zu Tag leben können; und Arme, welche von Almosen leben. Alle drey Kategorien bilden demnach neun Classen. Dieser Classification fügt der Vf. die Eintheilung der Einquartierungslast in einfache, doppelte, dreyfache und außerordentliche hinzu. Einfach ist sie, wenn nach der Anzahl der einzulegenden Soldaten auf die erste Classe vier Mann, auf die zweyte drey, auf die dritte zwey, auf die vierte anderthalb Mann kommen, auf die fünfte ein Mann, auf die sechste und siebente ein halber Mann, auf die achte und neunte nichts kommt: *doppelt* und *dreyfach*, wenn nach überhaupt steigendem Verhältnisse entweder erst auf die neunte Classe kein Mann, oder auf diese auch ein halber kommt: *außerordentlich*, wenn sich Kriegsvölker ohne Ordnung in solcher Überzahl schnell in eine Stadt werfen, daß sie in der Geschwindigkeit nach bestem Wissen und Gewissen auf eine Weise untergebracht werden müssen, die von allen bestehenden Austheilungen und Taxen abweicht. Für die einfache, doppelte und dreyfache Einquartierung folgen hiernach besondere Schemata. (Hiergegen dürfte wohl viel zu erinnern, und der Vf. schwerlich gegen Tadel über Unbestimmtheit und Ungleichheit zu rechtfertigen seyn. Unstreitig hängt hier von der Quantität des Vermögens der Quartierträger das Meiste ab. Wenn nun der Vf. in der ersten Classe *Vermögen*, in der zweyten *großes*, in der dritten *beträchtliches*, in der vierten *ansehnliches* Vermögen, sodann wieder in der vierten Classe einen *guten Nahrungszweig*, in der fünften einen *ergiebigen Erwerbszweig* unterstellt, so sind wohl die Unterscheidungsmerkmale aller dieser Verhältnisse nicht so rein ausgemacht und allbekannt, daß sie ohne nähere Determination nur so wörtlich bezeichnet werden dürfen. Und wenn bedienstete, reichlich salarirte, Capitalisten von hundert tausend Thalern, die dabey noch geräumige Wohnungen haben, nach des Vfs. Ansicht in der ersten Classe stehen, mithin bey der doppelten Einquartierung acht Mann ihnen zugetheilt werden: so können, ohne die auffallendste Ungleichheit, dürftige Tagelöhner (deren Verdienst ohnehin nicht jeden Tag im ganzen Jahr gewiss ist,) nicht einen halben Mann bekommen. Denn was solche Capitalisten jährlich mehr haben, als ihr *standesmäßig nothwendiges* Einkommen, all dieses Mehrere muß nach einer vernünftigen Berechnung für deren überwiegende Kräfte im Vergleiche gegen dürftige Tagelöhner angenommen werden. Ob hiernach jene Reiche nicht mehr als sechszehnmal diese Armen an Kräften überwiegen, stellen wir der Beurtheilung eines Jeden anheim. Offenbar inconsequent ist es ferner, daß der geringe Handwerker bey der einfachen Einquartie-

rung den achten, bey der doppelten den sechsten, bey der dreyfachen endlich noch mehr als den sechsten Theil derjenigen Last tragen soll, welche den Reichen der ersten Classe trifft. So ist es denn auch nicht leicht begreiflich, warum der Vf. eine sechste Classe der Quartierträger von einer siebenten trennt, und beide in verschiedene Kategorien setzt, doch aber beide in Ansehung der ihnen zuzutheilenden Soldaten durchaus gleich behandelt; und warum er schon bey der Kategorie der Mittelmässigen gar keine Rücksicht mehr auf Wohnungen nimmt. Richtig ist zwar seine nachherige Bemerkung, daß der qualitative Anschlag die Klüfte ausfüllen müsse, welche der quantitative Anschlag der Einquartierungslast immer unter den unmöglich ganz genau zu bestimmenden Classen „reich, wohlhabend, mittelmässig und arm“ zurücklasse; allein dadurch wird doch das, was wir hier seiner Theorie entgegengesetzt haben, nicht, zumal in der Regel nicht, gelöst.) . . . In Hinsicht auf die Qualität der Einquartierungslast stellt der Vf. richtige Normen auf: Der Staat selbst besorgt Magazine, Lazarethe, große Canzleyen, die Unterkunft und Verpflegung Kranker, Krätziger, niederkommender Weiber, und die Beerdigung verkorbener Einquartirten; desgleichen besorgt der Staat die Befehlshaber, Generale *en chef* und zur Garnison gehörigen Generale — andere Generale und diesen gleiche kommen auf die erste, Obristen und diesen gleiche auf die zweyte, Hauptleute und Officiere auf die dritte, Unterofficiere, Musiker, Feldscherer u. dgl. auf die vierte Classe, die gemeinen Soldaten auf die anderen Classen — Gemeinheiten und Körperschaften werden nicht nach Person und Raum, sondern einzig nach Vermögen, dabey aber milde Stiftungen mit besonderer Schonung, bequartiert. — Minderjährige tragen die Hälfte der Last, welche den ihnen gleichstehenden Quartierträgern in ihrer Classe zukommt. — Wer Stallung und größere Gefälle zur Einquartierung einräumt, wird rücksichtlich der persönlichen desto mehr geschont. Gast- und größere Wirthe bekommen in der Regel nur durchziehende oder höchstens einige Tage verweilende Einquartierung. — b) Praxis des Geschäfts: Einzelne Abtheilungen einer Stadt müssen unter jeden Umständen abwechselnd zur Reserve für unvermuthete Einquartierung bestimmt, mithin wo möglich ganz frey, bleiben, oder doch nur zur Unterkunft der durchgehenden Einquartierung gebraucht werden; auch muß sowohl unter den neun Classen, als unter den Quartierträgern derselben Kategorie, eine qualitative verhältnißmäßige Abwechselung Statt finden (auch dies und die dazu gegebenen Schemata verdienen vollen Beyfall). Wir übergehen den hiernächst von dem Vf. gelieferten Versuch einer praktischen Anwendung vorstehender Grundsätze auf Frankfurt. — c) Mechanismus und Bedingungen der Behandlung des Einquartierungsgeschäfts — Bestimmungen des Quartierungspersonals, seiner Verrichtungen, seines Wirkungskreises, der ihm dienlichen Hilfsmittel: (zweckmäßig aber auch an sich ziemlich leicht). Den Schluss der *Beiträge* macht D) ein nützlicher Anhang, bestehend — aus

tabellarischen Vorschlägen zur Einrichtung der Tabellen für die Classification und Anschätzung der Quartierträger, und zu einer tabellarischen Hauptübersicht der jedesmal vorbereiteten, ausgegebenen und vorrätigen Einquartierungszettel — aus neueren Verordnungen über quartieramtliche Polizeygegenstände — und aus Bemerkungen über zwey andere Vorschläge zur Verbesserung des Einquartierungswesens.

Die Zugabe ist eine juridische Erörterung der Frage: „ob der Staat das Recht habe, die zum übergroßen Nachtheile und Verderben eines der vertragenden Theile eingegangenen Verträge über die Kriegseinquartierung auf Ansehen des leidenden Theiles wieder aufzuheben, und wie dieses bezweckt werden könne.“ Zu dieser Untersuchung veranlaßten den Vf. viele nach dem lüneviller Frieden unter der Clausel „die Einquartierung übernimmt der Vermiether“ abgeschlossene, dabey aber in Ansehung des Locariums die gewöhnlichen Preise der Wohnungen nicht sonderlich übersteigende Miethverträge, woraus denn in neueren Zeiten Proceße entstanden. Er erklärt diese Clausel für null und nichtig. Wenn sie dagegen, was er S. 217 kaum entschuldigen zu dürfen glaubt, einst von Stryk, Struv und Müller als Contract-Cautel anempfohlen ward, so ist es desto wichtiger, die neuen vielen Gründe, womit er sie hier bekämpft, einzeln zu beleuchten. Sie sind folgende: 1) die billigen, philosophisch rechtlichen Vorschriften des fr. 84. Dig. 50. 17 „non debet alteri per alterum iniqua conditio inferri“ und des fr. 14. Dig. 12. 6 „natura aequum est, neminem cum alterius detrimento fieri locupletiores“, auf die durch solche Verträge dem Vermiether zugehenden übergroßen Nachtheile angewandt. — Es giebt solcher Rechtsregeln noch mehr, aber specielle Rechtsätze damit beweisen zu wollen, ist gefehlt. Sie sind gar zu allgemein, und lassen sich für jeden Satz anführen, dem auch nur eine entfernt anscheinende Billigkeit zur Seite steht. Sie beweisen aber eben darum in einer so beliebig ihnen angewiesenen Tendenz meistens mehr, als sie beweisen sollen; sie beweisen dann gerade nichts, könnten auch durch eben so allgemeine Gegenregeln überall entkräftet werden. So hier: würden nicht die beiden vom Vf. angewandten Maximen eben so gut darthun, „daß der Miethsmann oder auch der Commodatar. (fr. 1. §. 1. Dig. 13. 6) prächtiger, theurer Gebäude nicht die Zufälle vertragsmäßig übernehmen dürften, weil dadurch, wenn Unglücksfälle sich wirklich ereignen, wenn er eigne sollten, der Vermiether oder der Commodatar offenbar auf Unkosten, ja, nach Umständen mit dem gänzlichen Verderben, ihrer Mitcontrahenten reicher werden würden?“, Würde nicht auch jenen Maximen das „damnum, quod quis sua culpa sentit, sentire non creditur“ direct entgegenstehen? 2) die Rechtsregel, „daß der Inhalt eines Vertrages durchaus nicht auf solche Gegenstände erstreckt werden könne, die zur Zeit der Einwilligung nicht in der Erwartung und der vernünftigen Vorstellung des Vertragenden gegründet waren,“ wie hier, wo der Friede erst geschlossen war, und wo einige Jahre nachher der Stadt

Frankfurt völlige Neutralität und Freyheit von allen ordentlichen und außerordentlichen Kriegsbeträgen, selbst in Reichskriegen, zugesichert wurde, wo mithin die unter jener Clausel vertragenden Bewohner der Stadt Frankfurt mit dem Reichsdeputationshauptschlusse geirrt, ohne Schuld geirrt, in einem gerechten Irrthum gestanden hätten, und hiernach eine wahre Einwilligung derselben in so weit nicht vorhanden gewesen wäre. — Der Fehler dieses Raisonnements liegt darin, daß der Vf. einen gewagten Vertrag von einem durch Irrthum veranlaßten Vertrag nicht unterschieden hat: so hier bey Übernahme der Einquartierung, nämlich auf gut Glück; gerade wie, wenn ich Einem das abkaufe, was ihm als Erbschaft binnen drey Jahren zufallen wird; fällt ihm während dieser Zeit auch nichts zu, so muß ich ihm doch den ganzen verabredeten Kauffchilling bezahlen (fr. 11. Dig. 18. 4); dafür sind diese gewagte Geschäfte, wo kein eigentlicher Irrthum sich äußert, sondern eine getäuschte Hoffnung rückfichtlich eines als glücklich ablaufend erwarteten, aber auch als möglich fehlschlagend offenbar und nothwendig vorausgesehenen Erfolges. Auf Grade der weniger oder mehreren Wahrscheinlichkeit dieses Fehlschlagens kann es dabey nicht ankommen. Wer Einquartierung im Allgemeinen schlechthin übernimmt, übernimmt hierdurch alle Arten bekannter Einquartierung, mithin auch die feindliche, und hat bey dieser Übernahme, wenigstens als sprachverstehender vernünftiger Bürger, nothwendig eine deutliche Vorstellung gehabt von, vielleicht größter, Unwahrscheinlichkeit, aber doch Möglichkeit, eines ausbrechenden Kriegs, wovon Einquartierung eine bekannte, nicht sehr unwahrscheinliche, Folge ist. — 3) Die humane Billigkeit und wirklich philosophische Fürsorge des römischen Rechts gehe so weit, daß es vermöge der *Const. 2. Cod. IV. 44. (de rescind. vendit.)* einem jeden durch ein Geschäft über die Hälfte des Werthes des Geschäftsgegenstandes Verletzten die Rescissionswohlthat gestatte, und dies, wie bey allen onerosen Verträgen, so auch bey dem vorliegenden, wo der Hauszins und die Einquartierungslast in gar keinem Vergütungsverhältnisse zu einander stünden. — Hier können wir uns freylich nicht auf den seit Jahrhunderten geführten Streit unter den Rechtsgelehrten über die extensive Interpretation jenes Rechtsmittels einlassen. Aber die vom Vf. versuchte Anwendung desselben auf gewagte Geschäfte, auf übernommene Zufälle, ist ohne Bedenken verwerflich, und bis jetzt, soviel wir wissen, auch noch keinem Rechtsgelehrten eingefallen. Bey solchen Geschäften ist nicht der wirkliche Ausgang, sondern das *Wagen* der Gegenstand der conventionellen Vergütung, und hiernach eine juristische Verletzung undenkbar. Will sich der Vf. consequent bleiben, so muß er auch z. B. bey Affecuranzgeschäften dem im Falle eines Unglücks wenigstens über vier Fünftheile verletzten Versicherer das gedachte *remedium ex const. 2. Cod. cit.* einräumen. Übrigens ist der Beweis, welchen der Vf. für die Extension desselben beybringt, unerhört: er soll aus fr. 12

und 13. Dig. I. 3 hervorgehen; diese Stellen sind wieder so allgemein, wie das fr. 162. Dig. 50. 17 welches man füglich entgegensetzen könnte (f. nr. 1), und beweisen hier nur, daß der Vf. von den jetzt längst allgemein bekannten Verhältnissen der römischen *interpretatio und jurisdictio* zu Zeiten der juristischen Classiker wenig weiß. — 4) Die gesetzgebende Gewalt solle in unseren Zeiten jene Clausel ebenso rechtlich vernichten, wie das römische Recht die *lex commissoria* bey Pfande, das *pactum de quota litis*, die *conditio si non nupserit*, das *pactum* unter Ehegatten *ne liceret divertere*, alle *pacta contra leges et bonos mores*, alle *turpes et injustae causae*. — Wer die Gründe der vier ersten Verbote kennt, wird sie nicht mit vorliegendem Vertrage in Übereinstimmung setzen, und im Vergleiche mit den beiden letzteren beruht des Vfs. Meinung auf einer *petitio principii*, so lange er nicht bewiesen hat, daß vertragsmäßige Übernahme eines Zufalles *contra leges etc.* oder *injusta causa* ist. — Endlich 5) sey jene Clausel *contra jus publicum*, weil die gleichmäßige Vertheilung der Einquartierung der öffentlichen Staatsverwaltung anheingehöre, mithin die Einquartierung kein Gegenstand sey, worüber zum Nachtheile der öffentlichen Verwaltung Verträge bestehen könnten. — Um dies für wahr zu halten, müßten wir auch annehmen, daß kein Staatsbürger während der Einquartierungszeit seine gesamten Güter verschenken dürfte, weil er alsdann auch nicht mehr fernere Einquartierung tragen könnte: in Erwägung der bekannten *Const. 35. §. 4. Cod. 8. 54* und anderer, solche Schenkungen erlaubender, Gesetze können wir uns aber zu solch einer Behauptung nicht verstehen, und dürfen wohl die vom Vf. noch angezogenen *Const. 1. Cod. 10. 27* und fr. 25. Dig. 1. 3, als durchaus nicht entscheidend, mit Stillschweigen übergehen. — Es ist sofort von selbst einleuchtend, daß er sich ganz ungründlich auf die deutschreichsgesetzlichen und so auch auf die stadtfrankfurter Verbote „*wucherlicher und unbilliger Verträge*“ bezieht. — Bey den Meinungen der Rechtsgelehrten, die er anführt, können wir uns nicht aufhalten, und wir würden auch kein Wort von den verschiedenen, aber durchaus unstatthaften Klagen, die er zu Gunsten der durch obige Clausel verletzten Vermiether beleuchtet, erwähnen, wenn er nicht die Statthaftigkeit der *Billigkeitsklage* überall, wo die nach der Grundidee des Rechts gegebene Klage in den Gesetzen nicht genannt ist, aus fr. 28. Dig. 4 3 *verb. „perpetuo“* rechtfertigen wollte. Dieses „*perpetuo*“ bezeichnet nichts anders als die dreißigjährige Dauer der *actio in factum*, wovon in gedachter Stelle die Rede ist.

Wenn der Vf., wie er in der Vorrede sagt, noch ein größeres systematisches Werk über die Kriegseinquartierung liefern sollte, so müssen wir aus den ausgeführten Gründen wünschen, daß er nur nicht in den schwierigsten Puncten von den in vorliegenden Werken niedergelegten Grundätzen ausgehen, und auf jeden Fall uns mit juristischen Zugaben versehenen wolle.

T. d. C.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 J U L I U S 1807.

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen*. Ein Handbuch zur deutlicheren und vollständigeren Selbstbelehrung besonders für Forstmänner, Jugendlehrer und Ökonomen, von J. M. Bechstein. Zweyter Band, welcher die Einleitung in die Naturgeschichte der Vögel überhaupt, und die Geschichte der Raubvögel, spechtartigen und krähenartigen Vögel Deutschlands enthält. Mit Kupfern. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage. 1805. XVIII und 1346 S. 8. (8 Thlr. 6 gr.)

In den Jahren 1791, 1793 und 1795 erschienen die drey Bände von Bechstein's *gemeinnütziger Naturgeschichte*, welche die Vögel Deutschlands enthielten. Der Vf., welcher seine Beobachtungen in der freyen Natur anstellte, lieferte ein Werk, dergleichen wir in Deutschland nicht hatten. Er bereicherte die Vögelkunde nicht nur mit neuen Arten, sondern er sichtetete auch die übrigen schon bekannten mit einer Genauigkeit und Sorgfalt, die seinen naturhistorischen Kenntnissen und seinem Fleiße Ehre macht. Durch seine Bemühung würde das System von vielen Fehlern gereinigt; manche Vögel z. B., die man für besondere Arten hielt, traten hier als bloße Altersverschiedenheiten auf; die Kennzeichen der Gattungen und Arten wurden vollständiger und bestimmter; vollständiger und genauer die Beschreibungen, und die Naturgeschichte der Arten selbst reicher an mancherley Beobachtungen in Hinsicht auf die Lebensart u. s. w. Undenkbar würde es verrathen, wenn man von dem Vf. eine möglichst vollständige, von allen Fehlern und Irrthümern gereinigte, Vögelgeschichte hätte verlangen wollen. Eine solche Forderung an einen einzelnen Mann thun, zu einer Zeit, in welcher dieses Werk ausgearbeitet wurde, wo der jetzt fast allgemeine Eifer für das Studium der Naturgeschichte noch im Erwachen war, hiesse eine Unmöglichkeit verlangen. Der Vf. wußte selbst sehr gut, daß noch viel zu thun übrig blieb. Daß er im Forschen nicht ermüdete, zeigen schon seine Anmerkungen zur ersten, noch mehr aber der vorliegende Band der zweyten Auflage, mit welcher wir nun unsere Leser näher bekannt machen wollen. Sie unterscheidet sich im Allgemeinen von der ältern dadurch, daß sie mehrere neue Entdeckungen und Bereicherungen enthält, welches schon aus der von 840 bis zu 1346 vermehrten Seitenzahl ersichtlich ist; daß das Linné'sche Natursystem weggelassen, und J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

daß das Latham'sche zum Grunde gelegt ist. Die Vergleichung der Frisch'schen Vögel mit dem Gmel. Linn. System, welche der Vf. dem dritten Bande der ersten Ausgabe beysetzte, befindet sich hier im ersten Bande an einem schicklicheren Orte. Auch ist nunmehr erst zu jeder Gattung eine Abbildung als Beyspiel geliefert worden. Die Wasservögel blieben zufolge des Systems ganz aus diesem Bande weg. Zu den Rubriken, unter welche die Naturgeschichte jedes Vogels gebracht ist, sind in dieser Ausgabe noch zwey neue, die *Zergliederung* und *Irrthümer* und *Vorurtheile*, gekommen, unter welcher letzteren Rubrik auch die Arzneimitteln stehen, die in der ersten Ausgabe sich unter der Rubrik: *Nutzen* befanden. Ein anderer Vorzug besteht darin, daß bey jeder Vogelart die Abbildungen, insofern sie vorhanden sind, angeführt wurden. Auch die Synonymie ist vollständiger. Nur sollte der Vf. auch die zwölfte, von Linné noch selbst besorgte, Ausgabe seines Natursystems angeführt haben, damit man sogleich wüßte, was diesem Naturforscher bekannt oder unbekannt war. Die deutsche Namengebung erscheint gleichfalls in einer verbesserten Gestalt. Doch ist in der Hinsicht noch manches zu thun übrig. Die Namen: gemeiner Kleiber, gemeiner Kuckuk, gemeiner Bienenfresser u. s. w. hätten ausgemerzt werden sollen. Denn was in der einen Gegend oder in einem Lande gemein ist, ist öfters in dem anderen eine Seltenheit. Der Name: der Adler mit weißen Augenkreisen, ist zu lang, und gar kein eigentlicher Name. Rec. schlägt den Namen: kurzzeiger Adler vor.

Wir kommen zu der Einleitung. S. 20 hätte doch auch gesagt werden können, daß manche Vögel, wie z. B. *Vultur fulvus*, *Falco fulvus*, der Ohrengeyer, *F. serpentarius*, der Strauß, der Ani, manche Papageyen und verschiedene Calaosarten Augenwimpern haben. Eben so hätte S. 23, wo von dem Ohr die Rede ist, des Ohrlappens bey dem Ohrengeyer erwähnt werden können. Die hier gelieferte Terminologie muß bey ihrer Kürze so verständlich als möglich seyn, oder der Vf. hätte sie ganz weglassen sollen. Statt des dazu gelieferten Kupfers hätten wir lieber die verbesserte Figur aus Erxleben's Anfangsgründen der Naturgeschichte von Gmelin geliefert, und mehrere Theile mit Buchstaben oder Ziffern bezeichnet. S. 41 ist die Erklärung des Spiegels auf den Flügeln sehr unbestimmt. „Sie sind (die vorderen und hinteren Deckfedern) oft von sehr schöner Zeichnung, und zuweilen von besonderer Structur. Wenn ihre schönen Farben einen starken Glanz von sich geben, so bilden sie einen sogenannten Spiegel, der mehrentheils noch durch einige gleich-

glänzende hintere Schwungfedern vervollkommenet wird, z. B. bey vielen Entenarten.“ Nach Borkhausen: „legt er aber die Flügel zusammen, so werden immer die äusseren (Fahnen der Schwungfedern) von den inneren gedeckt. Letztere bilden bey den Enten einen sehr glänzenden grossen Flecken, welchen man den Spiegel nennt.“ Nach Illiger: wenn die Schwungfedern der Flügel, welche alle drey Ordnungen haben, einander so decken, daß die erste von der zweyten, diese von der dritten Ordnung gedeckt wird, wodurch es oft geschieht, daß die hervorstehenden anders gefärbten Spitzen der zweyten Ordnung einen Querstreif bilden, der vorn und hinten von einem verschieden gefärbten Rande eingeschlossen ist, so nennt man diesen so eingefassten Querstreif Spiegel. S. 11 und 62, wo von dem Ober- und Unterkiefer die Rede ist, soll gemeinlich nur die Unterkieferlade, bey einigen aber auch, z. B. bey den Papageyen und Ammern, die obere beweglich seyn. Herissant hat aber gezeigt, daß der Oberschnabel bis auf wenige Ausnahmen, mehr oder minder beweglich ist, entweder so, daß er, wie bey den Papageyen, einen eigenen, von der Hornschale abgeforderten Knochen ausmacht, der durch eine wahre Articulation mit derselben verbunden ist, oder doch so, daß er bey den meisten übrigen zwar in einem Stück, aber doch mittelst nachgiebiger, elastischer Knochenblätter mit derselben zusammenhängt. Bey wenigen, z. B. bey dem Auerhahn und dem Nashornvogel scheint er gänzlich unbeweglich zu seyn. S. 63 hätte bemerkt werden sollen, daß die Vögel zahlreiche Halswirbelbeine, als die Säugethiere haben, der Schwanz 23, der Storch 19, der Rabe 12 u. f. w. Zu den Eigenheiten der Vögelaugen gehört auch, daß sie im Verhältniß zum Kopfe von auffallender Grösse sind. Ob, wie S. 68 steht, alle Vögel in dem oberen Schnabel Geschmacksnerven haben, möchte doch so ausgemacht nicht seyn. Überdies sind diese im Oberschnabel befindlichen Nerven nicht einmal Geschmacksnerven, sondern sie machen offenbar den Betastungssinn aus, den das Schnabelthier mit den Gänse- und Entenarten gemein hat. Der Vf. scheint selbst unschlüssig gewesen zu seyn, zu was er diese Nerven machen soll; denn gleich darauf sagt er, daß, wenn sie den Vögeln nicht den Geschmack, doch den Geruch ihrer eigentlichen, für sie bestimmten Nahrungsmittel andeuten. Nicht bloß die körnerfressenden Vögel, wie S. 90 behauptet wird, sondern auch die Wasservögel und andere Arten haben einen oder zwey Blinddärme. S. 90 heisst es: „dicht unter ihren (der Raubvögel) Schlüsselbeinen sieht man die Erweiterung ihrer Speiseröhre zum Kropfe, der nach Verhältniß kleiner ist, als bey den körnerfressenden Vögeln.“ Hier finden sich zwey Unrichtigkeiten: 1) ist bey den Geyern, Adlern und Falken der Kropf nicht unter dem Schlüsselbein, sondern über demselben; 2) haben nicht alle Raubvögel, wie z. B. die Eulen und Würger, einen eigentlichen Kropf. Endlich ist der Kropf der Raubvögel doch so klein, nicht, als er in der angeführten Stelle angegeben wird. Der Vf. scheint den Kropf der Raubvögel gar nicht genau untersucht zu haben. S. 92 in der rech-

ten Herzhöhle der Vögel fehlt freylich die häutige Klappe, allein nicht in der linken. S. 113 wird der gemeine Würger stumm genannt, der nach S. 1311 singt. Nicht am Ende des zweyten Tages S. 115, sondern zu Anfang des dritten Tages, zeigt sich das dreyfache *punctum saliens*, welches in seiner ersten Gestalt einem zusammengeschlingelten Kanal mit drey Weitungen ähnelt, von welchen die eine das rechte Herzohr, die andere den linken Ventrikel, die dritte den *bulbus aortae* vorstellt. Es wäre nicht überflüssig gewesen, wenn der Vf. aus dem 6ten und 7ten der Blumenbachschen Abbildungen naturhistorischer Gegenstände die schöne Abbildung des Vogelherzchens nebst der Erklärung seinem Werke einverleibt hätte. Gewiss hätte ihm jeder Käufer seinen abgebildeten *Corv. Eremita* dafür gelassen. S. 127 heisst es in der Anmerkung: „denn eine Schwalbe kann nicht lange hungern.“ Von der Mauerfchwalbe hat man doch schon Beyspiele, daß einige fast 10 Tage ohne alle Nahrung und Trank lebten. S. 146 muß bey dem Universalfutter bemerkt werden, daß man, besonders für kleine Vögel, kein Reibeisen mit grossen Löchern wähle, um die gelben Rüben darauf zu reiben, weil sonst die geriebenen Theile zu groß und unverdaulich werden. S. 147 hätte angegeben werden können, wie die Mehlwürmer in hinreichender Menge zu ziehen sind. Die Anweisung zum Ausstopfen der Vögel von S. 193 an, ist unvollkommen und unvollständig. Der Vf. verweist zwar in einer Anmerkung auf zwey über diesen Gegenstand erschienene Bücher, nämlich auf die Anweisung die Vögel auszustopfen und besonders gut zu conserviren. (Leipzig 1788); und auf G. Pistorius (Becker) Anleitung zum Ausstopfen und Aufbewahren der Vögel und Säugethiere (Darmstadt 1799), und giebt die letztere Schrift als die neueste und vorzüglichste an. Aber die neueste Schrift über diesen Gegenstand ist das Handbuch des Zubereitens und Aufbewahrens der Thiere aller Classen u. f. w. von K. Ph. Ch. Stein, Frankfurt a. M. und *L'Art d'empailler les oiseaux par Henan et Mouton-Fontenille*. 1802. Beide sind vortreffliche Bücher. Der Vf. hätte entweder aus diesen Werken einen zweckmäßigen Auszug machen, oder bloß auf dieselben verweisen, und seine unvollkommene Methode ganz weglassen sollen. Warum führt der Vf. S. 219 die ältere Blumenbachsche Eintheilung der Vögel, und nicht die neuere an? Sind ihm die neueren Auflagen des Blumenbachschen Handbuches nicht bekannt? Schon in der fünften (bekanntlich haben wir schon die achte,) ist die Eintheilung der Vögel ja ganz anders, als in den älteren Ausgaben! S. 220 hält der Vf. die Classification des verstorbenen Batich für die neueste. Dies ist sie nicht. Neuer ist die La Cépédésche, welche sehr charakteristisch ist, und daher auch einer Erwähnung werth gewesen wäre. Auf diese verschiedenen Classificationen folgt nun das von dem Vf. mit einigen nöthigen Abänderungen angenommene Latham'sche System, worin die Kennzeichen der Ordnungen und Gattungen, bey den ausländischen Vögeln auch allemal die Kennzeichen einer

Art, angeführt werden. S. 259 sagt der Vf. bey der Gattung *Struthio*. „Es giebt nur eine Art.“ Weifs er denn nicht, dafs in Guiana, Brasilien und Chili der 6 Fufs hohe amerikanische Straufs (*Struthio Rhea*) entdeckt wurde? Er ist in dem 55 Hest des Bertuchschen Bilderbuchs abgebildet. Das Verzeichniss der ornithologischen Schriften ist ohne alle ordentliche Zeitfolge angegeben, was zur bequemeren Übersicht nicht hätte geschehen sollen. Einige ältere Werke, z. B. Aldrovand und Gessner, sind völlig übergangen. Von da an folgt im zweyten Abschnitt eine Vergleichung derjenigen Abbildungen, welche in Frisch's Vorstellung der Vögel Deutschlands u. s. w. enthalten sind, mit der dreyzehnten Ausgabe des Linn. Natursystems von Gmelin. Nicht nur den Besitzern dieses Werkes, sondern auch den Ornithologen überhaupt wird diese Vergleichung willkommen seyn. Bey dem Grünspecht auf Taf. XXXV hätte bemerkt werden sollen, dafs er in der Mauser vorgestellt ist, welches die weisse Farbe auf dem Unterleibe und die schwärzlichen Flecken am Kopfe, und anderen Theilen des Körpers beweisen. Auch der Augenstern ist unrichtig angegeben. Dieser ist jederzeit weifs, da er bey *P. canus*, mit welchem *P. viridis* oft verwechselt wird, blofs rosenroth ist. Fig. 2. auf Taf. LXI. ist nicht, wie der Vf. meynt, das Weibchen von *Lam. spinitorquus*, sondern wirklich das Weibchen des rothköpfigen Würgers, *Lam. coll. rufus*. Rec. schoss ein Pärchen dieses Würgers, von welchem das Weibchen ganz die Farbenzeichnung des Frisch. Vogels hatte. Die Abbildung auf Taf. LXXXIX hält der Vf. für *F. Aesalon*. Diefs ist er aber nicht, sondern eher der junge *F. Timunculus*. *Strix Tengmalmi* Anmerk. S. 378 ist nicht *Str. passerina*, sondern des Vfs. *Str. dasypus*. Taf. CLXXXIV. Den auf dieser Tafel abgebildeten Taucher hält der Vf. für *Pod. minor*. Diefs ist er aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, sondern eher *P. obscurus*. Nicht blofs das Männchen, auch das Weibchen des *P. minor* ist an den Wangen hoch rothbraun. Bey *Rallus Crex* und anderen Frisch'schen Vogelarten steht nicht nur der Linné'sche, sondern auch der abgeänderte Bechstein'sche oder Latham'sche Name: warum ist das letztere nicht auch bey dem Storch geschehen, da bekanntlich dieser nach den neueren Ornithologen, und zwar mit Recht, nicht mehr unter der Gattung: *Ardea* steht, sondern eine eigene Gattung: *Ciconia* ausmacht? Wenn bey den Geyern, wie S. 473 geschehen ist, des Kropfes erwähnt wird, so mufs dieses auch bey den Adler- und Falken geschehen. Beide haben eben so gut, wie die Geyer, einen eigentlichen Kropf, der, wenn der Vogel sich satt gefressen hat, zwar mit Federn bedeckt, aber doch sichtbar ist, noch mehr aber erkannt wird, wenn man die Speiseröhre zergliedert. Niemals, so weit die Beobachtungen des Rec. gehen, geht das Futter sogleich bey den Adler- und Falken unmittelbar in den Magen, sondern es füllet sich allemal zuerst der Kropf gänzlich, der bey dem Steinadler z. B. so groß wie eine starke Mannsfaut, bey den Falken nach Verhältniss ihres Körpers, bald größer bald kleiner ist. Obgleich der Vf. von S. 480 an mehrere Geyerarten kritisch

durchgeht, so scheint uns doch die Untersuchung über dieselben noch nicht geendigt zu seyn. Rec. ordnet sie sich so: 1) *Vultur leucocephalus*, eine eigene Art, zu welcher folgende Synonyme gehören: *V. percnopterus*, Linn., *V. fulvus*, Gmel. Linn., *Briff. ornith. pag. 133. V. percnopterus*, La Peirouse. *V. Trencalos*, Bechstein. *Percnopterus* Geyer. Deutsche Ornithologie. *La percnoptère*, Buff. 2) *Vultur Uri* — *gurap*. Mihi. Diefs ist, wie auch Bechstein sagt, der eigentliche Aasgeyer. Hiezu nun folgende Synonyme: *Uri* — *gurap*. *Le Vaillant*. *Vultur percnopterus*, Hasselquist. *Rachamach*. Bruce. *Vultur cristatus*, welcher der höchsten Wahrscheinlichkeit nach nicht existirt, soll nach dem Vf. sich auch in der Schweiz finden: allein die dort lebenden Ornithologen wissen von seinem Daseyn nichts. *Vultur barbatus* Linn., wird als *Falco barbatus* aufgestellt. Hätte der Vf. je einen gesehen, so würde er gefunden haben, dafs er weder ein *Vultur*, noch ein *Falco* ist. Er gehört nach *La Cépède* zu der Gattung *Gypaetos* (Geyeradler), und Rec., welcher ein vortrefflich ausgestopftes Männchen vor sich hat, pflichtet vollkommen diesem grossen Ornithologen bey. Der Name *Gypaetos barbatus* möchte wohl der richtigste seyn. *La Cépède* hat aus der Gattung *Falco* in seinem in den *Mém. de l'Institut national* neu aufgestellten System sieben Gattungen aufgeführt, welche der Vf. mit allem Recht zu Unterordnungen von *Falco* machte; nur die Adler hätten als eine besondere Gattung aufgestellt werden sollen. *Falco Chrysaetos* steht hier noch als zweifelhafte Art; er ist aber höchst wahrscheinlich ein ganz alter *Falco fulvus*. Den Namen *F. Aquila*, welchen der Vf. sonst dem Steinadler gab, verwirft er, und nennt ihn nach Gmelin *Falco fulvus*. *F. Melanotos* zieht er zu *F. ossifragus*, als Synonym. *F. leucocephalus* ist nach häufiger Vergleichung, welche Rec. in einem grossen Naturalien-Cabinete anzustellen Gelegenheit hatte, das alte Männchen von *F. ossifragus*. Unter den Adler- ist auch die neue Art, *F. leucopsis* Bechst., beschrieben, welche in der deutschen Ornithologie *Aquila leucomphoma* genannt wird. Das Männchen soll um ein Drittheil kleiner als das Weibchen, doch nicht in der Farbe verschieden seyn. Rec. wünschte zu wissen, woher diefs der Vf. weifs. Ersterem sind nur vier Besitzer dieses neuen Adlers bekannt, Dr. Becker in Darmstadt, von Minckwitz in Schlesien, Dr. Wolf in Nürnberg, und Dr. Schintz in Zürich; aber keiner von diesen hat ein Männchen. Soviel Rec. weifs, so kennt man das Männchen wenigstens in Deutschland nicht. *F. ator* hält der Vf. für einen jungen oder einjährigen rothen Milan, *F. Milvus*. Rec. kann hierin dem Vf. noch nicht bestimmen, da er mehrere Exemplare des *F. Milvus* zu verschiedenen Zeiten geschossen, besitzt, einen Jungen aus dem Neste aufzog, und drey Jahre lebendig erhielt, ausserdem noch zwey andere Junge so lange hatte, bis die erste Mauser vorbey war. Unter diesen allen war kein *F. ator*. Ferner sah er ein von einem Ornithologen überschicktes Ey dieses Falken, welches von dem des *F. Milvus* ganz abwich. Es war fast ganz mit braunem (Ristrefarbe) grossen Flecken und Strichen

überdeckt, so daß nur sparsam der schmutziggewisse Grund sichtbar war. Männchen und Weibchen wurden, ersteres in der Nähe des Horstes, letzteres auf dem Horste selbst geschossen. In dem Horste lagen drey Eyer. — Dagegen hält Rec. *F. ater* und *F. austriacus* für einerley Art. *F. albidus*, welcher sonst für eine Varietät des Mäusebussards gehalten wurde, ist hier mit Recht als eigene Art aufgeführt. Rec. bemerkt hiebey, daß der Augensterne seines lebendigen jungen *F. albid.* grauweiß ist. Er besitzt einen alten, dessen Schwanz ohne alle Querstreifen ist, und vermuthet daher, daß im hohen Alter bey diesem Vogel jederzeit der Schwanz so beschaffen sey. Ferner besitzt er einen jungen, ganz flüggen, durchaus schwarzen *F. apivorus* mit schöner goldgelber Wachshaut und Augenstein, wagt es aber demungeachtet nicht, ihn für den jungen *F. polyorhynchus* auszugeben, indem er beide Arten noch immer für eine hält. *F. aeruginosus* und *arundinaceus* machen gewiß nur eine Art aus. *F. abietinus* Bechst. S. 759, hieß in der alten Ausgabe *F. subbuteo major*, in dieser neuen *F. abietinus*. Warum führt aber der Vf. *F. pinetorum* Meyer (in seinen zoologischen Annalen) nicht wenigstens als Synonym an, wenn er ja diesem Falken einen anderen Namen geben wollte? Von dem Wander- und Tannen-Falken liefert Hr. Dr. Schneegass in Gotha von S. 763 an eine genaue Beschreibung und Auseinandersetzung. Ersteren möchte er lieber *F. ardearius* nennen, weil er diesen Namen schon ehemals hatte, und er vorzüglich auf Reiher abgerichtet wurde. *F. Lithofalco* S. 796 ist keine besondere Art, sondern der alte *F. Aesalon*, den der Vf. selbst nicht genau kennt, wenigstens noch nicht im Leben nahe gesehen haben kann, sonst würde er die Farbe des Augensterns nicht blau, sondern dunkel nussbraun, angegeben haben. Auch der Schwanz ist unrichtig beschrieben. Der Vf. scheint sich in der Beschreibung nach der Frischischen Abbild. Taf. 87 gerichtet zu haben, welche aber nicht einmal, wie Rec. oben schon erinnerte, *F. Aesalon*, sondern *F. Tinnunculus* im ersten Sommer vorstellt. *F. brunneus* scheint dem Rec. auch noch unter die zweifelhaften Arten zu gehören. Bey *F. rufipes* S. 812 hätte das Synonym *F. turturinus* und *F. elegans* Hermann (*observationes zoologicae*) angeführt werden können. Gehört nicht auch *Buff. pl. enl.* Nr. 481 hieher? Sprüngli nannte ihn *F. Bartoletta*. Hermann giebt den Augensterne gelb, ins Rothe spielend, an, nach Bechstein ist er dunkelbraun. *F. candicans* ist wohl keine eigene Art, sondern *F. islandicus*. S. 877 wird den Eulen die Wachshaut abgesprochen. Nicht also! Alle Eulenarten haben so gut als die Geyer und Falken eine Wachshaut; nur ist sie unter den Borsten verborgen und etwas anders gestaltet: *Strix palustris* S. 906 und *Str. brachyotos* S. 909, sind gewiß nicht als Arten verschieden; eben so ist auch *Str. carniolica* keine andere als *Str. Scops*. Der Augensterne des Schleyerkauzes ist keineswegs schön hochgelb, wie S. 948 gesagt wird, sondern stets dunkelbraun. Beym Grünspecht S. 1008 ist die Farbe des Augensterns nur unrichtig angegeben. S. 1017 heist der grauköpfige Specht: *Picus canus*, warum

nennt ihn denn der Vf. S. 1018 in der Beschreibung *Picus viridicamus*? Letzterer Name ist besser als der erste, und seiner hätte eben deswegen nicht im Vorbeygehen erwähnt, sondern vorn angestellt werden sollen. Diesen Namen gab ihm Hofr. Meyer, soviel Rec. bewußt ist, zuerst. Der Grund des Unterschnabels bey *P. canus* ist gelb. *P. major* S. 1022 hat nicht bläuliche, sondern bräunlichrothe Augen. Den Elsterspecht nennt der Vf. in seinem ornithologischen Taschenbuch *Picus leucotus*, in seiner Naturgeschichte *P. leuconotus*, und setzt sein *Mihi* dahinter. Nicht aber der Vf., sondern Hofr. Meyer ist der erste, welcher ihn *P. leuconotus* nannte. *Suum cuique*. S. 1046 sagt der Vf.: der Schwanz bey *P. tridactylus* besteht nach Pallas, aus zwölf Federn. Rec. hat Männchen und Weibchen dieses Spechts vor sich, findet aber bey jedem nicht mehr als zehn Federn. S. 1050 heist es, daß beym Wendehals die Scheide, aus welchem die Zunge kommt, mit einer klebrigen Feuchtigkeit angefüllt ist. Diefes ist unrichtig; denn diese Feuchtigkeit fließt aus Öffnungen, die mit den beiden Schleimdrüsen zu beiden Seiten des Kopfes in Verbindung stehen, und also außerhalb der Scheide sind, gerade wie bey dem Specht. Bey *Cuculus rufus* hätte das Synonym: *Cuc. hepaticus* aus der *Fauna suecica* angeführt werden sollen. S. 1224 sollen die Dohlen nicht so dreist wie die Nebelkrähen in den Städten seyn. Nach des Rec. Erfahrung geben sie in der Dreistigkeit den Nebelkrähen nichts nach. Das Synonym S. 1231: *Gracula Pyrrhocorax Scop. ann.* steht hier am unrichtigen Orte. Es gehört zu *Corv. Graculus*. S. 1238. Unrichtig ist die Behauptung S. 1241, daß *Corv. Graculus* in Bündten nicht in Menge anzutreffen seyn. Sicheren Nachrichten zufolge fliegen sie daselbst in großen Schaaren des Winters in die Ebenen. Der Augensterne der blauen Racke S. 1284 ist nicht grau, sondern braun, oder graubraun. Der gelben Racke S. 1293, fehlen die Bartborsten nicht, wie in der Anmerkung behauptet wird. Fehlten sie bey manchen Exemplaren, so waren sie abgestossen. Der Vf. rechnet diesen Vogel, der unter dem Namen *Oriolus Galbula* bekannt ist, zur Gattung *Coracias*. Der Augensterne des alten Weibchens von *Oriolus Galbula* ist nicht, wie der Vf. sagt, graubraun — diese Farbe haben die Jungen — sondern ebenfalls roth, nur bleicher als bey dem Männchen. Nach Rec. Beobachtung ist der Augensterne bey *Lam. ruficeps* Retz, nicht gelblichgrau, wie S. 1329 steht, sondern braun.

Dies sind die Bemerkungen, welche dem Rec. bey der Durchsicht dieses vorzüglichen Werkes aufgefallen sind. Nicht aus Tadelsucht, sondern aus Achtung für den Vf. und aus Liebe zur Wissenschaft, schrieb er sie nieder. Noch sind die Kupfertafeln übrig. Rec. hält es um so nöthiger, auch darüber etwas zu sagen, weil der Vf. viel Autorität hat, und die Unrichtigkeiten, die seine Abbildungen an sich tragen, sich leicht in andere naturhistorische Werke schleichen können, welches eben kein Gewinn für die Wissenschaft seyn würde.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 J U L I U S , 1 8 0 7 .

NATURGESCHICHTE.

LEIPZIG, b. Crusius: *Gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen drey Reichen.* — Von J. M. Bechstein u. f. w.

(Bechluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Kupfer der ersten Ausgabe sind dieser zweyten auch beygefügt worden. Dafs hier die Abdrücke der abgenützten Platten etwas schlechter sind, kann man leicht denken. Ausser diesen sind aber auch einige neue hinzugekommen, welche Rec. bey der Musterung angeben wird. Die Zehen des grauen Geyers und Fischadlers sind schlecht gezeichnet, indem sie völlig walzenförmig, und die Zehen so dick wie die Fußwurzeln vorgestellt sind. Der Mäusebussard ist ebenfalls schlecht gezeichnet. Die Schwanzwurzel steht in der Nähe des sogenannten Schenkels; der Schwanz zeigt seine ganze Oberfläche, die nach der Stellung des Vogels etwa nur zur Hälfte sichtbar seyn kann. Zieht man von dem Ober Rücken eine Linie herunter zur Schwanzwurzel, so wird der Rumpf dieses Vogels viel zu kurz, und der Ober Rücken wird zu einem Höcker. Die Illumination ist schlecht. Beym Wanderfalken stehen die Füße zu weit hinten; jede Zehe ist fast wieder so dick wie die Fußwurzel. Die ganze Abbildung scheint nach einem sehr schlecht ausgestopften Exemplar gemacht zu seyn. Die europäische Habichtseule ist erträglich, nur der Schwanz ist schlecht gemacht. Bey dem gemeinen und grauen Würger sind die Flügel in einer ganz falschen Lage. Nach der Abbildung wären diese fast so lang, als der Schwanz, da sie doch bekanntlich nur bis etwas über die Schwanzwurzel reichen. Die Zehen sind im Verhältnifs zu den Beinen viel zu dick. Auch hat das Männchen des gemeinen Würgers die in der Abbildung angegebenen vielen und starken Wellenlinien auf dem Unterleibe nicht. Der rothköpfige Würger ist ziemlich gut gemacht, nur stehen die Flügel zu hoch vom Schwanz ab, die Zehen sind zu dick, der Schnabel falsch illuminirt. Das Weibchen des rothrückigen Würgers ist etwas zu klein. Der Waldkrähe, welcher ein Urding ist, hätte ganz weggelassen, und dafür, wenn der Vf. keine bessere Abbildung hatte, die Figur aus Buffon, übersetzt von Martini und Otto, oder wenigstens aus des Vfs. *ornithologischem Taschenbuche* copirt werden sollen. Die Brust des rothbraunen Kukuks hat einen falschen Schatten, und die Schwanzfedern sind viel zu unordentlich, so wie er überhaupt nach der Stellung des

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Vogels eine ganz andere Richtung haben müßte. Er gleicht in der ihm gegebenen Stellung eher einer Taube als einem Kukur. So lang kann der Kukur seinen Hals gewifs nie ausstrecken, und die Flügel müßten eine ganz andere Stellung haben. Flügel und Schwanz des gemeinen Bienenfressers sind schlecht gezeichnet, die Zehen zu dick. Sehr steif und überaus flach ist der Mauerläufer; auch ist die Illumination nicht naturgetreu. Erträglich ist die Abbildung des schwarzen Milans, nur ist der Hals etwas zu lang. (Neu.) Die Rücken- und Flügel-Federn des weislichen Bussards und des weislichen Mäusebussards sind schlecht gezeichnet. (Neu.) Schlecht gezeichnet und illuminirt ist die kräynische Ohreule. (Neu.) Die untere Hälfte des Körpers des Zwergkauzes ist unrichtig, und der Kopf ganz eulenlos dargestellt. (Neu.) Besser ist der weisrückige Specht gezeichnet; das Weibchen ist jedoch in der Brustgegend zu dick, und die Füße sind in einer unnatürlichen Lage. (Neu.) Der Schwanz des Wendehals zeigt seine ganze untere Fläche, welches nach der übrigen Stellung des Vogels nicht seyn darf. Überhaupt steht der Vogel nicht als Wendehals da. (Neu.) Besser ist der gemeine Kleiber. (Neu.) Der Wiedehopf ist erträglich. (Neu.) Eben so der Eisvogel; doch ist bey ersterem der Schnabel, bey letzterem sind die Füße falsch illuminirt. (Neu.) Ziemlich gut ist die Nebelkrähe mit dem Halsbande; doch fehlt das Band, welches der Beschreibung nach von einem Ohr bis zu dem anderen gehen soll. (Neu.) Die blaue Racke ist schlecht illuminirt, die Füße stehen zu weit aus dem Leibe, die Stellung ist steif, und bezeichnet gar nicht den Charakter dieses scheuen und ästigen Vogels. (Neu.)

Schade dafs dieser Band kein Register hat! Wir erfuchen den Vf., für jeden Band eins zu verfertigen, und für diesen ersten dasselbe nachzuliefern.

Δ .

B O T A N I K.

Erfurt, b. Hennings: Dr. Johann Jakob Bernhardi's, Professors zu Erfurt, *Beobachtungen über Pflanzengefäße und eine neue Art derselben.* Mit 2 Kupft. 1805. VI u. 82 S. in gr. 8. (14 Gr.)

Als der Vf. sein Handbuch der Botanik ausarbeitete, gebrach es ihm an Zeit, einige Punkte in Hinsicht des Pflanzenbaues durch eigene Beobachtungen auszumitteln, so dafs er gezwungen war, den Angaben

Bb

anderer Beobachter zu folgen. Nachmals hat er die Materie selbst wieder vorgenommen, und häufig andere Resultate bekommen, als die Schriftsteller angeben. Von seinen neuen Bemerkungen theilt er hier einige vorläufig mit, und Rec., der mehrere Jahre den Pflanzenbau ebenfalls eifrig studirt hat, wird ihm Schritt vor Schritt folgen, und wenn die Recension dieser kleinen Schrift dadurch etwas weitläufig werden sollte, so wird dies doch durch die Wichtigkeit des Gegenstandes hinlänglich gerechtfertigt; manches kleine Werkchen enthält auch mehr Eigenes, als viele dickleibige Bücher.

In der Einleitung spricht der Vf. sehr gut über das Mangelhafte der bisherigen Pflanzenanatomie, und hofft zugleich, daß die Bearbeitung derselben uns den Schlüssel zu einer gründlichen, natürlichen Anordnung der Gewächse liefern wird. Die Gründe, worauf der Vf. sich hiebey stützt, sind größtentheils aus der Analogie des Thierreichs hergenommen, und Rec. giebt gerne zu, daß wir mit der Zeit eine anatomische Classification der Gewächse erlangen werden; allein ob diese sich auch als naturhistorische Classification bewähren werde, ist die Frage. Naturhistorische Kennzeichen müssen aufsen seyn, und es wäre wohl sehr übel, wenn wir erst die Gewächse zergliedern und unter dem zusammengesetzten Mikroskop untersuchen müßten, um zu erfahren, zu welcher Classe sie gehören. Das trifft auch die Anordnung, welche der Vf. aufstellt. Die Pflanzen haben darnach entweder Luftgefäße oder keine; mit denen, welche keine haben, fängt er an; sie haben entweder bloßes Zellgewebe, oder überdies einzelne vollkommene Bastbündel, 1 Classe. *Cellulosae*. (Der größte Theil der Kryptogamen, mit Ausschluss der Farrnkräuter). Oder sie besitzen mehrere sehr vollkommene Bastbündel, die entweder in einer geschlossenen regelmäßigen Figur: 2 Classe *Acerosae* (mit Ausschluss von *Taxus*); oder zerstreut, fast in Quincunx stehen: 3 Classe, *Calamariae* (vorzüglich mehrere Gattungen der *Junci* *Juss.*, ferner einzelne aus der Familie *Asparagi*, als *Ruscus*, vielleicht auch einige Najaden. *Butomus*, *Alisma*, und viele andere gehören nicht hier, auch nicht *Danaë medicus*, oder *Ruscus racemosus* L.). Die mit Luftgefäßbündeln versehenen Pflanzen haben dieselben entweder zerstreut, meist in Quincunx: 4 Classe, *Fruges* (wohin die übrigen monocotyledonischen Gewächse und Farrnkräuter zu rechnen sind); oder in einer geschlossenen regelmäßigen Figur stehen: 5 Classe, *Phylloideae* (die Dicotyledonen mit Ausschluss der Nadelhölzer (3) und der *Mirabilis*, welche zur fünften Classe gehört. Man sieht hier schon nicht wenige Anomalien, und Rec. kennt auch mehrere Dicotyledonen, wo die Gefäße, wie bey No. 4 stehen; bey den Nadelhölzern hat Rec. keine Luftgefäßbündel bemerkt, allein Link soll sie (nach den Gött. Anz. 1805. No. 198. S. 1973) bey den Nadelhölzern, und zwar namentlich, wie Rec. selbst von diesem trefflichen Phytotomen erfahren hat, in *Pinus* gefunden haben. Wie unnatürlich kommen die Farrnkräuter in die vierte Classe, und welche

Trennungen macht die dritte nothwendig! Interessant wird es aber immer seyn, diesen Weg weiter zu verfolgen, um auch in Hinsicht der Gefäßvertheilung eine allgemeinere Übersicht zu haben.

Der Vf. wendet sich hierauf zu seinem Hauptgegenstande, den Pflanzengefäßen. 1 *Abchnitt*. Von den Luftgefäßen. Was der Vf. von ihrer alleinigen Lage zwischen Mark und Rinde (oder auch in jenem, wenn es in anderem Sinn, als gewöhnlich, genommen wird) sagt, hat seine volle Richtigkeit, und obgleich Rec. einige hundert Pflanzen untersucht hat, fand er sie nie in der Rinde. Der Vf. unterscheidet ferner die Luftgefäße nach ihrer verschiedenen Form, in 1) Spiralgefäße, 2) Treppengefäße, 3) Ringgefäße. Die letzteren glaubt der Vf. entdeckt zu haben; allein Babel hat sie schon in seiner *diff. de graminum fabrica*, *Halae* 1804 genannt, und Rec. fand sie vor ein paar Jahren ebenfalls schon, ohne von jenen Entdeckungen zu wissen, bey mehreren Schirmpflanzen. Geschlossene Ringe statt des schraubenförmigen Fadens. Wenn der Vf. in diesem Faden selbst kein Gefäß erkennt, so muß Rec. ihm durchaus beystimmen; allein die zarte Haut kennt Rec. nicht, die der Vf. um denselben annimmt, und Rec. glaubt, daß hier das umherstehende Zellgewebe dafür genommen sey. In den Knoten der *Cucurbita Pepo* hat der Vf. wahre Anastomosen und Gefäßnetze (gegen die bisher angenommene Meinung der Pflanzenanatomien) gefunden, und Rec. hat dasselbe bey der Balsamine bemerkt. Die Behauptung des Vfs., daß Schraubengefäße, Treppengefäße und Ringgefäße stets solche bleiben, ist sehr einzuschränken. Der Vf. hat darin Recht, daß in manchen Pflanzen, wenn sie auch noch so jung sind, gleich Treppengefäße entstehen, sowie auch darin, daß im Splint nie Schraubengefäße sind; allein wenn er dieselbe Pflanze von ihrem Keimen an beobachtet, so wird er bald sehen, wie sich mit der Zeit die mehresten Schraubengänge in Treppengänge verwandeln; er nehme eine junge Robinie, oder einen anderen Baum von seiner Entstehung an, oder unsere gewöhnlichsten krautartigen Dicotyledonen. Wenn er sagt, ihre Theile verholzen sich nicht, so würde dies nur Wortstreit seyn, genug ihre Schraubengefäße werden Treppengänge. Rec. hat hierüber eine große Reihe Erfahrungen. Selbst in zarten Theilen der Palmen fand er Schraubengänge, nachmals nur Treppengänge; beyin Flachs geschieht die Veränderung fast am schnellsten. Die bisher in den Treppengängen angenommenen Löcher hält der Vf. für Erhabenheiten; Rec. ist aber nicht davon überzeugt worden; allmählich verschwinden dieselben auch im Treppengang. Rec. bittet den thätigen Vf., eine und dieselbe Pflanzenart während ihres ganzen Lebens zu betrachten; nur dadurch ist dem Streit ein Ende zu machen. Der Vf. behauptet, diese Gefäße enthalten Luft, und führt auch an, daß, wenn man sie unter Wasser zerfchneide, Luft aus ihnen hervordringe: davon kann aber Rec. nur das Gegentheil anführen, nie sah er aus den unter Wasser zerfchnittenen Luftgefäßbündeln Luft aufsteigen. Rec. hat hier nicht Raum; diesen Punkt

ganz auszuführen, allein jene Beobachtung dürfte er nicht übergehen. 2. *Abschnitt*. Von den eigenen Gefäßen. (*Vasa propria, lactaria, resinosa*). Sie fehlen des Vfs. dritter und vierter Classe gänzlich, aus der fünften besitzt sie der geringere Theil, nur in der zweyten sind sie ziemlich allgemein. Sie stehen einzeln, wie in Bündeln, sind sowohl in der Rinde, als im Mark, und sind voll Saft, der bey ihrer Verletzung herausfließt. Sehr groß sind sie bey Pinus, Rhus typhinum etc. Die älteren Schriftsteller kannten sie, die neueren, wie Hedwig und Sprengel, haben sie übergegangen. Sehr gut spricht der Vf. über ihre Verbreitung in einigen Pflanzen, und die Verschiedenheit des Safts in den verschiedenen Theilen einiger Gewächse. 3. *Abschnitt*. Ob es noch andere Gattungen von Gefäßen gebe? 1) Ob man den Saft als eine Anhäufung von Gefäßen zu betrachten habe? Altes, was der Vf. hierüber sagt, ist durchaus aus der Natur geschöpft; oft verdient der Saft den Namen gestreckte Zellen, oft sieht er mehr Gefäßen ähnlich; er steht um die Luftgefäße, im eigentlich sogenannten Saft, auch bey manchen Pflanzen gleich unter der Oberhaut; er verholzt zum Theil, führt Säfte u. s. w. 2) Ob man das Zellgewebe selbst als Gefäße betrachten könne? Wenn der Vf. behauptet, daß im Zellgewebe keine sichtbaren Öffnungen zwischen den Zellen sind, so stimmt ihm Rec. völlig bey. Das dodekaëdrische Zellgewebe, welches der Vf. ehemals annahm, verwirft er jetzt selbst. Zum Schluss dieses Paragraphs sagt der Vf.: „Im Zellgewebe finden sich außerdem, besonders bey den Pflanzen der dritten und vierten Classe, leere, zuweilen sehr regelmäßige Zwischenräume, Lücken (*lacunae Mirbel*), welche man von wahren Zellen unterscheiden muß.“ Hätte der Vf. nicht den Spiralgefäßen das Geschäft übertragen, Luft zu führen: so würde er bald gesehen haben, daß diese von Mirbel so unglücklich benannten Theile nichts als luftführende Kanäle sind, wie man leicht bey *Nymphaea*, *Sagittaria*, *Batomus* etc. findet, so wie man bey anderen Pflanzen die Luft im hohlen Stengel und anderen hohlen Theilen, oder im Mark antrifft. 3) Ob man in der Oberhaut Gefäße antrifft? Er leugnet diese von Hedwig und anderen angenommenen Gefäße mit Recht, und giebt noch einige andere Gründe dafür an, als Sprengel, dem wir sonst ihre Widerlegung verdanken. 4) Ob man in dem Zellgewebe, besonders an den Stellen, wo die Wände desselben zusammenstoßen, Gefäße finde. Auch diese leugnet der Vf. mit Recht. Nun folgt die Erklärung der Kupfertafeln, auf welchen der V. sehr gute Abbildungen gegeben hat; doch Rec. nicht die Abbildungen des Queerduers der Spiralgefäße, denn so sah er sie nie 7—9 und 11, 12 der zweyten Tafel möcht idealisch halten.

Die Pflanzenanatomie hat lange vernachlässigt: nun ist sie mit einem Mal von mehreren zugleich eifrig bearbeitet, und wenn auch noch über manche Gegenstände darin Widersprüche herrschen, so ist doch alles Gute zu hoffen. Des Vfs.

Schrift gehört zu den besten in diesem Fache, und es ist noch viel von ihm zu hoffen.

L. R.

Paris, b. Vf., b. Treuttel und Würtz, Levrault u. a.: *Plantes de la France (et naturalisées en France — muls hinzugesetzt werden), décrites et peintes d'après nature, par Jeanne St. Hilaire; ouvrage destiné aux amateurs de la Botanique, aux Agriculteurs, aux Médecins et aux manufacturiers. Liere Livr., contenant VI — planches — imprimées en couleur. — Douze pages de texte en donnent les noms français et latins, les noms vulgaires de l'Europe, la description, l'histoire presque entièrement négligé depuis J. Bauchin, et les usages dans les arts etc. Il en paroît une livre à peu près tous les mois. An XIII (1805), gr. 8. Mit einem Umschlag als Titel. (3 Thlr. in Hamburg.)*

Aus dem Titel, den wir doch schon um ein Betrachtliches abgekürzt haben, ersieht man zur Genüge Plan, Absicht und Publicum dieser Schrift, die als eine von unzähligen, und als die Wissenschaft nicht fördernd, nicht Gegenstand der Kritik ist, sondern nur einer kurzen Anzeige ihres Daseyns, und zum erstenmal einer Nachricht über die Ausführung bedarf. Die radirten Kupfer sind hübsch, — sauber und reinlich, — und der Natur ziemlich getreu. Sie stellen diesmal den *Hibiscus syriacus*, Linn., *Ophrys insectifera* Linn., *Matricaria Chamomilla* L., *Lolium perenne* Linn., *Malva sylvestris* Linn., und *Nicotiana Tabacum* Linn. vor. Die unpaginirten Textblätter (auch die Kupfertafeln haben keine Zahlenbezeichnung), zu jedem Kupfer ein Blatt, enthalten in der Artbeschreibung ein Mittelding zwischen nomenclatorisch-botanischer Description und der gewöhnlichen Charakteristik der popularisirenden Schriftsteller, das aber für seinen Zweck recht gut ist; ferner kurze Angabe der hauptsächlichsten Spielformen, Blütezeit, Vaterland, englische, deutsche und andere gangbare Namen (neben den französischen), wo es eine solche giebt: was der Vf. die *histoire presque entièrement négligée* nennt, d. h. die Geschichte der Einführung der (ausländischen) Pflanzen in unserm Erdtheil, u. dgl. m., medicinischen und technischen Gebrauch, auch Cultur. Der Artikel vom Gebrauch, wie von der Erziehung, ist natürlich sehr oberflächlich behandelt. Oft schränkt sich der Nutzen auch bloß auf die Anwendung als Zierpflanze ein.

iacus. Wo von medicinischem geschieht es nach den *Classificatio medica*.

ng nach Linné, und natürliche sind bey jedem Gewächs angegeben sich auch Blumen — und auf den Tafeln. — Solcher freylich viele machen; das ge-

genwärtige, wenn es in Frankreich Bedürfnis ist, kann seinen Zweck recht gut erfüllen. Nur ist der Preis von anderthalb Livres für jede Abbildung.

wenn auch nicht an sich, doch nach dem Umfang und dem Publicum des Werkes, durchaus zu hoch.

— h. —

ÖKONOMIE.

BERLIN, b. d. Gebrüdern Gädicke: *Allgemeine Einleitung in die Gartencultur, als Wissenschaft betrachtet.* Von Johann Samuel Schröter, Superintendenten und Oberpfarrer zu Buttstädt, etc. 1805. IV u. 225 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. hatte bey dieser Schrift keineswegs die Absicht, die Zahl der Gartenbücher zu vermehren; noch weniger wollte er für den geübten Gärtner schreiben, sondern bloß die ersten Principien des Gartenbaues denjenigen bekannt machen, welche sich mit der Gartenkunst zu ihrem oder Anderer Vortheile beschäftigen. Alle Mühe und Kosten, die man auf Anlagen und Unterhaltung der Gärten verwendet, können den Erwartungen nicht entsprechen, wenn man mit den Regeln der Gartencultur nicht genau bekannt ist, und dies scheint auch meist die Ursache zu seyn, daß Manche in ihren Gärten, ohngeachtet der vielen Arbeit, dennoch wenig einrindten. Aus diesem Grunde verdient der Vf. allen Dank, daß er den Gartenfreunden ein Buch in die Hand giebt, in welchem sie die Grundsätze des Gartenbaues kennen lernen, da jede Anlage und zweckmäßige Bearbeitung eines Gartens auf dieser Kenntniß beruht.

Das Ganze ist in zwey Abschnitte getheilt. Im ersten Abschnitte redet der Vf. von dem Baue der Pflanzen überhaupt und von der Vegetation der verschiedenen Pflanzentheile insbesondere. Zweytens von den nöthigen Eigenschaften u. Kenntnissen derer, welche den Pflanzenbau oder die Gartencultur zu ihrem Nutzen anwenden wollen, wobey er Newtons Regeln zweckmäßig benutzt hat; und endlich drittens von der Beschaffenheit und Lage eines Gartens und der Zubereitung des Bodens. Der zweyte Abschnitt handelt von der Baumzucht, auch vom Blumen- und Gemüsebaue. In diesem Abschnitte finden wir überall, daß der Vf., besonders da, wo von der Behandlung der Bäume die Rede ist, aus Erfahrung spricht, in Rücksicht auf Pflanzerey, Wartung und Veredlung der Obstbäume treffliche Winke giebt, und sehr gute Belehrungen mittheilt, welche von den Pomologen und Liebhabern der Obstkultur beherzigt zu werden verdienen. Daß junge Obstbäume besser gedeihen, wenn denselben beym Versetzen die Zweige nicht abgeschnitten oder verkürzt werden, kann Rec. aus vieljähriger Erfahrung bezeugen. Was die Anleitung zur Blumencultur betrifft, so beziehet sich dieselbe meist nur auf allgemein bekannte Gartenblumen, vorzüglich Nelken (*Dianthus caryophyllus*), Aurikeln (*Primula auricula*), u. s. w. Inzwischen giebt Hr. Schröter einige nützliche Lehren,

wie diese Gewächse, wenn die Anpflanzung derselben dem Zweck entsprechen soll, behandelt werden müssen. S. 210—223 handelt er vom Gemüsebaue. A) Vorkenntnisse, B) Anmerkungen über einige Gemüsorten, die vorzüglich für den Garten gehören. Das Verzeichniß von den in alten Gartenbüchern vorkommenden französischen Wörtern, womit der Vf. seine Arbeit schließt, konnte füglich wegbleiben.

Dieser gedrängte Auszug und die folgenden Bemerkungen mögen beweisen, daß wir dieses Buch mit gehöriger Aufmerksamkeit durchgelesen haben. Die Honiggefäße (*Nectaria*) kennen zu lernen, verursacht oft bey den Anfangern die größten Schwierigkeiten, besonders deswegen, weil sie unter so mannichfaltigen Formen erscheinen. Wir wundern uns daher sehr, daß der Vf., bey Beschreibung der Blumentheile S. 8—9, die Honiggefäße ganz übergangen hat, worüber er doch fast in allen botanischen Handbüchern Belehrung finden konnte. S. 44 sagt der Vf.: „Manche Unkräuter, z. B. die Quecke, die Distel, sonderlich die stammlose *Carduus acutis* (*Cnicus acutis*), Wolfsmilch und andere Unkräuter, sind nicht leicht auszurotten, es sey denn, daß man den Boden zwey Fufs tief aussteche, und den Abgang, welchen man nun geradezu wegschmeißen kann, durch gute Erde ersetze.“ (!!!) Ein guter Ökonom wird schwerlich diesen Rath befolgen, da beides, nämlich das sogenannte Unkraut und die Erde, wenn sie auf Haufen gebracht und mit Sachkenntniß bearbeitet wird, seiner Zeit wieder benutzt werden kann. Warum soll man den verwilderten Boden ausstechen und durch gute Erde ersetzen? Durch Riolen und Düngmittel ist solcher Boden leichter und mit weniger Kostenaufwande zu verbessern. Ferner heißt es S. 103, wo von den Abzugslöchern in den Blumentöpfen die Rede ist: „Ein Loch im Mittelpunkte des Bodens, vom Durchschnitte eines Zolles, thut wesentliche Dienste, zumal, wenn man zwischen dasselbe und die Erde etwas Stroh bringt. Da hinein zieht sich die überflüssige Feuchtigkeit viel besser und leichter, als in irgend ein anderes Hülfsmittel.“ Diese Methode können wir nicht empfehlen. Stroh fault bald, und läßt hernach die Erde, wenn sie leicht und locker ist, durchfallen. Rec. belegt den Boden des Topfes, vor dem Einsetzen der Pflanze, einen, und nach Verhältniß der Größe des Topfes auch zwey Zoll hoch mit kleinen Steinen, welche die überflüssige Nässe in der Erde sehr gut ableiten. Die Gemüspflanzkunst konnte etwas vollständiger abgehandelt, und die aufgezählten Gegenstände alphabetisch geordnet seyn. Doch dies sind nur geringe Mängel, die noch überdies durch mehrere treffliche Regeln aufgewogen werden und daher dem Werthe des Buches keinen Abbruch thun.

H — ch.

NEUE AUFLAGEN.

Würzburg, b. Stahl: *Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte*, zum Gebrauche der Schulen eingerichtet. 3te ganz umgearbeit. und bis zum Schlusse des Jahres 1805. fortgesetzte Auflage. 1807. XXIV u. 764 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Würzburg, b. Stahl: *Anfangsgründe der Rechenkunst* für die akademischen Schulen zu Würzburg zusammengetragen von Johann Simon, der Weltweisheit Doctor. 3te verbesserte Auflage. 1807. X u. 177 S. 8. (9 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 J U L I U S , 1 8 0 7 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Schriften von Karl und Karoline Wolmann*. Dritter bis fünfter Band. 1806. Alle drey Bände. 870 S. 8. (5 Theile zusammen 8 Thlr. 8 gr.)

Der dritte Band dieser Schriften (deren erste Bände Jen. A. L. Z. 1806. No. 205 angezeigt worden sind) hat noch den besonderen Titel: *Blätter der Liebe* durch u. s. w. Erstes und zweytes Buch. Es sind Briefe zwischen zwey Liebenden, die gewiss viel Vortreffliches enthalten, aber ein seltsames Gefühl in dem Leser erregen. Sie streben nach einer ungeheueren Gluth; es brauset durch sie ein fürchterliches Feuer; aber ein Feuer, das doch bey weitem mehr Flammen von sich sprühet, als Wärme ausströmt. Es kommt einem zuweilen vor, als legten es die Leute aufs Rasen an. Dabey herrscht in der ersten Hälfte eine Eintönigkeit, ein Mangel am Wechsel, der fast peinlich wird. Man muß sehr verliebt seyn, um mit inniger Wonne und Lust diese unaufhörlichen Liebesergießungen fortzulesen, bey welchen man nicht von der Stelle kommt. Beständig brennende Sehnsucht, flammendes Verlangen, glühende Erinnerung, oder Mählerey der Natur, wie die Wolken fortziehen, und der Wind durch die Bäume brauset! Wir wollen unseren Lesern einige Proben geben von dem Kraftaufwand, mit welchem die Liebenden sich einander ihr Feuer zu beschreiben suchen, die zugleich von ihrer erhabenen Ansicht der Dinge zeugen mögen. „Gestern senkte mich eine höhere Macht auf deine Lippen, und sie flammten mir entgegen; Alles Geheimniß wurde vom Schicksale zersprengt, und eine süße Nothwendigkeit hat uns bezwungen. Dein Leben lodert in meinem, Beine Seele jauchzt und weint freudig in der meinen. Weich und stark, zitternd und übermüthig, bin ich versenkt in die lieblichste Wollust und erhabene Ausichten. Ich denke Dich und Menschenbestimmung, und das Ganze der Welten, und zuletzt gehen alle Gedanken, alles Treiben doch wieder in deinem Kufs auf.“ — „Ich hätte alle Sterne des Himmels an meine Brust reißen mögen, und hinausstreuen in die Morgengluth.“ — „Golden und schattigt und blau und grün mit allen unabschbaren Farben wälzte sich der Frühling zwischen meinen Bergen, und jagte übermüthig mit betäubender Eile die Quellen hinunter in euer Thal. Alles ging über die Gränzen mit jubelndem Leben, und spielte verwegen mit der Zerstörung.“ (?) — Und

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

die Frau schreibt: „Geliebter! dieser, dieser Tag ist dahin, aber seine Erinnerung ewig, wir sind ewig in seiner Erinnerung. Mir ist, als fühlt ich erst nun, da ich Dich unter dem blauen weiten Himmel in meinem Arm gehalten habe, wie ich Dich liebe. *Allerfühlung ist wie Licht in mir.* — So steigende Wonne durch den Tag, wie diese Morgenwonne, Eugen! der Mensch ertrug es nicht, er müßte zum Gott werden oder sterben. Ach ich ertrug es: was ertrug ich nicht, wenn Deine Arme mich halten, Deine Seele mich hält. Seliger! Geliebter! Ewig Dein. Ich weiß ja nun, was ewig ist.“ (Das ist eine gute Beschränkung des Versprechens!) — „Auf den Sturm hätte ich mich schwingen mögen, Dir nachzueilen; mit geschwungenem Thyrsus in wüthendem Entzücken alles zertrümmern, daß nichts bliebe auf der Welt, als Du und ich. O laß die Welt versinken! halte mich in Deinem Arm und trage mich in ewig gleichem Entzücken ruhig schwebend durch den weiten leeren Raum! Eugen!“ — „So standest Du! hier, wo noch Puder auf meinem Sofa ist, hier hat dein Haupt geruht, die Stelzen erwidern meine glühenden Küsse.“ — Es überrascht unangenehm, wenn man in der Folge erfährt, daß dieses lieberasende Weib eine verheirathete Frau ist, die ihres verreiseten Gemals nicht eher gedenkt, als bis sie seine Zurückkunft zu fürchten anfängt. Die Einsicht, die Eugen ihr vorsagt, „daß alle Zeit, aller Raum in der Liebe sey; daß ein Schwur, den eine feindselige Luft von den Lippen riß, die ewige Ordnung der Natur nicht umkehren könne; „(warum hätte sie uns erschaffen, wenn nicht für einander? und was will gegen sie ein Schicksal, das nur durch sie gemacht werden soll?“ — mag sie eine Zeitlang empfänglich machen für „diese heiligen Stunden, deren Seligkeit die Natur mit ihrer *aufgewählten Pracht* gefeyert hat;“ sie halt aber nicht aus. Die Wahrheit, mit welcher sie auftreten, und ihre Liebe bekennen will, ist freylich achtungswerth; auch mag die erhabene Philosophie, mit welcher Eugen das, was geschehen, zu rechtfertigen sucht, „wenn sie durch jene Wahrheit die Leidenschaft göttlich gemacht hat,“ den Forderungen der Moral genügen; aber die Versöhnung mit ihr ist nicht vollkommen; man empfindet immer in tiefster Seele eine leise Verletzung des Zartgefühls. „Die Gesellschaft ist nur Mittel, nur eine Anstalt, in welcher jedes Individuum nach seiner eigenthümlichen Natur sich ausbilden soll. Treibt nun diese ihre heiligste Kraft über die Schranken der Gesellschaft hinaus, so mag sie befeindet, aber nicht verdammt werden. Krieg ist da, aber kein Laster;“

Cc

und nur dadurch, daß das Individuum seine ursprünglichen Rechte an sich reißt wider den Willen der Gesellschaft, wird diese gezwungen, sich einen vollkommenen Zustand zu geben. — Unsere Seelen fanden sich, und wissen, daß nur sie eine *wahrhafte Ehe* mit einander stiften können. — Bey Gott, ein reines flammendes Herz ist größer als das Gesetz; heisst es Empörung, was es wider dieses treiben mag, so ist es eine heilige, und der Krieg wider die Gesellschaft ist seine Pflicht: ihm ist besser, in demselben ganz mit seinem Seyn vernichtet zu werden, als sich dem Gesetz matt zu untergeben, und langsam auszutrocknen, zu verfaulen.“ Gewiss, besser ist eine solche kühne Leidenschaft, als jenes „lüsterne Laster, welches insgeheim der Ehen Recht zerfrisst, und sich mit demselben scheinbar verträgt.“ aber dennoch möge „die Zeit der Gewalt, welcher das Menschenwesen (!) erliegen soll, in welcher die Naturen befreit werden sollen von der Versteinerung durch Gesetze, durch Gesellschaft“ — noch lange entfernt bleiben! — Zarte, ächte Weiblichkeit zeigt diese Regina übrigens im zweyten Buche der Blätter der Liebe. Sie bleibt bey ihrem Gemahl, und durchreist mit ihm Italien; Eugen geht nach dem Norden und verheirathet sich mit einer früheren Geliebten.

Der vierte Band hat noch den besonderen Titel: *Gedichte*, erster Theil — und bringt uns manche lieblich duftende Blüthe. In vielen dieser Gedichte herrscht eine ungemaine Zartheit der Empfindung, eine große Feinheit in der Auffassung des Lebens, und eine seltene Gewandtheit im Ausdrucke. Dennoch fühlt man sich selten ganz befriedigt, und es möchten wenige Gedichte zu finden seyn, denen nicht, mit fremden Worten zu reden, die letzte Hand fehlte. Den Vff. scheint der plastische Sinn, das eigentliche Schöpfungsvermögen, abzugehen, durch welches das Gedicht da steht in sich geschlossen, unabhängig von Allem, selbstständig, wie hingehaucht, und in unaufösbarer Form Einen göttlichen Gedanken aussprechend. Die Elemente ihres Wesens, möchte man sagen, haben sich nicht innig durchdrungen, und sind nicht ursprünglich Eins gewesen, sondern sie sind zum Ganzen verbunden. Darum ist nicht sowohl Einheit in ihnen, als Vereinigung; das Philosophische, wovon sie einen Anflug zeigen, steht allein da, nicht aufgelöst in das eigenthümliche Leben der Gestalt. So zeigt sich ein Streben nach dem Romantischen, das eben darum leidet, weil es sich als Streben verräth; so erklärt der Dichter seine Gebilde, und erinnert dadurch an sich; so wird dem Glauben eine Deutung untergeschoben, und dadurch seine Wärme abgekühlt. Z. B. in dem Sonnett, *Maria*:

Das Höchste hat sie sinnig zart empfunden,
Durch Liebeskraft zu ihm sich aufgeschwungen;
Es hat ein Geist mit Liebe sie durchdrungen,
Und alle Schwäche ist davon entschwunden.
Und Sterne sehn, bey heil'ger Ruh der Stunden,
Vom Himmlischen das Irdische bezwungen u. f. w.

Welch eine seltsame Zusammensetzung, die durchaus kein klares Bild giebt, ist nicht sogleich das erste Gedicht: *der See*. Die Idee, die dem Gan-

zen zum Grunde liegt, ist gewiss gut, aber die Darstellung ist nicht gut gerathen, weil die Idee unabhängig von den Gestalten gedacht zu seyn scheint. Ein grauer See liegt tief und versteckt; kein irdisch Auge sah ihn; nur Geister mögen ihm nahen; dann erhebt sich *der Meister*:

Groß steigt er auf aus seinem tiefen Reiche,
Ein leises Säuseln geht darüber hin,
Und er beginnt der Weihe heilige Bräuche:
Die Kreise schüchtern zu den Ufern ziehn.

(Solche müßige Zusätze, wie dieser letzte Vers, der nur des Reims wegen sein Daseyn erhalten zu haben scheint, finden sich viele.)

Und aller Schöpfung Urbild steigt, gerufen
Von seinem Wort, aus dunkeln Grund empor:
Aus bunten Flammen baun sich rege Stufen
Hinan zu eines Tempels ehernem Thor. —

Und an den Säulen stürzen Wasser nieder:
Der Himmel stürzt herab mit ihrer Flut;
Und Sterne steigen klingend auf und nieder,
Von Sonnen strömt des Lebens volle Glut.

Dem Dichter haben die Geister hingeführt; erkannt der Urgestalten, sieht sein Bild im Tempel,

Und hört das Wort: Du siehst die Kräfte walten;
Und dort dein eignes Bild beherrscht die Welt.

Auf größere Compositionen, wie *Faust und Agathe*, drey Gefänge in *ottave rime*, dürfen wir uns nicht einlassen, weil wir zu weitläufig werden müßten. In dem *Frühlingsmuth* thut die Resignation fast eine drollige Wirkung. Der Dichter möchte die ganze Welt in junger starker Lust ergreifen; gehört, ohne Sorge, nur dem Daseyn, welches aufgefodert wird, mit ihm umherzuschweifen. Ferner:

Auf hohen Bergen möcht' ich stehn;
In weite Auen möcht' ich sehn,
Und Licht und Luft durchtoben:

Und kann ich nicht: mein ist die Luft;
Die Welt trag ich in meiner Brust,
Der fremden Macht enthoben. —

Wenn die Auffindung verborgener Aehnlichkeiten Witz ist, so sind die *Kinder des Waldes* unstreitig witzig.

Die Buche steht, so wie der Glaube,
Mit breiten Ästen segnend da.
Die Eiche hebt, wie die Geschichte,
Sich kräftig in die Himmelsluft.
Romantisch schiefen Tannenäste
Gleich Schlangen aus dem hohen Stamm.
Und lieblich neigend giebt die Birke
Sich liebevoll dem Winde hin.

Windgeist flüstert mit der Birke
Leise, leise Liebesworte,
Zeitstrom brauset durch die Eiche,
Ahnung rauschet durch die Buche,
Sturmwind pfeift mit Tannenästen
Von der Nebelgeister Schlacht.

Es ist möglich, daß die Leser dies poetischer finden, als der Vff. dieser Anzeige. — Aber wozu sollen wir mehr geben? Über die *Elegien* möchten wir etwas sagen; da aber die Fortsetzung versprochen ist, so verschieben wir es bis dahin. Von dem Bes-

fern nur eine kleine Probe, um die Zartheit mancher dieser Gedichte zu zeigen. *Lied:*

Leiser Duft weht um die Sträucher,
Liebeweich steht Blütenpracht;
Durch die Zweige geht ein Flüstern:
„Ist der Abendstern erwacht?
Hast du von den schönen Tagen,
Stiller Freund, mir nichts zu sagen?“
Freundlich glänzt der schöne Stern:
„Ich bin fern und sie sind fern.“

Oder, der Entfernten:

Ach, an tausend süßen Dingen
Hängt der Liebe Phantasie:
Nur verirren ihre Schwingen
Von der einen Holden nie u. f. w.
Du bist fern: ich will nicht klagen;
Sind wir beide doch die Welt.
Nimmer wird der Mann verzagen,
Der die Lieb im Herzen hält.

Durch die allgemeine Wendung der beiden letzten Verse hat das Gedicht gewiss nicht gewonnen. — Endlich wird es vielleicht den Lesern nicht unangenehm seyn, wenn wir ihnen *das Ross in der Schlacht bey Jena* vorführen:

Aechzend lag mit zerrissnem Geweide das Ross in der Blutschlacht,
Da zum Sturmsangriff ruft der Posaune Gewalt.
Mächtig die Ohren gereckt, stöhnt tief es und steht, von dem Reuter
Ungeleitet, und schließt an sich dem Donnergallopp.
Bald erschöpft sinkt hin es in Heldentod, und es stürmen
Brüderrosse mit Wuth über das sterbende weg.
Aber des Sonnengotts unsterbliches Rossgeßpann weilt
Abendglühender am Baum, wo das entseelte sich streckt. —

Der fünfte Band erscheint mit dem eigenen Titel: *Lebensbeschreibungen*, erster Theil, an der Stirn. Er enthält die Biographien von *Margaretha von Anjou* und *Albrecht von Wallenstein*. Diese Biographien verdienen größeres oder geringeres Lob, je nachdem man sie aus einem andern Gesichtspunkte beurtheilt. Der Wallenstein, der hier, nach der Vorerinnerung, verbessert und sehr vermehrt

gegeben ist, erschien nämlich vor mehreren Jahren, wir erinnern uns nicht bestimmt, wann — im Berl. historisch-genealogischen Kalender, und die Margaretha, wenn sie auch hier zum erstenmal erscheint, ist doch auch in dem diesjährigen abgedruckt, und wohl ursprünglich dafür bestimmt gewesen. Wenn man nun voraussetzen darf, daß diese Kalender ein sehr gemischtes, aus Damen wie aus Herren bestehendes Publicum finden: so muß man gestehen, daß sowohl der Gegenstand, als die Darstellung für ein solches Publicum völlig geeignet und wohl berechnet ist. Eben so wird keiner der Leser, welchen die frühern Theile dieser Schriften angezogen haben, ohne Vergnügen bey diesen Biographien verweilen. In der That: wer könnte ohne Interesse lesen von dieser schönen, geistvollen, kühnen, heroischen, stolzen Frau, von ihren Vorzügen und Verbrechen, neben dem schwachen, blödsinnigen, elenden Gemahl; und von diesem lebendigen Thun und Treiben der Großen Englands, so ganz fremd unserer Zeiten und nur möglich in jener losen bürgerlichen Ordnung, von dem Beginne des Kampfs zwischen der rothen und weißen Rose, von dem mannichfachen Glückswechsel, von den Liebesabentheuern der ersten Staatsmänner, die fast ans Romanhafte gränzen; oder von diesem Wallenstein, dessen seltsam verschlungenes, schrecklich wechselndes, wunderbares Leben es fast zweifelhaft läßt, ob er, was er erreichte, mehr dem Glücke verdankt, oder sich selbst — wer kann davon eine lebendige, leichte und bekende Darstellung, wie diese ist, ohne Interesse lesen? — Aber wer noch höhere Ansprüche an eine historisch-biographische Darstellung macht, als gefesselt zu werden, dem dürfte schwerlich genuggethan seyn. Das ist dieser Biographien, wenn nicht einziges, doch größtes Verdienst, daß sie unterhalten! — K et A.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Stuttgart, b. Löflund: *Über National Einkommen*. Ein Beytrag zu den neuesten Untersuchungen über die Staatswirtschaft, von Fr. Carl Fuld, Prof. der Cameralwissenschaften in Tübingen. 1805. VII. u. 64 S. 8. (6 gr.) So groß und zahlreich die Irrthümer sind, welche das staatswirtschaftliche System der Physiokraten verbreitete: so wenig darf man das Gute verkennen, das aus der Entdeckung von Wahrheiten hervorging, die man einzig diesem Systeme verdankt. Smith selbst gestand, daß dieses unter allen übrigen Systemen der Wahrheit am nächsten komme, und Stewart fand nöthig, in den der Garve'schen Übersetzung vorgedruckten Nachrichten von Smith's Leben, letztern von dem Verdachte zu befreien, als hätte er die Hauptsätze seines Lehrgebäudes erst von den Physiokraten gelernt. Desto auffallender mußte es daher seyn, bey Hn. Luder im 2ten Bande seines schätzbaren Commentars der Smith'schen Theorie (S. 245 u. 335) zu lesen: „Wer hätte dem in Frankreich eben so sehr verbreiteten und bewunderten, wie in Deutschland, Holland und England tief verachteten, und noch mehr als absurden Systeme der Physiokraten auch nur den zehnten Theil der Kraft zugetraut, die es nachher so traurig äußerte?“ Ein solches Urtheil über das merkantilische System gefällt, wäre schon hart, aber das physiokratische verdiente doch wahrlich eine größere Schonung.

Der Zweck des Vfs. geht dahin, den Einfluß zu zeigen, den das von Luder so verachtete System auf die Lehre von

den Finanzen hatte, und insbesondere die Bey Smith und den Physiokraten vereinigten wahren Begriffe vom National Einkommen darzuthun, zugleich aber auch eine Berechnungsart dessen zu liefern, was eigentlich als jährliches Einkommen einer Nation zu betrachten ist.

Im ersten Abschnitt entwickelt der Vf. in gedrängter Kürze die Elemente des Nationalreichthums nach Adam Smith, bemüht sich aber zugleich, den Satz des physiokratischen Systems zu vertheidigen, daß bloß die Natur unmittelbar producire, die Production der übrigen arbeitenden Classen hingegen nur eine abgeleitete oder mittelbare Production sey, und zieht zuletzt daraus den Schluss, daß die unmittelbare Quelle des Einkommens einer jeden Nation nur der Landbau im ausgedehnten Sinne des Wortes, und der auswärtige Handel als eine Folge der Absonderung der Nationen sey, insofern mehrere Glieder jeder civilisirten Nation ganz oder theilweise, unabhängig von dem unmittelbaren Landeserzeugnisse, ihr Auskommen durch ihn finden, und durch ihn, wie durch den Landbau Güter, in die Hände der Nation gebracht werden, welche zuvor unter ihnen nicht vorhanden waren. Rec. ist durch die Darstellung des Vfs. nicht überzeugt worden, und hält vielmehr den Satz, wonach das unmittelbare National Einkommen einzig und allein aus der Summe der Urprodukte und der Gewinne des auswärtigen Verkehrs bestehen soll, für unrichtig. Denn es setzt denselbe offenbar voraus, daß alle industrielle Arbeit, welche

von den Nationalgliedern besteht, durch die *Urprodukte* abgeglichen werden, welches aber nicht der Fall ist, indem ein großer Theil der Arbeit wieder durch Arbeit bezahlt wird. Bei der Eintheilung des Nationaleinkommens weicht Hr. F. von Smith darin ab, daß er das, was letzterer *reines* Nationaleinkommen nennt, als eine Gattung des *rohen* Einkommens betrachtet. Unter *rohes* Einkommen versteht nämlich der Vf. die Masse der Güter, welche eine Nation wirklich einnimmt, ohne daß dieselbe zuvor in ihren Händen war, und theilt dasselbe in *unmittelbares* (*ursprüngliches*) und *mittelbares* (*abgeleitetes*) ein. Unter der ersten Gattung versteht er das *rohe* Einkommen in der von Smith angenommenen Bedeutung, wonach es die Totalsumme alles dessen begreift, was die Nation einnimmt; unter der letztern Gattung hingegen begreift er das *reine* Einkommen nach Smith, nämlich die Summe der Güter, welche einer Nation übrig bleiben nach Abzug der Unterhaltungskosten des stehenden und umlaufenden Capitals, welche sie zum wirklichen Verbrauch bestimmen kann, ohne ihr Capital zu vermindern, die sie verbrauchen kann, ohne irgend eines ihrer Gewerbe zu schwächen oder eingehen zu lassen. Dahingegen besteht nach dem Vf. das jährliche *reine* Nationaleinkommen in dem rohen nach Abzug der Kosten, welche, die *Genussmittel* hervorzubringen, erfordert werden, es wird durch den Überschuss der rohen Nationaleinnahme über das absolute Bedürfnis der Nationalconsumtion, d. h. durch die Gewinne dargestellt, welche im inländischen und ausländischen Verkehr gemacht werden. — Die vom Vf. vorgeschlagene Eintheilung des Nationaleinkommens hat nach des Rec. Einsicht Vorzüge vor der Smith'schen, indem sie mehr Klarheit und Vollständigkeit in diese überhaupt sehr schwierige und verwickelte Materie bringt.

Im zweyten Abschnitt zeigt hiernach der Vf., daß es nach dem doppelten Gesichtspunkt, unter dem das rohe Nationaleinkommen sich betrachten lasse, zwey verschiedene Wege gebe, dasselbe zu berechnen, indem man entweder das *ursprüngliche* oder *abgeleitete* Einkommen zu erforschen suche. So verschieden indessen die Resultate seyn müssen, welche die aus diesen verschiedenen Ansichten angestellten Berechnungen darbieten, so gelangt man doch, will man das *reine* Nationaleinkommen erforschen, auf beiden Wegen zum Ziel. Da nämlich, soll das *reine* Nationaleinkommen dargestellt werden; auf welches allein die Finanzrechnung gebaut werden darf, von jenem *unmittelbaren* Einkommen alles dasjenige abgezogen werden muß, was jene Genussmittel hervorzubringen erfordert wird, von jenem *mittelbaren* Einkommen aber alles dasjenige abzurechnen ist, was wirklich der nothwendige Unterhalt der Nation erfordert: so müssen die beiderseitigen Überschüsse, welche das *reine* Nationaleinkommen darstellen, in beiden Fällen zusammenstreffen. — Inzwischen bleibt immer, wie der Vf. richtig bemerkt, der erste Weg, der das unmittelbare Einkommen ausfindig zu machen sucht, der einfachste und sicherste. Um beide Methoden anschaulich zu machen, werden Beispiele mitgetheilt, und zwar von der ersten die von Genz in seinem historischen Journal (1799. 3 Bd.) aufgestellte Berechnung der Einkünfte Großbritanniens, von der letztern hingegen eine vom Vf. entworfene Berechnung der Territorial-Einkünfte von Alt-Württemberg. Da die hier vorkommenden Notizen einen schätzbaren Beytrag zur Statistik des Königreichs Württemberg liefern, so wollen wir einen Auszug daraus unsern Lesern mittheilen. Der jährliche Landesertrag ist an

| | | |
|--|----------------------------|---------------|
| a) Früchten . . . | 2,270,234 Schfl. à 4 fl. = | 9,080,936 fl. |
| b) Grundbirnen . . . | 423,140 — à 4 fl. = | 1,692,560 fl. |
| c) Weßchkorn . . . | 11,875 — à 10 fl. = | 118,750 fl. |
| d) Heu u. Oehmd . . . | 370,449 Wann. à 4 fl. = | 1,505,796 fl. |
| e) Wein . . . | 54000 Eimer à 25 fl. = | 1,350,000 fl. |
| f) Holz von 755,000 Morgen: à 3 fl. Ertrag = | | 2,265,000 fl. |
| g) Baumfrüchten (die Hälfte des Weinetr.) = | | 675,000 fl. |
| h) Gartengewächsen aller Art (Flachs, Hanf, Raps u. f. eingerechnet) = | | 1,000,000 fl. |
| i) Mineralien aller Art, (Producte der Bienenzucht, Fischerey etc) = | | 1,000,000 fl. |

Ganzes Product des Bodens, rohes Territorial-einkommen =

28,688,042 fl.

Im J. 1796 wurde das unbewegliche Eigenthum der Landesbewohner berechnet an

| | |
|------------------------------------|-----------------|
| Aeckern 750,000 Morgen à 175 fl. = | 131,250,000 fl. |
| Wiesen 250,000 — à 200 fl. = | 50,000,000 fl. |
| Weinbergen 50,000 — à 300 fl. = | 15,000,000 fl. |
| Gärten 50,000 — à 300 fl. = | 15,000,000 fl. |

1,100,000 Morgen 256,550,000 fl.

Waldung 755,000 — à 60 fl. = 45,300,000 fl.

Hiernach verhält sich in diesem Lande die Anzahl der

Aecker: Wiesen: Weinberge: Gärten: Waldungen:
= 15 : 5 : 1 : 1 : 15.

Man könne, glaubt der Vf., ohne bedeutenden Irrthum die runde Summe von 9 Millionen Gulden als das *reine* Einkommen und 11 Millionen Gulden als sämtlichen Cultur-Aufwand (natürlichen Arbeitslohn und Capitalgewinnst der Landarbeiter) oder als die Kosten betrachten, welche, *jenes* rohe Einkommen hervorzubringen, erfordert werden.

Der dritte Abschnitt enthält die wichtige, vorzüglich praktische Lehre von den Aufgaben in ihrer Beziehung auf die Nationaleinkünfte. Ist nämlich das Verhältniß des rohen und reinen Einkommens einer Nation und durch das letztere die Grenze bestimmt, über welche der Staat seine jährliche Einnahme, welche durch Individual-Beyträge der einzelnen Glieder des Staats erhoben wird, nicht spannen darf, ohne die Totalsumme des Auskommens der Unterthanen zu schwächen: so kommt alles darauf an, daß diese Last unter die einzelnen Glieder des Staats nach dem Verhältniß ihres *reinen* Einkommens vertheilt werde. Wir hätten gewünscht, daß der Vf. diesen letzten Punkt, dessen hohes Interesse er eben so wenig als seine Schwierigkeit in der Anwendung verkennt, mit mehr Ausführlichkeit behandelt hätte.

α β

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Nauk auf Kosten des Verfassers: *Über die Tapferkeit oder vom Muth und Soldatenstande, besonders in moralischer Hinsicht für angehende Krieger und jeden Gebildeten*, von F. W. Himmerlich, Feldprediger des hochlöblichen Infanterie-Regiments von Götz. 1803. 304 S. kl. 8. (1 Thlr.). Das Werk besteht außer der Vorrede, welche die Veranlassung dazu angiebt, aus einer kurzen Einleitung, worin der Vf. den Sinn der Wörter *tapfer* und *Tapferkeit* entwickelt, und in zwey Büchern. Im ersten handelt er von der allgemeinen Tapferkeit; die Gegenstände, die er vorträgt, und die Ordnung, in welcher solche auf einander folgen, steht man aus folgender Zusammenstellung der Überschriften: Der Furchtsame oder Unerschrockene. Ob Herzhaftigkeit und Muth einerley sey. Der Muth. Worin besteht das Wesen des Muthes und der Herzhaftigkeit? Der Feigheit? Muß der Muth auch Geduld zeigen? Geerbter, ursprünglicher und erworbenes Muth. Ist der Muth ein reines Geschenk der Natur, oder läßt er sich auch erwerben? Wodurch kann sich der Mensch Muth erwerben, oder den vorhandenen stärken und vermehren? Wollust ist die größte Freundin des Muthes. Geistige Mittel zur Erhöhung und Stärkung des Muthes. Bräunlicher Muth. Der Muth soll mit Weisheit gepaart seyn. Vom Werth des Muths. Der wahrhaft Muthige ist auch großmüthig und freygebig. Verträgt sich der Muth und Arglist? Zu welchen Vergehungen kann der Muth verleiten? Der Muthige ist oft ungerecht. Zorn und Rachsucht sind keine Beweise des Muths. Hochmuth und Ruhmsucht entehren den Muthigen. Im zweyten Buch beschäftigt sich der Vf. mit der kriegerischen Tapferkeit insbesondere, ungeführt auf gleiche Manier. Überhaupt aber scheint des Vfs. Bestreben mehr dahin gerichtet zu seyn, die jetzt bestehenden Meinungen in dieser Sache zu erklären und zu rechtfertigen, als neue Ideen aufzustellen. Er entwickelt nicht die Pflichten des Kriegers als Folge seines Standes gegen den König, den Staat, seine Mitbürger, die anderen Bürger des Staats u. f. w. er sucht nicht das Eigenthümliche der Lage des Kriegers zu bestimmen: um dieß in seinem ganzen Umfange thun zu können, muß man Soldat und praktischer Philosoph zugleich seyn. Sowohl dieser als jener wird in des Vfs. Schritt gar Manches zu tadeln finden. Lh.

Monatsregister

Julius 1807.

Verzeichniß der im Monat Julius in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**delung Mithridates oder allgem. Sprachkunde etc. 1 Th. 164, 97.
Annalen der Menschheit. 5 Theile 160, 66.
Augusti Vindictiarum Coranicarum periculum 160, 71.

B.

- B**echstein gemeinnützige Naturgeschichte Deutschlands nach allen 5 Reichen. 2 Bd. 2te Aufl. 176, 126.
Belagerung, merkwürdige, Magdeburgs im 16 Jahrhundert, als Gegenstück zu der im 19ten 173, 175.
Bernhardi Beobachtungen über Pflanzengefäße 176, 193.
Beyträge, norddeutsche, zur Berg- und Hüttenkunde. Herausgegeben von Haussmann. 1 St. 158, 56.
Bibliothek der redenden und bildenden Künste. 3 Bd. 1 St. 137, 47.
Blumenbach Handbuch der Naturgeschichte. 8te Aufl. 170, 152.
Böttger Leitfaden bey dem ersten Unterricht in der französischen Sprache. 2te Aufl. 157, 47.
Brande: Lebensgeschichte. 2te Aufl. 2. 3 B. 170, 151.

D.

- D**estillateur, der wohlthätige, und Liqueurist: 2te Aufl. 156, 39.

E.

- E**klärung, ausführliche, der sämtl. Wundergeschichten des alten und neuen Testaments. 1. 2 Th. 154, 17.
Ewald der gute Jüngling, gute Gatte und Vater. 1. 2 Bd. 153, 12.

F.

- F**ables and Poems from the best Poets etc. 167, 127.
Fevrier Lese- und Unterhaltungsbuch für diejenigen, welche die französische Sprache gut sprechen und richtig schreiben und lehren lernen wollen. 2ter Th. 166, 119.
Feyerlein Beyträge zu einer künftigen wissenschaftlichen Bearbeitung des Kriegs-Einquartierungswesens 174, 177.
Fiametta. Aus dem Italienischen des Boccaccio von Soph. Brentano 172, 164.
Fragebuch für angehende Artilleristen zum Selbstunterricht 169, 143.
Friedländer Versuche in der Arzneykunde. 1. 2 Th. 156, 33.
Fulda über das Nationaleinkommen 177, 205.

G.

- G**e Genlis Alphonsine. Tom. 1—3 172, 166.
Gefangbuch, vollständiges, für Freymaurer. 3te Aufl. 193, 13.
Gesenius symbolae observationum in Ovidii Fastorum editio specimen exhibitae 166, 123.
Günther Anweisung zum Gebrauche des griechischen Uebungsmagazins 165, 111.
— griechisches Uebungsmagazin oder der sich selbst belehrende Grieche. Erstes Jahrg. 165, 111.

H.

- H**ilaire Plantes de la France décrites et peintes d'après nature 176, 199.

- H**immerlich über die Tapferkeit oder vom Muthe und Soldatenstande 177, 208.
Hölbe Sammlung vermischter Gedichte 163, 95.
Hofmann über Entwicklung und Bildung der menschlichen Erkenntniskräfte 163, 91.
Hübneri Disputationum juris civilis liber I 155, 25.
v. Humboldt et Bonpland's Reise. Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie. Erste Lieferung 158, 49.
— — — Voyage. Recueil d'observations de Zoologie et d'anatomie comparée. 1. 2 Livraison 158, 49.

I.

- I**uch Pharmacopoea borussica, oder preussische Pharmacopoe 156, 38.

K.

- K**irchner Geschichte der Stadt Frankfurt am Mayn. 1 Th. 159, 67.
v. Kleist Amphitryon. Herausgeg. von Müller 172, 161.
König, der, in der Einbildung. Pöffe in 3 Aufzügen 173, 175.

L.

- L**ehrbuch der allgem. Weltgeschichte. 5te Aufl. 176, 199.
Lesebuch für die Jugend in Schulen und Haushaltungen 163, 95.
Lectures de M^{me}. de Sévigné à sa fille et à ses amis. Nouvelle édition par Grouvelle. Tom. I—XI 170, 145.

M.

- M**athematik, angewandte, auf einen Theil der Elementararithmetik für Infanterie 169, 140.
Meidinger praktische französische Grammatik. 24te Aufl. 156, 40.
Meinert allgem. militär. Lexicon. 1 B. 169, 138.
Menschenreligion, allgemeine. Versuch einer Entwicklung derselben aus den ältesten christl. Urkunden 154, 24.
Michl christl. Kirchengeschichte 167, 121.
Müller Antikuarisch Unterfölgels over de ved Gallehus fundne Guldhorn 160, 67.
— antiquarische Untersuchung der unweit Tonderen gefundenen goldenen Hörner. Uebersetzt aus dem Dänischen von Abrahamson 160, 68.
— Vorlesungen über die deutsche Wissenschaft und Literatur. 2te Aufl. 153, 15.

P.

- P**etsche zwey Predigten, bey einer Amtsveränderung gehalten 168, 155.
Publicola, oder gesammelte Blätter guter Absicht von G. E. W. B. S. 2 Theile 170, 152.

R.

- R**ehm nützliches Allerley 169, 144.
Reinhard Predigten, im Jahre 1803 gehalten. 2 Bände 168, 129.
— Predigten, im Jahre 1804 gehalten. 2 Bände 168, 129.
Rösling neue Fabrikenchule. 1. 2 Th. 169, 141.
Rosenhahn Versuch einer psychologischen Pädagogiklehre. 1 Th. 154, 22.

S.

- S**chaefer meletematum criticorum specim. I 165, 106.
Schaefer franz. Lesebuch für Anfänger 164, 104.

| | |
|--|---|
| <i>Schade</i> a new and complete pocket dictionary of the english and german languages. P. 1. 2. Third edition 164, 103. | <i>Vater</i> -synchronistische Tafeln der Kirchengeschichte 167, 124. |
| Schleien ehemals und jetzt. Eine Zeitschrift von <i>Oelsner</i> und <i>Reiche</i> . 11. 12 St. 173, 174. | Veränderungen der regel- und unregelmässigen Zeitwörter in der französischen Sprache 166, 111. |
| <i>Schmidt</i> Vorbereitungs- und Confirmationsreden 163, 136. | <i>v. Voss</i> Beyträge zur Philosophie der Kriegskunst 169, 137. |
| <i>v. Schmidt</i> , genannt <i>Philadeck</i> , Anleitung für Anfänger in der deutschen Diplomatie 160, 69. | — — der Bankerott, Poëse in einem Act 172, 163. |
| <i>Schröter</i> allgemeine Einleitung in die Gartencultur als Wissenschaft betrachtet 176, 198. | — — die 12 schlafenden Jungfrauen 172, 163. |
| <i>Sinner</i> Anfangsgründe der Rechenkunst. 2te Aufl. 176, 200. | — — eingetroffene Weissagungen und prophetische Irthümer der Hn. <i>Archenholz</i> , <i>Bulow</i> und <i>Buchholz</i> 173, 169. |
| <i>Snell</i> die Sittenlehre in Beyspielen für Bürger. 1. 2 Th. 3te Aufl. 152, 8. | — — Fragmente über Deutschlands Politik und Kriegskunst 173, 169. |
| Soldat, der, als Beystand der Polizey. 2te Aufl. 173, 175. | — — was war nach der Schlacht von Jena zur Rettung des preussischen Staats zu thun? 173, 169. |
| <i>Stall Holstein</i> Corinne ou l'Italie. Tom. 1. 2 152, 1. | <i>Wähler</i> Grundriss der Eisenhüttenkunde 152, 64. |
| <i>Stolzenburg</i> neues Lesebuch zur leichtern Erlernung der griechischen Sprache. 2 Abtheil. 2te Aufl. 166, 109. | <i>Walch</i> ausführliche mathematische Geographie. 3te Aufl. 152, 7. |
| <i>Swartz</i> Flora Indiae occidentalis aucta atque illustrata. Tom. III. 171, 153. | <i>Whistling</i> ökonomische Pflanzenkunde. 1 — 4 Th. 171, 157. |
| <i>Thomassin</i> die Wirkungen der Ernte, in zwey Predigten, am Erntedankfest 168, 136. | <i>Wolke</i> Anweisung wie Kinder und Stummge ohne Zeitverlust zum Verstehen und Sprechen zu bringen sind 172, 311. |
| Ueber die Ursachen des unglücklichen Österreich. Feldzugs in Deutschland im J. 1805 173, 176. | <i>Woltmann</i> Schriften. 5 — 5 B. 177, 201. |
| | <i>Wurst</i> Bemerkungen über einige Gegenstände der russ. Staatswirtschaft 161, 73. |
| | <i>Zahn</i> Uffilas gothische Bibelübersetzung 157, 424. |

II. Verzeichniss der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

| | |
|--|---|
| Anonyme Verleger 156, 163, 173 (2). | Levrault in Paris 158 (2). |
| Arnold in Dresden 153, 172. | Lindauer in München 167. |
| Bärensprung in Schwerin 168. | Löfflund in Stuttgart 177. |
| Barth in Leipzig 167, 165. | Märker in Leipzig 165 (2). |
| Barth in Prag 160. | Maurer in Berlin 155, 158, 161, 170, 173. |
| Brummer in Kopenhagen 160. | Montag und Weiss in Regensburg 170. |
| Cotta in Tübingen 168 (2). | Nauck in Berlin 177. |
| Craz und Gerlach in Freyberg 168. | Nicolle in Paris 152. |
| Creuz in Magdeburg 167. | Palm in Erlangen 169, 171. |
| Cröcker in Jena 166. | Realschulbuchhandlung in Berlin 172, 177. |
| Crusius in Leipzig 154, 162, 175. | Reichard in Braunschweig 158, 160. |
| Darmmann in Züllichau 154. | Reinicke in Leipzig 156. |
| Dieterich in Göttingen 152, 170. | Richter in Leipzig 171. |
| Dürer in Leipzig 165. | Schimmelpennin in Halle 169. |
| Dyk in Leipzig 153. | Schmidt in Berlin 173 (3). |
| Flick in Basel 163. | Schmidt in Hamburg 173. |
| Gaffert in Ansbach 168. | Schöne in Berlin 172 (2). |
| Gädicke in Berlin 169, 173, 176. | Seidel in Sulzbach 168 (2). |
| Gebhard und Körber in Frankfurt am Mayn 174. | Seydelin in Kopenhagen 160. |
| Günther in Glogau 169. | Stahel in Würzburg 176 (2). |
| Hahn in Hannover 164. | Stein in Nürnberg 156. |
| Hammerich in Altona 156, 166, 167. | Stettin in Ulm 169. |
| Hanisch Wittwe in Hildburghausen 163. | Stranckmann in Jena 160. |
| Hannings in Erfurt 176. | Treuttel in Würzburg und Paris 176. |
| Himbürg in Berlin 169. | Voss in Berlin 164. |
| Hinrichs in Leipzig 164. | Waifenhausbuchhandlung in Halle 167. |
| Huber und Comp. in St. Gallen 166. | Weigel in Leipzig 160. |
| Jäger in Frankfurt am Mayn 169. | Wilmans in Frankfurt am Mayn 152, 153. |
| Körner in Frankfurt am Mayn 154. | |

III. Intelligenzblatt des Julius.

Ankündigungen.

| | | |
|---|----------|----------|
| Akademische Buchhandlung in Frankfurt an der Oder Verl. | 51, 444. | 58, 503. |
| Becker in Gotha Verl. | | 55, 475. |
| Baumgarten in Berlin Verl. | | 53, 455. |
| Dieterich in Göttingen Verl. | | 55, 477. |
| Teubner in Leipzig, neues Heft | 53, 445. | 55, 461. |
| Fleischer jun. in Leipzig Verl. | 53, 463. | 54, 469. |
| Kunze in Amsterdam Verl. | 52, 455. | 57, 491. |
| Reisinger in Lins Verl. | | 54, 445. |
| Koch in Halle Uebersetzungsanzeige | | 58, 502. |
| Kauf- und Industrie-Comtoir zu Amsterdam | | 53, 463. |
| Möbius in Leipzig Verl. | 51, 446. | 57, 491. |
| Martini'sche literaria rerum Hungaricar. | | 58, 504. |
| Mazdowski in Berlin Verl. | | 53, 462. |
| Reichard in Braunschweig Verl. | | 54, 469. |
| Schulz in Oldenburg Verl. | | 55, 477. |
| Schulz in Würzburg Verl. | | 58, 503. |
| Unger in Berlin Verl. | | 52, 455. |
| Wiedek in Münster Verl. | | 53, 461. |

Beförderungen und Ehrenbesetzungen.

| | |
|--|----------|
| A. Anskumovits in Temesvár | 53, 460. |
| A. der Becke in Wetzlar | 52, 452. |
| Börn in Odense | 56, 484. |
| B. Bräuer in Wetzlar | 52, 452. |
| C. in Paris | 56, 483. |
| Clay in Michelin | 52, 452. |
| Deleury in Paris | 58, 499. |
| E. in Wien | 53, 459. |
| G. in Wetzlar | 56, 483. |
| G. in Wetzlar | 58, 498. |
| G. in Wien | 58, 459. |
| H. in Ungarn | 53, 459. |
| H. in Jena | 58, 499. |
| H. in Krakau | 53, 459. |
| H. in Kopenhagen | 56, 484. |
| H. in Wetzlar | 53, 459. |
| H. in Wetzlar | 58, 498. |
| L. in Wien | 53, 459. |
| L. in Wetzlar | 52, 462. |
| P. in Weimar | 56, 483. |
| R. in Ungarn | 53, 460. |
| R. in Pöding | 53, 460. |
| R. in München | 52, 452. |
| S. in Burggrub | 52, 452. |
| S. Schmidt - Phisfeldeck in Wolfenbüttel | 56, 483. |
| S. Seckendorff in Wetzlar | 52, 452. |
| S. Simone in Neapel | 56, 483. |
| S. Steffaneo in Wien | 53, 459. |
| S. in Wien | 53, 459. |
| S. in Idstein | 56, 483. |
| S. in Wordingborg | 58, 498. |
| T. in Holland | 58, 498. |
| T. in Rom | 58, 498. |
| T. in Kopenhagen | 56, 483. |
| U. in Holzmünden | 56, 483. |
| U. in Wetzlar | 52, 452. |
| W. in Lins | 53, 459. |

Nekrolog.

| | |
|----------------|----------|
| A. in Coburg | 56, 474. |
| B. in Weidling | 53, 460. |
| B. in Gros-ay | 55, 474. |
| B. in Saarvas | 53, 460. |

| | |
|----------------------------|----------|
| Brand in Wien | 53, 460. |
| Calisch in Birsitz | 55, 460. |
| Corder in München | 55, 455. |
| Cramer in Georgenberg | 53, 460. |
| Eckner in Rudolstadt | 52, 452. |
| Fery in Paris | 55, 474. |
| Funk in Altona | 52, 452. |
| v. Gatzert in Gießen | 56, 484. |
| Gebhardt in Bromberg | 55, 474. |
| v. Gersdorff in Meßersdorf | 56, 485. |
| Hacker in Wittenberg | 55, 474. |
| Heron in London | 55, 475. |
| Herrmann in Leutschau | 53, 460. |
| Hunnius in Weimar | 58, 499. |
| Huttau in Paris | 58, 499. |
| Jacobi in Crannichfeld | 56, 486. |
| Isaac in Zwickau | 55, 474. |
| Köppen in Zettemin | 58, 499. |
| Kuzmány in Ungarn | 55, 460. |
| Lefebvre in Paris | 58, 499. |
| Loenhart in München | 52, 453. |
| Lorenz in Klosterbergem | 55, 474. |
| Lyttroth in Gotha | 56, 483. |
| Mayer in Prag | 58, 499. |
| v. Mehofer in Brünn | 56, 484. |
| Müller in Gießen | 55, 476. |
| Pubitschka in Prag | 58, 499. |
| Reu in Erlangen | 58, 499. |
| v. Rastz in Pesth | 55, 460. |
| v. Resanow in Petersburg | 55, 474. |
| v. Révai in Pesth | 53, 460. |
| Schmid in Dresden | 56, 485. |
| Schmidt in Wildeshausen | 56, 485. |
| Skuta in Leutschau | 55, 460. |
| Tempelhoff in Berlin | 58, 499. |
| Wagner in Merseburg | 56, 486. |
| v. Wallenberg in Wien | 53, 460. |

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

| | |
|---|----------|
| Halberstadt, Beantwortung der Gleimschen Preisaufgabe zur Errichtung einer Humanitätsschule daselbst | 56, 485. |
| Hamburg, Verhandlungen und Preisfragen der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe | 51, 441. |
| Kopenhagen, Preisertheilung von den Vorstehern des Legats für die Ausbreitung der evangel. christl. Lehre | 57, 491. |
| London, Errichtung eines afrikanischen Instituts | 56, 486. |
| Paris, Versammlung der Classe der Geschichte und alten Literatur des Nationalinstituts am 3 Julius | 58, 499. |
| — — Versammlung der ökonom. Gesellschaft des Seine-Departements am 5 April | 52, 455. |
| Zofingen, Stiftung einer Gesellschaft schweizerischer Künstler | 56, 486. |

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

| | |
|--|----------|
| Atschaffenburg, Errichtung eines Forstlehrinstituts daselbst | 57, 489. |
| Bamberg, Schulbesuch am dortigen Gymnasium | 54, 465. |
| Bautzen, Einführung eines neuen Lehrers | 56, 473. |
| Bayern, Nachricht vom Zustande der dortigen Lyceen | 58, 497. |
| Bern, v. Haller Eröffnung seines akademischen Lehrcurtus | 54, 465. |
| Dresden, Redeactus in der Kreuzschule am 10 April | 53, 458. |

24 April

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

| | |
|--|----------|
| <i>Afzelius</i> in Upsala hat ein Institutum Linnæanum errichtet | 53. 501. |
| Anfiskritik des Verf. der Schrift: Ueber Kriegsschäden, nebst Antwort des Recensenten | 54. 471. |
| Anzeige vom Verf. der Kritik des Kleinschrodtschen Gesetzbuchs in Keyfers Annalen | 55. 479. |
| Baden, daselbst ist die Annahme ausländischer akademischer Würden verboten | 58. 500. |
| Bemerkungen über die Vase: <i>suavo catino</i> | 53. 460. |
| Böhmen, unter den dort erscheinenden Zeitschriften zeichnen sich die von <i>Dobrowsky</i> und <i>Negedly</i> aus | 52. 454. |
| <i>Bründstedt</i> in Paris Rüge eines Aufsatzes im Intelligenzbl. der hall. A. L. Z. | 57. 495. |
| <i>Canova</i> , Nachrichten von dessen neuesten Arbeiten | 58. 500. |
| <i>Deiman</i> zu Amsterdam Schreiben an den Redacteur der Jen. A. L. Z. | 56. 486. |
| <i>Delaroché</i> hat den <i>Sueton</i> übersetzt | 57. 497. |
| <i>Fouerbach</i> in München beschäftigt sich fortdauernd mit dem neuen Strafgesetzbuch | 51. 444. |
| <i>Grant</i> in London will die Länge zur See entdeckt haben | 52. 454. |
| <i>Haas</i> in Basel verfertigt Stereotypen | 55. 476. |

| | |
|--------------------------------------|----------|
| Hlinburg feyert sein Amtsjubiläum | 58. 501. |
| ridge giebt den <i>Horner</i> heraus | 52. 454. |
| den Erfindung einer neuen Buch- | 55. 475. |
| n Landshut erwartet | 52. 464. |
| ion einer ansehnlichen Gemälde- | 55. 476. |
| t eine Beschreibung Londons her- | 51. 444. |
| gland will 2 Prechtausgaben von | 51. 444. |
| ausgeben | 51. 444. |
| aus, dessen Bibliothek ist ver- | 55. 464. |
| Eröffnung der neuen Akademie | 52. 453. |
| lich entgegen | 52. 453. |
| s. davon ist die 51. Lieferung er- | 58. 502. |
| et zur Errichtung von 10 Erzieh- | 58. 502. |

| | |
|---|----------|
| hungscollegien | 58. 501. |
| <i>Pfeiffer</i> in Cassel Nachtrag zu den Bemerkungen über die Patrimonialjurisdiction | 51. 437. |
| <i>Puls</i> , der, in Musik gesetzt | 56. 482. |
| <i>Rauch</i> aus Berlin Verfertigung eines Basreliefs | 56. 476. |
| Rom, daselbst sind zwey Gemälde über die Kreuzabnehmung Christi verfertigt | 56. 488. |
| <i>Salet</i> geht nach Landshut | 52. 454. |
| <i>Stewart</i> giebt einen Catalog von den Manuscripten der Bibliothek des <i>Tippoh</i> heraus | 52. 454. |
| Stockholm, die Akademie der Wissenschaften daselbst besorgt die Herausgabe einer ökonomischen Zeitschrift | 57. 492. |
| Strasburg, die <i>Société des sciences</i> daselbst läßt ein tableau analytique ihrer Arbeiten drucken | 58. 502. |
| v. <i>Strombeck</i> läßt <i>Cowring</i> ein Denkmal errichten | 52. 454. |
| Ungarn, Vorstellungen der dortigen Protestanten wegen Errichtung einer protest. theol. Facultät zu Presburg | 51. 467. |
| <i>Wagner</i> in Neustadt preist <i>Stahls</i> Bücherverlofung an | 52. 456. |
| <i>Wahlenberg</i> , Nachricht von dessen dritter lappländischen Reise | 54. 466. |
| Weimar, die dasige Bibliothek hat vom Herzoge die literarischen und artistischen Schätze der verstorbenen Herzogin erhalten | 54. 466. |
| <i>Zauser</i> in Wien will eine Beschreibung von dem Denkmal <i>Josephs II</i> herausgeben | 55. 462. |

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 1 A U G U S T, 1807.

T H E O L O G I E.

NÜRNBERG und ALTDORF, b. Monath und Kussler:
*Entwurf einer historisch-kritischen Einleitung in
die Schriften des alten Testaments zu Vorlesungen*
von Georg Lor. Bauer, kurfürstl. badenschem Kir-
chenrath und Prof. der morgenländischen Spra-
chen und der bibl. Exegese zu Heidelberg. Dritte
verbesserte Auflage. 1806. 514 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Die bald nach einander erschienenen Ausgaben die-
ses Handbuchs, welches 1794 zuerst herauskam, zeugen
schon von seiner Brauchbarkeit und der guten Auf-
nahme, die es deswegen gefunden hat. Bereits bey
der zweyten Ausgabe 1801 war der Vf. bemüht, dem
Buch grössere Vollkommenheit zu geben. Einiges
wurde als weniger zweckmässig weggelassen, einiges
besser geordnet, mehreres verändert, neu überarbei-
tet und durch Zusätze bereichert. Auch diese dritte
Ausgabe hat wieder neue Verbesserungen und Zu-
sätze erhalten. Der Vf. hat abermals manches weg-
gestrichen, was besser der Erläuterung bey dem münd-
lichen Vortrag vorbehalten bleibt, manches andere
genauer bestimmt, und zu dem Ende kurze Zusätze
gemacht; auch ist die neuere Literatur wieder nach-
getragen. Wenn gleich einige Änderungen Kleinig-
keiten betreffen, und man hin und wieder noch meh-
rere hätte erwarten können, so ist es doch nicht zu
verkennen, daß das Buch bey dieser neuen Auflage
an Zweckmäßigkeit und Brauchbarkeit gewonnen
habe. Selbst die kleinen Änderungen zeugen von
der Aufmerksamkeit, die der Vf. nach seiner Einsicht
auf die Verbesserung seines Handbuchs verwendet
hat. Hätte er länger gelebt, so würde er gewiss in
der Folge noch mehr verbessert haben. Wir wollen
unsern Lesern nur einiges von den hier gelieferten
Veränderungen als Probe bemerken. Unter den Na-
men des A. T. §. 6 stand in den beiden vorhergehen-
den Ausgaben die Benennung קטרא zuerst, jetzo hat
nicht diese Grund die vierte Stelle erhalten. Am
Anfang des Paragraphs ist auch die Benennung *biblio-*
theca sancta bey Hieronymus noch angemerkt. Der
§. von der Eintheilung der einzelnen Bücher ist er-
weitert und in zwey Paragraphen umgearbeitet; da-
gegen sind aber die ausführlichen Anmerkungen in
den früheren Ausgaben weggefallen. In dem 16 Pa-
ragraph von dem Charakter der hebräischen Sprache
von dem Reichthum der Sprache die Bemerkung
eingeschaltet: „Man hat bemerkt, daß die Be-
wörter 16 Verba ausdrücken, und zur Be-
zeichnung der Finsterniß 8, des Suchens 10, des Ver-
trauens auf Gott 14, des Löwen 5, des Goldes und
der Gesetze mehrere vorhanden sind.“ Zuletzt wird
auch noch hinzugefügt, daß die Sprache dadurch,
daß sie nur zwey tempora und wenige Conjunctionen
habe, oft zweydeutig sey, und daß die häufigen Ano-
malien im numero, genere u. s. w. ein Beweis seyen,
daß sie noch nicht genug geregelt war. Das letztere
ist so ganz richtig nicht. Der 21 Paragraph von den
Mitteln die hebräische Sprache zu verstehen, ist hier
weggelassen. Bey §. 52 wird zur Bestätigung, daß
man schon zu Moses Zeiten die Schreibkunst unter
den Israeliten kannte, noch eingeschaltet: „die 70
Männer, die zu Mitregenten Moses ernannt worden
sind, heißen כהוהים (denn so muß der Druckfehler
S. 74 verbessert werden) conscripti 4 Mos. 11, 26.
Ihre Namen wurden aus den Geschlechtsregistern aus-
gezogen und in ein eigenes Verzeichniß gebracht.“
Wenn §. 59 die Gründe für die Neuheit des jetzigen
hebräischen Vocalsystems angeführt werden, so wird
bey dem zweyten Grunde noch hinzugesetzt, daß
Joseph. Antiq. III. 8 anders ausgesprochen habe, als
unsere Vocalzeichen es verlangen; und als siebenter
Grund ist noch beygefügt, die Namen der Vocale
seyen chaldäisch und zur Zeit erfunden, wo die Ju-
den chaldäisch redeten. In dem 87 Paragraph wer-
den die Gründe für die Meinung, daß die Hebräer
Zahlbuchstaben gebraucht haben, angeführt. Am
Schluß des Paragraphs wird noch beygefügt, daß
diese sehr unsichere Hypothese doch nicht zureiche,
um die so oft übertriebenen Zahlen wegzuschaffen,
die unstreitig von den Vff. selbst gesetzt sind. Bey
dem 102 Paragraph werden gleich im Anfang einige
Winke gegeben, wodurch das Fabelhafte in dem
Brief des Aristaeas von der Entstehung der Übersetzung
der 70 auffallend wird. Der 109 §. ist umgearbeitet
und nur der Wink gegeben, daß die Tetrapla kein
eigenes und früheres Werk gewesen sey, als die He-
xapla. Von der editio quinta wird §. 119 mit Recht
noch eingeschaltet, daß sie sich auch über die 4 Bü-
cher der Könige erstreckt habe, wie man aus der sy-
risch-hexaplarischen Version sehe. Auch wird ihr
Charakter genauer also bestimmt: „Ihr Vf. hat die 70
und Theodotion benutzt, und wo er dem hebräischen
Text folgt, welches selten geschieht, übersetzt er
freyer als Symmachus.“ Unter den Gründen für das
spätere Alter der Targumim wird § 126 hier noch an-
geführt, daß Josephus sie weder nennt noch benutzt,
und daß die Juden in ihren Disputen mit den Chri-
sten sich nicht auf sie berufen. Beides ist aber wirk-
D d

zeichnung der Finsterniß 8, des Suchens 10, des Ver-
trauens auf Gott 14, des Löwen 5, des Goldes und
der Gesetze mehrere vorhanden sind.“ Zuletzt wird
auch noch hinzugefügt, daß die Sprache dadurch,
daß sie nur zwey tempora und wenige Conjunctionen
habe, oft zweydeutig sey, und daß die häufigen Ano-
malien im numero, genere u. s. w. ein Beweis seyen,
daß sie noch nicht genug geregelt war. Das letztere
ist so ganz richtig nicht. Der 21 Paragraph von den
Mitteln die hebräische Sprache zu verstehen, ist hier
weggelassen. Bey §. 52 wird zur Bestätigung, daß
man schon zu Moses Zeiten die Schreibkunst unter
den Israeliten kannte, noch eingeschaltet: „die 70
Männer, die zu Mitregenten Moses ernannt worden
sind, heißen כהוהים (denn so muß der Druckfehler
S. 74 verbessert werden) conscripti 4 Mos. 11, 26.
Ihre Namen wurden aus den Geschlechtsregistern aus-
gezogen und in ein eigenes Verzeichniß gebracht.“
Wenn §. 59 die Gründe für die Neuheit des jetzigen
hebräischen Vocalsystems angeführt werden, so wird
bey dem zweyten Grunde noch hinzugesetzt, daß
Joseph. Antiq. III. 8 anders ausgesprochen habe, als
unsere Vocalzeichen es verlangen; und als siebenter
Grund ist noch beygefügt, die Namen der Vocale
seyen chaldäisch und zur Zeit erfunden, wo die Ju-
den chaldäisch redeten. In dem 87 Paragraph wer-
den die Gründe für die Meinung, daß die Hebräer
Zahlbuchstaben gebraucht haben, angeführt. Am
Schluß des Paragraphs wird noch beygefügt, daß
diese sehr unsichere Hypothese doch nicht zureiche,
um die so oft übertriebenen Zahlen wegzuschaffen,
die unstreitig von den Vff. selbst gesetzt sind. Bey
dem 102 Paragraph werden gleich im Anfang einige
Winke gegeben, wodurch das Fabelhafte in dem
Brief des Aristaeas von der Entstehung der Übersetzung
der 70 auffallend wird. Der 109 §. ist umgearbeitet
und nur der Wink gegeben, daß die Tetrapla kein
eigenes und früheres Werk gewesen sey, als die He-
xapla. Von der editio quinta wird §. 119 mit Recht
noch eingeschaltet, daß sie sich auch über die 4 Bü-
cher der Könige erstreckt habe, wie man aus der sy-
risch-hexaplarischen Version sehe. Auch wird ihr
Charakter genauer also bestimmt: „Ihr Vf. hat die 70
und Theodotion benutzt, und wo er dem hebräischen
Text folgt, welches selten geschieht, übersetzt er
freyer als Symmachus.“ Unter den Gründen für das
spätere Alter der Targumim wird § 126 hier noch an-
geführt, daß Josephus sie weder nennt noch benutzt,
und daß die Juden in ihren Disputen mit den Chri-
sten sich nicht auf sie berufen. Beides ist aber wirk-
D d

lich von wenigem Gewicht, besonders das letztere. Von Onkelos wird am Schluß des 130 §. noch beygefügt: „anthropopathische Redensarten vertauscht er mit solchen, wodurch alles körperliche von Gott entfernt wird.“ Dafs das Targum Pseudojonathan erst nach dem 6. Jahrhundert geschmiedet sey, wird §. 231 auch dadurch noch bestätigt, weil es die 6 Ordnungen der Mischna mit den 6 Vorhängen des Gezelttes 2 Mos. 26, 9 vergleicht. Dafs Pseudojonathan von den abgeschmacktesten Fabeln strotzt, wird durch einige Beyspiele 1 Mos. 6, 4. 8, 20. 11, 28. Exod. 16, 21 bestätigt; auch wird angemerkt, dafs er weitläufige Digressionen mache 1 Mos. 15, 1. 2. 16, 5. Der Zusatz zu dem 143 §. von der hexaplarisch-syrischen Übersetzung S. 197 hätte eigentlich zu dem vorhergehenden Paragraph gehört, und damit verbunden werden müssen. Alsdann würde auch die Wiederholung in den Anmerkungen zu beiden Paragraphen weggefallen seyn. Dafs de Rossi seine Handschrift 634 ins 8te, und 503 ins 9 oder 10 Jahrhundert setzen wolle, wie §. 193 gesagt wird, hätte auch geändert werden müssen: denn in seiner 1803 zu Parma herausgegebenen Schrift *manuscripti codices Hebraici Bibliothecae J. B. de Rossi* hat er selbst das Alter dieser Handschriften genauer bestimmt. Die Handschrift 634 wird hier in das 9 oder 10 Jahrhundert, und 503 in das 10 oder 11 Jahrhundert herabgesetzt. Eben dieses gilt auch von der Anmerkung zu dem 190 §. Den Cod. 262 setzt de Rossi nun in das 12te, und die Unterschrift in das 14 oder 15 Jahrhundert. Um auch aus der speciellen Einleitung etwas anzuführen, will Rec. nur folgendes bemerken. Der Vf. hatte bekanntlich schon in der zweyten Ausgabe seine Meinung in Ansehung des Pentateuchs geändert und behauptet, dafs er in der heutigen Gestalt nicht von Moses zusammengesetzt sey, sondern in das davidische Zeitalter gehöre. Dieser Meinung ist er auch in dieser Ausgabe treu geblieben, und mehreres ist von ihm hier zugesetzt worden. So wird z. B. unter den verschiedenen Urtheilen über den Vf. der 4 letzten Bücher auch die Meinung von Clericus S. 321 angeführt. In dem 249 §. werden die Einwürfe gegen die Behauptung, dafs Moses der Vf. sey, bemerkt. Hier ist mehreres beygefügt. Bey dem ersten Grund, dafs man zu Moses Zeit die Steinschrift nur gekannt habe, wird die ganz richtige Bemerkung hinzugefügt: „Wir lesen aber auch, dafs Moses seine Gesetze in ein Buch geschrieben, und im Tempelarchiv an die Seite der heiligen Lade niedergelegt habe 5 Mose 31, 24—26. Es muß also doch ein bequemes Schreibmaterial, vielleicht Byssus, ägyptisches Baumwollenzeug, gegeben haben.“ Der zweyte Grund von den inneren Zeugnissen gegen Moses ist ganz umgearbeitet und sehr erweitert. Aber auch hier hätte manches erinnert werden können, was mit Grund kann eingewendet werden. Dem Vf. scheint das Lagerregister 4 Mos. 33 von Moses selbst zu seyn. Aber warum soll nun wegen dieses Fragments die ausführliche Beschreibung der Reise der Israeliten von 2 Mos. 12 an bis zu Ende des vierten Buchs nicht von

Moses seyn können? Der Vf. sagt: Das kurze Lagerregister enthält viel Lagernamen, bey welchen die Geschichtskunde des Erzählers nichts zu sagen wußte, viele veraltete Namen, die der Geschichte nicht anzuknüpfen waren. Diese Folgerung scheint doch dem Rec. übereilt zu seyn. Wenn ein Feldherr die Merkwürdigkeiten seines Feldzugs beschreibt, wird er deswegen von jedem Ort, wo sein Heer stand oder lagerte, etwas erzählen? Und wenn er nun in einer Beylage noch alle Orte bemerkte, die seine Armee auf ihrem Zug berührte, und wo sie Halt machte, würde man aus dieser Beylage mit Recht folgern können, er habe jene ausführliche Geschichte nicht geschrieben, weil er in derselben von manchen Orten nichts sage oder zu sagen wisse? Eben so wenig bedeutend ist auch der zweyte Grund: Die Ausdrücke der Zeit schliessen Moses als Verfasser aus: denn er rede 5 Mos. 2, 34. 3, 4. 8 ff. von dem, was in den letzten 6 Monaten vorgegangen war, als von längst geschehenen Sachen. Wer nicht von Vorurtheil schon eingenommen ist, der wird dieses in dem Ausdruck *במה היום* nicht bestimmt finden; denn er wird sehr gewöhnlich gebraucht, wenn etwas als gleichzeitig mit dem vorhin erzählten bemerkt wird, ohne dafs dadurch zugleich angezeigt wird, dafs es längst geschehen ist. Rec. wüßte nicht, wie sich ein Feldherr, wenn er hebräisch reden, und sein Volk daran erinnern wollte, was gerade bey dieser oder jener Gelegenheit geschehen sey, anders ausdrücken sollte. Die Redensart kommt auch so oft vor, wenn etwas an das Vorhergehende der Zeit nach genau angeknüpft wird, dafs es zu verwundern ist, wie ein Sprachkennner sie als Einwurf betrachten konnte. Auch der Grund ist ganz nichtig, dafs die Lage des Verfassers dem Moses die Abfassung des Pentateuchs abspreche, weil er von Jerusalem aus sehe und spreche. Die Stellen 4 Mos. 22, 1. 5 Mos. 1, 1. 3, 8. 4, 41 beweisen nichts: denn es ist ja bekannt, dafs *בבקר* eigentlich *in transitu* sowohl *dießseits* als *jenseits* bezeichne. Dafs es mehrmals in der Bedeutung *dießseits* vorkomme, bedarf kaum eines Beweises, z. B. 1 Kön. 4, 24. 2 Chron. 26, 30. Ist aber dieses, so ist der Einwurf gesucht und ungegründet. Gegen die Spuren, die sich in dem Pentateuch finden, und auf das davidische Zeitalter hinweisen sollen, liesse sich auch manches erinnern. Wenn in dem Zusatz zu §. 251 gesagt wird: „Deut. 34, 1 (2) zeugt von davidischen Zeiten, weil von dem mittelländischen Meer, als der Grenze des Landes, gesprochen wird:“ so sieht Rec. auf keine Weise, wie durch diese Stelle das davidische Zeitalter begründet werden soll. In diesem Zusatz wird auch Ogs eisernes Bett, Deut. 3, 11 als eine Spur von dem davidischen Zeitalter bemerkt, welches schon einige Zeilen vorher in dem Paragraph war angeführt worden. Es steht also dieses hier zweymal, welches zugleich beweiset, dafs die Zusätze oft flüchtig, und ohne auf das bereits gesagte zu achten, beygefügt worden sind. Bey dem 257 Paragraph sind die Gründe, dafs das Buch Josua von einem späteren Verfasser herrühren müsse, näher ausgeführt, da in der früheren Ausg.

gabe dieses nur im Allgemeinen angegeben war. Auch die beiden folgenden Paragraphen sind ganz umgearbeitet, und haben mehrere Zusätze erhalten. Der Vf. ist geneigt zu glauben, daß das Buch erst nach Salomo gemacht sey, weil der Name Jerusalem und die Benennung Gebirge Juda und Israel darin vorkommen. Diese Gründe scheinen aber doch dem, den man aus Kap. 15, 63 hernimmt, und der noch auf die Zeit vor David hinweist, das Gleichgewicht nicht zu halten. Daß der Vf. die neuere Literatur in dieser Ausgabe nachgetragen habe, ist vorhin schon bemerkt. Doch hätte dieses noch mehr, und hin und wieder auch mit besserer Auswahl geschehen können. Bey der arabischen Übersetzung von Abusaid hätte besonders verdient bemerkt zu werden: *van Vloten specimen philologicum continens descriptionem codicis, partemque inde excerptam versionis Samaritano-Arabicae Pentateuchi, Lugd. 1803. S. 230* wäre auch die vorher angeführte Schrift von *de Rossi Manuscripti codices, 3 Theile. Parma 1803—1804* anzuführen gewesen, denn sie berichtigt und ergänzt vieles in der Beschreibung der Handschrift, die den *var. Lect.* vorgesetzt ist. Von den vom Vf. fortgesetzten Scholien von *Schultz* sind S. 335 nur 7 Theile angeführt, da doch 10 heraus sind. S. 336 wird der *Commentar über die wichtigsten Stellen des A. T.*, wovon zwey Stücke heraus sind, unter den Büchern genannt, die mit großem Nutzen können gebraucht werden! Bey Hiob hätte *Stuhlmanns Übersetzung 1804*; bey den Psalmen *Güte Einleitung in die Psalmen 1803*; bey Jeremias *Henslers Bemerkungen 1805*; bey Jonas *Goldhorns Excursus 1803, u. f. w.* können bemerkt werden.

T. D.

ZITTAU U. LEIPZIG, b. Schöps: *Ansichten von dem Natürlichen und Übernatürlichen in der christlichen Religion.* Nebst einer Beurtheilung der Schrift: *Über die Religion.* Reden an die Gebildeten unter ihren Verächtern. Von J. G. Räte. 1803. XII u. 201 S. kl. 8. (16 gr.)

Rec., der das Christenthum als das köstlichste Kleinod der Menschheit, der philosophirenden und nicht philosophirenden, ehrt, zollt dem Bestreben und Eifer des Hn. Räte, die übernatürliche Autorität der christlichen Religion durch höhere Beglaubigungsgründe geltend zu machen, seine aufrichtige Hochachtung, wenn er gleich eben so aufrichtig das Bekenntniß ablegen muß, daß ihm seine Schrift auf keine Weise von dem Übernatürlichen des Christenthums zu überzeugen vermochte. In der Vorrede, welche sich in bittere Klagen über das zunehmende Naturalisiren des Christenthums ergießt, werden die Vertheidiger der unmittelbaren Offenbarung aufgefordert, den gewiß mißlichen Versuch zu unternehmen: ob sie durch ihre intensive Macht die extensive ihrer Gegner überwinden, die von den Letzteren gebrauchten Vernunftprincipien nicht durch historische Beweise, sondern durch die höheren Principien der moralischen Vernunft erschüttern, und beweisen können, daß die theoretischen Principien der Exegese wohl im natürli-

chen, aber keinesweges in moralischen und religiösen Phänomenen den höchsten Erklärungsgrund und Maßstab der Wahrheit in sich enthalten, und daß man das an sich gültige Princip der mechanischen Naturcausalität in Religionsfachen nicht zum höchsten Vernunftgesetz annehmen könne. Allein der ächte Naturalismus, welcher zu seiner Begründung aus der sinnlichen und übersinnlichen Welt u. f. w., aus der physischen und geistigen Natur mit umfassendem Blicke die vorhandenen Data sammelt, strebt überall nach Bewirkung einer Vereinigung der theoretischen und moralischen Principien, und findet auf dem höheren Standpunkte der Weltanschauung in beiden keine Gegensätze, keine Antinomien, indem er selbst im Reiche der moralischen Vernunft beschränkter Wesen auf ein Princip der Causalität, an welches auch die Äußerungen der moralischen Kräfte gebunden sind, zurückgeführt wird. Wollte man dieses Vernunftgesetz aus dem Gebiete moral. oder religiöser Erscheinungen entfernen: so weiß sich die praktische Vernunft, die man überhaupt nicht zu ängstlich von der theoretischen trennen darf, nicht mehr zu orientiren, und sieht sich in einen Zauberkreis von Unbegreiflichkeiten gestürzt, in welchem ihre autokratische Würde völlig untergeht. Überdies hat ja der Glaube an übernatürliche Offenbarung mit Thatfachen zu thun, die als solche nothwendig nach den Gesetzen, nach welchen sie in der Natur erfolgen und erfolgen müssen, zu beurtheilen sind, und daher nicht ohne Täuschung und Verwechslung der Begriffe, über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus, vor ein übersinnliches Forum verwiesen werden können, wodurch jeder reine Naturbegriff unter der Hand verschwinden, und der Schwärmerey, dem Fanatismus und Aberglauben Thür und Thor aufgethan würden.

Der erste Abschnitt dieser Schrift handelt von der natürlichen Religion des Christenthums. Hier wird die richtige Behauptung aufgestellt: daß die natürliche Religion in ihrer Vollständigkeit und Lauterkeit genommen, die wahre, wesentliche, zur Seligkeit absolut nothwendige, vollkommen zureichende Religion sey, und durch das Übernatürliche des Christenthums nichts Neues, Wesentliches und absolut Nothwendiges, sondern nur ein Hülfsmittel zur Beförderung der natürlichen Religion hinzugebracht werde. Das Unterscheidende und Verdienstliche des Christenthums bestehe bloß darin, daß die Vernunftreligion als etwas Subjectives und Unsichtbares in den Thatfachen des Evangeliums auch zugleich als etwas Objectives und Sichtbares dargestellt werde. (Allein wer sieht nicht, daß, wenn diese Thatfachen bis zur liegenden Überzeugung erwiesen werden können, allerdings neuer Dogmen eingeführt, und so manche Kirchenlehre aus den Todten auferweckt werden muß? Ist aber dieser bis zur Evidenz zu steigende Beweis unmöglich, so bleibt der ganze Gewinn jener Thatfachen, als des Unterscheidenden des Christenthums, lediglich subjectiv. Wer sich gefallen läßt, das rein Übernatürliche in den Thatfachen desselben anzunehmen, der muß auch den höheren Stempel in gewissen Lehren

anerkennen, oder ihn trifft mit Recht der Vorwurf einer Duplicität oder Inconsequenz.) — II Abschnitt. Von den Beglaubigungsgründen für das Übernatürliche und Eigenthümliche des Christenthums. Dieses besteht in dem, was bloß Anstalt, Thatfache, Geschichte und Erfahrung ist. Hier kommt der Vf. auf den Beweis für die physische und moralische Möglichkeit der Wunder, welcher uns aber auf keine Weise befriedigend scheint. Der Gemeinplatz der älteren und neueren christlichen Jahrhunderte: „was durch bloße Natur nicht bewirkt werden kann, ist darum immer noch durch Gott möglich,“ muß auch hier den Knoten zerhauen. Ein Wunder, sagt der Vf., ist als Wirkung und Erscheinung, in Rücksicht auf die Form, und die Materie den Naturgesetzen gemäß eingerichtet; wo bleibt denn nun das erkennbare Kriterium desselben? Hört es nicht unter diesem Charakter völlig auf, ein Wunder zu seyn? Eine höhere Ursache wird nur aus einem höheren, den Naturgesetzen entgegenstehenden Factum erschlossen. Das Eingreifen in diese Gesetze widerspricht aller Erfahrung, allen Bedingungen derselben sowohl, als der Vernunftidee des geschlossenen Weltganzen. Mit der Möglichkeit der Wunder wäre zugleich ihre Wirklichkeit dargethan; welchem Sterblichen mag der Beweis der ersten gelingen? Ueberdies, warum sollte denn Gott, der die Gesetze und Wirkungen der Sinnenwelt überall auf moralische Zwecke berechnete, diese Zwecke nicht durch die physische Natur realisiren können? Wo liegt denn der Beweis, daß zur Beförderung des moralischen Vernunftgebrauchs durch äußerliche Veranlassungen jemals Wirkungen, wie sie Wunder sind, erfordert werden? Wer hat noch die Kräfte des Geistes und der Natur ausgemessen? Welcher Forscher des Alterthums weiß nicht, wie eng, wie dürftig und schwankend die Begriffe desselben vom Natürlichen und Übernatürlichen waren? Wo lebte irgend ein Stifter einer neuen, sich ausbreitenden Lehre, welchen nicht die Glorie der Übermenslichkeit, und sey es erst nach der Periode seiner irdischen Wirksamkeit — umstralte? Geht denn die Wahrheit des Christenthums mit seiner Übernatürlichkeit unter? Gewiß, so wenig als die Glaubwürdigkeit der Vff. des N. T. mit der Wegnahme ihrer Zeithülle. Eben die Erzählungen von außerordentlichen Thatfachen, welche überall in ihren Berichten die Hauptrolle spielen, bürgen für ihre Glaubwürdigkeit. Der Genius entschleierter Wahrheit spricht nur zum idealisch vervollkommenen Geiste. Man vergesse hiebey nicht, daß zwischen der Göttlichkeit und Übernatürlichkeit des Christenthums eine große Kluft befestigt sey, und die erstere so gewiß auch ohne die letztere bleibe, so wenig die Natur ohne Wunder aufhört, ein Werk des weisen Schöpfers zu seyn. Göttlich ist das Christenthum, dafür bürgt die Heiligkeit seines ganzen Charakters, die Vortrefflichkeit seines Stifters, die Redlichkeit seiner Apostel u. die Größe seiner Wirkungen; aber hiermit ist der außerordentliche Ursprung noch lange nicht erwiesen. Den religiösen Gehalt der Wunder und des Evangeliums führt der Vf. als einen ganz

eigenthümlichen und höheren Beglaubigungsgrund für die Wahrhaftigkeit der Wundererzählungen an. Allein drängt sich hier nicht die Bemerkung von selbst auf, daß bey der religiösen Tendenz des Planes Jesu, wie überhaupt bey dessen individuellem Charakter, auch die mit seinen Lehren in Verbindung stehenden Thatfachen gleichen religiösen Geist aussprechen mußten? Nicht jedes Factum, das diesen Geist athmet, weist auf Wunder hin. Der religiöse Gehalt der neutestamentlichen Wunder beweiset zwar die Vortrefflichkeit des Planes Jesu und seiner Handlungen, aber nicht die reine, absolute Göttlichkeit derselben; er ist nur gleichsam ein Widerschein der reinen, frommen, vom religiösen Enthusiasmus begeisterten, Seele Jesu und seiner Schüler, welche hiebey so gewiß vom Betrug und Schwärmerey frey sind, als es der Lehrer ist, welcher von der Wohlthätigkeit des positiven Christenthums einen weisen populären Gebrauch macht. — III Abschnitt. Von dem moralischen und religiösen Gehalte der eigenthümlichen Lehren des Christenthums. Ist gründlich entwickelt und besonders von jedem Prediger, welchem das Eigenthümliche, und Positive der christlichen Lehre ein unentbehrliches Vehikel seiner Belehrungen ist, zu beherzigen. — IV Abschnitt. Von den Gründen für die fortdauernde Beybehaltung des Glaubens an das Übernatürliche des Christenthums. Wahr ist es, was der Vf. S. 114 behauptet: daß das in moralischen Naturalismus verwandelte Christenthum keinen wesentlichen Vorzug, keine höhere Autorität, keine Beglaubigung und Gewissheit übrig behalte. Aber er hätte auch zugleich beweisen sollen, daß es überall noch eine höhere Autorität und Gewissheit gebe, welches er in dieser Schrift auf keine Weise bewiesen hat. Rec. ist übrigens mit dem Vf. ganz einverstanden, daß der Glaube an den höheren Ursprung des Christenthums als höchst wohlthätig und unentbehrlich für den ganzen ehrwürdigen Theil der Christenheit, welcher in seinen moralischen und intellectuellen Kräften eine göttliche beglaubigende Autorität der wesentlichen Religionswahrheiten zu finden unfähig ist, beybehalten, fest begründet, und überall geachtet werden soll. Der Vf. hat die Nothwendigkeit dieses Glaubens befriedigend dargethan, und überhaupt in seiner Schrift mehr die verschiedenen, für den praktischen Gebrauch sehr zweckmäßigen, möglichen Ansichten des Übernatürlichen der christlichen Lehre gezeigt, als die reine historische Wahrheit desselben bewiesen, ob er gleich das letztere hier auszuführen versucht hat.

Als Anhang folgt S. 141 eine Beurtheilung der Schrift: *Über die Religion*, nebst Auszügen aus derselben. Die Schleiermachersche Schrift verdient allerdings diese besondere Prüfung: nur hätte Hr. Raze seine Beurtheilung viel lehrreicher und fruchtbarer machen können, wenn er die einzelnen Auszüge derselben sogleich mit gründlichen Gegenbemerkungen, mit einer bestimmten Würdigung des Schwankenden und Paradoxen sowohl, als des Treffenden, Wahren und Geistvollen begleitet hätte. Eine scharfe Ideensichtung würde hier ein doppelt Interesse erweckt, und jene Auszüge erst eigentlich dankenswerth gemacht haben.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 A U G U S T 1 8 0 7 .

T H E O L O G I E .

HERBORN, in Comm. d. Hoheschul-Buchh.: *Weisheitslehren des Stifters des Christenthums, in Sinn-erzählungen (?) und Sinnsprüchen*. Aus dem Griechischen metrisch übersetzt und erläutert von Joh. Christ. Scriba, Inspect. und Oberpfarrer in Umstadt. 1804. 342 S. 8. (1 Thlr.)

Die erste Abtheilung dieser Schrift enthält eine metrische Übersetzung der Parabeln und Gnomen Jesu, nebst einer Zugabe, worin Luk. 1, 46—55. 68—70. Phil. 1, 20—26, und 2 Tim. 4, 6 auf gleiche Weise behandelt werden. Der Vf. macht sich Hoffnung, daß „der hohe, Weisheit und Liebe athmende Geist des großen Lehrers . . . in diesem Gewande eine bessere Aufnahme in dem Kreise derer finden dürfte, die so leicht sein segenvolles Verdienst verkennen.“ Er schmeichelt sich dabey, den Geist Jesu stets fest gehalten, und nie die edle Einfalt und Natürlichkeit, die in diesen sinnvollen Erzählungen herrscht, dem Witze oder einer schleppenden Paraphrase aufgeopfert, sondern sich so streng als möglich an den Buchstaben gehalten zu haben. Weder von alten, noch neuen Interpretationsgesetzen liefs er sich fesseln, weil jeder Interpret sich selbst ein Gesetz seyn müsse. Die zweyte Abtheilung enthält die „Erläuterungen“ der übersetzten Parabeln und Gnomen. Es sind, nach des Vfs. Versicherung, keine Compilationen, sondern eigene Ansichten. Übrigens erklärt er noch am Schlusse der Vorrede, daß er sich ehrerbietig vordem Tribunale der Kritik beuge, und gegründete Zurechtweisungen dankbar benutzen werde.

Daß Hr. Scriba meistens aus sich selbst geschöpft habe, leidet keinen Zweifel. Aber wir können dies nicht unbedingt billigen. Wenn in einer Wissenschaft nicht immer von vornen angefangen, oder das schon verworfene wieder von neuem verworfen werden soll: so ist einem Schriftsteller die genaueste Bekanntheit und Benutzung der Schriften seines Faches nicht wohl zu erlassen. Eine nähere Anzeige der Originalitäten des Vfs. werden das hier gesagte hinlänglich bestätigen.

In den Erläuterungen erklärt Hr. Scriba Matth. V, 1—12, für eine Weiheungsrede. Zu diesem vorher überdachten(?) Vortrage habe Jesus wahrscheinlich den nicht weit von dem rechten Ufer des Jordans gelegenen Lieblingshügel gewählt. Diesen Vortrag deswegen „Bergpredigt“ zu nennen, sey eben so abgeschmackt, als wenn man andere Strand- oder Boot-

Predigten betiteln wollte. Dabey befindet sich noch eine spöttisch vorgebrachte Herzenserleichterung über Kanzel-Reden nach homiletischer Kunstform, herrlich componirt von großen Geistern für — große Geister. Rec. will hier nur für seinen nächsten Zweck das in Anregung bringen, daß Jesus nach Lukas diese Rede in einer Ebene hielt. Sollte nun diese Rede, zwar in der Hauptsache übereinstimmend, aber in Nebensachen und an Umfang u. s. w. verschieden, zweymal von Jesu vorgetragen worden seyn — wäre es da zur Unterscheidung so ganz abgeschmackt, die Rede bey dem Matthäus *Bergpredigt* zu nennen? Überhaupt aber erfordert die richtige Ansicht dieser Rede ein ganz anderes Studium, als der Vf. derselben widmete. Am Ende ist wohl hier Lukas gar nicht berücksichtigt worden, weil dem Matthäus vor jenem in Ansehung der Ordnung und Zeitfolge ein Vorzug eingeräumt wird. Denn sein κατ'εξῆς (Luk. 1, 3) sey eben so wenig genau zu beachten, als das εὐθὺς des Markus. Hierüber würde sich wieder der Vf. ganz anders ausgedrückt haben, wenn er mit den neuesten Untersuchungen über ein Urevangelium bekannt gewesen wäre. V. 3 übersetzt der Vf.:

„Benedeyt dem Geiste Gottes
Seyd ihr Niedrigen im Volke!
Ihr steigt nun zum Bürgerrechte
In dem Gouesstaate empor!“ (?)

Dabey findet er es nöthig, von bettelarmen (πτωχοί) und millionenreichen Leuten (πλουτοί) zu reden. Da er besonders dem Matthäus folgt, warum wurde bey πτωχοί nicht das τῷ πνεύματι in Betrachtung gezogen? Unter jenen versteht er übrigens die im niedrigen Stande lebenden Menschen, die der willkührlichen Gewalt derer unterlagen, die sich am Staatsruder befanden und unter deren Drucke sie schmachteten. (?) Auch die βασιλεία „τῶν οὐρανῶν“ daselbst findet der Vf. sehr bedeutungsvoll; sie ist ihm, „eine alle vernünftige Wesen umfassende, unter sich, als eine moralische Weltordnung, vereinigende Bildungsanstalt, und keine particuläre, begrenzte Bas. „τοῦ οὐρανοῦ.“ wie die jüdische. Dazu mag der Vf. Matth. 3. 16. 17. 5. 12. 16. 6. 20, und Genes 1, 1. 9 vergleichen. Den 10 V. erklärt er nach seinem kritischen Gefühl für unächt. Die Gründe hätten dem Leser nicht vorenthalten werden sollen. Auch dem ψευδομ. V. 11 wird der Stab gebrochen, aber wieder ohne daß gesagt wird warum? Besonders über Matth. XIII, 44 fällt die Bemerkung sehr auf, daß ἐν τῷ ἄγρῳ ein Glossen sey. Bloß das τῷ ist etwas verdächtig. Wie kam aber denn der Concipient auf das τὸν ἄγρον ἐκείν.

E e

vor? Auch läßt der Vf. diese Glossen in seiner Übersetzung nicht aus. Sie lautet:

„In einem Landguth lag ein Schatz
Verborgen; diesen fand
Ein Mann und hielt es ganz geheim,
Verkaufte dann erfreut
Sein Hab und Gut und kaufte nun
Sich dieses Landguth an,
In dem der Schatz verborgen lag.
Dem Schatze gleicht der Gottesstaat!“

Die Schwierigkeiten, welche mit dieser Parabel verbunden sind, werden offenbar durch die Entfernung dieser Worte nicht gehoben, sondern vermehrt. Sie fehlten nie in dem griechischen Matthäus! Dem Vf. ist *θησαυρός* „ein für die Zukunft aufbewahrter Vorrath, er mag in Getreide (Getreide) oder in Geld bestehen. Diefes wird nicht bestimmt, und ist auch nicht nöthig.“ Aber wenn Jemand einen solchen Vorrath fand, warum schaffte er ihn nicht im Stillen weg? War er beweglich, warum mußte er, um zu seinem Besitze zu gelangen, auch gerade den Acker kaufen und besitzen? — Bestand er in Getreide (denn Schüttgen, und nach ihm andere, denken an Getreide-Gruben), wie konnte er alles verkaufen, um so etwas unbedeutendes in Besitz zu bekommen? Und wie? Mit Recht? Nein! Durch den Erkauf des Ackers hatte der Finder immer nur diesen und nicht den Schatz gekauft! Diefes Verfahren blieb daher, vor wie nach, Betrug. Der griechische Matthäus läßt es allerdings unbestimmt, worin der Schatz bestand, aber ist diese Bestimmung unnöthig? Im Folgenden ist keine Unbestimmtheit; es geht auch alles ohne Betrug her. Sollten wir nicht dasselbe V. 44 erwarten dürfen? Alle diese Fragen findet man nirgends, und auch bey dem Vf. nicht, beantwortet. Wir glauben, alles wird Nichtvoll, bestimmt und betruglos, wenn man bey *θησαυρῷ κενρῷ* nicht gerade אצר, sondern an צבא denkt, verglichen mit dem chald. ܨܒܐ und dem arab. *جَنَ* verbergen, und bey dem ersten und zweyten ἀγρός an ארם, ארסה, verglichen mit dem arab. *سَدَم* بئر, ein verborgener Brunnen.

Der Vf. sieht es nicht ein, warum man nicht bey Mark. IV, 21 das sicher (?) richtige ἀπτεται des einzigen Cod. D. statt ἐρχεται in den Text aufnimmt! Matth. VII, 13. 14 wird bloß zu einem Gemeinplatze gemacht. Jesus denkt an die jüdische Superstition, und an das damit verbundene Elend, im Gegensatze des Reiches Gottes und dessen Heil. Joh. X, 2 soll αὐτὸς εἶναι ὁ ποιμὴν die richtige Lesart seyn. — „Dem Himmel seys geklagt (so heisst unter anderen über Joh. X, 1—5), daß es noch immer θυρωροὺς giebt, die solchen Wächtern eher und williger die Thüre öffnen, als denen, die das ἀναβαίνειν ἀλλαχόθεν unter ihrer Würde halten, und nicht anders als διὰ τῆς θύρας auf dem geraden, offenen und ehrenvollen Pfade nach der Ordnung des ποιμένος τοῦ καλοῦ (V. 7. 11) zum Lehramte gelangen wollen.“ [Diefes mag auch zugleich eine Probe von der durchgängig gleichen Schreibart des Vfs. seyn!] Der Zweck die-

ser Parabel ist sicher ein anderer, als der, welcher hier etwas bitter insinuiert wird. Den Hauptschlüssel reicht wohl der achte Vers. Wer in den Geist dieses V. nicht eindringt, verfehlt den rechten Gesichtspunkt. Zu βαττολογ. Matth. VI, 7 macht der Vf. die Bemerkung: „Das Wort ist weder von einem Könige, noch von einem Dichter, sondern von einem Worte βάττειν (battere) herzuweisen, wobey man an Waschläuel (?) denken kann.“ Für den, welcher nichts von einem wortreichen Dichter Batto, so wie davon weiß, daß vermuthlich Waschläuel in der Gegend von Umfstadt ein Idiotism sey, und einen Schwärzer bedeute, ist dieser Satz unverständlich. Ein gleiches gilt daselbst S. 190 von den Worten (über Matth. VI, 8) Gott kennet „eher (ehe) ihr das Gebet beginnt — den Mund zum Gebete öffnet. — Codd. D. et clarom.“ Der Unkundige wird hieraus nicht errathen, daß unter anderen Cod. claromont. ἀνοῖσαι τὸ στόμα lese. Der Vf. ist besonders ausführlich, um zu beweisen, daß ἄρτος ἐπιούσιος (VI, 11) heiße: „victus, alimentum ad substantiam — ad vitam spirituales pertinens, = ἄρτος τῆς ζωῆς bey Joh. VI. Hier ist vornehmlich D. Pfannkuche's Abhandlung (auf die sich auch sogar der Vf. bezieht,) in Eichhorn's Bibl. B. X, zu vergleichen. Sollte man nicht an Nahrungsmittel für den Körper denken dürfen, so dürfte der Verstoß in einem Worte liegen, das etwa mit חל Ähnlichkeit hat. Rec. hofft an einem anderen Orte Auskunft hierüber zu geben. Wenigstens will uns des Vfs.: „dieses sey uns stets Seelenkost!“ nicht recht zu Gemüthe. Nach dieser Interpretation macht im Grunde ἄρτος mit dem vorhergehenden eine Tautologie, und ist auch im Munde eines Apostels, der ja beständig im Dienste der βασιλ. τ. θεοῦ arbeitete, nicht recht passend. Auf Joh. VI darf man sich schwerlich berufen. Vgl. Bibliothek für Kritik B. 2. S. 409.

Die ὑποκριταὶ V. 16 sind dem Vf. „eigentlich Trug- oder Fratzgesichter“ (Fratzengef.), und die σκυθρωποὶ „Menschen“, die rauhen, borstigen Skythen gleichen.“ Bey Fratzengesichter dachte wohl der Vf. an Frischens Herleitung! Luk. V, 39 wird für „eine untergeschobene und in allem Betrachte auffallende Glossen“ erklärt. „Fast sollte man glauben, sie rühre von einem judaïcirenden Scholiasten her.“ Wir verweisen hier auf Pirke Aboth IV, 20. Σῆς καὶ βρωσις Matth. VI, 19 hält der Vf. für eine Hendiadys = σητοβρωσις oder das letztere = Verwitterung. Im ersten Falle warne hier Jesus seine Freunde vor einer großen (?) Garderobe. Sapiens omnia secum portat. Wie aber, wenn nicht οὐ oder οὐν für οἷς, und nicht אכא für βρωσις im Urtexte stand, sondern bloß ילד, gefräßige Heuschrecke? Vgl. das chald. ܠܬܝܪ, rein aufzehren? Heuschrecken fressen wohl keine glänzende Garderobe auf! — Kinder dieser Welt (f. Luk. XVI, 1—12) sind dem Vf. Juden und Lichtkinder = Christen. „Der Weise benutzt alles zu seiner geistigen Ausbildung.“ (Wer? der Herr lobt ja die Weltkinder!) „So wendet er auch die unbeständigen und treulosen Erdengüter (μαμ. τ. ἀδμ.) mit weiser Sorge für die Zukunft an.“ (Ja, aber das Lichtkind er-

scheint hier — mondsüchtig!) Die ewige Hütten sind „feste Wohnsitze“ nicht „himmlische Wohnungen.“ Denn des Verwalters Freunde zogen ja nicht herum (etwa wie Zigeuner), wie hätte er sich sonst Aufnahme in ihre Häuser u. f. w., deren sie keine hatten, versprechen dürfen! Jesu Jünger wendeten nicht anders als mit Widerwillen zeitliche Güter (vermuthlich weil sie keine mehr befasen! Matth. 19, 27) zur Ausübung der Wohlthätigkeit an, welches sie doch in ihrer Lage (? f. Matth. X, 10) aus weiser Vorsicht in Ansehung der Zukunft hätten thun sollen. — Es hießen auch wohl Veruntreuungen des Kassevorraths mit unter. Wahrscheinlich bezieht sich diese Parabel vorzüglich auf Judas von Karioth.“ Auch Hr. Heinrichs (f. *Beyträge zur Beförderung der theologischen Wissenschaften* St. 1) kam neuerdings auf diese — grundfalsche Behauptung. — Luk. XII, 16 $\chi\omega\rho\alpha$ = Landgut, folglich $\alpha\upsilon\sigma\rho. \tau. \pi\lambda\sigma\sigma.$ = reicher Landjunker!! Zu V. 20: „Plötzlich aufsteigende Gedanken wurden für Stimme Gottes gehalten.“ So sagte Er dann zu sich selbst: Unbesonnener! u. f. w. — Matth. XVIII, 23 soll $\alpha\upsilon\sigma\rho. \beta\alpha\sigma\iota\lambda.$ nicht (irgend) einen König, sondern einen regierenden Herrn bedeuten. Aus dem Leviten Luk. X, 32 macht der Vf. einen Küster; der seinen vorgesetzten Herrn Priester begleitete und ihm, wie es seine Schuldigkeit war (?), nachrannte. (?) Wie bald hinter ihm her? Oder sollen wir sie uns bey und hinter einander, nach dem Decorum, forttraubend denken? Vermuthlich! denn „wahrscheinlich ging der Priester auf den Handelsaus, und führte Geld bey sich,“ und so machte der Küster die Bedeckung. — „Das $\epsilon\upsilon\theta\epsilon\omega\varsigma$ (Mark. IV, 29) ist das 40. mal vorkommende Lieblingswörtchen des Markus; oder es ist (hier oder gar 40 mal?) durch einen Abschreiber in den Text gekommen, der langsam war und von dem, der ihm dictirte, durch den Zuruf: $\epsilon\upsilon\theta\epsilon\omega\varsigma$ angetrieben wurde.“ (!) Der Vf. sagt ja selbst, daß es ein Lieblingswörtchen des Markus sey! — Der Ausdruck Matth. XIII, 3—9 $\delta \sigma\pi\epsilon\iota\rho\omega\upsilon\tau\omega\sigma\iota \tau\omicron\upsilon \sigma\pi\epsilon\iota\rho\epsilon\iota\upsilon. \kappa\alpha\iota \epsilon\upsilon \tau\omega \sigma\pi\epsilon\iota\rho\epsilon\iota\upsilon \alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\tau\omega\sigma\iota$ (sc. $\sigma\pi\omicron\rho\omicron\upsilon\tau\omega\sigma\iota$) soll als Wortspiel auf die Rechnung eines Abschreibers kommen. Die armen und ungezogenen Sekretärs! Über Luk. XVIII, 10—14 heist es: „der erstere (der Pharisee) $\sigma\tau\alpha\theta\epsilon\iota\varsigma$ stellte sich, auf seinen Schwerpunkt, so in den Tempel hin, daß er von allen konnte gesehen werden, und betete nicht $\tau\omega \theta\epsilon\omega$ I Kor. II, 13, sondern $\pi\omicron\sigma\delta \epsilon\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon\tau\omega\sigma\iota$ — nicht leise (?), insgeheim; sondern sich selbst — (nach der Übersetzung: „Und betete sich selbst die Worte: da giebt es so viel Raubgesindel, Beutelschneider, Hurenjäger u. f. w.) im Neugriechischen hier wie auch Luk. XII, 21 $\epsilon\iota\varsigma \tau\omicron\upsilon \lambda\omicron\gamma\omicron\upsilon \tau\omicron\upsilon$ (eis mit dem Genitiv dürfte auch neugriechisch seyn; es ist aber ohne Zweifel ein Druckfehler) — nach seiner Weise, nicht nach Gottes Willen. — Er wählte auch Gott imponiren zu können, wie er seinen behörten Mitmenschen zu thun gewohnt war. Die Benennungen $\alpha\rho\rho\alpha\gamma\sigma\varsigma$ u. f. w. hatte er ausgesucht, um durch dieselben den Zollerheber zu bezeichnen und im Tempel gleichsam an den Pranger zu stellen.“ Warum erhob aber in dem Falle, wenn alles so laut, öffentlich und unver-

kennbar verhandelt wurde, der Zöllner keine Injurienklage? Der offenbare Dieb fürchtete sich vielleicht? Doch, wer weiß, was geschah? Er ging ja gerechtfertigt nach Hause! vor jenem, d. h. der Phariseer ward in den Eisen noch zurückbehalten! — Nach S. 300 soll auch ein berühmter Gelehrter die Entdeckung gemacht haben, daß *draußen* und *drinnen* *opposita* seyen. Dieß mag wieder von dem Vf. seyn, was es will, Mißverständnis oder was? (denn wir haben die Schrift des namentlich aufgeführten Gelehrten nachgeschlagen, und etwas ganz anderes gefunden): so möchten wir ihm aus seiner Übersetzung S. 77 oder S. 26 die Worte für jetzt und immerdar ans Herz legen:

„Denke nicht an unsre Schulden:
Denn auch wir erlassen Schulden.“

Den schon mitgetheilten Proben aus der metrischen Übersetzung fügen wir noch eine bey, aus Matth. XXI, 33:

„Es hatte ein reicher Gutsbesitzer
Sich einen Weinberg angelegt,
Und diesen mit einem Hang umgeben,
Es war ein guter Keltertrog
In Felsen gehauen, in demselben,
Und ein prachtvolles Siehdichum.“

Wir müssen hierbey bemerken, daß der Vf. eine Übersetzung der sämtlichen Urkunden des Christenthums (doch wohl hoffentlich keine metrische?) liefern will. — Übrigens ist diese Schrift sehr durch Druckfehler verunstaltet.

B. W.

NÜRNBERG, b. Schneider und Weigel: *Meine Muffestunden oder Resultate meines Nachdenkens über die wichtigsten Gegenstände aus dem Gebiete der Religionswissenschaft* von Ph. Fr. Pöschel, Pfarrer zu Bubenheim im Fürstenthum Ansbach. 1804. XVI und 143 S. 8: (12 gr.)

Diese Schrift enthält viel Wahres und Beherzigungswerthes, in einer ziemlich deutlichen und nicht gemeinen Sprache. Aber da der Vf. nur einseitig und ohne Rücksicht auf die Vorstellungen Anderer seine Gedanken vorträgt: so ist davon doch kaum ein anderer Vortheil zu erwarten, als daß diejenigen, die schon vorher eben so, wie er, dachten, in ihren Meinungen befestigt werden, und sich freuen, sie aufs neue vorgetragen zu finden. Für die Wissenschaft selbst gewähren solche Schriften, deren Namen jetzt Legion ist, keinen sonderlichen Nutzen.

Die Gegenstände aus dem Gebiete der Religionswissenschaft, über welche sich der Vf. ausläßt, sind allerdings sehr wichtig. Er redet von dem Verhältniß der Religion zur Moral; (S. 115—143); untersucht, ob das Christenthum aus einer unmittelbaren Offenbarung Gottes herrühren könne, ob dieser Begriff überhaupt möglich sey, ob er bey der Bibel zum Grunde liege, und woher ihn die biblischen Schriftsteller haben; fragt, ob Bibellehre und Vernunftlehre als Gegensätze zu betrachten sind, und endlich, ob das Christenthum in Vernunftreligion übergehen könne und solle. Auch das, was der Vf. hierüber vorzüglich sagen will, ist nach Rec. Urtheil bedenkenswerth. Er

will nämlich zeigen, daß man Religion weder von der Moral allein abhängig machen, noch gar von ihr trennen, sondern vielmehr beide als innigst mit einander verschwistert und als zweyerley Ansichten Einer Sache betrachten müsse, von welcher die eine, die moralische, unvollkommen und unvollendet sey. Er will lehren, daß die Behauptung einer unmittelbaren Offenbarung Gottes zu den ehemaligen Zeitbegriffen gehöre, die wir jetzt unmöglich beybehalten könnten, daß aber allerdings die biblischen Personen und Schriftsteller sich darauf beriefen, eben daher auch Lehren vorbringen, die die Vernunftreligion nicht habe, und die gar nicht als in dieser gegründet könnten angesehen werden; man habe aber eben darum, weil ihr Vorgeben einer Offenbarung nur Irrthum ihrer Zeit sey, nicht nöthig, ihnen darin und in dem, was sie aus Offenbarung herleiten, beizupflichten, sondern könne aus dem Christenthum eine Vernunftreligion machen: jedoch werde es immer eine Vernunftreligion eigener Art mit Beymischung von etwas Positivem bleiben. Man sieht, daß sich über diese Behauptungen viel streiten läßt, und daß auf diesen wenigen Blättern schwerlich die Entscheidung gehörig begründet seyn kann. Auch ist dieß bey der Darstellungsart des Vf. ganz unmöglich. Er schreibt mehr lebhaft als gründlich, setzt vieles voraus, was nach anderer Meinung erst noch vieler Beweise bedarf, erklärt die Begriffe, worauf es hierbey doch vornehmlich ankommt, z. E. den der unmittelbaren Offenbarung nicht genug, weiß oder bedenkt wenigstens nicht, wie andere sich dieselben erklären, braucht auch selbst die Worte, um welche sich die ganze Untersuchung dreht, nicht in einerley Bedeutung. In einem gewissen Sinn nimmt er z. B. eine Offenbarung Gottes an, den er auch nicht mittelbar genannt wissen mag, in einem anderen Sinn erklärt er eine unmittelbare Offenbarung für unmöglich, ohne irgendwo deutlich zu unterscheiden, in welcher Bedeutung sie statthaft, in welcher unmöglich sey. Selbst dem gewöhnlichen Sprachgebrauch bleibt er nicht getreu. Denn, wenn er z. B. sagt: Christenthum und Vernunftreligion seyen einander entgegen, so sagt er da-

mit, wenn ihn die meisten Leser verstehen werden, mehr, als er sagen will.

Hätte der Vf. da, wo er von gewöhnlichen Meinungen abweicht, nichts ohne Beweis hingestellt, auch auf die Vorstellungsarten der Gegner und deren Gründe billige Rücksicht genommen: so hätte die Abhandlung über das Verhältniß der Religion und Moral viel weitläufiger werden müssen, um für Andersdenkende befriedigend zu seyn, und bey dem übrigen drey Aufsätzen würde er gefunden haben, daß eine unmittelbare göttliche Offenbarung nur in dem Sinne etwas unmögliches sey, den er allein vor Augen hat, nicht aber in dem, wie Jesus und die Apostel und nach ihnen viele, sonderlich ältere Theologen, z. E. Erasmus, Zwinglius ihn sich dachten, auch einige der allerneuesten ihn sich wieder denken. Da er selbst eine Mitwirkung Gottes zu den Einsichten und Entschliessungen Jesu annimmt: so würde er selbst bey tieferem Eindringen auf ähnliche Vorstellungen gekommen seyn; hätte sie wenigstens, wenn er consequent seyn wollte, nicht bestreiten können. Die Hauptzwecke dieser Abhandlungen, vor derjenigen Exegese zu warnen, die eine reine Vernunftreligion in die Bibel trägt, und zu bewirken, daß man sich der Annäherung des Christenthums an eine Vernunftreligion nicht widersetze, aber doch es nicht dazu umschaffe, doch das Eigenthümliche desselben nicht übergehe, doch sich vor dem Volke dabey auf Offenbarung berufe, würde er sicherer erreicht haben. Rec. würde selbst den Vorwurf der Ungründlichkeit auf sich laden, wenn er hier versuchen wollte, den Vf. davon zu überzeugen; er muß es also bey der ehrlichen Versicherung bewenden lassen, daß er, wenn er da, wo er mit dem Vf. gleich dachte, sich in die Stelle eines Andersdenkenden versetzte, sich wenig, und da, wo er selbst anderer Meinung war, noch weniger widerlegt oder befriedigt fand, nicht, weil er die Gründe des Vf. nicht geprüft oder ihnen widerstanden hätte, sondern weil er für manche Behauptung, die ihm noch problematisch war, gar keine Gründe, oder solche fand, gegen die er noch sehr vieles einzuwenden hatte.

Dfr.

K U R Z E A N Z E I G E N.

THEOLOGIE. Nürnberg, in d. Raw'schen Buchh.: *Die Geschichte Josephs des Erzwaters.* 1804. 88 S. 8. „Da es Gott gefiel, daß er seinen Sohn offenbarte in dem Vf., so liefs er demselben, als er noch ein Knabe war, die Geschichte Josephs zur Vorbereitung seines Herzens auf diese Offenbarung (Offenbarung) gesegnet seyn.“ Die Scene nämlich, wo sich Joseph seinen Brüdern zu erkennen gab, wirkte einmal in der Schule auf den Vf. so, daß er laut anfang zu weinen und zum allgemeinen Gespötte ward. „Es war aber, wie aus den nachmaligen fortgesetzten Wirkungen des heil. Geistes abzunehmen war, ein höherer als Joseph, der dem Innersten des Vf. so nahe wurde.“

Von diesen Wirkungen hat nun leider Rec. in diesem Schriftchen nichts entdecken können; wohl aber Stellen auf jeder Seite, wie diese: „Was für edle Kräfte mögen sich doch in der erleuchteten Seele Josephs geregt haben, . . . seinem hochbekümmerten Vater keine Nachricht von seinen nunmehrigen glücklichen Umständen zu ertheilen . . . Joseph würde das nicht vermocht haben, . . . wenn Gott ihm nicht ein großes Mafs der Offenbarungen von seiner künftigen Herrlichkeit und des damit verbundenen Wiedersehens seines Vaters verliehen hätte.“ P. V.

HOMILETIK. Görlitz, b. Anton: *Neue Predigtentwürfe über die gewöhnlichen Evangelien auf alle Sonn- und Festtage des Jahrs in Sturmischer Manier*, ausgezogen aus den völlig ausgearbeiteten Predigtammlungen (d. i. aus Sammlungen völlig ausgearbeiteter Predigten) der vorzüglichsten deutschen Kanzelredner. Ersten Jahrgangs erste Hälfte. 1806. 242 S. 8. (12 Gr.) Die Vffr., aus deren Religionsreden man hier ziemlich weitläufige, mehrentheils auch die Worte beybehaltende Auszüge findet, sind Ammon, Baur, Frisch, Funke, Hacker, Krause, Murezzoll, Meyer, Poelitz, Reinhard, Ribbeck, Schneider, Steinert, Weland, Zollikofer. Der Herausgeber, der uns schon in vier Jahrgängen über die evangelischen, und in eben so vielen über die epistolischen Perikopen, und in zwey Bänden von Casualpredigten dergleichen Excerpte geliefert hat, will seine homiletische Chrestomathie mit dem Zeitalter fortchreiten lassen; und auf solche Weise kann hier ein Institut errichtet seyn, welches so lange dauert, als deutsche Predigten werden gedruckt werden. Da übrigens die Arbeiten des Herausgebers ziemlich bekannt und diese den vorigen ganz ähnlich sind: so recommendire ich von selbst.

Dfr.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 A U G U S T , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

- 1) HALLE, b. Ruff: *Über den sogenannten Directariat der Römer und die heutige Anwendbarkeit der über Directarii in der Justinianischen Gesetzgebung enthaltenen Bestimmungen gegen die bisherigen Theorien* vom Prof. Dabelow zu Halle. 1804. 166 S. 8. (16 gr.)
- 2) GÜTTINGEN, b. Vandenhoek und Ruprecht: *Der Begriff des Directariats*. Eine criminalistische Abhandlung von D. Joh. Reinh. Grosse (nach der Vorrede, zu Marburg). 1804. 51 S. 8. (4 gr.)

Das Verbrechen der Directarien, worüber bis zum J. 1803, so viel Rec. bekannt, nur zwey einzelne Aufsätze (von Stryk und Püttmann) existirten, ist in diesen letzten Jahren in nicht weniger als drey eigenen Abhandlungen, der Feuerbachschen (in dessen *civilistischen Versuchen*, vgl. J. A. L. Z. 1804. No. 86) und den beiden hier zu beurtheilenden erläutert worden. Alle 3 enthalten eigene Gedanken, so daß durch den Streit derselben die Wissenschaft weiter kommen muß: ein offener Vorthail davon, wenn ein geistvoller Gelehrter einen Gegenstand, sey es auch ganz irrig, behandelt. Denn beide vorliegende Schriften scheinen durch Feuerbachs Abhandlung veranlaßt zu seyn, mit welcher die zweyte fast ausschließend, die erste, wiewohl allgemeiner angelegte, auch vorzüglich sich beschäftigt.

Hr. Dabelow behandelt seinen Gegenstand, besonders was die Prüfung der Meinungen Anderer betrifft, wie er auch selbst S. 93 gesagt, ein wenig zu weitläufig: ohne doch Vollständigkeit, und noch weniger völlige Richtigkeit zu erreichen. Erst sind die einschlagenden Gesetze abgedruckt, dann, nach einigen allgemeinen Bemerkungen, die Lesart derselben untersucht, und den *directarii* vor den *derectarii* der Vorzug gegeben; eine Ausführung, die weit passlicher mit des Vf. eigener Erklärung verbunden wäre. Denn da i und e bey den Alten fast beständig verwechselt werden, so ist diese Frage im Grunde gleichbedeutend mit der, ob man das Wort *directarii* aus *dirigere* oder *deregere* erklären soll. Noch bemerken wir, daß in der Note zu S. 12 dem Scipio Gentilis bey Otto 4. 1372 mit der Behauptung, er billige unter gewissen Modificationen die Lesart *diactarii* durchaus, Unrecht gethan ist. Nachabermalligen allgemeinen Bemerkungen zur Auslegung der Gesetze, werden die verschiedenen Meinungen Anderer über Directariat aufgezählt. Hr. D. führt die älteren mit Feuer-

bach auf 2 zurück, wovon die gemeine ein heimliches Einschleichen in Häuser und Behältnisse, die andere ein gewaltthätiges Einbrechen, gefährliches Einsteigen für den Directariat ausbe. Von dieser letzten führt der Vf. noch zwey Modificationen auf, indem Ursinus obff. philos. c. 7. p. 94 den Directariat vorzugsweise auf das Eröffnen von Thüren, Menagius *Amoenit. jur.* c. 39. p. 277 auf einen bey Tage begangenen mit Gewaltthätigkeiten verbundenen Diebstahl beziehe. Diese Angabe ist keineswegs genau und vollständig. Nach einer ziemlich gangbaren, hier übersehenen, Meinung besteht der Directariat überhaupt im diebischen Eingehen in ein Haus, es geschehe nun heimlich, oder gewaltthätig, welche Meinung Schatting. *ad Paul. Rec. Sent.* l. 5. t. 4. §. 8 und selbst Stryk, dessen *Diff. de saecular. et director.* der Vf. für die von ihm sogenannte gemeine Meinung anführt, derselbst Kap. 2. §. 24 ff. und im *Uf. Mod.* l. 47. t. II. §. 9 annehmen. Matthäus (*de criminib.*), den unser Vf. für die zweyte Meinung anführt, redet ausdrücklich von einem *latenter ingredi*. Menagius, der am deutlichsten die vom Vf. sogenannte zweyte Meinung vertheidigt, giebt das bey Tage gar nicht als ein charakteristisches Merkmal an, sondern als eine nähere Erläuterung und rednerische Umschreibung des gewaltthätig. Meiser (*Princip. jur. crim. ed.* 4. §. 200) nimmt an, daß der Directariat eine Art von *conatus furti* sey, welche Erklärung der Vf. gar nicht nennt. Diese Berichtigungen und Nachträge sind aus einer kleinen Büchersammlung in wenigen Augenblicken gezogen: Beweiset genug von gänzlichem Mangel an der sorgfältigen Genauigkeit, wodurch allein die Literatur einer speciellen Rechtsfrage belehrend und interessant seyn kann. — Gründlich werden nun die verschiedenen, angeführten Meinungen widerlegt. Feuerbachs Erklärung, daß *directarii* in eigentlicher Bedeutung Dachstübendiebe seyen, solche, welche den armen Dachstübenbewohnern etwas entwendeten, widerlegt Hr. D. hauptsächlich aus dem Sprachgebrauche, besonders der Pandekten, indem *coenaculum*, welches in der Ulpianischen Definition vorkommt, nie auf die allerhöchsten, nur von Armen bewohnten, Zimmer (Dachstüben) eingeschränkt, in den Pandekten aber nicht einmal ausschließend von Zimmern in oberen Stockwerken gebraucht ist. (Unter mehreren nur zu Hülfe kommenden Stellen ist l. fin. D. d. S. P. U., welche sonderbarer Weise Brissotius gerade für jenen Sprachgebrauch anführt, besonders beweisend dagegen.) Wichtig ist außerdem noch, unter mehreren, ein anderer Grund, welchen der Rec. in der Form

besonders einleuchtend findet, daß fälschlich die *Feuerbachsche* Erklärung aus dem Worte *coenaculum* hergeleitet worden, da, wenn dieses die Hauptsache bey dem Begriffe gewesen, anstatt *directarius* das Wort *coenacularius* gebraucht seyn, und noch weniger Paulus (*Rec. sent. l. 5. t. 4. §. 8*) anstatt *coenacula introire*, *domus introire* gesagt haben würde. — Von S. 93 an folgt die Entwicklung und Begründung der eigenen Erklärung, wobey sehr zweckmäßig die Ulpianische Definition der Directarien *l. 7. D. de extraord. crimin.* erst grammatisch, und dann, mit Berücksichtigung der übrigen einschlagenden Stellen und des Geistes des römischen Criminalrechts, logisch ausgelegt wird. Die *Dabelow'sche* Auslegung ist, da *directus* von oben herab, von der Seite her, nicht wohl paßt, aus der Bedeutung von *directus* geradezu und dem angeblichen Sinne der Endigung *arius*, welche ein sich richten, gewöhnliches Handeln oder Leiden, eine Bestimmung zu etwas anzeige, und vorzugsweise von dem gebraucht werden soll, dessen Metier in etwas besteht, hergeleitet. Das Resultat dieser Erklärung (S. 122) besteht darin, daß *directarii* ursprünglich und eigentlich eine Diebesrace gewesen, die es als ordentliches Gewerbe getrieben, den Leuten unter allerley Vorwände geradezu in die Häuser, Wohnungen und Gemächer zu gehen in der Absicht, zu stehlen. Den Ursprung dieser Diebesrace setzt der Vf. nicht ohne Anschein in die unruhige Zeit der Bürgerkriege. Daß aber ursprünglich auf das Gewerbe, und nicht auf das einzelne Verbrechen selbst gesehen worden, sucht er noch dadurch wahrscheinlich zu machen, daß die Gesetze kein *crimen directarius*, sondern nur *directarios* kennen, und auch andere Diebe, weil sie eine gewisse Art von Dieberey als Gewerbe trieben, z. B. die *fures balnearios* und *saccularios* auszeichnen. Ulpian, als Freund des Alterthums, soll bey dieser ursprünglichen Bedeutung stehen geblieben seyn; Paulus aber, als mehr praktischer Jurist, den späteren gewöhnlichen Sprachgebrauch, welcher bloß auf die Handlung, nicht auf das damit getriebene Gewerbe achte, angenommen haben. Diese Bemerkung glaubt Hr. D. noch ferner dadurch zu bestätigen, daß Ulpian von einer bestimmten, Paulus von einer mehr arbiträren Strafe redet, und beide verschiedene Gesichtspuncte bey der näheren Bestimmung derselben aufstellen. — Dieses sind die Hauptsätze des Raisonnements unseres Vfs., welchen wir in Rücksicht auf die Entwicklung der Bedeutung von *directus* völlig, in Rücksicht auf die Ausführungen über die Endigung *arius* aber keineswegs beistimmen können. Den Beweis, daß dieselbe ein Gewöhnlichkeit, aus etwas ein Gewerbe machen, anzeige, hat der Vf. durchaus nicht beygebracht. Sie scheint eingeführt zu seyn, um aus Substantiven Adjective zu bilden, mit der Bedeutung des zu etwas Gehörens. So pflegen auch die Lexicographen dergleichen Worte zu erklären. S. z. B. Scheller v. *ficarius*, *balnearius*, *saccularius* etc. Dieselbe Endung ward nun freylich auch Adjectiven angehängt, indess feltener, und wie es scheint, ohne daß die Bedeutung dadurch geändert worden. So verhält sich mit *manifestarius*, welches Plautus, vielleicht der älteste Schriftsteller,

bey dem die Endigung *arius* vorkommt, offenbar mit *manifestus* gleichbedeutend gebraucht. (*Plautus Miles gloriosus Act. 2. §. 5. v. 34. res manifestaria*, welches doch wohl nicht eine Sache bedeuten kann, die ein Gewerbe aus dem Offenbarseyn macht.) Selbst der *fur manifestarius*, welchen Hr. D. als einen besonderen Beweis für seine Deutung anführt, kann in der einzigen Stelle, wo er unseres Wissens vorkommt, *Plautus Aulular. 3. 4. 10* dazu keineswegs gebraucht werden. Daß die Hinzufügung einer Endigung keine Änderung in der Bedeutung hervorbringt, ist auch in anderen Sprachen nicht ungewöhnlich. Man denke nur an das deutsche, freylich nicht sehr gewöhnliche, *wunderbarlich* für *wunderbar*. Eben so möchte *directarius* mit *directus* völlig gleichbedeutend seyn. Diesem stehen auch die anderen Nebengründe nicht im Wege. Die Substantive der Form *abigeatus* etc. sind überall bey den Römern selten, daher aus dem Nichtvorkommen des Wortes *directarius* nichts folgt. Daß gerade solche Diebe bey den Römern ausgezeichnet worden, welche ein Gewerbe aus einer gewissen Art der Dieberey gemacht, ist völlig unbewiesen. Weder bey den *directariis*, noch den *balneariis* und *sacculariis*, kommt in den Gesetzbüchern eine Erklärung vor, die irgend hierauf hindeutet. Wir leugnen damit nicht, daß wahrscheinlich das Verbrechen der Directarien da anfangs ausgezeichnet zu werden, als es häufig vorkam: allein daraus folgt nicht, daß diese Veranlassung auch in den Begriff selbst übergetragen sey. Hiemit fällt nun der angebliche Widerspruch zwischen Ulpian und Paulus weg, der ohnehin wenig begründet ist, da der Beweis, daß jener, als theoretischer den alten ächten, dieser als praktischer Jurist mehr den jüngeren, gewöhnlichen Sprachgebrauch zu befolgen pflegte, schwer zu führen seyn möchte. Die angeblichen Unterschiede beider Schriftsteller (*Ulpian* in der *l. 1. §. 2. D. de effractoribus. Paulus* *rec. sent. l. c.*), in Rücksicht auf Bestrafung halten auch keine nähere Beleuchtung aus. Bey Ulpian ist nämlich die Strafe auch arbiträr, da nur eine Grenze, *opus publicum* und *relegatio*, vorgeschrieben ist. Daß er auf das *amissum*, Paulus (nach *Schulzings Emendation*) auf das *consilium* und den *modus commentas fraudis* gesehen wissen will, ändert ebenfalls nichts, indem theils nicht jeder Schriftsteller alle zu nehmenden Rücksichten hervorzuheben pflegt, theils auch Paulus die Größe des Entwandten gar nicht mitzuführen konnte, da er den Fall des vom Directarius nur versuchten Diebstahls, wo eine Injurienklage Statt fand, voraussetzte. — Was der Vf. zum Schlusse noch von der heutigen Anwendbarkeit der Vorschriften über das Directariat, insofern sie im *Corpus juris* stehen, ausführt, hat, jedoch mit den aus dem Obigen fließenden Einschränkungen, unseren völligen Beyfall. Wer Jemanden geradezu auf die Stube geht, und ihn da bestiehlt, ist als Directarius mit der um etwas geschärften Strafe des Diebstahls zu belegen. — Noch bemerken wir bey dem Vf., als einem im Ganzen genauen, und auch in Rücksicht auf Sprache, guten Schriftsteller, einige kleine Ungenauigkeiten und Unrichtigkeiten, um seine Aufmerksamkeit bey künftigen Schriften auch darauf zu lenken. Er citirt oft nach Seitenzahlen, oder sonst

ungenau, wodurch das Nachschlagen erschwert wird. Z. B. S. 21* *Eck(h)ard hermen.* nach der Seitenzahl der zweyten Ausgabe, welche bey der dritten schon zwey Jahre vor Hn. D. Schrift herausgekommenen nicht zutrifft. Die Angabe von Buch, Kap. und §. führt in allen Ausgaben richtig. Die *glossas nomicas*, welche unser Vf. zu geringschätzig behandelt — sie hatten griechische Übersetzungen des *Corp. jur.* kurz nach Justinian vor sich, und auf dieses Kaffers Sprachgebrauch kommt es uns in praktischer Rücksicht hauptsächlich an; auch stimmen sie, freylich nur als oratorische Beschreibungen, mit dem Theile der *Dabluwsh.* Erklärung, welche Rec. billigt, völlig überein — diese Glossen citirt der Vf. S. 38 sehr ungenau, bloß im Allgemeinen die Labbüische Ausgabe, wobey nicht einmal bemerkt ist, daß diese in *Otto thes.* Tom. 3. mit trefflichen Anmerkungen von Schulting wiederholt ist, und daß einige der hieher gehörigen Glossen daselbst v. *ᾠραπίδους*, andere aber gar nicht bey Labbüs (wenigstens hat Rec. sie da nicht finden können,) sondern aus einer Mittheilung des Turnebus bey Eujacius *Obf. ro. 27 cf. 34* aufgeführt sind. — Es ist ein bey Rechtsgelehrten nicht ungewöhnlicher Fehler der *lex* zu sagen. Ungern haben wir dieses auch in vorliegender Schrift (z. B. S. 29, Z. 7. im l. 7), wie auch den ganz unnötigen Gebrauch lateinischer statt deutscher Worte, z. B. Interpret statt Ausleger (öfter S. 96 ff.); bemerkt. S. 142, Z. 1: *high*, *waymans* für *highwaymen* ist wohl nur Druckfehler.

Num. 2 beschäftigt sich nur mit Widerlegung *Feuerbachs* und Aufstellung einer eigenen Meinung. Die Widerlegung ist nicht so gründlich und einleuchtend als die in Num. 1. Hr. *Grosse* nimmt die vom *Feuerbach* zum Grunde gelegte Bedeutung von *coenaculum* als richtig an, und gründet eben darauf seine Meinung. Nach ihm ist der Directariat gar keine Art des Diebstahls. Bey der ungeheuren, vom Hausherrn unübersehbaren Grösse der Häuser in späteren Zeiten meint er, habe es zur Sicherheit des Eigenthums nicht hingereicht, die Einwendung selbst zu bestrafen. Die Gauner hätten sich in die oft unbewohnten oder an Mitschuldige vermieteten Dachstuben geschlichen, um von dort aus zu gelegener Zeit aus den unteren bewohnten Zimmern zu stehlen. Daher sey dieses Eingehen in die oberen Zimmer, in diebischer Absicht, der *Directariat*, als eigenes Verbrechen aufgestellt. S. 46 ff.

Diese Meinung ist am nächsten verwandt, wie wohl allerdings einigermaßen verschieden, von der Meisterschen, nach welcher der Directariat eine Art von *conatus furti* ist. Unrichtig ist sie indess in einer Beziehung schon nach dem Hn. D. gegen *Feuerbach* ausgeführten, indem auch hier das Wort *coenaculum*, noch dazu in einer besonders von der Zeit der Pandecten-Schriftsteller schwerlich anzunehmenden Bedeutung, so sehr urgirt wird, da es doch, zufolge des Namens *directarius*, weit mehr auf das Wort *dirigere* ankommt. Die andere Bemerkung, daß der Directariat ein eigenes, auf den Diebstahl sich beziehendes Verbrechen, nicht eine Art des

Diebstahls selbst sey, hat mehr Anschein, welcher indess bey genauerer Prüfung auch verschwinden möchte. Nach l. 1. §. 2. *D. de effractoribus* sollen nämlich die *directarii*, *prout amissum est*, bestraft werden, welches offenbar ein schon vollendetes Wegnehmen voraussetzt. Es kommt hinzu, daß die *directarii* schwerer als Diebe bestraft werden sollen, l. 7. *D. de extraord. crim.*, welches wohl gewiss nicht auf den Fall verordnet seyn würde, wenn der Directariat bloß im Eindringen, ohne noch gestohlen zu haben, bestünde. Die Scholiasten zu den Basiliken Lib. 60. tit. 22. not. o, tit. 28. not. c. Tom. 7, p. 504. 526 erklären das Verbrechen der Directarien geradezu für Diebstahl, indem die erste Stelle ihnen die Strafe des Vierfachen bestimmt, die zweyte die Directarien *κλεπτας ἐνδομους* nennt. Diesem Allen zufolge müssen die Directarien eigentlich, d. h. insofern die Strafe des Gesetzes auf sie angewandt werden soll, für eine Art Diebe gehalten werden. Dieses schließt indess nicht aus, daß der gewöhnliche Sprachgebrauch schon die, welche in der Absicht zu stehlen sich in fremde Zimmer eindringen, Directarien nenne. Und diesen weiteren Sprachgebrauch scheint Ulpian l. 7. *D. de extraord. crim.* zu erklären. Auch Directarien in dieser weiteren Bedeutung waren straffällig, aber nur als solche, die einen Conat des eigentlichen Directariats begingen, *Paul. rec. sent. l. 5. tit. 4. §. 8.* vrgl. mit l. 21. §. 7. *D. de furtis*. Daß aber das Hauptverbrechen, wozu dieser Conat gehört, ein Diebstahl war, ergibt sich wieder eben aus der Vergleichung dieser beiden Stellen.

Die Behandlungsart des Hn. G. ist keinesweges empfehlungswerth. Mehrere, hier gar nicht an ihrem Orte stehende philosophische und geschichtliche Erörterungen machen die Schrift unnötig weitläufig, und nebst der schwerfälligen, nach Art einer neueren philosophischen Schule, wie es scheint, absichtlich dunkeln, auch nicht fehlerfreyen Sprache, für den Leser unangenehm. Gleich der Anfang, Wissenschaft ist Wissenschaft, läßt ahnen, was kommen wird. S. 15 — 18 erhalten wir eine philosophische Herleitung des Satzes, daß, je leichter ein Verbrechen zu begehen sey, ein desto schwereres Straßübel ihm, zur Sicherung davor, entgegengestellt werden müsse. Unseres Bedünkens kam es bey vorliegenden Untersuchung auf philosophische Herleitung einer Gesetzgebungsregel gar nicht an, sondern vielmehr auf geschichtlichen Beweis, daß dieselbe in der römischen Gesetzgebung angenommen worden. Aber wie ist nun diese Herleitung! Ein paar Stellen zur Probe. „Sie, (die Maxime des Diebes) gründet sich, wie jede Maxime, auf eine Lust, und diese Lust ist die Präferenz der Zukunft des Subjects vor der Gegenwart, vermittelt einer Erweiterung seines Vermögens.“ Daß die Lust Jemanden das gegenwärtige Angenehme reizender, als die zukünftige Strafe abschreckend darstellt, ist bekannt. Aber hier soll die Zukunft der Gegenwart vorgezogen werden? — Natürlich kommen auch mathematische Formeln vor, aber von welcher Art! S. 18: Die Maxime als absoluter (s) Moment sey — Ol. Die Gründe für die Ob-

P. sie können sich
 $\{ \text{sey} = O + P + Q, \}$
 $\} + Q.$) Allein die
 in Perception des
 (warum?). Hier
 $P - Q - X =$
 einmal, wie aus

den Wolken gefallen. XI, wobei die seltsame Gleichung?) Würden wir doch mit dergleichen mathematischen Spielereien verschone, und dagegen von Mathematikverständigen mit den noch sehr mangelnden Erörterungen derjenigen Lehren beschenkt, welche nur durch mathematische Kenntnisse völlig erläutert werden können! S.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Über Staats-Aufwand und die Bedeckung desselben* von Dr. H. Eschenmayer 1806. VIII u. 139 S. 8. (1807.) Der Zweck dieser schätzbaren Schrift geht hauptsächlich dahin, zu zeigen, wie wichtig auf den Nationalreichtum die Vereinfachung der Staatsabgaben wirke, und welche Nachteile dagegen aus einer zu großen Mannichfaltigkeit derselben erwachsen. Rec. stimmt mit dem Vf. überein, daß das Abgabensystem der meisten neueren Staaten einer großen Vereinfachung fähig sey; allein er ist zugleich überzeugt, daß diese Vereinfachung nur mit der zutrifflenden Behutsamkeit vorgenommen, und nicht zu weit getrieben werden darf, weil man sonst Gefahr läuft, in die Fehler der Phryokraten zu verfallen, die, während sie wädhmen, den Stein politischer Weisheit entdeckt zu haben, durch den Hauptgrundsatz ihres Systems, daß in einem Staate nur eine einzige Abgabe, nämlich von der Landrente, Statt finden dürfe, überall wo er angewandt wurde, dem Nationalwohlstande tiefe Wunden schlugen. Nachdem der Vf. nach der Smith'schen Theorie, aus dem Zwecke des Staats, den er in die allgemeine Sicherheit setzt, die Nothwendigkeit eines Staats-Einkommens zu beweisen gesucht hat: zeigt derselbe, daß dieses Staatseinkommen nur aus dem Eigenthume der Bürger genommen werden könne, und zwar entweder so, daß dieselben dem Staatsoberhaupt, als solchem, Capitale eigenthümlich überlassen, oder dergestalt, daß sie ihm aus ihrem Privateigenthum ein Einkommen verschaffen, also Abgaben entrichten. Sollen diese Abgaben dem Nationalwohlstande nicht hinderlich seyn, so dürfen sie, wie aus der Smith'schen Theorie bekannt ist, bloß aus dem reinen Einkommen der Staatsbürger, d. h. von demjenigen Ueberschusse genommen werden, welcher ihnen von ihrem lebenden und umlaufenden Capital übrig bleibt, und zum unmittelbaren Verbrauch verwendet werden kann: sehr wichtig ist es daher, die Quellen zu kennen, aus denen das Einkommen der Staatsbürger geschöpft wird. Der Vf. giebt über fünf an, nämlich 1) Landwirtschaft, 2) Forstwirtschaft, 3) Bergbau, 4) Manufakturwesen und 5) Handel. Rec. hält diese Eintheilung nicht für richtig, denn die drei ersten genannten Quellen sind nur verschiedene Arten eines und desselben Gattung, nämlich der Production, d. h. derjenigen Kraftäußerung, welche rohe Producte hervorbringt, so wie die vierte Quelle durch Manufakturwesen falsch ausgedrückt ist, und vielmehr industrielle Production heißen sollte, auch wird bey dieser Eintheilung die Fischerei, diese in manchen Ländern, wie z. B. in Holland, hochwichtige Quelle des Einkommens, gänzlich übergangen.

Sind nun einmal die Quellen des Einkommens, woraus die Staatsbedürfnisse bestritten werden sollen, hinlänglich erkannt, so fragt es sich vor allen Dingen: 1) Was soll vom Staatseinkommen bestritten werden? oder welches sind die Staatsbedürfnisse, die die Bürger aus ihrem Eigenthum zu bestreiten haben? und 2) Wodurch sollen die Staatsbedürfnisse bestritten werden? oder: welches sind die Bestridungsmittel der Staatsbedürfnisse? Was die erste Frage betrifft, so zeigt der Vf. ausführlich, daß die Bürger nicht bloß denjenigen Staatsaufwand, welcher unmittelbar aus dem Zwecke der Staatsverbindung fließt, zu bestreiten verbunden sind, sondern auch die Bezahlung aller Anstalten, welche zwar nur mittelbar auf den Staatszweck wirken, aber doch zur Erreichung desselben notwendig sind, zu tragen haben, und geht dann zur richtigen Beantwortung der zweiten Frage über, wobei er hauptsächlich darauf ankommt, zu prüfen, wie der als notwendig anerkannte Staatsaufwand am zweckmäßigsten und auf die am wenigsten drückende Art gedeckt werden könne? Es wird in dieser Hinsicht der richtige Grundsatz aufgestellt, daß alles auf die Gleichheit des Beitrags eines jeden Bürgers nach dem Ver-

hältniß seines reinen Einkommens beruhe, zugleich aber gezeigt, welche Hindernisse der Anwendung dieses Grundsatzes entgegenstehen, da die Ausmählung des reinen Einkommens so außerst schwierig ist.

Der Vf. untersucht nun die einzelnen Zweige des Staatseinkommens, und betrachtet zuerst die dem Staats-Oberhaupt überlassenen Capitale, welche er in die zwey Hauptarten: 1) Domänen und 2) Regale eintheilt. Als die beste Benutzungsart der Domänen wird die Zerstückelung derselben in Bauergründe empfohlen, und der hieraus für den Nationalwohlstand und die Bevölkerung erwachsende Vortheil umständlich entwickelt. Rec. ist zwar mit dem Vf. von der Nützlichkeit der Veräußerung der Domänen an Privatpersonen vollkommen überzeugt, setzt dabey jedoch als notwendige Bedingung voraus, daß eine solche Veränderung nicht plötzlich, und nur erst dann geschehe, wenn die Nachfrage der Einzelnen nach eigenthümlichem Besitz liegender Güter zunimmt, und wenn es ihnen nicht am umlaufenden Capital fehlt, um die nöthigen Verbesserungen, und die vollkommenere Cultur des Bodens vorzunehmen. — Bey den Regalen wird ein Unterschied gemacht zwischen solchen, die eine Zerstückelung und Benutzung von Privatpersonen gestatten, und solchen, wobey dies nicht möglich ist, so wie auch zwischen Regalen, die ganz entbehrt werden können, und nur dem Fortschreiten der Nation zum Reichtum hinderlich sind. Unter die erstere Gattung wird das Jagd-, Bergwerks- und Wasser-Recht, unter die zweyte das Forst-, Salz-, Post- und Münzrecht, jedoch das letztere ohne Bezweckung eines Gewinns für das öffentliche Einkommen, und unter die dritte Gattung das Mauth-, Zoll- und Accise-Recht gestellt.

Was nun die zweyte Hauptgattung der Staatseinkommen, nämlich die Abgaben oder Steuern betrifft, so findet nach dem Vf. folgende Eintheilung Statt: Steuern werden erhoben 1) aus liegenden Gründen, 2) von Ländereyen, b) von Gebäuden, c) von aus Ländereyen erzeugenen Producten; a) aus dem Gewinne von Capitalen, 2) von stehenden Capitalen, b) von umlaufenden Capitalen. 3) Rang- und Kopf-Steuern. 4) Consumtions-Steuern. Außerdem werden noch folgende Gegenstände als Quellen des Staatseinkommens aufgeführt: I. Rückfälle an den Staat, 1) durch die Lehnverfassung, 2) durch die Fiskal-Erbfolge. II. Taxis. III. Erbschaft oder ungar Steuern, welche nur in dringenden Fällen und auf eine gewisse Dauer Statt finden. Es wird gezeigt, daß die Steuern von Ländereyen und von Gebäuden die geschicktesten und gleichsten Gegenstände sind, von welchen die Bestridungsmittel für den Staatsaufwand gezogen werden können, daß die Bestridung des Gewinns aus Capitalen, welche auf Gegenstände angewendet, und keine Geld-Capitale sind, als Consumtions-Steuern angesehen werden, und mit diesen ein beträchtlicher Theil des Staatsaufwands ausgefüllt werden könne, und endlich, daß die Rückfälle an den Staat, und die Taxis zwar einen beträchtlichen Beitrag zu den Bestridungsmitteln verschaffen, letztere aber gegen den Staatszweck seyen.

Zuletzt theilt Hr. E. noch als Beispiel außerordentlicher Mannichfaltigkeit der Staatseinkommen eine Uebersicht der preussischen Sammelgelder mit, folgert daraus, daß in einem bloßen, wie eine so ungeheure Menge heterogener Abgaben Statt finde, kein auf das reine Einkommen und auf den Nationalwohlstand berechnetes Finanz-System Statt finde, und der Staatsaufwand nicht nach dem gerechten Staatseinkommen abgemessen, sondern nur nach dem Staatseinkommen auf immerwährende Vergrößerungen angenommen sey, und beschließt die ganze Abhandlung mit dem schonen, nicht genug zu behauptenden Satz: Je größer der Wohlstand und Reichtum der Nation ist, desto reichlicher und größer ist auch der Staatsverwand.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 A U G U S T, 1807.

M E D I C I N.

FRANKFURT a. M., b. Varrentrapp und Wenner:
Samuel Thomas Sömmerring: Abbildungen des menschlichen Hörorgans, 1806. X. und 36 S. Fol. gebt. 5 Kupfertafeln, von welchen die vier ersten doppelt sind (5 Lbthlr.)

Bei den vielen genauen und zum Theil trefflichen Untersuchungen und bildlichen Darstellungen des menschlichen Gehörorgans oder einzelner dazu gehöriger Theile, konnte nur ein Sömmerring es wagen, mit einer neuen Bearbeitung dieses Gegenstandes aufzutreten. Der Umstand, daß die bis jetzt vorhandenen Abbildungen und Beschreibungen entweder nur einzelne zum Gehörorgan gehörige Theile auf eine brauchbare Weise deutlich machten, oder wenn sie sich auf alle Theile erstreckten, mangelhaft und unvollkommen ausgefallen waren, machte schon allein eine neue Bearbeitung des Gegenstandes, welche ihn so viel möglich ganz erschöpfte, wünschenswerth, und die Versicherung des berühmten Vfs., daß er sich dreizehn Jahre lang mit der Bearbeitung dieses Werkes beschäftigt habe, läßt schon vermuthen, was der Augenschein vollkommen bestätigt, daß wirklich hier alles erschöpft sey, was unter den gegenwärtigen Umständen in dieser Sache geschehen konnte. Das größte und wichtigste Verdienst aber, welches sich der Vf. durch diese Arbeit erwirkt, besteht in der schönen Anordnung der Ganzen, in der Klarheit und Ausführlichkeit, mit welcher ohne alle Weitläufigkeit die feinsten Theile des menschlichen Körpers durch Worte und Figuren erläutert werden, und in dem gleichen Verhältnisse der Größe und der Deutlichkeit, in welchem jeder einzelne Theil sowohl in der Abbildung, als in der Beschreibung behandelt worden ist. Hierin trägt sehr viel die Einrichtung bey, daß alle Theile von dem Ohre Einer Seite, der linken nämlich, genommen worden sind, und daß man hier den ganzen Inbegriff der Theile, welche das Gehörorgan ausmachen, in seiner höchsten Vollkommenheit, in welcher er gedacht werden kann, und gleichsam lebend, dargestellt sieht. Nirgends ist in diesen Reformaten der mühsamsten Kunstbestrebung ein Flecken oder eine Nachlässigkeit sichtbar, welche den Mechanismus des Künstlers verräth, oder eine Spur, welche an die Werkzeuge, mit denen die todte Natur bearbeitet worden ist, erinnern könnte: das ist ohne Zerzeissung aus dem lebenden Körper.

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

herausgehoben, und die Norm gegeben, nach welcher höchst wahrscheinlich bey dem lebenden Körper die Theile des Gehörwerkzeuges in einander greifen. Diese nützliche Täuschung ist der Triumph der Zergliederungskunst: es versuche sie aber ja keiner, der nicht mit allen dazu erforderlichen Kenntnissen und Gaben ausgerüstet ist. Die noch so oft wiederholten mühsamsten und fleißigsten Untersuchungen an Leichnamen reichen hier bey weitem noch nicht hin; sie geben zwar den nöthigen Stoff zur Bearbeitung; aber die Geschicklichkeit, die vielfach und bey mancherley Körpern auf verschiedene Weise zerlegten Theile wieder so zusammengefügt und ineinandergreifend darzustellen, wie es in dem lebenden Körper wirklich der Fall seyn muß, setzt eine lebhaftere Phantasie voraus, die durch einen ruhigen Verstand beherrscht wird, und ein Kunsttalent, dem alle Mittel der Kunst geläufig sind, um die Natur in der Nachahmung so nahe als möglich zu erreichen. So wie der große Camper durch seine Übung die Boffiren sich die Fertigkeit erwarb, mit unübertrefflicher Wahrheit die Umrisse der Form zu geben, welche er darstellen wollte: so leitete auch unseren Vf. das Boffiren des Gehörorgans in einem Verhältnisse der Größe, welches das natürliche weit übertraf, bey dieser schwierigen Arbeit, oder gab vielmehr die zufällige Veranlassung dazu. Der verstorbene Lichtenberg foderte nämlich den Vf. auf, ihm die Werkzeuge des Gehörs zu seinen Vorlesungen sehr vergrößert nachbilden zu lassen. Dieser Wunsch wurde unter Sömmerrings Beyhülfe durch den gelehrtesten Professor Köch erfüllt, welcher nach den sorgfältigsten Ausmessungen und Vergleichen Modelle zu Stande brachte, über welche Formen zur Verfertigung von Abgüssen gemacht werden konnten; aber leider zerfielen die Formen, nachdem nur drey Abgüsse gemacht worden wären, die sich zu Göttingen, Bamberg und Utrecht befinden. Dieser Verlust suchte man nun durch Abbildungen zu ersetzen, die hier mitgetheilt werden, und sämmtlich unter des Vfs. Aufsicht von Köch gezeichnet worden sind. Nur die zweyte Tafel ist von Eckardt, die übrigen aber sind alle von Röcher meisterhaft gestochen worden. Durch eine kurze Übersicht der auf den Tafeln befindlichen Figuren wird die Anordnung des Ganzen am deutlichsten werden, und wir werden dabey Gelegenheit erhalten, hier und da auf die Eigenheiten und besondern Vorzüge dieser Abbildungen aufmerksam zu machen.

Die beiden ersten Figuren der ersten Tafel stellen

en ein äußeres männliches und weibliches Ohr vor, beide nach dem Leben gezeichnet; wegen der charakteristischen Darstellung auch für den Künstler sehr interessant. Die 3 Figur ist das äußere Ohr von einer alten Frau, an welchem nach abgenommener Oberhaut die Schmalzhöhlchen der Haut vorzüglich gut zu sehen waren. Die 4 Figur: das abgenommene Ohr mit den daran befindlichen zu seiner Bewegung bestimmten Muskeln von hinten oder innen gesehen, auf welche Weise die Anfügungen der Muskeln am bestimtesten sichtbar werden. Die 4 folgenden Figuren zeigen den Ohrknorpel von seiner äußeren und inneren Seite, an dem der fünften und sechsten Figur sind die kleinen ihm eigenthümlichen Muskeln dargestellt. Die 9 Figur macht den Übergang zu den folgenden Tafeln, und deutet die wesentlichsten Theile des Hörorganes im Zusammenhange an, also das äußere Ohr mit dem Gehörgange, dem Paukenfelle, den Gehörknöchelchen und dem Labyrinth, nur die Eustachische Röhre konnte dabey nicht angebracht werden. Die zweyte Tafel enthält die Abbildungen des mittleren Theiles des Hörorganes, und daher die 1 Figur: die Zusammenfügung der Gehörknöchelchen und ihr Verhältniß zu dem Labyrinth in viermaliger Vergrößerung. Die 3 folgenden Figuren stellen theils die Gehörknöchelchen in ihrer natürlichen Lage und GröÙe an dem Schlafbeine eines Kindes, theils die einzelnen Gehörknöchelchen vergrößert und zum Theil durchsägt vor. Die 10 und 11 Figur dienen zur Erläuterung der Muskeln der Gehörknöchelchen. Nun folgen wieder 8 Figuren zur Erläuterung der Gehörknöchelchen und ihrer Lage. Vorzüglich merkwürdig sind die beiden letzten Figuren dieser Tafel, nämlich die 20 und 21. Sie zeigen unter einer wahrscheinlich viermaligen Vergrößerung die Gehörknöchelchen mit dem Paukenfelle in ihrer natürlichen Verbindung und mit den zu ihnen gehörigen Muskeln und den Nervenfasern, welche sich zu diesen Muskeln verbreiten, sehr deutlich, und sind um so mehr zu schätzen, da wir noch gar keine Abbildung der Nerven der für die Gehörknöchelchen bestimmten Muskeln und der Ligamente des Hammers hatten. Vielleicht die mühsamste Tafel des ganzen Werks ist die dritte, welche in 14 Figuren das Labyrinth und die darin enthaltenen Theile von allen Seiten vergrößert und in natürlicher GröÙe darstellt. Alle diese Figuren stehen unter einander in genauer Beziehung, so daß eine durch die andere erläutert wird. Neu ist die Abbildung und Beschreibung eines halben Kanales zur Aufnahme der Nerven an dem elliptischen Bläschen des mittleren und kleinen Bogenganges. Die Figuren der vierten Tafel umfassen verschiedene Gegenstände, welche zur Erläuterung der auf den vorigen Tafeln dargestellten dienen, aber daselbst, ohne den Zusammenhang zu stören, nicht füglich angebracht werden konnten. Die 1 Figur zeigt das äußere Ohr mit seinen Arterien von der vorderen Seite; die 2 das äußere Ohr mit seinen Hautnerven von der hinteren Seite. Die

3 Figur ist besonders auch wegen der Durchbohrung des Paukenfells wichtig, weil sie die Krümmungen des äußeren Gehörganges auf eine ganz neue Art und sehr deutlich zeigt, da der Gehörgang in Verbindung mit dem äußeren Ohre und mit dem Paukenfelle horizontal durchschnitten ist. In der 4 Figur ist das Modell eines mit Gyps ausgegossenen Gehörganges gezeichnet, in den beiden folgenden Figuren aber verschiedene Durchschnittsflächen des Gehörganges, so daß sich also die 3 — 6 Figur sehr schön auf-einander beziehen. In der 7 Figur ist das Paukenfell von der äußeren Seite mit seinen Arterien unter vierfacher Vergrößerung vorgestellt. In derselben Vergrößerung erscheint in der 8 Figur auch der Grund der Trommelhöhle nebst den Gehörknöchelchen mit der Beinhaut, welche diese Theile bekleidet, und den Arterien die sich in dieses Membran verbreiten. Mit dieser Figur steht zunächst die 10 in Verhältniß, welche den vergrößerten Steigbügel mit den Arterien, welche sich in seiner Beinhaut verbreiten, besonders vorstellt. Sehr schön ist in der 9 Figur die Gehörarterie mit ihrer Verbreitung in dem Labyrinth in demselben Verhältnisse der GröÙe, welches die vorigen Figuren hatten, abgebildet. Die 11 — 16 Figur geben die Ansicht von verschiedenen glücklichen Durchschnitten der Schnecke, sowohl im frischen als im getrockneten Zustande, und machen nicht nur die Richtung der Windungen, sondern auch die Spindel und das Spiralblatt mit seinen Nerven und GefäÙen deutlich. Die 17 Figur stellt die innere gewölbte Fläche des kleinen Paukenfells vor, welches das runde Loch oder den Eingang zur Schnecke verschließt, und dessen äußere vertiefte Fläche schon in der 5 Figur der dritten Tafel abgebildet ist. Sehr belehrend sind die 18 u. 20 Figur, von denen die erstere das elliptische Bläschen des größten Bogenganges mit der strahlenförmigen Verbreitung der Nerven, die letztere den Nervenwedel des gemeinsamen Schlauches, beide in zwanzigmaliger Vergrößerung, sehen läßt. Eben so sehr vergrößert ist auch in der 21 Figur ein Stück des Spiralblattes der Schnecke, und in der 22 Figur das Arteriennetz an der inneren Fläche des elliptischen Bläschens abgezeichnet. Die 3 in jeder Rücksicht meisterhaft ausgearbeitete Tafel dient gleichsam zur Wiederholung der vorher auseinander gesetzten Theile. Denn hier sind sie nach ihrer Verbindung mit einander und nach ihrer eigentlichen Lage in dem Schädel sichtbar. Zu diesem Ende ist bloß in kräftigen Umrissen die Ansicht in den Grund der Schädelhöhle gegeben, und nur die zum Gehörorgan gehörigen Theile sind schattirt, die Lage ist aber so genommen, daß man die Theile des Labyrinthes, die Trommelhöhle mit den Gehörknöchelchen und dem Paukenfelle, und ein Stückchen vom äußeren Gehörgange auf einen Blick übersehen kann.

Soviel glaubten wir anführen zu müssen, um auf den Genuß dieses classischen Werkes begierig zu machen, von welchem es sich kaum denken läßt, daß es je übertroffen werden könnte. Papier und

Druck und der Eleganz des Stiches angemessen, und es ist besonders zu loben, daß auch in dem Abdruck der Kupfertafeln keine Nachlässigkeiten zu finden sind, wie man sie mit dem größten Verdrusse oft in anderen Werken wahrnehmen muß. C. T.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Regulative für die Therapeutik, nach heuristischen Grundsätzen der Naturphilosophie*; aufgestellt von Jacob Fries, Dr. und Privatdocent in Jena (nun Prof. in Heidelberg.) 1803. 140 S. 8. (16 gr.)

Der Vf. sucht zu beweisen, daß von den Bemerkungen der Naturphilosophen, eine physische Theorie des lebenden Organismus zu Stande zu bringen, in dieser die Functionen als organische Vorgänge zu construiren, und so mittelbar eine rationelle nosologische und therapeutische Ansicht der Krankheiten selbst zu begründen, — für jetzt und künftig nichts zu erwarten sey. Der Beweis wird nicht aus den bisher gemachten Versuchen, und deren etwanigem Misslingen, sondern aus der Natur der Sache selbst geführt, und somit das ganze Unternehmen als unthunlich abgewiesen. Bloß gelegentlich und im Vorübergehen heist es von Schelling (S. 10) „Seine Darstellungen seyen im höchsten Grade verworren und zweydeutig, und mit einer falschen Speculation so befrachtet, daß sie in seinen neueren Schriften in leere Träumereyen ausarten, ihn zum Träumer gemacht haben, und seine Schüler, die bis jetzt öffentlich gesprochen haben, auf denselben Irrwegen fortsetzen lassen.“ Sonderbar ist es; daß (S. 21) der Beweis dafür, daß die Naturphilosophie nichts taue, aus Sätzen geführt wird, welche als in der Naturphilosophie selbst bewiesen vorausgesetzt werden. Gegen die als unstatthaft erklärte Methode der dynamischen Construction physiologischer Erscheinungen stellt Hr. F. nun die von ihm behobte Methode auf; bloß empirisch aufgegriffene Thatfachen nach heuristischen Regeln (d. h. solchen, welche zur Erfindung leiten) zu combiniren, und so zu collectiven Begriffen in der Physiologie zu gelangen, welche aladann bloß nach logischen Gesetzen zu behandeln wären. Von dieser Methode wird behauptet, daß sie zuerst von Kant, Brown, Lavoisier richtig angewandt worden sey, (Rec. würde hier eher von Condillac gesprochen haben;) und es ist die Absicht des Vfs., „die Therapeutik von allen Versuchen physiologischer Erklärungen zu befreien,“ von welchen, so wie von streng nosologischen Erkenntnissen der Krankheiten behauptet wird, daß der heilende Arzt ihrer nicht bedürfe, und sich an das Äußere der Krankheiten halten, also mit einer bloßen Nosognomik zufrieden stellen lassen solle. Eine solche bloß logische Zusammenstellung „aller der materiellen Kräfte, welche in vielfachen mechanischen, chemischen, höheren physischen und Bildungsprocessen theilweise bis zu immer höhern Zusammensetzungen im Organismus verbunden sind,“ sey durch das System der Erregungstheorie ausgedrückt; und der Begriff der Erregbarkeit selbst drücke dem Vf. nichts als eben den Inbegriff aller jenen

unbekannten qualitativen Verhältnisse aus; und es meint nun, man könne mit dem sehr wohl bekannten Gesamtbegriff vieler unbekannter Dinge schon auskommen. Es ist in der That eine Fiction von ganz besonderer Art, und eine durchaus neue Hypothese, den sonst angenommenen unbekannten Qualitäten eine Gesamtheit von solchen zu substituiren, von welcher es sehr wohl bekannt ist, daß sie die Gesamtheit unbekannter Dinge sey. Um kurz zu seyn, der Vf. will, der Arzt solle den Organismus $= x$, die Krankheit $= y$, und die Heilmittel $= z$ annehmen, und nun x , y und z nach mathematischen Regeln berechnen, und zuletzt der Empirie es abfragen, was für einen Organismus x , und welche Heilmittel z zu bedeuten habe. Von dieser Plusmacherey nun erwarte der Arzt sein Heil, und hüte sich „daß ihm nicht in unglücklichen Augenblicken der Wahn von der Priorität naturwissenschaftlicher Constructionen der Krankheiten Luft mache, Krankheiten, welche er noch nicht kennt, mit Mitteln, welche er nicht kennt (an Subjecten, welche er nicht kennt!) zu behandeln.“ !! Der Vf. macht nun wirklich einen Versuch seiner analytischen Methode, und beweist, daß man über die wohlbekannte Synthesis unbekannter Qualitäten in zwey großen Abschnitten viel — Bekanntes sagen könne. S. 34 werden die Naturphilosophen aufgefordert, zu erklären, „warum nachbarliche Producte (?), wie Opium und Gummigutt; Eisenkalke und Kupferkalke; Zinnkalke (soll wohl Zinkkalke heißen) und Bleykalke; China, Serpentina, Rhabarber (o! der gleichartigen Substanzen!) und Ipekakuanha so verschieden, die entgegengesetzten hingegen, wie Moschus, Alkalien und Opium, Naphtha; Eisen und China; Kohle und Alkalien oft so ähnlich einwirken.“ Wir zweifeln nicht, daß die Naturphilosophen sich durch die Unauflösbarkeit dieser Aufgabe für überwunden erkennen, und daß diese höchst oberflächliche Schrift in das Rad der Zeit, das jetzt so mächtig um sich treibt, eingreifen, und alle Strebungen, in der speculativen Physik das Höchste, die Theorie des Organismus, hervorzubringen, rückgängig machen, und uns wieder in die Nullität des rigosen Brownianismus zurückführen werde. Der Vf. ist in seiner den Geist tödtenden mathematischen Methode so handfest, daß er seinen Paragraphen sogar die Aufschrift giebt: „erste Formel“ „zweite Formel“ etc. und die Themata in streng-mathematischer Form so stellt: „Man solle hinlänglich viele incitirende, deprimirende, und unmittelbar destruirende Potenzen nach den Graden ihrer Stärke und den Verhältnissen ihrer örtlichen Einwirkung ordnen.“ Es folgen zuletzt anatomisch-physiologische Combinationen, von welchen der Vf. selbst sagt, daß sie nichts zu bedeuten haben, und ohne alles Resultat sind. Zur Probe bloß folgende Stelle: „das Auge, dieses Lichtorgan (?) der Theorie, und gleichsam eine Blüthe ohne Befruchtungsorgan, ist das allgemeinste und ursprünglichste Organ der Nerven.“ (?) Der Vf. versichert zuletzt sehr naiv, daß es davon, was ein Nerve sey etc.,

nichts verleihe; nur thut er uns die Ehre an, uns bey jener vornehmseynsollenden Ignoranz für seine Gesellschaft zu haben. Wth.

ERFURT, b. Hennings: *Kunst die Krankheiten der Menschen zu heilen nach den neuesten Verbesserungen in der Arzneywissenschaft.* Von dem Hofr. und Prof. Hecker zu Erfurt (jetzt in Berlin). Erster Theil. Zweyte verbesserte Auflage. 1805. 272 u. 671 S. 8. (3 Thlr.)

Wenn ein Buch von so entschiedenem Werth in demselben Jahre eine neue Auflage erfordert: so spricht dieß allerdings für den erhaltenen Beyfall und den wichtigen Gehalt desselben sehr laut. Auch muß Rec. gestehen, daß sich der Vf. durch diese Arbeit um die Kunst wahrhaft verdient gemacht hat. Es ist gewiß keine kleine Aufgabe, alle jene Bedingungen, die ein gutes praktisches Handbuch bey dem jetzigen Kampf zwischen anspruchsvoller Systemsucht, und anspruchsvoller Systemlosigkeit erfordert, zu erfüllen; und wenn Rec. bey der Anzeige der ersten Auflage (1805. N. 309) in dieser Hinsicht vorzüglich bey der Abtheilung der chronischen Krankheiten auch manches zu erinnern hatte: so fallen jene Aeusserungen nicht sowohl dem Vf., als der Nothwendigkeit einen Leitfaden haben zu müssen, zur Last. Was er im 2 B. von der Bildung und Entstehung chronischer Krankheiten überhaupt (S. 505 — 519) sagt, zeugt von einem tiefdenkenden, vollendeten Praktiker, und Rec. empfiehlt es jedem Kunstgenossen zum reifsten Nachdenken. Wer nach diesen Ansichten den Umfang aller zur Bildung chronischer Krankheiten bestehenden ursächlichen Momente, und die ganze Procession des Krankheitsprocesses deutlich vor sich hat, der wird sich in den meisten Fällen schwerlich allein auf die ursprünglichen Anlagen, auf Schwäche, oder veränderte Mischung beziehen, und seinen Heilplan nur bedingt auf stärkende Mittel beschränken, wie es eine Zeit her die Mode des Tages mit sich brachte, und man bey der so sehr gedrängten Darstellung chronischer Krankheiten am Ende dieses Buches zu glauben versucht werden könnte.

Was diese zweyte verbesserte Auflage betrifft, die eigentlich Rec. hier nur zu würdigen hat: so gesteht der Vf. in der Vorrede selbst, daß des schnellen Absatzes wegen schon bey der ersten Auflage auf die zweyte Rücksicht genommen werden mußte, und daß in einer so kurzen Frist unmöglich beträchtliche Veränderungen in dem Plan und in der Ausführung des Ganzen Statt finden konnten. — Nach mühsamer Vergleichung aller Strophen des ganzen Buches hat Rec. auch wirklich außer 7 angezeigten, im Buche aber schon verbesserten Druckfehlern, und einigen in der Note (S. 70 und 71. I B.) zugesetzten Zeilen, gar nichts in dem Handbuch selbst abgetindert gefunden. Die Verbesserung beschränkt sich

bloß auf die Einleitung, die bey der hässlichen Bogenzahl, überbeymerklich eingenommenen Druck, durch manche erhebliche Verbesserung und beträchtliche Zusätze an Vollständigkeit wirklich gewonnen hat. Wenn auch diese gedrängte Darstellung und Würdigung der sich mit dem Zeitgeist umstaltenden Theorien nicht geradezu wesentlich in ein praktisches Handbuch gehört: so stimmt Rec. dennoch in die Gesinnung des Vf. ein, wenn er sagt: „daß alles bessere Streben, ein Arzt im wahren Sinne des Wortes zu werden, und zur Vervollkommenung der Kunst, Krankheiten zu heilen, mitzuwirken, von der genauesten Kenntniß alles dessen ausgehen müsse, was vom Anbeginn bis auf diesen Tag zur Begründung und Erweiterung seiner Kunst geleistet worden ist. Dadurch wird der Arzt auf den höchsten Standpunkt erhoben, von welchem alle seine Bemühungen zur weiteren Ausbildung seines Gegenstandes ausgehen, und in welchem sie sich wieder vereinigen müssen. Von diesem Standpunkt aus hat er den weitesten Blick über das Vergangene, und über das Gegenwärtige; den Blick, der allein die Wahrheit gegen neuen Irrthum, so wie alten Irrthum gegen neue Wahrheit richtig zu würdigen im Stande ist.“ Rec. kann nicht bergen, daß auch bey der innigsten Überzeugung von dieser Wahrheit, er nichts desto weniger glaube, bey der Abfassung eines praktischen Handbuchs sollte der Vf. nicht auf eine große Zahl der Künstler sehen, die sich nur später, oder gar nie auf diesen Standpunkt zu schwingen vermögen, und daß die meisten jungen Künstler sich an diese Handbücher eben so, wie die Richter im Allgemeinen an ihre Gesetzbücher halten, denen es nie um den Geist des Gesetzes, sondern nur um dessen buchstäbliche Ausführung — sollten dieselben mit sich auch im offenen Widerspruch stehen — zu thun ist.

Von dieser Meinung abgesehen, bleibt die reiche Darstellung, die Vergleichung und die Würdigung dieser Theorien von unbestrittenem Werth, wie man dieß von dem geschätzten Vf. des *Journals der Erfindungen und Theorien* wohl nicht anders erwarten konnte. Vorzüglich skizzirt und gewürdigt sind das Bröwnsche und das hieraus entstandene, von dem Vf. adoptirte Erregungssystem. Von den Speculationen der Naturphilosophen hofft der Vf. zur Vervollkommenung der ächt praktischen Medicin eben so wenig, als von jeder Speculation, die sie seit 2000 Jahren verunstaltet hat, und warnt deswegen, wie schon Hippokrates, die Ärzte vor der giftigen Schlange der Philosophie, noch weit mehr aber vor der giftigeren der Philosophen, „die sich wechselweise bey ihren Constructionen der Natur *a priori* immer die Grundsteine herausreißen, und sich in eben dem Augenblick ihre glänzenden Gebäude zerstören, in welchem sie in den obersten Sphären schon die blauen Ziegen grasen sehen!“

NEUE AUFLAGEN.

Hannover, b. Hahn: *Wie können Schwangere sich gesund erhalten, und eine frohe Niederkunft erwarten? Nebst Verhaltensregeln für Wöchnerinnen.* Von D. Christ. Aug.

Struve, ausübendem Arzt zu Götting etc. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. XII. u. 273 S. 8. (20 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 A U G U S T , 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

ERLANGEN, b. Palm: *Rhapsodien aus der Lehre von der assimilativen und reproductiven Function des Organischen*, als Materialien für ein künftiges System der Trepfologie von Dr. H. C. A. Osthoff. Erste und zweyte Hälfte, mit fortlaufenden Seitenzahlen. 1806. XXII u. 426 S. gr. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

Der Vf. geht darauf aus, eine Theorie der reproductiven Vermögen des menschlichen Organismus, auf dem Wege reiner Empirie, und mit steter Hinsicht auf den praktischen Zweck des Heilkünstlers, einzuleiten und vorzubereiten. Der Gegenstand ist wichtig, und mit Recht wird in der Vorrede bemerkt: „Die Zustände in der assimilativen und reproductiven Function der Individuen müssen die Hauptgesichtspunkte abgeben, auf welche die Beobachtung sowohl, als die Handlungsweise des Heilkünstlers, gerichtet sind.“ — Jeder Versuch also, Licht über die Geheimnisse dieses dunkeln Gebiets zu verbreiten, verdient Achtung, um so größere, je mehr er, den Werth der Idee, die allein hier zur Führerin dienen kann, anerkennend, es dennoch verschmäht, nach dem Beyspiele vieler, ihren im Endlichen reflectirten Schein für das Reale der Erscheinung selbst uns aufzudringen, und vielmehr dahin strebt, in lebendiger Anschauung des Endlichen zur möglichsten Klarheit ihrer concreten Darstellung zu gelangen.

Mit dieser gewiss der Beurtheilung nicht ungünstigen Reflexion, die durch die Vorrede hervorgebracht worden war, durchlas Rec. die Schrift mit derjenigen Aufmerksamkeit, die man einer Ausführung eigener, oft schon im Stillen gehegter, Ideen durch fremde Hand nicht versagen kann. Aber seine Erwartung ward nicht befriedigt. Der Vf. läßt die *Idee* der Reproduction zu weit im Hintergrunde, und giebt sich auf der anderen Seite der Empirie nicht genug hin, um im redlichen Kreise jene Lichtpunkte hervor zu rufen, die uns in den Schriften ächter Empiriker so oft mit dem mächtigen Gefühle absoluter Wahrheit überrücken. —

Reproduction ist nach §. 1 eine im Organischen sich in ihre Producte verlierende Function, ihr Totalausdruck im ausgebildeten Subjecte, nach S. 6, „Beharren des Individuums nicht nur auf gewissen Stufen des körperlichen Volums und innerhalb gewisser Modelle der Gestalt, sondern auch Permanenz in der Qualität der organischen Materie; beides unter
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

der Bedingung vollkommener Gesundheit des individuellen Organismus.“ — Das Wesen des Processes, als eines organischen, besteht darin, daß durch ihn jeder in die Sphäre der Reproduction eingehende, anorganische, d. h., nach dem Vf. nicht in derselben lebendigen Continuität mit dem organischen Individuum stehende Stoff, sey nun an sich organischen oder anorganischen Ursprungs, sich selbst völlig entähnlicht, und stufenweise mit der organischen Materie des Individuums so identificirt wird, daß er auf der letzten Stufe, in gleichnamiger Wirksamkeit mit der organischen Totalität, der äußeren Natur entgegengesetzt werden könne. Diese Entähnlichung ist in jedem Momente das Product eines Conflicts des äußeren Stoffes, vermöge seiner chemischen Qualitäten, mit der zwingenden reproductiven (hier nur assimilativen) Function, in welchem Conflict durch die letztere in jedem Augenblicke an dem aufzunehmenden Stoffe die bereits entwickelten Qualitäten vernichtet, und an deren Statt andere Qualitäten so lange hervorgerufen werden, bis zuletzt die Function, in Bezug auf diesen Stoff, in der gänzlichen Vernichtung aller Qualität reproductiv wird. — Nach den hier aufgestellten Principien nun werden zunächst, (indem die Stufen der Assimilation selbst nur gleichsam im Vorbeygehen entwickelt werden,) die Fragen nach den Bedingungen der Assimilirbarkeit, ihren Grenzen und Graden, die Begriffe von Arzneimitteln, Nahrungsmitteln, Giften u. s. w. erörtert, das Wesentliche des Verhältnisses der assimilativen Function zu den verschiedenen ihr dargebotenen, äußeren Bedingungen ihrer Wirksamkeit mit Scharf sinn entwickelt, und zuletzt, im zweyten Buche, von den aufgestellten Ansichten auf mehrere specielle nosologische Fälle eine lichtvolle und interessante Anwendung gemacht.

Wir würden uns vielleicht auf eine detaillirtere Anzeige des Inhalts eingelassen haben, wenn wir nicht eines Theils dadurch nothwendig die uns vorgezeichneten Grenzen hätten überschreiten müssen, und wenn nicht anderen Theils die große Consequenz des Vfs., mit welcher er aus den oben aufgestellten Prämissen folgert, diese Mühe überflüssig machte, da, jene Vorderätze einmal angenommen, jeder, der mit ihm von denselben ausgehen will, nothwendig zu denselben Resultaten gelangen muß. Aber eben jene Vorderätze sind es auch, die den Weg zu fruchtbaren, umfassenden Ansichten verdämmen.

Die Empirie löst sich hier in Theorie auf, ehe sie noch sieht; ihr nächstes Object fällt hinter die Erfabe

H h

rung, und die Begriffe von gemachten Erfahrungen sind es eigentlich, die eine künstliche Einheit unterstützen, zu der, als zu einer Hypothese, was doch jede Abnahme nicht seyn soll, scharfsinnige, zerstreute Bemerkungen hin und wieder Belege liefern. Mit Recht läßt sich daher von dieser Schrift behaupten, daß sie nur in Hinsicht der Empirie den Titel: „*Rhapsodien*“ verdiene, in Hinsicht des Theoretischen aber ein, von der Erfahrung unabhängiges, Ganzes bilde.

Ist, daß der Übergang des organischen Masse bedingt von seiner freyen Actionen, nicht des Processes eintritt, Veränderung der Action auf Assimilationsprocesses an den Wirkungen nachweisen läßt: durch die organische Function gesetzte, Qualitätsveränderung empirischer Wahrnehmungismus in Chylus übergehe, erklichen Eigenschaften von anderen, Verschiedenheit zeigen; diese Verschiedenheit aber Wahrnehmung erstreckt, und diejenige innere Differenz deren dieser Stoff, als eine Stufe neu erzeugte Einheit, setzenden Qualität gegen die kehrt, um mit ihr einen zu bilden, ist, eben weil Polarität des Gegensatzes reell sind, die Bedeutung der beiden polarisirenden, zwischen denen schwankt, gehörig aufzuweisen, die positiven Factoren der unter dem Schema der relativen Differenziren, so daß sie nicht nach außen kehren, woher Individualität und Abgrenzung hervorgebracht wird: neue negativen Polaritäten im Inneren als ein äußeres setzen, die Pole hervor, und treten in der Erregung, dessen reeller

Ausdruck, so lange sich das Einzelwesen im Conflict behauptet, die reproductive Function ist. Nicht also im organischen Individuum allein gehört es zum Wesen des Seyns, die positiven Pole nach Innen zu kehren, sondern im Gesamtorganismus ist diese Richtung schon auf unendliche Weise ausgedrückt, und das Hervorrufen des positiven Gegensatzes mit der äußeren Welt, ist nichts anderes, als die in jedem allgemeinen, inneren Conflict des höheren Lebensacts gesetzte Expansion des Individuums, das seine Besonderheit, für den Moment des Conflicts, dem Allgemeinen aufthut, und dann, indem sich der Kreis seiner Individualität, nach der ihm inwohnenden Form der Totalität aufs neue schließt, das, was es in dem Contact mit dem Allgemeinen, als positives Allgemeines, empfangen hat, wie-

derum als eine neue Position des Besonderen, d. h. als eine positive Function, innerlich setzt. Wenn wir nun dasselbe Identische, nur unter verschiedenen potentiellen Ausdrücken, als innere, positive Differenz der Function und als äußere Potenz im Lebensprocess anerkennen müssen: so kann, bey einer durchgreifenden Erörterung des Reiz- und Reproductions-Verhältnisses, die wahre Untersuchung und Erforschung des Qualitativen im Stoff sowohl als Product nur auf eine durchgeführte Parallelisirung des gegenseitigen Verhältnisses der allgemeinen und besonderen Naturactionen, und zwar auf eine solche gegründet werden, die, nachdem sie in den äußeren Potenzen das Allgemeine erkannt hat, und dadurch zur Einsicht in die, jeder besonderen Stufe und Classe der Potenzen eigenthümliche Polarität gelangt ist, die gleichnamigen Potenzen (innere einfache oder mehr zusammengesetzte Gebilde und ihre Actionen) im Organismus, unter beständigem Rückblick auf den ursprünglichen Gegensatz des Verhältnisses, mit jenen Polaritäten zusammen stellt, und folchergehalt aus neuen und älteren Beobachtungen den wahren Ausdruck des gegenseitigen Conflicts für die Form und Materie des letzteren aufsucht.

Es liegt also, nach des Rec. Meinung, viel weniger daran, das *Wie* der organischen Function in ihrem Verhältnisse zur Außenwelt, d. h. die Art und Form desjenigen Vorgangs, durch welchen und in welchem das Incitament, nach seiner verschiedenen, ursprünglichen Beschaffenheit, mehr oder weniger sich selbst entzündet, mehr oder weniger unter der Form der Positivität oder Negativität gesetzt wird, durch Schlüsse und Vergleichung der Wirkungen mit ihren möglichen Ursachen auszumitteln; — eine Untersuchung, die, so scharfsinnig sie auch in dieser Schrift geführt worden ist, dennoch auch hier nur durch das, aus einer anderen Region her-einfallende, Licht ihre wichtigste Evidenz erhält; — es liegt weniger an der Erforschung dieses formalen Verhältnisses, als an der des eigentlichen realen Gegensatzes der Incitamente und inneren, potentiellen Glieder des Organismus. Jenes (das formale Verhältniß,) führt uns bloß zu einer reinen Ansicht der organischen Wirkungssphäre im Allgemeinen, und ist darum, was den Schematismus desselben im Ganzen anbelangt, fast in allen Beziehungen sich selbst gleich, ohne daß für das Specielle und Individuelle andere Resultate daraus herzuleiten wären, als solche, die entweder aus der allgemeinen Physik und Chemie, oder aus besonderen Inductionsschlüssen, auch wohl aus speculativen Ideen, ihre weitere Ergänzung und unmittelbare reale Beziehung holen müßten. Zum Beispiel mag hier des Verfassers nosologische Ansicht des *Diabetes mellitus* dienen, S. 368. Das Wesen desselben besteht, nach dem Vf., in einer großen Affenie der allgemeinen, reproductiven Function, wovon zwar allerdings der abnorme Urin Folge, keinesweges aber Pro-

duct einer specifischen Nierenthätigkeit ist. Die ganze circulirende Säfteklasse ist hier nicht bis auf den ihrer jetzigen Stufe entsprechenden Grad assimilirt, neigt daher mehr zur chemischen Entwicklung ihrer Qualität, als der Stufe, worauf sie steht, zukommt; sie entmischt sich also in gewissen Gebilden, in welchen, im natürlichen Zustande, eine Entmischung, oder eine der Entmischung ähnliche Function, vor sich geht. Wenn nun die Verdauungsorgane, bey anhaltender vegetabilischer Diät, sehr geschwächt worden sind: — „sollte hier nicht, fährt der Vf. fort, der Zuckerstoff aus den Vegetabilien, die ihn doch ausschließlich enthalten, in die Säfteklasse, seinen Grundlagen nach, aufgenommen werden, und in ihnen so unassimilirt bleiben können, daß er sich in den Nieren wieder von neuem bildet?“ — Man betrachte diese Verknüpfung der letzten Folgerung! In der That ist auch bis zu diesem: „sollte hier nicht“ nichts weiter, als der allgemeine Ausdruck gesunkener Reproduction, in Bezug auf die Säftebereitung, wiedergegeben, und bey Phthisis, Cachexie, Typhus u. s. w. läßt sich fast ganz dasselbe anwenden. Aber gerade das letzte, die Differenz bestimmende, in welchem, wenn es einmal richtig erkannt wird, nothwendig auch das zum Grund liegende Qualitative der ursprünglichen Perturbation zur Anschauung kommen muß, bleibt hier im Schatten stehen, und blickt nur durch den Nebel einer Ahnung, einer Mutmaßung, oder höchstens einer aus einem anderen Gebiete hergeleiteten Folgerung, durch. Darum wird auch die Praxis allenthalben bey Stenchie der reproductiven Thätigkeit auf sthenisirende, bey Asthenie auf sthenisirende Mittel im Allgemeinen hingewiesen, und das Specifische wird verworfen: „weil jeder der assimilativen Function dargebotene Stoff von ihr, im Verlauf der Bearbeitung, sich selbst erst ganzlich entzündlicht werde, ehe er in identische Continuität mit dem individuellen Organismus übergehen könne.“ — Bezieht aber der Organismus in der Masse, oder in der Action? und eben so seine beiden Zustände, Gesundheit und Krankheit? Ist aber das letztere der Fall, wie der Vf. selbst zugeben wird, ja an mehreren Stellen seiner Schrift, wo er gegen eine einseitige Ansicht des Lebensprocesses, als nur allein thätigen oder nur allein leidenden Acts, eifert, selbst darthut: so muß auch jede besondere Function desselben, und in specie hier die reproductive, da sie in jedem besonderen Act, durch die specifische Qualität des dargebotenen Stoffes bestimmt ist, in jedem dieser Acts nothwendig auch eine besondere und specifische seyn. Gesundheit und Krankheit beruht sonach nur allein auf dem Verhältniß des specifischen dargebotenen Stoffes zu der (engeren oder weiteren) Sphäre, innerhalb welcher jede bestimmte, organische Action, und jede Stufe ihrer Thätigkeit, specifischer Modificationen, (der Qualität und Quantität nach) fähig ist. Gerade das Specifische also scheint uns dasjenige zu seyn, was die vorzüglichste Aufmerksamkeit der Empirie fodert. Hat die Idee uns bis zur Abhandlung eines allgemeinen

Parallelismus hingeleitet, hat uns die Philosophie vom Standpuncte der Speculation aus die Potenzen des allgemeinen und des besondern Lebens angedeutet, und uns auf die Bedeutung des unterscheidbaren Mannichfaltigen des Organischen wie des Anorganischen aufmerksam gemacht: dann bleibe es der Empirie überlassen, diesen Parallelismus, so weit ihre Blicke reichen, bis ins Besondere und Einzelne durchzuführen, die Modificationen, die die einfachste Action durch die Verbindung mit mehreren zu einer gemeinsamen Wirkung in der Erscheinung erleidet, und das Überwiegen der einen oder der anderen Potenz in den verschiedenen Stoffen, die wir theils als Nutrimente, theils als Arzneyen betrachten, durch Experimente und Beobachtungen, sowohl an sich, als in ihrer Beziehung zu organischen Körpern, zu erforschen, — sie nach diesen Beobachtungen in graduelle und qualitative Übersichten zu bringen u. s. w. — Freylich dürften auf diesem Wege die Entdeckungen unserer Empiriker noch weit rhapsodischer ausfallen, als des Vfs. Lehren über die reproductive Function; aber es ist das Wesen wahrer Empirie, rein rhapsodisch zu seyn. Jede ächte Erfahrung ist ein Gesetz im Besondern. Der Entdecker kennt es oft selbst nicht: wer es aber findet, hebt mit ihm das Bruchstück des Wissens zu seinem Rang im Reich der Wissenschaft empor. — Von Hn. O. fürchten wir hier am wenigsten die Einrede, daß auf solchem Wege die glücklich überstandene Zeit planloser Empirie, die von jeher mit Specifis ihr Wesen trieb, zurück gerufen werden würde. — Auch jene Empirie hat uns Früchte getragen, die wir immer mehr zu nutzen suchen sollten; aber Unterschied aber beruht hierbey nur auf der leitenden Idee. Hierüber kann bey dem kein Mißverständniß entstehen, der den höheren Begriff der Empirie so schön aufzufassen gewußt hat, als es der Vf. nach seiner Vorrede S. XVII zu thun vermochte.

Wir haben geglaubt, diese Ideen, um so eher für eine förmliche Recension gelten, wenn die Principien enthalte Urtheil über Hr. O. Schrift! wann wir dessen weitere. A Wen der Gegenstand interessirenden Arzte wäre dieser hat gewiß diese Schrift ist auch gewiß, wie der R. seiner Erörterungen, z. B. Nahrungsmittel, Arzneyen sen der Assimilirbarkeit, über den assimilativen Process bey der Aufnahme des Wassers, über die Vorstellungsarten von den Graden der Verdaulichkeit der animalischen und vegetabilischen Stoffe u. s. w. mit Vergnügen gefolgt.

Beherzigungswerth und von einem sehr richtigen Standpuncte aus aufgefaßt ist im zweyten Buch des Vfs. nosologische Entwicklung der Gelbsucht, in welcher manche interessante Winke, die Bedeutung der Leber betreffend, vorkommen. Möge der Vf. in seiner versprochenen weitern Ausführung der

Trepfologie, mit deren Aufstellung allerdings ein noch fehlender, integranter Theil der Heilkunde ans Licht gerufen würde, die innere Qualität der verschiedenen Reproductionsstufen nicht nur, sondern auch das Wesentliche in der Function der, zur Totalität jenes Processes verschlungenen, einzelnen Gebilde mehr, als hier geschehen ist, beherzigen, und auf das Verhältniß der jener Function dargebotenen Objecte, sowohl nach ihrer allgemeinen Qualität, als nach ihrer Bedeutung in der Function des Organismus und für dieselbe, so viel es das Maß unserer bisherigen Erfahrungen erlaubt, und eine möglichst genaue Beobachtung ihn lehrt, Rücksicht nehmen! Er wird dann gewiß jedem Arzt mit seiner Arbeit ein erfreuliches Geschenk machen. Niemand kann es lebhafter fühlen, als der Rec., wie weit wir in der eigentlich empirischen Kenntniß des Organismus noch zurück sind, so viel auch von jeher in der Heilkunde auf den Ausspruch der Erfahrung verwiesen worden ist, und wie gemäßigt dem zu Folge unsere Anforderungen an ein Unternehmen, wie das des Vfs. ist, seyn müssen, um in den Grenzen der Billigkeit zu bleiben. Man dürfte nicht viel wagen, wenn man behauptete, die Praxis danke der Erfahrung bisher *alles*, die Theorie aber *wenig* oder gar nichts. Erst wenn mehrere Männer wie Marcus nach Ideen, und doch rein empirisch, über das Verhältniß der Außenwelt zum Organismus experimentiren, dürfte die Kluft zwischen Theorie und Praxis sich für die Erfahrung bahnen, und letztere das Licht der Speculation ertragen lernen, das sie in unseren Tagen so oft verblendet und auf gefährliche Abwege geführt hat.

Der Anhang von S. 371 an hat eine ausführlichere Entwicklung des Verhältnisses, in welchem der *Nahrungstrieb* im Menschen (in Hinsicht seiner Befriedigung und Nichtbefriedigung) zu dessen thierischen Gefühlen und zu dessen Vorstellungsvermögen steht, zum Gegenstande. Der Vf. sucht manche tiefere Beziehung der Triebe und Vorstellungen im Menschen hervorzuheben, durch allgemeine Erfahrungen anschaulich zu machen, und Regeln für die Behandlung der Ausserungen des Begehrungsvermögens in Krankheiten, je nachdem diese als bewusste oder bewusste Acte, und im letzten Fall entweder als wichtige, auf ein unmittelbares Selbstgefühl gegründete Anzeigen eines wahrhaften, organischen Bedürfnisses, oder als Producte einer irre geleiteten Phantasie, bald Beherzigung, bald Gegen-

wirkung, allezeit aber die größte Schonung und Barmherzigkeit von Seiten des Arztes verdienen, daraus abzuleiten.

So wenig wir nun durch diese ganze Abhandlung zu neuen, oder weiter führenden Ansichten des eigentlichen Wesens dieses Verhältnisses zwischen dem Subjectiven und Objectiven im Menschen geführt werden; da einer solchen Erweiterung der Aussicht hier allenthalben die zur Lösung der Aufgabe benutzten gemeinen Begriffe einer, in unaufloslichem Widerstreite mit sich selbst befangenen, *empirischen Psychologie* entgegenstehen: so läßt sich dagegen doch auf der anderen Seite nicht leugnen, daß der Gegenstand durch die Zusammenstellung mehrerer dahin einschlagender Thatfachen, und durch die eingestreuten praktischen Winke, auf diesen Blättern für den Arzt ein nicht unbedeutendes Interesse gewonnen habe. Daß übrigens der Hauptpunct der ganzen Untersuchungsreihe, — die Frage nach den Gründen des Heilungsinstincts, (wenn wir eine auf Bedingungen der Genesung mit fast unwiderstehlicher Heftigkeit haftende Richtung des Begehrungsvermögens so nennen dürfen,) hier in seinem mythischen Dunkel verschlossen bleibe, und daß weder die S. 399 zur Erklärung in Anregung gebrachten, *mittelbaren* Erfahrungen, noch die, als äußere Objecte der sinnlichen Erfahrung auf das Bewußtseyn wirkenden, *krankhaften Zustände des Gemüths*, wirklich etwas darüber aufklären können, hat der Vf. selbst zugestanden.

Gerade dieses Bewußtseyn des Unzureichenden, das in diesem Versuche so auffallend hervortritt, hätte ihn aber auf die, von ihm gewählte Methode aufmerksam machen, und zu der Bemerkung führen können, daß der empirischen Psychologie in der Heilkunde ein sehr enger, wenn gleich nicht unwichtiger Spielraum zukomme, auf welchem sie zunächst mit dem beobachtenden und handelnden Arzte in Beziehung zu treten bestimmt ist, daß aber sie, die sich selbst in ihrem Innern ein ewig unerklärbares, wissenschaftliches Räthsel bleiben muß, keineswegs dazu gebraucht werden könne, Erklärungsgründe des geheimnißvollen Vorgangs im Inneren einer organischen Totalität, die als endliches Nachbild des Absoluten, ihrem Wesen nach nur durch Ideen verstanden werden kann, aus dem Aggregatzustande ihrer emsig zusammengerafften Kenntnisse hervorzubringen.

***.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Hamburg, b. Perthes: *Bemerkungen über den Mißbrauch der Instrumente in der Geburtshülfe*, von Woldemar Nissen, Dr. und Prof. der Geburtshülfe u. s. w. 1805. 71 S. 8. (10 Gr.) Eine Beschreibung des Gebärhäuses zu Altona, welchem der Vf. als Lehrer und Arzt vorsteht, dient, recht zweckmäßig, der kleinen Schrift zur Einleitung. Der Inhalt derselben beschäftigt sich hauptsächlich mit einer kurzen Darstellung der Nachtheile, welche aus einem übereilten, oder nach unrichtig aufgestellten Indicationen bestimmten, Gebrauche der Instrumente entstehen, wobey zugleich von dem Vf. die Veranlassungen entwickelt werden, welche auf verschiedenen Lehranstalten und in Gebärhäusern, und bey vielen jungen Geburtshelfern, die so

häufige, in manchen Fällen ganz zwecklose, Anwendung der Manual-Hülfe herbeyführen. Sehr richtig wird in dem, S. 40 mitgetheilten Briefe eines auswärtigen Arztes und Geburtshelfers bemerkt, daß Gebäranstalten in kleinen Orten angelegt, der Entbindungskunst eher zum Nachtheile als zum Vortheile gereichen, indem eben dadurch die Anwendung der Instrumental-Hülfe nicht allein begünstigt, sondern auch Lehrer und Schüler irre geführt, jene am Ende an ein unrichtiges Verfahren gewöhnt, und diese zu einer Gleichgültigkeit verleitet werden, welche sich mit der Tendenz einer rationalen Entbindungskunde, wie mit der Humanität des Geburtshelfers, keinesweges vertragen kann.

A. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 A U G U S T 1 8 0 7 .

P H I L O S O P H I E .

LEIPZIG, b. Crusius: *Der Mensch im Umkreise seiner Pflichten*. Von Christian Friedr. Sintenis. II Theil. 1 Abth. 1805 480 S. 2 Abth. 1807. 448 S. 8. Auch unter dem Titel: *Das grössere Buch für Familien*. I. II Theil. (4 Thlr.)

Dasselbe Urtheil, welches wir in No. 59 dieser Zeitung, im J. 1805 über den ersten Theil dieses Werkes fällten, gilt auch von den gegenwärtigen zwey Abtheilungen des zweyten Bandes, welcher die verschiedenen Verhältnisse und Pflichten des Familienmenschen darstellt. In den mannichfaltigsten äusseren, dem Inhalt grösstentheils angemessenen Formen trägt der Vf. seine sittliche Lebensphilosophie vor, z. B. des Menschen Bestimmung zur Geselligkeit in einer *Deduction* aus der menschlichen Natur; das Familienleben in einer *Lobrede*; die Seltenheit des Familienglückes in einem *Gespräch*; der Mann, wie sich gehört, in einem väterlichen *Sermon*, für Stiefväter und Stiefmütter in einer menschenfreundlichen *Admonition* etc.

Ein besonderer Vorzug dieses Theils ist das specielle Detail der Familienverhältnisse, in welche der Vf. belehrend eingeht, wie es vor ihm kein anderer that. Jedoch sind diese Verhältnisse nur zufällig aufgerafft, nicht nach einer philosophischen Construction des Familienlebens verzeichnet. Da dieses Werk ein sehr brauchbares für gebildete Leser werden kann, und nach des Vfs. Absicht werden soll: so erlaube uns der gemeinnützige Vf. einige Bemerkungen über dieses, leider! zu dicken Bänden, ohne Noth, anwachsende Werk, um an unserm Theile zu dessen Nützlichkeit beytragen zu helfen. Wir vermissen auch hier noch allzusehr den Geist der wahrhaftigen Sittenlehre. Die Vernunft bringt hier das selbstständige, sittliche, das ganze Leben veredelnde Licht nicht in die Erfahrung hinein, sondern die moralischen Lehren gehen mehr aus den Lebensverhältnissen heraus, und kündigen sich daher mehr als *empirische Klugheitslehren* an. Der höchste Effect dieses Buches kann mitbin nur eine Legalität der Sitten, bey weitem noch keine Moralität der Gesinnung, seyn. Wir können daher diesem Buche auch nur einen *propädeutischen*, disciplinirenden, an den Vorhof der Sittlichkeit führenden *Werth* beylegen, eine Beschränkung und Verfeinerung roher gesetzloser Neigungen, wodurch der Tugend nur der Weg ausgeräumt wird. Die höchste, in der Idee des Vfs. erschwingliche Tugend ist nur die *niedere*, die *Rec. die regulative* nennen möchte, weil sie immer nur auf

J. A. L. Z. Dritter Band. 1807.

einen zu beschränkenden Trieb, auf eine Heteronomie gehet, die ihr den Stoff zur Tugend leihet, und dem der sittliche Wille die Form giebt. Nach dieser Voraussetzung, die aber zu nichts weiter, als zu einer Rechtslehre führt, ist keine Tugend gedenkbar ohne zu beschränkende Triebe, und es wird sonach um alle Tugend geschehen seyn, wenn etwa einmal jenes „andere Gesetz in meinen Gliedern“ des Apostels Paulus wegfallen sollte. Es ist daher sehr zu bedauern, daß unser Vf. die höhere, *productive, schöpferische*, neue Verhältnisse des Lebens herbeyführende Tugend in der Theorie noch nicht ergriffen hat, da er gerade in den schönen Verhältnissen des Familienlebens die Idee dieser Tugend hätte anschaulich, und ihre Herrlichkeit und Göttlichkeit fühlbar machen können. So lange die Moralisten das reine Vernunftleben, das Handeln nach — und für — Ideen nicht rein auffassen, nicht systematisch darlegen, durch die Erhabenheit dieser Ideen und eines dieselben realisirenden Handelns das Gemüth erheben, und von der Thierheit befreyen: so lange ist auch an keine Metaphysik der Tugend, und an keine durchgreifendere Wirkamkeit der — immer noch auf Sinnentriebe beschränkten, durch sie auf eine kleine Sphäre eingeeengten — Tugendlehren zu denken. Indessen ist nicht zu leugnen, daß unserm Vf. bey seinem reinen moralischen Sinne, seinem feinen praktischen Verstande und seiner moralischen Sagacität Züge der höheren productiven Tugend, in sittlicher Begeisterung, entwichen. Wir fanden unter anderen einen solchen Zug in der Unterredung, welche *Ernst* und *Viktoria* am Grabe ihres einzigen Kindes halten, S. 333 der ersten Abth. in welcher Unterredung die Weiblichkeit der Viktoria ganz verwischt ist, und als Männlichkeit erscheint. Nachdem Ernst allerley Beruhigungsgründe an seiner Gattin versucht, und keiner die bezielte Wirkung ganz hervorgebracht hatte, spricht er endlich: wir sind nun *Eltern ohne Kinder*. Es giebt aber so viele *Kinder ohne Eltern*. Laß' uns den Wink verstehen, laß' uns Erzieher und Versorger anderer Kinder werden, die ohne Eltern sind. — Überaus selten erscheint ferner die Sittlichkeit in diesem Werke in der Glorie der Religion. In ihrem höchsten Adel, in ihrer völligen Reinigkeit und unvermischt mit sinnlichen Neigungen stellt sich die Tugend dar auf der Stufe der Religion, wo nicht mehr der Mensch, das Individuum, sondern die Gottheit in ihm lebt, und das individuelle, selbstfüchtige Leben verschlungen ist von dem göttlichen. Auf dieser Stufe wird das Sollen zum Wollen, und die Nothigung zur Liebe. Der

Mensch gehet auf in der Idee. Außerdem aber, daß die zur Religion gesteigerte Tugend in ihrer höchsten Erhabenheit und Reinigkeit erscheint, so ist diese Ansicht zugleich auch die populärste, welche das Überannliche objectivirt, und so die Idee dem Verstande näher bringt. Eben darum scheint dem Rec. unser Zeitalter der wahren Religion noch nicht fähig zu seyn, weil dessen Tugendlehre nur eine Rechtslehre, und die wahre, selbstständige Tugend, die aus Gott ist, und gar nicht sündigen kann, demselben noch ganz fremd ist. Gegenwärtiges Werk, welches nicht schulmäßig die Principien der Sittlichkeit entwickeln, sondern die sittliche Gesinnung lebendig in den Verhältnissen des Lebens darstellen will, würde daher um einen Vorzug reicher seyn, wenn der mit der höheren Tugend vergesellschaftete religiöse Geist, aus dessen Mittelpunkt die einzelnen Tugenden wie Strahlen auslaufen, demselben nicht fremd wäre. — Was die Form der Darstellung anlangt, so ist ihre Mannichfaltigkeit dem zerstreuten, auf das Mannichfaltige gehenden, und im Mannichfaltigen gleichsam zerflatterndem Sinne des Zeitgeistes gewiß willkommen, der ohne inneres Interesse an den Ideen durch äußere Verzierungen an die Ideen angezogen seyn will. Daß diese mannichfaltigen Formen der Darstellung keinen künstlerischen Werth haben, ist schon bey der Anzeige des ersten Theils bemerkt worden. So ist z. B. die Gruppenzeichnung, das musterhafte Haus, S. 93, Th. 1 nur eine todte Beschreibung, daß Herr, Frau, Knecht u. s. w. Insgesamt ihre Schuldigkeit im Allgemeinen thun, da man doch ein individuelles Leben der Charaktere und bestimmter Verhältnisse erwartet. Diese Darstellungsart des Vfs. hat jedoch den eigenthümlichen Vorzug, daß sie die einzelnen Tugenden nicht im Schattenriffe der Begriffe darstellt, sondern diese Tugenden vor die Anschauung des Lesers bringt. Wenn wir daher dieser Darstellung den Kunstwerth absprechen, so müssen wir derselben mit gerechtem Lobe den Werth der Popularität beylegen. Seine eigenthümliche Orthographie, z. B. Schöpfung, Gefelligkeit, im Schoße der Natur, Frilde; und seine wunderlichen Wortschöpfungen, z. B. Vertrauensrichtungen u. s. w. scheint der Vf. als Originalität zu lieben, und mannichfaltiger Rügen ungeachtet beybehalten zu wollen. Mc.

- b) PRAG, b. Widmann: *Über den Begriff der Selbstbeurtheilung, als Prolegomenon zur Einleitung in die philosophische Sittenlehre*, von L. Chrysof. Pfrogner, Abte des Prämonstratenser Stiftes Tepl u. s. w. Neue verb. Aufl. 1806. 166 S. 8. (10 gr.)
- 2) Ebend.: *Über den Ursprung des Guten und Bösen nach allen Bedeutungen; als Vorbegriffe zur christlichen Glaubens- und Sittenlehre*, von L. Ch. Pfrogner, Abte des Prämonstratenser Stiftes Tepl u. s. w. 1806. 238 S. 8. (16 gr.)

Daß der Vf. unter der Selbstbeurtheilung etwas ganz eigenthümliches versteht, ist bereits aus der ersten Auflage dieser Schrift bekannt. — Was er nun den neueren Philosophen vorwirft, „sie pflegen mit Hintersatzung des Verstandes sowohl als der Vernunft, bloß

die dichtende Einbildung mit ihren sonderbaren Geistesgeburten zu beschäftigen,“ das könnte man ohne Unbilligkeit gar wohl auch auf seinen sonderbaren Begriff von Selbstbeurtheilung anwenden. Ganz aus seinen Fugen gerissen, bezeichnet ihm dieser Begriff schon an sich, was durch denselben eigentlich nur vorausgesetzt wird, nämlich einen sich seiner selbst bewußten Gegenstand. Jeder Zweifel an dem Daseyn eines solchen Gegenstandes, als einer wirklichen Substanz, soll (nach S. 3) ganz unter der Würde ernsthafter Denker stehen, ja er soll ein bloßer Scherz seyn, weil das Daseyn desselben, — nicht auf einem Schlusse, wie Kant wähnte, — sondern auf einer allgemein bekannten Thatsache beruhe? — Wer sieht hier nicht, daß der Vf., durch eine seltsame Vermengung der Begriffe, das, was aus der Thatsache des Bewusstseyns und aus dem Acte der Selbstbeurtheilung erst gefolgt wird, selbst zur Thatsache macht, und also im Grunde, ohne es zu wollen, die Selbstbeurtheilung hypostasirt? Mit vielem Scharfsinne wird nun sofort aus dieser hypostasirten Handlung eines vernünftigen Bewusstseyns alles abgeleitet, was uns die Metaphysik, in ihren abgezogensten Untersuchungen, aus einer übersinnlichen Sphäre kund thut; und mit eben so vieler Kunst weiß der Vf. überall eine neuplatonische Trias herauszufinden, welche ihm, als Prolegomenon zu seiner Sittenlehre, auch in praktischer Hinsicht treffliche Dienste verspricht. Die absolute Selbstbeurtheilung verhilft ihm zu einer Gottheit in drey Personen, die aber in ihrer Wesenheit nur Eines sind. Die erste dieser Personen heißt *Urheber*, die zweyte *Gesetzgeber*, die dritte *Befehliger*. Sie sind zwar nur drey *Supposita* bey dem Begriffe einer absoluten Selbstbeurtheilung; aber nichts desto weniger, wie uns Hr. Pf. versichert, alle drey *reale Gegenstände*. Diese drey verschiedenen personlichen Einheiten haben zwar, nach S. 55, einen völlig ungleichartigen Inhalt; allein sie können (und müssen) darum doch nicht mehr als ein einziges unendliches Wesen ausmachen. Nicht zufrieden damit, daß er dem Geheimnisse der kirchlichen Dreyeinigkeit hiedurch ein philosophisches Plätzchen, an seiner Selbstbeurtheilung ohne Gleichen, bereitet hat, nimmt sich der Vf. (S. 75. 76) auch noch des ersten Vater Adams nach der mosaischen Urgeschichte, an, und sucht die erleuchteten Einsichten desselben, in Vergleichung mit der Rupiden Rohheit der hin und her gefundenen, einzelnen Waldmenschen, durch seine Theorie vernunftmäßig zu rechtfertigen. Zwar fällt die absolute Selbstbeurtheilung in drey Personen, wie sich von selbst versteht, auch schon bey Adam hinweg. Adam ist schon ein sich seiner selbst abhängig bewußter Gegenstand gewesen; das Absolute in der Beurtheilung seiner selbst hatte mithin bey ihm ein Ende. Aber der Stamm einer moralischen Nachkommenschaft (von welchem gleichwohl die stupiden, oben erwähnten, Waldmenschen auszunehmen wären) fängt mit Adam an. Sollte dieser mit ihm beginnen, so läßt es sich, nach des Vfs. Systeme, gar wohl denken, daß Adam nicht alle, zu seiner wesentlichen Beschäftigung erforderlichen Einrichten, gleich uns übrigen, unserer selbst uns abhängig bewußten Gegen-

kinder, sich erst durch eigene Erfahrungen habe erwerben müssen; sondern daß er sich vielmehr bereits mit seiner Entstehung wenigstens einiger vorläufiger Kenntnisse, ohne Erfahrung und eigenes Bestreben, zu erfreuen gehabt habe. Seine Nachkommen hingegen, oder alle andere *bedingte* Selbstbeurtheiler überhaupt, bringen nichts mit auf die Welt, als bloße Empfänglichkeiten zu einer Erkenntnis. Dieser *Empfänglichkeit* sind abermal drey, die *Empfindbarkeit*, das Gefühl, die *Wahrnehmung*, insofern wir zur Classe *sinnlicher* Wesen gehören, und wiederum drey, der *Verstand*, der *Wille* und die *Vernunft*, insofern wir *vernünftige* Menschen sind. Die drey letzteren haben mit den drey wirklichen Gegenständen der Gottheit, oder den drey *Suppositis* in einer göttlichen Wesenheit, mit der Allmacht, Gesetzgebung und Befehlsgewalt, die nämlichen objectiven Ziele, obgleich nach einem ihrer (bedingten) Wesenheiten angemessenen Unterschieden, zur Absicht, laut S. 94. — Um von der transcendentalen Seitenlehre des Vfs. einen Begriff zu geben, mag es genaugenügen, nur einiges aus seinen Erklärungen über die *höheren* Gemüthskräfte des Menschen auszuheben. Durch den *Verstand* erhalten wir, nach ihm, nicht nur die Einsicht in die Verhältnisse, Bedingungen und Eigenschaften der Dinge, sondern trennen und verbinden auch mittelst desselben verwandte und verschiedene Begriffe, bejahen und verneinen mit unse-
rem Verstande. Jedoch ist zwischen *unserer* Bejahung und Verneinen und dem der Gottheit, als einer *absoluten* Selbstbeurtheilerin, der *bedeutende* Unterschied, daß das höchste Wesen durch Bejahung und Verneinung das Daseyn und die Vernichtung der Dinge bewirkt; wir aber können mit unserm unächtigen *Sin* und *Nein* bloß Begriffe von bereits gegebenen Gegenständen mit einander verbinden, oder dieselbigen trennen. — Vermöge seines *Willens* steht der Mensch, — so heißt es S. 100, 101, — auf dem Mittelpunkte der Würde und Unwürde, wo es ihm, als dem Eigenthümer seiner Kräfte, unbenommen ist, seine Wirklichkeit entweder nach den, durch den Verstand erhaltenen, Gesetzen, oder nach den, durch die Empfindung ausgezeichneten, Reizen einzurichten. Die Beschäftigung der *Vernunft* besteht nicht in der Aufsuchung und Erkennung einzelner Elemente der Begriffe und Gegenstände, sondern in der Beurtheilung der aus ihnen zusammengesetzten Producte, sie mögen einen theoretischen oder praktischen Inhalt haben, und ihr Daseyn dem Verstande oder der Einbildung verdanken. Sie ist, nach des Vfs. Sprache, das *Entschliessungs-* und *Befehlungsvermögen* des Menschen. Aus der Vernunft und den beiden übrigen höheren Kräften des Menschen findet der Vf. noch einmal drey auszeichnende Fähigkeiten unseres Geistes heraus, welche er *Sinnlichkeit* (in einer, durch die Einwirkung unseres Verstandes bereits erhöhten und veredelten Aufsehung), *Freiheit*, als Vermögen der *Selbstbestimmung* zu seiner Handlungsweise, und *Gewissen*, als *Selbstwürdigkeit*, je nachdem man mit seinem Betragen dem Sittengesetze entspricht oder nicht, zu nennen beliebt. Nun zieht es erst eine Pa-

rallele zwischen der *absoluten* Selbstbeurtheilung in den drey oben erwähnten Personen, das heißt, zwischen Gott, und zwischen dem, sich seiner selbst *abhängig* bewußten Gegenstände, oder dem Menschen. Die durch alles bisherige schon hinlänglich vorbereitete Ähnlichkeit zwischen beiden kann, ungeachtet des unendlichen Abstandes in ihrem Wesen, auch durchaus nicht fehlen. Sie besteht, nach S. 146, hauptsächlich darin, daß wir sinnliche Geschöpfe von Dingen, welche durch die *positive* Wirklichkeit des höchsten Wesens erst möglich werden, und zum Daseyn gelangen, mittelst *passiver* Eindrücke, die wir vor ihnen als *Objecten*, erhalten, uns Kenntnisse zu erwerben fähig sind. Gott erschafft und erhält durch eine *absolute* Kraft; der Mensch genießt, was Gott für ihn bereitet hat, durch die *bedingte* Kraft seines *abhängigen* Vorstandes, und er genießt es auf eine, den Absichten Gottes bey seiner Welterschöpfung gemäße Art, wenn er auch das Bild der Heiligkeit Gottes (S. 166) an sich realisiert, wenn er mithin den Urheber seines Wesens über alles, seinen Nächsten aber wie sich selbst, achtet, ehret, lieben lernt (S. 163).

No. 2. Man muß des Vfs. eigentliche Vorstellung von der *Selbstbeurtheilung*, als dem kurzen Inbegriffe aller, uns Menschen möglichen, metaphysischen und moralischen Weisheit, bereits kennen gelernt; und sich in dieselbe hineingedacht haben, um No. 2. nur auch irgend verständlich zu finden. Er beginnt hier damit, daß er alle bisherigen philosophischen Darstellungen vom Ursprunge des Übels — nicht etwa prüft, und, nach angestellter Prüfung, verwirft; sondern sie absprechend und gewaltsam auf die Seite stößt, um für seinen vermeintlich neuen Weg Platz zu bekommen. Er endigt aber damit, daß er seiner auserkohlenen Selbstbeurtheilungstheorie zuletzt einen, aus der christlichen Offenbarung und aus philosophischen Lehraussagen gemischten, und daher ziemlich verworrenen Bescheid über das Gute sowohl als Böse in der Welt, abgewinnt. — Aus dem ewigen Nichts wurden, durch unverdiente Gnade, die uns S. 13. vorläufig angepriesen wird, Nachbildungen und Abdrücke der Gottheit, dieses höchsten Gutes, hervorgerufen, welche, als *ihre selbst bewußte Wesen*, dergleichen wir Menschenkinder sind, die sittliche Vollkommenheit des Urwesens auch an sich darstellen, nach Maßgabe ihrer abhängigen Wesenheit, dasselbe in der Sinnenwelt verherrlichen, und dadurch nicht nur ihre eigene Bestimmung, sondern den Endzweck der Schöpfung überhaupt, erfüllen sollten. Alle, auf diese Art in der Zeit hervorgebrachten, *urtheilenden* Wesen, denen die bewußtlosen Wesen bloß zum Gebrauche und Nutzen dienen müssen, sind demnach das erschaffene *Ganze* schlechthin, welchem, als das *absolut Böse*, oder *Übel*, in des Vfs. Augen nichts anders entgegenstehen kann, als die *Vernichtung*, oder als der, dem Schöpfungswerke Gottes vorangegangene Zustand, mithin als das *Nichtseyn irgend eines abhängigen Selbsturtheilers* (S. 17). Ungeachtet aber, auf diese Art, bloß das Nichtseyn *urtheilender* Wesen ein

absolutes Übel wäre, so giebt es doch auch bey ihrem Daseyn zwey *Lebensmodalitäten*, deren eine zur Seligkeit, die andere zur Unseligkeit führt. Die letztere lag nun freylich nicht in der Absicht des Schöpfers und seines Weltplans; denn, dieser Absicht gemäß, wollte er das objective Bild seines eigenen unendlichen Werths *in uns allen ohne Ausnahme*, aber auch *ohne Zwang*, genießen. Allein, wollte er mit dieser zwanglosen Liberalität in der Erschaffung unseres Wesens zu Werke gehen, so mußte er uns unsere *Willkühr* lassen, und diese leidige Willkühr sündlich zu mißbrauchen, hat der verworfene Theil unter unserm Geschlechte für gut befunden. Daher die zweyte *Lebensmodalität*, die, bey der wohlgemeintesten Endabsicht unseres Urhebers, uns dennoch eben zu einer endlosen Verdammniß, ohne das *absolute* Übel einer je zu befürchtenden Zernichtung, führt, und die ein eigenes Reich der *Ungnade* bildet (S. 35). In das Reich der *Gnade* hingegen gehörte noch, vermöge der ersteren, ihm ertheilten, (seligen und gnadenreichen) *Lebensmodalität* der Urvater *Adam*. Dieser erhielt in dem Augenblicke, da er durch das *gebiethe*nde Urtheil seines allgütigsten Schöpfers aus dem Nichts hervorging, nicht nur alle zu seiner eigenen individuellen Vollkommenheit erforderlichen Eigenschaften, sondern er war auch die fruchtbare Wurzel, aus welcher nach und nach eine besondere Gattung seines Gleichen den Grundstoff ihres physischen Daseyns erhielt. Aus dieser Ursache, setzt der Vf. S. 46 hinzu, mußte schon, — dem metaphysischen Gesetze der Sparsamkeit gemäß!! — das zweyte Individuum, welches ihm zur Erzeugung mehrerer Individuen seines Gleichen als Gehülfin nöthig war, den ersten Stoff zum wirklichen Daseyn aus dem Körper des ersten Menschen, *Adams*, erhalten, wenn der Schöpfer das von demselben entstehende Geschlecht nicht von einem doppelten Stammbaume ableiten wollte. Mit ähnlichen *metaphysischen* Gründen, wie der so eben angeführte von der Schöpfung des Weibes aus dem Leibe des Mannes ist, — wird sofort gezeigt, *warum* unsere Stammältern nach Geist und Körper zur Unsterblichkeit bestimmt worden seyn müssen, *warum* sie, in einen immer grünenden Lustgarten versetzt, dem Schöpfungsplane gemäß, weder durch den Tod, noch durch ein anderes *unverdientes* Unglück, geängstigt oder gekränkt werden durften. Bey einem vollkommenen Bewußtseyn, oder höchstens während eines sanften Schlummers, wären sie da von dieser Erde in eine höhere Sphäre aufgenommen worden, wenn sie hienieden das Ziel ihrer ursprünglichen Bestimmung erreicht gehabt hätten, und selbst ihren thierischen Organismus würden sie, zur *Verherrlichung ihres unendlichen Vorbildes*, in jene höhere Sphäre mitgebracht haben. — Allein aus dem bisherigen herrlichen Ideale der *Unschuld* wird, S. 67, ein höchst trauriges Ideal der *Sünde*. Die Willkühr wird gemißbraucht; die Sinnlichkeit wird Zweck, die Vernunft bloßes Mittel; das freye Geschöpf sinkt schon in seinen Stammältern, durch eine

selbstgewählte Verkehrung seines ganzen Wesens; tief unter seine Würde herab, und stürzt seine gesamte Nachkommenschaft mit sich in ein Verderben, das hier schaudervoll beschrieben ist. Schon der neugeborne Säugling des verunstalteten Geschlechts muß jetzt, ohne sich retten zu können, auf immer ein, *dem Reiche der ewigen Ungnade einverleibtes Mitglied* bleiben; und eigene Erfahrungen eines jeden sowohl, als die unverwerflichsten Zeugnisse der Geschichte werden von dem Vf. benutzt, um zu zeigen, dafs unser aller Daseyn, von Mutterleibe an bis ins Grab, seinem Ideale der Sünde und des Elends aufs genaueste entspreche. Das seltsame Phänomen, mit welchem die Gewahrnehmung einer solchen eingetretenen, moralischen und physischen Zerrüttung, die jetzt unser gemeinschaftliches Erbtheil ist, bey unseren Stammältern einset begann, war, laut S. 117, *ein blinder Drang an den Zeugungstheilen Adams und seiner Eva*; beide glaubten daher auch diese, *wegen ihrer grossen und wichtigen Bestimmung so nöthigen Theile* (ebend.) jetzt vor ihrem Schöpfer verbergen zu müssen. Allein dies hätten sie, nach des Vfs. Weissung (ebend.) nicht thun sollen; viel schicklicher, meint er, wäre es gewesen, *die genäschigen Mäuler als Werkzeuge* (des Genusses vom verbotenen Baume) *und ihre schaumrothen Gesichter, als Zeugen der Verschuldung, zu verschleiern und zu bedecken*. — Es läßt sich absehen, ohne dafs man einen erst darauf hinführen dürfte, wie der Vf. dem unbeschreiblichen Jammer, welchen er, von Adams Sündenfalle an, über unser armes Geschlecht ergehen läßt, nun wieder abhelfen werde, und als rechtgläubiger Gottesgelehrter von der strengsten Regel abhelfen müsse. In der Reihe *endlicher* Wesen sucht *seine*, wie aus allem bisherigen erhellet, gleichwohl äußerst spitzfindige, *reine Vernunft*, trotz aller ihrer Anstrengungen, vergebens ein entsprechendes Sühnopfer für die beleidigte Heiligkeit und Majestät des höchsten Wesens, dem seine vernünftigen Geschöpfe auf unserem ganzen Planeten, — (wer weifs, ob nicht auch auf seinem Trabanten, dem Monde?) — durch die Schuld eines *genäschigen* Weibes, nun auf einmal und für immer mißrathen sind. Nur Vorbilder dessen; was die Gottheit zur Rettung dieser Verworfenen, in der Fülle der Zeit auszuführen beschloffen hatte, liefs die Endlichkeit des Menschengeschlechts zu; und das erste Vorbild eines zukünftigen, *unendlichen* Verfohrners war (laut S. 131) bereits der *fromme Abel*. Mit solchen Vorbildern, zu welchen sich bald auch die Propheten gesellen, geht es denn bey dem Vf. unter allerley denkwürdigen, metaphysischen Winken und Erläuterungen, das ganze A. T. herab, so fort, bis endlich das grobe Opfer eines, von einer Jungfrau geborenen *Gottessohnes* da ist, das nun freylich (S. 146) die gottlosen Menschen für *seine Mühe* wieder ermorden, oder vielmehr, wie immer bey dem Vf. aus den triftigsten *speculativen* Gründen, — ganz natürlich ermorden müssen, damit es ein Opfer werden konnte.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 AUGUST, 1807.

Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Geschichte der Einführung der feinwolligen Schaafe in die verschiedenen europäischen Länder und auf dem (das) Vorgebirge der guten Hoffnung, ihrer Anzahl, der verschiedenen Methoden, sie zu erziehen, und der Vortheile, welche sie der Landwirthschaft und dem Handel gewähren.* Von C. P. Lasteurie, vieler gelehrten und ökonomischen Gesellschaften Mitgliede. Aus dem Französischen übersetzt, und mit Anmerkungen begleitet von Friedrich, Herzog zu Schleswig Holstein Beck. *Erster Theil.* 1804. XVI und 230 S. *Zweyter Theil.* 1805. VIII und 205 S. 8. (1 Rthlr. 21 gr.)

Unter allen ökonomischen Verbesserungen, die in den letzten zwanzig Jahren an die Reihe gekommen sind, ist keine, der sich beynahe alle Regierungen von Europa mit solchem Eifer angenommen haben, keine, die selbst von Privatpersonen mit so viel Aufwand und Industrie betrieben worden ist, als die Einführung der feinwolligen Schafe. Es hatte ganz das Ansehn, als ob man gar keine andere Schafart mehr wollte, als nur allein diese: und doch wußte man nicht, ob man die grobe Wolle auch wirklich werde entbehren können; man achtete nicht, daß manche andere Art bey gröberer Wolle doch andere sehr schätzbare Vorzüge vor der spanischen hat; und man bedachte nicht, daß, wenn die spanische sich auch in allen den Localitäten, die man ihr anwies, hielt, die einheimische, oder wenigstens seit Jahrtausenden nationalisirte doch ungleich leichter, besser und sicherer gedeihen konnte. Der hohe Preis, den die spanische Wolle vor der Landwolle hatte, blendete, und verleitete zu dieser Inconsequenz, die Privatpersonen allenfalls verziehen werden mochte, die aber Regierungen ohne Tadel nicht übersehen werden darf. Die Voraussetzung, daß die feinwolligen Schafe bey allem, was man jetzt dafür thue, doch nicht leicht allgemein werden dürften; und daß man, wenn es geschehen, und für das Publicum Nachtheil daraus erfolgen sollte, wieder davon abgehen könne, dient zwar zu einiger Entschuldigung, rechtfertiget aber doch nicht ganz; da zumal das Allgemeinwerden der spanischen Schafart, wenn die hohen Preise der feinen Wolle noch einige Jahre fortdauern, nicht unwahrscheinlich ist, die Wiederabschaffung dieser Schafart aber ohne Verlust eines grossen Theils der auf die Anschaffung derselben gewandten Kosten

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

nicht geschehen kann. Bey dieser Beschaffenheit der Sache war es in der That äußerst erfreulich, daß das englische landwirthschaftliche Publicum die Gründe gegen die allgemeinere Verbreitung der spanischen Schafart nicht nur zur Sprache, sondern auch zu einer redlichen Discussion brachte. Der Lord Somerville und die übrigen achtungswürdigen Männer, die sich für die Einführung der feinwolligen Schafart bestimmt haben, haben nun zu unserer Beruhigung gezeigt, daß alle Gewebe, die aus grober Wolle sich bereiten lassen, auch aus feiner — und besser bereitet werden können; daß Fleisch und Talg von dem feinwolligen Schafe, im Verhältnisse zu der Menge und Güte der Nahrung, die man ihm giebt, nicht minder reichlich und nutzbar erfolgt, als man es von dem grobwolligen in eben dieser Hinsicht erwarten kann; und daß das spanische Schaf, wenigstens in England, eben so wohl gedeihet, als das einheimische. Wenn nun diese Resultate auch in anderen Localitäten noch manche Modificationen erleiden: so geben sie doch feste Punkte, von denen man bey Beurtheilung dieser so wichtigen Angelegenheit ausgehen kann; und die Regierungen haben nun für ihre uneingeschränkte Beförderung einer Massregel, die anfangs nur mit grosser Einschränkung genommen werden zu dürfen schien, auch probable Gründe erhalten.

Hr. Lasteurie, den Rec. als einen der aufgeklärtesten, kosmopolitischsten und rechtschaffensten Männer persönlich kennt, hat die Reise durch den grössten Theil von Europa eigens in der Absicht gethan, um zu sehen, wie die Veredlung der inländischen Rassen durch spanische Merino-Böcke ausgefallen ist, und ob sich das spanische Blut in dem Bastardvieh, ohne wieder auszuarbeiten, erhalten hat; zugleich aber Bemerkungen zu sammeln, wie man die Schäfereyen in allen den verschiedenen Ländern, die er bereiset hat, zu behandeln gewohnt ist. Das erste macht den Inhalt des ersten Theils des gegenwärtigen Buches aus, dem letzteren ist der zweyte Theil gewidmet.

Über die unveränderliche Fortdauer der Veredlung bey Schäfereyen, die nicht vernachlässiget worden sind, entscheiden nun die Beobachtungen des Hn. L. aus Schweden, Dänemark, Sachsen, Preussen, den österreichischen Staaten und anderen Gegenden Deutschlands; aus Frankreich, Holland, dem Vorgebirge der guten Hoffnung, Italien, Großbritannien, beynahe; aber doch nur *beynahe*: denn Wollproben von dem zuerst eingeführten Original und dem jetzt davon vorhandenen Bastardvieh sind nicht verglichen; auch ist nicht angezeigt worden, wie oft man neues

Kk

Originalvieh wieder zugesetzt hat. Unsere Voraussetzung, daß die Veredlung sich mit der vierten Generation schliesse, ist also noch immer nur Vermuthung, und durch die Erfahrung zur Entscheidung noch nicht gebracht. Des Hn. Oberamtmann Fink sinnreiche Theorie (denn nach Rec. Wissens gehört sie diesem verdienten Praktiker; ob sie gleich jetzt auch schon in englischen Büchern, als Eigenthum aufgeführt wird,) diese Theorie, nach welcher der edle Bock seinem Abkömmlinge immer die Hälfte seiner Güte abgiebt, der Antheil der ursprünglichen Race der Mutter nach der vierten Generation also so gering ist, daß er gleich Null oder als verschwunden angesehen werden kann, ist aber durch gar nichts erwiesen. Zwar beweist die Erfahrung, daß der Abkömmling oft schon in der ersten Generation dem Vater beynahe ganz ähnlich ist, und daß der Charakter des Vaters in Hinsicht auf das Haar und das Äußere des Körpers überhaupt, am Ende immer herrschend bleibt; sie beweiset aber nicht, daß der Charakter der Mutter ganz vertilgt wird. Ein Bastardbock, der von der Mutter Etwas behält, es sey auch so wenig es wolle, wird also nie ein ächt spanischer Bock; und kann folglich — wenn auch nur in einer sehr langen Reihe von Generationen — doch endlich in den mütterlichen Charakter wieder zurückschlagen. Indessen urtheilt Rec. so nur, wenn die Frage von der Möglichkeit ist: denn bey seiner eigenen Schäferey hat sich der Charakter des spanischen Bocks nach einigen Auffrischungen von spanisch-sächsischem Blute nun schon meistens dreysig Jahre wirklich sehr wohl erhalten.

Sonderbar, wenn gleich doch nur zufällig, ist es, daß die Einführung der feinwolligen Race zuerst in einem Lande, das man wegen seines rauhern Klima's für weniger freundlich für das Schaf zu halten gewohnt war, — in Schweden angefangen hat; in dem an Spanien grenzenden milden Frankreich aber fast zuletzt mit eingetreten ist. Unter allen Ländern zeichnet sich jedoch in Ansehung dieser großen Ökonomie-Verbesserung Sachsen aus, man mag dabey die Zeit, in der es sie sich schon eigen gemacht hat, oder die Grösse des Unternehmens, oder auch die Art der Ausführung desselben, in Betrachtung ziehen. Ja, man kann zuversichtlich behaupten, daß Sachsen der Sache überhaupt die große Celebrität gegeben hat, wodurch sie bald nachher die Angelegenheit fast aller Länder von Europa geworden ist.

Jedem, den so wichtige Verbesserungen interessieren, muß es angenehm seyn, einen so wohlunterrichteten Reisenden hier mit so vieler Wahrheitsliebe und mit solcher Theilnehmung erzählen zu hören, was zur Einführung des feinwolligen Viehes in jedem Lande die nähere Veranlassung gegeben hat, was für einen Weg man dabey gegangen ist, mit wie viel oder mit wie wenigem Eifer, mit was für Kenntniß und Klugheit man dabey verfahren, wie weit man es damit gebracht, und wie man die Behandlung des Viehes nach den individuellen Umständen der Localität modificirt, verbessert oder nur verschlimmert hat. Da dieser Gegenstand von den einheimischen Schriftstellern aller Länder in dem letzten Jahrzehend schon so oft behan-

delt worden ist, so hat Hr. Lasfeyrie dem Belesenen freylich nicht immer etwas Neues, und vorher noch nie Gefagtes davon sagen können: aber über der edlen, allenthalben durchscheinenden, Absicht des Verfassers, seine Landsleute von der Möglichkeit und Vortheilhaftigkeit der Verbesserung überzeugen, und zugleich über die beste Art der Ausführung belehren zu wollen, denkt man oft nicht daran, daß man etwas schon Bekanntes liest. Und dazu fehlt es doch auch nicht an einer Menge von lehrreichen Beobachtungen, Bemerkungen und Urtheilen, die besonders der edle Übersetzer aus dem Schatze seines eigenen Vorraths noch ungemein zu vervollkommen gewußt hat. Da wir dahin gestellt seyn lassen müssen, ob viele von unseren Lesern das Buch selbst lesen werden, so machen wir es uns zur Pflicht, Eins und das Andere daraus anzuführen, und unsere Meinung darüber hinzuzufügen.

Erster Theil. S. 74 äussert der Übersf., wie er glaube, daß das Schaf jedes Klima vertrage. Wohl sehr wahr, aber gewiss nimmt auch kein Thier die Natur seines Klima's mehr an, als das Schaf. Denn woher sonst könnten die tausenderley Abarten eines und derselben Art schon unter einem kleinen Himmelsstriche kommen? S. 105 bemerkt Hr. Lasfeyrie, es könne vortheilhaft seyn, den Lämmern die beiden ersten Jahre die Wolle zu lassen, wenn dies, wie einige Versuche die Hoffnung geben, ein Mittel wäre, sie vor dem Drehendwerden zu bewahren. Aber da die Lämmer in der Regel schon im ersten Jahre drehend werden, da sie doch noch nicht geschoren sind: so muß hier entweder ein Mißverständniß vorhanden seyn, oder es läßt sich nicht denken, daß das Nichtscheren ein Mittel gegen das Drehendwerden seyn sollte. Der Übersetzer widerspricht dem Hn. Lasfeyrie darüber gleichfalls; aber er giebt eine andere auch nicht leicht zu begreifende Theorie von der Entstehung der Hirnblasen-Bandwürmer aus Eyern, die durch die Circulation endlich bis in das Gehirn gebracht werden. Uns dünkt, ungeachtet der von Lesken, Götz u. und anderen gemachten Beobachtungen, so ganz evident noch nicht, daß diese sogenannte Würmer auch wirklich welche seyen; und wenn sie es wären, so würden wir zur Erklärung ihrer Entstehung doch lieber zu einer *generacioni aequivocae*, das ist, zu Bekennung unserer Unwissenheit unsere Zuflucht nehmen. S. 118 schlägt Hr. L. die Anlegung eines öffentlichen Wafchhauses zum Wafchen der Wolle nach spanischer Art vor. Auch Rec. glaubt, daß eine solche Anlage nicht allein eine ganz ungemeine Hülfe für den Schäfereyinhaber, und ein großes Mittel zur Erhaltung der Gesundheit des Viehes seyn, sondern daß es auch den Preis unserer Wolle sehr heben würde, indem der Käufer nun sicher wäre, wirklich reine Wolle zu kaufen. Aus dieser Ursache macht er also alle Regierungen hier darauf aufmerksam. S. 194 giebt Hr. L. eine Erfahrung, die mit unseren Beobachtungen nicht übereintrifft. Er sagt nämlich: Schafe, die aus der Vermischung eines spanischen Bocks mit einem Mutterchafe von anderer Race entstehen,

erhalten das Mafs ihrer Gröfse von der Mutter. Nach unserer Beobachtung bringt das Lamm das Mafs der Gröfse des Vaters mit auf die Welt; diese modificirt denn aber die Pflege. S. 186 erzählt Hr. L. die Gründe, warum man sich in Großbritannien so lange gegen die Einführung der spanischen Race gestraubt hat, und hie und da noch sträubt. Darunter vergißt er aber den wichtigsten zu nennen, nämlich die Kleinigkeit der Carcasse des Viehes.

Zweyter Theil. S. 7 erklärt der Übers. das Abstoßen der Wolle, so wie Hr. Fink, für einen Fehler der Race und nicht für die Folge eines aus Nahrungsmangel entstandenen Krankheitszustandes. Rec. giebt gern zu, daß die eine oder die andere Race dazu geneigter seyn möge; die unmittelbare Ursache kann er aber in nichts Anderem, als Hunger oder Krankheit überhaupt finden. Offenbar setzt sich die Wolle von dem Augenblicke an, da ihr die Nahrung zu mangeln beginnt; und aus dem Setzen folgt das Abstoßen. S. 15 mißbilligt der Übersetzer das Horden in kalten Ländern als für das Schaf nachtheilig. Wo es aber mit billiger Rücksicht auf die Umstände geschieht, da wird sich diese Mißbilligung durch die Erfahrung nicht bewähren. S. 34 behauptet Hr. L., daß die Fortpflanzung in der Verwandtschaft die Verschlechterung der Art nicht verursache, weil sonst in Spanien, wo sie geduldet werde, die Heerden schon längst alle guten Eigenschaften verloren haben müßten. Ein noch stärkerer Beweis für diese Behauptung ist, daß Baucwell gerade durch die Züchtung so auffallend vollkommene neue Spielarten hervorgebracht hat. S. 39 spricht Hr. L. gegen die Überwinterung des Schafviehes mit trockenem Futter, als eine Ursache von Krankheiten: aber wenn unsere Heerden gesund auf den Ställe kommen, so halten sie sich bey dem trockenen Futter in der Regel doch vortreflich, und kommen sehr gesund wieder davon; ja, sie genesen sogar von mancher Schwäche, die sie mit auf den Stall gebracht haben. S. 77. 78 empfiehlt sowohl Hr. L. als der Übers. das Salzen. Rec. und mit ihm tausend andere Wirthe finden es unter ihren Umständen nicht nützlich. — *Unter ihren Umständen!* Allgemein sollte es wohl nicht empfohlen werden! S. 146 sagt Hr. L., es ist schwer, sich eine unglücklichere Gewohnheit zu denken, als die, den Schafen das Trinken zu verwehren. Sollte da nun Hr. L. so im Allgemeinen wirklich Recht haben; sollte es nicht Weiden geben, auf denen das Schaf das Trinken unterlassen könne; sollte das Trinken bey dem Genuße saftiger Gewächse nicht mehr Sache der Gewohnheit als der Nothdurft seyn? Wer kennt nicht Frauenzimmer, die saftig gar nicht trinken, und doch frisch und gesund sind? S. 152 führt der Übers. eine sehr merkwürdige Erfahrung an, daß Schafe bey dem Trinken nach dem reichlichen Genuße von Klee nicht aufgebläht sind. In der Gegend des Rec. ist es allgemeiner Grundsatz der gemeinen Schäfer, daß die Schafe nach dem Genuße des Klee's zum Wasser gelassen werden müssen, damit sie nicht aufblähen. Die Schäferwirthschaft hierauf also allerdings aufmerksam zu

machen! S. 159 scheint es Hr. L. für einen Vortheil anzusehen, wenn man sein Vieh alt werden lassen kann. Die Engländer, und Rec. tritt ihnen bey, sehen es dagegen für einen Vortheil an, es nicht alt werden zu lassen. Offenbar verliert man ja auch bey dem Altwerden des Viehes am Ertrage desselben! S. 165 schlägt Hr. L. denen, welche mehr Güter an einander gelegen haben, vor, auf jedem jede Gattung von Vieh allein zu halten. Rec. hat diesen Vorschlag gar nicht nützlich befunden. Da das Vieh, sobald es unter eine andere Kategorie kömmt, auf das andere Gut versetzt werden muß, so setzt es sich da in der Regel erst um; und wenn es dadurch auch nicht ungesund wird, wie doch oft der Fall ist: so nimmt es doch vier Wochen lang nicht zu, und diese Zeit über genießt es also die Weide ganz vergebens.

Doch wir enthalten uns, hier aus dem wichtigen Buche mehr anzuführen, und fügen nur die Versicherung noch hinzu, daß die Übersetzung in allem Betrachte vortreflich ist. Nur im 4. Kap. des zweyten Bandes geht sie absichtlich vom Originale ab, weil der Übers. hier aus besseren Quellen die Nachrichten richtiger geben konnte, als es von Hr. L. geschehen war.

GRÄTZ, b. Ferstl: *Des Hn. Abts Moritz Knauers ökonomisch-praktischer hundertjähriger Hauskalender für das jetzige Jahrhundert von 1804 bis 1904.* Zum Gebrauche für das Landvolk neu eingerichtet und verbessert. Nebst einem bewährten Menschen- und Vieh-Arzneybüchlein. Zweyte, viel vermehrte, verbesserte und mit Holzstichen verschönernte Auflage. 1804. 142 S. 8. (7 ggr.)

Auch der Aberglauben kann nicht unmittelbar zur reinen Weisheit werden: es ist ein Mittel zwischen ihm und ihr, durch das man ihm den Übergang verrathen muß. Der jetzige Herausg. des Knauerschen 100jährigen Kalenders — denn Knauer selbst mag vielleicht längst schon nicht mehr im Reiche der Lebendigen seyn — hat das sehr wohl eingesehen; und da er in der Regierung der sieben Planeten auch für den gemeinen Mann einen haltbaren Grund des Kalenders nicht mehr finden konnte, von der noch immer fortdauernden Unentbehrlichkeit des Büchleins aber doch überzeugt war: so giebt er es nun für einen Erfahrungssatz aus, daß in Ansehung der Witterung eines jeden Jahrs 7 Classen von Jahren seyn, wovon ein jedes einen solchen Witterungscharakter habe, als vorhin aus der Regierung des Planeten hergeleitet worden, und daß diese Jahre immer regelmäsig auf einander folgen. Der gemeine Mann, der vorhin, wenn die Wetterpropheteiung nicht eintraf, die höhere Einwirkung doch noch immer bald mit diesem bald mit jenem religiösen Vorwande zu retten wußte, wird nun an den Erfahrungssatz nicht mehr glauben, sobald ihn seine Erfahrung lehrt, daß man ihn getäuscht hat; und er wird sich über die Sache selbst aufklären. Der erste Schritt, der von dem jetzigen Herausg. geschehen ist, verdient also unseren ganzen Beyfall; nur wünschten wir freylich, daß er

einen oder ein Paar mehr gethan, und in die Wetterprophetei selbst noch etwas mehr Verstand gebracht hätte. Leider hat er diese aber gelassen, wie sie gewesen ist; und in seiner Belehrung vom Uranus und von der Regierung der Planeten in den Stunden des Tags und der Nacht ist er sogar wieder zurückgeschritten, indem er sagt: *Diesem neuen Planeten werde von den Astronomen noch kein Regiment angewiesen, auch ist seine Natur noch unbekannt*; und indem er für die Regierung der sieben Planeten in den Stunden die gewöhnliche vollständige Tabelle mittheilt.

Als für den Landmann nützliche Nachrichten sind angehängt 1) ein Verzeichniß der in jedem Monate vorkommenden Haushaltsgeschäfte, wogegen wenig zu erinnern ist; 2) Wirthschaftslehren; 3) die bekannten Witterungsvorbedeutungen; 4) etwas vom Fischereywesen; 5) Tissots Lehre von den Temperamenten, die wir hier sehr wohl angebracht finden, weil der gemeine Mann so Etwas noch will, und diese Tissotschen Bemerkungen ihm wenigstens verständlich sind; 6) ein (aber sehr schlechtes) Arzneibuch für Menschen- und Vieh-Krankheiten. B. S.

NORDHAUSEN, b. Nitsche: *Die Landbienenzucht kurz und faßlich dargestellt für Landleute von Just Ludwig Günther Leopold*, Pfarrer zu Crumbach in der Grafschaft Hohenstein, Verfasser des *Taschenbuchs für Ökonomieverwalter. Ein Anhang zum zweyten Bande des Agricola*. 1806. VI und 104 S. 8. (8 Gr.)

Schon die Ankündigung dieses Bienenbüchleins im zweyten Bande des *Agricola* mußte dem ländlichen Bienenwirth in Thüringen willkommen seyn; aber noch mehr muß ihm die wirkliche Erscheinung desselben erfreuen. Es ist in der That vortrefflich ausgefallen, indem es mit zweckmäßiger Kürze und Gründlichkeit auch die größte Deutlichkeit verbindet. Rec. las einen Theil dieser Schrift einem erfahrenen ländlichen Bienenvater vor, welcher seine vollkommenste Zufriedenheit über dasselbe äußerte, und seine eigenen Grundsätze und Erfahrungen in der Bienenzucht immer hier wieder fand. Gewiß wird es keinem Bienenwirth auf dem Lande ge-

reuen, sich diese Schrift, da der Preis ohnehin billig ist, statt aller anderen grösseren Bienenbücher anzuschaffen. Zuerst eine Einleitung aus der Naturgeschichte der Bienen; dann vom Bienenhaufe, von den Bienenwohnungen, von der Bienenweide, vom Ankauf der Bienen, von den Geräthschaften, vom Füttern, vom Vermehren der Bienen, vom Ablegen, vom Beschneiden, vom Kränzen, von den Raubbienen, von der Pflege der Bienen in Krankheiten und ihrer Behandlung bey Widerwärtigkeiten, von der Weislosigkeit, von den Bienenfeinden, von der Gewinnung des Honigs und Wachses, und endlich von deren Benutzung. — Wir fügen noch einige Erinnerungen und Zusätze bey, von denen der Vf. bey einer zweyten Auflage, welche das Büchlein gewiß erleben wird, vielleicht Gebräuch machen wird. S. 43 wird bey Erwähnung der Kennzeichen eines guten Stocks unter anderen auch gesagt: unter dem Stocke müsse allenthalben Gemütle liegen. Allein da dieses den Honigvorrath hinten wegzehrt, so ist es offenbar besser, wenn jenes der Fall nicht ist. S. 47 werden zum Füttern der Bienen, außer irdenen oder porzellanenen Gefäßen, auch hölzerne empfohlen, welche wegen der annehmenden Säure gewiß nicht räthlich sind. S. 51 wird zum Erzielen der Schwärme fleißiges Füttern angerathen; allein hier läßt sich wohl nichts erzwingen, und auch die Erfahrung spricht dagegen. S. 81 wird gerathen, Raubbienen etwas Rüßeln in ihr Gebäude zu werfen, um sie darüber das Rauben vergeßen zu machen; allein Rüßeln ist etwas zu grob und schwer; besser dienen hierzu sogenannte Brechannen. Nach S. 82 soll man die Raubbienen, um zu erfahren, wo sie herkommen, mit Mehl pudern, allein Mehl schadet ihnen! Lieber bedient man sich statt dessen der klaren Holzasche. Zu S. 96 empfiehlt Rec. wider den Durchlauf der Bienen, aus Erfahrung, etwas Safran unter das Honigfutter zu mischen. Endlich S. 89 heißt es: „die Bienen weichen vor den Rangmaden aus,“ u. s. w. ein guter Stock thut dieses aber zuverlässig nicht, sondern tödtet vielmehr die Rangmaden.

— sch —

KURZE ANZEIGEN.

NATURGESCHICHTE. *Posen u. Leipzig*, bey Kühn: *Naturgeschichte der Hausthiere, nebst einer Technologie, insofern sie sich auf landwirthschaftliche Gegenstände bezieht*. Ein Handbuch für Wirthschafter, Bürger und Landleute bearbeitet von G. S. Murski. 1805. X und 104 S. 8. (14 Gr.) Diese Schrift soll dem gebildeten Theile der südpfeussischen Landwirthe zu einem compendiösen, gründlichen, gemeinverständlichen und gewissermaßen vollständigen Handbuche über die Natur und Behandlungsart der Hausthiere dienen, einige Vorschläge zur Verbesserung ihrer Zucht, die gefährlichsten Krankheiten nebst einigen Mitteln zur Verhütung und Heilung derselben angeben, und zugleich eine Technologie, insofern sie sich auf landwirthschaftliche Gegenstände bezieht, enthalten. Sie ist also ungefähr im Kleinen das, was Dr. Gerhards Handbuch einer technologischen und ökonomischen Naturgeschichte im ganzen Umfange ist. Der Vf. verbreitet sich über die Säugthiere, Vögel, Fische und Insecten, und es bleibt ihm das Verdienst, die ins Auge gefassten Leser mit denen sie umgebenden Thieren näher bekannt zu machen, so daß ihnen

die Lectüre dieses Handbuchs gewiß vielen Nutzen bringen wird. Freylich kann es auf Vollständigkeit, besonders in Absicht der Naturgeschichte, am wenigsten Ansprüche machen, es mußte denn das Kapitel von den Bienen, das wirklich recht gut abgehandelt ist, ausgenommen werden; indessen sind die Hausthiere nach ihrer Natur und Beschaffenheit den meisten Landwirthen so bekannt, daß es einer ganz ausführlichen Beschreibung derselben nicht bedurfte. Doch wer sucht in einer Naturgeschichte der Hausthiere Heilmittel wider den tollen Hundsbiss, deren der Vf. in der Naturbeschreibung des Hundes gedenkt? Hätte er doch lieber bey der Drehkrankheit der Schafe in Erinnerung gebracht, daß sie gewöhnlich nur Lämmer bis über ein Jahr alt befallen, und daß derselben dadurch vorgebeugt werden könne, daß die Köpfe der Lämmer nicht geschoren werden! — Uebrigens kann Rec. dieses Handbuch auch Landwirthen, die nicht in Südpfeussen leben, als nützlich empfehlen. An gutem Druck und Papier hat es der Verleger nicht fehlen lassen.

— sch —

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 10 AUGUST, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

- 1) MÜNSTER, b. Waldeck: *Sallusts Werke*, lateinisch und deutsch von Joh. Christoph Schlüter, Prof. auf der Universität zu Münster. I Theil. 1806. 159 S. II Theil. 1807. XIV u. 321 S. kl. 8. (1 Thlr. 12 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Schwickert: *Rajus Krispus Sallusts Catilina und Jugurtha* (des Cajus Crispus Sallusts Catilina und Jugurtha) aus dem Lateinischen übersetzt von K. F. Hallbauer. 1806. 215 S. kl. 8. (12 gr.)

Beide Übersetzer haben bey ihren Arbeiten ganz verschiedene Grundsätze befolgt. Der eine bemüht sich, den Sallust, soviel als möglich, in seiner eignen Sprache reden zu lassen; der andere, nichts mehr fürchtend, als in Undeutschheit zu verfallen, giebt uns statt des sallustischen Styls den seinigen. Es scheint daher nicht überflüssig, ehe wir diese Übersetzungen einzeln würdigen, über die Grundsätze selbst, nach welchen die Alten übersetzt werden müssen, unsere Meinung dem Verständigen darzulegen, zumal da Hr. H. über diesen Gegenstand in der Vorrede seiner Übersetzungen Urtheile aufsezt, denen wir unseren Beyfall nicht geben können. Die Frage, nach welchen Regeln man übersetzen müsse, ist von der anderen, wozu überhaupt Übersetzungen aus dem Alterthum nützen sollen, abhängig. Haben Übersetzungen keinen anderen Zweck, als uns mit dem Gedankeninhalte eines in einer fremden Sprache geschriebenen Buches bekannt zu machen: so hat Hr. H. Recht, wenn er die Bemühungen derjenigen lächerlich findet, die jedes einzelne Wort, und nicht bloß dieses, sondern auch dieselbe Folge der Worte, soviel möglich, übertragen zu müssen glauben, und dieselbe Kürze der Urschrift auch in der Nachbildung zu erreichen sich bestreben. Aber dazu bedarf es ja überhaupt keiner Übersetzungen; Auszüge aus den Schriften der Alten werden denselben Nutzen leisten. Haben aber Übersetzungen den Zweck, nicht bloß auszudrücken, was die Alten, sondern auch, wie sie es gesagt haben (und daß sie diesen Zweck haben müssen, ergibt sich schon daraus, daß wir den Werth eines Schriftstellers eben so sehr nach seiner Art der Darstellung, als nach dem Inhalt seines Werkes beurtheilen): so begreifen wir in der That nicht, wie man übersetzen könne, ohne auf die einzelnen Worte nach ihren strengen Bedeutungen und auf ihr Verhältniß zu einander Rücksicht zu nehmen, und wie eine Übersetzung mit der übersetzten Schrift noch dasselbe Werk seyn könne, wenn man sich willkürliche Auslassungen und Ergänzungen, oder gänzliche Umwandlungen der Perioden, erlaubt. Wenn auch mehrere Schriftsteller über denselben Gegenstand schreiben, so werden sie doch, selbst wenn es möglich wäre, daß sie dieselben Gedanken haben könnten, jeder seinen eigenen Charakter haben, d. h. jeder wird dasselbe nicht auf gleiche Art vortragen. Dieser Charakter aber, oder das Eigenthümliche der Darstellung, wovon ist es zuletzt anders abhängig, als von der Auswahl und der Stellung der gebrauchten Worte? Wie wäre es also auch möglich, den Charakter eines Schriftstellers in der Übersetzung zu erhalten, wenn man an die von ihm gebrauchten Worte, und an seine Wortstellung nicht gebunden zu seyn glaubte? Schriften daher von verschiedenen Verfassern werden, wenn derselbe Mann sie übersetzt, ohne auf die Worte und Wortstellung in der Urschrift zu achten, in der Übersetzung unvermerkt dieselbe Form, d. h. den Styl des Übersetzers, annehmen. Und diese lehrt auch die Erfahrung. Aber dadurch täuscht uns der Übersetzer; er verspricht uns ein fremdes Werk, und giebt uns ein solches, das mit eben so vielen Rechten das seinige genannt werden kann. Will man als Übersetzer der Alten (denn von diesen ist hier nur zunächst die Rede) seinen Pflichten Genüge leisten: so muß man auf die Classen von Lesern Rücksicht nehmen, für welche man übersetzt. Der Übersetzer der Alten kann auf eine dreyfache Classe von Lesern rechnen: auf solche, die der Ursprache gar nicht kundig sind, auf Jünglinge, die in das Alterthum eingeweiht zu werden wünschen, und endlich auf solche, die mit beiden Sprachen gleich vertraut sind. Alle drey Classen muß er zu befriedigen suchen. Wahrlich eine schwerere Aufgabe, als wohl Mancher denkt, der das Übersetzen für das leichteste Mittel zum Erwerb und Ruhme hält! Die erste Classe ist die minder zahlreiche, und kommt daher auch am wenigsten in Betracht. Die meisten unter diesen wollen nur unterhalten seyn; sie verlangen, daß die Übersetzung sich ohne Anstoß und als ein deutsches Original lesen lasse. Es ist also Pflicht des Übersetzers, daß er verständlich und deutsch schreibe, daß er, wenn er aus Urschrift nachbildet, doch zugleich der rer Sprache huldige. Aber selbst unter von Lesern werden doch manche seyn zu wissen wünschen, was der Alte geschrieben hat, sich den Wissenschaften widmen, lernen, theils sich das Verstehen der Classen, theils ihren Geschmack zu bilden, für die Schule vorzubereiten, sollen J

L 1

setzungen gebrauchen, nicht um aus denselben für das Exponiren in den Schulen schöne Redensarten und Wendungen zu entlehnen, wie Hr. H. zu wünschen scheint. So gebraucht würden Übersetzungen die eigene Thätigkeit lähmen, und eine Stütze für die Trägheit seyn. Über schwierige Stellen mag der Jüngling sich selbst den Kopf zerbrechen, und Ausdrücke sich selber mit Hülfe des Lehrers suchen, der den Verlust der Zeit, die über das Suchen vergeht, nicht bedauern wird, weil wirklich keine Zeit verloren ist, die dazu angewandt wird, Beurtheilungskraft und Geschmack zu schärfen. Aber der Jüngling mag für die Bücher, die er in der Schule gelesen hat, gute Übersetzungen gebrauchen, um das, was er in einzelnen Abschnitten las, als ein Ganzes verstehen zu lernen. Er mag sie auch dann gebrauchen, wenn ihm bey dem häuslichen Lesen die Hülfe des Lehrers mangelt. Besonders aber sollen sie dazu dienen, ihm, durch die Vergleichung, mit dem Genius beider Sprachen vertraut zu machen, und sein Gefühl für Schönheit zu verfeinern. Doch nur solche Übersetzungen werden diesen Zweck erreichen können, die dem Style der Urschrift möglichst treu nachgebildet sind. Schon in der Schule aufmerksam gemacht auf ausdrucksvolle Darstellung, wird er vergleichen, inwiefern diese in der Übersetzung erreicht ist, und sich so selbst einen edeln Styl bilden. Übersetzungen dagegen, die es mit den einzelnen Worten und dem Styl der Urschrift nicht so genau nehmen, haben noch das Schlimme, daß sie den Jüngling verleiten, sich mit einem ungefähren Sinne zu begnügen, und so den Charakter der Oberflächlichkeit bey ihm erzeugen. Die ehrwürdigste Classe von Lesern endlich besteht aus solchen, die vertraut mit dem Genius beider Sprachen, durch Übersetzungen einen ähnlichen Genuß suchen, als der Kenner durch die Betrachtung eines schönen Gemäldes, das der Natur möglichst getreu nachgebildet ist, sich verschafft. Diese Classe muß der Übersetzer stets vor Augen haben. Sie aber wollen weder Verschönerung noch Entstellung der Urschrift; sie suchen denselben Genuß, den ihnen die Urschrift gewährte, und zwar noch reiner und ungestörter in der Nachbildung. Was der Alte mit wenigen kräftigen Worten sagte, wollen sie nicht durch viele nüchterne gedolmetscht wissen. Wenn der Alte sich einer reinen Sprache befließt, so wollen sie auch die Übersetzung rein von Ausdrücken des Auslandes. Weil die Urschrift sich vom Gemeinen entfernte, und in gewählten Ausdrücken redete, so soll auch die Übersetzung nach ihrem Urtheile die gemeine Sprache des Umganges meiden. Sie wollen ihren eigenen Charakter der Urschrift in der Übersetzung wieder erkennen; und da dieser abhängig ist von den Worten und ihrem Verhalten zu einander, so verlangen sie, daß jedes einzelne Wort, jede ausdrucksvolle Stellung desselben in der Übersetzung zurückgegeben werde. „Aber, sagt Hr. H., dadurch entsteht Steifheit und Dunkelheit. Jede Sprache hat ihre eigenen Wendungen und ihren eigenen Syntax.“ Dies ist die Sprache aller desjenigen, die entweder zum Uebersetzen gar kein Talent haben, oder sich

die Arbeit möglichst leicht machen wollen. Denn freylich muß man der Sprache kundig seyn, wenn man wörtlich übersetzen, und doch nicht steif und undeutlich schreiben will. Freylich ist es leichter, in seinem eigenen Styl schreiben, als sich an eine fremde Form anschmiegen. Aber Talent und Fleiß werden auch in dieser Rücksicht alle Schwierigkeiten überwinden. Abzählen soll man freylich die Worte nicht, und sklavisch nicht die Wortfolge, die ja auch nicht überall ausdrucksvoll ist, nachbilden. Und dies thut auch kein guter Uebersetzer. Aber befragen soll er den Genius unserer Sprache, wie viel diese von der fremden Form anzunehmen vermöge. Zum Charakter und zur Vorzüglichkeit unserer Sprache gehört es gerade, daß sie beynahe, wie die alten Sprachen, eine große Mannichfaltigkeit der Wortstellungen zuläßt, wodurch sie sich mehr, als jede andere Sprache, zu Uebersetzungen eignet. Daß man beynahe wörtlich übertragen könne, ohne deshalb steif und undeutlich zu werden, hat die Erfahrung schon gelehrt. Denn wir haben fast wörtliche Uebersetzungen, denen man weder Steifheit noch Dunkelheit vorwerfen kann, wenn man nicht alles, was von der Sprache des gemeinen Lebens abweicht, für steif und dunkel erklären will. Seitdem unsere Uebersetzer angefangen haben, nicht bloß den Inhalt, sondern auch die Darstellung zurückzugeben, seit dieser Zeit hat sich gerade unsere Sprache nicht wenig vervollkommenet. Und welche besseren Muster für unseren Styl könnten wir auch haben, als gerade die Alten? Was geben uns dagegen die Uebersetzer, die recht verständlich und deutlich seyn wollen? Wie erbärmlich ist gewöhnlich der Ton, den sie uns als den Ton der Deutschheit anpreisen! Nicht einmal um die Reinheit ihrer Sprache bekümmert, unbekannt mit Numerus und Wohlklang, glauben sie schön und deutsch zu schreiben, wenn sie schreiben, wie jeder im gemeinen Leben spricht.

Wenn wir obige Übersetzungen auch nur flüchtig mit einander vergleichen, so kann es uns nicht lange zweifelhaft seyn, welcher von beiden der Kranz gebührt. Hr. Schüster ging hinlänglich vorbereitet an seine Arbeit. Schon vor länger als zehn Jahren übersetzte er dasselbe Werk, und erwarb sich schon damals durch seine, wiewohl noch mangelhafte, Arbeit ermunternden Beyfall. In der Zwischenzeit hörte er nicht auf, sich mit dem Sallust zu beschäftigen, und den Genius der eigenen Muttersprache zu studiren. Er giebt uns jetzt eine ganz neu gearbeitete Übersetzung des Sallusts, an welcher er zehn Jahre gearbeitet hat. Sie befriedigt alle Forderungen, die man billiger Weise an eine gute Übersetzung machen kann, und wird allen Lesern von Bildung und Geschmack gefallen müssen. Nicht die sorgfältige Feile, nur die Glätte und Schönheit sieht man ihr an. Hr. S. hat sein Original nicht nur richtig verstanden, sondern auch fast wörtlich zurückgegeben, ohne in dem Bau der Periode eine andere Änderung vorzunehmen, als die durch die unserer Sprache eigene Stellung des Zeitwortes nöthwendig war. Seine Übersetzung löst also die Aufgabe sehr glücklich, die Hr. H. zu lösen für un-

möglich hält; sie ist im höchsten Grade treu, ohne deshalb steif und dunkel zu seyn. Ihre Sprache ist außerdem rein, edel, kräftig, einfach und wohlklingend, wie der reine, edle, kräftige, einfache und wohlklingende Styl des Sallusts sie verlangte. Selbst die Kürze des Sallustischen Stils hat die Nachbildung beynahe erreicht. Dies leuchtet schon daraus in die Augen, daß die deutsche Übersetzung fast keinen größeren Raum einnimmt, als das ihr zur Seite stehende lateinische Original. Wenn wir der Schlüterschen Übersetzung ein so vorzügliches Lob beylegen, so wollen wir deshalb nicht behaupten, daß nicht manche Stellen in derselben dem Lateinischen noch näher gebracht werden könnten. So würden wir z. B. nicht übersetzt haben: Cat. 5: *quae utraque* (nämlich *inopiam rei familiaris* und *scelerum conscientiam*) *his artibus auxerat*, durch: da er als solcher, wie ich ihn beschrieben, innerer tiefer gesunken war; Cat. 10: *aliud clausum in pectore, aliud in lingua proutum habere*, durch: lehrte sie, die Herzensgesinnung verbergen, anders sprechen, als sie dachten; ebendasselbst: *magisque vultum, quam ingenium bonum habere*, durch: mehr edel scheinen, als edel seyn; Cat. 12: *hebescere virtus*, durch: da erkorb die Tugend. Cat. 16: *Ex illis testis signatoremque falsos commodare*, durch: aus ihr bildete er falsche Zeugen und Unterzeigner; Cat. 20: *omnibus modis pecuniam trahunt, vexant*, durch: auf alle Art das Geld verschleudern und ihm wehe thun; Cat. 21: *quibus mala abunde omnia erant, sed neque res neque spes bona ulla*, durch: die überall Unglück genug, nirgends aber Glück, weder jetzt noch in der Ferne sahen. (Warum nicht lieber: denen sich Übel überall genug zeigten, aber weder in Wirklichkeit noch Hoffnung irgend ein Gut?) Cat. 30: *sestertia centum und sestertia ducenta*, durch: hundert und zweyhundert Sestertien. (da sestertia tausend Sestertien bedeuten.) Cat. 31: *sicuti iurgio iaceffitus esset*, durch: als sey ihm Umwecht geschehen. Cat. 35: *defensionem pavore*, durch: abläugnen (da hier die Vertheidigung oder Rechtfertigung der Entschuldigung entgegengesetzt ist.) Cat. 39: *quo plebem in magistratu placidius tractarent*, durch: damit sie als Obrigkeit das Volk gelinder behandelten. (Der Ausdruck: gelinder behandeln, veranlaßt einen Mißverständnis, da der Gedanke ist: die Tribunen sollten abgeschreckt werden, das Volk nicht zu unruhigen Bewegungen aufzureizen.) Cat. 51: *si magnitudo sceleris omnium ingenia exsuperat*, durch: wenn aber die Größe des Verbrechens alle Fassungskraft übersteigt; aber ingenium ist hier nicht Fassungskraft, sondern Erfindungskraft, und der Gedanke ist: wenn die Verbrechen so groß sind, daß man dafür keine angemessenen Strafen erfinden kann. Aber solcher Stellen giebt es äußerst wenige. Hr. S. verspricht uns eine Kritik aller bisherigen Übersetzungen des Sallusts, und eine strenge Kritik der seinigen. Wir sehen dieser mit Verlangen entgegen; denn wenige haben ihren Beruf, über Übersetzungen zu urtheilen, so bewährt, als Hr. S. durch seine Übersetzung. Über die Verbesserungen, welche der Herausgeber mit dem lateinischen Text vorgenommen

hat, versparen wir billig unser Urtheil so lange, bis er sich selbst darüber, wie er verspricht, erklärt hat. Soweit wir verglichen, fanden wir im Ganzen den Cortenschen Text, mit einzelnen, aber nicht so häufigen Abweichungen, als in der zweybrücker Ausgabe.

Alle Vorzüge, die wir der Schlüterschen Übersetzung zueigneten, müssen wir der Hallbauerschen absprechen. Hr. H. hat den Sallust nicht nach dessen eigenem Styl, sondern nach dem seinigen übersetzt, und würde jeden anderen Schriftsteller, den er übersetzte, eben so ummodellern, wie er seinen Sallust umgemodelt hat. Seine Übersetzung ist weder treu, noch schön geschrieben. Oft läßt er sogar den Sallust Dinge sagen, die er nicht sagt, und wiederum anderes nicht ausdrücken, was er sagt. Doch Hr. H. wollte den Sallust so reden lassen, wie er, wäre er ein Deutscher gewesen, geschrieben haben würde; und dies will er nach seinem Gefühl bestimmen. Sein Gefühl aber entscheidet natürlich für den Styl, den er sich selber angewöhnt hat. Wir haben aber hinlänglichen Grund zu zweifeln, daß Sallust selbst als Deutscher so geschrieben haben würde, als er sich bey dem Hn. H. vernehmen läßt. Sallust entfernte sich so sehr von der gemeinen Sprache des Umgangs, daß er sogar alterthümlich scheinen kann; und wahrscheinlich würde er auch als Deutscher die Ausdrücke der gemeinen Conversationsprache vermieden haben. Bey Hn. H. dagegen liebt er diese Sprache sehr. Sallust schrieb als Lateiner reines Latein; gewiß er würde auch als Deutscher reines Deutsch geschrieben haben. Aber der Styl des Hn. H. strotzt von Worten des Auslandes. Man liest darin von *Aventurier*, *Banditenstreichen*, *Damen*, *Operationen*, *Majorität*, *Inquisition*, *Staatsintriguen*, *Gouverneurs*, *Cour*, *Ufurpation*, *Alarmiren*, *Commandos*, *Überredungsmaschinen*, *Protector*, *Emiffanten*, *Signal*, *Functionen*, *Formirung der Sklaveninsurrection* u. s. w. Sallust befaß sich so sehr der Kürze, daß er sogar die Verbindungsworte gewöhnlich ausläßt, und immer mehr das Nachdenken weckt, als befriedigt. Auch als Deutscher würde er, wenn ihn derselbe Geist befeelte, die Worte gespart haben. Bey Hn. H. kommt es ihm auf einige Worte mehr oder weniger gar nicht an. Hr. H. klagt über die Mangelhaftigkeit unserer lateinischen Wörterbücher, die ihn oft verließen; aber wir zweifeln doch, ob unsere Wörterbücher aus seiner Übersetzung sich berechtigen lassen. Es schien uns vielmehr, als wenn Hr. H. es mit den Bedeutungen der einzelnen Worte nicht so genau nahm, und sich gerne mit einem halben Sinn begnügte. Hier einige Beyspiele. Cat. 5: *Vastus animus immoderata, intredibilia, nimis alta semper cupiebat*: Ein mit riesenmäßigen Entwürfen geschwängert Kopf ging sein stetes Streben nur nach dem, was menschliche Kräfte und Vorstellungen, kurz alle Möglichkeit überstieg. Wie undeutsch und wie wenig dem angemessen, was Sallust sagt! Wie einfach lautet dieselbe Stelle bey Hn. Schlüter: Der ungeheure Geist strebte beständig nach unmäßigen, unglaublichen, überhohen Dingen. Gleich im Folgenden: *Agitabatur magis magisque in diis animus ferox inopia rei familiaris et conscientia scelerum*:

Was seinen Revolutionsgeist noch mehr nährte, war die Dürftigkeit seiner häuslichen Umstände, und das Bewusstseyn seiner Verbrechen. Wenn wir auch zugeben, daß der Gedanke ungefähr getroffen ist, so wird doch die Sprache Niemand des Sallusts würdig finden. Wer würde nicht die Schlüter'sche Übersetzung vorziehen? Immer mehr gedrängt ward sein unbändiger Muth von Dürftigkeit und Bewusstseyn der Schandthaten. Cat. 6: Imperium legitimum, nomen imperii regium habebant: delecti, quibus corpus annis infirmum, ingenium sapientia validum, reipublicae consultabant: Ihre Staatsverfassung war monarchisch, wobey jedoch dem Könige auserlesene Männer, zwar schwächliche Greise an Körper, aber von erprobter Einsicht und Erfahrung, zur Seite standen. Wie willkürlich und kraftlos ist die ganze Periode übertragen! Schlüter übersetzt wörtlich: ihre Regierung war gesetzmäßig, dem Namen nach königlich. Auserlesene, an Körper von Alter schwächliche, an Geist und Weisheit kraftvolle Männer standen dem gemeinen Wesen vor. Cat. 10: Saevire fortuna ac miscere omnia: Da begann das grausame Schicksal seine Rolle zu spielen, und alles in Verwirrung zu setzen. Wenn wir auch den wunderlichen Ausdruck abrechnen, so ist doch fortuna hier fehlerhaft durch Schicksal übersetzt, da der Gedanke ist: das Glück machte die Römer übermüthig, Schlüter: Da fing das Glück an zu wüthen, und alles zu verkehren. Cat. 12: Innocentia pro malivolentia duci coepit: Die ruhige Zurückgezogenheit wurde zum Verbrechen gestempelt. Also innocentia ist ruhige Zurückgezogenheit, malivolentia, Verbrechen, ducere, stempeln? Schöne Bereicherungen für die mangelhaften Wörterbücher des Lehrlings! Cat. 14: Quique aes alienum grande conflagravit, quo flagitium aut facinus redimeret: und sich, um nur seine Verbrechen zum Schweigen zu bringen, sich in tiefe Schulden gestürzt hatte. Wer kann dieß ohne den lateinischen Text verstehen? Ebenda selbst übersetzt Hr. H. parricidae durch Blutsmörder. Cat. 17: Fuere item ea tempestate, qui crederent, M. Licinium Crassum non ignarum ejus consilii fuisse, quia Cn. Pompejus, invisus ipsi, magnum exercitum duxerat, cujusvis opes voluisse contra illius potentiam crescere: simul confisum, si conjuratio valuisset, facile apud illos principem se fore: Manche glaubten damals, auch M. Licinius Crassus sey nicht unbekannt damit (womit?) gewesen, weil seine Eifersucht gegen den steigenden Kn. Pompejus ihn eine mächtige Oppositionspartey haben wünschen lassen, doch zugleich mit der Hoffnung (welche Verbindung!) die Früchte einer Veränderung der

Constitution (davon steht kein Wort bey Sallust) im Fall des Gelingens (wie deutlich der Mann schreibt!) leicht selbst an sich reißen zu können. — Das nennt Hr. Hallbauer übersetzen, schön, ungezwungen, im Geiste des Sallust's übersetzen! In den wenigen Anmerkungen, die Hr. H. seiner Übersetzung beygefügt, hat er auch seinen kritischen Scharfsinn versucht. Aber nach den Proben zu urtheilen, die er uns gegeben, ist er ein eben so unglücklicher Kritiker als Übersetzer. Cat. 9 will er audacia in obedientia oder audientia verändert wissen, weil das darauf folgende Beyspiel nicht die Kühnheit der römischen Soldaten, sondern die Subordination beweisen soll. Das Wort Subordination paßt aber gar nicht in den Zusammenhang. Denn wie kann Sallust daraus, daß man im Kriege solche, die wider Befehl mit dem Feinde fochten, oder auf den Rückruf zu spät aus dem Treffen sich entfernten, öfter bestrafte, als solche, die ihre Fahnen oder ihren Posten verlassen hatten, folgern, daß die römischen Soldaten sich durch Subordination auszeichneten? Aber die Kühnheit der römischen Krieger, die sich selbst wider die Subordination von ihrem Muth fortreißen ließen, konnte er allerdings hieraus beweisen. Cat. 22 will Hr. H. oratione habita wegstreichen, weil es ausdrücklich heiße: er habe erst nach dem barbarischen Einweihungsacte sein Vorhaben mitgetheilt, womit nichts anderes gemeint seyn könne, als was in der Rede selbst enthalten sey. Wie flüchtig muß Hr. H. übersetzt haben, da er schon im folgenden Kapitel vergaß, was er im vorigen geschrieben hatte! Im vorigen Kapitel sagt Sallust ja ausdrücklich, daß die Theilnehmer der Verschwörung nach Catilina's Reden nähere Bestimmungen über die Beschaffenheit des Krieges, über Belohnungen, Hülfquellen und Hoffnungen, also über den eigentlichen Plan des Catilina verlangten. Und wenn man diese Rede selbst liest, die nur Aufmunterungen zur Entschlossenheit enthält; so erkennt man auch, daß Catilina darin keinesweges seinen Plan entwickelte. Kap. 25 will Hr. H. in der Stelle luxuria atque inopia abierat lesen injuria statt inopia, aus keinem anderen Grunde, als weil injuria wenigstens besser passe. Hr. H. übersetzt nach dieser Verbesserung: Sie hatte sich durch eine luxuriöse und leichtsinnige Lebensart ruinirt. Wie kann denn injuria, leichtsinnige Lebensart, und praiceps abierat, sie hatte sich ruinirt, heißen? Wozu ist überhaupt eine Änderung nöthig? Was kann Hr. H. gegen folgenden Gedanken haben? Sie war durch Uppigkeit und Dürftigkeit in den Abgrund gerathen, d. h. einer so schändlichen Lebensart verleitet worden. F. C.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. (Heidelberg, b. Mohr und Zimmer:) Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen. Für Reisende. Mit einer topographischen Karte. Ohne Jahrzahl. 45 S. brochirt. 12. (10 gr.) Ein Taschenbüchlein, welches wir allen empfehlen können, welche diese interessante Gegend bereisen. Es enthält eine kurze Beschreibung von Heidelberg und verschiedenen am Neckar hin liegenden Ortschaften bis Eberbach, von dem herrlichen Garten zu Schwetzingen, sodann einiges von Mannheim, Oggersheim, Frankenthal und Worms. Man findet hier keine eigentliche Topographie, auch keine statistischen Nachrichten; sondern der Vf. hat nur einzelne Schönheiten der Natur und Kunst, und das Sehenswürdigste in diesen Gegen-

den gezeichnet. Von der Universität findet man die Sammlung von mathematischen und physikalischen Instrumenten, Modellen und chemischen Apparaten; die Bibliothek, den botanischen Garten, das Klinikum, die Entbindungsanstalt, das theatrum anatomicum beschrieben. Der Garten zu Schwetzingen ist genau und ziemlich vollständig gezeichnet, von Mannheim aber hatte weit mehr gesagt werden sollen. Die Karte ist sauber gestochen, aber weder graduirt, noch mit einem Maßstabe versehen, der hier doch allerdings zu wünschen gewesen wäre. Warum eine ovale Form gewählt worden, können wir nicht einsehen. Die Karte stellt den Lauf des Neckars von Neckar Steinach bis Mannheim vor. S. 1.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 11 AUGUST, 1807.

P A D A G O G I K.

- 1) BRAUNSCHWEIG u. LEIPZIG, b. Kabisch: *Fibel, oder Elementartheil der deutschen Sprachlehre zur Erweckung der Vernunft, und zur Ausbildung des Verstandes*, allen Vätern, Müttern und Erziehern, welche den göttlichen Funken, das Selbstthätige, in ihren Kindern und Zöglingen durch Unterricht nähren wollen, als Methodenbuch mitgetheilt von Dr. Ludwig Hörstel. 1803. XXIV u. 256 S. 8. (20 Gr.)
- 2) Ebendasselbst: *Unterrichtsbuch, nach welchem Väter, Mütter, Erzieher und Erzieherinnen zu Hause Kinder beschäftigen, und für öffentlichen Unterricht empfänglich machen können* von Dr. L. Hörstel, Conrector am Katharineum zu Braunschweig, und der Herzogl. latein. Gesellschaft in Jena Ehrenmitgliede. 1803. 126 S. 8.
- 3) LEIPZIG, b. Rein: *Der erste Unterricht*, von M. Ernst Tillich, 1803. 287 S. 8. (12 Gr.)
- 4) Ebendasselbst: *Der Sprachunterricht als intensives Bildungsmittel*. Eine Nachschrift an Lehrer des ersten Unterrichts von M. Ernst Tillich. 1803. 60 S. 8. (4 Gr.)

Rec. ist überzeugt, daß sich Manches von dem, was Pestalozzi vorschlägt, auch bey dem Elementarunterrichte der Kinder aus gebildeten Ständen anwenden läßt; aber er wünscht doch nicht, daß man sich hier zu sklavisch an seine Methode binden möge. Man würde, besonders wenn die Kinder bisher nach einer anderen Methode gebildet worden sind, ihnen auf diesem Wege langweilig werden, und sich in den Erwartungen, die man sich von seinem Unterrichte macht, nicht selten getäuscht sehen. Was Pestalozzi giebt, ist sowohl dem Inhalte als der Form nach, derbe, nahrhafte Hausmannskost, die nur einem ungewöhnten Gaumen behagt; seine Methode verlangt bey aller ihrer Leichtigkeit von dem Kinde eine seinen Kräften angemessene Anstrengung, und legt ihm Fesseln an, die freylich wohlthätig sind, in die sich aber das verwöhnte Kind höchst ungern schmiegen wird. Pestalozzi scheint das Wesen seiner Methode selbst zu verkennen, wenn er den Unterricht nach derselben für Spiel hält; er ist es nicht, und er soll es nicht seyn, aber um desto weniger wird und darf vielleicht seine Methode bey dem häuslichen Unterrichte in vornehmen Familien blindlings angewandt werden. Desto mehr ist sie aber für Volksschulen geeignet. Kinder;

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

die von ihrer frühesten Jugend auf zur Arbeit gehalten, und in der Schule durch ein beständiges Auswendiglernen von Sachen, von welchen sie wenig oder nichts verstehen, zu einem mühseligen Lernen gewöhnt worden sind, werden auch das unverrückte Beschauen eines Gegenstandes, das Pestalozzi von ihnen verlangt, sich leichter gefallen lassen, und in dem wiederholten Nachsprechen der ihnen vorgesprochenen Wörter und Sätze weniger ermüden. — Mag immerhin Pestalozzi in seinen Elementarbüchern nicht alles geleistet haben, was er versprach; mag immerhin „die Vernunft zuweilen zu den Augen in die Schule geschickt werden;“ — er hat gewiß viel geleistet, und Rec. würde sich freuen, wenn ihm seine Hoffnung, den Unterricht in die Hand der Mütter zu legen, gewährt würde. Aber sie kann, sie wird ihm nicht gewährt werden, wenigstens nicht in der Provinz, in welcher Rec. lebt. Unsere Mütter in den niederen Ständen, wenigstens auf dem Lande, sind bey dem drückenden Frohdienste, der ihre edelsten Kräfte lähmt, durchaus unfähig, den Unterricht ihrer Kinder selbst zu übernehmen, und so populär Pestalozzi Elementarbücher auch geschrieben sind: so sind sie doch für die gegenwärtige Generation unter uns nicht populär genug; unsere Mütter aus den niederen Ständen würden erst Jahre lang nach seiner Methode geübt werden müssen, ehe sie sich nur einigermaßen darein würden finden können. Was aber die Mütter aus den gebildeten Ständen betrifft: so fürchten wir, daß P. und seine Methode ihnen oft als ein Ärgerniß, und noch öfter als eine Thorheit erscheinen werde; sie glänzt zu wenig, und läßt der freyen Willkühr zu wenig Spielraum, als daß sie sich allenthalben eine freundliche Aufnahme sollte versprechen dürfen.

Nichts desto weniger ist zu wünschen, daß der Geist derselben auch in den gebildeten Ständen seinen wohlthätigen Einfluß äußern möge, und Rec. freut sich daher, hier ein paar Schriften anzuzeigen, von denen jede, obgleich der Vf. von No. 1. von Pestal. nichts zu wissen scheint, ihren eigenthümlichen Werth hat, und von Eltern und Erziehern mit dankbarer Freude aufgenommen zu werden verdient. — Beide Vfs. gehen bey der Erlernung der ersten Elemente der Sprache von Anschauung aus; Hr. Tillich will die Buchstabenkenntniß nach *Olivier's* Methode dem Kinde durch Kupfer ver sinnlichen; Hr. Hörstel, der davon kein Freund ist, daß man das Zeichen an ein äußeres, außerwesentliches, d. i. außer der Empfindung des Schülers sich befindendes Bild knüpft, und sich überzeugt hält, daß auch ein solches Verfahren Un-

M m

vernunft befördert, und der Grund zum Aberglauben, zur Irreligion und zur Unfittlichkeit gelegt werde, lehrt es die Töne und die Buchstaben nach der Empfindung, die sie bezeichnen, merken. A ist ihm Laut der Freude und Bewunderung, Ä der Scham und des Unwillens, E der Kraft und Thätigkeit, O der körperlichen Ruhe und des Stillstandes aller Kräfte u. s. w. Wir haben nichts dagegen, daß man die Kinder bey der Erlernung der Buchstabenkenntniß hierauf auch aufmerksam mache, glauben aber doch, daß Hn. Hörstels Bemühung, den Kindern alles begreiflich zu machen, zu weit getrieben sey, und daß die vielen Beyspiele, die der Vf. bey mündlichen Unterrichte noch gehäuft wissen will, ihnen die Erlernung der Buchstaben eher erschweren, als erleichtern. So sehr wir auch mit dem Vf. einverstanden sind, daß man schon früh anfangen müsse, den Verstand der Kinder zu bilden: so wenig können wir uns doch überzeugen, daß die Kinder durchaus nichts mit dem Gedächtnisse und der Phantasie fassen dürften, was sie nicht zuvor mit dem Verstande begriffen hätten. Wir glauben vielmehr, daß es der höheren Bildung des Kindes zuträglich sey, wenn ihm manches dunkel bleibt, weil es eben dadurch an die Schranken der menschlichen Erkenntniß lebendig erinnert wird. Es ist ein großer Mißgriff der neueren Zeit, daß man alles, was nur Sache des Gefühls und des Herzens seyn soll, vorzüglich als Sache des Verstandes behandelt, und wenn gleich bey Erlernung der Buchstaben kein sonderlicher Nachtheil davon zu befürchten seyn sollte, daß die Sache vor dem Tribunale des Verstandes behandelt wird; so ist doch auch für das Heil der Menschheit wenig oder nichts dabey verloren, wenn das Kind die Buchstaben merkt, ohne allemal das Richtige dabey zu denken. Auch können wir uns nicht überreden, daß es dem Vf. wirklich gelingen werde, seinen Zöglingen alles begreiflich zu machen; er philosophirt mit ihnen über die Sprache, und Philosophie setzt immer eine geübte Denkkraft voraus, die sich von A, B, C Schülern nicht erwarten läßt, wenn man auch das Lesenlernen bis zum achten Jahre und länger verschieben will. Es kann wohl seyn, daß er sich selbst, und seine Zöglinge mit ihm sich überreden, daß alles von ihnen begriffen worden sey; aber es ist nur Täuschung, die daraus entsteht, weil die Kinder mit den Worten, die sie zuerst von ihm hörten, seine Ideen ihm wiedergeben. — So wenig Rec. aber auch wünscht, daß die hier empfohlene Methode blindlings nachgeahmt werden möge; so aufrichtig gesteht er doch, daß Hr. Hörstel, den wir schon aus seinem lateinischen und griechischen Lesebuche als einen Sprachforscher und wackeren Schulmann kennen, in dieser Fibel und in der vorausgeschickten Vorrede viele Gelehrsamkeit und eine seltne pädagogische Geschicklichkeit an den Tag gelegt habe. Insonderheit hat es unseren vöhligen Beyfall, was in der Vorrede über frühen Religionsunterricht, und die Art und Weise, Religion zu begründen, gesagt wird, obgleich es scheint, als ob Hr. H. der theoretischen Erkenntniß einen zu großen Werth beylege, indem er *Denken* und *Religiös seyn* für einerley erklärt. Wenn er in der Fibel dadurch die Kinder zur Verehrung und Liebe des Schöpfers zu führen sucht, daß er

sie auf den Vorzug der Sprache aufmerksam macht; so liegt dieser Grund dem kindlichen Gemüthe noch wohl zu entfernt, als daß man sich eine große Wirkung davon versprechen dürfte. Das Kind, zu dem der Vater mit solcher Wärme und mit solchem Feuer von Gott redet, wie hier Hr. H., wird an Gott glauben, aber nicht um der Gründe willen, die der Vater anführt, sondern weil es an den Vater glaubt, und die Begeisterung, welche die Brust des Vaters hebt, auf das Kind übergeht. Auch dieses, was schon Kant und Fichte in ihren Schriften andeuten, was aber bisher zu wenig beachtet worden ist, hat P., ohne von Kant und Fichte zu wissen, laut ausgesprochen, und es läßt sich erwarten, daß für Religion und Religiosität eine freudigere Periode beginnen werde, wenn sie nicht mehr hauptsächlich als Sache des Verstandes behandelt, sondern auf die Gefühle der Dankbarkeit, der Liebe und des Vertrauens, die in dem kindlichen Gemüthe wohnen, gegründet wird.

Was das Unterrichtsbuch No. 2 anlangt: so können allerdings Ältern u. Erzieher dadurch in den Stand gesetzt werden, ihren Kindern und Zöglingen auf mehr, als eine Art, nützlich zu werden; vorzüglich findet Rec. die Anleitung des Vfs. im 2 und 3 Abschnitte sehr zweckmäßig, obgleich er den Vorschlag, die Kinder früher schreiben als lesen zu lehren, für eine unnöthige Neuerung hält. Aber unmöglich kann er sich überzeugen, daß es rathsam sey, die Kinder so frühzeitig Grammatik, und vollends in der vom Hn. H. vorgeschlagenen, wahrhaftig nicht leichten, Terminologie zu lehren, und ihnen, ehe sie der Sprache vollkommen mächtig sind, und auch die Büchersprache kennen, von Allvorstellungswörtern und Wechselvorstellungswörtern, vom Allbezeichner und Einbezeichner vorzureden. Rec. ist der Meinung, daß es vorzüglich bey der Muttersprache sehr gut angehe, das Kind zum richtigen Sprechen und Schreiben derselben anzuführen, ohne daß man nöthig hat, es gleich Anfangs mit den Regeln der Sprachlehre zu quälen.

In Pestalozzi's Geiste geht der Vf. von Nr. 3 darauf aus, das Sprachvermögen des Kindes, und damit zugleich seine Denkkraft, stufenweise zu bilden, und manche Abschnitte in dieser Schrift können von Müttern bey der ersten Bildung ihrer Kinder weit leichter und besser benutzt werden, als das *Buch der Mütter* von Pest., das, obgleich es an trefflichen Bemerkungen und an schönen Stellen reich ist, doch unter allen Elementarbüchern desselben seinen Zweck am wenigsten entspricht. — Es ist in dem ganzen *Tillich'schen* Buche kein Sprung; der Vf. läßt zur Bildung der Organe und für die ersten Leseübungen anfangs einsylbige Wörter vor den Kindern entstehen, geht darauf zu mehrsylbigen über, wobey er dem Lehrer viele Veranlassung giebt, seine Zöglinge auf die Abstammung der Wörter von einander, und auf den Unterschied zwischen Hauptwörtern, Beschaffenheitswörtern und Zeitwörtern aufmerksam zu machen, und läßt nun kürzere und endlich längere Sätze folgen, die aber ihrem Inhalte nach alle aus dem Kinde selbst, und aus den Umgebungen desselben geschöpft sind.

In Nr. 4 giebt der Vf. von der Absicht der vorher angezeigten Schrift Nachricht, rechtfertigt die Einrichtung derselben, und ertheilt den Lehrern eine Anwei-

sung, sie zweckmässig zu gebrauchen. Das Meiste von dem, was hier gesagt wird, ist vortrefflich, und verdient beherzigt zu werden. Rec., der bey seinem Unterrichte verschiedene Vorschläge des Vfs. befolgt, ist aus Erfahrung überzeugt, daß es auf diesem Wege dem Lehrer leicht werde, nicht nur für die Geistesbildung seiner Zöglinge zu sorgen, sondern ihnen auch zur Fertigkeit in der Rechtschreibung und im schriftlichen Gedankenvortrage zu verhelfen. Zu bedauern ist es übrigens, daß beide *Tillichsche* Schriften durch verschiedene Druckfehler entstellt werden, die billig in Kinderschriften möglichst vermieden werden sollten. — m —

BERLIN, b. Maurer: *Briefe an einen Schulmann über das Schulwesen in Deutschland* von Heinrich Matthias August Cramer, gewesenen Pred. zu St. Blasii, Inspector des Gymnasiums u. s. w. zu Quedlinburg. Nebst dessen Lebensbeschreibung von seinem Sohne Friedrich Cramer. Herausgegeben von D. Heinr. Phil. Conr. Henke. 1806. LXII und 181 S. 8. (16 gr.) Auch unter dem Titel: *H. M. A. Cramers hinterlassene Schriften*. Zum Druck befördert von seinem Sohne Pr. Cramer. 1 Th. u. s. w.

Hr. Vicepräsident Henke, ein Freund des verewigten Vfs. dieser Briefe, erzählt in der Vorrede die Veranlassung zur Herausgabe derselben und fällt zugleich ein Urtheil darüber, das auch Rec. unterschreibt. „In ihnen, sagt er S. IV, glaubte ich einen Mann zu vernehmen, der die Mängel und Gebrechen unserer gewöhnlichen Schulverfassung einsichtsvoll beobachtet und ernstlich zu Herzen genommen, der die seit Basedows Zeit in großer Zahl und Verschiedenheit vorgebrachten und eifrig verhandelten Vorschläge einer durchgreifenden Verbesserung des öffentlichen Erziehungswesens eben so ungeblendet durch das Ansehen ihrer Urheber und uneingenommen von dem Reize der Neuheit und Kühnheit, als frey von dem Vorurtheil für alte und herkömmliche Einrichtungen geruhig und gründlich geprüft und der seine Bemerkungen, Zweifel und Urtheile, Berathungen und Wünsche in praktischer Theilnehmung an der wichtigsten Angelegenheit und in eigenen Erfahrungen bewährt gefunden hatte.“ — Die Gegenstände, über welche der Vf. sich in diesen Briefen verbreitet, hat er selbst unter folgende Rubriken geordnet: *Über die Verbesserung des Schulwesens in Deutschland. Flor öffentlicher Schulen. Frequenz. Schätzbarkeit des Schullehreramts. Verbindung des Lehrers mit seinen Schülern und ihren Eltern. Von der Aufsicht über Schulen. Ist die collegiale Verbindung der Lehrer beyzubehalten?* — Am längsten verweilt der Vf. bey der Untersuchung über die Aufsicht über Schulen. Was er darüber sagt, besonders auch mit Hinsicht auf eine Abhandlung im letzten Theil des Campeischen Revisionswerks, die einer strengen Kritik unterworfen wird, ist größtentheils sehr gegründet, doch hätte er sich darüber kürzer fassen können. So wird z. B. der ohnehin unlegbare Satz: daß die Mangelhaftigkeit der bisherigen obrigkeitlichen Aufsicht über Schulen kein Grund sey, diese Schulaufsicht überhaupt für etwas unnützes und schädliches zu erklären, wohl zehnmal unter den ver-

schiedensten Formen und Gleichnissen wiederholt. Dieß und manche Spuren von Nachlässigkeit in der Darstellung machen es dem Rec. wahrscheinlich, daß der Vf. durch den Tod verhindert worden, diesen Briefen die letzte Feile zu geben, die er ihnen noch zugedacht hatte. Indessen waren sie auch so, wie sie hier erscheinen, noch immer des Drucks würdig, und Rec. wünscht, daß Hr. Maurer auch die übrigen hinterlassenen Schriften des Vfs., die der berühmte Herausgeber des Drucks werth achtet, bald nachfolgen lassen möge. Zum Schluss dieser Anzeige stehe hier noch die kurze Charakteristik, die Hr. H. von dem verewigten Vf. in der Vorrede giebt: „Er war ein Gelehrter von großem Reichthum des Wissens, offen zum Empfangen und Mittheilen, gegen jede Meinung vertragfam, aber nicht gleichgültig, von einem edlen, für Wahrheit, Rechtschaffenheit und Gemeinnützlichkeit erwärmten Herzen, immer gesetzten Sinnes und selbst heiteren Muthes auch in unfreundlichen Lebensgestalten und peinlichen Gesundheitsumständen. Diese bewirkten dennoch in ihm ein starkes Mißtrauen in seine Kräfte und eine gewisse Verzagtheit, welche man mit dem raschen zuversichtsvollen Wesen so vieler anderer minder begabter Geister nicht ohne Befremdung zusammenhalten konnte.“ — Mit dieser Charakteristik stimmt auch das durch Form und Inhalt sehr anziehende Lebensgemälde zusammen, das der einzige Sohn des Vfs. diesen Briefen beygefügt hat und das beiden, dem Vater wie dem Sohne, gleich sehr zur Ehre gereicht. L — r.

LEIPZIG, b. Barth: *Kleine französische Vorlegeblätter* von Adolph Bergmann. 1807. 21 Bl. 8. (16 gr.)

Auch unter dem Titel: *Exemples d'Ecriture Francoise, batarde et coulée, écrites et gravées par Adolphe Bergmann, Maître de Calligraphie à l'Ecole de Saint Nicolas à Leipzig.*

Wenn es seine Richtigkeit hat mit der Kunst, die zu besitzen *Lavater* sich rühmte, und die noch ganz neuerlich Hr. von *Tscharnier*, *Lavaters* Landsmann, in Freyberg nicht ohne bewunderten Erfolg geübt hat, mit der Kunst, aus jeder Handschrift, die vorgelegt wird, die auffallendsten Charakterzüge desjenigen, von dem sie herrührt, fast jedesmal richtig anzugeben: so kann es wohl keinem Zweifel unterworfen seyn, daß jedes Individuum auch etwas Charakteristisches in seiner Handschrift haben müsse, und daß es, vorinöge seines Charakters, nur so, und nicht anders schreiben könne. Nun bestehen Nationen aus einer Menge Individuen, die bey aller ihrer sonstigen Verschiedenheit, doch nur eben so viel Nüancen eines Hauptzuges des Nationalcharakters sind. Es wird sich daher auch, nach der obigen Voraussetzung, in der Handschrift eines jeden Individuums dieser Nation ein Zug, eine Schreibmanier oder sonst etwas entdecken lassen müssen, welches die ganze Nation charakterisirt, so wie es von ihrem Charakter ausgegangen ist. Wie viele Nationen bedienen sich des lateinischen Alphabets zu ihrer Schrift, wie ganz anders aber nimmt es sich bey jeder aus, wenn es mit Freyheit behandelt, und wirklich nationell gehand-

habt wird! Und wenn wir unsere Schrift einige Jahrhunderte herab verfolgen, so ist bey der verschiedensten Bildung der Buchstaben, die immer nur in der Art sie zu bilden etwas Wesentliches hat, durchaus der Charakter der Nation durchscheinend, nur bald mehr, bald weniger kräftig herausgehoben. Besonders wird es in dem, was man zu verschiedenen Zeiten in dieser Hinsicht schön gefunden, vor die Augen treten, und neben dem Geiste der Zeit auch der Geist des Volks sich offenbaren. Wie deutlich spricht sich nicht, um sich nicht aus der Nähe zu entfernen, die Langeweile und der Müßiggang in den mönchischen Verzerrungen und Verkünstelungen, und die Pedanterie mit aller ihrer Steifheit in den Vorschriften aus, die vor 60 Jahren ungefähr als Muster der Schönschreibekunst galten, obschon unverkennbar nur als Zumischung zu dem Grundzuge der Trägheit, der an allem deutschen Wesen haftet. Und schreibe auch eine Nation in einem Alphabet, in welchem sie wolle, sie wird ihm bey dem Gebrauch immer ihre Schönheit leihen, immer ihren Charakter unterlegen. Man hat zu wiederholten Malen den Versuch gemacht, die Züge ausgestorbener Sprachen im Druck ihrem ächten Charakter, vielleicht gar ihrer ursprünglichen, alterthümlichen Gestaltung und Verbindung näher zu bringen, aber die Mittel hierzu waren wohl nicht immer am glücklichsten gewählt. Man liefs sich hierbey durch Handschriften, von denen man mit Grund voraussetzen konnte, dafs sie sorgfältig geschrieben waren, leiten, entnahm ihre Züge und verpflanzte sie in unsere Zeit. Aber somit hatte man nichts für das eigentlich Charakteristische der Schreibart gewonnen; die Handschriften waren von fremder Hand geschrieben, und hatten sich also auch nach einem fremdartigen Charakter bilden müssen; dazu waren die Formen der Buchstaben und ihre Verbindung aus einer so geschmacklosen Zeit, dafs sie mehr zum Entfernen von der alten Ächtheit, als zur Annäherung an dieselbe dienen konnten. Ein drückendes, unbehagliches Wesen blieb immer sichtbar.

Abgerechnet das Letzte, was, im Vorbeygehen vorgebracht wurde, soll das Gefagte dazu dienen, das Urtheil über die vorliegenden französischen Vorlegeblätter einzuleiten und zu begründen. Das Ideal einer guten französischen Schrift wird ein großer Schreibekünstler dann erreichen, wenn er den französischen Nationalcharakter mit der Idee, die er im Allgemeinen von einer schönen Schrift sich gemacht hat, verbindet, oder vielmehr das Nationale auf die Idee der Schönheit zurückföhret. Wir wissen nicht, ob sich Hr. B. bey diesem kalligraphischen Versuche von diesem Gedanken hat leiten lassen, aber wir müssen ihm das Zeugniß geben, dafs er die Idee einer schönen Schrift nicht unglücklich mit dem Charakter der französischen Schrift verbunden. Ihren deutschen Ursprung können diese Exempel zwar nicht gänzlich verleugnen — dazu haben sie zu wenig Leichtigkeit — aber sie sind doch des französischen Bürgerrechts nicht unwürdig. Wären sie etwas weniger zierlich, so würden sie vielleicht noch besser gefallen. Zu wünschen wäre es gewesen, dafs Hr. B. von der ganz ge-

meinen französischen Schrift einige Proben gegeben hätte, nicht um darnach zu schreiben, sondern davon le'en zu lernen.
YMA.

FRANKFURT a. M., b. Herrmann, *Dialogen für studirende Jünglinge in den obern Classen der Gymnasien und lateinischen Schulen*, von Joh. Friedr. Neidhart, Rector des Lyceums zu Werthheim. 1804. XX u. 188 S. 8. (1 fl.)

Man lernt hier einen wackeren Schulmann kennen, der dem schlaffen, arbeitsscheuen Zeitgeiste an seinem Theile entgegen arbeiten hilft und durch die Herausgabe dieser empfehlungswürdigen fünf Dialogen auch aufser seinem Kreise studirenden Jünglingen nützlich zu werden sucht. Eigentlich neue Ansichten der behandelten Gegenstände erwartet man in einer Schrift dieser Art nicht. 1) *Der Spaziergang an einem Frühlingsmorgen*, vom Einflusse des edleren Genusses der schönen Natur auf frühe Rechtschaffenheit. 2) *Über die gute und zweckmässige Benutzung aller öffentlichen Lehrstunden des Jünglings*. Hier mag es einigermassen befremden, dafs ein sonst nicht ungebildeter Zögling von 18 bis 20 Jahren seinem Lehrer eröffnet, er halte, als künftiger Jurist, für seine Person die Befuchung der Religionsvorträge für entbehrlich, und nun erst eines besseren belehrt werden mufs. Verzeihlicher scheint es, dafs er des Studiums der griechischen Sprache überhoben seyn zu können glaubt, auch möchte der Vf. bey der Beantwortung wohl zu wenig darauf Rücksicht genommen haben, dafs sich bey einem Geschäftsmanne allerdings eine gute Bekanntschaft mit der Literatur der Griechen ohne genaue Kenntniß ihrer Sprache denken läfst. Für einen solchen ist das, was hier und weiterhin S. 131 über den Gebrauch der Übersetzungen gesagt wird, schwerlich befriedigend genug. Sollte man reisenden Schülern der höheren Classen nicht bey Zeiten in eigenen Lehrstunden bestimmte Begriffe über den Umfang und den Zweck ihrer Schulstudien bezubringen suchen, so wie man auf gut eingerichteten Gymnasien den Candidaten der Universität eine Encyclopädie der Wissenschaften und besonders des Fachs, dem sie sich widmen wollen, vorzutragen pflegt? 3) *Über die richtige und vortheilhafte Anwendung der Jugendjahre in der Zeit aufser den öffentlichen Lehrstunden*. Dieser Dialog in welchem der Vf. einen Theil seiner eigenen Jugendgeschichte mit dankbarer Erwähnung seiner Idsteinischen Lehrer, Stritter und Schellenberg mittheilt, verdient von studirenden Jünglingen um so mehr beherzigt zu werden, je weniger auf manchen Schulen, was freylich seine Schwierigkeiten hat, dem Privatfleisse die gehörige Richtung gegeben wird. 4) *Über das Wegeilen von der Schule auf die Universität*. 5) *Über das gesittete und wohlthätige Betragen des Jünglings im Allgemeinen und in besonderen Fällen*. — Der Styl ist im Ganzen correct: die Manier ist mit unter etwas zu gedehnt. Unedlere Ausdrücke, wie *Sitzfleisch*, und Stellen wie diese: „*Tant pis*, würde Ihnen ein französischer Sprachkenner (?) ganz kurz antworten,“ wünscht man vermieden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 A U G U S T 1 8 0 7 .

M A T H E M A T I K .

BERLIN, b. dem Vf. und in Commission b. Lange:
Astronomisches Jahrbuch für das Jahr 1808, nebst
einer Sammlung der neuesten in die astronomi-
schen Wissenschaften einschlagenden Abhandlun-
gen, Beobachtungen und Nachrichten. Berech-
net und herausgegeben von J. E. Bode, Astro-
nom und Mitglied der Akademie. 1805. 276 S.
8. (1 Thlr. 18 gr.)

Die innere Einrichtung dieses Bandes ist wie ge-
wöhnlich, und die äußere unterscheidet sich nur
durch eine kleine Veränderung im Druck der Ephem-
eride enthaltenden Blätter, die nicht zu ihrem Nach-
theile gereicht. Von den neuen Planeten hat nur Ceres
einen Platz auf den, den Planeten im Allgemeinen
gewidmeten Seiten finden können; die Stellungen
der Pallas sind S. 111 u. f. w. besonders angegeben,
so wie die der Juno S. 224. Die Berechner astrono-
mischer Ephemeriden werden sich in der Folge ent-
schließen müssen, noch eine Seite für jeden Monat
hinzuzufügen, indem die alten Planeten den vorhan-
denen Raum schon ausfüllen. Rec. wünschte übrigens,
daß es Hn. B. gefallen möchte, auch die geraden Auf-
steigungen der Planeten, wenigstens der neuen, di-
rect anzugeben; die Auffuchung dieser kleinen Ge-
stirne würde dadurch erleichtert werden.

Die Anleitung zum Gebrauche des astronomischen
Jahrbuchs ist auch in diesem Bande unterdrückt, und
man hat den Raum, den sie eingenommen haben
würde, lieber anderen Abhandlungen eingeräumt,
die den Astronomen interessanter sind. Die *astrono-
mischen Beobachtungen*, auf der königl. Sternwarte
zu Berlin, im J. 1804 angestellt, die Hr. B. mittheilt,
dienen zu neuen Beweisen von der großen Thätig-
keit dieses würdigen Astronomen, der auf so viel-
fache Weise zur Beförderung seiner Wissenschaft bey-
zutragen sucht. Rec. würde indess das S. 89 beschrie-
bene Verfahren, die Culminationen der Himmelskörper
zu beobachten, nicht wählen, und lieber den Mauer-
quadranten so stellen, daß die Sterne (vorausgesetzt
daß sie dem Zenith nicht zu nahe stehen) nicht eher
seinen Meridianfaden berühren, bis man sie mit ge-
höriger Mühe an allen Fäden des Passagen-Instru-
ments hat beobachten können. Die größere Genauig-
keit der auf diesem Wege erhaltenen Beobachtungen
würde die kleine Mühe der Berechnung einer Cor-
rection der Zenith-Distanz — die man ohnehin in
eine Tafel bringen könnte — weit überwiegen,
J. Z. A. L. 1807. Dritter Band.

Nachricht von einer arabischen Himmelskugel mit kufi-
scher Schrift, im kurfürstl. mathematischen Salon in
Dresden, von G. W. S. Beigel in Dresden. Eine in
jeder Rücksicht interessante Abhandlung, durch die
der rühmlich bekannte Vf. den Astronomen und Ori-
entalisten ein eben so angenehmes, als lange vergebens
gehofftes Geschenk macht. Schon *Affemanni* beschrieb
die im Borgianischen Museo befindliche arabische Him-
melskugel; allein eine Menge Unrichtigkeiten, die
zum Theil dadurch veranlaßt wurden, daß er nicht
den Globus selbst, sondern nur eine sehr schlechte
Copie desselben vor Augen hatte, machten seine Be-
schreibung unbrauchbar und die Beigelsche desto
schätzbarer. Der Dresdner Globus ist von Messing,
5 französische Zoll 4 Linien im Durchmesser, mit
vielm Fleiße gearbeitet; die Linien der Sphäre, die
Figuren der Sternbilder und die sehr zierlichen Schrift-
züge sind mit Gold und Silber eingelegt und durch-
aus deutlich; der Horizont ist von Messing und, so
wie der Äquator der Kugel, in 360 Grade getheilt.
Die Jahreszahl der Verfertigung des Globus suchte
Hr. Beigel aus den Längen der verzeichneten Sterne
herzuleiten, und fand, daß sie auf das Jahr 1289 un-
serer Zeitrechnung, also 64 Jahre später als die des
Borgianischen fallen mußte; eine Bestätigung dieser
Rechnung giebt der Name des Verfertigers, der um
diese Zeit lebte. Es finden sich auf dieser Kugel 48
Sternbilder; die menschlichen Figuren sind alle an-
ständig bekleidet, und kehren die Brust und das Ge-
sicht gegen den Beobachter, weshalb sie eine, der
auf den griechischen und den neueren Himmelskugeln
befindlichen, entgegengesetzte Stellung haben. Der
kleine Bär kehrt die Füße gegen den Rücken des gro-
ßen; Hercules und Orion haben sichelförmige Waf-
fen in den Händen; die Waage, die bey dem Ptolemäus
die Scheeren des Scorpions ausmacht, ist hier wink-
lich gezeichnet; die Jungfrau hat keine Ähre, und
der Stern α befindet sich am Daumen der Hand; die
andere Hand hält eine Figur, die Hr. Beigel, sowohl
für einen Spinnrocken, als für ein Epheublatt halten
konnte, und die den Platz der Haupthaare der Bere-
nice einnimmt. Die Leyer ist als ein bauchigtes Ge-
fäß und ohne Adler abgebildet, obgleich der arabi-
sche Name *El-nesr el wâki* (der fallende, sich herab-
senkende Geyser) beygeschrieben ist. Die nördliche
Krone besteht aus zwey concentrischen Kreisen, die
südliche aus zwey ovalen Parallellinien, die sich in
eine Lilie endigen; der Altar hat nicht die viereckige
Figur, die man ihn auf unsern Globen und Charten
sieht, sondern er ist wie ein *Pot-pourri* gestaltet,
N n

Kreismikrometer Beobachtungen der Juno dazu bey, die zu ihrer Berechnung nöthigen Data zu vermehren; und seine ersten, hier mitgetheilten Elemente sind theils auf eigene, theils auf Olbers'sche Beobachtungen gegründet. — *Nachrichten und Beobachtungen vom Staatsrath und Ritter Schubert in Petersburg.* Durch die Anstellung des Hn. Schubert hat die Sternkunde in Petersburg neues Leben erhalten, und man hat angefangen, die herrlichen Instrumente der Sternwarte aufzustellen und zu gebrauchen. Auch hier findet man manche interessante Beobachtungen, und die Anzeige anderer, nicht mitgetheilte. — *Astronomische Beobachtungen vom Professor Sandt in Riga.* Hauptsächlich die Beobachtung und Berechnung der Sonnenfinsternisse von 1802 und 1803. — *Parallaxenberechnung, ohne vorhergehende Berechnung des Nongesimus vom Dr. Olbers, in Bremen.* Die Formeln, die Hr. O. hier mittheilt, fand er schon vor mehreren Jahren, als er sich die Lehre von den Parallaxen selbst entwickelte; sie sind völlig genau, und vereinigen mit diesem Vorzuge den der Kürze und Bequemlichkeit. Ein Beyspiel der Anwendung dieser Formeln ist aus der Olbers'schen Beobachtung der Sonnenfinsternis vom 5 Sept. 1793, hergenommen, und es ergibt sich daraus der Meridian-Unterschied zwischen Bremen und Paris = $25^{\circ}45'05''$. — *Über einige seltene Fälle der Parallaxenrechnung, besonders für südliche Polhöhen, vom Prof. Wurm in Blaubeuren.* Diese Bemerkungen sind bestimmt, einige scheinbare Schwierigkeiten zu heben, die weniger geübten Rechnern, bey Berechnung von Sternbedeckungen oder Sonnenfinsternissen, wohl auffallen können. *Astronomische Beobachtungen zu Breslau, vom Prof. Jungnitz in den J. 1802, 1803, 1804 angestellt.* Sternbedeckungen, Jupiterstrabantenfinsternisse, und eine Mondfinsternis. — *Beobachtungen der drey neuen Planeten, vom Abt Poczobut und Prof. Reschka in Wilna angestellt.* Eine schöne, mit anhaltendem Fleisse, von dem ehrwürdigen 77jährigen Greise angestellte, Reihe Beobachtungen, die manchem jungen Astronomen zum Muster dienen kann. — *Astronomische Beobachtungen auf der Sternwarte zu Cremsmünster, vom Canonicus Derflinger, im Jahre 1804 angestellt.* Opposition des Saturns und des Jupiters. Sollte schlechtes Wetter die Beobachtung aller anderer Erscheinungen

vereitelt haben? — *Beobachtungen der Juno auf der berliner Sternwarte, von Bode.* Ausser den Beobachtungen, bringt Hr. Bode hier eine Untersuchung der scheinbaren Gestalt der Juno- und Pallas-Bahnen um die Ceres bey, die nicht uninteressant ist; auch eine Erwähnung des schönen Nordlichts vom 22 Octobr. 1804. — *Beobachtungen der Ceres und Juno, vom Dr. Piazzini in Palermo.* Hr. P. verspricht, gegen Ende des Jahrs (1805) die Rectascensionen von 100 unmittelbar mit der Sonne verglichenen Sternen bekannt zu machen. Dem Rec. ist nicht bekannt, ob dieses Versprechen schon erfüllt ist; allein sehr wünschenswerth wäre ein solches Verzeichniß, welches die endliche Entscheidung der noch immer nicht ganz beygelegten Streitfrage, über die Rechtmäßigkeit der, vom Dr. Maskelyne, bey seinem Kataloge angebrachten constanten Correction, geben würde. Kein Astronom ist zu Beobachtungen dieser Art besser ausgerüstet, als Hr. Piazzini; keiner hat sich eines so schönen Himmels zu erfreuen; es läßt sich also mit Recht etwas Entscheidendes erwarten. Hn. Piazzini's neuere Beobachtungen bestätigen die früher gefundene Parallaxe der Wage von $1^{\circ}95'$ nicht; allein er glaubt, für Sirius $4''$ und für Procyon $3''$ zu finden. Rec. bezweifelt jedoch diese Resultate sehr; Procyon müßte eine, etwa 4mal so große Parallaxe in Rectascension zeigen, und die könnte doch einem Maskelyne oder von Zach nicht unbemerkt geblieben seyn. Auch die Beobachtung, daß die Sonnenstrahlen brechbarer sind, als die der Fixsterne, scheint noch manches gegen sich zu haben, und es scheint uns, daß sie, ohne wiederholte Bestätigung, keine Rücksicht verdient. — *Verschiedene astronomische Nachrichten u. s. w. von de la Lande.* Unter andern ein Vorschlag, statt der bisherigen Benennung *Ascension droite*, die, mit *Longitude* gleichförmigere, *Equatude*, einzuführen; wogegen Hr. Bode sehr richtig bemerkt, daß man nach der Analogie dann auch *Longitude* in *Ecliptude*, verwandeln müsse, daß beide Benennungen sich aber nicht ins Deutsche übersetzen lassen. Hr. Vidal in Mirepoix will eine Veränderung in der Richtung seines Meridian's bemerkt haben; — eine Beobachtung, der Rec. sein Vertrauen nicht schenken kann!

(Der Beschluss folgt im nächsten Stück.)

K U R Z E A N Z E I G E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Junius: *Lemuel Gullivers Reisen zu verschiedenen bisher unbekannten Völkern des Erdbodens.* Von neuem aus dem Englischen übersezt. 1804. I Band, *Reise nach Lilliput.* 176 S. II Band, *Reise nach Broddingnag.* 194 S. III Band, *Reise nach Laputa.* 197 S. IV Band, *Reise ins Land der Houyhnhnms.* 220 S. 8. (2 Thl.) Der Werth des Originals ist bekannt; aber um es auch für Deutsche schmackhaft und angenehm zu machen, hätte man mehr Fleiß auf die Übersetzung wenden, und dem Sinne des Originals hie und da durch eine Anmerkung zu Hülfe kommen müssen. Vieles ist in Bezug auf die nächste Umgebung geschrieben, und der gewöhnliche Leser bedarf einer Anweisung in dieser ihm fremden Welt. Der Übersetzung fehlt es an Leichtigkeit. Wer mag solche Stellen vertragen? Thl. 2. S. 43. „Immer hegt' ich die starke Hoffnung, daß ich dereinst

meine Freyheit wieder erlangen würde; und was die Schande, als ein Wunderthier umhergeführt zu werden; betraf, so bedacht' ich, daß ich ganz fremd in diesem Lande sey, und daß, wenn ich je nach England zurückkehren sollte, ein solches Unglück mir nie zum Vorwurf gemacht werden könnte, da der König von Groß-Britannien selbst, hätt' er sich in meiner Lage befunden, sich dieselbe Mißhandlung würde haben gefallen lassen müssen. Oder Theil 4. S. 64. „Er versprach mir, und ich erzählte ihm also, daß ich auf einer Insel Namens England, die von seinem Lande eben so viele Tagereisen, als der stärkste seiner Knechte in dem jährlichen Umlaufe der Sonne zurücklegen könne, entfernt sey, geboren worden.“ Wie krüppelhaft sind diese Perioden! der Sinn des Originals ist, so weit es Rec. verglichen hat, getroffen. Hks.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 A U G U S T, 1807.

M A T H E M A T I K.

BERLIN, b. dem Verfasser, u. in Commission bey
Lange: *Astronomisches Jahrbuch für das Jahr*
1808. Berechnet und herausgegeben von J.
E. Bode, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Bemerkungen über die, vom Ursprunge der drey neuen Planeten, Ceres, Pallas und Juno, bekannt gewordene Hypothese, vom Prof. Regné in Upsala. Hr. R. findet sich sehr dadurch überrascht, dass die Hypothese des Hn. Dr. Olbers, nach welcher diese Planeten, nur Bruchstücke eines ehemals vorhandenen, grösseren sind, der durch irgend eine Kraft gesprengt wurde; hoch immer Beyfall findet. Zwar lässt sich diese Hypothese — so wie alles, was diesen Namen führt — nicht mit mathematischer Schärfe rechtfertigen, und Zweifel gegen Hypothesen sind lobenswerth, da sie uns nur der Wahrheit nähern können: allein wer eine, von einem Olbers aufgestellte Meinung angreifen will, der sollte seine Kräfte doch besser prüfen, und wenn er sich hier schwach fühlt, den Kampf selbst dann nicht wagen, wenn er auch versichert ist, keinen Widerstand zu finden. In diesem Falle ist, dünkt uns, Hr. Regné; seine Zweifel werden uns der Wahrheit nicht nähern; und nicht, um das Kraftlose zu entkräften, sondern nur, um ihn in der Folge bedachtamer zu machen, will Rec. sich bey dieser Abhandlung einige Augenblicke aufhalten. Hr. R. hält die Zersprengung durch eine innere Kraft für beynahe unbegreiflich, wegen der entsetzlichen Wirkung dieser Kraft. Ohne uns auf die Bündigkeit dieses Grundes einzulassen, gehen wir gleich zu der darauf folgenden Behauptung über, dass es in diesem Falle schlechterdings unmöglich sey, dass alle diese drey Stücke sich nach derselben Richtung bewegen. — Eines Theils ist es noch gar nicht ausgemacht, ob nicht noch unbekannte Planeten existiren, die gegen die Ordnung der Zeichen laufen, oder ehemals so liefen; anderen Theils sieht Rec. auch nicht ein, woraus denn die Unmöglichkeit gefolgert werden könne. Wenn man die Geschwindigkeit des Hauptplaneten in dem Augenblicke der Zersprengung, nach drey verschiedenen, aufeinander senkrechten Richtungen zerlegt, von denen eine der Ekliptik parallel und senkrecht auf den Radius Vector ist; wenn man die Geschwindigkeiten der Stücke, in die er zersprengt wird, auf dieselben Richtungen bezieht: so ist es augenscheinlich, dass alle diese Stücke rückläufig bleiben werden; wenn keins dar-

unter ist, dessen absolute Geschwindigkeit nach der angegebenen Richtung negativ und zugleich grösser ist, als die des Planeten, nach derselben Richtung. Es ist also nicht nur möglich, dass alle Stücke rückläufig bleiben; sondern eine so grosse Geschwindigkeit, als erforderlich wäre, einige davon rückläufig zu machen, scheint sogar unwahrscheinlich. Eine gleiche Logik herrscht bey der gleich folgenden Behauptung, wo von der Möglichkeit der Zersprengung durch den Stoss eines Kometen die Rede ist, und wo Hr. R. meint, beide Körper müssten nach dem Aneinanderstossen einen einzigen ausmachen; oder, wenn der Planet ja zersprengt werden sollte, so müsste jedes Stück gleich nachher wieder auf den Kometen zurückfallen, wodurch denn jede Spur dieses schrecklichen Vorfalles aus dem Weltraume vertilgt wäre. — Auch der gleich folgende Satz ist ein würdiger Begleiter des vorigen! — Hr. R. bildet sich nämlich ein, alle Stücke müssten an dem Orte der Zersprengung ihr Aphelium oder Perihelium haben; wie er sich aber diesen nagelneuen Satz der höheren Mechanik entwickelte, giebt er nicht an, indess zieht er aus ihm die Folgerung, dass alle Stücke die eine gleiche Umlaufszeit haben, auch alle anderen Elemente der elliptischen Bewegung mit einander gemein haben müssen, dass sie folglich am Ende der halben Umlaufszeit wieder aufeinander stossen und sich vereinigen — eine Folgerung, die allerdings ihre Richtigkeit haben würde, wenn ihr Grund in der Natur, und nicht bloß in der Einbildung, existirte. Hieraus folgt denn ferner, dass Pallas und Ceres, die etwa gleiche Umlaufzeiten haben, schon längst wieder zusammengefallen seyn müssten, und dergleichen mehr. Einen Rechnungsfehler, der Hn. R. veranlasst, das Volumen der Pallas, nach Hn. Herschels Messungen, 2000 mal so gross anzunehmen, als das der Ceres, statt dass eben diese Messungen etwa 12mal geben, verdient in solcher Gesellschaft kaum einer Erwähnung, so wie wir die ganze Abhandlung unter der Zahl der besseren, in diesem Bande enthaltenen, lieber gar nicht erwähnt hätten, wenn wir es nicht unserer Pflicht schuldig zu seyn glaubten. Schon oft hat Hr. R. dergleichen bekannt gemacht, und dadurch keinen vortheilhaften Begriff von seinen mathematischen Kenntnissen gegeben; seine Lichttheorie, seine Berechnung der Kometenmassen und dergl. mehr, sind in frischem Andenken. — *Astronomische Beobachtungen* vom Hofr. und Prof. Huth in Frankfurt an der Oder. Hr. Huth theilt seine Messungen der drey neuen Planeten mit; allein sie sind gegen die

Schröterschen, noch mehr aber gegen die Herschelschen Angaben, viel zu groß, und Rec. vermuthet, daß der gebrauchte Reflector nicht gut concentrirt war, wodurch das Bild undeutlich, und deshalb größer erschien. Auch eine Anzeige der nördlichen hellen Polarzone des Mars, seiner Flecken u. s. w. — *Beyträge zu den Formeln, aus den scheinbaren Abständen zweyer Sterne, ihre wahren zu finden*, vom Prof. Klügel in Halle. Hr. Kl. theilt hier eine Formel

; auch eine ähnliche von Zusammenhang der drey

ihm. — Das vom Hn. Jr. vorgegebene vortreffliche Hardings Messungen, der Beschreibung eines röhrenvroughton in London. Dieht des Grundes worauf es körmigen Compensationskünstler erfann es, um da, die bey diesem Statt findig in den Querstücken, weß und die Seitenbewegung, unterworfen ist, sind bey ec. glaubt mit Hn. Trongnisteisten wird. — *Astro-*

Petersburg, vom Adjuncte Reihen von Beobachtungen und der neuen Planeten, stungen zu seyn scheinen, schicklichkeit zeugen. —

w des Hofrath Goldbach in der in Moskau zu erbeueller in der Folge, bey Hn. er, eine reiche astronomi-

— *Über die trigonometrische Bestimmung der Winkel* werden mit

von Troughton gemessen,

und noch im Jahre 1805 wollte Hr. Benzenberg diese Arbeit, so wie die Messung zweyer Standlinien vollenden. — *Astronomische Beobachtungen vom Dr. Koch in Danzig*. — *Berechnung verschiedener Längendestimmungen, aus astronomischen Beobachtungen*, von Jabbo Oltmanns in Aurich: Aus der Sonnenfinsternis den 17 Aug. 1805 ergab sich Mittags Unterschied zwischen Paris und Regensburg 38' 52.67; zwischen Paris und Güntersberg 44' 29.53. — *Über einen aufgegebenen astronomischen Preis*. In Berlin wurde von einem ungenannten Verehrer der Sternkunde, ein Preis von 20 Friedrichsd'or ausgesetzt, durch welchen die wichtigste, bey Hn. Bode eingehende, astronomische Abhandlung, oder eine angeregte wichtige Entdeckung am Sternhimmel gekrönt werden sollte. Es gingen, bis zum Ende des Aug. 1805, 3. Abhandlungen ein, von denen sich aber keine zum Empfange des Preises qualifizierte; er wird daher in diesem Bande des Jahrbuchs nicht mehr ausgesetzt, und auf 30 Friedrichsd'or erhöht: den Ablauftermin

war auf den 30 Septemb. 1806 festgesetzt. Unter den noch folgenden verschiedenen kürzern astronomischen Beobachtungen und Nachrichten finden wir die Elemente der Laufbahnen der drey neuen Planeten, vom Dr. Gauss; eine Anzeige der von Dr. Herschel über die Juno angestellten Messungen (er fand ihren Durchmesser etwa $\frac{1}{2}$ " groß); eine Anzeige des Todes des berühmten Méchain, der den 20 Sept. 1804 zu Castillon de la Plana im 60 Jahre seines Alters starb; eine Protestation des alten ehrwürdigen de la Lande, gegen die in Deutschland angenommenen Namen der neuen Planeten, an deren Stelle er die der Bandenker gebraucht, u. s. w.

Wir können diese Anzeige nicht beschließen, ohne auf die besondere Reichhaltigkeit und Wichtigkeit dieses Bandes der Jahrbücher aufmerksam zu machen. Es ist nicht das kleinste Verdienst des Hn. Bode um die astronomischen Wissenschaften, daß er die Herausgabe eines Werks übernahm, welches eine Sammlung alles Wichtigen in der Astronomie angesehen werden kann, welches er nun schon eine ansehnliche Reihe von Jahren in innerer gleicher Vortrefflichkeit zu erhalten wußte, und welches hoffentlich noch lange nicht aufhören wird, uns mit dem Namen in der Astronomie bekannt zu machen.

LL. AL.

Königsberg, ohne Angabe des Verlegers: *Elementargeometrische Auflösungen des Delischen Problems, der Aufgabe vom Dreyschnitt des Winkels und einigen anderen Sätzen, als einreguläres 7. 11. 13. 17. 19. 23. 29 Eck, geometrisch zu zeichnen*, nebst einer neuen und sehr leichtern Methode, eine Linie proportionaliter ad totum zu theilen. Erfunden und durch den Druck öffentlich bekannt gemacht von August Wilhelm Wlachatus, Dr. der WW. und außerordentl. Professor derselben. 1804. II u. 103 S. in 8. Nebst 2 Kupf. (16 Gr.)

Nicht ohne Verwunderung las Rec. diesen Titel in einem Bücherverzeichnis; aber wie stieg sein Staunen, als er das Werkchen selbst zur Hand nahm, und gleich Anfangs auf eine Vorrede stieß, die dem Gepränge des Titels angemessen war! — Wir erfahren da nämlich, daß der VL seit einer langen Reihe von Jahren Privatlehrer an der königsberger Universität war; daß er, während dieser Zeit, die reine Mathematik oft privatim und privatissime vortrug, und daß er dabey immer den Wunsch hegte, die beiden Probleme, von denen der Titel redet, nebst noch mehreren anderen Sätzen, durch die Elementar-Geometrie aufgelöst zu sehen, oder selbst aufzulösen. Da jener Wunsch nicht erfüllt wurde, so blieb ihm nur die eigene Erfindung übrig, und in dem vorunsliegenden Werkchen will er uns zeigen, daß er erfand, was keiner seiner Vorgänger erfinden konnte. Er hofft, daß seine Arbeiten, wenn auch nicht der höchsten, nicht selten und höchst selten, doch der besten und edelsten Menschen, Beyfall finden werden, und daß die Nachwelt ihn als einen

anhaltenden unermüdeten Fleißes, in Ausfindigmachung der hier vorkommenden Auflösungen, nicht verlagern wird.

Die Absicht des Vfs. war also nichts Geringeres, als in der Elementargeometrie zwey Sätze zu entdecken, die seit Jahrtausenden Steine des Anstosses waren; von denen man sogar beweisen kann, daß sie nicht in der Elementargeometrie existiren. Wer u. a. Kästners Gründe dagegen kennt, der wird sich schon von der Nichtigkeit der vermeintlichen Entdeckung überzeugen, ehe er das Buch selbst gelesen hat. Rec. war in diesem Falle: eine kleine Präoccupation kann er daher nicht leugnen, und auf Unparteylichkeit kann seine Anzeige des Werkchens keinen Anspruch machen: — würde man seine Competenz nicht anfechten können, wenn er diesen Anspruch behaupten wollte? — Indess wird die folgende Auseinandersetzung der Sache zeigen, daß er nicht zu den, in der Vorrede bezeichneten, schändlichneidischen und thörichtstolzen Menschen gehören kann, indem er allen Neid hier für ganz unmöglich hält.

Hr. W. setzt auseinander, wie diese Aufgaben mit der Erfindung zweyer mittlerer geometrischer Proportionalinien zusammen hängen; er führt die Geschichte dieser Sätze an, und auch das, was Kästner, Karsten, Montucla über ihre Auflöslichkeit urtheilen. Indess verzweifelte er nicht an glücklichen Erfolge seiner Bemühungen; seit mehr denn 20 Jahren ließ er diese seine Erholungen von anderen Arbeiten seyn: er las viele geometrische Schriften darüber nach, und da er darin nichts fand, was ihm eine Spur hätte zeigen können, so suchte er, durch Zeichnung mancherley geometrischer Figuren selbst eine zu entdecken. Von einer Figur versiel er auf die andere, endlich auf solche, die das Gesuchte ziemlich nahe gaben; und da er im Suchen nicht nachließ, so entdeckte er eine Construction, die er uns in der 7 Figur mittheilt, und die die mittleren Proportionalinien so genau angab, daß er sie seinen sehr genau geführten Zeichnungen vollkommen entsprechend fand. Zwar überzeugt, das Gesuchte wirklich gefunden zu haben, aber doch noch nicht völlig damit zufrieden, suchte er es durch einen strengen geometrischen Beweis über allen Zweifel zu erheben; diesen finden wir S. 28. und mit ihm den Punct, von welchem wir das bewähren können, was wir gegen die ganze Erfindung sagten.

Rec. wird sich oft auf das Buch und die Figuren des Hn. W. beziehen müssen, weil sonst sein Urtheil, entweder sehr weitläufig, oder, bey der nothwendigen Kürze, unverständlich ausfallen würde. Gleich am Anfang des Beweises findet sich die Lücke, die Hr. W. unausgefüllt läßt und die ewig unausgefüllt bleiben wird. Wo beweiset er denn, daß $Ag = Ak$ ist, oder daß der Halbkreis BGN bis zu welchem er das Ag zählt, den Halbkreis KGL, dessen Radius AK ist, genau im Perpendikel AZ durchschneidet? — Rec. kann im Gegentheil beweisen, daß diese Gleichheit nicht existirt, aber auch, daß sie nahe genug Statt findet, um daraus die Übereinstimmung der

Zeichnungen des Vfs. erklären zu können. Wenn man, so wie Hr. W. in Fig. 7 über BC den Halbkreis BEC beschreibt, mit dem Rad. CA aus C den Bogen AE, mit der Sehne AE, den Bogen AR zieht; so findet man leicht, daß das Quadrat von $AD = \sqrt{8. (AC)^2 (AB)^2}$

ist; während das Quadrat von $AG = AB \sqrt{(AC. AD)}$ ist; Ausdrücke, die, wenn man sie einander gleich setzen wollte, auf Unmöglichkeiten führen würden, und die es sogleich beweisen, daß die beiden oben erwähnten Halbkreise sich nicht im Perpendikel AZ schneiden. Auch soll AD die erste der mittleren geometrischen Proportionalinien zwischen AB und AC seyn, woraus ihr Werth sich, gleich der Kubikwurzel aus $(AB)^2 AC$ ergibt, welcher mit dem oben gefundenen Ausdrucke keineswegs identisch ist; woraus denn folgt, daß das AD der Figur eben so wenig die gesuchte mittlere Proportionalinie seyn kann. Die angeführte 7 Figur verändert der Vf. dann auf mancherley Art; damit auch die Beweise, die aber alle an ähnlichen Fehlern laboriren. Was der Vf. mit der 14 Figur sagen will, begreift Rec. nicht; eine Auflösung der Aufgabe soll sie doch nicht enthalten? Die Proportion $AB : AD = AP : AC$ ist allerdings richtig, allein wie kann Hr. W. diese in $AB : AD = AP : AC$ verwandeln? — Das hier gefagte enthält zugleich den Schlüssel zu der scheinbaren Übereinstimmung mit den bekannten mechanischen Auflösungen dieser Aufgabe, und Rec. hält sich dabey nicht länger auf. In der 15 Figur ist der Lehratz noch mehr generalisirt, aber freygebig hat der Vf. noch mehrere Fehler dabey angehäuft; so soll er, in der Folge, mehreren Aufgaben zur Grundlage dienen. Im zweyten Abschnitte finden wir die Trisection des Winkels abgehandelt; aber noch gröber, noch augenfälliger, sind hier die falschen Voraussetzungen! — Gleich anfangs, bey der 17 Figur, heist es: „Man mache mit dem Halbmesser BC einen Bogen CEP, so geht solcher genau durch den Punct E;“ wo ist denn das bewiesen? — wo ist es bewiesen, daß in Fig. 20. der Kreishbogen RGS durch den Durchschnitt der Linien EH und FP geht? — Rec. kann unmöglich dieses Blatt mit der umständlichen Widerlegung solcher Sätze fällen; er begnügt sich, das vorige (delisohe) Problem näher betrachtet zu haben, unterläßt aber nicht, die Verfehler acht geometrischer Schlüsse auf den dritten Beweis der Trisection des Winkels, den sie S. 64. an dieser Aufschrift erkennen werden, aufmerksam zu machen; Hr. W. meint auch von diesem, er sey so streng geführt, als nur irgend ein geometrischer Beweis geführt werden könne.

Nach der Ersechtung solcher Siege über alle seine Vorgänger, kann man es Hn. W. offenbar nicht verargen, wenn er die Partey gegen die ergreift, die die beiden oft erwähnten Aufgaben für unauflöslich ausgab; es kann uns also nicht befremden, wenn wir Kästner, Klügel, Wolff u. a. m. den Unbedachtsamkeit und Übereilung beschuldigt finden. Unter allen Kritik sind die Sätze vom der Construction der

regulären Poligone, vom Dreyeck bis zum Dreyßig-eck; aber eine noch schärfere Rüge verdient der Anhang, wo Hr. W. von der Theilung einer Linie in *media et extrema ratione* handelt, und wo er sogar diese längst richtig aufgelösete Aufgabe durch seine Geometrie abscheulich mißhandelt.

Es sind also hier die Paralogismen aufgedeckt, auf die das ganze Gebäude sich gründet; mit ihnen stürzt es zusammen, und auch die geträumte Unsterblichkeit des Vfs ist schon am Ende ihrer Tage. Interessant ist indess noch immer die Frage, ob Hr. W. sich selbst täuschte, oder ob er andere täuschen wollte? — Es scheint allerdings, daß er in dem letzten Falle seinen Zweck ziemlich erreicht hat. Denn mehrere gelehrte Zeitungen stellen Beyspiele so getäuschter Recensenten auf; auch ist es kaum glaublich, daß der Vf. selbst die Lücken in seinen Beweisen nicht bemerkt haben sollte; er hat zu viel Fleiß und Zeit auf diese Arbeit verwandt, als daß wir hier noch etwas auf Rechnung von Übereilung und Flüchtigkeit schreiben könnten. Allein, wenn er jene Paralogismen selbst kannte, warum gab er denn nicht seine Auflösungen für das, was sie sind, für Näherungen?

Als solche würden sie seinem Verstande nicht zur Unehre gereichen; als geometrische Wahrheiten haben sie keinen Werth, oder etwa den, den die geometrischen Versuche der Kinkelquadratur haben. Doch es liegt uns nicht ob, die Absicht des Vfs. bey dieser Schritt zu deuten; nur ihr Inhalt geht uns an, und wir glaubten, Anfänger und ungeübte Mathematiker davor warnen zu müssen. Wir haben in den letzten Jahren mehrere Werke in der mathematischen Literatur, die theils Unmöglichkeiten erfinden, theils alte, scharferwiesene Wahrheiten bekämpfen wollen; die meistentheils verdanken ihr Daseyn nicht der Unwissenheit ihrer Vff. allein; auch böser Wille scheint aus ihnen hervorzuleuchten. Hochtrabender Ton mit gänzlicher Kraftlosigkeit verbunden, charakterisirt diese Schriften, die glänzend, — wie Cythere — aus Schaum hervorstiegen — aber bald wieder zu Wasser werden. Noch eine Schrift hat Hr. W. in petto; sie soll eine schwere arithmetische Aufgabe betreffen. Gehört sie in die eben geschilderte Classe oder ist sie nicht besser und fester begründet, als die hier angezeigte, so müssen wir Hn. W. bitten — sie in petto zu behalten.

LL. AL.

KLEINE SCHRIFTEN.

MATHEMATIK. Heidelberg, b. Mohr u. Zimmer: *Neue und gründlichere Darstellung der Principien der Differentialrechnung* von Karl Christian Langsdorf, großherzoglich badischem geheimen Hofrath, ord. Prof. der Mathem. zu Heidelberg, 1807. 71 S. 8. (10 Gr.) Diese Schrift führt auch den lateinischen Titel: *Principia Calculi differentialis ex fundamentis novis, iisque solidioribus deducta*, — und die lateinische Übersetzung steht immer dem deutschen Texte gegenüber. Hr. Langsdorf sagt nicht, was ihn zu dieser doppelten Ausarbeitung veranlaßt habe. Der Inhalt der Schrift ist folgender:

Nicht jede Gleichung, die sich auf $\frac{0}{0}$ reducirt, ist darum eine unbestimmte, sondern es kann sehr wohl der Fall seyn, daß sich ihr wahrer Werth aus Betrachtung der Entstehung

derselben bestimmen läßt. So z. B. ist $\frac{x^2 - x^2}{x - x} = \frac{0}{0}$, aber

da $x^2 - x^2 = x(x - x)$ und auch $= (x + x)(x - x)$ ist, so kann jene Gleichung $= x$ oder $= 2x$ seyn, und noch mehrere Werthe haben. Man darf daher nicht glauben, daß

die Betrachtung eines solchen Quotienten wie $\frac{x - x}{y - y}$ unnütz

sey, wenn nämlich die allgemeine Bestimmung von y durch x gegeben ist, so daß man den Werth von $\frac{x^2 - x^2}{y^2 - y^2}$ angeben

kann, wenn x^2 und y^2 zwey andere zusammengehörige Werthe der beiden Functionen x, y bedeuten. Daß sich die Differentiale, die Hr. L. immer als $dx = x - x$ betrachtet, durch Herleitung aus einer ganz gewöhnlichen Gleichung finden lassen, zeigt Hr. Langsdorf an einigen Beyspielen. Man hat z. B.

$$\frac{x^n - y^n}{x - y} = x^{n-1} + x^{n-2}y + x^{n-3}y^2 + \dots + y^{n-1};$$

setzt man hier $x = y$ so hat man

$$\frac{x^n - x^n}{x - x}, \text{ das ist } \frac{d \cdot x^n}{dx} = n \cdot x^{n-1}.$$

Dieses alles ist nun recht gut, wird auch vielleicht Manchem die Zweifel wegen der scheinbaren Nullenrechnung zu neben scheinen; aber dennoch möchte Rec. zweifeln, ob in der Hauptsache hiemit viel gewonnen sey. Denn wem wird nicht doch auch hier bey dem Exempel §. 5. der Zweifel einfallen, daß für $\Delta t = 0$, das ist in gar keiner Zeit, auch gar kein Wauer ausmisset? Und so ist es mit allen anderen Fällen. Daß bey einer krummen Linie, deren rechtwinklichte Coordinate x und y sind, die Lage der Sehne gegen die Axe des

x durch $\frac{y - y}{x - x}$ bestimmt wird, leuchtet jedem ein, man

mag den Bogen, den sie umfaßt, groß oder klein annehmen; läßt man aber diesen Bogen ganz im völligsten Sinne verschwinden, indem man $y^1 = y$ und $x^1 = x$ setzt, so ist die Lage der Linie, die man ziehen soll, welche jetzt durch

$\frac{y - y}{x - x}$ angegeben werden sollte, durchaus unbestimmt,

denn ein Punkt bestimmt die Lage der Linie nicht. Gleichwohl ist die Lage der Tangente bestimmt, und man ist daher genöthigt, in der Idee wenigstens, die Tangente als eine Linie zu betrachten, welche durch zwey Punkte gezogen wird, obgleich diese beiden Punkte um keine angebliche Distanz von einander abliegen. Wirklich bringt doch auch der Begriff von der Tangente dieses mit sich. Denn wodurch anders unterscheidet sie sich von jeder schneidenden Linie, als dadurch, daß sie sich an die Curve anschmiegt, also mehr mit ihr gemein hat, als dem einen Punkt der schneidenden? Indess, wenn auch nach Hn. Langsdorf's Vortrage noch keinesweges alle Schwierigkeit gehoben ist, so kann es doch immer gut seyn, die Sache auf mehrfältige Weise zu beobachten. — Zum Schluß müssen wir noch bemerken, daß wir die zu S. 32, 32 u. a. gehörigen Figuren ungern vermissen, da Ungeübte in der eigenen Construction leicht etwas Schwierigkeit finden könnten.

B.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 14 A U G U S T , 1807.

G E S C H I C H T E.

HELMSTÄDT. b. Fleckeisen: *Eginharti vita Caroli Magni*, edita cum adnotationibus et varietate lectionis, a Gabr. Godofr. Bredow, Prof. Helmstad. 1806. XXXIV u. 187 S. 8. (1 Thlr.)

Es ist sehr zu bedauern, daß aus unserer reichhaltigen Sammlung deutscher Geschichtschreiber des Mittelalters so wenige Stücke, wie es seyn sollte, und ihrer würdig herausgegeben sind. Größtentheils fällt ihre Erscheinung zwar schon in entfernte Zeiten, in welchen man noch nicht daran dachte, einen vaterländischen Schriftsteller wie einen römischen oder griechischen zu behandeln; aber obgleich fast alle Sammlungen im vorigen Jahrh. wieder aufgelegt wurden, so fanden die Herausgeber es doch bequemer, sich nicht viel Mühe dabey zu geben, und auch selbst die neueren Versuche haben bey weitem den Forderungen nicht entsprochen, welche man an eine neue Ausgabe der *Scriptorum rerum Germanicarum* zu machen berechtigt ist. Eine nützliche und notwendige Arbeit, wie jeder zugestehen wird, der die bisherigen Abdrücke kennen gelernt hat, aber keineswegs so leicht, als wohl Mancher denken möchte; wenn nämlich etwas mehr, als ein gefälligeres und bequemerer Außere und ein mechanischer Nachdruck der alten Sammlungen, also im Ganzen etwas sehr Überflüssiges, beabsichtigt seyn soll. An eine vollständige Sammlung, die vor einigen Jahren von mehreren Seiten her angekündigt wurde, ist, wenn auch nicht der Tod die Ausführung verhinderte, nun gar nicht mehr zu denken; es mußte sich denn eine patriotisch-liberale Regierung, die auch noch auf andere Gegenstände, als den Krieg, Summen zu verwenden hätte, damit ein Monument errichten wollen. Wer wird sich daher nicht über Beyträge zur Ausfüllung dieser Lücke, zur Abhelfung dieses Mangels, freuen, wem wird eine Unternehmung, wie die vorliegende, nicht Vergnügen machen, je weniger er gerade zu dieser Zeit darauf rechnen durfte! Aber gerade die Zeitumstände mußten die Ausführung befördern, mußten, sonst eher das Gute zurückzusetzen und zu verhindern geneigt, einmal ein nützliches literarisches Unternehmen begünstigen. Wir haben in unseren Tagen das Andenken an jenen mächtigen Herrscher Frankreichs mit so vieler Bedeutung erneuern gesehn; natürlich oft gar nicht passend, oft ganz verstellt. Das Interesse an den großen Mann des 8 Jahrh. war geweckt, man fragte nach authentischen Nachrichten über sein Leben, seine

Thaten. Die neuesten Auflagen der bekannten Biographie durch seinen Minister und Gesellschafter Eginhard, das einzige gleichzeitige Werk, welches hier in Betrachtung kam, waren vergriffen. Dies bewog Hn. B. eine neue Auflage zu veranstalten, wodurch er zugleich die Nebenabsicht, geschichtslehrbegierige Jünglinge zu dem vernachlässigten Selbststudium der Quellen des Mittelalters zu leiten, erreichen wollte. Nie nöthiger, als bey dem jetzigen Zustande des historischen Studiums, wo Jeder, der ein paar Phrasen, verdienstlicher noch geachtet, wenn sie schulgerecht sind, für ein an der Tagesordnung stehendes System, zusammenstoppelt, sich berufen glaubt, aus dem ersten besten Schriftsteller sein historisches Kunstwerk zu bilden — dem leider auch alles abgeht, was zu einem solchen erfordert wird. Nur gründliches Quellenstudium kann von einem so weitabführenden und schmutzigen Wege zurückbringen, und es ist allerdings des Dankes werth, daß Hr. B. Hand anlegte zur Abhelfung. Das erwähnte Werk aber war dazu wie je ein anderes passend und wohl ausgewählt, als ein in vielfacher Hinsicht höchst anziehendes Gemälde von einem ganz eigenen Interesse. Dem Plan und der Sprache nach zugleich an Suetonius erinnernd, und das 8 Jahrh., mit der dem Jüngling noch mehr im frischen Andenken vorschwebender Römerwelt in Verbindung setzend — nicht gleich durch den verdorbenen Geschmack und die corrumpte Sprache dieser Zeiten abschreckend, und auch Beweis genug von der Eigenthümlichkeit, der Veränderung und der Ausartung gebend, wie alles in einem Zeitalter seyn mußte, dem Jahrhunderte einer auf allgemeine Welt Herrschaft gefolgten allgemeinen Barbarey vorhergegangen waren, und worin man erst wieder anfang, die Überbleibsel einer besseren Cultur aufzusuchen. Bald ziehen die Sitten jener Zeitan, bald der Ursprung von Einrichtungen und Anstalten, die bis zu uns fortgedauert haben, bald kommt eine Erinnerung an ähnliche Ereignisse der jetzigen Zeit, derselbe Schauplatz der Begebenheiten ist wieder zurückgekehrt. Man sieht den Leuchthurm von Boulogne aufbauen, auch damals wieder ein Kriegshafen; den persischen Gesandten den ersten Elephanten nach Deutschland bringen, oder die Wahrheit jener alten Staatsmaxime der Griechen (S. 70) nach 1000 Jahren wieder an uns bewährt, — *quis talia fundo!* Doch wem ist Eginhards Werk unbekannt, das alles dies in sich vereinigt?

Von seinem Plan bey der neuen Ausgabe, was er dabey gethan, hat uns der Vf. selbst nur wenig gesagt (II). Nach der Vorrede, die sich mit den Aus-

geben des Werkes, den Abbildungen Karls, seinen Monogrammen beschäftigt, folgt die *Narratio de Eginharto ex Chronico Laurishamensi*, der Anfang der *historia translat. Marcellini et Petri*, *Rabanus Eptaphium* und einige andere *testimonia de auctore*. (Was dem Rec. nicht genügend ist, noch hinlänglich scheint, statt der erforderlichen Notiz über den Schriftsteller.) Dann der Text selbst nach *Schminck* mit Noten. Von S. 129 *Corollaria*, dem besonderen Zweck des Herausgebers gemäß, sonst wohl nicht nothwendig; von S. 164 die *varietas lectionis*; endlich ein *Index*, der vollständiger seyn könnte. Überall blickt in der Hauptsache hervor. Man sieht, der Vf. ging e Arbeit, scheute keine Mühe, und erdings die beste Ausgabe Eginhards unser Gebrauch nicht, bloß allgemein fallen, sondern auch im Einzelnen wir etwas zu bemerken finden; die bey einem Werke der Art um so zu müssen.

Die Vorrede gegebenen Literatur drängt bey der Erwähnung des ersten Herrn von Nuenar, eine ähnliche Bemerkung über den Schriftsteller selbst oben gemacht hat; auch von diesem scheint nicht genug gesagt zu seyn, was die Hinweisung auf Gundling schwerlich gut macht; auch wunderte er sich, von dem Vorwurf, diese ganze Leben Karls sey vom Nuenar untergeschoben und unecht, historisch nicht mehr zu finden (S. XIII). Die S. IV bemerkten Fehler der Grosseschen Ausgabe hat diese nicht zuerst, die gleich mehr zu erwähnende Kollner von 1562 liefert sie schon zum Theil; z. B. *Strabo*. S. 22 *St. regendi gratia* — *regenda fusciperet* 306, ohne die Druckfehler. Die Bemerkungen zu der Göttinger Princeps sind also wohl mehr nach einer solchen Edition gemacht, als die Quelle derselben. VIII. n. c. *Fabricius* (*Bibl. med. et inf. lat.*) erwähnt ebenfalls die Rhenansche Ausgabe, jedoch wohl nur nach *Schmincks* Vorgange, wie der Ausgabe von 1562. 12. Auch Rec. sah einen Rhenanus von 1551, ohne den bemerkten Anfang dieses Lebens, (S. VIII). Aber welcher Abdruck sollte dem Rhenanus beygegeben seyn, ein Umstand, worin der Vf. die Auflösung des Zweifels sucht? Die Ausgabe von 1561. 12. besitzt Rec., er setzt den Titel her und giebt einige Eigentümlichkeiten derselben an, um die Vergleichen leichter zu machen und die Entscheidung zu befördern. Dieser lautet: *Annales regum francorum, Pipini, Caroli Magni et Ludovici*: — — *Item Caroli cognomento magni, Imperatoris Occidentalis primi vita et gesta, Autore Eginharto Germano, ipsius Caroli Alumno*. (Eine Vignette, Haaks Opferung vorstellend) Coloniae, apud Ioannem Birckmannum. Anno 1561. 368 S. ohne den Index. Zuerst Nuenars Dedication, seine *narratio de origine francorum*. S. 41 gehen die Annalen an, bis 270 zwischen ihnen und Eginhard ist: *Invitam et gesta Magni illius Caroli, primi germanorum excellentiss. Caesaris, praefatio Lamberti Venrady*, ein erst S. 295 endigendes, weitausgehendes und überflüssiges Gewäsch, ein-

geschaltet. Dafs hier bloß ein Abdruck der ersten Ausgabe vorhanden sey, zeigt schon die Vorrede etc. Wenn also die zweifelhaft Rhenansche Ausgabe nicht auch ein bloßer Abdruck der ersten ist, so würde wenigstens Schminck diese Kollner unrichtig für einen Abdruck jener von 1551 halten (S. VIII). Sollte nicht der S. XV gerügte Druckfehler aus dem Gebrauch dieser Kollner Ausgabe herfließen? Die vorgesetzte Abbildung Karls aus Goltz (*Los visos Retratos de todos los Emperadores etc. En Anvers. 1560*) hätte, als sichtbar neueres Machwerk, immerhin wegleiben können. (Irrt Rec. nicht, so hat er dieses Bild auch einzeln von dem Buchhändler für den argen Preis von 6 gr. ausbezogen gesehen.)

Die Noten sind zum Theil kritisch und beschäftigen sich mit der Lesart — eine reichhaltige *varietas lectionum* ist hinten angehängt, in welche doch wohl manches aus den Noten hätte verwiesen werden können; z. B. C. I. n. 17 bey dem Ausdruck: *speciem dominantis*: „*Besselius ad marginem*: *Mf. dominationis*“ und in der *varietas lectionum* kommen *codices* und *Autoritäten* für eben diese Lesart vor, warum nun Bessels Lesart nicht auch damit verbunden? — Wir sind nicht immer des Vfs. Meinung; S. 122 würden wir *Immarium* statt *Junarum* unbedenklich in den Text aufgenommen haben. Theils sind die Noten erklärend. Es würde ein Vorwurf seyn, wenn der Vf. die guten und richtigen Bemerkungen so vieler Vorgänger nicht hätte dankbar benutzen wollen. Aber er hat auch selbst genug hinzugesetzt. Besonders hat er gesucht, aus anderen gleichzeitigen Quellen, oder auch aus den Anführungen der zahlreichen Abschreiber seines Schriftstellers den Text herzustellen und die Darstellung zu erklären. Selbst den noch ungedruckten *Heinrichs de Hervordia*, den die Heinstädter Bibliothek durch die Sorge des Hofr. Bruns jetzt besitzt, ein, wie es scheint, nicht unwichtiger Schriftsteller, dessen Abdruck man wünschen muß, brauchte er zu diesem Zweck. Hier und da können wir dem Vf. nicht beystimmen; doch dies sind nur Kleinigkeiten. S. 29. N. 29 und 61. n. 93 hätte der von Heinrich von Hervordia excerptirte Eghard wohl genauer durch Hinweisung auf den *Annalista Saxo* (S. 142 und 170) bezeichnet werden können, wie S. 65. n. 102 die Bemerkung wohl nicht überflüssig gewesen wäre, daß der daselbst erwähnte Eginhart nicht der behandelte Autor sey, wenn der Vf. nicht lieber den richtigeren Namen *Meginhart*, nach dem Abdruck *Scheidts* (in *Bibl. Hist. Goett.*) setzen, und statt aus einem Abschreiber aus dem Werk selbst schöpfen wollte. Bey den Anfangern könnte dadurch ein Anstoß entstehen. Eben deshalb würden wir auch die schon erwähnte griechische Staatsmaxime c. 16 übersetzt haben; die Kenntniß der griechischen Sprache pflegt leider unter uns nicht mehr so häufig zu seyn, daß man sie bey den mehresten Lesern Eginhards voraussetzen könnte. N. 38 hätte von der Fabel des *locus conceptionis Caroli* in Thüringen wohl etwas gesagt werden können; n. 17 über *Ingelnheim Schöpfins* Abhandlung in dem *Act. Acad. Theod. Palat. I. 300*; S. 143 ist das Län-

genmafs Karls noch unter den pfälzischen (bairischen) Schützen, wo es zu Frehers Zeiten war. Nachdem bisher so oft von den durch Karl gesammelten alten Liedern die Rede gewesen ist, hätte wohl eine eindringendere Nachricht ihres Inhaltes erwartet werden können, als die alte Ansicht, daß solche *Bardengesänge* gewesen und deshalb bald unterdrückt wären. Uns wundert dieser Ausdruck; hätte der Vf. die *antiquissima carmina* so gut erklärt, als die *barbara*, so würde er ihn schwerlich gebraucht haben. Der letztere Ausdruck heist: vaterländisch, *fränkisch, deutsch*. Auch möchten wir wohl den Beweis lesen, (S. 109), daß Eofre (woraus die deutschen Göttermacher Ostera gebildet haben) eine Göttin des Frühlings gewesen sey, (wie Niord der Schweden Gott des Windes (n. 192)). Glücklicher ist die Bemühung Eofre, *Ostar*, ohne Recurrenz zu den Göttern, aus dem Deutschen selbst zu erklären, von *urstehn, oriri, surgere, uti Aprilis, quod aperit terram*, wofür vieles angeführt wird. Bey aller Rauheit des Klima waren doch wohl damals manche durch mehr Waldung geschützte Thäler früher erwärmt; überhaupt aber muß bey diesen Zeitbestimmungen auf Frankreich, nicht auf Deutschland gesehen werden. Gut ist, was S. 98 über Karls Schreibekunst gesagt wird. Einige Druckfehler hat Rec. auch bemerkt.

Die lange versprochene Ausgabe *Ditmars* von *Merseburg* ist neulich auch erschienen. Aber wird sich niemand unseres verwaisten *Wittichind* annehmen? Niemand in Paris die höchst mangelhafte Ausgabe des wichtigen *Annalista Saxo* vergleichen? Werden so manche schätzbare Geschichtschreiber nicht noch an das Tageslicht kommen? H. St. F.

HAMBURG, in Commiff. b. Bohn: *Vorlesungen über die Geschichte des Menschen und seine natürliche Bestimmung*, von D. Gebh. Friedr. Aug. Wendeborn. 1807. XXVIII u. 563 S. 8. (2 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. dieser Vorlesungen — (vorgelesen sind sie nicht; „die abgenutzte Abtheilung in Bücher und Capitel sollte vermieden, und der Vortrag, ohne ihm ein systematisches Ansehen zu geben, deutlicher und heller gemacht werden“) — ist ein Mann von 65 Jahren, der seit mehr als drey Decennien dem Gegenstande, den diese Vorlesungen behandeln, sein Nachdenken widmete. Man sieht, daß er ihm mit Eifer, Lust und Liebe untersuchte; man möchte sagen, er sey ihm ans Herz gewachsen. „Ein Mann, der so herzlich, wie ich, sagt er, das Wohl seiner Mitmenschen zu befördern wünschet; der die Wahrheit so aufrichtig sucht, und über Alles liebt und ehret; der die Tugend zum Glück unseres Gesellschaftsstandes für durchaus nothwendig hält, und oft wehmüthig darüber wird, daß man so wenig davon unter uns wahrnimmt; ein Mann, der sich mit dem Inhalte dieser Vorlesungen seit so vielen Jahren beschäftigt, und den Menschen zum vornehmsten Gegenstande seiner Beobachtungen gemacht hat; ein Mann, der 22 Jahre in einer der größten und volkreichsten Städte Europens (in Hamburg) als Lehrer einer Versammlung seiner Brüder, mehr als 4000 Pre-

digten gehalten — (deswegen sind diese Vorlesungen auch fast Predigten geworden, und nicht bloß dadurch, daß der Vf. die Zuhörer mit: meine Brüder und Ihr anredet). — und die gewöhnliche Anthropologie, so wie die Glückseligkeitslehre, die man in unserem Gesellschaftsstande vorzutragen pflegt, genau untersucht und von allen Seiten geprüft hat — ein solcher Mann wird wohl nicht in den Verdacht gerathen, daß er als ein Unwissender, der die Menschen nicht kennt, über einen so wichtigen Gegenstand, als der ist, den diese Vorlesungen betreffen, zu schreiben unternommen habe, oder daß er gar unreine, und seinen Mitbrüdern, nachtheilige Absichten durch sein Werk zu erreichen suche.“ — Gewiß nicht! Aber so gerne man auch die reine Absicht des ehrwürdigen Vfs. anerkennt, und so gern man ihm das Zeugniß giebt, daß er redlich nach Wahrheit geforscht habe: so freymüthig darf man wohl auch bekennen, daß sein Werk in wissenschaftlicher Rücksicht eine eigene Erscheinung ist, die freylich wohl „wenn Er nicht mehr seyn wird, ein Zeugniß seyn mag, was seine Gedanken über sich selbst und seine Mitmenschen gewesen sind,“ die aber weiter schwerlich einen Einfluß haben dürfte. Es ist zu fürchten, daß es den Lesern seines Buchs eben so gehen möge, wie es seinen Freunden ging, mit welchen er darüber redete, und unter welchen oft solche waren, die im Rufe der Gelehrsamkeit standen. Vielen, nämlich, kam das, was Er darüber sagte, als sehr sonderbar vor.“ Anders aber möchte es mit den Lesern seyn als mit den Freunden im Folgenden. „Diese standen bey ihrer Verwunderung, daß sie nie zuvor über diese Dinge nachgedacht hätten; anderen machte, was sie hörten Vergnügen, aber sie bezeugten doch keine Lust, darüber nachzudenken.“ Möchte man dabey nicht mit *Lessing* klagen, daß die gothische Tugend: Höflichkeit, unseren Umgang so schaal und falsch gemacht. Aber, wenn sie, diese Tugend, hier auch nicht herrschen soll, so würde doch das, was wir etwa sagen könnten, bey dem Vf. zu spät kommen; und daß für das Publicum dieser L. Z. keine wissenschaftliche Kritik des Werks nöthig sey — das, scheint uns, wird nicht geleugnet werden, wenn wir kurz darlegen, was Hr. W. will.

Die Geschichte der Menschheit ist ihm einerley mit der Geschichte des Menschen die er genau von der Geschichte der Menschen unterschieden wissen will. Unter der Menschheit versteht er „die ursprünglichen und unveränderten Triebe, Fähigkeiten und Anlagen, welche die Natur dem Menschen verlieh, nebst der einfachen und ungekünstelten Anwendung derselben.“ Daher soll die Geschichte des Menschen“ erzählen, wie der Mensch erzeugt und geboren wird; sie begleitet ihn durch alle seine Lebensalter bis an sein Ende; — sie stellt seine Triebe, Fähigkeiten, Anlagen dar, wie sie sich ohne Gesellschaftszustand, ohne Unterricht und ohne Kunst zu entwickeln anfangen, wie sie zu der, ihnen von der Natur bestimmten Vollkommenheit gelangen, abnehmen, aufhören; — kurz, sie zeigt, wie er von Natur ist, und was er nach ihr seyn sollte.“ Also der physische Mensch bloß als sol-

cher, abgefehen von aller Cultur und Vernünftigkeit, ist Gegenstand einer solchen Geschichte. Und den Zustand eines solchen Thier - Menschen hält Hr. W. für unsere natürliche Bestimmung. Alles, was unser Geschlecht im Ablauf der Jahrtausende durch Wollen und That, durch Einsicht und Irren, durch Versuchen und Gelingen, unter Freude und Weinen, erungen; alles das hat uns nur von unserer Bestimmung entfernt, und entfernt uns immer mehr. Was denkende Menschen sonst für das Höchste und Heiligste halten, das ist ein Product des Wahns, der Künstley. Selbst die Vernunft ist etwas Unnatürliches, und die Vorzüge, die der Mensch durch Einsicht und Gedanken zu haben glaubt, sind nur eben so viele Beweise, was die Erziehung vermag, das Vorurtheil, der Stolz; nichts als Einbildung. Wir Alle werden als Wilde geboren, und sollten es bleiben, und würden es bleiben, wenn uns nicht die leidige Erziehung in dem leidigen Gesellschaftsstande sogleich aus dieser herrlichen Wildheit herausriß und zähmte. (Sollte es möglich seyn, fragt man, daß dem Vf. niemals eingefallen wäre, zu fragen: wie wohl die Ersten gezähmt seyn mögen, als es noch gar keinen Gesellschaftszustand gab? Wer wohl an ihnen die Kunst geübt haben mag, sie zu dem Vorurtheil zu erziehen, das uns nun sogleich eingepägt wird? Allerdings hat er sich die Frage vorgelegt. Was S. 133 f. darüber gesagt wird, ist freylich so viel als nichts, beweiset es aber doch, und S. 445 heist es: „wie allgemeine Anlagen zu Krankheiten, zum Seiltanzen, zur Taschenspielerkunst, zur Kochkunst, zum Weinverfälschen u. s. w. in dem Menschen vorhanden sind: so kann man auch sagen, daß er Anlagen habe, sich auf mancherley Weise zu verkünsteln, sich zähmen zu lassen, andere zu zähmen, und so der Natur untreu zu werden; — es war ein Werk der Zeit und eine — Folge — der näheren Verbindung unter den Menschen.“ Aber — wir wollten nur referiren!)

Ein Geschichtschreiber des (uns nun bekannten) Menschen, muß nicht nur kein Vaterland haben, keiner politischen oder religiösen Secte angehören, sondern „eine unerschütterliche Wahrheitsliebe, ein sorgfältiger Beobachtungsgeist, eine kluge Scharfsicht, eine herzliche, auf Kenntnisse und Grundsätze gegründete Ehrlichkeit, eine anständige Freymüthigkeit die Wahrheit zu sagen, müssen die Hauptzüge seines Charakters ausmachen, um gegen die Macht der Vorurtheile des Gesellschaftsmenschen, und den thörichten Wahn und Stolz desselben gesichert zu seyn.“ Der Vf. bescheidet sich gern, daß er nicht alle diese Eigenschaften besitze; aber er ist sich des besten Willens bewußt, und der Mühe, die er sich gegeben hat, um sich von den Vorurtheilen der Erziehung u. s. w. zu reinigen.

Die beste Quelle für eine solche Geschichte der Menschheit würde seyn, wenn man ein Dutzend Kinder etwa in einen Park einsperrte, und sie da, nach

Art des Wildes mit einander aufwachsen liesse. Ein Tagebuch von einigen vorurtheilsfreyen, civilisirten Menschen über diese ächten Wilden geführt, würde die herrlichste Geschichte der Menschheit seyn. Da nun aber von dem Vorurtheil der civilisirten Menschen nicht zu erwarten ist, daß sie ihre Kinder zu einem so heilsamen Versuche, (durch welchen der weise Freund der Wahrheit zu einer zuverlässigen Kenntniß seiner selbst und dessen gelangen würde, wozu die gütige Natur uns bildete), hergeben werden; so bleibt nichts übrig, als daß sich ein solcher Geschichtschreiber an die Naturgeschichte der Thiere, unsere eigene Kindheit, und den Zustand der Verwilderten, wie der sogenannten Wilden wende: das sind die wichtigsten Urkunden für die Geschichte des Menschen. Eine, aus diesen Quellen geschöpfte Geschichte der Menschheit „wird für die äußerst Wenigen, die sie lernen und darauf achten, wahre Philosophie, und der sicherste Unterricht zur Lebensweisheit, weil sie uns die Kenntniß unserer selbst verschafft; weil sie uns zeigt, was der Mensch eigentlich ist, wie er zu allen Zeiten und in allen Gegenden der Erde beschaffen gewesen, und wie er eigentlich seyn sollte.“

Das Buch zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste betrachtet den Menschen im Allgemeinen. Der Mensch wird mit den Thieren, zu welchen er gehört, verglichen. Sie haben Sinne, wie Er; Wahrnehmungsvermögen, Bewußtseyn, Gedächtniß, Einbildungskraft, Vernunftfähigkeit. Dann über Naturtriebe und Sprache, bey Menschen und Thieren; über Erzeugung des Menschen, sein Leben bis zum Tod. — Die zweyte Abtheilung betrachtet den Naturmenschen. Aus Erzählungen von Verwilderten und wilden Horden werden Bemerkungen gemacht über ihr ganzes Seyn und Wesen. Der dritte Abschnitt handelt von den Wilden, die schon aus dem Naturstande heraus (die Bewohner der Südseeinseln u. s. w.), die schon Fischer, Jäger, Hirten sind; Beschreibung derselben. — Die erste Abtheilung hat 7, die zweyte 3, die dritte 11 Vorlesungen. Dann sind noch drey Schlussvorlesungen angehängt, in welchen der Stand der Natur und der Wildheit mit dem, den man cultivirt nennt (nicht zum Vortheil von diesem) verglichen, die Einwendungen neuerer Schriftsteller gegen den Stand der Natur und der Wildheit geprüft, und die Fragen untersucht werden: ob es möglich sey, daß das menschliche Geschlecht zur natürlichen Wildheit zurückkehre? (die Möglichkeit wird zugegeben; die Wahrscheinlichkeit geleugnet, auf keinen Fall wird uns Hoffnung gemacht, diese Rückkehr zu erleben!) und wie die Kenntniß des Zustandes der Wildheit von dem civilisirten Menschen benutzt werden könne? — Endlich folgen noch fast hundert Seiten mit Anmerkungen und Zusätzen.

H+d.

NEUE AUFLAGEN.

Schnepfenthal in der Buchh. der Erziehungsanstalt: Sittenlehren und Klugheitsregeln in Versen für Schullehrer zum Vorschreiben, und für Kinder zum Lernen, herausgegeben von Joh.

Heimr. Christ. Bentler, Adjunctus der Superintendentur Ichtershausen, und Pfarrer zu Zella im Gotha'schen. 5te verm. Aufl. 1807. 48 S. 8. (1 gr. 6 pf.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 15 A U G U S T, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Reise in die beiden Louisiana unter die wilden Völkerschaften am Mississippi, durch die vereinigten Staaten und die Provinzen am Ohio, in den Jahren 1801, 1802 und 1803.* Nebst einer Darstellung der Sitten, der Lebensweise, des Charakters und der religiösen und bürgerlichen Gebräuche der verschiedenen Völker jener Gegenden. Nach dem Französischen des Hrn. Perrin du Lac, von K. L. M. Müller. 1807. Erster Theil. IV und 206 S. Zweyter Theil. 122 S. Mit Kupfern (oder vielmehr nur Einem Kupfer, welches eine Abbildung des Mammoth darstellt, wie er im Museum zu Philadelphia sich befindet,) und Karte (vom Missouri), gr. 8. (1 Rthlr. 18 gr.)

Diese Reisebeschreibung, welche vor kurzem zu Lyon unter dem Titel: *Voyage dans les deux Louisiana et chés les nations sauvages du Missouri, par les Etats-unis, l'Ohio et les provinces, qui le bordent* erschien, verdiente allerdings eine Übersetzung, da sie mancherley Nachrichten über eine Gegend der Erde enthält, die noch unter die am wenigsten bekannten der neuen Welt gerechnet werden kann, wenn sie gleich vielleicht eine der schönsten und herrlichsten der Erde ist. Zwar haben wir seit dem Zeitpunkt, da Louisiana von Spanien an Frankreich, und von diesem wieder an die vereinigten Staaten von Nord-Amerika abgetreten ist, viele Reisen und Beschreibungen von diesem Lande von Frankreich aus erhalten; aber das gegenwärtige Buch wird dadurch nicht überflüssig gemacht, und es ist immer ein Gewinn für die Erdbeschreibung, insonderheit bey weniger bekannten Ländern, wenn Reisende mit Treue und Wahrheitsliebe ihre, oft theils nur zufällig, theils mühsam, und unter vielen Gefahren gesammelten Notizen zur grösseren Kunde des Publicums bringen. Der Vf., welcher selbst Augenzeuge von Allem war, was er erzählt, liefert unter andern über die wilden Völkerschämme am Missouri Nachrichten, welche die Neugier auf gleiche Weise reizen und befriedigen. Seine Darstellung ist gefällig, leicht und unterhaltend. Von der Übersetzung läßt sich sagen, daß sie treu und sorgfältig gearbeitet ist.

Der Vf. reiste den 14ten Aug. 1801 von Bordeaux auf einem amerikanischen Handelsfahrzeuge ab, langte nach einer Fahrt von einem Monat auf der Bank von Terre-Neuve an, wo er den Stockfischfang mit

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

ansah (den er im Vorbeygehen beschreibt), und stieg in der Bay von Neu-York an's Land. Nach einer Schilderung der Merkwürdigkeiten der Stadt nimmt er Gelegenheit, etwas über das gelbe Fieber zu sagen. Er ist geneigt, diese so verheerende Krankheit der Unreinigkeit einiger Theile der amerikanischen Seestädte zuzuschreiben, vorzüglich der Bauart ihrer Warfs, d. i. der in den Flüssen mit Pfählen umgebenen Stellen, deren Zwischenräume mit Steinen oder Holzstücken ausgefüllt sind. Diese nehmen allen Unrath auf, ohne daß er von der Fluth wieder ausgespült werden kann. Die außerordentliche Hitze im August und September verdirbt vollends die daselbst aufgehäuften Substanzen und entwickelt mephitische Dünste, die dann Faulfieber und pestilenzialische Krankheiten erzeugen. Die Regierung fängt indeffen an, dies ebenfalls einzusehen. Sie hat die Form der Warfs zu verändern befohlen. Von Neu-York begab sich unser Vf. über Newark, Neu-Jersey, Trenton nach Philadelphia, wovon er eine Schilderung giebt, und von da nach Baltimore und der neuen Bundesstadt. „Der Plan dieser dereinstigen Hauptstadt, bemerkt er, würde herrlich seyn, wenn er ausführbar wäre; allein Alles läßt vermuthen, daß dies unter mehreren Jahrhunderten nicht der Fall seyn wird.“ Die Speculanten, welche hier gebauet und Ländereyen um sehr hohe Preise angekauft haben, finden sich noch sehr getäuscht. Von dem Charakter der Amerikaner in den Provinzen an der See giebt uns der Vf. eben kein erbauliches Gemälde: er schildert sie besonders als betrügerisch, mißtrauisch, habfüchtig und im höchsten Grade egoistisch. Von dem andern Geschlecht behauptet er hingegen, daß sich die Amerikaner mehr als irgend ein anderes Volk rühmen können, gute Weiber zu haben. Bey den Mädchen ist indeffen die Tendenz bemerkenswerth, so lange als möglich unverheyrathet zu bleiben, um die Welt und ihre Freuden zu genießen: denn ihr Zustand in der Ehe ist sehr sklavisch. Von Philadelphia ging die Reise nach Lancaster, und nachher den Ohio hinunter in den Mississippi. Mehrere Kapitel sind der Schilderung der wilden Völker, die das obere Louisiana bewohnen, besonders der Chawanons, gewidmet. Die Gegend um die Hauptstadt dieses Theils Saint Louis ist so fruchtbar, daß sie leicht zum Korn- und Fruchtmagazin für das untere Louisiana und andere Länder hätte werden können; allein die spanische Regierung hat sich des Landmanns nie angenommen, und die Bewohner der Städte beschäftigen sich bloß mit dem Pelzhandel. Als eigentliche

Münze muß hier die Rehhaut angesehen werden. Die Vereinigung des Missouri mit dem Mississippi ist sehr interessant in dieser Schilderung zu lesen. Die Nationen am ersten Fluß, zu deren Beschreibung der Vf. nun kommt, bilden alle zusammen eine Masse von 5000 Jägern, welche im Ganzen ungefähr 1800 Pakete (à 100 Pfund) Rehhaut, und 360 feines Pelzwerk jährlich liefern. Den Handel in Rehhäuten (das Stück zu 40 Sous gerechnet,) kann man zu 360.000 Livres tournols, und den mit Pelzwerk überhaupt zu 600000 im Durchschnitt jährlich angeben. Das obere Louisiana erzeugt alle Gewächse, welche Frankreich hervorbringt, und außerdem noch besondere. Am meisten verdient der Ahornbaum die Aufmerksamkeit, aus dem ein Zucker bereitet wird. Die Indianer bedienen sich bey ihren Krankheiten bloß des Saftes der Gewächse und Pflanzen, und dennoch giebt keine Wunde, die sie nicht durch die Kraft von dieser, keinen Biß eines Insekts, den sie nicht durch Kräfte von jener zu heilen wüßten. Der Pharmaceutiker könnte hier viel Neues lernen, und nichts könnte für die Fortschritte der Botanik und zugleich für die Medicin und Chemie wichtiger seyn, als wenn sich einige Männer von Kenntniß und Liebe zur Wissenschaft in diese Gegenden begäben, und eine Sammlung der Gewächse derselben veranstalteten; deren heilsame oder wunderbare Eigenschaften sie sogleich an Ort und Stelle erforschen könnten. So ist es z. B. allgemein bekannt, daß die Krankheiten, welche den Namen von der schönsten Göttin des Alterthums erhielten, und welche uns die Völker jener Himmelsstriche, gleichsam aus Rache für die ihnen zugefügten Übel, mittheilten, dort recht einheimisch und allgemein sind. Allein dieselben verheerenden Krankheiten, welche eine lange Reihe von Jahren hintereinander fast alle davon ergriffenen Europäer in's Grab brachten, die noch jetzt die Klippe für viele der geschicktesten Ärzte sind, und kaum der angestrengtesten Sorgfalt und Mühe weichen, bedürfen unter jenen Nationen nur der allergewöhnlichsten Mittel. „Sie lachen, sagt der Vf., über die Ver zweiflung, der sich die Europäer überlassen, die oft in beunruhigendsten Zustände zu ihnen kommen, und mittelst einiger Kleinigkeiten heilen sie dieselben in wenig Tagen.“ Von großem Nutzen könnte auch die Einführung aller der vielen Pflanzen seyn, die unter den Wilden zum Färben gebraucht werden, ein ausnehmend schönes Colorit geben, und in Europa noch durchaus unbekannt sind. Eine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit verdient hier auch eine Pflanze, deren sich die Eingebornen zur Auslöschung oder Minderung der Gewalt des Feuers bedienen. Sie können mit Hülfe derselben Dinge verrichten, die jeden in Erstaunen setzen, und das, was der Vf. als Augenzeuge davon erzählt, kann dazu dienen, uns begreiflich zu machen, wie es möglich gewesen, daß unsere Vorfahren als unschuldig anerkannt, oft aus ihren sogenannten Feuerproben hervorgingen. Die Indianer können sogar mittelst dieser Wurzel kochendes Oel auspressen, und das

Fleisch in den Kesseln mit den Händen umrühren, wenn es am heftigsten siedet, ohne daß sie dadurch die geringste Unbequemlichkeit leiden, oder nur das kleinste Zeichen des Schmerzes von sich zu geben. Auch giebt es hier eine Pflanze, welche das Wasser gerinnen macht, und es in wenig Augenblicken in einen festen Körper verwandelt; einige Tropfen ihres ausgepressten Saftes sind hinreichend, diese außerordentliche Wirkung hervorzubringen. Die einzigen gefährlichen Gewürme, welche das obere Louisiana erzeugt, sind die Klapper- und Kupferschlangen, deren natürliche Feinde die Schweine sind. Unter der großen Menge vierfüßiger Thiere, welche die Wälder bevölkern, hat keins von der Natur einen solchen Grad von Wildheit erhalten, daß es dem Menschen fürchtbar würde. Der schwarze Bär liefert, wenn er jung ist, ein gesundes und wohl schmeckendes Fleisch, und im Alter viel und sehr guten Schmalz. Auch der Jagar hat keinen gefährlichen Charakter. Der wilde Ochse (buzalo) war sonst hier so häufig, daß die Jäger ihm bloß die Zunge auschnitten, und den Körper den Vögeln zur Speise überließen. Außerdem findet man hier noch alles europäische Wildpret und ein zahlreiches Geflügel. Unter der Erde sind die vielen Ueberreste von Mammoth's merkwürdig. Nun kommt eine ausführliche Beschreibung der Meinungen, Sitten und Gebräuche der wilden Völkerschaften am oberen Missouri in elf ganzen Capiteln, die keines Auszugs fähig ist. Aus dem oberen Louisiana schiffte unser Vf. auf dem Mississippi herab, um Neu-Orleans zu erreichen, wo er nach einer Reise von anderthalb Monaten anlangte. Keins von allen Ländern der neuen Welt ist so langsam bevölkert worden, als die Gegend an den Mündungen des Mississippi, weil die Lage gar nicht vortheilhaft für eine Ansiedlung ist. Die vielen Uebelschwemmungen, die Ungesundtheit des Klimas . . . alles rechtfertigt den Plan der amerikanischen Regierung, die Stadt weiter hinauf an den Fluß zu verlegen. Die spanischen Einwohner beschreibt der Vf. als unreinlich, arm und träge, die Kreolen als ausschweifend in jeder Hinsicht. Interessant für den Statistiker ist die Übersicht des Handels and der Einkünfte von Louisiana unter den Spaniern. Vor dem amerikanischen Freyheitskriege wurde dieses Land mit den zu seinen Bedürfnissen nothwendigen Producten, welche es nicht selbst erzeugt, von Frankreich versorgt; allein nachher kamen die Staaten von Amerika in den Besitz dieses Handels. Als Resultat der Forschungen unseres Vfs. ergibt sich, daß der König von Spanien aus dieser Kolonie nicht mehr zog als 953432 Livres, und dafür jährlich 1,887567 dahin schicken mußte. Dieses Mißverhältniß wird indeß wohl einzig und allein in der Schwäche und Unklugheit der spanischen Regierung seinen Grund gehabt haben, und die vereinigten Staaten werden schon bald genug Nutzen aus dieser wekläufigen Besitzung zu ziehen verstehen. Die Sklaverey herrscht in ganzen Umfange der beiden Louisianen. Die gegenwärtige Regierung hat zwar die Einfuhr neuer

Schwarzten verboten, aber unserm Vf. scheinen die Sklaven in den südlichen Gegenden fast nothwendig zu seyn: denn nur die Neger, glaubt er, können die beschwerlichsten Arbeiten des Landbaues in diesem heißen Klima aushalten; kein Weißer sey dazu im Stande, wenn er auch noch so sehr geschoht werde. Aber daraus folgt doch noch keinesweges die Nothwendigkeit der Sklaverey. Könnte man sich nicht höchstens damit begnügen, Kolonien von freyen Negern anzulegen, wenn die Weißen ganz untauglich seyn sollten, hier das Land zu bebauen? Schön nach Principien der Staatsökonomie wäre viel dafür zu sagen. Aber Rec. giebt den letzten Punct auch nicht einmal zu. So lange man sich Sklaven verschaffen kann, werden freylich die Eingebornen aus Trägheit und Bequemlichkeitsliebe nicht unterlassen, ihnen alle mühselige Arbeiten aufzubürden; allein sobald man sie nicht mehr bekommen kann, werden auch schon die Weißen sich allmählich an den Feldbau gewöhnen. Sie sind ja im Lande geboren, müssen also wohl sich in dessen Klima zu schicken wissen. Die Mulatten werden auch hier als die gefährlichsten Menschen geschildert: sie vereinigen die Laster der Weißen und Schwarzen in sich; und hassen die letzteren eben so sehr, als sie die ersteren verabscheuen. Den Beschluß macht eine Darstellung der Vortheile des Bodens von Louisiana für Frankreich und derjenigen, welche es seiner Marine hätte bringen können. Der Anhang enthält zuerst eine Betrachtung über dieses Land in politischer Hinsicht. Der Vf. begreift nicht, wie Spanien im Besitz der beiden Ufer des Mississippi von der Mündung des Ohio an, sich hat entschließen können, das eine an die vereinigten Staaten abzutreten, ohne dazu durch die Nothwendigkeit gezwungen zu seyn. Zugleich legt er die Gründe dar, die es wünschenswerth machten, daß Frankreich hier eine große Kolonie anlege, und zeigt die Vortheile, die diese dem Mutterlande und ganz Europa gebracht haben würde. Endlich werden die Ursachen erwogen, welche den französischen Staatschef zum Verkauf von Louisiana haben bewegen können. Es war, nach anderer Vfs. Meinung; das einzige Mittel, um zu verhindern, daß die Engländer dies schöne vielversprechende Land während des von Neuem ausgebrochenen Krieges, in Besitz nehmen konnten. Die zum Handel so vortheilhafte Lage zwischen dem amerikanischen Bundesstaate und den reichen spanischen Besitzungen würde das londoner Kabinet bewegen haben, alles mögliche anzubieten, um diesen Plan durchzusetzen, und bey der Schwäche Spaniens und der damaligen Ohnmacht der französischen Marine, würde er auch leicht gelungen seyn. Canada wäre dergestalt mit dem Meerbusen von Mexiko in Verbindung gesetzt worden. Interessant ist auch das angehängte Leben des Amerikaners, *George August Bowles*, eines gebornen Maryländers. Zu Abenteuern des kriegerischen Lebens recht eigentlich geschaffen, trat er schon als Knabe im Jahr 1775, in englische Dienste, gerade als der Krieg zwischen England und den vereinigten Staaten ausbrach.

Aber erzogen auf der Grenze wilder Völkerfichten, mitten in tiefen Waldungen gewohnt, ohne Zwang allen seinen Neigungen zu überlassen, konnte er sich an die militärische Zucht nicht wöhnen, und wegen Insubordination verlor er seinen Posten. Er begab sich nun der Nation der *Creecks*, von der er mit Freundschaft aufgenommen ward. Er heirathete die Tochter eines Anführers der Wilden, that sich unter ihnen hervor, und erhielt sogar von denselben den Zunamen des vielgeliebten Kriegers. Als Oberhaupt derselben fügte er nachher den Spaniern so viel Schaden zu, daß diese einen Preis auf sein Kopf setzten. Auf eine hinterlistige Weise bekamen sie ihn nach der Hand in ihre Gewalt, und er wurde er als Staatsgefangener nach Madrid gebracht. Vergebens suchte man ihn hier durch das Anerbieten eines großen Vermögens und eines glänzenden Postens in der Armee zu verführen, um ihn zu bewegen, nicht wieder zu seinen Indianern zurückzukehren. Als gar nichts bey ihm fruchten wollte, wurde er nach den Philippinen eingeschifft. Im Jahr 1797 erhielt endlich der Gouverneur von Manilla Befehl ihn wieder nach Europa zurückzusenden. Als aber auf der Insel de l'Ascension angekommen war, tauschte er die Wachsamkeit seiner Wächter, und er floh nach Sierra Leone, von wo er auf einem englischen Schiff nach London absegelte. Von Pitt und Portland unterstützt und überhäuft mit Wohlthaten durch die brittische Regierung, welche ihm alle Hülfe zusicherte, die er für seine Nation begehrte, kehrte er endlich nach Amerika wieder, und zu dieser Zeit an ist er von neuem an der Spitze der *Creecks* unaufhörlich bemüht gewesen, Spanien all nur mögliche Uebel anzuthun. Noch im Jahr 1806 beunruhigte dieser militärische Sonderling sehr den Spanier in Louisiana und Florida. Als Zugabe dem Werke befindet sich zuletzt noch eine Beschreibung des Zuckerruhrs, welche aus Dallas Geschichte der Maronen - Neger auf Jamaica entlehnt ist.

F. M.

BERLIN, in der Vossischen Buchhandlung: *Die Inseln des griechischen Archipelagus*, von Friedrich Murhard. Erster Band. 1807. VI u. 8 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr).

„Unbescheidenen Kritikern werden Alle (welche sie Belehrung, Unterhaltung und Vergnügen in diesem Werkchen gefunden haben) zuzurufen: zeiget erst, ehe ihr euch ein absprechendes Urtheil ermaasst, ob ihr etwas Besseres zu liefern in Stand seyd. So lange ihr dies uns nicht bewiesen habt, müßt ihr erlauben, daß wir euch in die Kategorie der Verläumder bringen.“ Mit diesem kräftigen selbstvertrauensvollen Satze schließt Hr. Friedrich Murhard seine Vorrede. Hoffentlich wird er sich Lobpreiser finden, wie er sie verlangt, und daß ihr Weihrauch ihm gefallen; noch der geharnischte Vorrede erklärt Rec.: daß der Vf. die Erwartungen keinesweges erfülle.

Einen eigenen wunderbaren Zauber hat schon der Name Griechenland, die Wiege aller Cultur unseres Welttheiles liegt freundlich vor uns da, wir gedenken der herrlichen Vergangenheit, suchen freudig auch unter den entarteten Nachkommen noch Spuren der ehemaligen Grösse, und hoffen, wo wir Heldenfinn antreffen, oder frohe Gewandtheit des Geistes, Lebhaftigkeit und Sinn für das Schöne, bey einft erleichtertem Druck, eine Wiedergeburt, eine herrlichere Ordnung der Dinge in jenen Gegenden. Leicht wird es daher Jedem, der jene Länder besuchte, seiner Erzählung aufmerksame Hörer zu gewinnen, und wer nicht selbst Griechenland besuchte, nur aus der Menge einzelner Schriften das Interessante, Charakteristische auszuwählen versteht und mit Ordnung, klar und lebendig darstellt, wird bey seinen Zeitgenossen eine freundliche Aufnahme finden.

Hätte es Hrn. *Murhard* gefallen, uns einfach seine Beobachtungen mitzutheilen, hätte er das, was ihm entgangen war, aus Anderen nachgeholt: so würden wir mit grossem Verlangen den folgenden Bänden entgegen sehen: so aber wird uns der Genuß verleidet. Nimmt man alle die flachen Bemerkungen über die Vergänglichkeit der irdischen Freuden, über die Trügllichkeit der Hoffnungen und Erwartungen hinweg, die Hr. *Murhard* eben so gut in Cassel als in Griechenland anstellen konnte, eben so die langen Beschreibungen von Gegenden, die ermüdenden Ausrufungen, Tiraden und dgl., so wäre das Buch wenigstens um zwey Drittheile kleiner, aber auch interessanter und belehrender geworden. Jetzt wird man zu lange bey unbedeutenden Nebensachen aufgehalten, dahingegen oft das Wichtige zu schnell abgefertigt ist, wodurch jene traurigen Betrachtungen, weil nichts dafür entschädigt, noch langweiliger werden, zumal da des Neuen sich so sehr viel nicht findet. Welchen Lesern möchten wohl noch jetzt Schilderungen, die an die *Asiatische Banise* erinnern, Vergnügen machen, oder Verse wie diese:

Eos unter der Dämmerung mit Rosenfingern emporsteigt,
oder:

Trächtig ist hier der Ölbaum, leicht erkennst du den Boden.

man vrgl. p. 31 u. 104, wo sich Stanzen finden, die nach *Buttlers* Gesetz gemacht scheinen:

Make
The one verse for the others sake,
For one of sense and one of rhyme
I think sufficient of one time.

Folgende Örter und Inseln lernen wir hier genauer kennen, Selymbria, Galipoli, Lampfaki, Nagara,

Abydos, Tenedos, Imbeos, Thafas, Syio, so dafs noch vieles nachzuholen ist, ehe dem Titel des Buches Genüge gethan ist.

Hr. *Murhard* ist schon mehrere male darauf aufmerksam gemacht worden, und Rec. mufs aufs Neue daran erinnern, dafs sein Styl durchaus Tadel verdiente. Geschrobene Wendungen, Schwulst, gesuchte, geschnörkelte Redensarten, schrecken allenthalben zurück, und es ist widerlich, so alltägliche Sachen so pretiös einherstolziren zu sehen. Möge er bedenken was Göthe sagt:

Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's Noth da Worten nachzujagen?
Ja eure Reden, die so lieblich sind,
Worinnen sich der Menschheit Schnitzel kräufelt,
Sind unerquicklich wie der Nebelwind,
Der durch die dürrn Blätter säufelt.

V. I. A.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG. im Industriecomptoir: *Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der Erdbeschreibung zum Unterricht in der Geographie.* Zweyter Band. 1806. Enthält 24 colorirte Landschaften in 4 Heften eingetheilt. Zu jeder Landschaft gehört ein Blatt Erklärung deutsch und französisch. Alles klein Querfolio. (4 Thlr.)

Es ist nicht zu läugnen, dafs diese Hefte, deren erster Band in der J. A. L. Z. 1805. No. 248 angezeigt worden, mancherley Gegenstände enthalten, welche die stets neugierige Jugend anziehen und unterhalten können; doch zweifeln wir sehr, ob für den Unterricht dadurch etwas gewonnen werde, denn die Kupfer sind größtentheils mittelmässig gearbeitet, roh illuminirt, und die Erklärungen nicht, wie der angekündigte Zweck es erfordert, deutlich.

Der Fall des Mississippiflusses, die grosse chinesische Mauer, das Nordcap, das Schloß der Sieben-Thürme und andere weit entfernte Merkwürdigkeiten, mögen vielleicht richtig dargestellt seyn; Rec. hat nie Gelegenheit gehabt, durch eigene Anschauung sich vom Gegentheil zu überzeugen: allein, die ihm besser bekannten Gegenstände verdienen wenigstens nicht wegen besonders treuer Darstellung gerühmt zu werden. So z. B. erblickt man hier auf dem Gipfel des Vesuvs, (2ter Band 3tes Heft) zunächst am Feuerfchlund, schönen grünen Rasen, und die Ansicht der Teufelsbrücke ist beynahe eben so fröhlich, als die Ansicht der Wasserfälle zu Tivoli; bey welchen letzteren auch noch der Fehler begangen worden, dafs die Erklärung vornehmlich von dem Hauptfall des Teverone, unter dem Sibyllentempel spricht, der Kupferstich aber die sogenannten Cascaden darstellt.

— y. — H.

NEUE AUFLAGEN.

Hamburg, b. Bohn: Dr. Anton Friedrich Büsching's neue *Erdbeschreibung. Europa. Schweden.* Sehr vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgeb. von Dr. Friedr. Rührs. 1807. VIII und 318 S. 8. (20 Gr.)

Auch unter dem Titel:
Schweden nach Dr. Anton Friedrich Büsching's *Erdbeschreibung* aufs neue bearbeitet und herausgegeben von Dr. Friedrich Rührs.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 A U G U S T 1807.

J U R I S P R U D E N Z.

HAAG, in der Staatsdruckerey: *Stukken door de commissie tot het ontwerpen van een algemeen burgerlyk en lyfstraffelyk Wetboek, overgegeeven aan het Staatsbewind der Bataafsche Republiek; bevattende de ontwerpen van eene inleiding van het recht in het algemeen, het lyfstraffelyk wet boek en van wetten omtrent het bewys.* (Stücke, welche die zum Entwurfe eines allgemeinen bürgerlichen und peinlichen Gesetzbuchs niedergesetzte Commission dem Staatsdirectorium der batavischen Republik überreicht hat, und welche den Entwurf einer Einleitung in das Recht im Allgemeinen, das peinliche Gesetzbuch und die Gesetze über den Beweis enthalten). 1804. 8.

In einer Zeit, in welcher die Reformen in den Legislationen so sehr an der Tagesordnung sind, wie in der gegenwärtigen, lenkt sich mit vorzüglichem Interesse der Blick des Forschers auf das Land, welches eine Zeitlang die Wiege der classischen Gelehrsamkeit war, und wo noch bis jetzt die Jurisprudenz in enger Verbindung mit ihren Schwestern, Philosophie und Literatur, sich auf dem höheren wissenschaftlichen Standpunkte erhalten hat, auf welchem sie in Deutschland trotz der Bemühungen eines Hugo, eines Hufeland, eines Savigny, wenige Verehrer mehr findet; auf das Vaterland der Noodte, der Voete, der Bynkershoeke, der Grotius. — Bey dem eigenthümlichen gelehrten Charakter, den die Behandlung der Jurisprudenz in Holland angenommen hatte, bey der einmal festgewurzelten Meinung, daß nur der gute Philolog guter Jurist seyn, und keine Kenntniß der alten Literatur ohne Kenntniß der alten Gesetzgebung Statt finden könne, mußte man erwarten, daß der Vorschlag zu einer neuen Legislation eifrige Anfechtung finden, und drang er durch, doch nur die möglichste Popularisation des bisher in seiner ganzen schönen Reine bestehenden römischen Rechts zur Folge haben werde. Und so war es denn auch. Mit Unmuth schritten die Gelehrten, denen die Redaction des neuen Gesetzbuchs aufgetragen war, an ihr Werk. Sie glaubten, — und schlen ihnen nicht die Erfahrung benachbarter Staaten beyzufallen? — daß dieses Werk die Vernachlässigung der gelehrten Ausbildung des Juristen herbeyführen werde. Die Bedächtigkeit, mit welcher die Commission an die Arbeit ging, — denn bereits das pentarchische Directorium setzte dieselbe im J. 1798 nieder, und erst

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

im J. 1804 erschien der vorliegende erste Versuch; — die Trefflichkeit der Männer, die sich bey der Arbeit die Hände boten — den Namen des würdigen Heint. Constantin Cras, Prof. am Athenäum zu Amsterdam, hat Savigny's classisches Werk kürzlich den deutschen Gelehrten ins Andenken zurückgerufen, das er seitdem selbst durch seine *Memoria D. A. Walraven oratione funebri celebrata* (Amsterd. 1804. 8.) erneuert hat — berechtigten zu den größten Erwartungen. Sind diese gleich nicht völlig erreicht, so scheint doch der neuen Legislation der Ruhm nicht versagt werden zu können, daß sie sich dem bisher bestehenden Rechte, so viel dieses möglich war, angeschlossen, und so die Revolution des Privatrechts so wenig wie möglich fühlbar gemacht hat. Rec. hat hier den ersten Versuch, gewissermaßen das Probestück, vor sich liegen, und bemerkt nur, daß nach den ihm gewordenen Nachrichten das Werk seinen Fortgang haben, und nicht etwa durch die Einführung des Codex seines Adoptiv-Mutterstaats überflüssig gemacht werden wird.

Wie der Titel angiebt, enthält die gegenwärtige Schrift 3 Abschnitte von ganz verschiedenem Inhalte, deren jeder besonders paginirt ist. Erst dann, wenn alle fernere Abschnitte des Gesetzesvorschlags functionirt seyn werden, wird eine zweckmäßige Zusammenstellung derselben Statt finden. Diese wird nach dem Plane der Justinianischen Institutionen geschehen, so daß der erste Theil das Personen-Recht, der zweyte das Sachen-Recht, der dritte das Actionen-Recht im weiteren Sinne, der vierte das peinliche Gesetzbuch in sich fassen soll. Der hier vorangeschickte Bericht an das Staatsbewind zeigt, daß diese Behörde von der Commission die Beschleunigung des Concepts der peinlichen Gesetze gefodert habe. Diese Anforderung hat das frühere Erscheinen desselben, sammt den ihm als vorläufige Zugaben beygefügtten beiden Abschnitten, deren einer allgemeine Rechtsgrundsätze, der andere die Grundsätze über den Beweis befaßt, zur Folge gehabt. Die Einleitung in das gesammte Recht (*van recht in het algemeen*) enthält 11 Hauptstücke: I) Vom Rechte und der Gerechtigkeit. II) Von der Zurechnung, Imputation. III) Von den Erklärungen der Absicht und des Willens im Allgemeinen. IV) Von der Auslegung solcher Willenserklärungen. V) Von den Gesetzen. VI) Vom Herkommen, von Gewohnheit und Gebrauch. VII) Von besonderen Rechten, Vorrechten oder O. troys. VIII) Von der Anwendung der Gesetze. IX) Von der Auslegung derselben. X) Vom Streiten der Gesetze unter

einander. XI) Vom Schweigen der Gesetze. — In dieser ganzen Einleitung vermißt man zu sehr den Charakter eines *Gesetzbuchs*. Sie scheint nur für den *Lernenden* berechnet zu seyn. Sie geht von einer Definition des Rechts im subjectiven Sinne aus, welche so lautet: das Recht jemandes ist dessen gesetzmäßige Befugniß, etwas zu besitzen, zu thun oder zu lassen. Übersieht man jenen Fehler, betrachtet man die Einleitung nur wie ein gesetzliches Compendium, so enthält freylich auch dieses, als solches, mehrere wesentliche Mängel, allein auch viel vortreffliches. Schön ist z. B. im Ganzen der Abschnitt über die Zurechnung. Diese — im juristischen Sinne — ist das Urtheil, wodurch jemand für die freye Ursache einer vollkommenen Rechten oder Pflichten gemäßen oder denselben widerstehenden Handlung, erklärt wird. Sehr genau sind die Bestimmungen über die Grade der Imputativität. Kindern unter 14 Jahren wird nach Art. 45 gar keine Handlung zugerechnet. Aus dem Zusammenhange, in welchem diese Bestimmung mit dem Folgenden steht, scheint es, als ob nicht einmal Umstände der Art, wovon es C. C. C. Art. 164 heist: *also das die Bosheit das Alter erfüllen mücht*, zu berücksichtigen seyen. Denn auch noch in dem Alter vom 15—20 Jahre soll sorgfältig untersucht werden, ob die zur Imputation nöthige Reife wirklich im Handelnden existire. — Eine merkwürdige Rücksicht wird auf diejenigen genommen, deren Seelenkräfte nur in Abficht auf einen bestimmten Gegenstand verrückt, in allem übrigen aber völlig gesund sind. Bey ihnen fällt alle Imputation weg, sobald sie Handlungen, die auf jene Gegenstände Bezug haben, vornehmen; alle andere Handlungen dagegen werden ihnen zugerechnet. Wie schwierig möchte aber hier gewöhnlich die Grenzbestimmung der Seelenverwirrung und der Gesundheit der Gemüthskräfte seyn? — Die Grundsätze, welche über die Zurechnung des Irrthums aufgestellt werden, sind meist römisch, nur wird sehr weise keinem Stande und keinem Alter oder Geschlecht eine leichtere Verzeihung des Rechtsirrthums zugesichert, als den anderen Staatsbürgern; sondern es soll auf die Beschaffenheit und die Umstände des Individuums allein gesehen werden. Schwankend ist, wenn beym *error facti* bestimmt wird, das *Notorische* zu wissen, werde bey jedem *praesumirt*, wenigstens aber angenommen, daß er nicht ohne seine Schuld in Unwissenheit darüber geblieben sey. Nothwendig hätte einer solchen Bestimmung eine genauere Bezeichnung des Begriffs des *Notorischen* vorhergehen müssen, als in den Worten: *was allgemein bekannt*, geschehen ist. — Noch bedenkllicher ist aber offenbar die Regel im 136 Art., wo es heist: die Zurechnung guter Handlungen spreche vor dem Civil-Richter frey von culpa — *dat de soerekening van goede dadenvryspreekt van pligtverzuim*.

Das 6 Hauptstück vom Herkommen und dem Gewohnheits-Rechte mußte in den Artikeln, welche von dem Verhältnisse der neuen allgemeinen Gesetzgebung zu dem Herkommen und dem Gewohnheits-Rechte handeln, um so viel interessanter seyn, als die vereinigten Niederlande bisher, wie man aus *do*

Groot's berühmter *Introductio* weiß, eine ungeheure Menge der letzteren hatten. Von nun an sollen alle dem gegenwärtigen Gesetzbuche widerstehende Gewohnheits-Rechte vernichtet seyn, und obgleich noch immer Gewohnheitsrechte sollen entstehen und Gesetzeskraft haben können, so sollen doch geschriebene Gesetze nie durch bloßes Gewohnheits-Recht aufgehoben werden. Ungern vermißt Rec. hier eine Feststellung der Grenzen der Usual-Interpretation. — Was der vom *Privilegien* handelnde Abschnitt von der *sub-* und *ob-reptio* verordnet, ist freylich den bisherigen Rechten sehr gemäß; allein Rec. kann nicht bergen, daß es ihm ein Fehler der Gesetzgebung scheint, wenn sie den Richter zum Controlleur der Gesetze macht. Er sollte doch nur die von der legislativen Gewalt ausgehenden Gesetze anwenden, sich aber kein Urtheil über ihre verbindende Kraft anmaßen, wenn es einmal gewiß ist, daß sie vom Gesetzgeber herrühren. — Trefflich ist die Verordnung, daß auch unbedingt ertheilte Privilegien des allgemeinen Bestens wegen freylich widerrufen werden können, der bisher Privilegirte aber alsdann entschädigt werden soll. Die letztere Einschränkung ist nicht nur gerecht, sondern auch höchst weise, indem der Gesetzgeber dadurch bey der Verleihung von Privilegien vorsichtig gemacht wird. — An Grundstücken haftende Privilegien sollen mit dem Aufhören jener auch wegfallen. Nicht aber auch durch die Dereliction des Grundstücks? — Das *peinliche Gesetzbuch* zerfällt in vier Bücher, deren erstes von Verbrechen und Strafen im Allgemeinen; das zweyte von Verbrechen gegen den Staat und dessen Glieder im Allgemeinen; das dritte von Verbrechen gegen Privatpersonen; das vierte von Verbrechen gemischter Art handelt. Im ersten Buch sind zuvörderst die Grade der Strafbarkeit einer That in Rücksicht auf die Rechte, welche dadurch gekränkt werden, auf die Person, gegen welche die That gerichtet ist, die Umstände, unter denen sie geschehen ist, auf die Größe des bösen Vorsatzes, oder des Verschuldens des Verbrechers und dessen persönliche Eigenschaften und Verhältnisse, sowie auf die Wirkung seiner That und die dabey gehegte Absicht sehr gut auseinandergesetzt. Vorzüglich empfehlen sich die im dritten Kapitel über Strafen im Allgemeinen aufgestellten Bestimmungen durch ihre Einfachheit und Präcision. Strafe ist der Nachtheil, welchen die Gesetze an Verbrechen zum Zwecke der Sicherung des Staats geknüpft haben. Alle sonstigen nützlichen Zwecke derselben sollen stets dem Hauptzwecke der Sicherung der Gesellschaft untergeordnet seyn, und damit die Strafe wirklich diesen Hauptzweck erreiche, soll sie unfehlbar und so schnell wie möglich dem Verbrechen folgen und die Schuldigen ohne Ansehn der Person treffen. Die Lebensstrafen, welche angewandt werden dürfen, sind das Kreuz (der Verurtheilte wird rücklings auf ein Kreuz gebunden, und ihm in dieser Lage mit dem Beile der Kopf abgehauen), der Strang (Aufhenken des Verbrechers am Galgen, oder Erwürgen der Verbrecherin am Würge- oder Stranggulir-Pfahl), das Beil (Enthauptung des Anwesenden

Verbrechers mit dem Beile auf einem Block), *das Schwert*. — Der Leichnam soll der Regel nach den Verwandten zur Beerdigung überlassen werden. Nur in besonderen Fällen soll er an dazu bestimmten Plätzen — Galgevelden — zur Schau ausgestellt, und dabey die Ursache der Hinrichtung auf einer Tafel angegeben werden. — Die sogenannten *körperlichen Schavotstrafen* sind nicht abgeschafft; und man hat nach Rec. Meinung sehr wohl gethan, sie beizubehalten. Denn dasjenige sinnliche Übel ist unstreitig in der Sanction eines Gesetzes am zweckmäßigsten gewählt, was bey seiner Zufügung am unbezweifeltesten als ein Übel erscheint. Man braucht nur die Meinung des grossen Haufens über die einem Verbrecher zugesetzte Strafe zu hören, und man findet, dafs bald der Heldenmuth eines Hingerichteten gepriesen, bald hinzugesetzt wird, er habe wenig Schmerzen, oder deren gar nicht gehabt. Man wird von einem zu öffentlicher Arbeit oder zu ewigem Gefängnisse Verurtheilten sagen hören, er brauche doch nun für nichts weiter zu sorgen. Dagegen hält jeder die öffentliche Geißelung nur für ein Übel; indem er das Leiden des Verbrechers sieht, sein Wehklagen hört. Je roher der Pöbel ist, je unzweydeutiger mufs ihm die gesetzlich nothwendige Folge seiner Verbrechen als Übel erscheinen. — Das batavische Gesetzbuch setzt wieder mehrere Grade der Schavot-Strafe fest, je nachdem die Geißelung mit Brandmarken oder mit der Anlegung des Stranges um den Hals verbunden ist oder nicht. Nie soll aber auf Geißelung und Todesstrafe zugleich erkannt werden. —

Einigen Tadel verdient es, dafs die Strafen der einzelnen Verbrechen gewöhnlich *nur* der Art nach angegeben sind, und es der Beurtheilung des Richters für den vorkommenden Fall überlassen ist, die Quantität derselben zu bestimmen. Oft sind auch mehrere der Art nach verschiedene Strafen alternativ angeordnet, und der Richter soll unter ihnen wählen. Dieses kürzt freylich dem Gesetzgeber seine Mühe ab. Er begnügt sich, den Richter auf Principien zu verweisen. Allein ist denn jeder Richter im Stande, sich nach so allgemein gegebenen Grundsätzen zu richten? Gar bald wird eine Praxis entstehen, welche die schärfere unter den alternativ angedroheten Strafen auf immer ausschliesst. — Gegen Personen, welche einen gefährlichen bösen Sinn zeigen, sollen nach Art. 32 gleichwie gegen Unsinige, pafsliche Sicherheits-Mittel angewandt werden.

In dem Kapitel von der Schätzung und Anwendung der Strafen, auch ihrem Verhältnisse zu den Verbrechen ist wiederum vieles enthalten, was dem Gesetzgeber zum Princip dienen sollte, aber vom Richter, als solchem, nicht angewandt werden kann. Offenbar unrichtig ist der Satz gestellt, wo es heisst, die Strafe dürfe kein gröfseres Übel für die Gesellschaft enthalten, als das Verbrechen selbst, welches bestraft wird, derselben gewöhnlich zufüge; gleichwohl dürfe bey groben Verbrechen, denen durch keine sanfteren Mittel Einhalt gethan werden könne, die Strafe der Gesellschaft ein eben so grosses, ja zuweilen ein grö-

fseres Übel zufügen, als das Verbrechen enthalte. Die letzte Einschränkung der Regel hätte wegb bleiben müssen. Das Strafgesetz soll den Staat vor Übeln sichern, soll mithin nie solche Übel für den Staat zur Folge haben, die den abzuwendenden Übeln gleich sind, oder sie gar übersteigen. — Die Strafe dessen, der einen Anderen zur gesetzwidrigen That befiehlt, oder beauftragt, oder verleitet hat, ist richtig folgendermassen bestimmt. Den Gebietenden, auf dessen Gebot ein Anderer, welcher ihm gehorchen mufs, das Verbrechen verübt hat, trifft die volle Strafe des begangenen Verbrechens, selbst wenn der letzte mehr that, als das Gebot enthielt. Die Strafe dessen, der einen Anderen zum Verbrechen *zwingt*, steigt nach Mafsgabe der Gröfse des Zwanges noch über die Strafe, welche sonst dem begangenen Verbrechen gedroht ist. Derjenige, der zu einem Verbrechen Auftrag giebt, wird nur für das Verbrechen bestraft, wozu er beauftragt, nicht für dasjenige, welches der Mandatar über die Grenzen des Mandats hinaus verübte. Bey dem Verführer wird unterschieden, ob er einen Vorthcil aus dem Verbrechen suchte, oder nicht. In jenem Falle trifft den Verführer die volle Strafe des begangenen Verbrechens, in diesem eine nach den Umständen abzumessende geringere. Ist aber in allen diesen Fällen das Gebot, der Auftrag, die Verführung, der Rath noch ohne Wirkung geblieben, so wird nach den Grundsätzen über den Conat verfahren, d. i. es wird eine Strafe zugesetzt, die zu der Strafe des intendirten Verbrechens in dem Verhältnisse steht, wie der Conat zu dem Verbrechen selbst.

Im 6 Kapitel des ersten Buchs wird von den Fällen geredet, wo die Untersuchung oder die Bestrafung eines Verbrechens nicht mehr eintreten kann, Tod, Sinnlosigkeit des Verbrechers, absolvirender Richterspruch; wenn das Gericht den Anklage-Process wider den Beschuldigten ganz abschlagen hat; wenn dasselbe den Beschuldigten nach dem Verhöre ohne weiteres der Untersuchung entläfst; wenn das Gericht im Endurtheile den Beschuldigten ganz frey spricht. In den letztern beiden Fällen soll nie wegen desselbigen Verbrechens die Anklage gegen ihn gestattet seyn. — Offenbar ist hier die Gesetzgebung mangelhaft. Es hätte hier von der Nichtigkeit der Criminal-Erkenntnisse und ihrer Wirkung auf die Absolution des Verbrechers gehandelt werden müssen. Wie wenn das Urtheil auf unrichtigen Gründen beruhete? Soll auch da der Verbrecher ohne Strafe bleiben, weil er geschickt genug war, seine Richter zu betrügen; oder glücklich genug, einen ungeschickten Ankläger zu haben? — Die *Verjährung* eines Verbrechens wird überall nach dem Ablaufe von 20 Jahren nach der Begehung des Verbrechens angenommen, während welcher keine Anklage wider den Verbrecher geschehen ist. Über den Fall, da eine Anklage geschehen, aber liegen geblieben ist, sagt das Gesetz nichts. Nur soll dem Verbrecher die Verjährung nicht zu Statten kommen, der in der Verjährungszeit forsährt, neue Verbrechen zu begehen, wegen welcher er binnen 20 Jahren belangt wird. *Abolition*

und Begnadigung kann die höchste Macht allein ertheilen; nur Nachlaß von höchstens dem dritten Theile einer bereits zuerkannten, und auch zum Theile schon ausgestandenen Gefängnißstrafe kann der Richter für sich bewilligen.

Das zweyte und dritte Buch enthalten den besondern Theil der peinlichen Rechtsbestimmungen. — Zweytes Buch. Von den Verbrechen gegen den Staat und dessen Glieder im Allgemeinen. Verbrechen gegen die äußere Sicherheit des Staats, Staats-Verrätherey, Staats-Schändung. Die erstere ist das Verbrechen, wodurch die Existenz und die Unabhängigkeit des Staats in Rücksicht auf andere Nationen mit einer feindlichen Absicht benachtheilt oder gefährdet wird. Diese feindliche Absicht soll das Hauptmerkmal der Staats-Verrätherey seyn; wird aber bey sehr vielen in dem Gesetze bezeichneten Fällen bis zum Beweise des Gegentheils vermuthet. Oft ist das letztere hart, z. B. bey dem Verderben einer Urkunde, eines Tractats, welche doch in den Händen des redlichsten Archivars leicht einmal verunglücken kann. — Wer eine ihm bekannt gewordene Staats-Verrätherey nicht anzeigt, ist strafbar nach Maafgabe 1) des Nachtheils, von welchem der Verschweigende vorhersehen konnte, daß es für den Staat aus der wirklichen Vollführung des Verbrechens zu besorgen sey; 2) der Zeit, welche noch vor der Ausführung verstreichen mußte; 3) der Beziehung, in welcher der Verschweigende selbst zum Staate stand. Die Strafe des Staats-Verräthers ist der Tod. Staats-Schändung, Staats-Verletzung (*Staats-Schennis*). Durch sie wird die Sicherheit des Staats ohne feindselige Absicht verletzt oder gefährdet. Unbegreiflich ist es Rec., wie hieher auch die auf fremden Meeren begangenen

Seeräubereyen gerechnet werden können. Gewiß hätte man von diesem und manchem anderen Verbrechen unter einer besondern Rubrik handeln müssen. Daher kommt es denn auch, daß die einzelnen Arten des Verbrechens der Staats-Verletzung mit den verschiedensten Strafen bedrohet werden müssen. — Verbrechen gegen die innere Sicherheit des Staats: Verletzung der Regierungsform, *Vis publica* (*openlyk geweld*), d. i. die Anwendung gewalthätiger Mittel, wodurch die öffentliche Ruhe und Ordnung gefährdet, oder das Ansehen der öffentlichen Beamten gestört wird; Gottesläugnung und Gotteslästerung. Die letzteren beiden Verbrechen gehören hieher, insofern dadurch die Banden der bürgerlichen Gesellschaft geschwächt werden. Die Strafe ist Gefängniß oder ewige Verbannung.

Münz-Verbrechen. Im Gesetze selbst werden vier Verbrechen, die hieher gehören, unterschieden. Das Falschmünzen, d. i. das Verfertigen von Münzen, die den gesetzlichen inneren Werth nicht haben. Die Strafe ist die schwerste Leibesstrafe auf dem Schafot, verbunden mit Gefängniß und lebenswieriger Verbannung. Münzbeamte, die dieses Verbrechen begehen, werden mit dem Strange gestraft. Eben diese Strafe drohet der *Verfälschung der Münzen*. Das *unerlaubte Münzen* wird gelinder, und noch gelinder, nämlich nur mit Verbannung, wird der *Mißbrauch der Münzen*, d. i. das eigenmächtige Einschmelzen, Zerbrechen, oder gegen ein bestimmtes Gesetz Ausführen der Münzen aus dem Lande, bestraft. — Das Verbrechen der Verfälschung oder des Nachmachens von Staats-Papieren die Geldes Werth haben, wird nach ähnlichen Principien bestraft.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPAUDENZ. Mannheim, b. Löffler: *Bemerkungen über die Berufung in Strafsachen und Stimmeneinheit bey Strafurtheilen* von C. L. Bawittel, kurbadischen Stadtdirector zu Heidelberg. 1806. 44 S. 8. (6 gr.) Der Vortrag dieser lehrwerthen Schrift empfiehlt sich durch kurze und Bestimmtheit sowohl, als durch gute Anordnung. In Rücksicht ihres ersten Gegenstandes, der Appellationen in Strafsachen, ist sie ein würdiger Nachtrag zu der *Weberschen* Schrift über die Appellation in Criminalsachen. Sie hat den Zweck, die Zulässigkeit der Appellationen in Strafsachen gegen den Einwurf sicher zu stellen, der ihnen von Seiten des Überflüssigen gemacht worden ist, und zeigt demnach, daß die Appellationen nicht überflüssig sind, wenn gleich 1) ein anderes Collegium entscheide, als das die Untersuchung geführt habe, 2) bey Strafurtheilen Einstimmigkeit der Richter notwendig gemacht werde und 3) nach gesetzlichen Vorschriften der Recurs ausdrücklich erlaubt und die Einsetzung der Strafurtheile zur Bestätigung eingeführt sey. Denn aus keinem dieser Verhältnisse erlange der Angeeschuldigte das, was ihm die Appellation gewähre, weil das urtheilsprechende Collegium irren, auch bey Stimmeneinheit Irrthum zum Grunde liegen könne, und der Recurs den Weg zu den Instanzen abschneide, bey welchen der Angeeschuldigte noch vor seiner Ergreifung sein Heil versuchen könne. — Bey Widerlegung des zweyten Grundes hat der Vf. Gelegenheit genommen, sich über die von *Sonnenfelsische* Theorie von der Stimmeneinheit bey Strafurtheilen zu erklären. Er verwirft sie mit der Bescheidenheit, welche sich gegen jenen ehrwürdigen Veteran geziemt, und stellt ihr vorzüglich das entgegen, daß die Wahrheit nicht auf Meinungen, sondern auf

Gründen beruhe, und wenn die Stimmen der Gerichtsbeyfützer als *Wahrheitsgründe* anzusehen wären, nicht die Zahl, sondern das innere Gewicht derselben in Betrachtung kommen müßte, die Wahrheit des Beschlusses so wenig aus der Einstimmigkeit erwiesen, als aus der Stimmenverschiedenheit zweifelhaft werden könne. Wenn der Gesetzgeber Mehrere über die Wahrheit erkennen lasse, so wolle er dadurch nur Einseitigkeit verhüten, und die Mehrheit der Stimmen bekomme den Ausschlag, nicht weil in ihr die Mehrzahl der Beweggründe beruhe, sondern weil, wenn auch von einem und dem anderen, doch nicht von der Mehrheit ein Mißgriff der Urtheilskraft zu vermuthen sey. Ein anderer Einwurf des Vfs. ist der, daß wenn zu dem *absolvo* oder *condemno* Stimmeneinheit erforderlich werde, diese ebenfalls zu dem *non liquet* erfordert werden müsse, und dann das Auskunftsmittel weg falle, was *Sonnenfels* auf den Fall, daß die Mitglieder des Gerichts nicht einig werden könnten, annimmt: dem Staate bleibe auf jeden Fall nichts weiter übrig, als den Angeklagten so lange sitzen zu lassen, bis sich die Stimmenden vereinigt haben würden. Auch bleibe es endlich bey der Stimmeneinheit immer noch zweifelhaft, ob nicht, wenn das Collegium aus mehreren Mitgliedern zusammengesetzt wäre, dieses oder jenes den für schuldig erkannten wohl gar für unschuldig, oder doch wenigstens die ganze Sache für zweifelhaft erkannt hätte. — Alle diese Einwürfe, die wir hier nur nackt hinzustellen im Stande gewesen sind, erhalten durch ihre Ausführung noch mehr Stärke und Rec. muß daher die Leser auf die Schrift selbst verweisen.

F. M.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 A U G U S T , 1 8 0 7 .

§ U R I S P R U D E N Z .

HAAG, in der Staatsdruckerey: *Stukken door de commissie tot het ontwerpen van een algemeen burgerlyk en lyfstraffelyk Wetboek, overgegeven aan het Staatsbewind der Bataafsche Republiek; u. f. w.*

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

III Buch. I Kap. Verbrechen gegen das Leben. Mord. Consequent ist es, daß auch derjenige als Mörder mit der ordentlichen Strafe belegt wird, der alles gethan hat, was dazu dienen könne, einem andern das Leben zu nehmen, selbst wenn durch Zufall, wenigstens wider seinen, des Mörders, Willen, der Tod nicht wirklich erfolgt wäre. **Kindermord.** Jede absichtliche That oder Unterlassung, wodurch das Kind umkommen soll, wird als Kindermord betrachtet, und mit dem Tode bestraft. Ist der Tod des Kindes nicht erfolgt, so trifft die Verbrücherin nur körperliche Schavotstrafe. **Abtreibung der Leibesfrucht.** Hieby soll es nicht weiter auf den Unterschied, ob die Frucht bereits belebt gewesen, oder nicht, ankommen. Jede absichtliche Abtreibung ist mit Gefängnis oder Verbannung zu bestrafen. — **Todschlag** ist eine freylich absichtliche, aber auch nach dem Entschlusse sofort vorgenommene und vollführte Lebensberaubung. Die Strafe ist der Tod; aber immer eine gelindere Todesart, als womit der Mord bestraft wird. Nicht genug in dem Begriffe vom Todschlage unterschieden ist dasjenige, was von der bloßen Tödtung — **Manslag** — der nicht absichtlichen, aber doch zuzurechnenden Lebensberaubung bestimmt ist. — Trefflich sind die Grundsätze über das Duell und dessen Bestrafung. Es kommt dabey alles auf den Ausgang des Duells, auf den Urheber des Streites, und auf die Ausforderung an. Die höchste Strafe, die denjenigen trifft, welcher zugleich der Beleidiger und der Herausfordernde ist, und seinen Gegner getödtet hat, ist das Beil. Der Beleidigte und Fodernde, der erschienen ist, und seinen Gegner getödtet hat, wird mit dem Schwerdt bestraft. Eben so der Beleidiger, der auf die Herausforderung des Beleidigten kommt, und diesen tödtet. Der Beleidigte und Gefoderte, der seinen Gegner tödtet, wird mit Ehrlosigkeit, Gefängnis und Verbannung gestraft, u. f. w. Selbst dasjenige Duell, welches nicht einmal eine Wunde zur Folge hat, wird mit Ehrlosigkeit geahndet. — Höchst unvollkommen ist dasjenige, was in der fünften Abtheilung des nämlichen Kapitels, welche **J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.**

von der nicht strafbaren Tödtung handelt, von der Nothwehr gesagt wird. Die Quantität der Rechtsverletzung, welche man durch die Nothwehr entfernen will, hätte durchaus näher bestimmt werden müssen, als durch die Regel, die Gefahr müsse beträchtlich (aanmerkelyk) seyn, geschehen ist. Freylich wird dem Richter aufgegeben, bey der Beurtheilung der Nothwehrfälle auf die Art der Gefahr, den persönlichen Zustand des Anfallenden, und im Allgemeinen auf alle stattgehabten Umstände zu merken; aber dadurch ist die Sache für den *unerfahrenen* Richter noch nicht genug detaillirt. — Die Vermuthung, einen gesetzwidrigen Angriff thun zu wollen, hat derjenige wider sich, der sich des Nachts wider Willen des Anderen in dessen Hause finden läßt, und sich sofort wegzubegeben weigert. Wirklich ist ein gesetzwidriger Angreifer derjenige, der einbricht, nothzüchtigt, Brand anlegt, und kann daher ohne Strafe vom Bedroheten oder Verletzten getödtet werden. — Unter den besonderen Fällen der Strafflosigkeit der Tödtung werden noch angeführt, wenn ein Ehemann einen andern Mann im Ehebruch mit seinem Weibe, oder in der Begehung solcher Handlungen mit derselben trifft, welche den eigentlichen Ehebruch zur nächsten Folge haben. Gleichwohl soll bloße Jalousie hier Niemanden entschuldigen. Die Grenzlinie möchte hier wohl zuweilen etwas schwer zu finden seyn. — Der Ehemann, Vater, Vormund, der dem Nothzüchtiger oder den Entführer seines Weibes, seiner Tochter, seines Mündels, oder denjenigen, der jenem behülfflich ist, (etwa auch den Postillion, der den Entführer mit der Entführten fortbringt?) tödtet, ist straflos.

Buch III. Kap. 2. Verbrechen gegen den Körper. *Verwundung.* Hier noch eine Verordnung gegen die alte, bis jetzt noch nicht völlig erstickte Sitte des holländischen Pöbels, Gelegenheit zu suchen, Gewandheit im Messerkampfe (Schneiden) an den Tag zu legen. Es wird nemendlich verboten, das Zeichnen, daß man es mit jedem Anwesenden im Messerkampfe aufnehmen wolle, durch das Aufhängen oder Hinstellen eines Messers zu geben. Man kann dieses Verbrechen nicht nationell nennen. Es ist Barbarey der Matrosen und Packträger, die sich in jeder großen Handels-Stadt wieder finden wird. — **Kap. 3. Verbrechen gegen die Keuschheit.** *Vom Ehebruch.* Dieses Verbrechen soll vollbracht seyn, wenn die äußerlichen Handlungen begangen sind, welche die Natur zur Vereinigung beider Geschlechter erfordert, ohne daß gleichwohl dasjenige erfolgt wäre, was zur Be-

schwängerung nöthig ist. Die *immissio seminis* ist mithin so wenig zur Anwendung des Strafgesetzes, als der privatrechtlichen Folgen weiter erforderlich; und Rec. kann dieser Änderung des bisher in Holland gängbaren Unterschiedes seinen Beyfall nicht versagen. — Vom Weiberrauhe und von der Entführung. Es wird hier zwischen dem Weiberrauhe und der bloßen Entführung (*Schaking*), d. i. der Entführung mit Einwilligung der Entführten, distinguiert. Die letztere wird mit Gefängniß, Ehrlosigkeit u. s. w. bestraft. Vollbrachter Weiberraub, wobey der Zweck der Lustbefriedigung erreicht ist, soll mindestens mit dem Schwerte, wenn dieser Zweck nicht erreicht ist, mit Leibesstrafe auf dem Schavot bestraft werden. — Die Nothzucht. Bey ihr soll auf den grösseren oder geringeren Nachtheil, der aus der Art und den Umständen des Verbrechens erwachsen ist, sodann auf die Verhältnisse der Personen, durch welche und an welchen das Verbrechen begangen ist, gesehen werden. Die ordentliche Strafe ist körperliche Schavotstrafe, jedoch kann sie bis zu der Enthauptung mit dem Beile steigen. Der Nothzüchtiger einer öffentlichen Hure wird mit Verbannung gestraft. — Sodomie wird mit der lebenswierigen Einsperrung in ein Gefängniß bestraft, wo der Verbrecher fast von allem Zutritt menschlicher Wesen abgefondert ist. Diese Art von Bestrafung macht in den holländischen Gefängnissen und Zuchthäusern eine eigene Einrichtung nothwendig, den sogenannten stillen Platz — *stille plaats* —. Dieses ist ein Hof, um welchen herum die Gefängnisse abgefondert angelegt sind. Das Getöse der Straßen dringt nur schwach an diesen Ort hin. Die Verbrecher sehen Niemanden, als den Gefängnißwärter und den Regenten, d. i. den Deputirten des Justizhofes, dem die Gefängniß-Polizey besonders aufgetragen ist. Greise von 80 bis 90 Jahren, die selbst durch ihre Tracht, welche sie aus ihrer Freyheit in diese Abgeschlossenheit mit hinüber genommen, und conservirt haben, an längst verflossene Zeiten erinnern, vegetiren hier bey übrigens gesunder Luft und Kost fort, und haben den Stand, die Lebensart, die Freyheit, aus welcher sie hieher veretzt sind, samt der Sünde, welche noch an ihnen gestraft wird, vergessen. Vor 8 Jahren ward auf dem *Stille-Plaats* des Rasperhauses zu Amsterdam auch ein junger Bürger aus Dortrecht wegen Gotteslästerung eingesperrt. Er überlebte den Verlust seiner Freyheit nicht lange. Im vierten Kapitel des dritten Buchs wird unter den Verbrechen gegen die Freyheit auch der unerlaubte Zwang zum Kriegsdienste angeführt. Selbst wenn das Verbrechen vermittelst Betrugs geschehen ist, soll es mit Gefängniß und Verbannung gestraft werden. Gleichwohl ist es eine ganz bekannte Sache, daß die Marine-Administration bis jetzt den sogenannten Seelverkauferen nachsieht und dieselben dadurch gewissermaßen autorisirt. *Injurien* werden nach Maaßgabe ihrer Bosartigkeit, oder der Personen, denen sie zugefügt worden, mehr oder weniger streng mit Ehrlosigkeit, oder Gefängniß oder Verbannung gestraft. Die relativ-öffentlichen Strafen der Inju-

rien, Ehrenerklärung, Abbitte, Widerruf, sind nicht genannt. — Die schwere Strafe der Brandstiftung, welche *durchgehends* der Tod seyn soll, ließe eine besonders genaue Bestimmung des Thatbestandes des Verbrechens erwarten. Allein das Gesetz begnügt sich damit, daß es festsetzt, bey der Brandstiftung solle, ihrer Abscheulichkeit wegen, der Wille für die That genommen und das Verbrechen als vollendet angesehen werden, wenn der Thäter alles gethan, was zur Bewirkung des Brandes dienen könne, selbst wenn derselbe, etwa aus Zufall, nicht erfolgt wäre. — Sehr merkwürdig ist es, daß der Gesichtspunct der Gefahr für Leben und Eigenthum der Menschen, welchen, wo nicht die Carolina, doch wenigstens ihre Ausleger bey der Beurtheilung der Frage: ob eine Brandstiftung oder eine bloße Beeinträchtigung des Eigenthums Statt gefunden habe, annehmen, in dem vor uns liegenden Criminal-Codex ganz verworfen zu seyn scheint. Hier wird selbst das Anzünden der Früchte auf dem Felde, von Heuschobern, von Ackergeräth, mit der Strafe des Stranges bedrohet, insofern jene Gegenstände der *publica fides* anvertraut sind. Rec. hält die Beyseitefetzung jenes der Brandstiftung so charakteristisch eigenen Merkmals für einen großen Fehler. Dieser wird im Art. 15 der 1 Abth. vorzüglich auffallend, wo es heist: Solche Brandstiftungen jedoch, wobey die allgemeine Gefahr sowohl als der besondere Nachtheil gering ist, werden nicht mit dem Tode, sondern nur körperlich auf dem Schavot gestraft. Ist es hier möglich, die Grenzlinie zu ziehen? Wenn eine auf freyem Felde angezündete Egge den Tod des Brenners zur Folge haben soll, welche Brandstiftung soll denn noch für eine geringe angenommen werden? — Die Schreiben und Besteller von *Brandbriefen*, d. i. von schriftlichen Drohungen, Brand stiften zu wollen, sollen mit Geißelung und Brandmarken bestraft werden. Kaum glaublich, und doch durch die Erfahrung bestätigt ist es, daß in den grösseren holländischen Städten, trotz der musterhaftesten Polizey, sich noch mancher sicherliebende Bürger durch dergleichen Drohungen zu grossen Opfern verleiten läßt. — *Einbruch*. Dieser wird als ein eigenes für sich bestehendes Verbrechen betrachtet. Er kann bey beweglichen und unbeweglichen Sachen Statt haben, und ist im Allgemeinen das gewalthätige Eröffnen fremden Eigenthums aus strafbarer Absicht. Dieser Begriff wird nachher noch erweitert. Auch derjenige ist des Einbruchs schuldig, der durch Schornsteine in die Häuser steigt, oder sonst in dieselben einschlüpft und sich darin verschliesen läßt; oder der verschlossene Sachen mit Nachschlüssel, Dieterichen u. s. w. öffnet. *Einbruch mit Gewalt*, in Häuser und sonstige Gebäude, so wie in bewegliche verschlossene, der *publica fides* überlassene, Güter, wird mit dem Stränge; gewalthätiges Erbrechen von Behältern im Hause mit schwerer Leibesstrafe; ebenso endlich auch der durch List vollführte *quasi* Einbruch bestraft. Rec. würde für manchen Liebhaber bey Lesung dieser Abtheilung besorgt geworden seyn, wenn nicht noch im Art. 44 dem Richter verstatet

wäre, im Falle einer sehr wenig verbrecherischen Absicht, bis auf bloße Gefängniß-Strafe oder Verbannung herabzuweisen. Ob aber durch diese letztere Bestimmung nicht weiter den Herren freye Hand gelassen wird, die, sobald die Sache für einen armen Sünder nur einigermaßen bedenklich wird, gleich alles aufbieten, nicht dem Verletzten, nicht dem Gesetze, sondern dem armen Schelm zu helfen, das ist eine andere Frage. — Raub soll nicht immer mit dem Tode gestraft werden. — Beym Diebstahle wird zwischen einem großen und kleinen Diebstahle der Summe nach nicht unterschieden, welches Rec. eben so wenig billigen kann, als wenn auch über die erhöhte Strafbarkeit des Diebes wegen Wiederholung seines Verbrechens, nachdem er deshalb bereits ein oder mehrere male bestraft ist, nichts bestimmt ist. — Beschädigung der Dämme und Deiche. — Derjenige, der einen See- oder Strom-Deich so beschädigt, daß daraus ein wirklicher Durchbruch und eine Überschwemmung folgt, oder, nach der Beschaffenheit der Thar, folgen kann, soll mit dem Strange bestraft werden, aus welcher Absicht auch die That geschehen ist.

Das vierte Buch enthält die Gesetze über Verbrechen gemischter Art. Verbrechen der öffentlichen Beamten. *Meineyde. Falsum. Verbrechenischer Banqueroute*, d. i. ein solcher, der durch Betrug oder höchst imputabiles Verschulden des Banqueroutiers veranlaßt ist. Dieses Verbrechen wird nach Mafsgabe der Gröfse der Untreue, und der dabey gehegten Absicht, nach Mafsgabe der Art und der Umstände des Verschuldens, endlich nach Mafsgabe des dem Vermögen überhaupt, oder einzelnen Gläubigern dadurch zugefügten Nachtheils, geschätzt. Die Strafe kann von wirklicher körperlicher Schavottrafe verbunden mit Ehrlosigkeit bis auf bloßes Gefängniß oder Verbannung herabsteigen.

Das dritte in dem vorliegenden Bande enthaltene Stück ist der Entwurf der Gesetze über den Beweis. Er scheint den Gesetzgebern am wenigsten gelungen zu seyn. Die neueren Schriften, welche in Deutschland zur Aufklärung dieser Materie, und zur Verbreitung einer neuen Legislation darüber erschienen sind, von *Tevenar, Schneider, Weber* u. a., haben sich keinen Weg in die Museen der holländischen Rechtsgelahrten bahnen können; vielleicht nur deswegen, weil sie deutsch geschrieben sind. Man findet in diesem Entwurfe nur die Grundsätze, welche die Praxis des gemeinen Rechts bisher befolgt, ziemlich roh, und zwar sowohl über den Beweis in Criminalsachen als in Civilsachen dargestellt. *Erstes Kapitel. Vom Beweise im Allgemeinen.* Im Art. 33 vermißt man die so nöthige genaue Bestimmung des *Notorischen*, welches nicht erst bewiesen werden soll. — Nach Art. 36 soll derjenige, der etwas leugnet, nichts zu beweisen haben, es wäre denn, nach Art. 37, daß sein Leugnen sich auf factische Umstände gründete, oder für die Behauptung des Gegners eine gesetzliche Vermuthung stütze. Die Frage: Wer muß beweisen? ist so schnell genug abgethan. Und doch sollten die

Gesetze fast über keinen Theil des gerichtlichen Verfahrens bestimmter seyn, als über diesen. Mangel an Bestimmtheit der Grundsätze macht nicht nur, daß die Prozesse gerade wegen des Streites über die Beweislast sehr in die Länge gezogen werden, sondern öffnet auch der Chikane die Thür. Die Parthey, die mit der besten Sache einem unerfahrenen Advocaten in die Hände fällt, wird immer in Gefahr seyn, die Beweislast übernehmen zu müssen, da in zehn Fällen gewifs neunmal der bejahendste Satz verneinend vorgestellt werden kann. — Im Art. 48 wird der Richter angewiesen, sich nicht bloß an das von den Partheyen zur Führung des Beweises vorgebrachte zu halten, sondern auch den Beweis des einen oder des anderen zweifelhaften Punctes noch besonders zu fordern. Vom Beweistermin ist hier nicht die Rede. *Drittes Kapitel. Vom Beweise durch Zeugen.* Art. 19. Ein Zeugniß zum Vortheile eines nahen Verwandten in bürgerlichen Sachen enthält dann Beweiskraft, wenn der letztere allenfalls selbst zum Eyd gelassen werden könnte. Diese Regel ist bey der Gewissens-Vertretung durch Beweis immer sehr anwendbar; möchte aber doch wohl zu vielen Zwischendebatten im Prozesse führen. Art. 24. In Criminalsachen wird derjenige, gegen den die Missethat gerichtet gewesen, so angesehen, als habe er kein Interesse bey der gerichtlichen Untersuchung. Wie vielen Ausnahmen möchte diese Regel nicht unterworfen seyn! — Sehr gefährlich für die Möglichkeit das beste Recht zu beweisen, ist die Uneingeschränktheit der Vorschrift, daß alle Verwandten *in linea recta*, Ehegatten, Geschwister, Vormünder, Aufseher, Pupillen, in Sachen, welche Personen betreffen, mit denen sie in den angegebenen Verhältnissen stehen, von der Pflicht Zeugniß abzulegen, frey seyn sollen. — Art. 67. Sollte ein Zeuge nach Ablegung seines Zeugnisses durch den Tod verhindert werden, den Eyd, womit er es bekräftigen wollte, abzuleisten, so wird er als beeydigt angesehen. — *Viertes Kapitel. Vom Beweise durch Urkunden.* *Abtheil. 1. Von den schriftlichen Beweis-Stücken und ihrer Beweiskraft.* Zu den öffentlichen Urkunden (*openbare bewys-stukken*) werden Art. 6 auch gerechnet 1) die Angaben über Local-Untersuchungen, Besichtigungen, Vergleichung von Schriftzügen, welche von Sachverständigen und dazu unter öffentlicher Autorität beauftragten Personen schriftlich eingebracht worden; 2) Bücher und Anzeichnungen der Mäcker und solcher öffentlichen Personen, die ihnen gleichgeschätzt werden, in Ansehung der Sachen, welche ihre Geschäfte betreffen; 3) alle Untersuchungen und Erklärungen von Sachkundigen, insofern sie unter öffentlicher Autorität agiren. — Wie aber, wenn die Sachkundigen oder die öffentlichen autorisirten Arbitri verschiedener Meinung sind? wenn von beiden Seiten dergleichen Besichtigungen oder Untersuchungen gefodert sind, und die Resultate streiten? Soll dann etwa nur die Erklärung des Obmanns als eine öffentliche Urkunde gelten? — Die Beweiskraft der Handelsbücher und ähnlichen Privat-Urkunden für den Concipienten ist

kurz, aber deutlich bestimmt. *Abtheilung 2. Von der Vorlegung der Urkunde.* Hier wird von der Editions-Pflicht gehandelt. Auffallend ist was Art. 72 verordnet wird, daß jeder Dritte, der übrigens die Pflicht hat, Zeugnisse abzulegen, auch genöthigt werden kann, die schriftlichen Beweismittel vorzulegen, die sich in seinem Besitze befinden. Zu welchen Härten gegen diesen Dritten kann dadurch Gelegenheit gegeben seyn! — *Fünftes Kapitel. Vom Beweise durch Eyd.* Art. 45 und 46 wird verord-

net, daß derjenige, dem ein Eyd zugeschoben ist, jedoch statt der Acceptation oder Relation desselben den Beweis selbst übernimmt, (Gewissensvertretung mit Beweis), wenn er den übernommenen Beweis verfehlt, so angesehen werden soll, als sey gegen ihn bewiesen. Welches von unserer Theorie der Gewissensvertretung abweicht. *Sechstes Kapitel. Von gemeinen Vermuthungen und Indicien.*

* * rn.

K L E I N E S C H R I F T E N .

JURISPRUDENZ. Düsseldorf, b. Schreiner: *Berichtigung der Lehre: von der Verbindlichkeit des Mobilier-Erben zur Zahlung der Schulden, welche zum Ankauf liegender Güter unter der außergerichtlichen Verpfändung derselben gemacht worden sind.* Von Carl Hamacher, Privatdocent der Rechtswissenschaft zu Düsseldorf. 1805. 8. II und 32 S. 8. (4 Gr.) Der Vf. bestritt die bisherige Meinung, daß der Mobilier-Erbe die, vom Erblasser, unter außergerichtlicher Verpfändung der im Erbe enthaltenen Immobilien, contrahirten Schulden überhaupt, insbesondere aber die, von demselben, zum Ankauf liegender Güter, ebenfalls unter außergerichtlicher Verpfändung derselben, gemachten Schulden abzutragen verbunden sey. Unstreitig hat Hr. Hamacher in diesem Streite die Wahrheit auf seiner Seite, wenn er behauptet, daß jene Verbindlichkeit dem Immobilien-Erben obliegt. Der Titel der Abhandlung ist daher nicht passend, und durch den Zusatz, welcher die Zweckbestimmung der außergerichtlich versicherten Schuld — den *Ankauf der Immobilien* — enthält, enger geworden, als der Inhalt des Schriftchens zuläßt. — Ein unter gerichtlicher Verpfändung eines Erbgrundes aufgenommenes Capital, sagt der Vf., wird als eine unbewegliche Sache angesehen, und fällt dem Mobilier-Erben zur Last, *bloß aus dem Grunde*: weil das Pfandrecht ein dingliches Recht ist, das mit der verpfändeten Sache auf jeden Besitzer derselben, mithin auch auf den Immobilien-Erben von ihr übergeht. Ist aber *dies* der Grund von der Verbindlichkeit des Immobilien-Erbens im nurgedachten Falle, und hat das positive Recht mit dem außergerichtlichen Pfandrecht eben dieselben Wirkungen verknüpft, als mit dem gerichtlichen (vom Vorzug des ersteren vor letzterem in Bezug auf die Rangordnung der Gläubiger abgesehen): so muß auch nach der Regel: wo der Grund des Gesetzes eintritt, da muß auch dessen Vorschrift beobachtet werden — im Falle einer außergerichtlichen Verpfändung eines Erbgrundes, für ein aufgenommenes Capital, die Schuld ebenfalls für unbeweglich erkannt, und vom Immobilien-Erben der verpfändeten Sache getilgt werden. (§. 3.) — Die gemeinhin angenommene Meinung, daß der Mobilier-Erbe diese Schulden abführen müsse, kann auch darum nicht bestehen, weil sie das aus der Verpfändung entspringende Recht des Gläubigers geradezu untergräbt und vernichtet. Nach der Natur des Pfandrechtes kann sich derselbe allemal an den Inhaber des Pfandes halten, und dieses Recht kann der Tod des Schuldners nicht im geringsten aufheben oder abändern (§. 4). Diesen Grund kann Rec. nicht so, wie jenen, §. 3 vorgetragenen, für zutreffend halten. Denn, wenn sich dathin ließe, daß nach positivem Recht die Tilgung einer mit einem außergerichtlichen Pfand auf Erbgrundern versicherte Schuld nicht auf den Erben der letzteren, sondern auf den Immobilien-Erben falle, so könnte sich der Gläubiger, der hier nach dem Gesetze unter der Ausnahme von den gewöhnlichen Gerechtsamen an Pfändern stünde, keineswegs über Unrecht beklagen. Wohl aber ist dieses im §. 4 angegebene Moment des Vfs. als ein Bestärkungsgrund seiner

Meinungen anzusehen, welcher aus der Einheit des Systems (die Ausnahmen und Vermehrung der Erkenntnisprincipien ohne zureichenden Grund nicht gestattet) mit Recht abgeleitet werden kann. — Die Einwendung, fährt der Vf. fort, daß das Pfandrecht sich nach dem Hauptrecht richtet, und darnach in Gemäßheit der gemeinen Meinung zu entscheiden sey, kann nicht Statt finden; denn dieser Grundsatz gilt nur als Entscheidungsnorm in Bezug auf den *Gläubiger*, aber nicht in Bezug auf den *Schuldner*, und — wenn er demohngeachtet zur Anwendung kommen sollte, so würde daraus, was man doch schlechterdings nicht zugiebt, folgen, daß eine Passivschuld, welche durch gerichtliche Verpfändung des Immobilien-Vermögens vom Erblasser versichert worden ist, auch nicht für unbeweglich gehalten werden dürfe. (§. 5) — Überdem aber legt die *l. 7. Cod. qui potiores in pign.* gesetzt auch man könnte noch daran zweifeln, daß eine außergerichtliche Pfandschuld, die auf einer unbeweglichen Sache haftet im Allgemeinen zu den unbeweglichen Sachen zu rechnen sey, der außergerichtlichen Verpfändung eines Erbgrundes; wegen der zum Ankauf desselben gemachten Schuld noch ausdrücklich selbst den Vorzug vor einer einfachen gerichtlichen älteren Hypothek bey. Wollte man nun auch, was doch grundlos wäre, das (§. 3 berührte) Vorzugsrecht in der Rangordnung der Gläubiger bey einer gerichtlichen Verpfändung, als den Grund der Verbindlichkeit des Immobilien-Erbens zur Tilgung der Pfandschuld ansehen; so könnte doch gewiß die in der angezogenen *l. 7* privilegierte Hypothek keine geringere Wirkung haben, als die ihr nachgesetzte gerichtliche Verpfändung sie hat! (§. 6.) — Die bisherige gleichförmige Praxis nach der gemeinen Meinung giebt keinen Rechtsgrund für dieselbe wider die gegenwärtige; denn die Praxis qualificirt sich zu keinem Gewöhnheitsrecht, wenn sie auf Irrtum ruht (§. 10). — Übrigens verbindet der Vf. mit dieser Theorie, die dieser gemäße Auslegung des bey ihm geltenden Landrechtes, insbesondere des 74 Kap. desselben (§. 7 folg.)

Ohne Zweifel ist dieses Schriftchen Gewinn für die Wissenschaft, und was Rec. in Hinficht des Stils und bloßer Nebengedanken tadeln könnte, benimmt jenem Werthe nichts. Der Vf. schreibt *gereides* und *ungeredes* — statt: *bewegliches* und *unbewegliches* Vermögen S. 3 und sonst. Desgleichen: *bis hierhin* — statt: *bisher*. S. 10. Ebendasselbst und sonst: *seye* — st. *sey*. Druckfehler sind es wohl, wenn es heißt: *Erbst. Erbe*. S. 11. Den *Mobilier-Erbst. Mobilier-Erben*. S. 13. Mit dem darauf hastenden Laßt st. der darauf hastenden Laßt. S. 17. Einiger Orten statt: Orte S. 10. Not. 1. Dann in dem Allegat aus dem Danz. Pr. Recht §. 153 statt: 253. S. 6. Not. 2. Verunglückt sind die Perioden S. 4. Z. 12 f. S. 13. Z. 4. U. S. 20. Z. 1 — 6 von unten. Ganz unbekannt ist Rec. mit der Kunst: die dunkeln Gefühle von Billigkeit zu klaren Anschauungen zu bringen, welche der Verfaß. S. 7. Not. 3. empfiehlt.

p — 2 — r.

N E U E A U F L A G E N .

St. Gallen, b. Huber und Comp.: *Trauungs-Reden.* Ein Beytrag zur Beförderung ehelicher Glückseligkeit. Von G. Grob, Präsident des Erziehungs-Raths des Cantons St. Gallen. Zweyte verbesserte und vermehrte Auflage. 1807. VI und 188 S. 8. (20 Gr.)

Potsdam, b. Horvath: *Kurzer Inbegriff aller Wissenschaften zum Gebrauch für Kinder von 6 bis 12 Jahren.* Zwanzigste verbesserte und mit einem Anhang von 3 Kupferplatten vermehrte Aufl. 1807. XII u. 376 S. 8. (Ohne Kupf. 12 gr.; mit 5 schwarzen Kupfertafeln 18 gr.; illuminirt 1 Rthlr. 8 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 19 A U G U S T , 1807.

H O M I L E T I K.

MAGDEBURG, b. Keil: *Amtsvorträge bey feyerlichen Gelegenheiten gehalten von Joh. Christoph Greiling, Pred. zu Neu-Gattersleben und designirtem Oberprediger zu Aschersleben.* 1805. 223 S. 8 (16 gr.)

Von dem Vf. der *neuen praktischen Materialien zu Kanzelvorträgen* und anderen geschätzten Schriften ließ sich mit Grund erwarten, daß von ihm gearbeitete religiöse Vorträge zu den vorzüglichsten Arbeiten in diesem Fache gerechnet werden dürften; und diese Erwartung wird durch obige Sammlung gerechtfertigt. Sie enthält theils homiletische, theils liturgische Arbeiten: nämlich Neujahrspredigten, Confirmationsreden, Erndtepredigten, eine Traured, kleine Taufreden und Bußtagspredigten. Es sind also Casualreden, deren Ausarbeitung ihre eigenen Schwierigkeiten hat, welche von dem Vf. so glücklich beseitigt wurden, daß mehrere von jenen, besonders den liturgischen, als musterhaft zum Gebrauch für gebildete Christen empfohlen werden können. Auf zweyerley Vorzüge seiner Arbeiten scheint der Vf. selbst besonders Ansprüche zu machen: auf den Geist der Gebete und die Vermeidung jener schläfrigen und eintönigen Trockenheit, die sich bisweilen in gründlichen und regelrechten Predigten findet. Jene sollen keine langweiligen Promemorien seyn, und nicht die Stimmung eines gewissen Individuums, sondern die Stimmung der religiösen Menschheit, gleichsam das Gefühl der Gattung, ausdrücken. Wirklich gehören auch die in dieser Sammlung befindlichen zu den gelungensten; der Geist feuriger, über das Irdische erhebender; Andacht lebt in ihnen. Wie konnte aber der Vf., dessen kritisches Gefühl sich in seinen Schriften so scharf ausspricht, in einem Gebete, S. 39, einen doppelten Fluch über diejenigen aussprechen, die den Bund der Tugend brechen würden? Was er in der Vorrede über die Mittel sagt, die oben gerügte Trockenheit der religiösen Vorträge zu vermeiden, verdient volle Beherzigung der Prediger, und ist von ihm glücklich angewendet. Seine Vorträge sind belebend und ergreifend; die Einstimmung der Gemeinde mit Gesang ist, besonders in der 3. Erndtepredigt, wo der Vf. das Lied: Ich singe dir mit Herz und Mund u. s. w. als Hauptlied bis zum 12. Vers singen, und in der Predigt, welche ein Commentar über die übrigen Verse ist; fortzuführen liefs, mit Eindruck benutzt. So empfiehlt denn also Rec. diese Predigten als eine ge-

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

haltvolle Lectüre gebildeten Lesern, und die liturgischen Anreden Predigern zum Gebrauch vor gebildeten Versammlungen. Dies führt ihn aber auf einen neuen Standpunct der Kritik, aus welchem er, schon um der blinden Nachahmer eines beliebten Vfs. willen, sich über die Zweckmäßigkeit dieser Vorträge in Hinsicht auf ihre ursprüngliche Bestimmung erklären zu müssen glaubt. Sie sind nämlich, die Trau- und Taufreden ausgenommen, sämtlich vor der ländlichen Gemeinde des Vfs. gehalten. Rec. nahm sie daher mit besonderer Erwartung in die Hand, da der Vf. erst kürzlich in seiner scharfsinnigen *Theorie der Popularität* uns einen Versuch wissenschaftlicher Bearbeitung dieses wichtigen Gegenstandes lieferte. Von wem ließe sich eine Annäherung zum Ideal der Popularität mehr erwarten, als von dem Manne, der ihn Wesen so genau kennt? Rec. fand sich in dieser Erwartung getäuscht. Er, der die Stufe der Bildung mehrerer Landgemeinen aus beobachtender Erfahrung kennt, getraut sich nicht, eine solche zu finden, für welche er diese Vorträge durchaus populär nennen zu dürfen glaubt, und muß es also bezweifeln, daß der Vf. die seinige auf die dazu erforderliche Stufe der Bildung hob. Wenn der Vf. in der Vorrede sagt, daß er nach einer *edeln* Popularität strebe, so scheint er wohl jene im Sinne gehabt zu haben, welche er in seiner *Theorie der Popularität* S. 97 als die *höhere* von der kunstlosen, gemeinen unterscheidet. Jene hat nach dem Vf. zu ihrem Gegenstand Resultate der Wissenschaft, z. B. der Moral, Religionsphilosophie, mithin *höhere Begriffe*, wodurch der gemeine Verstand weiter gebracht wird, aber angesehen aus dem praktischen Gesichtspuncte. Sie bezieht sich auf ein *feiner gebildetes Publicum*: die niedere Popularität hingegen hält sich entfernt von wissenschaftlichen Eingebungen, hält sich so viel möglich bloß an die Ansprüche des gefunden Verstandes. Jene höhere muß Eigenschaft auch der gebildetsten religiösen Vorträge seyn, auch der Universitätsprediger muß sie, wie der Vf. dort richtig bemerkt, sich eigen machen. Allein da der Vf. fogleich fortfährt: „dieser wird aber nicht so ängstlich, wie der Landprediger, jede Abstraction vermeiden, jeden Begriff vernünftlichen“ — so giebt er durch diesen Gegensatz zu erkennen, daß die höhere Popularität von letzterem auch nicht angewendet werden könne. Dabey kann und soll aber der Landprediger immerhin ein Mann seyn, der über seinen Gegenstand reiflicher nachgedacht hat, als jeder Andere, der eine höhere, edlere Ansicht desselben hat, und dabey seine nicht gemeinen Gedanken licht-

voll, leicht, anschaulich und praktisch vorzutragen weils. Es giebt ja, wie der Vf., S. 100 der *Theorie* sagt, mannichfaltige Grade der Popularität. „Auf je einer niedrigeren Stufe der Bildung eine Menschenclasse in formeller und materieller Hinsicht steht, desto grösser ist das Bedürfnis, das das Allgemeine verindividualisirt, das Geistige verkörpert, das Vernünftige vernünftigt werde.“ Sollte nun aber unser Landvolk nicht noch auf einer solchen niedrigen Stufe stehen? Sollten folglich solche höhere Ideen, wie man sie in folgenden Stellen findet, in einer solchen nicht concreten Darstellung, in einem solchen Periodenbau, demselben lichtvoll, leicht, anschaulich vorgetragen seyn? S. 80 in einer Confirmationsrede spricht der Vf. zu Kindern: „des Menschen oberste, köstlichste Kraft ist sein Wille, des Menschen höchster Werth liegt in der Güte seines Willens. Was eure Sinne empfinden, was eure Einbildungskraft bildet und dichtet, was euer Gedächtnis faßt, was euer Verstand erkennt, das alles sind Schätze, welche die genannten Kräfte eurer Seele dem höchsten Gebieter in uns, dem vollstreckenden Willen darbringen, daß er sie anwende und brauche zu edeln Zwecken in guten Handlungen. So dienen alle übrigen Kräfte dem königlichen Willen, der uns zu Personen erhebt, und unsere Erkenntnisse sind Mittel für die Thätigkeit des Willens, zum Zwecke einer thätigen, strebenden Tugend. S. 113 in einer Erndtepredigt: „Unser Wille ist frey, selbstthätig erheben wir uns als vernünftige und sittliche Wesen über alle Natur. Der Mensch ist ihr Herr, und ihre Kraft dient nur, wie die mächtige Stärke der Thiere dem Menschen, und an die Grösse des Menschen, der zur Tugend hinanstrebt, zur Gottheit im Handeln sich erhebt, reicht die Natur nicht. Wir fühlen uns als sittliche Wesen unendlich über alle Natur erhaben. Sie hat einen Werth in Beziehung auf den Menschen. Aber der Mensch hat eine Würde in dem Urtheile Gottes. Ein anderes Gesetz, als die Gesetze der Natur vorschreiben, ein Gesetz der Freyheit, wie Jacobus spricht, ist die Regel, die vernünftige Wesen in ihren Handlungen sich selbst vorschreiben, und (denen sie) freywillig sich unterwerfen. Dennoch könnte unser sittlicher Werth grösser, unsere Tugend lauterer, unsere That vollkommener seyn. Ein allerhöchstes Muster sittlicher Güte leuchtet uns vor, und diesem gleichen wir nicht. Es bemächtigt sich unser das Bewusstseyn unseres geringen sittlichen Werths, wenn wir uns mit dem Gesetze unserer Pflicht vergleichen, und das ist die sittliche Demuth u. s. w.“ Hat das der Vf. seiner Gemeinde wirklich so vorgesagt? — Er urtheilt in seiner *Theorie der Popularität* hart darüber, wenn man in Predigten vom Unbedingten, Unendlichen im Endlichen, Anstreben des Unendlichen u. s. w. redet; er behauptet, daß nicht bloß wissenschaftliche Begriffe vom populären Vortrage auszuschliessen seyen, sondern daß es auch vernünftliche Anschauungen gebe, die von der Phantasie des Volks zu entfernt liegen; und, an einem anderen Orte, daß es lächerlich sey, etwa vor Bauern solcher Bilder sich zu bedienen, die

von Künsten (und überhaupt von Dingen, Instituten u. s. w.) entlehnt sind, die den Geistesarmen unbekannt sind. Der Vf. beurtheilt nun nach seinen Grundsätzen folgende und andere Ausdrücke, Stellen und Bilder: Bildung des Verstandes und Herzens, Besonnenheit des Geistes, Bewusstseyn eurer selbst, Vollkommenheit im Denken, Triebfeder, Reich des Guten, Thätigkeiten des Geistes, Saitenspiel der dankbaren Liebe u. s. w.“ „So lange es noch ein Gestern und Heute, oder eine Zeit und Veränderung in derselben giebt, so lange eine Ewigkeit vorhanden ist, bleibt auch die Religion, die zu aller Zeit die vernünftigen Wesen zum Unsichtbaren, zur Tugend, zum Streben nach dem Unendlichen, zur Heiligkeit emporhebt.“ „Die Sterne traten ihren Reihentanz an.“ „Auf Adlerschwingen erhebt du dich, theures Vaterland.“ „Wenn eure Thätigkeit auch manchen Schweisstropfen kostet, so ist dieser Schweiß, in welchem ihr euer Brod esset, der Orden eures gemeinnützigen Verdienstes.“ — In Ansehung der Confirmationsreden findet Rec. auch bey diesem denkenden Vf. zu bemerken, daß die Wichtigkeit der Handlung übertrieben wird. „Die Tugend eures Lebens, die Seligkeit eures unsterblichen Geistes, die Ehre, die Wohlfahrt dieser Gemeinde, die Religiosität künftiger Zeiten beruht auf der rechten Feyer dieser Stunde“ — Wie läßt sich das behaupten? In der Trauredede, vor einem gebildeten Kreise gehalten, verfällt der Vf. offenbar in den Fehler des Gezierten, Gekünstelten. Sie enthält eine poetische Schilderung der Gefühle der Anwesenden und des Glücks ehelicher Liebe: es fehlt hier nicht an übertreibenden Zügen, und überdies sagt der Vf. noch, S. 148, vergessend der Würde des Religionslehrers: „Wie konnte es mir in den Sinn kommen, in diesem Kreise der edelsten Liebe — — — eine Empfindung anregen zu wollen, die sie nicht schon hätten, oder über das, was jetzt in ihren Herzen vorgeht, nur Ein erträgliches Wort vorzubringen!“ Da wäre es also am besten — zu schweigen! Trefflich sind die folgenden kleinen Taufreden; nur schien uns in der letzten die weitläufige Schilderung der Einweihung in die eleusinischen Geheimnisse nicht am rechten Orte zu seyn.

V. Pf.

WEIMAR, b. den Gebr. Gädike: *Beyträge zur Beförderung einer vernünftigen Denkensart über Religion, Erziehung, Unterthanenpflicht und Menschenleben*, mit immerwährender Hinsicht auf den herrschenden Geist unseres Zeitalters von M. Friedrich August Ludwig Nietzsche, Hauptpfarrern und Superintendenten zu Eilenburg. 1804. XVIII u. 524 S. 8. (1 Thlr. 18 gr.)

Es verdient wohl eine Rüge, daß der Titel verschweigt, daß man hier nichts Anderes, als eine Sammlung von Predigten bekommt; um so mehr, weil der Inhalt derselben ihm nicht genau entspricht. Denn von diesen zwanzig Predigten handeln höchstens nur zwey von der Erziehung und nur eine von der Unterthanenpflicht, der Anhang aber, der aus 4 Casualreden besteht, hat gar keine Beziehung zum

Titel. — Die Predigten verdienen allen Beyfall. Sie zeichnen sich aus durch wahre Popularität, die sich in Gedanken und im Ausdruck eben so sehr über das Gemeine, Unedle und Schläffe erhebt, als sie sich von weit hergeholtten Folgerungen und schwülstigen Phrasen entfernt hält. Die Hauptgedanken ziehen nicht an durch Neuheit oder Ungewöhnlichkeit; die Entwicklung derselben überrascht nicht durch unerwartete Erörterungen und Anwendungen; aber sie sind alle reichhaltig an religiösem und moralischem Inhalte, und werden durch eine leichte, natürliche Folge und Verbindung der Gedanken dem Gemüthe des Zuhörers faßlich und eindringlich vorgestellt. Was aber den Reden des Vfs. den größten Werth giebt, ist sein Bestreben, immer auf die Verbreitung einer wahrhaft christlichen Denk- und Handlungs-Weise hinzuwirken. Der Vortrag ist klar, nur oft zu wortreich. Die besseren dieser Predigten sind nach dem Urtheil des Recensenten die dritte mit dem Hauptgedanken: Wie sehr das Christenthum der Aufklärung geneigt und günstig sey; — die sechste mit der Betrachtung: Was wir alle zu thun haben, wenn wir unter den jetzt lebenden Menschen eine so auffallende Verschiedenheit in ihren Religionsmeinungen bemerken; — die dreyzehnte über das Thema: Wie nöthig uns allen der frohe Glaube an die Rechtschaffenheit unserer Nebenmenschen ist; — und die neunzehnte über das Sprichwort, Jugend hat nicht Tugend. Aus der vierten Predigt über das Thema: Christus und seine Lehre muß in jeder christlichen Gemeinde überall die Hauptsache seyn — möchte vielen Predigern die Behauptung des Vfs. beherzigungswerth seyn, daß jede fremdartige, sonst nützliche Belehrung aus den religiösen Vorträgen entfernt bleiben und nur das, was sich unmittelbar und ganz vorzüglich auf die Religion bezieht, der Inhalt derselben seyn sollte. — Als Beyspiele von der leichten Manier des Vfs. in der Entwicklung des Hauptgedankens mögen hier die Einteilungen der 3 und der 19 Predigt stehen. In jener wird der oben angeführte Hauptgedanke daraus erwiesen, daß das Christenthum 1) überhaupt schon die Aufklärung auf keine Weise hindere und verbiete; 2) durch seinen ganzen Inhalt den Trieb nach Aufklärung erwecke und stärke; 3) uns sogar Aufklärung zur heiligsten Pflicht mache; 4) auch von jeder Aufklärung befördert habe und noch befördere. — In dieser wird das erwähnte Sprichwort dadurch widerlegt, 1) weil man in seiner Jugend wirklich Tugend haben könne; 2) weil man in seiner Jugend auch Tugend haben müsse; 3) weil man auch in seiner Jugend Tugend zu haben pflege. Dagegen scheinen dem Rec. die 8 und die 9 Predigt schon durch die Wahl und den Ausdruck ihrer Hauptsätze die schlechteren dieser Sammlung zu seyn. Jener heißt: „Alles in der Welt müssen wir uns mit tausenderley Unannehmlichkeiten und Beschwerden erkaufen.“ Dieser: „Jeder Mensch hat in der Welt weit mehr Freude und Glück zu genießen, als Elend zu erdulden.“ Beide haben, abgesehen davon, daß sie, wie sie da stehen, keine religiöse Betrachtung ausdrücken, den Fehler, daß sie

bey aller ihrer Trivialität keineswegs in ihrer Allgemeinheit wahr sind. Der Vf. bemüht sich vergebens, sie zu erweisen. — Selten stößt man übrigens auf ein widriges Bild, wie S. 248: „Ohne Liebe ist unsere Abendmahlsfeier, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine Communion der Teufel und eine solche elende Ceremonie, über die die Hölle allemal in das schrecklichste Hohagelächter ausbrechen muß.“ Oder auf eine unbestimmte und daher unrichtige Behauptung wie S. 253: „Wir müssen gestehen, daß fast alle andere Tugenden, außer der Menschenliebe, etwas Unangenehmes, etwas Erniedrigendes, etwas Beswerliches und Kränkendes mit sich führen.“ Oder auf eine leere und unschickliche Phrase wie S. 344: „Und hast du dann, du barmherziger Gott, noch einen Segen, so segne auch mich;“ — als wenn sich Gott erschöpfen könnte an Segen, so wie sich der Vf. an Bitten um denselben erschöpft haben mochte. — Diese Bemerkungen hindern aber nicht, daß nicht diese Predigten vorzüglich allen Landpredigern als Beyspiele der Popularität sehr zu empfehlen wären.

44

DUISBURG und ESSEN, b. Bädecker und Comp.:
Entwürfe zu Predigten über die sonntags- und festtäglichen evangelischen Perikopen, von B. C. L. Natrop, luther. Pred. zu Essen. 1806. VIII u. 380 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wie man aus einem zweyten Titel sieht: Entwürfe zu Predigten u. s. w. Erster Band, so sollen noch mehrere Bände Predigtenentwürfe als Beylage zu der von dem V. herausgegebenen westphälischen Quartalschrift für Religionslehrer folgen und die Vorrede erklärt sich näher darüber, daß Hr. Pred. Degen zu Lingen gegen Ostern 1807 Entwürfe zu Predigten über freye Texte, Hr. Dr. Reche zu Mülheim am Rhein dergleichen über vaterländische Sprichwörter liefern wird, worauf denn vom Hn. Natrop noch ein Jahrgang über die epistolischen Perikopen oder lieber zu Katechismus-Predigten (wahrscheinlich beides) kommen sollen. Soviel auch gegen dieses Unternehmen zu sagen wäre, so will es doch Rec. nicht tadeln, da solche Arbeiten immer ihr Publicum finden, dem sie nützlich werden, da alles auf ihren Werth ankommt und die genannten Männer sich schon Verdienste im homiletischen Fache erworben haben. Nur dringt sich dem Rec. der Wunsch auf, daß die Verfasser solcher Predigt-Dispositionen sich den Zweck, den sie damit erreichen wollen, genau bestimmen möchten. Ein Erbauungsbuch darf man nicht daraus machen wollen; auch sollen sie nicht dazu dienen, damit unwissende Prediger sie, ohne viel von dem ihrigen hinzu zu thun, auf die Kanzel bringen können. Aber sie können dem, der über ähnliche Materien predigen will, einen Reichtum von Materialien an die Hand geben, oder auch Muster seyn, an denen man sich im homiletischen Auseinandersetzen und Zusammenfügen übet. Diese beiden Zwecke müßte man zu vereinigen suchen. Wenn aber danach der vorliegende Band beurtheilt werden soll, so

wird man diesen Ansätzen höchstens in der ersten Rücksicht einigen Werth zugestehen können. In der zweyten sind wenigstens manche dieser Entwürfe sehr tadelhaft.

So viel Entwürfe man auch schon über die evangelischen Perikopen hat, so findet man hier doch noch Themata, die entweder neu oder doch auf eine neue Weise daraus hergeleitet sind, z. B. am 1. Sonntage nach Epiph.: *Wir müssen in unsern Kindern eine lebhafteste Begeisterung für den Beruf, dem sie sich gewidmet haben, zu erwecken suchen*; am 2. Sonnt. nach Epiph., *über die dem weiblichen Geschlecht eigene Anlage auf Kleinigkeiten zu merken*; am Sonnt. Reminif. *über die Argerlichkeit*. In den Dispositionen ist sehr vieles, was zur Ausführung des Themas gehört, zusammengedrängt. Aber bald sind sie zu weitläufig, als daß sie in einer einzelnen Predigt gehörig ausgeführt werden könnten. In einzelnen Stellen ist der Ausdruck ganz so, wie er sich für die Kanzel schickt. Bald ist das, was abgehandelt werden soll, nur mit einem Worte angedeutet. Die Logik wird gegen manche Eintheilungen viel einzuwenden haben. Was sagt sie z. B. von der über das Evang. am 3. Sonnt. nach Ostern, wenn es heist: der Gedanke an das, was kommen soll, ist wichtig 1) im Glück und Unglück, 2) in einem sorgenfreyen und bequemen, wie im mühseligen und kummervollen Leben, 3) wenn wir Tugenden üben und Sünden und Thorheiten huldigen, 4) wenn unser bürgerliches Leben und die Schicksale der Völker zu unserer Zufriedenheit gerei-

chen, und wenn sie uns Betrübniß und Kummer verursachen, 5) wenn wir für die Sache der Religion hoffen oder fürchten? Hätten diese Theile nicht auf viel weniger zurückgeführt werden können und müssen? Wie ist, wenn Jesus auf seiner Reise nach Jerusalem als Muster vorgestellt werden soll, aber doch auch zugleich an sein Verhalten in Gethsemane und auf Golgatha gedacht wird? S. 116. Einige Ausführungsarten, wenn sie auch logisch richtig sind, wird man doch aus anderen Gründen tadelnswerth finden. Wenn z. B. über das Evangelium am Sonnt. Misericord. Dom. die Vergleichung Christi mit einem guten Hirten in 1 Theil als wahr, und im zweyten als lehrreich dargestellt wird, so ist das schon im Entwurfe langweilig, was wird es erst auf der Kanzel seyn? Wenn am Sonntage Lätars über die stillen Abende, die Jesus zu Bethanien mit seinen Jüngern zugebracht hat, geredet werden soll und dabey folgende 4 Fragen beantwortet werden; warum begab sich Jesus in die Einsamkeit und Stille? 2) warum ging er deshalb gerade nach Bethanien? 3) warum ging er gerade in den Abendstunden dahin? 4) warum mit seinen Jüngern? so möchte man wohl nicht wünschen, daß so etwas nachgeahmt würde. Denn alle historischen Materialien möchten zwar so abgehandelt werden können, aber man würde auch leicht ins Lächerliche fallen können. Genug, die Form dieser Entwürfe ist nur selten musterhaft; aber man wird einige nicht ganz gewöhnliche, aber doch nützliche Materialien für die Kanzel darin finden. Dfr.

KLEINE SCHRIFTEN.

Apologetik. Hamburg, b. Perthes: *Die Wahrheit und Göttlichkeit der christlichen Religion in der Kürze dargestellt*. 1803. VIII u. 87 S. 8. (8 gr.). Diese Schrift kann kaum bey Vorlesungen über die Wahrheit der christlichen Religion zum Grunde gelegt werden, denn sie ist auch dazu zu unvollständig. Die Lehren der natürlichen Religion setzt der Vf. als wahr voraus, läßt auch die Begriffe einer Offenbarung, einer geoffenbarten Religion unerörtert, sagt nichts über die Möglichkeit einer unmittelbaren göttlichen Offenbarung und erklärt sich gar nicht darüber, was es heist, das Christenthum ist göttlich. Die Beweise sind die gewöhnlichen. Zuerst wird die Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte scheinbar dargethan; (aber zu kurz und unvollständig. Was kann doch damit bey Gegnern der christlichen Religion gewonnen seyn?). Dann wird aus dem Charakter Jesu, den Wundern, Weissagungen und der Beschaffenheit der Religion Jesu der Beweis selbst geführt. Rec. weiß sehr wohl, daß strenge Demonstration hier nicht gefordert werden darf, aber das Gesagte reicht auch nicht hin, einen vernünftigen Glauben an das Eigenthümliche der christlichen Religion zu begründen. Wenn man den nicht durch eigenes Nachforschen oder durch das Studium anderer größerer Schriften erhalten hat, möchte man ihn durch diese schworlich bekommen und nur die, welche gerade eben so, wie der Vf., die Göttlichkeit des Christenthums beweisen, können sich freuen, hier den Beweis kurz zusammengedrängt zu finden.

Der Vf. will (Vorr. S. V.) wenn seine Arbeit im Ganzen für nützlich erklärt wird, künftig aus dem größoren Werke, von welchem diese kleine Schrift ein Auszug ist, einzelne Theile bekannt machen, in denen besonders gewisse eigenthümliche

Ansichten vorkommen. Wenn nun der Vf. wirklich von einigen hieher gehörigen Sachen besondere Ansichten hat, so wird diese Mittheilung gewiss erwünscht seyn. In diesem Auszug aber ist davon gar keine Spur, und die eigenthümlichen Ansichten, die der Vf. haben mag, scheinen das Ganze des Beweises für die Wahrheit der christlichen Religion, der nach des Rec. Meinung auf ganz andere Art geführt werden muß, wenig zu betreffen.

Der Anhang zu dieser Schrift S. 63 — 87 erläutert einige Schriftstellen, die in der Abhandlung selbst angeführt waren. Sie haben aber nur sehr entfernten Zusammenhang mit dem Hauptthema, und die Erläuterungen sind auf der einen Seite zu unvollständig, auf der anderen auch wieder zu weitläufig, um hier zweckmäßig heißen zu können. Rec. kann darin auch nicht immer dem Vf. beypflichten. Die Engel am leergefundenen Grabe Christi hält der Vf. für unbekannte Freunde Jesu. Rec. erklärt solche Erscheinungen für wunderbare d. i. unerklärliche Wirkungen auf die Phantasie derer, die sie hatten. Marc. 9. 39 steht nicht, daß ein Lästerey der Wahrheit keine Wunder thun könne, sondern nur, daß der, der im Namen Jesu Wunder zu thun glaubt oder vorgiebt, ihn doch so bald nicht lästern könne. Das Letzte ist doch gewiss nicht mit dem Ersten einerley. Mit neuen Sprachen reden heist dem Vf. ganz neue Grundsätze und Gesinnungen annehmen; doch aber erklärt er den Apgefeh. 2 erzählten Vorfall daraus, daß jeder der damals versammelten Anhänger Jesu in seiner Muttersprache geredet habe, und 1 Cor. 14 kann gewiss das Reden in fremden Sprachen nicht die Annahme neuer Gesinnungen bedeuten. Dfr.

NEUE AUFLAGEN.

Pirna, b. Frieße: *Praktische Anweisung zum Flachs-Bau bis zur Weberrey und Beweis der Möglichkeit auf allen Boden seinen Flachs dem holländischen gleich zu bauen*. Mit Eindeckung der Fehler, die dieses verhindern. Nebst einem Anhang

ökonomisch-physikalischer Grundsätze bey der Zubereitung des Ackers. Geprüft und mit einigen Anmerkungen versehen vom Herrn Commissionsrath Riem. Mit 3 Kpf. 2te unveränderte Aufl. 1807. IV u. 136 S. 8. (12 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 20 A U G U S T , 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

Zeit. b. Webel: *Maria Belmonte*, Trauerspiel in fünf Aufzügen. Von Carl Streckfuss. 1807. 144 S. 8. (12 Gr.)

Das Trauerspiel wird damit eröffnet, daß der Fürst von Benevent vom Throne herab erzählt, wie sein Vater, dem er so eben in der Regierung gefolgt ist, auf dem Sterbebette ihm verkündigt habe, er müsse sich mit Isabellen, der Tochter des Fürsten von Kapua vermählen, und zwar aus dem Grunde, weil dadurch allein die alte Feindschaft zwischen den beiden Fürstenhäusern könne getilgt werden — die Prinzessin Isabelle sey bereits, dem heimlich geschlossenen Vertrag gemäß, angelangt, er könne aber seine Hand ihr nicht geben, weil er früher der Gräfin Belmonte Lieb und Treue geschworen habe, welche er unverbrüchlich halten wolle. Auf einen Wink tritt nun die Gräfin, fürklich geschmückt, aus einem Seitenzimmer in den Saal, und Fernando, nachdem er ihre Schönheit und Tugend gepriesen, steigt herab, führt sie mit den Worten:

Mit mir

Erhebe dich auf meinen Thron und schmücke
Mit Blumen mir die düstre Einsamkeit

auf den Thron, erklärt sie förmlich für seine Verlobte, und verkündigt, daß noch heute die Vermählung soll gefeyert werden. — Antonio, der Befehlshaber der Truppen, unterhält sich hierauf mit Pedro, dem Rathe des Fürsten, über die schlimmen Folgen, welche die Zurücksendung Isabellens für das Reich haben werde, und über die Möglichkeit, Fernando's raschen Entschluß rückgängig zu machen. Jener will der Gräfin Belmonte das große Unheil vorstellen, das sie, wenn sie sich mit dem Fürsten vermähle, nothwendig dem Vaterlande zuziehen würde, und er ist überzeugt, sie werde hierauf ihren Ansprüchen gern entsagen. Dieser zweifelt nicht an ihrer Bereitwilligkeit, ihre Liebe dem Wohl des Ganzen aufzuopfern, behauptet aber, daß eben diese großmüthige Selbstverläugnung Fernando's hohe Leidenschaft noch mehr entflammen würde, und halt es demnach für gerathener, ihm die Treue der Gräfin verdächtig zu machen, welches sich leicht thun ließe, wofern Antonio sie dazu vermöchte, daß sie, ohne irgend einen Grund anzuführen, dem Fürsten unbedingt erklärte, sie könne nicht seine Gemahlin werden, und müsse Hof und Stadt auf immer verlassen. Antonio mißbilligt diesen Plan anfangs als unredlich, überläßt es jedoch

S. Z. A. L. 1807. Dritter Band.

dem Pedro, ihn auf seine Gefahr auszuführen. — Nun folgt ein Monolog der Gräfin Maria Belmonte, worin sie schwermüthige Äußerungen äußert über den Ausgang ihrer Liebe; darauf erhält sie einen Besuch von Isabellen, welche ihren Haß gegen sie auszuschütten kommt, und, um ihr die Größe des Uebels, das sie ihr zugefügt, fühlbar zu machen, bekennet, daß sie den Fürsten leidenschaftlich liebe. Maria wird heftig erschüttert von ihren Vorwürfen, beklagt das Unglück der Nebenbuhlerin, und erklärt sogar, sie wolle um ihrentwillen ihrer Liebe entsagen. Als die Prinzessin über diese Äußerung als über etwas Unmögliches Befremden zeigt, setzt Maria „der wilden Leidenschaft“ „das sanfte Feuer der Liebe“ entgegen, von welcher sie unter anderen sagt:

Die eigne Welt ist ihrem Trieb zu enge,
Das eigne Glück will sie zu Sternen Höhen
Allmächtig tragen, an die reiche Brust
Drückt sie das All — der Bruder, Mensch, der Wurm,
Das rohe Element, der Baum, die Pflanze,
Der Weltgeist in seiner Allmacht, nichts
Ist ihr zu groß, und nichts zu klein. Beglücken
Will sie, weil sie beglückt ist u. f. w.

Isabelle, an Mariens Edelmuth halb glaubend, verläßt sie nun, nachdem sie ihr kläglich die Worte hingeworfen, daß wenn ein Krieg ausbräche, so solle sie diesen nicht ihr zuschreiben. Jetzt erscheint der Fürst. Die Traurigkeit seiner Geliebten setzt ihn in Erstaunen, er forscht vergebens nach dem Grund, und endlich läßt er sich von ihr bewegen, die Vermählung um einen Tag aufzuschieben. Maria spricht nun in einem Selbstgespräch ihren festen Entschluß aus, auf die Verbindung mit Fernando ewig zu verzichten, und hierauf kommt Antonio, der sie nun in ihrem Voratz bestärkt, sie jedoch nicht zu einer schleunigen Flucht überreden kann. — Im zweyten Aufzuge macht Pedro, nach seinem Plane, dem Fürsten Maria's Treue verdächtig, was ihm zum Theil gelingt; sein Verdacht wird bestärkt durch Maria's geheimnißvolles Benehmen, als sie, trotz seinem Flehen, fest darauf besteht, ihn zu verlassen.

Nach dieser Scene ist der Fürst außer sich, will nichts von Isabellen hören, wünscht in seiner Wuth, daß der Krieg ausbrechen möge, und befiehlt, daß Maria nicht die Stadt verlassen solle. Pedro ist über den schlechten Erfolg seines Plans untröstlich, und schließt den Act mit den Worten:

Nun will ich frey, was ich gethan, gestehn
Und sollt' ich auch vor Schmerz und Scham verzehn.

Aber er thut nicht nach diesen Worten, denn sonst
Uu

wäre dieß Stück schon mit dem dritten Acte beendet gewesen. In diesem schüttet Maria ihre Klagen über die Leiden ihres Geliebten aus; sie hat noch eine Unterredung mit Isabellen, und will verzweifeln, als sie von dieser hört, daß der Fürst ihr verkündet habe, sie solle nach Kapua zurückkehren. Die verschmähte Prinzessin ist sehr aufgebracht, und sagt mit höhnlichem Triumph:

Ja, jedes Leid schmilzt bey des Zornes Gluth
In schauerliche Luft. Der Rache Freuden
Sind süß, sie winken mir, ich will sie pflücken,
Daß Graun euch alle mächtig fassen soll.

Auf Maria's Bitten, daß sie doch alles Elend erwägen möge, welches sie durch ihren Haß beiden Ländern bereitet, und auf ihre Vorstellung, daß sie ja selber sich elend machen würde, erwiedert sie:

Und bin ichs, doch nicht länger, als ich will,
Blickt her, dies sichert mich und meine Freyheit,

und damit zieht sie „ein Fläschchen Gift aus den Busen.“ Maria entreißt ihr dieses Fläschchen, und ruft frohlockend: Wohl, ich habe dich. Antonio will es ihr wiederum entreißen, sie widersetzt sich ihm, und sagt:

Wähnt ihr, ich will mich morden? Nein, o nein!
Gemüther, wie das meine, dulden viel
Eh der Gedanke sie ergreift. Doch tröstend
Soll stets dies Gift auf meinem Busen liegen.
Es soll mir sagen, daß mein Wille nur
Mich dulden heisse.

Isabelle sagt hinzu:

Wohl, behaltet es,
Behaltet es zu meinem Angedenken —
Vergiftet habt ihr meine Tage — ich
Vielleicht die euren. — Könnten wir nicht beide
Mit unserm Herzen ein Welt beglücken? —
Doch dies ist nun vorbey — Ich fluche mir,
Ich fluche dir, und ihm, den ich geliebt.

Indem kommt plötzlich der Fürst, „er mußte Maria noch einmal sehen, — er mußte. Denn es treibt ihn wild zu dem, wovor sein Wille schauernd flieht.“ Nach diesem Eingang vertheilt er an alle drey bitterböse Sarcasmen, von welchen Antonio sagt:

Wie sich aus dem Schnee
Der rings des Atna hohen Gipfel deckt,
Die Feuerfäule glühend roth erhebt,
So blüht des Herzens peinlich wilde Gluth
Aus diesen kalten Worten hell hervor!

Isabella dagegen erwiedert seinen Spott mit wüthen- den Ausrufungen und — geht ab. Dann endigt ein heftiger Abschied des Fürsten von der verzweifelnden Maria den dritten Act. Im vierten tritt der Gesandte von Kapua auf, er fodert die Vermählung des Fürsten mit der Isabella, und da Fernando diese Forderung nicht erfüllen will, so erfolgt eine gegenseitige Kriegserklärung. Der Fürst ruft, als er allein ist, aus:

Wohl, Kampf und Blut, das ist, wornach ich lechze
u. s. w.

Auf sein Geheiß kommt Antonio, gegen welchen er, wegen seines Einverständnisses mit Maria, heftige Reden ausstößt, und dessen endliche Entdeckung von

Mariens festem Entschlus, zum Wohl des Landes ihrer Liebe zu entsagen, er anfangs nicht glauben will; um sich völlig von der Wahrheit zu überzeugen, läßt er Pedro rufen, dieser gesteht, daß er aus Eifer für das Vaterland die Gräfin bey ihm angeschwärzt habe, der Fürst, ergrimmt über dieses Geständniß, ruft:

Nicht weiter,
Wenn dir das Leben lieb ist — Wache! — Schnell
Aus meinen Augen — führt ihn weg — im tiefsten
Gefängniß, wo der Molch, die Schlange haust,
Da lebe du hinfort, ihr gleich an Gift —

Antonio bittet vergebens um Pedros Begnadigung; der Fürst will gleich zur Gräfin hin, Antonio versichert, sie sey weit weggereist, um sich auf immer von ihm zu trennen, er stellt ihm vor, daß zur Rettung des Landes er seiner Pflicht nach Isabellen seine Hand geben müsse, und spricht:

Der Pflicht
Entkeimt die Ruh, unmerklich nach und nach,
Doch unverwelklich blüht sie dann — die Saat
Der Schmerzen trägt der Freuden goldne Frucht,
Wenn ausgefüllt in einem reinen Herzen,
Ihr des Bewußtseyns milde Sonne lacht.

Aber alle diese schönen Worte wirken nicht, mit Ungestüm dringt der Fürst in Antonio, ihm Mariens Aufenthalt zu entdecken, da dieser das Geheimniß aber nicht verrathen will, so drohet er, er wolle zu Isabellen, die (man begreift nicht die Möglichkeit) noch in dieser Stadt sey, hinein, sie beschimpfen, und dann schleunig nach Kapua schicken, und mit dem Gesandten wolle er auf gleiche Weise verfahren, damit „des Feindes Rache noch höher angefacht werde.“ Dann, setzt er hinzu, „such ich durch die Welt, bis ich Marien finde — lasse hier die Stadt, das Land, dem Feind zum Raub.“ Einer solchen Drohung vermag Antonio nicht zu widerstehn, er erklärt, daß Maria sich auf seinem Gute aufhalte. Wohl mir, ruft nun der Fürst,

Das können wir
In wenigen Minuten schon erreichen.
Sie muß zurück — ich frage nicht — ich will
Zum Glück sie zwingen — Eh' der Abend graut
Führ' ich sie zum Altare u. s. w.

Im fünften Act frohlockt Fernando, daß er seine Maria wieder gefunden habe, es solle nun auch nichts sie wieder ihm entreißen. Maria sträubt sich lang und zagend gegen seine stürmische Leidenschaft. Fernando verspricht, „er wolle sanft seyn, sie nimmermehr mit seiner heftigen Leidenschaft erschrecken,“ wenn sie ihm geloben werde, „nimmermehr von seiner Seite zu weichen, bis einst der Tod sie trennt.“ Die letzten Worte feyerlichst wiederholend, schwört ihm Maria den verlangten Schwur; und fodert dagegen von ihm, „er solle ihr geloben, daß, wenn die ernste Stunde nahe, ihm das Gesetz sey, was sie vollbringen werde.“ Nach einigem Befremden über diese geheimnißvolle Forderung thut er das Gelübde, und „nach einer kleinen Pause“ sagt nun Maria „sehr heiter:“

„Jetzt ist mir wohl,
Jetzt bin ich ruhig, jetzo leb ich neu,
Jetzt darf ich dich an meinen Busen drücken u. s. w.“

Fernando verwundert sich über diese plötzliche Heiterkeit, und noch mehr, als sie sagt, sie müsse auf einen Augenblick fort, wolle aber schnell wieder bey ihm seyn. Während ihrer Abwesenheit wird dem Fürsten, und besonders dem Antonio, sehr unheimlich zu Muthe; zuletzt sagt jener, als er glaubt ihre Tritte gehört zu haben, sie aber noch nicht kommt:

Ich bin so wild, so heftig,
Ich werde in mir selbst mich noch zerstören.
Jetzt zuckt es wieder mir an allen Nerven,
Da sie's nicht ist, wie ich geglaubt. Was thu' ich
Um diesen Sturm zu stillen, Ruhe mir
Ins Herz zurückzurufen? Pedro ist
Gefangen, und von meinem Zorn bedroht,
Er möge frey seyn.

Endlich kommt Maria zurück, und zwar mit Isabellen, die sich ihr zu folgen sträubt, aber folgen muß, denn „sie wird fortgezogen mit übermenschlicher Gewalt.“ Alle sind vor Erstaunen aufser sich; Maria aber spricht, um sie zu beruhigen, die Worte:

Ruhig, seht mich an!
Strahlt nicht Verklärungsglanz aus meinen Blicken?
So ehret mich, die Bürgerin fremder Welt,
In deren Brust kein irdischer Trieb sich regt.

Sie erinnert Fernando dann an sein Gelübde, und ruft:

Die Stunde naht — Schnell wird sie kommen schnell —
Ich fühl es schon — so starke du mich, Gott,
In meiner Todesnoth.

Fernando will den Arzt rufen lassen; Maria aber gebietet allen, zu bleiben, erklärt nun, sie habe ihr Leben geopfert, weil für ihn, so lange sie lebte, in dieser Welt keine Ruhe war. „der Fürst und Isabellen sinken zu ihren Füßen, sie legt beider Hände in einander, und nachdem sie noch manches ermahnende Wort gesprochen und auch den Antonio an das Gift erinnert hat, das er ihr habe entreißen wollen, und an jene Worte: „Gemüther, wie das meine, dulden viel, eh der Gedanke sie ergreift“ — verschwindet sie endlich. Antonio erinnert hierauf den Fürsten an Mariens Willen, diesem zu gehorchen ist er bereit, und reicht nun Isabellen als Gattin die Hand, und — der Vorhang fällt. — Dieß ist die treue Darlegung des Inhaltes und der Composition dieses Trauerspiels, aus welcher klar genug erhellt, daß es sich durch nichts, als durch eine gewaltsame Anstrengung und durch ein peinliches und peinigendes Streben nach hochtragischer Würde auszeichnet. Die angeführten Stellen aller Art charakterisiren diese fruchtlose Anspornung noch insbesondere. Es wäre eine überflüssige Mühe, ausdrücklich darauf aufmerksam zu machen, wie alle Theile willkürlich zu der besondern Absicht des Vfs. zusammen gezwungen sind, und wie sie, statt ein Ganzes hervorzubringen, ohne allen Halt und inneren wahren Zusammenhang geist- und leblos neben einander dastehn. Das Urtheil, welches der Rec. bey Gelegenheit der vom Hn. Streckfuß nach Gozzi bearbeiteten Märchen 1806. No. 118

fällte, erhält demnach hier seine vollkommene Bestätigung, und er wiederholt hiermit den dort gegebenen Rath.

c. f. r. z.

HALLE, b. Renger: *Frauenspiegel* von C. A. Tiedge. 1807. 191 S. 8. (18 Gr.)

Kunst und Poesie haben keinen Theil an diesem Frauenspiegel, in welchem, ein paar Portraits etwa ausgenommen, nur Schattenriffe von weiblichen Thorheiten und Narrheiten sich zeigen; die Tugenden sind bloß als Zugabe zu betrachten, ihre sehr geringe Anzahl verschwindet gänzlich vor der Menge von Fehlern. Der passendste Titel für die Schrift wäre vielleicht: Register der weiblichen Eitelkeiten, in Reime gebracht u. s. w.; der Vf. ladet selbst einmal zum Besuch seines „Bilderlaals bunter Eitelkeiten“ ein. Die Behandlung neigt, wie schon der Gegenstand erwarten läßt, zum Epigrammatischen hin; die eintönigen dreyfüßigen, ohne alles Gesetz und Bequemlichkeit durch einander gereimten Trochäen sind demnach nicht mit Glück gewählt; über der singangartigen Weise der Verse, die immer das Ende nicht finden können, muß die geduldigste Aufmerksamkeit ermatten; der pikanten Einfälle, wie z. B. dieser ist:

— ihr letztes Ja
Legte Clelia
Auf den Altar nieder
Vor dem schwarzen Mann
Und den Ehegatten,
Um dafür fortan
Immer Nein zu sagen.

wo jedoch die beiden unterstrichenen Verse völlig überflüssig und störend sind, nicht zu erwähnen, daß es dem Gedanken am Reiz der Neuheit fehlt: — solcher artigen Einfälle giebt es zu wenige, um den ermüdeten Leser wieder anzufrischen. Auch ist der Witz zuweilen nicht glücklich ausgefallen, wie in folgender Stelle, wo von einer Schönen die Rede ist, die dem Reize eines modischen Bandes nicht widerstehen kann, und das Geld, welches sie sonst an Hilfsbedürftige austheilt, dafür hingiebt. Da heißt es denn:

O das böse Band!
Dieß allein entführt
Sie den bessern Pfad!
Kurz, es stranguliret
Eine schöne That.

Und wie werden oft für die gewöhnlichsten Alltagsgedanken eine Reihe von bunten Bildern in Requiesition gesetzt! Z. B. S. 44. wo zu lesen ist:

Vor dir liegt das Leben
Wo die Freude tanzt,
Und die Scherze schweben.
Doch mit Dorngeweben
Ist es auch bepflanzt,
Und die Wanderer ritzen
Sich am Dornesträuch,
Liebe macht es reich
An beblühten Sitzen u. s. w.

Da für diesen Frauenspiegel der Stoff fast ganz allein aus dem bunten Scheinleben der weibli-

chen Welt, wie es sich in der Gesellschaft zur Schau giebt, genommen ist — von vollendeten Charakterbildern, die etwa an die griechischen Göttergestalten einer Juno, Venus, Diana oder Minerva erinnerten, findet sich selbst in den Schilderungen edlerer Weiblichkeit nirgends eine Spur — so kommt der Reichtum an Fehlern und Mängeln, die bis zum Überflusse hier aufgestellt werden, gar nicht unerwartet, und man wundert sich weiter nicht, wenn man eine Schaar von etwa fünfzig Ungereimtheiten vorüberziehen sieht. Diese Schaar weiblicher Eitelkeiten ist in vier Abtheilungen geordnet, doch ohne genaue Sonderung, die man auch hier, wo nichts genau zu nehmen ist, weiter nicht fordern wird. Jede Abtheilung verkündigt ihren Inhalt durch eine Blume; die erste nennt sich *die schöne Gegend*, und enthält die meist thörigten Jungfrauen, die zweyte hat zur Lösung: *das gelobte Land*, und führt die Bräute, die jungen Ehefrauen, und die jungen Wittwen auf, von denen die Meisten den armen Männern das Leben sauer machen. Die dritte betitelt sich *die Rückreise*, und giebt die Frauen in den fogenannten besten Jahren zur Schau; sie zeigen sich besonders als Meisterinnen im Aferreden, Kartenspielen, Sittenrichterey und dergleichen. Die vierte Abtheilung endlich hat sich ein Sprichwort zur Bezeichnung gewählt, und nennt sich: *das Ende vom Liede*, wodurch zugleich auf das Ende — des Gedichts sinnreich angespielt wird. Hier geben sich denn schliesslich die alten Frauen zum Besten, und es erscheint die alte Coquette, die Dichterin, die Atheistin u. s. w. Um unser Urtheil zu bestätigen, und zu zeigen, in welcher Mannichfaltigkeit und Ordnung der Vf. seine kleinen Schattenbilder im Spiegel vorbeyführt, mag der Inhalt des ersten Abschnittes hier stehen:

- 1) Die geistlose Schöne.
- 2) Die Hässliche, die sich schminkt.
- 3) Die Kranke, die mit Ohnmachten coquettirt.
- 4) Die Putzdame, die sich von der Zofe tyrannisieren lässt.
- 5) Die Schöne, welche zur Erhebung ihrer Reize eine hässliche Freundin zur Seite hat.
- 6) Die Nachäfferin.
- 7) Die in ihrer Melancholie sich glücklich Fühlende.
- 8) Die Amazone.
- 9) Die leichtgekleidete Tänzerin, die „in den Tod tanzt.“
- 10) Die Coquette, die sich nach dem Rathe der Zofe Mienen wählt.
- 11) Die Charakterlose.
- 12) Die Wohlthätige, die ein schönes Band um eine schöne That bringt.
- 13) Die kindliche fromme Seele in der Einsamkeit.
- 14) Die naturgetreue Schweizerin.
- 15) Die humane wohlthätige Fürstin.

— Übrigens zweifeln wir nicht, daß Mancher in diesem Buche eine gute Unterhaltung finden werde, und daß es fogar, wenn sonst der Herr seinen Segen giebt, einigen zur Besserung gereichen könne.

H. D. F.

EISENBERG, b. Schöne u. Comp: *Das Harfenmädchen*. Schauspiel in fünf Aufzügen, von Ernst Bornschein. Zweyte durchgehends verbesserte Auflage. 1804. 164 S. 8. (18 Gr.)

Nach Voraussendung einer inbrünstigen Zueignungsschrift an einen gewissen Schauspieler Lemberg, beschwert sich Hr. Bornschein in der nun folgenden ersten Vorrede über Hrn. Cramer in Meinungen, daß er ihm den schon 1798 erfundenen und bekanntgemachten Titel seines Schauspiels entwendet, und sein *schönes* Eigenthum (das schöne Wort, Harfenmädchen) in ein schlechtes Buch verpflanzt habe. Also Hr. Bornschein über Hrn. Cramer! Scheint es doch fast, als ob es nicht mehr wahr seyn sollte, daß eine Krähe der anderen nicht die Augen aushacke. Nach der zweyten Vorrede hat das Stück, namentlich in Erfurt, großen Beyfall erhalten. Wir gönnen ihm diesen von ganzem Herzen, können aber den unfriegen nicht damit verbinden. Es gebricht diesem Schauspiel gar zu sehr an Originalität, und nicht bloß Rudionna, sondern das ganze Stück, erinnert auf eine nicht angenehme Weise an *Schillers Räuber*. Das Gräßlichgroße seines Vorbildes hat Hr. Bornschein, indem er es zu erreichen strebte, herabgedrückt, und so viel sich auch seine Räuber bemühen, ihre lebenswürdige Gräßlichkeit an den Tag zu legen, so können sie es doch nicht verbergen, daß es ihnen kein rechter Ernst damit ist. Was in Schiller Ausbrüche ungezügelter Kraft, sprühende Funken seines Genies sind, das ist hier schriftstellerisches Machwerk, schnarrende Striche der Schreibefeder. Schillers bombastische Sprache ist ihm indeffen doch bisweilen gut gelungen. So sagt S. 18 Kusko: „Wir sind am Ende. Wo Worte nicht mehr fruchten, soll das Schwerdt sprechen. Mit glühenden Worten will ich dir dein Unrecht und deinen Meineyd ins Gewissen schreyen, ich will dich zu Schanden machen vor dem Geringsten deiner Bande, ich will dich aus dem Syrenenschlummer (?) wecken, der deine Seele umstrickt, und das Erwachen soll fürchterlich seyn.“ (Eine Pistole in die Scene schiessend). Hollah, he, ho!“ Zum Erbarmen rührend ist der Schluss. „Rudionna kniet vor seinem Vater nieder, so wie Kusko vor dem seynigen, beide segnen sie (wer, wen?). Hulda und Wilhelmine umarmen sich. Graf Welmer spricht: Und so laßt uns die große Reise antreten, wenn der Tod uns auf seinen schwarzen Flügeln hinüber trägt in das Land, wo Reue und Verzeihung sich brüderlich umarmen! Nach diesen Worten entsteht eine Hauptumarmung. Landow, Kusko, Hulda, Rudionna, Welmer, Wilhelmine — alle umarmen sich und rufen: Vater! Bruder! Schwester!

R.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHAFTEN. Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Tändeleien und Scherze für unsere Kinder*, von J. A. Lohr. Erstes Bändchen, mit acht Kupfern. 146 S. 4. [Ohne Jahzahl.] (4 Rthlr.) Man findet hier 19 Geschichten zur Unterhaltung der Kinder, die sie mit vielem Interesse lesen werden. Auch

die colorirten Kupfer sind gut gerathen, und der äußere Einband ist ganz dazu eingerichtet, die Aufmerksamkeit der Kinder auf sich zu ziehen. Begüterte Eltern werden daher mit diesem Buche ihren Kindern ein sehr angenehmes Weihnachtsgeschenk machen können.

O. M. r.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 AUGUST 1807.

ALTERTHÜMER.

ERLANGEN, in der Waltherschen Kunst- und Buchhandlung: *Handbuch der römischen Alterthümer*. Zur vollständigen Kenntniß der Sitten und Gewohnheiten der Römer und zum leichtern Verständniß der lateinischen Classiker entworfen von Alexander Adam, Rector auf der hohen Schule zu Edinburgh. Aus dem Englischen nach der zweyten Ausgabe übersetzt und mit Zusätzen bereichert von M. Joh. Leonh. Meyer. Zwey Bände mit Kupfern. I B. XX u. 554 S. II B. 446 S. Zweyte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. 1805. 8. (3 Thlr. 8 gr.)

Diese Ausgabe des bekannten und allgemein gebrauchten Adamschen Handbuchs, die sich auf dem Titel als eine durchaus verbesserte und vermehrte ankündigt, ist im Grunde ein Abdruck der vorigen mit wenigen unbedeutenden Abänderungen, wie auch der Herausg. selbst gesteht, und die gleiche Bogenzahl im Vergleich mit der vorigen Ausgabe zur Gnüge beweiset. Auch ist die Ordnung der Materien, die nichts weniger als die Deutlichkeit und das leichtere Verständniß der einzelnen Gegenstände befördert, und nirgends die so nöthige Rücksicht auf die verschiedenen Epochen im römischen Staate nimmt, ganz dieselbe geblieben, wie in der vorigen Ausgabe. Die völlige Umarbeitung der gesamten Materialien nach einem besseren Plane, wie ihn bereits der Herausg. in seinem Auszuge aus dem Adamschen Handbuche befolgt hatte, erforderte freylich viel Mühe, woran es aber dem Vf., wie er in der Vorrede klagt, fehlte. Aber auch ohne dieser umfassenden Arbeit sich zu unterziehen, hätten Zusätze und Berichtigungen mit Benutzung der neueren Aufklärungen dieses und des anderen Gegenstandes gemacht werden können. So vermisst man das Kap. von dem Finanzwesen der Römer ganz, das Hegewisch in seinem *historischen Versuch über die römischen Finanzen* 1806, auf eine sehr interessante und lehrreiche Art bearbeitet hat. Es ist daher um so mehr zu wünschen, daß der Vf., wenn eine dritte Ausgabe Bedürfnis werden wird, nicht bloß mit Zuziehung der vielen trefflichen Bearbeitungen einzelner Gegenstände aus den römischen Antiquitäten, die seit der Herausgabe des Adamschen Handbuchs von Reitemier, Hegewisch, Böttiger und so vielen anderen erschienen sind, das Fehlende hinzufügen, sondern daß es ihm auch gefallen möge, die einzelnen Theile der Antiquitäten, die eine philoso-

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

phische Behandlung zulassen, recht in Bezug auf den Verfall und das Wachsthum der Cultur, auf den Geist des Volks und auf das rein Menschliche bearbeiten, und so das Einzelne zu einem seelenvollen Charaktergemälde des Römervolks sammeln und vereinigen möge. — Eine Art von Bearbeitung, die, wiewohl sie in dieser Wissenschaft allein erbauend ist für Kopf und Herz, leider noch zu sehr Idee geblieben ist. Meierottg verzeichnete zu derselben die ersten Grundzüge in der Vorrede seines Buchs *über die Sitten und Gewohnheiten der Römer*, und sein treffliches Buch selbst enthält die ersten Vorarbeiten und Materialien zu dieser Bearbeitung, und beweist zugleich, wie auch trockene Materien, (indem er von der Art, wie sich der römische Pöbel nährt, handelt,) auf diese Art interessant werden können.

W.

LEIPZIG, b. Wichmann: *Die Alterthümer Griechenlands und Roms in Bildern*. Für die Jugend und ihre Lehrer herausgegeben von M. C. J. E. Rost und A. Wichmann. No. 1 mit Kupfern. 1805. 16 S. 4. (mit color. Kpfn. 2 Thlr. mit schwarzen 18 gr.)

Ein dem vorher angezeigten, in Rücksicht seines Zwecks, verwandtes Werk. Es soll ebenfalls die Kenntniß des griechischen und römischen Alterthums, da wo es besonders auf anschauliche Darstellung der Gegenstände ankommt, erleichtern und befördern, Bey der Seltenheit nämlich und Kostbarkeit von Kupferwerken überhaupt, die eine anschauliche Erkenntniß der Merkwürdigkeiten des Alterthums befördern, und da überdies ein encyclopädisches Werk dieser Art, das das Alterthum nach allen seinen Theilen vor das Auge führt, ganz fehlt, glaubten die Herausgeber dieses Werks einem Mangel abzuheffen, indem sie auf eine wohlfeile Art in 12 nach einander folgenden Heften von wenigen Blättern das Wichtigste aus dem römischen und griechischen Alterthume in bildlichen Darstellungen nach den bewährtesten Autoritäten und mit vorausgeschickten Erläuterungen lieferten, und so Jünglingen und Lehrern, die nicht Gelegenheit haben, größere Werke zu brauchen, ein nützliches Hülfsmittel verschafften. In dem gegenwärtigen Hefte befinden sich Abbildungen von Masken. Tab. I komische Masken. Tab. II tragische, bacchische und satyrische Masken. Ferner auf der dritten Kupfertafel sind Zeichnungen von Personen des Lustspiels. Tab. IV von Fußbekleidungen. Tab. V von Schreibmaterialien. Die Zeichnungen, die eine ganz gefällige Form haben, sind aus dem Museo Florentino, Lipperts Dactylothek, aus Caylus, Winkel-

X x

mann, u. s. genommen, was auch überall angegeben ist. Die vorangeschickten Erläuterungen der Gegenstände sind für diesen Zweck passend, und ziemlich vollständig, enthalten auch überall die nöthigen Nachweisungen auf die Stellen der Classiker, wobey jedoch die Bemerkung der neueren Hülfsmittel, die eine weitere Belehrung verschaffen, wohl nicht ganz vernachlässigt werden dürfte. Sonach wäre denn wohl nicht zu leugnen, daß die Herausg. ein sehr verdienstliches Unternehmen hiermit begonnen haben, indem sie durch eine Reihe von getreuen, nach bewährten Autoritäten gelieferten, Zeichnungen das griechische und römische Alterthum von allen Seiten näher vor das Auge zu führen, und eine allseitige Kunde desselben, so weit sie auf Anschauung beruht, zu erleichtern und allgemeiner zu machen, bemüht sind, zumal da Montfaucons Werk nicht bis auf die Zeit der Herculianischen Entdeckungen herab reicht, und außerdem kein encyclopädisches Werk dieser Art, das befriedigend und leicht zu haben wäre, vorhanden ist. Allein wir zweifeln, daß ein Werk von so umfassender Art, da die Herausg. doch unstreitig nach ihren eigenen Äußerungen in der Vorrede, nicht minder den artistischen Theil des Alterthums, als die eigentlichen Antiquitäten, mit in ihren Plan aufgenommen haben, in 12 solchen Hefen von 4 bis 5 Kupfern zu einiger Befriedigung wird ausgeführt werden, ja, daß überhaupt eine Arbeit der Art, ohne daß sie von der einen Seite unvollkommen bleibt, oder von der anderen der Preis derselben zu sehr erhöht wird, ausführbar ist. Ohnfehlbar wäre zu rathen, Sachen, wie die Schreibmaterialien der Alten, ganz wegzulassen, und mit Übergehung alles dessen, was schon in den bekannten Antiquitäten-Büchern leidlich dargestellt ist, mehr Aufmerksamkeit dem, was bis jetzt noch nicht gehörig vorgestellt, und den Werken der schönen Kunst des Alterthums zu schenken, wohin jedoch die Überbleibsel der Baukunst, traurende Reste alter Griechen- und Römer-Größe, aus *Gouffiers Voyage pittoresque* und anderen Werken, zu rechnen wären.

FREYBERG, b. Craz und Gerlach: *Römisches Bergrecht in allen Perioden des Bergbaues dieses Volks*. Ein Versuch nebst einer Vermuthung über die Bergwerksmünzen desselben, von M. Christian Gottlob Flade, drittem Lehrer am Gymnasio zu Freyberg. 1805. XVI. u. 142 S. 8. (12 gr.)

Wenn man auch mit dieser und jener Zusammenstellung und einer und der anderen Ansicht, die der Vf. gegeben hat, nicht übereinstimmen kann: so bleibt ihm doch der Ruhm, zuerst die verschiedenen Stellen aus den Alten über diesen Gegenstand am fleißigsten verbunden und am zweckmäßigsten benutzt zu haben, um eine ungetrübte und richtige Kenntniß des Bergrechts der Römer zu liefern. Bekanntlich sind sowohl in dem 17, als besonders im 18. Jahrh. mehrere Schriften über das Bergrecht, welche auch der Vf. anführt, geschrieben worden; allein da man nicht aus den Quellen schöpfte, nur immer die neuesten

Hülfsmittel benutzte, und das Bergrecht der Alten mit dem der Neueren in Verbindung zu bringen suchte: so ist dieser Theil des Bergrechts bis jetzt immer noch nicht befriedigend bearbeitet worden. Der Vf. schickt daher vor seiner eigentlichen Untersuchung einige Bemerkungen über die erste Kenntniß der Römer von Metallen, Benutzungen derselben als Geld, Veränderungen mit denselben, und eine Übersicht der Orte, wo Bergbau getrieben wurde, voraus; und alsdann führt er seinen Gegenstand sehr zweckmäßig so aus, daß er 1) und besonders über den Punct, eine genauere Untersuchung anstellt, ob der Bergbau bey den Römern in der unumschränkten Benutzung des Grundeigenthums begriffen war, und wo; welche Frage er wiederum nach den 3 Perioden beantwortet a) vom Anfange des römischen Staats bis zum zweyten punischen Krieg; b) von da bis zum Kaiser Tiber; und c) von hier endlich bis auf das Ende des abendländischen Kaiserthums. 2) handelt er von den verschiedenen Arten von Bergwerken in Absicht des Besitzers, und von der bestimmten Verfassung in denselben vom Kaiser Tiber bis zum Ende des abendländischen Kaiserthums; 3) von den Arbeitern in den Bergwerken; 4) von denen, die dem Bergbau vorstanden. Endlich noch einige Vermuthungen über die Bergmünzen.

W.

- 1) ROM, b. d. Vf.: *Monumenti di fabbriche antiche estratti dai disegni dei più celebri autori*, da Gio. Battista Cipriani Sanese. Tomo I. 1796. Tomo II. 1799. 4. (Jeder Theil 2 Zecchini).
- 2) Ebendasselbst: *Vedute principali e più interessanti di Roma*, incise da Gio. Batt. Cipriani. 1799. 65 Blätter. 4. (1 Zecchino)
- 3) Ebendasselbst: *Scelta di Ornati antichi e moderni*, disegnati ed incisi da Gio. Batt. Cipriani. 1801. 28 Blätter. 4. (1 Thlr. 8 gr.)
- 4) Ebendasselbst: *I cinque Ordini dell' Architettura di Andrea Palladio*, illustrati e ridotti a metodo facile da Gio. Batt. Cipriani. 1801. XXVI Kupferstafeln und 24 S. 4. (2 Thlr.)

Die oben verzeichneten Werke sind bisher in Deutschland weniger bekannt geworden, als sie es verdienen; Künstlern und Kunstliebhabern wird daher eine nähere Anzeige derselben nicht unwillkommen seyn.

No. 1. Der Zweck dieses nützlichen Werkes, dessen Vf. und Herausgeber, Cipriani, zugleich Architect und Kupferstecher ist, geht dahin, die vorzüglichsten architektonischen Zeichnungen und Risse von den noch vorhandenen Werken der alten Baukunst, welche in mehreren kostbaren und zum Theil seltenen Werken z. B. im *Labacco*, *Palladio*, *Desgodetz*, *Servio*, *le Roi*, *Stuart* und anderen zerstreut sind, und daher gerade von denen, welche derselben zu ihrem Studium am nöthigsten bedürfen, von jungen Baukünstlern, nur selten benutzt werden können, verjüngt und mit genauer Angabe aller Ausmessungen in einem Werke von bequemer Größe und mäßigem Preise zusammen zu tragen, und dadurch sowohl Künstlern als Liebhabern die Anschaffung dieser zum Studium der schö-

nen Baukunst unentbehrlichen Hülfsmittel zu erleichtern. Der Vf. giebt sein Werk seit 1794 in unbestimmten Perioden heftweise heraus, und jedes Heft enthält auf der nützlichen Anzahl von Blättern den Grundriß, den Aufriss, die einzelnen Theile und die Verzierungen irgend eines alten Gebäudes, mit genauer Bemerkung der Verhältnisse nach römischem Maasse. Jedem Gebäude ist auf einem Blatte eine ganz kurze Beschreibung beygefügt. Zehn solcher Hefte machen einen Band aus, deren jeder etwa 80 Platten enthält. Die Manier des Strichs ist den Gegenständen angemessen, bestimmt, kräftig und elegant. In der Wahl und Folge der Gegenstände hat sich der Künstler an keine bestimmte Ordnung gebunden, wie aus folgender näheren Angabe des Inhalts erheller.

Der erste Band enthält 10 Monumente der altrömischen Architektur, nämlich 1) den sogenannten Tempel der Sonne und des Mondes im Garten der Oliveranermönche, dem Coliseo gegenüber, auf 5 Platten; 2) den Triumphbogen des Trajan in Ancona, auf 7 Platten; 3) den sogenannten Tempel des Saturn, jetzt *Chiesa di S. Adriano* auf dem *Campo vaccino*, auf 4 Platten; 4) das Pantheon, jetzt *la Rotonda* oder *Chiesa di S. Maria ai Martiri* genannt, nach *Desgodet* auf 16 Platten; 5) den Tempel des *Mars ultor* auf dem *Forum Nervae*, auf 9 Platten; 6) den sogenannten Tempel des Jupiter Stator auf dem *Campo vaccino*, nach *Labacco*, *Desgodet* und *Palladio*, auf 9 Platten; 7) den Tempel der *Fortuna virilis*, jetzt *Chiesa di S. Maria egiziaca*, nach *Desgodet* auf 5 Platten; 8) den Tempel der *Vesta* in Tivoli auf 5 Platten; 9) den Tempel *della Pietà* nahe am Theater des *Marcellus*, nach *Labacco* auf 6 Platten; 10) den sogenannten Tempel der *Vesta* am Ufer der Tiber, jetzt Kirche der *Madonna del Sole* nach *Desgodet* auf 8 Platten. Als Anhang folgen der Grund- und Aufriss des Tempels der *Fortuna* in *Palestrina* oder dem alten *Praeneste*, auf 2 Platten.

Der zweyte Band enthält gleichfalls einige Gebäude des alten Rom, nämlich 1) den Porticus der *Octavia* nach *Desgodet* auf 6 Platten; 2) den sogenannten Tempel des *Bacchus*, gegenwärtig die Kirche der heil. *Costanze*, deren Grabmal er war, nach *Desgodet* auf 6 Platten; 3) die Tempel des Friedens, des *Antonin* und der *Faustina*, und der *Concordia*, auf 8 Platten. Diesen folgen 4) 25 malerische Ansichten von architektonischen Monumenten Griechenlands nach *le Roy*; 5) der dorische Tempel zu *Thoricion* nach dem *le Roy*, und die Säulen des *Apollotempels* auf *Delos*, auf 3 Platten; 6) der Tempel des *Theus* und das *Parthenon* oder den Tempel der *Minerva* auf der Burg von *Athen*, auf 7 Platten; 7) die Tempel der *Minerva Polias* und der *Pandrosa*, nebst den *Propyläen* in *Athen*, auf 9 Platten; 8) die sogenannte Laterne des *Demosthenes*, die Überreste eines dorischen Porticus in *Athen*, und der Tempel zu *Pola* in *Dalmatien*, auf 9 Platten; 9) die Ruinen eines Gebäudes corinthischer Ordnung auf dem *Basar* oder *Marktplatz*; der Thurm der *Winde*, der sogenannte Bogen des *Theus* in *Athen*, und der dorische Tempel zu *Corinth*, auf 4 Platten; 10) ein Triangel zur Theilung einer Linie in gleiche Theile, und eine Tafel, wel-

che die Reduction des Pariser Fusses auf römische Palmen enthält, auf 2 Platten.

Von dem dritten Theile dieses Werks hat Rec. nur erst einige Hefte in Händen, welche den *Triumphbogen des Titus*, das *Amphitheater des Flavius*, und die *Basilica des Antoninus Pius* enthalten. Wir werden zu seiner Zeit die Fortsetzung dieses Werks anzeigen.

No. 2 enthält eine Sammlung von Prospecten und architektonischen Grundrissen von den vorzüglichsten älteren und neueren Gebäuden Roms, nebst einem Prospecte dieser Stadt nach *Hackert*, welcher am Abhange des *Monte Mario* von der *Villa Madama* genommen ist. Diese Ansichten sind treuer und sauberer gestochen, als andere Sammlungen dieser Art, deren es verschiedene von Rom giebt, gewöhnlich zu seyn pflegen, und sind deshalb Reisenden, welche für wenige Kosten eine Suite von Abbildungen der interessantesten Gebäude Roms zur Erinnerung zu besitzen wünschen, vorzüglich zu empfehlen.

No. 3 enthält auf 28 Platten eine gutgewählte Sammlung von architektonischen Verzierungen, größtentheils von Gliedern und Einfassungen, nach antiken Mustern; nur einige Blätter enthalten Ornamente von der Erfindung moderner Künstler.

Der Vf. von No. 4 fand in den gewöhnlichen Tafeln, auf welchen die 5 Ordnungen nach dem System des *Palladio* dargestellt sind, mehrere Dunkelheiten, Widersprüche und Verwickelungen, und erkannte vornehmlich in diesen, so wie gegentheils in der Klarheit, womit die 5 Ordnungen bey *Vignola* behandelt sind, den Grund, warum gewöhnlich diese und nicht jene den Anfängern des architektonischen Studiums in die Hände gegeben werden. Er bemühte sich deshalb, die 5 Ordnungen des *Palladio* in ein besser geregeltes und leichteres System zu bringen, und sie dadurch für das Studium junger Künstler zweckmäßiger zu machen. Diese seine verbesserte Darstellung der 5 architektonischen Ordnungen des *Palladio* ist auf 25 Platten enthalten, denen einige Bogen Text mit den nöthigen Erklärungen und einer genauen Angabe der Verhältnisse einer jeden und ihrer verschiedenen Modificationen beygefügt sind. Rs.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hartknoch: Tulpen. Von *Friedr. Kind*. Zweytes Bändchen. 1807. 328 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Für Mannichfaltigkeit hat der Vf., dem Titel gemäß, dieses Mahl wiederum und noch mehr gesorgt, als bey dem 1. Bd. (f. Jahrg. 1806. No. 173.). Der verschiedenen Gegenstände sind nicht weniger als acht, und in einer bunten Reihe wechseln Märchen und Drama; Anekdoten und Romanze, Charakterfilderung und Briefe, Heroide und Erzählung mit einander ab. Seinem Hange zum umständlichen Beschreiben und üppigen Ausmalen des Einzelnen auf Kosten des Ganzen hat Hr. K. in diesem zweyten Bändchen seltener sich hingegeben, als im ersten, bey dessen Anzeige wir auf diese unglückliche Manier aufmerksam machten. Wenn wir damals unter den vier Erzählungen nur Einer unsern Beyfall geben konnten, so müssen wir dagegen jetzt an der doppelt grossen Anzahl von Dichtungen aller Art rühmen, daß sie fast alle wohl gelungen sind.

und es gebührt demnach diesen neuen Tulpen der Vorzug vor den alten. Das vollkommenste Stück in dieser Sammlung, das in der That meisterhaft genannt zu werden verdient, ist unstreitig: *die Todtenglocke*, eine in Briefen abgefaßte, wahrhaft rührende Geschichte aus der Zeit des westphälischen Friedens. Jede Person spricht ihren besondern Charakter aufs treueste und schlichteste aus, so dafs man sie lebend vor sich zu sehen glaubt; zugleich ist die Schilderung der Lage jedes Einzelnen nicht nur, sondern auch des Zustandes der unglücklichen, von der Pest heimgefuhten, Stadt höchst anschaulich, ohne ins Kleinliche zu gehen oder dem Gefühle wehe zu thun: wozu viel beyträgt, dafs der fast ausschliesslich mit seinen Comtoirangelegenheiten beschäftigte Buchhalter Schnellwage die graulichen Scenen *ex officio* an seinen Principal berichtet. Acht tragisch ist der Schluss, und ungemein glücklich wird er in dem chronikmäßigen einfach treuerzigen Aufsatze erzählt, den von der schrecklichen Begebenheit der Glöckner für sich niedergeschrieben hat. Der Styl der älteren deutschen Zeit ist ohne alle pedantische Nachahmung so wiedergegeben, dafs die Briefe dadurch einen eigenthümlichen Reiz erhalten, der besonders in der anspruchslosen Naivetät seinen Grund hat. Rec. kann sich der Bemerkung nicht enthalten, dafs diese alterthümliche Art der Darstellung eines, wie es scheint, auf wahre Geschichte gegründeten Stoffes, dem Vf. vorzüglich gelingt; wenigstens ist im ersten Theile dieses Werkes die ganz in gleichem Styl bearbeitete Geschichte: *Wiligard*, ohne Vergleich ebenfalls das Vollkommenste. — Demnächst möchte der *Abendsterne* eine Stelle verdienen. Es ist ein persisches Märchen, zur Verherrlichung des schönen Geschlechtes fein und zarter funden, und mit lieblicher Anmuth erzählt. Besonders ist, was die Form betrifft, zu loben, dafs der Vf. der Versuchung widerstanden hat, seine in Menschengestalt erscheinenden Engel von den himmlischen Dingen etwas schildern zu lassen, und dafs er sich zu sagen begnügt: „sie erzählten von Dingen, die in der Regel kein Sterblicher wissen kann,“ oder „er bestürmte sie mit Schilderungen himmlischer Dinge.“ — Die Krieganekdote: *der alte Hufar*, die einen originellen Zug von Frömmigkeit enthält, wird Jedermann mit Vergnügen lesen. — Die kurze Charakteristik der *Aspasia*, genannt *Milto*, der Geliebten des jüngeren Cyrus, ist interessant. — *Das Morgenländchen: Dramatische Bagatelle in einem Aufzuge: Die beiden Zufälle: die Verwirrung des Schornsteinfegers in den Kamin, und die Namensgleichheit der schönen Maske und der jungen Näherin*, sind zwar artig erfunden, aber sie reichen bey weitem nicht hin, um alle Theile zu einem poetischen Spiele zu verknüpfen. Man vermisst noch einen glücklichen Zufall, welcher den gewöhnlichen Gang des Stücks verhindert und den gar zu häufig vorkommenden Prüfungs- und Wohlthätigkeitscenen einen neuen Reiz gegeben hätte. — *Das Johannisfest*. Auch in dieser Erzählung spielt die Wohlthätigkeit die Hauptrolle: Ein armes verwaisetes Bauernmädchen wird als Johannisbraut aufgeputzt, und einer reichen Engländerin vorgestellt, die sie denn zu sich und mit nach England nimmt. Was läfst sich über dergleichen Scenen weiter sagen? — *Die Bluttröpfchens-Nelke*, eine Ro-

manze, die mehr geschmackvoll und correct, als wahrhaft schön zu nennen ist. Man kann keinen eigentlichen Fehler nachweisen, und doch macht das Gedicht eine sehr schwache Wirkung; der Grund davon ist wohl, dafs das Geschichtliche überwiegt und das Poetische: die Nelke und des Bruders Traum und Verweilen bey der Nelke, am Schlusse gleichsam nur eingestreuet wird. — Was dieser Romanze zu wenig, ist dem Gedichte: *die Einsiedler an der Twerza*, zu viel geschehen. Der herrliche Stoff, vermuthlich aus einer russischen Volkslage entlehnt, wird durch die mehr rhetorische als poetische Form der sogenannten Heroide so vielfältig bearbeitet, so von allen Seiten herungewendet, dafs die Phantasie bald fast ganz müßig bleibt; und blofs Umstand und Gefühl in Anspruch genommen werden. Das Märchenhafte, das Wunderbare wird nur im Anfang etwas angeregt, und geht dann ganz verloren, da doch die Geschichte auf dem Wunderbaren beruht, und hierin wie in ihrem Elemente leben sollte. Da die Begebenheiten nicht als bekannt vorausgesetzt werden können, so tritt überdies der grofse, nicht zu vermeidende Uebelstand ein, dafs die Hauptpuncte wiederholt werden müssen; und dieses geschieht hier, weil es der Stoff so mit sich bringt, mehr als einmal. Die Entführung der Xenia wird zuerst von ihr selbst, dann von Gregor und endlich von Theophan erzählt; die Mannichfaltigkeit der Empfindungen, die sie nacheinander dabey äußern, ist nur ein geringer Ersatz für die den Hauptindruck zu sehr schwächende Wiederholung. Diesem Gegenstande wäre nach unserer Meinung keine Form angemessener gewesen, als die der Romanze, und er hätte müssen mehr episch als lyrisch behandelt werden. Hin und wieder finden sich in dieser Heroide recht kräftige und anziehende Stellen, und die Verknüpfung der öfters doppelten Reime in den langen Perioden meist fünffüssiger Jamben ist nicht selten eben so künstlich als glücklich. Allein das Rhetorische herrscht dennoch vor, und der umständlichen Schilderungen trifft man nicht wenige, deren Wirkung überdies durch ganz undichterische Bestimmungen und Einzelheiten noch gestört wird, wie z. B. in folgender Stelle:

Und kaum, dafs wir, von bangem Graun' erfüllt,
Der schwarzen Höle weitgesprengte Bogen,
Wo rather Dampf an fast erstorb'nem Feuer
Manch Riesenhaupt, manch drohend Ungeheuer
Aus Tuffstein und Basaltgewölck umhüllt u. s. w.

Wie sehr das rhetorische Pathos sich vordrängt, und nur zu oft den reinen Ergufs der Gefühle hemmt, so dafs die Briefform, von welcher die Heroide doch ein nur erhöhtes Kunstbild ist, gänzlich verschwindet — hiervon mag gleich der Anfang des Gedichts den Beweis liefern. Er lautet so:

Xenia an Gregor.
Wirst du den düstern Blick nicht feindlich wenden,
Wenn deine Hand beym Dämmerlicht
Der Felsenhütte diesen Brief erbricht,
Und Züge deine Augen blenden,
Sont oft erseht, doch jetzt willkommen nicht?
Wirst du dieß Blatt nicht zitternd von dir legen,
Und starren Aug's, mit furchtelähmten Kuien,
Aus deiner Eichen heiligem Dunkel stiehn,
Dem Wanderer gleich, der auf den Heimathswegen
Im Schatten schlief, wenn ihn die Mauer sticht?

G. f. r. z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 A U G U S T, 1807.

S P R A C H K U N D E.

LEIPZIG, b. Reclam: *Über den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache, und beider Anlage zur Poesie; nebst anstehenden Bemerkungen. Sprache und Literatur betreffend* 1806. I Band. XXIV u. 424 S. II Band. 453 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Es muß uns Deutschen sehr erfreulich seyn, in einer Zeit, wo wir, in politischer Hinsicht, fast aufgehört, ein Vaterland zu haben, Männer auftreten zu sehen, welche durch Nationalcharakter und Nationalbildung die Hoffnung erregen, daß wir im Geiste immer Deutsche bleiben werden, sey auch unsere äußerliche Verfassung, welche sie wolle. Ein solcher achtvaterländischer Mann ist der ungenannte Vf. des vorliegenden ungemein lehrreichen Buches, dessen Endzweck ist, „den Deutschen auf sein Eigenthum aufmerksam zu machen, und so den Funken des Selbstgefühls, der etwa noch in ihn glimmt, gegen die Anfeindungen so mancher Schriftsteller, welche ihn gern vollends ertrüben, zu verwahren.“ Ungewöhnlicher Scharfsinn, tiefer Blick in das Innere der Sprachen älterer und neuerer Zeit, Dichterfönn und Dichtergefühl sprechen sich überall in den lichtvollsten Darstellungen aus. Nicht den Werth der Sprache des Nachbarvolkes herabzusetzen, sondern auf die Mittel aufmerksam zu machen, durch welche die Schätze unseres Sprachreichthums ans Licht gefördert worden; den inneren Gehalt dieses letzteren durch Würdigung seiner einzelnen Bestandtheile prüfend zu begründen, und durch die Beyspiele ihrer glücklichen Benutzung zur Anschauung zu bringen: das war der Hauptgegenstand seiner Aufgabe. Um aber bey diesem patriotischen Geschäfte, „dem Vorwurfe der Parteylichkeit zu entgehen, hat er selbst überall die Meinungen der Franzosen über ihre Sprache angeführt, und, wo er diese tadeln mußte, seinen Tadel durch ihr gleichstimmiges Urtheil unterstützt.“

Unter dem fast zu speciellen Titel einer vergleichenden Untersuchung über den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache, umfaßt dieses verdienstvolle Buch die richtigste, gehaltreichste, unbefangenste Prüfung des gesamten Sprachschatzes beider Nationen, nicht allein in lexikalischer Beziehung, sondern auch in Rücksicht auf Grammatik, Syntaxis, Wohlklang u. s. w. Mit Beyspielen, vorzüglich zu den grammatischen Formen, ist der Vf. nicht karg gewesen, weil oft eine Form nur unter anderen und wieder anderen Umgebungen, in der ganzen Fülle

ihrer Kraft gefaßt wird. Diese Beyspiele sind größtentheils aus Klopstock's, Göthe's und Voss's Werken genommen, „weil der Vf. überzeugt ist, daß unsere — insonderheit poetische Sprache unter allen Dichtern, die bisher sie zu veredeln strebten, keinem so viel zu verdanken hat, als diesen.“ Die Mängel der Form — worunter Rec. auch den Mangel eines die Übersicht erleichternden Registers zählt — „Anhäufung der Noten, die nicht selten den Text verschwemmen; Wiederholungen in Gedanken, Worten und Wendungen; Ungleichheit der Schreibart, die oft für den Ernst des Gegenstandes zu spielend wird,“ hat der Vf. schon selbst durch die fragmentarische Entstehung dieser Schrift zu entschuldigen gesucht. Man vermißt aber die Vollkommenheit der Form um so mehr, da das Werk seinem Inhalte nach classischen Werth und classische Brauchbarkeit hat. Möge der Vf. einmal Musse gewinnen, sein vortreffliches Werk auch von dieser Seite vortrefflich zu machen.

Das ganze Buch zerfällt in zwey Haupttheile ungleicher Länge, von denen der erste (Bd. I. S. 1-262) den lexikalischen sowohl, als grammatischen Sprachschatz der Deutschen und der Franzosen vergleichend mustert; der zweyte (Bd. I. S. 263 u. Bd. II) die Frage untersucht: welche von beiden Sprachen für die Poesie geeigneter sey. Rec. hält es für seine Pflicht, das lesende Publicum auf die interessanten Resultate durch eine ausführlichere Anzeige aufmerksam zu machen.

Zuvörderst wird in Hinsicht des Wortreichtums die gegen Villers gerichtete Behauptung des Vfs., unsere Sprache sey ungleich wortreicher als die französische, gerechtfertigt durch das aus der Minerva von Archenholz geschöpfte Resultat einer von Reishold und Georg Forster angestellten Zählung, welche in der französischen Sprache 28000 Worte, in der deutschen 80.000 Worte fand. Hr. Wolke aber zählt 100.000 deutsche Worte. S. 1-8. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er der Meinung ist, daß Hr. Villers seit 1800, wo er über diesen Gegenstand sich vernahmen ließ, die Überzeugung seines Gegners zu der seinen gemacht haben dürfte; denn da noch nie einer seiner Landsleute tiefer in das Heiligthum deutscher Kunst eingedrungen ist, als er — so hat ihm das Wesentliche dieser vom Vf. so scharf aufgefaßten und bündig dargestellten Eigenheiten beider Sprachen unmöglich entgehen können. — Unter die grammatischen Vorzüge unserer Sprache rechnet der Vf. vor allen Dingen die Biegungsfälle unserer Sach- und Beywörter. Die französische Sprache kennt, außer in

Y y

dem Artikel, der durch Verschmelzung mit dem Vorwort seine Gestalt verändert, keine Biegungsfälle, weder in den Fürwörtern noch in den Sach-, Bey- und Neben-Wörtern. Nur das männliche und weibliche Geschlecht — ein drittes haben sie nicht — unterscheiden sie durch ein dem weiblichen Geschlecht angehängtes *e*, und in einigen Für- und Bey-Wörtern durch veränderte Form: *celui, celle, beau, belle*. Die Mehrheit von der Einheit wird bloß durch ein angehängtes *s* unterschieden, welches vor einem Mitlauter gar nicht, vor einem Selbstlauter fast nur in der höheren Rede vernommen wird. S. 11. — Aber nicht als stehende Regel kann Rec. zugeben: „Unsere Bey- und Wechsel-Wörter hätten, ohne Artikel, in zweyten Casus der Einheit eine doppelte Form, z. B. *stehendes* und *stehenden Fusses*.“ Jenes ist ältere Form, die man bey Luther, Lohenstein, Opitz antrifft; die zweyte Form hat einer falschen Analogie, und späterhin der Gewohnheit, ihr Daseyn zu verdanken, wiewohl man sie schon hin und wieder bey älteren Schriftstellern antrifft. Z. B. *Deutsch. Phit. f. 6. strengen lauffs*. Man thut nun freylich wohl, keine der Sprache einmal angehörige Form untergehen zu lassen, und deshalb gebrauche man eine jede vorhandene, so weit man es kann, ohne das Ohr zu beleidigen; aber: ein Mann *großsen* Wuchses, er kömmt *schwankenden* Trittes, *gelehrigen* Ohrs, *spurlosen* Fusses, möchte wohl keinem Feinhörenden wohlklingen. Die gegebene Regel scheint also nicht durchgängig zu gelten. — Mit welcher Feinheit und Genauigkeit, und mit wie strenger Wahrheitsliebe der geistvolle Grammatiker die Vortheile der geprüften Sprachen gegen einander abwog, erhellet aus seiner Untersuchung über die *einfachen und zusammengesetzten Zeiten der Handlungswörter* S. 12 — 21. In den einfachen Zeiten ist die französische Sprache weit reicher als die unsrige. Wir kennen deren nur fünf: die Gegenwart und die Vergangenheit in der anzeigenden und verbindenden Weise, und den Befehl. Die französische Sprache hat in der anzeigenden Weise vier einfache Zeiten; für die verbindende drey; und den Befehl. Also drey Zeiten mehr als wir. In den zusammengesetzten Zeiten fehlt uns für die anzeigende Weise eine Form der Vergangenheit, welche der Franzose durch *j'ens mangé* bezeichnet. Die französische Sprache hat noch zwey andere Zeiten, die uns fehlen, eine für die nächste Zukunft: *je vais manger*, und eine für die nächste Vergangenheit: *je viens de manger*. Ferner fehlt uns wieder das vermehrte Wechselwort der Vergangenheit; *ayant vu*; und in dem Hülfs Worte *seyn* sogar das einfache *étant*: ein höchst bedeutender Mangel, der uns oft da zur Weislosigkeit zwingt, wo dem Franzosen zwey Wörter genügen: *ayant appris cela, il monta a cheval*. Eben so wenig haben wir für das Gerundium der Franzosen: *en entrant, en mangeant*, wann es nicht Nebenwortsgehalt hat, sondern zeitwörtlich wirkt etwas Endprechendes: *quel fut mon étonnement, en voyant mon frère, que je croyais parti, traverser la rue!* — Unbestimmt und schwankend drückt sich der Vf. aus:

„wir dürfen unsere thätlichen Wechselwörter nicht mit anderen Zeitwörtern verbinden.“ Was thun wir anders, wenn wir sagen: *keuchend läuft er heran* od. dgl. Offenbar ist hiernicht gesagt, was gesagt werden sollte, und was sich wohl errathen läßt: wir können unsere thätlichen Wechselwörter mit der unbestimmten Weise eines anderen Zeitworts nicht so zusammenfügen, daß beide gleichsam in einen Begriff verschmelzen, und vereinigt in Verhältniß mit einem dritten Zeitworte gesetzt werden können, z. B. *Phoebus volentem proelia me loqui, victas et urbes, increpuit lyra*. Doch auch so ist die Regel zu allgemein; denn was hindert den Schriftsteller im höheren Styl zu sagen: *stündlich reisen wollte er, befinnet er sich stündlich*. Bey den Steigerungen ist klar, wie sehr wir vor unseren Nachbarn im Vortheil stehen. „Wir haben deren zwey, und zwar sowohl für Beywörter als für Nebenwörter: *lauter, am lauteften*; auch für das thätliche und leidentliche Wechselwort: der *geliebtere, der tönendere*. Die Franzosen müssen (wenige Steigerungen von einfacher Form ausgenommen, z. B. *pire, mieux*) in allen übrigen Fällen durch *plus* und *le plus* umschreiben S. 22. In Rücksicht auf Verkleinerungsformeln (S. 23-25) sind die Franz. wiederum sehr beschränkt: *fillette, animalcule, avbrisseau etc.* In unserer Sprache nehmen fast alle Wörter von sinnlicher Bedeutung die verkleinernde Form an, und viele haben zugleich doppelte Endung: *Mütterchen, Mütterlein*. Daß die erste dieser Formen „mehr Ernst habe, die zweyte mehr Naïves,“ mag in vielen Fällen wahr seyn. Noch haben wir für unsere Zeitwörter die Verkleinerung *eln, lächeln, liebeln, gewöhnlich* mit dem Nebenbegriff der Verachtung, *witzeln, klügeln*; wogegen die Franzosen ihre Zeitwörter in *iller — rimailleur, petiller* — aufstellen können, die aber nur in geringer Anzahl da sind. — Ein bedeutender Vortheil unserer Sprache ist, daß wir den Infinitiv aller unserer Zeitwörter als ein Sachwort gebrauchen dürfen S. 25-27. Diefs erhöht die Lebhaftigkeit des Ausdrucks. „Das Nennwort macht die Handlung zur Sache. Das Zeitwort führt sie uns mit allen Vortheilen der sachwörtlichen Form wirklich als Handlung zu. Auch haben wir zu vielen Zeitwörtern kein Sachwort; und hier vertritt das sachwörtliche Zeitwort die Stelle desselben z. B. das *Misslingen*.“ Die Franzosen sind hier sehr arm. „Sie haben fast nur: *le manger, le boire, le parler, le lever*. Wörter, wie *le savoir, le rire, le bien-être* sind zu wirklichen Sachwörtern geworden, wie unser *Leben, Vermögen*.“ — Unsere sachwörtlichen Beywörter haben (S. 27-31) einen größeren Umfang der Bedeutung, als die unserer Nachbarn. Die Franzosen haben einige Beywörter die sie als Benennungen gebrauchen können. Diese bezeichnen sowohl *Personen* (*l'avare, l'innocent*), als auch *Sachen*. und zwar Abgezogenheiten (*le beau, le sublime, le vrai*); aber die Anzahl dieser Beywörter ist sehr geringe. Wir sind hier viel reicher, und gebrauchen unsere Beywörter in sachwörtlicher Gestalt, nicht bloß um die Gattung anzudeuten (der *Fröhliche, der Muthige*), sondern auch, viel häufiger als die Franzosen, zur Bezeichnung bestimmter Einzelwesen (der *Fröhliche, Lief voran*); so auch die geschlechtlosen Abgezogen-

heiten: das *Unermessliche*, das *Ungeheure* z. B.

Und hier hing auch der Becher an spitzen Korallen;
Sonst wär' er ins *Bodenlose* gefallen.

Eben so ist die Zahl der *sachwörtlichen*, (*leidentlichen* und *thätlichen*) *Wechselwörter* (S. 32—35) bey den Franzosen, gegen die unsrigen gehalten, sehr unbedeutend. „Wir können jenen Wortarten fast durchgängig diese Form geben. Sie ist elliptisch; man denkt sich ein Nennwort hinzu, das entweder früher ausgesprochen ist, oder gänzlich fehlt:

Saufende Lüft' empfangen den *Streich*; die saturnische Juno
Wendet den *kommenden* ab.

So die Abgezogenheiten: das *Täuschende*, das *Glänzende*. Das *Weitzerfreute* sammelt sein Gemüth, und kein Gefühl belebt das *Unbelebte*. Diese nachdrücklichen, auch in der römischen Sprache einheimischen Wendungen, muß ihre Tochter, die französische Sprache, die überhaupt den Ellipsen abhold ist, fast gänzlich entbehren.“

Wir müssen uns leider! beschränken, durch einzelne Beyspiele auf die tiefdringende Feinheit der Sprachbemerkungen unseres Vfs. aufmerksam gemacht zu haben, ohne auch nur die Mehrheit derselben im Auszuge mittheilen zu können. Über die Ableitungen und Zusammensetzungen beider Sprachen, über deren Sachwörter, Beywörter, Partikeln, Zeitwörter, zusammengesetzte Zeitwörter, trennbare Zusammensetzungen u. s. w. findet sich noch vieles mitgetheilt, was sich mehr zum Studium eignet, als zur flüchtigen Ansicht. Aus den angestellten Untersuchungen ergibt sich, daß die französische Sprache, obgleich viel reicher an Stammwörtern, welche sie aus der altgallischen, römischen und griechischen Sprache entlehnt hat (S. 46—55), dennoch im überwiegenden Nachtheil gegen die unsrige steht, in Rücksicht auf die Menge regelmäßiger Ableitungen, denen Zug und Charakter des Stammworts fest eingedrückt ist (S. 65—77), und in Rücksicht auf die Zahl der Zusammensetzungen, deren unsere Sprache einen täglich anwachsenden Reichthum hat, indem sie Sachwort mit Sachwort zusammensetzt: z. B. *Handkufs*; Sachwort mit Beywort: *rosenroth*; und Wechselwort: *bluttriefend*, *blutbesleckt*; und Zeitwort: *lustwandelnd*; ferner Nebenwort und Sachwort: *Wohlbunt*; Nebenwort und Zeitwort: *emporblicken*; Nebenwort und Wechselwort: *herabgestiegen* u. s. w. Die Zahl unserer verschiedenartigen Zusammensetzungen giebt der Vf. auf 34 an. Auch drey Wörter werden zusammengesetzt: *Sommermondnacht*, *Goldbergwerk*, *fischdurchwirmelt*.

Daß die französische Sprache und Literatur so überall verbreitet ist, auf welchen Umstand sich der Franzose nicht wenig zu Gute thut, sieht mit Recht der Vf. als keinen entscheidenden Beweis ihrer Vortrefflichkeit an. Daß, wenn im eroberten Lande die Sprache der Eroberer sich ausbreitet, „weniger ihr Gehalt dabey wirksam sey, als politische Umstände, erhellt schon aus dem Beyspiel der lateinischen Sprache; die der griechischen den Rang abgewann, ob sie gleich weder durch sich selbst, noch durch ihre Literatur mit dieser den Vergleich aushält. War aber einmal die

Sprache der Franzosen verbreitet, so mußte auch ihre Literatur, ohne daß ihre überwiegende Vortrefflichkeit dabey obwaltete, ihr Loos theilen.“ Es läßt sich zwar nicht leugnen, daß wir für viele französische Begriffe keine Benennungen haben; aber die Franzosen haben deren noch weniger für ursprünglich deutsche Begriffe. Der Unterschied ist der: der Deutsche, der sich größtentheils nach dem Franzosen bildete, hat das Bedürfnis gefühlt, französische Eigenthümlichkeiten auszudrücken; dagegen der letztere, der um deutsche Sprache und Literatur, um deutsche Sitten und Einrichtungen sich nicht bekümmert, keine Veranlassung gefunden hat, deutsche Eigenthümlichkeiten kennen zu lernen. — Die französische Sprache besitzt Zeichen für viele Begriffe, die unmittelbar aus den *geistigen Eigenheiten* der Nation hervorgegangen. Für diese kann es freylich in der Sprache eines Volkes von ganz anderem Charakter keinen Ausdruck geben, wäre sie auch im Wesentlichen reicher. So bedeutet *arrogance* ein Gemisch von Trotz, Anmaßung und Selbstgefälligkeit, wofür wir keine Bezeichnung haben; und so übertrifft uns die französische Sprache an allen Wörtern, welche ein Erzeugnis des Witzes sind, weil die Gabe, Lächerlichkeiten zu finden, hervorstechender Charakterzug bey den Franzosen ist. Hat nun die Sprache eines Volks durch einen Zusammenfluß günstiger Umstände bey einem anderen Eingang gefunden, so werden dem letzteren die geistigen Eigenthümlichkeiten der ersteren eben dadurch zum Theil eingepreßt, und mit einem fremdartig modificirten Geiste findet es nun den Umfang der angeerbten Muttersprache zu beengt. Dies ist bey uns Deutschen, den Franzosen gegenüber, der Fall. Wäre es umgekehrt, hätte bey den Franzosen die deutsche Sprache, und mittelst derselben der deutsche Charakter eben so tief Wurzel gefaßt, als bey uns die französische Bildung und Sprache: so würden sie wenigstens eben so oft, vielleicht noch öfter, auf stitliche Nebengriffe stoßen, für welche es ihrer Sprache an Zeichen gebräche. S. 237—241. Über die plumpe und gewaltsame Sprachbereicherung unserer Väter durch eine barbarische Mischung dreier Sprachen, der deutschen, französischen und lateinischen, äußert der Vf. seine herzliche Unzufriedenheit. Die Menge der Wörter kommt wohl nicht allein in Betracht, sondern auch ihre Beschaffenheit. Hätten wir fortgefahren, wie zur Zeit vor unserer Cultur, die Sprache als ein Werkzeug des Bedürfnisses, nicht höherer Geistesbildung, zu betrachten und zu handhaben, hätten wir demgemäß die mit Bastardendungen aus fremden Sprachen entlehnten Wörter, als wirkliches Eigenthum gelten zu lassen: so könnten wir freylich Bezeichnungen haben, wie Sand am Meere. Doch, meinen wir, lieber etwas dürftiger, als auf diese Weise mit Betrug bereichert, oder auch, durch ein entgegengesetztes gleich irriges Verfahren, mit Campischem Ephemeridendeutsch!

Der zweyte Haupttheil beginnt die im zweyten Bande fortgesetzte Untersuchung der Frage: welche von beiden Sprachen, die deutsche und die französi-

sche, für die Poesie geeigneter sey. S. 263. Die Eigenschaften und Mittel, wodurch eine Sprache vorzüglich für die höhere Poesie sich eignet, sind: 1) *mahlerischer Ausdruck*, 2) *Wohlklang*, 3) *Wortversetzung*, 4) *Reichthum grammatischer Formen*. *Mahlerisch* ist eine Sprache a) durch *Wortklang*, wenn die Elemente der Wörter durch ihren Laut den Inhalt derselben verfinnlichen. Ein beträchtlicher Theil unserer Wurzeln besteht aus solchen nachahmenden Worten, z. B. *rasseln, rücheln, sausen*. In einer abgeleiteten Sprache, der bey der Umbildung von dem ursprünglichen Charakter ihres Stammes so manches abgewischt worden, müssen sich diese Naturtöne mehr oder weniger verlieren. (S. 263 — 65). b) *Durch Bewegung*, sofern durch kurze und durch lange Sylben, und die Art und Weise ihrer Verbindung, Eile und Langsamkeit — physische und moralische — einzelner Begriffe und ganzer Gedanken ausgedrückt wird. Hier muß die Sprache liegen, die das bestimmte Tonmaass hat, also wiederum die deutsche. (S. 266.) c) *Durch den Inhalt mahlerisch* wird ein Wort, wenn es den bezeichneten Begriff *anschaulich*, d. i. scharf umrissen, rein und lebendig vor Verstand und Phantasie bringt. Diese Anschaulichkeit entsteht *erstlich* durch Regelmäßigkeit in der Wortbildung. Unsere Sprache, deren Wurzeln schon durch den Laut mehr oder weniger auf ihre Bedeutung hinweisen, bildet aus diesen Wurzeln regelmässige Ableitungen und Zusammensetzungen, welche durch ihre, nach bestimmten Analogien gemodelte, Form, die auf das Urwort zurückweist, dem Verstand und der Phantasie ihren Gehalt sogleich unzweydeutig entgegen tragen. Nicht so in der französischen Sprache, die mehr ein Werk des Eigensinns, als der ordnenden Besonnenheit scheint (S. 267 — 72). — *Zweytens*: durch *sinnliche Merkmale*, die dem Inhalte des Worts gleichsam Körper geben, wie in den Wörtern *Gewühl, Gedräng*, an welcherley Wörtern die französische Sprache wiederum sehr arm ist. (S. 273 — 75). — *Drittens*: durch *saugen Gebrauch, der den Wörtern eine feste Bedeutung giebt*. Hier hat die französische Sprache den Vorzug, besonders was die Bezeichnung unsinnlicher Gegenstände betrifft. Doch kann nicht geleugnet werden, daß dieser Vorzug sehr zweydeutig ist. Der Franzose hat eine abgeschlossene Sprache, und meistens für einen Begriff nur ein Zeichen. So muß denn das unaufhörlich Wiederkehrende einen hohen Grad von Bedeutsamkeit gewinnen; aber eben diese Ständigkeit der Sprache beschränkt dem Schriftsteller seinen Spielraum, und ist selbst der Erweiterung der Begriffe nachtheilig. (S. 275 — 79). — *Viertens*: durch Nebenbegriffe. — Sehr preßend zeigt auch der Vf., wie *Kürze des Ausdrucks* die Anschaulichkeit erhöht, indem sie die Begriffe zusammendrängt, und gleichsam in einem Ruck unserer Vorstellung zuführt. Auch hier stehen unserer Sprache

weit mehr Mittel zu Gebote, als der französischen. „Wenn *Jean Paul* sagt: Nicht das Schwerdt des Schicksals, sondern die Nacht, aus der es schlägt, erschreckt. Daher ist nicht sein *Hereinbrechen*, wie im *Wallenstein*; sondern sein *Hereindringen*, wie in der *Braut von Messina*, ächt tragisch.“ — so könnte mit gleicher Kürze der Franzose diesen Gedanken nicht ausdrücken. (S. 319). Hierher gehört auch das, was der Vf. S. 302 bemerkt (dort, wie uns dünkt, an einer unpasslichen Stelle): daß wir uns folgende Ellipse erlauben dürfen: Die Zeisige haben *das Ohr mir taub gewitzschert, wo der Mittelbegriff machen*, ausgelassen ist. So, die Gottheit *wegwitzeln, sich todt arbeiten*. Hier müßte überall der Franzose den ausgelassenen Mittelbegriff auf irgend eine Art wiederherstellen: *il se tue à force de travailler*. — Auch Redefiguren gehören zum Mahlerischen der Sprache, zumal die Metapher S. 346. „Diese ist ein kurzes Gleichniß, das an die Stelle des Vergleichenen den Gegenstand der Vergleichung setzt, sie erregt also eine doppelte Vorstellung, einmal des ausgesprochenen und dann des verschwiegene Gegenstandes. Die französische Sprache, die überall leises Tritt einhergeht, vermeidet weit sorgfältiger, als die deutsche, jeden kühneren Ausdruck, jede *gewagte* Figur der Rede. — Sie ist mehr eine Freundin des abgezogenen, als des sinnlichen; daher sie auch abgezogene Begriffe weit seltener verkörpert, als die Sprachen anderer, mit mehr Sinn für belebende Darstellung begabter, Völker.“ — — Die französischen Kunsttrichter haben sogar, neben anderen willkürlichen Regeln, welche sie: *les règles éternelles et immuables du bon goût* nennen, auch diese festgesetzt: der dramatische Dichter dürfe sich kein Gleichniß erlauben, weil es gegen die Natur der Leidenschaft sey, mitten im Wirbel der Gefühle Ähnlichkeiten aufzuhaschen; als ob es nicht tief in der Natur läge, die unmittelbaren Anschauungen und Empfindungen der Seele durch die aushelfende Vermittelung des Sinnlichen auszudrücken. (S. 376). Daß diese Scheu vor bildlicher Sprache, dieser Mangel an kornigem Ausdruck, nebst anderen grammatischen Beschränkungen, dem Übersetzer bedeutende Hindernisse in den Weg lege, daß also auch in Hinsicht auf die Fähigkeit, fremde, insonderheit alterthümliche Geisteswerke in die Landessprache zu übertragen, die deutsche Sprache einen entschiedenen Vorzug habe, erörtert der Vf. in einer den Fortgang der ganzen Untersuchung unterbrechenden Episode. Er vergist von S. 381 an bis zu Ende des ersten Bandes seinen Hauptgegenstand, um bey einer Erörterung zu verweilen, welche durch die Entscheidung der zu beantwortenden Hauptfrage wenigstens zum Theil überflüssig werden mußte.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

F O R T S E T Z U N G E N.

Riga, b. Hartmann: *Predigten über freye Texte*. Von August Albanus, der Weltweisheit Doctor, zweytem Wochenprediger der deutschen Stadtgemeinde, wie auch Inspector und

Rector der Domschule zu Riga. Zweyter Band. (Vom ersten Trinitatis-Sonntage, bis zum Sonntage nach Weibtag.) 1804. VI und 328 S. 8.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 A U G U S T, 1807.

S P R A C H K U N D E.

LEIPZIG, b. Reclam: *Über den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache, und beider Anlage zur Poesie u. s. w.*

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

2) Mit dem Anfange des zweyten Bandes werden wir auf den Hauptgegenstand zurückgeführt, und auf das zweyte Erfoderniß aufmerksam gemacht, wodurch sich eine Sprache für den poetischen Gebrauch eignet. *Wohlklang*. „Hier berühren wir eine Saite, die für den Deutschen häßlich klingt; die französische Sprache ist 1) *vieltöniger* und 2) *wohlklingender* als die deutsche. Vieltöniger, weil sie der Stammwörter mehr und weniger Ableitungen hat, als ihre deutsche Schwester; weil ihre Ableitsylben nicht so stät und unwandelbar sind; und weil sie nicht zusammensetzen darf. Wohlklingender durch 3 Dinge a) *durch eine gleichmäßige Vertheilung der Selbstlauter und Mitlauter*. b) *durch tönende Selbstlauter*. Diese sind a, o, ö, ä (gedehnt noch tönender, als abgebrochen) und das lange e, und kommen in der französischen Sprache ungleich häufiger vor, als in der unsrigen; u, i, ä und das sinkende e haben weniger Klang; das letztere dann zumal, wann es mit Einem oder mehreren angehängten Mitlautern das Wort beschließt: ein Fall, der sich leider in unserer Sprache unzähligmal wiederholt; c) *durch gute Zusammenstellung der Mitlauter*, die an sich gut tönen, und ohne Gaumenzwang mit einander verbunden werden können. Auch hier wird die deutsche Sprache im Ganzen von der französischen übertroffen; d) *durch Übereinstimmung des Klanges mit dem Inhalt*. Dafs wir hier den Vorzug haben, ist im 1. Bande bewiesen. e) *durch ein genaues Zeit- und Tonmafs*, worin wiederum unsere Sprache den Vorrang behauptet. — Von S. 28 an und S. 104 bis 131 folgen herrliche Worte über Versbau und Ausdruck des Verses durch Klang und Bewegung, welche — zum Ärgerniß unserer stumpfsinnigen und unwissenden Kunst-Schwätzer, die den Mitausdruck schöngewählter Worte und schöngeordneter Füße blofs auf eine Künsteley des Technikers, oder, wenn es hoch kommt, auf das Spiel des blinden Zufalls zurückführen möchten — jeder mit Vergnügen lesen und beherzigen wird, der frey von dem Einflusse eines verderblichen Zeitgeschmackes, noch nicht auf die Stimme der Natur zu horchen verlernt hat. Sehr treffend wird der Vers mit der Musik verglichen, und gezeigt, wie in beiden durch eine kindische Nachahmung der Töne das, was seiner Natur

nach trefflich ist, entedelt werden kann. — Der Abschnitt über den Hexameter enthält die bekannten Resultate aus Klopstocks und Vofs's tiefgreifenden Untersuchungen mit eigenen Bemerkungen vermehrt und lichtvoll dargestellt. S. 48 hätte von Brinckmann — dem der Vf. S. 60 vollkommene Gerechtigkeit wiederfahren läßt — unter den Dichtern genannt werden sollen, welche die Cäsur zu beobachten wissen. Dem Trochäus, welchem der Vf. nicht so abhold ist, wie A. W. Schlegel, wird mit Recht unter sagt, in der vierten Region den Gedanken zu schließen. Belustigend ist, was S. 57—67 über verunglückte und ungeschlachte Verskritiken gesagt wird. Aber S. 64 ein Versehen zu berichtigen, sind wir der Ehre unseres Institutes schuldig. „Ein höchst lächerliches Beyspiel dreier Unwissenheit führte vor Kurzem (so schrieb der „Vf. 1806) die *Jenaische L. Z.* an. Ein Kunstrichter „hatte Vofsens kraftvollen Vers:

Dir nicht, Mutter der Göttin, noch Dardanus, Ahn
des Geschlechtes

Freveler!

„so verbalhornt:

Nein, Treulofer, dir ist nicht Mutter die Göttin, nicht
Dardanus Ahnherr

Deines Geschlechts! —

„mit der naiven Bemerkung, dafs diese Veränderung „beiden Versen wohlthun möchte (!).“ — Da unser Institut dieses „Beyspiel dreister Unwissenheit“ nicht aufgestellt hat: so müssen wir es einer anderen Literaturzeitung zuwälzen, welche den, vermuthlich durch einen Druckfehler entstandenen, Siebenfüßler schon durch eine sinnreiche Conjectur in einen Sechsfüßler umschaffen wird. — Der Aufsatz über das Tonmafs der französischen Sprache S. 68—104 ist zu gehaltreich, als dafs er hier im Auszuge mitgetheilt werden könnte.

3) *Wortversetzung*. „Diese ist eins der vorzüglichsten Mittel, Lebhaftigkeit in den Ausdruck zu bringen; denn mit Hülfe derselben hebt die Leidenschaft diejenigen Begriffe, die ihr die wichtigsten sind, hervor, indem sie den Zeichen derselben in der Wortreihe eine Stelle anweist, die sie in der ruhigen Rede nicht einzunehmen pflegen. Unter den neueren Sprachen ist die französische in diesem Punct am beschränktesten.“ S. 132—145. Nur wenige Fälle, wo sie sich Umstellungen erlauben darf. Sie stellt z. B. die zweyte Endung vor das bestimmende Nennwort mit oder ohne Beywort:

*J'entens; de vos douleurs la cause m'est connue —
et des fleuves françois les eaux ensanglantées.*

Einen Vortheil indess hat die Sprache, den wir ihr
Z z

beneiden müssen; sie kann fast überall das Beywort — auch das thätliche Wechselwort, wenn es ohne Anhang ist, aber nicht das leidentliche, das immer nach der Benennung steht — nach Willkühr vor das Sachwort, oder hinter dasselbe setzen; indess wir, wenn es ungeeignet werden soll, genöthigt sind, es fast ohne Ausnahme voranzustellen. Doch haben auch unsere Dichter Mittel gefunden, den Starrsinn der Sprache zu beugen. Sie lassen es mit oder ohne Artikel, gleichsam als Beysatz, der Benennung folgen; welche Wendung, die Voss häufiger gebraucht, als irgend ein Dichter vor ihm, selbst der gemeinen Sprechart nicht ganz fremd ist: z. B. ich habe die beiden Pferde gesehen, das braune und das weiße.“ S. 246—250. „Einen andern Vortheil des Periodenbaues gewähren den Franzosen ihre Wechselwörter, die geschmeidiger und geistiger Natur sind, als die unfriegen. Mit ihrer Hilfe knüpft der Dichter leicht und zwanglos ein Glied nach dem andern an das vorherrschende Zeitwort.“ S. 151. — Von 175—195 polemisiert nun der Vf. gegen Adelung, welcher den Wortstellungen, die in unserer Sprache erlaubt seyn sollen, allzu enge Grenzen angewiesen, und behauptet mit großem Rechte, daß die poetische Sprachrichtigkeit eine andere sey als die Adelungische, d. h. profaische. Gleich den Römern sollen wir durch kühne Wortsetzung lebendigere Formen gewinnen für den Ausdruck der Leidenschaft, welche das wichtigere, das sie interessirende heraushebt und an die Spitze stellt, und das Unwesentliche jenem nachfolgen läßt. Die sich selbst darbietende Frage, ob man den Dichter in Rücksicht der Inversionen durch feststehende Regeln beschränken könne, wird sehr richtig mit Nein! beantwortet. Höchstens lasse sich für einzelne, ganz einfache Fälle etwas bestimmen. Dem Feingefühle des mensch und frey sich bewegenden Dichters müsse es überlassen bleiben, ob und wie er in einem gegebenen Falle umfallen dürfe; denn es gebe Fälle, die ein unverwöhnter Sinn leicht billige, gegen andere Gründe er sich, und bemerke sogleich ihre Unzulässigkeit. Die keine Grenzlinie des noch Erlaubten, wie wohl Ungewöhnlichen, und des an sich schlechthin Verbotenen ist in einzelnen Beyspielen treffend angedeutet S. 196—204.

4) Grammatische Formen. Zwar besitzt die französische Sprache eine ihr ausschließlich zugehörige Feinheit und Zierlichkeit, die sich zum Theil auf ihren süchtigen Klang, theils auf ihre leicht falsche Wortfolge gründet. Diese Zierlichkeit kann unsere Sprache so wenig, und vielleicht weniger noch als andere Sprachen erreichen. Hier ist zwischen beiden Nebenbuhlerinnen der Abstand groß, und wo auf diesem Felde die Französin mit aller Gewandtheit, die ihr zu Gebote steht, in leichtem Tanzschritte sich bewegt, da muß freylich die Deutsche erröthend zurücktreten, S. 208. In allen übrigen Puncten aber ist der Vortheil auf Seiten der deutschen Sprache, welche fast allen Wendungen der französischen — die Eigenheiten der Wortstellung abgerechnet — Schritt vor Schritt nachtreten kann. Die wenigen Formen der

Franzöfen, welche unserer Muttersprache verfaßt sind, sind entweder unbedeutend, oder lassen sich durch ähnliche ersetzen; da umgekehrt der Franzose, wenn er ein nicht deutsches Originalwerk nachbilden will, auf so viele widerstrebende Formen des Ausdrucks stößt, auf so viele Eigenthümlichkeiten in Wendungen, Wortstellung und Periodenbau, die der Natur und Weise seiner Sprache durchaus entgegengesetzt sind, daß er fast bey jeder Zeile aufgehalten wird, und aller Orten sich drehen und wenden muß, um den Charakter des Urbildes nur nicht ganz sich entziehen zu lassen, S. 269 und 206. Der Vf. belegt, was hier behauptet wird, mit einer Menge von Beyspielen aus den namhaften Schriftstellern der beiden Nationen, denen er oft, des Contrastes wegen, und um das Verhältniß zwischen beiden Sprachen möglichst anschaulich zu machen, wörtliche Übersetzungen beyfügt. Diese Beyspiele sind mit so viel Kunst und so feinem Sinne gewählt, daß sie schon für sich dem Leser ein seltenes Vergnügen gewähren werden. Aber eben darum wird einem Rec. ein Auszug unmöglich gemacht; denn was soll man ausheben, wenn alles vortrefflich ist?

Der Vf. beschließt sein Buch mit folgenden nachdrücklichen Worten: „Es ergibt sich unwiderprechlich aus dem Gesagten, daß der französischen Sprache die großen Vorzüge des Wortreichthums, der mahlreichen Kraft, der Kürze und Gedrängtheit des Ausdrucks, der Freyheit im Gebrauch der Figuren, der leidenschaftlichen Stellung der Wörter, der Gewandtheit im Periodenbau, der Fülle grammatischer Redeformen u. s. w. nur kärglich zugemessen wurden; daß sie in Ansehung so vieler Eigenschaften, worauf es nach dem Urtheile der Kenner der Sprachen vorzüglich ankommt, neben der deutschen, wie neben dem Riesen ein Zwerg, da steht, daß sie zu dieser sich etwa verhält, wie ein niedliches Miniaturbildchen zu den gewaltigen Darstellungen eines Michael Angelo“ S. 438. „Ist es demnach (S. 268) nicht Verführung an uns selbst und unserer Sprache, wenn wir uns in der Art und Weise, unsere Sprache auszubilden, noch fernerhin an die Franzosen anschließen, und nur das für Regel gelten lassen, was bey ihnen Regel ist, weil unsere früheren Dichter in der berühmten Adelung'schen Goldperiode durch Zeit und Umstände veranlaßt wurden, die Franzosen vorzüglich zu ihrem Mustern zu wählen? Als diese Männer, welche zuerst den Samen der jetzt aufgewachsenen Segenserde austreuten, zuerst auftraten, um uns eine Literatur zu geben, hatte die französische Sprache, und mit ihr die Liebe zu französischen Geisteswerken überall in Deutschland gewurzelt. Die Landessprache ward verachtet; bey den höheren Classen galt es für Schimpf, deutsch zu sprechen. Unsere Fürsten gaben den unwürdigen Ton zuerst an, unbekümmert um die unheilbare Wunde, welche sie dem deutschen Gemeinfinn schlugen. Sie umringten sich mit Franzosen, und hatten es kein Hehl, daß sie ihr Vaterland, und das Volk, dem sie angehörten, recht herzlich verachteten. Und wir die Zurückgesetzten dachten klein ge-

nag, in den angegebenen Ton mit einzufallen. Späterhin merkten unsere Dichter, daß wir auf falschem Wege wären, und nahmen eine andere Richtung. Wieland, Goethe, Bürger, Schiller, Klopstock, Voss entrissen die Sprache der Herrschaft der Franzosen, und erweiterten ihren Spielraum.“ Was der begehrte Vorfaß schuf und ordnete, das möge hinfort dem Enkel zwar nicht unwandelbares Gesetz, aber ein Leitstern werden, der seinem Streben zum Vollkommenen eine bestimmte Richtung gebe.

Es ist noch übrig des Vfs. Urtheil über die Virtuosen unserer Sprache mitzutheilen. „Am wenigsten dürfte die französische Sprache für Goethe's Darstellung zusagende Farben finden, Goethe's, dessen Töne Nachhallen sind aus jenem jugendlichen Zeitalter der Welt, wo die spielende Phantasie, hold und lieblich und barocklos, wie ein unschuldig Kind, um den Menschen lieblosend scherzte; Goethe's, der den Wohlklang seines Geistes, und den Zauber seiner Einbildungskraft in unsere Sprache ergossen, und sie mit ächtgriechischem Sinn zu einem Werkzeuge Apollo's ausgebildet hat. Da ist keine Härte, kein Zwang, kein blendender Flitterstaub! da lahm kein müßiges Glied, da tritt keines vorlaut aus den Reihen; die Verhältnisse ordnen sich von selbst, alles scheint aus Einem Gufs, alles ganz, wie es da ist, in voller Rüstung aus dem Haupte seines Urhebers hervorgeprungen zu seyn! Überall umschwebt leichtflatternd und geistig der Ausdruck den Gedanken, und schmiegte sich wollüstig an ihn, wie das coische Gewand an die Glieder des badenden Mädchens. Goethe's poetische Sprache wird für unsere dramatischen Dichter das werden, was bey den Griechen der Canon des Polydectes für die Bildhauer war, ein Maßstab der Verhältnisse, ein Ideal der Vortrefflichkeit, dem sich zu nähern, nicht es zu erreichen, ihr höchstes Verdienst seyn wird; denn wer vermöchte es, ohne selbst Goethe zu seyn, den Unerreichbaren ganz zu erreichen. Bd. I. S. 379. Auch Klopstock's Verdienste hat unser Vf. (leider muß man hinzufügen, gegen den Geist heutiger Tage!) nach der Wahrheit gewürdigt. Bd. I. S. 302—303. „Nie hat auf die Sprache einer Nation ein Mann so mächtig gewirkt, als auf die unsrige Klopstock. Er hat sie völlig umgeschaffen. Man erinnere sich, welche rohe, spröde, widerstrebende, und dann doch wiederum durch falsche Bildung schlaff und träge gewordene Masse sie war, als Klopstock zu schreiben anfing. Die Gottschedische Schule, eine demüthige Nachtreterin der Franzosen, hatte sie zu hellem Wasser verdünnt, und die folgenden Schriftsteller schlossen sich je enger und enger an die Franzosen an. Klopstock sah bald diesen Mißgriff ein; und hatte zuerst den Muth sie der französischen Herrschaft zu entreißen. Er heitrette sich, die Anlagen zu Kraft und Fülle, die er in ihr wahrnahm, auszubilden, verlebte sich in Untersuchungen über ihr Wesen und ihre Eigenheiten, angestammte Formen und Analogien, und verfolgte sie, so weit es geschehen konnte, bis hinauf zu ihren Quellen. Was er als Grammatiker untersuchend ausgemittelt hatte, das stellte er als

Schriftsteller ausübend in seinen Werken auf. Alle Fehler zugestanden, die man, zum Theil nicht mit Unrecht, Klopstocken vorwirft, so sind und bleiben doch seine Werke eine Fundgrube von überwiegenden Schönheiten, welche eine gerechtere und weniger charakterlose Nachwelt nach Verdienst anerkennen wird.“ Auch Voss's, urtheilt der Vf., werde erst die Nachwelt nach voller Gerechtigkeit zu würdigen verstehen. S. 308. „Er hat, auch als Prosaist, in der Schule der Alten gelernt. Sein Styl ist kraftvoll, straff von Gedanken und Ausdruck, blühend, wo es der Inhalt fodert; dabey wohlklingend und abgeglättet bis auf den Nagel. Da er auch hier aus dem Gemeinen auslenkt, da er ganz von der Bahn abweicht, auf der sorglos der Tross unserer Feßermänner fortchleudert: so haben seine Formen (nicht das Werk einer Neuerungsucht, sondern des geschärftesten Feingefühls, und der gründlichsten Einsicht) für den Ungewöhnten allerdings etwas fremdes. Daher nennen unsere Recensenten seine Prosa steif, geziert, kostbar, unbehüllich. Baggeseu nennt sie rund, weich und wollüstig.“ Bey dieser Verehrung für die Kernmänner unserer Nation wird es nicht befremden, wenn der Vf. so oft gegen Adelung Partey nimmt, dem er vorwirft, seine Grundsätze über Sprache fast nur aus den neueren abgeleitet, vorzüglich aus der französischen (die er für gebildeter und vollkommener hält als die beiden alten) sich abgezogen zu haben, da doch offenbar eine Ursprache, wie die unsrige, nach eigenen Gesetzen beurtheilt seyn will. Bd. I. S. 73—87. Bd. II. S. 25 und anderswo. — Eine solche Parteylichkeit für das Wahre, Gute, Schöne, gegen das Schlechte und Verkehrte — eine Parteylichkeit, welche Solon nicht mit Ehrlosigkeit würde bestraft haben (Plut. c. 20) — wie steht sie ab gegen das Verfahren unserer modernen parteylosen und herzlosen Kritiker, die allenthalben Persönlichkeit wittern, wo nicht die Pille des Tadels überfließt, oder das Lob durch ein nachklappendes aber zurückgenommen wird; die weder sich noch ihren Zeitgenossen getreu sind; die am Ende Gott selbst ungetreu werden, aus Furcht der Teufel möchte sie der — Parteylichkeit beschuldigen! D. A. E.

ANSBACH, b. Gassert: *Gemeinnütziges Wörterbuch zur Erklärung und Verdeutschung der im gemeinen Leben vorkommenden fremden Ausdrücke*. Ein tägliches Hilfsbuch für Beamte, Kaufleute, Buchhändler, Künstler, Handwerker und Geschäftsmänner aus allen Classen. Von Dr. Eucharis Ferd. Christian Oertel, Lehrer am königl. Gymnasium zu Anspach. Zweyte verbesserte Ausgabe. I Band. A—L. 1806. II Band. M—Z. Zusammen 808 gespaltene Seiten. (4 Thlr.)

Diese verbesserte Ausgabe unterscheidet sich dadurch von der ersten (1804. No. 287 von uns beurtheilt), daß die Nachträge der ersten am gehörigen Orte eingeschaltet, und Nachbesserungen von S. 804—808 angehängt sind; sonst sind einige Druckfehler unverändert geblieben, und einige Erklärungen, die einer

Berichtigung bedurften, sind eben so wenig verbessert, als die Mängel ergänzt. Da das Buch selbst, auch in der ersten Ausgabe, viele unlängbare Vorzüge vor anderen dieser Art hat, so ist es zu verwundern, daß der Titel nicht etwas geändert worden ist. Hr. O. hat nämlich auch viele deutsche Wörter mit eingereiht und erklärt. Weil aber der Titel nur *fremde* Wörter angiebt, so sucht wohl niemand hier die deutschen Wörter *Abdecker*, *abkappen*, *abprotzen*, *Eisenfeil* u. s. w. Es wäre aber wirklich eine Empfehlung des Buches, und es gereichte dem Vf. zur Ehre, wenn er angezeigt hätte, daß er auch wenig bekannte deutsche Wörter mit aufgenommen und erklärt hat. Auch ist es etwas sonderbar, daß die Gelehrten von der Benutzung dieses Buches ganz ausgeschlossen werden, da doch die griechischen Wörter gewiss um ihrentwillen beygesetzt, zum Theil auch ihre Stammwörter angegeben werden. Überhaupt ist der Vf. sowohl seiner ganzen Anordnung, als auch seiner Schreibart treu geblieben. Da er dennoch in seiner kurzen Vorrede erklärt, daß er von seinen Rec. freundschaftliche Vorschläge zur Verbesserung seines Werks erwarte, mit dem Zusatz: *welches nur durch wiederholte Auflagen vollkommen werden kann*: so geben wir ihm zu bedenken, ob nicht durch einen Nachtrag oder Ergänzungsband fürs erste ein erheblicher Beytrag zur Vollkommenheit gemacht werden könnte. Da jetzt so viele fremde französische, spanische, polnische, russische, türkische und sogar persische Wörter in den Zeitungen vorkommen: so wäre in der That ein Nachtrag, der zugleich manches besichtigen könnte, sehr erwünscht. Um zu beiden etwas beyzutragen, will der Rec. zuerst einige Wörter namhaft machen, welche vermisst werden. Dahin gehören *Abelmosch*, *aberriren*, *abgregiren*, *abhorresciren*, *Acajou* oder *Anacardien*-Baum, *Acatalepsie*, *Ad liquidandum*, *Ad liquidum*, *Aerolithen*, *Akeley*, *Althea*, *Anacamptic*, *Angurie*, *Angustura*-Rinde, *Anthere*, *Apatit*, *Argutien*, *Beatismus*, *Bec*, *Bâtage* (welches auch unter *Etagé* fehlt), *Bivium*, *Blide*, *Blut-Vicarie*, *Brocardicum*, *Carax*, *Carica*, *Cartilago*, *Celtiber*, *Ceramicus*, *Charme*, *Chorus* (ein Wispel), *Codex bombycinus*, *niloticus* und *palimpsestus*, *Colobium*, *Crainte*, welches bey *Craintif* vergessen ist, *Cranium*, *Craquelin*, *Cul de sac*, *Deliquium*, *Dyadic*, *Gastaldus*, *Grassito*, *Japetus*, *Icterus*, *Interlinearis*, *Intermedius*, *Laferpitium*, *Latrocinium*, *Lazzi*, *Libet*, *Libitum*, *Lieu*, *Ligustrum*, *Limaille*, *Limande*, *Limes*, *Lipopsychie*, *Lipothymie*, *Lithogegnosie*, *Lithostratum*, *Litre*, *Lingam*, *Litura*, *Locution*, *Log*, *Logotheta*, *Ludus literarius*, *Lugger*, *Lumbricus*,

Luminare, *Lytrum*, *Mansus*, *Metreta*, *Minerval*, *Onager*, *Onocrotic*, *Onomantie*, *Onomatopoeia*, *Ophiolatrie*, *Palaeographie*, *Palaeotypus*, *Paragium*, *Portenarius*, *precaria* scil. *pensio*, *Proditio*, *Terminus decretorius*, *praeclusivus*, die Redensart in *terminis* bleiben, *Xenodochium*, *Xerophagie*, *Xylographie*, *Zythopepta* oder *Zythoporus*, *Bröihansbrauer* u. s. w. Zur Berichtigung mag folgendes dienen: *Aquagium* ist bloß durch Wasser-Ableitungsrecht erklärt; aber die erste Bedeutung eines Wassergrabens sollte nicht übergangen seyn. *Bey Actus* ist vergessen, daß es auch einen Aufzug in einem Drama bedeutet. *Bey Beneficium* wäre der Unterschied des *beneficii cum* und *sine cura* zu bemerken, welches Gelegenheit gäbe, das fehlende Wort *Curatus* zu erklären. Die *goldene Bulle* soll bloß ein goldenes Siegel-Futteral (Wachs-siegel in Goldblech gegossen) seyn, aber das Siegel ist in Goldblech eingeschlagen, und dieses ist inwendig mit Wachs ausgefüllt. *Dominica in albis* soll der nächste Sonntag nach Ostern deshalb heißen, weil die Neugetauften wieder in ihren gewöhnlichen Kleidern erschienen, nachdem sie vorher weiße Kleider angehabt hatten. Nicht doch! sie erschienen nur zum letzten Male in ihren weißen Kleidern. *Bey Drama* wäre noch das *Duodrama* und *Monodrama*, und bey *Fiera* der Ausdruck *Fierant*, ein Mefsfahrer, zu bemerken, *Ischiadik* ist richtig durch Hüftweh übersetzt; wenn aber dabey steht *Lendenweh*, so ist dieß eigentlich *Lumbago*, welches Wort fehlt. *Bey Lapis* ist der *Bonomiensis*, *calaminaris*, *judaicus*, *lazuli*, *spongites* unberührt geblieben. Eben so bey *Tetanus* ist der *acutus* und *traumaticus*, dem der *chronicus* entgegengesetzt ist, nicht erwähnt, und der Unterschied des *holotetani*, *emprosthotoni* und *opisthotoni* ebenfalls übersehen. Daß *Niesbrauch* und *Nutznießung* zwey närrische Wörter seyn, und eigentlich bedeuten sollen der Gebrauch zu niesen (nach der Schreibart des Vfs.) mag Hr. O. bey den Rechtsgelehrten verantworten. Wenn er wenig bekannte deutsche Wörter mit aufnehmen wollte, so wären die Wörter *Bauergrößen*, *Glum*, *Handfeste*, *Körbund*, *Körgarbe*, *Körherr*, *Kolter*, *Mundungen*, *Strother* u. s. w. auch wohl einer Erklärung werth gewesen. In der Erklärung der Abkürzungen verdienen noch folgende einen Platz: *A. B.* für *Aurea Bulla*, *An.* für *Anonymus*, *A. SS.* *Acta Sanctorum*, *del. dele* auch *delineavit*, *F. C.* *Formula Concordiae*, *Fe. Fec.* für *fecit*, *I. N. S. T.* *in nomine S. Trinitatis*, *I. P. O.* *Instrumentum Pacis Os-nabrugens.*, *SS.* für *scriptores*, *SSc.* für *sacro sanctus*, *tt.* für *titulo*. Gz.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Altenburg*, b. Petersen: *Barbarina Cimorosa*. Oder *Freyheitsdrang und Gewissensqual*. Ein Spiegel menschlicher Leidenschaften. Aus den hinterlassenen Memoires des Herzogs von *Arkos*. Herausgegeben vom Vf. der doppelten Ursel-nernonne *Kajetan* **** 1803. I Theil 264 S. II Theil 224 S. 8. (I Thlr. 16 gr.) Das Buch erregt durch die Abwechslung sonderbarer Begebenheiten und durch die Heftigkeit der Leidenschaften, die in demselben ihr Spiel treiben, Interesse für sich. Nur sollte die Darstellung hier und da überlegter gemacht, und mehr Fleiß auf die Sprache verwandt seyn. Dann würden Stellen, wie z. B. Th. I. S. 63, geändert worden seyn. „Er machte in der Folge mit ihr, woraus sich am Ende ein Liebesverständnis entspann. Er heirathete

seendlich, und als er sie ins mütterliche Haus brachte, erkannte diese ihre Tochter.“ Oder Th. I. S. 128. „Fliehen — fliehen muß ich, fliehen von der heiligen Stätte, die deine edlen Reste verwahrt, fliehen vom betrogenen Königshause, fliehen aus den Netzen des Weibes, das mich mit ihrer Liebe an ihren Meineid knüpelt, fliehen vor mir selbst, in irgend einen Winkel von Magellaniens Wüste, in irgend eine Kluft des öden Feuerlandes, oder in die Steppen der freudenlosen Tartarey, wo der Tag vor meiner Schande zurucktritt (?) — oder hin zum eisernen Wurfespiel am kaukasischen Gebirge, daß ein Turkenstahl meinen Schädel spalte, und Denkkraft des Gegenwärtigen von der Erinnerung meiner abscheulichen Vergangenheit abschneide.“ Hg.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 A U G U S T , 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Die Schlacht bey Austerlitz*. Von einem Militär, Augenzeugen des zweyten Decembers (?) 1805. Aus dem Französischen. Mit einer Karte. 1806. Ohne die Zueignung 114 S. gr. 8. (16 Gr.)

Das schon im Frühjahr 1806 (in Dresden bey Walther) in französischer Sprache herausgekommene Original: *La Bataille d'Austerlitz. Par un militaire témoin de la journée du 2 Decembre 1806. Hambourg*, ist nicht nur bey weitem das Beste, was bis jetzt über jene berühmte, entscheidende Schlacht erschienen ist, sondern es verdient auch, als Muster einer ruhigen, klaren, möglichst gedrängten, und doch vollständigen Darstellung einer Kriegsbegebenheit, noch besonders erwähnt zu werden. Der Styl ist fließend, wiewol gleich einige Härten den deutschen Verfasser verrathen, der von seinen Gründen, warum er französisch schrieb, in der Zueignung an die österreichische Armee Rechenschaft giebt. Er wollte nicht von Deutschen allein, sondern von Europens Kriegern gehört seyn; er mußte daher diejenige Sprache wählen, in welcher er der grösseren Anzahl verständlich werden konnte, und man wird ihm Dank dafür wissen, wenn man erwägt, daß dadurch allein die drey Armeen, die an der grossen Begebenheit Theil nahmen, in den Stand gesetzt werden konnten, seine Angaben zu prüfen, und jede Unrichtigkeit, die er sich würde haben zu Schulden kommen lassen, nachzuweisen. Daß dieses bey aller Verschiedenheit der öffentlich bekannt gemachten Relationen, von keinem Theile geschehen ist, bürgt für die Treue der Erzählung.

Der Vf. beginnt diese mit der Vereinigung des austro-russischen Heeres, am 18 Nov. bey Wischau, unter Kutusows Commando, einer gedrängten Schilderung der gegenseitigen Lage und Stellung beider Armeen, und der, aus diesen, für jede derselben entstandenen Verhältnisse. Er folgt dann, ohne die gewöhnliche ängstliche Aufzählung aller Cantonirungs-orte, den Allirten in ihre Stellung bey Ollmütz, wo am 25 Nov. das Corps des Grotzfürsten Constantin zu ihnen stößt, und aus welcher sie wieder gegen Brunn zum Angriff vorgehn.

Mit gleicher Unparteylichkeit werden sowohl der Muth, mit welchem beide Heere fochten, als auch die Ursachen des Erfolgs ins Licht gestellt, und die Missethate der Feldherren gerügt. Manches fällt hier dem General-Quartiermeister zur Last, dem es, bey ent-

schiedener Tapferkeit und ausgezeichneten Talenten, an jener festen Willenskraft gebrach, welche im Kriege allein der sichere militairische Überblick gewährt. Mangel an Nachrichten vom Feinde, an einem auf mehr als eine Möglichkeit berechneten Plane, vor der Schlacht, und während derselben an gehöriger Verbindung zwischen den verschiedenen Corps und an Entschlossenheit bey nicht vorhergesehenen Fällen auf der einen Seite; dagegen auf der anderen die große Geschicklichkeit, durch Hinhalten des Gefechts mit wenig vorgeschobenen Truppen erst die Absichten des Gegners sich entwickeln zu lassen, dann die Fehler desselben schnell zu benutzen, indem man stets große Massen bereit hat, um sie auf den entscheidenden Punct zu werfen, und durch diese im Moment beschlossene richtige Contrelection die Anstrengungen des Feindes zu vereiteln, bewirkten die Niederlage der Allirten. — Rec. kennt kein militairisches Werk, in welchem dieses alles durch eine verständige Stellung der äußerst einfach erzählten Begebenheiten dem Leser so anschaulich gemacht würde, als in dem gegenwärtigen. Es endigt mit dem am 24 December geschlossenen Waffenstillstande, von welchem der jetzt nicht mehr unbekannte Vf. in Begleitung des französischen Generals Savary dem russischen Kaiser die Nachricht überbrachte.

Es sind bereits verschiedene Übersetzungen dieses Buches erschienen, das allerdings eine bessere, als die vorliegende, verdient. Zwar meint der Vf. derselben in der Nachschrift, „sich für einen Laien noch so ziemlich gut aus der *Affaire* gezogen zu haben;“ aber das üble Vorurtheil, welches schon der Titel erregt, findet sich im Buche selbst nur zu sehr bestätigt. Daß dem Übersetzer „als Mann des Friedens, die Militärsprache nicht geläufig war,“ und daß er, „wie im Fluge arbeiten mußte,“ sind freylich ungünstige Umstände; aber er hätte doch Französisch verstehen, und mit der deutschen Sprache nicht so gar unbeholfen umgehen sollen. Wo dachte er nur hin, als er (S. 5) zwanzig österreichische Bataillons aus sechs Bataillons Recruten zusammensetzen liefs? Im Original steht: *composé* (nämlich die Infanterie) *des sixièmes bataillons*, und S. 29 ist dies noch näher bestimmt. — *Deboucher* heisst nicht: sich den Weg bahnen, sondern: aus einem eingeeengten Raume hervorgehen. Warum behielt er, der „den Purismus in einem solchen Werke lächerlich“ nennt, der wiederholt von *plaziren*, *avanziren*, *forziren*, *Kontenance* u. s. w. spricht, nicht lieber das bekannte: *deboucher* bey? — Wer versteht Stellen, wie (S. 79):

Ass

„Zwey Regimenter, das Fanagorsky Grenadier und Rhiasky Musketier, kamen zur Verstärkung,“ oder: „Wir haben die dritte Colonne in Sokolnitz gesehen, welches die Tête der letzteren passirt war...!“ — Auf den Flügel (des Feindes) manœuvriren, der *Queue Face* machen, (statt gegen den, die) an die Spitze ankommen (ft. der), S. 37. 73. 77 ist eben so undeutsch, als (S. 71. 86), das Vorrücken einer Abtheilung vorwärts dem *Posten* bey Poforsitz, dies letzte aber ein desto unverzeiblicherer Fehler, da im Original deutlich jedesmal steht: *de la poste*, und dieses *Posthaus* auch in der vorausgeschickten Beschreibung der Stellung ausdrücklich erwähnt war. — Wenn man (S. 95) von einer Cavallerie liest, die von den Kartätschenfeuer mit Wunden wie besät ist (*criblée de mitraille*), so geräth man in Verführung zu glauben, sie sey versengt worden; und lächeln muß man über die (S. 112) ganz wohlbehalten in Ungarn angekommenene Armee des Erzherzogs Carl. „*Avec son armée toute conservée*,“ heist es im Original, weil sie den gefährlichen Rückzug aus Italien gemacht hatte, und das einzige Heer war, das durch die Geschicklichkeit seines Anführers dem österreichischen Kaiser erhalten wurde.

Nach diesen Beyspielen, die auf jeder Blattseite einen Zuwachs erhalten könnten, wird es wohl nicht weiter nöthig seyn zu beweisen, daß es dem Übersetzer nicht um den Sinn, sondern nur um Übertragung der Worte zu thun war.

Auf der Karte, die dem, dem Original beygefügt, Müllerschen Blatt von der Gegend von Ollmütz und Brünn nachgestochen ist, fehlt unter andern, für ihren Zweck bedeutenden, Orten, auch das wichtige Dorf Aujezd, welches auf jener unterhalb Telnitz, nahe an dem mittelften Teich, sehr deutlich in die Augen fällt. K. f.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *The Theatre: or a Selection of easy Plays, to facilitate the Study of the English language; by J. H. Emmert, Prof. at Tübingen. Vol. II. 1806. 366 S. 8. (20 Gr.)*

Man hat von Hn. Emmert ein ähnliches Theater in französischer Sprache. Der erste Band des englischen muß schon vor geraumer Zeit herausgekommen seyn; Rec. erinnert sich, ihn durchgesehen zu haben. Der zweyte Band enthält folgende Stücke: *Filial piety; The fathers reconciled by their children; The little gleaner; The bookfeller; The veteran dismissed with honour; Vanity punished; The greyhound and the ring; The parental step-mother*, und *The death of Julius Caesar*. Das erste ist der längst von der Bühne verworfene *Deserteur* aus Kindesliebe von *Stephanie* dem jüng., das letzte enthält die vordere Hälfte des *Shakespeare'schen Julius Caesar*. Die übrigen sieben sind aus Kindersehriften, theils aus dem bekannten *Kinderfreund*, theils auch aus dem verdeutschten Theater der *Frau von Genlis* entlehnt. Hr. Em-

mert hätte die Mühe sparen können, diese kleinen Stücke aufs Neue ins Englische zu übersetzen; sie sind den Bewohnern Albions längst in ihrer Sprache bekannt. Rec. kennt unter andern eine Ausgabe der Schauspiele der *Frau von Genlis* in drey Bänden, unter dem Titel: *The Theatre of Education by the Countess de Genlis. Lond. 1783.* Ohne beiderley Übersetzungen vergleichen zu dürfen, sieht man auf den ersten Blick, daß Hr. Emmert jene nicht abgeschrieben, auch nicht aus dem Original, sondern aus seiner Muttersprache, dem Deutschen, übersetzt hat. Nicht eben, als wenn seine Arbeit durchaus von Germanismen wimmelte. Er schreibt das Englische ziemlich fließend, und man versteht meistens, was er sagen will. Im Ganzen aber ist dem Leser doch nicht zu Muth, als wenn er unter Engländern wäre. Es bleibt immer sein Landsmann, mit dem er sich in einer fremden Sprache zu unterhalten affectirt.

Der deutsche Dialog ist wortreicher, hat mehr Füll- und Flickwörter, als der englische. Man will bemerkt haben, daß, wo der Deutsche sechs Wörter braucht, der Franzose sich mit vier, der Engländer mit drey Wörtern begnügt. Der Deutsche fürchtet mißverstanden zu werden, wenn er nicht eine überflüssige Deutlichkeit beobachtet. Er schweigt still, gleich als befürchte er, man möchte glauben, daß er bey dem Schweigen laut würde. Er geht aus seinem Hause hinaus; als wenn er darin bleiben könnte, wenn er hinaus gegangen ist. Wann er schon demüthig oder nichtsdestoweniger gesagt hat, so setzt er noch doch oder aber hinterher. Wo zwey Deutsche gehen, da gehen sie zusammen mit einander. — Die guten Germanen werden von den Fremden oft darüber ausgehöhnt; aber sie bessern sich nicht.

An diesem Überflusse bewährt sich auch Hn. Emmert's Deutschheit. Fünfmal unter sieben würde ein Engländer nicht verstehen, was er mit allen seinen *now, yet, even, only, already, likewise*, sagen will. Z. B. S. 278: *We must be good friends with one another.* Ein Britte würde sagen: *Let us be friends.* S. 125: *Before I was even born.* Hier muß *even* wegfallen, oder vor *before* stehen. S. 248: *I am sentiments one towards the other*, anstatt: *to each other.* S. 288: *He does not know us even yet.*

Zuweilen laßt er aber ein nöthiges Wörtchen weg. S. 153: *I look upon you as father*, wo es durchaus *as a father*, oder *as my father* heißen muß. S. 154: *I shall send an hundred guineas to house*, anstatt: *into your lodgings.*

Der Genius der englischen Sprache wird häufig, doch meistens nur an zarten Theilen verletzt. Selten kommen so starke Fehler vor, wie S. 41, wo eine Frau zu ihrem Manne sagt: *My good man*, statt *husband*; oder S. 83: *I am only a child; how can I decide amongst big people?* oder S. 164: *I would go to court and fall before the king.* S. 250 muß *es*, statt: *From this misfortune you will be better enabled to bear a greater*, heißen: *By this misf.* S. 255: *To give every one his own*; richtiger: *his due.* —

Einige Stellen gehen keinen Sinn. S. 103: *One must needs be poor, that comes here gleaming, with so much trouble, what is to make a little bread.* (Das zweymalige a mag wohl ein Druckfehler seyn.) S. 137: *Has not the most indifferent talents fortunate hits sometimes, when every licence is taken, and the author knows no restraint?* S. 287: *He will constantly insult us, but not, on my side, very patient.* S. 288: *It appears to me he scorns in the light of brothers.* S. 306: *There will not be an individual round about you, but will interest himself in your prosperity, if his solicitude be worth the acquisition.* Und was ist eine *Parental step-mother* in dem Titel des einen Stücks?

Oh.

LEIPZIG, b. Fleischer d. jüng.: *Nouvelle Grammaire des Dames*, oder: *Gründliche Methode die französische Sprache richtig sprechen und schreiben zu lernen.* Von G. F. le Mang, Lehrer der franz. Sprache zu Leipzig. 1807. VIII u. 386 S. 8. (16 Gr.)

Hr. le Mang ist ein schamloser Buchmacher, der, unter einem neuen Titel und der Aegide eines frischen Verlegers, seine alten Säckelchenflugs wieder zu Markte bringt, und sich und seine Methode dabey mit vollen Backen lobt, als wäre er allein im Besitze der rechten. Die Aussprache wird, nach ihm, in dieser *Nouvelle Grammaire*, gründlich gelehrt, seine Belehrung über die Wortfolge ist vortreflich, seine Briefe, Lebensregeln und Erzählungen sind angenehm, tragen zur Bildung des Verstandes und Herzens bey, haben schöne Stellen und feine Ausdrücke, und was des Gewaltes mehr ist. In unseren Blättern (s. No. 35 und 37 des laufenden Jahrganges) ist diese Prahlerey dem Vf. nach Verdienst, und kaum stark genug, vorgehalten worden. Es würde hinreichen, dahin zu verweisen, um das Publicum und die Buchhändler zu warnen. Aber Rec. fühlt sein Innerstes einpört bey dem Anblick einer Anekdote, die unter den aus allerley Büchern zusammen gelesenen französischen Erzählungen S. 308 steht. Hier wird unserem höchst gesitteten Lessing ein Betragen Schuld gegeben, das nur von einem eingefleischten Trunkenbolde gelten kann. Ein le Mang entblödet sich nicht Folgendes drucken zu lassen: *Lessing, excellent poëte allemand, senivroit fréquemment. Un jour que l'excès de la boisson ne lui permettoit pas de se soutenir sur ses pieds, il chancela et tomba au milieu d'une rue. On ruit de l'aventure; mais lui, sans se déconcerter, apostropha ainsi les railleurs: „Le vin est plus fort que l'eau, ses ennemis même en conviennent. L'eau renverse les maisons, elle fait tomber les chênes; pourquoi donc s'étonner que le vin m'ait jeté par terre?“* — O Lessing! — Doch bleib ruhen! In einer Stadt, wo dich jeder Stein kannte; wo, diese Verläumdung zu widerlegen, noch Tausend aufstehen könnten, die dir Dürftenden vor dreyßig Jahren und darüber keinen Trunk geboten hätten; in dieser Stadt müssen, von einem unwissenden Fremdling geführt, die kichernden Mädchen

exponiren, daß Du Dich, wie ein unreines Thier, wie Klotz, auf der Gasse gewälzt habest! Du machtest ein schwaches Lied auf die *Stärke des Weins*, (s. *Lessings Schriften*, Berlin 1771. Bd. I. S. 341), und wirst nun so dafür bestraft!

Cch.

SCHNEEBERG, in der neuen Verlagshandlung: *Tetisch-französisches Taschenlexikon der meisten und besondern im gemeinen Leben vorkommenden Wörter und Redensarten zur Erleichterung im französisch Sprechen ausgearbeitet von J. G. Haas.* Ohne Jahrzahl 666 S. 12. (1 Rthlr.)

Was man an den, in Deutschland seit etwa zehn Jahren und darüber erschienenen, Taschen-Wörterbüchern besonders zu radeh gefunden hat, ist der kleinen, den Augen schädliche Druck. Leute von schwachem Gesicht konnten sich ihrer, zumal bey Kerzenlicht, nur mit Mühe bedienen. Dadurch ging ein vorzüglicher Theil ihrer Brauchbarkeit verloren, welche in der geschwinden und leichten Auffindung eines vergessenen oder nicht schnell genug gegenwärtigen Ausdrucks besteht. Dieser Unbequemlichkeit ist durch das vorliegende Taschen-Lexikon abgeholfen. Die Buchstaben sind groß, und der Druck ist ziemlich, doch nicht durchaus correct. Aber gegen die Vollständigkeit und Genauigkeit, gegen die Wahl und Richtigkeit der erklärten Wörter und Redensarten, ist desto mehr einzuwenden. Der Vf. hat viel zu flüchtig gearbeitet. So ist z. B. die Präposit. *nach* ganz vergessen. Von den mit derselben zusammengesetzten Verben und Substantiven, als *Nachdruck*, *nacheifern*, *Nachfolge*, *Nachfrage* u. s. w. findet man einige; doch auch hier ist oft nur eine Redensart, und meistens mit großer Einseitigkeit, nicht das Wort selbst erklärt. Wie *Nachfrage* auf Französisch heisst, erfährt man nicht. Statt aller anderen Bedeutungen steht bloß die kahle Redensart: *Ich danke für die gütige Nachfrage*. Dieß soll auf Französisch heißen: *A votre service, je me porte bien*. Als wenn jede Nachfrage bloß die Gesundheit des Gefragten beträfe! *Ebenbild* heisst hier *Image de dieu*. Er ist seines Vaters Ebenbild, müßte also so übersetzt werden: *Il est l'image du dieu de son père*. — *Anhaben*, *commencer*, wie eine Geschwängerte, *elle se sent enceinte*, *ella (elle) a conçu*. Ist dieß eine Redensart? Weis ein Deutscher, was dieß heißen soll? — *Gecklich* soll seyn *couleur de la livrée de Jean Sautisse*. — Bey *Gestreng* steht nichts weiter, als: *Nur gnädig, gestrenger Herr*; übersetzt durch: *Votre seigneurie (seigneurie) me pardonnera*. Ganz verfehlt! — *Nach dem Herz (Herzen) greifen*, giebt Hr. Haas so: *Cela me veut étouffer*. Hier ist nicht einmal ein Infinitiv durch einen Infinitiv ausgewechselt. — *Gregorius gehen*, auf Französisch: *les ecoliers, ont leur fête*. Wie viele Fehler kommen hier zusammen! — Das Wort *Vater* findet sich gar nicht, so wenig wie *Mutter*. Doch trifft man von dem letzten einige Zusammensetzungen und Redensarten, als: *Mutter der Erze, der Wein*

liegt auf der Mutter, Mutterkorn, mutternackel; vom ersten aber auch keine Spur. Statt Krätze schreibt Hr. Haas Grätze (S. 40), statt erzürnen, erzörnen. Er hätte Platz genug gehabt, viele gute Redensarten anzubringen; er hat aber lieber niedrige Phrasen

und gemeine Provincialismen aufnehmen wollen. Als da sind: *Es wird Lärm im Brodsack, wenn dich doch die schwere Noth, das ist ein Perdums, Gefetz, quatschern u. s. w.*

Cch.

KURZE ANZEIGEN.

KRIEGERWISSENSCHAFTEN. Dresden, b. Arnold: *Militärische Laufbahn des kurf. sächs. Generals der Infanterie, Chef und General-Commandeurs der Leibgrenadiergarde, auch Ritter des königl. preuss. großen rothen Adler-Ordens, Anton Franz Herrmann von Lindt*. Mit beygefügten urkundlichen Belegen. 1806. 22 S. 4. (6 gr.) Eine biographische Skizze, welche nach den Quellen, die dem Vf. offen gestanden zu haben scheinen, vollständiger hätte ausfallen sollen, und dann gewiß weit interessanter gewesen wäre. Gener. v. L. ward am 29 Apr. 1730 zu Frankfurt am M. (wo sein Vater ein Weinhändler war) geboren, bezog 1742 zu Straßburg die Universität, trat 1746 in kurf. Kriegsdienste, wo er zuerst bey dem Ingenieur-Corps als Unterofficier angestellt ward, 1750 dabey zum Lieutenant avancirte, und sich ein Jahr darauf zu einem Infanter. Regimente verletzten ließ. Während des 7jährigen Krieges befand er sich größtentheils bey dem Corps des k. k. Gen. Feldmarsch. Lieuten. Graf v. Hadick, auf dessen besondere Empfehlung er, obgleich einer der jüngsten Capitains in der Armee, 1758 zum Major ernannt ward. 1768 avancirte er zum Obristl. und schlug die ihm kais. Seits angetragene Reichs-Gener.-Quartiermeisterstelle aus Patriotismus aus. 1777 ward er als Obristler in den Adelsstand erhoben, 1784 avancirte er zum Gen. Maj. und Gen. Inspecteur d. Infanterie, und 1790 zum Generalleuten. Im J. 1793 führte er das kurf. Reichscontingent an d. Rhein, erhielt am 17 Nov. wegen seines rühmlichen Verhaltens im Gefechte bey Bifingen, den preuss. groß. rothen Adler-Orden, und behielt das Commando über das sächs. Corps bis ins folgende Jahr, wo er sich seiner geschwächten Gesundheit halber zurückbegab, im September des Jahres darauf aber wieder dahin geschickt ward, erhaltenen Befehls zufolge, das Corps zurückführte, und 1796 das Quintuplum wieder hinausbrachte. Nach erfolgter Zurückziehung des kurf. Reichscontingents behielt er das Commando über den zur Sicherstellung der Landesgrenzen bestimmten Theil der Armee bis 1801, wo er zum Chef und General-Commandanten der Leib-Grenadiergarde ernannt ward, welches er bis an seinen Tod blieb, der am 4 May 1805 erfolgte.

Die urkundlichen Belege bestehen in einigen Schreiben, welche der Graf von Hadick, Graf von Anhalt, Herzog Albrecht zu Sachsen, König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Feldmarschall von Möllendorf, General von Kalkstein, und Erzherzog Karl, bey verschiedenen Gelegenheiten an den G. v. Lindt erlassen haben. Die Stellen aus einigen auf denselben bey gewissen Veranlassungen verfertigten Gedichten, sprechen wohl das aus, was der Vf. damit belegen wollte, hätten aber ihrer Unbedeutenheit wegen füglich wegbleiben können. Da ferner bey mehreren Gelegenheiten L's. Antheil an dem glücklichen Erfolge kriegerischer Unternehmungen bloß im Allgemeinen erwähnt worden ist, ohne besonders darauf einzugehen: so hätte die, obwohl an sich sehr heilsame Verfügung, daß er die Locken der Unterofficiers und gemeinen Soldaten der kurf. Armee abschaffte, keiner ausführlicheren Erwähnung bedurft. Zuletzt folgen noch in kurzen Sätzen einige Lobpreisungen der Verdienste des G. v. L. Der Styl ist an sich nicht übel, doch eben nicht schön, und etwas zu sehr im Zeitungstone. S. 19 befindet sich eine kleine Unrichtigkeit. Bey Kyrm, wo sich Rec. selbst mit befand, ist eigentlich nicht, wie es dort heißt, ein Gefecht vorgefallen, sondern das Grenadier-Bataillon Brandenstein, und die beiden Musquetier-Bataillons Kurfürst und Anton, welche am 2. Juni 1796 die Oestreichischen Truppen in diesem Städtchen und dem dazu gehörigen Schlosse ablöseten, wurden bloß bey ihrem Einmarsch von einer französischen Batterie, welche Schloß und Stadt dominirte, und sowohl die Brücke als einen Theil des

Weges, wo jene Truppen herkamen, bestrich, tüchtig beschossen, ohne selbst einen Schuß thun zu können, außer daß die vor der Stadt auf einem Berge postirte sächsische Batterie die französische zum Schweigen brachte. Der ganze Verlust bestand in zwey Toden von gedachtem Grenadier-Bataillon, und zwey Verwundeten vom Bataillon Kurfürst. Auch am folgenden Tage, wo die sächsischen Truppen das Schloß und Städtchen wieder verliefen, wurden sie zwar von den Franzosen mit kleinem Gewehr beschossen, und ihr Nachzug etwas beunruhigt; allein ein eigentliches Gefecht fiel wieder nicht vor, und es ward weder jemand getödtet noch verwundet.

W.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Halle, bey Hemmerde und Schweitche: *Deutsche Aufsätze zum Übersetzen ins Französische für höhere Schulclassen*. Von Johann Christ. Wiedemann, Rector der lateinischen Schule zu Hagen in der Grafschaft Mark. Zweyte vermehrte und verbess. Auflage. 1807. 306 S. 8. (18 Gr.) Hr. Wiedemann hat sich bequemer gemacht. Er nahm allerley Aufsätze, Fabeln, Erzählungen, kleine Abhandlungen aus der Natur- und Welt-Geschichte, Anekdoten, wie sie ihm in französischer Sprache vorkamen, und übersetzte sie ins Deutsche, entwarf über jedes Stück ein phrasenologisches Vocabular, und das Buch war fertig. Wir würden ihm diese Verfahrungsart hingehen lassen, wenn er nur nicht allzubekannte Stücke, die unsere jungen Leute aus ihren ersten französischen Lesebüchern, z. B. dem Gedekeschen, beynahe auswendig gelernt haben, aufgenommen hätte. Auch ist seine Fertigkeit als Übersetzer dadurch nicht bewährt; er kennt die Kraft der deutschen Sprache nicht. Verschiedene Sachen, die ursprünglich deutsch geschrieben, und bloß ins Französische übersetzt waren, hat er wieder ins Deutsche gebracht. Unter vielen macht Rec. nur auf die bekannte Lessingsche Fabel: der Rabe und der Fuchs, aufmerksam. Lessing sagt: Eben wollte er es auf einer alten Eiche verzehren; Hr. Wiedemann: Er steigt in die Höhe auf eine Eiche, und macht Anstalt (!), seine Beute zu essen. Lessing: der rüstige Adler; Wiedemann: der geschwinde und hurtige Adler. Lessing: die ersuchte Gabe; Wiedemann: das Geschenk, welches ich durch mein Bitten erhalten habe. Lessing: großmüthig dumm; Wiedemann: auf eine großmüthige Art dumm. — Das angehängte Verzeichniß der Redensarten ist auch nicht genau. Z. B.: *J'ai contribué à massacrer six voyageurs*, ich bin dabey gewesen wie sechs Reisende geplündert wurden. — Bloß dabey gewesen? Bloß geplündert?

Cch.

Berlin, b. Hayn: *Recueil de Pièces Dramatiques, à l'usage de la Jeunesse*. Première partie. 1805. VIII u. 164 S. 8. (12 Gr.) Kleine Kinder-Schauspiele, aus dem deutschen Original eines Hn. Lossus übersetzt, deren Erfindung dem Verf. nicht viele Schwierigkeiten gemacht haben kann. Die Übersetzung ist nicht rein; es waltet darin zwar kein merkbarer Fehler gegen die niedere Grammatik, aber desto mehr von dem, was Voltaire *le style réfugié* zu nennen pflegte. Man kann freylich alles verstehen; ein wirklicher Franzose aus Frankreich aber würde manches ganz anders ausgedrückt haben. Z. B. S. 132: „*Mad. Noi: Toujours chez Dupuis! Je voudrais bien savoir ce que tu fais chez cette fille évaporée? Tu es le fils d'un ecclésiastique, il ne convient pas que tu courres tant. Tu es aussi un bon Frédéric!*“ Oder S. 158: „*Lui que je ne puis oublier, soit que je veuille ou que je sommeille.*“ Dieß erinnert an den Irlander, der aus Liebe zu seinem Mädchen nicht schlafen konnte, weil er zu viel von ihr träumte.

Cch.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 A U G U S T 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

AMSTERDAM u. LEIPZIG, b. Robloff und Comp.
Die Leidenschaften. Eine Reihe dramatischer Gemälde nach dem Englischen von *Joanna Baillie*. Von *Carl Friedrich Cramer*. I Theil. 418 S. II Th. 400 S. III Th. 656 S. 1806. 8. (5 Thlr.)

Wer bey Schauspielen psychologische und moralische Zwecke vor Augen hat, der ist immer in Gefahr, den höchsten Zweck, den freyen Genuss der Schönheit, zu verfehlen, weil hier der Geist oder vielmehr der bloße Verstand zu sehr mit Bemerkungen und Vergleichen beschäftigt ist, als daß er sich dem Eindrucke des Ganzen und seiner eigenen Lust daran völlig hingeben könnte. Dies gilt sowohl vom Vf. als vom Zuschauer. Vorliegende Schauspiele sind nach solchen Grundsätzen verfertigt, wie besonders aus der 115 S. langen Vorrede der Verfasserin zu sehen ist. Wir finden hier die *Liebe*, den *Hass* und den *Ehrgeiz* in mehreren dramatischen Darstellungen psychologisch behandelt; der *Liebe* und dem *Hass* sind jedem ein Trauerspiel und ein Lustspiel, dem *Ehrgeiz* aber zwey Trauerspiele und ein Lustspiel gewidmet. Nicht das Wohlgefallen am Schönen, sondern ein pathologisches Interesse der Zuschauer hat der Verfasserin dabey vorzüglich zum Richtziel gedient; daher sind die Trauerspiele in den Hauptstellen in Verzerrungen und Grausamkeiten ausgeartet, und folgende Handlungen und Vorschriften darin befindlich: *Er zieht einen Dolch und sticht ihm in die Wand. Der Mörder wird mit blutbespritzten Händen und Kleidern hereingebracht; er rennt mit dem Kopf gegen die Mauer. Im Vordergrunde der Bühne schlägt man sich Mann vor Mann, der Hintergrund ist mit Verwundeten und Todten bedeckt; weiterhin verdunkeln Geschosse und ein Pfeilregen die Luft; die entferntere Schlacht ist in dicke Staubwolken verhüllt.* Eine Parthie schlägt die andere, diese wieder jene, und jene wieder diese zurück, und dergleichen mehr. Die Sprache ist solchen Zeichen und Gebärden gemäß. So heist es z. B. *Laß dich nicht solch Mißtrauen grillen! Ha, mich deucht, du lächelst wieder; ganz versteh ich ihn, das Greisens Sinn. So greifst der böse Feind.* Auch die Lustspiele haben von solchen heftigen und sonderbaren Aufseerungen etwas abbekommen, die der Übersetzer durch recht grelle Ausdrücke, statt sie zu mildern, noch mehr begünstigt. So spricht eine Gräfin: *halt dein naseweises Maul.* Von einem Gemälde heist es: *das ähnliche Tableau! Wie hingespies! Der Erschrockene* S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

gebehrdet sich also, daß von ihm gesagt wird: *von seinem Stuhl auffahrend, und die Tasse fallen lassend; und gleich darauf: mit geballter Faust auf den Tisch schlagend, und Alles herunter fegend.* Mit dergleichen gewaltsamen Mitteln ist es aber nicht gethan, wenn es, wie es doch der Vorfall der Vfn. war, auf eine allmähliche, psychologische Entwicklung einer Leidenschaft ankommt. Am wenigsten ist es damit in den Trauerspielen gelungen. Die *Liebe* lernen wir hier nicht nach ihrer gradweisen Äußerung, nicht nach ihrer ganzen Tiefe, wie in *Romeo und Julie*, auch nicht an sinnlichen Zeichen, sondern mehr aus der Wirkung, aus dem Hintergrunde, nämlich dadurch kennen, daß ein General um seiner gefassten Zuneigung willen eine Schlächt verläumt. Diese Wirkung kann wohl den Verstand in Staunen setzen, und auf eine heftige Liebe schließen lassen, aber nicht selbst in der gehörigen Verbindung vor den Sinnen und vor der Phantasie erscheinen, und ist daher völlig undramatisch. Eben so wird der *Hass* auch nicht entwickelt und in seinen Abstufungen dargestellt; sondern wir sehen nur, wie einer den anderen meidet und fliehet, und plötzlich, da er hört, daß dieser seine Schwester liebt, in die sinnloseste Wuth ausbricht, und gleich zum Mord schreitet. Der *Ehrgeiz* in den zwey Trauerspielen tritt mehr hervor, überhäuft sich aber bald mit so vielen Grausamkeiten, daß der Eindruck davon die Grenzen des Schönen bey weitem überschreitet. Man sieht, daß es der Verfasserin zur erhabenen und grossen Ansicht der Dinge und zur heroischen Darstellung an Tiefblick und Kraft fehlt, und daß sie dies durch äußeren Reiz und sinnliche Stärke, durch schmerzliche Gebärden und gewaltsam hervorgepresste Kraftausdrücke zu ersetzen sucht. Daher legt sie ihren Personen so oft eine gezierte Sprache in den Mund. Statt: *was bildest du dir ein? — hören wir hier sagen: was bildet denn dein Geist sich für Wahn?* Und um auszudrücken: *wer wollte denn am hellen Morgen noch schlafen?* läßt sie den Weckenden also sprechen:

He! du Faulpelz!

Wer wollte denn, ey! wenn aus feuchter Flut
Der Morgennebel steigend sich erhebt,
Die frühe Sonne durch die wolgigen
Dunstwolken bricht, und wie ein launisch Kind,
Das weint zugleich und lacht, die Gegend hebt;

(Kein übles Bild, nur hier zu r Unzeit angebracht)

Wenn Lerchen singen, Hähne krähen, froh
Der wackre Weidmann mit dem Hifthorn sich
Die Schulter gürtet, auf ins Feld zu ziehn,
Und aus dem Lager das Gewild zu treiben; —
Wer wollte denn, wenn in den Adern Blut
Der Jugend riant, so lässig hingestreckt.

B b b

Ein todter Klotz daliegen, unbekümmert
Des Reichthums, den Natur ihm beut?

Solche Umschreibungen, die oft nur dienen, die Aufmerksamkeit vom Mangel des Wesentlichen abzuziehen, und des Dichters Blößen zu bedecken, sind zwar auch in unseren deutschen Dramen jetzt sehr an der Tagesordnung; doch können sie diesen Trauerspielen die fehlende tragische Würde auch nicht einmal zum Schein ersetzen, so daß dieselben in jeder Hinsicht einer Übertragung ins Deutsche unwerth waren. — Aber nicht also verhält es sich mit den Lustspielen. Es findet sich hier viel Stoff zur Unterhaltung und zum Lachen, und hie und da eine Charakterzeichnung, die das Komische sowohl in seiner eigenen Entwicklung als in der Zusammenstellung so natürlich und so untrüglich herbeiführt, daß es der Beyhülfe des Witzes sehr gut entbehren konnte. Gehörig bearbeitet und für unsere Empfindungsweise verdeutlicht, würden sie auch auf unseren Theatern vielleicht ihre Wirkung nicht verfehlen. Dann müßte aber hie und da manches, das zu redselig ist, verkürzt, und manche brittische Kühnheit und Derbheit gegen das Übrige mehr geebnet werden. — Am meisten zu verwundern ist es, wie die Dichterin den Hafs, einen an sich so ernsthaften Gegenstand, hat ins Komische verwandeln können; aber darin offenbart sich das angeborene Talent, etwas leicht von der lächerlichen Seite aufzufassen. Wir sehen hier zwey ganz verschiedene, übrigens gut gefinnne Personen, die sich aus Hafs gegen einander bey einer Parlementswahl den Rang ablaufen wollen, und dadurch in mancherley Thorheiten und Lächerlichkeiten gerathen. Der eine freut sich, wenn er vom anderen etwas Ungünstiges oder Schlechtes hört, darüber so sehr, daß er oft das Wichtigere darüber vergißt und anderen gern die Fehler vergiebt, die sie mit solchen Nachrichten zu verdecken suchen. Der einfältigste Bediente ist hier im Stande, seinem Herrn die ärgsten Dinge weiß zu machen. Und der Hafs des einen, der sich durch die vermeintliche Schuld des anderen zuletzt ins Gefängniß gebracht sieht, geht endlich so weit, daß er im Unglück über den schlechten Streich des anderen einen wahrhaften Steg feyert. Triumphirend geht er im Gefängniß auf und nieder, und freut sich, daß der andere vor der Welt nun entlarvt werde. Er irrt darin aber so sehr, daß er diesem sogar seine Rettung verdanken muß, wobey das Betragen beider immer noch Gelegenheit zum Lachen giebt. Denn das Stück schließt mit keiner rührenden Versöhnungsscene, sondern nur mit einer behutsamen Annäherung beider, und mit der Erkenntniß ihrer lächerlichen Feindschaft.

Noch bleiben an diesen übersetzten Dramen mancherley Sonderbarkeiten zu bemerken. Die auffallendste ist die übertriebene Freyheit, Personen, die eben abgetreten sind, unmittelbar darauf an einem ganz andern Orte und in einer solchen Situation erscheinen zu lassen, die einen bedeutenden Zwischenraum der Zeit voraussetzt. So erblicken wir einen Liebhaber, der eben mit den Worten abging: Sie werden mich alle noch rasend machen! gleich darauf

an der Seite seiner Geliebten in einer zärtlichen Tändelei, und diese sagt unter anderen zu ihm: Ich hätte das ganze Muster hier schon fertig, wenn Sie nicht so lange über meinem Stuhl gehangen hätten. In einer andern Scene verfügt sich ein Herr zur Ruhe und wünscht gute Nacht, und unmittelbar darauf, ohne allen Vorgang, sitzt er bey dem Frühstück, und man fragt ihn, wie er geschlafen habe. — Nicht minder merkwürdig sind die Jamben in den Trauerspielen, weil sie öfters nicht nur durch solche Wortstellungen erzwungen werden, als:

Da kommt der Umgang! Schließen
An ihn uns an wir!

sondern auch durch Trennungen und Zusammenziehungen folgender Art sich geltend zu machen suchen:

Er dacht ihr seine Wallfahrt zu verheimlichen . . .

Lafs Er mich!

Und scher'r sich seiner Wege! Meinetwegen —

Dazu kommen noch manche andere Nachlässigkeiten des Übersetzers, ja sogar völlig undeutsche Redensarten, z. B. Wenn in meinem Vermögen etwas ist, das Sie *stöset*, ich will's alles wegschenken. Oder: Er kam mir anfangs als ein viel angenehmerer Mann vor, *wie ich ihn* doch am Ende zu *seyn* finde. — Ich schwöre Ihnen, und ich will's vor aller Welt *bekannt seyn*. — Ich schmeichle *mich*. — Ich hoffe nur, daß Sie uns nicht so bald wieder verlassen werden, *als* Sie in Ihrem Briefe es uns *fürchten* haben lassen; u. dgl. Wenn der Übersetzer manches mit Vorsatz so gegeben hat, so möchte dies wohl nicht nach Grundätzen geschehen seyn, die in der deutschen Sprache sich so bald Eingang und Beyfall versprechen dürfen.

So wandert nun wieder ein Buch von 3 dicken Bänden in die Lesewelt, wovon kaum der dritte Theil empfehlenswerth ist. Ein paar gute Lustspiele herausgewählt, und mit Entfernung brittischer Derbheiten dichterisch und deutsch bearbeitet, würde einen mäßigen Band recht angenehmer und geschmackvoller Lectüre gegeben, und die deutsche Bühne vielleicht mit einiger Unterhaltung mehr bereichert haben.

T. Z.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Niobe*.
Eine Tragödie vom Vf. des *Lacrimas*. 1807. 53 S.
8. (16 gr.)

So hoch der Gegenstand dieses nach antiker Formgearbeiteten Trauerspiels gestellt ist, so erhaben die symbolische Ansicht, die durch das Ganze geht, und so umfassend und tief die mystisch philosophischen Deutungen sind, womit das Werk sich schließt: so wird man gleichwohl von aller dieser Größe und Erhabenheit wenig getroffen, und garnicht durchdrungen oder ergriffen. Diese geringe Wirkung bey so viel Aufwand von Kraft erklärt sich wohl am natürlichsten eben aus der großen Anstrengung, die bis zur Überspannung geht; man fühlt gleichsam die Mühe, die der Autor anwendet, um seinen Gegenstand auf der ungewöhnlichen Höhe zu erhalten, und dieses macht jeden freudigen Genuß unmöglich. Über-

das Bestreben, alles bedeutend und großartig erscheinen zu lassen, geht das ächt Poetische, das Lebendige, das zum Menschen Sprechende, fast gänzlich verloren, und der Gesamteindruck des Gedichts ist mehr philosophisch-didaktischer, als dramatisch-tragischer Natur. Am fühlbarsten ist die fast durchgängige Ungemüthlichkeit in der Hauptscene der Kindertödtung; man kann sagen, daß hier an nicht wenigen Stellen der Natur und Wahrheit Hohn gesprochen wird, so verkünstelt, gesucht und erzwungen sind nicht selten die Gedanken oder der Ausdruck. Auch der vorhergehenden so wichtigen Scene, wo Niobe ihren Wahn, daß sie eine Göttin sey, ausspricht und die Thebanerinnen zur Verehrung ihrer Göttlichkeit bewegt, fehlt nicht wenig, um für diesen außerordentlichen Wahn und für diese gleich seltsame Bereitwilligkeit Glauben zu erwecken, und es ist dem Dichter nicht gelungen, in der Niobe einen weiblichen Prometheus aufzustellen. — Auf die Sprache ist, wie sich erwarten läßt, die überspannte Feyerlichkeit übergegangen; in manchen Versen drängen sich Bilder auf Bilder von der ungewöhnlichsten und gesuchtesten Art, und häufig liegen die einfachsten Gedanken unter einem Schwalbe von Worttheorie wie erschüttert, des peinlichen Zwanges nicht zu gedenken, mit dem sich die Worte oft den griechischen Sylbenmaßen fügen müssen. Aus der Darlegung des Ganges und der wesentlichen Momente dieser Tragödie wird sich ergeben, ob dieses Urtheil gegründet sey oder nicht. — Die Scene ist vor dem Tempel des Apollo und der Diana. Zuerst tritt Pythia auf. Nachdem sie in einem kurzen Monologe die höhere Weisheit gepriesen, welche dem Phöbus sie nunmehr zu verdanken habe, und nach der Versicherung, daß sie „schon die Zeit fühlte, wo anderen Tempeln das neu entsprungene Licht zueilt,“ verkündigt sie ihren Entschluß, „sich schleunigst zu Thebens Weibern zu begeben, um die vom Feste des Dionysos noch trunkenen von ihrem Unternehmen, wenn es möglich ist, abzuwenden, bevor die Gottheit selbst zu des Tempels Schutze nahet.“ Hierauf erscheinen Niobe mit ihren 14 Kindern und die thebanischen Frauen. Diese singen das Lob der Niobe, der glückseligen, mächtigen, kinderreichen Mutter; da heißt es unter andern:

Strahlend blüht du hoch in der Flur auf des Dufts,
Der dir von Goldhaar — blühenden Stämmen erwallt,
Freud'voll im Schoß dir wurzelnd, und sendest dein Bild:
Neu in die ausströmenden Goldquellen hin u. f. w.

dann preisen sie den Bakchos, „des zweygeschlechtigen Wachsthum-Förderers,

„der uns durchhaucht mit Zeugungsglut die Glieder süß.“

Eifersüchtig auf diese Lobpreisung, erinnert sie Niobe, daß dieser Gott doch nicht vermöge, sie vor dem Verfall der Erzeugten zu schützen, und als die Frauen bemerken, sie habe ihnen ja einst ein unvergängliches Loos angekündigt, und nun Niobe zu verstehen giebt, daß sie selbst es sey, welche Unvergänglichkeit ihnen zu geben vermöge, so fassen sie anfangs den Sinn ihrer Rede nicht, und fragen, ob sie auf die Diana deute. Sie vermeint es, und die thebanischen Jung-

frauen, die inzwischen sich hinzugesellt, stimmen nun einen Preisgefang auf diese Göttin an. Die Frauen, ihnen diesen gleichsam verweisend, erheben hierauf das Glück ihres Standes. Sie meinen aber, daß Niobe dennoch die Diana im Sinne habe und zwar als die „Schützerin der Geburten:“ Niobe läßt sich in Offenbarungen vernehmen, und die Frauen, wie in Verzweiflung darüber, stehen sie um Rath an in der Noth; und sie erklärt nun ausdrücklich, nur bey ihr selbst könnten sie Hülfe finden, „wenn sie die Gottheit, die sie in sich trage, ehren wollten.“ Jetzt tritt Pythia wieder auf, und warnt Niobe, ihrem Irrwahn nicht zu folgen, aber weder sie, noch die bekehrten Frauen, hören auf die Warnung. Niobe erklärt, sie erkenne nur Eine Gottheit an, die Erde, die aus sich selbst alles hervorgebracht habe. Ihre eigene Göttlichkeit bezeugt sie besonders durch ihre Kinder

Die zweymal sieben, vormal Niobe genannt,
Die mich erfreun, die sind und bleiben stets ich selbst.
und die Kinder bekennen nun rühmend, wie die Kraft der mächtigen Mutter in ihnen lebe. Unter andern sagen die Söhne:

Auch im Ringplatz, wo schön glänzend des Leibes Flut
Trunken sich sonnet und still,
Bis der Brandung nah'nd des Feindes, kühn sie sich bäumt,
Spannt die entsprungene Kraft meine Brust.
So an dem wonnigen Tag
Schäumst du in des Leib's Goldbecher, und bringst
Mir, bey der Nacht Gelispel, süße Begier
Zum Kufs der Kypria.

Endlich nimmt Niobe, um ihr Recht göttlicher Verehrung sichtbar zu bekräftigen, von dem Tempel „der seit lange ihr gehört,“ Besitz, ihre Kinder einladend, ihr zu folgen, und den Frauen gebietend, vor dem Säulengange zu verweilen. Jetzt erscheinen Apoll und Phöbe; die Frauen erschrecken über den Anblick, und fangen an in ihrem Glauben an Niobe zu wanken; sie wollen jedoch abwarten, was sich begeben werde; die Jungfrauen, die der Diana treu geblieben sind, schauen dem ganzen Vorgange ruhig zu, überzeugt, daß die Götter, was sie auch thun, nur Gutes bewirken. Plötzlich werden ein Sohn und eine Tochter der Niobe von den Pfeilen getroffen. Das Wehgeschrey der Kinder ruft die Mutter aus dem Tempel. Als sie schon sechs Kinder hat fallen sehen, sagt sie:

Es wogt, wie mit dem Klage-ton der Nachtigall,
Der mir Verbliebenen seufzendes Mittrauern hier;
Ihr schmerzgebeugtes Wandeln lockt mir Thränen ab,
Und dennoch macht es süß mich im Innersten,
Wie süß sie da stehn, und wie jeder Augenkreis
Durch all' die Trauerwolken funkelt her nach mir.
O welcher der Olympischen hat solch' ein Gut?
So reich ist keiner, keiner gleich der Niobe!
Verloren hab' ich mehr schon, wie sie all' zusamt.
Besitzen thu' ich mehr noch, wie sie all' zusamt u. f. w.

Erst nachdem sie noch vier Kinder verloren hat, darufst sie die Erde um Hülfe an, und gleich darauf tröstet sie die noch Lebenden also:

O meine Spinnen bleibet ruhig, weinet nicht;
Verharret still, hemmt eure Thränen, denn ihr wißt,

Ich laße sie in euren Augen nicht; ich bin
Schon jetzt bedacht, sie euch zu trocknen, und gewiß
Ersetz ich, kann ichs, was ihr so beweinet, euch.
O habt Geduld nur, alles bring' ich wieder ein.

Als Niobe endlich auch das letzte Kind verloren, erfolgt die Verwandlung in einen Felsen. Nach einigen Betrachtungen der beiden Halbschöre tritt Leto auf, und zu ihrer Jugendfreundin, der Versteineten, von der es heist:

Sie blickt mit ruh'ger Wehmuth nach den Leibern hin,
Noch grablos liegend, wie sie hingestreckt der Pfeil.

sagt sie: die Fülle der irdischen Geburthen habe ihren Sinn befangen, und sie zu dem „Befchlusse verleitet, das endlos in dem Erdenreiche machen zu wollen, was entbunden nur aus ihm, wahrhaft unendlich ist.“ Sie aber (Leto) habe ihren Blick zu Uranos gewandt; vom Kronion, um ihren Durst zu löschen, in sein hehres Bette aufgenommen, und von ihm mit eines Doppelsunkens stillem Keim befruchtet, habe sich ihr der Blick erschlossen auf das, was ihr im Innern lebend ward, und nicht bloß die Aufsglieder seyen ihr erzittert. Endlich nach langen Nöthen blühten aus vor ihrem Blicke zwey Blumen, die sie stets mit neuer Wonne betrachtet

Sie leuchten beide, doch die eine ruhet noch
Im Arm der Nacht, und nacht- umhülltes Leben nur
Erwecket sie, sowohl im Saamen, welcher in
Der Scholle liegt, so daß er keimend gähret auf,
Als in der Frau; die Nahrung reisend für den Sproß
Und Hülf ihr leistend bey dem Kreissen der Geburt.
Auf sie hast du, erkennend was sie dir auch lieb,
Geschmäht, wie auf die andre, die in Flammen steht
Und Licht zugleich; mit jenen sengend ab den Tod,
Und dieses aus der Asche saugend hin nach sich.
Denn wechselnd gähret der Erde aus, der Heliosquell
Und tritt belebend wieder in ihr starres Nichts u. f. w.

Nach dieser Art von Parentation geht Leto ab, und es erscheint zum Beschluß Pallas, die auch eine und zwar noch höhere Offenbarungsrede an die Niobe richtet: Von mir, spricht sie,

Stammt alles Leben, das im todtten Stoff sich regt;
Auch jenes, was mit Wonne hat dein Herz berührt —
Geboren werden, wachsen und gebären ist
Nur mir, der Ungebornen, Ungewachsenen, Nicht-

gebärenden, in immer schönerem Lichte nah'n,
Bis zu dem Einzug in den Schooß, der eins mit mir u. f. w.
H. D. F.

ГОТНА, b. Steudel und Kell: *Ephemeron für Lectüre und Theater*. Von Heinrich Bertuch. Erste Lieferung. 1807. 343 S. 8. (1 Thlr. 4 gr.)

Kunstproducte, die in sich kein Leben und Daseyn haben, sind auch nicht der Vergänglichkeit fähig; was nicht ist, kann nicht aufhören zu seyn. Daher ist für dieses Buch selbst der bescheidene Titel: *Ephemeron* eine Anmaßung, weil er auf irgend eine Dauer Anspruch macht, die demselben, ohne Leben, auf keine Weise zukommt. Nur insofern es auf dem Papier existirt, muß es hier erwähnt werden. Es liefert ein Zauberspiel, eine Posse, vertraute Briefe und Rhapsodien, d. h. kleine Poesien. Im ersten sehen wir Zigeuner, die bloß schlafen und tanzen, und eine Menge Verwandlungen, Schlangen, Drachen, brennende Inschriften, gedeckte Tische u. f. w., die ganz profaisch, zu weiter nichts dienen, als einen Bösewicht zum Geständnis zu bringen. Es hat wunderbar seyn sollen, und ist wunderbar geworden. Sein Ideal, das Donauweibchen, läßt es weit hinter sich zurück. — Die Posse aber thut wirklich einige Athemzüge, wodurch sie manchen mit Leben und Gesundheit täuschen kann. Es sind einige Scenen aus der gemeinsten Wirklichkeit, die einen Pächter mit seinen zwey Söhnen, wie sie in einem Wirthshause ihre Streiche spielen, wahrhaft und wirklich zur Schau stellen. Aber es ist bey weitem zu flach und armselig, um eine Posse heißen zu können, welcher Titel überhaupt viel anmaßender ist, als man obenhin zu glauben pflegt, denn er verspricht geradezu die Spitze des Komischen, das Kühnste, das Gewagteste in dieser Gattung, und will die Ausschweifung eines Genies seyn, die mit der vollen Kraft des göttlichen Übermuths uns in eine idealisirte Welt von Lächerlichkeiten versetzt, welche Erwartung eine Posse nur selten befriedigt. — Von den vertrauten Briefen und von den Poesien ist vollends gar nichts zu sagen.

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Glogau, b. Günter: *Moderomane, oder komische und abentheuerliche Erzählungen*. Von Ernst Nachersberg. 1804. 252 S. 8. (16 gr.) Einige bedenckliche, dabey auch neue und unerhört witzige Aufserungen über Recensionen und Recensenten, die Schreiber dieses in dem angezeigten Buche zu lesen das Entsetzen hatte, haben ihn vermocht, sich alles Urtheils über dasselbe zu enthalten, und nur den komischen und abentheuerlichen Vf. ein paar Zeilen aus seinen Erzählungen vorlegen zu lassen. „Die, welche auf der Streu schliefen, heist es S. 119, wurden von dem unbeschreiblichen Lärm und häufigen Fußritten geweckt. Wüthend packten sie die, von welchen sie unsant aus dem Schlafe getreten wurden, bey den Beinen an, rissen sie nieder, und gaben ihnen durch derbe Faustschläge ihr Wohlwollen zu erkennen. Natürlich erwiderten diese eine so gütige Behandlung bestmöglichst, und schrien dabey immer fort: „O, Jemine! der Teufel!“ „Ich will dir den Teufel segnen, du Schlingel!“ erhielten sie von ihren Gegnern zur Antwort, und obendrein noch eine verstärkte Dosis wohlapplicirter Puffe. Und so vereinigte sich endlich alles zu einem Hauptreffen. Wüthende Schläge knallten. Man entriß den Schemeln ihre Beine, um sich nachdrücklicher verständ-

gen zu können.“ Möchte es doch dem Vf. gefallen, den Beklemmungen seiner Laune und seines Witzes noch oft auf diese Weise Luft zu machen, und die schmachtende Lesewelt recht bald mit einem neuen Bändchen solcher komischen und abentheuerlichen Erzählungen zu erquicken! Sig.

Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Der Eidschwur*. Von Gottlieb Bertrand, Vf. des Mazarino. II Theile. 1804. 291 u. 350 S. 8. (2 Thlr.) Das Helldunkel, in welchem die Begebenheiten dieses Romans fortgehen, ist dem Auge des Lesers nicht unbehaglich. Er ahndet den Ausgang zwar, aber wie und wo sich die verschiedenen zusammengeleiteten Bäche und Ströme vereinigen werden, das siehet er nicht. Am angenehmsten ist der Vf. und gleichsam in seinem Elemente, wenn der Gang der Handlung etwas lebhaft wird. Weniger gelingt ihm die Darstellung des Weichen, Sanften, Zärtlichen. Auf Sprache und Ausdruck hätte der Vf. mehr Fleiß verwenden sollen; beides ist nicht selten gemein, und erhebt sich nicht genug zu der Welt, in der das Stück spielt. Indessen alles abgerechnet gehört dieser Roman immer noch zu den besten, und wird Leser finden, wie er sie verdient. Am.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 A U G U S T, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

AMSTERDAM, b. Robloff und Comp.: *Individualitäten* von Carl Friedrich Cramer und seinen Freunden. 1806. Erstes Heft. 176 S. Zweytes Heft. 224 S. Drittes Heft. 260 S. 8. (2 Thlr.)

Herr Cramer hat, so lange es ihm möglich war, dafür gesorgt, daß wenigstens die Norddeutschen — ob er je in Süddeutschland gelesen worden, bezweifeln wir — mit seiner Individualität bekannt würden. Wir wissen alle, daß mit ihm ohne List und Gefährde zu handeln ist. Er entblößt immer mehr von sich, als wir zu sehen begehren. Auch seinen, sich stets gleich bleibenden Klopstock, der ihn, wie wir hier erfahren, gar für einen Religionsverächter und heimlichen Feind seines *Messias* hielt, hat er längst bey lebendigem Leibe secirt. Schon wollte Niemand mehr etwas von ihm in Verlag nehmen, als ihn, „tief pensoso“, in seinem Lehnstuhle sitzend, über die Zukunft sinnend, und das Wasser, wie Hagar, in der Wüste darin“ ein Brief von unbekannter Hand aus Amsterdam überrascht. Ihn hat *Wilibald*, ein Dortmunder, geschrieben, der, zur Errichtung eines Kunst- und Industrie-Comptoirs in Amsterdam, Cramer's Hülfe braucht, welcher ihn „mit seinen rhapsodischen, kühnen, aber alles Edle und Schöne mit der innigsten Wärme umfassenden Schriften,“ unter allen Autoren am meisten interessirt. Cramer auf, und nach Amsterdam. Was er Gestalt er dort zur Aufklärung der Holländer schreitet; sie zur Aufnahme des Hexameters und Verwerfung des „liederlichen“ Alexandriners vergeblich zu versuchen trachtet; um eine Signora Pucitta in unendlichen Verdruß und Lebensgefahr geräth; nach Paris zurückkehrt, und findet, daß der böse Mirabeau mit dem Vornamen *Gabriel*, zu deutsch: *Starkgott* geheissen; daß der Vorname der Duchastelet *Gabriele* (*Starkgöttin, mirabile dictu*) gewesen: dieß alles, und eine Wolke von ähnlichen Abenteuer und Ausbrütungen, muß man in den *Individualitäten* selbst suchen, oder gar nicht wissen wollen. Sein Leben ist das eines irrenden Ritters; er kämpft beständig mit Windmühlen und Schatten. Es ist ihm um den Kampf, nicht um den Sieg zu thun. Dem Publicum ist er aus guten Ursachen herzlich gram; er nennt es nur das *Ungeheuer*. Mit Schülern bindet er ein Paar mal an; aber er bricht ihnen nichts. Mit einem Hn. Stüber, der, wie Cramer, die *Tempelherrn* von Raynouard zu übersetzen gesucht hat, geht er sehr glimpflich um. Auch

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

verdeutscht er die Schauspiele der *Baillie*, von ihm *Frau Shakspear* genannt. Von seiner Popularität hat er windstiefle Begriffe. Er läßt von sich durch Jemand anders, aber in seinem eigenen Styl, sagen: „Mir ist Cramers große Liebe zur Klarheit, und sein Respect gegen *Ungelehrte, Weiber* und *Säuglinge* bekannt. Um richtig zu denken, sagt er, *sein zu empfinden*, kurz aufgeklärt zu seyn, braucht man eben nicht eilf Sprachen, nicht einmal Lateinisch und Griechisch, zu verstehen; es ist bisweilen an einer genug. Auf manches deutschen Mädchens, das Französisch nicht einmal weiß, und manches Kaufmannes Verstehen, giebt er mehr, als auf aller Professoren in seinem Vaterlande ihrs; da ihm ganze deutsche Universitäten bekannt, auf denen kein *Pater conscriptus*, National-schätze, wie *Er's* Oden, noch las.“ — Wie schlau dieses aller Regel Trotz bietende *Er's*! Die Professoren sollen es nicht einmal erfahren, wie der Mann geheissen, dessen Oden sie nicht gelesen haben. Wir wollen ihnen den Gefallen auch nicht thun. Sie mögen in ihrer Ignoranz bleiben. Die deutschen Mädchen sollen mit Fingern auf sie weisen.

Schließlich ist anzuzeigen, daß man die drey Hefte *Individualitäten* auch unter dem Titel: *Menschliches Leben, zwey und zwanzigstes Stück*, erhalten kann. Kauft, deutsche Mädchen! Kauft, Kaufleute! Cht.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Erzählungen des Greisen am Kamine*. Von Leonard Meister. 1805. VI u. 182 S. 8. (18 Gr.)

Diese Erzählungen, neun an der Zahl, sind erdichtet. In allen herrscht ein ernster Ton. Wenigstens ist keine derselben zum Lachen und zur eigentlichen Belustigung gemacht, obwohl da und dort Witz und Laune hervorflüßt, wodurch manches Lesers zufällig gerunzelte Stirn entfaltet werden kann. Liebeshandel gaben den Grundstoff zu allen, die letzte ausgenommen, welche ganz politisch ist, und ohne Verwicklung einen *Bettler* (nicht im ganz eigentlichen Sinne des Wortes) einführt, der über das Glück, die Würde und den bedenklichen Einfluß der Unbegüterten, unter witzigen und gelehrten Anspielungen, auf solche Weise räsonnirt, daß man in der ganzen Erzählung eine eigene, durch besondere Umstände der neuesten Zeiten herbeygeführte Tendenz zu suchen hat. Mit dieser Vermuthung stimmt das, was, der Vorrede zu Folge, diese Erzählungen veranlaßt hat. Nämlich wie der *Decameron* des Boccac (so germanisirt der Vf. den Namen Boccaccio,) aus Erzählungen entstan-

C c c

den ist, mit denen sich einige Florenzer in der Einsamkeit auf dem Lande, wohnen sie sich wegen der in der Stadt währenden Pestseuche geflüchtet hatten, unterhielten: so entstanden die des Vfs. während des durchgängig verbreiteten Revolutionsfiebers. Um nichts mehr von Aristokraten und Demokraten, und den traurigen Symptomen ihres Wechselstiebers zu sehen, um nicht von der Seuche auch selbst ergriffen zu werden, rettete er sich in sein abgelegenes Bergthal. Da schrieb er seine Erzählungen. Übrigens gesteht er, daß zwischen den seinigen und denen des Boccaccio „beynahe nicht die geringste Vergleichung Statt habe“. Aber da der Titel etwas zweydeutig ist, so könnte man, nach jener Vergleichung, glauben, ein Greis erzähle diese Märchen einer mit ihm am Kamine versammelten Gesellschaft, wie die hundert Märchen des Boccaccio zehn Personen in den Mund gesetzt werden. Der Greis (man sieht nicht, warum gerade ein Greis, ein Mann, der die Liebe nur noch gleichsam symbolisch kennt,) erzählt nicht mündlich, sondern er schreibt seine Erzählungen am Kamine, und überlebt sie der Welt. Doch von dieser Nebenfabe zum Wesentlichen zurück. Die Erzählungen sind nicht ohne Verdienst; zwar nicht durchaus originell, aber doch unterhaltend, und besonders durch Witz und lebhafteste Kürze des Vortrags anziehend. Eine ausführliche Darstellung und Beurtheilung gestattet unser Plan nicht. An sich aber ließen sich manche Unwahrscheinlichkeiten in Anspruch nehmen, manche zu poetische und einige zu tief herabsinkende Stellen mit einer Kritik begleiten, so wie auch manche verwerfliche, wenigstens von dem Hothdeutsch abweichende, Wortfügungen u. Redensarten. Nur dieses sey uns erlaubt zu rügen, daß so häufig in den einzelnen Sätzen von der durch unsere classischen Prosaisten bestimmten, und offenbar natürlichen Ordnung der Wörter abgewichen wird. Z. B. S. 23: *Warum nicht unter sein Dach willst du eingehen?* — S. 26: *Zu spät kommt der Vorschlag; bereits mein ganzes Herz besitzt Rosine.* S. 94: *Ein bißes Maul hat die Wirtin; sagen wird sie, wo der Baum fällt, da liegt er.* S. 126: *Vorwerfen mag man mir jedes Verbrechen, aber auch Treulosigkeit!* Nothwendig des Verbrechen den Anfang machen. Ekel dem Rec. die Erzählung mit der *der moderne irrende Ritter*. Schöne und finden sich in jeder. In der, die *moderelt*, will Windbold nicht für den Vater gebornen Kindes gelten: „er zittert bey, wie fürchterlich gewisse Recensenten, Gattin und ihre Anverwandten, über den Autor herfallen werden; wofern das Werk nicht anonym, sondern unter Windholds Namen ans Licht treten sollte.“ Neu ist die Allegorie nicht: ähnlich ist die Grabchrift, die Rousseau sich machte; noch ähnlicher Stellen in anderen wirzigen Schriften: aber die Allegorie ist doch gut durchgeführt. Zu einem moralisch guten Zwecke wird das Ende dieser Erzählung geleitet. Eine rührende Scene findet sich S. 126, wo die durch Lüge und Verblüdung gekränk-

te Unschuld sich sehr natürlich äußert. Es ist also für den Geschmack verschiedener Leser gesorgt. Der Druck mit scharfen lateinischen Lettern, und das salbe Schreibpapier ist für gute Augen einladend. W. Amb.

BAYRER u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: Beiträge zur Auslands- und Sittenlehre in einer kritisch-philosophischen Bearbeitung der Chesterfield'schen Erziehungsmaximen, zunächst für die studierende Jugend meines Vaterlandes. 1805. IX u. 236 S. 8. (16 Gr.)

Der unter der Vorrede sich nennende Bearbeiter, Hr. *Aldephons Schatt*, weiland Bened. in Banz, dormalen Professor am bayrisch-fränkischen General-Schullehrer-Seminar, „faßte einen sehr guten Gedanken, Chesterfield's Lehren und Ermahnungen durch Zusätze zu verbessern, und in eine Art von System zu bringen. Denn die Briefe des Lords wurden bisher noch immer gelesen, und besonders jungen Leuten vom Stande empfohlen. Hr. Schatt hat hier zu seiner Absicht einen Auszug aus denselben in einer „kritischen Übersetzung,“ wie er sich ausdrückt, bearbeitet. Das Original hat den Titel: *Lord Chesterfield's Maxims or a new Plan of Education, on the Principles of Virtue and Politeness, in which the exceptionable Parts of that noble Lord's Letters to his Son are carefully rejected; and such only are preserved, as cannot fail to form the Man of Honour, the Man of Virtue, and the accomplished Gentleman. London etc. 1777.* Diesen englischen Auszug hat Hr. Schatt etwas besser geordnet und zweckmäßig abgekürzt. Es haben schon andere Deutsche auf ähnliche Weise Chesterfield's Briefe benutzt; aber Hr. Schatt's Arbeit unterscheidet sich doch hinlänglich, und kann von eigenem Nutzen seyn. Außer dem, was wir schon angedeutet haben, läßt er, wie er sich selbst in der Vorrede erklärt, den Lord das sagen, was er wirklich gesagt hat, weil irrig, von der reinen und achten Sittenlehre abweichende Meinungen studierenden Jünglingen nicht geheim gehalten werden können, aber auch ohne Kritik nicht mitgetheilt werden dürfen. Es sollen also die hin und wieder beygefüigten kurzen Noten, und besonders die, verschiedenen Kapiteln angehängten Zusätze, statt nach Chesterfield's Maximen die Aufsenfeste der jungen Leute abzuglätten, vielmehr Verstand und Herz derselben vorreden. Die Maximen des berühmten Engländers lassen wir hier, als allgemein bekannt, bey Seite, und zeigen nur kurz die Zusätze an. Hr. Schatt hat sie theils selbst ausgearbeitet, theils aus bewährten Schriften gezogen. — Eine politisch gute Gesellschaft bestimmt Chesterfield mehr verneinend und relativ. Hr. Schatt setzt also nach vorläufigen Untersuchungen, wie und was sich von dieser Seite bestimmen läßt, eine kategorische und absolute Aussage hinzu: *jeder Mensch von jedem Stande: Verdienst u. s. w. sey als ein Wesen, das seine moralische Natur achtet, Mitglied einer moralischen Gesellschaft.* Aber, wenn hier ein hartes, unangenehmes Urtheil Statt findet, so scheint durch

verwechelte Bedeutung des Wortes *Gesellschaft* der Standpunkt der Frage geändert, und nicht sowohl etwas berechtigt, als etwas eigenes gesagt, das eigentlich zum Zwecke nicht dient. — In dem zweyten Zusatz wird gegen den Eudämonismus der Chesterfieldischen Moral gesprochen, und das absolute und reine Sittengesetz empfohlen. — Hierauf etwas über den Tanz, welchen Hr. Schatt, ohne tief einzugehen, für moralisch unschädlich erklärt. — *Wohlgezogenheit im sittlichen Verstande* dünkt uns ein obwohl guter, doch entbehrlicher Zusatz zu seyn, weil darin zu allgemein moralisirt und meistens das gesagt wird, was schon anderwärts vorkommt. — Die Unsitte des *Lügens* wird hauptsächlich durch Darlegung der Pflichten gegen andere bestritten. Aber Sollten nicht eben so reine, übrigens aber wirksamere Motive daraus hergeleitet werden, daß der Mensch durch Lügen seinen Verstand, mithin einen Theil seines Wesens und seiner Würde, verleugnet; und daß das Bewußtseyn eines vorsätzlichen Widerspruchs mit sich selbst bey einem nicht ganz abgestumpften Gefühl, peinliche Empfindungen, zu denen der Mensch nicht bestimmt ist, verursachen muß. — S. 130 folgt die Bemerkung von Chesterfield: „Rathgefallt selten, am wenigsten dem, der desselben am meisten bedarf.“ Zur Bestätigung derselben erzählt Hr. S. eine Geschichte, die nicht viel Interesse erweckt, von einem jungen Menschen, der auf Schulen anfänglich gute Hoffnung machte, aber bald, mit Vernachlässigung seiner Studien, Romane zu lesen anfang. — am Ende Soldat wurde, und seine Thorheit bereute. Diese Erzählung könnte zur Bestätigung vieler anderen Sprüche mit gleichem Rechte angewendet werden. Hieher wird sie gezogen, weil der junge N. den Rath seiner Lehrer und Freunde verschmähet habe. — Dann etwas über den *Gefühlschwach*, dessen Wesen, als entgegengegesetzt einer deutlichen und rationirten Beurtheilung, Hr. Schatt gar nicht anerkennen will. — Bey dem Artikel *Freiheit* wird gründlich und mit Wärme gegen den Skavenhandel der Engländer gesprochen; — bey *Religion* besonders gegen Intoleranz und Druck der Hierarchie. — Hierauf von der *Tugend* und dem Bewegungsgrunde sie zu üben, welcher in ihr selbst, nicht in den Willen der Gottheit liege. — Der letzte Zusatz von der *Ungültigkeit erzwungener Versprechen* ist kurz. Es wird da besonders in Beziehung auf solche Versprechen, die durch die Gewalt des Stärkeren erzwungene Nothlüge in Schutz genommen. Dadurch widerspricht sich der Vf., welcher S. 134. ob wohl nicht unter diesem Namen, durchaus, und mit Recht, verwarft.

Albut.

HALLEIN, b. Laurent: *Der Halleiner Bothe: Erstes Bändchen* (in vier Heften.) 1805. u. 1806. 414 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Hauptzweck dieser Zeitschrift soll seyn, Bekanntmachung alles Nützlichen, Angenehmen und Wissenswerthen, besonders im Umfange des Herz-

zogthums Salzburg. Diefes letztere besonders ist aber nicht hinlänglich in Obacht genommen worden, und dieser Bothe trägt unter anderen auch mehrere Gellert'sche Fabeln. Die kurze Erzählung der Hauptschicksale des Fürstenthums Eichstädt, so wie die historisch-geographisch-statistischen Nachrichten über das Fürstenthum Berchtesgaden, lassen sich angenehm lesen. Vom Dürrenberge, dem berühmten Salzberge bey Hallein, erhalten wir folgende Nachrichten. Er hat in der Länge 850 Bergklaffern, oder 6941 Werkschuh, in der Breite 400 und in der senkrechten Tiefe 222 Bergklaffern. Er hat 17 Eingänge, worunter 8 Hauptstollen. Sinkwerke, (Wehren, Sulzenstücke oder Salzstuben) zählt man 34, worunter der größte, der Staber genannt, wenn es angefüllt ist, 700,000 Eymen Wasser hält. Alle Jahre werden im Durchschnitt gegen 1,500,000 Eymen Sulze, oder mit Salz gesättigtes Wasser, in die vier Pfannhäuser nach Hallein in Röhren geleitet, wovon gegen 300,000 Centner Salz gesotten werden. Das Salz hat mehrere Farben, als roth, weiß, blau, gelb, grau auch etwas grün. In diesem Bergwerke arbeiten täglich gegen 300 Menschen, meistens Bauern aus der Nähe, doch jeder nicht länger als vier Stunden, die Menge des Brennholzes, das unter den sehr großen Salzpfannen, deren jede über 60 Werkschuh lang und breit ist, und mehr als 200 Centner Sole enthält, verbrannt wird, beläuft sich jährlich auf mehr als 32,000 Klaffern. Schenswerth ist die vorm Holzrechen-Thor angebrachte Sägemaschine, mit welcher sowohl die zur Bekleidung der kegelförmigen Salztönen erforderlichen Stäbe, als die runden Bodenstücke verfertigt werden. Der große Holzrechen an der Salza, zum Auffangen des Flößholzes, kostet über 200,000 Gulden. — Statt *Charaden* und *Chirurgien* schreibt man besser *Charaden* und *Chirurgen*. Js.

Ohne Druckort: *Glossen über einige Gegenden und Städte des nördlichen Deutschlands.* 1806. 164 S. 8. (1 Rthlr.)

Ein leichtes Product, voll guter Laune, mit üppigem Gernwitz und kargem Unterrichtsvorschwitz. Der Vf. gab sich in der hannöverschen Stadt Winsen für einen *Literatur* aus; der wachthabende Unterofficier verstand *Visitator*. Da mochten beide wohl Unrecht haben. Die Reise des Glossirers geht, wahrscheinlich aus einer kleinen sächsischen Landstadt, über Potsdam, dessen Leere er nicht übel beschreibt, und durch verdrießliche Nürnberger, trostlose Frankfurter, rebellische Bassen, in *essig* gefangeneländer, auszusüllen rath, nach Berlin. Fast alles, was er hier anzu merken findet, schränkt sich auf ein galantes Zusammentreffen mit einigen überjähigen Lustdamen, die er selbst „alte Scharhtel“ nennt, ein. So geht es, über Perleberg und Lenzen, durchs Meklenburgische, wo die treffliche Bewirthung im Posthause zu Lütheene gepriesen wird! Rec. hat ganz das Gegenheil gefunden. In Hamburg sind ihm die menschewogende Börse, der von dem Rathhause liegende

schwere Vogel, und die vielen Trinkgelder anstößig. Dagegen befriedigt ihn der Glanz der Börsenhalle, und „der überschwengliche Reichthum (lachender, schnellkräftiger Fülle, und die jononische Busenform der Hamburgerinnen jedes Standes und Alters.“ Er bedauert die armen Sachsinen über die Kargheit der *alma mater* in dieser Rücksicht. In Lübeck interessiert ihn der Mohr im Isleiberschen Gasthose am meisten. In Travemünde versucht er das Wasser der Ostsee, und findet den Anblick des eingeschlossenen Meers unter seiner Erwartung. Von da geht es, über Lüneburg und Braunschweig, nach Leipzig, und endlich „nach dem armen, aber theuern Altare der Hausgötter“ zurück. Ein galantes Abenteuer mit einer Harfenistin endet ziemlich ungalant. Zuletzt vergleicht der Vf. das schmucke Leipzig einem gedelten Wechsler, das rufsige Hamburg der Esse des Goldmachers, Lübeck einer wohlbeleibten Kramerin, Braunschweig und Lüneburg einem polnischen Jadenpaare. Er mag wohl *Thümmels Reisen ins südliche Frankreich* fleißig gelesen haben; hat aber Glätte und Seichtigkeit, Schalkheit und Schalkwitz verwechselt.

BERLIN, im Taubstummeninstitute: *Mythologische Vorlesungen für Damen*. Herausgegeben von Ernst Adolph Eschke. 1806. XX u. 186 S. 8. (20 Gr.)

Dieses Bächlein legt einen Beweis ab, wie weit selbst ein verdienstvoller Mann sich verirren kann, wenn er sich in eine Sphäre hineinbegiebt, der er nicht gewachsen ist. Nach S. 17—21, wo der Vf. unsere bisherigen Mythologien und ihre Mängel würdigt, wird man berechtigt, einen vollständigen Abriss der alten, griechischen und römischen Mythologie zu erwarten; allein die vier Vorlesungen enthalten nur einzelnes aus der alten mythischen Heroengeschichte. Von den Hauptgöttern des Olymps, der Meere, der Unterwelt, von den Gottheiten und Genien der Gewässer, Stürme, Berge und Wälder u. s. w. kommt nur gelegentlich etwas vor, ohne Kritik, nach bloßer Laune aus den verschiedensten Zeitaltern zusammengerafft. So werden S. 70 Apollo und Helios verwechselt, S. 87 Hades und Tartaros; so werden in der Geschichte des Odysseus und seiner Söhne S. 152—154 die Erzählungen eines Homer mit denen eines Hyginus ohne weiteres zusammen gethan. Neue Ansichten hat Rec. weder gesucht noch gefunden. Der Vf. hat, so viel ihm gut deuchte, aus dem Benjamin Hederich genommen; anderes wörtlich aus der Rec. der *Myth. Briefe* abgeschrieben, (man vgl. p. 36. 52. 82. 89, mit gedachter Rec. J. A. L. Z. May 1804); überhaupt fremde Reflexionen unter die seinigen gemischt, die denn

oft gar wunderbarlich gegen den Styl des Vfs. abstecken; besonders, da der Vf. nie seine Vorgänger nennt, also kein äußerer Fingerzeig da ist, wann er seine eigene Rolle mit der eines Fremden vertauscht. Der Sonderbarkeit wegen stehe hier Folgendes aus S. 88: „Tantalus soll beynahe vor Durst umgekommen seyn, ob er gleich bis an das Kinn im Wasser gewesen ist. Man darf nur den Namen verändern, und jeder reiche Filtz ist dieser Tantalus. Er sitzt mit aufgeschluppertem Maule über seinem Golde, und untersteht sich eben so wenig es anzurühren, als einen Kirchenraub zu begehen.“ Wem fällt hier nicht Horazens erste Satyre ein, v. 68? Aber, wie hat Hr. Eschke den armen Horaz interpretirt? — Die Sprache des Vfs. wird läppisch, wo sie naïv, burlesk, wo sie witzig seyn will; nur wenige Stellen sind, die wir launig nennen würden, wenn sie nicht mit handgreiflichen Plattheiten untermischt wären. Des Vfs. Absicht scheint gewesen zu seyn, Blumauer's und Demoussier's Manier in Eins zu verschmelzen, und diess ist ihm verunglückt. Perseus wird mit Rinaldo Rinaldini zusammengepaart; Menelaos und Helena mit Meinoon und Eulalia, und selbst der dumme Peter wird mit in die Vergleichung hineingezogen. Bey dem Eye der Leda S. 74. fallen dem Vf. Oster-Eyer und Eyer-kuchen ein; bey dem Haupte der Medusa S. 35. Gall's Schädellehre. S. 32: „Polydektes und Diktys ließen den jungen Perseus im Tempel der Minerva vortrefflich erziehen und unterrichten; doch kann ich nicht beistimmen, ob es nach Olivier's und Pestalozzi's subjectiven neuen Unterrichtsmanieren geschah.“ Soll diess Satyre oder Spas seyn? Aber wie haben die „liebenswürdigen Zuhörerinnen“ die unermesslich lange und abgeschmackte Rede der Minerva an den Paris, ruhig aushören können? S. 67: Wenn du mir den Preis der Schönheit zuerkennest, so will ich dich nicht bloß zu einem Musensohn, sondern zu einem wahren Musenfresser machen. — Deine Werke wird die Welt nach Jahrtausenden noch lesen und bewundern: sie sollen nicht bloß in der allgem. deutsch. Bibliothek, sondern auch in allen Allg. Lit. Zeitungen, nicht bloß im Freymüthigen und in der Abendzeitung, sondern auch in der Zeit. für die eleg. Welt, und in der Aurora bis in den Himmel erhoben werden. Gütthe und Wieland, Fichte und Nicolai, Schlegel und Kotzebue sollen dich vergöttern etc. etc. etc. — Merkwürdig sind die Anfangsworte der Dedication an Dem. M. in Berlin: „Ja, ja! Sträuben Sie sich, wie Sie wollen — diess Buch wird Ihnen doch dedicirt!“ — Das arme Mädchen! Sie hätte das böse Buch so gerne von sich gewiesen!

D. A. E.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Maurer: *Contes Moraux pour former le coeur et l'esprit de la jeunesse, à l'usage des écoles*. Par Salomon Ponge, maitre de langue à la maison des Orphelins de Schindler. Premier Cahier. Nouvelle Edition, revue corrigée et augmentée. 1806. 46 S. 8. (8 Gr.)

Hamburg, b. Bachmann u. Gundermann: *Deutsches A, B, C, oder Lese- und Denkbüchgen bey dem ersten Unterrichte der*

Kinder in Stadt- und Landschulen, von J. C. Meyer, Lehrer an der Kieler Stadt-Schule. Zweyte verbesserte und wohlfeilere Ausgabe. 1807. 98 S. 8. (4 Gr.)

Helmstedt, b. Fleckeisen: *Fastlicher Unterricht, jedes deutsche Wort recht zu schreiben*, nebst einer doppelten Regel für den richtigen Gebrauch des Dativs u. Accusativs, od. mir u. mich, Ihnen und Sie. 4te unveränderte Aufl. 1807. 32 S. 8. (2 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 A U G U S T, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

BERLIN, b. Quien: *Voyage aux Salines de Saltzbourg et de Reichenhall et dans une partie du Tyrol et de la Haute-Baviere. Par le Chev. D. B., conseiller intime d'état de S. M. le Roi de Baviere.* 1807. 180 S. 8. (1 Thlr.)

Der vor dem Krieg an den kön. preuss. Hof beglaubigte k. bayrische Minister, Chev. de Bray, führt den Leser, mit so viel Anmuth als Lehre, durch eine der merkwürdigsten Gegenden Deutschlands. Niemand wird sein Buch aus den Händen legen, ohne Begierde die Gegenden selbst, aber in solcher Gesellschaft, zu besuchen. Uns ist nur erlaubt, wenige Züge beyzubringen, um das Interesse des Ganzen zu zeigen. Sechs Stunden in gerader Linie erstrecken sich die Salzwerke von Hallein bis Reichenhall. Ihr höchster Punkt ist elldort, in Berehtoldsgaden wie ein Mittelpunkt, Ausfluß der höheren Lager zu Reichenhall. Die Beschreibung ist mahlerisch und genau. Die der Menschen im Gebirg, der Schattirungen ihres Charakters nach ihrer Lebensart, ist noch allgemeiner anziehend; es ist überhaupt ein schöner, froher Menschenstamm. Welchen Vortheil die Verbindung der Nationen dem kleinsten Völkchen gewährt, ist an den Werdensfelsen zu sehen, deren Violinen, ihre Hauptkunst, Absatz bis nach Rußland finden. Und was Genügsamkeit macht, lehre der tirolische Hirtenknabe, wenn er mit einem Sommerverdienst von fünf, sechs Gulden fröhlich aus der Fremde nach Hause eilt. Hier hat jedes Dorf seine Kunst; und es ist kein Beyspiel, daß der beauftraget war, die Arbeit von vielen im Auslande zu verkaufen, um den Gewinn betrogen hätte. Das Tirol ist überhaupt sehr gut geschildert; auch die Abtufung der Sittlichkeit vom ernsten arbeitvollen deutschen (der doch Frohsinn und Offenheit genug hat) zum welschen Tiroler, und auf die Confinen, in deren kleinem Bezirk mehr Processe sind, als in ganz Welschtirol. Schöne Schilderung der Gegend um Bozen; meist wie ein lieblicher großer Garten, worin zerstreut die Häuser liegen. Beym Kloster Ettal wird die bewundernswerthe Juno erwähnt, welche, lang daselbst als Madonna verehrt, jetzt anderen Cultus zu München genießt. Das Observatorium der Augustiner unsern Wilhelm auf den Peissenberg ist ein Ehrendenkmal der Väter. Wer wird nicht gern die angenehme lehrreiche Unterhaltung, auch naturhistorisch denkwürdig, selbst vollständig genießen!

Ths.

NÜRNBERG, in der Steinischen Buchhandlung: *Allgemeines Post- und Reise-Handbuch durch Deutschland, Frankreich, Holland, Helvetien, Italien und andere angrenzende Länder.* Nebst einem alphabetischen Ortsverzeichnisse, vermittelt dessen alle Pöstrassen und Gasthöfe der vorzüglichsten Orte sogleich zu finden sind. Mit einer tabellarischen Übersicht aller europäischen Münzen und einer Postkarte versehen. 1805. 340 S. 8. (1 Thlr. 20 Gr.)

Die Einrichtung dieses Handbuchs, bey welchem, wie auch der Vf. in der Vorrede selbst bemerkt, das *Dierische* zum Grunde liegt, ist folgende. Bis zur Seite 101 werden 1300 Reise-Routen von nachstehenden Standpuncten angegeben, nämlich von 1—94 von Augsburg; bis 163 von Berlin; bis 189 von Dresden; bis 214 von Erfurt; bis 336 von Frankfurt a. Mayn; bis 386 von Hamburg; bis 423 von Cassel; bis 500 von Köln; bis 553 von Leipzig; bis 579 von Mainz; bis 612 von Mannheim; bis 668 von München; bis 679 von Münster; bis 735 von Nürnberg; bis 898 von Prag; bis 804 von Regensburg; bis 942 von Stuttgart; bis 975 von Ulm; bis 1090 von Wien. Als Anhang werden von 1090—1300 Reise-Routen von Dänemark, England, Frankreich, Holland, Italien, Pohlen, Rußland, der Schweiz, Spanien und Ungarn angegeben. Die Entfernungen von einem Orte zum anderen sind in deutschen Meilen angegeben, und wo doppelte Routen bestehen, sind diese immer unter der nämlichen Numer angeführt. Bis hieher hat dieses Post-Buch nichts Eigenthümliches, ja man kann sagen, es steht in Rücksicht zweckmäßiger Kürze hinter anderen, indem zwar viele Wiederholungen durch Hinwelfungen auf vorhergehende und folgende Numern vermieden worden sind, sehr viele aber doch noch immer Statt haben. Sehr vorthellhaft zeichnet sich aber dasselbe durch das von S. 107 bis 324 angehängte alphabetische Verzeichniß der im Post- und Reise-Handbuche vorkommenden Städte und Ortschaften aus. Hier findet man alle großen und mittelmäßigen, und selbst eine Menge kleiner Städte und Flecken angeführt, und dabey wird immer auf alle Reise-Routen in Post-Bücher selbst hingewiesen. Dieses wird dadurch erst recht brauchbar, indem man nun in der Geschwindigkeit alle Neben-Straßen von kleinen Orten finden kann. Bey einem solchen Register hätten noch manche Routen wegleiben können. Bey Durchgehung der Routen selbst hat Rec. nur wenige wesentliche Fehler in Ansehung der Meilenangaben

Düd

gefunden; wohl aber fehlen hie und da mehrere bekannte und sehr besuchte Poststraßen, z. B. jene von Frankfurt über Cassel nach Leipzig, auf welcher doch ein directer Postwagen eingerichtet ist. So ist die Straße von Frankfurt über Hanau nach Nürnberg nur in einer Note angeführt, da doch auf dieser Route, und nicht über Seligenstadt, wöchentlich zwey Postwagen gehen, und auch viele Extra-Posten diesen Weg wählen. Bey den Routen von Frankfurt nach Würzburg und Bamberg ist diese Straße gar nicht angegeben. So fehlt bey der Route von Erfurt nach Berlin die Straße über Leipzig, und in der Straße über Halle ist die Entfernung von Naumburg auf Merseburg irrig mit 6 Meilen angesetzt, da sie doch nur 3 Meilen beträgt. Die Summe muß daher auch nicht 35½, sondern 32½ heißen. Der nämliche Fehler findet sich auch in der Route von Berlin nach Frankfurt, wo denn wieder die falsche Summe mit 63 statt 60 Meilen steht. Die eigentliche ordinäre Post-Straße von Erfurt über Hersfeld nach Frankfurt fehlt. Eben so fehlt in der Route von Nürnberg nach Leipzig und Dresden die Poststraße über Erlangen und Streithaus nach Bayreuth, welche doch der Leipziger Wagen befährt. Dergleichen fehlende Straßen könnte Rec. noch manche anführen. Im alphabetischen Register sind hie und da die vornehmsten Gasthöfe angegeben; manche fehlen, und die beygefügte statistischen Nachrichten sind höchst dürftig. Angehängt sind dem Werke noch aus Reichard's Werke 12 Reiseplane von Basel, Bern, Genf und Zürich aus. Ferner findet man einige Notizen von Extra-Posten, Courier-Pferden und Postwagen in Braunschweig, Hannover, Hessen, Österreich, Böhmen, Ungarn, Preußen, im Reiche und Sachsen. Warum nicht auch von Frankreich? Hierauf werden die Wagen-Gelände von 40 Städten und Ländern bemerkt, und die Meilen-Masse nach Graden angeführt, nicht immer richtig. Eine Übersicht und Berechnung der vorzüglichsten geprägten Münzen in Europa, beschließt das Werkchen. Die beygefügte Post-Karte von Deutschland ist ein Nachstück der Diez'schen Post-Karte, nur daß gegen Osten beynahe 1½ Zoll fehlen, und dieselbe gegen Norden zu gedrückt ist. Sie steht aber weit hinter jener, wo alle Straßen der reitenden, fahrenden und Extra Post genau und sehr ins Auge fallend, unterschieden sind, welche auf dieser Karte zum Theil fehlen, zum Theil nicht genau genug ausgedrückt worden sind. S. I.

DARMSTADT, v. Heyer: Historisch-topographisch-statistische Beschreibung der Stadt und des Amtes Gernsheim im großherzoglich hessischen Fürstenthum Starkenburg. Mit Urkunden von K. Dahl, Pfarrer zu Gernsheim. 1807. 152 S. Text und 104 S. Urkundenbuch. 8. Nebst 4 Tabellen in 4. (1 Rthlr.)

Das Amt Gernsheim machte bekanntlich einen Bestandtheil des Kurfürstenthums Mainz aus, und kam durch den letzten Deputationsrecess nebst den Bergkrämer Ämtern an das neue großherzogliche Haus

Hessen, von welchem es bey der darauf erfolgten Landes-Organisation zum Fürstenthum Starkenburg geschlagen wurde. Hr. Pfarrer Dahl verwandte seine Nebenstunden sehr nützlich zur Beschreibung eines Amtes, von welchem man bisher nur wenig wußte, und das doch interessant genug ist, um eine besondere Beschreibung zu verdienen. Stadt und Amt Gernsheim waren schon in den frühesten Zeiten eine Zubehörde der berühmten Abtey Lorsch, mit der es an Kurmainz fiel. In der bekannten Fehde zwischen Diether von Henburg und Adolph von Nassau, mußte letzterer solche 1465, um die Kriegskosten zu bezahlen, an Philipp von Katzenelnbogen nebst dem Rheinzölle verpfänden. Kurmainz löste es 1521 wieder ein. Da Gernsheim zugleich eine kleine Festung war, so hatten Stadt und Amt im dreyßigjährigen Kriege und auch nachher vieles zu leiden; besonders wurde es von 1632—1635 gänzlich verwüstet. Im letzten französischen Kriege hat es ebenfalls viel ausstehen müssen. Ackerbau ist eine der ersten Nahrungsquellen; aber er leidet gar sehr durch die vielen Bestandgüter. Von 4970 Morgen Ackerfeld der ganzen Stadt Gernsheim Gemarkung gehören nur 1601 Morgen den Bürgern, und von 6906 Morgen Acker und Wiesen des ganzen Amtes nur 1991 Morgen den Bürgern und Bauern. Der Kleebau hebt sich mit jedem Tage, und der Kartoffelbau, seit ungefähr 1750 eingeführt, ist überaus wichtig. Man erndtete 1806 über 12000 Malter Kernfrüchte, und bloß in der Gernsheimer Markung 25000 Malter Kartoffeln. Der Morgen Acker in guter Lage kostet dormalen 4—500 Gulden. Viele Wiesen hatte Gernsheim auf der linken Rheinseite. Der Verlust derselben ist drückend für den grossen und schönen Rindviehstand. Weingärten waren ehemals da, nun aber keine mehr. Desto grösser und einträglicher ist die Obst- und Baumzucht. Die Fischerey im Rheine ist ergiebig, Holz hat das Amt kaum hinreichend. Die Stadt besitzt einen Wald von 3000 Morgen. Bey Gernsheim war ehemals eine Goldfischerey und Goldwäsche, und noch unter dem Mainzer Kurfürsten Emmerich Joseph (reg. von 1763—1773) wurden Ducaten mit der Umschrift *Aurum Rhemi* geschlagen. (Diese Ducaten sind selten, und wurden schon sehr theuer bezahlt.) Ausser dem Rhein sind noch viele fischreiche Bäche und Teiche vorhanden. Hierauf folgt eine Beschreibung der kirchlichen und politischen Verfassung, endlich eine statistische Topographie. Das Amt enthält ausser der Stadt noch drey Dörfer, und überhaupt auf etwa ¾ Quadratmeilen 395 Wohnhäuser und 2737 Einwohner, worunter 205 Evangelische, 51 Juden und die übrigen Katholiken sind. Von denselben befinden sich 2106 Seelen in der Stadt. Die ganze Stadt-Gemarkung beträgt 10053 Morgen Acker, Wiesen, Gärten, Weide und Waldungen. Hievon waren vormals 8452 Morgen in *ordinario* steuerfrey, nun ist alle Steuerfreyheit aufgehoben. Von den Dörfern findet man gleiche Angaben, woraus erhellt, daß die Bauern fast gar kein Eigenthum haben, sondern theils Erb-theils Zeitbeständer des Landesherrn und mehrerer adelichen Familien sind, deren Steuerfreyheit nun eben-

falls aufgehoben ist. Die Rheininseln werden hierauf ganz richtig beschrieben, und im letzten § findet man eine Anzeige von den besten Landkarten, auf welchen das Amt vorgestellt ist. Im Urkundenbuche werden verschiedene bisher noch nicht gedruckte Urkunden, z. B. Markt-Privilegien, Stiftungsbriefe, Weisthümer u. s. w. geliefert. Die Beschreibung selbst ist hie und da freylich etwas weitläufig, und hätte wohl abgekürzt werden können. Indessen muß man bedenken, daß dergleichen Beschreibungen mehr für den Inländer geschrieben sind, dem oft manche Dinge zu wissen angenehm ist.

S. 1.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Bergreisen*. Von Christ. Aug. Fischer. I Theil. 1804. XVI u. 212 S. II Theil. 1805. 218 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

In der Einleitung wird sehr gut von der Eintheilung der Pyrenäen gesprochen, deren Beschreibung der erste Theil gewidmet ist. Das erste Kapitel enthält die Reise von Bordeaux über Langon, Mont-Marsen u. s. w. nach Bayonne. Der Vf. beschreibt hier zuerst die Parens (Einwohner dortiger Gegend, Bauern). Der größte Theil dieser Menschen ist in Allem, was Kultur heist, noch sehr weit hinter den andern Franzosen zurück, dafür aber gutherzig und ehrlich. Ob sie daher die Benennung *Hottentotten von Frankreich* verdienen, will Rec. dahin gestellt seyn lassen. Der Vf. scheint zu dieser Benennung vielen Grund in ihrer sonderbaren Kleidung zu finden; allein es giebt ja weit näher Menschen, die noch weit auffallender sich kleiden; wie z. B. die Vierländer und Altenländer bey Hamburg. Auch hat Rec. bey nah im Durchschnitt die Hütten jener Gegend reinlicher als die Hütten der mehresten hannoverschen Haidbauern, oder die holsteinischen Geestkathen gefunden. Zweytes Kapitel. Etwas von dem spanisch-französischen Kriege in der Gegend von St. Jean de Luz, bis St. Jean Pied de Port. Gut und richtig! Eben so hat das dritte Kapitel für den, der in jener Gegend gewesen ist, doppeltes Interesse. Rec. hat in Deutschland ein ähnliches, fast noch gefährlicheres Stück Arbeit, das Holzflößen auf der Bode oder Bude in dem furchtbaren Thale der Rofstrappe am Harze gesehen. Das vierte Kapitel beschreibt das schöne Thal von Ossau und seine Bewohner und deren Charakter. Die Beschreibung der bey der jährlichen Grenzberichtigung üblichen Feyerlichkeit ist sehr unterhaltend. Was der Vf. von dem Orkan sagt, hat seine Richtigkeit; nur möchte der Ausdruck, daß

bey seinem Anfange der helle Mittag völlig in Nacht verwandelt wird, etwas übertrieben seyn. Das fünfte Kapitel beschreibt die Bearner, die Basquen, und dann deren Ursprung, die Sprache, den Charakter, die Sitten, Gebräuche und Kleidung dieser Nation. Der Vf. giebt aber bey Beurtheilung der Bearner einen neuen Beweis, wie leicht er bey Charakterschilderung eines ganzen Volkes zu Werke gehet. Die im neunten Kapitel mitgetheilte Beschreibung des Campaner-Thals, der Grotte de Medoux, und die darüber mitgetheilten Bemerkungen sind sehr gut vorgetragen; vorzüglich ist dem Vf. die Schilderung des Weges nach Grip gelungen; sie gehört zu den besten Parthien des Werkes. Elftes Kapitel von der Taubenjagd. Warum nennt der Vf. die *Columba Oenas* Lin., nicht bey ihrem deutschen Namen, Feldtaube? Das siebenzehnte Kapitel gehört zu den besten. Man sieht diesem Kapitel sowohl, als dem folgenden, bald an, daß der Vf. den Stoff dazu von irgend einem sachkundigen Schriftsteller entlehnt hat. Auch führt er seine Quelle (den Bürger Ramond) an. Allein er sollte nur nicht so oft mit einer Art von Hauteffe den Leser bemerkbar machen wollen, daß er nicht eine bloße Übersetzung geliefert habe. Ramond erzählt, nach des Rec. Meinung, besser als der Vf. je erzählt wird; Vielen möchte daher eine wörtliche Übersetzung lieber gewesen seyn, als ein willkürliches Auslassen oder Zusetzen. An dem neunzehnten und zwanzigsten Kapitel hat Ramond ebenfalls den größten Antheil. Die drey letzten Kapitel enthalten oryktognostische, physikalische, und dergl. Bemerkungen.

Im Ganzen kann das Publicum mit dieser Reisebeschreibung (auf deren zweyten Theil wir zu anderer Zeit zurückkommen werden,) mehr, als mit der Reise durch einen Theil des südlichen Frankreichs von eben diesem Vf. zufrieden seyn. So grobe Fehler, wie dort, finden sich hier nicht, obwohl Ton und Styl hier eben so, als dort, höchst mittelmäßig sind. Daß der Vf. nicht selbst an Ort und Stelle beobachtet hat, sieht man auf jeder Seite. Rec. kann daher dem, der etwas Gründliches von den Pyrenäen wissen will, dieses Buch mit gutem Gewissen nicht empfehlen; ein solcher wird besser thun, die Werke selbst zu lesen, die der Vf. benutzt hat. Wer aber etwas Oberflächliches bloß zur Unterhaltung lesen will, dem wird das Büchelchen eine ganz angenehme Lectüre gewähren. Druck und Papier sind ziemlich gut; die vor dem Buche befindliche Karte ist vorzüglich nett und sauber. G.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Frankfurt a. d. Oder, in der akademischen Buchhandlung: *Geschichte des Ursprungs der Regalien in Deutschland* von Carl Friedrich Hüllmann, Professor zu Frankfurt a. d. Oder. — Ein Nachtrag zu des Verfassers deutscher Finanzgeschichte des Mittelalters. — 1806. 76 S. 8. (9 Gr.) Der Vf., aus mehreren neuen Werken als einer der schätzbarsten Forscher der älteren vaterländischen Geschichte bekannt, behandelt in diesem kurzen Werke seinen Gegenstand mit gleicher Gründlichkeit, als er die ältere deutsche Finanzgeschichte und die Entwicklung des landständischen Verfassung in den deutschen Staaten dar-

gestellt hat. In dem ersten Abschnitte wird die Geschichte des Begriffes der Regalien abgehandelt, welcher im Mittelalter nicht immer derselbe blieb. In der ursprünglichen engeren Bedeutung waren Regalien oder Fiscalien in Deutschland königliche Nutzungen, den Fürsten und mehreren Städten durch Schenkungen oder Belehnungen abgetreten, oder durch Privilegien vergünstigt. Alle diese Regalien hatten sich die Könige zuerst entweder in grundherrlicher Eigenschaft auf ihren Domainen-Ländereyen, oder in landesherrlicher Eigenschaft auf Privatgrundstücken angemast. Nur ein einziges (das Münzrecht) stammte aus der römischen Verfassung

her. Nachmals waren dieselben von jenen entweder grundherrlich bey Veräußerung der Domainengüter als Zubehörungen mit verliehen, oder landesherrlich den Magnaten und mehreren Städten deren Ausübung gestattet. Hiedurch bildete sich ein weiterer Begriff der Regalien, und es wurden unter denselben alle Fürsten und Städten von den Königen vergünstigte Rechte, ohne Unterschied der lucrativen und nicht lucrativen, verstanden. In der Folge aber, nach Ausbildung der deutschen Nation, und nach Entwicklung der landständischen Verfassung, entstanden neue Regierungsrechte, und die Theilnahme der Landstände an der Regierung in den einzelnen Staaten wurde constitutionell. Dadurch wurde die Benennung Regalien wieder auf den ursprünglichen Begriff eingeschränkt, und unter denselben nur die wirklichen fiscalischen Nutzungen verstanden, diejenigen Rechte des Staates aber, welche die Landstände mit den Fürsten theilten, oder welche den letzteren nicht ausschliesslich von den Königen allein, oder endlich nicht in dem Umfange bewilligt waren, nicht mehr mit dem Namen von Regalien belegt. Die Folge von diesem ist, dass nach der heutigen Bedeutung nur nutzbare oder Finanzregalien in den deutschen Staaten existiren. In dem zweyten Abschnitte hat der Vf. die Geschichte der einzelnen Zweige jener Finanzregalien dargestellt, und dieselben in vier Classen abgetheilt: 1) Staatsnutzungen aus dem alten deutschen Nationalsystem der Grundherrschaft entstanden. 2) Eine Staatsnutzung aus der römischen Verfassung beybehalten. 3) Staatsnutzungen durch die Verbindung der beiden Würden eines deutschen Königs und römischen Kaisers veranlasst. 4) Staatsnutzungen neuerlich in den Territorien entstanden, und fälschlich Regalien genannt. Zu der ersten Classe ist gerechnet a) Jagd. Diese war ursprünglich frey, und stand allen Gutsbesitzern zu, deren Grundstücke an eine Waldung stießen; bloß in den Gebüschen, die von dem Gebiete einer Grundherrschaft umgeben waren, wurde von derselben eine private oder Gehägejagd ausgeübt. Die fränkisch deutschen Kaiser sungen zuerst an, ihre Waldungen in Ansehung der Jagd zu schliessen, und den Wildbann einzuführen. Karl der Grosse dehnte diesen Kameralgrundsatz auf die meisten fiscalischen Forsten aus, ohne dass die Grundnachbarn sich zu widersetzen wagten. Aber sein Sohn musste in der Ausführung dieser Massregeln Einschränkungen treffen. Indessen wurde doch in den königlichen Waldungen der eingeführte Wildbann und das Fortwesen beybehalten. In der Folge verschenkten die Könige die Forsten, entweder mit dem Waldbanne, oder unter dem Vorbehalte derselben. Sie verliehen auch oft den letzteren allein. Die Privatgutsbesitzer ahmten das Beyspiel der Könige in ihren Waldungen nach, wogegen diese fruchtlose Verbote erliessen. Nachher ertheilten die Könige besondere Privilegien zur Einführung des Fortwesens und Wildbannes in den Privathölzern, vorzüglich an die Stifter, wovon S. 29. 30 viele Beyspiele angeführt sind. Diese Privilegien wurden aber, der Regel nach, mit Bewilligung der angrenzenden Gutsheeren, und nach vorgängiger Rücksprache mit denselben, ausgefertigt. Das Jagdregal ist demnach auf das Recht des Wildbanns gegründet, und könnte ein königliches Recht genannt werden, weil es entweder zugleich mit den Waldungen von den Königen erlangt ward, oder zur Ausübung desselben in Allodialgehölzen ein königliches Privilegium erforderlich war. Die weltlichen sowohl, als die geistlichen Reichsfürsten gaben ebenfalls an ihre Vassallen häufig Waldungen lehnweise weg, mehrentheils mit Vorbehalte der Jagd, wenigstens der des Hochwüdes, wodurch der Unterschied zwischen hoher und niedriger Jagd, so wie die Gewohnheit entstand, das von den Reichsfürsten an den landständigen Adel abgetretene Recht der niederen Jagd ein Regal zu nennen. b) Fischerey und Benutzung größerer Gewässer, als Fahren — Goldwäschern. Mit diesen hatte es ganz dieselbe Beschaffenheit wie mit der Jagd. Sie waren früher den Eigenthümern der an Flüsse und Wässer angrenzenden Grundstücke frey, und wurden auf eben die Art, wie die Jagden in den Wäldern, zu Regalien. c) Mühlenrecht. Jeder Grundherr durfte nach der ältesten Verfassung an d. Gewässern, die sein Gebiet berührten, Mühlen anlegen. Als aber die Könige die Grenznachbarn von der Fischerey ausschlossen, legten sie sich auch ein Alleinrecht bey, Mühlen zu unterhalten. In der Folge veräußerten sie diese an die Magnaten mit den Gewässern zugleich. Auch erwarben sich die letzteren, wenn sie neue Mühlen anlegen wollten, das Mühlenrecht durch eigene Privilegien. Dadurch erhielt dieses die Eigenschaft eines königlichen Rechtes, weil es vermittelst des Lehn- und Privilegien-Wesens von den Königen an die

Reichsfürsten, und von diesen an die landständigen Vassallen und Städte überging. d) Zoll und Marktrecht. Auch dieses übten ursprünglich die Privaten als Grundherrn auf ihren Gütern aus. Als nachher die königlichen Pfalzen wegen der öfteren Gegenwart des Hoflagers, und wegen des Zuflusses der Magnaten und vornehmen Fremden die bedeutendsten Handelsplätze wurden, so führten die Könige dasselbst keine- und Marktzölle ein. Dadurch bildete sich allmählich die Vorstellung, dass Zölle und Marktrechte ausschliesslich königliche Rechte seyen. Die fränkischen Könige unterfügten jede eigenmächtige Anlagen von Zöllen. Nur Beudenzölle blieben den Grundherren erlaubt. In der Folge erhielten aber diese, wenn sie auf ihren allmählich zu Handelsplätzen gewordenen Villen den Verkehr benutzen und Zölle heben wollten, königliche Privilegien, welche jedoch nur auf einen bestimmten Ort eingeschränkt blieben. Daher hatten die eigenmächtigen Zollanlagen der Fürsten in ihren Territorien stets reichsverfassungswidrig gewesen sind. e) Judengefälle. Die Juden nährten sich von den ältesten Zeiten an beynahe ausschliesslich vom Handel, und hielten sich bloß in Handelsplätzen niedergelassen, unter denen die königlichen Pfalzen die vorzüglicheren waren. Sie mussten außer den Zoll- und Markt-Gefällen allda, auch für den Aufenthalt Abgaben an die königliche Kammer bezahlen, und wurden als Kameralunterthanen betrachtet. Hiedurch entstand die Meinung, dass die Abgaben derselben eine königliche Nutzung seyen, weil sie zufällig zuerst auf dem königlichen Territorio erhoben wurde. Als auf mehreren der wichtigsten königlichen Domainen-Ämter, Stifter und Äbteyen angelegt wurden, erhielten diese nach und nach die Zoll- und Markt-Rechte dasselbst, wie auch die Gefälle von den Juden. Nachher sungen auch die weltlichen Fürsten, so wie die Reichsfürsten an, Juden aufzunehmen, und von ihnen die Judengefälle zu erheben, worüber die Könige ihnen die Privilegien nie zu verweigern wagten, um nur die Idee zu erhalten, dass die Erhebung jener Gefälle eigentlich ein landesherrliches Recht der Könige sey.

In die zweyte Classe setzt der Vf. nur eine einzige Staatsnutzung — das Münzrecht. Dieses wurde, vom ersten Anfange der fränkischen Monarchie an, als ein fiscalisches Recht der Regenten betrachtet, und als solches aus der römischen Verfassung beybehalten. Den Privatpersonen war bloß erlaubt, ihr Metall in größeren Stücken ausprägen zu lassen. Das Schlagen der Scheidemünze behielten sich die Könige zur Verhütung der Mißbräuche vor. In der Folge erhielten zuerst die geistlichen, und nachmals auch die weltlichen Reichsfürsten das Münzrecht durch Privilegien mehrentheils mit den Zoll- und Markt-Rechten zugleich.

In die dritte Classe gehören Salinen und Bergwerke. Erst gegen das Ende des 11. Jahrhunderts, fing der Fiscus an, auf diese, vorher der Grundherrschaft eigenthümlich zugestandenen, Nutzungen Anspruch zu machen. Die ehemaligen römischen Kaiser hielten sich derselben in den eroberten Ländern angemäßen, und Heinrich IV. ahmte deren Beyspiel, durch die Insinuationen seiner Staatsbeamten angereizt, nach. Um den Verlegenheiten auszuweichen, erwarben sich die Prälaten und weltlichen Großen die königliche Erlaubnis zur Benutzung der Salzquellen und Metalle auf ihren Privatländern, wodurch diese Benutzung den Namen eines königlichen Rechtes erhalten hat. In den wendischen Provinzen des deutschen Reiches ist jener Regalitätsgrundsatz nie anerkannt worden, und die Grundherren dasselbst haben sich nie um Salinen und Bergwerks-Privilegien beworben. Übrigens haben auch die Könige die angemessensten Berg- und Salz-Werke nie selbst benutzt, sondern, weil solche erst eingerichtet werden mussten, an Privatpersonen, mehrentheils auf Erbzins, verliehen. Die weltlichen und geistlichen Fürsten sind diesem Beyspiele gefolgt. Daher kommt es, dass in mehreren Gegenden Deutschlands Privatpersonen in den Besitz der Salinen und Bergwerke gekommen sind.

In die vierte und letzte Classe hat endlich der Vf. alle diejenigen ausschliesslichen Nutzungen gesetzt, welche in neueren Zeiten die Fürsten über mineralische Produkte, oder manche Zweige des Kunstfleisses und Gewerbes, durch Finanzkünstler bewogen, sich zugeeignet haben, und welche, da sie nicht aus den älteren Schenkungen und Privilegien der Könige herrühren, uneigentlich und fälschlich Regalien genannt werden. Unter diese gehört vorzüglich das Postwesen. Leider muß Rec. die traurigen Bemerkungen des Vfs. über die Entstehung dieser sogenannten Regalien, und über den damit in neueren Zeiten getriebenen Mißbrauch, als völlig wahr anerkennen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 A U G U S T 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

Ohne Druckort: *Die Feldzüge von 1806 und 1807.*
In einer historisch-politisch-militärischen Dar-
stellung. Nebst den Actenstücken. I Theil. 1807.
116 u. 222 S. 8. *) (1 Thlr.)

Die Erwartungen, zu welchen der vielversprechende Titel zu berechnen scheint, wurden durch die Entdeckung, daß die angekündigten, [auf 222 Seiten mit kleinem Druck gelieferten] Actenstücke weiter nichts, als die, wörtlich und mit allen Namen-verstümmelungen, aus dem Telegraphen abgedruckten Bulletins vom 8 October 1806 bis zum 29 März 1807 enthalten, die Erzählung selbst aber nur 7 weitläufig gedruckte Bogen einnimmt, bey Rec. sehr niedergeschlagen. Er fand jedoch bey dem Durchlesen mehr, als er vermuthet hatte.

Der vorliegende erste Theil liefert in einer Einleitung und 2 Abschnitten die erste Abtheilung der Geschichte des Feldzuges von 1806. Er beginnt mit einer gedrängten Übersicht der öffentlich bekannt gewordenen Verhandlungen des preussischen Cabinets seit dem Tode Friedrichs II., welche freylich, so wie der Vf. diese Gegenstände gestellt hat, hier als eine Reihe politischer Mißgriffe erscheinen. Aus ihnen wird das Sinken des Ansehens der preussischen Regierung, und des Vertrauens, welches sie bis dahin eingefloßt hatte, abgeleitet, indem der Vf. ein für allemal, doch ohne hinlänglich begründendes Raisonnement, von dem Grundsatz ausgeht, daß Preußen zu allen Zeiten fest an der Coalition hätte halten müssen. Man darf daher, selbst wenn das, was er anführt, an sich als factisch wahr angenommen wird, doch billig fragen, ob nicht vielleicht noch vieles geschehen seyn kann, wovon er nicht unterrichtet war, und wodurch sowohl manches Einzelne, als auch vorzüglich das Ganze, in einem anderen Lichte erscheinen würde? Überhaupt sind die Blicke des Vfs. unaufhörlich gegen Westen gerichtet; sie auch einmal nach Osten zu wenden, fällt ihm nicht ein.

Die von Frankreich der Bildung eines nordischen Vereins unter Preussens Aegide entgegenge-
setzten Hindernisse haben, seiner Meinung nach, den Krieg von 1806 veranlaßt, und er untersucht nun (Abschn. I) die Ursachen, welche den Ausbruch desselben bewirkt haben sollen. Auch hier sieht man, daß er weder an den Quellen saß, noch den Gang der
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Dinge selbst in der Nähe beobachten konnte; aber seine Resultate sind mit Scharfsinn aus dem allgemein Bekannten abgezogen, und können nur durch die Enthüllung mancher, bis jetzt vielleicht verborgen gebliebenen Triebfedern widerlegt werden. — Recht gut sind (S. 26. 27. ff.) die Gründe entwickelt, auf welche sich die täuschende Hoffnung eines glücklichen Erfolgs unter den vorwaltenden Umständen stützte. Eben so treffend werden die unzureichenden Vorbereitungen zu der großen Unternehmung geschildert; und wo von den Mängeln der Armee die Rede ist, wird man nicht durch den, jetzt zur Tagesordnung gewordenen, leidenschaftlichen Ton abgeschreckt. Doch sollte man nie vergessen, daß der größte Theil dieser Mängel bey jedem Kriegsheere eintreten muß, das beynahe ein halbes Jahrhundert hindurch keinen allgemeinen, mit Nachdruck geführten, Krieg erlebt hat. Auch die (S. 35) vorgeschlagenen Mittel würden dem Übel nicht ganz abhelfen; der Fehler lag wohl hauptsächlich darin, daß man die bestehenden Mängel nicht sehen wollte, als man den Krieg beschloß, und die Operationen nicht darauf berechnete, nachdem man ins Feld gerückt war. — Wenn der Vf. (S. 52) Erfurt eine zur Festung vortreflich gelegene Stadt nennt, so scheint er bloß ihre geographische Lage, nicht aber auch die topographische vor Augen gehabt zu haben; aber mit Recht tadelt er (S. 103) die zu schnelle Übergabe dieses Orts. In der Aufzählung der begangenen Fehler ist er umständlicher, als in der Erzählung der Begebenheiten, bey welcher er, sobald die Armeen im Marsch sind, dem Bericht eines Augenzeugen beynahe Schritt vor Schritt folgt. Ein oder zweymal sind Stellen aus diesem Werke angeführt; aber der Vf. hätte nicht verschweigen sollen, daß er es noch weit mehr benutzt hat. — Dieses ist besonders der Fall im zweyten Abschnitte, wo er, bis zum Aufbruch der Reste der preussischen Armee von Magdeburg, hauptsächlich nur diesen Leitfaden gehabt, nur aus dieser Quelle geschöpft zu haben scheint. In Magdeburg aber verläßt er seinen Führer, um an der Hand des Hn. v. Voss, der vertrauten Briefe, des Telegraphen und vielleicht einiger Journale den Kaiser Napoleon nach Potsdam und Berlin zu begleiten. Mit dem Einzuge des Siegers in die Königsstadt und einigen Bemerkungen über das Betragen ihrer Einwohner, schließt sich der erste Theil.

Von den eigenen Resultaten des Vfs., der die
E e e

*) Wir sind so glücklich gewesen, von diesem Werke zwey, hier verbundene, Recensionen zu erhalten, deren Verfasser beide, Officiere von hohem Range, an den beschriebenen Feldzügen, jedoch unter zwey verschiedenen Königen, Theil genommen haben.
Das Directorium der J. A. L. Z.

meiste Zeit seine Vorgänger fast nur zu epitomiren pflegt, hebt Rec. hier nur das Eine heraus, wo (S. 92) bey Gelegenheit der Sendung des Hn. v. Montesquieu behauptet wird, daß unter Friedrichs II. Regierung kein General gewagt haben würde, einen solchen Brief nur eine Viertelstunde zurückzubehalten. „Fast alle aus der preussischen Armee hervorgegangenen Schriften sind anderer Meinung, und stützen sich darauf, daß Hr. v. M. bey seiner Gefangennehmung die Fassung verloren hatte, und sich gefährlicher Nebenabsichten verdächtig machte. Aber wenn man auch dieses einräumt, so wurde doch die Ächtheit der von ihm mitgebrachten Briefe allgemein anerkannt, und unmöglich konnten seine Entdeckungen dem hohenlohischen Heere schaden, da man sich seiner Person versichert hatte. Es bleibt daher stets eine höchst eigenmächtige Handlung, daß ein Feldherr in einer Angelegenheit, die nicht etwa nur sein Corps, nicht bloß die Armee, sondern die das Ganze, den Staat selbst anging, dem Könige vorzugreifen, und sich das Recht anzumassen wagte, der unmittelbaren Correspondenz zweyer, an der Spitze ihrer Heere gegenwärtigen Monarchen ein Hinderniß in den Weg zu legen.“

Man wird aus dieser Anzeige, die Rec. deswegen, weil das Werk in seiner Gattung sich vorthellhaft auszeichnet, so umständlich den Lesern dieser Blätter schuldig zu seyn glaubte, ungefähr urtheilen können, was man davon zu erwarten hat. Hat es einer Buchhändler-Speculation seine Entstehung zu danken, so tritt hier der seltene Fall ein, daß die Ausführung geschickten Händen anvertraut worden ist. Für die Wahrheit jedes Factums kann der Vf. nicht bürgen, weil er nicht als Augenzeuge erzählt, sondern aus den einzigen bis jetzt vorhandenen, und vom Rec. nachgewiesenen Quellen schöpfte, deren Verschweigung ihm jedoch eben so sehr, als der zu viel verheißende Titel, zum Vorwurf gereicht. Die Darstellung ist nicht politisch, noch viel weniger militärisch zu nennen; aber wenn das Werk dadurch für eine Classe von Lesern verliert, so gewinnt es desto mehr für einen weit größeren Theil des gebildeten Publicums, dem weniger an der Beschreibung von kriegerischen Stellungen und Bewegungen, als an einer lichtvollen Entwicklung der Erfolge aus den vorbereitenden Ursachen gelegen ist. Der Vf. liefert diese mit Unparteylichkeit, Wahrheitsliebe und Besonnenheit überall, wo seine, zur Zeit noch so wenig vollständigen, Materialien ihn gehörig unterstützen, und wo sie ihn verlassen zu haben scheinen, ist er in seinen Combinationen gemäßigt und bescheiden. Er hat die bloß militärischen Berichte abgekürzt und zusammengedrängt; aber doch genug davon beybehalten, um auf die Begebenheiten des Krieges selbst das hinreichende Licht zu werfen, und er versteht die nicht gemeine Kunst glücklich zu gruppiren, so, daß dem Leser die Uebersicht des Ganzen leicht wird. Auch seine Sprache ist rein und sein Vortrag fließend, ob man ihm gleich die Eit, mit welcher das Buch geschrieben seyn mag, ansieht. Bey einer etwas stren-

geren Feile würden Nachlässigkeiten, wie z. B. (S. 33) *Corps d'esprit* statt: *Esprit de corps*; (S. 49) 30 Patrouillen *per Mann*; oder (S. 108) „schickte zu dem angegebenen Zwecke . . . Detachements ab; die die angegebenen Zwecke . . . schlecht erfüllten,“ leicht zu vermeiden gewesen seyn.

Druck und Papier sind, so weit die Erzählung geht, gut, bey den Bülletins schlechter. Hier schließt unter anderen S. 105 mit der Sylbe: *Re.*, und erst S. 113 folgt die Ergänzung: *gimentern.* Kf.

Noch ist keine vollkommene Geschichte des Feldzugs von 1806 erschienen. Wir haben die großen Resultate mit Erstaunen gesehen; aber wie das alles zugegangen ist, eine treue Erzählung der besondern Begebenheiten, ein Tagebuch der preussischen Armee, durch welches wir im Stande wären, selbst zu urtheilen, uns in die verschiedenen Verhältnisse zu versetzen und lehrreiche Schlüsse zu ziehen — fehlt. Zwar sind eine Menge Brochüren erschienen, in welchen die Vff. erzählen, wie sie es in der Stelle des Königs von Preussen gemacht haben würden, alle Bewegungen der preussischen und sächsischen Armee als völlig planlos verwerfen, hingegen die der französischen Armee als Meisterstücke der Kriegskunst preisen, — oder Werke, die aus einer Zusammensetzung aller Zeitungs-Nachrichten von 1806 entstanden sind, und denen man den Titel der Geschichte eines Krieges gegeben hat; allein alles dies ist für die Geschichte und für Militärs, die sich theoretisch ausbilden wollen, ganz überflüssig; diese Schöpfungen der Eitelkeit oder gewinnstüchtiger Buchhändler können nur den Unerfahrenen oder Leidenschaftlichen genügen, aber nie dazu dienen, über die Handlungen der Generale und ihren Werth oder Unwerth zu urtheilen. Es ist eben so leicht als ungerecht, einem General den Stab zu brechen, wenn man seine und die feindlichen Operationen lange nachher gezeichnet vor sich liegen hat, und es ist eben so sonderbar, als doch höchst wahr, daß die meisten Menschen bey der Beurtheilung einer Operation von deren Details sie gründlich unterrichtet sind, annehmen, daß der commandirende General allwissend war.

„Welcher ungeheurer Fehler“ heist es: „nach dieser oder jener feindlichen Bewegung nicht diese oder das zu thun!“ — Ob der commandirende General diese oder jene feindliche Bewegung wußte — ja ob er sie nach der schärfsten Berechnung von Zeit und Raum wissen konnte, danach wird nicht gefragt — und so ist der unglückliche General allemal in der Meinung verloren, und der Glückliche hat Recht. Das ist die Ursache, warum der Soldat stets über das Urtheil der großen Menge erhaben seyn sollte; das ist die Ursache, warum die großen Männer aller Zeiten es nie der Mühe werth gehalten haben, dem großen Publicum mehr von ihren militärischen Thaten wissen zu lassen, als es gerade braucht — nämlich die glücklichen Begebenheiten — und nur der ruhigen unparteyischen Nachwelt ist es aufgespart, die Verhältnisse zu entfalten, und danach zu urtheilen. —

Wenn aber das Streben des menschlichen Geistes,

nicht verstattet, die Geschichte unserer Tage zu übersehen, ohne dabey zu schliessen und zu richten: so fordert auf der anderen Seite die Gerechtigkeit, mit unserm Urtheil nicht eher hervorzutreten, als bis wir, genau unterrichtet von allen Details, *uns selbst in die Lage des Mannes versetzen können*, den wir richten wollen.

Das vorliegende Werk ist keine Geschichte des Feldzuges von 1806, dem Publicum vorgelegt, um es über die Begebenheiten zu unterrichten; es ist ein Raïonnement über die preussische Politik vom Tode Friedrichs des Grossen bis zur Ankunft des französischen Kaisers in Berlin, ein Urtheil über die preussische Armee und ihre Führer nebst ihren Bewegungen — in der Campagne 1806 bis zu ihrer Ankunft bey Magdeburg. Obgleich es uns scheint, dass es für ein solches Werk jetzt noch zu früh ist, da wir noch keine gründliche Geschichte des Feldzugs von 1806 haben: so zeichnet sich doch dieses vor allen anderen, die seit dieser Periode erschienen sind, durch Styl und Form aus, und es ist unendlich zu beklagen, dass ein, mit so viel schriftstellerischen Talenten begabter Verfasser die Data zu seinen Urtheilen aus anderen Werken zu nehmen genöthigt war, die zum Theil Unrichtigkeiten enthalten, zum Theil selbst nicht mehr reine Geschichtsdarstellungen, sondern raïonnirnde Erzählungen sind. Der Vf. hat also bey vielen Gelegenheiten seine Ansicht auf andere Ansichten (nicht auf Thatfachen) gegründet; wie kann aus einer solchen Amalgamation der Ideen ein reines Urtheil zu erwarten seyn? In Hinsicht des militairischen Theils hat der Vf. aus dem *Bericht eines Augenzeu- gen* geschöpft. Wir haben in unserer A. L. Z. No. 113 und 114 Gelegenheit gehabt, das Publicum auf den Werth dieses Werks, aber auch zugleich auf die leidenschaftlichen Ansichten des Vfs., die so manche Unrichtigkeiten erzeugen, aufmerksam zu machen. — Leider haben gerade die leidenschaftlichsten Stellen, welche dort von uns zum Theil widerlegt sind, dem Vf. des vorliegenden Werks als Basis zu einem neuen Urtheil gedient, und da der *Bericht eines Augenzeu- gen* die Tendenz hat, die preussische Armee als eine lache, gänzlich aufgelöste, pflichtvergessene Armee darzustellen, so müssen freylich alle auf diese Urtheile sich wieder gründenden Urtheile damit enden, dass die preussische Armee gar keine Armee, sondern eine Rotte zusammengelaufenen Gesindels ohne Führer, ohne Officiers von Ehre und Kenntnissen war, die bey dem ersten Anblick des Feindes davon liefen, und ihre Verbündeten, die Sachsen, im Stich liessen. Doch das vorliegende Werk verdient eine nähere Beleuchtung. — Es ist in eine Einleitung und zwey Abschnitte getheilt, die officiellen Actenstücke in drey Abtheilungen. *Einleitung. Übersicht der Begebenheiten von Friedrichs des Grossen Tode, bis zur Aufhebung der deutschen Staatsverfassung im August 1806, in Hinsicht auf Preussen, mit Bemerkungen über dessen Politik.* Die grossen politischen Begebenheiten sind kurz angeführt. Das Resultat dieser Einleitung ist: Friedrich II. that alles, um sich Achtung und Gewicht in Europa zu verschaffen. Die ersten Schritte Fried-

rich Wilhelms II. waren im Geist seines grossen Vorfahren; allein er liess bald nach, setzte sich durch den basler Frieden und die polnische Campagne herab, und nahm die Politik an, sich in die Hände mit Frankreich nicht mehr zu mischen. Während der Regierung Friedrich Wilhelms III. wurde das Neutralitäts-System noch vervollkommenet, die Gelegenheit 1799 mit Würde aufzutreten verabsäumt, die nachtheiligen Entschädigungen nach dem lüneviller Frieden angenommen, bey denen sich Frankreich so unverhältnissmässig vergrösserte, und durch Unentschlossenheit der rechte Augenblick zum Beytritt der Coalition 1805 veräumt. Den 1ten August 1806 wurde die Reichsverfassung für aufgehoben erklärt, und der rheinische Bund errichtet, ohne dass mit Preussen Verabredungen Statt gehabt hatten, ja seine nächsten Blutsverwandten, Fürst von Oranien, Fürst von Taxis mediatisirt. Nach diesem für Preussen so demüthigenden Verfahren wurde die Errichtung eines nordischen Bundes beschlossen, in den sich jedoch Sachsen und Hessen nicht ohne Zustimmung Frankreichs einlassen wollten, welches, obgleich es Preussen zuerst auf die Idee eines nordischen Bundes gebracht hatte, nun seine Einwilligung verweigerte. *I. Abschnitt. Vorbereitungen zum Kriege; nähere Ursachen desselben, Stärke der beiderseitigen Truppen, Tagesbefehl in Würzburg, Proclamation an die Armee.* Das Resultat dieses Abschnitts ist: dass das Betragen Preussens von 1805, der Kaiser von Frankreich nicht vergessen konnte, und es eben nicht mehr nöthig hielt, es zu schonen, als der russische Kaiser den Frieden durch Hrn. vom Oubril suchte; dass das preussische Cabinet mit allen Mächten in Uneinigkeit, von ihnen gehasst und verachtet, vom Minister Luchefini die Nachricht erhielt, dass dem Friedens-Tractat von Paris zwischen Russland und Frankreich geheime Artikel zum grossen Nachtheil Preussens angehängt seyen, worauf, — obgleich es ungegründet gewesen, — die Armee mobil gemacht wurde. Man wollte nun die Idee des nordischen Bundes durchsetzen. Die französische Armee in Deutschland war 150—160.000 Mann stark, und konnte leicht um 100.000 Mann vermehrt werden. Der preussische Staat konnte 150—160.000 Mann ins Feld stellen. — Nun folgen einige sehr richtige Bemerkungen über den inneren Zustand der preussischen Armee. — Es schien, dass man von beiden Seiten Zeit gewinnen wollte. Frankreich benutzte sie, im Stillen alle Vorbereitungen zum Krieg zu machen, und die Gemüther durch die Zeitungen darauf vorzubereiten. Hier folgen nun die verschiedenen Artikel aus den pariser Zeitungen, und der Tadel über das Betragen des Hrn. v. Knobeladbrf. Tadel über das lange Zögern der preussischen Armee, da sie die Offensive schon hätte früher ergreifen können, Tadel der Anstalten zum Krieg. Plan zu grösserer Geschwindigkeit. Betrachtung der französischen Anstalten, *Ordre du jour* in Würzburg, Proclamation an die Armee. — *II. Abschnitt. Gefecht bey Schleiss, Treffen bey Stalfeld. Die Schlacht von Jena. Capitulation von Erfurt. Gefecht bey Nordhausen am 16*

October. Treffen bey Halle mit der preussischen Reserve Armee. Rückzug nach Magdeburg. Übergang der französischen Armee über die Elbe. Einzug in Potsdam. Kapitulation von Spandau. Feyerlicher Einzug des Kaisers in Berlin. — Die bekannten Begebenheiten dieses Abschnitts sind von mancher treffenden Bemerkung begleitet; allein es kommen Unrichtigkeiten, und zum Theil so sonderbare Ansichten vor, daß wir sie nicht mit Stillschweigen übergehen können. S. 83 heist es: „Sächsishe Ingenieure, welche die Gegend „kannten, machten den Fürsten von Hohenlohe und „seinen Generalstab auf verschiedene Punkte der Stellung aufmerksam, welche hinlänglich besetzt und mit „Artillerie versehen, es der französischen Armee beynah „unmöglich gemacht haben würden, sich gegen die „Preussen zu entwickeln, und sie in ihrer Stellung anzugreifen, aber man verachtete diesen guten Rath,“ u. s. w. Diese Nachricht ist in mehreren Zeitschriften aufgenommen worden; ja der Ingenieur-Lieutenant Lehmann ist als der Rathende, und das Rauhthal als der Punkt, über welchen er gerathen, genannt worden; indess ist diese Geschichte nicht allein völlig unwahr, sondern auch von Grund aus ohne alle Veranlassung erdichtet, so daß der Lieutenant Lehmann ihr selbst öffentlich widersprechen wollte, woran — wenn es nicht geschehen — vielleicht sein Marsch Ursach war. S. 89: „An und für sich war es „eine Raserey, und eigentlich eine Handlung der Ver- „zweiflung, jetzt, nach den, seit ein paar Tagen gemachten traurigen Erfahrungen, bey der dadurch in die Armee gebrachten Muthlosigkeit, (aus welcher Quelle hat denn der Vf., daß die Armee muthlos war?), „mit einer Armee, die seit mehreren Tagen an den nothwendigsten Bedürfnissen, an Brod, Fourage (ein großer Theil der Cavallerie mußte die Pferde mit kümmerlich auf dem Felde zusammengelesenen Grafe füttern,) an Bier und an Brantwein bitteren Mangel litt, welcher der Krieg zudem ganz neu war, einer überlegenen Armee alter geübter französischer Krieger, von dem ersten Feldherrn seiner Zeit angeführt, eine Hauptschlacht liefern zu wollen, und darin alles auf einmal, aufs Spiel zu setzen, und das zur Zeit der denkwürdigen, gerade zu dieser Zeit — von der feindlichen Armee ein Jahr zuvor über ein österreich. Heer erfochtenen Siege.“ In der That ist diese Stelle so höchst sonderbar, daß man glauben muß, der Vf. hat die Verhältnisse beider Armeen vor der Schlacht nicht gehörig studirt. Wenn wir schon gerade der entgegengesetzten Meinung seyn müssen, und glauben, daß eine Hauptschlacht das einzige Mittel war, um die günstige Lage des preussisch. Heeres wieder herzustellen: so ist es uns unbegreiflich, wie der Vf. es anfangen wollte, um einer Schlacht auszuweichen, oder wie er glauben kann — selbst wenn es durch ein unaufhörliches Rennen möglich gewesen wäre, glücklich bis hinter die Oder zu kommen — daß eine solche schimpfliche Retraite nach zwey unbedeutenden Affairen die Armee hätte nähren, elektrifiziren und fanatisiren können. Noch sonderbarer ist es aber, daß der Vf. als einen zweyten wichtigen Grund, um keine Schlacht zu liefern, anführt: daß der October ein un-

glücklicher Monat für die Deutschen sey!!! S. 97: „Die „Sachsen schlugen sich am letzten, und zeigten — besonders was die Reuterey betrifft — mehr Muth als „der größte Theil der preussischen Regimenter, deren so berühmte Cavallerie sich mit wenig Ausnahme an diesem Tag mit *Unehre* bedeckte.“ Der Vf. hat in seinem Werke, in Hinsicht der Geschichte, nichts erwähnt, was nicht schon gedruckt wäre. Es ist allgemein bekannt, daß die preussische Cavallerie am 14ten October nichts im Großen gethan hat. In dem Bericht eines Augenzeugen heist es: daß sich bey dem Reinigen eines Feldes von Tirailleurs mehrere Schwadronen Cavallerie sehr unbehülflich und schüchtern benommen, allein daß sie sich mit *Unehre* bedeckte, geht aus keiner Relation hervor, und ist als etwas Neues vom Vf. durchaus nicht motivirt. Um ein solches hartes, einen großen Theil einer Nation beschimpfendes Urtheil zu fällen, gehört wohl eine etwas genauere Kenntniß der Begebenheiten dazu, als der Vf. zu haben scheint. Von der Schlacht bey Auerstadt oder Hassenhausen (nicht Aschenhausen) hat der Vf. *keine einzige richtige Idee*. Er glaubt, daß eine Flanken-Bedrohung vom Marschall Bernadotte die preussische Armee vermocht habe, vom Kampfe abzulassen, daß die Reserve nicht zum Schlagen kam, weil man im *Hauptquartier* des Königs (der König war in der Schlacht, und hatte folglich kein Hauptquartier,) von dem unglücklichen Gange der Sachen bey Jena, benachrichtigt war, u. s. w. S. 99, welches gerade ein Grund gewesen wäre, um mit den Reservisten die Schlacht zu erneuern, und das *Außer-Setzen* zu wagen. — Wer mit der Kürze des Tacitus schreiben und die Menschen so scharf beurtheilen will, als der Vf., muß die Verhältnisse reiflicher durchdacht haben. Die Behauptung, daß die Lage von Erfurt es verthetete, sie zu einer der ersten Festungen des preussischen Staats zu machen, möchte wohl von Niemanden unterstützt werden, der etwas von der Ingenieur-Wissenschaft versteht. — Von dem, was der General von Kleist in Magdeburg gethan oder nicht gethan hat, ist der Vf. abermals sehr schlecht unterrichtet, aber das hindert ihn nicht zu urtheilen, S. 110.

Nach dem hier angeführten können wir den Wunsch nicht bergen, daß der Vf. (der kein Militair zu seyn scheint,) wenn er dieses Werk in demselben Geiste fortsetzt, und nur Raisonnements über die schon bekannte Geschichte anstellt, zu vorgründlicher nachdenken, und sich besser von dem, was wahr oder falsch ist, unterrichten möge; sonst haben wir über die Campagne von 1807 nur ein höchst unbedeutendes Werk zu erwarten, da über die militairischen Begebenheiten in Preussen so wenig bekannt ist, und aus mancherley Ursachen für jetzt wohl schwerlich etwas *Gründliches* bekannt werden wird.

Übrigens scheint uns billiger, daß, um das Publicum vor Täuschung zu bewahren, das vorliegende Werk den Titel führte: „Die bereits in allen Zeitungen bekannt gemachten Bulletins und andere Actenstücke des Feldzugs 1806, nebst etwas Raisonnement über diesen Feldzug, nach den bekannten Datis.“

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 31 A U G U S T , 1 8 0 7 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) BERLIN, b. Unger: *Corinna oder Italien*. Aus dem Französischen der Frau von Staël, übersetzt und herausgegeben von Friedrich Schlegel. Erster Theil. 1807. 282 S. 8. (1 Thlr.)
- 2) HAMBURG, b. Vollmer: *Corinne oder Italien*, von der Frau v. Staël Holstein. Frey nach dem französischen Original bearbeitet von Heinrich Müller. (ohne Jahrzahl) 240 S. 8. (16 gr.)

Über den Zweck einer Übersetzung, irgend ein Original in seiner Eigenthümlichkeit, nur in einem andern Stoff gleichsam nachgebildet, wiederzugeben, kann nicht mehr gestritten werden. Denn Arbeiten dieser Art, die zum leichteren Verständniß der Urschrift, oder zu Nutz und Frommen eines leselustigen Publicums unternommen werden, weisen der Kritik einen ganz andern Gesichtspunct an, und verzichten selbst auf alle höheren Berücksichtigungen. Welches aber der wahre Weg sey, zu jenem anerkannten Ziel zu gelangen, oder ob ihrer mehrere neben einander bestehen können, ist noch eine weite Frage, die auch hier nicht ganz gelöst werden soll. So viel scheint indeß ausgemacht, daß bey Kunstwerken, in welchen die Originalität des Geistes die Form bis in ihre äußersten Spitzen durchdringt, dem Übersetzer die möglichste Annäherung an jedes Detail zu empfehlen ist. Die *Corinna* ist allerdings ein Werk, das sich über die einseitige Manier und die sehr bedingte ästhetische Bildung seiner Nation erhebt, und mit Glück einer schönen Allgemeinheit zustrebt. Denn wie in Schlegels *Flörentia* Engländer, Deutsche und Italiäner in dem Helden des Romans Spuren ihrer vaterländischen Weise wahrzunehmen glauben: so dürfte es ihnen eben auch mit dem neuesten Werk der Frau von Staël ergeln. Daher wählte der Übersetzer gewiss den richtigen Weg, wenn er sich in die Regeln einer strengeren Obervanz fügte, ohne Rücksicht auf die Forderungen, welche die meisten Leser an einen Roman aus dem Französischen zu thun pflegen. Die vor uns liegende Verdeutschung der *Corinna* ist daher, wenn wir auf das Ziel des Übersetzers und den Sinn, in dem er arbeitete, sehen, dem Vorzüglichsten dieser Art, Schleiermachers Platon und Tiecks *Donquixote*, gleich zu stellen. Von einer Übersetzung aber, die diesen höchsten Forderungen Genüge leistet, glauben wir die Erfüllung aller niedrigern voraussetzen zu dürfen, und zum Tadel berechtigt zu seyn, wenn wir uns hierin getäuscht finden. Alles, was unter

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

diese niedrigern Forderungen begriffen ist, Nachbildung der einzelnen Perioden, ja einzelner Worte, und überhaupt Fleiß und Treue in jeder scheinbaren Kleinigkeit, ist in dieser Übersetzung der *Corinna* auf die unverzeihlichste Art über der Erfüllung jener höheren vergessen und vernachlässigt worden. So wie jenes erstere Lob nur mit dem ganzen Buch belegt werden kann, so fodert der letztere Tadel einzelne Stellen zum Beweis, deren einige hier stehen mögen. Gleich die Periode, mit der das erste Buch angeht, weicht ohne Grund von der Urschrift ab, und in den Worten „*Oswald reiste von Edimburg nach Italien*“ ist überdies das Tempus offenbar das falsche, indem dadurch alles, seiner Ankunft in Italien Vorangehende, als bereits abgethan erscheint. S. 4 des Originals sind die Worte: *Les indifférens jouissaient de ce caractère, et le trouvaient plein de grâce et de charmes; mais quand on l'aimait, on sentait qu'il s'occupait du bonheur des autres comme un homme, qui n'en espérait pas pour lui-même; et l'on était presque affligé de ce bonheur, qu'il donnait sans qu'on pût le lui rendre* vergessen. S. 8 der Überf. geben die Worte: *Stolz und Angflichkeit erlaubten ihm beide fast nie seinen Freunden mitzutheilen, was er empfand*, einen in diesem Zusammenhang unrichtigen Sinn, *même à ses amis* hat das Original. S. 11 ist der Ausdruck *Befatzung* (*équipage*) statt *Mannschaft* oder *Bemannung* unrichtig vom Schiffsvolk gebraucht. S. 17 ist in den Worten: *man hatte ihm verschiedentlich Vorschüsse angetragen*, das näher bestimmende und Erfeuil seinen Sinn für gesellschaftliche Verhältnisse heraushebende: *on s'était empressé de lui offrir etc.* vergessen. S. 20 sind die Worte: *depuis que j'ai eu le malheur de perdre mon oncle* übersetzt: *seitdem ich meinen Onkel verloren*, wobey ein ungemein glücklicher Zug der etwas chevalleresken Gutmüthigkeit des Grafen verloren geht. S. 24 fehlt die Stelle: *si grand s'il avait coûté plus d'efforts* und S. 25 die: *autant qu'il le pouvait*. S. 28 (S. 22 des Originals) durfte das Verbindungswort: *cependant* auf keine Weise fehlen. S. 33 macht die Übersetzung der Worte: *ils se hâtaient de porter avec leurs bras quelques secours*: *Sie trugen das Wasser mit den Händen herbeizubeyn*, beynahe lachen. Ebendasselbst ist der Sinn der Worte: *des galériens employés à sauver la ville* in der Überf. *sie trugen zur Rettung bey gar nicht verstanden*. S. 35 muß es nicht *was dieser Fremde*, sondern: *was diese Fremdlinge machen wollten*, heißen. Ebendasselbst ist der Satz: *Sobald die Einwohner indeß die glücklichen Folgen von Oswalds Thätigkeit sahen, da sie endlich die Flamme gelöscht und ihre Häuser erhalten*.

Fff

ten sahen, ging ihr Erstaunen in Entzücken über, ein Muster grammatischer Incorrectheit. S. 36 sind die Worte: *il était obligé d'avoir recours à la colère, pour écarter etc.* ganz unrichtig: bis er sich endlich erzürnt von ihnen losmachte, übersetzt. Hier ist von einem freywillig und nur zum Schein angenommenen, nicht von einem wahren und unwillkührlichen Zorn die Rede. Noch unrichtiger ist S. 37, wo die Weiber von Ancona den Oswald um die Verbrennung der Juden so rührend wie um einen *acte de clémence* bitten, dieß durch Gnade übersetzt. S. 39 heist es von demselben, wo er die Wahnsinnigen zu retten eilt: *il marchait à grands pas vers l'hôpital*; in der Übersetzung: *unterdessen näherte er sich dem Hospital*. Wie kraftlos und wie wenig abgewogen die einzelnen Ausdrücke! S. 31 d. O. kommen diese nicht übersetzten Worte vor: *L'accent et la physionomie de Lord Nelvil l'avaient entièrement subjugué*, und S. 32 hat das Original die Worte: *qui luttait contre son bienfaiteur* mehr. S. 44 heist Oswalds Vater: *son meilleur ami*, das Adjectivum hätte im Deutschen nicht weggelassen werden sollen. Besonders nachlässig ist der Periodenbau zu Ende des vierten und zu Anfang des fünften Kapitels im ersten Buch. Noch vermiffen wir vorzüglich ungern in *Corinnens Gefang auf dem Capitol* (S. 83 d. Übers. S. 60 d. O.) die zwar, dem Gedanken nach, schon in den mosaifchen Büchern vorkommenden, aber hier vorzüglich schön ausgesprochenen, und auf den Tasso angewandten Worte: *Mais la veille du jour choisi pour le couronner, la mort l'a réclamé pour sa terrible fête: le ciel est jaloux de la terre, et rappelle ses favoris des rives trompeuses du temps*.

Alle diese Verstöße; deren Verzeichniß leicht um ein Beträchtliches vermehrt werden könnte, scheinen uns nicht sowohl aus Unkunde der französischen Sprache, als vielmehr aus Flüchtigkeit und aus Mangel an Fleiß entstanden zu seyn. Der schwankende und formlose Nationalcharakter der Franzosen gab sehr natürlich auch den Lauten, in denen er sich ausspricht, den Worten dieser Sprache, eben die Unbestimmtheit und unangenehme Vieldeutigkeit, welche sonst auch noch auf die geistige Armuth eines Volks zu deuten pflegt. Hieraus entspringt auch die grösste Schwierigkeit für den Übersetzer, der bey der Übertragung in unsere fester gebildete und reichere Sprache jedes Wort mit einer Sorgfalt erwägen muß, welche die Verdeutschungen aus anderen Sprachen keinesweges in diesem Grade fordern. Wir wünschen, daß dieß in den folgenden Bänden der deutschen *Corinna* berücksichtigt, und jeder Tadel, der diese Arbeit noch treffen kann, so zum Schweigen gebracht werden möge. — Wir bemerken noch, daß in diesem Bande nur die fünf ersten Bücher übersetzt sind, das Ganze also aus vier Bänden bestehen wird. —

Hn. Müllers Ankündigung einer freyen Bearbeitung der *Corinna* (No. 2) verfehlte bey uns ihres Zweckes, zu frappiren, keineswegs. Denn unserer Meinung nach wird zur Bearbeitung der Kunstprodukte originaler Geister ein Genius erfordert, dernicht

nur über das einzelne zu bearbeitende Werk erhaben ist, sondern zugleich auf der Höhe der Literatur und der Zeit steht, deren Wechselwirkungen seine Existenz und die Art derselben bestimmten. Aber Hr. Müller thut sich offenbar selbst Unrecht durch den anmaßenden Titel, von dem das Innere seines Buchs durchaus nichts weiß. Denn die schönsten Stellen eines Romans, wo diese nicht unmittelbar in die Fabel eingreifen, ohne weiteres wegstreichen, oder sie, ohne eine Ahndung zu haben von dem Werth ihrer Form, in einem mageren Auszug geben, ein so willkührliches und dabey geistloses Verfahren verdient doch wohl den hochfahrenden Titel einer Bearbeitung nicht? Welchen Titel es aber verdient, wenn ein Verdeutscher der *Corinna den Gefang auf dem Capitol* ganz und gar ausläßt, wenn er die gediegensten Ideen, die bey der Anschauung römischer Kunstwerke ausgestellt werden, nach Gutdünken verstümmelt oder mit Stillschweigen überhüpft, wie denn Hr. Müller im vierten, fünften, sechsten und siebenten Buch fast auf jeder Seite thut, mögen wir nicht weiter untersuchen. Der Bearbeiter wußte wahrscheinlich, wodurch er seinem Publicum gefallen würde; ob es aber überhaupt erlaubt sey, die *Corinna* für ein solches Publicum zuzubereiten, zweifeln wir. Uns fällt hiebey Suetons Erzählung von dem präparirten Löwen des Nero ein, welchen dieser vor allem Volk überwand. — Eine grössere Anmaßung aber ist es, wenn ein Mensch, der sich auf jeder Seite der französischen Sprache eben so unkundig, wie der deutschen zeigt, ein classisches Werk jener in diese übertragen will, ein Mensch, dem überdies selbst die nothdürftigsten historischen Kenntnisse, ja die alltäglichsten Begriffe abgehen. Gerne wollten wir Schweigen von der überall beybehaltenen französischen Schreibart der Eigennamen, wie *Corinne*, *Cornelie*, *la porte du peuple*, *Michel-Ange*; wollten Namen wie *Perpolese* S. 45, *Machiarel* S. 209, *Cesaretti* S. 209 und Anm., selbst in diesem sonst erträglich correct gedruckten Buch, gern für bloße Druckfehler gelten lassen: wenn nicht S. 33 die berühmte Säule des Antonin zu einer *Säule Antonius* gemacht worden wäre; (ein Irrthum, den Hr. Müller freylich mit S. 49 der von Schlegel herausgegebenen Übersetzung theilt,) wenn nicht S. 134 folgende interessante Periode vorkäme: *Um auf die appeninische Landstrasse (la voie Appienne) zukommen, geht man durch das Thor St. Sebastian, das sonst Cagene (Capene) hieß, und wirben diese appeninische Strasse nicht auf den nächsten Seiten noch viermal zu passiren hätten; wenn nicht die Worte: allons plutôt voir la pyramide de Cestius. Les protestans, qui meurent ici, sont tous ensevelis autour de cette pyramide*, S. 142 übersetzt wären wie folgt: „Lassen Sie uns lieber die Statue des Cestius sehen. Die Protestanten, die hier starben, sind alle in der Nähe dieser Pyramide begraben“, wo der wackere Übersetzer die Statuen und Pyramiden so ziemlich für synonym zu halten scheint; wenn nicht S. 144 aus dem *Ch-valier Bernin* ein *Ritter Bernis* gemacht wäre u. s. w. Aber wollten wir die Ex-

bärmlichkeit dieses Machwerks in mehreren Details durchführen, so wäre im Ernst zu fürchten, daß Rec. verhältnißmäßig mehr Zeit und Mühe auf diese Kritik einer Sudeley, als der Autor auf seine Bearbeitung der Corinna, verwandt hätte.

Da sich Hr. Müller durch diese Anzeige schwerlich von Vollendung seines Unternehmens abbringen lassen wird, so bemerken wir noch, daß auf dem Titel der Zusatz: *Erster Band*, ganz vergessen ist. Denn wirklich sind in dieser Dollmetschung bis jetzt nur die sieben ersten Bücher fertig. Diese Auslassung, mit der der Jahrszahl zusammengekommen, wird den Rec. gewiß entschuldigen; daß er höherer Forderungen gar nicht gedacht hat, und dafür rechnet er auf Hrn. Müller's Dank. P.

WESSENFELS u. LEIPZIG, in der Böfischen Buchhandlung: *Philaleth über Natur - Welt - und Menschenleben*. Ein nützliches Allerley aber (?) alles (?) belehrend, unterhaltend und neu (?) für gebildete (?) Leser aus allen (?) Ständen. Von Dr. G. W. Becker. IV und 396 S. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Wie der Sammler dieses Allerley seine Waare anzupreisen wisse, sagt nicht nur der marktchreyerische Titel, sondern auch die in demselben Tone abgefaßte Vorrede dieser Schrift. „Ich habe diese Schrift mit ganz besonderem Interesse ausgearbeitet, und glaube dazu Ursachen haben zu dürfen (?). Es ist ein Beytrag zu einer unterhaltenden Lectüre, zu einer belehrenden Lectüre. Jeder der darin enthaltenen Aufsätze ist neu nach seinem Inhalt selbst, oder nach der Form, die ich ihm zu geben suchte. Meine Absicht ging noch darauf hin, jedem gebildeten Manne und Weibe eine belehrende und unterhaltende Lectüre in jedem der einzelnen Aufsätze zu geben. Daß dies nicht leicht auszuführen sey, giebt gewiß jeder Unbefangene zu. Indessen ich selbst gebe mir das Zeugniß, für die Erreichung dieses Zwecks gethan zu haben, was ich konnte.“ — Wenn Hr. B., wie wir ihm gerne glauben wollen, für die Belehrung und Unterhaltung gebildeter Leser nicht mehr thun konnte, als er hier gethan hat, so müssen wir ihm rathen, diese Art von Schriftstellerey ändern zu überlassen, die mehr Beruf dazu haben. Denn unter den 38 Aufsätzen dieser Sammlung findet sich auch nicht ein einziger, der wahrhaft belehrend oder unterhaltend genannt werden könnte. Un ein so hart scheinendes Urtheil zu begründen, will Rec. nur den Inhalt der ersten 7 Aufsätze kurz angeben. 1) Über das Gallsche System (?) als Grundlage der Physiognomik; enthält einige gegründete Erinnerungen gegen Galls Schädellehre, die aber von anderen Gegnern Galls schon weit klärer entwickelt und besser vorgetragen worden sind. Der Vortrag des Vfs. ist verworren, dabey äußerst nachlässig und nicht einmal frey von grammatikalischen Fehlern. So heist es z. B. S. 2: Eine Wissenschaft, die uns in den Stand setzt, durch ein paar Fingergriffe über die Geistesfähigkeiten seiner Nebenmenschen zu urtheilen, in ihnen den Spitzhuben oder ehrlichen

Mann — erkennen zu können, und dabey noch die Gelegenheit zu haben, sich recht augenscheinlich von seinen eigenen vortrefflichen Anlagen überzeugen zu können, — daß das Gegentheil Statt finde, erlaubt keinem der Egoismus zu glauben, wem sollte das (?) nicht wünschenswerth und willkommen seyn.“ 2) Notizen über Spanien nur (?) mit Bezug auf die neuesten (?) Nachrichten von einem Franzosen. Wer dieser Franzose sey, und ob er etwa schon frühere Nachrichten über Spanien gegeben habe, erfährt man nicht, so wie der Vf. überhaupt seine Quelle entweder gar nicht oder höchst unbestimmt angiebt. Von welchem Gehalt übrigens diese Notizen sind, läßt sich aus ein paar Stellen leicht beurtheilen. „Die Inquisition“ (heist es S. 14) ist kein Schatten mehr von dem was sie war — Büchercensur und politische Auspäherey scheint jetzt das Hauptgeschäft dieses ehemals so furchtbaren Tribunals zu seyn. Seit 1680 ist kein *Auto da Fé* gehalten worden. Übrigens mache ja kein Protestant dem Spanier darüber große Vorwürfe — (daß seit 1680 kein *Auto da Fé* gehalten worden?) S. 16 die Hospitäler sind in Spanien ausgezeichnet gut. Das große Madrider konnte im Jahr 1801 14000 (?) Kranke aufnehmen, und sollte dem Plane des Kriegsministers zufolge für 30000 (!) eingerichtet werden. Die Einkünfte von den Stiergefechten begründen seine Unterhaltung dem größten Theil nach. — (Auch noch im J. 1801?) Die Pflege und Unterhaltung (?) und Reinlichkeit soll nicht weiter getrieben werden können. Reconvallescenten bekommen zur Vesper (?) ein Glas Malaga erster Sorte. Chokolade wird bis zum Überflusse (?) gereicht. S. 17. Man weiß in Spanien nichts von Dinees und Soupees. Eine Nachmittagskollation, die sehr feinem ist, macht die ganze (?) Freude aus. Die Damensitzen auf der einen, die Herren auf der anderen Seite. Die Unterhaltung ist sehr unbedeutend. Jeder Gast bekommt einen silbernen Teller. Die Bedienten sind im größten Staate. Man wartet nun mit Chokolade, Zuckerbrot u. s. w. auf, davon aber nicht sehr zugelangt wird, u. s. w. (Wie viele in Spanien möchten wohl eine solche Nachmittagskollation geben können, und wenn sie die ganze Freude der Spanier überhaupt ausmacht, wie sehr wäre dann diese Nation zu bedauern?) 3) Hofdank und Hofundank. Eine Parallele. (Eine schlechte Handlung von Potemkin und eine rühmliche vom Grafen von Brühl, wobey es jedoch sonderbar ist, daß die letztere, ihre Wahrheit vorausgesetzt, wie der Vf. behauptet, gar nicht bekannt geworden seyn soll.) 4) Kindliche Liebe. (Eine höchst abenteuerliche Erzählung aus den Zeiten der Waldenser, vermuthlich aus einem schlechten französischen Almanach oder Roman entlehnt) S. 26 *Averroes* hat *Averroes* ist wohl ein Druckfehler. 5) Grausamkeiten der Neger gegen Europäer, und Grausamkeiten der Europäer gegen die Neger. (Gräuelsen, wie man sie schon aus politischen Zeitungen zur Genüge kennt, die Rec. wohl empörend, aber, zumal wie sie hier erzählt sind, weder belehrend noch unterhaltend findet. S. 34 ist Stegmans für Stedmanns Reise nach Surinam

doch wohl nur Druckfehler.) 6) *Joseph der zweyte*, ein Gegenstück zu *Leopold von Braunschweig*, eine, wie der Vf. hinzusetzt, *ungedruckte, nur* (soll wohl *mir* heißen) von einem Augenzeugen mitgetheilte Anekdote. Solche Zusätze, wie dieser, und die bey No. 2, 3 u. f. sollen ohne Zweifel die auf dem Titel angemessene *Neuheit* jedes Aufsatzes documentiren, worauf jedoch in Ansehung der Form sich der Vf. noch gegründete Ansprüche erworben zu haben glauben wird durch Schilderungen wie folgende S. 42: *Temperament, Mangel an Regentenklugheit, nicht gezähmter, geregelter, langsam, bedachtam und mit Ordnung zu Werk gehender Eifer für Völkerglück und Völkeraufklärung, übel verstandene Nachahmung eines Friedrichs II, Sacht, überall gegen die Menschen mit dem Mauerbrecher umzugehen, statt mit der Politik sich zu benehmen*, ließen Josephs schönste Plane scheitern,

seine Absichten verkennen, *als Opfer seiner Wünsche und seiner Bestrebungen fallen* (die Plane, Absichten oder ihn selbst? — das letztere, wird der Vf. vermuthlich gedacht haben, werde der geneigte Leser schon selbst suppliren). 7) Kleinigkeiten und doch wichtig für die Haushaltung und den Wohlstand. Unbedeutende, meist schon allgemein bekannte ökonomische Vorschläge zur Benutzung des Moses, der Bärte des Schilfrohrs, der wilden Kastanien, der Knochen, Schnecken (bey diesen heißt es: man *wiegt* sie mit einem *Wiegemesser* und kocht sie u. f. w.) der Butterblumenblätter, die zu Brey gewiegt und mit Zucker, Essig und Baumöl bereitet, einen ungemein schmackhaften Salat geben sollen. Doch wir brechen hier ab, mit der Überzeugung, daß das *Ohe jam satis* für die meisten Leser dieser Blätter schon früher ausgesprochen werden konnte. C — r.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. *Ellwangen, b. Ritter: Herzenserleichterung eines Obstbaum-Pflanzers.* Den Freunden der Obstcultur zur Beherrschung vorgelegt von *Carl Vollrath Neidhart*. 1806. 32 S. 8. Mit Vergnügen zeigen wir diese Flugschrift an, die auf den wenigen Blättern mehr Interessantes enthält, als manche andere in so vielen Alphabeten. Wenn gleich die Ideen des Vfs. noch keine ausgemachte Wahrheiten sind: so zeugen sie doch von seinem Beobachtungsgedächtnis und Scharfsinne, und dienen, uns aus dem Schlafe, worin wir über die Sache versunken waren, zu wecken, und werden so mittelbar gewiß zur Vervollkommnung der Wissenschaft selbst beytragen.

Die eigentliche Verbesserung des Obstbaues in Deutschland rechnet er — obwohl nicht ganz richtig, denn wirklich wurde unter Franzobst schon früher eingeführt — von der Zeit her, da wir die edleren Pflänzlinge von den Carthäusern bey Paris zu verschreiben angingen; aber mit den französischen Stämmen haben wir auch die Fehler der französischen Obstgärtner beybehalten. Einer davon sey der, daß man dem Unterfetzlinge keinen-Einfluss auf die Frucht des aufgesetzten Reifes zugestehen wolle; da doch bey ihm, dem Vf., die weiße Calvilla mit der rothen copulirt, eine rothe Seite erhalten; die grüne Winterbergamotte auf die Jungfernbirn veredelt, ihre dunkelgrüne Farbe verloren habe u. d. m. (Rec. sieht den Unterfetzling wie den Boden an, auf dem die Pflanze wächst; und gesteht ihm insofern — so wie dem Sandboden auf den Geschmack der Kartoffel — aber auch nur insofern allerdings Einfluss auf die Frucht des Unterfetzlings zu).

Es sey unverzeihlich, daß man in Deutschland die Sammlung der Obstkerne zum Auspflanzen so sehr vernachlässige, da man sich daraus doch in kurzer Zeit die besten Obstbäume erziehen könne. Indessen seyen die Kerne, die eine Frucht liefere, doch auch nicht alle gleich gut; er, der Vf., finde sie von dreyerley Güte, nämlich schlechte oder kranke, mittelmäßige oder unvollendete, gute oder vollendete. Nur die letzte Sorte bringe die Mutterfrucht in ihrer völligen Achtheit wieder hervor; allein diese Beobachtung gebe für die unter den Pomologen so lange streitig gewesene Frage „ob die edlen Obstarten durch den Saamen ihres Gleichen wieder hervorbringen“ die Entscheidung. (Vortreflich, wenn auch dem Zweifler gegen die Beweiskraft der angeführten Erfahrungen noch Einwendungen übrig bleiben. Der Vf. will nämlich gefunden haben, daß *Stämme aus Saamen von 1789*, worin der Frühling der Obstblüthe günstig gewesen, *den Früchten der Mutterstämme gleiche; Stämme aus Saamen von 1790*, worin das Frühjahr der Obstblüthe ungünstig gewesen, *viel schlechtere Früchte getragen haben.* Eine Bemerkung, die Rec. wenigstens im Allgemeinen nicht für richtig anerkennen kann; indem so, wie wir bey dem Saamen des Getreides und anderer Pflanzen sehen, auch die schlechtesten Jahre unter vielen schlechten Saamen noch immer auch vielen vollendeten hervorbringen.) Schade übrigens, daß

der Vf. sich über die Kennzeichen des vollendeten Saamens nicht noch näher erklärt!

Es sey Vorurtheil, sagt Hr. N. weiter, wenn man sich von dem größeren Pflänzlinge desto eher Früchte verspreche; indem dergleichen Stämme am ersten ausgehen. Auch sollten wir statt der Baumchulen vielmehr Kernschulen oder Erziehungsplätze für gute Stämme aus vollendetem Saamen zu haben suchen. Überhaupt müsse man auch nicht Alles veredeln wollen: manchem Obstbauer sey ja eine Holzbirn nützlicher, als eine sogenannte edle. (Sehr wahr!) Gegen das Verletzen der Stämme eifert der Vf. an mehreren Stellen: er habe einmal den Versuch gemacht, von 300 Kernstämmen 100 Stück nach 3 Jahren zu verpflanzen. 3 Jahre nachher habe er 40 verpflanzte und eben soviel unverpflanzte aufgenommen, der Länge nach zerschnitten, und nun unter jenen 27, unter diesen aber nur 5 Stück schadhafte gefunden. Von den verpflanzten Stämmen mißrathete auch die Obsternde viel öfter, als von den Kernstämmen (!!!). Beym Pflanzen von Obstbäumen müsse man vorher immer auch erst wissen, ob sie in diesem Klima fortkommen werden: so gedeihen z. B. in des Vfs. Gegend Zwergobstbäume auf Quittenstämmen nie; die gelbe Reinette werde ein vortreflicher tragbarer Baum; die graue bleibe ein Krüppel.

Man hätte wünschen sollen, daß der Vf., der über den Obstbau so gut beobachtet und urtheilt, auch durch das beste Gedeihen seines Obstgartens belohnt worden wäre: aber eine Abtheilung durchziehender französischer Soldaten hat ihm denselben am 5 October v. J. vernichtet. a.

Prag, b. Widmann: Unterricht für den ausübenden böhmischen Landwirth über die Verbesserung der Landwirtschaft. Von *Joseph Wersack*. 1806. VIII u. 240 S. 8. (20 gr.) Volksbücher, die nicht bloß zur Unterhaltung, sondern zur Belehrung des gemeinen Mannes dienen sollen, dürfen nicht sowohl den Zweck haben, ihn mit den Sachen selbst bekannt zu machen — denn aus Büchern lassen sich diese schwerlich so gut begreifen, daß sie darnach ausgeübt werden könnten — als vielmehr dem, ihm das Verständniß darüber zu öffnen, und zu zeigen, warum er gerade so, oder anders dabey verfahren muß, als er es aus seiner Praxis gewöhnt ist. Dies ist jedoch nicht der Gesichtspunct, den der Vf. des Unterrichts f. d. a. b. L. genommen hat; sondern er will den Feldbau, die Viehzucht, den Wiesen- den Grünzeugs- Obst- Handlungspflanzen- und Waldbau selbst lehren. Aber auch diesem Vorhaben bleibt er nicht getreu; sondern trägt vielmehr nur Eins und das Andere davon, oft unrichtig und unvollständig genug, vor; über alles aber, was weiter dahin gehört, läßt er seinen Leser gänzlich unbelehrt. Wir erwähnen des Buchs also hier auch nur als eines von den vielen unnützen. Warum es eben für den böhmischen Landwirth bestimmt seyn soll, da es von den oben genannten Theilen der Landwirtschaft das Allgemeine enthält, läßt sich nicht absehen. a.

Monatsregister

V O M

A u g u s t 1 8 0 7.

Verzeichniß der im Monat August in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**dam Handbuch der römischen Akerthümer.
Aus dem Englischen übersetzt von Meyer. 2
Bde. 2te Aufl. 195. 345.
Abbildungen merkwürdiger Gegenstände aus der
Erdbeschreibung. 2ter Band 190. 312.
Albanus Predigten über freye Texte. 2ter Bd. 196. 359.
Akerthümer, die, Griechenlands und Roms in
Bildern Herausgegeben von Hoff und Wich-
mann. No. 1 195. 346.
Anweisung, praktische, zum Flachsbaum. Mit An-
merkungen von Riem. 2te Aufl. 193. 335.

B.

- Baillie die Leidenschaften. Aus dem Englischen
übersetzt von Cramer. 1 — 3 Th. 199. 377.
Barbarina Cimorosa, oder Freyheitsdrang und Ge-
wissensqual 197. 367.
Bauer Entwurf einer histor. kritisch. Einleitung
ins alte Testament. 3te Aufl. 178. 209.
Basritzel Bemerkungen über die Berufung in
Straffachen und Stimmeneinheit bey Strafur-
theilen 191. 319.
Becker Philoeth über Natur- Welt- und Men-
schen - Leben 203. 415.
Bergmann kleine französische Vorlegeblätter 186. 278.
Bertrand der Eidschwur. 2 Thle. 199. 384.
Bertuch Ephemeron für Lectüre und Theater.
Erste Lieferung 199. 384.
Bentler Sittenlehren und Klugheitsregeln in Ver-
sen. 3te Aufl. 189. 303.
Bode astronomisches Jahrbuch für 1808 187. 281.
Borawski das Harfenmädchen. 2te Aufl. 194. 344.
Borne, der hallenser. Erstes Bändchen 200. 389.
Busching's neue Erdbeschreibung. Europa. Schwe-
den. Neue Aufl. Herausgegeben von Auh's 190. 311.

C.

- Cipriani Monumenti di fabrice antiche estratti
dal disegni dei più celebr. autori. Tom. 1. 2 195. 348.
— — Scelta di ornati antichi e moderni 195. 348.
— — Vedute principali e più interessanti di
Roma 195. 348.
Cramer Briefe an einen Schulmann über das
Schulwesen in Deutschland. Herausgegeben
von Henke 186. 277.
— — Individualitäten. 1 — 3 Heft 200. 385.

D.

- Dabelow über den sogenannten Directariat der
Römer 180. 225.
Dahl histor. topograph. Rat. Beschreibung der
Stadt und des Amtes Gernsheim 201. 395.

E.

- Eginharti vita Caroli M.; edita a Bredow 189. 297.
Emmert the theatre, or a selection of easy plays,
to facilitate the study of the English language.
Vol. 2 98. 371.
Eschenmayer über Staatsaufwand und die Bede-
ckung desselben 180. 231.
Eschke mythologische Vorlesungen für Damen 200. 394.

F.

- Feldzüge, die, vom J. 1806 und 1807. 1 Th. 202. 401.
Fischer Bergreisen. 1. 2 Th. 201. 397.
Flade römisches Bergrecht in allen Perioden des
Bergbaus dieses Volks 195. 347.
Fries Regulative für die Therapeutik, nach heu-
russischen Grundätzen der Naturphilosophie 181. 237.

G.

- Geschichte, die, Josephs des Erzvaters 179. 223.
Glossen über einige Gegenden und Städte des
nördlichen Deutschlands 200. 390.
Greiling Amtsvorträge bey feyerlichen Gelegen-
heiten 193. 329.
Grob Trauungsreden. 2te Aufl. 192. 327.
Grosse der Begriff des Directariats 180. 225.
Gullivers Reisen zu verschiedenen bisher unbe-
kannten Völkern des Erdbodens. 4 Bde. Aus
dem Englischen übersetzt 187. 287.

H.

- Haas Deutsch-französisches Taschenlexicon 198. 374.
Hamacher Berichtigung der Lehre von der Ver-
bindlichkeit des Mobiliterben zur Zahlung der
Schulden, welche zum Ankauf liegender Güter
unter der außergerichtlichen Verpfändung der-
selben gemacht worden sind 192. 327.
Hecker Kunst die Krankheiten der Menschen zu
heilen nach den neuesten Verbesserungen in der
Arzneywissenschaft. 1 Th. 2te Aufl. 181. 259.
Heidelberg, Mannheim und Schwetzingen. Für
Reisende 185. 271.
Höfel Fibel, oder Elementartheil der deutschen
Sprachlehre 186. 275.
— — Unterrichtsbuch 186. 275.
Hüllmann Geschichte des Ursprungs der Regalien
in Deutschland 201. 297.

I.

- Inbegriff. kurzer, aller Wissenschaften zum Ge-
brauch für Kinder von 6 — 12 Jahren. 20ste
Aufl. 192. 382.

K.

- Kind Tulpen. 2tes Bändchen 195. 350.
Knauers ökonomisch-praktischer hundertjähriger
Hauskalender von 1804 — 1904. 2te Aufl. 184. 262.

L.

- Langsdorf neue und gründliche Darstellung der
Principien der Differentialrechnung 188. 298.
Lafreyrie Geschichte der Einführung der fein-
wolligen Schaafe in die verschiedenen europäi-
schen Länder. Aus dem Französischen über-
setzt von Friedrich Herzog zu Schleswig-
Holstein-Beck. 1. 2 Th. 184. 257.
Lautbahn, militärische, des sächsischen Generals
der Infanterie v. Lindt 198. 375.
Leopold die Landbienenzucht, kurz und faßlich
beschrieben für Landleute 184. 263.
Lühr Tändeleien und Scherze für Kinder. 1 Bd. 194. 343.

M.

- le Mout nouvelle Grammaire des Dames 108. 373.
Manski Naturgeschichte der Hausherren 184. 203.
Meißer Erzählungen des Großen am Kamine 200. 380.

| | |
|---|-----------|
| <i>Meyer</i> deutsches A B C. oder Lese- und Denk- übungen bey dem ersten Unterricht. 2te Aufl. | 200, 391. |
| <i>Murhard</i> Gemälde des griechischen Archipelagus. 1. Band | 190, 310. |
| <i>N.</i> | |
| <i>Nachersberg</i> Moderomane | 199, 383. |
| <i>Natorp</i> Entwürfe zu Predigten über die sonn- und festtäglichen evangel. Perikopen | 195, 334. |
| <i>Neidhart</i> Dialogen für Studierende Jünglinge in den obern Classen der Gymnasien | 186, 280. |
| — — — — — Herzenerleichterung eines Obstbaum- pflanzers | 205, 413. |
| <i>Nietzsche</i> Beyträge zur Beförderung einer ver- nünftigen Denkensart über Religion, Erzie- hung u. s. w. | 193, 332. |
| <i>Niobe</i> . Eine Tragödie vom Verf. des <i>Lacrimas</i> | 199, 380. |
| <i>Nissen</i> Bemerkungen über den Gebrauch der In- strumente in der Geburtshülfe | 182, 247. |
| <i>O.</i> | |
| <i>Oertel</i> gemeinnütziges Wörterbuch zur Erklä- rung und Verdeutschung der im gemeinen Le- ben vorkommenden Ausdrücke. 1. 2. Band. Zweyte Ausg. | 197, 366. |
| <i>Orthoff</i> Rhapsodien aus der Lehre von der assimila- tiven und reproductiven Function des Orga- nischen | 182, 241. |
| <i>P.</i> | |
| <i>Palladio</i> I. cinque Ordini dell' Architettura, illu- strati da <i>Cipriani</i> | 195, 348. |
| <i>Perrin de Lac</i> Reise in die beiden Louisianaen unter die wilden Völker am Missouri. Aus dem Französischen übersetzt von <i>Müller</i> . 1. 2. Bd. | 190, 305. |
| <i>Pflogner</i> über den Begriff der Selbstbeurtheilung. Neue Aufl. | 185, 251. |
| — — — — — Ueber den Ursprung des Guten und Bö- sen nach allen Bedeutungen | 183, 251. |
| <i>Röschel</i> meine Musestunden, oder Resultate mei- nes Nachdenkens über die wichtigsten Gegen- stände der Religionswissenschaft | 179, 222. |
| <i>Ponge</i> contes moraux. Prem. Cahier. Nouv. édit. | 200, 391. |
| <i>Rost</i> - und Reise-Handbuch, allgemeines, durch Deutschland, Frankreich, Holland, Helve- tien etc. | 201, 394. |
| <i>R.</i> | |
| <i>Rüze</i> Ansichten von dem Natürlichen und Ueber- natürlichen in der christl. Religion | 178, 215. |
| <i>Recueil de pieces dramatiques à l'usage de la jeu- nesse</i> . P. I. | 198, 376. |
| <i>S.</i> | |
| <i>Sallusts</i> <i>Katilina</i> und <i>Jugurtha</i> , übersetzt von <i>Hallbauer</i> | 185, 265. |

| | |
|---|-----------|
| <i>Sallusts</i> Werke, lat. und deutsch, von <i>Schlüter</i> . 1. 2. Th. | 185, 265. |
| <i>Schlacht</i> , die, bey Austerlitz. Aus dem Franzö- sischen | 198, 369. |
| <i>Schatt</i> Beyträge zur Anstands- und Sittenlehre in einer kritisch-philosophischen Bearbeitung der <i>Chesterfeldischen</i> Erziehungsmaximen | 200, 388. |
| <i>Scriba</i> Weisheitslehren des Stiflers des Christen- thums in Sagenabählungen und Sinnsprüchen | 179, 217. |
| <i>Sintenis</i> der Mensch im Umkreise seiner Pflich- ten. 2. Th. 1. 2. Abth. | 185, 249. |
| <i>Sömmering</i> Abbildungen des menschlichen Hör- organs | 181, 233. |
| <i>v. Stack Holstein</i> <i>Corinna</i> oder <i>Italien</i> . Aus dem Französischen übersetzt von <i>Friedr. Schlegel</i> . 1. Th. | 205, 400. |
| — — — — — <i>Córinne</i> oder <i>Italien</i> . Frey nach nach dem französischen Original bearbeitet von <i>H. Müller</i> | 203, 409. |
| <i>Streckfuß</i> <i>Maria Belmonte</i> | 194, 337. |
| <i>Struve</i> wie können Schwangere sich gesund er- halten und eine frohe Niederkunft erwarten? 2te Aufl. | 181, 239. |
| <i>Stukken</i> door de commissie tot het ontwerpen van een algemeen burgerlyk en lyfstraffelyk Wetboek | 191, 315. |
| <i>T.</i> | |
| <i>Tiedge</i> Frauenpiegel | 194, 342. |
| <i>Tillich</i> der erste Unterricht | 186, 275. |
| — — — — — der Sprachunterricht als intensives Bil- dungsmittel | 186, 275. |
| <i>U.</i> | |
| Ueber den Wortreichtum der deutschen und französischen Sprache, und beider Anlage zur Poesie. 1. 2. Bd. | 196, 358. |
| Unterricht, fälschlicher, jedes deutsche Wort recht zu schreiben. 4te Aufl. | 200, 392. |
| <i>V.</i> | |
| <i>Voyage aux Salines de Salzbourg et de Reichen- hall et dans une Partie du Tyrol et de la Hau- te-Baviere</i> . Par le Chev. de B. | 202, 493. |
| <i>W.</i> | |
| Wahrheit, die, und Götlichkeit der christlichen Religion in der Kürze dargestellt | 193, 355. |
| <i>Wandeborn</i> Vorlesungen über die Geschichte des Menschen und seine natürliche Bestimmung | 189, 301. |
| <i>Wersack</i> Unterricht für den ausübenden böhmischen Landwirth über die Verbesserung der Landwirthschaft | 205, 416. |
| <i>Wiedemanns</i> deutsche Aufsätze zum Uebersetzen ins Französische. 2te Aufl. | 198, 376. |
| <i>Wloclawski</i> Elementargeometrische Aufgaben des Delischen Problems | 188, 292. |

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Frankfurt a. d. Oder 201.
Anonymer Verl. 188, 198, 200, 202.
Arnold in Dresden 198.
Bachmann und Gundermann in Hamburg 200.
Bädecker und Comp. in Duisburg und Essen 195.
Barth in Leipzig 186.
Börsche Buchhandlung in Weissenfels 203.
Bohn in Hamburg 189, 190.
Buchhandlung der Erziehungsanstalt in Schnepfenthal 189.
Craz und Gerlach in Freyberg 195.
Crusius in Leipzig 183.
Dieterich in Göttingen 198.
Fertßl in Grätz 184.

Fleckeisen in Helmstädt 189, 200.
Fleischer jun. in Leipzig 184, 194, 198.
Frieße in Pirna 193.
Gädicke in Berlin 195.
Gassert in Ansbach 197.
Göbhardt in Bamberg und Würzburg 200.
Günther in Glogau 199.
Hahn in Hannover 181.
Hartknoch in Leipzig 198, 201.
Hartmann in Riga 196.
Hayn in Berlin 198.
Memmerde und Schwetfchke in Halle 198.
Meunings in Erfurt 181.

Herold und Wahlstab in Lüneburg 199.
 Herrmann in Frankfurt am Mayn 186.
 Heyer in Gießen 201.
 Hinrichs in Leipzig 181. 190.
 Hofschulbuchhandlung in Herborn 179.
 Horvath in Potsdam 192.
 Huber und Comp. in St. Gallen 192.
 Industrie-comtoir in Leipzig 190.
 Junius in Leipzig 187.
 Kabisch in Braunschweig und Leipzig 186 (2).
 Keil in Magdeburg 193.
 Kühn in Posen 184.
 Lange in Berlin 187.
 Laurent in Halle 200.
 Löffler in Mannheim 191.
 Maurer in Berlin 186. 200.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 180. 185. 188.
 Monath und Kufeler in Nürnberg und Altdorf 178.
 Nitzsche in Nordhausen 184.
 Palm in Erlangen 182.
 Perthes in Hamburg 181. 193.
 Petersen in Alkenburg 197.
 Quien in Berlin 201.
 Raw in Nürnberg 179.
 Realbuchhandlung in Berlin 199.
 Reclam in Leipzig 196.

Rein in Leipzig 186 (2).
 Renner in Halle 194.
 Ritter in Ellwangen 203.
 Rühlhoff und Comp. in Amsterdam 199. 200.
 Ruff in Halle 180.
 Schneider und Weigel in Nürnberg 179.
 Schöne und Comp. in Eisenberg 194.
 Schöps in Zittau 178.
 Schreiner in Düsseldorf 192.
 Schwickert in Leipzig 185.
 Staatsdruckerei im Haag 191.
 Steiner in Winterthur 200.
 Steinische Buchhandlung in Nürnberg 201.
 Steudel und Keil in Gotha 199.
 Taubkummensinstitut in Berlin 200.
 Unger in Berlin 203.
 Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen 180.
 Varrentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 181.
 Verlagshandlung in Schneeberg 198.
 Vollmer in Hamburg 103.
 Voss in Berlin 190.
 Waldeck in Münster 185.
 Walther in Erlangen 196.
 Weber in Zeitz 194.
 Wichmann in Leipzig 195.
 Widmann in Prag 183 (2). 203.

III. Intelligenzblatt des Augst.

Ankündigungen.

Akademische Buchh. in Frankfurt an der Oder
 Verl. — — — in Jena Verl. 59, 505. 61, 536.
 Baedeker und Comp. in Duisburg Verl. 62, 536.
 Benkowitz Kriegsszenen; fortgesetzt von Jariger 60, 535.
 Crafus in Leipzig Verl. 60, 531.
 Ettinger in Gotha Verl. 64, 549.
 Feuerbrände, neue. 3ter Heft. 65, 559.
 Fleischmann in München Verl. 61, 525.
 Gräff in Leipzig Verl. 65, 558.
 Hanisch in Hildburghausen Verl. 61, 526.
 Hoyer in Gießen Verl. 65, 559.
 Keil in Cölln Verl. 62, 531.
 Keil in Magdeburg Verl. 65, 557.
 Keyser in Erfurt Verl. 62, 535.
 König in Straßburg Verl. 62, 535.
 Levrault in Straßburg Verl. 64, 547.
 Martini in Leipzig Verl. 61, 527.
 Pfäfer in Heidelberg Verl. 61, 517.
 Realbuchh. in Berlin Verl. 65, 558.
 Ruland commentarii medici historico-critici de
 rebus a Germanis in universa medicina gestis. 62, 533.
 Schimmelpfennig und Comp. in Halle Verl. 65, 563.
 Schoell in Paris Verl. 65, 559.
 Schwan und Götz in Mannheim Verl. 59, 505.
 Voss die Zeiten. Archiv der neuen Staatenge-
 schichte und Politik 59, 507.
 Wilms in Frankfurt am Mayn Verl. 65, 555.
 62, 534.

Beförderungen und Ehrenbenennungen.

Andresky in Teschen 60, 515.
 Becker in Katschau 60, 515.
 Carlowsky in Eperies 60, 515.
 Desloch in Aschaffenburg 65, 555.
 Eggerer in Aschaffenburg 65, 555.
 Fechner in Wien 60, 514.
 Fischer in Katschau 60, 515.
 Gnab in Paris 65, 555.
 Gergens in Aschaffenburg 65, 555.

v. Göröy in Wien 60, 514.
 v. Gruben in Regensburg 65, 555.
 Hauser in Leutschau 60, 515.
 Kwoth in Aschaffenburg 65, 555.
 Kotschy in Teschen 60, 515.
 Kwassai in Katschau 60, 515.
 Laurenzi in Ofetnek 60, 515.
 Liptay in Eperies 60, 515.
 Löhr in Wien 60, 514.
 Mauss in Laybach 60, 514.
 Nau in Aschaffenburg 65, 555.
 Pessina in Wien 60, 514.
 Sásár in Großwardein 60, 515.
 Schuschka in Debretzin 60, 516.
 Sinkai in Ofen 60, 518.
 Sonnensels in Wien 60, 515.
 v. Stippes in Presburg 60, 515.
 Tittmann in Dresden 65, 555.
 Török in Kásmark 60, 515.
 Urményi in Presburg 60, 515.

Nekrolog.

Bérenger in G-nf 62, 530.
 Bernoulli in Köpenick 60, 561.
 Eherl in Wien 61, 524.
 Henin in Paris 62, 530.
 v. Orczy in Pesth 61, 524.
 Pfeissmann in Berlin 66, 561.
 Pütter in Göttingen 66, 561.
 Rác in Pesth 61, 524.
 Rose in Berlin 66, 561.
 v. Rotti in Ungarn 61, 522.
 v. Vegg in Oedenburg 61, 524.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Berlin, Versammlung der Akademie der Wissen-
 schaften am 6 Augst. 64, 546.
 Göttingen, Versammlung der königl. Akademie
 der Wissenschaften am 4 July 64, 546.

| | |
|--|----------|
| Harlem, Preisaufgaben der Gesellschaft der Wissenschaften | 64, 547. |
| Kopenhagen, Versammlung der dänischen Wissenschaftsgesellschaft am 1. May | 66, 562. |
| — Versammlung der scandinavischen Gesellschaft am 16. May | 66, 563. |
| Montauban, Versammlung der Gesellschaft der Wissenschaften am 15. May | 65, 556. |
| München, Eröffnung der neuen Akademie der Wissenschaften und Künste am 27. Jul. | 66, 561. |
| Paris, kaiserliche Preisaufgabe über den Group | 64, 545. |
| — Versammlung der akademischen Societät am 15. Jun. | 64, 545. |
| Preisaufgabe, pädagogische, von einer Gesellschaft Schulfreunde | 65, 557. |
| Warschau, Versammlung der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften am 15. May | 65, 555. |
| v. Zehmen, Preisertheilung in Betreff der Kuhpockenimpfung | 61, 524. |

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

| | |
|---|----------|
| Afchaffenburg, Errichtung eines Forstlehrinstituts daselbst | 59, 511. |
| Bremen, Gesellschaft der Union daselbst | 65, 555. |
| Jena, Prorektoratswechsel, Promotionen | 61, 521. |
| Leipzig, Promotionen | 61, 521. |
| Rostock, Promotionen, Festprogramme etc. | 62, 529. |
| Ungarn, Nachrichten von dem Zustande der Schulen | 60, 513. |
| Wittenberg, Promotionen, Festprogramme | 61, 521. |
| Würzburg, Promotionen | 61, 522. |

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

| | |
|--|----------|
| Auction in Lübeck | 63, 541. |
| Ballantyne in Edinburg hat eine prachtvolle Ausgabe vom Shakespeare gedruckt | 62, 551. |

| | |
|---|----------|
| Berichtigung wegen Perlet in Eisenach | 60, 532. |
| Büdermann hat in Frankfurt am Mayn ein großes Gemälde verfertigt | 60, 516. |
| Blare in Stamford läßt eine Geschichte der Grafenschaft Rutland drucken | 66, 564. |
| Bowles hat eine neue Ausgabe von Pope's Werken besorgt | 62, 532. |
| Bücherverkauf in Jena | 64, 551. |
| Carr giebt eine Reise durch Holland und Deutschland heraus | 60, 516. |
| Collinson hat Thuanus Biographie geliefert | 62, 530. |
| Elmes in London giebt ein Prachtwerk über die Preulskirche daselbst heraus | 66, 564. |
| Gefners Monument ist restaurirt worden | 66, 564. |
| Gorres in Heidelberg über die Hallische A. L. Z. | 66, 568. |
| Hausmann Antikritik nebst Antwort des Rec. | 66, 563. |
| Hummel in Göttingen: Anzeige seiner Vorlesungen | 62, 536. |
| Jacobi in Kopenhagen hat dem dasigen Antiquitätencabinet ein Geschenk gemacht | 66, 563. |
| Lavater's Brustbild ist in Zürich auf der Bürgerbibliothek aufgestellt | 66, 564. |
| Melzer in Ungarn hat die Schlacht bey Jena besungen | 60, 516. |
| v. Müller, Joh., in Berlin, Anzeige | 66, 564. |
| Sartori in Wien unternimmt eine wissenschaftliche Reise durch Oesterreich | 60, 516. |
| Stutzmann Antikritik, nebst Antwort des Referenten | 63, 541. |
| Turin, das Museum der Sculptur daselbst ist wieder hergestellt | 66, 563. |
| Weygand's Buchhandlung in Leipzig soll verkauft werden | 66, 560. |
| Woltmann's Geschichte und Politik ist im Preise herabgesetzt | 64, 552. |
| Wytenbachs Anmerkung zu Plutarchs moralischen Schriften werden in Oxford gedruckt | 66, 564. |
| Zürich, Kunstausstellung daselbst | 66, 565. |

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 S E P T E M B E R , 1 8 0 7 .

T H E O L O G I E .

- 1) ZEITZ U. NAUMBURG, b. Webel: *Prophetisch-poetische Gemälde der Zukunft*. Eine Nachbildung der Offenbarung Johannis von *Christ. Schreiber*. Nebst einer Vorrede des Herrn Professors Augusti in Jena. 1802. XVIII u. 130 S. 8. (12 Gr.)
- 2) KOPENHAGEN, b. Proft: *Die Offenbarung Johannis*. Metrisch übersetzt von Dr. Friedrich Münster. Zweyte, verbesserte Auflage. 1806. 130 S. 8. (12 Gr.)

Dass die Apokalypse ein Gedicht sey, kann nur der in Zweifel ziehen, der, das Wesen der Poesie verkennend, nur das dafür gelten lässt, was in Versen gegeben ist. Nach diesem Mafsstabe wäre zwar die vor uns liegende deutsche sechsfüßige Apokalypse ein Gedicht, nicht aber das Original, worin selbst die scharfsichtigste Kritik nicht einmal eine:

Πασα δοσις αγαθη και παν διωρημα τελειον, welcher zufällige Hexameter (Jakob. I, 17) nicht entdeckt geblieben ist, aufzufinden vermöchte. Aber dann würde, sehr wenige Fälle ausgenommen, von einer orientalischen Dichtkunst überall nicht die Rede seyn; oder man müßte erst die Metriker Anton, Graves u. a. in Requisition setzen, um von ihnen die hebräischen Metra mit mehr Beyfall, als bisher ihren Bemühungen geschenkt worden, abzirkeln zu lassen. Aber so lange Ezechiel und Daniel unter die Dichter gerechnet werden, so lange wird auch der Vf. der mit dem Schmuck dieser beiden Seher gezierten prophetischen Bilder-Kammer, wie Herder die Apokalypse sinnreich und bezeichnend nannte, auf diesen Namen Anspruch machen dürfen. Bey dieser poetischen Natur der Apokalypse aber ist es zu verwundern, dass wir so wenige Versuche, sie in gebundener Rede zu übersetzen, haben, und dass unter den vorhandenen keine ist, die auf unbedingten Beyfall Anspruch machen kann. Die in gereimten Jamben verfertigte französische Übersetzung des Abt von Villedieu, *Michael de Marolles* (Paris 1677. 4), ist nach der *Vulgata*, weitschweifig und schleppend, und tief unter der Würde und Kraft des Originals. Dasselbe gilt auch von der zwar fließenden, aber zu paraphrastischen italienischen Übersetzung von dem Bologneser *Flaminio Scarfetti* (Mailand 1735. 8. Ed. 3. 1756), so wie von der in wohlklingenden lateinischen Hexametern abgefaßten Übersetzung des Jesuiten *Jean de Buffé-*

res (Dessen *Miscell. poet. P. I. Lugdun. 1675. S. 1—204*). *Lavater's Werk: Jesus Messias, oder die Zukunft des Herrn. Nach der Offenbarung Johannis*; Zürich 1780. 8. enthält treffliche Stellen, kann aber nur als eine sehr freye Paraphrase der Apokalypse betrachtet werden, da es den Inhalt derselben bis auf 24 Gefänge erweitert hat. Hr. Dr. Münster hat unter den Deutschen den ersten Versuch einer poetischen Übersetzung dieses originellen Productes geliefert. Die erste Auflage seiner metrischen Übersetzung erschien schon 1784, scheint aber nicht sehr bekannt geworden zu seyn; daher es auch Hrn. Schreiber gar wohl zu verzeihen ist, dass er, bey der Herausgabe seiner Nachbildung, diese frühere, der seinigen verwandte, Arbeit nicht kannte. Hr. Münster hat bey der zweyten Auflage diese Nachbildung benutzt, und ihr besonders manchen passenden Ausdruck und besser klingenden Vers zu verdanken. Hr. Schreiber hat sich selbst dadurch einiges Unrecht gethan, dass er eine Nachbildung ankündigte. Er hätte nur einige Verse, die er, als historische Erläuterung, wegließ (wie z. B. Kap. I, 1—8), noch aufnehmen und sich dem Original etwas mehr anschließen dürfen, um den Titel Nachbildung mit Übersetzung vertauschen zu können. Wenigstens würde man ihn unrichtig beurtheilen, wenn man ihn mit *Lavater* und anderen frühern Paraphrasten, die sich die größten Licenzen erlaubten, in Eine Classe setzen wollte.

Sollen wir unser Urtheil über beide Arbeiten im Allgemeinen fällen, so müssen wir vor allen Dingen die Wahl des Hexameters mißbilligen. Keine Versart ist dem orientalischen Ohr so zuwider, als der griechische Sechsfüßler, und er wird um so unausstehlicher, je rascher er in Daktylen daherbraust. Bekanntlich kann man in den orientalischen Dialekten eher alles, als einen gesunden Hexameter oder Pentameter bilden. Die hellenistische Sprache der Apokalypse aber, wenn sie auch Ursprache ist, kann für nichts anderes, als ein orientalisches Jargon gehalten, mithin auch in keine Versart übertragen werden, die im ganzen Orient so wenig einheimisch ist. Der Jambus ist vielleicht noch das einzige dem orientalischen Geschmacke zufagende Metrum, und deshalb ist er auch von den meisten Übersetzern hebräischer und arabischer Dichter gewählt worden. Doch ist auch hierbey große Vorsicht nöthig, um den Übersetzungen nicht eine Eintönigkeit beizubringen, die den Originalen fremd ist. Der Koran nimmt sich in Jamben noch so leidlich aus, obgleich auch hierbey die Abwechselung des Tons vermisst wird; aber in Hexa-

metern oder Distichen würde er ein wahres Monstrum werden.

Am besten würde man wohl bey einer ächten Übersetzung der Apokalypse mit gebundener und ungebundener Rede abwechseln. Die Einleitungen und Übergänge von einer Vision zur anderen, die Expositionen der Ekstasen und die Paränesen müssen, was sie sind, Prosa bleiben. Aber selbst in der gebundenen Rede müßten die Metra abwechseln, je nachdem das Pathos steigt oder fällt. Anders redet Jehovah, der König des Himmels und der Richter der Erde; anders der Engel als himmlischer Herold; anders der vom Geist ergriffene Seher; anders tönet das große Hallelujah in den unermesslichen Räumen des Himmels und der rauschende Triumphgesang über Michael's Sieg über den Drachen; anders das über Babel ausgerufenen Wehe. Kurz, es ist hier solche Mannichfaltigkeit, daß der Übersetzer, der alles nach einer Form modelt dem Original einen schlechten Dienst erweist. Welch ein Unterschied sogleich, um diese einzige Probe zu geben, in Kap. I. 7. 8:

Siehe, da kommt er mit den Wolken! *ἰδοὺ, ἔρχεται μετὰ τῶν νεφελῶν.*

Und ihn erblicket jedes Auge, *καὶ ὁψεται αὐτὸν τὰς ὀφθαλμοίς.*
Selbst die, so ihn durchbohrten. *καὶ οἱ τινες αὐτὸν ἔκκεντησαν.*

Um ihn zerschlagen sich die Brust *καὶ κοψονται ἐν αὐτὸν*

Des Landes Stämme alle. *Πᾶσαι αἱ φυλαὶ τῆς γῆς.*
Ja, so geschieht's! *Ναὶ, ἀμην.*

„Ich bin das A und O,
Der Anfang und das Ende;
(So spricht der Herr)
Der Gegenwärtige,
Und der Vergangene,
Und der Zukünftige,
Der Allbeherrscher!“
*Ἐγὼ εἰμι τὸ Α καὶ τὸ Ω,
Ἀρχὴ καὶ τέλος,
(Λέγει ὁ Κύριος)
Ὁ ὢν,
καὶ ὁ ἦν,
καὶ ὁ ἐρχόμενος,
Ὁ παντοκράτωρ.*

Nach Hrn. M. Übersetzung, die noch dazu die Kürze und Emphasis des Originals keinesweges erreicht, wie jedem die Vergleichung zeigt, lautet dies so:

Sieh! Er kommt in den Wolken! Er wird ihn jegliches Auge sehen, es werden ihn schauen, die ihm die Seite durchflachten Weinen werden, von ihm gestraft, der Erde Geschlechter! Ja, so geschieht's! Ich bin der Beginner, und bin der Vollender! Also redet Jehovah, der Herr, der Weltenbeherrscher!

Solches Einerley stört, bey Hn. M. wie bey Hn. Sch. den Eindruck des Mannichfaltigen, den das Original so schön hervorbringt.

Betrachtet man beide Arbeiten als Übersetzungen, so gebührt Hn. Münster der Vorzug größerer Treue. Doch ist sie nicht so groß, daß nicht hier etwas erweitert, und dort etwas abgekürzt wäre, wodurch denn das orientalische Colorit nicht selten verwischt wird. Schon die obige Probe zeigt dies, eben so folgende (Kap. 2, 1—8), die überdies eine der treuesten zu seyn scheint:

Schreibe der Kirche zu Ephesus Bischof: Es spricht, der die sieben

Stern an der Rechten hat; und wandelt zwischen den Leuchtern: Deine Werke kenn ich, und deine Geduld und dein Leiden; Weiß, daß du die Frevler nicht duldest, und daß du geprüft und erkannt hast,

Die mit Trug sich rühmen Apostel zu seyn: denn vieles Hast du bestanden und treu für meinen Namen erduldet: Eine gleichwohl gebriecht dir: daß du die frühere Liebe

Hast verloren. Gedenk von wannen du sielest, und kehre Wieder zu ihr zurück! sonst komm' ich und stoße dir eilend, So du nicht wendest zurück, von seiner Stätte die Leuchter! Aber ich ruhe dich des, daß du haffest der Nikolaiten Lehren, die auch ich hasse! Wer hören kann, der vernehme, Was der Geist den Gemeinen verkündet: dem Siegenden reich' ich Von dem Baume des Lebens im Paradiese zu essen!

In den durch den Druck ausgezeichneten Stellen hat uns der Übersetzer keine Genüge geleistet. Rhythmik und Prosodie ist oft verletzt; der böse Siebenfüßler ist nicht das Einzige, was in dieser Rücksicht zu tadeln wäre. Über die Auslegung selbst wäre auch Manches zu erinnern, da wir den Sinn in vielen Stellen anders fassen zu müssen glauben, als hier geschehen ist. Aber wir können uns auch aus dem Grunde nicht auf exegetische Erörterungen einlassen, da der Vf. seiner Übersetzung keine Anmerkungen beizufügen für gut gefunden hat. Diese schienen ihm (S. II) nach Eichhorn's, Lange's, Oedmann's und Hallenberg's Commentaren völlig überflüssig. Nur darin, bemerkt der Vf., weiche seine Ansicht der Apokalypse von der Eichhorn'schen ab, daß er sie für kein Drama, sondern für eine Reihe, einen Kranz von Visionen halte. Hr. Schreiber hat zwar einige Anmerkungen; wir können aber, da sie, bey manchem Brauchbaren, nichts Neues enthalten, nichts daraus ausheben. Das einzige müssen wir erinnern, daß Hr. M. *ἐκκλησίας ἀγγέλων* immer durch Bischof übersetzt hat, eine neologische Erklärung, die den christlichen Sprachgebrauch eben so sehr als die Dogmengeschichte gegen sich hat. Hr. Sch. hat es, auch nicht viel besser, bald durch *Verehrer*, bald durch *Führer* gegeben.

Dagegen kann aus dem Gesichtspuncte poetischer Gemahle Hn. Sch. Nachbildung auf größeren Beyfall Anspruch machen. Seine Sprache ist edel, seine Diction leicht und fließend und sein Versbau größtentheils untadelhaft. In Ansehung des letzteren steht Hr. Münster offenbar zurück. Wir theilen das vierte Kap. nach beiden Bearbeitungen zur Vergleichung mit.

Schreiber.

Aber schwing' dich, o Seele, hinauf zu dem heiligen Throne, Wo der Erhabene wohnt im Glanze des ewigen Lichtes! Liebliher Wahnsinn umspielt mir das Haupt und holdes Entzücken

Glüht empor in der Brust. Ich hör', ich höre die Stimme, Die, wie Schall der Trommete, mich weckt aus süßer Betäubung. Sing', o Harfe, den Völkern der Welt die Gebilde der Zukunft. Die der Begeisterung Zauber mir wob aus magischem Dufte. Hoch in der Mitte des Himmels erhebt auf glänzendem Throne Sich der unennbare Geist, mit blitzenden Strahlen umgossen. Um ihn wölbet sich her der schimmernde Bogen des Friedens: Könige herren, das Haupt von Diademen umfunkelt, Und im Gewande des Lichts, am Throne seiner Befehle. Rollender Donner entbraust der Hand des Allwaltenden, zischend: Kreuzt sich der Blitz, es erhebet die Stimm' der erwachenden Sturmwind.

Aber der Ausfluß der Gottheit, die Kräfte zu schaffen und wirken, Brennen, wie feurige Glut, am goldstrahlenden Throne. Glau ist der Boden und hell, wie silberkrySTALLNE Fluten. Siehe! die ganze Natur, von des Ewigen Händen geschaffen, Steht allsehend vor ihm, zu vernehmen seine Gebote, Und gehorchend dem leisesten Wink, auf Flügeln der Eile Schnell zu verkünden und rastlos zu preisen den Namen Jehovah's: „Heilig ist er, der Herr, der allmächtige Schöpfer des Weltalls, Der da ist, und der war, und in Ewigkeiten noch seyn wird. Alles athmet ihm Dank, von hoher Verehrung durchdrungen; Selbst die Ersten des Himmels, sie fallen am Throne darnieder,

Ihn anbetend, der lebt durch alle Räume der Zeiten.
Kronen und Diademen, die ihren Häuptern entstrahlen,
Legen sie vor ihm dahin und fügen mit preisenden Lippen:
„Würdig bist du, o Herr, unendlichen Ruhm zu empfangen!
Preis dir und Ehre, du hast es gestaltet, das Weltall; du wolltest —
Und der chaotischen Nacht entwand sich jauchzend die Schöpfung.“

Münter.

Hierauf schaut' ich, und sah ein Thor geöffnet im Himmel.
Und mir gebot von neuem die Stimme, die gleich wie Drommeten
Mir ertönt: Komm her und schau, was künftig geschehn soll!
Plötzlich ward ich entzückt. Ein Thron stand hoch in dem Himmel;

Einer saß auf dem Thron, und des Sitzenden Glanz war wie Feuer-
funkelnd Gestein zu schauen: doch schwebte der Bogen des Friedens

Mit smaragdenem Schimmer umher um die Stralen des Throns.
Vier und zwanzig Sessel umgaben den Thron im Kreise;
Und auf jeglichem saß der himmlischen Ältesten Einer,
Angethan mit weißem Gewand, mit goldener Krone
Auf dem Haupt. Gewitter entflohen und Donner dem Throne.
Sieben Fackeln entbrannten vor ihm, die Geister Jehova's.
Strahlend woert' an dem Fuße des Throns ein Meer von Krytallen.
Vier Lebendige trugen den Thron, rings um sich erhebend;
Überall mit Augen besetzt im Rücken und Antlitz.
Löwengestaltet das erste; dem Stier war ähnlich das zweyte;
Und des dritten Gesicht war gleich dem Antlitz des Menschen:
Aber das vierte Lebendige glich dem schwebenden Adler.
Jedliches hatte sechs Fittige, rings mit Augen besetzt.
Nimmer haben sie Rast, und singen die Tag' und die Nächte:
Heilig, heilig, heilig ist Gott Jehova, der Welten
Herrscher, der ist, und war und der seyn wird! Also ertönen
Dem auf dem Throne, der ewig lebet, der Wundergestalten
Feyende Stimmen in Lobgesängen und Dank und Anbetung!
Als dann fallen die vier und zwanzig Ältesten nieder
Vor dem Thronenden, welcher in Ewigkeit lebt, auf ihr Antlitz:
Werfen dahin die Kronen vor ihm und sprechen: Jehova,
Du bist werth, Anbetung und Preis und Dank zu empfangen,
Du hast Alles erschaffen: du wolltest, da wurden die Welten!

Dasselbe Verhältniß findet durch das Ganze Statt. Hr. Sch. gefällt sich im Ausmahlen einzelner Parthieen und läßt dagegen eine Menge individueller Züge, z. B. Zahlen (worauf in der Apokalypse viel ankommt), Namen, Lokalverhältnisse u. s. w. aus. Dadurch gelang es ihm zwar, seinem Gemälde eine gefälligere Außenseite zu geben; aber im Innern vernichtet man die Individualität des Orients, die bey Hn. Münter, da er dem Buchstaben treuer blieb, mehr sichtbar ist, und es noch weit mehr seyn würde, wenn er sich, wie schon oben erinnert wurde, nicht den hexametrischen Zwang auferlegt hätte. Dafs seine Verse nicht frey von Härten sind, gesteht er selbst ein. Er hat hierüber und zu seiner Entschuldigung S. 11 und 12 folgendes bemerkt: „Vielleicht dürfte meine Übersetzung manchem Kunsttrichter, dessen Ohr an die Weichheit und Harmonie des griechischen, und diesem von neueren Dichtern, besonders von Voss, nachgebildeten deutschen Hexameters gewöhnt ist, hart und zuweilen rauh scheinen, und ich gestehe selbst, dafs ich sie von diesem Fehler nicht völlig frey weifs. Allein es sey mir erlaubt, zu meiner Entschuldigung anzuführen, dafs es bey einer beynahe wörtlichen Übersetzung des Gedichtes fast unmöglich war, diesen Fehler zu vermeiden; um so mehr, da die Pflicht des Übersetzers es mit sich bringt, nicht allein die Reihe der Ideen, sondern auch den ganzen Ton, der im Originale herrscht, so sehr sich dieses irgend thun liefs, auszudrücken, welches bey der Kürze der Darstellung, dem schnellen Fluge der Erscheinungen, und

ihrem majestätisch-schrecklichen Inhalt, schwerlich ohne Härten der Sprache und des Versbaues geschehen konnte.“ Wenn wir auch diese Entschuldigung wollten gelten lassen, so wird doch dadurch die keineswegs glückliche Aufgabe, die Apokalypse in Hexametern darzustellen, gerechtfertigt seyn.

Hr. M. hat seiner Übersetzung eine Abhandlung: *Über die älteste christliche Poesie* (S. 17—54) vorausgeschickt, die für Rec. ein vorzügliches Interesse hatte, und die vertraute Bekanntschaft des Vfs. mit dem christlichen Alterthum aufs neue bekrundet. Rec. erinnert sich nicht, diesen wichtigen Gegenstand in der Kürze so gut erörtert gefunden zu haben, als in dieser gehaltreichen Abhandlung, der man ein noch größeres Detail wünschen möchte. Auch dürfte es vielen nicht angenehm seyn, dafs sie schon bey Arius aufhört. Der Anhang S. 101 ff. giebt literarische Nachrichten über einige poetische Bearbeitungen der Apokalypse und wird vorzüglich durch die mitgetheilten ausführlichen Probestücke lehrreich.

Beide Schriftsteller sind nicht abgeneigt, dem Apostel Johannes für den Vf. der Apokalypse zu halten. „Obgleich, bemerkt Hr. M. S. 8, die Frage, wer der Vf. sey, bey der neueren Ansicht dieses Buchs minder wichtig erscheint, so vereinigt sich doch, meines Bedünkens, Alles für den Apostel Johannes.“ Nach Hr. Sch. Urtheil „wird es nie mit Gewissheit ausgemacht werden, wer Vf. dieses Buchs sey; doch hat die gewöhnliche Meinung, dafs es der Apostel Johannes sey, viel Wahrscheinlichkeit für sich“ (S. 9. 10). Der Vorredner zu No. 1 sucht die Wahrscheinlichkeitsgründe für diese Autorschaft noch um einen Schritt weiter zu bringen. Er zeigt, dafs sich in der ganzen Schrift eine ganz besondere Anhänglichkeit an das Judenthum zeige, und er folgert hieraus nicht nur „dafs die Apokalypse vor der Zerstörung Jerusalems geschrieben seyn müsse,“ sondern auch, „dafs sie den Apostel Johannes zum Vf. habe.“ Wir müssen die dafür angeführten Gründe der eigenen Prüfung der Leser überlassen.

Noch müssen wir die Nachricht beysügen, dafs wir bald eine Übersetzung der Apokalypse zu erwarten haben, worauf die Aufmerksamkeit des Publicums mit Recht gespannt seyn kann. Herder lieferte in seinem: *Maran Atha* (Riga 1779. 8) nicht nur eine bessere Ansicht dieses alten Dichterwerks, sondern auch eine musterhafte Übersetzung einzelner Stellen, bey welcher aber, der eingeschalteten Bemerkungen wegen, der Totaleindruck verloren geht. Unter seinem literarischen Nachlaß befindet sich aber eine neue, verbesserte Übersetzung dieses von ihm so hochgeachteten Buchs, welche die Sammlung seiner sämtlichen Werke zieren wird, und wovon zu seiner Zeit eine umständlichere Relation in diesen Blättern geliefert werden soll.

m. cr.

ERLANGEN, b. Palm: *Untersuchungen die wahre Ansicht der Bergpredigt betreffend.* Dr. Von Joh. Wilhelm Rau 1800. 186 S. 8. (14 Gr.)

Untersuchungen, ganz in dem ruhigen, würdevollen Ton des ächten Wahrheitsforschers, und die ihren Gegenstand vollständig umfassen. Die Besonnenheit und

Gründlichkeit, womit der Vf. zu Werke geht, leuchtet sogleich aus der Anlage des Ganzen hervor: *Erste Untersuchung*: Beweis, daß die Reden Matth. V-VII und Luk. VI, 20-49 identisch sind, nebst Beantwortung der vier Haupteinwendungen dagegen. Lukas liefere nur einen kürzeren Auszug; zwischen V. 42 und 43 fehle z. B. die Warnung vor falschen Lehrern, Matth. VII, 15. 16. Dagegen finde sich bey Matthäus eine Lücke in der Zeitfolge; zwischen IV, 23 u. V, 1, müsse wenigstens noch die allgemeine Apostelwahl, wie bey Luk. VI, 12-16, vorausgegangen seyn. *Zweyte Untersuchung*. Üb. den Ursprung der Bergpredigt in ihrer jetzigen Gestalt. Auch bey Matthäus sey sie abgekürzt; daher stehen jetzt einige Sätze isolirt, z. B. VI, 16-18. 22 und 23. VII, 1-3. 7-11. 12. Aber in Jesu Munde habe sie ursprünglich ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht. sey nicht von Matthäus oder einem anderen Sammler aus mehreren ganz verschiedenen Reden oder einzelnen Gnomen zusammengesetzt. Nur etwa zwey Stellen möchten anders wohin gehören, s. unten. — *Dritte Untersuchung*. Jesus habe die Bergpredigt an seine *sämtlichen Anhänger* gerichtet. Beweis aus Luk. VI, 20, in Übereinstimmung mit Matth. IV, 25. Bestätigung a) durch den Inhalt — (Matth. V, 13, könne aus einer anderen Gelegenheitsrede Jesu's hier eingehoben seyn, und von Luk. VI, 39. 40 lasse sich diefs mit Grotius noch bestimmter behaupten), b) durch die Einkleidung, indem immer *eben dieselben Personen* angedredet werden. — *Vierte Untersuchung*. Über den Zweck der Bergpredigt. Sie habe weder eine Darstellung des Wesentlichen der ganzen christlichen Lehre, noch eine Einweihungsrede für die Apostel seyn sollen. Vielmehr sey a) der *allgemeine* Zweck Jesu gewesen: *Seine Anhänger noch fester mit sich zu verbinden, und für seine gute Sache noch mehr zu gewinnen*; b) der *besondere*: *Vor den Pharisäern und ihrer Sittenlehre zu warnen*.

Sicher ist durch diese klaren und gründlichen Untersuchungen der streitige Gegenstand seiner Entscheidung um einen guten Schritt näher gebracht, das Übergewicht der Gründe für die Resultate, welche hier der Vf. findet, merklich sichtbar gemacht. Nur das letzte Resultat möchten wir etwas anders bilden, um die Veranlassung und den Zweck Jesu bey dieser Rede, das Charakteristische, wodurch sie sich vor Anderen seiner öffentlichen Reden auszeichnet, mehr hervorzuheben. Je mehr nämlich Jesus jetzt Aufsehen erregte, desto verschiedener mochten und mußten auch die Urtheile und Fragen unter den verschiedenen Volksparteyen über ihn seyn: Was er denn eigentlich wolle? u. s. w. Eine vollständigere Aufklärung hierüber von seiner Seite war deshalb — und vornehmlich in Galiläa, welches aus mehreren Ursachen wohl den meisten revolutionären Gährungsstoff in sich enthielt — höchst nothwendig. Jetzt nun, bey einer so zahlreichen Volksversammlung, benutzte Jesus die Gelegenheit, alle und jede, Freunde u. Feinde, von seinem eigentlichen Zweck zu belehren, wie und auf welchem Wege er das Glück des Volks suche; was er dazu von demselben fodere; wie es keineswegs auf eine thätige Bestimmung der bestehenden Landesverfassung abgesehen sey; mit welchem Rechte er aber gleichwohl der herrschenden, sittenverderbenden Partey der Phariseer entgegen wirken müsse, jedoch nur durch seine bessere Lehre. Hiernach enthielte

also die Bergpredigt eine *Declaration seiner wahren Absichten*, für jederman; und zugleich eine *Instruction für das Gesinnetseyn und das Betragen aller Seinigen*, und besonders derer, die etwa in ihren Kreisen für ihn sprechen und weiter wirken wollten.

Noch etwas über ein paar einzelne Stellen. S. 73 meint der Vf., daß die Stelle Matth. V, 13, „deshwegen immer dunkel bleibe, weil man keine ganz vollkommen gleiche finde.“ Hier kann Rec. nicht beystimmen. *Alas* ist in den anderen Stellen des A. und N. T. das *Symbol der Freundschaft, der Einigung und Bundestreue*, nach der bekannten noch herrschenden Sitte des *Salzbundes* unter den Beduinen, wo sie den Sinn des gemeinschaftlichen Salzessens durch ihr: *Salam*, welches sie dabey einander zurufen, deutlich ausdrücken, (s. Schulz Leitungen V, 246-249. *Michaelis orient. Bibl.* X, S. 80). Hieraus erklärt sich das: בריה שלי 4 Mos. XVIII, 19. 2 Chron. XIII, 5; ferner: Mark. IX, 49. 50. Salz wurde nämlich bey dem Opfer gebraucht als Symbol des neuen Freundschaftsbundes zwischen Gott und dem Opfernenden. Und so kommt Jesus V. 50 darauf zurück, wovon er V. 34-39 ausgegangen war, den Jüngern mehr Eintracht und freundschaftliches Verhalten unter sich und gegen andere einzuschärfen. Bey Luk. XIV, 26. 34 ist nach unserer Ansicht der Hauptgedanke: Ein wahrer Freund Jesu müsse Verwandtenliebe, Stammesinteresse, alle Privatverhältnisse vergessen und aufopfern können, um ein Freund aller Menschen zu werden; ohne diese durch nichts anderes zu ersetzende Gesinnung einer unbefchränkten Freundschaft und Menschenliebe sey durchaus keiner tauglich für seinen Zweck. Hiemit ganz analog, sagt Jesus Matth. V, 13-16: Ihr, alle meine Freunde und Anhänger, sollt das Mittel werden; Friede und Volkseintracht im ganzen Lande herzustellen (durch Hintansetzung und Ausrottung alles Parteyhasses, zunächst zwischen Galiläern, Juden, Samaritern). Hiezu ist ein freundschaftliches Betragen von eurer Seite das Beste (καλον τ. ἀλας Mark. IX, 50); sonst ist alles unerfetzlich verloren; das Gegentheil, Lieblofigkeit, macht euch durchaus verwerflich. Habt also Wohlwollen in eurem Herzen (εχετε εν εαυτοις ἀλας als Einigungsmittel, Markus l.c.)! Hierin müßet ihr den Anderen zuvorkommen, mit einem guten Beyspiel ihnen vorleuchten! Wenn diefe dann euer so gutes liebenswürdiges Betragen (καλα εργα) sehen, wie ihr zum freundschaftlichen Vernehmen überall die erste Hand bietet: so werden sie diefs mit Dank gegen den himmlischen Vater (der es so vermittelte, euch hiezu leitete), erkennen und annehmen. — Auch Kol. IV, 5. 6 steht ἀλας mit der χαρις zusammen. In ihrem Umgange sollten die Christen mit jener gefälligen Freundlichkeit sich äußern, woraus man ihre wohlwollende Gesinnung sogleich abnehmen, (gleichsam wie das Gewürz an einer Speise herausschmecken) könne. — Alle die von *Wetstein* u. a. aus Griechen u. Römern angeführten Stellen für andere Bedeutungen des ἀλας können hier für den hebräisch-hellenistischen Sprachgebrauch nichts beweisen. S. 127 macht der Vf. gegen die Erklärung des ἀγιον (Matth. VII, 6) durch: *Opferfleisch*, die treffende Einwendung: „Sollte denn ein Hund geheiligtes Fleisch verschmähen, wenn es genießbar ist, und sollte er wohl gar um sich beißen, wenn man es ihm vorwirft?“

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 S E P T E M B E R, 1807.

J U R I S P R U D E N Z.

GRESEN u. WETZLAR, b. Tasché und Müller: *Revision der wichtigsten Lehren des positiven Rechts. (Versuch über die letzten Gründe der positiven Rechtswissenschaft und ihr Verhältniß zur Philosophie)* von J. H. Zirkler. 1807. Erster Theil. X u. 64 S. Zweyten Theils erste Abtheilung. XLVI u. 208 S. Zweyten Theils zweyte Abtheilung. 116 S. (2 Thlr. 8 gr.)

Die Kategorie der über die Rechtswissenschaft Licht verbreitenden Schriften ist durch diese vermehrt. Sie enthält zum Theil tiefstudirte neue Ansichten des Wahren, und wo ihr denkender Vf. nicht glücklich ersand, da liefert sie doch mitunter Resultate des Scharfannes, durch welchen sich bereits gefundene Wahrheiten immer mehr bewähren, theils auch interessante Vorarbeiten für den nach Berichtigung strebenden Forscher. Ihre Tendenz ist, „die Frage zu lösen, wie Jurisprudenz als Wissenschaft und freye Kunst möglich sey;“ „Construktionsregeln für die Interpretation des positiv Gegebenen zu begründen;“ und „aus diesen ganze Lehren und einzelne Bruchstücke unseres gemeinen Rechts praktisch zu entwickeln.“ In den Ansichten eines unserer verdienstvollsten Gelehrten, des Hn. Oberappellationsraths L. H. v. Almendingen, fand der Vf., wie er in der Vorrede bemerkt, ein vollendetes Gegenbild, woran sich die seinigen reiben könnten: dies ist der Grund, warum wir auch hierauf zugleich unsere Prüfung richten.

Erster Theil 1) Wahre Philosophie besteht in der Behauptung der Unabhängigkeit der Vernunft von allen Gesetzen, die sie sich nicht selbst gegeben hat: jeder denkende Kopf, besonders also der Rechtsgelehrte, übt sie und muß sie üben, von dem Vorurtheile, die Lehrsätze dieses oder jenes Rechtsphilosophen, als die stehende Schrift des Naturrechts, anzunehmen, entfernt, ohne Freygeisterey, welche die Grenzen liberaler Denkungsart, der Negative des Folgerechten, willkürlich überschreitet und in eine in sich selbst verflatternde Zügellosigkeit ausartet; ohne Strifigkeit oder leidige Consequenz, welche alles liberale Denken unterdrückt; und ohne Methodensucht oder Formenkrämerey. Die Forderung, daß das Gesetz uns vordenke und verspreche, ist ungereimt — kein Gesetzbuch, auch das vollkommenste nicht, wird alle Zweydeutigkeiten heben — Vernunft und Gesetz widersprechen sich der Sache nach so gewiß nicht; als ihre Harmonie durch ewige Gesetze voraussetzt.
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

stimmt ist — darum kann die Jurisprudenz der Philosophie nicht entbehren, und diese ist keineswegs eine unterthänige Dienerin der Gesetze. — 2) Unsere positiven Gesetze enthalten viele Sätze, welche schon natürlichen Rechtsens sind; diese werden schon *a priori* erkannt, und können nur *a priori* erkannt werden; von ihnen ist hier keine Rede. Dahingegen giebt es auch viele rein positive Sätze, welche absolut durch ein Gegebenfeyn bedingt sind; diese machen uns Schwierigkeit. Es ist nämlich nicht nothwendig, daß sie an diesem Ort, unter diesen Personen und Umständen gerade so bestimmt sind, wie an einem anderen Ort, unter anderen Personen und Umständen; es ist genug, wenn nur etwas einerley, dieses oder jenes — festgesetzt wird; dazu bedarf die Vernunft der Willkühr des Gesetzgebers als ihres Organs, um den ursprünglich indifferenten Rechtsbegriff zu brechen, und ihn unter einer zeitlichen Gestalt in einer eigenen Ordnung der Dinge herzustellen; dabey ist aber doch die Willkühr des Gesetzgebers durch Vernunftbedürfnis in so weit gebunden, daß er wenigstens keine zweckwidrige Position (Gesetz) sanctionire, sondern durch sein, ein Vernunftpostulat erfüllendes, auf eine Ursache und einen dieser entsprechenden Endzweck bezogenes, Gesetz dem nur Seyn gebe, dessen Wesen von Ewigkeit ist. Darum ist denn alles *rein positive Recht* etwas schlechtthin *Eigenes*, und steht mit Philosophie nicht so im Verhältnisse, daß Sätze des ersteren aus letzterer gefolgert werden dürften, sondern nur so, daß diese jenes befehlen soll, ohne es zu verfälschen — mit anderen Worten, alles positive Recht ist durch Lernen und Schaffen, durch Einigung historischer Rechtskenntnis und Rechtsphilosophie, bedingt. 3) Wie ist nun diese Einigung praktisch möglich? So wie es kein Lernen oder Empfangen von außen giebt, dem nicht ein Schaffen oder Produciren von innen correspondirt: so giebt es auch kein Produciren, welches, wenn es mehr als ein gegenstandloses Sehnen seyn soll, nicht durch Empfangen in der Zeit bedingt wäre. Dieses Produciren soll zum Gegenstande einer möglichen Erkenntnis gedeihen; es soll den vollen Begriff des Rechts, welcher sich in der verhängigen Ursache und dem vernünftigen Endzwecke des positiven Gesetzes auflöst, herstellen. Mit Gesetzen, welche gegen alle Vernunft sind, ist freylich nichts anzufangen, der Rechtsgelehrte kann sich bey deren Anwendung nur als Executor betrachten, da er doch nicht widersprechen darf, wo der Gesetzgeber gesprochen hat; ingleichen kann das Productivvermögen des Rechtsgelehrten factisch auch
H h h

nicht in voller Kraft wirken bey solchen Gesetzen, deren Raison von ihm nicht erkannt wird, d. h. denen allgemeine Grundsätze dergestalt entgegenstehen, daß es unbestimmbar ist, in wie weit sie Gesetz seyn können; die Sphäre solcher Gesetze kann der Rechtsgelehrte nur negativ, durch Einschränkung auf den geringsten Punkt des Widerstreits mit höheren Wahrheiten, bestimmen. Nur außer diesen Fällen und wo auch das Gesetz nicht schon die vollständigen Bedingungen des Rechts enthält, äußert sich die wahre Tendenz der Production in Aufindung der zum vollen Rechtsbegriffe des Gegebenen fehlenden Glieder mit unmittelbarer Gewissheit. *Sie muß ihren Anfang nehmen von dem an Sich Rechten, vom Urrechte.* (dessen unbedingte Realität sich darin bewährt, daß es alles das, worin es als dem Medium vorgestellt wird, entweder zu Recht oder zu offenbarem Unrecht macht,) *oder von einem damit harmonirenden in confesso beruhenden Satze:* hieraus muß das Product contruirt werden; seine Zweckmäßigkeit, an und für sich allein betrachtet, giebt demselben noch nicht den Charakter der Wahrheit, sondern der einer bloßen Möglichkeit; jener entsteht erst dadurch, *daß das gefundene Resultat sich dem vorhin bekannten anschließt, und daraus, als seinem Vorbilde, analogisch rechtfertigen läßt.* — Hievon giebt der Vf. Beyspiele an der Kantischen Deduction des äußeren Meinen und an der des Eides. Aller dem Rechtsgelehrten erlaubte Gebrauch des Naturrechts besteht also in der auf diese Weise beschiedenen Erfindung der in dem positiven Gesetze zur Vollständigkeit eines Rechtsbegriffs fehlenden Glieder (Rechtsanalogie als regulatives Princip des die Legislation supplirenden Richteramts); er muß, in jeder Materie *sich an die gewissen Sätze haltend*, mit einer Freyheit philosophiren, als wäre er über das *corpus juris* Meister, und sich in dieses vertiefen, als müßte er Alles daraus lernen. 4) Die gemeine Vorstellung der *applicatio juris ad factum*, als einer Anerkennung der Identität der Merkmale des sich ereignenden Falles mit den in einem Gesetze unterstellten, beruht auf Irrthum: der gesetzliche Fall kommt in der Rechtspflege niemals vor, oder fällt, wenn er ja vorkommen sollte, nur *per accidens* in die Sphäre des Richteramts, in so ferne wir dasselbe der Execution entgegensetzen: jeder Fall, der einen vernünftigen Streit vor dem Richter veranlassen soll, muß mehr oder weniger enthalten, als im Gesetze gegeben ist. Setzen wir das Gegentheil, so muß der Richter entweder so sprechen, wie das Gesetz ihm vorgeschrieben hat — und dann ist er ein blinder Executor — oder er darf gar nicht sprechen, wo nämlich das Gesetz nicht gesprochen hat. Beides ist irrige Extremität, wozu sich *von Almendingen* durch eine unglückliche Consequenz (im Geiste der Feuerbachschen Strafrechtstheorie) hat verleiten lassen. *Jus* und *factum* vereinigen sich in der nämlichen Urquelle, worin sich das natürliche und positive Recht vereinigen, in Vernunft und Freyheit, und zu dem positiven Kriterium der Übereinstimmung eines einzelnen Falles mit einem einzelnen Gesetze muß sich die negative Überzeugung ge-

stellen, daß das also ausgesprochene Rechtsurtheil allen anderen Gesetzen harmonisch sey; die Handlung des Urtheilens und Entscheidens besteht mithin nicht in einer *successiven* Vergleichung zweyer Gegebenen, sondern in einem gleichzeitigen Setzen und Entgegensetzen; und in dieser Unzertrennlichkeit beider Glieder und in dem darauf gerichteten productiven Vermögen liegt das Wesen der Function des Richters und Auslegers: so gewiß jeder wahre Richterspruch eine Eigenheit ist, so gewiß muß er in der Seele des Richters *idealiter* so entstehen, als ob er ohne Gesetz von selbst entstanden wäre. — Dieß sind die Hauptansichten, welche der Vf. im ersten Theile niedergelegt und erläutert hat. Sie sind sowohl für den Gesetzgeber, als für den Richter, und jeden anderen Rechtsbefähigten *lehrreich*, und die unter No. 3 gegebenen Maximen sind *Führerinnen zur Wahrheit*: wer sollte sie nicht benutzen? Daß sich aber der Richter und Rechtsbefähigte darin befehlissen dürften, ist falsch. Der Gesetzgeber freylich thut genug, wenn er nur nichts Unvernünftiges zur Sanction erhebt (denn dieß verstößt gegen die Natur der Sache, und ist keiner Anwendung, vom Zwange des Despotismus abstrahirt, fähig) und je zweckmäßiger Gesetze er sanctionirt, desto höher ist sein Verdienst um sein Volk. Der Richter und Rechtsgelehrte hingegen haben praktisch genommen gar kein Verdienst, wenn sie nicht bestimmt den Willen des Gesetzgebers treffen; ob sie sich weiter oder näher davon entfernen, ist gleichgültig und gleichverwerflich. Analogie, aus einem *in confesso* beruhenden Satze hervorgehend, ist noch nicht auf Nothwendigkeit gegründetes Supplement, und ein anderes darf doch wenigstens eine möglichst sichere Interpretation keineswegs zulassen. Nothwendig aber ist nur ein solches, an dessen Stelle kein anderes treten könnte, ohne die positive Gesetzgebung mit sich selbst in Widerspruch zu setzen, d. h. ohne diesem oder jenem anderen Theile der positiven Gesetzgebung seine ursprünglich beabsichtigte Zweckmäßigkeit zu benehmen oder zu beschränken. Daß das Urrecht in allen Dispositionen des positiven Rechts als Medien *treffend* erkannt werden könne, und eine jede entweder zu Recht oder zu offenbarem Unrecht mache, ist eine Behauptung, die hier nach dem wahren Begriffe des Urrechts dahin gestellt bleiben mag; in *eigentlich praktischer* Sphäre aber verstanden, nämlich daß das Urrecht *alle Abweichungen* von jedem Rechtsätze, der sich durch dasselbe als Recht bewährt, zu Unrecht mache, ist sie offenbar ungegründet. Der Vf. sagt nun freylich selbst, der Rechtsbegriff habe seine Breite innerhalb der nach Graden unbestimmbaren Zweckmäßigkeit bis an die Grenze des Zweckwidrigen; allein eben mit dieser Breite des Rechtsbegriffs die Maxime der Entwicklung aus dem Urrechte combinirt, ist der Interpretation nichts weniger als verträglich. Soviel ist außer Zweifel, daß das Urrecht wenigstens nicht in einem Satze und zugleich in einem demselben *contrairen* Satze, z. B. zweyer positiven Legislationen treffend vorgestellt werden könnte, oder, was dasselbe ist, hiernach einer

von beiden zu deducirenden Sätzen offenkundiges Unrecht seyn mußte. Wer die Frage: *wann das *lexrum extra rem* zu ersetzen sey*, nach römischen Gesetzen beantwortet, spricht zum Theil, und zwar für zahllose Fälle, das reine Contrarium von dem aus, was die französischen Rechte hierüber verordnen. Beide Gesetzgebungen hierin nach dem Urrechte, d. h. nach dem nämlichen höchsten Princip (die Verschiedenheit der Staatsverfassung, der Personen, der Orte, der Klimaten u. dergl. wird wohl dabey nicht zur Aushülfe dienen sollen) zu entwickeln ist unmöglich; hiernach würde eine von beiden Unrecht sanctionirt haben; doch aber wird Niemand behaupten, daß eine von beiden zweckwidrige Bestimmungen gemacht habe. Beyspiele der Art liefern bedeutende Rechtslehren in Menge. Überhaupt aber ist jene Combination des *Vf.* auch in der Sphäre, worin man sich die Breite des Rechtsbegriffs *nur als contradictorisch* erscheinend denkt, mit einem auf eine möglichst sichere Rechtspflege berechneten Interpretationsysteme nicht vereinbarlich. Denn, wenn positive contradictorische Gesetze zusammen mit dem Urrechte vereinbarlich sind, so ist es auch, nothwendigerweise eben so in Ansehung fehlender Glieder der Gesetze, die der Rechtsgelehrte etwa erfinden soll; dabey aber ist das Contradictorische grenzenlos, so, daß kein Rechtsgelehrter darin so leicht mit dem anderen übereinstimmt, auch in vielen Fällen mit sich selbst kaum einig werden wird. Je tiefer wir in das Studium des positiven Rechtsdetails eingehen: desto mehr drängt sich diese traurige Wahrheit uns auf. Aus diesem allein rechtfertigt sich die Forderung, daß das Gesetz dem Richter vorsprechen, möglichst vorsprechen solle, unwiderleglich. Diese Frage wirkte immer auf die Interpretationsysteme unserer Rechtsgelehrten *präjudicial*. Der *Vf.* erklärt sich dagegen, und schon vor ihm haben sich wichtige Männer öffentlich dagegen und dafür erklärt. Unter jene gehört der französische Staatsrath *Portalis* (auf dessen Vorträge sich der *Vf.* selbst in einer der folgenden Abhandlungen nachdrücklich bezieht), unter diese einft der Großkanzler *von Carmer*. Letzterer rechnete die gesetzgebende Vollständigkeitsmaxime unter die heiligen Pflichten der Legislation, ersterer nennt sie „*puerile*.“ Er legt der Analogie ebenfalls den Charakter des Supplementes des positiven Rechts bey, doch aber soll sie schlechterdings nicht den Charakter eines bindenden Gesetzes haben, nicht *réglementaire* seyn. Sicher wird auch der *Vf.* diese Einschränkung in Schutz nehmen; aber wir fragen: wenn Gesetz darum bindet, weil es Recht ist, warum soll Analogie, die doch als solche auch Recht ist, nicht im rein identischen Verhältnisse bindend seyn? Die Negative verräth Mißtrauen auf das Recht selbst, welches durch Analogie im einzelnen Falle begründet wird, und durch einen analogen Spruch für streitende Theile zu formalisiren ist. Erwägt man endlich, daß Gesetze und Rechte über Wohl und Wehe der Bürger entscheiden; und einmal so erklärt, nach vier, fünf Jahren von einem andern an der vorigen Stelle getretenen Rechtsgelehrten.

wieder anders, wenn gleichwohl besser, erklärt, nur Unordnung und Unheil erzeugen: so können wir die Idee der *harmonia quasi praestabilita* in der Philosophie verehren, aber nicht so in der *praktischen* Jurisprudenz und Gesetzgebung; beide müssen auf Menschen, wie sie wirklich sind, und deren wahren Vortheil berechnet seyn, sie können nicht, wie der *Vf.* will, die Sicherheit und Gleichförmigkeit der Justiz als eine Frucht der Wissenschaft, die sich nur stufenweise entwickelt, von der Zeit und den Bestrebungen vieler trefflichen Köpfe erwarten. Auf die Ansichten der römischen Classiker, die das Vorliegende betreffen, durfte sich der *Vf.* nicht berufen: die römische Interpretation hatte durch ihre constitutionelle Publicität dieselbe Sicherheit, wie jetzt für uns ein im *Corpus juris* deutlichst geschriebener Rechtsatz, und diese Publicität rechtfertigte jeden nicht durch Widerspruch der Magistrate oder Tribunen verworfenen Interpretationsversuch des einzelnen Classikers (*Fr. 2. §. 5. Dig. I. 2 und Cod. IX. 41. Const. 11 in f. auch Fr. 18. Dig. L. 4*). In Bezug auf unsere heutige Interpretation und richterliche Supplemente des positiven Rechts läßt sich demnach *Fr. 13. Dig. I. 3*, welches der *Vf.* in einer anderen Abhandlung dafür anführt, nicht brauchen; und eben so wenig liegt in dem „*ius quod natura omnia animalia docuit*“, wie er *S. 60* dieses ersten Theils meint, dunkel die Idee eines unverlierbaren und durchdringenden Principiums aller Rechtsbegriffe — nicht einmal auf die *Consensucontracte* wurde dieses gezogen. *Fr. 5. Dig. I. 1*. — Wenn denn übrigens in einer gesetzlichen Entscheidung bezeugnete Personen, Sachen und Facta unter vielfachen Divergenzen sich geben können, so sind diese darum noch nicht so vielfache divergirende *Relevanzen*, worauf es doch allein in *rechtlicher* Beziehung nach unserer, wie nach des *Vfs.* Meinung, und nach der eines Vernünftigen ankommen kann. Es lassen sich aus der schon sehr vollständigen, wiewohl nicht in der reinsten Ordnung uns zugekommenen Legislation der Römer Tausende von Facta entscheiden, bis einmal ein einziges daraus nicht entschieden werden kann (*Fr. 147. Dig. L. 17 und Fr. 27. Dig. I. 3* sind Sprüche der Weisheit). Der Richter reflectirt, *was zu den Relevanzen des Factums gehört, und was nicht dazu gehört, was es zu diesem, und was es zu einem anderen Factum macht, unter immer (nothwendig) gleichzeitiger Vergleichung mit dem Gesetze*. Findet er die *Relevanzen* (dieses bezeichnet man durch Merkmale) beider übereinstimmend, dann entscheidet er aus oder nach dem Gesetze. Bedarf es hierzu nur einer gebildeteren Urtheilskraft, desto besser (kein Vernunftpostulat fordert doch wohl das Gegentheil!): will dies der *Vf.* blinde Execution nennen, so wird die von ihm selbst erwartete dereinstige vollkommene Gleichförmigkeit und Sicherheit der Justiz nichts anderes seyn. Findet der Richter eine solche Übereinstimmung nicht, so muß auch für einen solchen Fall das Recht ausgesprochen werden, aber außer den Grenzen, wie oben bestimmt, nothwendiger Supplemente, nicht von ihm,

sondern, wie Justina und die ältere preussische Legislation verordneten, von der Gesetzgebung selbst. Nur diese letztere Alternative tritt in peinlichen Fällen nicht ein, alles Andere eben so, zumal nach der alleinwahren Ansicht, daß der Rechtsgrund der Strafzufügung auf der nach einem Postulate zu fordernden Einwilligung des Verbrechens in die Strafe beruht. Die gemeine Vorstellung der *applicatio juris ad factum*

gründet sich also auf reine Wahrheit, und daß von *Almondungen* hiernach an den Prämissen einer richtigen Strafrechtstheorie consequent fortgeschloffen hat, giebt seiner Imputationslehre den höchsten Werth, und macht ihn der gelehrten und menschenfreundlichen Nachwelt unvergeßlich.

(Die Fortsetzung folgt.)

KLEINE SCHRIFTEN.

1) JURISPRUDENZ. Hannover, b. Hahn: *Über die confessio qualificata im Civil-Process mit einer Anwendung auf die exceptio non rite adimpleti contractus.* Von Dr. Heinr. Ernst Bornemann. 1806. 54 S. 8. (4 gr.)

2) Ebendaf.: *Beweis, daß der Unterschied zwischen heilbaren und unheilbaren Nullitäten dem jüngsten Reichs-Abchiede ganz fremd ist und nur zu grossen Irrthümern geführt hat.* Von Dr. H. E. Bornemann. 1807. 32 S. 8. (3 gr.)

Hr. B. greift verjährte Meinungen freymüthig an, mit Recht das *jurare in verbo magistri* verschmahend. Er geht aber etwas hoch einher, und mag wohl auf seine Entdeckungen mehr Werth setzen, als sie verdienen. Was No. 1) die *confessio qualificata* betrifft: so hat er freylich Recht, wenn er alle bisherigen Theorien von derselben für unbefriedigend erklärt. Nur fragt sich, ob die seinige besser ist. Er pflichtet im Wesentlichen den von Sibeth aufgestellten Grundsätzen bey, und hat auch darin Recht, daß diese billig mehr hätten beachtet werden sollen, als bisher geschehen ist. Daran mag aber Sibeths wunderliche Terminologie hauptsächlich Schuld seyn. Dessen *Nursey* der Klage (Vollständigkeit des Vortrags des Klägers) ist ein Hauptpunct, auf den der Vf. das Eigenthümliche der *confessio qualificata* gründet. Ihm ist sie ein Eingeständniß des Beklagten mit der Limitation, daß ein bestimmter zum *facto* der Klage *rechtlich*, jedoch *nicht wesentlich* gehörender Umstand vom Kläger ausgelassen sey. Von der den Praktikern so geläufigen und in der Praxis doch so unzulänglichen Absonderung der *capitulum conexorum* und *separatorum* will er, aus guten Gründen, nichts wissen. In Beziehung auf den §. 37 des J. R. A. findet er in der *litiscontestatio*: das *factum* sey nicht, so wie es sich eigentlich verhalte, vorgezogen, das Wesentliche der *conf. qualif.* Da aber der R. A. zugleich verlangt, daß angegeben werde, worin sich das *factum* anders verhalte: so wird dadurch der Begriff dieser Confession noch näher bestimmt. Diefem nach nimmt Hr. B. an, daß jeder zum *facto* der Klage rechtlich gehörende, nicht wesentliche Thatumstand der Klage, welcher an der Forderung des Klägers etwas modificirt, als *conf. qualif.* vorgebracht werden könne. Aber ersetzt sogleich hinzu: „es ist also nur möglich, den Charakter der *conf. qualif.* im Allgemeinen zu bestimmen, und davon die Anwendung in jedem besondern Fall zu machen.“ Damit bekennt er denn ehrlich, daß wir im Ganzen — für die praktische Anwendung — nicht viel weiter sind, als vorher. Der Ausdruck: *conf. qualif.* ist willkürlich, und wie auch Hr. B. bemerkt, überflüssig. Das *factum*, worauf jemand eine Klage gründet, muß nothwendig ganz dasselbe *factum* seyn, wie es mit allen Haupt- und Neben-Umständen vorgekommen ist, wenn aus und nach ihm ein richtiges Rechtsverhältniß unter den Partheyen gefolgert und bestimmt werden soll. Nur daraus kann also auch ein Kläger in einem bestimmten Falle seine Ansprüche ableiten. Wird ihm ein diese Ansprüche *wesentlich* begründender Thatumstand abgeleugnet: so ist eine *litiscontestatio negativa* vorhanden, und keine *conf. qualif.* Gesteht aber der Beklagte das *factum* nur mit hinzugefügten Umständen, die mit demselben zugleich Statt gefunden haben sollen, gesteht er also nicht anders, als mit dieser Limitation: so haben wir freylich in der Regel eine *conf. qualif.*; es kann aber doch auch seyn, daß die hinzugefügten Umstände nur eine Einrede begründen. Da kommt es denn darauf an, daß der concrete Fall Richtern in die Hände gerathe, die mit ihrer Rechtskenntniß scharfe Beurtheilungskraft verbinden. Sonst hilft doch alles nichts; und das ist gerade der Jammer, daß die vielerley Theorien und die neuen Terminologien die, denen es an der *secunda Petri* fehlt, nur noch mehr verwirren und plagen, so daß sie sich endlich einer Autorität blindlings ergeben, der sie immer und ohne weiche-

res folgen — ihrem Autor die etwanigen Mißgriffe guten Muthes ins Gewissen schiebend. Richtige Grundsätze von der Beweislast (denn diese giebt der ganzen Lehre von der *conf. qualif.* doch allein praktisches Interesse) werden in kritischen Fällen sicherere Führer seyn, als die ganze Theorie einer Distinction, die genau genommen wenig praktischen Werth hat. Eben so verhält sich mit dem Unterschied zwischen der *exceptio non impleti contractus* und *non rite impleti contractus*; den Hr. B. gänzlich verwirft, und worin Rec. demselben völlig beypflichtet.

In No. 2 beweiset Hr. B., daß im J. R. A. von heilbaren Nullitäten kein Wort steht. Es ist da nur von unheilbaren Mängeln die Rede, und man hat den Verfassern dieses Reichsgesetzes unverdiente Vorwürfe gemacht, daß sie das Ding, das nicht ist, hätten heilen wollen. Sie sprechen nur von Nullitäten, welche *in sanabilem defectum* aus der Person des Richters oder der Parthey, oder aus den *substantialibus* des *processus* nach sich führen. Der Gegensatz ist also nicht *sanabilis nullitas*, sondern *insanabilis defectus*. Nun liest sich zwar auch darüber wieder streiten, was unheilbarer und was heilbarer Mangel sey. Dem Streite aber, meint Hr. B., lasse sich ohne Mühe vorbeugen, wenn man nur bey den Worten des Gesetzes stehen bleibe und den unheilbaren Mangel auf keine anderen Gegenstände, als die in demselben genannt sind, erstrecke. Thut man aber das: so kann man allenfalls auch mit den heilbaren und unheilbaren Nichtigkeiten auskommen, obgleich Rec. nicht leugnen will, daß bey jenen, streng genommen, eine *contradictio in adjecto* allerdings zu finden ist. Was der Vf. über die von dem scharfsinnigen Gönner veruchte Ehrenrettung der Urheber des J. R. A. mittelst einer angenommenen Verzichtbarkeit und Unverzichtbarkeit (Heilbarkeit und Unheilbarkeit) der Nullitäten sagt, ist vollkommen richtig. Wenn indessen gleich in den §§. 101 und 122 jenes Reichsgesetzes heilbare und unheilbare Nichtigkeiten einander nicht entgegengesetzt werden: so ist doch dieser Unterschied, so sonderbar er auch dem gewöhnlichen Sprachgebrauch nach scheinen mag, unserer Gesetzgebung keineswegs fremd. Nichtig nennen die Rechtsgelehrten alles, was mit den Gesetzen im Widerspruch steht; ein Urtheil aber nur alsdann, wenn es, als solches, nicht bestehen kann, sondern *casst* werden muß. Da wo ein Irrthum in der Anwendung der Gesetze auf den streitigen Fall vorgegangen ist, wird das Urtheil nur unbillig genannt — es kann *reformirt* werden. Hier kann sehr oft Zweifel entstehen, dort muß, selbst um der richterlichen Ehre willen, alles ganz klar seyn, und klar läßt sich eine Nullität nur dann erkennen, wenn man die *merita causae* nicht mit einmischt, sondern sich bloß an die Person des Richters, der Parthey, und das Wesentliche des *Processus* hält. Den Nichtigkeiten im Urtheil — in der Materie des Erkenntnisses selbst — braucht nicht gerade durch Cassation, es kann ihnen auch durch Reformation abgeholfen werden. So spricht schon die Cammer-Gerichts-Ordnung von „einer öffentlichen Nullität, welche in anderer Instanz nicht rectificirt werden möchte;“ und so war es ganz recht, daß der jüngste Reichsabschied die eigentliche Nullitätsklage auf den *insanabilem defectum* in der Person des Richters, oder der Parthey, oder den *substantialibus processus* beschränkte. Diese Bemerkung bekräftigt die Ausführung des Vfs., welcher jede andere Nullität von der eigentlichen Nichtigkeitsklage ausschließt. Was von der Disposition der gemeinen Rechte im §. 122 des J. R. A. gesagt ist, bezieht weder die Gründe noch Gegenstände der zur Nichtigkeitsklage berechtigenden Nullitäten, sondern bloß die Verjährungszeit derselben.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 SEPTEMBER 1807.

JURISPRUDENZ.

GIessen und WETZLAR, b. Tasché u. Müller:
*Revision der wichtigsten Lehren des positiven
 Rechts (Versuch über die letzten Gründe der po-
 sitiven Rechtswissenschaft und ihr Verhältniß
 zur Philosophie) von J. H. Zirkler, u. s. w.*
 (Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Zweyten Theiles erste Abtheilung. Vorbericht.
 Die Regeln „ubi eadem ratio, ibi eadem dispositio“
 und „cessante ratione cessat lex.“ sind richtig und aus-
 nahmslos. Man muß aber wissen, was ächte ratio ist.
 Sie darf so wenig mit unserer subjectiven Gabe, wohl
 oder übel zu raisonniren, als mit der Absicht des Ge-
 setzgebers, vermischt werden. Das Gesetz ist seiner
 historischen Entstehung nach eine dem Causalitätsge-
 setze unterworfenen Zeitbegebenheit, und das, was es
 als prius voraussetzt, worauf es nach einer Regel folgt,
 ist die Ursache; es muß sich aber auch zugleich auf ein
 Künftiges beziehen, welches durch die Vorstellung des
 Gesetzgebers wirklich werden soll, dieß ist der End-
 zweck des Gesetzes. Ursache und Endzweck sind Ideen,
 die uns nach ihrem an Sich ewig fremd bleiben,
 weil wir nie zu einem absolut Ersten oder Letzten ge-
 langen, sondern nur Beziehungen auf dieselbe aus-
 drücken; das, worauf sich Ursache und Endzweck
 zugleich gesetzt und entgegengesetzt beziehen, worin
 sie beide zusammentreffen, ist der Grund, die Wesen-
 heit des Gesetzes, seine ratio, welche nicht in der
 Willkühr des Gesetzgebers, sondern in jener höheren
 Nothwendigkeit liegt, die wir im Raisonnement durch
 das „Ergo“ aussprechen, und nicht lügen kann. Der
 Endzweck des Gesetzes ist im Zweifel als Absicht des
 Gesetzgebers anzunehmen, und sollte diese nach siche-
 ren Erkenntnisgründen davon abweichen (S. 38 des
 ersten Theils: beschränkt dieß nicht den Satz, daß
 die ratio nicht lügen kann?): so muß doch immer
 die geringste Abweichung angenommen werden, wel-
 che nie exorbitant seyn darf. Man kann also 1) „aus
 dem Wegfallen der angenommenen oder gegebenen
 Ursache des Gesetzes nicht schließen, daß das Gesetz
 keine Anwendung habe,“ indem sich die Ursache dem
 Begriffe des Gesetzes nur als Negative, damit das,
 was der Gesetzgeber will, auch etwas sey, verbindet,
 und genug ist, daß dieselbe nur anfänglich damit ver-
 bunden sey: fällt sie in der Folge weg, so cessirt das
 Gesetz bloß deswegen nicht, sondern bildet nun als
 Vorwurf der praktischen Vernunft, über alle Zeitbe-
 dingungen erhaben, eine innere Welt, die durch Vor-

stellung Ursache des Vorgestellten ist. . . (Ein Beyspiel
 giebt der Vf. an dem Satze: *impubes non potest testari.*)
 Man kann 2) „eben so wenig aus dem Eintreten der
 angenommenen oder gegebenen Ursache des Gesetzes
 auf die Anwendung desselben schließen (ebenfalls
 stellt der Vf. hier das Irrige der Extension des quasi-
 pupillarischen Testamentes beyspielsweise dar). Aber
 auch 3) „der Zweckbegriff ist keine selbstständige
 Quelle der Auslegung und Anwendung des Gesetzes,
 weil aus ihm, an und für sich betrachtet, sich nicht ab-
 sehen läßt, in wie weit er in das Werk gerichtet wer-
 den kann, ohne anderen Zwecken von gleicher oder
 gar heiligerer Wichtigkeit Abbruch zu thun; und in
 dem endlichen Verstande Willkühr und Gegenstand im-
 mer verschieden bleiben. Wir müssen uns also die
 causa legis vorstellen, um unsere Schlüsse aus dem *finis
 legis* zu berichtigen, und umgekehrt jene nie anders
 als in Beziehung auf das vorstellen, was an dem Ge-
 setze Vorwurf der praktischen Vernunft ist. — Die
 beiden ersten Sätze des Vfs. sind vollkommen wahr,
 und er hat unter 1) eine zwar nicht von ihm ange-
 führte, aber diese wichtige Wahrheit ausdrücklich be-
 stätigende, Stelle des römischen Gesetzbuchs richtig
 erläutert, das Fr. 85. §. 1. Dig. L. 17, und die unter
 beiden Numern von ihm angeführten Reyspiele sind
 gut gewählt, und das Folgenreiche an ihnen bewie-
 sen. In Betreff der Numer 3) beziehen wir uns auf
 das, was wir oben zur Numer 3) des ersten Theils
 bemerkten. — Bey der Interpretation kommt es übri-
 gens, wie der Vf. fortfährt, sehr darauf an, von wel-
 cher Art die zu interpretirenden Gesetze sind. Es giebt
 ein Absolutes, welches durch sich selbst Ursache und an
 sich selbst Zweck ist, Unrecht. Hierauf bezogen sind
 die positiven Gesetze entweder *Verordnungen* oder
Entscheidungen, je nachdem sie entweder das an sich
 Rechte, Unrecht, *a posteriori* darstellen, oder *a priori*.
 In Betreff jener, der *Verordnungen*, sind der Gang und
 die Grenzen der Interpretation im ersten Theile ange-
 geben; in Betreff dieser, der *Entscheidungen*, kommt
 es mehr auf die Ideen der Gesetzverfasser an, als auf
 ihre Erkenntnisse, und wir müssen öfters Verbrecher
 der Gesetze seyn, um sie in Geiste und in der Wahr-
 heit anzuwenden. — Der Vf. deutet hier auf die
 Kunst, Gesetze der letzteren Art zu umgehen: wir
 können hier von dieser Art von Gesetzen, und in wie-
 fern unrechtliche Wahrheiten eigentlich nicht der po-
 sitiven Sanction bedürfen, und einer abweichenden po-
 sitiven Sanction nicht zu unterwerfen sind, nichts sa-
 gen, indem der Vf. sich über das, was Unrecht ist,
 noch nicht bestimmt und vollständig erklärt hat: wir

können unsere Ideen hierüber erst nach vollständigem Abdrucke der siebenten Abhandlung mittheilen. — Der Vf. unterfucht nun noch die Frage, zu welcher der hier distinguirten Arten von Gesetzen die peinlichen Gesetze zu zählen seyen? Die meisten, antwortet er, sind auf die Idee eines ursprünglichen Zusammenhanges von Verbrechen und Strafe gebaut, der auch ihrer Auslegung und Anwendung Maß und Ziel setzen muß. Dem zu Folge versucht er die Strafrechtstheorie von *Feuerbach* und die Imputationstheorie von *Almendingen* zu widerlegen. Er meint a) das Gesetz sagte dem Dieb nur darum eine Strafe an, weil er sie verdiente, könnte aber nicht ihm die Strafe drohen, damit er sie als Übertreter verwirkte, *um erst nach dem Gesetze von Rechtswegen also gestraft werden zu können*: b) Diese Strafrechts- und insonders Imputations Theorie stellte ein *ius ohne factum*, einen Zweckbegriff ohne Sachbegriff auf, weil sich die *facta*, welche die Criminallegislation im Voraus finden, aufstellen und verpönen sollte, doch in der That niemals so ereigneten; man könnte nicht, wie diese Theorien, aus der Welt eine *tabulam rasam* machen, Facta kämen ungerufen, sie gestalteten sich nicht nach menschlichem Sinne, sondern nach dem Eigensinne einer ewigen Macht: c) Beide Theorien widertritten dem Begriffe einer Rechtsfrage und eines Processes; nach ihnen wäre der Satz des Widerspruchs das einzige Princip der Rechtspflege, wozu nur ein klarer Kopf, aber keineswegs Raisonnement gehörte: d) Die Vorstellungsart *Feuerbach's* führte auf das von den Philosophen längst in das Reich der Träume verwiesene Sophisma zurück, als ob es vom Wesen abgeforderte Formen gäbe, die wir auf die Dinge übertrügen. — Der Vf. hat-hierfür die *Grolmansche* Strafrechtstheorie in reinphilosophischer Hinsicht, und umgekehrt gegen die *Feuerbach'sche*, man möchte sagen, die letzten Scheingründe vorgebracht. Jene läßt sich nun freylich dadurch eben so wenig retten, als diese widerlegen. Rechtsverletzung und Ersatz können und müssen in einem ursprünglichen Zusammenhange gedacht werden, nicht so Verbrechen und Strafe, weil nach dieser Ansicht kein vernünftig-rechtlicher Zweck der Strafe denkbar wäre: denn worin sollte dieser nun bestehen? In Vergeltung oder Rache wird ihn wohl Niemand suchen, und in einer Prävention des Verletzers eben so wenig, indem die Begehung einer Rechtsverletzung keine vernünftig-rechtliche Gewissheit giebt, daß der Rechtsverletzer mehrere Rechtsverletzungen begehen werde. Diefes trifft das sinnliche Übel, welches dem Rechtsverletzer etwa zugefügt werden sollte, im Grunde immer und ohne Unterschied, man nenne es Strafe oder Züchtigung. Uebrigens ist der Staat gegen seine einzelnen Glieder kein Zuchtmeister. Hiedurch wird nun die Ansicht von *Feuerbach* und *Almendingen*, welche der Vf. nach a) unbegreiflich findet, nicht nur begreiflich, sondern nothwendig. Zu b) und c) beziehen wir uns auf die Prüfung des ersten Theils. Zu d) fragen wir nur den Vf., ob, wenn die Anwendung dieses Grundsatzes auf Gesetzgebung denkbar wäre, die von ihm selbst auch ohne Bezug

auf Eigenthümlichkeit der Staatsverfassung, des Orts u. d. gl. vertheidigte Breite des Rechtsbegriffs nicht dahinfallen würde. S. 22 seiner Darstellung der rechtlichen Imputation sagt von *Almendingen*: „Die Lehre von der rechtlichen Zurechnung gehöre ausschließend ins Gebiet der Philosophie, und die positive Gesetzgebung könne über die Frage: ob eine That ihrem Urheber zuzurechnen sey, so wenig etwas verordnen, als sie dem Auge gebieten könne, in der Finsterniß Licht wahrzunehmen.“ Wie aber der Vf. dieß dahin auslegen mag, daß v. *Almendingen* selbst, seinen sonstigen Ansichten entgegen, eine ursprüngliche Verbindung von Verbrechen und Strafe anerkenne, ist uns unbegreiflich. Wenn wir sagten: „der Gesetzgeber könne nicht verordnen, daß ein Furiosus fähig sey, Verbrechen zu begehen, so hätten wir unserer obigen Behauptung eben so wenig, wie v. *Almendingen*, widersprochen; wir hätten nur, wie dieser, in einem Beyspiele erklärt, daß die positive Gesetzgebung nicht überall nach Willkühr gegen Philosophie des Rechts disponiren könne. Schliesslich bemerken wir dem Vf., daß doch auch sowohl nach der Behauptung von *Portalis* an der von ihm (*Abh. I. S. 10*) angeführten Stelle, als nach dem Vortrage von *Faure* (Mitglied des Tribunats) „*lorsqu'il s'agit d'un procès criminel, l'accusé doit être renvoyé vu le silence de la loi.*“

Abhandlung. I. II. III. IV. Ist die Philosophie des Rechts in Bezug auf das Historische desselben eine Wissenschaft der Form oder Logik? — Alle Rechtsätze sind synthetische Erkenntnisse. — Gemeinsaftliche Darstellung der philosophischen Interpretation, als der ächtjuridischen Auslegung der Gesetze. — Ein Fragment über etwas, das *Hobbes* gesagt hat, und den Unterschied von Seyn und Wesen. — Diese vier Abhandlungen schliessen an den Prämissen des ersten Theiles und des Vorberichtes fort. Form ist entweder substantiell oder accidentell, je nachdem man entweder die darunter versteht, welche ein Ding zu dem macht, was es ist; oder die, welche das Ding nur zeigt, wie es ist. Logik ist gemeine Logik oder höhere Logik; jene geht lediglich auf das Folgerechte, wobey es nur auf das „*probetur minor*“ ankömmt; diese hingegen besteht nach *Leibnitz* in der Kunst des Findens und der Gabe des Abwägens von Sätzen und Gegensätzen. Da der Rechtsgelehrte jeden Satz, den er als Urtheil Rechtens aufstellt, von Vorne mus entstehen lassen, nämlich in Übereinstimmung mit dem Urrechte und allen möglichen Lehrsätzen: so ist unter Rechtsphilosophie als Wissenschaft der Form nur die substantielle, und unter ihr als Logik nur die höhere zu verstehen. *Thomas Hobbes* sagt: *Legislator quid per verba legis intelligi voluerit, ex eo cognoscitur, quod legislator, id est persona civitatis, semper intelligendus est velle, id quod aequum est*; Recht ist nicht der Ruf der physischen Person, welche das Gesetz ausspricht, es ist der Wiederhall, worin die Vernunft diesem Rufe antwortet, der Wille des Gesetzgebers darf nicht als *Factum* behandelt werden. Der Ausleger eines vollkommenen Gesetzes muß dem Gesetzgeber fa-

gen lassen, was er sagen sollte, weil er es hat sagen wollen; der Ausleger eines unvollkommenen Gesetzes muß ein Gleiches thun, weil sonst die Sache in den Stand kommt, als hätte der Gesetzgeber gar nichts gesagt. Die richterlichen Urtheile über Fälle sind nicht analytische, sondern synthetische Erkenntnisse, d. h. sie sind nicht bloße Erläuterungen der Gesetze in Bezug auf die Fälle, ohne zum Inhalte jener etwas hinzuzuthun; sondern sie müssen die gegebenen Gesetze erweitern, vergrößern und bereichern, weil jeder Fall als individuell seine eigene Construction von dem *judicium practicum* des Richters erheischt. Unter mehreren Gründen, welche den Gesetzgeber zum Gesetze bestimmt haben können, muß der Interprete denjenigen ausheben, welcher sich am meisten mit den Grundsätzen und Endzwecken des Rechts verträgt. (Indem wir uns hier an das von dem Vf. selbst im ersten Theil Gesagte „dass nämlich kein Empfangen von Aussen existirt, denn nicht ein Schaffen von Innen, und zwar bis zu gleichmäßiger Befriedigung correspondirte“ erinnern: halten wir dafür, dass keine vernünftige historische Interpretation gedacht werden könne, welche so seelenlos sey, wie sie der Vf. schildert. Sie wird von der seinigen nur in Betreff der Erweiterung oder Bereicherung der Gesetze in Gemäßheit unserer obigen Prüfung des ersten Theils, und in Betreff des zu starken Gewichts, welches er zumal auf höhere Zweckmäßigkeit der Gründe legt, nach *Julians Fr. 20. 21. Dig. l. 3.* abweichen. Über den Grad der Zweckmäßigkeit, sagt er selbst im ersten Theile S. 37 sehr richtig, können Menschen nie definitiv einig werden.) Die unmittelbar praktischen Beyträge, welche der Vf. der dritten Abhandlung vollständig einverleibt hat, erläutern römische Gesetze vom *Kaufcontracte*. Die Seele des Kaufs und Verkaufs ist die *conventio*, das Einigwerden durch Bieten und Wiederbieten; Geld und Waare sind ihr Körper. Das *pretium* muß *verum* seyn. Hierbei ist der Conventionalwerth vom Gemeinwerth zu unterscheiden. Auf beide wird die *veritas pretii* in den Gesetzen bezogen. Jenen, den Conventionalwerth, bestimmen Entbehrlichkeit oder Bedürfnis, welche Geld und Waare in der Wechselbeziehung der Contrahenten haben. So gewis jeder der allein competente Richter über das ist, was er brauchen und was er entbehren kann: so gewis muß das, worüber die Contrahenten einig werden, mit der Unverbrüchlichkeit einer *res judicata* für das gelten, woüber sie einig werden konnten und sollten. Diesen, den Gemeinwerth, bestimmt der Nutzen der Sache im Allgemeinen. Es ist mithin nicht erforderlich, dass der Conventionalwerth dem Gemeinwerth nahe komme, und eben so ist es in Betreff der auf einen oder diesen bezogenen *veritas pretii*. Die *Const. 2. Cod. IV. 44.* ist in Bezug auf Gemeinwerth, wie es ihr Wortverstand und die Absicht der Gesetzgebung für Läsionen über die Hälfte einen festen Mafstab des Werths an die Stelle des schwankenden conventionellen zu setzen, mit sich bringt, zum Vortheile, wie des Verkäufers, so auch des Käufers, aber nicht zum Vortheile anderer

Contrahenten auszulegen. Der Käufer muß diese Wohlthat genießen. Denn bey einem Geschäft, das seiner Natur nach den beiderseitigen Vortheil bezweckt, wäre es eine Aufhebung des Gleichgewichts der gegenseitigen Verhältnisse, wenn nicht beiden Theilen unter völlig gleichen Umständen (Verkauf aus Noth ist selten, und ist von den Gesetzgebern offenbar gar nicht in Betracht gezogen worden, *Const. 15. cod.*) dieselbe Rechtswohlthat zu Statten kommen sollte. Da diese Rechtswohlthat aber ganz gegen den kategorischen Imperativ der Verträge, „thue die Augen oder den Beutel auf,“ läuft, auch der dem allgemeinen Verkehr als letzter Zweck zu Grunde liegenden Idee der Gleichheit die Idee der Freyheit, auf deren Kosten die Gleichheit nicht befördert werden darf, zur Seite steht so kommt das besagte Remedium anderen über die Hälfte verletzten Contrahenten nicht zu Statten. Es fällt dann auch hinweg, wenn die Sache dem Meistbietenden bey einer Subhastation zugeschlagen worden ist. Dies behauptet der Vf. gegen *Höpfner* u. a., und erhebt es über allen Zweifel, indem man nach förmlichem Rechte annehmen muß, die Sache sey zu der Zeit so gut verkauft worden, als es möglich gewesen, und nach der Natur der Subhastation nicht der Gemeinwerth, sondern nur der Conventionalwerth in Betracht kommen kann. Es fällt ferner hinweg, wenn Jemand mit Wissen und Willen einen gegen den Gemeinwerth unverhältnismäßigen Preis verabredet hat; endlich auch, wenn der Handel ein Risiko zum Gegenstande gehabt hat. Hierunter ist auch der Fall zu subsumiren, wenn Käufer und Verkäufer die Bestimmung des Preises einem Dritten überlassen haben. Dadurch glaubt jeder Theil seinen individuellen Zwecken gemäß, zu gewinnen; er wagt es, die *veritas pretii* nach diesen durch den Dritten bestimmen zu lassen. Bestimmt also derselbe nur nicht offenbar *dolose*, so schließt immerhin das Risiko dieser Überlassung die Statthaftigkeit der *Const. 2. cit. aus.* Die *Fr. 76—78. Dig. XVII. 2.*, welche man für die gegentheilige Meinung anführt, sprechen von Sachverständigen und anderen, welche keine Bestimmung individueller, nach empirischen Vortheilen einander entgegengesetzter Zwecke überlassen ist. — Diese ganze Ausführung des Vfs. ist die sinnreichste und beste, welche wir über das vorliegende wichtige Rechtskapitel bis jetzt gelesen haben; nur dieses, dass der über Läsion Klage Führende selbst beweisen solle, er habe nicht wohlbedächtlich so contrahirt, bezweifeln wir; die *praesumptio veritatis pretii* aus dem Consense scheint uns durch die so starke Läsion als gänzlich aufgehoben, von den Gesetzgebern betrachtet.

Abhandlung V. Etwas zur Vertheidigung der Kantischen Deduction der Verträge, nebst einer Kritik der gemeinen und Garvischen Theoris. Hier sind nur die Verhältnisse angezeigt, worin der letzte Grund der Vertragsverbindlichkeit nicht zu setzen sey. Wir empfehlen diese schätzbare Abhandlung vorläufig, übergehen aber das Nähere davon jetzt um so mehr, als

sich der Vf. selbst die positive Ausführung für einen folgenden Band vorbehalten hat. Nur eine Stelle haben wir aus; wovon nämlich der Vf. die Frage erklärt, warum wohl der Käufer nach vollkommen verbindlich gewordenem Kaufe den Zufall trage. Er sucht die *ratio* hievon in dem Zusammenhange mit der Pflicht des Verkäufers zur *custodia*. Wäre die Gefahr auf Seiten des Verkäufers, so dürfte dieser lange nicht zu dem hohen Grad von Fleiße in Erhaltung der Sache verbunden seyn, als er wirklich ist: dahingegen ist es dem Geiste dieses Contractes weit angemessener, den Verkäufer zur *custodia* verbindlich zu machen, und ihn von allem Antheile an dem Casus frezusprechen. Der Rechtsgrund, warum der Käufer den Zufall trägt, entwickelt sich also aus einem Gesetze, welches zu dessen *eigenem Besten* die Erhaltung der Sache bezweckt. — Diese Ansicht ist trefflich; aber gerade darum können wir nicht umhin, an derselben zu bewahren, wie unrichtig wir fahren würden, wenn wir reinanalogisch nur daran fortschlössen, um etwa die damit freylich in der innigsten Verbindung stehende Frage zu beantworten „ob der Verkäufer erst von der Zeit an, da er die Gefahr der Sache nicht mehr trägt, zur *custodia* verbunden sey, und in keinem Falle früher.“ Das *judicium practicum* würde uns zur Affirmative unbedenklich bestimmen, indess nach *Gajus* und *Ulpian* die Negative entschieden allein richtig ist: *Fr. 2. Fr. 1. §. 1. Dig. XVIII. 6.* —

Abhandlung VI. Noch eine Erläuterung des von dem Verfasser versuchten genetischen Begriffs der *Jurisprudenz* an zwey Lehren vom stillschweigenden Pfandrechte. Die in dieser Abhandlung enthaltenen Erläuterungen betreffen folgende Gegenstände: 1) dem Vermiether eines Schiffes steht nicht, wie dem Vermiether eines unbeweglichen Gebäudes, an den *invectis et illatis a conductore* eine stillschweigend vertragsmäßige Hypothek zu. Beide Geschäfte können zwar der Gattung nach als dieselben angesehen werden; dagegen sind sie in der wichtigsten, eigentlich allein relevanten Modification, nämlich der subjectiven Intention des Vermiethers, gänzlich von einander verschieden. Das Hypothekenrecht des Gebäude-Vermiethers gründet sich auf seine *voluntas praesumpta*; ein Hausbewohner kommt mit Kindern und Kegel, mit Kisten und Kästen angezogen und man kann ihn, wenn er die Miethe schuldig bleibt, leicht fest halten (dies setzt *Fr. 4 und 5. Dig. XX. 2.* außer Zweifel — noch mehr *Cod. IV. 65. Const. 5*). Sicherheit ist also zunächst die Sorge des interessirten Theiles, und diese Sorge muß sich wenigstens annehmen lassen, wenn die *provisio legis* Anwendung haben soll. Hierin nun gerade macht die Beweglichkeit des Schiffes den Unterschied, indem sie sich mit der Vorstellung der Sicherheit daran nicht verträgt. Der Vermiether eines Schiffes, der den Miethsmann damit ohne Caution in die See gehen läßt, ist offenbar unbesorgt um seine Sicherheit. 2) Bey Verpachtung eines Grundes, wo Fossilien gewonnen werden, hat der Verpachter das-

selbe Pfandrecht auf die noch vorhandene Ausbeute, wie der Verpachter eines *praedii rustici* an den Früchten. — Ein *praedium rusticum* ist dasjenige, worauf *fructus naturales* gezogen werden, und, wobey ihre Perception der Endzweck der Anschaffung ist (der Vf. setzt die Ausnahme hinzu, wenn sie nicht als Nebenfache eines *praedii urbani* zu betrachten sind — dies ist richtig bey Gärten an Häusern in der Stadt, welche eigentlich nur zum Vergnügen oder zur Gesundheit dienen sollen; sonst aber ist diese Ausnahme, so wie umgekehrt die andere von ihm gemachte Ausnahme „*praedia urbana* gehörten als Nebensachen von *praediis rusticis* betrachtet zur rechtlichen Kategorie dieser letzteren, nach dem Geiste des dem *Fr. 4. Dig. XX. 2* als bestimmter und neuer vorzuziehenden *Fr. 198. Dig. L. 16* unrichtig). Der Pächter eines *praedii rustici* wendet Mühe und Kosten an das gepachtete Gut, anders als der Miethsmann eines *praedii urbani*; und der Verpachter ist nach *Fr. 61. §. 8. Dig. XLVII. 2* wie ein beschränkter Eigenthümer der Früchte des Gutes anzusehen; darum fanden es die Gesetze sehr natürlich, die Sicherheit des Verpachters auf diese Früchte nach seiner präsumtiven Intention zu gründen: dies tritt nun auch alles eben so in Betreff eines Grundstückes, wo Fossilien gewonnen werden, ein. — Diesen beiden Behauptungen des Vf. geben wir unseren vollen Beyfall. — 3) a) Das *pignus insulae ex edicto D. Marci*, welches dem Gläubiger zusteht, der zur Wiederherstellung eines Gebäudes Geld geliehen hat, ist eine privilegierte Hypothek; b) die Reparatur, muß aber einer Renovation so nahe kommen, daß es gleichviel gewesen wäre, das Haus ganz niederzureißen. Denn von solchen Reparaturen, welche nur die zeitige Unterhaltung des Hauses bezwecken und immer wiederkehren, kann man nicht sagen „*salvam faciunt totius pignoris substantiam*, wie *Ulpian* im *Fr. 6. pr. Dig. XX. 4.* voraussetzt; c) der Gläubiger muß diese Verwendung des Geldes der Auszahlung des Darlehns als Modification beygefügt haben, so, daß kein entscheidender Grund vorhanden ist, sie für eine bloß enunciativa Proposition zu halten; im Mangel eines solchen Gegengrundes muß denn zu Gunsten des Gläubigers dessen Vorstellung, daß das Creditum in des Schuldners eigenthümlichem Hause unverloren fortdaure, und hierauf jene Modification von ihm und dem Schuldner bezogen sey, angenommen werden; dieser *provisio hominis* entspricht nun die *provisio legis*; d) unter diesen Voraussetzungen steht auch demjenigen, welcher zur Erbauung eines neuen Hauses auf einem Platze, wo vorher keines gestanden hat, oder zum Ankauf einer unbeweglichen Sache creditirt hat, eine privilegierte Hypothek zu; e) wer zum Ankauf beweglicher Sachen creditirt, kann vernünftigerweise keine Vorstellung von Sicherheit daran, oder einem dadurch in dem Vermögen des Schuldners beharrenden Werthe, haben, und auf eine stillschweigende Hypothek keinen Anspruch machen.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 S E P T E M B E R , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

GIESSEN u. WETZLAR, b. Tasché und Müller: *Revision der wichtigsten Lehren des positiven Rechts (Versuch über die letzten Gründe der positiven Rechtswissenschaft und ihr Verhältniß zur Philosophie)* von J. H. Zirkler, u. s. w.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der Vf. ist bey der zuletzt erwähnten Ausführung theils der gemeinen Meinung treu geblieben, theils davon abgewichen; ersteres unter a) letzteres unter d). Seine Beweise sind ad a): das Vorzugsrecht, wovon in Fr. 1. Dig. XX. 2 und Fr. 24. Dig. XLII. 5 auch Fr. 52. §. 10. Dig. XVII. 2 die Rede sey, werde eigentlich erst in Fr. 5 und 6. Dig. XX. 4 genau bestimmt, und zu einem älteren Hypotheken vorgehenden Pfandrechte erhoben; — ad d): das Privilegium, welches Fr. 26 und 34. Dig. XLII. 5 dem, der zum Ankauf oder zur Erbauung eines Schiffes Geld leihe, gäben, sey keineswegs ein bloß persönliches Vorrecht vor simplen Chirographaren, sondern ein wahres Pfandrecht, wie das in Fr. 1. Dig. XLII. 3 ebenfalls durch „*privilegium exigendi*“ bezeichnete, und zumal ein solches, welches nach dem angezogenen Fr. 34 unmittelbar den Rang nach dem Fiscus habe. So wenig nun hiergegen Fr. 5. §. 17. Dig. XIV. 4. Cod. VIII. 14. Const. 17 und VIII. 18. Const. 7, worauf man sich gemeinhin berufe, etwas bewiesen, indem hierin nur der Umstand, daß eine Sache von eines dritten Gelde schlechtweg angeschafft worden, als zur stillschweigenden Hypothek nicht genügend erörtert sey: so bezeichne im Gegentheile die Nov. 97. Cap. 3 die Privilegien des Fr. 26 und 34. ausdrücklich mit dem Namen „*Hypotheken*.“ — Wir sind in beiden Punkten anderer Meinung: a) Im Fr. 5. Dig. XX. 4 wird das Darlehen für nothwendige Reparaturen eines Schiffes zur bevorzugten wahren hypothekarischen Forderung nur unter der Voraussetzung qualificirt, wenn das Schiff schon vorher einem Dritten verhypothecirt war, „*si navis fuit obligata*“ (dies kann nicht von der durch die Intention des jetzigen Darleihers diesem zu bewirkenden Hypothek verstanden werden)“ hier nur kann man sagen „*posterioris creditoris pecunia salvam fecit totius pignoris causam*.“ Sollen also die Fragmente 26 und 34, da sie ohne diese Voraussetzung dem Darleiher ein privilegium zusichern, nicht mit dem Fr. 5 in Widerspruch gesetzt werden: so kann dieses privilegium nicht „bevorzugte Hypothek,“ „sondern das simple Vorzugsrecht vor den Chirographaren“ heißen. b) Dies ver-

trägt sich mit dem unmittelbaren Range nach dem Fiscus sehr wohl, da dieser ebenfalls in Rücksicht der ihm von einem dritten cedirten simplen Forderungen in der vierten Classe den ersten Rang einnimmt (Fr. 6. Dig. XLIX. 14. Paulus rec. sent. lib. 5. tit. 12. §. 10); überhaupt aber γ) der Ausdruck „*privilegium*“ von den Classikern nirgends und am wenigsten im Pandektentitel „*de rebus auct. jud. possid.*“ als wahre Hypothek oder gar bevorzugte Hypothek gebraucht wird; die wahren Hypothekargläubiger wurden nicht als solche in bona mittirt, sondern verfolgten ihre Hypotheken außer aller Gemeinschaft mit anderen Creditoren (Cod. VII. 72. Const. 10), dagegen hatten die in jenem Titel mit einem privilegium bedachten Pupillen zur Zeit der Classiker noch keine Hypothek (Fr. 1. §. 14. Dig. XXVII. 8. Fr. 19. seq. Dig. XLII. 5; sondern erhielten diese Begünstigung in Betreff der Güter ihrer Tutoren erst unter Constantin, Cod. V. 37. Const. 20. Dafs δ) Justinian in der Nov. 97 Cap. 3 die Darlehen, wovon die ostangef. Fr. 26 und 34 handeln, nicht wahre Hypotheken, sondern nur im Vergleiche gegen simple Chirographarforderungen uneigentliche Hypotheken, nämlich *Hypotheken ex privilegio a legibus datis* nannte, ergiebt sich offenbar aus seiner, drey Jahre später (541) erlassenen Nov., 136. Cap. 3, wo er zur Begründung einer wahren Hypothek für Darlehn zur Anschaffung beweglicher oder unbeweglicher Güter eine ausdrückliche Bestellung derselben erfordert. Übrigens ist es uns nicht wohl begreiflich, warum der Vf., da er doch in seinen bisherigen Erklärungen des stillschweigenden Conventionalpfandrechts mit Recht so viel Gewicht auf die vom Gläubiger vernünftig intendirte Sicherheit, aber freylich nicht bey Schiffen und anderen beweglichen Sachen, legte, hier eben insofern doch auf Gesetze bauen konnte, welche gerade von Schiffen sprechen; ingleichen: warum er nicht die im Fr. 34 niedergelegte Gleichstellung des schlechthinigen Verkaufes eines Schiffes mit dem schlechthinigen Darlehn zur nothwendigen Reparatur in Rücksicht des dem Creditor in beiden Fällen zustehenden privilegii scharfer ins Auge faßte; denn wer eine, gleichwohl unbewegliche, Sache schlechthin verkauft, hat doch gewiß nicht den entferntesten Anspruch auf ein Hypothekenrecht! Die praktischen Sätze unserer Interpretation ergeben sich von selbst. 4) Der conductor s. redemptor operis, welcher zur nothwendigen Reparatur eines Gebäudes Materialien oder etwa Zimmerlohn creditirt, hat keine stillschweigende Conventionalhypothek, das pignus insulæ des Fr. 1. Dig. XX. 2 haben Rechts-

Kkk

lehrer und die Praxis irrig auf ihn extendirt. Kein Gesetz läßt diese Extension ahnen, das angeführte Fragment macht gerade das Gegentheil höchst wahrscheinlich. Denn selbst die Vorschüsse, die ihm von einem Dritten eben dazu gegeben werden, sind nur dann hypothekarisch, wenn sie ihm, vermöge Auftrags des Bauherrn, subministrirt worden; welches dann mit dem Hauptfalle identisch ist. Von einem eigenen Sicherheitsrechte des Redemptors hingegen herrscht nicht nur tiefes Stillschweigen, ungeachtet einer sehr nahen Veranlassung, desselben zu erwähnen; sondern es ist auch nicht bemerkt, daß der Darleiher *ex jure cesso* auch ohne Mandat des Bauherrn profitiren könne. Aber eben die unter 3) (sehr richtig) entwickelte *ratio* tritt in vorliegendem Falle nicht ein: die Verwendung der Materialien zum Bauen ist ihre *natürliche, sich von selbst verstehende* Bestimmung; in der Natur des Verkaufs von Materialien zum Bauen liegt es ganz und gar nicht, daß der Credit nur in Erwartung einer besonderen Sicherheit gegeben werde, und eben so wenig läßt sich behaupten, daß der besondere Ausdruck ihrer Bestimmung dem Falle den Charakter eines specifischen Unterschieds, einer auf Sicherheit bezogenen Modification, aufpräge. — Eben so verhält sich mit dem Handwerkslohne. — Sind der Zimmermann, der Maurer für ihre Zahlung besorgt: so lassen sie sich tagweise bezahlen, oder sie bringen ihre Zahlung zur Sprache, während das Werk in der Arbeit ist, wo sie den Bauherrn schon zwingen können, Mittel zu schaffen. Es kann seyn, und es ist bey dem eigentlichen Redemptor sogar wahrscheinlich, daß die Sorglosigkeit für ihre Zahlung sich darauf gründet, daß das Haus immer ein Object bleibt, woran man sich bezahlt machen kann. Allein dieses ist doch eine bloße *Reservatio mentalis*, welche nicht in den Vertrag entriert, und der, als einem bloßen Billigkeitsgrunde, die Form fehlt, sie im Forum geltend zu machen. — Wir halten diese gründliche Bearbeitung ohne allen Zweifel für geeignet, die Praxis eines Besseren zu belehren.

Mehrere wichtige Bearbeitungen sind in diesem zweyten Theile beyläufig nur in Grundzügen angedeutet; wir sehen diesen, so wie dem Schlusse der siebenten Abhandlung (Darstellung des Urrechts) entgegen, und empfehlen dem Vf. dabey, die Nothwendigkeit eines möglichst vollständigen Quellenstudiums, mit reiner Rechtsgeschichte verbunden, nie aus dem Auge zu verlieren.

L. v. S.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Materialien, die willkürliche Entlassung der Patrimonial-Gerichts-Verwalter in Kursachsen betreffend*. 1805. 118 S. 8. (12 Gr.)

Diese Materialien beziehen sich auf Beantwortung der Frage: Können die Patrimonial-Gerichtsverwalter in Kursachsen willkürlich entlassen werden oder nicht? Sie bestehen 1) in einem Extract aus der Präliminar Schrift Dresden, 9 Febr. 1805. 2) In der *in extenso* abgedruckten unterthänigsten Schrift der Stände von der Ritterschaft, die Entlassung der Gerichts-

verwalter betreffend. Dresden, 20 März 1805. 3) In den dazu gehörigen Beylagen: a) Den vortrefflich gearbeiteten *Rationibus decidendi* Sachen Lehmanns c. Christian Ernst Grafen und Herrn von Schönburg. b) Dem *status causae* in Sachen J. G. Lindaus c. G. Ge. Juft. von Meusbach und Consorten, und den dazu gehörigen ebenfalls interessanten *rat. decidendi*. c) Einem von Hn. v. Helldorf an die allgemeine Ritterschaft erlassenen Schreiben. Dresden, 24 Jan. 1805. d) Einem Regierungs-Rescript. Dresden, 25 Aug. 1804. An die Helldorfschen Gerichte zu Storkwitz; und e) einem dergleichen. Dresden, 4 April 1803. An die Holleufeschen Gerichte zu Storkwitz. 4) In dem kurfürstlichen Decret an die Ritterschaft, das Anbringen derselben bey jetzigem Landtage, wegen der von der Landesregierung und dem Appellations-Gericht, in Ansehung der Entlassung der Gerichtsverwalter, angenommenen Grundsätze betreffend. Dresden 13 April 1805. Und endlich 5) in einigen Aphorismen, über das Recht der Patrimonial-Gerichtsherrschaften in Kursachsen, ihre Gerichtsverwalter willkürlich zu entlassen. — Diesen Materialien zufolge stellten seit mehreren Jahren die höchsten Justizcollegien in Kursachsen den Satz auf: daß die Gerichtsverwalter keinesweges willkürlich zu entlassen, und mit bloßen Mandatarien zu vergleichen seyen, daß sie vielmehr ein öffentliches Amt bekleideten, und eben so, wie öffentliche Staatsbeamte, betrachtet werden müßten, die, nur nach vorgängiger Untersuchung, ihres Amtes, aus zureichenden Gründen, durch Urtheil und Recht, verlustig werden könnten. Wie wenig erwünscht diese Maxime den Besitzern der mit Patrimonial-Gerichten versehenen Güter seyn mußte, ist leicht zu erachten. — Hr. von Helldorf, der seinen Gerichtsverwalter gern los seyn wollte, und doch nicht los werden konnte, klagte an die allgemeine Ritterschaft laut darüber, daß jene, weder durch Gesetze, noch durch die bisherige Observanz bestärkte Meinung leider! immer mehr und mehr zum größten Nachtheil der kursächsischen Vasallen überhand nähme (S. 87 f.) — Mittelft der oben erwähnten Präliminarschrift wurde die Frage: Ob ein Gerichtsherr seinen Justitiar, ohne vorhergehende richterliche Untersuchung, entlassen könne oder nicht? — bey der (im J. 1805 gehaltenen) Versammlung der kursächsischen Stände zur Sprache gebracht, indem die von der Ritterschaft, als Besitzer der mit Patrimonial-Gerichten versehenen Güter, vorläufig baten: „daß in Ansehung der zuweilen nöthigen Entlassung der zur Verwaltung jener Gerichte zu adhibirenden Personen, es bey der vormals und von jeher bestandenen Verfassung unverändert gelassen, und den Justizcollegien, die Gerichtsherrn an Entlassung ihrer Gerichtshalter, wie neuerlich hin und wieder geschehen, zu hindern, ferner nicht gestattet werden möchte“ — und sich die Einreichung einer besonderen Schrift über diesen Gegenstand ausdrücklich vorbehielten (S. 1. f.). Diesem Vorbehalte nach übergaben denn auch sämtliche anwesende Stände von der Ritterschaft in der Schrift, „die Entlassung der Gerichtsverwalter betref-

land,“ die Begründung jenes Gesuchs, mittelst deren sie (S. 11) die oben erwähnten Erkenntnisse und Rescripte der höchsten Justizcollegien Kurfachsens, als rechtswidrige Eingriffe in ihr Recht, darstellten (S. 22). Auf diesem Vortrag erfolgte das Decret, in welchem die bestrittene Frage zu Gunsten der Gerichtsherrn, jedoch nur *interimistisch* — bis zu Eingang der von erwähnten Justizcollegien ersforderten Berichte über die näheren Ursachen und Gründe ihrer Meinung und der darauf gefassten hauptsächlichlichen Resolution — entschieden worden ist.

Da die endliche Entscheidung der bestrittenen Rechtsfrage ausblieb: so lieferte der Vf. dem Publicum diese Materialien, um dadurch den Leser zum eigenen Urtheilen hinzuleiten. Das *Pro* und *Contra* der Streitfrage beruhet auf folgenden Hauptpunkten:

1) Unparteyische Justizpflege ist Zweck des Staats. Da nun öfterer Wechsel der Beamten eine gereifte Erfahrung im Amte unmöglich macht, und willkürliche Absetzung vom Amte den edeln und unumgänglich nöthigen Abscheu vor Liebedienerey und Schmeicheley aus dem Herzen des Beamten verdrängen, und es dahin bringen muß, daß kein Mann von Wissenschaft und Talent ein Amt annehmen würde; da mithin willkürliche Entsetzung vom Amte jenem Staatszwecke widerspricht: so muß sie eben darum für Unrecht gehalten werden. Alle Zeiten und Völker haben diese Principien des allgemeinen Staatsrechts anerkannt, die Römer, die Deutschen — besonders aber war dies der Fall in Kurfachsen; Behauptungen die an Ort und Stelle mit Wahrheitsliebe, Scharfsinn und ächter Gelehrsamkeit weiter ausgeführt, und selbst mit Prajudizien v. J. 1638 und 1676, 1790, 1798 belegt werden. — Was aber nach Principien des allgemeinen Staatsrechts überhaupt gilt, muß auch in Kurfachsen gelten, und die Patrimonial-Gerichtsherrn können, da sie *causam* vom Landesherren haben, nicht mehr Rechte haben, als dieser selbst hat, und von jeher übt. Sie haben mithin auch kein Recht, ihre Gerichtsverwalter willkürlich zu entlassen, und kein positives Gesetz giebt ihnen solches. Meinungen der Juristen vermögen nichts, da sie ihre eigene Inconsequenz schlägt, ihnen eben so viele Meinungen von Rechtsgelehrten entgegenstehen, und sie das allgemeine Staatsrecht wider sich haben. Der Dienstentstellung des Gerichtsverwalters liegt nicht, wie viele Juristen wahnen, ein Mandat zum Grunde; die Praxis selbst bekärkt diese Negative durch die Grundsätze: 1) daß die Registratur des Gerichtsverwalters für den Gerichtsherrn gilt, 2) daß jener in des letzteren und der Unterthanen Sachen, die Abfassung des Erkenntnisses ausgenommen, Richter seyn kann, und 3) mit dem Tode des Gerichtsherrn, gältig zu expediren, nicht aufhört. — Daher ist es auch unwiderprethlich gewiss, daß die Aufkündigungsclausel in den Bestallungsurkunden entweder dem Sinn nicht haben können, den ihr die Gerichtsherrn beylegen, oder daß sie null und nichtig ist, weil sie dem Staatszweck widerspricht (S. 32 ff. S. 65 ff.). II) Die Patrimonial-Gerichtsbarkheit ist ein *munus publicum*. Der Gerichtsverwalter handelt im Namen

und anstatt des Gerichtsherrn. Die vom Richteramt handelnden Gesetze betrachten das dem Gerichtsverwalter übertragene Amt niemals als ein *munus publicum*, sondern immer als einen Auftrag des Gerichtsherrn (*contractum mandati*); dann ist das weitergeho meine Staatsrecht völli richtsverwalter, sondern *publica*, und jener kann, v *Contractes* mit sich bringt, beliebig von diesem abgedankt werden. Dafür streiten der *usus fori* und die *opinio DD* (S. 4 f. 87 f.).

Dies sind die Hauptgründe, zur Beantwortung jener Streitfrage. Auf welcher Seite das Übergewicht sey, leuchtet von selbst ein. Angenommen, daß in irgend einem Staate die Frage, ob Staatsdiener willkürlich entlassen werden dürfen oder nicht, — durch die positive Gesetzgebung weder ausdrücklich, noch durch den Geist derselben entschieden; daß ferner der *usus fori* nicht nur bestritten ist, sondern auch samt den *opinionibus DD.* auf unverkennbarem Irrthume beruhet, und mithin zu Recht nicht bestehen kann? so kann die Entscheidung der Frage durchaus nicht anders, als nach Principien des allgemeinen Staatsrechts erfolgen. Treten nun, wie nach vorliegender Schrift allerdings der Fall ist, jene Voraussetzungen in Kurfachsen ein: so tritt auch die durch jene begründete Nothwendigkeit der Anwendung des allgemeinen Staatsrechts zur Entscheidung der aufgeworfenen Streitfrage ein. Mit jenem aber steht die Möglichkeit eines *contractus mandati* zwischen Gerichtsherrn und Gerichtsverwalter in einem Widerspruch, der schlechterdings nie gehoben werden kann.

In den, als Zugabe (S. 108 ff.) dieser Schrift angehängten, Aphorismen finden sich mehrere Reflexionen, welche die Behauptung, daß die kurfürstliche Verfassung den Grundsätzen des allgemeinen Staatsrechts gemäß sey, an noch in Bezug auf einige andere Punkte, erläutern, durchführen und bestärken. Dies ist ihr Verdienst; um die Hauptsache, das Argument aus dem allgemeinen Staatsrecht, haben sie keines. — — — — —

SCHÖNE KÜNSTE.

BERLIN, b. Schöne: *Zwey Schauspiele*. Nach dem Italianischen. Von Carl Friedrich Trost, kön. preuss. Kriegerathe u. s. w. 1805. 224 S. 8. (16 gr.)

Diese zwey Schauspiele, wovon das erste in Jamben, das zweyte in Prosa geschrieben ist, sind durch Lebhaftigkeit, Herzlichkeit und eine wohlklingende Sprache anziehend, übrigens im Werthe sehr verschieden. Das erste: *der Patriot von Schma*, ein Schauspiel in drey Aufzügen, mehr ein Product des Herzens als der Phantasie, vereint italiänisches Feuer mit deutscher Gemüthlichkeit, aber jenes mit einem solchen Treiben und Jagen, und dieses mit so grosser Nachgiebigkeit, daß es die Aufmerksamkeit, die Achtung und das Interesse für die Personen zuletzt schwächt und vermindert. Bey dem rztlichen Gange und Wechsel der Scenen fehlt ein festes Augenmerk,

eine Hauptaction und ein Ruhepunkt, zu dem das Einzelne in einem gehörigen Verhältnisse der Steigerung hinstrebte. Durch das stets Eilen der Personen und durch die immer neuen Gefahren, die am Ende nur Vorspiegelungen sind, aufgeregt und hingehalten, ermüdet die gespannte Aufmerksamkeit zuletzt, und ist sich entweder in Unwillen und Unglauben, oder in Scherz und Lächeln über ihre eigene Spannung auf. Letzteres ist besonders hier der Fall und wird durch die Gutmüthigkeit der Geliebten, und ihren öfteren Ausruf: *wo ist mein Xi-ven?* noch vermehrt. Alles beruht auf der Gewissheit, wo der Thronerbe sey, und da sich dies nur geschichtlich und nicht durch Handlungen entwickelt, so sieht man, daß sich der Stoff mehr zur Erzählung als zum Drama eignete. Die Hauptfache geht hinter der Bühne vor, und wir werden nur davon benachrichtiget. Der Patriot bewährt sich dadurch, daß er, statt sich selbst des Throns zu bemächtigen, dem wahren Erben dazu verhilft, und alle zufrieden und glücklich macht. Dies Stück hat also mehr geschichtliches, als persönliches Interesse. Wem dies genügt, der wird sich sehr wohl dabei befinden, und die natürliche, herzliche Sprache, und der Wohlklang der Verse wird sein Vergnügen noch erhöhen.

Ganz anders verhält es sich mit dem zweyten Schauspiel: *Terminora*, Prinzessin von Ägypten. Hier ist dieselbe Herzlichkeit, dieselbe Lebhaftigkeit, aber die Aufmerksamkeit wird bey dem schnellen Wechsel der Scenen weder verwirrt noch ermüdet, sondern auf einen festen Punkt concentrirt, an bestimmte Personen gefesselt, und durch alle äußeren Verhältnisse ruhig hindurch dem Ziele näher geführt. Die Geschichte ist sehr sinnreich verwickelt, aber die Umstände stellen sich nur deshalb so verworren um den Menschen her, um das Herz desto größer, desto schöner handeln zu lassen. Dieses ist das Augenmerk des Zuschauers, nicht das Aufsenwerk der Geschichte, dessen herrliches Gebäude zuletzt nur dazu dient, um alles zu einem ruhigen Überblick zusammen zu fassen. Überall leuchtet *Ida*, die vermeinte Schädlerin, hervor. So sehr sie den Prinzen liebt, dessen Hand sein Vater an die Erbin des Reichs versprochen hätte, so kann sie doch von ihm nicht Herabwürdigung, Verschmähung des Throns, Ungehorsam gegen seinen Vater u. s. w. fodern, um so weniger, da seine Hand ihrer eigenen Freundin bestimmt ist. Seine Liebe macht ihn zum Rebellen gegen seinen Vater. Sein Vater muß ihn strafen, so sehr er ihn liebt. Sie muß ihn bitten, sie zu vergessen, und thut dies auf eine so liebenswürdige Weise, daß er, von ihren Gründen überzeugt, sagen muß: *O! wenn du willst, daß ich dich nicht lieben soll, so höre auf, dich der Liebe so würdig zu zeigen.* Dieser edle Kampf, in welchem die Liebe an sich selbst immer wieder zur schönsten Verbrecherin wird, entzückt um so mehr, je mehr er durch die Umstände gerechtfertigt wird. Wir sehen keinen Ausgang, und hoffen ihn doch; wir erwarten ihn, aber wir wünschen ihm nicht schnellst herbey. Alle sind schuldlos, alle sind von gleich edlen Gefühlen beseelt. — unsere Liebe wird durch keinen Haß gestört. Welche Zartheit liegt nicht in den Wor-

ten, womit der Freund des Königs seinen Dienern zur Pflicht macht, ihn, dem erzürnten Könige, un-gehorsam zu seyn, indem er sagt: wer ihm den Sohn erhält, der hat den König selbst gereitet. Nur einen retten — heißt beide tödten. Auch der Vater muß, durch *Ida's* Worte und Verhalten entzückt, die Liebe seines Sohnes billigen, und mit Recht sagt er zu ihm: höre sie, und wenn bisher die Blicke dieser Augen für dich Befehle waren, so nimm jetzt vernünftigen Rath an von diesem vortrefflichen Munde. So sonderbar diese Verhältnisse scheinen, so finden sich doch auf allen Seiten wichtige Gründe, um das Verfahren keines einzigen für übertrieben zu halten. Nur in der einen Scene, wo *Ida*, um ihren Geliebten zum Gehorsam und zur Rettung seines eigenen Lebens zu bewegen, sich zu erstechen droht, deutet uns zu theatralisch, d. h. zu spielend mit dem Effect, wenn *Ida* zum zweytenmale den Dolch anlegt. — Die Auflösung dieses wirklich poetischen (die menschliche Natur schön entwickelnden) Drama's geht dahin, daß *Ida* als *Terminora* selbst, welcher die Hand des Prinzen versprochen war, erkannt wird. Stoff und Behandlung athmen spanischen Geist, und sind vielleicht auch spanischen Ursprungs. T. Z.

LEIPZIG U. RONNEBURG, b. Schumann: *Handwörterbuch der schönen zeichnenden Künste; oder Sammlung allegorischer Vorstellungen für Maler, Zeichner, Kupferstecher, Formschneider, Medailleurs, Bildhauer und Dilettanten, auch für Humanitätsschulen u. s. w. Nebst einer Einl. zur hist. Übersicht der schönen zeichnenden Künste*, von Karl Paul Moritz. 1807. VIII und 332 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Bey näherer Betrachtung dieses Werks findet sich, daß es aus zwey Abtheilungen besteht. Die sogenannte Einleitung zur historischen Übersicht der schönen zeichnenden Künste erstreckt sich von S. 1—118; den übrigen Raum füllt ein alphabetisches Verzeichniß allegorischer Vorstellungen: beide nicht einmal mittelmäßig, ohne Einsicht in die abzuhandelnde Sache, ohne Geschmack, bloße Fingerarbeit. Hierüber beweisende Stellen anzuführen, wäre um so mehr überflüssig, weil fast eine jede Seite des Buchs dergleichen enthält. Indes giebt es doch einige ganz vorzüglich merkwürdige Belege von des Vfs. Unkunde. Er hat nämlich S. 49 den Titian angeführt, als habe derselbe sich wirklich in Spanien aufgehalten und gearbeitet; ja S. 52 wird sogar behauptet, Marcus Antonius Raimondi hätte des Guido Reni Arbeiten durch Kupferblätter bekannt gemacht: da doch jeder Anfänger in der Kunstgeschichte schon weiß, oder wenigstens wissen sollte, daß Guido Reni mehr als 40 Jahre nach dem Tode des Raimondi geboren ist. — In dem Verzeichniß allegorischer Vorstellungen hat der Vf. nach seiner klaren Einsicht in diesem Fach, auch das Klempner- oder Blechschmiede-Handwerk, die Lackir-kunst u. dgl. untergebracht. S. 242—245 erhalten die Liebhaber der Allegorie gründliche Anweisung, Nagel zu schmieden, sowie S. 246 und 247 zum Straßenspißler und S. 263—266, die Dächer mit Schiefer zu decken u. s. w. — Unzählige Druckfehler entstellen besonders die Namen der in der Einleitung zur Kunstgeschichte angeführten Künstler. — y — H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 S E P T E M B E R, 1 8 0 7.

M E D I C I N.

LEIPZIG, b. Barth: *Johann Friedrich Niemanns*, kön. preuss. Medicinal-Raths zu Halberstadt, *Anleitung zur Visitation der Apotheken und der übrigen Arznei-Vorräthe, sowie der chirurgischen Apparate, welche medicinische Policey-Aufsicht fordern, in Bezug auf die preussische Medicinal-Verfassung.* 1807. 168 S. 8. (12 gr.)

Auch bey den besten Apothekerordnungen bleiben genaue Visitationen der Apotheken für die Gesundheit der Staatsbürger und für die Sicherheit des ärztlichen Heilverfahrens unumgänglich nöthig, sey es auch, daß dadurch nicht alle Unrichtigkeiten und Betrüge-
reien bey Anschaffung und Dispensirung der Arzney-
mittel verhütet werden. Was bis jetzt über solche Vi-
sitationen in Schriften gesagt worden, ist nur fragmen-
tarisch. Vollständiger sind die Vorschriften des Vfs.
und daher sollte sich jeder Physikus es zur Pflicht ma-
chen, vor der Revision einer Apotheke diese Schrift,
besonders das, was über die Kennzeichen der Güte
und Verfälschung der Arzneymittel vorgetragen wird,
mit Aufmerksamkeit zu lesen. — Sehr gut sind die Vor-
schläge des Vfs., welche die Lage einer Officin betref-
fen. Rec. setzt noch hinzu: Eine Apotheke sollte
nicht in einer Gegend der Stadt seyn, wo mehrere
Handwerker zu viel Geräusch zu verursachen pflegen.
Das Laboratorium sollte nicht in der Nähe eines Spei-
segewölbes oder einer Küche angelegt seyn. Der Vf.
bestimmt nicht nur einen Schrank zur Aufbewahrung
der directen Gifte, sondern er will auch, daß die
den Giften ähnlich heftig wirkenden Arzneymittel
ebenfalls von den übrigen getrennt, und unter gewissen
Umständen selbst unter Verschluss genommen wür-
den. — Gute Schriften über Naturgeschichte, Chemie
und Pharmacie sollten allerdings in Officinen nicht ver-
misst werden. Die Zahl der von dem Vf. angeführten
Bücher aber ist zu gering. — Der Vf. wünscht, daß
die Revisionen der Apotheken nicht immer unerwar-
tet geschehen. Allein, werden sie nicht geringeren
Nutzen leisten, wenn die Apotheker mehrere Tage
vorher die Ankunft der Visitatoren erfahren sollten? —
Ist es gut, wenn dem die Apotheke visitirenden Physi-
kus ein Pharmaceute von Profession zur Seite ge-
geben wird, der entweder Mitglied eines Medicinal-
Collegiums oder ein sonst geschickter und rechtschaf-
fener Apotheker ist: so wäre es auch zweckmäßig, wenn
die Revision chirurgischer Apparate von dem Physi-
kus und einem erfahrenen und geschickten Chirurgus
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

gemeinschaftlich verrichtet würde. Auch sollte dabey
beobachtet werden, ob die Wundärzte sich neuere
gute chirurgische Schriften anschaffen, oder nicht.

— ea —

ROSTOCK U. LEIPZIG, b. Stiller: *Adolph Friedrich
Nolde*, Prof. der Medicin zu Rostock, *über die
Verhältnisse des Apothekers und die darauf sich be-
ziehenden Pflichten der Staatenregierer.* 1805. 189
S. 8. (16 gr.)

Ein lefenswürdiger Beytrag zur Staats-Arzney-
kunde, besonders wichtig für die mecklenburg-schwe-
rinischen Lande, wo man, wie der Vf. sagt, von dem
Werth einer zweckmäßigen Medicinalordnung und
einer damit in Verbindung stehenden medicinischen
Policey sich höheren Ortes nicht überzeugen zu kön-
nen scheint. 1) *Über Verhältnisse des Apothekers zum
Arzte.* Einer sollte dem anderen die Hand bieten; als
Freunde und Collegen sollten sie gegenseitig dem Staate
nützen und zum Heil der Kranken gemeinschaftlich
wirken. Leider! aber berufen sich noch immer man-
che Ärzte, die gern den Stand eines Apothekers her-
abwürdigten, bey der despotischen Strenge, die sie
gegen jeden Apotheker zeigen, auf Medicinalordnun-
gen, die demselben pünktlichen Gehorsam gegen Ärzte
vorschreiben, auf strenge Gesetze, die eigentlich nur
für unwissende und gewissenlose Apotheker gegeben
sind. Auf der anderen Seite ist nicht zu leugnen, daß
es auch viele, besonders in manchen neueren phar-
maceutischen Instituten unterrichtete Apotheker giebt,
die, voll Stolz, die Vorschriften der Ärzte lieblos beur-
theilen und sie sogar gern, nach dem Beyspiele eines
Meyers, hofmeistern wollen. Wird der Staat den
Apothekern gewisse Vorzüge und Rechte einräumen,
die sie etwas erheben, den Stand derselben unter an-
deren dadurch ehren, daß die einsichtsvolleren unter
ihnen zu Assessoren medicinischer Collegien gewählt
werden; wird in Medicinalordnungen in einem hu-
maneren Ton von ihren Pflichten gesprochen; wird
der Staat vorzüglich für mehr wissenschaftliche und
moralische Ausbildung derselben sorgen: so wird ge-
wis das Band zwischen ihnen und den Heilkünstlern
fester geknüpft werden. 2) *Von dem Verhältnisse des
Apothekers zu dem Kranken.* Allerdings muß letzte-
rem besonders daran gelegen seyn, daß er die von
einem geschickten Arzte ihm verordneten Mittel un-
verfälscht, gut und wirksam erhält. Würde der Apothe-
ker aber, vorzüglich, wenn er sich an einen kleinen
Orte aufhält, wo es viele Arme giebt, nicht zum
Fleiß und zur Pünktlichkeit in seinen Geschäften mehr
LII

aufgemuntert werden, wenn ihm eine gewisse Befolgung vom Staate bestimmt würde? Wenn kleine Fehler und Versehen von seiner Seite vorkämen, so sollte sie der Kranke, wie der Arzt, mit Schonung übersehen. Fehler von Bedeutung aber, die aus Nachlässigkeit oder Unwissenheit entsprungen sind, verdienen geahndet zu werden; nur sollte in einer solchen Sache der Arzt allein nicht Schiedsrichter seyn. 3) *Vom Verhältnisse des Apothekers zum Staate.* Das Erste, was diesem zu thun obliegt, ist die Sorge für die Anstellung geschickter und rechtschaffener Apotheker. Jeder Unwissende sollte, wenn er auch sein Privilegium noch so theuer bezahlen wollte, von dem wichtigen Posten eines Apothekers ausgeschlossen werden. Nur Kenner aber können nach einer strengen Prüfung über den Werth eines Apothekers entscheiden; kein anderer, der nicht selbst Meister in der Chemie und Pharmacie ist, sollte hiebey ein Wort zu sagen haben. (Sollten nicht auch Drogisten einer Prüfung unterworfen werden?) In jedem Lande sollte eine verhältnismäßige Anzahl chemisch-pharmaceutischer Schulen errichtet werden; diese aber sollten billig immer unter der weisen Leitung einer öffentlichen Autorität stehen. Von dem *collegio medico* sollte dafür gesorgt werden, daß die Apotheker bey den Visitationen ihrer Officinen so wenig, als möglich, den Chikanen der Ärzte ausgesetzt sind. Ist von dem Physikus oder einem anderen Arzte etwas Verdächtiges oder Fehlerhaftes bemerkt worden: so sollte dieses zunächst dem Inhaber der Apotheke selbst mitgetheilt, dann dem medicinischen Collegio angezeigt werden. Der Vorschlag des Vfs., jede Apotheke von einem anderen geschickten Apotheker unter Aufsicht eines fremden Physici oder eines Mitgliedes eines *collegii medici* untersuchen zu lassen, verdient alle Aufmerksamkeit. Rec. wünschte, daß der Vf. auch gezeigt hätte, wie nöthig es sey, bey Apothekenvisitationen unter andern auf die Gesundheit der Apotheker, seiner Gehülfen und Lehrlinge Rücksicht zu nehmen, zumal, wenn in einer Officin manche ekelhafte Gewohnheiten herrschend sind, z. B. das Kauen der Korkstöpsel, das Anhauchen der Pillen, das Ausstreichen der Gefäße mit den Fingern. Eine Apothekerordnung muß mit vieler Sachkenntnis, genauer Erwägung aller Localverhältnisse und mit unbestechlicher Gerechtigkeitsliebe abgefaßt werden, weder zu wenig, noch zu viel, von den Apothekern fodern. Mit Freymüthigkeit untersucht der Vf. die wichtigsten Punkte, die den Inhalt der Apothekerordnungen ausmachen, tadelt aber bey dieser Gelegenheit verschiedene übertriebene Behauptungen, zu welchen sich Hr. Meyer in seiner bekannten Schrift hat verleiten lassen. In Rücksicht des Verhältnisses der Lehrlinge zu ihren Principalen findet er mehrere davon sehr mangelhaft. Wie diese für einen zweckmäßigen Unterricht zu sorgen, jenen die nöthigen chemischen und pharmaceutischen Kenntnisse beizubringen haben, davon ist gewöhnlich hier gar nicht die Rede. — Die gerechte Forderung der Medicinal-Ordnungen, daß sich jeder Apotheker des *Cursirens* enthalten soll, scheint der Vf. zu weit aus-

zudehnen. Er will, daß auch solche, die wirklich Medicin studirt haben und ehemals selbst praktische Ärzte waren, sobald sie eine Apotheke übernommen hätten, keine Kranken behandeln sollen. — Auf das Local einer Apotheke, welches so beschaffen seyn muß, daß die in derselben aufzubewahrenden Arzneyen nicht verderben, ist in den meisten Medicinalordnungen zu wenig Rücksicht genommen worden. — Am besten wäre es, wenn der Staat selbst an jedem Orte, wo eine Apotheke bestehen kann, den Platz dazu hergäbe. — Die Einführung eines Recept-Buches in Apotheken billigt der Vf. eben so wenig, als Hr. Meyer. — Am Ende der Schrift zeigt er, wie nachtheilig es sey, wenn der Staat die Zahl der Apotheken zu sehr anwachsen läßt, und erklärt sich aus guten Gründen gegen die projectirte Anlegung einer dritten Apotheke in Rostock. — es —

BRUNNSCHWEIG, in d. Schulbuchhandlung; *Lehrbuch der Kenntniß des menschlichen Körpers und der Gesundheitslehre* von J. Stuve, Zweyte vom Dr. C. R. W. Wiedemann verbesserte und vermehrte Auflage. Zur allgemeinen Schulkyclopädie gehörig. 1805. 218 S. 8. (14 Gr.)

Wenn Deutlichkeit und Kürze die vorzüglichsten Eigenschaften eines guten Lehrbuches sind, so muß das vorliegende unter die besten gerechnet werden. Denn die schwere Aufgabe: das Wichtigste von dem Bau des Menschenkörpers, von der Bestimmung der einzelnen Theile und von der gesundheitsgemäßen Anwendung ihrer Thätigkeiten gedrängt und faßlich vorzutragen, ist hier wirklich so gut gelöst, als es der Umfang des Gegenstandes nur immer erlauben mochte. Der schnelle Absatz der ersten Auflage, und des verdienten Hildebrand und Wiedemann Bemühungen um diese Schrift sprechen ohnehin für ihre Brauchbarkeit, und es ist daher wohl zu vermuthen daß der zweyten Auflage noch mehrere folgen werden. In dieser Rücksicht glaubt Rec. einige Bemerkungen mittheilen zu müssen. Bey der Beschreibung des Keilbeins hätte auch angeführt werden können, daß es zur Bildung der Augenhohlen beyrägt, auf welche auch, sowohl bey der Beschreibung der übrigen Knochen, welche sie bilden helfen, als bey der Beschreibung der Gesichtorgane, zu wenig Rücksicht genommen worden ist. Die Wangenbeine sind bey der Aufzählung der Knochen ganz übergangen worden. Die Aufzählung der einzelnen Muskeln wäre allerdings zu weitläufig gewesen; allein im Allgemeinen hätte doch wohl etwas von der Art, wie durch sie die Glieder ausgestreckt und gebeugt oder sonst bewegt werden, und von ihrer Lage gesagt werden sollen. In einem für Laien in der Zergliederungskunst bestimmten Buche kann es doch zu Mißverständnis Anlaß geben, wenn es S. 49 heist: „die Nervenästen liegen auf der Haut entblößt,“ oder S. 140: „die Zeugungsglieder oder Geschlechtstheile liegen zunächst an den Nieren.“ Da das Buch eigentlich für Lehrer an Schulen bestimmt ist, so würde diesen vielleicht eine Hinweisung auf die reichhaltigsten Quellen, aus welchen Belehrung durch umständliche

re Beschreibungen, oder gute Abbildungen geschöpft werden könnte, willkommen gewesen seyn.

C. T.

BERLIN, b. Lange: *Über die Nervenübel*, ein Taschenbuch für das schöne Geschlecht, nebst einem Anhang für das männliche, über Hypochondrie, Gicht und verwandte Übel, vom D. A. F. Wolff, königl. preuss. Medic.-Rathe u. s. w. 1804. VIII u. 172 S. med. 8. (16 Gr.)

Der Vf. wollte zunächst seinen hysterischen Patientinnen, und dann allen gebildeten Kranken dieser Art, eine deutliche Belehrung über diese Übel geben, und glaubt, ohnerachtet der Menge ähnlicher Schriften, bey der ihm eigenen Ansicht der Sache, kein überflüssiges Buch zu schreiben. Er betrachtet nämlich diese Krankheiten aus dem Gesichtspuncte der bey Laien meist verschienen Erregungstheorie, und zeigt, wie viel dieselbe von dem Arzte zur Untersuchung der Natur, des Sitzes und des Grades der Krankheiten verlange, um seine Leserinnen von dem gründlichen Verfahren der Aerzte, die streng nach ihr handeln, zu belehren.

So ungenügend nun auch die kurze Belehrung, die der Vf. seinen Leserinnen über die Entstehung der Krankheiten überhaupt, und der Krämpfe insbesondere, nach der Erregungstheorie giebt, sowohl für letztere als für den Arzt ist; soviel sich gegen den Satz sagen läßt, daß dergleichen Übel bloß auf directer oder indirecter Schwäche beruhen, und Schenke bey Körpern dieser Art gar nicht Statt finden könne; so wenig der Vf. darauf aufmerksam macht, daß in so sehr vielen, vielleicht der Hälfte der Fälle von Krampfübeln, der Grund derselben in einem örtlichen Übel liegt, welches die heilsame Wirkung aller erregenden Mittel zu nichte macht und oft gar nicht, oft wenigstens nicht allein hier Statt finden kann: so müssen wir doch gestehen, daß sein Buch vielerley nützliche Belehrungen enthält, und besonders in Rücksicht der negativen Belehrung, was Kranke dieser Art nicht thun sollten, sich vortheilhaft auszeichnet, so wie die Manier des Vortrags dem Geschmack der Leserinnen angepasst ist. Wenn aber Schriften dieser Art auch einigen Nutzen haben, und vielleicht die Kranken vor der Wahl schlechter Aerzte zu weilen zu verwahren im Stande sind: so haben sie doch immer den großen Nachtheil, daß die Halbwisserey, welche daraus erwächst, die Kranken, zumal die so unfolgsamen, verdrüsslichen und schüchternen Krampfpatienten, superklug und misstrauisch gegen ihren Arzt macht, der so schon mit dem Gewand der Geduld angethan seyn muß, wenn er mit Kranken dieser Art fertig werden will, und daß so das Wirken des besten Arztes ungemein erschwert wird.

Der Gang dieser Schrift ist übrigens folgender: Die krampfhaften Beschwerden werden vom niedrigsten bis zum höchsten Grade, und nach der Art, wie sie sich in jedem einzelnen Organe zeigen, kurz geschildert; dann auf wenigen Blättern die Entstehung der Krankheiten aus Störung der Harmonie der einzelnen

Organe erklärt; (was Krampf an sich sey, wird gar nicht gesagt, nur daß Krämpfe Folgen erhöhter Erregbarkeit seyen), angegeben: hierauf werden die Veranlassungen zu Krämpfen in den gewöhnlichen Fehlern der physischen und moralischen weiblichen Erziehung aufgesucht, und diese mit starken, aber sehr richtigen, Farben geschildert. Als Bedingnisse zur Genesung stellt der Vf. auf, daß die Organe nur gestört in ihrer Wirksamkeit, nicht aber zerstört seyn dürfen, und daß die Kranken Muth und Kraft haben, durch Entfernung der äußeren schädlichen Einflüsse selbst dazu mitzuwirken. Nachdem der Vf. seine Kranken in zwey Classen getheilt hat, in solche, welche nur bey jeder etwas starken und regelwidrigen Einwirkung von außen sogleich Zufälle von Übeln empfinden, und in solche, welche fast nie davon frey sind: so ertheilt er für beide die gehörigen Vorschriften in Beziehung auf ihre ganze Lebensweise, und empfiehlt erstern unter andern vorzüglich den Gebrauch lauer, in der Temperatur allmählich immer mehr und mehr, und wo möglich, bis 18 Grad endlich herabgesetzter Bäder. Diese Vorschriften sind für beide Classen eben so ausführlich als zweckmäßig aufgestellt, und beruhen auf dem Hauptgrundsatz, die große Empfänglichkeit dieser Kranken, nur ganz allmählich durch nach und nach vorsichtig vermehrte Reize zu vermindern, und ihre Energie zu erhöhen. — Kürzlich gedenkt endlich der Vf. der Fälle, wo Nervenübel mit örtlichen organischen Übeln, entweder als Folgen oder als Ursachen von ersteren, verbunden sind, z. B. Ausdehnungen des Herzens, oder Verhärtungen der Gebärmutter u. s. w., und verweist diese an ihren Arzt. — Um die künftige Generation vor Übeln dieser Art zu bewahren, wendet sich nun der Vf. zum Verhalten in der Schwangerschaft, setzt die Bedingungen auseinander, unter welchen eine Mutter selbst stillen oder eine Amme annehmen soll, verwirft mit Recht das Aufziehen ohne Brust, und verfolgt die Regeln der Erziehung in physischer und moralischer Hinsicht. Der Anhang ist der Hypochondrie gewidmet, welche der Vf. für eine dem Wesen nach mit der Hysterie übereinstimmende Krankheit hält, welche von Überreizung gewisser Organe herrühre. Gicht, Nierenstein, Hämorrhoiden und Asthma betrachtet er ebenfalls als Übel von derselben Natur, erklärt deren Entstehung nach dynamischen Grundsätzen, und trägt die Verhaltensregeln bey dieser Krankheit vor. In Rücksicht der Gicht rühmt er noch ein Mittel, was nach seinen Erfahrungen bestimmt die Anfälle sogleich unterdrückt, ohne Schaden zu thun; es ist dies nichts anderes, als eine mit spanischem Wein bereitete Tinctur aus dem Kraute und der Wurzel der *gratiola*, welche sonst unter dem Namen *Eau medicinale du S. Hufon* etc. aus Paris als ein Universalmittel nach Pohlen kam; der Zufall entdeckte seine Wirksamkeit gegen Podagra, und der Vf., der aus *Alyon cours de chimie* die Bereitung dieses Mittels kennen lernte, fand dieselbe fast allgemein bestätigt; sie soll in einer kleinen Gabe, zu einem Theelöffel gegeben, in wenigen Stunden die Schmerzen schon lindern, und in 24 bis 24 Stunden

ganz austilgen, ohne Erbrechen oder Laxiren zu bewirken. N. W.

ZÜRICH, b. Gefsner: *Sammlung medicinischer Abhandlungen vermischten Inhaltes*. Aus fremden Sprachen übersetzt. Herausgegeben von Dr. J. J. Römer. 1805. 18 Bog. 8. (22 Gr.)

Es sind der Abhandlungen sieben, nicht alle rein medicinischen, sondern mehrere auch naturhistorischen Inhaltes. 1) *Über das elastische Harz*, von *Vincentio de Cervantes* a. d. Spanischen. Dieß Harz wird von verschiedenen, sowohl im nördlichen als südlichen Amerika und in Westindien einheimischen Pflanzen gewonnen, namentlich der *Iatropa elastica* (*Pao Synga*, *Jeve*, *Caoutchon*) in mehreren Arten, der *Cecropia peltata* (*Coylotapelo*, *Sarumba*, *Ambayba*), der *Ficus nymphaeifolia* (*Amcoztie*, *Texcalamatle*, *Texcamatl*, *Higueron*) und noch mehreren Bäumen, die noch nicht genau genug bestimmt sind, z. B. der *Mapa* oder *Amapa* und der *Pao comprido*. S. 11 wird auch der botanische Charakter der *Castilia elastica*, wie der Vf. den Hauptbaum benennt, angegeben. Die alten Mexicaner nannten ihn *Holgua houitl*, die jetzigen *Arbo del Ule*. In flüssigen Zustande ist das Harz eine milchichte Substanz, ein Saft, welcher durch Einschnitte in den Baum gewonnen wird. Aus Versuchen schließt der Vf., es sey eine Substanz von eigener Art, welche am meisten Ähnlichkeit mit dem thierischen Leim habe. Interessant ist die Notiz, daß das elastische Harz stark gebraucht werde, um Zeug wasserdicht zu machen. 2) *Über das fossile Caoutchou oder elastische Erdharz* aus *Drebyshire* von *Faujas St. Fond*. In einer Tiefe von 450 Fufs unter der oberen Ebene eines kalkartigen Gebirges, zwischen Lagern von Thonschiefer, liegt dieß Harz gewöhnlich in Nestern zwischen den in die Spalten eingedrungenen Lagen eingeschlossen, welches von zweierley Art ist, elastisches oder compressibles und solides, hartes oder brüchiges. Von jenem beschreibt der Vf. fünf Varietäten, von diesem drey. Der Vf. scheint geneigt zu seyn, die Entstehung dieses Caoutchou von Vegetabilien herzuleiten, was doch sehr unwahrscheinlich ist. Er führt S. 65 auch die Pflanzen auf, welche den Caoutchou liefern. 3) *Untersuchungen über die Natur einiger thierischer Bestandtheile, welche durch Krankheit verändert worden, besonders solcher, welche der Milch ähnlich sind*, von Dr. *Franz Marabelli*. Rec. glaubt, diese Abhandlung schon an einem oder gar mehreren andern Orten gelesen zu haben. Aus derselben geht hervor, daß die Materie, welche man oft im Unterleibe verstorbenen Wöchnerinnen fand, keine Milch ist, sondern eine eiterartige Flüssigkeit, ja dem Eiter selbst gleichförmig. S. 86. 4) *Ant. Manzoni Beobachtungen zur näheren Kenntniß der Fehler der Urinwege, nebst einigen anderen Krankengeschichten*. Mehrere

Krankengeschichten beweisen, daß nicht nur Ausdehnungen, sondern auch Verhärtungen an der Urinblase, den Vorsteherdrüsen u. s. w. häufig an langdauernden Urinbeschwerden Schuld seyen, welche noch am ersten durch den Bauchstich erträglich gemacht werden können. Es ist auffallend, daß in der Gegend des Vfs. dergleichen Urinbeschwerden so häufig sind, welches wir aus den vielen und mancherley Krankheitsgeschichten schliessen, die jedoch für die Praxis nicht alle gleich ergiebig sind. S. 25 findet sich eine Beobachtung, daß eine junge Frau, nach einer Verwundung in der Schaamgegend, Urinunterdrückung und endlich Verhaltung bekam, welche so weit ging, daß in 22 Monaten nicht ein Tropfen Urin von ihr kam. Dennoch roch es im Zimmer und ihren Kleidern stets nach Urin. Endlich hielt das Übel den Gang, daß sie, wöchentlich einmal, gegen 3 bis 6 Pfund wässrigen, dem Geruch und Geschmack nach natürlichen, Urin wegbrach. Bevor die Krankheit diesen Ausweg gefunden hatte, schwoll ihr Körper wasserfüchtig an. Nachher verfiel sie in eine Art von Wahnsinn, wogegen allein der Mohnsaft in großen Dosen einige Erleichterung verschaffte. Sie starb endlich im 33 Jahre dieser Harnunterdrückung, nachdem sie während dieser Zeit mehr als 200 Pfund Opium, manchen Tag 200 Grane, verbraucht hatte. Und die Section zeigte lauter Unbedeutenheiten!! — 5) *And. Duncans Inauguralchr. von der Soymidarinde*. Eine Art der *Swietenia*, welche in Deutschland kein großes Glück gemacht hat, obschon sie der China in vielen Stücken gleich ist. 6) *Beobachtungen, Leichenöffnungen und Versuche über den Biss wüthender Thiere*, von *Rossi*. Der Vf. hält alle specifischen Mittel für unwirksam, spricht inzwischen von einer neuen Methode gegen dieß erschreckliche Übel, ohne sie jedoch genau anzugeben. Durch die Section will er den Magensaft immer im Überflusse, grünlicht und fauer, die Nerven locker und unzusammenhängend gefunden haben. Der Übersetzer macht hiezu folgende Anmerkung: Er habe zu Wien unter *Stoll* vier Gebissene beobachtet. Ein italienischer Geistlicher hatte die Kur übernommen, weil er ein Arcanum gegen die Wuth zu besitzen vorgab. Alle vier starben demohnerachtet. Bey einigen brach die Wuth erst nach einigen Monaten aus. Keiner bellte wie ein Hund, sondern schrie nur kläglich, wie Kinder, wenn sie in Krämpfen lägen. Manche hatten gute Zwischenzeiten, und fühlten die Anfälle vorher. Allen erschien das Wasser im Glas zum Trinken in einer blauen Flamme, die ihnen Abscheu verursache. Bey allen ging die stille Wuth voraus. 7) *Beschreibung des Fiebers, welches im J. 1802 zu Beaurepaire herrschte*, von *Villars*, Arzt zu Grenoble. Es war ein gallicht, doppelt dreytägiges Fieber (Typhus?). Man gab dagegen Brechmittel, Abführungen; China. Manchmal war Ruhr dabey, wogegen die Ärzte Rhabarber mit *Diafcoedium* anwandten. F. j.

F O R T S E T Z U N G E N .

Eisenach, b. Wittekind: *Handbuch der Erfindungen*, von *Gabriel Christian Benjamin Busch*, Consistorialassessor, Diacon. ord. und Mitglied des geistlichen Ministerii zu Arnstadt. 1803.

3ter Th. 1ste Abth. 235 S. 2te Abth. 262 S. 1807. 4ter Th. 1ste Abth. 292 S. 4te ganz umgearbeitete und sehr verm. Aufl. (zusammen 2, Thlr. 12 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 S E P T E M B E R 1 8 0 7 .

P H I L O S O P H I E .

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Die Ästhetik für gebildete Leser* von Karl Heinrich Ludwig Pölitz, ordentlichen (m) Prof. des Natur- und Völkerrechts zu Wittenberg u. s. w. 1807. Erster Theil. VIII und 266 S. Zweyter Theil 414 S. gr. 8. (3 Rthlr.)

Die Ästhetik für gebildete Leser? Wozu der Zusatz? Wer wird eine Ästhetik für ungebildete Leser schreiben? Oder sollen die Gebildeten etwa den Gelehrten gegenüber stehen? Desto schlimmer, wenn die Gelehrten nicht mehr gebildet sind! Für solche, die keine gelehrte Kenntnisse besitzen, paßt die Terminologie auch nicht. Oder soll etwa mit dem Zusatz die Form, die Wechslufigkeit, der Umstand gerechtfertigt werden, daß manchmal etwas beygebracht ist, welches nicht gerade nöthig gewesen wäre, wenn der Vf. nicht auf ein gemischtes Publicum Rücksicht genommen hätte? Das ist wahrscheinlich; aber eine solche Rücksicht verdient selten Lob, weil Keinem leicht genug gethan wird. Sey dem, wie ihm wolle: so unerquicklich der, übrigens zierlich in Kupfer gestochene, Titel ist, so unerbaulich ist die Vorrede. Die eben so neue als interessante Bemerkung, daß alle Veränderungen und neuen Gestalten der philosophischen Systeme von der Revolutionirung der Metaphysik ausgegangen seyen, und daß die Ästhetik (leider!) gewöhnlich das Colorit des herrschenden philosophischen Systems getragen habe, übergeht Rec. Aber Hr. Pölitz verlangt, daß man ihm nicht des Synkretismus oder des Eklekticismus beschuldigen soll; er kennt nichts Traurigeres in der Philosophie als sie; denn beide seyen weder warm noch kalt. Er hingegen nennt sich einen *neutralen* Denker, der die älteren, neuen und neuesten philosophischen Systeme mit Fleiß und Unparteylichkeit gelesen und geprüft hat. Gewiß, das ist alles Lobes werth, und ein solches Bekenntniß wird ihm eine Menge Gemüther gewinnen. Aber weiß Hr. Pölitz es denn nicht, daß der *Neutrale* sich hübsch ruhig verhalten soll? Daß die *Neutralität* aufhört, wenn er sich in Bewegung setzt und angreift? daß im Reiche Gottes wider uns ist, der nicht mit uns ist? und daß es ein Widerspruch ist, neutral bleiben, und doch seine Ansicht aussprechen zu wollen, wie er ausdrücklich erklärt? Wenn Hr. Pölitz sich darum den Synkretisten und Eklektikern entgegensetzt, weil man in seinem Buche „die Spuren des eigenen Nachdenkens und einer vieljährigen Bekanntschaft mit der Ästhetik, als Wissenschaft, nicht verkennen werde:“ so möchte man doch fragen: glaubt denn Hr. P., daß der Eklektiker seine Eklaxis ohne alle Spur vom Nachdenken beibehält? Und was die Bekanntschaft mit der Ästhetik, als Wissenschaft, betrifft, so war die wohl nur

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

an der Elbe zu machen! — Hr. Pölitz wünscht darauf zweyerley: „nach den von ihm aufgestellten Principien geprüft und widerlegt zu werden; und, daß dies mit *Liberalität* geschehen möchte.“ Rec. bedauert, daß er nicht recht weiß, was das letzte heißen soll, sonst würde er gern willfahren. Da aber „der liberale Ton nur eine Erwiderung der Art seyn soll, mit welcher Er die in dieser Schrift aufgeführten Denker behandelte:“ so glaubt Rec. zu begreifen, was Hr. P. meint. Nämlich: Hr. P. sagt uns, wenn er von Anderen spricht, was diese Anderen gesagt haben, und versichert, daß er sich nicht damit ausführen könne; oder er lobt stark, und setzt einigen Tadel hinzu; oder er macht einen kleinen Einwurf; oder er tadelt stark, und läßt dann einiges Lob folgen, um zu zeigen, daß er gerecht sey, und über dem Verwerflichen das Gute nicht verkenne. Von Allem könnten Beyspiele gegeben werden: Wir geben sie nur von dem letzten Verfahren. Nachdem gezeigt ist, daß Schelling das *Fichtesche* Denken, „kraft dessen der denkende Geist nur auf seiner eigenen reinen Ichheit ruhen sollte,“ in ein absolutes Denken verwandelt; daß „das Anschauen der sich selbst bewußtlos zerfaltenden Gottheit, in seiner Schule, den Namen *Religion* bekommen habe, und die Religion als die Indifferenz der Wissenschaft und Kunst aufgestellt sey;“ daß „das Ich in der Wissenschaft das Allgemeine, in der Kunst aber das Einzelne construirt“ u. s. w., wird gesagt: „so weitgreifend und zum Myfticismus unaufhaltbar hinführend auch die Verirrungen dieser ästhetischen Schule sind: so war es doch *verdienstlich*, daß durch sie das eklektische Princip der Natürlichkeit und Sentimentalität völlig verdrängt, und die neue wissenschaftliche Begründung der Ästhetik angeregt, so wie auch die durch *Kants* Schule herabgewürdigte Phantasie wieder zu Ehren gebracht wurde, wenn gleich (man muß soviel als möglich auf beiden Schultern tragen!) das System der Ästhetik nach anderen Principien aufgeführt werden muß, als die aus dem Identitätsystem hervorgehen.“ Von Friedrich Schlegel wird bemerkt: „Bey vielem Lehrreichen und Gehaltvollen seiner Schriften, fände sich viel Einseitiges, Halbwahres und Verfehltes; im *Alarcos* aber und in der *Lucinde* habe er seine entschiedene Unfähigkeit für die Darstellung ästhetischer Ideen bewiesen.“ — Wollte Rec. nun nach dem Muster dieses liberalen Tons über die vorliegende Schrift urtheilen: so würde er etwa sagen müssen: Wiewohl Hr. Pölitz in diesem Werke seine entschiedene Unfähigkeit bewiesen hat, die Ästhetik weiter zu bringen, sie zu begründen, oder neue Ansichten zu eröffnen: so kann man ihm doch das Verdienst nicht absprechen, daß er über seinen Gegenstand nachgedacht, was Andere

Mim

vor ihm gesagt, auf seine Weise geprüft, über die meisten Objecte, die ins Gebiet der Ästhetik gerechnet worden sind, etwas gesagt, und sehr zweckmäßig seine Leser mit der Literatur des Gegenstandes bekannt gemacht hat. Oder: die Schrift des Hn. P. zeugt von Fleiß und einer guten Belesenheit; sie beweiset, daß er ihren Gegenstand überdacht; Manchem kann man seinen vollen Beifall nicht versagen; die Schriften der Vorgänger sind benutzt; die Sprache ist leicht und fließend: aber dem Ganzen fehlt es an Gehalt, Geründetheit, und Einem Lebensprincip, welches alle Theile durchdränge, und man würde sich irren, wenn man glaubte, die Ästhetik habe durch dieses Werk irgend einen bedeutenden Fortschritt gemacht. Oder nach dem Distichon

Neues verkündet das Buch, und Gutes zugleich. O, vortrefflich,
Wäre das Neue nur gut, oder das Gute nur neu!

Nachdem so der eine Wunsch des Hn. P. erfüllt ist, möchte Rec. auch gern dem zweyten genug thun: nämlich ihn nach seinen eigenen Principien zu prüfen. Aber auch dies ist schwierig. Wahrscheinlich heißt es: man soll die Principien selbst nicht prüfen, sondern auf ihren Werth beruhen lassen, und untersuchen, ob das, welches etwa aus ihnen gefolgert, oder auf sie gegründet wird, wirklich aus ihnen folge, und durch sie begründet werde. Also man soll die innere Consequenz prüfen und den Zusammenhang, gleichviel ob das Gebäude über einem Abgrunde, auf dem Sande, oder auf einem Felsen errichtet ist. Es ist klar, daß auf diese Weise alles Einzelne das größte Lob verdienen und doch das Ganze durchaus tadelswerth seyn könnte. Da indess Rec. der Meinung ist, daß jede Ansicht, die sich consequent durchführen läßt, wohl hoch oder tief liegen könne, aber durchaus auf dem Wege zur Wahrheit liegen muß: so hätte er nichts dagegen einzuwenden, und er würde recht gern so gegen Hn. P. verfahren, wenn dieser ihm nur die Sache etwas leichter gemacht hätte. Es würde eben so langweilig seyn, als es die Grenze überschreiten dürfte, die diese Blätter uns setzen, wenn wir Hn. Politz durch das ganze Buch folgen wollten; und wozu könnte es dienen? Es sey uns daher erlaubt, die Einleitung etwas genauer darzulegen, den Anfang des ersten Theils, wo die Principien doch wohl aufgestellt seyn sollten, und alsdann den weiteren Gang, mit einigen Bemerkungen, anzudeuten.

Ein guter Anfang ist immer von Werth für das ganze Buch. Dieses beginnt also: „Das Wahre, das Schöne und das Gute gehen aus dem inneren Heiligthume des Menschen hervor. Sie entsalten sich nicht am Strale einer irdischen Sonne; der Mensch trägt und bewahrt sie (wiewohl sie hervorgehen) in den edelsten Vermögen und Kräften seines Geistes.“ Dieser Geist wird durch seine Thätigkeit erkannt; er besitzt drey ursprüngliche Vermögen, die einander gleich geordnet und gesetzmäßig sind, in Wechselwirkung und harmonischen Zusammenhang stehen: das Vorstellungsvermögen, dessen letzter Zweck die Erforschung des Wahren; das Begehrungsvermögen; dessen letzter Zweck die Realisirung des Guten, und das Gefühlsvermögen, dessen letzter Zweck die vollendete Harmonie zwischen den subjectiven Gefühlen ist. (Da nun das Dritte, welches im inneren Heiligthume des Menschen wohnt; das Schöne ist, und dieses dem Gefühlsvermögen eben so zu entspre-

chen scheint, wie das Wahre und das Gute den beiden andern: so möchte man offenbar glauben, das Schöne sey die vollendete Harmonie zwischen subjectiven (!) Gefühlen. Davon wird aber nichts weiter gesagt.) Die geistigen Gefühle (es giebt auch physische) sind entweder intellectuelle, oder moralische, oder ästhetische. „Die ästhetischen Gefühle sind auf die Form gerichtet, unter welcher ein Gegenstand in der Anschauung erscheint, und kündigen sich durch die Eindrücke an (erst werden sie also gerichtet, ehe sie sich ankündigen), die im Gefühlsvermögen vermittelt der angeschauten Form bewirkt werden, entweder als Lust oder als Unlust. Form und Stoff werden unterschieden: durch jene wird der wahrgenommene Gegenstand zur Totalität in der Anschauung; jede Form ist die Ver sinnlichung eines Stoffes; diese Ver sinnlichung aber wird die Darstellung genannt. (Folglich wäre Form und Darstellung einerley.) Die Function der Darstellung wird der Phantasie beygelegt; diese umgiebt Begriffe und Ideen, um sie dem Gefühls- und Begehrungsvermögen näher zu bringen, mit einer sinnlichen Hülle für die Anschauung, die nun auf einmal eine doppelte, eine innere oder äussere, geworden ist. Sie ist productiv wenn sie idealisirt, d. h. Ideen der Vernunft durch Ver sinnlichung der Gefühle oder der Bestrebung näher bringt. Sollen die Ideale, d. h. die Ver sinnlichungen der Vernunftideen, das Gefühl rühren und erschüttern: so müssen sie (die Ideale) unter einer ästhetischen, d. h. schönen Form erscheinen, denn nur diese vermag ein reines Wohlgefallen an der Darstellung zu bewirken. (Also scheinen die Ideale, die ver sinnlichten Ideen, schon vor der Form vorher zu seyn; zweytens ist offenbar ästhetisch und schön einerley; drittens ist hier ein Denn zum Vorschein gekommen, ohne Weiteres.) In ästhetischer, (d. h. sonach in schöner) Hinsicht ist die Phantasie also die Darstellung (sonach die Form) ästhetischer (sonach schöner) Ideen. (Also giebt es auch schöne Ideen vor der Ver sinnlichung vorher.) Nachdem dies gelehrt ist, wird gesagt: das Ideal des Schönen, oder das ästhetische Ideal, biete die Form für alle ästhetische (sonach für alle schöne) Vollendung, oder für alle Vollkommenheit in den Werken der Kunst (also wäre die schöne Vollendung — Vollkommenheit in den Werken d. K.). So wie sich aber alle Ideen der Vernunft zuletzt in der Idee des Absoluten endigen (wo mögen sie denn wohl anfangen?), so verlieren sich auch die Ideale (also die ver sinnlichten Ideen) in dieser höchsten Idee. Dabey wird bemerkt, daß die Idee des Absoluten negativ ausgedrückt die Idee des Unendlichen, diese aber von dem existirenden unendlichen Geiste, von Gott, wesentlich verschieden sey; ferner, daß nicht die Realisirung des Absoluten, sondern nur die Annäherung an die Ideale (die sich aber ins Absolute verlieren), in den Kreis menschlicher Thätigkeit gezogen werden könne; wer jenes versuche, der müsse, inwiefern er das Transcendente, das Absolute, in den Kreis der Anschauung (der sonach mit dem Kreise menschlicher Thätigkeit zusammen zu fallen scheint) zu ziehen suche, unaufhaltbar in die gefährlichste Art von Schwärmerey, in die Tiefe des Mysticismus versinken; denn die Anschauung sey jedesmal empirisch, und eine intellectuelle Anschauung in welcher das Producirende und das Product Eins und dasselbe wäre, gebe es nicht.“ — Rec. hält

nöthig, ausdrücklich zu erklären, daß er sich genau an Hn. P's. Worten hält.

Das Ideal des Schönen, wird darauf gelehrt, gehöre vor das Forum der Ästhetik. Aber ein Ideal könne nicht definirt, nicht demonstrirt werden, am wenigsten das Ideal der Schönheit; das Ideal sey ein Bild der Phantasie, eine Totalität; wer ein Bild auflösen könne? es sey ursprüngliche Einheit — Totalität, (Totalität und Einheit scheinen also wiederum Eins zu seyn.) Folgenden Satz wollen wir den Lesern ganz geben: „Unmittelbar wirkt das *Ideal der Schönheit* auf das Gefühlsvermögen, d. h. die ästhetische Form, die, als Form, eine freye Annäherung an das Ideal der Schönheit vernünftlichen soll, bewirkt, vermittelt der Anschauung, außer dem gleichzeitigen Reiz auf die Sinne, eine Rührung und Erschütterung des Gefühlsvermögens, mit welcher die Anregung eines freyen Spiels der Phantasie (bey dem Erkennen der productiven Kraft der Phantasie in der ästhetischen Form) unzertrennlich verbunden ist. Diese Rührung des Gefühls, und dieses mit demselben identische (!) freye Spiel der Phantasie ist der *subjective Genuß* des Schönen, der in der That unerschöpflich ist, inwiefern durch die dargestellte Form das Gefühl des Grenzenlosen und Unendlichen in uns erregt wird.“ Aber wozu soll das Weitere abgeschrieben werden! erläutert wird es noch durch *Schillers Ideale*, die den Ohren wohlthun, das Gefühl bewegen, die Phantasie frey spielen lassen, und in uns ein reines Gefühl der Lust (!?) nähren. — Das Schöne, heißt es ferner, ist ganz subjectiv, inwiefern das Vermögen, durch eine ästhetische (also schöne) Form gerührt und in ein freyes Spiel der Phantasie versetzt zu werden, bloß in uns enthalten ist. Wem dies gut scheint, der höre den nächsten Satz: „Wenn wir von einer objectiven Schönheit, oder von der Schönheit der Form reden: so tragen wir nur unseren, bey der Anschauung der Form im Bewußtseyn wahrgenommenen subjectiven Zustand auf die Form über.“ Aber gehört denn die Form, die wir ja doch wahrnehmen sollen, bey der Anschauung im Bewußtseyn nicht auch dazu? Ist nicht vorher gesagt, eine ästhetische, eine schöne Form rühre uns? — Aus diesem Satze werden dann die Momente der Schönheit der Form aufgestellt. Zu den dreyen: dem Reiz auf den Sinn, der Rührung des Gefühls, dem freyen Spiele der Phantasie (welches freye Spiel der Phantasie nachher so erklärt wird: „es würden durch vor-schwebende Bilder ähnliche u. verwandte Bilder in ihr aufgeregt und mit jenen verbunden:“ folglich ist die Phantasie ganz unthätig dabey), kommt hier noch ein viertes Moment, und das ist folgendes: *Schön* ist die Form, vermittelt deren der *Stoff idealisirt* erscheint. Nun wissen wir aus dem Vorigen, daß es Idealisiren ist, wenn die Phantasie Ideen der Vernunft vernünftlicht; der Stoff also, der vernünftlicht wird, sind Ideen, wie auch nachher ausdrücklich gesagt wird: Hier aber heißt es weiter: Alle Kunst *muss idealisiren*, oder *was gleichbedeutend* ist, der Künstler *muss nach Idealen arbeiten*, d. h. er *muss dem Stoffe (also der Idee) in der Darstellung mehr Vollkommenheit geben, als er in der Wirklichkeit hat*. Sollte man nicht glauben, Hn. P. vergesse sich von Zeile zu Zeile? Alles, was gesagt ist, steht in den sechs ersten Paragraphen, und es steht noch Vieles darin, das hier übergangen wird, weil aus dem Gefagten

wohl genug erhellt, wie schwer es seyn muß, Hn. P's. Principien aufzufinden. — Im 7 §. wird über das *Schöne in der Natur* gesprochen, und gezeigt, daß es ganz von dem Schönen in der Kunst verschieden sey. (In einer Anmerkung wird gesagt, die Ästhetiker der neuesten Schulen hätten das Idealische gegen das Natürlichkeitsprincip so sehr in Mißkredit gebracht, daß man sich desselben kaum bedienen dürfe, ohne von der Menge — welches Unglück! — zu ihrer Fahne gezählt zu werden. Dem Dinge wird wieder die beste Seite abgewonnen: „Die besonnenen Forscher (wie Hr. P.) lenken auf den (goldenen) Mittelweg, wo die Wahrheit liegt, oft schon in dem Zeitalter des Kampfes der Systeme ein, und späterhin, wenn die *Ephemeren des Tages* — eine vornehme Miene steht niemals übel! — verschwunden sind, kehrt der allgemeine Verstand wieder zur Mitte zurück.“) „Darauf stellt der 8 §., wie auch Hr. Bouterweck gethan hat, die Kunst als ein Bedürfnis des menschlichen Geistes auf; sie setze eine Freyheit voraus, deren Äußerung durch Genie, Phantasie und Gefühl geleitet werde, und mit technischer Fertigkeit in der genauesten Verbindung stehe. Der Begriff der Kunst wird dahin bestimmt, daß sie sey „die vollendete Darstellung des Idealisch-Schönen (es giebt also wenigstens zweyerley Schönheiten) in der ästhetischen Form für die Anschauung;“ und es wird noch einmal eingeschärft, daß die Kunst nicht das Absolute darstelle, sondern nur Formen, die aus dem innersten Heiligthum der Menschen stammen. Nachdem alsdann in drey §§. der Unterschied der Kunst gezeigt ist vom Handwerke (Stiefel, Torten, Stutzperücken seyen keine Kunstwerke), von körperlicher Fertigkeit, von der Wissenschaft (wobey von einer *ästhetischen Manie* geredet, die aus *Verbildung* und *Überbildung* entsteht, und dem Zeitalter angerathen wird, den ästhetischen Mysticismus — etwa durch eine Inquisition? — genau zu beobachten), wird auch der Unterschied zwischen *Natur* und *Kunst* gezeigt. Im 14 §. wird gelehrt, daß der wahre Künstler (ein Schiller, ein Matthison, ein Correggio) geboren werden müsse; er müsse Phantasie, Gefühl und *Gente* haben. Hr. P. scheint also auch ein Genie ohne Phantasie und Gefühl anzunehmen; er setzt das Wesen des Genies in die Erfindungskraft, in die *Producirung neuer Formen*, wiewohl vorher bekanntlich der Phantasie das Geschäft der Vernünftlichtung oder Darstellung aufgetragen, und ihr das Prädicat productiv gegeben war. Überhaupt aber wird dieser Naturanlage, Genie, ein weiter, und darum unbestimmter, Wirkungskreis in der Thätigkeit der edelsten Seelenkräfte angewiesen: Es wird ihm, dem Genie, aber die *Disciplin* als Aufseher und Hofmeister mitgegeben, um es am Gängelbände zu leiten, daß es sich weder in der Auswahl des Stoffs, noch in der Producirung der Form von dem Ideale der Schönheit verirre. Diese Disciplin ist also offenbar das Höchste, und das Genie ist ihr Zögling, ist ihr untergeordnet, wiewohl nachher Hn. P's. Ästhetik so bescheiden ist, dem Genie keine Regeln geben zu wollen.

Die Ästhetik wird nun §. 17 also erklärt: „sie sey die Wissenschaft von der ursprünglich (*a priori*) gesetzmäßigen Wirklichkeit des menschlichen Geistes in der Sphäre des Schönen.“ Weil aber dieses nur den ersten, reinen und allgemeinen Theil der Ästhetik, nur die

Metaphysik des Schönen; ausmachen soll, welche nichts anders ist, als „wissenschaftliche Darstellung der ursprünglich gesetzmäßigen Wirkksamkeit des menschlichen Geistes in der Sphäre des Schönen;“ und Hr. P. auch noch einen zweyten, angewandten und speciellen Theil — eine Theorie der schönen Künste — geben wollte: so war nöthig, das Gesagte noch genauer zu bestimmen: „Die Ästhetik ist die Wissenschaft von der empirischen Ankündigung der ursprünglich gesetzmäßigen Wirkksamkeit des menschlichen Geistes in der Sphäre des Schönen, oder in dem, durch das Ideal des Schönen abgeschlossenen Gebiete der schönen Künste.“ Durch diese nähere Bestimmung ist es möglich geworden, den zweyten Theil zu beschreiben, als die „wissenschaftliche Darstellung der empirischen Ankündigung und Wirkksamkeit des menschlichen Geistes u. s. w.“

Der erste Theil oder die Metaphysik des Schönen, der, wie eben gesagt ist, die ursprünglich gesetzmäßige Wirkksamkeit des menschlichen Geistes wissenschaftlich darstellen soll, beginnt damit, daß erklärt wird, nur die Form gehöre in die Ästhetik, nicht der Stoff, oder doch nur insofern, als er ästhetisch seyn müsse. Der Stoff, die Idee, sey alsdann *ästhetisch*, wenn er der *Idealisierung* (Rec. erinnert an das Vorige) fähig ist. „Das Gebiet der ästhetischen Ideen aber umschließt die ganze Sphäre, die in der Mitte zwischen bloß materiellen Wirkungen und reiner Geistigkeit liegt.“ — Ideen, die zwischen Materie und Geist liegen! — In der Form soll Stoff und Form unauflöslich verbunden seyn. Ein ästhetischer Stoff verunglückt in einer unpassenden Form: z. B. ein Grabgefang in lauter Trochäen. (Aber warum ginge das nicht? „Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute vom bemosten Kirchenturm herab“ singt *Hölty*.) Die ästhetische Darstellung ist dem höchsten Gesetze der Form, welches das höchste ästhetische Gesetz ist, angemessen, und dieses höchste Gesetz der Form verlangt „die innigste und unauflöslichste Harmonie zwischen Correctheit und Schönheit in der Form.“ Correctheit und Schönheit sind aber nicht durch einander, sondern sie sind mit einander, und *identisch* und unauflöslich verbunden. Die Schönheit ist zwar die eigentliche ästhetische Vollkommenheit der Form, aber vollendet wird die Form erst durch die innigste und unauflöslichste Form der Correctheit und Schönheit.

Aber Rec. ist müde, weiter zu folgen, und fürchtet, die Leser zu ermüden. Er glaubt genug gesagt zu haben, um den Charakter dieser Schrift, Unbestimmtheit, Unklarheit und Verworrenheit darzuthun. Was sich bis hieher gefunden, das findet sich auch in der Folge. Es soll damit nicht geleugnet werden, daß nicht Einzelnes trefflich und wahr sey: aber wie wäre es auch möglich, jetzt über Ästhetik zu schreiben, ohne etwas Treffliches und Wahres zu sagen, und hätte man auch nur den zwanzigsten Theil der Bücher gelesen, die hier aufgeführt sind? — Der ganze erste Theil beschäftigt sich damit, daß er zuerst die untergeordneten Eigenschaften der Correctheit der Form, und dann die untergeordneten der Schönheit der Form aufzählt, und jeder dieser Eigenschaften, die sich aber zum Theil ausschließen, wird ein §. gewidmet. Die Eigenschaften der Correctheit der Form sind: Deutlichkeit, Klarheit, Richtigkeit und Reinheit, Angemessenheit, Ord-

nung, Natürlichkeit, Präcision, Treue, Vollständigkeit, Einheit. Die Eigenschaften der Schönheit der Form aber: freyeste Verstandlichkeit, Leichtigkeit, Mannichfaltigkeit, Farbengebung, Contrast, das Interessante, das Nüanciren, Anmuth und Grazie, das Naive, das Neue, das Unerwartete und Wunderbare, Simplizität, Einheit, Kraft, das Kühne, das Edle und die Würde, das Grose und Erhabene, das Rührende, das Pathetische, das Romantische, das Bildliche, das Launliche und Humoristische, das Scherzhafte, das Lächerliche und Komische, das Satyrische. Was will man mehr! — Zum Princip für die Eintheilung der Künste hat Hr. P. die Formen von Raum und Zeit genommen. Demnach giebt es Künste, die in der Zeit erscheinen: Dichtkunst, Redekunst, Tonkunst; zweyten Künste, die im Raume erscheinen: Malerey, Plastik, Gartenkunst, Baukunst; endlich Künste, die in beiden zugleich erscheinen: Mimik, Tanzkunst, Schauspielkunst.

Von diesen einzelnen Künsten nun handelt der zweyte Theil des Breiteren; man wird schon aus der Seitenzahl vermuthen, daß es ausführlich genug geschehen seyn mag: In der That dürfte auch nicht leicht etwas übergangen seyn: Bey der Dichtkunst z. B. werden nicht nur die Hauptformen, die lyrische, didaktische, epische, dramatische, nach alter Weise aufgeführt, und innerhalb der Sphäre jeder einzelnen Form die Unterarten säuberlich und fein in eigenen §§. unterschieden (z. B. in der lyrischen Poesie: das Lied (a) das geistliche, b) das profane Lied), die Cantate, die Elegie, die Heroide, die Ode, die Hymne, die Dithyrambe, das Sonnett, Endeime (*boats rimés*), das Madrigal, das Rondeau und Triolet, die Rhapsodie): sondern es wird auch noch, nach fremdem Beyspiele, eine Ergänzungsclasse angenommen, in welcher nicht nur von Idyllen die Rede ist, sondern auch von Charaden und Logogryphen. Von Allem wird so viel möglich ein ausführliches Beyspiel, welches zuweilen mehrere Seiten ausfüllt, gegeben; und es ist dem Rec. nicht uninteressant gewesen, die Wahl dieser Beyspiele zu bemerken. Denn da Hr. P. seine Theorie an ihnen erläutern und rechtfertigen will: so wird er sie aus den Dichtern genommen haben, die ihm die Ersten sind, und er wird das aus ihnen genommen haben, welches er für das Vollendetste hält. In der Lyrik erscheinen Hr. *Kuhn* mit einem Abendständchen, Hr. *Stampeel* mit einem Trinkliede, und Hr. *Schneider* mit der Blumenprache, als Muster des Liedes. Zu der Elegie — deren „Charakter auf der Darstellung eines aus Wonne und Wehmuth gemischten Gefühls bestehen soll, doch so, daß das Gefühl der Lust das Gefühl der Unlust überwiegt“ — müssen *Heydenreich* und *Schiller* die Beyspiele liefern, und zwar dieser die Ideale. Bey der Ode ist freylich *Blagajock* angeführt, aber mit seinem Erlöser, und neben ihm steht *Kesegarten*. Beym Epos — Hr. P. schreibt der Epos — wird die *Epopöe*, oder das *Heldengedicht*, als die Hauptform aufgeführt, und gesagt, „ihr Charakter beruhe auf der zur ästhetischen Einheit vollendeten Darstellung des Kampfes der menschlichen Freyheit mit der Macht des Schicksals.“ Bey der *Romanze* wird *Haydenreichs* Stern der Liebe als Beyspiel aufgeführt, und ein gemeines Ding von *Löwen*, das entweihte Nonnenkloster, als komische Romanze. Die Braut von Korinth wird *A. W. Schlegels* zugeschrieben. — *Romane* giebt es lyrische, didaktische, epische. Darnach werden die Schriftsteller charakterisirt, z. B. „*Wieland*, epische Form; *Goethe*, lyrische Form (sollte Hr. P. den Wilhelm Meister nicht kennen? er hat nur an den Werther gedacht); *Schiller* wird nicht charakterisirt: hinter seinem Namen steht — der Geisterfeher.

Endlich will Rec. den Hn. P., falls er diese Anzeige lesen sollte, noch bitten: doch ja nicht zu glauben, daß Rec., als solcher, ein Anhänger der Ästhetik sey, die ihm (Hn. P.) so gefährlich dünkt, und die er aus der neuesten philosophischen Schule herleitet. Sollte der Ton dieser Anzeige nicht liberal genug seyn, so glaube Hr. P. ja nicht, daß Rec. seine Angriffe auf diese Schule habe abschlagen und erwiedern wollen. Er hat sich deswegen enthalten, von seiner Ansicht etwas einzumischen; und wenn es scheinen könnte, als nehme er die Parthey der angefeindeten Ästhetiker, so kommt das nur daher, daß er zeigen wollte, wie schlecht ein Neutralen der Angriff gelge.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 SEPTEMBER, 1807.

S T A T I S T I K.

PARIS, b. Testu: *Almanac Impérial pour l'an MDCCCVI. présenté à S. M. l'Empereur et Roi, par Testu.* 846 S. in 8.

Der nämliche für 1807. 868 S. in 8.

In 110ten Stück dieser A. L. Z. von 1804 gaben wir von der Einrichtung des in jedem Betrachte so wichtigen Staats-Handbuchs von Frankreich für das Jahr XII (1803) der Republik Nachricht. Seit der Zeit (1804) haben sich mit demselben, so wie mit dem Staate selbst, sehr wesentliche und wichtige Veränderungen ergeben, und wir wollen nun die Leser mit den beiden oben genannten Jahrgängen näher bekannt machen. Bey dem Kalender selbst ist seit 1806 ein besonderer vergleichender Kalender des Gregorianischen mit dem verbesserten, russischen und jüdischen hinzugekommen. Sehr große Veränderungen sind mit dem ersten Kapitel *Naissances et Alliances des Princes et Princesses de l'Europe etc.* vorgenommen worden. Hier erscheint zum erstenmale die ganze noch lebende Familie des Kaisers mit den Vornamen und dem Tage der Geburt, unter der Aufschrift: *Empire françois*. Dieses ist getheilt 1806 in *France, Italie, Lucques et Piombino, Gualfatta, Etrurie, Rome, Naples*. Im J. 1807 aber stehen sie in folgender Ordnung: *France, Italie, Naples, Etrurie, Rome, Lucques et Piombino, Hollande*. Dann folgen in 1806 die Souverains von Europa in alphabetischer Ordnung, und von Deutschland die Kurfürsten, wo bey Hannover auf Preussen verwiesen wird; in 1807 folgt auf *Empire françois* vor den übrigen Souverains *Confédération du Rhin*, und zwar in folgender Ordnung: *Prince Primat, Bavière, Wurtemberg, Saxe, Bade, Clèves et Berg, Hesse-Darmstadt, Würzburg, Nassau-Usingen et Weilburg, Hohenzollern-Hechingen et Sigmaringen, Salm-Salm et Salm-Kyrburg, Isenbourg-Birstein, Aremberg, la Leyen, Saxe-Weimar, Gotha, Meiningen, Hildburghausen*. Coburg und Lichtenstein fehlen. In dem 1807ten werden Hannover und Hessen-Cassel nicht mehr angeführt. In beiden Jahrgängen sind Sicilien, (die alte Fürstin von Neapel und Sicilien) Sardinien und die Sieben-Inselrepublik gar nicht bemerkt; Ragusa ist zwar angedeutet, aber der Chef der Regierung wird nicht genannt. Hinter Suiße (wo bloß der Landammann bemerkt ist) steht ausser der sonst beobachteten alphabetischen Ordnung *Duc de Neuchâtel*, J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

dagegen ist Wallis besonders angeführt. Im *Almanac* des J. XII sind von den Regenten nur kurze genealogische Nachrichten abgedruckt, und die Minister und vornehmsten Staatsbeamten gleich nach denselben bemerkt. In den *Almanacs* von 1806 und 1807 sind die genealogischen Nachrichten weit vollständiger, und den Ministers u. s. w. ist eine besondere Section gewidmet. Dagegen fehlt in beiden der Anhang: *Titres qu'on donne aux chefs des différens Gouvernements*. Das zweyte Kapitel hat eine ganz andere Form erhalten, und die im J. XII zusammen angeführten Autoritäten sind nun in mehrere Kapitel getheilt, von denen wir die Überschriften hersetzen. Kap. II. *Titulaires des grandes Dignités de l'Empire. Ministres et grands Officiers*. Kap. III. *Maisons de l'Empereur. de l'Impératrice, de Madame Mère de l'Empereur. Maisons des Princes et Princesses, Maison militaire*. In fünf Sectionen. Kap. IV. *Le Senat, Conseil d'Etat, Corps législatif, Tribunal, Haute-Cour Impériale, Cour de Cassation, Comptabilité*. Sieben Sectionen. Kap. V. *Legion d'honneur, Ordre de la Couronne de fer. Ordres Etrangers*. In 1807 findet man zuerst ein Verzeichniß der *Etrangers décorés du grand Cordon* und zwar von Baden, Bayern, Spanien, Portugall, Holland, Italien, Preussen und Wirtemberg, zusammen 37. Von fremden *Grands Officiers* sind nur bemerkt 2 von Bayern, 1 von Italien und 3 von Holland. Vom Orden der eisernen Krone bemerkt man: 1) *Grands Dignitaires* 11 Italiäner; 2) Franzosen *Grands Dignitaires* 10, und zwar den Vice-König, die Könige von Neapel und Holland, den Großherzog von Berg, den Prinz Borghese, und 5 französische Marschälle; 25 *Commandeurs*, darunter 3 Marschälle, 19 französische Divisions-Generale, 2 Brigade-Generale und den General Dallemagne, dessen Grad nicht bemerkt ist. Von fremden Orden sind nur jene angeführt, mit welchen Franzosen geziert sind, und zwar von Baden, Bayern, Spanien, Portugall, Preussen und Wirtemberg. Bey allen diesen Kapiteln kommen vollständige Nachrichten aus der Constitution und den kaiserlichen Decreten vor, welche diesen Almanach sehr schätzbar machen. Das Kap. VI hat die Überschrift: *Secrétairie d'Etat et Départements Ministeriels*, und hier findet man in eilf Sectionen 1) das Staatssecretariat, 2) *Dép. du grand juge*, 3) *des relations extérieures*, 4) *de l'intérieur*, 5) *des finances*, 6) *du trésor public*, 7) *de la Guerre*, 8) *de l'administration de la guerre*, 9) *de la marine et des Colonies*, 10) *de la police générale*, 11) *des Nnn*

Cultes. Die beiden letzten sind in der ministeriellen Gestalt erst seit 1806 eingerückt. Überhaupt ist dieses Kapitel gänzlich abgeändert, und eine neue Ordnung beliebt worden. Kap. VII. *Organisation des Cultes.* *Culte Catholique* wie in an XII, nur dafs die Organisation der Erzbisthümer Turin und Genua, sowie der Kirchen von Parma, Piacenza und Guastalla hinzugekommen sind. *Cultes Protestans:* die Anordnungen sind zwar vollständiger als im Jahre XII angegeben, doch findet man hier die ganze Organisation noch nicht. Kap. VIII. *Organisation militaire;* ebenfalls sehr verändert gegen an XII und reichhaltiger. In 1807 waren in Frankreich 4 *Lieutenants de Sa Maj.* 13 Reichs-Marschälle und 4 Senatoren mit diesem Titel, 7 *Inspecteurs et Colonels généraux*, 135 *Divisions*, 259 *Brigade-Generale*, 131 *Adjudans Commandans.* Alle *Divisions*- und *Brigade-Generale* haben den Orden der Ehren-Legion in verschiedenen Graden; von den *Adjudans* aber haben 20 denselben noch nicht. In der zweyten Section findet man die *Militär-Divisionen* mit ihren *Commandanten*, auch von den festen Plätzen die *Commandanten* u. s. w. Die 3. und 4. Section zähle die *Inspecteurs généraux et chefs des corps*, so wie die *Commissaires des guerres* auf, und ist gegen an XII sehr verändert. Besonders findet man hier zuerst ein vollständiges Verzeichniß der *Gens d'armes imperiales.* Die französische Armee bestand 1806 und 1807 (ohne die übrigen *Branchen*) aus 93 *Regimentern Linien*- und 27 *Regimentern leichter Infanterie*, ferner aus 78 *Reg. Cavallerie*, und zwar 2 *Carabiniers*, 12 *Cuirassiers*, 30 *Dragons*, 24 *Chasseurs* und 10 *Reg. Husaren.* Kap. IX enthält die Organisation der *Marine* und der *Colonien.* Frankreich hatte 1807 einen *Grand-Admiral*, 7 *See-Präfecte*, 7 *Vice-Admirale*, worunter einer den Orden der Ehren-Legion noch nicht hat, 135 *Contre-Admirale*, worunter auch einer den Orden nicht hat, 141 *Fregatten-Capitains*, 24 ohne den Orden, 197 *Schiffs-Lieutenants*, worunter nur 54 mit dem Orden der Ehren-Legion. Kap. X. *Organisation administrative.* Dieses Kap. hat einige Veränderungen wegen des Zuwachses von Genua und der Abänderungen in 3 *piemontesischen Departements*, sodann wegen Parma, Piacenza und Guastalla erhalten. Die Volksmenge der einzelnen *Departements* war 1806 die nämliche, wie im J. 12. und diese, so viel Rec. weiß, nach der Zählung von 1796. Im J. 1807 ist nun eine andere *Menschenzahl* angegeben, man weiß aber nicht, von welchem Jahre. Doch sieht man, dafs alle *Departements* einen mehr oder minder grofsen Zuwachs haben. Neu ist in 1806 und 1807 die *Section III Gouvernements généraux* und zwar 1) von Paris, 2) von den *piemontesischen Departements*, wo aber der *Général-Gouverneur* nicht genannt ist und 3) von Parma, Piacenza und Guastalla. Neu ist in 1807 das Kap. XI. *Louveterie* (Wolfs-Jagdwesen). Kap. XII (1807) *Ordre judiciaire* hat in 1806 und 1807 mehrere Veränderungen gegen an XII erhalten. Die *tribunaux d'appel, criminels et Speciaux* sind verschwunden, und wieder *Cours d'appell etc.* geworden. Die *tribunaux*

de première instance und *de paix* sind geblieben. Parma und Piacenza haben 3 *Tribunäle*, 2 in den Hauptstädten und eins zu Fiorenzola, welche vom *Appellations-Gerichte* zu Genua ressortiren. Kap. XIII. *Organisation financière.* wo alle administrative Stellen, Regien und Anstalten vorkommen, welche vom Minister der Finanzen und des Staats-Schatzes abhängen. Bis an XII waren die hier gegebenen Notizen größtentheils unter dem Abschnitte des Ministeriums eingerückt; jetzt stehen sie mit Recht besonders, auch in einer besseren Ordnung. Kap. XIV. *Sciences, belles lettres, agriculture et institution publique.* Die Einrichtung ist wie im J. XII, nur dafs hier grofse Veränderungen sich zugetragen haben. Mehrere Lyceen und besondere Schulen sind indessen eingerichtet worden. Das Institut national im J. 12 heist jetzt ganz einfach Institut. Der *Almanac* für das Departement der Seine oder Paris hat ganz die Einrichtung, wie im J. 12. Endlich folgt wie gewöhnlich ein alphabetisches Verzeichniß der Städte Frankreichs mit der Bevölkerung, welche in 1807 sorgfältiger auch von neuerer Zeit angegeben ist. Hierauf folgt in 1807 (was in 1806 den Beschluß machte) ein weitläufiges *Extrait du Cérémoniel du Palais* und zwar des *présentations* und *deuils de Cour.* Eine Vergleichung der alten und neuen Masse, Gewichte und Münzen mit den alten französischen und auswärtigen macht den Beschluß. Angehängt ist ein sehr kurzes Register über das Ganze, wobey Rec. den Wunsch wiederholt, welchen ein anderer Rec. bey der Anzeige des *Almanac* für das Jahr XII bereits ausgedrückt hat.

S. i.

1) SCHWERIN, in der Hofbuchdruckerey: Herzoglich-mecklenburg-schwerinischer Staatskalender. (Für das Jahr 1806. Erster Theil. XXXII u 209 S. Zweyter Theil. XXXII u. 226 S. 8. Mit einer Karte und zwey Tabellen.

2) NEU-STRELITZ, b. Spalding: Herzoglich-mecklenburg-strelitzischer Staatskalender auf das Jahr 1806. 142 u 64 S. 8.

No. 1 fährt unter der sorgfamen Pflege seines, bald das dreyßigjährige Redactions-Jubiläum feyrenden, Herausgebers, des Regierungs-Raths Rudloff in Schwerin, fort, unter den deutschen Staatskalendern den ausgezeichnetsten Rang zu behaupten. Er ist auch für das J. 1806 in seiner bekannten Ordnung und Vollständigkeit erschienen, obgleich, dem Wunsche mehrerer Leser gennß, der zweyte Theil mit deutscher Schrift gedruckt ist. Der Zeitkalender, aus welchem der griechische und der neufränkische ausgelassen ist, hat durch die Beyfügung der Anniversarien merkwürdiger Begebenheiten aus der vaterländischen Geschichte ein so anziehendes, als belehrendes Interesse erhalten. Dafs dabey die Dauer des Trinitatis-Termins gegen bekannte Verfassung und vormalige Vorgänge auf 14 Tage angegeben worden, hält Rec. um so mehr für einen Druckfehler, als die des Antonii-Termins richtig zu 8 Tagen bestimmt ist. Der erste Theil enthält den Personal-Etat oder das Verzeichniß

der Staatsbedienten nach einer zweckmäßigen Ordnung. Noch interessanter dürfte er aber seyn, wenn damit ein Adresskalender verbunden, d. h. ein jeder öffentliche Beamte, mindestens da, wo er zuerst vorkommt, mit den seine vollständige Adresse bildenden, übrigen Ämtern, Prädicaten und anderen Verhältnissen aufgeführt würde, welches auch in anderen Beziehungen z. B. zur Übersicht, welche herzogliche Diener zugleich Mitglieder der Ritterschaft sind, welche Neben-Bedienungen sie bey ihrer Hauptwürde bekleiden u. dgl. mehr, interessant seyn würde. No. 2 hat diesen Vortheil, und denselben mit vieler Raum-Ökonomie benutzt. Einige Gegenstände sind, wenn Rec. nicht irrt, durchaus nicht am rechten Ort aufgeführt, z. B. das herzogl. Münzkabinet (S. 58) gehört schwerlich zum Special-Resort der Regierung, sondern S. 45 bey der Kunstkammer; die mecklenburgische landwirthschaftliche Gesellschaft (S. 178) gehört wohl nicht in den Umkreis der ritter- und landschaftlichen Competenz, sondern in den Etat der Aufklärung, z. B. S. 131 neben der naturforschenden Gesellschaft, wogegen die drey Jungfrauen Klöster Dobbartin, Malchow und Ribnitz (S. 150—155) richtig ihren Platz unter den, von Ritter und Landschaft ressortirenden, Gegenständen einnehmen dürften. Eine andere Unvollständigkeit ist der Mangel der Aufzählung der Vornamen verschiedener Diener, z. B. S. 40. 41. 56. 104—107 u. a. m.; S. 174 würde Rec. bey dem Erbmarfchallamt des Herzogthums Mecklenburg mindestens bemerkt haben, daß die minderjährigen Hnn. v. Lützow auf Eikhoff dasselbe besitzen, aber keiner von ihnen damit zur Zeit belehnt sey. Sehr häufig ist der bloß zufällige Titel der öffentlichen Beamten als relevirende Würde aufgeführt, z. B. S. 42, wo es nicht geheimer Rath und Hofmarschall, sondern Hofmarschall, geheimer Rath N. N., so wie S. 55 nicht Kammerherr N. N. Chef des Hofstaats, sondern vielmehr: Chef des Hofstaats, Kammerherr N. N. heißen muß, hieher gehört auch Artillerie-Hauptmann (S. 45) Kammerdiener (S. 51) u. a. m., so wie auch das, hinter einem zufälligen Titel gesetzte, Comma, z. B. 8. 128. 129. 131. 132. 150. 175. 176 woraus, richtig gelesen, folgern dürfte, daß bey der ökonomischen Gesellschaft, bey den Klöstern, bey dem engeren Ausschuss ein Leibarzt, Major, Kammerherr u. dgl. angestellt sey; an anderen Stellen z. B. S. 51. 153. 174 u. a. ist dies vermieden. Bey sämtlichen Gerichten Mecklenburgs, schwerinischen Theils, waren im J. 1805. 213 — im J. 1806 noch mehrere — Advocaten, also mit Inbegriff der 55 Sachwalde im Strelitzischen und rathsburgischen, 263 Advocaten und 263 Notariengestellt; auf jede Quadratheile also fast 1½ Advocat, auf jedes Tausend Einwohner beynahe 1 Advocat, fast jeder tausendste Mecklenburger ist also ein Advocat! eine Übervölkerung, welche um so größer ist, je geringer Mecklenburgs Population im Verhältniß seines Flächeninhalts erscheint. Dieses Resultat ruft die Aufmerksamkeit der mecklenburgischen Staatsgewalt laut an; man vergleiche hiemit die Anzahl der Mitglieder dieser, an sich so höchst ehrwürdigen, Classe von Staatsbedienten in anderen Staaten! Der zweyte

Theil enthält mecklenburg-schwerinische Staats-Notizen, nämlich, nach vorausgeschicktem europäischem Regenten-Verzeichnisse, die Verzeichnisse der Post-Routen, der herzoglichen Domainen, der ritterschaftlichen und anderen Privat-Güter, topographische und Gewerbs-Notizen über die mecklenburgischen Städte, die mecklenburg-schwerinische Topographie und Bevölkerung nach der kirchlichen Eintheilung mit zwey Listen und einer schönen Karte des Herzogthums Mecklenburg, die, auch in diesem Jahre vom Universitäts-Bibliothekar D. Koppe in Rostock ausgearbeitete, mecklenburgische Literatur des Jahrs 1805 und endlich die mecklenburg-schwerinischen Annalen vom eben diesem Jahre. Dieser Theil enthält schätzbare Materialien zur Geschichte, Staatskunde und Geographie Mecklenburgs, und wird in dieser Hinsicht jedem sehr willkommen seyn.

No. 2 hat zwar im J. 1805 seinen bisherigen Redacteur, den Kammerherrn und geh. Legat. R. Grafen von der Schulenburg — der ihn, seitdem der Reichskammerg.-Assessor von Kamptz im J. 1799 aus dem meckl. Strelitzischen Diensten trat, herausgab — verloren; allein sein Nachfolger in der Herausgabe, der Hofrath Adolf Albert August Horn in Neustrelitz, hat diesem Kalender seine bisherigen Vorzüge sehr gut erhalten. Er steht dem schwerinischen, mit dem er beynahe die nämliche innere Ordnung hat, nur in Rücksicht auf die typographische Schönheit und die statistischen und historischen Nachrichten nach, und hat übrigens vielleicht manche Vorzüge vor demselben, z. B. die Annäherung an einen Adress-Kalender, die nähere Angabe der Dienst-Verhältnisse, Wohnörter u. dgl. bey manchen Dienern, z. B. bey den S. 6 sq. befindlichen 29 Kammerherrn, woraus man ersieht, daß nur 4 in wirklichen Kammerherrndiensten sind, welches aus dem mecklenburg-schwerinischen Staatskalender in Ansehung der dortigen 58 Kammerherrn nicht zu unterscheiden ist, das S. 18 befindliche Verzeichniß der bloß charakterisirten Personen. Die in No. 2 erst unter der schulenburgischen Redaction geschehene und noch jetzt beybehaltene Aufzählung des geheimen Ministerii hinter dem Hofstaat scheint uns aus dem Grunde sehr unrichtig, weil dieses Collegium auch für den Hofstaat und dessen einzelne Stäbe die vorgesetzte Behörde ist. Die Landes-Gerichte sind hier der Finanzkammer vorgesetzt; die Justiz-Kanzley in Neu-Strelitz besteht seit dem J. 1805 zu 11 erlittenen aus bloß bürgerlichen Mitgliedern und im Consistorium zu Neu-Strelitz erblickt man die, nach Lebens- u. Dienstjahren ältesten, deutschen Staatsdiener vom Civil-Territorial-Etat vereinigt, nämlich den geh. Rath Seip und den Superintendenten Masch; beide der gelehrten Welt vortheilhafte bekannt und beide seit dem J. 1752 in herzoglichen Diensten. Nach dem Personal-Etat kommt ein vollständiges Verzeichniß der Domainen, ritterschaftl. und Privat-Güter, der Postcourse, einige statistische Notizen und endlich die in Strelitzischen Annalen des J. 1805. Als Anhang auf 64 besonderen Seiten ist das vom Grafen von der Schulenburg angefertigte, vollständige europäische Regenten-Verzeichniß beygefügt. H. — St. St.

SCHÖNE KÜNSTE.

LEIPZIG, b. Hartknoch: *Blüthenblätter*. Von dem Verfasser der *Heliodora*. Mit einem Kupfer von J. M. W. D. 1807. 395 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)

In diesem Buche sind sieben Erzählungen enthalten, von welchen die beiden ersten die Schilderung weiblicher Würde im Unglück zum Gegenstande haben. Sie sind in ihrer Art recht gut gelungen. An der ersten, *Klara Elnenau*, ist die Einfachheit zu loben, womit die standhafte Beharrlichkeit einer Unglücklichen im treuen Gehorsam gegen die Stimme ihres innersten Gefühls geschildert wird; da ist kein Prunken mit Grundsätzen und edelmüthigen Empfindungen, keine Überspannung des Gefühls weder in der Freude noch im Leiden; sondern die ächte Moralität, die unverrückte Befolgung des individuellen inneren Berufs, wird anspruchlos dargestellt. Gleiches Lob verdient die zweyte Geschichte: *Eugenie*, in welcher die wundervolle Ergebung einer edlen Frau in das vielfache Elend einer unglücklichen Ehe mit rührender und zugleich erhebender Wahrheit geschildert wird; keine empfindsame Klage, keine be-

ängstigende Wehmuth zerreißt und beengt das Mitgefühl, das vielmehr dem Schauspieler der erhabenen Duldin sich gerne hingiebt. Der Schluss beider Erzählungen ist heiter, und löset alle Mislaute befriedigend auf; das Ende der zweyten ist besonders wohlthuend, und die wiederholte Überlieferung des Knaben glücklich erdacht. — Von den fünf anderen Stücken läßt sich nicht so viel Gutes rühmen; ja zwey davon sind gänzlich mißlungen, nämlich die beiden Märchen: *Lilas und Viole*, und — *das Bildniß*. Sie sind nichts weniger als Märchen; die Erfindung hat der berechnende Verstand, nicht die schaffende Phantasie gemacht, ganz so wie man es in den französischen Märchen findet, welchen sie nachgeahmt zu seyn scheinen. Das erstere ist überdies nur halb zur Reife gekommen, und hat weder Hand noch Fuß. — Die *Freyer* sind eine von den gewöhnlichen Prüfungsgeschichten, nicht ungewöhnlich vorgetragen. — *Lienhard*, eine Scene aus den Unglückstagen der Schweiz, — und — *Bettina*, sind zwey romanhafte Liebesgeschichten, und zwar von der Art, daß man sie weder eigentlich loben noch tadeln kann. C. f. r. z.

KLEINE SCHRIFTEN.

STAATSWISSENSCHAFTEN. Ohne Druckort: *Die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit einer Landung der Engländer auf der nordwestlichen Küste Deutschlands*. Von dem Verfasser der Schrift: *Was hat Europa zu fürchten oder zu hoffen?* Geschrieben im März 1807. 56 S. in 8. Der Vf. geht von dem Satze aus, daß England zur Unterstützung seiner Allirten und Wiedereroberung Hannovers eine Landung unternehmen werde. Man würde aber, meint der Vf., sehr irren, wenn man glaubte, Hannover müsse in Hannover wieder erobert werden. Wollten die Engländer auf der Nordwestseite Deutschlands eine Landung unternehmen, so könnten dieselben keinen andern Plan haben, als entweder durch einen kräftigen, aber wohlberechneten Angriff einer vielleicht noch verwundbaren Seite Frankreichs die Aufmerksamkeit und Streitkräfte des französischen Kaisers zu theilen, und so mittelbar ihren bedrängten Allirten Luft zu machen, oder durch eine nachdrückliche Diversion im Rücken der großen französischen Armee derselben unmittelbar zu Hülfe zu eilen. Liege das erste im Plane des englischen Cabinets, so könnte nur Holland das große Object der gelandeten englischen Armee seyn. Ein Angriff auf dieses Königreich würde um so nothwendiger seyn, als im entgegengesetzten Falle die gelandete Armee, wenn sie nicht zahlreicher wäre, als die bisherigen englischen Landungs-Armeen, sich beynahe gar nicht von der Nordsee entfernen dürfte. Dieses führt nun der Vf. sehr richtig aus. Aber dieser Expedition gegen Holland, wenn sie auch Anfangs gelänge, stellen sich unübersteigliche Hindernisse entgegen, welche sehr vollständig aufgezählt werden. Der Erfolg einer Expedition gegen Holland würde seyn, daß das englische Heer würde gezwungen werden, mit Verlust seiner Allirten und Bagage sich eiligst zurückzuziehen; wenn es nicht allenfalls Lust hätte, sich *pour l'honneur militaire* im eroberten Lande ersaufen zu lassen. Nur eine Landung an den Nordküsten Deutschlands, und eine schnelle Bemeisterung der ganzen Elbe und aller daran liegenden Festungen, könnte die französische Heere in Verlegenheit setzen, indem dieser Fluß die Communications-Linie zwischen der französischen Armee und dem Mutterlande sey, und die gelandete englische Armee sich hier am leichtesten mit einer zu Stralsund gelandeten russisch-schwedisch-preussischen starken Armee in Verbindung setzen könnte, um sodann auf die Oder und im Rücken der französischen Armee zu operiren, zugleich aber auch im unglücklichsten Falle den Rückzug nach Stralsund und zur Ostsee zu sichern. Aber die Landungs-Armee müßte stark genug seyn, um eine Observations-Armee gegen die Weser detachiren, und da nicht nur die holländische Armee, sondern auch eine aus der Conscription von 1808 gewiß zu Hülfe eilende französische Reserve-Armee beobachten und im Zaum halten zu können. Eine solche Armee müßte ferner alle schwere Artillerie u. f. w. mit

sich bringen, um sich schnell der Festungen an der Elbe zu bemächtigen. Inzwischen müßte die große russische Armee an der Weichsel die französische Armee daselbst unaufhörlich beschäftigen, sich durchaus in keine Hauptschlacht einlassen, sondern den Krieg wie die Parther gegen die Römer führen. Aber auch diesem Plane stellen sich viele Schwierigkeiten entgegen, wohn der Vf. die Mißlichkeit des Eintreffens der Flotten zur rechten Zeit für die Subsistenz der Armee, die französischen Reservisten und Besatzungen in allen Plätzen, und selbst die National-Garden, dann das Genie Napoleons rechnet, welcher „seine und seiner Feinde Kräfte so genau zu erwägen, die Grade des Wahrscheinlichen und Unwahrscheinlichen so richtig zu berechnen, alle möglichen Ereignisse vorherzusehen, gegen alle eintretenden Unfälle Gegenanstalten auf der Stelle zu treffen, und dem Zutalle gleichsam alle seine Macht zu entreißen verstehe.“ Man wird sich erinnern, daß, als die Anstalten zu einer Expedition ernstlich wurden, der Kaiser eine starke Armee auf beiden Seiten der Elbe zusammenziehen ließ. Endlich, fährt der Vf. fort, müsse im Falle einer Landung durchaus die große Frage entschieden werden, ob Oesterreich bey seinem angenommenen Neutralitäts-System verharren, und zu wem es sich schlagen werde, wenn es bey der großen Krisis von Europa kein gleichgültiger Zuschauer mehr bleiben könne oder wolle. So lange, meint der Vf., Frankreich den nordischen Riesen mit einem die Existenz des türkischen Reichs schützenden Erfolge zu bekämpfen vermöge, werde Oesterreich unerschütterlich seine bisher verfolgten Neutralitäts-System anhängen. Sollte es aber das Ansehen gewinnen, als ob Rußland, begünstigt durch die vielen und wichtigen Vortheile seiner Lage, die französischen Armeen von seinen Grenzen zurückdrängen, und mithin die Gefahr für die Pforte immer drohender würde: so schein allerdings dem Interesse Oesterreichs angemessen, seine Neutralität aufzugeben, sich schleunigst mit Frankreich zu verbinden, und dessen Plan gegen Rußland auf das kräftigste zu unterstützen. Dieser Satz wird nun von Vf. scharfsinnig ausgeführt, und von allen den Gründen unterstützt, welche französische Schriftsteller dafür bereits angeführt haben. Wenn aber nun, heißt es ferner, dieser Fall wirklich eintreffe, wer werde dann wohl noch an eine englische Landung denken können? — Merkwürdig ist der Schluss, wo der Vf. sagt: „es lasse sich von der Weisheit der englischen Minister voraussetzen, daß sie gewiß mit der größten Reife und Bedächtlichkeit eine Unternehmung prüfen würden, welche, wenn sie nicht gelingen sollte, den Stempel der größten Alltäglichkeit tragen, und sie selbst sehr tief in den Augen der brittischen Nation herabsetzen würde.“ Wie lang die brittischen Minister geprüft haben, um dem Vorwurfe der Alltäglichkeit zu entgehen, und worauf sich nach so langer Prüfung am Ende die Landung reducirt habe, ist aus allen Zeitungen bekannt. S. i.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 S E P T E M B E R 1 8 0 7 .

G E S C H I C H T E .

ST. PETERSBURG: Zur Münzkunde Russlands. — Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1805. 200 S. 8.

Ein besonderes, unmittelbar hinter dem Titel befindliches, Blatt, enthält folgende Erklärung: „Die „kaiserliche Akademie der Wissenschaften, welcher „dieser Aufsatz im verfloßenen Februar vorgelegt „wurde, hat für gut gefunden, ihn drucken zu lassen, weil der Vf. wünscht, die etwa darüber erscheinenden Bemerkungen bey seinen ferneren Arbeiten „in diesem Fache benutzen zu können.“ — Als Vf. giebt sich in dem Eingange S. 16 der Collegien- Assessor Krug zu St. Petersburg, Mitaufseher der kaiserlichen Münzsammlung, dadurch zu erkennen, daß er denen, die Bemerkungen über den Aufsatz mittheilen wollen, diese Adresse aufgiebt.

Je mehr historische Schriftsteller jetzt, vom Eigennutz getrieben, den unreifen Stoff der laufenden Weltbegebenheiten ergreifen, und sich in der leichtsinnigen Darstellung derselben zum Panegyristen-Tone erniedrigen; desto angenehmer werden Freunde der soliden Behandlung der Geschichte durch Werke, wie das gegenwärtige, überrascht, wo ächt-deutscher Fleiß, vertraute Bekanntschaft mit den historischen Quellen, eindringender Forschungsgeist, verbunden mit Bescheidenheit, auf jeder Seite sichtbar sind. Vorzüglich erregt der Vf. frohe Hoffnungen für die nordische Geschichte. Ein Schlözer dürfte freylich diesem Theile der historischen Literatur nie wieder werden; wenn jedoch unser Vf. in seinen jetzigen Verhältnissen bleibt, und sein Eifer nicht erkaltet, würde er einst am meisten geeignet seyn, die Stelle jenes großen Geschichtsforschers einigermaßen auszufüllen. Zu bedauern ist bloß, daß er in dem vorliegenden Werke nicht für die Bequemlichkeit der Leser gesorgt hat. Ohne Abtheilungen und Überschriften, ohne Inhaltsverzeichnis und Register, sind lauter einzelne Untersuchungen an einander gereiht, die unter sich in losem, oder gar keinem Zusammenhange stehen. Auch der Titel entspricht dem Inhalte fast gar nicht. Von einer russischen, und zwar unbedeutenden, Münze, ist bloß auf den letzten sieben Seiten die Rede. Wir wollen den wesentlichen Inhalt jeder Abhandlung anzeigen: zufolge dieser Hauptmaterien glauben wir dem Buche folgenden Titel, als den einzigen angemessenen, geben zu dürfen: „Kritische Abhandlungen über vermischte Gegenstände der russischen und
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

ost-römischen Geschichte im 9 und 10 Jahrhunderte, nebst Untersuchungen über die ost-römischen Münzen und Gewichte, in Beziehung auf deren Gebrauch in Russland.“

I. S. 17—29. Ausführung, daß die Russen in dem angegebenen Zeitraume nicht so uncultivirt waren, als man gewöhnlich annimmt, und als sie nachher während der mongolischen Herrschaft erscheinen. — II. S. 29—31. Von dem vermeintlichen Tribut der Kiewer Slaven an die Chazaren. Daß die Slaven ein Schwert schickten, legt der Vf. sinnreich als Trotz und Satyre aus, indem er die Worte, die in den meisten *codd.* dabey stehen: „vom Rauchfange“ (von jedem Rauchfange ein Schwert) für untergeschoben erklärt. — III. S. 32—47. Communication zwischen den Varjagern und Griechen durch Russland, und Ausführung, daß jene schon vor 859 die Nowogroder Slaven tributair gemacht haben. — IV. S. 48—55. Über die ost-römische oder byzantische Goldmünze, die bekannten Byzantier, Bisanten, *solidos aureos*, die mit Beybehaltung des Namens, häufig auch des Gepräges, in mehreren europäischen Ländern nachgeahmt wurden. Von Russland ist dies jedoch bloß bis zur Wahrscheinlichkeit zu bringen. — V. S. 55 bis 61. Verkehr zwischen den Russen und Griechen. — VI. S. 61—83: Beschaffenheit der Schiffe der Normannen und Russen. — VII. S. 83—103. Von den Pavoloki oder griechischen Seidenzeugen, von denen gewisse Stücke von bestimmter Länge, Breite und Güte, als Geld gebraucht wurden, eins nämlich 10 Solidos vorstellte. (Schlözer handelt eben davon, *Nestor*. Th. 3. S. 293. 294.) — VIII. S. 103—112. Luxus in prächtigen Segeln von Seidenzeugen, feiner Leinwand, überhaupt köstlichen Stoffen. So glücklich als neu ist die Ableitung des Namens Pavoloka von dem, im römischen Zeitalter vorkommenden, morgenländischen Zeuge *Babylonica*. — IX. S. 112—126. Von Hermelinen, Zobeln und anderem Pelzwerke, als Tribut nordischer Völker, als Handelswaare und Geschenke, vorkommend. — X. S. 126—138. Von der, in russischen Urkunden und Annalen vorkommenden, Werthbestimmung nach Zolota oder Zlata, Zolotnik oder Zlatnik, und dabey nochmals und ausführlicher von der byzantischen Goldmünze. Der Vf. hat viele Exemplare derselben aus verschiedenen Jahrhunderten untersucht, und das Gewicht derjenigen, die gut erhalten waren, zwischen 69 und 71 Gran Medicinalgewicht gefunden; mehrere seit Valentinian I von 70. Das letztere, als das mittlere, darf man als das gewöhnliche im 9 und
0 0 0

10 Jahrhunderte annehmen. Gerade 70 Gran schwer ist auch das russische Gewicht des Zolotnik, deren 96 ein russisches Pfund ausmachen. Mit Hülfe dieser Prämissen, und durch Vergleichung mehrerer Stellen aus Urkunden und Annalen, mittelt der Vf. Folgendes aus, gelehrt und scharfsinnig, nur etwas verworren: Der häufige Verkehr zwischen den Russen und Griechen brachte die griechischen Solidos in Rußland sehr in Umlauf; der Name der Münze ward beybehalten, mit der Veränderung in Zolotnik oder Zlatnik; dann ging dieser auch, theils in derselben Form, theils mit der Modification Zolota oder Zlata, auf das Gewicht über, das ein solches Goldstück hatte. So erhielt in Rußland das Gewicht des Zolotnik den Namen von einer umlaufenden gleichnamigen griechischen Münze, da umgekehrt in mehreren Ländern gewisse Münzen die Namen von ihrem Gewichte erhalten haben. Ein anderes, noch interessanteres Resultat, ist die Bestimmung der so verschieden angegebenen Schwere der griechischen Litra. Es wird auf dieselbe rückwärts geschlossen aus der Schwere eines russischen Zolotnik (als Gewichts). Da nämlich von den griechischen Solidis 72 Stück eine Litra wogen (S. 48), so war dies griechische Pfund gleich 72 heutigen russischen Zolotnik (als Gewicht), also gleich drey Viertheilen des heutigen russischen Pfundes. — XI. S. 138—153. Griechisches Probegewicht für die Goldmünze, und russisches nach dem Muster desselben. — XII. S. 153—165. Von den griechischen Silbermünzen, den oft vorkommenden Miliarefien, deren 12 auf einen Solidus gingen. — XIII. S. 166—176. Plünderungen der Normannen; Beispiele von Summen, die sie in verschiedenen Gegenden Europens erpressten. — XIV. S. 176—180. Sold der griechischen Miethtruppen. — XV. S. 180—194. Feldkriegskasse der griechischen Kaiser, jährliche Geschenke derselben an die Hofleute, Opfergelder derselben in der Sophienkirche, Kosten der Ausrüstung einer griechischen Flotte, Umlauf des Silbers unter den Russen in Barren, und Umsatz vermittelt der Wage. — XVI. S. 194—200. Über die älteste russische Münze Szliag.

Schon die Gelehrsamkeit des Vfs., seine Kenntniss der historischen Kritik, in die er gründlich genug eingedrungen ist, um zu wissen, wie viele Rücksichten oft vereinigt werden müssen, würde uns überzeugen, daß seine Aufforderung, ihm Bemerkungen mitzutheilen, keine Affectation sey, wenn auch die Erklärung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, und sein bescheidener Ton durch das ganze Werk, der Ton des wahrhaften Gelehrten, dies nicht verbürgten. Die Aufforderung ist zwar auf schriftliche, unter seiner Adresse eingesandte Bemerkungen beschränkt; wir dürfen aber glauben, daß ihm auch öffentliche und gedruckte nicht unwillkommen seyn, und daß ihm die unfrigen, bey der Verbreitung unserer A. L. Z., nicht unbekannt bleiben werden.

I. S. 21—23. Der Vf. will beweisen, daß Rußland nicht bloß zu Sviatoslows Zeiten, sondern schon lange vor demselben, wohlhabend, cultivirt und mi-

litärisch mächtig gewesen sey, und führt zur Unterstützung dieser Behauptung die Nachrichten an: daß die Serven im Stande waren, bey einem ihrer Einfälle in das römische Gebiet Mann für Mann den Gepiden für die Überfahrt über die Donau einen goldenen Stater zu bezahlen, und den übermächtigen Avarn eine Zeitlang die Spitze zu bieten. Beide Nachrichten können aber nicht als Belege zu jenem Satze gelten; denn der Schauplatz, auf dem diese Slaven auftreten, ist ja weder Rußland noch eine benachbarte Gegend; sondern Procopius setzt denselben ausdrücklich neben Illyrien, und eben dieses Local folgt auch aus dem Umstande, daß die Slaven, von denen jenes erzählt wird, als eine, neben den Gepiden und Avarn wohnende, Völkerschaft angeführt werden. Von den zahlreichen Stämmen des Slavenvolkes haben sich die hier erwähnten nicht die Donau hinab, (wo ihnen die Bulgaren im Wege standen), sondern an den rechten Nebenflüssen derselben in dieser Gegend hinauf, nach Kroatien, Krain u. s. w. gezogen; aus ihrer Wohlhabenheit und Macht kann für den Zustand der, in das ferne Rußland verdrängten Stämme, nichts gefolgert werden. — II. S. 48. Das Wort Litra ist nicht von den Griechen verderbt aus dem lateinischen Libra, sondern umgekehrt Libra von den Römern aus dem griechischen Litra. Hesychius, für jenes als Gewährsmann angeführt, sagt nichts von Verderben, noch von Original und Copie, sondern bloß, daß die Römer statt des griechischen T ein B setzten. Litra ist ein dorisches Wort, das aus Großgriechenland zu den Römern kam, und von diesen auf die bewußte Weise verändert wurde. III. S. 59. Die Patzinaken sollen Zwischenhandel zwischen den Griechen und Russen getrieben, und den letzteren allerley kostbare Stoffe, Pfeffer, Saffian zugeführt haben. Das sagt aber Constant. Porphyrog. nicht, den der Vf. als Quelle anführt. Die Worte dieses Schriftstellers, auf die sich unser Vf. beruft, *de administr. imp. c. VI.* sind folgende: „Eine andere patzinakische Völkerschaft wohnt in der Nähe von Cherfon, welche mit den Cherfoniten Handel treibt, und sowohl diesen, als den (griechischen) Regenten, Dienste nach Rußland, Chazarien, Zichien und anderen Ländern dieser Gegend, leistet, gegen einen vertragsmäßigen, durch die Cherfoniten ausgezahlten Sold, bestehend in folgenden Sachen u. s. w.“ Von Handel ist also eigentlich in dieser Stelle gar nicht die Rede, am wenigsten von Zwischenhandel der Patzinaken; es erhellt bloß daraus, daß diese Nomaden häufig fremde Dienste nehmen, und, wenn das folgende Kapitel hinzugenommen wird, daß die Cherfoniten, vermuthlich, weil sie der Sprache ihrer rohen Nachbarn mächtig waren, den griechischen Commissarien, welche Miethtruppen anwerben sollten, als Führer und Dolmetscher dienten, und daß sie den, in griechischen und morgenländischen Waaren bedungenen Sold, gegen Provision, in die Heimath der Patzinaken spedirten. Daß unter jenen Diensten militärische zu verstehen sind, wird deutlich genug im 4 und 8 Kap. gesagt. — IV. S. 91. Der Vf. fragt

„ob die kostbarsten und theuersten Pavoloki nicht in Griechenland verfertigt, sondern aus Asien oder Aegypten eingeführt waren, und daher der Seltenheit wegen nicht wieder ausgeführt werden durften?“ Ein griechisches Fabricat mußten sie seyn, da gewinnfüchtige und verwegene venetianische und amalitanische Kaufleute Mittel ausfindig machten, sie im Schleichhandel herauszubringen. (*Luitprandi legatio, cet.*) Wären sie in Aegypten oder Syrien zu kaufen gewesen, wohin die genannten Italiener unmittelbaren und Activhandel trieben, so würden sich diese nicht der Gefahr großer Strafe ausgesetzt haben. — V. S. 107, 108: „Da Babylon von den Abendländern Baldach genannt wurde, so gaben sie diesen Stoffen (den Babylonis oder Pavoloki) den Namen Baldakinus, aus welchem auch unser Baldachin entstanden ist.“ Nicht Babylon, sondern die Stadt Bagdad, ist unter Baldach zu verstehen, welches unter anderen aus dem bekannten Werke des *Mar. Sanuto* erhellt; die vermeintliche Identität von *Babylonica* und Baldachin (die der Vf. aus *du Cange* und *Charpentier* angenommen zu haben scheint), siele demnach weg. — VI. S. 153, 154: „Ein Gesetz der Kaiser Arcadius und Honorius sagt: wenn Jemand Gold statt des Silbers zahlen will, so ist dies erlaubt; doch in dem Verhältnisse, daß für jedes Pfund Silber fünf Goldstücke in den Schatz geliefert werden.“ Hier auf gründet nun der Vf. den Satz: „5 Zolotnik Gold wurden also einer Libra, oder 72 Zolotnik Silbers, gleichgeschätzt; und dies giebt das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1:14 $\frac{2}{3}$.“ Bey dieser Schlussfolge scheint uns der gelehrte Vf. einen wesentlichen Umstand übersehen zu haben. Man muß doch voraussetzen, daß in seinem eben angeführten Satze unter Zolotnik beide Mal das gleichnamige Gewicht zu verstehen sey; denn als Münze kann hier der Ausdruck nicht angenommen werden, weil die Ost Römer keine Silber-Solidos hatten; und das erste mal, bey dem Golde, die Münze zu verstehen, das zweyte mal, bey dem Silber, das Gewicht, geht auch nicht an, weil so die verglichenen Gegenstände nicht homogen wären. Der Vf. muß demnach sagen wollen: „5 Zolotnik Gold, als Gewicht, waren gleich 72 Zolotnik Silber, als Gewicht.“ Aber theils ist dies nicht der Sinn jenes Gesetzes der genannten Kaiser, theils kann der Vf., wie er doch offenbar thut, nicht das damalige Münzverhältniß des Goldes zum Silber im griechischen Reiche daraus folgern. Das Gesetz redet bey dem Golde von gemünztem Metall, von Solidis, bey dem Silber hingegen von ungemünztem, von Pfunden Silbers, also von Massen oder Barren, nicht aber von Miliareseu. Wir glauben unter dem, im Gesetz angedeuteten, Verhältnisse, nicht das Münzverhältniß, sondern das damalige Handelsverhältniß, oder noch genauer den, in der Goldmünze bestimmten, Marktpreis des Silbers, als einer Waare, verstehen zu müssen. Das Münzverhältniß zwischen Gold und Silber war im griechischen Kaiserthume nicht das, von unserem Vf. gefolgerte; das Silbergeld stand nämlich damals höher. Eine Quantität Silber-Barren mußte natürlich wohlfeiler seyn, als eine gleich schwere Quantität Silber-Münze, wegen

des Arbeitslohns oder Schlagchatzes; da nämlich das Silbergeld noch nicht durch Alliage verschlechtert war. Die Geschichte des Münzverhältnisses zwischen Gold und Silber läßt sich von den republikanisch-römischen Zeiten bis zur Entdeckung von Amerika ziemlich genau verfolgen; als Resultat ergiebt sich, daß im Verhältnisse mit der Vermehrung der Silberbergwerke, also der umlaufenden Silbermünzen, das Silber immer gegen das Gold gefallen ist. Drey Perioden können angenommen werden: a) Wie Eins zu Zehn, im römischen Staate; Livius (38. 11): „*pro argenteis decem aureus unus*.“ Dieses Verhältniß dauerte in den ersten Jahrhunderten fort. b) Wie Eins zu Zwölf; das Verhältniß in ganz Europa während des Mittelalters, und zwar überall in den germanischen Staaten von dem griechisch-römischen angenommen, da in diesem die Normal-Goldmünze einheimisch, und Constantinopel der größte europäische Handelsplatz war. In der Angabe bey unserm Vf. (S. 154), daß seit Valentinian I ein Goldstück oder Solidus an Werthe gleich war 12 Silberstücken oder Miliareseu, liegt unverkennbar das Münzverhältniß der von uns angenommenen zweyten Periode. Eben dasselbe galt in den fränkischen Staaten, und dann in den mittlern Jahrhunderten in Deutschland: *Dipl. de a. 1163 ap. Guden. cod. dipl. T. II. p. 16*: „*denarius aureus, vel duodecim argentei*.“ c) Wie Eins zu Vierzehn: Das neuere Verhältniß in Europa seit der großen Vermehrung des Vorraths an Silber aus den amerikanischen Bergwerken; mit geringen Abweichungen bey jedem neueren Münzfusse zum Grunde gelegt, z. B. nach dem Graumannschen ist es wie 1:13 $\frac{1}{3}$. — VII. S. 177: „Man mußte 7 Litras Gold, oder 504 Solidos, bezahlen, um in die Garde der Chazaren oder Varjager aufgenommen zu werden, und 12 Solidos Sold zu erhalten.“ Daraus schließt der Vf. S. 180, daß die Varjager, welche in Constantinopel Dienste nahmen, nicht arm seyn konnten; doch vermuthet er, S. 178, daß jene Summe ein bloßes Depositum gewesen sey, das man bey dem Abschiede zurück erhalten habe. Unglaublich ist es aber, daß der Norrmann, der durch Armuth genöthigt war, sein Vaterland zu verlassen, und als Seeräuber, oder in fremden Kriegsdiensten, seinen Unterhalt zu suchen, eine Summe von 504 Solidis habe aufbringen können. Der Vf. muß dies gefühlt haben; er hat sich aber selbst die Verlegenheit zugezogen, in der es sich hierüber zu befinden scheint. In der Stelle, aus der die Nachricht genommen ist: *Constant. Porphyrog. de cerim. a. B. t. II. c. 49*, steht gar nichts von Pfunden Goldes, sondern es heißt bloß: „Wer unter die Farjagen oder Chazaren aufgenommen seyn, und 12 Solidos Gehalt genießen will, zahlt 7 Litras.“ Den Beysatz Gold hat der Vf. willkürlich hinzugefügt. Es können ja auch Litrae Silbers gemeint seyn, und dies ist wahrscheinlicher. Daß Zahlungen auch in Pfunden Silbers bestimmt wurden, ergiebt sich aus andern Stellen in demselben Werke des gelehrten Kaisers, z. B. L. II. c. 44: *Edit. Reiske, p. 385*, auch aus jenem von Arcadius und Honorius gegebenen Gesetze. Nach dem obigen Marktpreise des Silbers galten 7 Li-

trae 35 Solidos; soviel konnte der Notrmann allenfalls eher schaffen, als 504. Bloß deponirte Summe oder Caution scheint die Zahlung auch nicht gewesen zu seyn, sondern eine, auch in unseren Staaten vorkommende, unter dem Namen Chargen-jura bekannte, Leistung; denn sie wird in demselben und dem folgenden Kapitel bey vielen öffentlichen Stellen erwähnt, so daß dieser Theil des Werkes als das griechische Chargengebühren-Reglement betrachtet werden kann. Durch unsere Annahme, daß überall in demselben unter den Litris bloß Pfunde Silbers zu verstehen sind, verbunden mit der Voraussetzung, daß monatliche Zahlungstermine zum Grunde gelegt sind, wird auch das Verhältniß der Chargen-Gebühren zu dem Solde begreiflich: 7 Litrae (Silber) von einem Solde von 12 Goldstücken (monatlich), also 35 Solidi von einem jährlichen Tractament von 144 Sol. Diefes ist ungefähr das Verhältniß, das im preussischen Staate in Ansehung aller Beamten Statt findet, deren Gehalt auf eine Domainenkasse angewiesen ist, nämlich der vierteljährige Betrag des Gehalts. Bey Voraussetzung monatlicher Zahlungstermine wäre der S. 52 von dem Vf. angeführte Sold eines in griechischen Seedienssten stehenden, Russen etwas geringer gewesen, als der, eines Gardisten, nämlich bloß 10 Sol. Beyläufig kann Rec. nicht unbemerkt lassen, daß ihm die, von Constant. Porphyrog. in derselben Stelle beobachtete Schreibart Farjanen, richtiger zu seyn scheint, als Varinger oder Varjager; denn so haben sich gewiß die in fremde Länder gewanderten, Normannen, selbst genannt, unter anderen in Constantinopel; es ist das Ulfilänisch-gothische Wort *farjan*, wandern. VIII. S. 194 ff.: Das Wort Schilling kommt nicht bey Ulfilas vor, wie der Vf. meint. Er hält die nordische Münze Schlag für einerley mit den Schillingen, und für eine Silbermünze; kommt dann sogar auf die Sterlinge, und nimmt die, von *du Cange* vorgetragene, irrige Ableitung des Namens dieser Münze an. Wir halten die schwedischen Slant für eine Nachahmung der russisch-farjanischen Schlag, und schließen in Ansehung der Sache und des Namens von der, noch bekannten, Copie, auf das unbekannt gewordene Original. Ist diese Vermuthung richtig, so waren die Schlag eine Kupfermünze, und ihr Name war Germanisch, soviel als Schlägling, von dem Umstande des Schlagens oder Prägens, im Gegenfatze zugewogener Kupfermassen. Auch in Polen ist die Münze nachgeahmt, und Szeleg genannt worden; ebenfalls eine Kupfermünze.

N. N.

WINTERTHUR, b. Steiner: *Heinrich Bosshard (s), eines schweizerischen Landmanns, Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben.* Herausgegeben von Joh. Georg Müller. Mit Bosshards Bildnisse. 1804. X u. 214 S. 8. (18 gr.)

Rec. hoffte, da er an dem Beyfalle des Publicums an dieser Autobiographie nicht zweifelte, daß der für diesen Fall in der Vorrede so gut wie versprochene zweyte Theil derselben in einigen Jahren nachfolgen würde, und gedachte dann beide Theile zugleich anzuzeigen. Da nun aber seit der Erscheinung des ersten Theils drey Jahre verflossen sind, ohne daß eine Fortsetzung erschienen ist, so werde wenigstens, was Hr. M. hier dem Publicum mittheilt, in Kürze angezeigt. Die Jugendgeschichte dieses nun bald sechzigjährigen Landmanns aus dem Canton Zürich ist sehr anziehend erzählt; weiterhin befriedigt seine Lebensgeschichte weniger; man bemerkt Lücken; man wird auf die Vermuthung geführt, daß das eine und andere unterdrückt sey; der vorn herein so treffliche Erzählungston behauptet sich nicht. Gleichwohl wird nicht leicht jemand diese Bogen lesen, ohne die Kraft des Geistes zu bewundern, mit der dieser Naturmensch unter den ungünstigsten Umständen sich zu verschiedenen, wenn auch nie genug geordneten, Kenntnissen und zu einer für seinen Stand wirklich nicht gemeinen Verstandes-Bildung durcharbeitete. Warum es aber gleichwohl mit diesem Manne in ökonomischer Hinsicht nie recht fort wollte, warum er den gerechten Wünschen und Erwartungen der ihm wohlwollendsten Gönner und Freunde bey so vielem, was an ihn gewandt ward, doch nicht genügend entsprach, warum er von gewissen Seiten sich so wenig ausbildete, da er doch von anderen Seiten so viel Gewinn aus guten Schriften und eigenen Übungen im Denken zog, wer könnte uns dies besser als *Heinrich Bosshard* erklären, und wie nützlich zunächst ihm selbst, und dann auch seinen Lesern würde dies Hinabsteigen in die Tiefen seines Gemüthes seyn; wie reichlich würde er auch, wenn er bis zum Sommer 1807 endlich über sich selbst Betrachtungen anstellen wollte, um sich selbst begreiflich zu werden, und anderen über sich selbst hellere Auskunft zu geben, in der Meinungachtungswürdiger Menschen dadurch gewinnen, gesetzt, daß einige Schatten auf gewisse Theile seines Lebens fielen!

S3.

K L E I N E S C H R I F T E N.

GESCHICHTE. Ohne Druckort: *Des Erzpitzbuben Johann Friedrich Exners wohlverdientes Ende.* Den Rechtschaffenen zur Beruhigung und allen Schurken zur Warnung. 1805. 24 S. 8. (2 gr.) Exner, ein Wollspinner aus Sulzbach in der Oberpfalz, war einer von denen, die der König von Preußen nach den Bergwerken zu Nertschinsk in Sibirien bringen ließ. Er entkam auf dem Wege darin, schlich sich wieder in Schlesien ein, wo er sich vorher schon durch seine Greuelthaten bekannt

gemacht hatte, und wurde in der Harpersdorfer Feldmühle von dem Müllermeister Meschter bey einem nächtlichen Überfall erschossen. Der deklamatorische Ton, in dem diese Begebenheit erzählt wird, weist dem Büchlein ein Publicum an. Uns würde es angenehmer gewesen seyn, wenn wir etwas aus der früheren Geschichte dieses Boswichts erfahren hätten, um den Gang seiner moralischen Verderbtheit näher beobachten zu können.

IV. 4.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 S E P T E M B E R , 1 8 0 7 .

SCHÖNE KÜNSTE.

AMSTERDAM, im Kunst und Industrie Comptoir:
Parthenäis oder die Alpenreise. Ein idyllisches
Epos in zwölf Gesängen von *Jens Baggesen*,
(Als Taschenbuch für Damen auf 1807.) 222
S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Dieses unterhaltende Kunstproduct, das nach seiner ersten Beschaffenheit in diesen Blättern No. 151 d. J. ist gewürdigt worden, kommt hier in seiner neuen Erscheinung als ein umgearbeitetes und ansehnlich vermehrtes Werk aufs neue in Betrachtung, indem es uns bey dem willkommenen Rückblick auf den vorigen Genuß zu einer vergleichenden Prüfung auffodert, und uns den Dichter selbst in seinen Änderungen und Beschläffen als handelnd und werdend darstellt. Man wird neugierig seyn, zu sehen, ob dieses Handeln und Werden ein wirkliches Fortschreiten und Wachsen, oder ein bloßes Anderswerden, eine augenblickliche Gestaltung oder wohl gar ein unstätes Irren und Zurückschreiten sey, mit anderen Worten, ob der Dichter in diesem Werke seine Fehler erkennt, und aufs neue schaffend und ändernd, sich selbst geändert und gebessert habe. Indess muß man auch billig bedenken, daß ein schon fertig stehendes Gebäude sich nicht so leicht zerbrechen, und zu einem neuen umbauen läßt; nur Änderungen, die zum Ganzen passen, sind daran möglich. Es ist daher zuvörderst mit Recht zu loben, daß der Dichter das Werk in seinen Grundpfeilern nicht erschüttert, und das Ganze in seinen Hauptbestandtheilen nicht verändert hat. Die Materialien der kühnen Zusammensetzung waren einmal zu fremdartig, als daß sie sich bey einer Umarbeitung völlig mit einander hätten verschmelzen und ausgleichen lassen. *Idylle*, wo im ruhigen Genuß des Daseyns die äußeren Umgebungen zur inneren Stimmung werden, und *Epos*, wo das Leben im Streit und der Mensch mit Menschen handelnd erscheint, beide können sich schwerlich jemals ganz vereinigen, ohne daß beide von ihrem eigenthümlichen Reiz etwas verlieren. Je wichtiger eine Geschichte wird, desto ungeduldiger verweilt der Zuhörer bey einer Beschreibung oder Schilderung. Wird aber die äußere Natur in der Handlung mitwirkend, dann erhebt sich auch von selbst der Ton der Erzählung über die idyllische Ruhe. Am ersten kann noch das Epos der *Idylle* nachgeben, indem es sich mit einer geringfügigen (wenn auch poetisch-merkwürdigen) Handlung dem friedlichen Sinne jener anschließt. Dies würde auch in diesem Gedichte der Fall seyn, wenn der Dichter einen an sich geringfügigen Gegenstand, die Reise dreier Jungfrauen in der Begleitung eines Jünglings nach einem hohen Berge, nicht über die Natur hinaus hätte wichtig machen wollen, und darüber Himmel und Erde in Bewegung gesetzt hätte, wodurch der Ernst in der Behandlung öfters ans Possierliche streift, und zuweilen gar den Anschein einer halbversteckten, das wahre Epos heimlich belächelnden, Parodie bekommt. Mehr leicht, mehr scherzhaft oder rein-naiv behandelt, würde der Gegenstand in gediegener Lauterkeit und unbescholtener Anmuth besser als ein Ganzes gewirkt haben; so kann man oft im Genuße des Einzelnen nur sagen: es ist geistreich, es ist witzig, es ist unterhaltend! Bey den Hauptschönheiten dieses Gedichts, den Naturbeschreibungen, die so herrlich gelungen sind, daß sie auch bey dem mit der Schweiz unbekannten Leser Vorstellung und Empfindung zugleich erwecken, verweilt man zwar immer mit Vergnügen, aber man ist nicht selten in Gefahr, das Schicksal der Wanderer und ihre Herzensangelegenheiten und also das Epos selbst darüber zu vergessen. Da die durchherrschende Fremdartigkeit der einzelnen Theile sich auch, wie zu erwarten, im wechselnden Ton der Erzählung, ja selbst in einzelnen Ausdrücken zurückspiegelt: so fragt sich zunächst, ob der Dichter darin seine Fehler bemerkt, und hier, wo es noch am thunlichsten war, die Ungleichheiten geebnet habe. Und mit Vergnügen bemerken wir hier überall die bessernde Hand. Manches, das zu derb, und wohl gar platt war, spricht jetzt feiner und gelinder, und im Einklange mit dem Übrigen an; manches Gefuchte und Gezierte hat dem Bequemen und Leichterem Platz gemacht, und manches hat mehr Bestimmtheit und Klarheit erhalten. Der fuhrobwaltende *Poßgott*, Mercur, ist schicklicher in *Kaufgott* verwandelt. Die Jungfrauen fanden vorher in dem Zusammenseyn mit dem Jünglinge nichts *Widriges*, jetzt deutlicher: nichts *wider den Anstand*. Der *ohranspitzende* Nordfrank begnügt sich jetzt, bloß der *sorgsamlauschende* zu heißen. In den *Bären* und *Bärinnen* erkennen wir nun die *Berner* und *Berninnen*. Wohlklingender statt: *Sie, die Gneckete*, beginnt hier ein Vers von der *Myris* mit: *Jen' Unschuldige*. Schöner winkt jetzt ein *purpurner* Kirschbaum, als vorher ein *rubinener*. Würdevoller prangt

Staubbachs Nebelgestirn in des Vollmonds farbigem Bogen

als vorher hingleitend in dem farbigen Bogen des Vollmonds. Natürlicher ist: *Der blühende Rasen für: Der blühende Standpunct.* Getreuer dem gewählten bildlichen Ausdrucke steht jetzt: Die Schranken des Daseyns lassen nur *Strahlen* (vorher *Blicke*) des Göttlichen zu, nicht *Tage* der Götter. Bey der Scene des Haaraufwickelns (unwürdig eines solchen Sprachaufwandes) sagte vorher ein witzelnder Ausdruck: Nordfrank, dessen Manuscript hierzu verbraucht wurde, habe sich gefreut: *so durch die Grazien selbst zum Druck sich befördert zu sehen.* Besser und poetischer lesen wir jetzt: *Schon im Entwurf sein Gedicht zu sehn den Grazien dienstbar.* — Doch vergebens erwartet man, daß der Vf. durch eine solche Anwendung der Feile auch die übrigen, wenigstens die meisten Unebenheiten dieser Art werde weggeschafft haben. Mitten in der ersten Beschreibung eines schönen Morgens nehmen sich die *Auroragardinen* noch immer possierlich aus. Das *ringsbetute* Köpfchen, erst neu hinzugekommen, ist nicht minder anstößig. Der *schlafentammete* Nordfrank schläft noch immer *wie ein Dachs*; und Myris würde ein *Gedicht, das dergleichen enthielte, aus dem Fenster werfen.* So steht oft neben den hochtrabendsten Worten die einfachste Prosa, und an Härten und an schwerfälliger Sylbenhäufung fehlt es auch nicht. Dahin rechnen wir: *gletscherentstürzender Flut* (vorher *jenes entgletscherten Bachs*), Schlund des dröhnenden *Felsbetts*, und Verse wie dieser:

Ringsumdonnert, im Hurnigelfturm schneefstrudelnder Wirbel.

Oft hat Metrum und Rhythmus, aber nicht immer ohne Nachtheil für den Inhalt, gewonnen; für Trochäen sind häufig Spondeen gesetzt, und manche Sylben richtiger gewürdigt; z. B. für *Jungfraugewinkte* lesen wir jetzt *Himmelgewinkte*, besser für den Vers, aber undeutlicher für den Inhalt. Auch manche Sprachfehler sind berichtigt, z. B. kaum *fortgleitet* durch: kaum *glitt fort*; von Wonne *zur Wonne* durch: von Wonne *zu Wonne*, von Stufe *zu Stufe*; aber noch viele sind geblieben, die man dem Dänen zu Gute halten muß, z. B. *geborgt* für *geborgen* (gerettet, wohlbehalten); Befiegung der feindlichen *Nöthe*; bey jedem *besonderen* oder *einzelnen* Zug, und dergl. mehr, so daß also dieses Gedicht eben so wenig auf Reinheit und Richtigkeit der Sprache, als auf Gleichheit des Tons, Anspruch machen kann.

Hie und da, doch bey weitem nicht in dem gehörigen Masse, ist dieser Ungleichheit und diesem Mißverhältnisse des Einzelnen in der Verbindung des Ganzen durch Änderungen, *Umstellungen* und *Zusätze*, abgeholfen, wie eine genaue Vergleichung der einzelnen Gefänge zeigen wird. Weggestrichen ist sehr wenig, aber desto mehr, besonders gegen das Ende, hinzugekommen. — Im *ersten* Gefange verdient der Zusatz von der *Jungfrau*, dem Berge, wohin die Wanderung geht:

Venus Uranias Sitz, seitdem, geflüchtet aus Hellas,
Griechische Götter bewohnen den Kranz teutonischer Felshöhen

als Vorbereitung auf die befremdende Einmischung der griechischen Götter alles Lob. Das Einwirken des Hermes, von dem man am wenigsten einsieht, warum er sich so sehr um drey wandernde Jungfrauen bekümmert, wenn auch das Geld des Alten einigen Reiz für ihn hatte, wird im *zweiten* Gefange durch ein paar Gründe mehr unterstützt. Indem er die Abfahrt verhindert, heist es noch besonders von ihm:

Selten den Dichtern geneigt, und feind besonders dem Nordfrank.

Aller Dämonen des Himmels ist er der welchichste Dämon. Vortheilnehmendes, sichern Gewinn berechnendes Streben Schützt er allein, abhold dem erhabneren Fluge der Menschheit.

Zeus Eilbote, beständig im Flug vom einen zum andern, Kennt er nicht Rast noch Ruh, und, geplagt selbst, plagt er gefühllos.

Auch die Reise selbst in Gesellschaft des Jünglings sucht der Dichter dadurch noch mehr zu begründen, daß er den Vater der Mädchen deutlicher den Wunsch äußern läßt, ihn zum Eydam zu bekommen. Doch geht dies Motiviren bis ins Kleinliche, wenn dem Zureden des Vaters zur Reise noch als Grund beygefügt wird: nachdem ein göttlicher Traum ihm solches ans Herz *noch näher* (!) gelegt. — Im dritten Gefange wird nach der Unterredung der versammelten Götter ein Loblied der Musen, womit sie den Donnerer für die Nachsicht gegen den *himmelftürmenden* (!) Nordfrank preisen, unnöthig zugegeben. Auch erhält Homer die Aufforderung, die Entstehung der Alpen zu singen. Dies war unseres Erachtens weit schicklicher in der alten Ausgabe vom begeisterten Nordfrank selbst im neunten Gefange geschehen, da er vom Eiger die ganze Schweiz überschaut, und durch seine kraftvolle Beschreibung schon die Phantasie eines jeden Lesers zu einer solchen Dichtung (wo die emporkämpfenden Titanen zu Bergkolossen erstarren) entzündet und aufregt. Hier vernehmen wir die Dichtung nur als etwas Geschichtliches, das von einer entfernten Sache erzählt wird, und noch dazu als förmliche Episode. — Im *vierten* Gefange, wo Hermes als Fliege, und Eros als Schmetterling sich zu den Schlafenden begeben, um in dem Herzen Nordfranks Liebe zur Myris anzufachen, wundert es uns, die Fliege so ganz müßig und überflüssig, und nicht *dazu* wenigstens angewandt zu sehen, daß sie den schlummernden Nordfrank am Morgen früher aufweckt, damit er die Mädchen desto gewisser noch schlafend finde. So ist die Verwandlung Merkurs und seiner Reise durch die Luft ganz zwecklos. — Aber eine bessere Eintheilung hat der Vf. getroffen, indem er diesen vierten Gesang, der mit jener Morgenscene und dem Aufbrechen zur Reise beginnt, durch die Gefahren auf der See bis zur glücklichen Landung fortgehen läßt, so daß der fünfte Gesang der früheren Ausgabe hier gleich mit eingeschlossen ist, und die Wasserfahrt nun keine Unterbrechung leidet. Der ganze sechste Gesang macht demnach jetzt den *fünften* aus. Dafür ist aber der siebente Gesang der alten Ausgabe wie-

der getheilt, und die erstere Hälfte füllt den *sechsten* Gefang der neuen Bearbeitung, wodurch die Zahl wieder ins Gleiche kommt. Der Dichter gewinnt dadurch die besondere Aufmerksamkeit für das Schicksal der beiden Liebenden, die wir im Anfang des *siebenten* Gefanges durch den Schwindel in Gefahr gerathen, und am Ende durch einen Bergsturz gerettet sehen, so daß dieser Abschnitt nun für sich die Benennung vom *Schwindel* führen kann, welche Dichtung in diesem Buche unter allen die originelleste und schönste ist. Der Anfang des achten Gefangs in der älteren Ausgabe fällt dadurch an den *siebenten* in der neuen zurück. Andere bedeutende Aenderungen und Einschaltungen haben wir hier weiter nicht bemerkt, ausser eine kleine hinzugefügte Aeußerung, die der Dichter zur Rechtfertigung des gebirgskundigen, nicht aufs Gerathewohl führenden Nordfrank für nöthig befunden. Er schließt damit den *sechsten* Gefang, nachdem der Führer bey der gefährlichen Stelle die beiden älteren Mädchen schon glücklich hinübergetragen, also:

Hat' er doch stets vom ersten Beginn der klimmenden Wallfahrt
Jen' entsetzliche Stelle mit Grund gefurchtet; und nie war
Wegen derselben (!) sein Herz ganz angstlos. Aber wiejetzo
Schon mit der Schrofte vertraut, und erprobt sein sicherer

Fuß war
Eilt' im Triumpf er entgegen dem Lohn der siegenden
Kühnheit

Ueber den Sturz, den er kaum mehr anfaß, tanzend mit
Leichtsin.

Also schwebte dahin an der einsam harrenden Myris
Wonnebeflügelt, ein Gott, der jetzt schon selige Jüngling.

Der *achte* Gefang beschäftigt sich besonders mit dem Aufsteigen zur Jungfrau; in der alten Ausgabe nahm dieß nur die Mitte des achten ein. Der *neunte* enthält das Ende des achten und den Anfang des neunten, und hat, wieder mit mehr Einheit, das Heruntersteigen und Einkehren der Wandernden, das Einbrechen der Nacht und die Entfernung Nordfranks von den Jungfrauen zum passenden Inhalt. Ein Zusatz findet sich hier, der das Entzücken über die Nacht ausdrückt, dem es aber bey überströmendem Gefühl an Klarheit fehlt.

Jene, die Holden zugleich, und der Holden seliger Führer
Fühlten nicht mehr die Beschränkung der Zeit. Entfesselte

Schwebten sie jetzt auf den Flügeln der Nacht, in der Stille
des Aethers

Rings umweht von dem Odem der Ewigkeit. Leuchtende
Wellen

Wogen auf leuchtenden Wellen heran, entsteigend der Tiefe
Zahllos, mehrend die Fülle des nachtdurchblitzenden Licht-
meers;

Bis hoch über dem Flug des Hinaufblicks, Sonnen an Sonnen,
Schlugen zusammen des Sternozeans hellfunkelnde Wogen.
Schauder ergriffen die Staunenden tief anbetenden Seelen,
Heilige, himmlische, göttlichen Hauchs, wie jetzt in der
Alpnacht

Stiegen empor, durchleuchtend das All, des Ewigen Tage.

Zwey Gefänge sind ganz neu hinzugekommen, nämlich der *zehnte* und *elfte*; die nur wenig aus dem neunten gelegentlich in sich mit einschließen. Auf diese Weise ist das Gedicht durch eine andere Ein-

theilung und durch Zusätze von ~~dem~~ Gefängen zu zwölfen angewachsen. Der *zehnte* schildert eine nächtliche Zusammenkunft Nordfranks mit der Myris, und darauf (zum Theil aus dem neunten Gefange) das Erklimmen des Eigers. Sehnsucht treibt den nächtlichen Wanderer nach der Hütte seiner Myris zurück. Myris, besorgt um ihren Geliebten, tritt zur nämlichen Zeit aus der Hütte,

Einsam zu wagen den nächtlichen Gang, an jenen, der einsam
Hoch dort wandelte, denkend an sie (das wußte sie,) denkend.
Dacht' es; und schwebte dahin u. s. w.
So nun machten zur selbigen Zeit die nämliche Runde
Beide Liebende dort auf der mondumflimmerten Sennalp.
Er rechts hin, sie links, im weiteren Kreise die Hüttchen
Er und im engeren sie, umwandelnd, nicht sich belegend.

in der dritten *Kehr*, heisst es weiter,

sey's irgend ein Zauber;
Blindentziehender Kraft, sey's Zufall oder auch Fügung,
Lenkt er im Umgehen ein, und sie zur selbigen Zeit aus,

und da treffen sie sich. Er erblickt sie zuerst, wie sie knieend für ihn betet, und sinkt nun auch gleich für sie mit denselben Worten betend auf die Knie, an der Knieenden Seite.

Alles dieses mit den nachfolgenden Herzensergießungen dünkt uns weder der Einfachheit einer Idylle, noch der Würde des Epos angemessen, besonders, da gar keine äußeren Umstände oder Schwierigkeiten eine solche nächtliche Zusammenkunft nöthig oder wichtig machen. Die vorige zarte und jungfräuliche Behandlung dieser Liebe gab dem Verhältnisse der Liebenden einen eigenthümlichen Reiz, der nun in den reichlich ausströmenden Worten fast ganz verschwimmt. Angenehm - überraschend war vorher ihre Verbindung bey dem plötzlichen Erscheinen der Ältern, wo der anfängliche Traum des Vaters am Schlusse schnell in Erfüllung ging, und die letzte Scene als ein liebliches Bild in der Phantasie des Lesers zurückblieb. Dieß ist jetzt alles anders. Im *elften* Gefange werden wir noch umständlich von der Nachreise der Ältern unterrichtet, welches als ein geschichtliches Nachholen nur die Aufmerksamkeit zerstreuet, und keinesweges als eine poetische Darstellung wirken kann. Dazu kommt noch, daß nach dem glücklichen Zusammentreffen alter Personen, der endlichen Verbindung so nahe, Nordfrank erst seine nächtliche Wanderung nach dem Eiger (die vorher in ihrem natürlichen Zusammenhange blieb) episodisch erzählen, und Myris dabey erst noch öfters ihre Liebe verrathen muß, ehe man beide einander zuführt. Dieß letztere aber geschieht dann so feyerlich und mit so stattlichen Verwandlungen und festlichen Aufzügen, daß man am Ende eine förmliche Oper mit ihrem Pomp und Schlussschönen zu sehen glaubt. Den Vf. muß wohl selbst auch eine kleine Ahnung von dem Ungebührlichen dieser Ausdehnung und dieser Umständlichkeit angewandelt haben, denn er läßt den erzählenden Nordfrank einmal sagen:

Doch was gedenk ich ermüdend des blindumtappenden, wilden,
Aufwärtsstrebenden Gangs? Lang schien die Mühe mir, endlos;

Endlos lang auch schien den Hörenden, traun! die Erzählung.

Auch seine Zurückkunft zu den Jungfrauen beschreibt er diesen noch ausdrücklich, und schließt damit also:

... mir herab entgegen stürzten die Schwestern,
Heil, Heil! rufend, Triumph! das Triumph nachhallen, und
Heil, Heil!

Alle Felsen umher. Doch, genadt der holden Umarmung,
Sank in Betäubung ich hin zu dem Fuß der ewig Geliebten.
So durch Marter der Höll' erkaufen die himmlische Wonne
Sterbliche! solches ist endliches Loos; so wollte das Schicksal:
Stets nur Thränen entblühen die duftendsten Blumen des Lebens!
Denn nichts gleicht der Entzückung, in welcher ich, plötzlich
entblendet,

Plötzlich geweckt von dem nichtigen Traum, vor Wonne dahin-
sank! (als er näm-

lich den Vater, den er in der Ferne für seinen Neben-
buhler gehalten, erkannte.)

So nur stirbt, der unsträflich gelebt, den seligen Scheintod
Seiner Befreyung, so fährt im Triumph die Tugend gen Himmel.
Was jetzt meiner auch harret, soll auch die letzte der Wonnen
Dieser mir seyn, nicht murr' ich; ein Augenblick, wie mir der war,
Lohnet ein Leben voll Qual, und erkenntlich segn' ich mein
Schicksal.

Hier hat unstreitig der Dichter seinem Gemälde, das
sicher nicht dazu angelegt war, ein zu dunkles, pa-
thetisch-ernstes Colorit gegeben; die Abstufungen der
Farben sind zu grell, und das Ganze büßt darüber
einen Theil seiner anfänglich anlockenden Freundlich-
keit ein. Wie dagegen die Schlusparthien zu blen-
dend hervorgehoben sind, davon mögen folgende
Stellen zum Beweise dienen: Andros von Bonal

Sprach's; und das Zeichen nunmehr angehend, stiefs er ins
Hifthorn,

Das um die Schulter ihm hing, mit Gewalt: laut tönt' es, und
dreymal

Kehrte der Schall hohlmurmeln'd sogleich, als weckte der Nachhall
Sämtliche Töne der Alpen, erklang im ätherischen Luftraum
Fern um die Sennt' ein beginnendes Chor vieltältiger Stimmen.
Pfeifengeziller, im Hall antwortender Hörner, und sanft drin
Wechselgesang ringsher von Jünglingen, Mädchen und Kindern
Wirbelte näher und näher, u. f. w.

Bald darauf winkt er zum zweytenmal, und es tre-
ten Hirten und Hirtinnen mit Kränzen herein. End-
lich, da er die Hände der Liebenden vereinigt hat,
heißt es:

Aber es gab noch das dritte der festlichen Zeichen der Vater:
Plötzlich begonnen die Hörner umher, und die trillernden Pfeifen,
Tanzmelodien. Die Hirtin ergriff der Hirt, und die Gattin
Fasste der Gatt', und das Bräutchen der Bräutigam; aber die
Kinder

Schwangen einander, das erste das best', in freud'gem Umdrehn;
Und unschuldig wie sie, herzfroh der zärtlichen Freundschaft,
Und der Natur, der gemeinsamen Wonn', und der eigenen
Freyheit,

Drehten sich Cynthia, selbst, und die lilienarmige Dafne,
Beide noch wunschlos; aber gewünscht von jeglichem Jüngling.
Ganz bis zum Ende des Tags, auf der weitmuschauenden Sennalp,
Wechselten Tanz und Gesang, und des Mahls gefellige Labung.
Und so krönt' ein dreyfaches Fest, voll Wonnen der Unschuld,
Nordfranks siegende Treu', und der Grazien Wandrung zur
Jungfrau.

Damit schließt dieses zu sehr erweiterte, übrigens
mit herrlichen Schönheiten ausgestattete Gedicht, von

dessen veränderter Gestalt das Urtheil dahin ausfällt,
dass es durch Verbesserungen einzelner Ausdrücke,
durch kurze Einschaltungen, und grösstentheils auch
durch neue Anordnungen und Abtheilungen, aber
nicht durch die Ausführlichkeit der langen Zusätze,
gewonnen hat. Indess großes Unrecht würde es seyn,
wenn jemand darüber die glänzenden Vorzüge dieses
Products verkennen, und, durch Bedenklichkeiten
geschreckt, sich undankbar von der Betrachtung und
dem Genuße des Schönen wegwenden wollte. T. Z.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

GERA U. LEIPZIG, b. Heinsius: *Die Ruinen von Her-
kulanum und Pompeji, nebst dem ehemaligen und
gegenwärtigen Zustande des Vesuv.* Von Cajetan d'Ancora, Mitglied der herkulanischen Aka-
demie und Prof. der griechischen Sprache auf
der königl. Universität zu Neapel, aus dem Ita-
lianischen übersetzt, von C. A. Behr, Regierungs-
secretär zu Gera. Nebst zwey Karten. Ohne Jahr-
zahl. XVI u. 183 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Nicht ohne Vergnügen hat Rec. diese Schrift durch-
gelesen. Denn der Gegenstand, den sie behandelt,
ist von solcher Art, dass er jeden Liebhaber der Al-
terthumskunde interessiren muss; und obschon übrige-
ns das Büchlein — zum Leitfaden für Reisende,
welche Herkulanum und Pompeji besuchen, geschrie-
ben — dem Sachkundigen keine volle Befriedigung
gewähren mag, so enthält es doch viele schätzens-
werthe und zum Theil wenig bekannte Nachrichten,
wodurch denn auch das Unternehmen der Überse-
tzung desselben entschuldigt wird.

Der Inhalt des Ganzen ist in 4 Kapitel eingetheilt,
von welchen das erste die Geschichte von Herkulá-
num abhandelt, das zweyte Nachrichten über die
merkwürdigsten daselbst gemachten Entdeckungen
enthält. Im 3 Kap. findet man historische Notizen
über Pompeja, und im vierten Anzeige von den merk-
würdigsten daselbst ausgegrabenen Alterthümern.
Gute Nachrichten über den Vesuv nebst einem Ver-
zeichniß der vornehmsten Ausbrüche desselben ma-
chen den Beschluss.

Auf irrigte Angaben sind wir nirgends gestossen;
wie wären auch dergleichen von einem Manne wie
Don Cajetano d'Ancora, der an Ort und Stelle lebte
und schrieb, and an Kenntnissen nicht arm ist, zu er-
warten? Allein Leser von Geschmack würden ihm
allenfalls den grössten Theil der gelehrten Mühe, die
er sich um Ableitung der Namen von Herkulanum,
Pompeja und vom Vesuv gegeben hat, gerne nach-
gesehen, und dafür etwas umständlicheren Bericht
über die in den beiden verschütteten Städten entdeck-
ten Kunstwerke gewünscht haben.

Von den beiden auf dem Titel bemerkten Karten
stellt die erste den ganzen Meerbusen von Neapel nebst
allen um denselben herliegenden Orten dar; die
zweyte, topographische Grundrisse der Ruinen von
Herkulanum und Pompeja.

— y — H.

F O R T S E T Z U N G E N.

Hamburg, b. Hoffmann: *Materialien zu neuen Anschau-
ten für die Erfahrungs- Seelenkunde und andere physische
Gegenstände.* Von L. P. G. Happach. 1805. Drit-

tes Stück. 133 S. 1807. Viertes Stück. 268 S. 8. (2 Thlr.
12 gr.) Siehe Recension der zwey ersten Stücke. 1805.
No. 162.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 S E P T E M B E R, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

PASSAU, b. Ambrosi: *Über den dermaligen Zustand der österreichischen Monarchie, besonders in Hinsicht des umlaufenden Geldes, des Papiergeldes, des auswärtigen Wechselcurses und der Staatsfinanzen* von K. S. P. Erfter Theil. 1804. XVI und 223 S. 8. (1 Thlr.)

Mit vielem Dank würde man ein Buch aufnehmen, das über die Gegenstände, welche der Titel dieses Werks nennt, eine befriedigende Auskunft gäbe, da die Kenntnisse, die man sich davon aus öffentlichen Verordnungen und Vorfällen, die zu jedermanns Kunde kamen, zu verschaffen im Stande war, so wenig befriedigend bleiben mußten. Auch würde sich gewiss ein für die Theorie und Praxis belehrendes Buch darüber schreiben lassen, wenn dessen Vf. mit den nöthigen historischen Daten ein geläutertes Urtheil, und mit der erforderlichen Freyheit des Geistes und der Rede, eine richtige theoretische Einsicht verbände. Rec. hat aber weder das eine noch das andere in diesem Buche gefunden. Keine genauen historischen Data kommen vor, die nicht jedermann bekannt wären, und bey manchen guten, theoretischen, jedoch ziemlich allgemein schon jetzt verbreiteten Grundsätzen, zugleich auch höchst unvollkommene und irrige Vorstellungen. Der Vf. ist ein Privatmann, der von der Regierung nicht mit den nöthigen Nachrichten unterstützt ward, wie denn dieß nicht anders bey der Ängstlichkeit und dem geheimnißvollen Wesen dieser Regierung zu erwarten war. Gleichwohl halten wir dafür, daß der Staat und der Staats-Credit dabey gewinnen müsse, wenn mit mehr Offenkundigkeit verfahren würde. Solange dieß aber nicht geschehen ist, so lange werden auch die Abhandlungen der Privaten über diese Gegenstände sehr unvollkommen ausfallen müssen. Indess glaubt Rec., daß ein Österreicher über die Organisation der Schulden, wenn er auch keine Zahlen angeben könnte, ausser den allgemeinen, auf gut Glück angenommenen, dennoch aus den Verordnungen und öffentlich ergriffenen Mafsregeln leicht etwas befriedigenderes hätte geben können, als hier geleistet wird.

Ausser einer Einleitung wird S. 1—49 von den europäischen Staatenverhältniffe, der politischen Lage Österreichs, der Bevölkerung dieses Landes und der deshalb aufzustellenden Heeresmacht gesprochen.

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Dießes alles ist äusserst einseitig und unvollkommen. Seit Jahrhunderten, hebt der Vf. an, stand die österreichische Monarchie als der wichtigste Staat Europa's da. Das ist aber gar nicht und zu keiner Zeit der Fall gewesen. Der Vf. schrieb nach dem lüneviller Frieden, und er meint, daß das Unglück, welches Österreich betroffen habe, nur vorübergehend sey, wenn man auf die eigentlichen Quellen der Macht, Bevölkerung und Reichthum, sehe. Denn Frankreich möge zwar wohl 4—5 Millionen mehr Menschen haben, aber sein National-Reichthum sey gar zerrüttet, es habe einen grossen Aufwand zu machen, die Regierung stehe nicht fest, und Rußland könne nie eine so wohl organisirte Heeresmacht als Österreich aufstellen; nur ganze Horden wilder, undisciplinirter Krieger; und es habe keine baaren Schätze! Dieß heisst doch wahrhaft die politische Welt aus einem recht patriotisch-österreichischen Gesichtspunct ansehen. Es wird nicht nöthig seyn, mehreres anzuführen. Eine interessante Notiz kommt S. 30 in einer Note vor. Die Verordnung, daß Verheirathete von der Conscription im Österreichischen frey seyn sollten, veranlasse, daß junge Männer betagte Frauen heiratheten, um nach ihrem Tode sich durch die Ehen mit jungen Mädchen schadlos zu halten, welche dann oft eben so unfruchtbar, als die ersten würden. In einem kleinen Landstädtchen ohnweit Wien zählte der Vf. gegen vierzig solcher unfruchtbaren Ehen. — Wenn die grossen Privilegien des Adels, und die drückende Aristokratie in Ungarn, als eine Hauptursache mit Recht angeführt wird, daß dieß Land nicht ist, was es billig seyn sollte, und wozu es die Natur bestimmte: so hätte billig auch nicht vergessen werden sollen, wie viel die drückenden Handelsmonopole der deutsch-österreichischen Lande, und die Beschränkung eines freyen Verkehrs, welche die Ungarn vorzüglich trifft, und unter den obwaltenden Umständen vielleicht treffen mußte, zur Hervorbringung jenes Phänomens beytragen. Wie schwer es aber auch seyn mag, diesem Übel abzuhelfen: so wird es doch gewiss der Weisheit der Regierung, wenn sie die Ungarn an der rechten Seite faßt, und ihren Wünschen frey und offen entgegen kommt, nicht an Mitteln fehlen, glücklichere Verhältnisse herbeizuführen. — Von S. 49—57 wird von den Grundsätzen des Nationalreichthums und deren Anwendung auf die österreichische Monarchie gehandelt. Hier ist Wahres und Falsches gemischt, Rec. kann unmöglich Satz vor Satz verfolgen. Das baare Circulations-Medium nennt der Vf. den reprä-

Q q q

sentativen Reichthum, und die Handelsbilanz entscheide darüber, ob dieser zu- oder abnehme. Aber wie, wenn man nun ein unverhältnissmässiges Papiergeld ausgiebt, wird dann baares Geld bleiben, die Handelsbilanz sey wie sie wolle? — Von S. 75 an wird vom umlaufenden Gelde und dem Papier gehandelt. Der Vf. meint, das baare Geld sey vorzüglich deshalb nöthig, um Krieg mit Glück zu führen. Der bekannte Satz Friedrichs II., daß der als Sieger aus dem Kampf scheiden werde, der den letzten Thaler in der Tasche habe, hat in unseren Tagen doch auch seine Bestätigung gefunden. — Im auswärtigen Zwischenhandel sind nur Gold und Silber die allgemein angenommenen vollständigen Tauschmittel (S. 78). Was heisst hier Zwischenhandel, und wird kein Papier im auswärtigen Verkehr gebraucht? Die bekannte Entstehung der Wiener Bankzettel von dem J. 1762 und 1785 kommt S. 81 vor, auch daß Österreich nach dem siebenjährigen Kriege eine Schuld von 150 Mill. Geld gehabt habe. Wie groß die Vermehrung jener Zettel in den neueren Zeiten, besonders durch die Emissionen von dem J. 1796 und 1800 geworden, giebt der Vf. nicht an, und niemand weiß es genau, als die höchsten Beamten, welche dieß Geschäft besorgten. S. 87 heisst es: innerhalb der Grenzen der österreichischen Monarchie werde das Papiergeld nur durch Gesetze in seinem vollen Nominalwerthe erhalten, und müsse es in allen öffentlichen und Privatzahlungen ohne Unterschied angenommen werden, im Auslande bestimme seinen Werth der Wechselkurs. Freylich ist dem ungefähr so, jedoch nicht ganz. Alles ist auch im Inneren theurer geworden, und trotz des Gesetzes hat Rec. nie Schwierigkeit gefunden, in jedem Augenblick im Inneren sein Geld gegen Papier nach dem Wechselcourse umzusetzen. Von S. 66 — 149 wird vom ausländischen Wechselcourse, dessen Einwirkung auf die Nationalwohlthat, von den Vortheilen und Nachtheilen des Papiergeldes gehandelt. Auch hier ist viel Bekanntes und Wahres mit vielem Irrigen vermischt, und fast nirgends eine scharfe Bestimmung der Begriffe, oder richtige Wahl der Worte. Aus dem Wechselcourse mit Sicherheit über die Handelsbilanz zu schließen, ist bey einem Staate, wie Österreich, das solche unselbige Papiermenge, und wo die Regierung so viel an Zinsen ins Ausland zu bezahlen hat, gewiss eben so verwegen, als aus den Zollregistern darüber zu urtheilen. Durch das Papier und den schlechten Wechselcourse würden mehr österreichische Güter, als vordem, ins Ausland abgesetzt, und auch die Regierung gewinnen, indem sie die Zinsen für die Staatsschuld dem Ausländer gleich dem Inländer in Papier bezahle, und der erste dadurch leide. Dabey wird in einer Note bemerkt, Österreich sey von jeher gewohnt gewesen, seine eingegangenen Verbindlichkeiten mit größter Gewissenhaftigkeit zu erfüllen, und die Klagen der Ausländer, daß sie soviel bey den zu erhebenden, in Papier ausgezahlten Zinsen für ihre Kapitalien verlören, möge die Regierung wohl vor-

züglich veranlassen, alles aufzubieten, um diesen schlechten Wechselcourse zu verbessern! Dagegen ist von dem Vf. nicht bemerkt, daß man sich das Arosiren erlaubte, und die versprochenenmaßen in Conventionsgeld zu bezahlenden Zinsen in Papier zu entrichten anfang, zu einer Zeit, da dieses bereits wenigstens um ein Drittel oder Viertel, verglichen mit barem Gelde, verlor. — Der schlechte Cours wirke als eine Auflage auf die Einfuhr fremder Güter. Auch Smith wird angeführt, um zu erhärten, daß der Ueberfluß an Geld allein keine Theuerung veranlasst, Freylich thut dieß das baare Geld nicht; welches nicht gezwungen im Lande gehalten wird; das unmässige Papier aber veranlasst die Theuerung allerdinges. — England würde, heisst es ferner, ohne sein Papier nicht seyn, was es ist; aber, guter Gott! welch ein Unterschied ist doch auch zwischen diesem und dem österreichischen Papier. Die Verbote der Ausfuhr der rohen Producte seyen treffliche Mittel zur Hülfe gegen die Theuerung; das Steigen der Preise der ersten Bedürfnisse käme allein vom Wucher her; darum werden große Vorrathshäuser und den Getreidehandel mit dem Auslande zum Staatsmonopol zu erheben, empfohlen. „Man sollte fast folgern (S. 124), daß durch Schaffung einer noch größeren Menge Papiergeldes der Wohlstand der österreichischen Monarchie befördert werden könnte!“ Auch das wird als ein Vortheil des Papiers gerechnet, daß die Regierung nun einen so schönen baaren Schatz habe sammeln können; dagegen erhält sie dann plötzlich durch ihre Einkünfte nur halb den Werth als ehemals. So viel von den Vortheilen; dann von den Nachtheilen des Papiergeldes, die aber jeder, der nur oberflächlich mit der Sache bekannt ist, viel umfassender darstellen könnte. — Von S. 149 — 205 vom Staatskredit, den Schulden und dem Einkommen der österreichischen Monarchie. S. 149: Bey den verschiedenen europäischen Handlungs- und Agio-Banken befolgte man fast durchgängig den Grundsatz, daß eben so viel reines Silber und Gold in der Bank liegen mußte, als die in Umlauf sich befindenden Noten betrugen. Welche Verirrung! Was stellen denn Agiobanken für Noten aus, und wenn haben Circulationsbanken so viel baares Geld gehabt, als der Werth der im Umlauf sich befindenden Noten betrug? So geht es aber immer fort. Nun heisst es gar, daß so eine gewaltige Bank, wie die Wiener, für ein so ungeheures Land unmöglich viel baares Geld stets vorrätig haben könne, um immer die Noten zu realisiren, daher soll sie — in Getreide realisiren, zu mässigen Preisen! Bey solchen Vorschlägen kann auch bey dem gewissenhaftesten Rec. die Versuchung entstehen, das Buch zuzumachen. — S. 172. Die englischen Staatspapiere ständen niedriger als die österreichischen; dieß ist, soviel dem Rec. bewußt, auch da es der Vf. schrieb, nicht der Fall gewesen. Er hat ohne Zweifel den Stand der 3 Procent Stocks mit den 5 Procent tragenden österreichischen Staats-Obligationen verglichen. Aber zwischen einer Rente von 3 und 5 Procent ist ein Unterschied.

Jetzt stehen die englischen, 3 Procent tragenden, um vieles besser als die österreichischen, welche 4 Procent geben, jene über 60. diese nur über 40. Was über das Wucher-Patent bemerkt wird, ist ganz gut. Mit Hülfe des Tilgungsfonds würden die Schulden in 20 — 25 Jahren bezahlt seyn; wir wünschten eine Berechnung deshalb zu haben. Aber diese Zeit ist unserem Vf. zu lang. Mehr Papier noch ausgehen, die inländischen Schulden zu hohen Procenten aufgenommen damit abzahlen, und die grossen Hilfsquellen anstrengen, die dieser Monarchie zu Gebot stehen, das wäre die rechte Hülfe, meint er, und über diese Ressourcen soll der zweyte Theil demnächst das Weitere mittheilen. Angehängt ist eine kürzere Berechnungsart eines Staatschulden-Tilgungsfonds.

S.

ÖKONOMIE.

DARMSTADT u. GIESSEN. b. Hoyer: *Untersuchungen über den Werth des Holzes, und über die Wichtigkeit der Holzersparung* von C. Kröncke. 1806. VIII u. 136 S. in 8. (16 Gr.)

In der Vorrede und Einleitung zeigt der Vf. die Veranlassung zu dieser Schrift, und die Ansicht, nach welcher sie genommen werden soll; nämlich: „aus den — über den Naturalertrag der Waldungen vorhandenen Erfahrungssätzen, und den Resultaten der darauf gegründeten allgemeinen Berechnungen, das Mißverhältniß des sich ergebenden relativen Holzpreises, und die Nothwendigkeit und Wichtigkeit der Holzersparung bemerkbar zu machen.“ — Das 1ste Kapitel enthält Untersuchungen über den relativen Werth des Holzes. Der Vf. versteht hierunter das, was eine gewisse Quantität, z. B. eine Klafter (Brenn-) Holz gelten müßte, wenn der Waldboden bey der Holzzucht eben so eintraglich seyn sollte, als bey der Feldwirtschaft; und das Resultat davon enthält die erste Tabelle, S. 16. Im 2 Kapitel sind die Vorschläge enthalten: wie die Holzersparung im Großen zu bewirken seyn möchte. Diese bestehen 1) in Einführung holzersparender Ofen und Kochheerde, und 2) in Holzeinschränkungen bey dem Bauwesen. Das Resultat davon ist: daß damit sicher ein Viertel der gewöhnlichen Consumtion erhalten werden könne. Das 3 Kapitel handelt von der Wichtigkeit der Holzersparung. Der Vf. will behaupten, daß nach der Einführung der Holzersparniß von ein Viertel nunmehr ein Viertel der jetzigen Waldungen ausgerotter — und das Land urbar gemacht werden könne, und entwickelt die hieraus entstehenden Vortheile, als: 1) in dem Erlös für das abgetriebene $\frac{1}{4}$ Holz; 2) in dem Ertrage des gewonnenen $\frac{1}{4}$ als nunmehrigen Ackerlandes, und 3) in dem Lohne, der dabey verdient wird, für die zum Ackerbau erforderliche Arbeit, u. s. w. zu $\frac{2}{3}$ des rohen Ertrages gerechnet; mit Beyfügung eines Beyspiels auf die preussischen und alt-wirtembergischen Staaten. Dabey befinden sich zwey nützliche Tabellen, eine S. 70, welche den Bestand des Holzes auf 1 Morgen in Klaftern bey dem verschiede-

nen Alter und Boden des Waldes angiebt, um die Rechnung über die Ersparung des $\frac{1}{4}$ Holzes formiren zu können; und die andere S. 81, welche den mittleren Ertrag von 1 Morgen Waldung in Cubikschubben zeigt, und hauptsächlich zum Beweise dienen soll: daß es nicht rarhsam sey, das noch nicht baubare Holz bis zu seinem gehörigen Alter stehen zu lassen, und alsdann erst das $\frac{1}{4}$ Waldboden urbar zu machen. Das 4 Kapitel, enthält einige zur höheren Forstwissenschaft gehörige und aus den vorhergehenden Resultaten abgeleitete Folgerungen, u. s. w. 1) Eine Widerlegung des Satzes: daß die Aufsicht des Staats über die Privatwaldungen höchst schädlich sey, welcher Widerlegung hauptsächlich das von dem Vf. herausgerechnete Resultat: „daß der Preis des Holzes die Höhe nie erreichen könne, daß es gleich vortheilhaft sey, den Boden mit Holze oder mit Getreide zu bepflanzen,“ zum Grunde gelegt ist. Zu bemerken ist in diesem Abschnitte S. 95 das Resultat, das sich aus dem mittleren Holzbestande, als Kapital — und dem mittleren jährlichen Ertrage als Zins davon, ergibt; nämlich daß das im Holzbestande steckende Kapital sich zwischen 2, 4 und 2, 9 pro Cent: verzinsset. Sodann ziehet der Vf. noch einige Folgerungen aus der ersten Tabelle S. 16 in Absicht auf die Viehweiden in den Waldungen, jedoch ohne ein weiter bestimmtes Resultat, als: daß sie mit gehörigen Einschränkungen, der Waldung nicht zum Nachtheile gereichen — im gegenseitigen Falle aber, schädlich werden; daß aber auch Fälle eintreten können, wo die in landwirthschaftlicher Hinsicht berechneten Vortheile derselben, die Nachtheile, welche sie in forstwirthschaftlicher Hinsicht verursachen, überwiegen, mithin in Rücksicht auf das Nationaleinkommen, nicht abzuschaffen sind. Weiter hin wird aus gedachter Tabelle, mit Zuziehung der Hartig'schen Versuche über die Brennbarkeit der meisten deutschen Waldhölzer, die Frage beantwortet, welcher Boden am vortheilhaftesten zur Holzzucht verwendet werde; und welche Holzarten am besten im Großen erzeugt werden, u. s. w. bloß in Hinsicht auf das Brennholz, weil die dazu erforderliche Menge die größte ist. Das Resultat zeigt: Je schlechter der Boden ist, desto wohlfeiler kommt der Nation das darauf erzeugte Holz zu stehen, und hieraus ist noch eine nützliche Tabelle S. 120 berechnet, welche angiebt, in welchem Verhältnisse die Waldflächen, nach der Verschiedenheit des Bodens und der Holzart, zu einander stehen müssen, wenn die auf der einen wie auf der anderen Fläche jährlich zu fallenden Holzmassen, als Brennholz einerley Werth haben sollen. Der Vortheil zeigt sich hieraus für das Nadelholz, weil es mit schlechtem Boden vorlieb nimmt, und die Regel giebt, von dem damit bewachsenen Boden, nichts urbar zu machen u. s. w. Angehängt ist diesem noch eine Berechnung über den Ertrag des Weiden-, Erd- und Kopf-Holzes, in Verhältniß gegen das Buchenholz. Zuletzt folgen einige Bemerkungen über Hn. Hartig's angestellte Versuche über die Brennbarkeit der meisten deutschen Holzarten, und Zweifel über deren Zuverlässigkeit,

mit einigen Vorschlägen begleitet, wie sie anzustellen seyn möchten, wenn sie sicherere Resultate geben sollen.

Sämmtliche in dieser Schrift aufgestellten Resultate gründen sich auf die erste Tabelle S. 16. Der Vf. sagt gleich anfangs ausdrücklich: daß seine Rechnungs-Argumente aus den Hartig'schen Erfahrungstabellen über den successiven Waldbestand und Holzertrag, genommen sind, daß sich also die Resultate ändern, sowie etwa jene sich ändern. Dieses zu sagen, that er wohl, weil es hier mehr auf Formeln zur Rechnung als auf ohnfehlbare Resultate ankam. Aber in Rücksicht der Berechnung des Capital-Werthes und des Interesse-Gebens und Nehmens, hegt Rec. einige Zweifel. Er geht davon aus: daß allgemein die Forst-Wirthschaft in Bezug auf die Feld-Wirthschaft gehalten und betrachtet werden müsse; obgleich die wenigsten unserer jetzigen, sich vielleicht gelehrt dünkenden, Forst-Wirthe (anderswo sehr treffend Holzmänner genannt) noch darauf Rücksicht genommen haben; und billiget deshalb bis dahin, wo die *Perturbations*-Gleichungen aufgefunden sind, den von mehreren Kameralisten angenommenen Satz: „vor-erst die Waldnutzung so zu verlangen, daß es gleich viel sey, den Boden zu Wald- oder zu Feld-Bau zu nutzen.“ Denn abgerechnet, daß der Staatswirth wirklich so rechnen muß, so bekommt man damit wenigstens einen Anhaltspunct für die Rechnung. Nun rechnet der Vf. in der ersten Tabelle, in der 6 und 8 Spalte den Kapitalwerth zu 4 pro Cent.; das könnte wohl so seyn, wenn Geld ausgeliehen wird, und man könnte in den jetzigen Contributions-Zeiten wohl 6 pro Cent. setzen; aber hier, wo es Bezug auf Ackerland gilt, ist es offenbar zu hoch. Es gehören günstige Umstände dazu, wenn der Ertrag davon im Durchschnitt $2\frac{1}{2}$ pC. seyn soll. Man setze ihn also, um consequent zu verfahren, nach dem S. 96 berechneten Zins-Ertrage der Waldung von 2, 4 bis zu 2, 9 pC., auf $2\frac{1}{2}$ oder 3, und lasse, um bestehen zu können, die Factoren in der 10 Spalte nicht über 6 steigen, so werden die 9 und 11 Spalte ganz andere Resultate geben, und die Beyspielshalber für Preussen und Alt-Würtemberg herausgerechneten Vortheile um ein starkes herabbringen. So wie aber diese Resultate fallen, so fällt auch überhaupt der Grad der Wichtigkeit des Vorschlages: das ersparte $\frac{1}{4}$ Holz an seiner Fläche auszurotten, und zu Ackerland zu neh-

men (ohne jedoch der Wichtigkeit der Holzerparung im mindesten zu nahe zu treten). Es müßte hie- bey wohl vorerst Rücksicht auf die Bevölkerung zu nehmen seyn, weil nur eine beabsichtigte Vermehrung derselben für die Ausrottung stimmen könnte; wo diese Ursache aber wegfiel, was man auch annehmen muß, möchte das Hinaufrücken zu dem relativen Werthe des Holzes, wohl eher anzurathen und anwendbar seyn. Das richtige Verhältniß der damaligen Brennholz-Preise muß man zwar nach den Resultaten der vorliegenden Schrift verneinen. Aber da man bey der ganzen Sache, sowie überhaupt bey der Forstwissenschaft, nur von Erfahrungssätzen und concreten Beyspielen ausgehen kann: so muß man es auch für ein durch Erfahrung und Herkommen bestätigtes Factum nehmen, daß die Preise dormalen, den Handelsverkehr ausgenommen, so und nicht anders stehen können, da auch selbst der Vf. S. 19 es als Kategorie aufstellt: daß sie nicht erhöht werden dürften. Dieses führet auf einen wichtigen Unterschied in den Holzpreisen, ob es nämlich zum nothwendigen Landesbedürfnis oder zum Handelsverkehr nach aussen, consumirt wird. Wenn für den ersten Fall der Seitherige Preis bleiben müßte: so könnte für letzteren der relative geltend gemacht werden. Man will aus angestellten Berechnungen wissen, daß ein Staat genügend mit Holze versehen werden kann, in welchem die Waldungen $\frac{1}{4}$ seines ganzen Areals ausmachen. Sollte ein solcher Staat seine Waldung wohl besser und billiger benutzen können, als wenn ihm diese $\frac{1}{4}$ Waldfläche auch $\frac{1}{4}$ der Revenüe des Ganzen eintrüge, und — wenn das Wald-Areal mehr oder weniger ausmachte, und die Rücksicht auf die Bevölkerung beseitiget wäre, der Überschufs oder Defect nur als Handelsfache genommen würde?

Man sieht aus allen diesen, was für interessante Resultate sich aus der Art Berechnungen herleiten lassen, und daß der Vf. dieser Schrift, worin auch mancher Wink für Forsttaxatoren enthalten ist, etwas Lobenswerthes unternahm, daß er die Folgen der Forstwirtschaft und des Waldertrags, von dieser Seite in Betrachtung nahm, und sie — wenn auch hier nur allgemein in staatswirthschaftlicher Hinsicht, in Bezug auf die Landwirthschaft brachte; was Hr. von Witzleben schon vor mehreren Jahren zu beherzigen, empfohlen hat. Man wünscht ihm Zeit und Muße zu mehreren ähnlichen Abhandlungen. rZ.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Hartknoch: *Nadir Amida, König von Priem*. Trauerspiel in sechs Acten, von J. S. Siegfried. 1807. 180 S. 8. (1 Thlr.) Allen denen, welchen die Poesie als ein Erholungsmittel dient, und die wohlklingenden Versen, einer anmuthigen Bildersprache, mahlerischen Beschreibungen, affectvollen Reden und schönen Sentenzen, ungefähr wie einem angenehmen Musikstücke nach gethaner Arbeit, mit Wohlbehagen zuhören, ist dieses Trauerspiel vor vielen anderen recht sehr zu empfehlen. Es geht zwar mancherley darin vor, das ganz zu empfinden, und es ist zuweilen, als ob Gefühl und Phantasie sollten zur Theilnahme angeregt werden; allein die Thatsache zerstört sich selbst bald, und man schaut oder vielmehr

man hört — denn in der Regel wird bloß geschildert und beschrieben — den ganzen Verlauf der 6 langen Acte so ruhig und unbewegt mit an, daß man dabey füglich ein Nebengeschäft betreiben könnte. Nur einmal, am Schlusse des dritten Acts, wo Matala ihrem Vater ins Elend zu folgen beschließt, spricht etwas zu uns, das uns sagt, hier sind belebte Worte. — Dieses Urtheil ist keineswegs so gemeint, als zweifeln wir, daß es dem Vf. mit seinem Werke wahrer Ernst gewesen sey. Wir sind völlig vom Gegentheil überzeugt; aber eben so sehr auch davon, daß, indem er die dramatische Poesie versuchte, er seine Talente verkannte.

Ha. Ha.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 S E P T E M B E R, 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

- 1) WINTERTHUR, b. Steiner: *Kupfer-Sammlung, aus Johann Kaspar Lavaters physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*. 1806. Drittes Heft von 40 Platten. gr. 4. (1 Thlr. 14 gr.)
- 2) COBURG u. LEIPZIG, b. Sinner: *Physiognomik, oder Kunst, die Menschen aus dem Gesicht zu beurtheilen*, von Cölestin Stöhr, ehemaligem Benedict. in Banz. 1804. I Th. 249. II. 312 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Anzeige der beiden ersten Hefte von No. 1 ist 1807 No. 85. unserer A. L. Z. gegeben worden. Rec. glaubte damals rügen zu müssen, daß die Steinerische Verlagsbündlung unterlassen hat, besonders über die vielen darin vorkommenden Bildnisse ohne Unterschrift, die nöthigen Erklärungen beyzufügen; und dieser Mangel wird bey dem gegenwärtigen dritten Hefte noch unangenehmer empfunden werden, indem dasselbe mehrere ausdrucksvolle Portraite merkwürdiger und berühmter Personen enthält, die aber, weil die Namen nicht beygesetzt sind, und auch sonst keine Nachricht über sie gegeben ist, für die grössere Zahl der Liebhaber räthselhaft bleiben müssen. Die 7 letzten Kupfertafeln des Hefts stellen Köpfe verschiedener Thiere meistens nach Blättern von Ridinger copirt dar, und sind also, wiewohl keineswegs schlecht, doch von geringem Interesse. — y — H.

Der Vf. von No. 2, der ein wohlfeiles Werk über Physiognomik für Jedermann liefern wollte, ist nicht nur von der Gründlichkeit dieser Wissenschaft überhaupt überzeugt (S. 179. II Th.); sondern er traut auch sich insbesondere zu, in einem Zeitraum von 20 Jahren, bey ruhigem, unbefangenen Nachdenken und fortgesetzten Selbstbeobachtungen, Etwas beobachtet zu haben, und zu einer gründlichen Überzeugung gelangt zu seyn. Er versichert II. S. 176 auf seine Ehre, daß er sich wenig oder niemals irre. Ihm ist I. S. 200 kein Beyspiel bekannt, daß ihm derjenige, der im Herzen im Schurke war, und sich noch so freundlich, freundschaftlich, ehrlich u. s. w. im Auseren zeigte, durch seine Verstellung anders erscheinen konnte. Er glaubt auch II. S. 23, daß das, was man in seinem Buche findet, hinreichend sey, diese Kunst zu erlernen, und mit gutem Erfolg auszuüben.

Ein solcher Ton berechtigt zu hohen Erwartungen und Forderungen. Es kommt nun darauf an, wie sie erfüllt worden sind. Der Vf. zeigt Belesenheit in den älteren und neueren physiognomischen, auch S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

überhaupt psychologischen und anthropologischen Schriftstellern; die Literatur ist ziemlich vollständig, nur nicht gut geordnet, und man muß, um den Vf. nicht einer Auslassungsfünde zu beschuldigen, das scheinbar fehlende hin und wieder auffuchen. Auch sind die eigenthümlichen Namen durch Druckfehler oft bis zur Unkenntlichkeit verstellt, z. B. Teden für Tetens, Scabiger für Scaliger, Gratavolus für Gratarolus. Als eine Sammlung der unter gewisse Rubriken gebrachten, aus Lectüre gesammelten, meist fremden Gedanken, möchte das Werk des Vfs. immer für manche eine unterhaltende Lectüre seyn. Sie könnte auch allenfalls einen ganz Ungläubigen, welcher der Physiognomik allen Werth abspräche, bekehren. Wer aber einen festen methodischen Gang, eine strenge und bündige Ordnung, überall feste und bewährte physiognomische Grundsätze verlangt; wer das *daß* und *warum a priori*, oder *a posteriori*, dargethan wissen will; oder wer sich gar, nach des Vfs. Vorhin angeführter Versicherung, einbildete, durch das Buch für Jedermann ein ganzer theoretischer und praktischer Physiognomiker zu werden, würde sich gar sehr täuschen. Die Wissenschaft selbst hat durch diese Schrift weder an Stoff noch Form, etwas gewonnen. So lange die Sache bloß im Allgemeinen bleibt, geht es ziemlich gut und leicht. Sobald es aber auf bestimmte Grundsätze und allgemein gültige Regeln ankommt, scheitert der Vf., wie die meisten seiner Führer, und verirrt sich oft bis zum Lächerlichen. Obgleich der Vf. das Lachen sich ernstlich verbittet, und im voraus versichert, daß er sich daran nicht kehren werde. Ja, durch die Zuversichtlichkeit, mit welcher er so manche seiner Regeln auspricht, dürfte dieses Buch für Jedermann mehr Schaden als Nutzen stiften, und die lieblosesten Urtheile veranlassen. — Ein so strenges Urtheil muß belegt werden.

Das Buch zerfällt in zwey Theile. Der erste soll das Fundament zur Ausübung der Kunst, oder die Theorie, der zweyte die praktische Physiognomik selbst enthalten. Obgleich Physiognomik im engeren Sinn sich nur aufs Gesicht bezieht, und der Vf. in der Aufschrift des Werkes selbst nichts mehr verspricht: so sieht man doch gar bald, daß er die Physiognomik hier als die Kunst behandelt, aus dem gesamten Auserlichen eines Menschen sein Inneres zu erkennen. Selbst der Puls kommt in Betrachtung, und eben so Gesellschaft und Umgang, Aufenthalt und Wohnung u. s. w. Ohne uns bey den Eintheilungen der Physiognomik in die generelle, specielle und individuelle, rememorative und prognostische, absolute und hypothetische, auf-

R r r

zuhalten, deren erstere uns zeigt, was der Mensch wirklich ist, die andere aber nur auf Anlagen, Fähigkeit, Capacität, Neigung, hinweist, (billig hätte auch des Unterschieds der *intellectuellen, moralischen und medicinischen* Physiognomik gedacht werden sollen) bemerken wir nur, daß nach S. 14 bloß die *absolute Physiognomik* der Gegenstand dieses Werkes seyn sollte, wiewohl der Vf. im Verlauf desselben sich auch nicht innerhalb dieser Grenzen gehalten hat. Der theoretische Theil beruht auf zwey Fragen: a) *Giebt es eine Physiognomik, und ist sie zuverlässig richtig?* b) *Wie lassen sich die Physiognomien der Menschen erklären, oder worauf fussen und gründen sie sich?* Schon hier vermüssen wir die natürliche wissenschaftliche Ordnung. Erst alsdann, wenn man untersucht hat, worauf die Physiognomie, nach des Vfs. Ausdruck, sich gründe und füsse, (besser: *ob und wie das Äußere mit dem Inneren zusammenhänge?* denn das Äußere kann eben so gut, wie Wirkung, als wie Ursache des Inneren, oder auch, als nothwendig von einem höheren gemeinsamen Grunde abhängig mit dem Inneren coexistirend, ein Zeichen des letzteren abgeben), erst alsdann läßt sich überzeugend darthun, daß es in der Physiognomik Etwas zuverlässiges gebe. Übrigens findet sich fast alles, was zur Beantwortung der ersten Frage gesagt wird, bey Layater und anderen Schriftstellern, und war auch, wie der Vf. selbst sagt, bey weitem das leichteste. Was S. 23 bey der Berufung auf das *allgemeine physiognomische Gefühl* gesagt wird, „daß es in der Natur und Kunst eine Menge Züge, besonders von äußersten Enden leidenschaftlicher sowohl als leidenschaftsloser Zustände gebe, die, an sich selbst, ohne alle Vergleichung mit gemachten Erfahrungen und Voraussetzungen, auch dem ungeübtesten Beobachter verständlich sind“ d. i. ihn anziehen oder zurückstoßen, ist an sich richtig. Das leichte und sanfte Spiel der Gesichtsmuskeln bey einer reinen, ruhigen und sanften, aber doch muntern Seele, ist auch schon für sich angenehm und anziehend, ohne noch die Bedeutung davon aus Erfahrung zu kommen. Nur würde eine Erklärung darüber: wie das zugebe, verdientlicher gewesen seyn. Was der Vf. S. 23 sagt: Es sey dieß schlechterdings in der *Organisation unserer Augen und Ohren* gegründet, erklärt nichts. Unter den Beweissen für die Zuverlässigkeit der Physiognomik aus der Bibel mag sich der Vf. über seine Deutung des *אמר וקרא אפיו* und *אמר וקרא אפיו* I. S. 40 und II. 112 bey den Sprachkundigen verantworten. Im dritten Abschnitt: worauf fussen und gründen sich die Physiognomien? geht alles durch einander. Wir erwarten da weiter nichts, als daß gezeigt werde, daß und wie das Äußere und Innere zusammenhänge, eins durch das andere sich ausdrücke und ausspreche. Allein hier kommen schon specielle vorgetriebene Thatfachen, und darunter solche vor, die das Allgemeine zweifelhaft machen, und Mißtrauen erregen. Wir wissen zwar nicht, heißt es S. 55, wie dicke Lippen und Dummheit zusammenhängen, und brauchen es auch nicht zu wissen. Genug, wir sehen sie nach der Erfahrung beyammen. Und das ist genug!

Solch eine Stelle in einem Abschnitt, wo untersucht werden soll: wie erklären sich die Physiognomien? und solch eine Stelle, verglichen mit einer anderen II. S. 3 No. 2.! Über die Bedeutenheit der festen Theile scheint es anfangs, als ob der Vf. die Frage für unauflöslich halte, erklärt sie aber doch hernach im Allgemeinen ganz richtig. Nur hätte er wieder viel methodischer verfahren können, wenn er unterschieden hätte, wie ferne die festen Theile und ihre Gestalt, als Ursache oder als Wirkung des inneren Zustandes, oder beide als Wirkungen einer gemeinschaftlichen Ursache anzusehen sind. Denn was ist damit gesagt: weil die Knochen anfangs eine weiche Gallerte sind, so kann die Natur gleich vom Anfang sehr leicht die festen Theile so oder so formen, wie es die Anlage, Temperament und Umstände erfordern? Im vierten Abschnitt macht uns der Vf. mit einer Erscheinung bekannt, welcher zu ihrer Merkwürdigkeit nichts weiter fehlt, als — die Wahrheit. Er behauptet: jedem natürlichen Zeichen im Gesicht entspreche ein anderes an einem gewissen bestimmten Theile des Körpers ganz besonders. Einem an der Stirn entspreche ein anderes auf der Brust, dessen Lage sich sogar oft darnach richte, ob ersteres in der Mitten, oder oben oder unten, rechts oder links sich befinde. Ein Mahl auf der Wange bezeichne ein anderes am Schenkel. Eins an den Ohren beziehe sich auf eines an den Armen u. s. w. Die specielle Bestimmung des Ausdrucks einer jeden Leidenschaft im Gesicht (sowie auch durch andere Theile des Körpers) im 5. Abschnitt ist ganz gut; aber auch bey weitem das zuverlässigste und leichteste. Die besten Schriftsteller, besonders Engels vortreffliche *Mimik*, sind hier wohl benutzt. Doch mengt auch hier der Vf. manches ein, was nicht in diesen Abschnitt gehört. Was macht hier der geschwinde Puls im Zustand des Verliebtseyns? S. 88. Auch Aufmerksamkeit, Nachdenken, Ernst, sind ja nicht eben leidenschaftliche Zustände. Die Temperamentenlehre im 7. Abschnitt vergl. mit der Temperamententabelle S. 249, ist, obgleich Hr. St. die neuen Versuche einer besseren Eintheilung von Platner, Kant u. s. w. kennt, nach seiner eigenen Ansicht, ganz die alte, nach welcher alles auf der Mischung der 4 Elemente beruhet, von welcher dann, wie der Vf. meint, die mehrere oder mindere Reizbarkeit und Schnellkraft der Fibern, und die mehr oder weniger starke Gegenwirkung der Feuchtigkeiten abhängt. Unter den flüssigen Theilen ist das Blut, dessen Bestandtheile Salz, Öl, Wasser und Erde sind, die Hauptquelle des Temperaments, doch werden andere Ursachen nicht ausgeschlossen. Ein freyer ungehinderter schneller Umlauf des Bluts macht, nach dem Vf., zum Zorn geneigt. (Rec. ist gerade zu der Zeit, wenn das Blut hin und wieder stockt, am empfindlichsten und leicht zu erzürnen). Die gewissen Zeichen des cholerischen Temperaments sind dem Vf. schwarze Haare und Augenbraunen, schwarze und braune Augen, auch die Farbe der Haut fällt ins bräunliche. Auch, heißt es, kann der *Cholicus* die Tuckerey nicht bergen. *Melancholici* la-

den, nach dem Vf. nicht eher, als bis ein altes Haus einfällt. — Ihr Ingenium und Judicium ist an sich nicht viel nutz. Doch giebt es unter ihnen, wegen anhaltenden Fleißes, große Geister, gründliche Köpfe, große Künstler, große Philosophen und Politiker. So sucht sich der Vf. mit dem bekannten Ausspruch des Stagiriten auszuföhnen. Man vergleiche damit, was S. 137 über den Eindruck eines schönen Kunstwerks auf den Melancholikus gesagt wird: Dieser ist dem Vf. der wahre Kunstkenner, der Mann, welcher Schönheit empfindet, und Schönheit genießt, wie sie genossen werden soll. In der Betrachtung über das Geschlechtstempament leitet der Vf. alles bey dem Manne aus der größeren Wärme und Trockenheit, bey der Weibe aus der minderen Wärme, und mehreren Feuchtigkeith her. Nur Eine Anwendung davon zur Probe: Die beynahe vierockige Gestalt des Kopfs bey dem Manne (Gott bewahre uns vor einer solchen!) ist eine Folge der Trockenheit, welche die Theile hindert, die runde Gestalt anzunehmen, die man bey der Weibe sieht. Dafs Nationaltemperament, Nationalcharakter und Nationalphysiognomie keine leere Einbildung sey, hätte der Vf. nicht so ausführlich zu zeigen nöthig gehabt, so wie auch gewifs jeder aufmerksame Beobachter mit dem übereinstimmen wird, was über katholische und akatholische Religionsphysiognomie und über Mönchsphysiognomie gesagt wird. In dem, was im folgenden Abschnitt auf die Einwendungen gegen Physiognomik geantwortet wird, zeichnet sich dasjenige vortheilhaft aus, was, bey Gelegenheit des von der möglichen, und oft so weit getriebenen Verstellung hergenommenen Einwurfs, über die Mittel, selbst die Verstellung zu entdecken, gesagt ist. Über die Physiognomie der Kinder und alter Leute manche treffende Bemerkung, aber auch so manches von der Art: *Wenn der Mann noch so dumm ist, aber die Frau ist klug, so sind die Kinder klug.* Den Nutzen der Physiognomik in Ansehung des Richters stellt man sich wohl zu groß vor. Denn es darf ihm doch nie die Willkühr zugestanden werden, wir wollen nicht sagen, blofs nach der Physiognomie, jemanden zu verurtheilen oder loszusprechen, sondern auch nur, nach Verschiedenheit des Benehmens desjenigen, der einen Eyd ablegen soll, ihn entweder zum Schwur zuzulassen, oder nicht. In der angehängten Temperamententabelle charakterisirt der Vf. ein jedes nach folgenden 11 Rücksichten: Herrschendes Element, Farbe, Leidenschaften, Nerven, Säfte, Blut, Circulation, Eindrücke, Tonart, (die es liebt,) Instrumente und Ausdruck der Töne. So viel über den ersten, oder theoretischen Theil. Rec. hoffte durch den zweyten, der die praktische Physiognomik enthält, für manche Unannehmlichkeit der Lectüre des ersten doch noch entschädigt zu werden. Allein hier fand er noch mehr Ursache zur Unzufriedenheit. Am meisten reizte seine Aufmerksamkeit die Überschrift des vierten Abschnitts: *Physiognomische Aphorismen.* Diese sind S. 32 kurze, leicht zu behaltende Sätze, wodurch Wahrheiten und Regeln der Physiognomik ausgedrückt werden, denen man bey Erlernung und

Ausübung dieser Kunst sicher folgen kann. Sie dürfen nicht schwankend und halb wahr, sondern genau geprüft, und durch die Erfahrung, als die einzige Mutter der Gewifsheit, bestätigt gefunden werden. Und nun nach diesem Mafsstab des Vfs. soll er selbst scharf gemessen werden. Vorher noch eine Eintheilung. Die phys. Aph. sind entweder theoretisch, phys. Axiomen, oder praktisch, praktische Aphorismen. Als ein Beyspiel der ersten steht S. 37: man findet oft einen Menschen, dessen Gesicht und Ansehen uns fatal ist. Ein solcher wird nie unser Freund werden. Allein, wie oft gründet sich nicht der erste zurückstossende Eindruck auf eine täuschende, nicht gleich entdeckte Ähnlichkeit der ganz unschuldigen Physiognomie eines Menschen mit einer uns aus anderen Gründen verhassten oder widrigen Person, die wir oft erst lange nachher, von ohngefähr, als den wahren Grund des ersten Widerwillens entdecken, so wie umgekehrt, nach den bekannten Gestandnissen eines des Cartes und Anderer, Ähnlichkeiten, selbst mit kleinen körperlichen Fehlern einer sonst geliebten und uns werthen Person, auch derjenigen, die uns sonst gleichgültig seyn würde, Antheil an unserer Zuneigung verschaffen. Und wenn S. 34 zu den praktischen physiog. Aphorismen alle die kurzen Sätze gerechnet werden, welche man sich aus der Erfahrung zusammengetragen hat, dafs mit einer solchen und solchen Physiognomie, mit solchen und solchen Zügen auch ein solcher oder solcher Charakter meistens verbunden sey (z. B. große Augen, schön gewölbte Stirn, und Habichtsnafe bedeuten einen grossen Geist und Verstand); wie reimt sich jenes meistens mit dem Charakter: sicher, praktischer Aphorismen? Aber nun die Stelle S. 43: Der ist sicherlich böse, der lacht, oder das Lachen zu verbergen sucht, wenn von Leiden eines Armen und Unglücklichen, oder den Fehlern eines Guten die Rede ist! Wie oft wird uns nicht durch einen Umstand in solchen Erzählungen, und die dadurch unwillkührlich veranlafsten Associationen ein Lachen abgenöthigt, das man, nur des Wohlstandes willen, zu verbergen sich zwingen mufs. Und eben so ist es mit dem letzten Abschnitte S. 44. Nicht sicherer und zuverlässiger — selbst nach der Art, wie sich der Vf. ausdrückt — sind die nun folgenden speciellen praktischen Aphorismen vom 5-27 Abschnitte. So heist es gleich im 5ten vom Schädel, dem Haupt, dessen Form und Bewegung: Diejenigen, die den Kopf mehr vorwärts hängen, sind meistens tief nachdenkende Leute; diejenigen, die den Kopf auf die rechte Seite hängen, sollen weibisch, und diejenigen, welche ihn auf die linke hängen, zänhisch und zum Schlagen geneigt seyn. Ist das die Form praktischer Aphorismen? Wie erschrak Rec. bey der Angabe: wohlproportionirte reine Gesichter sind so lang als breit. Allein durch die Erklärungen der Breite und Länge verschwindet das Paradoxe. Von S. 49 bis zu Ende des Abschnitts: Auszug aus der Gallischen Schädellehre, aus welchem man aber durch aus keine richtige Vorstellung von dieser erhält. So redet z. B. Hr. Stör von einem Organ einer grossen

Einbildungskraft, über dem Org. der Gutmüthigkeit; gegen die ausdrückliche Erklärung Galls (welchen Rec. selbst gehört hat), daß für Einbildungskraft kein besonderes einzelnes Organ anzunehmen sey. Anderer Unrichtigkeiten nicht zu gedenken.

Der 6 Abschnitt, vom Gesicht überhaupt, ist bloße Rhapsodie fremder Gedanken, und darunter manches eben so unzuverlässige, wie im Vorigen. Ein hochrothes Kupfergesicht zeigt meistens einen dem Trunk ergebenen, und sehr oft ein nicht gutes Gemüth an. Sind das praktische Aphorismen nach des Vf. eigenem Maßstab? Eben so Abschn. VII. von der Stirn S. 72 der letzte. S. 74 der dritte, S. 75 der 2 Absatz. Was sollen S. 76 die *rauen harten Stirnen*, gleichsam die *Lichtstrahlen verschlingend*, seyn, welche das Zeichen von Unverschämtheit und Grausamkeit? so wie nach S. 77 die sich zweigförmig ausdehnenden Linien auf der Stirn das Zeichen eines Projectenmachers, eines unentschlossenen und unbeständigen Menschen seyn sollen?? Über das Auge, im VII Abschnitt, findet sich wenig, was für eine sichere praktische Regel gelten könnte, und wo es nicht bey einem Meistentheils, oder gar einem Sollen sein Bewenden hätte. Man nehme gleich die erste Regel: Ein *schönes Auge*, (ganz nach der Erklärung des Vf. die er von Burcke entlehnt) zeige auch eine gute, schöne Seele an. Was sind *Schwappaugen*? S. 91, mit welchen eine besondere Leichtigkeit, mehrere Sprachen zu erlernen, verbunden seyn soll? Und wie will es der Vf. S. 92 verantworten, daß glänzende Augen das *untrügliche Kennzeichen* eines Schelms, oder wenigstens des Raubs zum Schelm im Herzen seyen? Oder: daß nach S. 95 *große Augen mehrentheils Unkeuschheit und Faulheit zu erkennen geben*? oder 96: wenn Augen im Ansehen hin und wieder rothe Däppchen oder Punkte haben, so seyen solche Menschen meist fromm, und subtilen Verstandes, besonders bey hellbraunen, *fast glänzenden Augen*, (die doch, nach S. 92, das untrügliche Zeichen eines Schelms seyn sollten). Die bekannte Stelle Heraclets *αυγ ψυχης σοφωτατη* verwandelt der Vf., Gott weiß, durch welchen kritischen Mißgriff, in *αυγη ερηψυχης σοφωτατη*, und *αυγη* soll das Auge bedeuten: *Trockenes Auge, weiseste Seele*; womit S. 95. über trockene Augen seltsam contrastirt. Was über die Augenbraunen, Nase, Lippen, Mund und Zähne gesagt wird, ist meist von keinem besseren Gehalt. Je mehr Kinn, besonders Knochenkinn, desto mehr Mensch. Ein kleines Grübchen im Kinn zeigt nach S. 120 Gutes an; ist aber zu tief, (wie tief denn?) so bedeutet es eine hinterlistige Person, lügenhaft, dem Frauenzimmer ergeben, ohne Schaam. Und ein Weib mit einem Bart — soll — S. 121. Gut daß es bey *Sollen* bleibt! *Mäßig große Ohren* deuten S. 123 auf gute Sitten, besonders, wenn sie *gleichsam viereckig* sind. Der Vf. gesteht S. 133, fast noch keinen gebrechlichen Menschen gesehen zu haben, welcher sich nicht zum Pickelhering hätte brauchen lassen. Und eben so lieblos ist der Schluss des XIV Abschnitts S. 138: Eine feuchte Hand ist S. 140 *gemeinlich* ein Zeichen *verliebter Gemüthsart*, jedoch auch der Freygebigkeit. Wer rothe Haare hat, von dem glaube man *sicherlich*,

daß er falsch, betrügerisch, wollüstig, arglistig, neidisch und hochmüthig sey, oder — wenigstens dazu incliniere. Welche hingegen ein braunes Haar haben, lieben die Ehre und guten Namen, sind friedfertig, haben Gemüthsgrüthe, und überhaupt gute Eigenschaften. Wer einen Freund sucht, wähle sich einen solchen, der ein zartes braunes, oder auch ein sogenanntes blondes Haar besitzt. Doch Rec. eilt zum Ende dieses ermüdenden Details, wo einem fast zu jeder Seite die Kalenderphilosophie einfällt: Ein Kind in diesem Monat etc. Sonst würde sich noch vieles über Mienen und Geberden, Sprache und Stimme, Gang, Kleidung, Gesellschaft und Umgang, Aufenthalt und Wohnung, Lachen und Lächeln auszeichnen lassen, als z. B. S. 200: Wenn man laut und leicht lacht, und während dem Lachen gemeinlich hustet oder gähnt, so zeigt es von — Leichtgläubigkeit, — Neid — Unbeständigkeit; oder Mazarin's Bemerkung, daß, wenn bey dem Lachen ein Grübchen im Kinn sich zeige, solche Leute *gemeinlich* dem Lügen ergeben wären. — Unter der Rubrik: *Physiogn. Sytlogistik* im 25 Abschnitt, köstet der Vf. gleich im Anfang S. 204 mit einemmal alles über den Haufen, was er in den vorhergehenden speciellen Regeln über die Bedeutung einzelner Theile und Züge mit solcher Zuversichtlichkeit behauptet hatte. Wenn es z. E. im 7 Abschnitt heißt: glänzende Augen sind ein *untrügliches Kennzeichen* eines Schelms a. f. w., so heißt es dagegen nun S. 204: Nein. Es wäre lächerlich, behaupten zu wollen: dieser Mensch hat ein solches und solches Abge, also hat er auch diese und jene Eigenschaft, einen solchen oder solchen Charakter; und eben das sagt der Anfang des 27 Abschnitts S. 207 ff. Indessen sind die collectiven und complexen Zeichen des Vfs., wovon er hier Beispiele giebt, oft nicht viel sicherer und zuverlässiger. Z. B. das Zeichen eines Unbedachtsamen, sich übereilenden Menschen S. 208, eines in Rücksicht des Geistes starken und tapferen Mannes S. 210, eines geschwätzigen Menschen S. 211. Zum Erbarmen und außerst platt sind mitunter die physiognomischen und namentlich Charakter schilderungen, z. B. des Liederlichen, S. 224. So viel richtiges im 29 Abchn. über die Physiognomie des edlen und großen Mannes gesagt ist, so möchten wir doch wissen, wie Hr. St. die dreiste Behauptung verantworten wolle: *Frauenzimmer hätten nie etwas Großes im Auge*, welche sogleich durch einige der erhabensten Instanzen widerlegt werden kann. Im 30 Abschnitte: Vergleichung der Theorie mit der Erfahrung stehen die Bilder nicht nur so bunt unter einander, wie in Momus Guckkasten von Wieland, (Spinoza, Solm, Eulenspiegel — Bayle mit seinen Zweifeln und Dr. Faust mit allen Teufeln — also auch hier: Robespierre, Danton, Mirabeau, Don Quixotte, Höly und Gellert — Voltaire, Rousseau, Therätes und Semlin I.) sondern, wer eine Probe haben will, wie leicht sich der Vf. diese Arbeit gemacht habe, der lese, was S. 252 über Joseph II, S. 257 über Landgraf Ludwig den Eisernen, u. S. 258 über den unglücklichen Ludwig XVI gesagt wird. Julian den Abtrünnigen kennt der Vf. nur aus Gregorius von Nazianz, und sieht daher auch in seiner Physiognomie nichts als Grausamkeit und Gottlosigkeit. Kannte er denn keine besseren Quellen? Den Anhang einiger physiognomischen Anekdoten hätten wir dem Vf. sehr gerne geschenkt; so unbedeutend und trivial sind sie; wie gleich die erste. Die wichtigste würde die letzte seyn, wenn nicht der kritische Historiker erst noch manchen Umstand genauer erörtert wünschen müßte. Vor dem Werke selbst steht die Silhouette des Verfassers, deren er sich nicht zu schämen hatte.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 14 SEPTEMBER, 1807.

C H E M I E.

BERLIN, b. Frölich: *System der dualistischen Chemie* des Prof. Joh. Jos. Winterl, dargestellt von Joh. Schuster, M. D. 1807. Erster Band. 510 S. Zweyt. Band 320 S. 8. (2 Thlr. 6 gr.)

Dieses Werk ist allen denen sehr zu empfehlen, welche *Winterl's System der Chemie* wollen kennen lernen. Der Vf. hat die Seite aufgesucht; von welcher sich das Ganze auf die empfehlendste Weise darstellt; er hat eine bequeme und genaue Übersicht aller Behauptungen in diesem System geliefert, zwey mit Scharfsinn geschriebene Einleitungen hinzugefügt, und an vielen Orten auf neuere Versuche hingewiesen, wodurch die hier vorgetragenen Sätze bestätigt werden. Er verweist dabey beständig auf seine Darstellung der vier Bestandtheile der anorganischen Natur. Eigene Versuche findet man hier nicht. Es wird geradezu behauptet, daß *Winterl's System* mit der sogenannten Naturphilosophie nichts gemein habe, daß *Winterl* durch bloße Erfahrung auf dieses System gekommen sey, und daß man darauf keine Rücksicht nehmen müsse, daß einige Naturphilosophen sich dieses Systems bedienen. Allerdings muß ein Schriftsteller bestimmt und fest entscheiden, welchen von beiden Wegen er gehe, den Weg der Erfahrung oder der Speculation: denn Mittelwege giebt es hier nicht, und das Schwanken von einem Wege zum anderen charakterisirt den inconsequenten Forscher. Der Vf. bezeichnet den Weg der Erfahrung, und folgt ihm; aber mit einiger Aufmerksamkeit würde er bald gefunden haben, daß man auf diesem Wege nicht zu der Grundlage von *Winterl's System* gelangen könne. Er wirft einen verachtenden Blick auf die bisherige Chemie, welche nur im strengsten Sinne Aggregat gewesen sey. Der Empiriker habe kaum noch untergeordnete Principien gesammelt, nie sich bis zu einem allgemeinen Nothwendigen erhoben; der Mangel eines Principes sey zugleich der Mangel eines Grundes der Eintheilung der chemischen Objecte und Erscheinungen gewesen, und kein chemisches Werk habe eine wissenschaftliche Eintheilung jener Objecte und Erscheinungen aufgestellt. *Winterl's Chemie* dringe bis zu jenem Princip vor, und erreiche zuerst den Rang einer systematischen Erkenntniß. Hiebey wäre doch nun die erste Frage gewesen, ob die Empirie, und also auch die Chemie sich zu einem nothwendigen Princip erheben könne. Denn woher soll jene Nothwendigkeit kommen? Etwa *a priori*? Aber diesen Weg

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

hat der Vf. nicht betreten, und allerdings wird damit die Untersuchung ganz philosophisch; es kommt nicht darauf an, ob die Versuche damit übereinstimmen oder nicht, man wird und muß endlich auf Versuche kommen, wodurch eine solche Theorie bestätigt wird. Ob dieses überhaupt möglich sey, davon ist nicht die Rede; wir sehen hier nur auf die Erfodernisse einer solchen Theorie. Oder soll die Nothwendigkeit aus allen Erscheinungen gefolgert werden? Aber wo sind alle Erscheinungen? Und wer steht uns dafür, daß nicht andere entdeckt werden, welche unser System zerstören? Die Chemie ist und bleibt ein Aggregat von Erscheinungen; ein Princip, welches alle bekannten Erscheinungen umfaßt, erstreckt sich darum noch nicht auf alle, auf die unbekannten, unbeachteten Erscheinungen, und es befriedigt bloß ein temporäres Bedürfnis. Man gelangt ferner auf dem Wege der Erfahrung nie zu den immateriellen, begeisterten Principien, von welchen *Winterl* redet, aus dem einfachen Grunde, weil sich das Immaterielle durch keine mögliche Erfahrung als ein solches darstellen läßt; man ist eben so wenig im Stande in der Erfahrung des Bandes gewahr zu werden, wodurch das Immaterielle mit der Materie verknüpft wird. Die Gründe von *W's* Theorie sind also durchaus nicht zulässig. Sehr sinnreich stellt der Vf. die chemische Reaction an die Spitze der ganzen Chemie; ein Beweis, wie sehr er nach der gehörigen Bestimmtheit und Gründlichkeit strebt. Ein Unternehmen, welches Aufmerksamkeit und Beyfall verdient. Aber von dieser Betrachtung der Reaction zu den begeisterten Principien werden Sprünge gemacht, welche auf keine Weise zu erlauben sind. Es giebt ein Basprincip, sagt der Vf., denn man kann die Basen auf verschiedene Grade der basischen Reaction, von dem höchsten auf einen solchen, daß sie kaum mehr reagieren, hinabsetzen, von dem nicht reagirenden in den reagirenden erheben, wobey doch immer das Materielle eines ist. Also muß es etwas Immaterielles geben, das die Ursache der basischen Reaction der Basen ist. Zuerst möchte Rec. wohl *Winterl* und seine Nachfolger um einen bestimmten Begriff von Princip bitten. Etwas Materielles soll es nicht seyn, vielleicht also ein logisches Wesen, oder sonst dergleichen? Auf alle Fälle ist hier die Nachforschung nach den Gründen der Basicität auf eine Weise abgeschnitten, welche den ächten Naturforscher unwillig machen muß. Die Classen von Basen und Säuren sind an sich nicht zu tadeln, die Körper einer jeden haben eine Ähnlichkeit in ihren Wirkungen; aber worin die-

se Ähnlichkeit bestehe, und worauf sie sich gründe, muß weiter erforscht werden. Zu sagen, sie beruhe auf einem immateriellen Princip, welches aus einem Körper in den anderen übergehen könne, heißt doch weiter nichts, als: diese Ähnlichkeit der Wirkungen können Körper erlangen, welche sie nicht hatten. Es ist von dem Übergange eines Zustandes die Rede, wenn wir uns verständlicher Ausdrücke bedienen wollen. Was dieser Zustand sey, wollen wir wissen, und die gemeine, verachtete Chemie hielt es für einen Gegenstand ihrer Untersuchungen, diesen zu erforschen. Solche philosophisch scheinende Ausdrücke, wie sie *Winterl's* System uns, statt aller Thatfachen, giebt, können nur dazu dienen, die Fortschritte der wahren Naturkenntnis zu hemmen. Es kommt auch gar nicht darauf an, ob *W's* System viel oder gar alles erkläre. Mit solchen immateriellen Principien, zu denen man nie gelangen kann, läßt sich machen, was man will, und sie schmiegen sich zu allem, was man erklären will. Rec. sieht sich genöthigt, die ganze *Winterl'sche* Theorie der Chemie als inconsequent, und der wahren Naturkenntnis schädlich, zu verwerfen, indem sie von Erfahrung anfängt und doch zu etwas führen will, was in keiner Erfahrung gegeben ist, indem sie ferner die Untersuchung da unterbricht, wo sie anfangen soll, und bald in das Gebiet der Phantasie führt. Aber auf keine Weise will Rec. von dem Studium der *Winterl'schen* Schriften, und dieser Darstellung, welche, als solche, ihren großen Werth hat, abhalten, oder die Theorie verschreyen. Er empfiehlt vielmehr das Studium derselben allen Chemisten, besonders solchen, welche schon dieses Fach genau kennen, oder doch mit einem wahrhaft philosophischen Geiste Untersuchungen anzustellen vermögen. Er wünscht nichts mehr, als daß alle die Versuche, worauf sich *Winterl* beruft, genau mögen wiederholt werden, und er zweifelt nicht, daß wir dabey auf manche wichtige Entdeckungen kommen werden. Unter anderen ist es wichtig zu untersuchen, in welchen Zustand Erden und Säuren gerathen, wenn man diese von jenen durch bloßes Feuer trennt. Die Sprünge im Schmelzen, welche *Winterl* bey der allgemeinen Theorie macht, kommen auch bey den einzelnen Versuchen vor, und in manchen Fällen können *Winterl's* Versuche schon richtig seyn, ohne daß seine Folgerungen daraus fließen. Es ist hier nicht der Ort, davon weitläufiger zu handeln, da der Vf. nur die schon bekannten Behauptungen *Winterl's* aufnimmt, ohne sie durch eigene Versuche zu bestätigen, und da eine Widerlegung derselben eine ausführliche Erzählung solcher Versuche nothwendig machen würde. LR.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Journal für die Chemie und Physik*. I—III Band. 1806 u. 1807. Jeder Band aus 4 Heften. 8. (10 Thlr.)

Dieses Journal ist eine Fortsetzung des neuen *Journals der Chemie*, sowie das eben genannte eine Fortsetzung von *Scherers Journal* war. Da es zugleich die Stelle des vormaligen *Crelk'schen Journals* vertritt, so ist seine ununterbrochene Fortsetzung ein wahres

Bedürfnis für die deutschen Chemisten, und der Vf. wünscht dem geschickten und thätigen Redacteur, Hn. *Gehlen*, alle mögliche Unterstützung. Nur wünscht Rec. zugleich, daß er sich auf die eigentliche Chemie einschränken, und daß der Zusatz, *Physik*, auf dem Titel, wie es wirklich in diesen Bänden der Fall gewesen ist, nur der Veränderung wegen, gemacht seyn möge. Wir haben schon ein vortreffliches Journal der Physik; der Redacteur würde sich also zu sehr verbreiten, und man muß vielmehr wünschen, daß er die Mineralogie mit umfasse, da uns, nachdem Hoff's Journal aufgehört, eine deutsche Zeitschrift für diese Wissenschaft ganz fehlt. Wir können von der Menge der wichtigen Abhandlungen nur einige hier anzeigen, um nicht die Grenzen einer Recension zu überschreiten. *Berzelius Analyse des Adolfsberger Mineralwassers*. Er fand darin Stickgas, schwefelsaures Kali und Manganosoxyd; Stoffe, welche man bis jetzt nur selten in den Mineralwässern gefunden hat. *Winterl's Analyse des schwarzaoerker Mineralwassers* hat durchaus nicht die Einfachheit des Verfahrens, welche erfordert wird, um solche Sachen zu finden, als er angiebt. Merkwürdig sind *Brugnatelli's chemisch-galvanische Bemerkungen*. Er sah wirklich Salzsäure in reinem Wasser durch Gold, Platin, Eisen und Manganosoxyd hervorgebracht, ohne alle Vermittelung organischer Substanzen. Nicht alle Metalle entwickeln in reinem Wasser Salzsäure, und selbst die genannten nicht in Salpetersäure, essigsaurem Blei u. dgl. m. wohl aber in salpetersaurem Quecksilber. Das am negativen Pol erzeugte Alkali sey Natrum. Interessant sind die Bemerkungen über die Veränderung der Metalldrähte durch den Galvanismus und die Entstehung von mancherley Hydraten, obgleich über die Bestandtheile dieser Körper noch viele Zweifel übrig bleiben, und die wenigen Versuche oft nichts entscheiden. Zink-Kupfer-Eisenfeile auch Quecksilber, mit reinem Wasser anhaltend geschüttelt, machten es alkalisch. Doch sind mit dieser Abhandlung *Ritters* Bemerkungen im dritten Hefte zu vergleichen. *Cadet* liefert eine Tabelle über die Zerfließbarkeit der Salze, woraus erhellt, daß die Geschwindigkeit, womit die Salze das Wasser aufnehmen, nicht mit der Menge des aufgenommenen Wassers übereinstimme. *Hacquets* Abhandlung über die Entstehungsart der Flintensteine ist sehr unbefriedigend. *Davy's* Vorschlag, Fossilien, die fixes Alkali enthalten, mit Boraxsäure zu zerlegen, verdient Aufmerksamkeit, und Rec. hat sich schon früher damit beschäftigt. Ein Umstand, den *Davy* nicht bemerkt hat, verursacht indeß bey solchen Analysen Schwierigkeiten. Die Boraxsäure geht nämlich im Feuer mit manchen Erden und Alkalien zugleich eine schwer- oder unlösliche Verbindung ein, welche die Absonderung derselben verhindert. *Berthollet's* Bemerkungen gegen Proust treffen vorzüglich die Erinnerungen des letzteren, daß sich viele Verbindungen durchaus nur in einem bestimmten Verhältnisse der Bestandtheile finden. B. führt dagegen Beyspiele von Verbindungen, z. B. des Zinnes mit Sauerstoff an, wo dieses Verhältniß sehr

mannichfaltig und verschieden ist. Es läßt sich offenbar nicht läugnen, daß solche mannichfaltige Verbindungen Statt finden, wie sie auch Proust bey den Auflösungen zugiebt, und der Umstand, daß manche nur in gewissen Verhältnissen vorhanden sind, rührt von dem Übergange zur Festigkeit oder der KrySTALLISATIONSFähigkeit her, welche Berthollet sehr unbestimmt unter den Wirkungen der Cohäsion begreift. Der Umstand, warum sich einige Verbindungen nur bey gewissen Verhältnissen der Bestandtheile condensiren, verdient eine besondere Aufmerksamkeit. *Klaproth's* Analyse des körnigen Eisenchromerzes aus Steyermark. Es findet sich im Geusengebirge unweit Kringlach an der Mürz, mit einem durch Chrom gefärbten Kalk, ist bräunlichschwarz, grobkörnig, glänzend, halbmertallisch, kleinsmuschlich, hart, bräunlich im Strich. Das specifische Gewicht ist $= 4,5$. Es enthält, außer 55,3 Chromoxyd und 33 Eisenoxyd, noch etwas Alaunerde und Kieselnde. Derselbe hat den Zoisit von der Saualpe in Karnten untersucht. Er kommt in einem Quarzlager vor, hat eine grünlich-graue Farbe, ist krySTALLISirt in längsgestreiften, sechsseitigen, ungleichwinklichen Säulen, halbdurchsichtig und hart. Er besteht aus 45 Theilen Kieselnde, 29 Alaunerde, 21 Kalk, 3 Eisenoxyd. Das Verhalten vor dem Löthrohre ist hier eben so wenig, wie bey vielen anderen Analysen von *Klaproth* und Charakteristiken von Karsten angegeben; ein Umstand, worauf beide Naturforscher in der Folge achten mögen. Rec. hält diesen Zoisit für Epidote. Die Analyse von *Bucholz* kommt mit der vorigen sehr überein. *Bucholz* hat den Hyalit von Frankfurt a. M. noch einmal untersucht, da der Urheber der bisher bekannten Analyse, *Link*, selbst dazu aufgefodert hatte, und außer Kieselnde nur eine Spur von Thonerde gefunden. *Bernhardi* verbindet den sogenannten Siderit oder Lazulit mit dem Spinell, und *Trommsdorff* liefert eine chemische Untersuchung desselben. *Clement* und *Desormes* haben das Ultramarin untersucht, und darin Kieselnde, Thonerde, Natron und Schwefel, aber kein Eisen gefunden. Das sonderbare Verfahren durch Wachs, Pech und Leinöl das Ultramarin aus dem Lasurstein zu ziehen, erklären sie durch eine Verseifung (*savonnage*). Bey einer wiederholten Prüfung des arseniksauren Bleyes von Johann Georgenstadt fand *Rose* allerdings Phosphorsäure, doch weniger als *Laugier*, und weit mehr Arseniksäure. *Proust's* vortreffliche Untersuchungen über einige Metalle, nämlich Zinn, Gold und Silber, erlauben keinen Auszug, verdienen aber die größte Aufmerksamkeit, da sie eine Menge neuer, oder vorher wenig beachteter Thatfachen enthalten. *Bucholz* bestätigt *Hall's* Angabe, daß kohlen-saurer Kalk der Schmelzung fähig sey, besonders wenn man ihn, in einen Tiegel fest eingestampft, einer starken Rothglühhitze aussetzt. Rec. muß hiebey erinnern, daß das sogenannte Todbrennen des Kalkes, eine schon längst bekannte Erscheinung, bereits von *Bergmann* für einen Anfang von Schmelzung gehalten worden; doch hat er dieses Product nicht in Rücksicht auf Kohlen-saure

untersucht. *Oersted's* Versuche durch einige Stellen in *Winterl's* Schriften veranlaßt. Es ist sehr zu billigen, daß der Vf. manche von *Winterl* angegebene Versuche und Beobachtungen wiederholt und weiter verfolgt. Er bemerkte, daß jede Säure, zu einer Auflösung von kohlen-saurem Kali gegossen, nur dann Kohlen-säure entwickelt, wenn ein fester Körper mit ihr in Berührung kommt. *Winterl* hatte nämlich, *Andronia* zu bereiten, gelehrt, daß man Säure zu kohlen-saurem Kali so behutsam setzen solle, daß sich keine Kohlen-säure entbinde. *Oersted* verbindet die obige Bemerkung mit einigen anderen, nach welchen man ebenfalls nur Luftblasen da sieht, wo feste Körper in Flüssigkeiten getaucht werden. Rec. setzt noch hinzu, daß im Lichte aus gemeinem Wasser durch feste Körper, sogar durch Glasfäden, Sauerstoffgas entbunden wird. Aber dieses hat auf *Winterl's* Theorie keinen Bezug; es zeigt, daß wir das Physische bey chemischen Verbindungen nicht kennen. *Oersted* bemerkte in den obigen Fällen am häufigsten einen Niederschlag von einer weissen Erde, und es scheint ihm, als ob die Kieselnde in vielen Stücken mit der *Andronia* übereinkomme. Ein Beweis seiner vorurtheilsfreyen Denkungsart. Wir kennen die Eigenschaften der Erden überhaupt, und der Kieselnde besonders, noch lange nicht genau, und es ist daher wohl möglich, daß manche der *Andronia* zugeschriebene Eigenschaften auch der Kieselnde zukommen. Es ist Unrecht, *Winterl's* Versuche zu verschmähen; aber es ist nicht zu tadeln, wenn man seine abenteuerliche, auf nichts gegründete, Theorie verwirft. Doch darüber hat sich Rec. in anderen Recensionen dieser Zeitung geäußert. *Winterl's* Replik gegen eine Kritik seines Systems in der *Hall. Allg. Lit. Z.* steht doch hier wohl nicht als Antikritik an ihrem rechten Orte. Es ist dem Redacteur nicht zu rathen, daß er solche polemische Schriften aufnehme. *Tremerey's* Abhandlung über doppelte Elektricitäten, und *Ritters* Bemerkungen über verschiedene physikalisch-chemische Gegenstände erlauben keinen Auszug; man kennt die Schriften des letzteren an der Fülle trefflicher Beobachtungen, großer Erwartungen und großer Worte, welches alles die Zeit erst durch Schlemmen scheiden muß. *Northmore's* Versuche über die Condensation der Gasarten, um sie mit einander zu verbinden, sind merkwürdig, und zeigen, daß besonders Stickgas in diesem Falle Verbindungen eingehe, um Salpetersäure zu bilden. An der Maschine selbst, an der Art, wie er die Versuche anstellte, läßt sich allerdings viel tadeln, wie auch der Herausgeber erinnert; es ist keine Rücksicht auf die Reinheit der Substanzen genommen, auch gehen die Versuche nicht von den einfachen Vermischungen zu den zusammengesetzten, wie hier durchaus nothwendig ist; indessen können sie doch zu ähnlichen Versuchen Anleitung geben. *Hatchets* Versuche über eine künstliche Substanz, welche die Eigenschaften des Gerbestoffs beizt. Er erhielt diese Substanz, wenn er Holzkohle und andere kohlenartige Körper in Salpetersäure auflöste, und diese nachher abdampfte. Auch wenn ve-

getriebliche Substanzen mit Schwefelsäure behandelt wurden, erhielt er solche. Das oxydirt salzsaure Gas erzeugt sie nicht. Unverkohlte Körper gaben sie ebenfalls darüber abgezogen wurde. verschiedene Weise erzeugten Substanzen, und als Abänderungen des ersten, welcher, auch auf die gewöhnliche, nicht immer gleich ist. Die drey ersten diesen Gegenstand, enthalten einige Bemerkungen zur Chemie der *Adrian von Stipriaan Luiscius* giebt verdorbenes Wasser zu reinigen, die Verunreinigung hervorbringen, die Oxydation zerstört werden, und zersetztes Eisen im oxydirtten Zustande. Wenn man zuviel davon zusetzt, um den Ueberschuß wegzunehmen, so stellt bey dieser Gelegenheit Erfahrungen über die Conservation der Getränke auf Seereisen zusammen. *Molkwinde* über die Reduction der newtonischen sieben Hauptfarben auf eine geringere Anzahl, zeigt vortreflich den Ungrund der Behauptungen der Herren Wünsch und Prinur, welche diese Reduction unternahmen.

L.R.

M E D I C I N.

BERLIN, b. Schmidt: *Berliner Gesundheits-Almanach, zum Gebrauch für diejenigen, welche Verschönerung des Körpers, Erhaltung der Gesundheit und Verlängerung des Lebens wünschen*, von F. L. Augustin, der M. u. Ch. Doctor u. s. f. Mit einer Kupfertaf. 1805. VI u. 227 S. 12. (1 Thlr. 8 Gr.)

Dieses gebildeten Nichtärzten zu empfehlende Taschenbuch ist ein neuer Zeuge der gemeinnützigen Thätigkeit des Vfs. Es enthält folgende Aufsätze: I. Was ist das Leben? Und welche Regeln für die Erhaltung der Gesundheit ergeben sich aus der richtigsten Ansicht desselben? Mit mehreren neueren Physiologen erklärt der Vf. das Leben als eine eigenthümliche Mischungsveränderung, vorzüglich des Sauerstoffs und der verbrennlichen Stoffe. Wenige diätetische Regeln aber sind es, die er nach diesem Gesichtspuncte mittheilt. Ist auch das Licht, das die Naturphilosophie über die Gesundheitserhaltungs- und Lebensverlängerungs-Kunde verbreitet, noch so wohl-

thätig: so scheint es doch zu früh zu seyn, ehe der Stifter derselben die Principien, worauf sich die Medicin, als Wissenschaft gründet, genauer entwickelt hat, mehrere Anwendungen davon auf Diätetik Nichtärzten zu empfehlen. II. Gefahr und Verhütungsmittel in epidemischen und ansteckenden Krankheiten. Die vorzüglichste Abhandlung in dieser Sammlung. Die weitläufige Auseinandersetzung der Meinungen aber über die Beschaffenheit der ansteckenden Krankheitsstoffe, unter anderen der, leicht zur *Pathologia animata* zurückführenden, Hypothese, daß alle ansteckenden Gifte thierischen Ursprungs sind, hätte füglich weggelassen werden können. Zu dieser Abhandlung gehört eine Kupfertafel, worauf vorzüglich verschiedene bekannte Ventilatoren dargestellt sind. Möchte nur bald auch eine Maschine erfunden werden, wodurch eine große Menge salzsaurer Dämpfe an bewohnten Orten außer den Häusern in der Atmosphäre schnell verbreitet, und so der Nutzen derselben weiter ausgedehnt würde! — In dem dritten Aufsatz über die Einwirkung der Jahreszeiten auf den lebenden Menschen und Verhütung der davon abhängenden Krankheiten, und im vierten über Krankenpflege findet man zwar auch nichts Neues, jedoch mehrere Wahrheiten, die nicht oft genug gesagt werden können. V. Medicinischer Rathgeber für Künstler und Handwerker. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über Abwendung der Gefahr bey verschiedenen Handwerken, theilt der Vf. besonders denen, welche Stoffe aus dem Mineralreiche zu verarbeiten pflegen, heilsame Vorschriften mit. Sollte er eine Fortsetzung dieses Aufsatzes liefern wollen, so wäre zu wünschen, daß es in einer besonderen, bloß Künstlern und Handwerkern gewidmeten, Schrift geschehen möge. VI. Kinderpflege. Wenige Worte zur Vertilgung einiger Vorurtheile über die Behandlung neugeborner Kinder. Rec. wünschte, daß der Vf. auch den jetzt herrschenden Mißbrauch der Magnesia bey Kindern gerügt hätte. VII. Schönheitsmittel. Manches Hehrzigungswerthe für das schöne Geschlecht. VIII. Neue Aderlaß- und Purgier-Tabellen. So lange noch Kalender, worinnen mehrere abergläubische Pöffen, unter anderen Purgier- und Aderlaß- Zeichen an bestimmten Tagen angegeben worden, von dem Staate geduldet werden, sollten wenigstens Lehrer in Schulen es sich zur Pflicht machen, das Abgeschmackte und Schädliche derselben ihren Schülern zu zeigen.

— ea —

K L E I N E S C H R I F T E N.

CHEMIE. Tübingen, b. Heerbrandt: *Anmerkungen über (zu) die (der) Schrift des Herrn Cadet de Vaux: Die Gallerte aus Knochen u. s. w.* Von Dr. G. W. Rouquet, Professor der Medicin in Tübingen. 1804. 40 S. 8. (3 Gr.) Der Vf. belehrt uns in diesen Blättern, daß die vor Kurzem so sehr gepriesene Erfindung des Cadet de Vaux, die Gallerte aus Knochen zu bereiten, nicht neu sey, sondern von ihm, dem Vf., schon im Jahre 1771 öffentlich bekannt gemacht worden sey. Er theilt uns, um dieses zu beweisen, Auszüge aus einer kleinen Schrift mit, die unter dem Titel: *Anweisung, wie man ohne Fruchte (Cerealia) mit geringen Kosten sich dennoch ernähren könne*, von G. W. Rouquet. Tübingen bey Fues 1771,

erschien. Daraus ergibt sich in der That, daß der Vf. der Erfinder ist. Gewiß wird Niemand dem würdigen Veteran die Vindication seines gemeinnützigen Vorschlags, der jetzt in Frankreich so großes Aufsehen macht, verdenken. Übrigens ist dies ein neuer Beweis, daß die mit so vielem Pomp angekündigten französischen Erfindungen oft deutschen Ursprungs sind, aber nur dann ihr Glück machen, wenn sie vom Auslande wieder nach Deutschland gelangen. Auch die vor einiger Zeit so sehr gerühmte Milchmalerey, die Cadet de Vaux als etwas Neues preist, findet man schon in alten deutschen Kunstbüchern beschrieben.

F. F.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

AM 15 SEPTEMBER 1807.

G E S C H I C H T E.

Unter dem angeblichen Druckort: AMSTERDAM u. CÖLLN: *Beytrag zur Geschichte des Kriegs in Preussen, Schlesien und Pohlen in den Jahren 1806 und 1807.* Von dem Verfasser d. Schrift: *Vertraute Briefe über die inneren Verhältnisse am preussischen Hofe seit dem Tode Friedrichs II.* [von welchem es nach dem anderen Titelblatt den zweyten Theil ausmacht.] 1807. XII u. 278 S. gr. 8. (Gute Ausgabe 1 Thlr. 4 Gr., ordin. 20 Gr.)

In der Vorrede erklärt der Vf., daß seine Briefe „dem künftigen Geschichtschreiber nur Materialien, und weiter nichts, liefern, der schlechte Kerl in ihnen aber eine Geißel, brave Männer ein Denkmal finden sollen.“ Nach diesem gedoppelten Zweck muß daher auch das Werk beurtheilt werden, ob es gleich in historischer Hinsicht gewonnen haben würde, wenn der Vf. sich mit dem Sammeln authentischer Materialien begnügt hätte, ohne der Geschichte vorzugreifen, der es allein zukommt, die Kränze des Verdienstes auszuthellen, Feigheit hingegen und Treulosigkeit mit Schande zu brandmarken. Da er es aber einmal gethan hat; da er nicht bloß für die Nachwelt seine gesammelten Notizen in diesem Buche niederlegte, sondern sich gewissermaßen zu ihrem Repräsentanten aufwirft, und in ihrem Namen das Urtheil spricht: so darf es ihn auch nicht befremden, wenn der ruhige Beurtheiler die Ächtheit seiner Angaben prüft, und um so vorsichtiger dabei zu Werke geht, je leidenschaftlicher der Ton ist, in welchem sie vorgetragen werden. Ungerecht wäre es übrigens, ihm diesen Ton zum Vorwurf zu machen, so lange er nicht die Schranken des Anstandes überschreitet. Denn welcher Patriot kann wohl kalt und unbefangen über Unglücksfälle seines Vaterlandes sprechen, bey welchen er so vieles leicht zu Vermeidende entdeckt! Wer kann die noch frischen, blutenden Wunden untersuchen, ohne dabey vor Schmerz zu zucken! Des Vfs. Zweck ist aber dadurch noch nicht erschöpft; er will heilen, was noch zu heilen, retten, was noch zu retten ist, und künftigen ähnlichen Unfällen vorbeugen. Ohne manche peinliche Operation ist dieses unmöglich, und es darf ihm nicht verdacht werden, wenn er darüber kräftig und ohne Schonung sich herausläßt. — Eher möchte sein Beruf zu dieser schweren Unternehmung in Frage gezogen werden können; aber auch abgesehen davon, daß bey so harten Drangsalen, als die,

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

welche die preussische Monarchie betroffen haben, jeder Patriot diesen Ruf in seiner Brust fühlen muß, so bewährt unser Vf. seine Befugniß, darüber zu reden, hinlänglich durch die tiefen Blicke, welche er in die Verfassung und besonders in die Staatsverwaltung seines Vaterlandes thut.

In allem, was zu den verschiedenen Zweigen des weitläufigen Finanzfaches gehört, scheint er vorzüglich zu Hause zu seyn, und er beleuchtet mit Sachkenntniß die wahren Vortheile Preussens auch in Hinsicht auf die Verhältnisse desselben mit den übrigen europäischen Staaten. Seine Meinungen, Ansichten und Vorschläge trägt er jedoch nicht immer in zusammenhängender Folge, sondern meistens rhapsodisch vor, untermischt mit Untersuchungen über bestehende Mängel, mit Berichten von den neuesten Vorgängen, Anekdoten u. s. w., je nachdem die Zeitbegebenheiten ihm dazu die Veranlassung darbieten. Aus diesem Grunde ist denn auch der Werth gegenwärtiger 24 Briefe sehr ungleich. So reich an Gehalt viele derselben sind, so dürftig fallen auch wieder andere aus; manche sogar, wie z. B. der 17. 21. 23 u. s. w., scheinen zum Theil oder ganz nur als Lückenbüßer da zu stehen, und die in einigen kritischen Blättern geäußerte Vermuthung, daß sie von verschiedenen Händen herrühren, zu begründen. Die Mehrzahl der Anekdoten hätte ganz wegbleiben können.

Der erste Brief beginnt mit den Mafsregeln, welche der König von Preussen auf seiner Reise nach Königsberg nahm. Der im 1sten Bande mitgetheilten ortelsburger Proclamation geschieht hier abermals Erwähnung: — so viel Rec. weiß, wird ihre Ächtheit noch immer bezweifelt. Mit Scharf sinn ist dagegen der französische Operationsplan beurtheilt, den man vor der Schlacht von Friedland, wo nicht für fehlerhaft, doch für übereilt zu halten geneigt war. Über die Gefechte am Bug und an der Narew, so wie über die Schlacht von Eylau, werden bloß die Berichte aus den französischen Bülletins, aus dem politischen Journal, und aus der Wiener Hofzeitung angeführt, in welchen beide Theile sich den Sieg zuschreiben; der Vf. bemerkt aber sehr richtig, daß bey Ostrolenka das Schicksal Preussens nicht entschieden wurde, und daß durch jene Schlacht beide Heere ihren Endzweck, vorzudringen, nicht erreichten. Es war Nachtheil genug für die Gegner, daß die Franzosen im Besitz ihrer errungenen Vortheile blieben. — Die Hoffnungen der Berliner nach diesen Begebenheiten führen den Vf. (Brief 2) zu einer bitteren Klage über das Sinken des Nationalgeistes. „Der moderne Patriotismus,

Ttt

sagt er (S. 24), ist auf Eigennutz und Genußliebe gegründet; er spricht sich nicht aus durch Opfer, sondern durch Wünsche nach der Wiedererlangung verloren oder suspendirter Genuße.“ Die nun folgende Schilderung Berlins scheint doch diese Residenz etwas zu hart zu treffen, wenigstens sollte sie nicht ausschliessend auf Einen Ort angewendet werden; sie paßt leider nur zu allgemein, und nicht nur auf die Bewohner grosser Städte, sondern auch auf das Landvolk. Auf der gegenwärtigen Stufe der europäischen Cultur dürfte der Unterschied wohl nur darin bestehen, daß man in den Hauptstädten andere Arten des Genußes sucht, als in den Provinzen; und die Aufgabe der Regierungen wäre dann, den Egoismus der grösseren Menge so für die bestehende Staatsform zu interessiren, daß ihm jedes Opfer zur Erhaltung derselben gering scheinen müßte. — Im dritten Briefe spricht der Vf. von den Pfandbriefen, der Bank, und der Seehandlung. Er zeigt die Fehler, welche den Fall des Kredits der Bank zu Wege brachten, so, daß sie, durch die zu grossen Speculationen des Güterhandels in Südpreußen erschöpft, schon 1805 nicht mehr discountiren konnte, und weil sie seit ihrer Flucht nach Königsberg, keine Zinsen mehr entrichtete, ihre Obligationen auf 75 p. C. fallen sah, während die schlesischen Pfandbriefe, die ihre Interessen fort bezahlten, sich noch auf 94 p. C. erhielten. — Die vier folgenden Briefe handeln von den gegenseitigen Verhältnissen Frankreichs und Rußlands. Der Vf. bemüht sich zu erweisen, daß diese beiden Staaten nur in einem unmittelbaren Handelsverkehr, in gemeinschaftlicher Beherrschung des mittelländischen Meeres, und in einer thätigen Verbindung gegen Englands See-Despotismus ihre wahren Vortheile suchen müssen. Er wägt zu dem Ende ihre Macht und Bevölkerung, ihre natürlichsten politischen Zwecke und die Producte, welche jedes Land erzeugt, oder die ihm mangeln, gegen einander ab, giebt alsdann eine kurze Übersicht des russisch französischen Handels seit Peters des Grossen Zeit, und zeigt die Schwierigkeiten und die Fehlgriffe, welche das Aufkommen desselben gehindert haben. Diese ganze Untersuchung enthält die schätzbarsten Notizen; das Resultat aber, „daß Frankreich, sobald jene Verhältnisse Platz gefunden hätten, völlig auf jeden Einfluß auf Deutschland Verzicht leisten würde,“ (S. 65) möchte billig zu bezweifeln seyn. Die Friedensprojecte, so wie die unverbürgten Anekdoten im achten und neunten Briefe, gehören zu den schwachen Stellen des Buches. Der zehnte Brief wiederholt die Klagen über den, alle Kraft und alle patriotische Tugend verschlingenden, Egoismus des Zeitalters, und enthält Blicke in eine düstere Zukunft, wo, nach des Vfs. Ansicht, „die immer zunehmende Verdorbenheit keine humane Regierung mehr vertragen, und nur durch die Zuchtruthe des Despotismus zu beherrschen seyn wird.“

Eine Reihe von Briefen beschäftigt sich nun mit den Kriegsbegebenheiten in Schlesien. Die Unternehmung des Fürsten von Pless soll theils durch die zu frühe Übergabe von Glogau, theils dadurch ge-

scheitert seyn, daß das Corps sich bey Strehlen, wo es einzeln aufgerieben wurde, und nicht bey Glaz, um von dort aus mit Nachdruck vorzugehen, versammelte. Über Glogau wird erst (S. 88 ff.) die mündliche Erzählung eines Militärs, und nachher (Bf. 22) die Correspondenz eines Artillerie-Officers aus der Festung mitgetheilt; bey Schweidnitz aber die Ansicht einer Civilperson dem Bericht eines militärischen Beobachters entgegengestellt. Dem letzten sind der Rapport des Commandanten an den König und einige königliche Ordres beygefügt. Über die Berichte selbst, deren Vff. nicht genannt werden konnten, wird das Publicum billig erst dann ein Urtheil fällen, wenn die Beschuldigten sich vertheidigt haben. Können sie dieses nicht, so tragen sie mit Recht den Unwillen der Nation. Aber der Vf. dieses Buches ist zu leidenschaftlicher Ankläger, um, wie er in der Vorrede zu verlangen scheint, seine Ansprüche als unbedingt gültig aufstellen zu können. Recht hat er übrigens, wenn er bemerkt, daß man den wichtigen Posten eines Festungs-Commandanten in den neuesten Zeiten zu wenig geachtet, ihn, als eine Art von Invalidenstelle, abgelebten Greisen anvertrauet habe; wenn er tadelt, daß, indem das französische Militär bey seinen Übungen nur auf den Zweck sieht, die deutschen Armeen diesen über der Form gänzlich vernachlässigen. Ließ sich aber wohl etwas anderes von so manchen im Frieden grau gewordenen Veteranen erwarten, die an der Spitze unserer Heere standen! — In den bitteren Bemerkungen über den Adel, die der Vf. bey mehr als einer Gelegenheit anbringt, kann viel Wahres enthalten seyn; aber alles, was er darüber sagt, scheint weniger ausschliessend auf den Adel, als auf die reichen Grundeigenthümer im Allgemeinen zu passen. Auch die wohlhabenden Bauern gehören in diese Classe, und die Meinung des Vfs., (S. 178) „daß die durch den Krieg erlittene Demüthigung ihnen nicht schaden könne,“ dürfte in wenigen Provinzen des nördlichen Deutschlands Widerspruch finden.

Ein Memoire des Generals Rüchel, die Bülletins, welche aus Glaz verbreitet wurden, die sogenannten officiellen Briefe aus Königsberg, Pillau, Danzig, Memel u. s. w., die schwedischen Berichte, welche alle hier mit kurzen, meistens treffenden Bemerkungen begleitet werden, enthalten Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit der Erfolg längst bestimmt hat. Bemerkenswerth bleiben sie aber wegen des Geistes, der darin herrscht. Es ist ein seltsames, dem deutschen Charakter wenig angemessenes, Phänomen, daß man den Völkern Vertrauen einzufloßen hofft, indem man unaufhörlich ihre Leichtgläubigkeit tauscht. Endlich muß es ihnen doch auffallen, daß die officiellen Berichte von glänzenden Vortheilen immer nur Rückzüge, Capitulationen und nachtheilige Friedensschlüsse zur Folge haben. Von einem jener Bülletins, das unter dem Nauten des Grafen von Götzen in sehr fehlerhaftem Französischen erschienen war, nimmt der Vf. (Bf. 23) Veranlassung zu einem eben so heftigen als ungerechten Ausfall gegen diese Sprache,

deren Erlernung allein schon den Deutschen zur Knechtschaft stempeln soll. Von gleichem Werthe sind die unbedeutenden Geschichtchen in eben diesem Briefe, von denen die Fine, nach welcher der Kaiser Napoleon den Obristen Kleist bey dem Obrläppchen gefaßt, und ihm etwas, das (wenn es anders kein Druckfehler ist) in dieser Verbindung gar keinen Sinn hat, gesagt haben soll, sich von selbst widerlegt. In der Wahl seiner Anekdoten ist der Vf. selten glücklich, am allerwenigsten wenn sie lustig seyn sollen, wie die (S. 179) von den Posener Juden. Wozu überhaupt in einem Buche, wie dieses, die Anekdoten, wenn sie nicht charakteristisch sind? Will er etwa dadurch den trüben Eindruck aufheben, den das Ganze zurückläßt? Dann aber arbeitet er ja selbst seinem Zweck entgegen, zu bessern, indem er ohne Schonung die Schäden aufdeckt. Dafs er sein Ziel nicht immer fest im Auge behält, ist eben der grösste Vorwurf den man seinem Buche machen kann.

Er schließt es, indem er in dem letzten Briefe seine Ideen mittheilt, wie Preussen nach dem, damals (vor der Übergabe von Danzig) noch nicht so nahe vorzustehenden, Frieden, seine ruinirten Provinzen wiederherstellen, sich neue Finanzquellen eröffnen, und die grössten Übel heilen könne. Die seit jenem Zeitpunkt sehr geänderten Verhältnisse heben einen Theil der vorgeschlagenen Mafsregeln von selbst auf; aber Beherrigung verdient, nicht für Preussen allein, sondern auch für andere Staaten, was der Vf. über die Mißbräuche der Advocaten und über die Organisation des Finanzwesens sagt. Bey diesem vorzüglich dringt er auf Vereinfachung der Formen und auf erweiterte Vollmacht der Behörden. Von den angeführten Beyspielen ist das erste zu lächerlich, um nicht für eine Erfindung gelten zu müssen; aber als Schema unnützer, normaler Weislaustigkeiten verdient es seine Stelle. Mit Recht wird die Schädlichkeit eines Systems gerügt, das, indem es Alles, bis auf die geringfügigste Kleinigkeit, am Gängelbände leiten will, nicht nur den Gang der Maschine lähmt, sondern auch den mittleren Gliedern alle Selbstständigkeit raubt, so dafs sie nun, sobald der Impuls von oben herab stockt, unfähig sich selbst zu helfen dastehn, und alle Gewalt den untersten Behörden überlassen müssen, denen nachher, selbst wo sich Kraft und Willen finden, doch die nöthige Autorität, das Bestreben der Einzelnen zu einem Ganzen zu verbinden, gebricht. Mehr, als man bisher es noch gerügt hat, trug dieses unselige, auch in den Armeen angenommene System, zu den Niederlagen der deutschen Heere bey. Einheit und Allgemeinheit in den Verfügungen für das Ganze fordert der Vf. (S. 270) mit Recht, aber er tadelt die Einmischung in jeden einzelnen Fall. Im Militär, wie bey der Staatsverwaltung, wird dadurch die Energie der besseren Köpfe erdrückt, die Verantwortlichkeit aufgehoben, und wer nur die Formen gehörig zu beobachten weifs, gilt für den geschicktesten Staatsdiener.

Die Administration der Accise hält der Vf. für die am besten organisirte in der preussischen Monarchie;

schlägt aber, anstatt der bisherigen Verpachtungsmethode der Domainen, welche die Pächter auf Kosten des Staats bereichere, eine Zerstücklung der Güter und Verleihung derselben in Erbzins, gegen ein sofort zu entrichtendes Vierteltheil des Capitalwerths in Gelde, und eine jährliche Verzinsung von drey Vierteltheilen des Ertrags in Naturalien, vor, die mit dem System der sogenannten Mayerhöfe in einem Theile Niedersachsens einige Ähnlichkeit hat. Die Contribution soll gleichmäfsiger vertheilt, die Seehandlung mit der Bank vereinigt, der Fonds von beiden aber zur Unterstützung des Handels, und nicht der Gutsbesitzer, angewendet werden. Die Armee endlich will er zweckmäfsiger bekleidet und bewaffnet, aus Landeskindern durch Conscription zusammengefaßt, zu Officiersstellen blofs das Verdienst befördert wissen.

Eine genauere Prüfung dieser Vorschläge, die der Vf. in der ihm eigenen derben und abschreckenden Manier vorträgt, gehört nicht für diese Blätter. Rec. begnügt sich, sie in gedrängter Übersicht angeführt zu haben, mit der Bemerkung, dafs, so lange das Problem, wie die beste Verfassung für den Krieg zugleich auch die beste für den Frieden werden könne, nicht gelöst ist, manche derselben wohl nur fromme Wünsche bleiben dürften.

Kf.

RUDOLSTADT. b. Klüger: *Geschichte Frankenlandes*, von Franz Anton Jäger, der WW. Dr. und der Gottesgel. Licentiat, Weltpriester in Franken. *Erster Theil*. 1806. 382 S. 8. (1 Thlr.)

Was bisher über die Geschichte Frankenlandes geschrieben ist, besteht meistens in einzelnen Bruchstücken, welche in den älteren und neueren historischen Werken eines Friesen, Hofmann, Gropp, Eckard, Ustermann u. a. m. so zerstreut und so mangelhaft da liegen, dafs sie die Freunde der fränkischen Geschichtskunde durchaus nicht befriedigen können. Den eigentlichen Gesichtspunct, wonach man hätte zeigen sollen, wie Frankenland nach und nach das wurde, was es wirklich ist, haben diese Männer ganz ausser Acht gelassen, und eben so wenig haben sie sich bemüht über die successive Ausbildung der Staats- und Justiz-Verfassung, über das Wachsthum der Gelehrsamkeit, Verfeinerung der Sitten u. s. w. einig Licht zu verbreiten, und dadurch der Geschichte Franconiens ein gröfseres Interesse zu verschaffen, als es durch ihre Biographien der Bischöfe zu Bamberg und Würzburg geschehen konnte. Diese Gebrechen erweckten in dem Vf. den rühmlichen Entschluß, eine Geschichte Frankenlands zu entwerfen und darin auf den Zustand des Volks, seine Sitten, herrschende Neigungen und Gewohnheiten, Gesetze und Gerichtsverfassung, Künste und Wissenschaften und auf Religion und ihren Zustand das vorzüglichste Augenmerk zu richten. Und nach diesem Ideal wird der *erste Theil* des vor uns liegenden Werks zu prüfen seyn. Er ist in zwey Bücher — und jedes derselben in mehrere Kapitel eingetheilt. Das *erste* Buch handelt von dem ältesten Zustand Frankenlands bis zur Errichtung des

Bisthums Würzburg. In diesem Zeitraume läßt sich freylich von Franconien, als einem damals noch namenlosen Theil Germaniens, keine Special-Geschichte liefern, und der Vf. hat sehr wohl gethan, daß er die hieher gehörigen Nachrichten von den ältesten Bewohnern, von ihren Kriegen mit den Römern und Thüringern, von ihrem Charakter, Staatsverfassung, Götzendienste u. dgl. m. in möglichster Kürze vorge tragen hat. Vor der römischen Besitznehmung werden zwar die Hermunduren als die ältesten Bewohner Frankenlands aufgeführt, deren Besitzungen sich von der Donau bis über die Saale hin erstreckten; gleichwohl zweifelt der Vf., daß der zwischen den Katten und Hermunduren wegen der Salzquellen vorgefallene Streit, dessen Tacitus erwähnt, sich an der fränkischen Saale ereignet habe. Wir können diesem Zweifel nicht beytreten, weil es historisch richtig ist, daß die Grenzen der Katten niemals die thüringer Saale erreicht haben, und mithin nicht diese, sondern die fränkische Saale, unter den salzreichen Grenzflüssen, von welchem Tacitus redet, verstanden werden kann. Was S. 16 von der Abfassung der salischen Gesetze gesagt wird, ist sehr unbefriedigend, indem der Leser weiter nichts als ihre Existenz kennen lernt. Der Vf. hätte doch wenigstens aus der Vorrede zu diesen Gesetzen über die Art und Weise ihrer Verfassung, und über den Ort, wo sie zusammengetragen worden, einige Nachrichten mittheilen, und die Spuren der alten deutschen Freyheit bemerklich machen sollen, nach welcher nur die Nation selbst oder ihre Abgeordnete auf öffentlicher Maltz Gesetze geben konnten. Nach S. 18 soll die *Diesburg*, als die bekannte Residenz des Königs Klodio im *Werragau* gelegen haben. Unter diesem Namen ist aber in der mittleren Geographie kein Gau bekannt, und die Lage der Diesburg würde für viele Leser räthselhaft bleiben, wenn nicht neuere Geschichtsforscher bewiesen hätten, daß dieses alte Schloß, dessen geographische Lage lange zweifelhaft gewesen, im Gau Grabfeld zu suchen sey, und ohnweit Oberkatz in der Grafschaft Henneberg gelegen habe, wo sich der Name Diesburg bis auf den heutigen Tag erhalten. (Wenks heft. L. Gesch. Th. 2. S. 131). Das zweyte Buch begreift in 12 Kapiteln den Zeitraum von Errichtung des Bisthums Würzburg bis zu seiner Erhebung zum Herzogthume. Die politischen und kirchlichen Ereignisse, welche Franconien in dieser Periode getroffen haben, sind aus der allgemeinen Geschichte Deutschlands bekannt, und werden in 8 Kap. auszugsweise in einem fließenden Style, vorgetragen. Neue historische Wahrheiten darf man also hier nicht erwarten, und wir glauben der Mühe überhoben zu seyn uns auf eine ausführliche Anzeige der erzählten Thatfachen einzulassen. Wir vermissen jedoch hier eine genaue Entwicklung des alten, und für die Geschichte Frankenlands sehr wichtigen *ducatus Franciae*, dessen die Geschichtschreiber des mittleren Alters sowohl, als neuere Ge-

schichtsforscher, so eindrucksvoll erwähnen, daß es dem Vf. gewiß nicht an Stoff fehlen konnte, sich über das Verhältniß und über die eigentliche Beschaffenheit der herzoglichen Würde ausführlicher zu verbreiten. Desto mehr interessirte ihn der Zustand des Bisthums Würzburg, und der Erwerb seiner Rechte und Güter. Im J. 941 erhielt es vom Kaiser Otto I das Recht, nach Absterben eines Bischofs jedesmal einen neuen zu wählen, und S. 233 ff. werden die königl. Schenkungen bemerkt, wodurch dieses Bisthum sich nach und nach zu einem bedeutenden Ansehen empor schwang. Das neunte Kapitel handelt von der physischen Lage Franconiens, von dessen Bergwerken und Salinen, von den Sitten und Charakter der Franconier, von Entstehung des Ritterstandes, von dem Zustande der Wissenschaften u. dgl. m. Das zehnte von der Staatsverfassung Franconiens, und dessen Eintheilung in Gauen, von deren Grenzen S. 278 ff. ein Umriss gegeben wird. Die Kenntniß der mittleren Geographie hat aber dadurch nichts gewonnen, denn es fehlen überall die diplomatischen Quellen, aus welchen der Umfang eines jeden einzelnen Gaubezirks erwiesen werden muß. Nach S. 288 sollen die Bischöfe zu Würzburg die Münzgerechtigkeit schon unter Kaiser Otto I ausgeübt haben, zu dessen Beweis eine Münze angeführt wird, auf dessen Hauptseite der heil. *Kilian*, und auf der anderen Seite ein Kreuz mit der Umschrift: *Otto Imperator*, zu sehen ist. Auch entdeckte der Vf. sehr richtig die ältesten Spuren der Landstände in einer Urkunde Bischof Heinrichs I zu Würzburg, worin ausdrücklich bemerkt wird, daß die damalige Errichtung des Bisthums Bamberg, nach gepflogenen Rathe mit der Geistlichkeit, mit den Rittersn und dem Volke erfolgt sey. Das elfte Kapitel enthält Bemerkungen über die Justizverfassung mit Berücksichtigungen der Ordalien und der geistlichen Gerichte, und im zwölften Kapitel wird das Religionswesen und die Moralität der Geistlichkeit mit verschiedenen Beyspielen geschildert, die von ihrem Zustand ein trauriges Bild hinterlassen. Von dem Reichthum der Kirche, und besonders der Stifter Würzburg, Bamberg u. Fulda, von den Zehenten von den bischöfl. Ministerialen, vom Unterschied der Stiftsherren, von den Mönchen, vom Verhältniß des Bischofs zu seiner Geistlichkeit, vom Einflusse der Kaiser und der Päbste auf die kirchlichen Angelegenheiten, liefert man am Schlusse dieses Bandes noch manche gute Bemerkungen, welche den Leser von der Verfassung damaliger Zeiten einen nothdürftigen Unterricht ertheilen. Was wir übrigens an diesem sonst gut geschriebenen Werke tadeln, ist vorzüglich dieses, daß der Vf. mit der Angabe der historischen Quellen viel zu sparsam umgeht, und oft, bey Erzählung der wichtigsten Umstände, keine Beweise anführt, welche den Leser in Stand setzen, könnten, die vorgetragenen Thatfachen kritisch zu beurtheilen.

A. S.

D r u c k f e h l e r .

No. 152. S. 7. Z. 38 v. ob. statt *die Liebeschwärmereyen* l. *Trifans Liebeschwärmereyen*. — Nr. 171 S. 158 Z. 12 v. u. S. 1. l. r. — S. 159 Z. 3. v. u. S. *Phormum* l. *Phormium*. — S. 160 Z. 32. v. u. statt *einwirkenden* l. *einwickelnden*.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 S E P T E M B E R, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

HALLE, b. Hemmerde u. Schwetschke: *In Platonis qui vulgo fertur Minoem ejusdemque libros priores de legibus ad V. Ill. F. A. Wolfium commentabatur Aug. Boeckh*, Bad., sem. philolog. reg. Hal. fodal. 1806. 198 S. 8. (21 gr.)

Unter den mancherley Arbeiten, zu welchen die Liebe des Platon, aus 300jährigem Schlummer endlich erwachend, in den letzten Jahren bald Geister bald Hände erregt hat, ist keine, die in so geringem Raume so viel lobenswerthes und treffliches enthielte, als diese *Boeckhsche*, die wir nicht über Gebühr zu erheben glauben, wenn wir sie dem Besten an die Seite stellen, was wir bisher zur Kritik des Platon geschrieben wissen, den *Heindorfschen* Anmerkungen und dem philologischen Theile der Übersetzung von *Schleiermacher*. Vertrautheit mit Sprache und Weise, wie des Alterthums überhaupt, so des behandelten Autors, des, wie wenige, reichen und tiefen, insonderheit; Kenntniss der zum Theil weit entlegenen Hülfsmittel, und in deren Gebrauch verständiges Urtheil zeigen sich fast überall in dieser gehaltreichen Schrift, und berechtigen, für die Zukunft nichts Gemeines zu erwarten und zu fordern von dem jugendlichen Vf., der nicht leicht ehrenvoller in die gelehrte Welt eintreten konnte, als *derge* *falt* beweisend, was zu dieser Zeit nöthiger scheint als gewöhnlicher, Gründlichkeit und Fleiss.

In der ersten Abtheilung beschäftigt sich der Vf. mit der Unächtheit des Minos. Erkennt und erklärt haben diese schon *Wolf* und *Schleiermacher*: ihm bleibt das Verdienst genauer und vollständiger Beweisführung. Seine Gründe reibt er ungefähr an diesen Faden.

Der für platonisch gehaltene Dialog ist unplatonisch, weil er den wahrhaft platonischen theils zu unähnlich theils zu ähnlich ist. Unähnlich ist er durch die Namen- und Charakterlosigkeit der zweyten redenden Person (dass diese nicht ein Jüngling sey, wird gegen *Bentley Resp. ad Boyl. p. 155. Lenn.* nicht eben bündig erwiesen), durch die vom Inhalt hergenommene Überschrift (*περί νόμου*, nicht aber *Minos* ist die alte und rechte), durch die Abgebrochenheit zu Anfang und Ende, durch die Ungleichheit des Ganges, die Häufung unnützer Beyspiele, den Mangel an Richtigkeit und Folge der Gedanken, durch Unbeholfenheit endlich in Handhabung der Sprache, und durch weite, zu nichts führende Abschweifungen. — Die meisten dieser Vorwürfe sind hinlänglich belegt und außer Zweifel gesetzt: einige könnten mit zu grosser Strenge gesucht scheinen. So ist es wohl nicht widersprechend, sondern höchstens ungenau, wenn 318 D. *Rhadamanthys* *S. A. L. Z.* 1807. *Dritter Band.*

sowohl König genannt wird als Minos, 320 B. aber dem Minos untergeordnet wird: wie freygebig ist das Alterthum mit dem Namen König, und wie natürlich führt ihn der Königssohn und Königsbruder, der ein königliches Geschäft übt! Die Bestimmung von *δόξα* S. 12 dürfte zu enge seyn, wohl nur durch Schuld des Ausdrucks; die Folgerung aus dem Beywort *ολοόφρων* S. 15 wäre besser weggelassen, da eine ganz andere eben so vieltymologische Grund hat. Mancher Einzelheit, demz. B., was an 317 E. gerügt wird, würde durch leichte Änderung nachzuhelfen seyn, wenn nicht das Zusammentreffen vieler solcher Einzelheiten dergleichen Nachhülfe unzulässig machte.

Die auffallende Ähnlichkeit auf der anderen Seite, zeigt Hr. B., könne nur aus Nachahmerey erklärt werden. So misslich es nun auch überall sey, Nachahmung nicht bloß zu ahnen oder allenfalls zu fühlen, sondern bestimmt und überzeugend im Ganzen und Einzelnen nachzuweisen: so gebe es doch hier der deutlichen Spuren genug, um auch die Richtung der minder deutlichen zu beurtheilen. Auf diese Weise finden sich, vor anderen Dialogen, benutzt und fast compilirt das Gastmahl, der Euthyphron, der Protagoras, der Staatsmann, der Gorgias, der Kratylus und der Philebos. Die Stellen sind einander gegenüber gesetzt, und die geringe Geschicklichkeit des Nachahmers bemerklich gemacht.

Dem Platon also könne der Minos nicht gehören: aber doch gehöre er, wie die ächte Sprache und das alterthümliche Gepräge, auch eine beträchtliche Zahl unverwerflicher Autoritäten bezeuge, einem alten und attischen Verfasser. Um diesen aufzufinden, werden die sämtlichen übrigen Dialogen, die platonisch heißen, ohne es zu seyn, eingetheilt in solche, die benannte und individualisirte Interlocutoren haben, und in solche, die nicht. Jene, ergiebt sich, die *Epinomis*, der zweyte *Alkibiades*, der *Axiochos*, *Eryxias*, *Kleitophon*, *Sisyphos*, *Demodokos*, die *Liebhaber* und *Theages*, rühren von Verschiedenen her: diese hingegen, *über das Gesetz* (Minos), *über die Gewinnsucht* (*Hipparchos*), *über das Gerechte* und *über die Tugend*, unter einander durch einen wiederkehrenden Kreis von Beyspielen durch die Ähnlichkeit ganzer Stellen, und durch die gleichmässige Benutzung gewöhnlich derselben platonischen Dialogen genau verbunden, sind Werke einer und derselben Fabrik, der nämlich des Schusters Simon, unter dessen verrufenen Schusterdialogen (*σκυτικοὶ διάλογοι*, 33 in Einem Bande) *Diogenes Laertius* II. §. 122. 123 sie gerade unter den angegebenen Titeln auführt. Es bedarf kaum der Erinnerung, wie dieses mit Scharfsinn gezogene und begründete Resultat gar nicht unwichtig ist, we-

U u u

der für die Kenntniss der griechischen Literatur im Allgemeinen, noch im Besonderen für das Studium des Platon. Denn da das Verständniss des Platon an vielen Orten schwer und, in seiner Vollständigkeit, unmöglich wird eben durch unser Unvermögen, die mannichfachen, meist leise angedeuteten Beziehungen auf Leute, Schriften, Begebenheiten, die jetzt verschollen sind, zu verfolgen oder auch nur zu merken: so muß uns jede Gestalt, die sich aus der Masse der platonischen Umgebungen als eigenthümlich hervorhebt, willkommen seyn, wäre sie auch an sich selbst reizlos und werthlos. Reiz ist nun allerdings spärlich über unseren Meister ausgegossen: Werth aber, historisch-nämlich, muß ihm zugestanden werden, als dem, der allein, wenn wir nicht irren, im Rathe der Schriftsteller den Stand vertritt, bey welchem Sokrates, wie er in der Apologie erzählt, mehr Weisheit fand, als bey den Staatsleuten und den Dichtern und Weisagern, den zahlreichen und ehrfamen Stand jener Weber, Zimmerer, Schmiede, Schuster und anderer Handwerker, an die wir in fast jedem platonischen Dialoge durch Vergleichen und Anspielungen nur allzu oft erinnert werden. Wie ein athenischer Mann dieser Classe, ohne höhere Gaben, als womit wahrscheinlich die meisten der Vielen in Athen gesegnet waren, und ohne tiefere Bildung, als die beynah unwillkürlich aus den für alle zugänglichen Quellen geschöpft werden mußte, im Stande gewesen sey, die Lehre und die Methode eines Sokrates, eines Platon anzusehen, aufzunehmen, was ihm fasslich war und wohlgefiel, festzuhalten, auf eigene Weise fortzubilden, und in wenigstens theilweise neuer Gestalt wiederum aufser sich darzustellen: davon geben diese Dialogen des Simon eine so anschauliche Vorstellung, als nur immer gewünscht werden könnte.

Von S. 30 folgen Emendationen zum Minos, theils aus Handschriften, theils aus Conjecturgeschöpf: aus reicherm Vorrath nur einige. Und allerdings verstaten diese manchen Nachtrag. So ist 313 C. statt ἀλλ' ὁμοιον zu lesen ἀνόμοιον und 317 E. (τίς δὲ κρουμάτων ἐπὶ τὰ μέλη ἀγαθὸς νομεύς, — καὶ εἴ τις νόμοι ὁρῶσι εἶναι;) verlangt die Antwort (οἱ τοῦ ἀλλήτου καὶ τοῦ κισσαριστοῦ) offenbar, daß für εἴ τις gesetzt werde οἱ τίνος. Aus der προτέρα ἐνναετηρίς S. 61 kann in einem so ungenauen Schriftsteller, wie der Vf. dieser Dialogen überall ist, schwerlich viel gefolgert werden: die von Davis angenommene Bedeutung des δι' ἐννάτου ἔτους hatten wir belegt gewünscht.

Reichere und in jedem Betracht schätzbare Beiträge liefert der übrige Theil der Boeckhschen Schrift zur Kritik und Erklärung der drey ersten Bücher der Gesetze. Vorauf geht eine Untersuchung über den Zweck dieses Werkes, der in die Darstellung des Staates in der bestmöglichen Wirklichkeit gesetzt wird, während die jugendlichere Republik den Staat in der Idee betrachte; über die Scene, die redenden Personen, die Zeit der Abfassung und der Herausgabe; bey dieser Gelegenheit über den opuntischen Philippos, den wahrscheinlichen Vf. der Epinomis, die, nach einem durch glückliche Vermuthung gewonnenen Zeugnisse, schon Proklos nicht dem Platon selbst beylegte; sodann, auf 5 Seiten, der Versuch einer Übersicht der gesaunten griechischen Literatur

im Fach der Gesetzgebung. Die Kritiken und Sprachbemerken einzeln zu prüfen, ist dieses Ortes nicht: zusammen genommen erregen sie den lebhaftesten Wunsch, daß der Vf. bald vollenden möge, was er so glücklich angefangen.

Der Vortrag des Vfs. wird durch öftere Übung mehr Leichtigkeit gewinnen, und mehr Freyheit von dem Zwange der Phrasen und Floskeln. — Der Druck ist correct; eine Kleinigkeit wollen wir bemerken, weil sie uns auch schon sonst vorgekommen ist. Statt 5 setzt man jetzt überall 57, aber mit offenbarem Unrecht, wann die Zahl bezeichnet werden soll. 57, wie wir S. 113 finden, bedeutet nicht 10+6, sondern 10+200+300.

Λκ.

HALLE, b. Renger: *Heraklidae Pontici Fragmenta de rebus publicis* edidit (.) e codicibus, ex antiquis auctoribus et ex ingenio emendavit atque commentario perpetuo primus illustravit Dr. Georg David Koeler, Rect. Gymn. Detmoldensis. Addita est Versio germanica. 1804. XL u. 128 S. 8. (16 gr.)

Wenn man die unter dem Namen des Heraklides Ponticus vorhandenen Fragmente *περί πολιτειῶν* ohne Vorurtheil liest: so kann man sehr leicht auf den Gedanken kommen, daß sie weit eher von einem späteren Librarianus aus einigen, nicht mehr vorhandenen, trüben historischen und geographischen Quellen, und aus zum Theil läppischen, durch abergläubische Menschen fortgepflanzten, Sagen zusammengesetzt oder auch von einem unwissenden Schüler aus dem verworrenen und unkritischen Vortrage eines Lehrers von beschränkten Einsichten noch unkritischer aufgefasset worden, als daß sie von einem Gelehrten herrühren sollten, welchen mehrere übereinstimmende Angaben alter Schriftsteller zu einem Zeitgenossen und Schüler des Platon und Aristoteles machen. Erinnert man sich indessen, daß dieser Heraklides, ungeachtet er einem Zeitalter der ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Cultur angehört, und eine große Menge Schriften aus vielen Fachern des menschlichen Wissens hinterlassen haben soll, doch schon im Alterthum von Seiten seines Kopfs und Charakters in sehr nachtheiligem Rufe stand, und daß Cicero, obgleich er ihn sonst nicht ohne Achtung erwähnt, doch (*de natura Deor.* I, 13) von ihm sagt: *puerilibus fabulis referfit libros*, so kann man sich für hinlänglich berechtigt halten, anzunehmen, daß jene Fragmente, wenn auch nicht ganz in der Ordnung oder vielmehr Unordnung, worin wir sie jetzo lesen, vom Heraklides niedergeschrieben, doch wirklich in ihrer auffallenden materiellen Unvollkommenheit von ihm selbst herkommen, u. zwar aus mehreren seiner jetzt verlorenen Schriften von einem Unbekannten zusammengetragen worden sind. Dies ist denn auch das Resultat, wobey der neueste Herausg. S. XXXV der vorangeschickten gründlichen Einleitung stehen bleibt. Obgleich er S. XVIII ff. den Heraklides gegen die ihm zur Unehre gereichenden Erzählungen der Alten und gegen die darauf gebauten Vorwürfe neuerer Gelehrten (z. B. Meiners in der Gesch. der Wissensch. in Griechenl. und Rom, I B. S. 206 ff.) einigermaßen zu vertheidigen sucht: so verkennt er doch keineswegs die Mängel des Inhalts und der Composition der vorhandenen Fragmente. Er nimmt an, daß einige derselben aus des Heraklides Büchern *περί πολιτειῶν* — wenn dieser anders

ein Werk unter diesem Titel, was noch gar nicht entschieden ist, wirklich geschrieben hat, — andere aber aus seinem Buche *de insulis*, aus dem *περὶ ὀνομάτων*, und aus noch anderen ausgehoben worden; dafs der eigentliche Titel dieser Sammlung (die aber wohl ursprünglich gröfser und vollständiger war,) ehemals *συναγωγή ἱστοριῶν* gewesen seyn möge, und dafs vielleicht der attische Redner *Héro*, dem Suidas (*T. II, 79, ed. Küster*) eine *ἐπιτομή* τῶν *Ἡρακλείδου ἱστοριῶν* beylegte, die vorhandenen Abschnitte gesammelt habe. (Will man sich einmal Vermuthungen erlauben, so kann man ja das, was wir besitzen, für jene *ἐπιτομή* τ. H. K. selbst, oder wenigstens für Fragmente derselben halten.) Wenn übrigens Hr. K., ungeachtet er die Unvollkommenheit seines Schriftstellers eingestehen muß, doch den jetzigen Werth und Nutzen der Fragmente ziemlich hoch in Anschlag zu bringen scheint: so kann man dies ihm, als dem Bearbeiter derselben, eben nicht verdenken; auch läßt sich nicht läugnen, dafs jede Schrift aus dem classischen Alterthum für den Literator und Philologen wichtig ist; obgleich, unserem Bedünken nach, der Gebrauch, der von diesen Fragmenten für alte Geographie und Geschichte, und in anderer Hinsicht gemacht werden kann, nur sehr unbedeutend ist. Die Bemühung des Herausgebers ist auf jeden Fall sehr verdienstlich, da die wenigen Ausgaben dieser Fragmente jetzt schon selten zu werden anfangen, und der Gronovsche *Thesaurus antiq. graec.*, in dessen 6 Bände S. 2821 — 34 der Text mit der fehlerhaften lateinischen Übersetzung des ersten Editors N. Cragius abgedruckt ist, nicht leicht in Privatbibliotheken angetroffen wird. Überdem hat Hr. K. für die bisher ganz vernachlässigte Kritik des Textes und dadurch auch für Erklärung nicht wenig geleistet. Er wurde dabey von Hn. Heyne theils durch eigene kritische Observationen über einzelne Stellen, theils durch die verschiedenen Lesarten, welche ehemals *Perizonius* aus zwey Leidner Handschriften gesammelt, und die nachher *Ruhnkenius* an den göttingischen Gelehrten gefandt hatte, unterstützt. Diese Lesarten gaben jedoch nur wenig Ausbeute, da beide, wenn gleich von einander abweichende, Handschriften von Ungelehrten geschrieben sind, und da die Collation beider auch schon mit dem zehnten Fragment abbricht; woraus, wenn anders die Handschriften selbst wirklich nicht weiter reichen, Hr. K. schließen möchte, dafs gerade die 10 ersten Fragmente aus dem Werke *περὶ πολιτειῶν* excerptirt, die folgenden 32 Fragmente aber aus anderen Schriften des *Heraclides* gesammelt worden. Es wäre zu wünschen, dafs ein Gelehrter in Holland in dieser Hinsicht über die Handschriften Auskunft gäbe.

Der Text ist nach dem ersten Abdrucke in Cragius Werk: *de republica Lacedaemoniorum*, von 1593, geliefert, jedoch sind mit Recht einige Verbesserungen aufgenommen. Dann folgt bis S. 93 der *Commentar*, der vorzüglich nur die Kritik des verdorbenen, lückenhaften, dunkeln, ja mitunter sinnlosen Textes betrifft; ein *Commentarius perpetuus*, nach dem gewöhnlichen Begriffe, ist es nicht, obgleich der Titel diesen ankündigt; ein solcher würde auch für einen Schriftsteller dieser Art am allerwenigsten erforderlich seyn; Hr. K. sagt auch selbst S. XIII, dafs die ange-

hängte deutsche Übersetzung die Stelle einer fortlaufenden Erklärung vertreten solle. Wir wissen uns daher die Worte *commentario perpetuo ill.* auf dem Titel nicht recht zu erklären. — Bey seinen kritischen Vorschlägen und Urtheilen wird der Herausgeber wohl nicht durchgängig auf Beyfall rechnen dürfen; wenn gleich mehrere derselben seinen Scharffinn beweisen, und einige auch für treffend gelten können. Rec. will einige ausheben, und seine Bemerkungen beysügen. *Fragm. I* zieht Hr. K. in den Worten: *Πανδίων — διένειμε τὴν ἀρχὴν τοῖς υἱοῖς; καὶ διέτελουν οὗτοι στασιάζοντες* mit Cragius *οὔτοι* auf die Athener, weil auf diese im Folgenden *τούτους* geht. Allein da Hr. K. nach *στασιάζ.* eine Lücke, und zwar mit Recht, annimmt, so fällt dieser Grund weg: *οὔτοι* kann in diesem Context sicher nur auf *υἱοῖς* gehen. Dafs von Streitigkeiten zwischen den Söhnen des Pandion sonst keine Data vorkommen, kann gar nichts entscheiden, zumal da auch sonst in diesem Fragmenten manche Angabe enthalten ist, wovon sich bey anderen alten Schriftstellern keine Bestätigung findet. Will man indess durchaus *διέτελουν στασιάζοντες* auf die Athener ziehen, so würden wir geradezu *οὔτοι* in *Ἀθηναῖοι* zu verwandeln anrathen. Ebendasselbst in der Stelle: *Ἰππομένης — λαβὼν ἐπὶ τῇ θυγατρὶ Ἀ. μοιχὸν, ἐκείνον μὲν ἀνείλεν, ὑποσέζας μετὰ τῆς θυγατρὸς τῷ ἄρματι, τὴν τὲ ἰππῳ συνέκλεισεν, ἕως ἀπόλγται* will Hr. K. die anstößigen Worte *μετὰ τῇ θυγ.* für eine Glossie der vorausgehenden *ἐπὶ τῇ θυγ.* halten; allein dies ist doch nicht recht wahrscheinlich; eher könnte man annehmen, dafs nach *μετὰ τ. θ.* ein oder mehrere Wörter ausgelassen worden, oder dafs der Vf. sich hier, so wie sonst vielfältig, selbst und uncorrect ausgedrückt habe. Der Sinn kann immerhin der seyn, welchen die deutsche Übersetzung angiebt. S. 4 halten wir *Φωνίων* für *Πίνων* für eine gute Emendation, wenn wir es gleich billigen, dafs sie nicht in den Text aufgenommen ist. Ebendasselbst: *Ελοῖ δὲ καὶ ἐννέα ἄρχοντες, ὧν θεσμοθεταί, καὶ οἱ δοκιμασθέντες ὁμνύουσι, δικαίως ἄρξαι.* Hier will Hr. K. (S. 30) anstatt *καὶ* lieber *ἐξ* (zu *θεσμοθ.* gezogen) lesen; allein so anstößig hier auch *καὶ* ist, so kann es sich doch wohl nicht gut anstatt *ἐξ* einschlichen haben, und das Zahlwort *ἐξ* scheint uns auch nicht gerade nothwendig. Wir würden das *καὶ* entweder bloß austreichen, da es aus dem vorigen *καὶ* durch Irrthum der Abschreiber entstanden seyn kann, oder wir würden es vorsetzen, und *ὧν καὶ θεσμοθ.* lesen „zu denen auch die Thesm. gehören.“ Bey dem zweyten Fragment bemerkt Hr. K. sehr richtig, dafs die Worte: *Ὁ δὲ Ἀλκμάν — ποιητῆς ἀπέβη*, da sie den Zusammenhang zweyer sich gut an einander anschließender Perioden unterbrechen, sicher an einer unrichtigen Stelle stehen; er will sie weiter hin, nach den Worten: *Λακεδαιμόνιοι τὸν Λέσβιον — ἐκέλευε* (nicht ἐκέλευσε, wie im *Commentar* S. 33 steht) folgen lassen: Vielleicht steht aber auch dieser Satz *Λακεδ.* — *ἐκέλ.* an der unrichtigen Stelle; vielleicht gehören beide Perioden gar nicht zu den übrigen Notizen in diesem Fragment, die ihnen so sehr heterogen sind; sie mögen aus einer fremden Schrift an den Rand geschrieben und nachher in den Text geflossen seyn. In eben

dem zweyten Fragment heist es nach der gewöhnlichen Lesart: λέγεται δὲ καὶ τὴν κρυπτὴν εἰσηγγέσθαι, καὶ ἢ ἔτι καὶ νῦν ἐξίοντες ἡμέρας κρύπτονται: τὰς δὲ νύκτας μεθ' ὅπλων κρύπτονται, καὶ ἀναιροῦσι τῶν Εἰλώτων cet. Für das offenbar unpassende zweyte κρύπτονται schlug schon Cragius ἔρχονται vor; Hr. K. aber hat die beiden Worte κρύπτ. καὶ als unächt eingeklammert; in dem Commentar S. 35 dagegen hält er für's Beste, nur καὶ wegzustreichen, und κρυπτόμενοι zu lesen. Hierin möchten wir aber nicht beystimmen; die einzig richtige Lesart scheint uns μεθ' ὅπλων πρόερχονται καὶ ἀν.; aus πρόερχ. konnte offenbar sehr leicht κρύπτονται werden, auch wenn der Abschreiber sich nicht mit dem Auge auf das voranstehende κρύπτ. verirrte. Bald darauf in der Periode: Πωλεῖν δὲ γῆν Λακεδαιμονίοις αἰσχροὺν νενόμισται τῆς ἀρχαίας μοίρας νενεμῆσθαι οὐδ' ἔξεστι hat Hr. K. die Interpunction verbessert, indem sonst das Colon schon nach αἰσχροὺν gesetzt war; im Commentar S. 36 bemerkt er, daß anstatt τῆς ἀ. μ. wohl besser τὰς gelesen werde, obgleich sich jenes vertheidigen läßt, und daß das perf. νενεμῆσθαι anstößig sey; es indeffen ganz wegzulassen, wie in dem einen Leidner Codex, und eine Lücke anzunehmen, wozu Hr. K. sich hinzuneigen scheint, finden wir zu kühn; wir möchten lieber νενεμῆσθαι als einen durch das vorausgehende νενόμισται herbeygeführten Schreibfehler für νενεμῆσθαι oder διανέμεσθαι ansehen. Fr. III heist es: Ποιοῦνται δὲ καὶ μάχας κατὰ νόμον πῦξ τε καὶ ξύλοις, καὶ ὅταν συμβάλλωνται, αὐλοῦσι τινες αὐτοῖς καὶ κιθαρίζουσιν. Hier will Hr. K. die Worte τινες αὐτοῖς, die in Einer Handschrift fehlen, wegstreichen; *sunt enim*, sagt er, *inutilia et putidiuscula*; allein dieß scheint uns nicht so; die συμβαλλόμενοι können nicht zugleich auf der Flöte und Cithar spielen; jene Worte sind also zur deutlicheren Bestimmung des Sinnes nothwendig. Übrigens ist die alte Lesart συμβάλλωνται im Text wirklich abgedruckt, obgleich Hr. K. im Commentar sagt, daß er dafür das besser passende συμβάλλονται aufgenommen habe. Überhaupt hat der Text vielfältig die besseren Lesarten nicht, welche zufolge des Commentars in ihm befindlich seyn sollen. S. z. B. Fr. XXV den Vers des Simonides, vgl. mit S. 73. und Fr. XXVIII τὸν Λύκον, vgl. S. 76. — Fr. V am Schlusß schlägt Hr. K. zu lesen vor: Βουλὴν δὲ ἔξ ἐσχάτων (für ἐκ ἐσχάτων *postremo*) κατέστησεν, οἱ οὐκ ἔφησαν (oder ἔφασαν anstatt ἔφισαν) δαπανᾶν πλεον ἢ κατὰ τὰς προσόδους — *Senatus cooptabat ex infima plebe, qui negavit se plus esse profusurum, quam sibi ex facultatibus rediret*. Allein ein *senatus ex infima plebe*, von einem Monarchen selbst errichtet, ist doch nicht gut denkbar, und οὐκ ἔφησαν giebt, unserm Gefühle nach, in dieser Verbindung nur einen sehr nüchternen Sinn; dagegen: *qui non concedebant (scil. civibus) plus prodigere, quam reditus ferret* — nach der Vulgata, scheint uns unradelich. Daß die Änderung ἐκ ἐσχάτων wegen des folgenden Plur. οἱ οὐκ ἔφ. nöthig sey, wird Hr. K., da βουλὴ ein Collectiv. ist, nicht behaupten wollen. Fr. XVII ist der gewöhnliche Text: Μολοττοὶ τῆς Ἀρτέμιδος σολῆσαντες τὸ ἱερὸν, καὶ τοῦ ξοάνου, χρυσοῦν ἀφελόμενοι στέφανον, θυσίαν ἐτίθεισαν αὐτῷ αὐτοῦ;

das Wort θυσίαν aber ist dem Herausgeber, so wie auch Hn. Heyne, mit Recht verdächtig; Hr. K. schlägt statt dessen vor καυσίαν; allein καυσία war wohl nur ein Hut für Männer; Rec. möchte lieber θολίαν lesen. Bey Theokrit. *Idyll. XV*, 39 sagt eine ehrfame Bürgerfrau, die mit der Toilette beschäftigt ist, zu ihrer Magd: τὰν θολίαν κατὰ κόσμον ἀμφίσης und mehrere Ausleger verstehen daselbst mit Recht einen Sonnenhut oder eine Kappe; der Schol. σκιάδιον. Vgl. *Winkelmann's* alte Denkmäler der Kunst, I. S. 121. — Die am Ende von Fr. XVII angefügten Worte: Κεφαλῆνες δὲ ἀπὸ τοῦ Κεφάλου ἐκλήθησαν hätten wohl ohne Bedenken nach Fr. XXXI, welches ausdrücklich Κεφαλῆνιων überschrieben ist, hinversetzt werden können, wohin sie auch schon von Hn. K. in der Einleitung S. XXXIV verwiesen werden. Und selbst die abgeschmackte Anekdote vom Κεφάλος, welche in den vorigen Ausgaben am Ende von *Fragn. XXXVI* steht, vom Hn. K. aber zu Anfang von Fr. XXXVII gesetzt worden, gehört wohl zu Fr. XXXI — Rec. muß hier abbrechen, um noch der angehängten deutschen Übersetzung zu erwähnen. Sie ist schon vor drey Jahren von Hn. A. E. Volkhausen, einem Schüler des Herausgebers, verfertigt und von letzterem jetzt durchgesehen und verbessert. Im Ganzen verdient sie Lob; hin und wieder aber ist der Sinn verfehlt, und der gewählte Ausdruck etwas steif. Fr. III sind die Worte: "Ομηρος λέγων τὰς πόλεις αὐτῶν εὐναιετώσας gegeben: „wenn Homer von den kretensischen Städten spricht, sie wären gut bewohnt;" wenigstens muß es doch sagt anst. *spricht* heißen. Gleich darauf, wo im Texte eine Stelle des Archilochus angeführt ist, ist diese nicht allein nicht übersetzt, sondern es ist dafür durch einen seltsamen Irrthum eine Stelle aus Fr. XXII, in welchem auch ein Vers des Archilochus angebracht ist, griechisch eingeschoben. Fr. XI, S. 107. sollte es nicht heißen: Cyrus löste den Staat von Kumä auf, und führte eine monarch. Regierungsart ein: sondern, Cyr. hob die bisher bestandene Verfassung von Kumä auf ff. Noch unpassender sind ebendaseibst die letzten Worte: Προμηθεὺς δὲ τις ἀνὴρ δραστήριος καὶ ἱκανὸς εἰπεῖν, χιλίοις παρέδωκε τὴν πολιτείαν übersetzt; „Prometheus, ein unternehmender und beredter Mann, *übergab die Staatsverwaltung tausend Staatsrathen*;" es muß heißen: „Pr. — gab tausend Männern das Bürgerrecht.“ Der Mißgriff des Übersetzers ist um so auffallender, da er zwey Zeilen vorher Φεῖδων — πλείοσι μετέδωκε τῆς πολιτείας ganz richtig übertragen hat: „Pr. — gab mehreren das Bürgerrecht.“ Hin und wieder sind auch einzelne Worte oder Perioden des Originals in der Übersetzung gar nicht ausgedrückt, z. B. Fr. XIV, XVI und XXXVII extr. und Fr. XV steht kaufen anstatt verkaufen; denn im Texte ist πωλοῦσι. Vielleicht aber sind Fehler dieser Art nur dem Setzer und Corrector zuzuschreiben, die sich einer überaus großen Nachlässigkeit schuldig gemacht haben. Denn ausser den von dem Herausgeber angezeigten Druckfehlern haben wir noch eine große Menge anderer bemerkt. Wir führen nur an, daß S. 10 in Fr. IX nach Ἀρισταῖον δὲ Φασίμαθσιν die Worte παρὰ νομφῶν τὴν τῶν προβάτων καὶ βοῶν ἐπιστήμην ausgelassen sind. RMD.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 S E P T E M B E R, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

- 1) GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Classici Romanorum scriptores*. Vol. I *). *Juvenalis et Persii satirae*. Pars II. *A. Persii Flacci satirae VI ad optimorum exemplarium fidem recensitae atque prooemio et indice rerum instructae a G. L. König*, (Rect. zu Eutin.) 1803. 57 S. 8. (Schreibp. 5 Gr., auf Druckp. 3 Gr.) Dazu: *Commentarii perpetui in class. Rom. scriptis*. Pars II. *Commentarius in A. Persii Fl. sat. VI conscriptus a G. L. König*. 152 S. 8. (Schreibp. 20 Gr., Druckp. 12 Gr.)
- 2) NÜRNBERG; b. Lechner: *Auli Persii Flacci satirae sex, uno libro comprehensae*, ad optt. edit. collatae, cum selecta lectt. varietate et perp. annot. Acc. index uberrimus cum interpretatione. 1803. 232 S. 8. (20 Gr.)
- 3) MÜNCHEN, b. Lentner: *Auli Flacci Persii satirae*; edidit Benno Ortmann, (Profess. in München,) cum paraphrasi teutonica et notis illustrantibus. 1807. XIV u. 130 S. 8. (12 Gr.)
- 4) KIEL, in d. akadem. Buchhandl.: *Des Aulus Persius Flaccus sechs Satiren*, übersetzt von Jo. Adolph Nasser, Prof. in Kiel. 1807. 112 S. 8. (14 Gr.)
- 5) FRANKFURT a.-d. Oder, in d. akadem. Buchhandl.: Jo. Christ. Frid. Meißner, J. u. D. antecess. Viadr., *Commentatio in Auli Persii Flacci satyram quartam*. 1807. 95 S. 8. acc. tab. aenea. (10 Gr.)

Hr. König, Herausg. von Nr. 1., hat sich bereits im J. 1796 durch eine in Oldenburg erschienene Schulschrift: *De satyra Romana ejusque auctoribus praecipuis*, so wie durch einige kritische Beyträge zum *Mag für Schullehrer* von *Ruperti* und *Schlichthorst*, als künftigen Herausgeber des *Persius* angekündigt. Sein Zögern selbst nährte die erfreuliche Hoffnung, durch ihn etwas hinlänglich Vorbereitetes und Eingreifendes (welches nicht einmal von *Casaubonus* verdienstlicher Arbeit gerühmt werden kann: man sehe sein eigenes Urtheil über diese. ep. 313. 314. 321. 384 und 386 in der Grävischen Sylloge) über diesen dunkeln, und im Grunde wenig bearbeiteten Dichter, zu erhalten. Desto unangenehmer sahen wir uns durch die Erscheinung

der vor uns liegenden Ausgabe getäuscht, in der man weder eigene Ansichten und Ideen, noch glücklichen Sammlerfleiß, also nichts von den Documenten einer überdachten und mit Studium und Liebe ausgeführten Arbeit entdeckt. Hr. K. läßt uns im Dunkel, sowohl über den eigentlichen Zweck seines Unternehmens — den indeß die Einverleibung in die Göttinger Suite von lateinischen Classikern einigermaßen andeutet — als über die Hülfsmittel, nach denen er den Text, von dem der Titel eine neue Recension verkündigt, angeordnet hat. Denn das 28 Seiten lange *Prooemium* beschäftigt sich nur mit dem Leben des Persius u. seinem schriftstellerischen Charakter, der aber aus einem viel zu niedrigen und ganz unpoetischen Gesichtspunkt aufgefaßt ist. Es ergibt sich aber bald, daß Hr. K. sein Kritikergeschäft darauf beschränkt hat, einmal S. 5, V. 182 statt *Reizens* Conj. *nebulas*, das alte *violae* zurückzurufen, und nach *Ruperti*s Vorgang alle Archaismen der Schreibart wieder einzuführen; ein unschuldiges Spiel, das man ihm gönnen könnte, wenn es nicht so gar zwecklos wäre. Im übrigen ist der 1789 unter *Reizens* Aufsicht in Leipzig abgedruckte Text treulich wiederholt. So glücklich auch dieser treffliche Mann dem Dichter durch häufige Veränderung der Interpunction zu Hülfe gekommen: so viel ist durchgängig an der Wahl seiner Lesarten zu tadeln. Aber *Reiz* wollte auch keine eigentliche Ausgabe, er wollte nur wohlfeile Exemplare für seine Zuhörer liefern, denen er damals den Persius erklärte. Darum ließ er den *Pithoeus*-*Casaubon*schen Text abdrucken, berichtigte nur im Durchlesen hie und da die Interpunction, und setzte an Stellen, wo er sich in der Eil nicht anders zu helfen wußte, meist eigene Conjecturen. Z. B. 1, 59 *altas* f. *albas*, scharffinnig, aber unnöthig, f. *Ovid* *Metam.* 2, 10; *patruus* f. *patrui*, ganz unglücklich; eben so 3, 110 *camino* f. *catino*; 5, 148 *fissilis* f. *sessilis*. Letzteres nach einem *Cod. Leidens. ap. Heins. Adverss.* p. 623, ad *Ovid. art. am.* 3, 244, und ad *Valer. Flacc.* 1, 479, p. 94, a, ed. *Burm.* — Über die Ächtheit der *Casaubon*schen Lesarten, wenn sie einen leichten Sinn gaben, hat *Reiz* keine weiteren Untersuchungen angestellt; aber sein Nachfolger hat nicht nur diese, sondern auch die eben bezeichneten Veränderungen auf Treu und Glauben recipirt, eine einzige, zu 6, 59 angenommen, wo *Reiz* mit *Bentley* ad *Hor. epist.* 1, 13, 37. *Tom. 2, p. 53, ed. Lips. nostrum* anst. *nostrum* ließt,

*) Der erste Band dieser Autoren-Sammlung, welcher den *Juvenal* ed. *Ruperti* enthält, wird zugleich mit der größeren Ausgabe dieses Gelehrten von einem anderen Recensenten zu anderer Zeit beurtheilt werden.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

und Hr. K. nicht begreifen kann, wo nur immer die neue Lesart, die ihm übrigens höchlich gefällt, hergekommen sey. Bentley hat sich aber übereilt mit dieser Emendation, *nostrum hoc maris experts*, *dieß unser weibliches Wesen*, bezieht der redende Centurio nicht auf seine Persönlichkeit, sondern auf den Geist seines Zeitalters. So heist es 2, 62: *Quid juvat, hos nostros templis immittere mores, die verderbten Sitten meiner Zeit*. Vgl. auch 1, 104, wo die Hdschr. des Senior Roth in Nürnberg erklärend *vobis* giebt. *Quid juvat, hos n. etc.*, liest Rec. nach einer von ihm verglichenen Dresdner Handschrift, und dem *Gefriers franz. Übers.* gegenüber gedruckten Text, (wo es aber wohl Druckfehler ist) statt des unlateinischen: *Quid juvat hoc, nostros etc.* Im Commentar giebt der Herausgeber auch Proben seiner eigenen kritischen Muse. Nur ein paar Beyspiele. Die verwickelte Stelle 1, 8 — 11 soll deutlicher werden, wenn wir lesen: *Nam Romae quis non? — at qui fas dicere? — Qui fas? Tunc? quum ad canitiem et nostrum istud vivere triste adspexi, et nucibus facimus quaecumque relicti? Quum sapimus patruos? — Et nunc ignoscere nolo. — Quid faciam? etc.* Wer möchte die unverfieglichen Fragezeichen verstehen? — wer das lahme: *Et nunc ignoscere nolo* ertragen? — Ebend. wird die erste Hälfte des 26 V. dem Interloquutor auf die lächerlichste Art zugesprochen, und Reiz des Gegentheils wegen scheel angesehen. — Den ersten V. der ersten Sat. hätte Hr. K. dem Zwischenredner entreißen, und dem Persius zurückgeben sollen, wenn er sich eine gründliche Einsicht in seines Dichters dialogische Stellen erworben hätte. Es ist doch billig, daß Persius erst ein paar Worte seiner Arbeit hören lasse, ehe der Interloquutor ihm ein Publicum absprechen kann! — Ebendaf. 96, 97 soll gelesen werden: *Arma virumque nonne hoc rugosum et cortice pingui? — Ut ramale vetus de grandi subere coctum.* — ! — Eben so trostlos sieht es mit des Herausg. kritischer *Gelehrsamkeit* aus, deren er sich mitunter doch befeißigt. Nur Eine Probe: im *Prolog* 14 liest er, mit Reiz und nach der alten Gloss, richtig: *nectar anst. melos*, und fügt bey, schon *Barth ad Calpurn. ecl. 4. 151* erinnere (*monuit*), so sey zu lesen. Aber Barth citirt diesen Vers bloß nach dieser Lesart, ohne zu gedenken, daß hier eine Variante existire. Wäre nun Hr. K. in Barths Commentarien wirklich bewandert, so würde er uns aus diesen noch manche interessante Variante haben geben können; würde aber auch wissen, daß dieser Polyhistor alles aus seinem, nicht immer treuen, Gedächtnisse citirte, und daß er so freylich an unzähligen Stellen seine ganz eigenen Lesarten haben müsse. Keinesweges aber wäre es unnöthig gewesen, bey diesem streitigen Vers auf *Politian. miscell. c. 44* (in *Gruters lampas crit. T. 1, p. 57*) zu verweisen, der *nectar* in einer sehr alten Hdschr. gesehen hat: auf *Rutgers. varr. lectt. 597*: auf seines *Barth adverst. p. 1204*; und unter den Neueren auf *Dorv. ad Charit. p. 515 ed. Lips.*, und auf *Wakef. ad Lucret. 1, 946. (Tom. 1, p. 162)* und 4, 22. (*Tom. 2, p. 201*). Auch hätte billig bemerkt werden sollen, daß ein noch vorhandener Codex,

der in der Sebaldschen Ausgabe (*Norimb. 1763*) verglichene Ebnersche zu Nürnberg, *nectar* giebt. Dasselbe fand *Lindembrog* in einer nicht weiter bezeichneten Handschrift, deren Abweichungen sich in einem Ex. der Ausg. des *Pithoeus* (Heidelbg. 1500) auf der Pauliner Bibliothek in Leipzig befinden. Was aber soll man erst von einem Herausgeber denken, der im Text eine andere Lesart hat, als im Commentar? Und doch ist dieß mitunter Hn. König begegnet, z. B. 1, 128. 3, 66.

Und nun diesen Commentar selbst? — Immer nach *Casaubonus* noch der beste, den wir besitzen. Und doch wie so durchaus nicht hinlänglich für den minder Geübten, und wieder so überflüssig für den Geübten! Vielleicht darf aber auch auf die ersten bey einer Bearbeitung des Persius gar nicht Rücksicht genommen werden, da dieser durchaus nur dem geniefs- und fruchtbar werden kann, der so viel zu dieser Lectüre mitbringt, als Hn. Königs Commentar anbeut. Besonders zweckwidrig und planlos finden wir die Auswahl der Citate, von denen noch dazu mindestens ein Viertel falsch nachgewiesen ist. So p. 5, 1. 7. v. u. *Prop. 3, 2, 2* statt richtiger 3, 2. ebendaf. 1. 1. v. u. *Juv. 10, 6* statt 3, 118. p. 7. 1. 8. v. u. *Stat. Sylv. 1, 4, 15* statt 2, 7, 1 sqq. p. 8. 1. 15 v. u. *Plin. ep. 4, 18* statt 4, 28, und ebend. 1. 14. v. u. 10, 25 statt 10, 28, 7. — Sonst ist das Buch doch ziemlich correct gedruckt. — Noch manche einzelne Unrichtigkeit in den Erklärungen zu rügen, wie zu 3, 100, wo das *calidum triental* von dem bekannten warmen Trank der Römer (man sehe *Lips. elect. 1, 14. denl. ad Tacit. Ann. 13, 16, und Rupert. ad Juv. T. 2, p. 209*) zu verstehen ist, verbeut der Raum. — Nur eine höchst glückliche, und einzig wahre Erklärung auszuheben, fodert die Billigkeit. Hr. König erklärt den dunkeln 37 Vers der vierten Sat. so: *gausape* ist ein künstlicher Bart, so wie man *comas adscititias* trug. (*Pers. 6, 46. Juv. 6, 120. 13, 164 sqq. Martial. XIV, 24.*) Zwar schoren die Römer der Zeit den Bart (*Lips. exc. ad Tac. Ann. 14*); doch finden wir auch, daß sie ihn bis ins 22 Jahr und drüber, erhielten (*Octav. Ferrar. elect. 2, 12*); ja es geschahen von den römischen Jünglingen Gelübde um diese Zierde an die *Fortuna barbata* (*Div. Augustin. de civ. D. 4, 1*), die sie, wenn sie ihnen zu Theil ward, mit der zierlichsten Sorgfalt hegten und pflegten (*Ovid. ars am. 1, 518 sqq. Martial. 2, 36, 3 sqq.*). Alsdann ist *maxillis* für *genis* gesetzt, wie *Martial. 8, 47*, und besonders diese künstliche Kinnbekleidung der unnatürlichen Entblößung des *gurgulio* kräftig und bestimmt entgegengesetzt.

Über No. 2 können wir uns desto kürzer fassen, weil diese Ausgabe, ihres vielversprechenden Titels ungeachtet, zu nicht viel Worten Anlaß giebt. Die Variantensammlung ist keineswegs eine *selecta*, da sie bloß die Lesarten der Ebnerschen Hdschr. aus Sebald's Ausgabe wiederholt, nach welcher auch der Text abgedruckt ist. Der Commentar kann nur insofern ein fortlaufender heißen, als er nicht Stand hält,

wenn man ihn zu befragen kömmt. Er beschränkt sich durchgängig auf die Erklärung einzelner Worte, von denen er aber auch nur die leicht verständlichen erklärt. Z. B. Prol. 8. *χαῖρε est imperativus a verbo graeco χαίρειν laetari, gundere: hic autem significat idem quod latinus imperativus salve.* — In einem mehr als 100 Seiten langen und doch unvollständigen Index sind in zwischen ganze Redensarten und Verse erklärt. Wenn wir aber die höchste Trivialität als Charakter des Commentars annehmen: so müssen wir grobe Unwissenheit als das Princip dieses Index bestimmen. So heist es gleich zu Anfang von 6, 8: *Acervi tui finitor, nummorum acervatorum finitor.* So heist es von 5, 99: *Actus vetitos tenet inscitia debilis, scelera cohibet stupiditas, quia versuti ad vitia propiores sunt stupidi,* und so geht es bis zu Ende.

No. 3. übertrifft indess an allseitiger Erbärmlichkeit jenes Machwerk um vieles. Vor allem ist zu bemerken, daß der barbarische Titel das einzige Lateinische im ganzen Buche ist. Eine deutsche, nicht minder barbarische, Vorrede bereitet genug auf das vor, was folgt. Nach einer „kurzen Biographie“ und einer „Litteratur über Persius,“ die gerade eine Seite füllt, und nicht ohne Lachen gelesen werden kann, gelangt man zu der *Paraphrasis Teutonica.* Der Prolog hebt an:

Nicht befeuchtete ich die Lippen aus der Quelle,

Vom Pferdes-Hufe der Erde entlocket;

Nicht erinnere ich mich, auf dem zweyköpfigen Parnas
Geträumet zu haben, mich im Nu zum Dichter zu entzücken. —

Dieser metrisch abgetheilten Dolmetschung (die folgenden Satyren aspiriren nicht mehr auf poetische Form.) folgt: „*Gedankenreihe*,“ dann „*Parallestellen über den Prolog.*“ Stellen allerdings die Menge: aber ohne Zweck zusammengerafft und nichts weniger als *Parallestellen.* Diese Sammlung von Versen aus römischen Dichtern kehrt auch nach jeder Satyre wieder. (Griechen werden nur nach lateinischen Versionen citirt.) Alles dies ist mit der ekelhaftesten Geschwätzigkeit, in der man einen exegetischen Pfaffen zu hören glaubt, und im gemeinsten, nicht selten fehlerhaftesten, Styl vorgetragen. Als vollständige Probe dieses beyspiellos erbärmlichen Buchs stehe hier die erhabenste Stelle unseres Dichters. Sat. 3, 35—43. Hr. Ortman lässt sich so vernehmen:

„Großer Jupiter! Strafe sie, die Nichtswürdigen,
daß sie den Werth der Tugend erkennen; aber über den
Verlust — durch ihre Laster erzeugt — sich todt härmten.

Virtutem videant intabescantque relicta.

Heulen sollen sie, wie Perill im glühenden Ofen; zittern,
wie Damokles beym Anblick des blanken über seinen Scheitel
hangenden Schwertes: rufen aus Gewissensfoltern:
ach! ach! wir stürzen in den Abgrund! Dann bleiche
der Schrecken ihre Gesichter (*palleat intus infelix*):
marternde Träume unterbrechen den Schlaf! — wie
Furien geißle sie ihr Lasterleben.

Wir sparen nach diesem interessanten Probestückchen dem Leser die reichlichen Parallestellen dazu. Auf die Paraphrase folgt, um Hn. Ortmanns eigenen Ausdruck in der Vorr. S. IV zu gebrauchen: ein Index

der *Eruditionen.* Da heist es z. B.: *Antiope*, eine hartklingende Tragödie des Pacuvius. — *Appula canis*, ein heißdurstiger Hund, Apulien hat ein sehr heißes Klima. — *Canicula*, ein unglücklicher Würfelwurf von Einheiten. — *Gurgulio*, die Gurgel u. s. f. — Ein Abdruck des Casaubonschen Textes, unter dem wieder des Herausg. erklärende Anmerkungen fortlaufen — die also ohne innere Nothwendigkeit an drey verschiedene Orte verstreut sind, schlieset ein Werk, das dem Blicke, welcher gegenwärtig durch mancherley Veranlassung in das Geburtsland dieses Persius gezogen wird, eines der ersten philologischen von dorthen, wie ein böses Omen, entgegentritt.

No. 4 ist in der Übersetzungsliteratur unseres Satyrikers eine sehr erfreuliche Erscheinung. Mißgeleitet durch ein berühmtes Beyspiel haben die beiden neuesten Verdeutscher des ganzen Persius, der sel. Fülleborn und der ebenfalls verstorbene Schindler, ihren Übersetzungen eine leider! nicht unbekannte jambische Uniform gegeben, die der Willkühr jeder Art Thür und Thor öffnet. Wirklich ahndet man auch in den geschwätzigten und unendlich durchsichtigen Arbeiten dieser zwey Männer nichts von dem gedrun genen, könnigen Geist des Originals, das in einem spätern Zeitalter, „mit stoischem Sinn und im gediegensten Styl zur grossen, alten Weise der Nation zurückkehrte,“ (Athenaeum 3, 75) und die herrliche Erscheinung römischer Kraft reproducirte. Wie weit seit der Zeit, in welcher Wielands immer noch schätzbarer Horaz auftrat, die formelle Bildung unserer Poesie vorge rückt ist, darauf haben Fülleborn und Schindler nicht die mindeste Rücksicht genommen; ja sie haben nicht einmal gefühlt, daß aus einer solchen Auflösung des ursprünglichen Metrums, die bey dem Horaz noch eher entschuldigt werden könnte, ganz etwas anders hervorgehen mußte, als der wortkargste und gedankenschwerste aller lat. Dichter. — Hr. Nasser ist nicht nur zu dem würdigen Gang des Hexameters, der ihm im Ganzen nicht misslingt, zurückgekehrt; er hat auch die ursprüngliche Zahl der Verse respectirt, und jedem des Textes die seinigen genau angeschlossen, wovon nur der choliambische Prolog zur ersten Satyre eine Ausnahme macht, der in eben so viel reinen Trimeter n wiedergegeben ist. Freylich müssen wir gestehen, daß dies auch ziemlich alles ist, was wir von Hn. Nassers Arbeit zu rühmen wissen, und daß sie demnach eigentlich nur negativen Werth besitzt, indem sie mehr Protestation gegen falsche Methoden, als Wegweiserin zur einzig wahren ist. Noch bedingter dürfte ihr Werth ausfallen, wenn wir sie aus dem höchstem Gesichtspunct auffassen, dem sich jede poetische Übersetzung unterwerfen muß, als ein selbstständiges Kunstproduct angesehen. Man bemerkt bald, daß der Vf. von ganz unrichtigen Ansichten ausgegangen ist, und daß sein einziges Bestreben war, uns den Sinn eines jeden einzelnen Satzes des Originals recht leicht anschaulich und faßlich zu machen, anstatt daß er uns eine treue Copie von den *Geisteseigenheiten* des Persius hätte geben sollen. Hätte er auch nur daran gedacht, diese Forderung zu erfüllen, so wäre er von selbst jenem Fehler der seichten Verständlichkeit und

wässerichten Klarheit entgangen. Denn das ist ja eben die anziehende Eigenheit des Persius, daß er mit unerschöpflicher Kraft gerade auf den Hauptpunct seiner Darstellungen zudringt, daß er, immer nur das Ziel im festen Auge habend, die Mittel, dahin zu gelangen, äußerst nachlässig behandelt, und die Einzelheiten selten einer besonderen Aufmerksamkeit würdigt. Daher seine sonderbaren und oft schlechtgehaltenen Metaphern; daher die große Dunkelheit im Einzelnen bey so viel Klarheit des Ganzen; daher auch die rauhe GröÙe und die strenge, den Reiz jedes bloß schmückenden Beywerks verschmähende Erhabenheit seiner Dichtung. Da Hr. Nasser alles, was aus jedem anderen Gesichtspunkt als Bizarrie erscheinen muß, in verständlichere Formen aufgelöst hat: so bleibt nicht viel mehr übrig, als ein etwas flaches Rationnement über allgemeine Gegenstände der Moral, der ernsten Glut, mit der Persius dichtete, gänzlich entkleidet; und diese fleißige Arbeit sinkt durch sich selbst in die niedrige Sphäre des oberflächlichsten Wortcommentars zurück. In philologischer Rücksicht ist nichts geschehen. In der Erklärung ist Hr. Nasser fast immer bey Königs Meinung geblieben, — dessen Text auch, aber höchst unbequem am Ende der Übers., abgedruckt ist. Sieben Stellen, in denen er andere Lesarten oder Conj. von Gronov, Mitscherlich und auch zwey eigene, höchst unglückliche (*Sat. 1. 50 sq. Quid numquam intus habet?* — man sehe über den Gebrauch des *non* ft. *nonne* Heuf. ad Cic. off. 3, 19. *Corte ad Sall. Jug. 31. 17. p. 564. a. und Heineke ad Juv. p. 20. — non hic est. si Ilias Accii Ebr. v. — non si quid den l. d. pr. und Sat. 1. 124. praegnantia für praegrandi, welches wir nicht verstehen, wohl aber die vulgata lect.) sind kurz angegeben. — Der Druck ist sauber u. correct.*

No. 5. Hr. Meister beschenkte uns schon im J. 1802 mit einem: *Versuch über Persius Sat. 1. v. 92—106* (einen reichhaltigen Auszug gab Beck in den *Comm. Soc. phil. Lips. T. 2 part. 1. p. 103 ff.*), den man unbedingt das Gelehrteste und Scharfsinnigste nennen kann, was noch über diesen Dichter geliefert ist. Dieselbe Fülle von Belesenheit, derselbe gewandte Geist ist auch in diesem zweyten Beytrag unverkennbar. Hr. Meister hat sich diesmal die schwere vierte Satyre zum Gegenstand seiner Forschung gewählt, und würde vielleicht etwas der Vollendung nahes geleistet haben, wenn er sein Werk unbefangen begonnen, und sich nicht durch eine vorgefaßte Meinung den Weg selbst versperrt hätte. Er geht nämlich von dem Gesichtspunct einiger alten Ausleger, zu denen in neueren Zeiten der von Hn. Meister nicht genannte *Séris* in seiner *Dissert. sur Pers. Par. 1783. p. 10 ff.* gekommen ist, *Persius habe in dieser Satyre den Nero durchziehen wollen*, wie von einem unumstößlichen Satze, ohne weitere Prüfung desselben, aus, und erklärt nun aus dieser Hypothese alle einzelnen Stellen der Satyre mit einem Scharfsinn und einem Aufwand philologischer Kenntnisse, die selbst dieser ganz faulen Sache für den Moment einen Anschein großer Wahrscheinlichkeit geben. Aber freylich, wenn man wieder den Geist unseres Dichters im Allgemeinen, wenn man die äußeren Bedingungen seiner kurzen poetischen Laufbahn, und den inneren Zusammenhang dieser Satyre selbst erwägt, wird

jener Trug bald zu nichte. Es ist bemerkt worden, wie Persius den Hauptmoment jeder Satyre durchaus nicht in Dunkel zu hüllen sucht; wie er vielmehr alle Stralen von Licht, zum Präjudiz der übrigen, auf diesen einzigen Punct zu concentriren strebt. So liegt auch hier der Gegenstand, die allgemeine Neigung der Menschen, ihre eigenen Schwächen zu übersehen, ja sie mit der Rüge fremder zu bedecken, deutlich, wie uns dünkt, am Tage, und diesem Sinne tügt sich alles natürlich an. Persius geht, wie in seinen übrigen Satyren, von einem speciellen Anlaß aus, den er, wenn er nicht, wie in der zweyten, fünften und sechsten Satyre, von außen gegeben ist, selbst erfindet, wie in der ersten, dritten und der vor uns liegenden. Dann zeigt er seinen Gegenstand von mehreren Seiten, und faßt am Ende noch einmal das Resultat des Ganzen zusammen. Denn Persius war — wie wir historisch wissen — früh in die strenge Disciplin der Stoiker eingeweiht. Wenn nun auch in späteren Zeiten sein eigenes liebevolles Gemüth und das poetische Princip in ihm diesen Schulzwang besiegte: so konnte ein strenger Sinn für sitzliche Reinheit sich doch nicht ganz losreißen von einer Lehre, die in dieser Rücksicht ihm theuer bleiben mußte; und so geschah es, daß bey ihm die Dichtung sich innig mit philosophischen Sätzen verwob, die ihm mehr Sache des Gefühls als des Verstandes waren, und aus früherer Gewöhnung auch die diktatorische, fast systematische, Form behielten. Eben sein philosophisches Glaubensbekenntniß, sowie die Bemerkung, daß seine Satyren immer eine allgemeine und ideale Ansicht ihrer Gegenstände behaupten, die sich nie bis zum Localen oder Temporellen herabstimmte, und endlich auch der Umstand, daß er bey seinem Vermögen und angeborenen Rang doch nie Staatsämter oder öffentliche Ehrenstellen bekleidet hat, deuten, sich durch einander bekräftigend, nicht nur auf ein eingezogenes Leben, sondern überhaupt auf ein Gemüth, das von seiner eigenen Höhe es verschmähte, sich in die Angelegenheiten der äußeren Welt zu mischen, die er ruhig um sich her ihr bewegtes Spiel treiben liefs, das aber auch zu liebend war, um einzelne Wesen, Generationen oder Jahrhunderte zu haßen oder zu verachten, und nur im Allgemeinen Haß gegen das Laster in edlen Flammen glühte. Und wenn man uns einwendete, daß Persius in der ersten Satyre doch offenbar von dem Verfall der Poesie zu seiner Zeit handle: so würden wir dagegen zu bedenken geben, daß die Welt der Dichtung immer eine Idealwelt bleibe, und daß also dieser Einwurf unsere allgemeine Bemerkung nur bekräftige. Nach dieser Ansicht die ganze vierte Satyre durchzugehen, versparen wir für einen anderen scklichen Ort, und kommen dagegen zu Hn. Meisters Arbeit zurück. — Es würde ebenfalls zu weitläufig seyn, uns in das Einzelne einzulassen, weil wir sonst einen Auszug aus dem ganzen Büchlein geben müßten, dessen Werth durchaus nur aus dem Conspiriren aller Theile, nicht aus einzeln herausgerissenen Stücken, erkannt werden kann. Vielleicht hat das im Allgemeinen gesagte die Unhaltbarkeit der Meisterschen Hypothese einigermaßen dargethan, und somit siele denn auch alles Einzelne von selbst. Aber in der allzugroßen, fast immer Bewunderung, aber auch nicht selten Mißfallen erregenden Spitzfindigkeit selbst (man sehe z. B. zu v. 25. S. 32—38 zu v. 47. S. 55—66, wozu sogar ein Kupfer gehört und zu v. 51. S. 89) mit der Behauptung, consequent genug, von Vers zu Vers bis ans Ende durchgeführt ist, liegt ihre stärkste Widerlegung. Auch die vielen beygebrachten Stellen späterer Historiker, besonders des Sueton, denen vorzügliches Gewicht beygemessen zu werden scheint, und die allerdings mit seltenem Glück und Scharfsinn zusammengestellt und ausgewählt sind, würden nur dann etwas beweisen, wenn Persius sie hätte benutzt haben können, oder wenn es auf irgend eine Art wahrscheinlich zu machen wäre, daß diese Männer aus einem Dichter, und aus einem den Lychoron an Rathseltigkeit beglückenden — denn so erscheint Persius in dieser Schrift — ihre historisch Darstellung genommen hätten.

Des Mangels in der Hauptsache ohngeachtet bleibt Hn. M's Arbeit immer noch einer der bedeutendsten Beyträge für die Erklärung des Dichters, wäre es auch allein wegen der glücklichen Erklärung zweyer der schwierigsten Stellen in ihm, des 21 f. (S. 29—31) und des 49 Verses (S. 67—87), die wir aber dem Leser nachzusehen überlassen müssen. — Die Sprache ist unendlich weit-schweifig, geschroben und schwerfällig.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 S E P T E M B E R. 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

Ohne Druckort: *Betrachtungen über den Clerikal- und Mönchs-Geist im neunzehnten Jahrhundert, mit besonderer Rücksicht auf die Ehelosigkeit der Geistlichkeit im katholischen Deutschland zur Beförderung der Sittlichkeit.* Ein Wort zu seiner Zeit gesprochen von A. F. R. Mit dem Porträte des Hn. Domvicars Baur zu Würzburg. 1805. 446 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Beynahe Jahrhunderte scheinen verfloßen zu seyn, seitdem diese Schrift erschien. So sehr haben sich, zumal nach dem Friedensschlusse von Tilsit, alle Verhältnisse, welche der Vf. dieser Schrift berücksichtigte, in zwey Jahren verändert. Damals war noch eine protestantische theologische Facultät auf der regenerirten würzburger Universitat, und ein Paulus, Martini und Niehammer lasen daselbst theologische Collegia, creirten auch, wenn sich Rec. nicht irrt, Hn. Prof. Schnurrr zu Tübingen zum Doctor der Theologie. Die kurbaierische Regierung, an die das Stift Würzburg am Tage der Säcularisirung der noch vorhandenen geistlichen deutschen Staaten (1802) übergegangen war, lag damals noch, wie schon aus vorliegender Schrift erhellt, in beständigem Kampfe mit dem Fürstbischöfe und seinem Vicariate, an dessen Spitze der Weibbischof Zirkel steht, derselbe, der mit Prof. Fr. Berg im J. 1793 die vortrefflichen Predigten über die Pflichten der höheren und aufgeklärten Stände bey den bürgerlichen Unruhen unserer Zeit auf Befehl des preiswürdigen Franz Ludwig vor dem damaligen Hofe gehalten, und zum Besten des dortigen Armeninstituts herausgegeben hat; und sowohl im Sinne der Regierung gegen die bischöfliche Hierarchie, als im Sinne des Ordinariats gegen die angeblichen Eingriffe der Regierung in die Gewalt des Bischofs wurden Schriften geschrieben, zu denen auch diese Betrachtungen gehören, die sich entscheidend für das System der Regierung erklärten, welche dem Vf. nur noch zu wenig that. Wo ist aber nun zu dieser Stunde die protestantische theologische Facultät der würzburger Akademie? Das damalige Personale davon hat sich zerstreut, und der izzige Landesregent, damals Kurfürst von Salzburg, jetzt Großherzog von Würzburg und Mitglied des rheinischen Bundes, nach öffentlichen Blättern (August 1807) bald König von Franken, an den der nunmehrige König von Baiern, dem preßburger Frieden zufolge, das ganze Exstift überwies, hat die von seinem Vorgänger in der Regierung an-

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

geordnete protestantische theologische Section aufgehoben; ja, wenn man öffentlichen Nachrichten trauen darf, so hat das System der bischöflichen Curie unter dem neuen Regenten völlig obgesiegt. Die Schrift also, die wir hier anzuzeigen haben, hat gegenwärtig nur wie ein Buch aus einer älteren Periode eine historisch-literarische Wichtigkeit, kann aber vielleicht eben deswegen um so unparteyischer beurtheilt werden.

Nach S. 9 der Vorrede müßte man dem Vf. ein Alter von mehr als 80 Jahren beylegen; denn er spricht von 60jähriger Berufserfahrung; nach S. 76 schreibt er sich jedoch nur ein 60jähriges Alter zu. Man soll ihn wohl für einen katholischen Geistlichen nehmen; denn er sagt auf derselben Seite, es sey ihm nicht für seine eigene Person um die Erlaubniß zum Heirathen zu thun, indem er zu einer ehelichen Verbindung (in seinem Alter?) schlechterdings unbrauchbar sey. Ist es aber wahrscheinlich, daß ein katholischer Priester geschrieben habe, was S. 263 steht: „Kein Ehemann genieße mit ein halb Dutzend Weibern so oft und viel die Lust des Fleisches, als die Geistlichen, wenn auch nur der zehnte Theil von demjenigen wahr sey, was man von den Geistlichen aller Art erzähle?“ Der Vf. scheint selbst zu fühlen, daß er durch diese Stelle die Täuschung des Lesers zerstöre; denn in einer Note will er sie wieder durch die Versicherung herstellen, daß seine Berufs- und Standes-Pflichten ihm nicht erlauben (über das zarte Gewissen des Mannes!) sich hierüber ausführlicher zu erklären. (Sie erlauben ihm aber doch, durch die häßlichsten Nachreden den Stand, in welchem er selbst lebt, zu beschimpfen, und dadurch den Segen seiner eigenen Amtsführung zweckwidrig zu entkräften.) Doch der Vf. war vielleicht hier nur ungeschickt in der Zusammensetzung seiner Fiction, und er mag seine Gründe gehabt haben, sich etwas unkenntlich zu machen. Wir abstrahiren also ganz von seiner Person, und halten uns allein an sein Buch. Und hier sind wir darin mit ihm einverstanden, daß der gezwungene Cölibat der katholischen Geistlichkeit eine Schande der Menschheit sey, worüber man sich mit dem größten Nachdrucke erklären dürfe, wenn es sich hoffen lasse, dadurch etwas zur Abschaffung dieses Gräuels beizutragen. Wie kann aber der Vf. selbst S. 257 tyrannisch genug denken, sobald die Priester heirathen dürfen, und (NB.!) vom Staate so befolget werden, daß sie heirathen können, sie alle, den einzigen Fall physischer Impotenz ausgenommen, bey Strafe der Ausstoßung aus dem geistlichen Stande,

Y y y

zur Heirath zwingen zu wollen? Wie kann er sich in seinem Reformationseifer bis zu der Rohheit ver-
 gessen, S. 262, zu verlangen, daß, wenn das Ver-
 bot der Priesterehe noch länger fortdaure; die Re-
 genten allen Geistlichen ohne Rücksicht und Ausnahme
 ein so kleines Stück zum täglichen Brode vorschnei-
 den, daß sie zu viel zum Sterben und zu wenig zum
 Leben haben? Solche zu der gerechtesten Indignation
 reizende Stellen können nur von der Leidenschaft
 eingegeben seyn. Der Vf. sagt zwar S. 425, er müsse
 es gerade heraus sagen, daß man ihm Unrecht thue,
 wenn man ihm vorwerfe, undelikat, grob, inhu-
 man, brutal geschrieben zu haben, indem der von
 ihm bearbeitete Stoff keine andere Darstellung er-
 trage. Allein Rec., der mit den Hauptideen des Buchs
 übereinstimmt, muß doch auch dem Vf. gerade her-
 aus sagen, daß er dieß leugne. Die undelikate Stelle
 S. 40 konnte ohne Schaden, ja mit Gewinn des Gan-
 zen, unterdrückt werden, und Ausdrücke, wie: „vor-
 gesetzte Bonzen,“ die „höhere Pfaffheit“ u. dgl. m.
 waren zur Beförderung des Zwecks, den sich der
 Vf. vorsetzte, auch nicht gerade nothwendig. Sonst
 aber gesteht Rec. gern, viel Interessantes in dieser
 Schrift gefunden zu haben. Sehr helle wird es ihm,
 daß die kurbaierische Regierung in dem Würzburgi-
 schen manches zu sehr anticipirt und sich eben des-
 wegen, so wie Joseph II. bey seinen allzuraschen Re-
 formen, in die Lage gesetzt habe, zum Nachtheile ih-
 res Ansehens und des Glaubens an ihre Weisheit, ge-
 machte Verfügungen zum Theil wieder zurückneh-
 men zu müssen. Auffallend ist in dieser Hinsicht, was
 S. 47, vgl. mit S. 289, erzählt wird. Durch ein Re-
 script vom 18 Dec. 1803 war den geistlichen Alum-
 nen von dem Landescommissariate erlaubt worden,
 die Collegien der protestantischen Professoren *Paulus*
 und *Schelling* zu besuchen. Sie machten von dieser
 Erlaubniß Gebrauch, erhielten aber nicht nur des-
 halb von ihrem Vorsteher im Namen des bischöflichen
 Vicariats einen ernstlichen Verweis, sondern wurden
 sogar, falls sie sich unterstünden, bey *Paulus* theo-
 logische Encyclopädie und Methodologie, und bey
Schelling Philosophie zu hören, für untauglich zur
 Seelsorge und für unfähig und unwürdig zu ferneren
 Weihungen erklärt. Seine fürstbischöfliche Gnaden,
 Heißtes S. 51, könnten solchen Alumnus ihre Hände
 nicht auflegen. Die Alumnus supplicirten hierauf
 bey der Behörde, die ihnen die Erlaubniß *quæst.* er-
 theilt hatte, und baten, sie bey der ertheilten Con-
 cession gegen das Vicariat zu schützen. Allein die Re-
 gierung nahm auf die Vorstellung des geistlichen Ge-
 richtshofes die von ihr gegebene Erlaubniß selbst wie-
 der zurück, indem sie erklärte, daß hinfort nur die-
 jenigen Cleriker, welche ihre katholischen Studien
 schon vollendet hätten, und von denen man (das
 Vicariat) überzeugt sey, daß ihre Grundsätze zu ge-
 höriger Festigkeit gelangt wären, mithin von dieser
 Seite kein Nachtheil für sie zu besorgen stünde, Er-
 laubniß erhalten sollten, die bestrittenen Vorlesun-
 gen zu hören. (4) Hiebey wird S. 63 erzählt, der Fürst-
 bischof (Georg Carl), Freyherr von Fechenbach, geb.

am 20 Febr. 1740) habe den Hn. Dr. *Paulus* auf den
 1. Januar 1804 zur Tafel eingeladen, seiner Freund-
 schaft verlichert, um die Feinige gebeten, wenn sie
 auch in manchen Stücken ungleich denken sollten,
 und dabey nur bemerkte, als Bischof müsse er sich conse-
 quent bleiben. Der Vf. mag übrigens sagen, was er will,
 der Hirtenbrief der geistlichen Regierung zu Würzburg
 vom 2 May 1803, betreffend die Predigten der Seel-
 sorger zu Stadt und auf dem Lande, enthält goldene
 Worte, die dem Rec. aus der Seele geschrieben sind.
 Auf der anderen Seite hat aber der Vf. auch Recht,
 wenn er S. 67 bemerkt, unter anderen Umständen
 habe das bischöfliche Vicariat die in dem Hirtenbriefe
 getadelten politischen Predigten sehr gelobt, z. B.
 wenn man einen Landsturm habe organisiren wollen,
 und nur itzt tadle es solche Predigten, wenn die wohl-
 thätigen Absichten der Landesregierung dadurch be-
 fördert werden sollten. Auch erinnert er den Weib-
 bischof glücklich an dessen eigene Predigt über die
 Wohlthat der eingeführten Milchpockenimpfung, die
 nach seinem Decrete auch tadelhaft wäre, was freylich
 Hr. Zirkel nicht zugeben wird, da es ohne Zwei-
 fel einem so geschickten Manne nicht schwer fällt, eine
 solche Predigt unter eine andere Kategorie zu bringen.

Soll Rec. über das Ganze dieser Schrift ein Urtheil
 fällen, so kann er nicht bergen, daß sie etwas zu
 weitläufig ist, daß der Vf. seine Gedanken nicht ge-
 nug geordnet hat, daß er sich in seinen Ausserun-
 gen oft zu wenig mäßigt, daß seine Aphorismen über
 kirchliche Reformen zur Begründung einer Organi-
 sation des katholischen Kirchenwesens zwar manche
 einzelne vortheilhafte Ideen, aber auch andere, die
 noch lange nicht so ausgemacht sind, als er glaubt,
 enthalten, wie wenn er z. B. die Religion der Moral
 unterordnet, wenn er sagt, die Moralität sey in Men-
 schen schon vorhanden, aber die Religion müsse erst
 in den Menschen hineingetragen werden. Auch ist
 es anstößig, daß er S. 421 Religiosität und Bigamie
 mit einander vermischt. Aber seine Schrift enthält
 auch sehr viel Wahres, sehr viel Treffendes, und
 von dem Colibatgesetzte der katholischen Geistlichkeit
 ist Rec. ein eben so geschwornener und unversöhnlicher
 Feind als der Vf. Er betrachtet diese Schrift als ein
 Ferment, das in der chaotischen Masse von Ideen,
 die in dem Lesekreise des Vfs. einander bekämpfen
 mögen, auch sein Gutes bewirkt haben wird; und
 vielleicht trug gerade die Derbheit, mit der sich der
 Vf. oft ausdrückt, das Ihrige dazu bey, sie daselbst
 in mehrere Hände zu bringen, und zu mehreren Lä-
 terungen ihres Inhalts über verschiedene Volksschichten
 Gelegenheit zu geben. Reiner könnte und sollte die
 Schreibart seyn; man stößt auf ein *vollkommenes* Leben;
 man liest: die Pfarreyn *begeben* statt *vergeben*, ei-
 nem etwas *stark verheben* statt *verweisen*. *Affyl* ft.
 Asyl ist vielleicht ein Druckfehler.

S3.

LANDSHUT in Bayern: Der Mönch hört mit dem
 Mönchthum auf; oder die Gebäude gehen mit
 den Klöstern ein. Eine zeitangepasste Abhand-
 lung von A. B. C. 1805. 124 S. gr. 8. (10 Gr.)
 Wenn man Gefangene aus dem Kerker mit der Be-

schränkung entläßt, daß sie zwar frey unter dem Himmel umherwandeln dürfen, aber Lebenslang ihre schweren Fesseln mit sich herumschleppen müssen: so werden die Erlöseten noch manchmal auch über ihre Freyheit seufzen, und der Anblick so vieler ganz freyen Menschen wird ihnen oft ihre Ketten schwerer machen, als sie ihnen im Kloster schienen. Rec. will mit diesem Gleichniß die säcularisirten katholischen Chorherrn und Mönche bezeichnen. Man nahm den ersteren ihre Präbenden, und vertrieb die letzteren aus ihren Zellen; aber das Cölibat und die Ordensgelübde sollen beobachtet werden, und die Mönche werden aus den Klöstern in die Welt getrieben, ohne Menschen seyn zu dürfen. Deswegen sind auch Hunderte der pensionirten und säcularisirten Individuen mißvergnügt, und sichtbar ist Einer dieser Mißvergnügten Verfasser der vorliegenden Schrift. Aber was nützt alles Schreiben und Schreyen, da eine aufgeklärte, jetzt souveraine Regierung, selbst im Regierungsblatte (1804. St 21. S. 513) die monastischen Gelübde bis zur kirchlichen Dispense verbindlich, ja außer der Sphäre der weltlichen Macht liegend, erklärt hat, und da dieselbe sicher keinem katholischen Geistlichen das Heirathen, und keinem Mönch das freywillige Losreißen seiner Gelübde - Fesseln, ohne daß sie der heiligste Stuhl zu Rom löset, gestattet wird? — —

Der Vf. beginnt A) vom rechtlichen Betrachte, welcher sich im natürlichen und positiven Rechte concentrirt. I. Die erste Beweisquelle ist mir die Natur der Gelübde: Die Urkunde der abgelegten Gelübde gründet sich in den Abweyen auf die Localstabilität. Der abtöplische Religios gelobte die drey weltlichen Gelübde nur mit Benennung des Orts ihrer Vollstreckung, mit dem Vorbehalt einer gewissen Localeinrichtung, mit der Ansicherung des steten Verbleibens im frey erwählten Kloster. Der aus seiner wesentlich bedingenen Localität gerückte Mönch ist seiner Verbindlichkeit los. II. Die zweyte Beweisquelle öffnen die *Wesenstücke* (?) von Seiten des Subjects. Der Mönch muß bey Ablegung der Gelübde, nach allen bestehenden Gesetzen, ungehemmte Freyheit, vereint mit voller Unterscheidungskraft, haben. Die nicht freyen Gelübde sind nach dem Concil. Trident. ungültig. Hätte der Mönch die Aufhebung des Klosters vorhergesehen, so würde er die Gelübde nicht frey abgelegt haben, welche nach gebrochenem Bedingniß nicht mehr verbinden. Er bekannte sich nur zur Klosterregel, die für die immerwährende Existenz der Klöster geschrieben war. III. Die dritte Beweisquelle findet sich in dem Wesen des Objects, oder Vertrags zwischen dem Kloster und dem Religiosen: *Conventio dat legem contractui*. Man kann die Verbindlichkeit der Contracte nicht über ihre Übereinkunft ausdehnen. Der Staat garantierte stillschweigend die sichere Fortdauer des Klosters dem Gelübde ablegenden Mönche; die Bedingung: so lange der alte Zustand der Dinge unverrückt bleibt, gab den Gelübden nur einen temporellen Bestand, und da die Gelübde nie auf den Fall der Klosterzerstörung abgelegt, son-

dern ihre Dauer auf die Dauer der Professionsstätten bedingt waren, hören sie also von selbst mit den Klöstern auf. Der Vertrag mit dem Kloster war zweyseitig, und nach allen Rechten wird bey bilateralen gleichverbindenden Verträgen, auf den Fall des Abtretens von einer Seite vom Hauptpunkte, oder des Nimmerleistenkönnens des Substantialbetriffs, als *Conditionis sine qua non*, auch der andere Theil für sich und alsobald frey. IV. Die vierte Beweisquelle ruht in der Art der Loszählung von den Klostergelübden. Rom dispensirt nur uneigentlich von den Gelübden, und der Erfolg dieser, mit theuerem Gelde erkaufen, Dispensen ist nicht die Auflösung der Verbindlichkeit, sondern nur publike Bekanntmachung der freyen Qualität der Mönche. Diese wird aber durch ihre gegenwärtige Lage nach Aufhebung der Klöster so laut verkündet, daß die päpstliche Erklärung, d. i. Dispense ganz unnöthig ist. Die Hauptgründe bey Dispensen von Gelübden sind Zwang, und Unfähigkeit. Der erste ist durch die gewaltige, wirklich zwangvolle Entsetzung der Mönche von ihrer Stätte, auf welche Entsetzung die Gelübde nicht abgelegt wurden, vorhanden, und die Mönche waren unfähig, sich über die Existenz ihrer Klöster hinaus, zu verbinden.

B. Geschichtlicher Betracht. Die einzige geschichtliche Quelle ist mir das ehemalige Benehmen gegen Nimmermönche (Exmönche). In den vorigen Jahrhunderten konnten freywillig, oder mußten die Mönche austreten, und die Ausgetretenen oder Entlassenen wurden, wie der Gelübde Entlassene, behandelt, und durften in den ersten Jahrhunderten sogar in den Ehestand treten. In der Mitte des 13ten Jahrhunderts wurden die Ausgewanderten in ihre Klöster zurückberufen. Viele Individuen wurden dispensirt. — So grausam die Tempelherren gemißhandelt wurden, so sprach ihnen doch Niemand die wiedererhaltene Freyheit nach der gewaltsamen Auflösung ihres Ordens ab.

C. Beantwortung verschiedener Bedenklichkeiten gegen den aufgestellten Satz. Auflösung der gegenseitigen Zweifel aus der Natur der Gelübde, aus der Art der Loszählung von den Gelübden, und aus den Pensionen:

Die ganze Schrift beweiset wirklich gründlich, und, wie die vielen Citaten zeigen, mit einem Aufwande von gelehrter Belesenheit, was der unbekannte Vf. beweisen wollte. Aber die Sprache ist so barbarisch und holpericht, daß unsere Leser schwerlich den Inhalt der Schrift verstünden; wenn wir ihn mit des Verfassers eigenen Worten, welche Rec. oft nur mit Mühe in das Deutsche übersetzte, angeführt hätten. — Das Hauptresultat ist: Wie viel Mißvergnügen, Unfug, und Skandale würden vermieden worden seyn, wenn der Staat, von Landeshoheitswegen, bey Aufhebung der Klöster, den Mönchen, jedem nach seiner freyen Wahl, entweder gleich den völligen Übertritt in den Weltpriesterstand, oder gleich den völligen Übertritt in den Laienstand gestattet hätte!

LMQ.

Ohne Angabe des Druckortes: *Unauflösbarkeit des heiligen Ehebandes*: altchristlich-evangelisch-apostolische Glaubenslehre erwiesen aus ächten Quellen der Religion, canonischem Rechte, Philosophie und Statistik und vertheidigt wider eine beygedruckte Gegenschrist vom königl. preuss. kathol. Kanzler Herrn von Coninx, mit Beseitigung darin eingestreuter Gegenstände, nach vorgängiger Digression auf die Schrift des Herrn J. A. Mercy über den religiösen Naturalismus. I Theil. 208 S. II Theil 211—471 S. 1803. 8. (1 Rthlr. 6 Gr.)

Das Thema zu dem Aufsatze des Hn. v. Coninx, der zuerst im December-Hefte der preuss. Jahrbücher 1800 erschien, und hier von S. 1—49 wieder abgedruckt ist, gab das allgemeine preussische Landrecht im 2ten Theil Tit. I. §. 734 u. 735, wo es von dem Gesetze der Ehescheidung handelt: „Wird unter katholischen Ehegatten auf eine beständige Separation von Tisch und Bett erkannt, so hat dieses alle bürgerliche Wirkungen einer gänzlichen Ehescheidung. Wie fern aber ein geschiedener Ehegatte nach den Grundsätzen seiner Religion von dieser erfolgten Trennung zur Vollziehung einer anderen Gebrauch machen könne und dürfe, bleibt seinem Gewissen überlassen.“ — Indem der Vf. Hr. v. C. die traurigen Wirkungen der bloßen Ehetrennung beleuchtet, erwähnt er, daß in dem einzigen Jahre 1769 der Gerichtshof *la Tournelle* des Parlaments zu Paris über 29 Prozesse wegen Vergiftungen und Meuchelorde zwischen Ehegatten den Ausspruch that. Auch verdient das historische Resultat beherzigt zu werden, daß die Ehescheidung in den protestantischen Cantons der Schweiz, wo sie gilt, selten, hingegen in den katholischen Cantons desto häufiger sey. Er benutzt ferner, die Gegner zu entkräften, vorzüglich den Umstand, der unstudirten Katholiken wichtig seyn muß, daß die unirten Griechen das Decret des Conciliums zu Trident, von der Unauflösbarkeit der Ehe, nicht annahmen, und daß noch jetzt in der lateinisch-polnischen Kirche, die einen Theil der Staaten der preussischen Monarchie ausmacht, die Ehescheidung die Wirkung habe, eine neue Ehe schliessen zu dürfen. Man konnte erwarten, daß eine solche Darstellung der Sache bald einen Gegner finden würde, und er fand sich auch bald in dem Vf. der vor uns liegenden Schrift. Er scheint irgend ein Ordensgeistlicher zu seyn, dem es wehe that, zu sehen, daß man in der preussischen Monarchie längst den Anfang gemacht habe, die Grundsätze, die man in einem, zu Gunsten der deutsch. Kirche abzuschliessenden Concordate mit dem römisch. Hofe erwartete, anticipirt zu sehen. Er kämpft mit allen Waffen der Polemik, die seiner Kirche eigen sind, und man ist schon in Schriften dieser Art das Rauhe und

Widerliche des Vortrags gewohnt, das sich auch hier in Menge findet; noch abgerechnet, eine Reihe von Behauptungen, welche eine strengere Kritik nicht im mindesten aushalten, und den Leser gleichsam nöthigen, Ovids bekannten Spruch: *causa patrocínio non bona peior erit*, mit voller Zustimmung seines Herzens zu unterschreiben. Man weiß nicht, ob man den Vf. bisweilen mehr bedauern oder belachen soll: die offenbarsten Dinge, an denen nicht leicht ein gesunder Verstand mehr zweifelt, sind ihm bloß Hypothesen, er verstellt die Facta, zieht aus ihnen schiefe und falsche Folgerungen, und es scheint, daß etwas anderes noch als bloßer Parteygeist ihm die Feder in die Hand gab. Wäre das Ganze in ein gefälligeres Gewand gekleidet, weniger mit Citaten überhäuft, und sorgfältiger, der Geschichte angemessener, bearbeitet; so würde es wahrscheinlich Leser finden. Allein, so wie es ist, dürften wohl wenige, selbst wenn ihnen an Aufhellung des Streitpunctes noch so viel liegen sollte, Geduld genug haben, die Lectüre der Schrift zu vollenden. Er will in drey Haupttücken die Unauflösbarkeit der Ehe als eine uralte Glaubenslehre, als kein bloßes Disciplinargesetz — als verträglich mit der Moral in jeder Rücksicht, darstellen. Im II Theil beifert er sich darzuthun, daß die Unauflösbarkeit der Ehe mit dem Staate und dessen Wohl nicht in Collision komme, und beschlieszt endlich sein ganzes Werk mit einem ziemlich weitläufigen, hier gleichsam *appendicis loco* angehängten Aufsatze, daß zwischen Staat und Vortrag unterscheidender christlicher Religions-Lehrpuncte im öffentlichen Schulunterrichte, keine Collision sey, denn Gott, Kirche, Staat, Eltern und Jugend fodern dieses. — Es wäre wohl dem Vf., der doch hoffentlich in der preussischen Monarchie lebt, oder dem wenigstens die neuesten Zeiterignisse nicht ganz fremd seyn sollten, wenn er über solche Materien absprechen will, anzurathen, bey den Juden, die ihre Kinder jetzt hie und da in christliche Lehrstunden schicken, und sich dabey wohl befinden, wenigstens über einige Puncte, wo ihm ein falscher Parteygeist zu weit treibt, Belehrung zu suchen. Daß man sich auf die geographischen Angaben des Vfs. gar nicht verlassen dürfe, sieht man schon daraus, daß er S. 113. I Th., den Ort Verberies, wo das bekannte Concilium war, als eine Stadt in Campanien angiebt, da sie doch in Isle de France ist. Mit der Geschichte nimmt er es eben so wenig genau. Er spricht z. B. von Valentinian, aber man weiß nicht, ob er vom I oder II rede — daß es vom letzteren sey, muß man erst aus dem Jahre seines Todes 392, schliessen. Nach ihm starb Constantin I im Jahr 307. S. 242. Bey solchen Angaben wird man ungewiss, ob S. 117. *Cujus* von Toulouse st. *Cujaz* ein Fehler des Vfs. oder des Setzers sey.

Mgz.

F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Dyk: *Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch praktischer Ärzte*. 24 Bd. 1 St. 1807. 160 S. 8. (10 gr.) 8. Recension der vorhergehenden Bde. 1807. No. 55.

Eisenach, b. Wittekind; *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte von Adolf Friedrich Höpfer*. 4 Th. 1805. IV u. 396 S. 8. (18 gr.) 8. Recension der 3 ersten Theile. 1807. No. 45.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 S E P T E M B E R 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

WÜRZBURG, b. Stabel: *Dichtergarten*. Herausgegeben von Rostorf. Erster Gang. Violon. 1807. 362 S. kl. 8. (2 Rthlr.)

Wenn nüchterne Beschränktheit sich der Poesie annahm, wenn die gemeinen Ansichten und Gesinnungen, über welche uns eben die Poesie erheben soll, aus der Prosa des wirklichen Lebens sich verkleidet und unverkleidet wieder in ihre einschleichen, ja sich ganz darin ausbreiten, durch ihre Schwerfälligkeit ihr die Flügel lähmen und sie zum trägen Element herunterziehen: dann entsteht ein Bedürfnis, das Dichten wiederum als eine freye Kunst zu üben, in welcher die Form einen vom Inhalte unabhängigen Werth hat. Der Phantasie werden also die größten Rechte eingeräumt, und sie verwendet die übrigen Kräfte und Antriebe der menschlichen Natur zu sinnreichen Bildungen gleichsam nur in ihrem eigenen Dienste, und mit keinem andern Zweck, als sich ihrer grenzenlos spielenden Willkühr bewusst zu werden. Diese Richtung ließ sich vor einigen Jahren in Deutschland spüren. Man ging den kühnsten und verlorensten Ahnungen nach; oft wurde mehr eine ätherische Melodie der Gefühle leise angegeben, als daß man sie in ihrer ganzen Kraft und Gediegenheit ausgesprochen hätte; die Sprache suchte man zu entfeinern, während man die künstlichsten Gedichtformen und Sylbenmaße aus andern Sprachen einfuhrte, oder neue erfand; man gefiel sich vorzugsweise in den zarten, oft auch eigensinnigen Spielen eines phantastischen Witzes. Unstreitig ist hiedurch manches zur Entwicklung gekommen, und die Einflüsse davon dürften sich selbst in den Hervorbringungen solcher Dichter nachweisen lassen, die unmittelbar an jener erneuernden Bewegung am wenigsten Antheil genommen. Die Ausartungen in eine leere mühselige Gaukeley, sind gleichfalls nicht unterwegs geblieben. Andere Umstände schaffen andere Bedürfnisse: denn der Sinn der Menschen wechselt, wie Homer sagt, mit den Tagen, welche die waltende Gottheit heraufführt. In einer Lage, wo man nur an einem begeisternden Glauben einen festen Halt zu finden wußte, wo dieser Glaube aber durch den Lauf der weltlichen Dinge gar sehr gefährdet wäre: da würde in der Poesie jenes lustige Streben, das wohl der Erschlaffung dumpfer Behaglichkeit mit Glück entgegenarbeiten mochte, nicht mehr angebracht seyn. Nicht eine das Gemüth oberflächlich berührende Er-
S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

götzung sucht man alsdann, sondern Erquickung und Stärkung; und diese kann die Poesie nur dann gewähren, wenn sie in ungekünstelten Weisen ans Herz greift, und, ihrer selbst vergessend, Gegenständen huldigt, um welche Liebe und Verehrung eine unsichtbare Gemeinschaft edler Menschen versammelt. Den letzten Gedanken spricht ein Gedicht von Friedrich Schlegel am Eingange mit würdigem Nachdrucke aus:

An die Dichter.

Buhlt länger nicht mit eitlen Wortgeklänge!
Unedle laßt in Hochmuth sich aufblähen,
Sich um den eignen Geist bewundernd drehen,
Beseeligt, daß so Einz'ges ihm gelinge.
Laßt nicht der Eitelkeit verborgne Schlinge
Aushöhlend dich eur Herz umwinden sehen.
Treu dienend nur erklimmt der Dichtkunst Höhen,
Wer fühlt, wie heilig das sey, was er singe.
Den Heldenruhm, den sie zu spät jetzt achten,
Des deutschen Namens in den lichten Zeiten,
Als Rittermuth der Andacht sich verbunden,
Die alte Schönheit, eh sie ganz verschwunden,
Zu retten fern von allen Eitelkeiten,
Das sey des Dichters hohes Ziel und Trachten!

Die ganze Sammlung ist in diesem Sinne gedacht. Sie besteht in Beyträgen von Sophie B., geb. Tieck, Rostorf, Friedrich Schlegel, und Sylvestor.

Von Sophie B., der Schwester des Dichters Tieck, welche, diesem an Geist und Talent auffallend verschwifert, eine schwermüthig ahnende und dennoch ton- und farbenreiche Phantasie mit weiblicher Zartheit umschleyert, finden wir hier ein Trauerspiel in drey Aufzügen, *Egidio und Isabella*. Der Stoff scheint aus einer spanischen Novelle entlehnt, und die Form ist dem gemäß gewählt: es ist diejenige, welche das spanische Schauspiel vor Einführung des häufigeren Gebrauchs der Affonanz durch Calderon und seine Zeitgenossen hatte. Das Stück ist ganz in Reimen geschrieben, bald in kurzen vierzeiligen Strophen oder in Decimen, bald in zehn und eilfsylbigen Versen, hauptsächlich in Octaven, mit einigen eingemischten Canzonen, Terzinen und Sonetten. Der Gebrauch so künstlicher Sylbenmaße ladet zu prächtigem Bilders Schmuck ein; doch hat die Verfasserin nur einen bescheidenen Gebrauch hievon gemacht. Bey ihrer glücklichen Leichtigkeit im Versbau fügen sich die Worte wie von selbst in diese Weisen, welche nur selten der Raschheit des Dialogs und nie der Innigkeit des Gefühls Abbruch thun. Einige Situationen können durch die Ähnlichkeit der äußeren Bedingungen, wodurch sie herbeygeführt werden, an

Zzz

Calderons *Andacht zum Kreuz* erinnern, aber der Geist ist durchaus verschieden. In dem letztgenannten Stück herrscht in den Charakteren durchgängig eine wilde Leidenschaftlichkeit, sie werden von Verbrechen zu Verbrechen fortgerissen, und die Rückkehr zum Heil auf einem einzigen, noch offen gelassenen Wege wird bis auf den letzten Augenblick verschoben. Hier verwandelt sich Isabella's Übermuth sogleich nach ihrem Falle, den sie doch nicht so verschuldet hatte, in Demuth; ihr ganzes übriges Leben wird eine fortgehende Bußübung, sie scheint sich in den hingegebensten Ergießungen ihrer Reue nie erfättigen zu können. Wie sie in dem Hause ihres Vaters verkleidet als Sklave dient, und erst nach ihrem Tode erkannt wird, dieß hat viele Ähnlichkeit mit der wunderbar rührenden Geschichte vom heil. Alexius, die Moreto in einem vortrefflichen Schauspiel bearbeitet hat. Der Vater, Marcello, ist auch dem heftigen Curcio beym Calderon ganz entgegengesetzt: in jenem ist die Wonne des Vergnügens als das eigenste väterliche Gefühl geschildert; er ist der Hirt, der das verlorne Lamm über alles achtet; durch den Verlust seiner Tochter ist die Kraft des Greises gebrochen, und sein ganzes Wesen löst sich in liebevolle Wehmuth auf. Im Charakter des Egidio sind dunklere Farben gemischt, wie es sich für den plötzlichen Fall von einer scheinbar strengen Tugend zu einem verrätherischen Laster gehörte. Seine endliche Reue und sein Bekenntniß, nachdem er schon alles Gute abgeschworen, macht keinen tiefen Eindruck, und sieht mehr einer äußeren förmlichen Handlung ähnlich, als einer solchen, die aus dem innersten Gemüth kommt. Die Scene hingegen, wo er der Versuchung unterliegt, ist meisterhaft behandelt. Die Eingebungen des bösen Geistes sind ein Gebrauch des Wunderbaren, der doch eigentlich nicht über das Natürliche hinausgeht: Egidio hört sie nicht ausdrücklich als fremde Worte; es sind seine eigenen, halb unbewussten Gedanken, die er in seinen Reden nur bekämpft oder fortsetzt. Ein anderes ist es mit der ihm nachher vom bösen Geist verliehenen Gabe des Festbannens: diese Einführung der Zauberey hätte vielleicht entfallen werden können, da sie auf das Wesentliche der Verwicklung wenig Einfluss hat. Die Handlung bewegt sich übrigens rasch und leicht, und man könnte das Stück sogar theatralisch nennen, wenn nicht die darin herrschenden Vorstellungsarten unseren heutigen Zuschauern leider allzu fremd wären. Die Wirkung des Ganzen ist sanfte Rührung: es entlockt Thränen, aber von jenen Thränen, die ohne heftige Erschütterung über unentstellte Gesichtszüge herabfließen.

Vier Sonette, ebenfalls von Sophie B., *Klagen* überschrieben, entsprechen ihrem Namen durch inniges Gefühl. Das letzte darunter ist von vorzüglicher Schönheit.

Die Lieb', ein Phönix, mir im Herzen lebend,
Schaut um sich mit dem brünstigsten Verlangen,
Die gleiche Liebe glühend zu umfassen,
Entgegen mit dem goldnen Fittig strebend.

Trunken hinauf zum Sonnenglanze schwebend,
Der scheidend will wie Liebesrosen prangen;
Zu deren Glorie alle Vögel fangen,
In süßer ahnungsvoller Luft erbebend.

Der Stolz sieht die Himmelsglut erleichen,
Und regt im tiefen Schmerze sein Gefieder,
Sich selbst anfachend helle Todesflammen.

Als seiner heißen inn'gen Sehnsucht Zeichen
Ertönen noch die letzten süßen Lieder,
Und Asche, sinkt die goldne Pracht zusammen.

Der Herausgeber, den man schon aus der *Pilgrimschaft nach Eleufis* und manchen einzelnen Gedichten kennt, hat eine Anzahl einfacher, herzlicher Lieder beygetragen, von einer freudigen Milde, einer Lieblichkeit, wie sie nur einem mit sich einigen Gemüthe eigen ist, das Glauben, Liebe und Hoffnung zu seinen Schutzgeistern erwählt hat. Mehrere sind religiösen Inhalts, aber auch die es nicht sind, athmen denselben Geist. So das *Frühlingslied* S. 9, welches nur die irdischen Lieblichkeiten der Natur zu preisen scheint, und doch erquickend auf höhere Beziehungen hinweist; z. B. in dieser Strophe:

Süße Klänge hold und leise
Schweben durch die blaue Luft;
Dieser Sänger seltsame Weise
Dich zum blauen Himmel ruft.
Siehst du diese kleinen Stimmen
In des güldnen Azurs Flammen
Mit den klaren Wölkchen schwimmen?
- Möchtest du nicht aufwärts klimmen?

die zugleich den sanften, und wie freywillig überfließenden Wohlklang bezeichnen mag, den diese Lieder fast durchgängig haben. Die Legende von *Sanct Wendelin* ist ganz in dem schlichten Ton erzählt, den eine so einfältige ländliche Geschichte verlangt: es ist eine wahre Waldromanze, wobey man sich in eine jener schön und einsam gelegenen Wallfahrtskirchen versetzt. Die Legende eignet sich überhaupt häufig dazu, als Romanze behandelt zu werden: sie ist ja eine volksmässige Überlieferung. *Florio und Blancheur* ist eine süße Klage und Gegenklage der Sehnsucht, der kindlich spielenden Zärtlichkeit und unschuldigen Inbrunn. Freylich wird, um sie ganz zu verstehen, vorausgesetzt, daß man wisse, wie diese liebenden Kinder getrennt wurden, um ihre früh erwachte Leidenschaft zu dämpfen; und diese Bekanntschaft mit der Geschichte in ihrer wahren Gestalt dürften nur wenige Leser besitzen.

Die Gedichte von *Sylvestre* gefallen besonders durch jugendliche Frischheit; so z. B. das *Trinklied* S. 14, das in kurzen Zeilen mit vielfachen Reimen leicht hingleitet:

Laßt uns fröhlich trinken,
Alles Leid versinken,
In des Bechers Grund;
Wenn die Becher blinken,
Voll den Lippen winken,
Wird man erst gesund.

Aller Freuden Blüthe
Wecket im Gemüthe
Nur des Weines Glanz;
Und die geist'ge Güte
Schafft, daß er verhüte
Wilder Sorgen Tanz.

Nie bleibt er alleine;
In dem Wiederscheine
Grüßt die Lieb uns bald;
Jeder schaut die Seine,
In dem goldenen Weine
Zeigt sich die Gestalt u. s. w.

Seine Sonette haben schöne Anlagen, doch möchte man ihnen in der Ausführung zuweilen mehr Haltung und Bestimmtheit wünschen. Die *Romanze* S 84 von eben diesem Dichter erinnert durch die Weise und sogar durch einzelne Wendungen, z. B.:

Den Söhnen bey dem Sterben
Vermacht' er Gut und Land,
Der Liebste sein must' erben
Die Perle da zur Hand.

an Goethe's *König von Thule*; aber die Erfindung läßt sich schwerlich rechtfertigen; denn wie kommt das Kleinod, das zuerst eine wirkliche und eigentliche Perle zu seyn schien, auf einmal zu der Zauberkraft, welche das Heil des Reichs an ihre Bewahrung bindet? Es liegt also etwas Verfehltes in dem Ausdruck des an sich wahren Gedankens, daß nur eine gemeinschaftliche Verehrung biedre Treue und Eintracht begründen kann.

In dem *Mährchen von Thule* von Sylvestre vermischt man gefällige Nachklänge von den sinn- und wunderreichen Mährchen im *Osterdingen* von Novati. Die aus der nordischen Fabel entlehnten Namen scheinen eine bestimmte Deutung zu versprechen, die es uns doch nicht gelingen wollte, der Dichtung abzugewinnen.

Friedrich Schlegel lernt man hier in einer beträchtlichen Anzahl von Gedichten von einer ganz neuen Seite kennen. Wenn ein in die Speculation versenkter und durch mannichfaltiges Wissen bereicherter Geist vom Nachdenken über das innerste Wesen der Poesie sich zu deren Ausübung wendet: so wird er anfänglich die künstlichsten Formen, als seinem Zweck am meisten entsprechend, vorziehen; und die Schwierigkeit diese Formen durchzuführen, zusammengekommen mit dem Tieffinn der Gedanken, wird alsdann leicht Dunkelheiten verursachen. Hat sich ein solcher Geist aber erst mit den Geheimnissen der Einfachheit ganz vertraut gemacht, und begnügt er sich für die Ausführung des Ungemeinen mit den Mitteln, die schon oft dem Gewöhnlichen gedient haben: so entsteht ein eigner Reiz aus dem Gegensatze zwischen der Schlichtheit des Gewandes und der auserlesenen Bildung und Fülle des Gehalts. In *Friedrich Schlegels* früheren Gedichten ist zuweilen der Ausdruck nicht bis zur völligen Klarheit gediehen; die hier mitgetheilten hingegen sind unmittelbar, ohne Anstrengung oder Bewußtseyn irgend eines Kunstbestrebens, aus dem Gemüth geflossen. So wie die Gefinnungen, sind die gewählten Weisen der meisten Stücke, ächt national. In den *Liedern* geht *Schlegel* ganz auf der Bahn eines *Opitz*. *Flemming*, und anderer unserer gediegenen und vollherzigen alten Dichter; in den *Sprüchen* (einer den Deutschen vorzüglich eigenen, und mit Recht ehemals unter ihnen beliebten Gattung) schließt er sich an noch ältere, z. B.

den *Vf. des Freygedank* und ähnliche an. Wir geben einige von diesen als Beyspiel.

Spruch.

Weil so schnöde sich zum Spott gemacht
Jene Weisheit, die ihr selbst erdacht,
So vergeßt der hohlen Worte Schwall,
Nehmt zu Herzen alten Liedes Schall.
Was verworren ward im trüben Streit,
Wird zur linden Klarheit hier erneut.
Aus der Dichtkunst Wogen friedlich mild
Steiget sanft empor des Himmels Bild.

Deutsche Sinnerart.

Froh mit Freunden rasch gelebt,
Herz zu Herzen hingestreck't,
Von des Frühlings Luft getränkt,
Geistes Aug' in Geist versenkt,
Ist des Deutschen Sitt' und Art,
Die noch nie gewandelt ward.
Was in Kunst und Wissenschaft
Fremder Himmel hohes schafft,
Ward von ihm alsbald erkannt,
Wuchs so mächt'ger seiner Hand.
Eines ihm Verderben bringt,
Wenn ihn fremde Sitte zwingt:
Eins empöret sein Gefühl,
Fremder Rechte loses Spiel.
Ewig bleiben die uns fern,
Ehr' und Freyheit unser Stern.

Spruch.

Mit dem Schwerte sey dem Feind gewehrt,
Mit dem Pflug der Erde Frucht gemehrt,
Frey im Walde grüne seine Lust,
Schlichte Ehre wohn' in treuer Brust;
Das Geschwätz der Städte soll er fliehen,
Ohne Noth von seinem Heerd nicht ziehn:
So gedeiht sein wachsendes Geschlecht.
Das ist Adels alte Sitt' und Recht.

Die alte Form gepaarter kurzer Reimzeilen ist, wie man sieht, beybehalten, sie sind aber nicht achtsylbig oder jambisch, sondern trochäisch genommen; diese Sylbe mehr oder weniger verändert den Ton sehr wesentlich, und giebt dem Ausdruck allgemeiner Lehren eine lyrische Wendung, wie man denn auch leicht erkennt, daß bestimmte Veranlassungen sie hervorgerufen.

Unter den Liedern ist das im *Speßart* markig und naturkräftig:

Gegrüßt sey du, viel lieber Wald!
Es rührt mit wilder Lust,
Wenn Abends fern das Alphorn schallt,
Erinnerung mir die Brust.
Jahrtausende wohl standst du schon,
O Wald so dunkel kühn,
Sprachst allen Menschenkünsten Hohn,
Und webtest fort dein Grün u. s. w.

Welche Erinnerungen werden in diesem und in dem *Liede auf dem Feldberge* angeregt! Die letzten gehen der Überlieferung nach bis auf *Ariovist* zurück. Aber

Uralte Riesenzeiten,
Der Helden Wunderstreiten
Schlang all die Oed' hinab,
Verschollen ist die Klage,
Verstummt die graue Sage,
Es deckt uns all' ein Grab.

wie der Dichter einen anderen Gesang rührend anhebt. Das *Lied im Walde* durchschauert uns mit dem

begeisternden Anregungen der Wildniss. Unter der Aufschrift: *Frankenberg bey Aachen*, ist eine sinnvolle Sage von Karl dem Großen behandelt; sollen wir sagen als Romanze? Es fehlt dazu nur die Abtheilung in Liederstrophen, sonst ist die innige Kindlichkeit des Tones sowohl, als der Gegenstand, ganz den ächten Mustern dieser Dichtart gemäß. Wird nicht irgend ein unerfahrener Kritiker einige unvollkommen gelassene Reime, als:

In des Maies linden Tagen
Hör' ich die alte Sage,
Dort wo bey warmen Quellen
Die sanften Hügel grünend schwellen,
Von dem Wunderringe
Der Kaiser Karol konnte zwingen,
In Lieb' ihn binden,
Dass er nach Aachens heitern Gründen
Sich wie zur Heimath sehnte;
So weit sein Reich sich dehnte,
Vor allen Burgen, Landen,
Gebunden hier, wo süsse Lieb' ihn bannte.

und das Übergehen aus jambischen in trochäische Zeilen tadeln, da sie doch die nachlässige Hingegenheit der Sehnsucht ausdrücken sollen? Es ist verdienstlich, die historisch geweihten und allzusehr vergessenen Orte unseres Vaterlandes aufs neue durch Gesang zu eh'n. Die ahnungsvolle Romanze: *das versunkene Schloss*, scheint ebenfalls auf eine örtliche Sage gegründet zu seyn:

Im dunkeln Wald alleine
Liegt eine tiefe See;
Stiller wie die ist keine
Unter des Himmels Höh.
Einst lag auf einer Insel
Mitten darin ein Schloss,
Bis krachend mit Gewinnel
Es tief hinunter schoß.

Die grossen Umriffe verschwimmen vielleicht hier und da etwas zu sehr in Dämmerung. Das *Gebet* S. 88, und *Friede* S. 102 sind von wahrhaft religiösem Ernst durchdrungen wie die geistlichen Gesänge unserer Väter.

Mahomets Flucht athmet hohen Unwillen in überdrömender Fülle der Rede. Wenn eine andere Auslegung zu kühn und Holzdünkt, der sehe darin nur was der Name ausagt, welchem auch das gehaltne morgenländische Colorit nirgends widerspricht.

Um auch der guten Laune ein Opfer zu bringen, ist so vielen ernsthaften, ja zum Theil an schmerzliche Vorstellungen mahnenden, Gedichten *Eulenspiegels guter Rath* von Friedrich Schlegel, in Hans-Sächsischer Weise, beygefügt. Es ist gewiss ein erlaubter und billiger Scherz, und ganz in des unsterblichen Eulen-

spiegels Geiste gedacht (man erinnere sich nur, wie er die Schneider nach Magdeburg berief, um ihnen wichtige Vortheile bey ihrem Gewerbe zu offenbaren) den Leuten, was sie schon wirklich thun, ihre sündlichen Verkehrtheiten, als den Gipfel der Weisheit anzupreisen. Man ist dann wenigstens sicher, mit seinem guten Rathe nicht das gewöhnliche Loos zu erleben.
W.

LEIPZIG, b. Steinacker: *Der Dichter und sein Vaterland*, ein Lustspiel in drey Aufzügen, als Vorschlag zu einer Todtenfeyer für alte Dichter, die gestorben sind, und noch sterben werden, von St. Schütze. 1807. 171 S. 8. (16 Gr.)

Nicht eben das Vaterland, vielmehr die ganze Zeitgenossenschaft des Dichters Myrthengrün wird durch die Nachricht von seinem Tode zur Bewunderung und Vergötterung des vorher Versmähten bekehrt, Länder streiten sich um die Ehre seines Vaterlands, alle Bürger wetteifern, den Hinterlassenen seiner Liebe zu beschenken, Beyträge zum köstlichsten Denkmalthürmen sich auf seinem Grabhügel empor, da erhebt er sich auf einmal selbst an seinem Grabe, um lebend das zu genießen, was dem Todten an Ehre und zeitlichen Gütern geweiht war. Eine ganzschöne Naturdichterin, welche als Tochter des Königs anerkannt wird, erklärt ihn für ihren Geliebten; der gerührte König steigt vom Thron, und überlässt ihn seinem poetischen Eidam. Auch die Kritiker, welche den Lebenden schmähten, rühmen den Todten, und die Verwandten, welche den Bedürftigen nicht anerkannten, drängen sich zu dem vergötterten Erstandenen. — Stoff genug allerdings, und Gelegenheit zu einem reichen Erguss von Witz und Laune! Denn herrscht nicht seit langer Zeit besonders unter den Deutschen die bescheidene Sitte, alles gering zu schätzen, was ihnen nahe ist, aus Furcht vor der bekannten optischen Illusion, welche nahe Gegenstände vergrößert, und ihr Gutes erst dann hoch und groß zu achten, wenn es entweder selbst fremd geworden, oder von Fremden agnoscirt ist? Daher tadeln in der Regel Kritiker immer alles, was sie in die Hand nehmen, und Buchhändler loben bloß die Werke, welche gehen, und tadeln, was nicht aus ihrer Nähe weicht. Rec. sollte nach dieser Regel das Büchelchen auch tadeln, allein jede Regel gestattet ihre Ausnahmen. Dieses leichte Spiel einer munteren Laune wird gewiss jeden Leser erfreuen, der ein solches Spiel für das zu nehmen Lust hat, was es seyn will.

D. c. A.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin, b. Matzdorff: *Ismael, der Hagar Sohn*. Oder: *Lebensskizze Franz Euphonius eines Virtuosen*, von ihm selbst aufgezeichnet und herausgegeben von E. A. Seidel. Zweyte Auflage. Mit einem Titelkupfer. 1804. Zwey Theile. 232 und 142 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.) Alles, wodurch sich ein Roman als lesbar empfehlen läßt, findet man hier vereinigt. Die Karten des Schicksals sind von Hn. S's. Phantasie gut gemischt, um ein interessantes Spiel daraus zu bilden, und insofern Überraschung Trumpf ist, hat Hr. S. das Spiel getroffen. Gleich der Anfang ist so überraschend, daß man ihn glauben muß, und dieser Glaubensawang exercirt seine Rechte noch einigemal. Der Ton der Erzählung ist nicht ungemüßlich, nur diese selbst sollte bisweilen etwas rascher vorwärts schreiten. Die eingestreuten

Bemerkungen sind zwar größtentheils nur von der Oberfläche geschöpft, bezeugen aber doch des Vfs. richtigen Blick in die menschlichen Verhältnisse, und, was auch etwas werth ist, stehen an ihrem Platze. Auf Schönheit des Styls scheint der Vf. keine Ansprüche zu machen, doch sind Rec. auch nur wenig Nachlässigkeiten aufgestoßen, wie z. B. Th. 2. S. 21. „Sage das nicht! verzerzte er; wir können nicht ableugnen — wenigstens nicht beweisen, daß nicht ein so gewisses Etwas sich von den Stammvätern auf die Ur-Urenkel fortpflanzt, was sich dann in gewissen Verhältnissen entwickelt, und oft ein ganzes Schicksal bestimmt.“ Eine besondere Empfehlung wird das Buch für diejenigen haben, die sich einen anschaulichen Begriff von dem *ma jice vivere* machen wollen.
P.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 S E P T E M B E R, 1807.

M A T H E M A T I K.

FRANKFURT, a. M., b. Varrentrapp und Wenner:
Anfangsgründe der Mathematik. Dritten Theils
erste Abtheilung. Der Analysis erster Theil mit
3 Kupfertafeln von Georg Gottlieb Schmidt, Prof.
der Mathematik zu Gießen. 1805. 242 S. 8.
(1 Thlr. 2 gr.)

Der Vf., welcher sich, laut der Vorrede, sonst bey seinen Vorlesungen über die Analysis der Elemente von Lorenz bediente, las in der Folge nach seinen eigenen Hefen, die er gewöhnlich vor der Stunde seinen Zuhörern zur Abschrift mittheilte, und aus diesen ist vorliegendes Lehrbuch erwachsen. Man wird in diesem Buche manches vermissen, was man in anderen Lehrbüchern zu finden gewohnt ist, dagegen aber auch manches vorgetragen finden, welches in anderen übergangen ist, oder was man erst neueren Bearbeitern dieser Wissenschaft zu danken hat. Auch in der Auswahl der Materien hat sich der Vf., wenn man auch hin und wieder ihm nicht beypflichten könnte, als einen denkenden Mann gezeigt, der seinen eigenen Weg geht, und nicht einer betretenen Bahn gedankenlos nachschleicht. Weil er sich auf die einem künftigen Geschäftsmanne vorzüglich wichtigen Lehren einzuschränken suchte, so mußte er natürlich manche Entdeckung in der Analysis übergehen, die mehr durch den Scharfsinn ihrer Entdecker sich empfohlen, als in der Ausübung brauchbar können genannt werden. Dahin gehören denn auch die Methoden der allgemeinen Auflösung der Gleichungen vom dritten und vierten Grade, welche in manchen Lehrbüchern mehrere Blätter einnehmen. Selbst einer, welcher sich der Mathematik ausschliesslich zu widmen denkt, kann füglich im Anfange seines analytischen Studiums diese Theorien ohne Nachtheil übergehen, und sich nachher, wenn er das Anwendbarere gut gefaßt hat, durch eigenen Fleiß leicht damit bekannt machen, da ihm doch so manches andere, was er zu lernen hat, der mündliche Vortrag eines geschickten Lehrers selten erleichtern kann. Mit eben dem Rechte hätte aber auch die Construction der Gleichungen von der Form $y = \alpha + \beta x + \gamma x^2 + \dots$ durch parabolische Linien entweder ganz wegbleiben, oder kürzer gefaßt werden können. Die Deutlichkeit scheint hier wenigstens nichts zu gewinnen, wenn man von dem Einfachen zum Zusammengesetzteren übergeht, sondern bloß der Raum für etwas Nützlicheres beschränkt zu werden. Diesen Einwurf hat der Vf. auch selbst erwartet, und begegnet ihm in der
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Vorrede mit folgenden Worten: „Meine Absicht war, einsichtsvolle und gründlich denkende Praktiker zu bilden; daher gehört alles in meinen Plan, was das gründliche Studium der Analysis befördert, und vor einem maschinenmäßigen Rechnen bewahrt. Nichts ist dazu geschickter, als die geometrische Construction, welche überdies den Vortheil gewährt, daß man durch sie den Vortrag über die allgemeinen Eigenschaften der Gleichungen abkürzen kann, indem manche Sätze durch die Anschauung einer einzigen Figur oft deutlicher werden, als es durch eine lange Reihe von Worten nicht geschieht.“ Fast sollte man glauben, daß hier die geometrische Analysis mit der Construction algebraischer Gleichungen verwechselt worden wäre. Nur jene befördert ein gründliches Studium der Mathematik, und bewahrt vor einem maschinenmäßigen Rechnen, nicht aber diese, welche ihrer Natur nach mechanisch ist, und oft mehr einer geschickten Hand, als eines guten Kopfes bedarf. Auch lassen sich die allgemeinen Eigenschaften der Gleichungen von höheren Graden sehr deutlich und kurz analytisch darstellen, ohne daß man nöthig hätte, zu Zeichnungen seine Zuflucht zu nehmen, die zu diesem Behuf in der Analysis entweder nie oder höchstens in den Erläuterungen sollten gebraucht werden. Rec. glaubt nicht, daß in diesem Fall Autoritäten, selbst die eines Segners oder Kästners, entscheidend sind. Zweckmäßiger würden vielleicht diese zehn Seiten auf die analytische Entwicklung der allgemeinen Eigenschaften der krummen Linien vom zweiten Grade aus der allgemeinen Gleichung für dieselben verwandt worden seyn, die man hier ungern vermisst.

Das ganze Buch zerfällt in zwölf Abschnitte. I. Von den Gleichungen überhaupt. Der allgemeine Satz, worauf die Auflösung aller Gleichungen beruht, hätte wohl verdient mehr auseinandergesetzt und bestimmter vorgetragen zu werden. Hier heißt es: Auf den beiden Seiten einer Gleichung Gleiches addirt, subtrahirt, multiplicirt, dividirt, gleiche Wurzeln ausgezogen, zu gleichen Potenzen erhoben, bleibt alles gleich. Hier ist doch wohl Deutlichkeit und Bestimmtheit der Kürze aufgeopfert, welches auch in einem Compendium, worin man nach der möglichsten Kürze zu streben berechtigt ist, nicht Statt finden darf. Dies ist aber auch die einzige Stelle, welche Rec. anders ausgedrückt gewünscht hätte; alles übrige ist mit gehöriger Klarheit und selbst Vollständigkeit behandelt, die man nur in einem Handbuch zu erwarten berechtigt ist. So auch in II, wo von den einfachen bestimmten Gleichungen gehandelt wird. Die drey Methoden der Combination,

Aaaa

Substitution, Addition oder Subtraction, deren man sich bedienen kann, um Gleichungen, worin mehrere unbekannte Grössen vorkommen, aufzulösen, werden hier jede besonders betrachtet, und durch schickliche Beyspiele erläutert. III. Von den bestimmten quadratischen Gleichungen. IV. Von den höheren bestimmten Gleichungen, nebst allgemeinen Betrachtungen über die Gleichungen überhaupt. Voran einige Aufgaben, welche die Reduction der Gleichungen betreffen: aus zwey höheren Gleichungen, welche x und y enthalten, eine zu machen, welche wenigstens um einen Grad niedriger ist, als eine der ursprünglichen Gleichungen; ferner, eine von den beiden unbekannten Grössen zu eliminiren; dann endlich, die Wurzelgrössen aus einer Gleichung wegzuschaffen. Jedes ist nur an einem Beyspiele gezeigt, aber, wie Rec. glaubt, deutlich für jeden, der nur überhaupt etwas begreifen kann. Diefem folgt: die Zusammenfassung der höheren Gleichungen aus den einfachen oder Wurzel Gleichungen, Hier wird erst gezeigt, wie die Coefficienten aus den Wurzeln der Gleichungen entstehen, dann wie man die Anzahl der positiven, negativen und unmöglichen Wurzeln in einer Gleichung finden könne. Den allgemeinen Beweis, daß sich jede unmögliche Grösse auf die Form $a + b\sqrt{-1}$ bringen läßt, findet der Vf. zu weitläufig, und verweist auf Segner und Euler. Neue Ansichten konnte man hier wohl nicht erwarten; aber die schon von so vielen behandelte Materie ist, wie man sieht, von dem Vf. durchdacht vorgetragen worden. Diefs gilt auch von den folgenden, worin das abgehandelt wird, was die Auflösung höherer Gleichungen betrifft. V. Von den unbestimmten Gleichungen. Diefen sind einige unbestimmte Aufgaben aus der Geometrie beygefügt. VI. Von der Construction der Gleichungen und der Entstehung der algebraischen krummen Linien. Hierüber haben wir uns schon oben geäußert. VII. Nähere Betrachtung der Linien der zweyten Ordnung. Der Vf. geht hier von den Gleichungen für die Parabel, Ellipse und Hyperbel aus, und betrachtet sie als Definitionen dieser krummen Linien. Man lernt hier nur die vornehmsten Eigenschaften dieser Linien kennen. Vielleicht hätte man noch Raum für manchen wichtigen Satz finden können, wenn die gar zu umständlichen Rechnungen nicht den Raum beengt hätten. Diefes hält Rec. in einem Handbuche, welches öffentlich erklärt wird, und welches man keinen Anfänger zum eigenen Studium in die Hand zu geben pflegt, für entbehrlich. Hier kann die ursprüngliche Gleichung und das Resultat genügen, und allenfalls eine kurze Anzeige der Weise, wie es erhalten wird. VIII. Von der Construction der cubischen und biquadratischen Gleichungen vermittelt der Kegelschnitte vorzüglich des Kreises und der Parabel. IX. Von der Theilung der Winkel und den davon abhängigen Constructionen und Auflösungen der Gleichungen. X. Einige Beyspiele von krummen Linien höherer Ordnungen und von transcendenten krummen Linien. Die hier betrachteten algebraischen Linien sind die Cissoide und Muschellinie, die transcendenten die Spirale, die Cykloide, die Quadratrix. XI. Von den Functionen. Voran Begriff und Erklärung derselben; dann folgt:

allgemeiner Beweis des binomischen Lehrsatzes aus den ersten Elementen der Multiplication hergeleitet, größtentheils nach Schulz, aber abgekürzt. Die Worte S. 163: wenn man die Ausdrücke zu beiden Seiten des Gleichheitszeichens wirklich multiplicirt und unter einerley Benennung bringt, welche auch S. 165 vorkommen, sollten vielleicht anders lauten, denn das Gesagte findet nicht Statt. Es muß heißen: wenn man die Ausdrücke linker Hand des Gleichheitszeichens unter einerley Benennung bringt und gehörig reducirt. Die Abkürzung des Beweises besteht in einem Schluss, dessen sich der Vf. bedient, und der wenigstens auf keine allgemeine Überzeugung wird Anspruch machen können. Der Schluss ist, wie ihn der Rec. gefaßt hat, folgender: Wenn der binomische Lehrsatz von den einzelnen Factoren gilt, so gilt er auch von dem Producte; nun gilt er aber von dem Producte, folglich muß er auch von den einzelnen Factoren gelten. Soll der Schluss richtig seyn, so muß vorher bewiesen werden können, daß der binomische Lehrsatz nur dann von dem Producte gelten könne, wenn er von den einzelnen Factoren gilt, denn diefs braucht man doch wohl nicht ohne Beweis anzunehmen. Es folgen nun einige Anwendungen dieses Satzes, als, die Wurzel einer zweytheiligen Grösse durch eine Reihe auszudrücken, und Functionen in Reihen aufzulösen. S. 176 u. ff. ist der bekannte Lehrsatz von Lagrange, daß allgemein $f(x+1) = f(x) + p_1 + q_1 x^2 + \dots$ sey, kurz aber deutlich erwiesen. Aus diesem leitet der Vf. den Beweis des Polynomiums her, den Schulz aus den Elementen der Multiplication, aber nicht ohne große Weitläufigkeit, hergeleitet hat; kürzer führte ihn bekanntlich Kästner aus der Differenzialrechnung. Der Vf. glaubt, daß der seinige jenem, auf die Differenzialrechnung gegründeten, an Kürze und Bündigkeit wenig nachstehe. Rec. scheint, daß das, was vermieden werden sollte, die Differenzialrechnung, im Grunde nur versteckt sey; wenigstens läßt sich das hier gebrauchte Verfahren sehr leicht mit dem Kästnerschen vergleichen. Daß $dy = d. x^n = nx^{n-1} dx$ ist, gründet sich bey Kästner darauf, daß dx als eine Grösse betrachtet wird, die kleiner ist, als jede gegebene Grösse, wogegen also alle Potenzen von dx wegfallen. Eben diefes wird auch von i angenommen. Wenn man in $f(x) = a + bx + cx^2 + \dots + x^i$ statt x setzt, und nur die Glieder nimmt, worin i auf die erste Potenz erhoben vorkommt, so ist diefs eben so viel, als wenn man die Reihe differenzierte, und man erhält eben dasselbe. Nun ist hier $n(fx)^n p = i f(x)$. Bey Kästner (Analysis des Unendlichen S. 70 zweyte Ausgabe) ist in $\omega dy = (1+y) d\omega$; wo sich also p leicht mit $d. (1+y) = d. (1 + \alpha z + \beta z^2 + \dots)$ ferner $(fx)^n$ mit ω , und p^1 mit $d\omega$ vergleichen läßt. Es folgen noch einige Aufgaben, nämlich den Sinus und Cosinus von x durch x und bekannte Coefficienten auszudrücken, und darauf die Lehre von der Umkehrung der Reihen. Der Vortrag der letzteren hat nicht ganz unseren Beyfall; vorzüglich scheint uns die Vorschrift zur Auflösung der Aufgabe §. 245 nicht bestimmt genug, und die Rechtfertigung derselben nicht einleuchtend zu seyn; auch kommen hier einige Druckfehler vor, die sonst so

ziemlich sind vermieden worden. In der Reihe I muß das dritte Glied das Zeichen + haben. Das dritte Glied der Reihe I, ist nicht $\frac{37}{216}$, sondern $\frac{148}{6.480}$ y 7

oder $\frac{37}{720}$ y 7 wie man sogleich sieht, wenn man aus den drey ersten Gliedern der Reihe o, das dritte Glied der Reihe I, sucht. Das Beyspiel selbst scheint nicht glücklich gewählt zu seyn; das Nachdenken des Anfängers über die Methode, welches hier doch die Hauptsache seyn muß, wird durch eine verdrießliche Rechnung gestört. Wäre es überhaupt nicht zweckmäßiger gewesen, die Umkehrung der Reihen, welche doch jetzt nicht mehr so oft als sonst gebraucht wird, im Allgemeinen zu zeigen, und allenfalls auf ein leichtes Beyspiel anzuwenden? Der letzte Abschnitt XII enthält die Theorie der continuirlichen oder Kettenbrüche.

— g.

LEIPZIG u. BRESLAU, b. Buchhelfer: *Praktisches Rechenbuch für Kaufleute und Geschäftsmänner*. Enthaltend einen gründlichen und leichtfaßlichen Unterricht des Brauchbarsten und Wissenswertheften der Rechenkunst; nebst verschiedenen, durch vieljährige Erfahrung gesammelten Bemerkungen, Aufschlüssen, und zweckmäßigen Aufsätzen, welche bisher in Werken dieser Art vergeblich gesucht worden sind. Zum Selbstunterricht und zum Lehrvortrage bearbeitet von Friedr. Willh. Martiny. (Ohne Jahrzahl.) I Theil. 380 S. II Theil. 391 S. 8. (3 Rthlr.)

Nichts als ein Rechenbuch ganz gewöhnlichen Schlages, das sich unter der unabsehbaren Reihe seiner älteren Brüder verliert, und viele noch an Leereheit übertrifft. Dafs der Vf. es recht gut meynte, auch für sich ein braver Rechner seyn kann, glaubt man gern; aber zum guten Lehrer fehlt ihm sehr viel, hauptsächlich eine deutliche Darstellungsweise, und die Kunst, seinem Vortrag eine planmäßige Ordnung zu geben. Der erste Theil enthält die Anfangsgründe der Arithmetik nebst den verschiedenen Rechnungsarten, und schließt mit den Decimalzahlen. Der zweyte Theil handelt die eigentliche Wechselrechnung, wie auch die Alligations-Regel ab. An Exempeln aller Art fehlt es nicht; aber die Erklärung ist ganz alltäglich, und besonders zum Selbstunterricht untauglich. Z. B. S. 1 wird zum Anfang gesagt, nachdem eine sehr unvollständige Erläuterung der Rechenkunst überhaupt und der Ziffern vorangegangen ist: „Führt aber eine von diesen Ziffern eine Benennung bey sich, stünde z. B. bey der 4 das Wort Thlr. (Reichsthaler), so ist die 4 alsdann keine Ziffer mehr, sondern eine Zahl u. s. w.“ S. II. „Subtrahiren heist abziehen. Ein solches Exempel kann nur aus zwey Reihen Ziffern bestehen, von welchen es denn gleich viel ist, ob die unterste von der obersten, oder umgekehrt, subtrahirt werden müsse. Nur muß man, wenn man sich zu einer solchen Ausarbeitung anschickt, versehen, dafs man nicht eine grössere Summe von einer kleineren abziehen wolle.“ Welche Erklärung würde wohl der Vf. von einer

negativen Gröfse geben? Das Product zweyer Factoren heist hier das Facit. Besonders schlecht ist die Definition der Brüche und der Rechnungsarten in gebrochenen Zahlen. Selbst in den mittelmäßigsten Rechenbüchern geht doch vor der Regel detri eine kurze Erläuterung von den Proportionen voraus, wenn sie auch noch so mager ist. Hier aber hebt dieses wichtige Kapitel also an. „Multiplicationsaufgaben, das sind solche, deren Facit allein durch die Multiplication des hinteren mit dem mittleren Satze gefunden werden kann. Man theilt die Regel detri (oder Lehre von drey Sätzen) noch gewöhnlich in Divisions- und Proportions-Exempel.“ Und wie jämmerlich ist nun die ganze folgende Behandlung der Regel detri: Man glaubt sich in die Zeiten von Adam Riese und Simon Jacob von Coburg versetzt. Der Vf. scheint die Meinung zu haben, (wie sich aus seiner Vorrede schliessen läßt,) eine analytische Erläuterung der Grundsätze der Arithmetik zur praktischen Anwendung überflüssig, und eben aus diesem irrigen Wahne fließt seine so leichte Lehrmethode. Bey der Kettenrechnung sagt er S. 264: „Ohne die Kette würde es um die Auflösung mancher Aufgaben, die unter gewissen Überschriften aller Rechenbücher vorzukommen pflegen, schlecht aussehen. Ich frage z. E. bey der Abhandlung von Brüchen, nach welcher Regel soll die Frage aufgelöst werden: wieviel sind 15 Silber Gr. aus 1 Livre Banco dem Bruche nach?“ Jeder Schüler, der nicht ganz mechanisch zu rechnen angefangen hat, wird dieses wichtige Problem ohne Kette sehr leicht solviren. Denn da 1 Li-

$$\text{vre Banco} = \frac{21}{16} \text{ Rthlr.} = \frac{21 \times 30}{16} = \frac{21 \times 15}{8}$$

$$= \frac{315}{8} \text{ Silbergr., so sind } 15 \text{ Silbergr.} = \frac{15 \times 8}{315} = \frac{8}{21}$$

Livre. Wann werden doch die gemeinen Rechenmeister einsehen, dafs ihre ganze Methode ohne Kenntnifs der reinen Mathematik nichts, als bloßer Dunst ist? Der zweyte Theil behandelt die Wechselrechnung mit gleicher Seichtigkeit. Überall stößt man auf lange Kettensätze, vollgepfropft mit ausländischen Coursen, die nie vorkommen, und das wirklich Schöne dieser Rechnung, welches dem Mathematiker und Kaufmann gleich nützlich ist, nämlich die so wichtigen Lehren von den combinatorischen Veränderungen bey Arbitragen, Anwendung der Logarithmen u. s. w. vermißt man gänzlich. Dabey verspricht der Vf. noch wichtige Bemerkungen, Aufschlüsse und zweckmäßige Aufsätze, welche bisher in Werken dieser Art vergeblich gesucht worden sind. Worinn bestehen diese? In nichts als Einrückung eines Hamburger und Triester Preis-Courants. In der Vorrede steht: „die kleinen ökonomischen Winke S. 55 u. s. w. stehen nicht umsonst da.“ Diese Winke betreffen kleine Kinderfragen aus der Regel detri. Z. E.: „Wenn eine Person täglich für Frühstück, Mittagessen und Abendbrod 12 Silbergr. ausgiebt, wie viel beträgt diess auf 1 Jahr? u. m. dgl. Sapiienti sat.“

Papier und Druck harmoniren trefflich mit dem Inhalte. Jenes ist ganz gelbgrau und dieser grob und incorrect.

W + A.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Lehrbuch der reinen Arithmetik und Geometrie*; besonders für den öffentl. mathematischen Unterricht auf Gelehrten- und Bürger-Schulen, dann aber auch zum Privatgebrauch überhaupt eingerichtet von Joh. Gottl. Schmidt, d. WW. Mag. und Mathem. an d. kurf. Landtschule zu Pforta. Mit 8 Kupf. 1803. XII u. 381 S. II Band, welcher die *angewandte Arithmetik und bürgerliche Baukunst* enthält. Mit 4 Kupf. 1805 VI u. 238 S. gr. 8. (2 Rthlr. 20 Gr.)

Wir können dieses neue Lehrbuch der Mathematik nur der Classe der mittelmässigen Werke dieser Art beyzählen. Der Vortrag ist, überhaupt genommen, zwar verständlich, aber nicht selten zu weitläufig und unbestimmt. Man vermifft oft jene kernhafte Kürze, welche so vieles zur Aufklärung der mathematischen Begriffe und Operationen beyrägt, und dem denkenden Schüler dieses Studium so angenehm macht. Ausserdem enthält das Buch manche unzureichende Darstellung, und Rec. kann auch nicht mit der Auswahl einzelner Lehren und ihrer Zusammenstellung vollkommen zufrieden seyn. Hier einige Belege zur Rechtfertigung dieses Urtheils.

Der erste Band befaßt die reine Arithmetik und die Geometrie. Von der Trigonometrie, welche man doch sehr füglich als einen Theil der Geometrie ansehen kann, und deren erste Anfangsgründe hier wenigstens ganz kurz hätten vorgetragen werden sollen, geschieht gar keine Meldung. Der Vf. hätte, zur grösseren Vollständigkeit, der Arithmetik eine kurzgefaßte Theorie der Reihen und Logarithmen anhängen sollen, etwa nach dem Muster der zweyten Ausgabe des Snellischen Lehrbuchs; und dann wäre das Wesentlichste der so nöthigen Trigonometrie, als Anhang zur Geometrie, nachgefolgt. Auch die Elemente der Algebra gehören zur niederen reinen Mathematik. Der Vf. verspricht sie sogar an mehreren Orten, z. B. §. 192. Warum wurden sie aber nicht sogleich dem ersten Theile beygefügt? Im zweyten Bande ist die *angewandte Arithmetik* mit der *bürgerlichen Baukunst* — gepaart. Dieses mißfällt uns sehr. Warum wurde nicht die praktische Geometrie mit der praktischen Arithmetik verbunden? Der Vf. verband also hier, was zu trennen war, und trennte, was in Verbindung seyn sollte. — Der Vortrag des ersten Bandes ist oft unnöthiger Weise in die Länge gezogen. Unter mehreren §§ beweisen dieses in der *Einleitung* §. 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 23, 28, 37, 41, 63; in der *Arithmetik* §. 1, 2, 49—57, 74, 267 und mehrere; in der *Geometrie* §. 364, 365, 366, 367, 368 nebst anderen. Eben diese Bemerkung gilt von der im zweyten Theile vorgetragenen *angewandten Arithmetik*, wo sich der Vf. auch einer grösseren Kürze hätte befleißigen sollen. Anstöße gegen den richtigen deutschen Ausdruck findet man auch zuweilen; z. B. S. 7. §. 22: die Erfahrungen sind zweyerley; entweder *Observationen* (!) *experientiae* (?), oder *Versuche*. — S. 51. §. 45: *5 plus 3 plus 2 aequal 10*. — S. 65. §. 69: *3 ductum in 2 aequal 6*. — Die arithmetische Proportion wird S. 179, §. 226 schicklicher durch das Zeichen — als durch einen Punct bezeichnet. — S. 181. §. 229: die Proportion ist entweder eine *stetige* oder *ordinäre*.

u. s. w. Überhaupt wünscht Rec. die lateinischen Wörter: *Vertex*, *Demonstration*, *extrahiren*, *dupliciren*, *Duplum*, *Extraction*, *probiren*, *Triangel*, *Cirkel*, u. s. m. aus dem Vortrage verbannt, da sie sehr leicht durch gleichbedeutende deutsche Ausdrücke ersetzt werden können. Dafs es aber dem Vortrage auch bisweilen an der gehörigen Gründlichkeit und Vollständigkeit fehle, beweisen unter anderen folgende Bemerkungen. Der Vf. hat z. B. die Lehre von den Quadrat- und Cubik-Zahlen und der Ausziehung ihrer Wurzeln nur mechanisch vorgetragen, und den Beweis bis zum Erscheinen seiner Algebra verschoben. Aber in einem sogar für höhere Schulen bestimmten Leitfaden sollte ein solcher Beweis, der ohnedies so fasslich vorgetragen werden kann, schlechterdings nicht fehlen. Daraus folgt, dafs auch die Ausziehung der Wurzeln *durch Näherung* sehr unvollständig und mangelhaft vorgetragen ist. — Bey der Aufgabe S. 229. §. 338 hätte gezeigt werden sollen, dafs es auf jeder Seite der angegebenen Linie einen Durchschnittpunct geben müsse. Der Zusatz §. 343 macht diesen Beweis nicht entbehrlich. — Der Lehrsatz §. 346 ist nicht mit der gehörigen Strenge bewiesen. Warum wählte hier der Vf. nicht die *Kästner'sche* Darstellung? — Die Paralleltheorie erstreckt sich von S. 243 — 257, und der Vf. trägt in dieser grossen Seitenzahl die Sache nur mit einem sehr geringen Grade von Überzeugung vor. Da diese schwierige Lehre hiedurch nichts weniger als berichtigt worden ist, so wäre es weit schicklicher gewesen, eine der bekannten kürzeren und besseren Theorien auszuwählen. — Die Auflösung der Aufgabe des §. 405 ist mangelhaft, da nicht bewiesen wird, warum die Linien *gh* und *de* sich in ihrer Verlängerung nothwendig durchschneiden müssen, welches doch leicht gezeigt werden kann. — Der Beweis des Lehrsatzes in §. 518, dafs Prismen und Cylinder gleich sind, wenn sie gleiche Grundflächen und Höhen haben, wird aus einem Grundsatz abgeleitet, der, als solcher, offenbar nicht bestehen kann. Er heifst: *Zwey ausgedehnte Grössen, welche aus gleichen und ähnlichen ausgedehnten Grössen auf einerley Art (durch Bewegung) entstehen, sind gleich und ähnlich*. Wie unzureichend dieser Satz als Axiom sey, springt jedem Geometer aus der Schule Euklid's sogleich in die Augen. Eben so unzureichend ist der Satz §. 531, von der Gleichheit der Pyramiden, die einerley Grundfläche und Höhe haben, bewiesen, dessen Wahrheit ebenfalls aus der Bewegung hergeleitet wird.

Wir ersparen es uns hier, ähnliche Bemerkungen, wie die obigen, bey dem zweyten Bande, an der angewandten Arithmetik durchzuführen, und fügen nur noch hinzu, dafs es dem Vf. besser gelungen sey, die ersten Elemente der bürgerlichen Baukunst auf den wenigen Bogen, S. 150 — 258 vorzutragen. Wenn daher derselbe bey der Fortsetzung mehr Sorgfalt auf Kürze, Bestimmtheit und Strenge seines Vortrags verwendet: so bürgt uns sein mathematisches Talent dafür, dafs wir die folgenden Bände seines Lehrbuchs dem mathematischen Publicum bestens zu empfehlen im Stande seyn werden.

I E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 S E P T E M B E R, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ULM, in der Stettin'schen Buchhandlung: N. F. Canard's, ältesten Prof. der Mathematik an der Centralschule des Mühlenbauwesens zu Paris, *Grundsätze der Staatswirthschaft*. Eine durch das National-Institut in der Sitzung vom 15 Nivose, Jahr IX (5 Januar 1801) gekrönte Preisschrift, und seitdem vom Verfasser selbst vermehrt und verbessert herausgegeben. Aus dem Französischen übersetzt. 1806. VIII und 238 S. mit 3 Tabellen. 8. (18 Gr.)

Zu den Hauptprincipien des staatswirthschaftlichen Systems der Physiokraten gehört bekanntlich der Satz: daß alle Abgaben, die in einem Staate erhoben werden, von welcher Natur sie auch seyn mögen, in letzter Instanz allein den reinen Ertrag des Bodens oder die Landrente treffen, folglich auch nur der Grund und Boden, als einzig productiv, besteuert werden dürfe. Die Wichtigkeit dieses Grundsatzes, der, wäre er unbestreitbar, eine gänzliche Reform der bisherigen Steuersysteme zur Folge haben müßte, und das große Aufsehen, was *Quesnay's* System besonders in Frankreich einst erregte, foderte das Pariser National-Institut auf, für den Preis vom 5 Jänner 1801 die Frage aufzuwerfen: *Ist es wahr, daß in dem Lande, in welchem vorzüglich das landwirthschaftliche Gewerbe getrieben wird, jede Gattung von Steuern das Grundeigenthum treffe?* Unter den Preisconcurrenzen befand sich auch der Vf., und seiner Abhandlung widerfuhr die Ehre, vom National-Institut gekrönt zu werden. Diese Auszeichnung bestimmte Hn. Canard, die Preisschrift vermehrt und mit Erläuterungen begleitet, dem Druck zu übergeben, und so entstand das vorliegende Werk. Da der Vf. bey der Untersuchung und Beantwortung der Preisfrage genöthigt war, auf die allgemeinen Grundsätze der Staatswirthschaft zurückzugehen, und die productiven Quellen des Nationalvermögens zu zergliedern: so hielt er es auch für zweckmäßig, diesem Werke den allgemeinen Titel zu geben, den es jetzt führt, der ihm in dessen, seinem Ursprunge nach, eigentlich nicht zukommt.

Was nun die Beantwortung der vom National-Institute aufgestellten Frage selbst betrifft, so konnte sie nicht wohl anders als verneinend ausfallen, da Hr. Canard nicht bloß ein Kenner und eifriger Vertheidiger der *Smith'schen* Theorie ist, sondern auch die meisten seiner Behauptungen auf die Principien dieser

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

scharffinnigen Theorie gegründet hat. In keiner Lehre aber weicht *Ad. Smith* so ganz von den Physiokraten ab, als in derjenigen, worauf bey Beantwortung der obigen Preisfrage alles ankommt, nämlich in der Lehre vom reinen Ertrage, so sehr sich auch *Garnier*, der französische Bearbeiter des berühmten *Smith'schen* Werkes über den Nationalreichthum, bemüht hat, *Ad. Smith's* System in dieser Hinsicht mit dem physiokratischen zu vereinigen, und des Engländers Gegenbemerkungen für solche zu erklären, die aus einem bloßen Mißverstände entsprungen sind. In der That ist auch keine Materie der Staatswirthschaft von *Smith* mit solcher Undeutlichkeit und auf eine, dem Scheine nach, so widersprechende Art behandelt worden, als gerade diese, und mit Recht wird ihm von seinem Hauptgegner, Lord *Lauderdale*, der Vorwurf gemacht, daß nichts besser das physiokratische System begründe, als die Worte, wodurch *Smith* es zu widerlegen suche. Verdienstlich ist daher die Arbeit neuerer Schriftsteller, besonders eines *Say* und *Jakob*, welche diese scheinbaren Widersprüche im *Smith'schen* Werke aufzuklären und durch deutliche Entwicklung der darin vorgetragenen Sätze die wahre Meinung des Engländers darzulegen bemüht waren.

Der Vf. theilt sein Werk in neun Abschnitte, wovon der erste von den Quellen des National-Einkommens, der zweyte vom Gelde, der dritte von der Bestimmung des Preises der Waaren, der vierte vom Umlaufe des Geldes und dem Credit, der fünfte von den Ursachen der Vermehrung und Verminderung des Nationalreichthums, der sechste von dem hierbey zu beobachtenden allgemeinen Gesichtspuncte, der siebente von den wechselseitigen Verhältnissen der Staaten untereinander, der achte von den Auflagen und der neunte endlich von den Staatsanleihen handelt.

Was uns gleich bey der ersten Ansicht dieses Werkes auffiel, war die mathematische Behandlungsart des Vfs. Man kann es freylich einem der ältesten Pariser Professoren der Mathematik nicht verargen, wenn er die Methode seiner Hauptwissenschaft auf eine Scienz anzuwenden sich bemüht, die für ihn nur Neben-Wissenschaft ist, und bey der man bisher eine solche Behandlungsart nicht gewohnt war; allein nach unseren Einsichten irrt der Vf. sehr, wenn er glaubt, auf diesem Wege seinen Sätzen eine größere Klarheit und Deutlichkeit zu verleihen; auch möchten wohl unter den Lesern staatswirthschaftlicher Werke nur wenige anzutreffen seyn, die in der Buchstaben-Rechenkunst hinlänglich erfahren sind, um dem Ideengang des Vfs. überall zu folgen, also sein

Bbbb

Werk ganz zu verstehen. Überhaupt scheint uns die mathematische Einkleidung staatswirthschaftlicher Sätze zweckwidrig und untauglich zu seyn. Denn die Größen, worauf es in der Staatswirthschaft ankommt, sind so unzähligen, mannichfaltigen Veränderungen und Zufällen unterworfen, daß man diese letzteren zwar wohl beurtheilen, aber unmöglich durch algebraische Formeln berechnen kann. Mit Recht zählt man gewöhnlich zu den National-Vorzügen guter französischer Schriftsteller die Gabe, selbst abstracten Gegenständen einen hohen Grad von Popularität zu ertheilen. Dieses Talent, das im National-Charakter der Franzosen seinen Grund hat, können wir an unserm Vf. nicht rühmen. Denn an vielen Stellen seines Werkes vermissen wir eben so sehr Präcision des Ausdrucks, als falsche Darstellung der Begriffe; dies sind Mängel, woran die mathematische Behandlungsart zum Theil Schuld ist. — Bey dem allen verdient dieses Werk doch immer einen Platz unter den vorzüglichern staatswirthschaftlichen Schriften neuerer Zeit. Zeichnet sich gleich dasselbe nicht gerade durch einen Reichtum neuer Ideen aus, sondern enthält es vielmehr hauptsächlich nur eine Entwicklung der Lehren *Ad. Smith's*: so trägt doch die neue Ansicht, welche der Vf. hin und wieder mittheilt, oft dazu bey, die Ächtheit der *Smith'schen* Sätze in ein helleres Licht zu setzen, und hiermit allein ist schon gar viel gewonnen.

Das erste Kapitel enthält die Lehre von der Production im Allgemeinen. Die Arbeit wird nach *Smith* als das Princip des Werths der Dinge dargestellt; jede Arbeit aber, die fähig ist, eine Quelle des Einkommens zu bilden, oder dieselbe zu vergrößern, sie mag auf den Landbau, auf Manufacturen, oder auf den Handel gerichtet seyn, *productiv* genannt. Diese Bezeichnung der productiven Arbeit ist ohne Zweifel richtiger, als die *Smith'sche*, wornach nur diejenige Kraftäußerung als *productiv* gelten soll, welche den Gegenständen, worauf sie gewendet wird, einen neuen Werth zusetzt. So vollkommen wir indessen mit dem Vf. in Ansehung der Behauptung übereinstimmen, daß jede Art von Arbeit unter gegebenen Umständen *productiv* seyn, also den Reichtum vermehren könne: so auffallend war es uns doch, daß Hr. Canard diesen Satz aufstellt, ohne seine Ächtheit zu beweisen, gleichsam als wäre er ein Axiom, das keines Beweises bedürfte, da doch gerade dies der Satz ist, um den sich hauptsächlich der ganze Streit des *Smith'schen* Systems mit dem Systeme der Physiokraten dreht. — Im zweyten Kapitel wird nicht nur eine kurze Erklärung vom Gelde gegeben, sondern auch gezeigt, worauf der Werth desselben beruhe, und warum hauptsächlich Metall zum allgemeinen Tauschmittel gewählt worden sey. Dieser Gegenstand ist, seiner Wichtigkeit ungeachtet, sehr oberflächlich behandelt worden, und Rec. ist hier auf keine neue Idee gestoßen. — Das dritte Kapitel begreift die interessante Lehre vom Preise der Waaren in sich. Preis ist nach dem Vf. das *Verhältniß des Werths einer Sache zu einer anderen Sache, deren*

Quantität durch die edlen Metalle bestimmt wird. Rec. hat gegen diese Erklärung des Preises nichts einzuwenden, vorausgesetzt, daß man unter edlen Metallen jedes allgemeine Tauschmittel versteht, denn daß dies bey cultivirten Nationen gerade die edlen Metalle sind, ist nur zufällig. Bestimmter würde daher der Preis einer Sache durch das *Verhältniß* ausgedrückt werden können, in welchem ihr Werth zu der Quantität von Dingen steht, die einen bekannten Werth haben. Der Vf. wird in diesem Kapitel, theils weil er gar keinen Unterschied zwischen Kosten und Marktpreis, zwischen natürlichen und künstlichen Preis annimmt, theils weil er alles durch algebraische Gleichungen erklären will, oft sehr dunkel und unverständlich. Um den Lesern einen Begriff von des Vfs. mathematischer Behandlungsart staatswirthschaftlicher Gegenstände zu geben, wollen wir ihnen als Beyspiel die Art mittheilen, wie derselbe den Satz zu entwickeln sich bemüht, daß der Tauschwerth der Waaren durch die gegenseitigen Bedürfnisse des Käufers und Verkäufers bestimmt werde. „Ich betrachte, sagt Hr. Canard, Käufer und Verkäufer auf einem Markte vereinigt, der Preis, den jener anbietet, wird von demjenigen, den dieser verlangt, sehr verschieden seyn, und diese Verschiedenheit des höchsten und niedrigsten Preises wird nun eine GröÙe bilden, um welche zwischen Käufer und Verkäufer ein beständiger Kampf seyn wird. Letzterer benutzt dabey die Concurrrenz und das Bedürfnis des Ersteren, um den größten Theil dieser GröÙe bezahlt zu erhalten, und dieser, nämlich der Käufer, macht sich das Bedürfnis und die Concurrrenz des Verkäufers zu Nutzen, um von dieser GröÙe den möglich geringsten Theil zu bezahlen. Dies vorausgesetzt soll L jene GröÙe und x der Theil derselben seyn, den der Verkäufer den niedrigsten Preis beylegen will, $L - x$ wird also der Theil seyn, den der Käufer vom Ganzen absondern wollen; B sey das Bedürfnis des Käufers, N seine Concurrrenz, b das Bedürfnis des Verkäufers und n seine Concurrrenz. Es ist daraus leicht zu sehen, daß der vom Käufer bezahlte Theil x der ganzen GröÙe nach dem Verhältnis seines Bedürfnisses und seiner Concurrrenz zunehmen werde. Dem zu Folge ist x aus B und N zusammengesetzt, oder nimmt zu, wie BN , aus dem nämlichen Grunde wird auch der andere Theil $L - x$ wie bn zunehmen. Es ergiebt sich demnach das Verhältnis: $X:BN=L-x:bn$, woraus die Gleichung $bnx=BNx(L-x)$ hervorgeht. Aus dieser Gleichung zieht man $x=\frac{BN}{BN+bn}L$. Setzt man $bn=0$, so hat man $x=L$, d. h. wenn zwischen den Verkäufern die Concurrrenz fehlt, oder wenn ihr Bedürfnis zu verkaufen so gering als möglich ist, so zahlen die Käufer die ganze GröÙe. Setzt man aber $BN=0$, so hat man $x=0$, d. h. wenn die Concurrrenz und das Bedürfnis der Käufer so gering als möglich sind, so zahlen sie an der GröÙe gar nichts, es ist also die GröÙe der Unterschied und das Verhältnis des höch-

sten und niedrigsten Preises, welcher zwischen dem Alleinhandel der Verkäufer und dem Entgegengesetzten der Käufer Statt findet. Nimmt man von der

Größe L den Theil $\frac{BN}{BN+bn}$ L , welchen der Käufer bezahlt, hinweg, so bleibt übrig $\frac{bn}{BN+bn}$ L ;

und dies ist der Theil, den der Käufer durch seinen Widerstand von der ganzen Größe abgezogen hat; man kann dies den Gewinn des Käufers nennen. Wenn die Bemühung BN des Verkäufers vergeblich ist, d. h. wenn man das Bedürfnis und die Concurrenz des Käufers $= 0$ setzt, so hat man $P = S$, (P drückt hier den Preis der Waare, S den darauf gewandten natürlichen Arbeitslohn aus) und der Gewinn des Käufers ist $= L$. Ist hingegen die Bemühung bn des Käufers $= 0$, so hat man $B = S + L$ und der Käufer hat keinen Gewinn, er muß die ganze Größe bezahlen. Soll nun eine Waare aus der Hand eines der ersten Verkäufer gehen, nach dem Werthe

bestimmt durch $S + \frac{BN}{BN+bn}$ L und soll der Käufer

sie bloß darum erworben haben, um sie aufs künstlichste zu verarbeiten, so wird dieser eine zweyte Classe von Verkäufern bilden. S' soll der natürliche Lohn dieser zweyten Arbeit, L' diese zweyte Größe, B' das Bedürfnis des zweyten Käufers, N' seine Concurrenz, b' das Bedürfnis des zweyten Verkäufers, n' seine

Concurrenz seyn, es wird daher $S' + \frac{B'N'}{B'N'+b'n'}$ L'

den Werth dieser zweyten Arbeit bestimmen. Läuft die nämliche Waare unter den Händen einer dritten Classe von Verkäufern fort, um daran noch eine dritte künstliche Verarbeitung vorzunehmen: so wird sich

ihre Werth bestimmen durch $S'' + \frac{B''N''}{B''N''+b''n''}$ L''

und so fort bis auf die Classe der Verzehrer. Jede Bemühung der verschiedenen Käufer und Verkäu-

fer, um von der Größe die Theile $\frac{bn}{BN+bn}$ $L +$

$\frac{b'n'}{B'N'+b'n'}$ $L' +$ u. s. w. abzuziehen, hat immer den

Widerstand der Classe der Verzehrer zur Stütze, an der sie sich festhält, sie weist dieser Classe ihren Gewinn zu, weil dieselbe von der ganzen Größe L ,

$L'L''$ u. s. w. nur die Theile $\frac{BN}{BN+bn}$ $L +$ u. s. w.

bezahlt, welche den Gewinn des Verkäufers ausmachen. Unsere Leser werden aus dem hier mitgetheilten Beyspiele das Schwerfällige im Vortrage des Vfs. erkennen, und mit uns darin übereinstimmen, daß die Staatswirthschaftlichen Sätze, welche der Vf. hier so gelehrt auseinander zu setzen sich bemüht, auf eine weit einfachere, faßlichere und populärere Art hätten vorgetragen werden können.

Im 4 Kap. wird der Geld-Umlauf im Staate und die Natur des Papiergeldes entwickelt, zugleich auch gezeigt, auf welche Art der Credit die Stelle des baar-

ren Geldes vertritt, folglich den zum Umlauf der Waaren im Lande erforderlichen Bedarf desselben vermindert. Mit Recht eifert der Vf. gegen alle Geld-Ausfuhr-Verbote, und sucht ihre Schädlichkeit durch Beyspiele zu erläutern.

Das 5 Kapitel beschäftigt sich mit der Auseinandersetzung der Ursachen, welche auf Vermehrung oder Verminderung des Nationalvermögens wirken. Das Nationalvermögen ist nach dem Vf. die Anhäufung überflüssiger Arbeitsproducte, welche nicht verzehrt worden, und aus welchen alle Quellen des Einkommens entspringen, folglich das Resultat des noch über die Consumtion vorhandenen Vorraths oder Überschusses an Arbeitsproducten. Die Vortheile, welche mit dem Vermögen verbunden sind, bestimmen die Staatsbürger, sich dasselbe durch Arbeit zu erwerben. Diese Vortheile aber bestehen 1) in dem *finnlichen Luxus* d. h. in dem Genuß, welchen nicht die Befriedigung eines absoluten Bedürfnisses, sondern die Herbeyschaffung einer endlosen Menge angenehmer Empfindungen gewährt, und 2) in der *Befriedigung der Prahlucht*. Alle die Verzierungen, wovon die Wohnungen der Reichen strotzen, die Vergoldungen und Bildhauerarbeiten, welche die Kunst bloß zum Vergnügen unserer Augen mit Geschmack vertheilt zu haben scheint, sind nichts anders als magische Figuren mit der Inschrift: *Staunt, wie reich ich bin!* — Hr. C. zeigt in diesem Abschnitt zugleich sehr richtig, daß die Thätigkeit der Menschen allein nicht hinreicht, Vermögen zu erwerben, sondern daß die Sparsamkeit hinzukommen muß, wenn die durch Arbeit hervorgebrachten Genußmittel wirkliches Vermögen werden sollen. — Im 6 Kap. bemüht sich der Vf. eine kurze Übersicht aller in den vorhergehenden Abschnitten enthaltenen Sätze mitzutheilen, und das Ganze durch eine Vergleichung des Umlaufs der Arbeitsproducte mit der Circulation des Bluts im menschlichen Körper zu erläutern. Diese Vergleichung scheint uns jedoch etwas gezwungen und nicht überall passend. — Das 7 Kapitel ist das interessanteste und, besonders in praktischer Hinsicht, wichtigste. Es werden hier die Hauptsätze des widerstänigen mercantilischen Systems aus einander gesetzt, und ihre Falschheit auf eine bündige und überzeugende Art dargestellt. Vorzüglich verdient das, was über das Streben der einzelnen Staaten, auf Kosten der übrigen sich zu bereichern, und über die zur Erreichung dieses Zwecks so häufig gewählten Mittel, gesagt wird, allgemeine Beherzigung. Es kann nicht genug wiederholt werden, wovon alle Kenner ächter Staatswirthschaftlicher Theorie innig überzeugt sind, was aber noch immer so vielen Praktikern gar nicht einleuchten will, daß jede Störung der freyen Anwendung von Capital und Fleiß nachtheilig auf den Nationalreichthum wirkt, und daß nur unter dem Schutze einer allgemeinen Gewerbs- und Handels-Freyheit jeder Staatsbürger seine Fonds und Productiv-Kräfte auf diejenigen Zweige des Einkommens wendet, welche ihm am vortheilhaftesten sind, eben dadurch aber der Nationalreichthum am kräftigsten befördert

— Im 3. Kapitel kommt der Vf. zur eigentlichen Beantwortung der Preisfrage selbst. Er theilt in dieser Hinsicht eine kurze Theorie der Auflagen mit, und zeigt sehr richtig, daß nicht die Erde an sich, wie die Physiokraten wännen, sondern vielmehr die Arbeit alles producire, was einen Werth hat, daß nur das, was einen Werth hat, Gegenstand der Auflagen seyn könne, und also auch die in einem Lande bezahlt werdenden Abgaben nicht den Grundeigenthümer ausschliesslich treffen. Wenn Hr. C. aber die Behauptung wagt, daß jede durch die Länge der Zeit geheiligte Auflage *gut*, jede *neue* hingegen gefährlich sey: so können wir ihm unmöglich beypflichten, denn es würde daraus folgen, daß jede Veränderung der bisherigen Steuer-Verfassung eines Landes, wäre auch die alte noch so sehr mit den Grundsätzen ächter Staatswirthschaft im Widerspruch, die neue hingegen ihnen vollkommen angemessen, nachtheilig wirke, welches doch offenbar falsch ist.

Im letzten Kapitel handelt der Vf. von Anleihen, zu deren Eröffnung ein Staat um seine nothwendigen Bedürfnisse zu befriedigen, besonders in Zeiten des Kriegs, genöthigt wird. Mit Recht wird der Eröffnung einer Staatsanleihe der Vorzug vor der Erhebung einer außerordentlichen Kriegsteuer eingeräumt, und die Gründe dieser Behauptung werden auf eine eben so faßliche, als überzeugende, Art entwickelt. Wenn aber Staatsanleihen im Allgemeinen als heilsame Aderlässe geschildert werden, vermittelt deren der allzugroßen Anhäufung von Capitalien vorgebeugt werden, und wodurch der Staatskörper eine neue Kraft erhalten soll; so ist Hr. C. offenbar im Irrthum, und er begeht leider denselben Fehler, dessen sich nach ihm Lord Lauderdale schuldig machte, welcher aus Besorgniß, es möchten in England zu viele Capitalien gesammelt werden, die Errichtung des von Pitt vorgeschlagenen Schuldentilgungs-Fonds widerathen zu müssen glaubte. Es würde dem Rec., der seine Ideen über diesen Punct bereits früher dem Publicum mitgetheilt hat, leicht seyn, den Vf. vollständig zu widerlegen, da der Raum dieser Blätter aber zu einer solchen weitläufigen Erörterung zu beschränkt ist, so begnügt er sich damit, den Lesern diesen Irrthum nur angedeutet zu haben.

Schließlich bemerken wir noch, daß die deutsche Übersetzung dieses Werks im Ganzen gut gerathen ist; nur bleibt uns in Hinsicht auf Correctheit

des Styls manches zu wünschen übrig. So steht z. B. S. IV der Vorr. *Sigill* statt Siegel; S. 97 *durchgeloßen* st. durchgelaufen; S. 137 *anderst* st. anders, *Kösten* st. Kosten; S. 171 *erfindt* st. erfindet u. dgl. m.; auch hätten wir erwartet, daß der Übersetzer den Werth des Originals durch Zusätze und Erläuterungen, wozu dasselbe so reichen Stoff darbietet, zu erhöhen bemüht gewesen wäre, denn die von ihm beygefügte Noten sind nur wenig befriedigend. M—d.

ARCHITEKTONIK.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Taschenbuch über Baumaterialien und Grundsätze zur Anfertigung der Bauanschläge, auf mehrere Provinzen des königl. preuss. Staats anwendbar.* Für angehende Baumeister und Bauliebhaber von Heinrich Karl Riedel, d. J. kön. preuss. geh. Ober-Baurathe. Mit Kupf. 2 Aufl. 1806. 352 S. 8. (2 Rthlr.)

Wenn gleich der Vf. nur einzelne deutsche Provinzen vor Augen haben konnte, und also nur für diese die Preise der Materialien und die Berechnungsarten des Arbeitslohns genau anzuführen im Stande war: so fehlt es natürlich doch auch nicht an Bemerkungen, die das Allgemeine betreffen, und also für jeden Architekten wichtig sind, wohin die Bestimmung des Verhältnisses der Menge Kalkes zu einer gewissen Anzahl Mauer- oder Feldsteinen u. s. w. gehört. Bauanschläge wird freylich ein Architekt, der nicht in den Gegenden bauet, für die dies Buch bestimmt ist, hienach nicht entwerfen können, und ihm wird daher das schon völlig genügen, was Gilly in seinem Handbuche der Landbaukunst hierüber gesagt hat. Allein abgesehen davon, daß G.'s Werk ziemlich kostbar ist, wird auch in einer besonderen Abhandlung über Baumaterialien mehreres ausgeführt werden können, als in einem Lehrbuche, das sich über alle Theile der Baukunst verbreitet. Eine Vergleichung beider Werke können wir aus mehreren Gründen hier nicht anstellen; aber wir können mit Überzeugung jedem Architekten das Riedelsche Buch anempfehlen, ohne dadurch bey ihm die Besorgniß zu erregen, als ob er etwas zweymal kaufen müsse, wenn er das Gillysche Handbuch schon besitzt. Übrigens ist der Vf. bey dieser 2ten Auflage von dem Plane der ersten nicht abgewichen: in der Hauptsache findet sich zwischen beiden Auflagen kein Unterschied, wenn gleich hie und da et was Neues hinzugekommen seyn mag. K. j. R.

KLEINE SCHRIFTEN.

ERDBESCHREIBUNG. Ohne Druckort: *Reise in die Gegend von Goldau und Lauwerz nach dem Bergfalle.* Von A. L. Grimm. 1807. 19 S. 8. (2 Gr.) — Diese kleine Reisebeschreibung soll mehr dazu dienen, die Leser zum Mitleid gegen die unglücklichen Einwohner jener verschütteten Gegend zu bewegen, als neue Aufklärungen über diese Schreckens-Erscheinung zu verbreiten. „Alles ist hier, heist es S. 8, viel größer und furchbarer. Was hier das Herz fühlt, nicht Worte, geschweige todte Federzüge, können es aussprechen. Selber muß man dastehen und staunen und trauern, alle Beschreibung reicht nur, um die Sache im kleinen darzustellen.“ Ausführlich ist die Ge-

schichte der Magd aus ihrem eigenen Munde erzählt, die auf dem Kopfe stehend, rings vom Schutte eingepreßt, mehrere Stunden unter der niedergestürzten Masse zubringen mußte. Angehängt sind Berichtigungen einiger kleinen Irrthümer, die sich in die vorigen Erzählungen eingeschlichen haben. So ist z. B. der Thurm von Lauwerz nicht unbeschädigt eine Strecke forgerückt worden, sondern steht noch unverrückt auf seiner alten Stelle; aber der Zeiger der Uhr zeigt noch die Minute des furchtbaren Ereignisses an. Die Zahl der Verunglückten ist, wie sie die Badische Wochenschrift angab, 473.

KR.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 SEPTEMBER, 1807.

P H I S I K.

GLOGAU, in d. n. Güntherischen Buchh.: *Retifs philosophisches System der gesamten Physik oder die Philosophie des Herrn Nikolas*. Aus dem Französischen überfetzt. III Th. 1804. 272 S. 8. (1 Thlr.)

Wir haben bey Beurtheilung der beiden ersten Bände (J. A. L. Z. 1805. No. 120) den Geist und Gehalt dieses Werkes dadurch zu charakterisiren gesucht, daß wir die unordentlich darin zerstreuten Ideen und Ansichten in näheren Zusammenhang brachten, und in ihrer gegenseitigen Beziehung zu einer Einheit aufsuchten. Daher dürfen wir uns bey der Erscheinung dieses letzten Theils mit der bloßen Anzeige seiner Existenz begnügen, und dieses um so mehr, da derselbe, dem bekannten Gange des Vfs. getreu, in wahrhaft regressiver Bewegung zu den Gegenständen der beiden ersten zurücktendirt, und nur in einzelnen, gleichsam zufälligen, Nebenzügen, die sich alle auf willkürlich gewählte verschiedene Ansichten desselben Objects, bey unverändertem Augenpuncte und gleicher Beleuchtung zurückführen lassen, den oberflächlichen Schein des Fortschreitens zu erhalten gesucht. Am meisten ist dieses der Fall in den 12 Postscripten (3—14) womit dieser Theil beginnt (1 und 2 gehören noch zum zweyten Theile). Sinnreich, doch nicht neu, noch weniger genügend, sind des Vfs. Meinungen von der Art, wie die Sonnenstrahlen die Planeten berühren, und seine Polemik gegen Buffons Hypothese über den Wechsel des festen Landes und Meeres durch die Bewegung des letzteren von Osten nach Westen. Überhaupt ist er, wie leicht zu erachten, ein heftiger Gegner Buffons, dessen kosmogonische Ideen ihm kindisch, abgeschmackt, und bey nahe als Wahnsinn erscheinen. Buffons Phantasie ging einen anderen Weg. Wir werden hier ferner unterhalten mit ausgedehnten Analogien über die Schmarozerthiere der Erde, wozu jetzt noch Würmer im Inneren des Planeten, von wenigstens drey Erddurchmessern, sich hinzugesellen; — über das Alter der ungeheueren Riesen von 21 Lieus a 180.000 Jahren bis zu 25, 20 und 15 Fufs, in 20 Generationen, à 120 Jahren, ferner, eine Stufenleiter der Sinnlichkeit, des physischen und moralischen Guten und Übels. Auch erhalten wir hier ein Namensverzeichnis (!) der Planeten, welche man jenseits des Uranus vermuthet, aus den *Lettres du Tombeau*, — Pallas, Pan, Marfvas, Herkules, Neptun, Triton, Neous, Thetis, Latona, Ipo, Phokas und Proteus; J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

und als Zugabe noch die sechs zwischen der Sonne und dem Merkur, die man nie sehen wird, Argus, Hierax, Io, Cybele, Pluto und Proserpina. Die absolute Analogie löst sich hier allenthalben, an ihren Grenzen, in Dunst auf. Einen Schritt zurück — und wir unterschreiben willig, was Hr. R. S. 59 von sich selbst sagt: „es muß von Zeit zu Zeit solche Menschen geben, die (ich darf es sagen) wie ich, sich in das Reich der Möglichkeiten schwingen; solche Menschen, welche die Trägen anfeuern, und dem Gelehrten etwas von seiner langsamen und abgemessenen geometrischen Steifigkeit benehmen, indem sie seine Einbildungskraft durch *Erstaunen* aufregen.“ — Man sieht, Hr. R. kennt seine Landsleute.

Der nächste Abschnitt hat die Darstellung der von anderen Schriftstellern erfundenen *Weltssysteme* zum Gegenstand. Die Kosmo- und Geogenien der Chinesen, der Ägyptier, der Hindus, der Epikureer, der Phönizier und Hebräer, ferner die Systeme des Thales, Belus, Senekas, Buruets, Whistons, Woodward, Fontenells, Delucs, Rays, Stenons und Morros, Huttons, Pallas, Sauffürs, Dolomieu, Patrics, Descartes und Leibnitzens, Maillets, Buffons, Linnées, Bourguets, Berniers, Lametheries, Laplaces, Mirabeaus und Düponts werden, mehr oder weniger vollständig, zum Theil mit seltener Klarheit und Deutlichkeit, dargestellt, und von dem Standpunct der Philosophie des Hn. Nikolas aus beurtheilt. Es gewährt ein seltenes Schauspiel, diese verschiedenen Lehrgebäude, wie geplagte Geister, vor einem, dessen Leib sterblich ist, wie es die ihrigen waren, durch eine übermüthige Zauberformel in ihrer Nacktheit zum Gespötte hingebannt zu sehen, daß ihre Blöße, neben dieser körperlichen Wohlbeleibtheit, recht offenbar werde. — Sie wollen, wenn ihr Urtheil gesprochen ist, schnell von dannen eilen; aber der höfliche Franzose giebt ihnen wohlmeinend das Geleite, daß er sie sicher an dem Gebiete der Philosophie vorüberführe. — Hn. R's. Urtheile über mehrere hier vorkommende Hypothesen sind zum Theil sehr scharfsinnig, und treffen den rechten Punct, und eben so durchgreifend sind oft die Ähnlichkeiten und Beziehungen, die er zwischen jenen und seinen Grundsätzen auffindet. Einige der älteren aber hat er sich doch erst zu diesem Behuf zurichten müssen. Vorzüglich Beyfall schenkt er den Lehrsätzen der Chinesen, der Ägyptier, der Hindus, und unter den neueren Maillets, Lametheries und Düponts. Mirabeau geräth doch hie und da selbst über das weite Gebiet der Philosophie des Hn. Nikolas hinaus. — Am ausführlichsten ist, außer

Cccc

Mirabeaus System, noch das von Lametherie, Laplace und Düpont behandelt. Bey Gelegenheit des ersten giebt uns der Vf. einen gedrängten Überblick seiner eigenen Kosmogonie, mit besonderer Beziehung auf die Bildung der Erde und der Planeten: „Gott, die Quelle von Allem, ist eben das, was seine Werke sind, aber die Art des Daseyns ist bey diesem Urwesen nicht dieselbe, wie bey den Sonnen, der wirkenden Ursachen durch welche er die Natur hervorbringt.“ Auf gleiche Weise unterscheiden sich alle mittelbar aus Gott durch die höheren Wesen hervorgegangenen Geschöpfe von demselben nur durch die Art ihres Daseyns. Nun ist aber das Urwesen der Natur *Leben und Verstand*, mithin müssen alle durch sie und aus ihr erzeugten Wesen des Lebens und des Verstandes theilhaftig seyn. Wenn also die Sonne den Planeten, als Kometen, in der Form eines *Dunstes*, der mit seinen Schlacken der Sonne geschwängert ist, ausstößt: so beginnt in ihm, sobald sich dieser Dunst, der ursprünglich die Dichtigkeit unseres jetzigen Wassers unter dem Aequator hat, mehr verdichtet, die ursprüngliche KrySTALLISATION, nicht bloß chemisch, sondern organisch, — wie die Frucht im Schafhäutchen in dem Leibe der Mutter, oder die des eyerlegenden Thiers im Ey, krySTALLISIRT. Zugleich wird das Wasser, im KrySTALLISIREN, mit dem Stoffe der Schlacke verbunden, wo es statt des Leimes dient, und eben auf die Zusammensetzung der harten und weichen Körper ist das Wasser verwendet worden, das von der Erde verschwunden ist, — und seine stetig fortschreitende Abnahme beruht auf dem Festwerden desselben in Muscheln und thierischer Production, mittelst welcher es im Meere in Marmor, Kalkstein u. s. w. übergeht. Für die Entstehung der Metalladern, wozu freylich diese Theorie nicht hinreicht, hat der Vf. die hohe Kraft seiner Riesen, die sonst leicht der Erde sehr verderblich hätten werden können, zweckmäßig, zum Besten der Nachwelt, zu verwenden gewußt.

Mit §. 464 geht die Philosophie des Hn. Nikolaus auf das Gebiet der Moral und des geselligen Vereins der Menschen zum Staat über, und knüpft die Lösung aller Probleme an die Beantwortung der Frage: „Ist es möglich, daß Gott mit dem Menschen rede? Kann der Mensch mit Gott reden?“ an. Es wird nicht schwer seyn, zu errathen, welche Resultate aus der Anwendung der absoluten, *physischen* Analogie auf diese Sphäre der höheren, geistigen Einheit in Kirche und Staat, hervorgehen müssen. Alles weist uns hier auf jene Periode des forcirten Atheismus, der seine Verwandtschaft mit der Religion, die er so genialisch frevelnd mit Füßen trat, durch die Leichtigkeit bewiesen hat, mit welcher er, seiner Aufgeklärtheit unbeschadet, als es für gut gefunden wurde, wieder in sie übergehen konnte. Absolute Gottesläugnung, Spott über den Glauben an Offenbarung, und Schmähung der christlichen Religion, als eines künstlich erfundenen Betrugs, zu welchem sich eine verschworne Bande von Jahrhunderten zu Jahrhunderten die Hände bot, sind nur die negativen Theile des Un-

sinnes, den der Vf. hier vorbringt; der positive aber ist noch dazu langweilig und veraltet, und dürfte leicht wieder als das erkannt werden, was man lange genug in vielen Ländern und Reichen der Welt unter dem Namen Philosophie heimlich geliebt und öffentlich geschimpft hat, wie man gewisse Bücher bey dem Eintreten eines Fremden versteckte, um über sie reden zu können, über die man jetzt weder denkt noch spricht, weil man sie öffentlich lieft. Mit einigem Behagen sieht man in dem folgenden §. das ganze philosophische System, zum Triumph seiner Consequenz, und zur reinsten Offenbarung seines höheren Ursprungs, aus dem Allgemeinen einer ganzen Bildungsepoche, mit Toilettenvorschlägen für Damen, und mit einem poetisirenden Commentar zu *Nevisans: Triginta haec habeat, quae vult formosa videri*, welches zugleich im Original beygefügt wird, schliessen.

Die Übersetzung, die übrigens leicht und ungezwungen den Inhalt ihres Originals wiedergiebt, und größtentheils frey von Gallicismen ist, trägt doch an mehreren Stellen deutliche Spuren der Unbekanntschaft ihres Urhebers mit der eigentlichen, naturhistorischen Nomenclatur, und mit dem methodischen Theil der Naturwissenschaften überhaupt. Schon in den beiden ersten Theilen sind uns mehrere Belege hiezu aufgefallen, die wir aber, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen mußten. Hier wollen wir nur, aus diesem dritten Theile, die *versteinerten Wassertropfen* (*Madrèpores*), und *Warzensteine* (*Stalagmiten*) anführen. *Stabilité* wird S. 161 unrichtig *Stillstand* der Meere übersetzt, wo es durch *Gleichgewicht* ausgedrückt werden sollte. *Empfindsamkeit* wird öfters unrichtig für *Sensibilität*, oder, wenn diese hier mehr in *concreto* genommen werden soll, für: *Empfindungsfähigkeit* gebraucht. *Ellypse* und andere Fehler der Rechtschreibung sind vielleicht Versehen des Setzers. * * *

C H E M I E.

BERLIN, b. Schüppel: *Chemisches Handwörterbuch, nach den neuesten Entdeckungen*, entworfen von Dr. Dav. Ludw. Bourguet. Fortgesetzt von Dr. Jer. Benj. Richter. 6 Band. 1805. 264 S. 8.

Ebendasselbst: *Anhang zum sechsten Bande*, enthält *Supplemente A—Z*. Mit fortlaufender Seitenzahl des vorigen Bandes. 423 S. 8. (beide 1 Thlr. 16gr.)

Der 6 Band fängt mit dem Artikel *Verpuffung* an, und schließt mit *Zwischenmittel*. Auch hier hat der Vf. allen Fleiß angewendet, seinem adoptirten Kinde eine sehr reichliche Aussteuer mitzutheilen; allein es wird dessen ungeachtet sein Glück nicht machen. Der einmal fehlerhaft und schief angelegte Plan des Hn. B. konnte nicht mehr abgeändert werden, und die vielen Zusätze, welche Richter nachlieferte, ergänzen zwar zum Theil das Fehlende, ohne jedoch in das Ganze Einheit zu bringen. Wir beziehen uns übrigens ganz auf unser über die vorigen Bände gefälltes Urtheil, (1805. No. 205) und wollen hier nur einige Bemerkungen über die Hauptartikel dieses Bandes hinzuzügen.

Der Artikel *Verwandschaft* hat uns am wenigsten befriediget; durch *Berthollets* neue Affinitätslehre kömmt der Vf. ins Gedränge; er sucht daher die Hauptsätze derselben mit der alten Ansicht zusammen zu schmelzen, um seine Stöchiometrie zu retten, welche Bemühung vergeblich ist. Bey dem Artikel *Wärme* hätten wir sehr gewünscht, daß der Vf. auf die neuen Versuche des scharfsinnigen *Rumford* Rücksicht genommen hätte. Bey der Erzeugung des Wassers vermiffen wir den Versuch aus Oxygen- und Hydrogen-Gas durch bloße Compression Wasser hervorzubringen; auch hätte die Wasserzerlegung vermittelt des Galvanismus, und die neuere Ansicht dieses Processes nicht übergangen werden dürfen. Unrichtig ist es, wenn der Vf. auch dem reinsten Wasserstoffgas einen unangenehmen Geruch beylegt, denn das reine, vermittelt der Volta'schen Säule aus dem Wasser erhaltene, Hydrogengas ist völlig geruchlos, und hierin liegt eben der Beweis, daß sich nur auf diesem Wege ein reines Wasserstoffgas darstellen läßt. Bey dem *Zinnober* sind die von *Bucholz* gemachten Erfahrungen über die Bereitung des Zinnobers auf andern Wege nicht angegeben worden. Der Vf. hält den Zinnober für eine Verbindung von Quecksilberoxyd und Schwefel. Bey dem Artikel *Zucker* hätten wohl die verschiedenen Versuche erzählt werden können, welche man angestellt hat, um aus deutschen Vegetabilien, vorzüglich aus Runkelrüben, Zucker zu bereiten, sowie die Hindernisse hätten bemerkt werden müssen, die sich der deutschen Zuckerfabrication im Großen entgegen stellen.

Der Supplementband enthält in praktischer Hinsicht manche sehr interessante Zusätze. So finden wir eine leichte Methode, das blaue saure, oder wie der Vf. es nennt blaue saure, Kali durch Glühen vom Eisenoxyd zu befreien. Hn. *Bucholz* gelang indessen dieses Verfahren nicht nach Wunsch. Es scheint aber das Gelingen von der angewandten Temperatur abzuhängen. Als Nachtrag zum Art. *Bley*, ist das braune Bleyoxyd angeführt; unter *Kampher* findet man die künstliche Erzeugung dieser Substanz aus Terpentinöl und salzsaurem Gas, die *Trommsdorff* bekannt machte. *Richter* glaubt daraus schließen zu müssen, daß der Kampher ein durch Säuren verdicktes Öl sey, glaubt aber, daß es sehr verschiedene Kampherarten gebe, worin die verdickende Saure eben so verschieden, als das dem Kampher zur Grundlage dienende Öl sey. Eine Meinung die nicht unwahrscheinlich ist, und Aufmerksamkeit verdient. Der Art. *Cerium* handelt diese neu entdeckte metallische Substanz ab, die *Klaproth* anfangs für eine Erde hielt, deren Metallität aber jetzt von *Hisinger* und *Erizelius* erwiesen ist. Bey dem *Chromium* findet man die Abcheidung des Chromoxyds aus dem Serpentinstein ausführlich beschrieben. Der Art. *Erz* hat in dem Zusätze eine kurze Beschreibung der Bearbeitung der verschiedenen Erze im Großen erhalten, die aber sehr oberflächlich und mangelhaft ausgefallen ist. Der Vf. verweist bey diesem Artikel bloß auf das *Schlütersche* Werk, und führt *Lampadius* vortreffliches Handbuch der Hütten-

kunde nicht einmal an. In dem Artikel *Fettsäure* sucht er Hn. *Rose* zu widerlegen, der behauptete, daß die vom Vf. producirte Fettsäure nichts anders als eine unreine Salzsäure gewesen sey; widerlegt aber Hn. *Rose* wirklich nicht. Bey dem Zusatz von Flußäther vermiffen wir *Trommsdorffs* Untersuchung dieses Äthers. Zu dem Art. *Gold* fügt der Vf. hinzu, daß der Goldpurpur kein Gemische aus Goldoxyd und Zinnoxid sey, sondern vielmehr aus metallischem Golde und vollkommenem Oxyde bestehe. Es sey daher auch nicht das Goldoxyd was die Gläser roth färbt, sondern das sehr fein zertheilte Gold ertheile dem Glase die rothe Farbe; sey die Hitze so stark, daß das Gold in Körnchen zusammenfließen könne, so verschwinde die rothe Strahlenbrechung. Allein diese Behauptung hat nicht nur die Analogie gegen sich, sondern stimmt auch gar nicht damit überein, daß sich der Goldpurpur in Salzsäure auflösen läßt. Daher hat die gewöhnliche Annahme, daß der Goldpurpur aus unvollkommenem Goldoxyde und vollkommenem Zinnoxide bestehe, weit mehr für sich. Zu bemerken ist auch noch, daß Golddrähte an den + Pol der Volta'schen Säule in reinem Wasser allmählich purpurfarbig anlaufen, eine Erscheinung, die durchaus nicht mit *Richters* Behauptung übereinstimmt. Bey dem Art. *Harn* vermiffen wir als Zusatz die neuen Untersuchungen von *Fourcroy*, *Vauquelin* und *Pröust* über diesen Gegenstand, auch ist der Harnmaterie kein besonderer Artikel gewidmet worden. Bey dem *Kohlenoxydgas* hätten doch auch *Berthollets* Versuche und Bemerkungen mit in Betracht gezogen werden müssen, die der Vf. aber gar nicht erwähnt. Unter dem Art. *Metall* sind die in der rohen Platin entdeckten Metalle kürzlich aufgeführt; das von den französischen Chemikern entdeckte ist allerdings benannt worden, *Tennant* nennt es Iridium. Warum der Vf. bey dem Molybdän *Bucholz's* Abhandlung nur citirt, und ihre Data nicht näher angiebt, ist schwer zu begreifen; freylich würde der Leser wieder einen auffallenden Beweis gefunden haben, wie wenig man sich auf die Versuche verlassen kann, die Hn. *Richters* stöchiometrischen Berechnungen zum Grunde liegen. Der Art. *Nickel* enthält sehr ausführlich die vom Vf. über diesen Gegenstand angestellten Versuche und Entdeckungen, und unter *Nickolan* beschreibt er ein sogenanntes neues eigenthümliches Metall, das aber höchst wahrscheinlich eine Nickelverbindung ist. Das Palladium scheint neueren Untersuchungen zu Folge doch nicht, wie *Chenevix* behauptete, eine Verbindung von Platina und Quecksilber, sondern eine eigenthümliche metallische Substanz zu seyn. Unter den Zusätzen zu dem Art. *Schwefel* vermiffen wir *Westrumb's* richtige Entdeckungen, die er in seiner bekannten Schrift: *die Schwefelbäder zu Eilsen* u. s. w. mitgetheilt hat. Die Entzündung des geschwefelten Wasserstoffgases durch concentrirte Salpetersäure S. 415, hat *Trommsdorff* schon viele Jahre früher, als *Lichtenberg*, beobachtet. Die richtigen Versuche, welche *Chenevix* mit den süroxygenirten salzsauren Salzen angestellt hat, sind nicht nachgetragen worden, und so fehlen noch

manche Entdeckungen, die schon gemacht und bekannt waren, ehe der Vf. diesen Supplementband herausgab. An Druckfehlern mangelt es übrigens diesem Bande eben so wenig, wie den vorhergehenden.

C. E.

JUGENDSCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Neues Taschenbuch für Kinder zum Nutzen und Vergnügen auf 1805, in angenehmen Erzählungen und Geschichten*, zur Bildung und zum Sprachunterricht herausgegeben von M. Fr. Herrmann. Ohne Jahrzahl. XXXIV u. 197 S. 8. (1 Thlr. 6 gr.)

Auch unter dem Titel: *Harry and Lucy. A tale for instruction and amusement of youth by Mr. R. L. Edgeworth. Heinrich und Lucie*. Eine belehrende und unterhaltende Geschichte für Kinder von Mr. R. L. Edgeworth. Herausgegeben von M. Friedr. Herrmann. Zwey Theile. Mit Kupfern. (Englisch und deutsch.)

Desgleichen unter dem Titel: *Henri et Lucy. Histoire instructive et amusante pour la jeunesse etc.* Französisch und deutsch.

Diese Schrift hat den Zweck, Kindern, welche nur eben zu lesen angefangen haben, eine Lectüre in die Hand zu geben, die, in einer ihren Fähigkeiten angemessenen Sprache und Darstellungsart, sie mit allen nützlichen Gegenständen bekannt mache, und ihnen über dieselben Belehrung ertheile. Sie ist besonders auf hohe Anschaulichkeit und stille Leben-

digkeit der Begebenheiten berechnet, und daher viel Fleiß auf schlichte Deutlichkeit der Sprache verwendet. In letzter Hinsicht sagt der Vf., er habe elliptische Redensarten und metaphorische Ausdrücke vermieden; häufig die Substantiva, statt Fürwörter zu gebrauchen, wiederholt; die Eleganz überall der Deutlichkeit aufgeopfert, und sich überhaupt die äußerste Mühe gegeben, den Styl für Kinder verständlich zu machen. Sie verdiente eine deutsche Bearbeitung und durch Hn. H. ist ihr eine gute zu Theil geworden. Mit Vorbedacht liefs der deutsche Herausgeber einige Stücke, die offenbar nur für die englische Jugend berechnet waren, in der Übersetzung sowohl, als in dem gegenüber gedruckten Originale weg, und gab so, indem er das Locale und Nationale vertilgte, der Schrift ein allgemeines Interesse. Die Art und Weise, wie Hr. H. sein Original wiedergegeben — er hat den Ton, in welchem der Vf. erzählt, nachzubilden gesucht — ist ihm, wenn von einer freyen Bearbeitung die Rede ist, gelungen: wenn aber, was der Titel verspricht, das Buch auch beym Unterricht in der englischen und resp. französischen Sprache mit Nutzen gebraucht werden soll: so hätte sich wohl die Übersetzung noch genauer an das Original halten, (was auch an mehreren Stellen, ohne dem Genius der deutschen Sprache zu nahe zu treten, hätte geschehen können) und nicht einerley Übersetzung dem englischen und französischen Texte beygegeben werden sollen. Doch das hindert nicht, das Buch als eine sehr angenehme und nützliche Lectüre zu empfehlen.

S. S.

KURZE ANZEIGEN.

CHEMIE. Leipzig, b. Gräff: *Die Kunst, alle Arten der besten und neuesten, sowohl schwarzen, als buntfarbigen Tinten zu machen*. Auch unter dem Titel: *Geheimnisse, alle Arten Tinte zu machen, und mit Muscheln, Gold und Silber zu schreiben*. Vierte ganz veränderte und verbesserte Auflage. 1804. 8. 94 S. (3 gr.) Auch diese neue Auflage ist bey weitem nicht so fehlerfrey, als sie seyn könnte. Wir wollen hier nur einige Fehler, die uns aufgestossen sind, anzeigen, und einige Stellen, die einer Umänderung bedürfen, namhaft machen. Der Vf. theilt viele Recepte zu guten und selbst, wie er sagt, zu vortrefflichen Tinten mit; aber eine gute Tinte muß, neben anderen Eigenschaften, auch die besitzen, daß sie nicht schimmelt. Da nun der Vf. hier und da Mittel angiebt (und auch mehrere male z. B. S. 10, vgl. mit S. 25, 41 u. s. w. wiederholt,) welche das Schimmeln hintertreiben sollen: so können wohl die nach seinen Vorschriften bereiteten Tinten, weil sie eines solchen Mittels bedürfen, nicht ganz gut seyn, und ein künftiger Herausgeber dieses Werckens wird also ein oder einige Recepte zu besseren Tinten beyfügen, und mehrere von denen, die hier stehen, wegstreichen müssen. S. 2 lesen wir die Worte: „wenn man die Tinte abgegossen hat, so kann man sie (um mehr Tinte zu erhalten,) nochmals mit bloßem Wasser anfüllen,“ der Vf. hat sich aber hier nicht richtig ausgedrückt, und diese Stelle bedarf folglich einer Verbesserung. Eben so andere, z. B. S. 28, wo behauptet wird, daß der europäische Gallus nicht zum Schwarzfarben tauglich sey; S. 27, wo unter den Surrogaten der Galläpfel die Libidibohne, die doch die Färber schon seit mehreren Jahren als einen guten adjectiven Stoff zur Bereitung schwarzer Farben kennen, und die Rec. selbst zuweilen mit Vortheile zur Verfertigung der Tinte gebraucht hat, mit aufzuführen vergessen worden ist. S. 55, wo Reifsbley statt Wasserbley stehen muß u. s. w. Der Verleger hat daher bey einer neuen Auflage darauf Bedacht zu nehmen, daß sie von einem Gelehrten

beforgt werde, der mit den hier behandelten Gegenständen besser bekannt ist, als der, welcher den vor uns liegenden Abdruck herausgegeben hat.

✕.

Leipzig, b. Fleischer: *Pharmaceutische Erfahrungen vorzüglich die Receptirkunst betreffend*. Zum Nutzen ausübender Apotheker, von einem deutschen Collegen. Mit einer Vorrede des Hn. Dr. und Hofrath Mönchs zu Marburg. 1804. 146 S. 8. (14 gr.) Dieses anpruchlose Schriftchen ist den Lehrlingen der Pharmacie mit Recht zu empfehlen. Denn wenn es auch eben nicht neue Wahrheiten enthält, wodurch die Kunst bereichert wird: so handelt es doch einen wichtigen Gegenstand derselben das Receptiren, ab, dessen schlecht besorgte Ausübung manchen Arzt um Credit bringen, und manchen Kranken das Leben kosten kann. Leider! aber lehrt ja die Erfahrung, daß oft in den Apotheken das Receptiren von leichtsinnigen Menschen nachlässig genug besorgt wird, und es ist dem ungenannten Vf. daher gar nicht zu verdenken, daß er junge Pharmaceuten auf die Wichtigkeit dieses Gegenstandes aufmerksam zu machen bemüht ist, und sie mit der Vorsicht, der Ordnung und den Handgriffen bekannt zu machen sucht, welche bey dem Receptiren angewendet werden müssen. Ausserdem theilt der Vf. auch über verschiedene arzneyllich-chemische Präparate seine Bemerkungen mit, die wenigstens geprüft zu werden verdienen, wenn man ihnen nicht gleich beypflichten sollte.

F. F.

Erfurt, b. Hennings: *Systematisches Handbuch der gesamten Chemie*, von Dr. Joh. Barth. Trommsdorff, Prof. zu Erfurt. VIII Band. 1807. (1 Thlr. 4 gr.) Dieser Band enthält bloß Zusätze zu den vier ersten Theilen, welche durch die während der Herausgabe des ganzen Werkes gemachten Entdeckungen nöthig geworden sind. Auch hier ist die Vollständigkeit, womit alles zusammen getragen ist, sehr zu loben.

ER.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 24 SEPTEMBER 1807.

G E S C H I C H T E.

Wren, b. Doll: *Österreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates. Von Joseph Freyherrn von Hormayr. Erstes bis fünftes Bändchen. 1807. Mit 20 Kupf. 782 S. in 8.*

Wenn ein in den Diensten eines Hofes glücklich ausübender Geschichtschreiber, nebst dem Leben der Landesregenten, die Biographie grossentheils der Vorfahren der mächtigsten Personen an dem Hof und in dem Staat, wo er lebt, ohne die gewöhnlichen Belege für die Aechtheit ihrer Geschlechterregister und mehrere andere Hauptfacta, unter seinem Namen und in der nämlichen Stadt herausgibt: so möchte wohl Mancher einen brednerischen Ton befürchten. Allein der Freyherr von Hormayr hat durch diese gefährvollen Klippen mit vieler Wissenschaft, Klugheit und Ehre glücklich durchgesteuert. Er hatte schon einen zu rühmlichen Namen als gründlicher Geschichtsforscher mannichfaltig verdient, hat auch zu viele Weltkenntniss, als daß er jenen durch unerweisliche Angaben würde compromittiren, oder vor der Welt von dem ansehnlichen Rang eines ächten und freyen Geschichtschreibers zu dem eines Lobredners herabstiegen wollen. Wenn er die genaue Anführung der Quellen unterläßt, welche, mit Vermeidung alles pedantischen Anstrichs, ein so gelehrter Mann doch leicht auf die letzten paar Seiten jedes Bändchens concentriren konnte: so war er gewiss von der wichtigsten Pflicht ganz durchdrungen, die er dadurch sich auflegte. Wer seine Gewährsmänner nennt, steht für nichts, als daß sie das wirklich sagen; wer sie nicht angiebt, steht dafür, daß gesunde, historische Kritik seine Erzählung allzeit gründlich finden wird. Wenn sich in einer, den Hof oder diesen und jenen Grossen betreffenden, Angabe früh oder später eine Unrichtigkeit findet: so erscheint von dem an so ein Werk in einem zweydeutigen, und wenn das mehr geschieht, in einem nachtheiligen Licht, verliert Interesse und Kredit. Dem Verfasser, welchem an seinem Namen liegt, und dem ersten Leser (andere mag der Geschichtschreiber nicht) ist Anführung der Quellen allzeit am bequemsten. Wer hat sie alle? Und wer weiß die verborgenen? Wer aber die Fonds angiebt, auf denen seine Tratten ruhen, wird immer, *J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.*

wenn auch nicht den Ruhm des reichsten, doch des redlichen Kaufmanns verdienen.

Nach dieser Bemerkung, welche der Rec. nicht unterdrücken konnte (es liegt zu viel daran, daß die deutsche Historiographie nicht nur den Ruhm der Gründlichkeit nicht verliere, sondern daß man dieser Tugend sich auch nicht schäme), dürfen wir mit so besserem Gewissen bezeugen, daß, wenn diese und jene Nachricht aus Familienpapieren von uns nicht gewürdigt werden kann, hingegen schichte von dem Verf. mit genau worden ist. Es herrscht in seinem Vaterländischer Geist. Nicht nur d sondern der deutschen Jugend ist Es ist nicht zu leugnen, daß in der die Österreich bestanden hat, benenden Sittenton voriger Zeiten, wissen literarischen Überlegenheit rakteren verschiedener Kaiser und Gerechtigkeit nicht widerfahren i haupt unbekannt geblieben. Von angestellten Schriftsteller ist ohne U fodern, daß er die nachtheilige S mahle: Er liefere nur, mit Beweii Gute und Edle, jenes Ehrenwerthe, das in Habsburg zu seyn pflegte, das Eigenthümliche, wodurch in so mancher Noth Hülfe geschafft wurde. Anderes haben andere zum Ueberflus erwähnt.

Jedes Bändchen enthält vier Biographien, von Regenten zwey, eben so viele von Unterthanen: *Rudolph von Habsburg*. (Das Rheinsau, wo Hartmann unterging, S. 42, scheint, nach Rymer's Acten, das elsassische, nicht das thurgauische.) *Albrecht I.* (Eine vortreffliche Bemerkung S. 64, bey Anlaß der ersten Schweizer, über die Ungereintheit, grosse Thaten der Feinde leugnen zu wollen. Überhaupt die lobenswürdigste Unparteylichkeit.) Des westphälischen Friedens Mitstifter, der weise *Trautmannsdorf*. (Über seine Religionsänderung finden wir nichts.) *Wallenstein* (zu S. 86: Daß Verdienste der Ausländer meist hervorleuchtend waren, ist sehr natürlich: Ohne solche wären sie nicht berufen worden, und sie wagten sich ohne angeborene Pflicht. Zu S. 120 eine Kleinigkeit: Nach der Schlacht bey Leipzig — Sept. 1631 — war nicht mehr auf Bethlen Gabor zu zählen; er starb im Nov. 1629. Vortreffliche Bemerkungen über Wallenstein S. 141: Von dem grossen Geheimniss (auch unserer Tage), das Heer in beständiger Spannung zu erhalten.) Im zweyten Buch: *Friedrich der Schöne*:

D d d

Albrecht der Lahme. Viele edle, erhebende, deutsche Fürsten ehrende Züge. Dafs S. 25 Leopolds Gemahlin *Isabelle* genannt wird, ist wohl Druckfehler für *Catharine*. Der verdienstvolle Schöpfer der österreichischen Artillerie, Fürst *Wenzel von Lichtenstein*. Der grofse *Hungad*. Sehr gute Bemerkung S. 151, wie Überwundenen meist nur Einer gefehlt. Auch der *Recens.*, als ihm vor Jahren von 300,000 gesprochen wurde, welche einen Feldzug nothwendig sieghaft endigen würden, sagte, er bedaure blofs, dafs der 300.001ste fehle, der die übrigen führen sollte. Im dritten Buch, *Leopold der Biderbe*, jener bey Sem-pach ruhmvoll umgekommene *Ernst der Eiserne*, Vater Friedrichs III. (S. 8. Pius III. Druckfehler für Pius II. So S. 17 steht Großmuhme statt Großmutter. S. 46 f. sehr gute Betrachtungen über den Verlust der habsburgischen Stammgüter, und über des tirolischen Friederichs *nachahmungswerthe* Weisheit.) *Der Cardinal von Dietrichstein*. Ferdinands II Hof ist überhaupt sehr merkwürdig, und, wie er selbst, immer noch entstellt oder nicht gehörig bekannt. — Eben so wünschen wir eine umständlichere Beschreibung von dem inneren Wesen des weisen, hausväterlichen, ersten Ferdinands, in diesem Plutarch. — *Der grofse Eugen*. Wie richtig S. 79: Savoyen seit 1560 Ideal der Politik eines Zwischenstaates. Übrigens die Lebensbeschreibung sehr gut. Wir wünschten nur immer weniger Universalhistorisches, inniger das Persönliche, recht viel Umständliches darüber. Bey dem VI. zugänglichen Quellen ist es auch beyzubringen: Sollten statt 20, in einem Jahr nur fünf Biographien kommen, sie würden ungleich anziehender, sie würden eine unentbehrliche Quelle werden. Viertes Heft: Kaiser *Albrecht II.* und, weil die Regenten *alle* vorkommen sollen, des unbedeutenden *Ladislafs* merkwürdige Zeit. Hier auf einer der vornehmsten österreichisch. Feldherren, Graf *Guido v. Starhemberg* und Friedrichs Gegner, *Dhaun*. (S. 1, ein Verschreiben: Dieser sächsische Wilhelm, der Kaiser Albrechts Tochter hatte, war nicht Kurfürst.) Fünftes Heft: Kaiser *Friedrich IV* (der Gewohnheit wegen würden wir ihn, ohne Abbruch Friedrichs des Schönen, dennoch den Dritten nennen, weil diese Zahl nur die vom Papst persönlich gekrönten andeutet); der verdienstvolle, genialische *Maximilian I.* S. 159: ein sehr merkwürdiger Auszug seines *Memorienbuchs*. Er wäre wohl würdig, von dem Verfasser einst ausführlicher beschrieben zu werden; wenige Fürsten waren so ideenreich, und er hat eine lebenswürdige Biederkeit, welche viele Theilnahme erregt. So freuen wir uns auch auf Maximilian II und Joseph den Ersten. Eine schwere Aufgabe wird Leopold I seyn, welcher eine Mischung von Tugenden und Schwächen hatte, die noch nicht unparteyisch gewürdigt sind. Das Factum S. 184, dafs die Venetianer einen Giftmischer gemiethet, welcher Papst, Kaiser, die Könige von Frankreich und Spanien aus der Welt schaffen sollte, ist für die Schätzung derselben, damals grofsen Regierung, ja der Menschheit zu sonderbar, als dafs nicht billig die Quelle hätte genannt werden sollen.

Comenius. Denis. Jenem S. 194 ein *verworfenes* Herz zuzuschreiben, ist etwas hart; er hafste, es ist wahr, den damaligen österreichischen Hof: aber man erwäge die Verfolgungen, und die Begriffe seiner Zeit, alle anderen Gefühle dem Religionsenthusiasmus (wenn man will, Sectengeist) aufzuopfern.

Wir wünschen recht sehr, dieses schätzbare Werk in zunehmender Vollkommenheit fortgesetzt zu sehen. Alle Länder, welche Selbstständigkeit erhalten, oder verlorne nicht vergeffen lassen wollen, sollten solche Gallerien der Männer aufstellen, durch die sie Anspruch auf öffentliche Theilnahme und Ehrfurcht haben.

Ths.

GIESSEN, b. Tasché u. Müller: *Italien in den Jahren 1792 bis 1798. Erster Theil.* Mit Kupf. (Blofs mit einem Titelpupfer.) 1804. 260 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Es ist auf dem Titel nicht angezeigt, dafs dieses Buch eine Übersetzung aus dem Englischen ist. Die Verfasserin desselben, eine Engländerin, kam im Jahre 1792 über Nizza, Genua und Livorno nach Italien, wo sie sich, während der auf dem Titel bemerkten Jahre, abwechselnd in verschiedenen Städten aufgehalten hat, und beschreibt hier, in einer Reihe von funfzehn Briefen, die merkwürdigsten Vorfälle, welche sich in dieser Zeit in Italien ereigneten, und einige Städte jenes Landes. Die zwey ersten Briefe und mit der Beschreibung einer Reise von Nizza über den Col de Trade nach Genf, von dort zurück über den Mont Cenis und Turin nach Nizza, und von da zu Wasser nach Genua und Livorno, angefüllt; die folgenden vom 3ten bis zum 7ten enthalten politische Nachrichten, und umfassen den Zeitraum von der Einnahme von Toulon bis zur Republikanisirung Roms; die übrigen vom 8ten bis 15ten geben Beschreibungen von Genua, Livorno, Pisa, Florenz und Siena, und schliessen mit der Ankunft vor Rom. Wahrscheinlich werden die Beschreibungen von Rom und Neapel einen zweyten Band füllen. Da die politischen Begebenheiten, die in diesen Briefen erzählt sind, längst und zuverlässiger aus den öffentlichen Blättern bekannt, und die Merkwürdigkeiten jener Städte schon zur Genüge von anderen Reisenden beschrieben sind, auch dieses Buch fast gar nichts von neuen eigenen Bemerkungen enthält, so hätte es füglich unübersetzt bleiben können. Die Verf. zeichnet sich durch nichts von gewöhnlichen Reisenden aus; sie hat, nach Weise der Fremden, die Merkwürdigkeiten Italiens mit dem *guida* in der Hand gesehen, und aus demselben die Nachrichten für ihr Tagebuch so treulich ausgeschrieben, dafs man in der trocknen Aufzählung längst bekannter Sachen fast nie eine Äußerung ihrer eigenen Ansicht findet; auch ihre politischen Reflexionen erheben sich nicht über das gewöhnliche Geschwatz politischer Dilettanten. Von ihrer nüchternen Beschreibung der Sehenswürdigkeiten mag nachstehende Stelle über Turin S. 9 zur Probe dienen: „In dem königlichen Pallast ist nichts Merkwürdiges, als eine Gallerie sehr schöner auserlesenen (r)

Gemäalde von unterschiedlichen (verschiedenen) grossen Meistern. Die Universität und ihre Bibliothek gehört mit unter die Merkwürdigkeiten dieser Stadt. Auch das Museum der Universität ist sehr werth in Ansehung seiner reichhaltigen Antiquitäten Sammlung, und die Mahler- und Bildhauer-Akademie verdient nicht weniger Aufmerksamkeit. Das Arsenal ist eins der schönsten und grössten Gebäude, und von vortrefflicher Einrichtung u. s. w., und so geht es noch eine Weile fort. Auf solche Art liessen sich leicht alle Städte in Europa beschreiben, ohne dass man deshalb eine Reise zu machen brauchte. S. 8 heisst es von dem Pallast des Prinzen von Piemont: „welcher von aussen sehr schön, wie wohl nicht sehr geschmackvoll gebaut ist.“ Schön und geschmackvoll sind dieser Kennerin also zwey ganz verschiedene Dinge.

Die Übersetzung ist höchst nachlässig, und kann für ein Muster einer schlechten stümperhaften Übersetzung gelten; man sieht ihr überall die Flüchtigkeit an, mit der sie hingefudelt ist; undeutsche, verrenkte Perioden und missgegriffene Ausdrücke finden sich fast auf allen Seiten.

Rs.

NÜRNBERG U. ALTDORF, b. Monath und Kufser:
Lebensbeschreibungen berühmter Königinnen. 1 Th.
1804. VII u. 367 S. 8 (1 Thlr. 8 gr.)

Der Vf. schrieb diese Biographien vorzüglich für den gebildeten Theil des weiblichen Geschlechts, und setzte sich dabey hauptsächlich zum Ziele, auch sein Scherflein zur Verdrängung schädlicher Romane beizutragen. In diesem ersten Bande befinden sich *Semiramis* nach Diodor von Sicilien und Justin, *Cleopatra* nach Plinius dem ältern, Plutarch und Florus, *Zenobia* nach den *scriptoribus historiae Augustae* besonders nach Vopiscus, *Margaretha* nach Holberg und Mallet, *Elisabeth* Königin von England nach Hume und Rapin, *Maria* Königin von Schottland, nach den zwey zuletzt benannten Geschichtschreibern, und nach Buchanan bearbeitet. Manche Angaben sind auch aus Bayle benutzt. Die ganze Darstellung der Begebenheiten dieser Königinnen, sowie die Sprache, deren sich der Vf. dabey bedient, scheint zu beweisen, dass er in der Schriftstellerwelt kein Neuling ist. Man kann nicht geradezu sagen, dass er in Beurtheilung seiner Heldinnen parteyisch gewesen sey; aber er scheint an den Schicksalen einer oder der anderen hie und da ein für den Biographen zu warmes Interesse genommen zu haben. Die Charakterschilderungen am Ende einer jeden Biographie sind ihm, wie sich der Leser selbst überzeugen wird, fast alle sehr wohl gelungen; nur in wenigen Stellen scheint der Ausdruck zu gesucht und gekünstelt zu seyn, z. B. S. 306: Maria gab ihrem Gastmahle nicht eher eine bleibende Norm, als bis sie es zu einem Selbster mit dem Rizzio herabgebracht hatte. Der Umstand, dass Maria, nach S. 292, ihrem Stiefbruder Jacobo die Würde eines Grafen von Murray ertheilt habe, muss dahin berichtigt werden, dass sie ihn zum Grafen von Marr

ernannte, welchen Titel die natürlichen Söhne der schottischen Könige schon vorher öfters geführt hatten, doch erhielt er in der Folge die Grafschaft Murray, von der er schon bey seines Vaters Leben den Namen geführt hatte, eigenthümlich. Das sagt Buchanan S. 592 edit. Francof. Mgz.

ZÜRICH, b. Gessner: *Künstler - Gallerie oder Biographien und Charakterschilderungen berühmter Mahler und Dichter, nebst ihren Bildnissen.* 1807. 1 Heft, 12 Bogen stark in 8. Enthaltend die Biographien und Bildnisse von 1 Albrecht Dürer. 2 Leonardo da Vinci. 3 Dante Alighieri. 4 John Milton. 5 Johann Winkelmann. 6 Anton Rafael Mengs. (20 Gr.)

Von solchen Männern möchte wohl ein jeder, der es ernstlich nimmt, die möglichst vollständigen Nachrichten über die Schicksale ihres Lebens, das Bestimmteste von ihren Werken, und ihrem Kunstcharakter erfahren: allein so weit scheint des Vfs. dermalige Absicht nicht gegangen, seine Arbeit nicht angelegt zu seyn. Er zieht vielmehr alles nahe zusammen, und hat also eher geistreiche Skizzen, als ausgeführte Gemälde; kein Werk zum strengen wissenschaftlichen Unterricht, sondern ein unterhaltendes Lesebuch geliefert. Nichtsdestoweniger findet man in der Biographie des Dante den Inhalt der *göttlichen Komödie* auf eine nicht weniger belehrende als unterhaltende Weise angegeben, und gleiches Lob verdient auch das Urtheil über Miltons verlorne Paradies. Die Biographie von Mengs scheint uns vorzüglich wohlgerathen, und der Charakter seiner Kunst befriedigend dargestellt. Wenn dieses hingegen bey Albrecht Dürer nicht ganz in gleichem Masse der Fall seyn dürfte, so ist solches der Ursache zuzuschreiben, weil die Gemälde dieses ausserordentlichen Mannes einander selbst nicht immer im Werthe ähnlich sind. Es giebt z. B. gemahlte Köpfe von Dürer, worin er das *non plus ultra* in der Kunst beynahe erreicht zu haben scheint; hingegen giebt es andere ebenfals unstreitige Mahlereyen von ihm, welche fast unerträglich hart, trocken und unangenehm sind. Was unser Vf. über den Leonardo da Vinci sagt, billigen wir, jedoch mit Ausnahme des Vorwurfs: „einer grossen Ungleichheit der Phantasie,“ der diesem Künstler nach Heinrich Füssli gemacht wird. Auch wäre beyläufig zu bemerken gewesen, dass Leonardo unter den Neuern erst die Kunst der Anordnung der Figuren wieder emporgebracht. Über Winkelmanns Lehre und Verdienste hat der Vf. sich kurz auf die neuerlich hieüber erschienene Schrift bezogen; hingegen sind die Nachrichten von den Begebenheiten seines Lebens und von seiner Thätigkeit als Schriftsteller desto ausführlicher behandelt worden. — Die jeder Biographie vorgesetzten Bildnisse sind zwar nur flüchtig behandelte Umrisse, aber nach den besten Vorbildern verfertigt.

— y — H.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

(ZÜRICH): *Aufruf an die Schweizer, zu Rettung der Bewohner der Gesteade des Wallensee's und des unteren Lint-Thales.* 1807. Mit einem Plan. 43 S. in 8.

Aus dem von Walenstatt genannten See ergießt sich die Maag; derselben begegnet aus dem glarner Gebirg mit vielem Sand und Geschiebe die Lint, drängt sie zurück und erhöht ihr eigenes Bett — seit 30 Jahren um 10 Fufs. Durch die natürliche Folge sind schon einige tausend Jucharte Land saurerer Sumpf geworden. Nicht genug, daß die Gutsbesitzer seit Menschengedenken für mehr als 200.000 Fr. brauchbare Erde verloren; die Menschen wandeln wie Schatten, und verpestende Dünste verbreiten die Fieber bis in die Landschaft von Zürich. Dieses Übel zu hemmen, diese Geg-nd des Gasters der Cultur, ihre Bewohner und Nachbarn der Lebenshoffnung wieder zu geben, muß die Lint eingedämmt, ihr Bett vertieft, sie muß in die Abgründe des Sees geführt werden, eine Unternehmung die 320.000 Schweiz. Fr. erfordert. Actien hiezu werden verkauft. Hiefür wurde dieser Aufruf erlassen. Wir haben den Trost, beyzufügen, daß sie mit einem Eifer genommen worden, welcher sich nicht nur über alle Berechnungen irgend eines Gewinnes erhob, sondern von der Schweiz in ihrer gegenwärtigen Lage, und nach dem was sie erlitten, kaum zu erwarten war. Ein königliches Werk wird von der Humanität einzelner Bürger und Landleute ausgeführt. Ein Beweis, daß Tugend noch lebt!

Merkwürdig wäre zu ergründen, wie dieses Land gestaltet war, als die *Castra Rhaetica* noch in der Gegend waren. Sand und Geschiebe sind vor den Römern, so wie jetzt, herbeygeführt worden: um 10 Fufs haben sie das Lintbett in 30 Jahren erhöht: Um wie viel seit Diviko! (In 1850 Jahren.) Beym Graben dürfte man auf alte Straßen treffen, deren Beobachtung lehrreich seyn würde. Sollten in dem verwünschten Mittelalter Vorbauungsmittel gewesen seyn, welche nach diesem vernachlässiget wurden? Ths.

ZÜRICH, b. Gessner: *Auserlesene Schriften des Grafen Antoine Hamilton.* Übersetzt von Friedrich Jakobs. I Theil. 1807, 275 S. II Theil. 331 S. 8. (2 Thlr. 14 gr.)

Diese beiden ersten Theile von Hamiltons Schriften enthalten die Denkwürdigkeiten des Grafen von Grammont. Sie sind, wie die Vorrede bemerkt, schon öfters, aber noch nicht nach der correctesten und vollständigsten, von Horaz Walpole besorgten, und der neuesten von Auger (Paris 1805, 3 Bände 8) zum Grunde liegenden Ausgabe übersetzt worden. Dieser ist Hr. J. gefolgt und hat, ausser einigen interessanten Zu-

gen aus Grammonts Leben und einigen Nachrichten von dem Vf. der Memoiren, historische Erläuterungen über die Personen hinzugefügt, von denen im Buche Erwähnung geschieht. Der Werth des, durch seine Frivolität zuweilen anstößigen, aber durch seine geistreiche Form stets anziehenden Werkes, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Die Schwierigkeiten, es im Deutschen wiederzugeben, sind nicht gering, und der Übersetzer macht die richtige Bemerkung, „daß die zarte Ironie, welche durch die ganze Erzählung spielt, und sich in tausend feinen Beziehungen, in unendlichen Gegensätzen, in flüchtig und glücklich gehaschten Wortspielen ausdrückt, keiner Sprache besser gelingt, als der französischen, und keiner vielleicht schwerer fällt, als der unfrigen.“ Diese Schwierigkeiten zu überwinden, ist dem Übertrager im Ganzen gelungen, so daß seine Arbeit leistet, was sich billigerweise fordern läßt. Der Sinn ist immer getroffen und klar wiedergegeben, es geht kein Gedanke, kein Einfall, kein Wortspiel verloren, man wird durch keinen Zwang in den Verbindungen der Urtheile, durch keine Härte in der Stellung der Worte beleidigt, kurz die Übersetzung ließt sich recht angenehm. Was man etwa noch wünschen könnte, wäre, daß an verschiedenen Stellen das Bestreben, recht klar und deutlich zu werden, die oft epigrammatische Kürze des Originals, welche rasch fortspricht und häufig skizzenhaft mit bloßen Andeutungen charakterisirt, etwas weniger unmerkbar gemacht hätte. Einiges trägt zu dieser Kürze der Gebrauch der Mittelwörter bey, und das Vermeiden der schleppenden Hülfsörter, sowie der uns Deutschen nur zu gewöhnlichen müßigen Ausfüllungen wie z. B. aber doch, nur immer u. s. w. Dieser Hülfsmittel hat sich der Übersetzer nicht genug bedient, und daher fühlt man sich hin und wieder aufgehalten durch einen leicht zu vermeidenden Überfluß an Worten und durch schleppende Redeformen. Einige Beyspiele mögen dieses bestätigen. S. 15 heist es: ich wette, daß dir die Deinigen auch nicht viel mehr aufgehoben haben werden. S. 24 lesen wir: als ob statt der 400 Pistolen, die er weniger trug, 400 Pfund Bley auf seinen Rücken gewälzt worden wären. S. 73: sie hatte mit ihm die Abrede genommen, daß sie die Sache zum Schein ihren ersten Gang fortgehen lassen wollten. S. 270: da kannst du dich nur immer trollen u. s. w. — Auch stößt man zuweilen auf leicht abzuhelfende Nachlässigkeiten, wie S. 19, wo es heist: dieß hatte einen so guten Erfolg, daß, da man mich als Abbé bey Hofe vorstellen wollte, ich durchaus als Weltmann erscheinen wollte. S. 72: daß es ihm Ernst war; und da er überzeugt war. S. 258 würde der Ausdruck: *moquerie* statt durch *Hohn*, wohl besser durch *Ungeheimtheit*, *Lächerlichkeit* gegeben werden, und S. 60 2 Theil ist das Ach! für *oh parbleu!* nicht stark genug. Ha. Ha.

F O R T S E T Z U N G E N.

Frankfurt a. M. b. Wilman's: *Der technolog. Jugendfreund oder unterhaltende Wanderungen in die Werkstätte der Künstler und Handwerker, zur nöthigen Kenntniß derselben, von Bern-*

hard Heinrich Blasche. Dritter Theil. Mit vielen Kupfern. 1806. 262 S. 12. (1 Rthlr. 18 Gr.) S. Recens. des zweyten Theils 1807. No. 50.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 S E P T E M B E R, 1807.

Ö K O N O M I E.

HANNÖVER, b. Hahn: *Über den Einfluss der Verkoppelungen in Nord-Deutschland auf den ein-
treffenden Holzmangel; über Privatwaldungen und
die Abschätzung ihres Werths bey Veräußerungen
derselben.* Von J. v. Uslar, kön. großbritan.
kurbraunsch. Oberförster im Herzogthum Lauen-
burg. 1806. 153 S. 8. (10 gr.)

Bey den Verkoppelungen im Lauenburgischen hatte man die Unterthanen wegen ihrer Berechtigungen in den Hölzern mit zwey Drittheilen des Forstgrundes, nämlich mit einem Drittheile für die Weide, und mit dem anderen für das Weichholz, abgefunden; und dabey war man, um Veränderung zu befördern, in der Nachgiebigkeit gegen sie sogar so weit gegangen, daß man sich das letzte Drittheil, worauf nun der herrschaftliche Wald eingeschränkt war, nicht einmal immer an guten Stellen oder in einer Flucht vorbehalten, sondern es oft auch an schlechten Stellen, und in kleinen zerstreut umher liegenden Stücken genommen hatte. Bey der Abfindung der Unterthanen wegen ihres Beholzungsrechts mit Forstgründe hatte man ihnen, um die privativ gewordenen herrschaftlichen Forsten von aller Abgabe von Holze an sie zu befreyen, nun zwar auch die Verbindlichkeit auferlegt, sich selbst Holzkoppeln einzurichten, und ihren Bedarf darin zu ziehen; man hatte aber nicht Vorzicht genug gebraucht, sich der Erfüllung dieser Verbindlichkeit zu versichern. Viele hatten daher die Holzkoppeln gar nicht angelegt; die meisten übrigen hatten dieselben nicht so angelegt, wie sie es hätten thun sollen. Die Herrschaft, die die Unterthanen ohne Holz nicht lassen konnte, blieb also in der Nothwendigkeit, ihnen selbst aus den purificirten Forsten damit auszuhelfen. Dazu kam nun noch, daß von den zwey Drittheilen der Walder, die an die Unterthanen abgetreten worden waren, das vorhandene Holz sogleich weggeschafft, auf dem letzten Drittheil, welches der Wald blieb, aber eine zweckmäßige Forstcultur angefangen werden mußte. Für den Augenblick hatte man also einen Überfluß an Holz; darauf aber fast nur junges Holz, wovon erst nach einer Reihe von Jahren Gebrauch gemacht werden konnte. Die Verkoppelungen verursachten also unter diesen Umständen sehr sichtbar einen Holzmangel für die Zukunft.

Der Vf. meint, man hätte vor dem Verkoppeln erst eine Untersuchung vornehmen müssen, 1) was
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

man am Forstgrunde aufopfern 1
richtigen Finanzsystem zu nahe z
das Land in Holzmangel zu stürze
man den Forstgrund der Lage un
Zukunft zu wählen habe: nur e
dieser Untersuchung hätte der
gegründet werden dürfen. D
einmal wisse, daß die kleineren L
Holzwirthe seyen: so hätte man
keinen Forstgrund zur eigenen Fo
anvertrauen, oder man hätte sich
über ihre Holzkoppeln vorbehal
auch gehörig führen müssen. En
die Bewirthschaftung des purificir
Forstgrundes auch wohl noch m
gere Anordnung machen können.

Von diesen Bemerkungen ist die eine, nach we
cher die Holzkoppeln der Bauern unter nähere Herr
schaftliche Aufsicht genommen werden sollen, —
sowie der Vf. umständlich erzählt, — bald nachher
von der Staatsverwaltung selbst noch realisirt worden.
Daß aber der Verkoppelungsplan überhaupt nur auf
das Resultat einer Untersuchung des Holzbedarfs und
der zweckmäßigsten Lage und Form des purificirten
Forstgrundes hätte gegründet werden sollen, ist ver
muthlich mehr ein frommer Wunsch des Vfs., als ein
aus der Überzeugung von der Ausführbarkeit hervor
gegangener Vorschlag. Und wenn man gegen den
Forstwirtschaftsplan, der nach der Verkoppelung
für die privativ gewordenen Wälder festgesetzt wor
den ist, jetzt eins und das andere zu erinnern findet:
so muß man sich bescheiden, daß, so klein auch die
Reihe der seitdem verfloßenen Jahre ist, wir doch
schon viel besser und heller darübersehen, als damals.

Am nachtheiligsten in seinen Folgen ist unstreitig,
daß man den purificirten Forstgrund in einzelnen
zerstreut umher liegenden Stücken angenommen
hat: indem im Lauenburgischen, sowie in verschie
denen anderen Küstenländern, kein Baum gedeihen
will, der nicht tief geschlossen steht. Der Vf. setzt
die Sache durch auffallende Beobachtungen auch für
uns außer Zweifel, ob wir ihm gleich in Ansehung
des Grundes, den er davon giebt, nicht beystimmen
können. Als Maßregeln, sich gegen den Schaden
der dadurch entsteht zu sichern, empfiehlt er: 1) bey
der Baumbolz-wirthschaft die Umtriebsperiode um 20
Jahre weiter hinaus zu setzen; 2) die Hauungen dunk
ler zu halten, als es sonst nöthig wäre, und 3) die
Nachhaunng später zu vollenden.

Da die purificirten Forsten fast nur aus jungem
Bee

Holze bestehen, so schlägt der Vf. vor, sich bis dahin, daß man wieder genug Baumholz haben könne, hie und da mit dem Schlagholzbetriebe zu helfen; diesen Vorschlag wirft er jedoch nur mit Schüchternheit hin — weil diese Betriebsart nun einmal nicht beliebt sey. — Uns befremdet auf der einen Seite diese Schüchternheit an einem Manne, der sonst immer nur seine Überzeugungen zu sagen gewohnt ist; auf der anderen können wir uns aber auch nicht erklären, 1 Grund verschweigt, der allein für den bestimmen kann und muß, nämlich die t des Bodens, wobey das Baumholz n kann; es sey solche Untiefe, Nasse in anderer Fehler. Wo das Baumholz kann die Schlagholzwirtschaft zwar als Auskunft geben; aber wirklich nütznie seyn.

was der Vf. über die Privatwäldungen sagt, macht er zuerst den Staatsverwaltungen darüber Vorwürfe, daß sie den besonders durch den zeitheiligen Güterhandel veranlaßten Verwüstungen der Wälder keinen Einhalt thun; und dann zeigt er den Verkäufern der Güter, was ihnen durch die Nichtbeachtung des wahren Werths der Wälder bey dem Verkaufe für ein Schaden zuwächst. Daß der Staat bey der Bewirthschaftung der Privatwäldungen eine Stimme mit habe, wird fast etwas zu gelehrt dargezhan. Nach unserem vorigen Staats-Rechte litt es ja schon keinen Zweifel mehr; nach der neueren Staatspolitik ist es aber wirklich sehr zweifelhaft, und auch der Vf. hat hier nichts gesagt, um diese zu befreien. Vielleicht haben nun also die Staaten, die die Privatpersonen in ihrer Forstwirtschaft nicht einschränken wollen, den Grundsatz schon angenommen, daß das Holz, wenn es nur erst auf seinen wahren Werth gekommen, von selbst wieder häufig und wohlfeil werden werde. Auch sahen die Güterverkäufer wohl von selbst ein, daß sie ihre Wälder zum Theil unter dem Werthe wegschlagen, und daß sie ihr Holz, wenn sie es wirtschaftlich benutzen wollten, theurer ausbringen könnten; aber sie handelten wie Großhändler für den Augenblick. Der kleinere gegenwärtige Gewinn war ihnen nach der Lage der Umstände in diesem Augenblicke wichtiger, als der weit größere in der Ferne.

Indessen nimmt der Vf. hievon doch Gelegenheit, sich über die Abschätzung des Werths der Wälder bey den Veräußerungen derselben weiter zu erklären. Seine Lehren haben der Neuheit, noch das Verdienst, id wir sehen daher nicht ab, zu w tehier gegeben hat noch gegründete E ist z. B. S. 102 der des Kaufpreises des lorgen Waldung unterliegt, genau genommen nicht richtig. Wenn S. 94 für Holz, das erst binnen 130 Jahren verkauft werden kann, der gegenwärtige Preis ohne eine Versicherungsprämie für den Käufer angesetzt wird: so ist dies doch auch etwas zu gewagt. Den zukünftigen

kann man freylich jetzt noch nicht wissen; aber der Verkäufer muß so, wie nun die Sachen in der Welt stehen, mehr das Sinken als Steigen desselben fürchten.

S. 136—150 läßt sich der Vf. ungemein angelegen seyn, den Vorzug des Sasthiebs bey dem Schlagholzbetriebe geltend zu machen. In allen ihm bekannten Schlagholzrevieren, deren Hauptbestand hartes Holz, die seit mehreren Umtriebsperioden im Winter abgeholzt worden, behauptet er eine Menge abgestorbener Mutterstämme ohne Ersatz gleicher Gattung, und nur eine geringe Wachstumszunahme des Holzes gefunden zu haben. Rec., der zwey Reviere vor sich hat, wovon eins seit langer Zeit allezeit im Saft, und das andere immer im Winter gehauen worden ist, kann den schlechteren Zustand des letzteren durchaus nicht finden; und ist auch nach Beobachtungen, die er an Weiden- und an Gartenbäumen gemacht hat, der Meinung, daß es fast gleichgültig sey, ob im Winter oder im Frühjahr gehauen werde. Wenn der Vf. S. 142 behauptet, daß der Grad der Kälte, der Wasser in einem festverschlossenen Gefäße in Eis verwandle, nicht vermögend sey, den Saft derjenigen Bäume, die in den kalten Himmelsstrichen wild wachsen, erstarren zu machen: so ist Rec. Erfahrung gleichfalls anders; denn er hat jährlich wahrgenommen, daß auch schon bey ordinaier Kälte der Saft in den hierländischen Eichen und Buchen erstarret, und daß das Hauen derselben seinen Holzhauern noch einmal so schwer geworden ist als bey gelinderer Witterung. Daß die Vegetation im Winter gänzlich stille stehe, will Rec. dabey jedoch nicht behaupten; wohl aber, daß sie nur da fortgehe, wo der Frost nicht hindringe, oder nur dann, wenn die Winterwitterung gelinde sey.

Schließlich kann Rec. nicht unbemerkt lassen, daß ihm der Vf. hie und da selbst in den Fehler verfallen zu seyn scheint, den er an anderen mit folgenden Worten tadelt: „um die Aufmerksamkeit zu fesseln, muß man so gelehrt schreiben, daß man sich so wenig selbst versteht als anderen verständlich ist: kurz man muß die Sprache der neuesten Naturphilosophie zu führen und zu handhaben wissen.“ Auch wünschten wir, daß der Vf., der sonst sehr richtig und gut schreibt, sich des unrichtigen Gebrauchs des „seine“ noch entäußern möchte, S. 22 *Eolus* (*Aeolus*) seine geöffneten Schläuche u. s. w., Medicus seine Beobachtung, seine Behauptung u. s. w.

Denen, die das Buch nicht selbst lesen, möchte es übrigens angenehm seyn, daraus hier die Beobachtung zu finden, daß in des Vfs. Forstrevieren die größere Waldmaus (*mus silvaticus*) vorzüglich es ist, die den jungen Haynbüchen Schaden thut, indem sie sie schält, ja selbst die Splintlagen abnagt. a.

Rostock u. Leipzig, b. Stiller: *Beiträge zur Aufnahme der Landwirthschaft in Schwedisch-Pommern, in Rücksicht auf leichte Felder*, größtentheils nach eigenen Erfahrungen, von Ernst Christoph von Buggenhagen auf Buggenhagen und

Clotzow, königlich schwedischem Landrathe u. f. w. 1803. XIX u. 342 S. gr. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Der Vorerinnerung zu Folge ist das, was in dieser Schrift den Feldbau betrifft, eine im Jahr 1793 der Berl. Akad. d. Wissenschaften vorgelegte Beantwortung der Frage: *Über die Anwendbarkeit der Meklenburger Koppelwirthschaft in der Mark Brandenburg*; also eine Preisbewerbungsschrift. Um seine pommerischen Landsleute von dem Nutzen dieser Koppelwirthschaft auf dasigem leichtem Acker zu überzeugen, gab der Vf. jener Abhandlung das jetzige Gewand; und er glaubt den besten Beweis dieser Anwendbarkeit in den Annotationen zu finden, die er in der Verwaltung seines Gutes, nach meklenburgischer Methode in Koppelschlägen; seit 1764 gesammelt hat. Die Holsteinsche Landwirthschaft, oder der Gebrauch der umwechselnden Weide und Saatländer, verliert sich ganz im Alterthum. Der Oberlanddrost von der Lüne verband diese Wirthschaft mit der mecklenburgischen, nur mit dem Unterschiede, dafs diese letztere keine eingefriedeten Felder hatte, und dafs die Brache beybehalten wurde, obschon beide Wirthschaften den Grundsatz haben, den Getreidebau mit der Viehweide abwechseln zu lassen. So hat dem von der Lüne Meklenburg den Flor der jetzigen Landwirthschaft zu danken, es ist eine Kornkammer vieler Reiche geworden. Schon vor 1716 hatte er sie auf seinen Gütern eingeführt, aber gleichwohl verging ein halbes Jahrhundert, ehe sie allgemein wurde; diess geschah erst nach dem 7jährigen Kriege. In Schwedisch-Pommern ist diese meklenburger Koppelwirthschaft erst seit 40 Jahren eingeführt, doch herrscht noch bey weitem auf dem grössten Theil der dasigen Landgüter, besonders die leichtes Feld haben, die Dreyfelderwirthschaft. Obmerachtet des Vorzugs nun, den Schwedisch-Pommern vor vielen anderen Provinzen durch die Befreyung von den Fesseln der Communion, der Servituten, und der Huth und Trift geniefst, wo es immer leichter ist ein Ackersystem mit einem besseren zu vertauschen: so bleibt doch unserem Vf. das Verdienst, in seinem Lande den Weg gebahnt, und seinen Landsleuten durch eine entgegengesetzte Ackercultur gezeigt zu haben, wie auch im leichten Felde die mehresten Producte zu gewinnen sind. Die gegenwärtige Schrift hat der Vf. in 2 Abtheilungen gebracht. Die erste: *Vom Getreidebau insbesondere*. 1. Abschnitt: *Von der Verschiedenheit des Bodens*. Er nennt hier *leichten Boden*, dessen Haupttheil aus Sand besteht, und der nach Verhältniß mehr oder weniger mit schwarzer Erde gemischt ist. — 2. Abschnitt: *Von den verschiedenen Getreidearten und anderen ökonomischen Gewächsen, nebst der ihnen erforderlichen Zubereitung des Ackers*. Der Roggen, sagt unser Vf. verlangt Abwechselung, eine gehörige Dichtigkeit des Ackers, gute Düngung, aber er verträgt nicht gern ein fortwährendes Umrühren des Ackers. Auf Gerstenacker ist daher ohne Brache auf keinen sicheren Roggenertrag zu rechnen, und auch hier verlangt er die erste Saat. Erbsen, Lein-

saamen, Klee, Kartoffeln, Toback, und alle Gewächse, die man in die Brache bringt, sind ihm nachtheilig. Aber auf Roggen- und Haber-Acker giebt der Roggen, auch ohne Düngung, nach Maßgabe seiner Ruhe, einen sicheren Ertrag; kommt Düngung zu Hülfe, so ist er desto größer. Durch Schafpferch kommt man der Roggenfaat auf leichtem Boden am meisten zu Hülfe; dann braucht der Haberacker nur eine 5 oder 6jährige Ruhe, wenn man ihm den Schafpferch in gehöriger Menge giebt. Wir übergehen die übrigen Getreidearten und andere Gewächse, wie sie sich nach der Behandlung unseres Vfs. zum leichten Acker qualificiren, und verweisen unsere Leser auf die Schrift selbst. 3. Abschnitt: *Von der richtigen Eintheilung des Ackers*. Hier wird erklärt, wie die Ruhe sich von der zur Koppelwirthschaft gehörigen Brache der Acker unterscheidet, vieles Rühren des Ackers sey der erforderlichen Fruchtbarkeit entgegen, Quecken, Hederich, alle Arten Unkraut werdendadurch befördert, hingegen durch längere Ruhe wird alles Unkraut getilgt. Der Vf. erzählt nun die Eintheilung seiner Felder in Schläge, giebt eine Berechnung ihres Ertrags von mehreren Jahren, zeigt die gemachten Fehler an, was alles keinen Auszug hier erlaubt; nur das müssen wir bemerken, dafs, nach einem 16jährigen Durchschnitt, der Ertrag der Koppelwirthschaft in Verbindung des Kleebaues das 6te Korn gewesen, da hingegen die Dreyfelderwirthschaft in dem nämlichen Zeitraum nur das 4te Korn Ertrag gegeben hätte. Allgemeine Regeln lassen sich überhaupt bey keinem Ackersystem geben, denn jedes Gut hat sein besonderes Locale. Menge des Heuwuchses und Nebenweide entscheiden hier besonders. Doch hat die Koppelwirthschaft den Vorzug, dafs sie dem Local eines jeden Gutes angemessen werden kann. 4. Abschnitt: *Vom Mergeln der Felder*. Der Vf. theilt hier die Versuche des Majors von Schlagenteufel zu Pöglitz mit, die sich auf 15jährige Erfahrung gründen. Dafs der Mergel den Acker auszehre, wird widerlegt. Nur dann hört nach einigen fruchtbaren Jahren der Acker auf, fruchtbar zu bleiben, wenn man die Düngung nach den ersten guten Eradten unterläßt. Doch paßt nicht jede Mergelart auf alle Felder. In den gemergelten Ackern erhielt der Major neunfaltigen Ertrag und darüber. 5. Abschnitt: *Von den Wiesen und Viehweiden*. 6. Abschnitt: *Von der Stallfütterung*. Der Vf. sah bey seinem Locale nur bey dem Zugvieh die Vortheile der Stallfütterung ein. 7. Abschnitt: *Betrachtung über die vom Herrn A. Karbe vorgeschlagene Einführung der englischen Wirthschaft*. Der Vf. ist mit den meisten in dieser, allen denkenden Landwirthen gewifs bekannten Schrift, enthaltenen Grundsätzen übereinstimmend, nur nicht in Abschaffung der Brache, die Karbe verlangt, worüber er hier seine eigenen Erfahrungen entgegengesetzt. Eben so widerlegt er auch die Behauptung, dafs von einer gegebenen Menge Stroh eben so viel Mist gewonnen werde, wenn es verfüttert, als wenn es gestreuet wird. Wir übergehen noch einige andere Widerlegungen, die unser

Vf. gegen K. aufstellt, und die sich alle auf seine Grundsätze und Erfahrungen gründen, daß die Abschaffung der Brache bey Einführung der Wechselwirthschaft im nördlichen Deutschlande auf leichtem Boden allemal Nachtheil bringt. Übrigens wird keinen unserer Leser es gereuen, die erste Abtheilung dieser Schrift selbst zu lesen, da sie noch manche interessante ökonomische Erfahrungen enthält, die keines Auszugs fähig

handelt von einer Ma-

thel dieser Schrift nicht

Von dem Anbau der hier

inheimischen und ausländi-

794 hat der Vf. diese Ab-

zin für Freunde der Natur-

scheint sie von neuem, aber

und mit mancher Berich-

er bereichert. In Ansehung

unterschiedenen Frage, ob ein

Forst Terrain rein abgeholzt, oder nur ausgehauen werden müsse, tritt der Vf. der Meinung bey, daß das Abholzen zwar bey dem Schlagholz seine Anwendbarkeit finde, aber bey allen harten Hölzern sich durchaus nicht mit der Natur vertrage. Wenige Landgüter sind in dem Besitz beträchtlicher Waldungen, dagegen sind die Klagen über Holzmannel desto allgemeiner. Eine Kenntniß von dem Anbau der verschiedenen Holzarten ist daher dem Landwirth nothwendig, und so erklärt sich die Erscheinung dieses forstwissenschaftlichen Aufsatzes in dieser Schrift. — Im ersten Abschnitt zeigt der Vf. nach Burgsdorfs Eintheilung die einheimischen Holzarten an, beschreibt ihre Cultur, ihren Nutzen, die Dauer ihres Wuchses, und fügt manche Beobachtung bey, die man in den Forst-

büchern vermisst. Bey der Kiefer, bey welcher er sich vorzüglich lange verweilt, gedenkt er der Kienraupe, wo er denn mit Grund die Vermehrung dieser Raupe und den unerfetzlichen Schaden, den sie unseren Wäldern zufügt, bloß der Ausrottung der Thierarten zuschreibt, die man aus unsinnigem Luxus vertilget. Denn durch die Ausrottung der Habichte und Adler, weil diese dem Wildpret nachstellen, werden zu gleicher Zeit die Weiher- und Eulen Arten vertilget, deren Füße von den unteren Forstbedienten für Habichtsfüße abgeliefert und bezahlt werden. Durch solche Tilgung mancher Thiergattung aber wird das Verhältniß aufgehoben, wodurch eine Thiergattung der anderen das Gleichgewicht hält. Auch die Krähe, die als ein fleischfressendes Thier alle Raupen tilgt, wurde durch hohe Unwissenheit auszurotten anbefohlen, indem man selbige mit der Saatkrahe verwechselte. Und der gute Mann, der den Schaden bey Schoffeln und Metzen berechnete, den die Sperlinge an den Getreidekörnern thun, würde das Gesetz zur Ausrottung derselben nicht bewirkt haben, wenn er Naturkenntniß gehabt hätte. — Zweyter Abschnitt: Von der Cultur der hier im Freyen ausdauernden fremden Holzarten. Auch hier folgt der Vf. Burgsdorfs Ordnung, mit Anzeige seiner eigenen Erfahrungen, die nicht selten von jenem abweichen. Manche dieser Arten, die man in den Häusern bisher durchwinterte, hat er glücklich im Freyen ausgewintert, viele aber in diesem Verzeichniß erfordern doch ein Winterverhältniß. Die bisherigen Lobeserhebungen der *Robinia pseudoacacia* erklärt er aus eigener Erfahrung für Rodomontaden, die ihren Grund in Unwissenheit oder in Handelspeculationen hätten. Al-

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Leipzig, b. Barth: *Patriotischer Aufruf zur förkern Betriehsamkeit (zum fürkern Betriebe) des Torfwesens*, ein sicheres Mittel (.) die Waldungen zu schonen (.) und den Ackerbau mehr zu begünstigen; (.) Von Constantin Seimund Constant, notar. publ. 1806. 42 S. 8. (4 Gr.) Ein Aufruf, gut gemeint; aber auch weiter nichts! Die mitgetheilten Belehrungen sind aus anderen Schriften, und — da der Vf. gar keine praktische Kenntniß vom Torfwesen zu haben scheint — weder immer richtig aufgefaßt, noch so wieder gegeben. In einer Gegend, worin man mit dem Torfwesen noch ganz unbekannt ist, mögen Sie aber gleichwohl dazu beytragen, nützliche Ideen von der Sache zu verbreiten. Übrigens führen wir aus der kleinen Schrift nur noch an, daß der Vf. den Torf in Sachsen für kein Regale angesehen wissen will; obgleich der Sachsenpiegel jeden Schatz, der tiefer, als der Pflug geht, unter der Erde verborgen ist, der königl. Gewalt zuerkennt.

Quedlinburg, b. für Franz Zimmer. u. cher Unterricht zu Bemer, imgleichen zur Geschäfte und zur hauslicher Gesundheit wird. 1806. II u. 197 dem bey eben diesem Verleger herausgekommen und von uns zu seiner Zeit rühmlich angezeigten Kochbuche, der aber zur Beförderung des Absatzes allein unter obigem Titel ausgegeben wird. Der Inhalt ist in dem Titel genugsam angedeutet. Unserer Meinung nach waren aber von den Gesundheitsmitteln einige besser herausgegeben, und dafür lieber Vorschriften zur Krankenwartung aufgenommen worden. Das, was gesagt ist, ist gut gesagt, und vertritt selbst eine wissenschaftliche Prü-

schaftsbuch und deutlicher Rathskammer weiblichen verschiedener Titel ertheilt r Theil zu

fung. Der Vortrag ist ernsthaft, aber doch gefällig; die Sprache ist rein und richtig.

SCHÖNE KÜNSTE. Dresden: *Sendtschreiben über das Pochmannsche Gemälde Diana und Endymion und dessen zarte Benennung in der Abendzeitung.* 1806. 31 S. 8. (3 gr.) Zwey Olgemälde auf der vorjährigen Dresdner Kunstausstellung, das eine vom Hn. v. Kugelchen, Apollo und Hyacinthus, das andere Diana und Endymion darstellend, von Hn. Pochmann, wurden damals in der *Abendzeitung* recensirt: jenes erstere, wie kaum zu leugnen seyn dürfte, mit Günst, das letztere aber erfuhr vermuthlich scharferen Tadel, als billig seyn mochte. Der Vf. des vorliegenden Sendtschreibens, welcher sich R. unterzeichnet hat, trat nun auf, um die Sache des Hn. Pochmann zu rechtfertigen, und man wünschte die Rechtfertigung ebenfalls in der *Abendzeitung* erscheinen zu lassen. Allein der Redacteur machte beschwerliche Bedingungen; zwey andere gelese Zeittungen wiesen dieselbe, eine in B. mit ungeschlossener Manier, die andere, ohne Zweifel in L., mit höchster Entschuldigungen zurück. Endlich hat eben der für Hn. Pochmann so thauige und überall abgewiesene Freund, der sich mit U unterschreibt, die erwünte von Hn. R. in Form eines Briefes abgefaßte Rechtfertigung, mit historischem Vorbericht versehen, als Flug- und Streifschrift doch ins Publicum treten lassen; auch, damit unparteyische Leser die Sache desto besser beurtheilen könnten, die beiden Recensionen aus der *Abendzeitung* beygefügt.

Dieser ganze Streit war wohl kaum so viel Mühe und Paperverbrauch, als der Vf. dieses Sendtschreibens, der Herausg., und auch wir darauf verwendet haben. Aus Allem zusammengekommen erhellet indessen deutlich, daß der Rec. in der *Abendzeitung* unberufener, der Kunst nicht kundiger, Schreiber war. — y —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 S E P T E M B E R , 1 8 0 7 .

H O M I L E T I K .

MAGDEBURG, b. Keil: *Kabinetspredigten. Ein Stoff. Geist und Herz edel zu nähren für gebildete Christenthumsfreunde.* Von G. (eorg) C. (hristian) B. (enedict) Ackermann. Hofprediger zu Ludwigslust in Meklenburg. 1807. XII und 403 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Es sind 18 ganze Predigten, und 17 grössere oder kleinere Bruchstücke aus Predigten, welche der Vf. unter diesem, wie es uns dünkt, nicht ganz glücklich gewählten Titel aus Licht stellt. Denn einmal sind diese Predigten zwar zunächst vor dem Hofe, aber doch nicht ausschließlich für die fürstliche Familie gehalten, wie man aus dem Titel schliessen muß; zweyten erwartet man bey diesem Titel leicht zu viel. Der Gedanke, daß Kabinetspredigten auch Cabinetsstücke sind, liegt gar zu nahe. Doch, wir wollen über den Titel nicht kritteln, wenn die Predigten selbst nur den Gehalt haben, den man in unsern Tagen mit Recht von solchen Religionsvorträgen fordern kann, die durch den Druck bekannt gemacht werden, folglich mit eben dem Beyfall gelesen werden sollen, mit dem sie etwa angehört worden sind.

Der Vf. gesteht in der Vorrede S. V: „er halte nicht dafür, es schon ergriffen zu haben, oder vollkommen zu seyn; aber dem strebe er nach, daß er mehr und mehr es werde,“ und erklärt sich demnach bereit, gegründete Zurechtweisungen anzunehmen, und sich dadurch mit bey seinen künftigen Arbeiten leiten zu lassen. Dieses Geständnis und dieser Wille ist um so lobenswerther, da die Kritik wirklich noch zu vieles an diesen Predigten auszufetzen findet, um den Vf. unsern vorzüglichen deutschen Kanzelrednern an die Seite zu setzen. Selbst diejenigen Predigten, welche der Vf. in der Vorrede als solche auszeichnet, bey welchen er das ihm vorschwebende Ideal erreichte, oder ihm doch am nächsten kam, kann Rec. nicht für Musterpredigten halten, wenn es gleich bey ihnen mehr, als bey anderen, dem Redner gelungen seyn mag, „die Erwärmung, Begeisterung, Erhebung, die er im Reden fühlte, denen mitzuthellen, welche ihn reden hörten.“ Denn dieses: „Andere in die ähnliche Stimmung zu setzen, in welcher man sich selbst befindet,“ kann schlechterdings nicht als ein allgemeines Kriterium einer vorzüglich guten Rede gelten.

Was Rec. nach dem Ideale, das er sich von einer vorzüglich guten Predigt gemacht hat, an diesen Vorträgen vermisst, ist hauptsächlich dieses: *Erstlich:*

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Ausgesuchte und genau bestimmte Themata. Wenn man das Thema der 5ten, 6ten, 7ten, 12ten und 15ten Predigt.: Die große Unwürdigkeit, sich seiner Religion zu schämen; die Pflicht der Selbstschätzung; die Vorzüge des stillen Umgangs mit sich selbst; Jese Vorbereitung zur Ausführung seines Werkes. Über die Versuchungsgeschichte; über die Zweifel an die Unsterblichkeit, ausnimmt: so gehören die übrigen, z. B. 1 Pred.: Einige wichtige Erwägungen in Beziehung auf die Flüchtigkeit der Zeit; 2 Pred.: Vom wahren Gottesdienste; 3 Pred.: Vom Geiste der Liebe des Christenthums; 4 Pred.: Empfehlung des Gebets; 8 Pred.: Über die Wahl des Besten; 9 Pred.: Warnung vor Leidenschaft; 10 Pred.: Über Petri Verleugnung; 12 Pred.: Gedanke an den Tod u. s. w., zu denjenigen Gegenständen, über welche fast jeder Prediger, auch der allermittelmäßigste, seine Zuhörer zu erbauen sucht, und auf welche ein jeder bey den Texten, worüber die Predigten gehalten sind, am ersten verfällt. Zudem ist das Thema, wie das bey solchen Alltagsgegenständen gemeinlich der Fall ist, sehr häufig zu vage und unbestimmt ausgedrückt. Z. B. bey der 3ten Pred.; in der besonders von der Menschenliebe die Rede ist; bey der 6ten, die eigentlich vor der Herrschaft der Leidenschaft, oder vor der Verleitung durch dieselbe warnt; bey der 12ten, bey deren Thema, so wie es da steht, man wahrlich nichts bestimmtes denken kann. Das Thema der 14 Pred.; Einige Beweise der Unsterblichkeit fürs Herz, ist durch diese vage Unbestimmtheit sogar ganz schief ausgedrückt worden. Denn Beweise giebt es nur für den Verstand, wohl aber nimmt das Herz, die sinnliche Empfindung, an einigen Beweisen, die den Verstand überzeugen, einen wärmeren und lebhafteren Antheil, und sonach hätte der Satz ausgedrückt werden sollen: Einige Beweise für die Unsterblichkeit, an denen das Herz einen besonderen Antheil nimmt; oder, welche vornehmlich das Herz rühren. — Doch auch das alltäglichste Thema, sobald es nur in seinen Hauptmomenten richtig gefaßt ist, gewinnt unter der Hand eines Meisters in der Kunst durch die Neuheit und Ausgesuchtheit der Ausführung, durch die unerwarteten Wendungen und Gedanken das wieder, was ihm von der anderen Seite abgeht. Aber auch diese neue, über das Gewöhnliche sich erhebende, durch die Wahl der Gedanken sich auszeichnende Ausführung hat Rec. bey mehreren dieser Reden vermisst. Der bey weitem größte Theil derselben ist von der Beschaffenheit, daß man sie, einige Dichterfloskeln abgerechnet, allenthalben halten könnte, so sehr bleibt der Vf. gewöhnlich nur bey dem Allgemeinen, Bekannten und zuerstlich

Ffff

Darbietenden stehen. Ließen sich denn nirgends Seiten auffinden, welche das Auditorium, das der Vf. vor sich hatte, ganz individuell angingen? Ließ sich nirgends der Gegenstand localisiren? Dadurch würde er schon an Neuheit gewonnen haben. Gab es, z. B. in der ersten Predigt bey Aufzählung der Beweise der Güte Gottes in dem verfloßenen Jahre, außer den dort angegebenen ganz allgemeinen und gewöhnlichen, nicht einen oder den anderen, der besonders die fürstliche Familie, oder die übrigen Zuhörer anging? War keiner unter ihnen, dem eine besonders namhafte Freude zu Theil geworden, oder dem irgend ein sogenanntes Leiden vorübergegangen war? In der 16. Pred. konnte es doch, wie uns dünkt, nicht schwer werden, auf den einen oder den anderen zur Vollendung Vorangegangenen speciell hinzuwirken, und dadurch dem Vortrage ein größeres Interesse für die Zuhörer zu geben. Über das Gebet, über die Wirkungen der Leidenschaft, über die Verleugnung Petri, über die Erndte, ist nichts gesagt, was nicht schon hundertmal auf die selbige Weise gesagt wäre. Dagegen finden sich manche unhaltbare, besonders aus einer unrichtigen Exegese fließende, Gedanken und Wendungen, z. B. die Freude in dem Herrn S. 33, mit Beziehung auf Phil. 4. 4; die Behauptung S. 47, es sey bey den Juden ein eigenes Gebot gewesen, Feinden weder Gutes noch Glück zu gönnen ewiglich; da 5 B. Mos. 23. 6 ausdrücklich nur von den Ammonitern und Moabitern die Rede war. Eben so historisch unrichtig ist S. 170 ff. die Geschichte der Verleugnung Petri aufgestellt. Die S. 67, 68 gegebene Erklärung der Erhöhung des Gebets hält schwerlich die Prüfung aus; überhaupt fehlt in dieser Pred. eine kurze und gedrängte Definition des Gebets, auch ist keine Erlaubniß, sondern ein natürlicher Herzensdrang. Unter den in der 15ten Pred. angegebenen Ursachen; warum die Unsterblichkeit bezweifelt oder gar geleugnet wird, ist eine der, nach Rec. Erfahrung, sehr häufig vorkommenden, gar nicht erwähnt, die aus dem bösen Gewissen nämlich entspringende Furcht vor einer künftigen Vergeltung. Der sonst gut bearbeiteten Versuchungsgeschichte in der 12ten Pred. fehlt die bestimmte Anwendung.

Ein dritter Hauptmangel mehrerer dieser Predigten ist die fehlerhafte und logisch unrichtige Disposition. Rec. ist zwar kein Freund der einförmigen, chrienenartigen Dispositionen, welche die alten Homilien foderten und befolgten; allein die Natur der Sache verlangt doch, daß der Hauptsatz in den Unterätzen gehörig, ordentlich, möglichst vollständig und logisch entwickelt werde. Wenn nun der Vf. in der ersten Pred.: *Einige wichtige Erwägungen in Beziehung auf die Flüchtigkeit unserer Zeit* vortragen will, und folgende ausbebt: 1) So kurz und flüchtig unsere Zeit ist, so voll ist sie von den Wohlthaten und Beweisen der Güte Gottes. 2) Nur das bleibt uns von unserer Zeit, was wir auf edlere Art davon verleben, und mit guten Thaten bezeichnen. 3) Der wahre Zweck der uns hier verliehenen Zeit ist, für eine andere Welt zu reifen: — so steht, genau genommen, kein einziger dieser Sätze mit der Flüchtigkeit der

Zeit, als dem Hauptgedanken, in einer logischen Verbindung. Der erste Satz scheint zwar, ist aber auch nicht; denn die Fülle der göttlichen Wohlthaten steht mehr der Kürze, als der Flüchtigkeit der Zeit entgegen. Hätte der Vf., wie es auch in der Abhandlung selbst geschehen ist, nicht die Flüchtigkeit, sondern überhaupt die verfloßene Zeit des letzten Jahres, zum Hauptgedanken gemacht, so würde alles in einer besseren Verbindung stehen. Die Untersätze würden dann so gefaßt worden seyn: 1) So kurz die Zeit des verfloßenen Jahres war, so u. f. w. 2) Nur das bleibt uns von der verfloßenen Zeit u. f. w. 3) Der wahre Zweck auch des verfloßenen Jahres war u. f. w. — In der fünften Pred. will der Vf. im 2ten Theile zeigen: *Wie unwürdig es sey, sich seiner Religion zu schämen*, und statt dessen stellt er die Ursachen auf, woraus jener Fehler entsteht. Warum also nicht gleich den Satz des zweyten Theils so gefaßt: Die unwürdigen Ursachen u. f. w.? Die Abtheilungen der 14ten Pred. lauten so: 1) Jesus steigt über das Grab; 2) Jesus kehrt ins Leben zurück; 3) Jesus lebt. — Auch noch in einigen der übrigen Predigten finden sich ähnliche Dispositionsfehler, die der Vf. selbst sehr leicht entdecken wird, z. B. in der 4ten, 11ten, 13ten u. f. w.

Zuletzt ist der Styl dieser Predigten sehr oft zu schwülstig, zu dichterisch, zu sehr mit Bildern überladen, um für einen guten Kanzelstyl gelten zu können. Da der Vf. vor einem größtentheils gebildeten Auditorium redete, „so durfte er allerdings (Vorr. S. V) um so freyer seine Gedanken und Empfindungen, der jedesmaligen Stimmung gemäß, in dem ihm eigenthümlichen und natürlichen Ausdruck aussprechen:“ — aber auf das Populäre hätte er nichts desto weniger streng sehen müssen. Es ist eine völlig ungegründete Meinung, daß man nicht populär, und doch dabey mit Würde, edel und selbst in einem gewissen Sinne erhaben reden könne. Um oratorisch im Sinne der Alten zu reden, bedarf es keiner Dichterphrasen, wie: „das (Gewirkte) bleibt und verflechtet sich mit als Eintrag in den Zustand der Menschenwelt,“ S. 12; oder: Jener edle Mann, dessen Fackel noch aus seinem Grabe flammt;“ S. 224, und Bilder, wie folgendes S. 15; „Ich gehe durch dieses Leben wie durch einen Wald; durch die dichten Zweige fallen dennoch einige Strahlen eines schönen Sonnenlandes der Unsterblichkeit; je weiter ich fortgehe, desto heller werden sie mir“ u. f. w., oder S. 152: Sie, die Leidenschaften, sind die Luftströme, die das Schiff schneller treiben, als bloßer Ruder Schlag es vermöchte.“ Selbst an sich gute Schilderungen, z. B. der Gewalt des Todes, S. 186, verlieren durch solche üppige Auswüchse an ihrer wahren Schönheit; eben so wie gesuchte und ungewöhnliche Ausdrücke, z. B. Preislob, Verlockung, Strebung, anbauen, hiesiges Leben, hiesige Zeit, hiesiges Daseyn, Stufungen, Umgebungen des Lebens, auf das Grab hinabweisen, mein bechränter Blick u. f. w. gemeinlich den Eindruck stören, den die Stelle sonst vielleicht hervorbringen würde, das Unpopuläre gar nicht einmal in Anschlag gebracht. —

Wie Manches Rec. indeffen an diesen Predigten noch vermisst, um sie für so gelungen zu halten, als sie ihrem Vf. vorgekommen zu seyn scheinen: so sollen sie doch dadurch keineswegs für des Drucks durchaus unwürdig erklärt, oder dem Vf. alle Rednertalente abgesprochen werden. Rec. hat mehrere Stellen dieser Predigten, vorzüglich unter den angehängten Fragmenten, mit wahren Interesse gelesen, und die rednerische Darstellungsgabe des Vfs. mit Vergnügen anerkannt. Eben darum aber, weil ihm der Vf. künftig noch etwas Gutes liefern zu können schien, indem er wahrscheinlich noch in dem Alter ist, wo man guten Rath benutzen kann, hielt er es für nöthig, ihn auf die Mängel seiner Arbeiten, etwas weitläufiger, als vielleicht sonst geschehen wäre, aufmerksam zu machen, und rechnet dafür auf seine innere Dankbarkeit. —

Eup.

NÖRDLINGEN, b. Becks Wittwe: *Predigten nebst einer Abhandlung über die Predigt als Vorbericht*, von Adam Theodor Albert Franz Lehman, Diaconus an der evangelischen Kirche zu Dinkelsbühl. 1806. LXII u. 377 S. kl. 8. (1 Thlr.)

So manche Erscheinungen des Zeitgeistes heischen es dringend, daß der bisher herrschende Geschmack im Predigen nach seiner Zweckmäßigkeit streng gewürdigt werde. Das Bedürfnis der Religion — die Trübsale der Zeit regen es mit auf — wird aufs neue gefühlt; erwärmende, tröstende, auf das Überirdische hinweisende Vorträge werden ersehnt; die Periode des religiösen Indifferentismus scheint abzukunften: es ist von höchster Wichtigkeit, die Suchenden auf die rechte Bahn zu leiten. Einst predigte man nur Glaubenslehren und gab öfters dogmatische, polemische, exegetische, antiquarische Untersuchungen für Religion. Dem hohen Zwecke der letzteren wollte man nun besser entsprechen, aber man faßte ihn einseitig auf, man predigte nur Moral, und gab öfters trockene Entwicklungen der Pflichtbegriffe, Darstellung der physischen Folgen des Bösen, psychologische, anthropologische, diätetische und pädagogische Abhandlungen für Religion; ja selbst das Gemeinnützliche stellte man an die Stelle des Heiligen und predigte über Ackerbau, Landwirthschaft und Rindviehseuche. Es ist Zeit, einzulenken, den gesamten Menschen mit seinen geistigen Bedürfnissen in das Auge zu fassen, die innige Verbindung des Sittlichen und Religiösen wieder herzustellen, Licht und Wärme zu vereinen, und zu verhüten, daß auf die Periode kalter Demonstration ein Zeitpunkt unglücklicher Schwärmerey folge, grober Mysticismus die Gemüther ergreife, und jene, deren warmes Gefühl von ihrer Phantasie betrogen wird, in den Armen des Katholicismus ihr Heil zu finden glauben. So manche literarische und politische Erscheinungen lassen befürchten, es möchte das Zeitalter aus dem Zustande beklagter Irreligiosität in den der religiösen Schwärmerey übergehen. Noch vor kurzem behauptete man bestig, Sittlichkeit sey des Menschen höchster Zweck, und wollte die Religion nicht einmal als Beförderungsmittel derselben gelten lassen; nun

wird gesagt: das Sittliche nicht, sondern das Heilige ist höchster Zweck; die Religion ist nicht da, um die Menschen zu bessern und zu veredeln, sondern die Menschheit bessert und veredelt sich, um sich der Religion immer mehr zu nähern. Der Religionslehrer nehme keinen Theil an solchen schneidenden Entgegensetzungen; er erleuchte und erwärme, er vermeide frostige Trockenheit und hüte sich vor Erhitzung der Phantasie, er nehme den ganzen geistigen Menschen in Anspruch. Diese Tendenz des Religionslehrers ist in den vorliegenden Predigten rühmlich sichtbar: daß die Predigt es weder mit dem Verstande noch mit dem Herzen, sondern — wie der Vf. sich ausdrückt — mit dem Gemüthe zu thun habe, das Denken und Fühlen verbindet, sucht die vorstehende Abhandlung zu beweisen. Sie entwickelt nun darin keine neue Idee, denn auch die Forderungen, die wir in obigen Bemerkungen darlegten, befinden sich in jeder richtigen Homiletik; allein der Mangel ihrer Befolgung erfordert es, aufs neue auf sie hinzuweisen. Dem Anscheine nach sagt der Vf. manches Neue, den auch er hat sich die Sprache der neuesten philosophischen Schule eigen gemacht: allein man entkleide seine Definitionen und Behauptungen von ihrem terminologischen Gewande, so wird man meist das schon Bekannte finden, das aber eben itzt neue kräftige Einprägung fordert, und sie in dieser neuen Sprache bey denen, die mit solcher Zunge angedet seyn wollen, bewirken wird. Ein paar Bemerkungen, z. B. „Belehrungen über sittliche Begriffe und Gegenstände, über einzelne Pflichten und Fehler, möchten, als zur Fassung der Andachtsrede vorbereitend, noch immer nothwendig seyn, gehörten aber nicht in die Predigt, sondern müßten auf die den kirchlichen Zusammenkünften gewidmeten Wochentage verlegt werden“ und: „der Andachtsredner habe nichts mit Erklärungen zu schaffen“ — sind zwar neuer, aber seitdem wir *Thiesss Anleitung* besitzen, doch nicht unerhört. Über sie mögen sich inzwischen homiletische Journale mit dem Vf. zu recht finden; wir wollen diese Erklärungen so ernstlich nicht nehmen, da der Vf. selbst schnurgerade gegen sie sündigt, indem er uns doch Predigten über Dankbarkeit und Veröhnlichkeit gab, und in einer anderen den Begriff der Veröhnung durch Jesum zu erklären sucht. Seine Predigten verdienen übrigens sehr rühmliche Erwähnung, und wir glauben, eiaß musterhafte Arbeiten von ihm erwarten zu dürfen, wenn er seine Talente fortbilden, seine Phantasie mehr zügeln, seine Sprache und seinen Geschmack mehr reinigen, und vor der Gefahr eines groben Mysticismus sich bewahren will. Es sind nicht gemeine Gegenstände, welche in diesen Predigten mit Ernst und Wärme behandelt werden. Manche derselben kann man in Hinsicht der höheren Ansichten, der reichen Umsicht, der lebendigen Darstellung, der ergreifenden Wärme, vortrefflich nennen. Der Charakter aller ist sittlich-religiös; sie bezwecken jenen Verein der Moral und Religion, den wir für so nöthig erachten. Der Vf. fühlt tiefe Ehrfurcht gegen Jesum, und weiß das Heilige seiner Lehre und seines Charakters beredt darzustellen. Überhaupt spricht sich das tiefe, warme Gefühl des Vfs. in seinen Arbeiten so lebhaft aus, daß man ihnen die segnendste

Einwirkung zusichern darf. Da die Zeitphilosophie stets Einfluss auf die Darstellung der Religionslehren behauptete, so wird es nicht befremden, hier von einem Stand der Unschuld, Entzweyung und Verföhnung zu lesen, und Spuren der neuesten Philosopheme besonders in der Charfreypredigt, über die Verföhnung der Menschen durch Jesum, zu finden. Nur das Gewand, nur die Form der Lehre ist neu, ihr Gehalt ist alte Wahrheit. Zu den vorzüglichsten Predigten dieser Sammlung zählen wir folgende: *Vom Glauben an ein Besserwerden der Menschen. Einige Anweisungen, an dem Heil des Menschengeschlechts den herzlichsten Antheil zu nehmen. Das Abendmahl, ein Fest des Andenkens an das Wichtigste und Höchste der Menschheit. Über die Dankbarkeit gegen Gott. Über die Verföhnlichkeit. Dass Erzieher nur da weise und vernünftig verfahren, wo sie den Kindern Veranlassung geben, sich selber zu erziehen. Über das Schicksal der Menschen nach dem Tode.* Letztere Predigt legt manche nicht gemeine Ideen freymüthig vor.

So aufrichtig, wie unseren Beyfall, wollen wir dem Vf. auch einige nöthige Rügen mittheilen. Seine Arbeiten sind in Ansehung eines Haupterfordernisses, der lichtvollen Entwicklung, Anreihung und Beweiskraft der Ideen sich sehr ungleich. Jede verräth, daß er über seinen Gegenstand nachdachte, aber bey manchem mag er selbst noch nicht zur hellen Ansicht gelangt seyn. Denn man vermist in mancher Predigt durchaus das Bündige, Fortschreitende, Überzeugende in der Darstellung; sie enthält manche nicht gemeine Bemerkungen, aber es wird schwer, ihre Verbindung zu fassen; man findet biblische Stellen, und erkennt nicht deutlich, warum sie hier stehen. Vielleicht wollte auch der Vf. biswellen zu ängstlich den Gang seiner Disposition verbergen. Hiezu kommt der höchst fehlerhafte grammatische Bau seiner Sprache, die theils durch gezwungene Vorsetzung der Zeitwörter, theils durch unausföhlliche Participalconstructionen sehr schwerfällig und undeutlich ist. Die Participalconstruction läuft öfters da noch fort, wo der frühere Vorderatz nach vielen Zwischensätzen schon lange vergessen ist, und wo nach mehreren geschlossenen Perioden nothwendig eine neue beginnen sollte. Wimmelt das Buch nicht von Druckfehlern, so ist die Sprache auch in anderer Hinsicht sehr mangelhaft: das Nennwort steht öfters in der Einheit, das Zeitwort in der Mehrzahl; Interpunction, Abtheilung der Perioden und Absätze sind höchst fehlerhaft; Belege finden sich auf den meisten Blättern. Auch hat sich der Vf. künftig vor gemeinen Ausdrücken, die öfters mit den gebrauchten poetischen sehr contrastiren, vor überladenen Beywörtern, z. B. *alles überlebendes, ewiges Wesen*, vor Übertreibungen, verfehlten Bildern, und besonders den schwülstigen und poetischen Floskeln zu hüten, die manche, dem Stoffe nach, schöne Arbeit entstellen. Z. B. S. 58: „Schon senkt sich von der Veste des Himmels herunter der dunkle Teppich des Abends, dem schwindenden Tage nachschielend, und bald, bald hören wir die Nacht ihr schauerliches Sterbelied krächzen, es verrinnt der bleiche Schatten des Jahres, und das Jahr ist auf immer verschwunden.“ Wie geschmacklos! und in diesem Tone geht es so fort. Wenn der Vf. S. 135 sagt: „So

blicken wir ruhig über das Gewölbe der Verwesung, in dem dunkeln Keller derselben keimt der Unsterblichkeit Pflanze,“ — so kann man hier und bey vielen anderen Stellen fragen: Was heißt das? Eben so kann man in Ansehung der mythischen Strophen fragen, die der Vf. aus *Tiels Sabbath*, (f. *Musen Almanach* für 1802 von Schlegel,) seiner Osterpredigt vorsetzt. Und was soll man sich bey den Schlusszeilen der Strophen, die der Abendmahlspredigt vorgesetzt sind, denken: „Erkennt der Liebe unendliche Fülle, und preiset die Nahrung von Leib und Blut?“ Der Vf. hat in diese Predigt einige treffliche Stellen aus *Schillers* Gedichten eingewebt, und verdient deswegen keinen Tadel; aber ein starker psychologischer Mißgriff ist es, in dieser Predigt auch eine Stelle aus einem Theaterstücke, das die Phantasie so stark ergreift, nämlich die Schlussstrophen aus *Schillers Jungfrau von Orleans*, benutzt zu haben. Man traut kaum seinen Augen, wenn man liest: S. 135: „So nimmt der Sterbende endlich im Abendmahl den letzten Labebecher, offen sehend den Himmel, wo Jesus thronet zur Rechten Gottes, voll Glaubens die Erde segnend:

Wie wird mir? leichte Wolken heben mich, u. f. w.

Welche Reminiscenzen bey der heil. Abendmahlsfeyer für den, der jene Tragödie vorstellen sah, und vor dessen Phantasie nun die Jungfrau v. Orleans schwebt! Sobald fand also Hr. Scherer, der seine allgemeine Liturgie mit einer Stelle aus *Goethes Faust* eröffnet, überlegte Nachahmer? Solche Versuche werden der Religiosität des Zeitalters wahrlich nicht aufhelfen! V. Pf.

1) WINTERTHUR, b. Steiner: *Passionspredigten*, Von Joh. Georg Schulthess, weiland Diakon an der St. Petri-Kirche in Zürich. Nach seinem Absterben herausgegeben von einigen Freunden. 1805. 176 S. 8. (12 gr.)

2) Ebendasselbst: *Homilien über die Offenbarung Johannis*. Von demselben. 1805. 1 Alph. 8. (1 Thlr.)

Diese zwey Sammlungen sind dem übrigen asketischen Nachlasse des Vfs. an guten Eigenschaften wenigstens gleich, und haben von den Fehlern derselben weniger an sich, als andere seiner Amtsvorträge. Eine feine Menschenkenntnis leuchtet aus einzelnen Stellen hervor. Mit nie ermüdendem Fleisse ist alles gearbeitet; und die Homilien über die Apokalypse sind doch nur weniger besuchte Wochenpredigten gewesen. Hie und da sticht wohl der Vf. bald diesen, bald jenen, an den ihn gerade ein Theil seines Textes erinnerte. Wer aber weiß, daß Schulthess ein Epigrammatist war, der rechnet ihm dieß so hoch nicht an; leicht wurden Stellen seiner Predigten unter der Arbeit zum stachlichten Sinnigedichte; und sollte er die Stellen aufopfern? Darüber urtheile ein aus Epigrammatisten bestehendes Gericht. Rec. der sich zwar dieselbe Art Erbsünde, womit der Selige behaftet war, nicht vorzuwerfen hat, aber sich doch auch noch nicht von aller Erbsünde ganz gereinigt hat, greift hier in seinen Busen, und hütet sich wohl einen Stein auf sein Grab zu werfen. Er und wir sind übel genug daran, daß er nun keine Epigramme mehr machen, und uns aus seiner Brieftasche keine mehr vorlesen kann.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 28 S E P T E M B E R, 1807.

A L T E R T H Ü M E R.

HAMBURG, b. Perthes: *Caroli Friderici Heinricchi, Prof. Klon., Commentatio academica qua, hermaphroditum, artis antiquae operibus illustrum, origines et causas explicantur.* 1805. 44 S. 4. (12 Gr.)

Eine durch Neuheit und Wichtigkeit des Inhalts, durch Belesenheit und Schreibart ausgezeichnete Schrift, welche Rec., ungeachtet seiner in der Hauptsache sehr abweichenden Ansichten und Überzeugungen, mit vielfachem Genuß des Belehrenden und Schönen und mit lebhaft gewecktem Interesse für die weitere Aufklärung des so lange übersehenen oder nur leicht berührten und zu flach behandelten Gegenstandes gelesen hat. Man betrachtete bisher, nach Winkelmanns und des Gr. Caylus Vorgange, die unter dem Namen *Hermaphroditen* bekannten, in Statuen, auf Gemmen, erhobenen Werken, Wand- und Vasen-Gemälden in beträchtlicher Anzahl noch vorhandenen Zwittergebilde als bloß idealische Geschöpfe, in denen die alten Artisten, vielleicht durch den Anblick schöner Castraten und den herrschenden Hang zur Knabenliebe veranlaßt, Ideale von hoher menschlicher Schönheit, aus Mannheit und Weiblichkeit gemischt, aufstellen wollten. Eine freylich eben so widersinnige und sich selbst zerstörende, als für den Geschmack und die Urtheilskraft der Alten, unrühmliche Ansicht, gegen welche man, zur Ehrenrettung der Künstler, bloß Quintilians (I. O. 5. 12. §. 21) ausdrückliches Zeugniß vom Gegentheil, und dessen gödiogenes Urtheil über die Schönheit der verschnittenen Weibmänner, anführen dürfte. Der gelehrte VL dieser Schrift widerspricht jener Ansicht vorzüglich aus dem Grunde, weil sich in den Briefen des Alciphron (3. 37), und in dem neuerdings zu Theophrasts 27 (sonst 16) Charakterbeschreibung *περί δεσποτισμίας* aus einer vaticanischen Handschrift nachgetragenen Supplemente, desgleichen aus dem Vitruvius (2. 8) eine unter dem Namen *Ἑρμαφρόδιτος* verehrte Gottheit nachweisen lasse, welche alles Muthmaßen von bloßer Idealität jener Zwittergebilde zu widerlegen scheine. Von den angeführten dreß Zeugnissen muß man indeß das letzte aus Vitruv geradehin abrechnen, weil es einzig auf einer, wie es scheint, nicht sehr ernstlich gemeinten gelehrten Muthmaßung des Hn Schneider beruhet, der die Worte *Veneris et Mercurii* für willkürliche, unrichtige Übersetzung aus dem griechischen Namen *Ἑρμαφρόδιτος* hielt. Schätzbar und einem künftigen Her-

ausgeber des Theophrast zur Benutzung zu empfehlen sind insonderheit die über die genannte Stelle desselben, wo der Abergläubige am vierten und siebenten Tage jedes Monats die *Hermaphroditen bekränzt*, besonders über den Grund der Heiligung dieser Tage, hier (S. 9 f.) beygebrachten neuen Erläuterungen. Ob aber der Name *Ἑρμαφρόδιτος* Stellen, vermöge der ähnlich *mathene, Hermeracles* u. s. w. eine Herme einzeln, oder mit zusammen, gestellten Kopf der Gegen diese bloß analogisch akeit, sowie gegen die oben gung von den Hermaphroditen Hr. H. (§. 2) eine, wie er gl Gründen ruhende Behauptung und Anwendung auf die Her den Hauptinhalt vorliegender nämlich die Gottheit des Herma als die zu Amathus in Cypern dote und mit derselben als vö sey. Gegen Hn. Voss, der (N die Idee von Zwittergestalt und der späteren orphischen *hymn* angehörend, erklärt, und sogar das Daseyn jener angeblichen cyprischen Bartgöttin bestritten und geleugnet hatte, räumt Hr. H. (§. 3. S. 18 ff.) zwar ein, jene Idee sey nicht Glaube der gemeinen und öffentlichen griechischen Religion gewesen; daß sie aber schon früh, vielleicht noch vor Homer und Hesiod, vom Auslande her in die ältesten Mythen der Griechen eingedrungen seyn könne, sucht er zuvörderst aus dem hohen Alterthum dieses Glaubens bey ausländischen Völkern wahrscheinlich zu machen, sodann auch, was insonderheit die Venus betrifft, aus den sonderbaren, alte Mystik und morgenländische Religionsideen verrathenden, Eigen thümlichkeiten einiger uralter auf Cypern und zu Athen einst vorhandener Bildnisse dieser Göttin, welche hier aus den Nachrichten der Alten gemustert werden. Über die aus Pausanias (I. 19) bekannte merkwürdige Inschrift der alten Venus *ἐν Κίπρῳ* zu Athen: *Venus Urania Parcarum natu maxima*, giebt Hr. H., außer der bereits von Hn. Voss beygebrachten, eine neue sehr treffende Erläuterung aus dem von beiden Ge nern sehr unrichtig gedeuteten Halbverse der orphischen Hymne (34. 5) an Venus: *καὶ ἡγάρεϊς τριπλῶν μοιρῶν*. (Es war allem Ansehen nach eine Venus, als *Σειδωπος*, wie sie Empedokles nannte, als *Lebensverleiherin*, gedacht, und deshalb mit der Anspinnerin des Lebensfadens identifiert.) Die Glaubwürdigkeit

Gggg.

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

der Angabe von der bärtigen Venus zu Amathus, wovon hier die Zeugnisse der Alten aufs neue zusammengestellt werden, gründet Hr. H. vorzüglich auf die von Macrobius (Sat. 3, 8) angeführten Aussagen des Aristophanes und Philochorus, ingleichen des von Hesychius (in 'Αφροδίτος) angeführten Geschichtschreibers von Amathus: Schriftsteller, welche in Hinsicht ihres Alters, ihres Ansehens und Inhalts nicht, wie Hr. Voss sich erlaubte, mit unzuverlässigen späteren Grammatikern verwechselt werden dürfen. Hiezu kommt noch eine bärtige Venus bey den Pamphyliern, welche Hr. H. aus dem Joannes Lydus *de Mensibus* bescheinigt. So sehr hier Rec., was die Existenz des alten Bildes betrifft, dem Vf. beypflichten muß: so glaubt er doch, daß Bart und männliche Geschlechtstheile an demselben, welche letztere ohnehin nur Servius erwähnt, eben so wenig einen Glauben an ein wirkliches Doppelgeschlecht der Venus voraussetzen, als z. B. die bärtige Fortuna zu Rom, der vierohrige und vierhändige Apollo zu Lacedämon, der vierköpfige Hermes, und der dreyköpfige Hermes des Patrokles zu Athen Glauben oder Lehren von solcher Gestaltung dieser Gottheiten vermuthen lassen. Der Bildner wollte die Venus als Princip und Symbol der Zeugung darstellen; bloß den Begriff von ihrem Geschäft, von animalischer Zeugung und aus sich selbst schaffender Kraft, deutete er symbolisch durch die vereinten Zeichen der Mannheit und Weiblichkeit an. Was hier die Allegorie der Kunst durch ihre Zeichen aussprach, das besagte späterhin die Mystik durch symbolisch-allegorische Sprache, durch ihr *διόυσ* und *ἀρσενό-σῃλυ*; es war mystisches Feyerkleid für die gemeinen Begriffe der Religionsphilosophie *Zeugung und selbstständige Schöpferkraft*, und man dachte dabey weniger an das physische Geschlecht der Gottheiten, als an die Wirkungsart der ihnen untergelegten Naturkräfte und Naturkörper, denen man bald nur halbes, mittelbares, untergeordnetes und abhängiges, bald volles und selbstständiges Hervorbringen und Zeugen zuschrieb. Daß diese Ideen und diese Sprache unter den Griechen erst seit Verbreitung der pythagorisch-platonischen Lehrmeinungen und deren Verschmelzung mit ägyptischer Theologie aufgekommen seyen, urtheilte lange vor Hn. Voss einer der gelehrtesten, umsichtigsten und unbefangenen Forscher, *Jablonsky Panth. Aeg. P. I. p. 63.* Die Identität dieser mannweiblichen Aphrodite mit dem Hermaphroditos glaubt nun Hr. H. (§. 4) aus der Glosse des Hesychius 'Αφροδίτος κ. τ. λ. erweisen zu können. Wie aber, wenn diese gerade gegen ihn wäre? Für Rec. wenigstens ist es klar, daß Hesychius zwey Bedeutungen des Wortes 'Αφροδίτος angeben will, die eine bey Theophrast als synonymisch mit 'Ερμαφροδίτος, die andere da es Eigennahme der amathussischen Manngöttin sey; er muß folglich unter dem *Hermaphroditos* entweder den von Ovid besungenen Gott, oder den Priap des Mnaseas verstehen, und in der oben angeführten neu entdeckten Stelle des Theophrast, wenn anders diese Glosse, wie Hr. H. (S. 9) meint, sich darauf bezieht, nicht 'Ερμαφροδίτους, sondern 'Αφροδίτους gelesen

haben. Hr. H. folgert gleichwohl aus dieser Glosse, daß Alciphrons und Theophrasts Hermaphroditen nichts anders, als jene männliche Aphrodite seyen. Ihm ist nun jene alte Venus ἐν-Κύπριος zu Athen ein Hermaphrodit, und die amathussische Manngöttin das Original, von dem die Künstler die erste Idee der Hermaphroditen hernahmen, welche nur als feinere, von späterer griechischer Kunst verschönerte, und in mehreren Abarten und veränderten Formen fortgepflanzte Nachbildungen jener mystischen Venus anzusehen seyn sollen: Daß man mit diesen Hermaphroditen manche uns unbekannte und schwer zu errathende Vorstellungen aus einer alten mystischen Religion der cypri-schen Manngöttin verknüpft haben möge, schließt Hr. H. aus der in einem Scholion zu Lucians 23 Göttergespräch aufbehaltenen geheimnißvollen Idee des Mnaseas von Patara, welche den Hermaphrodit sogar mit dem Priap identifizierte. Wir glauben, Mnaseas hatte dabey, ohne die mindeste Rücksicht auf die Manngöttin, bloß gewisse Kunstvorstellungen des Priap im Sinne, nämlich die unterhalb mit einem aufgerichteten Phallus versehenen Hermen mit dem Kopfe des Priap, dergleichen man z. B. auf einer Gemme bey Gorlaeus *Dactyl. P. II, n. 191*, bey Boissard *Topogr. T. VI, p. 36 u. 73*, und in Gruteri *Corp. Inscr. T. I, bey p. 95* findet; auch solche Priape konnten 'Ερμαφροδίτοι heißen, *Hermen mit dem Zeichen der Brunnst.* Im fünften Abschnitt theilt nun der Vf. die noch vorhandenen alten Zwittergebilde in drey Classen ein, nämlich in ächte Bildnisse der mannweiblichen Venus, an denen man außer den Geschlechtstheilen nichts männliches wahrnimmt, in gewisse, wie er glaubt, von jenen abgeartete Vorstellungen des (vermeinten) verweiblichten mystischen Bacchus, und in eine Art unächter, erst späterhin so genannter, Hermaphroditen, welche eigentlich nur schöne Castraten vorstellten, und in ihren Gebekrungen und Umgebungen nur ein Bild von schlaffer Weichlichkeit und den Wollüsten des verdorbenen Zeitalters darboten. Wir übergehen hier den weiterhin noch zu berührenden Inhalt des 6 und letzten Abschnitts, um sofort über das Resultat dieser Schrift unsere Meinung und berichtendes Urtheil hinzuzufügen.

Befremdend war für Rec. die bey dieser Untersuchung bemerkte Beseitigung und Zurücksetzung der in Ovids Metamorphosen (4, 285 ff.) aufbehaltenen Fabel vom Hermaphroditos und dessen Zusammenwachsen mit der Nymphe Salmacis, von welcher nach unserer Einsicht eine Untersuchung über die Hermaphroditen der Kunst nothwendig ausgehen muß. Kaum daß Hr. H. noch am Schlusse der Schrift dieser Fabel gedenkt, welche er zwar mit Recht für das Werk eines späteren Dichters, aber (nach S. 6 vergl. S. 35) ohne Grund für jünger als den um Olymp. 102 berühmten Bildhauer Polykles, der den ersten Hermaphroditen verfertigt zu haben scheint, und für nichts mehr, als einen dichterischen Commentar üb. die Hermaphroditengebilde ansieht. Die Kunst arbeitete unstreitig weit mehr nach der Fabel, als nach allegorischer Mystik; wie sollte sie eine ihr in den Gefilden der Dichterfabel aufblühende

und so nahe liegende schöne Zwittergottheit übersehen oder vernachlässiget, und dagegen nach einer mifsgestalteten und wenig bekannten, aus dem Zeitalter der rohen Kunst erhaltenen, uralten Bartgöttinn, bloß für eine Winkelmyfik, und zur theologischen Gemüthsfreude der Religionsphilosophen, eine neue Venus geschaffen haben, der das Wesentlichste vom Weibe fehlt? Haben wir eine Zwittergottheit in der Fabel, wie kann es noch zweifelhaft scheinen, daß die Hermaphroditen der Kunst dieselbige vorstellen, daß einzig nach ihr die unter den Menschen vorkommenden, unisgeborenen Zwitter (ἀνδρόγυνοι) späterhin ἑρμαφρόδιτοι genannt worden sind, so wie man z. B. den hinkenden einen *Vulcan* nannte, und daß, wenn Theophrast, wie Hr. H. will, unter dem ἑρμαφρόδιτος die amathusische Manngöttin verstanden hat, sie wenigstens diesen Namen eben von jenem Zwittergotte erborgt haben müsse? Die Angabe des Servius, daß die Bartgöttin unter der — es versteht sich, in der Stein- oder Holzmasse vom Künstler ausgebildeten — weiblichen Bekleidung auch das Zeichen der Mannheit, wie die Hermaphroditen, gehabt habe, sagt etwas Widersinniges und Unbegreifliches. Einleuchtend ist es vielmehr, daß diese Venus, wie sich ihr Äußeres dem Auge darstellen mußte, mehr auf den Eindruck einer durch Mannheit und Mannskraft erhöhten Weiblichkeit berechnet war, die Hermaphroditen aber das Gegentheil, die gekürzte, verweiblichte und entwürdigte Mannheit, dem Auge darboten. Ihre Gestalt nähert sich daher weit mehr jenem Weibmanne der Fabel, als dem Mannweibe zu Amathus. Auch ist die Fabel vom Hermaphrodit und der Salmacis in der That etwas mehr, als ein bloß zur Unterhaltung der Phantasie über die neugeschaffenen Zwittergebilde erfonnenes Märchen; sie ist, wie sich schon aus der Bildung und Bedeutung der Namen ergibt, eine so sinnvolle, schöne Allegorie, daß sie schwerlich durch jene Gebilde veranlaßt seyn kann, vielmehr umgekehrt die Idee zu den selben aus der Fabel empfangen seyn muß. *Hermaphroditos*, ein schöner Sohn des *Hermes*, d. h. des Redetalents, des vernünftigen Menschenverkehrs, des gesellschaftlichen Menschenlebens, und der *Aphrodite*, oder des Genius des Schönen, Reizenden und Gefälligen, selbst seinem Namen nach aus beiden Gottheiten gemischt, bedeutet unstreitig das Schöne der Beredsamkeit, die schöne Prose, und in ausgedehntem Sinne die schöne Seite der menschlichen Cultur, das durch Kunst, Eleganz und Artigkeit verschönerte Menschenleben, Verfeinerung und Geschmack. Dieser männlich schöne Jüngling, mit der Nymphe eines angeblich verweichlichenden und entnervenden Quells in einen Zwitter zusammengewachsen, was kann er anders seyn, als Sinnbild der Verweichlichung und Entartung im physischen, moralischen und ästhetischen Sinne, der Genius der überspannten Cultur und Erschlaffung der Kraft, der weichen Sinnlichkeit, Uppigkeit, Lüfterheit und Gemächlichkeit, der Schwelgerey in Schönen und Angenehmen, der Überfeinerung und des verzärtelten Geschmacks? Eben das sagt zum Theil

ein anderer, einzig von Hygin (Fab. 272) aufbehalten Name desselben, *Atlantius*; er bedeutet einen feigen Schwächling oder Zärtling. (S. den *Hefychius in den Art.* Ἀτλας, Ἀτλατεῖ, Ἀτλά und Ἀτλαῖος.) Auch in dem Namen *Salmakis*, aus dem Morgenländischen erklärt, liegt, nach dem Hebräischen *jāl-mäch*, der Begriff üppig und geschwächt, und nach dem griechischen σάλμα (bey Hefych.), *Sesamwürze*, und ἀκίς Spitze, ist *Σαλμακίς* der Quell Spitzwürze oder Zuckerspitze, der allegorische Quell der Ziererey und Witzeley, aus dem die überfüßen, starkgewürzten und spitzigen Redekünstler, die Gorgias und die Seneca's, schöpften. Vermöge dieser letzten Bedeutsamkeit von *Salmacis* ist folglich die Fabel eine ganz in dem Sinne und Geiste der schönen Parallele, welche Quintilian (5, 12, §. 18 ff.) zwischen dem Reiz der geschminkten Rede und der Schönheit verführter Weibmänner zieht, gedachte Allegorie. Anlaß und Stoff dazu konnten nicht Bildnisse der männlichen Venus darbieten; wohl aber scheint sie durch den Gorgias, den ersten Aferredner dieses Schlages, poetischen Verkünstler der Prose und Geschmackverderber, der über 100 Jahr vor dem Bildhauer Polykles blühte, und durch dessen zahlreiche Nachahmer und Nachfolger, veranlaßt und in ihrem Zeitalter gedichtet zu seyn. Dem zufolge ist die von Hn. H. selbst (S. 43) aus dem *Joannes Lydus* zuerst nachgewiesene, aber von ihm verschmahete, wahrscheinlich alten Schriftstellern nachgeschriebene Erklärung der Bedeutsamkeit dieses allegorischen Hermaphroditen, wenn auch nicht vollständig und erschöpfend, doch für einen Theil des Begriffs sehr richtig; und mit ihr stimmt folgende von Boccaccio (*Geneal. Deor.* 3, 21) aus einer Handschrift des *Alberich de imagg. deor.* (denp der gedruckte Text in *van Staverns Mythogr. Lat.* 6. 6. p. 907, hat hier, wie auch Muncker n. 6 bemerkte, eine Lücke) angeführte Stelle beynahe überein: *Hermaphroditum, ex Merc. et Ven. genitum, lascivientem praeter opportunitatem esse sermonem, qui cum virilis esse debeat, nimia verborum mollietate videtur effeminatus.* Mit obigen Begriffen von der Bedeutsamkeit dieses allegorischen Wesens ist es leicht einzusehen, warum man in den öffentlichen Bädern, diesen Sitzen der weichen Behaglichkeit, Bildnisse des Hermaphroditen, des Genius der Weichlichkeit, aufstellte, warum Alciphrons jüngst verwittwete Buhlerin, auf neue Eroberungen ausgehend, diesem Genius der Sinnlichkeit und Lüfterheit, der süßen Rede und gefälligen Artigkeit, und in dessen Person zugleich der einkverliebten und mit ihm glücklich zusammengewachsenen Nymphe Salmacis, für ihre und ihrer Kleinen Versorgung ein gewöhnlich zu Abwehrung des Hungers dargebrachtes Weibgeschenk, die Iresione, widmete, und daß der Sophist hier vielleicht eben so poetisch und allegorisch rede, als unsere Schönschreiber, wenn sie jemand an den Altären der Grazien opfern lassen. Wiewohl Alciphrons Hermaphroditus auch Priap seyn könnte, der hier einer verwittweten Buhlerin durch den gleich erfolgten sehr priapischen Auftritt zum zweyten Manne verhilfe. Man sieht ferner, daß es

an Theophrasts Abergläubigem ein charakteristischer Zug von höchst phantastischer, willkürlicher Andäc- teley sey, wenn er diesem, bloß in den Dichtern und der Bildnerey lebenden, Genius der weichen Ruhe und Gemächlichkeit die Ferientage heiligen möchte, Warum sollte nun der offenbar nicht mannweibliche, sondern weibmännliche Zwittergenius, den uns die alte Kunst aufstellt, etwas anderes, als jener Herma- phrodit der Fabel seyn, da bey der, vermöge sei- ner Flügel, nothwendig vorauszusetzenden allegori- schen Bedeutsamkeit desselben, aus seinem halbmann- lichen verweibten Körper, seinen Handlungen, Ge- bährungen und Attributen alle oben angedeuteten Be- griffe, wenn gleich Einer derselben in einzelnen Bil- dern der vorherrschende ist, sich von selbst aufdrin- gern der vorherrschende ist, sich von selbst aufdrin- gern? Ein geflügelter Hermaphrodit, folglich Genius und allegorisch, bey Caylus (*Samml. Hetruur. Alterth. Tab. 42, n. 3*), hingestreckt und zurückgelehnt, an allen Gliedern des Körpers, zu Bezeichnung der in ihm wohnenden *vis inertiae*, mit Bandfesseln unwun- den, mit der rechten Hand, welche thätig seyn sol- te, den schlaffen Körper stützend, mit der schwächern Linken eine Schüssel (nach Artemidor das Bild des Lebens) haltend, in welche ihm ohne sein Wissen und Bemühen von oben herab ein Apfel hineinfällt, rückwärts blickend und in der Vergangenheit wüh- lend, weil er nie vorwärts strebt, ist der in allen die- sen Eigenthümlichkeiten sich selbst vornehmlich und lebhaft ausprechende Genius schlaffer Weichlichkeit und träger Ruhe. Ohngefähr dasselbe bedeutet der von Winkelmann (*Gesch. d. K. S. 269 d. Wien. A.*) angeführte Hermaphrodit in der *Villa Albani*, wel- cher die rechte Hand über den Kopf legt, und diese Behörde mit dem an Sarkophagen und Begräbnis- urnen abgebildeten *Genius der sorgenfreyen Ruhe* (*Ge- nius securitatis*) gemein hat. Den verwöhnten weibli- schen Lüftling, dem nur der Genuß des Weibes Le- ben und Munterkeit giebt, erkennt man in einem an- deren geflügelten Hermaphrodit (*bey Caylus a. a. O. Tab. 38*), dem ein Weib eine Schaale, das Sinn- bild des Lebensgenußes, darreicht, von welcher ein vorher angebundener, das Band noch am Fusse schleppender Vogel, als Sinnbild der Munterkeit und freyen Regsamkeit, emporfliegt. Weichlichkeit und Schlafheit bedeuten unstreitig auch die schlafenden, und die auf einer Löwenhaut (auf den Spolien eines vorhergegangenen Zeitalters der Kraft und Anstren- gung) ruhenden Hermaphroditen. Den Genius der bis zur Gleichgültigkeit gegen die Leerheit des öffent- lichen Cultus gediehenen Cultur, der Verfeinerung des religiösen Sinns und des weichen Modegeschmacks an Sinnbildern, und mit philosophischen Religionside- en verknüpften Mysterien sehen wir vielleicht, an der

von dem Vf. (S. 38) beschriebenen Blumenbachischen Vase, in dem geflügelten Hermaphrodit, der eine Mysterienlade hebt, und in der Linken das mystische Tympanum hält. Inzwischen kann er auch der *ästhe- tische* Hermaphrodit, der Genius der Sophistik, des Geschmacks am Geschmückten und Gezierten, und seine Attribute können allegorisch seyn. Die Myste- rienlade bedeutet alsdann theils die Kunstgeheimnisse des Redners, welche auch Cicero und Quintilian (5. 14. §. 60 S. daf. Gesp.) *mysteria* und *sacra* nennen, theils die bilderreiche, die einfache Idee und den nackten Gedanken beschattende und verbergende Man- nier der Sophisten, vorzüglich den häufigen Gebrauch der Allegorie, welcher selbst den vorzüglichsten Schriftstellern dieser weicheren und geschmückteren Gattung, z. B. dem geschmackvollen Quintilian, ei- gen ist, und nach dem Ausspruch des Demetrius Pha- lereus (*de elocut. 101*) die eigenthümliche Hülle der Mysterien ausmacht. Das Tympanum würde folglich auf die Bemühung der Sophisten um Schall, Klang, Numerus und ohrfüllendes, oft hohles Wortgetön zu deuten seyn), wie in Quintilians (5. 12. §. 21) tadelndem Ausspruche: *non arma, sed tympana eloquentiae domus*. Den Genius der Überverfeinerung und Zie- rerey, oder der Sophistik, von Scharfslinn und sinn- reicher Kunst, oder vielmehr von Spitzfinderey und Künsteley geleitet, zeigt uns eine Hamiltonsche Vase (bey Hn. H. S. 38 ff.), wo ein Hermaphrodit auf ei- nem Wagen steht, der von einem Luchse und von einem Greife gezogen wird; jener ist Sinnbild des Scharfslinns und der Spitzfindigkeit, dieser, sonst At- tribut des dichtenden und orakelnden Apoll, bedeu- tet Kunsttalent und mühsame, studirte und einhüllen- de Kunst. Übrigens mögen manche Vorstellungen von Hermaphroditen nur Spiele der Künstlerlaune und Scherze über das Äußere derselben seyn, oder auf die mit den gleichnamigen verschnittenen Weibmän- nern gepflogenen Wollüste Bezug haben. Von der letzteren Gattung ist unseres Erachtens der dresdener Hermaphrodit (S. 37); zu der ersten rechnen wir den bey Borioni, welchen Hr. H. (S. 39) unter den herma- phroditischen Vorstellungen vom Bacchus auführt. Während der eine brünstige Satyr im Begriff steht, den schlafenden Hermaphrodit als Weib zu behan- deln, entdeckt der andere unter dem aufgehobenen Kleide die Mannheit, und winket sofort einem hinten stehenden lüsteren Weibsbilde herbey; das Ganze ist offenbar eine Posse über die Zweydeutigkeit des Geschlechts, und in seiner Art nicht anders anzuse- hen, als die muthwilligen Scherze der Epigrammati- ken über das Geschlecht des Hermaphrodit, und über die Ruthe des Priap.

Fw.

KLEINE SCHRIFTEN.

CHEMIE. Biga, b. Hartmann: *Versuch über die Natur der Blau- säure*, als Gelegenheitschrift bey dem Antritt der ordentlichen Professor der theoretischen und angewandten Chemie zu Dör- pat, dargestellt von Dr. David Hieronymus Grindel. 1804. 62 S. 8. Man würde sich sehr irren, wenn man in die- ser kleinen Schrift neue Aufschlüsse über die chemische Natur der Blausäure suchen wollte. Denn sie enthält nichts weiter als eine ziemlich vollständige Literatur über diesen Gegen-

stand; leider! aber ohne allen kritischen Geist zusammenge- stellt. Zum Schluss zieht der Vf. Folgerungen aus den bisze- rigen Versuchen über die Blausäure, die auch bereits von an- deren schon gezogen worden sind. Hätte der Vf. uns anstatt derselben eigene neue Versuche mitgetheilt, die aus einem Scherz weiter, in der Absicht dieser risikolosen Substanz gebracht hätten, so würde er auf den Dank des chemischen Publicums rechnen dürfen.

F F.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 S E P T E M B E R 1807.

G E S C H I C H T E.

FRANKFURT U. LEIPZIG: *Historisch-statistisches Archiv für Süd-Deutschland.* Mit Kupfern und Karten. 1807. 456 S. in 8. (2 Rthlr.)

Der Gedanke des Vfs., welchen jeder Leser erkennen wird, obschon er, aus begreiflichen Gründen, sich nicht genannt hat, in eine periodische Schrift Urkunden und statistische Erläuterungen der Zeitgeschichte, mit darstellenden Denkmalen der vergangenen Jahrhunderte zu verbinden, ist allerdings loblich; wir wünschen, daß ihm gelinge, das Publicum so zu fesseln, wie diese nützliche Sammlung es allerdings verdient, um eine Reihe von Bänden zu liefern, durch deren jeden die alte und neue Geschichtskunde allemal reichlich gewinnen wird.

Statistische Aufsätze machen den Anfang, und beziehen sich auf das Herzogthum Salzburg, die Fürstenthümer Berchtoldsgaden und Eichstädt, jenen salzburgischen Antheil an Passau, die Lande des deutschen Ordens, und die ständische Verfassung in Tirol, Vorarlberg und Schwäbisch-Oesterreich, S. 1—137. Alles dieses ist mit Ordnung und Bestimmtheit dargelegt, und es ist nichts zu unserer Kenntniß gekommen, was den Resultaten widerspräche. Salzburg und Berchtoldsgaden sind nie verständiger verwaltet worden, als von ihren letzten Fürsten; es war durchaus eine Tendenz zum Besserwerden, und überhaupt glückliche Unterthanen. Heilsam wirkte zu Eichstädt in ihrem augenblicklichen Seyn die Regierung des Großherzogs Ferdinand: Bey 332,380 Gulden Einkünften war die Schuldenlast 496,000 Gulden, deren 60,000 zu acht Procenten verzinst wurden. Durch vortheilhafte Anleihen, Einziehung der Rückstände, einige Verpachtungen und Versteigerungen, und Reduction verschiedener Ausgaben, war das Land in Jahresfrist (1803—4) *selbstständig* (al pari der Einnahme und Ausgabe?) und lieferte noch 10,000 fl. reinen Ertrag. So muß auch im Passauischen die Auflösung der Oberbehörden (mit Verweisung an die Landesstellen von Salzburg) und Vereinigung mehr als Eines Pflegegerichtes vortheilhaft gewirkt haben. Dafs (nicht in geistlichen Staaten allein) die Maschine allzu verwickelt und ein viel zu zahlreiches Dienstpersonale war, ist nicht zu leugnen. Dieses wirkte nachtheilig auf den Geschäftsgang, und verhinderte selbst gute Befoldungen: viele waren sehr ärmlich; dennoch foderte der Titel, anständig zu leben; und dennoch reizte die vermeinte Leichtigkeit eine allzu

S. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

große Menge, sich dem Civildienste zu widmen. Welches Seminarium für Mißsvergünstete hiedurch gesammelt, wie viele für ihr Lebenlang unbrauchbar oder elend geworden; und wie der Staat hierunter gelitten, ist Keinem unbekannt, welcher in den letzten Decennien den Gang solcher Dinge beobachten konnte. Was aber nun durch die Reductionen werden mag! Viele mag die Industrie, viele die Landwirthschaft revindiciren: Andere werden unbebauten Erdstrichen (deren so viele sind) zu Statten kommen: Auch wird man in übertriebener Beförderung einer Bevölkerung, die sich nicht nähren kann, in Provinzen, die keine Auswege haben, vorsichtiger werden. Allein, zurück.

Den statistischen Aufsätzen folgt eine Reihe sogenannter Beylagen älterer historischer Urkunden, in Beziehung auf die Verfassung und Sitten der Länder. Das Verhältniß zwar zu der vorhergehenden Statistik möchte wohl nicht von jedem Stück sehr in die Augen fallend seyn; alle aber verdienen des Geschichtsforschers, die meisten auch den Dank des lesenden Vaterlandfreundes. Die acht ersten betreffen die ursprünglichen Freyheiten und Rechte der tirolischen Lande, und sind wahrhaft merkwürdig. Vier folgende gehören in die Geschichte der ausgestorbenen Grafen von Montfort: Und allerdings kann die vorarlbergische dieser Aufschlüsse nicht entbehren. Wir hätten sehr gewünscht, wenn es diesem gelehrten Verfasser, und glücklichen Besitzer so vieler Geschichtsquellen irgend möglich wäre, etwa in dem zweyten Theil, eine klare Auseinandersetzung und eine genealogische Übersicht der mancherley Zweige dieses grossen Geschlechtes, und der Individuen eines jeden zu erhalten. Ohne dergleichen Darstellung, die wir nirgend noch mit einiger Authenticität gefunden, ist auch dem Aufmerksamsten fast unmöglich, viele merkwürdige Männer nicht zu verwechseln. Es folgen einige Kaufbriefe um Nellenburg und Hohenberg. Wir haben sittenmahlende Züge darin gefunden und sie mit Begierde gelesen. Da wir, aber die Dauer dieses Archivs ernstlich wünschen, so würden wir doch, um sie mehreren genießbar zu machen, einige Erleichterung in Orthographie, Interpunction und einige kurze Noten vorschlagen. So wird einem braven Vorarlberger die Sprache der Vorältern und ihre Lebensweise begreiflich, ohne dafs er Diplomatiker sey. Endlich finden wir neun Urkunden, welche die Verhältnisse Tirols zu dem Engadin und dem X Gerichten-Bunde angehen. (S. 138—225).

Den Band schliessen sehr merkwürdige Abhand-
H h h h

lungen, gemischten historisch-statistischen Inhaltes, über das tirolische Straßenswesen und den Transithandel, die Landtage, den Seidenhandel, das Salzwesen, mit Beyträgen zur Sittengeschichte. (S. 226-429). Die Geschichte der Straßen, von den Römern bis auf uns, ist ungemein interessant; namentlich der Aufsatz des verdienten Canzlers *Burgschamer* (dessen Tiroler Geschichte dem schweizerischen Tschudi zu vergleichen ist,) über die sieben Pässe des südlichen Theils. Bey S. 257 möchten wir bemerken, daß das Leinwandgewerbe von St. Gallen sehr viel älter ist, als das Unglück der Stadt Costanz von 1548. Die Costanzer bemühten sich siebenzig Jahre zuvor um die Erlaubniß, das Zeichen der *damals* besseren St. Galler Fabrik zu brauchen. S. 265 wird recht einleuchtend, was die Erhöhung der Zölle für eine schlechte Speculation ist. Ehe dieselbe in Mailand vorgenommen wurde, trug die Straße von Chiavenna jährlich 50.000, nachher kaum 10 000 Colli: Der mailandische Staat wurde umgangen. (Wäre er zu groß hiefür gewesen, so würde um so mehr durchgeschwärzt worden seyn. Mächtige eine seltene Unberechenlichkeit einer sehr großen Anzahl von Zollbedienten auch dieses unmöglich, so fiel, so verlor sich der Handel.) Eben so ging es den Venetianern mit ihrem allzuhohen Zoll in Verona. S. 266. Des Freyherrn von Sternbach Mappe der Straßen Italiens durch Friul, Pustertal, Karnten; hier excerptirt. Dem Vf. ist eine Karte des Alpegebirges zugänglich, auf welcher wir in allem 72 Alpenpässe gezählt haben. Ein Verzeichniß derselben wäre für die ganze Geschichte belehrend, und ein Staatsgeheimniß läßt sich um so weniger denken, da das ganze Gebirg in die Kreuz und Queere durchstreift ist, und Gotthard, Bernhard, Cimplon, vor menschlicher Kühnheit und Kraft ihre Häupter gebeugt haben.

In dem Artikel von den Landtagen ist ein Auszug der urkundlichen Aufzeichnung derselben aus dem ständischen Archiv, der manche sonst nicht bekannte Particularität enthält, und demnach sehr schätzbar ist. Er läuft vom tiroler Bunde 1323 bis 1573, und wird fortgesetzt. Wir begreifen, daß auswärtige, nicht unmittelbar damit verbundene Sachen, aus dem Gedächtniß, und, wie dieses in Chronologie selbst erlebte Dinge oft am meisten trägt, nicht immer genau verzeichnet worden sind: Sonst müßten hin und wieder gegen die Gleichzeitigkeit sich Zweifel erheben. Soz. B. S. 285: Im J. 1461 (aber das Factum gehört in 1454) habe Erzherzog Sigmund Schaffhausen an das Reich überlassen (umgekehrt: von des Reichs Händen wieder an sein Haus bringen) wollen. Hiemit wird nun der Krieg 1460 in eine Verbindung gesetzt, welche er nicht hatte, und von Verheerungen gesprochen, welche gar nie geschehen sind. Alles, Gedächtnißfehler und Gerüchte; was hingegen die Landtage selbst betrifft, ist authentisch. Sollte S. 328 kein Druckfehler seyn, daß auf dem Landtage zu Botzen 1536 dem König Ferdinand für den Kaiser fünf und dreißig Tausend Mann bewilliget werden wären? Eben so vermuthen wir S. 336,

daß Dr. *Baumgartner* an die *königl.* (nicht *kais.*) Majestät wird geschickt worden seyn. Um aus einer späteren Abhandlung noch eines ähnlichen Zweifels zu ermahnen, so betrifft selbiger die S. 381 vorkommende Vergebung eines Zehnten von dem Salzwerk zu Taurin, durch Friederich von Wangen, Bischof zu Trident, von 1252. Diese Zahl (so gut sie hier in die Folge paßt) muß verschrieben seyn, da niemand besser als der Vf. weiß, daß jener Friederich 1220 nicht mehr lebte, und im angegebenen Jahr ein weit anderer Mann zu Trident regiert hat.

Die Abhandlung über den Seidenhandel ist schon durch die schnelle Aufnahme von Roveredo merkwürdig. Diese Prätur ist im achtzehnten Jahrh. von 2770 auf 18.000, Sacco von 450 auf 2500 Seelen durch die Seidencultur gestiegen. Es sind 20 Handlungen, deren die meisten jährlich für 200.000 Gulden Geschäfte machen; 7800 Personen finden hiebey Nebenverdienst. Ein Capital von jährlich wohl 320.000 Gulden ist im Umlauf. (Man füge bey, daß Eifer für gelehrte Forschungen zu Roveredo durch den Handelgeist nicht erstickt worden; bedeutende Gelehrte haben dort gelebt; es ist auch überhaupt eine feine Bildung und ein angenehmer Ton.) Über das Salzwesen sind mehrere Urkunden beygebracht, welche dessen älteste Manipulation zeigen. Der reine Ertrag der jährlich erzeugten 300.000 Centner übersteige doch nicht 50.000 Gulden. Aber wie viele Menschen werden genährt! Unter den Sittenzügen ist eine Acte des Dortmunder Vehingerichts wider Stadt und Rath Feldkirch besonderer Erwähnung am würdigen. Doch ist auch lehrreich, was vom Haushalte der Fürsten im XV. Jahrh. beygebracht ist. Ganz am Ende, wie in *fugam vocat*, finden wir eine Erläuterung der rheinischen Bundesacte, einer Urkunde, deren *Merkwürdigkeit* wohl einen anderen Platz als den letzten verdiente. Man kann aber sagen, daß nach erworbener Kenntniß der Theile die Betrachtung des umfassenden Bundes mehr Theilnahme erregt, auch daß sie chronologisch so ziemlich das Neueste war. Zwey sehr wohl gerathene und (wir haben einiges geprüft) genaue Karten von der Grafschaft Nellenburg und verschiedenen vorwärts für das Reich oder für Oesterreich collectierten Herrschaften aus derselben Gegend beschließen das Werk, welchem wir eine baldige und lange Fortsetzung aufrücklich wünschen.

Ths.

LEIPZIG, b. Breitkopf u. Härtel: *Geschichte der kurfürstlichen Staaten*, von D. *Christ. Ernst Wisse*, Oberhofgerichts-Professor und Prof. zu Leipzig. 1806. 4 Band. VIII u. 384 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Auch in der Bearbeitung des vorliegenden 4 Theils ist sich der Vf. gleich geblieben. Wir müssen es daher überall bey unseren früher abgegebenen Urtheilen (1804 No. 74. 1806 No. 144) bewenden lassen, indem wir nur etwa für diesen Theil besonders hinzufügen möchten, daß wir uns von der Lectüre desselben noch weniger angezogen fanden, als bey der der vorhergehenden Bände, wovon weder an den vorgetragenen Gegenständen, noch an uns die Schuld allein

Regen dürfte. Aber einen Punkt aus jenen Bemerkungen scheint uns nothwendig hier zu wiederholen, und die hier sich ergebende Bestätigung desselben, von der zweifelhaften Unparteylichkeit des Vfs. in der Beurtheilung der Rechte seines Fürsten gegen Insaßen oder Benachbarte, und den daraus herfließenden Streitigkeiten, nicht zu vergeffen. Freylich konnten viele hier abgehandelte Irrungen und Ansprüche, wenn auch nicht in der Wirklichkeit doch in der Meinung praktische Wichtigkeit behaupten, (besonders vor des deutschen Reiches Zertrümmerung und dem Beytritt zu der rheinischen Bundesacte — eine Schlichtung, die wenig Augenblicke vorher noch Niemand ahnden konnte); von einigen ist das Andenken noch so neu, andere sind in ihren Folgen noch so einwirkend, daß eine Anerkennung des Unrechts von Seiten des obliegenden Fürsten, auch nach gänzlicher Beylegung (vornehmlich in des Vfs. Lage) mehr als bedenklich scheinen mußte. Und nun gar bey den noch dauernden schien die Collision des Staatsdieners, der sich vielleicht für eine Seite schon entschieden hatte, und des Geschichtschreibers mehr als bey den für uns unmittelbar ganz einflusslosen Begebenheiten entfernter Jahrhunderte unvermeidlich zu seyn. Aber bey vielen, für immer beygelegt, konnte doch wohl der Geschichtschreiber völlige Unparteylichkeit üben, unbekümmert welchen Einfluß sein Urtheil haben würde; ihm, der nur nach Erforschung und Darstellung der Wahrheit strebt, mußte es angenehm seyn, wenn seine Anerkennung derselben auf die Geschäfte Einfluß erhielt und dadurch der aus falscher Ansicht entstandene Nachtheil, gleichviel zu wessen Vortheil, nicht noch vermehrt würde. Das aber, was bloß der Geschichte noch angehört, muß rücksichtslos von ihr entschieden werden. Dies ist in diesem Werke nicht immer der Fall. Man findet oft (der Ausdruck der alten Sprache sey uns noch erlaubt!) nur die Ansichten und Darstellungen eines sächsischen Publicisten (z. B. S. 63. 90). Wir sind weit entfernt, diese Ansichten der Sachen, diese Parteynehmung dem Vf. besonders verargen zu wollen, wir wissen, wie verschieden die Urtheile hier noch sind; aber unsere Pflicht erfordert es, die Abweichung von dem unsrigen anzuzeigen. Wie leise ist nicht die Schattenseite der Geschichte des Kurfürsten August angedeutet (S. 185), da doch die Maßregeln dieses Fürsten und seine Mittel die vorgesetzten Zwecke zu erreichen oft in harte Despotie ausarteten, wovon ein Beyspiel bey *Leutinger* (Opp. 746) nachgelesen werden kann (die Benutzung außer-sächsischer Quellen hat der Vf. über die Ausbeute, welche über viele Vorfälle ungedruckte innere gaben, mit Unrecht, zu wenig versucht; wie kurz ist nicht über die Erwerbung eines Theils der hennebergischen Lande hinweggeeil (S. 141), und bey den Anwartschaften von Quedlinburg (115), Braunschweig (1278, daß Sachsen sich 1634 geregt habe, beauptet Spittler) unbemerkt gelassen, wie dadurch (Rec. kann aus ungedruckten Quellen hinzufügen, auch durch die auf Anhalt (68)), die frühen erworbenen Rechte Anderer gekränkt wurden! Überhaupt

dürfte die für die Erweiterung und Ausrundung der sächsischen Grenzen, für die Ausbildung der landesherrlichen Macht so wichtige Regierung des Kurfürsten August einer weit vollständigeren Darstellung fähig seyn, wenn man dabey nur mehr das Einzelne auffaßt, dem nachforschen und daraus mehr die Schattirungen der blendenden großen Resultate seines Leben hernehmen wollte. Nothwendig wäre es dabey, den Zustand seiner Nachbarn selbst, mit denen er in Berührung kam, zu untersuchen, daraus zu sehen, welchen Einfluß dieser auf ihre Handelsweise haben mußte; es würde sich dann oft finden, daß bey so mancher Verhandlung weiter nichts als eine kleine Beharrlichkeit nöthig war, um sie zu dem bestimmten Ziele zu führen. Man darf nur bey den Streitigkeiten mit den Grafen in Sachsen einen Blick auf ihren Zustand werfen, um die verschiedenen Resultate weniger auffallend zu finden. Die Grafen zu Mansfeld waren in so viele Linien getheilt, und so mit Schulden beladen, daß sie den sächsischen Landeshoheitsansforderungen nicht widerstreben konnten. Derselbe Fall war, wenn auch nicht in demselben Grade, im Hause Stollberg, und daher mußte auch dieses den Vergleich von 1568 eingehen. Wo hätten die Kräfte zum Widerstand herkommen sollen, besonders bey den Linien und Individuen, die nur sächsische Lehn besaßen, und täglich neue, alles verschlingende Inmisionen ihrer Gläubiger, oder, in ihrem Namen, des Kurfürsten selbst, besorgen mußten! Und ein, vielleicht längst sich freygetragenes Amt wieder zurückzuerhalten, gab man weniger nutzbare landeshoheitliche Rechte auf. Und Kurfürst August verstand die große Kunst, nicht alles auf einmal zu verlangen. Nicht die ganze Landeshoheit, nur einzelne Theile waren es, die zuerst angesprochen wurden; seine Nachkommen mochten fortfahren. Das Haus Schwarzburg dagegen, begüterter und nicht von so vielen Schulden gedrückt, hatte Mittel sich zu widersetzen und die kostbaren gericht- und außergerichtlichen Kosten aufzubringen, und endlich durch Geldzahlungen zu retten, was zu retten war. (Wenn doch die Fürsten Deutschlands hätten lernen wollen, was für Unglück das unbefonnene und thörichte Schuldenmachen über sie hereinwühlte, welche Vortheile kluge Sparfamekeit ihnen zuführte, wenn sie doch endlich die Stimme der Geschichte hörten, um nicht durch Fortgehen auf diesem Wege, da ihnen nun auch die Unmittelbarkeit genommen ist, alle Spur ihrer ehemaligen Würde und ihres alten Glanzes zu verlieren, um auch im mediaten Zustande wenigstens den ehemaligen Zeiten gemäß leben zu können!) S. 28 (um noch von einzelnen Punkten zu reden) der Zug des Kurfürsten Moritz ist nicht genau genug dargestellt; von den Streitigkeiten unter den Verbündeten selbst, die so leicht der guten Sache hätten nachtheilig werden können, wie jeder nur für sich sorgte (wie Nürnberg dem Kurfürsten allein 100000 Gulden geben mußte, von welchem Markgraf Albrecht seinen Theil verlangte) hat Rec. nichts gefunden. S. 149. Die hennebergische Erwerbung und Erbchaftsstreitigkeit ist nicht vollständig;

S. 244. Die Streitigkeiten über die Landeshoheit in der Graffschaft Hohnstein sind unrichtig erzählt. Der Vf. vermischte die *eigentliche*, seit 1412 im Stollberg'schen alleinigen Besitz befindliche Graffschaft Hohnstein (zur Zeit jener Streitigkeiten gewöhnlich das *Amt Hohnstein* genannt, wie nun auch wohl, dem größten Theil nach, *Amt Neustadt*) mit den Landen der Grafen zu Hohnstein, den Herrschaften Lohra und Klettenberg, welche damals uneigentlich Graffschaft Hohnstein genannt wurden, um aus der dadurch entstehenden Verwirrung der Begriffe Nutzen in den Streitigkeiten über den Besitz dieser Herrschaften zu ziehen. Über diese Herrschaften und mit ihren Besitzern, den Grafen zu Hohnstein, oder nachmals den Herzogen zu Braunschweig - Wolfenbüttel als Inhabern (seit 1593), und Sachsen konnte kein Streit obwalten, weil Sachsen alle seine Rechte auf Lohra und Walkenried, wenn diese die Landeshoheit in sich begriffen hätten, an Halberstadt 1573 abgetreten hatte. Er schwebte bloß wegen der stollberg'schen Graffschaft Hohnstein, und durch das Aussterben der gedachten Grafen konnten sie also nicht vergrößert werden, es sey denn, daß sie für Braunschweig, bey seinen damaligen Vergrößerungs- und Arrondirungs-Plänen, einen höheren Werth erhielten. Der Streit entstand ebenfalls durch die stollberg'schen Schulden, indem Sachsen und Braunschweig Gläubiger immittiren wollten, und ohne diese Finanzverhältnisse der Besitzer würde gar kein Streit entstanden und diese unmittelbar geblieben seyn; denn die Rechte des Besitzes sprachen für sie zu laut. Die sächsischen Gründe reducirten sich darauf, daß Hohnstein eine der 13 Graffschaften sey, welche zur Landgraftchaft Thüringen, und daß mehrere dazu gerechnete Ortschaften

in die Ämter Heringen und Kelbra gehörten. Diese beiden Ämter standen aber dem Hause Stollberg nicht ausschließlich zu, und eine Abreißung einzelner Parzellen war also gar nicht anzunehmen. Braunschweig aber hätte noch kurz vorher allen Ansprüchen auf die Landfässigkeit der Grafen wegen Hohnstein entsagt; nur daß auch kein Dritter diese Rechte übe; wienachher das abgeändert, ist bekannt. Herzog Heinrich Julius setzte sich indeß 1598 als Cessionarius stollberg'scher Gläubiger in den Besitz der Graffschaft (des Amtes) Hohnstein, und erst 1639 erhielten die Grafen dieselbe von der jetzigen Linie zurück. Daher kommt es, daß bey diesen Landeshoheitsstreitigkeiten von den wahren Besitzern selbst so wenig die Rede ist. Rec. ist hier weitläufig geworden; aber erglaubte sich dies erlauben zu dürfen, weil in den Begebenheiten der kleinen Reichslande die Dunkelheit gewöhnlich sehr groß ist, Irrthümer sich leichter dabey fortpflanzen, und doch auch ohne eine genaue Darstellung der einzelnen Landeshoheitsstreitigkeiten, diese nunmehr bloß geschichtliche, aber immer sehr interessante und fruchtbare Lehre, nie den bedürftenden Grad von Richtigkeit und Genauigkeit erhalten wird. — Die Erwerbung der quersfürstlichen Lehne ist hier bey Gelegenheit der Abtretung der an Magdeburg gefallenen Stammherrschaft durch den prager Frieden (so weit geht dieser Theil) S. 325, und die Anlegung der friesländischen Post (f. Jahrg. 1806. dies. Bl. No. 144. S. 539 und 541) ebenfalls nachgeholt. Angehängt ist I) ein Auszug aus der Kapitulation mit dem Stift Merseburg vom 13 Februar 1583; II) eine Nachricht von dem ersten Entwurf der Appellat. Ordnung; III) der Landtagsrevers vom 13 März 1635.

H. St. F.

K U R Z E A N Z E I G E N.

SCHÖNE KÜNSTE. *Posen und Leipzig*, b. Kühn: *Amöne, die Braut eines Verbrechers*. Ein Roman in zwey Theilen von Karl Stein. Mit 1 Kupfer von Rosmäsler. 1804. 184 u. 190 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.) Wer gern unter Räubern lebt, und ein Vergnügen daran findet, sich von allerley in ihr Geschäft einschlagenden Abenteuern unterhalten zu lassen, findet hier seine Rechnung. Denn auch dieser Gasthof für Leselustige hat zum Aushängeschild einen tüchtigen Räuberhauptmann nebst Zubehör. Die Zubereitung der hier gereichten Kost ist ganz nach Art solcher Gasthäuser; die Tafel wird fleißig servirt mit Wasseruppe, Mehlbrei und Kartoffeln. Hier ist ein Löffel solcher Wasseruppe: *Amöne*. Ich träumte von dir. Nun ist mein Traum erfüllt; aber was willst du, Lieber? *Gustav*. Erinnere dich mit Freundlichkeit, was du mir einst gelobtest. *Amöne*. (Drückte seine Hand, denn sie verstand ihn.) Nun? *Gustav*. Habe ich mein Wort gehalten? *Amöne*. Ja, mein Theurer, ich danke dir. *Gustav*. Ich habe dich, du Holde, vom Schicksal errungen. Vergönne mir nun, meinen Anspruch geltend zu machen, und mein höchstes Glück zu beschleunigen. *Amöne*. Ich bin dein Weib, sobald du willst. *Gustav*. So eile ich zu einem Djener Gottes, der segnend unsere Hände zum ewigen Bunde in einander lege. — Sie küßte ihn zur Antwort, denn es war auch ihr Wunsch.

— nd.

Rom, b. Fulgoni: *Dei diritti del principato fu gli anticho edifi publici*; dall' Avvocato Don Carlo Fra. 1806. 24 S. in 8. So klein diese Schrift, und obwohl mehr gerichtlich als literarisch ihre Bestimmung ist, so sehr verdient sie den theilnehmenden Beyfall eines jeden für das Alterthum fühlenden Menschen. Das einzige, und vollständig erhaltene Denkmal römischer Baukunst und Gröfse, das *Pantheon*, von unwürdigen Nebengebäuden, und nicht ohne Gefahr, entstellt, sollte, nach der Vorforge mehrerer Päpste, endlich seiner Würde gemäß, frey da stehen. Ein baufälliges Bäckerhaus hat nothwendig abgetragen werden müssen. Jetzt kämpft der verdienstvolle Fra, daß dieses nicht, wie man unternommen hat, hergestellt werde. Die Regierung fühlt, wie es scheint, die Unschicklichkeit: es geschieht auch den Besitzern kein Unrecht; seit Jahrhunderten sind sie gewarnt, und noch 1784 ist wider sie gesprochen worden. Sollte man zu ängstlich, zugleich für eine Entschädigung zu arm seyn! Sollte keiner der Großen, welche aus Eitelkeit oder Gefühl die ewige Roma mit Ehrfurcht nennen, sollte keine Gesellschaft, welche mit Rührung und Entzücken diesen Tempel gesehen, dem Bäcker sein höchst zweifelhaftes Recht abkaufen wollen! Das ganze gebildete Europa wird begierig vernehmen, wie die Sache ausging, ob Agrippa's Werk an Pius VII., oder an welchen Großen und Edlen es Retter gefunden?

Ths.

J E N A,

gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf

1807.

Monatsregister

v o m

September 1807.

Verzeichniß der im Monat September in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**chermann Cabinetspredigten 226. 593.
 Almanac Impérial pour l'an 1806 et 1807 210. 465.
d'Arcore Ruinen von Herculaneum und Pompeji.
 Aus dem Italienischen überf. von Behr 212. 43.
 Archiv, hist. statist. für Süd-Deutschland. 1 Th. 223. 609.
 Anruf an die Schweizer zur Rettung der Bewohner der Geste des Wallensee's und des unteren Linthales 224. 383.
Augustin Berliner Gesundheitsalmanach 216. 611.

B.

- B**aggeses Parthenäis oder die Alpenreise. 2te Aufl. 212. 481.
 Betrachtungen über den Clerical- und Mönchsgelbst im 19 Jahrhundert, von A. F. R. 219. 637.
 Beytrag zur Geschichte des Kriegs in Preussen, Schießen und Polen in den Jahren 1806 u. 1807 216. 515.
Blafkes technologischer Jugendfreund. 3 Th. 224. 585.
 Blütenblätter, vom Verf. der Heliodora 210. 471.
Boeckh comment. in Platonis qui vulgo fertur Minos ejusdemq. libros priores de legibus 217. 521.
 Bornemann Beweis, daß der Unterschied zwischen heilbaren und unheilbaren Nullitäten dem jüngsten Reichsabschiede ganz fremd ist 206. 431.
 — über die confessio qualificata im Civilprocess mit einer Anwendung auf die exceptio non rite adimpleti contractus 205. 451.
Boškards, eines Schweizerischen Landmanns, Lebensgeschichte, von ihm selbst beschrieben. Herausgegeben von Müller 211. 430.
Bourguet chemisches Handwörterbuch; fortgesetzt von Richter. 6 Band. Nebst Anhang dazu, die Supplemente A—Z enthaltend 223. 572.
 Briefe, vertraute, über die inneren Verhältnisse am preussisch. Hofe seit Friedrichs II. Tode. 2 Th. 216. 513.
 Buggenhagen Beiträge zur Aufnahme der Landwirtschaft in Schwedisch-Pommern, in Rücksicht auf leichte Felder 215. 533.
Busch Handbuch der Erfindungen. 3 Th. 1. 2. Abth. 4 Th. 1 Abth. 2te Aufl. 208. 455.

C.

- C**anards Grundsätze der Staatswirtschaft. Aus dem Französichen überfetzt 222. 361.
 Continus patriotischer Aufruf zur härteren Betriebsamkeit des Torfwesens 215. 591.

E.

- E**dgeworth Harry and Lucy; herausgegeben von Herrmann. 1. 2 Vol. 223. 576.
 — — — Henri et Lucy; herausgegeben von Herrmann. 1. 2 T. 223. 576.
 Erfahrungen, pharmaceutische, vorzüglich die Receptirkunst betreffend 223. 576.
 Exners, des Erzpitzbuben, wohlverdientes Ende 211. 479.

F.

- F**ea dei diritti del principato su gli antichi edifizj pubblici 228. 616.

G.

- G**rimm Reise in die Gegend von Goldau und Lauwerz nach dem Bergställe 222. 567.
 Grindel Versuch über die Natur der Blausäure 227. 607.

H.

- H**amilton auserlesene Schriften; übersetzt von Jakob. 2 Thle. 224. 583.
Happack Materialien zu neuen Ansichten für die Erfahrungseelenkunde. 3. 4 Stück 212. 487.
Heinrich Hermaphroditorum, artis antiquae operibus illustrium, origines et causae 227. 601.
Heracidae Pontici Fragmenta de rebus publicis, edid. Kozler 217. 524.
 Herrmann neues Taschenbuch für Kinder zum Nutzen und Vergnügen auf 1805 223. 575.
Höpfner die kleinen Freunde der Naturgeschichte. 4 Th. 219. 544.
 v. Hormayr österreichischer Plutarch. 1—5 Bd. 224. 577.

I.

- I**äger Geschichte Frankenlands. 1 Th. 216. 518.
 Journal für Chemie und Physik. 1—3 Bd. 215. 507.
 Italien in den Jahren 1792—98. 1 Th. 224. 530.

K.

- K**röncke Untersuchungen üb. den Werth des Holzes und üb. d. Wichtigkeit der Holzersparung 213. 495.
Krug zur Münzkunde Russlands 211. 473.
 Künstlergalerie, oder Biographien und Charakter schilderungen berühmter Maler und Dichter, nebst ihren Bildnissen. 1 Heft 224. 582.
 Kunst, die, alle Arten der besten und neuesten, sowohl schwarzen als bunten, Tinten zu machen. 4te Aufl. 223. 576.
 Kupferammlung aus Lavaters physiognomischen Fragmenten. 3 Heft 214. 497.

L.

- L**ebensbeschreibung berühmter Königinnen. 1 Th. 224. 581.
Lehmus Predigten, nebst einer Abhandlung über die Predigt als Vorbericht 226. 597.

M.

- M**artiny praktisches Rechenbuch für Kaufleute und Geschäftsmänner. 2 Thle. 221. 557.
 Materialien, die willkürliche Entlassung des Patrimonial-Gerichtsverwalter in Kursachen betreffend 207. 445.
Meister commentatio in Auli Persii Flacci satyram quartam 218. 529.
 Mönch, der, hört mit dem Mönchthum auf; von A. B. C. 219. 540.
Muritz Handwörterbuch der schönen zeichnenden Künste 207. 418.
Münter die Offenbarung Johannis. 2te Aufl. 204. 47.

N.

- N**iemann Anleitung zur Visitation der Apotheken und der übrigen Arzneyvorräthe 208. 449.
Nolde über die Verhältnisse des Apothekers und die darauf sich beziehenden Pflichten der Statistenregierer 208. 450.

P.

- P**ersii, Flacci A., satirae sex, uno libro comprehensae 218. 529.
 — — — satirae; edid. Ortmann 218. 529.
 Persius Flaccus, des A., sechs Satyren, übersetzt von Nasser 218. 529.
Ploucquet Anmerkungen über die Schrift des Hn. Cadet de Vaux: die Gallerte aus Knochen etc. 215. 511.

Pöitz die Aesthetik für gebildete Leser. 1. 2 Th. 209. 467.

R.

Ras Untersuchungen, die wahre Ansicht der Bergpredigt betreffend 204. 422.

Reis's philosophisches System der gesammten Physik, oder die Philosophie des Hn. Nikolas. Aus dem Franz. 5 Th. 223. 569.

Römer Sammlung medicinischer Abhandlungen vermischten Inhalts 208. 456.

Rostorf Dichtergarten; erster Gang. Violen 220. 545.

Riedel Taschenbuch über Baumaterialien und Grundsätze zur Anfertigung der Bauanschlüsse. 2te Aufl. 222. 568.

S.

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch prakt. Aerzte. 24 Bd. 1 St. 219. 543.

Schmidt Anfangsgründe der Mathematik. 3ten Theils erste Abtheil. 221. 553.

— — Lehrbuch der reinen Arithmetik und Geometrie. 2 Bd. 222. 559.

Schreiber prophetisch-poetische Gemälde der Zukunft; eine Nachbildung der Offenbarung Johannis 204. 417.

Schuster Darstellung von Winter's System d. dualistischen Chemie. 1. 2 Bd. 215. 505.

Schütze der Dichter und sein Vaterland 220. 552.

Schultheß's Homilien üb. d. Offenbarung Johannis 226. 600.

— — Passionspredigten 226. 600.

Scriptores classici Romanorum. 1 Vol. 2 P. A. Persii Flacci Satirae VI. recens. a König 218. 529.

Seidel Ismael der Hagar Sohn. 2 Thle. 2te Aufl. 220. 521.

Sendtschreiben über das Pochmannische Gemälde Diana und Endymion und dessen zarte Beurtheilung in der Abendzeitung 225. 592.

Siegfried Nadir Amida, König von Persien 213. 495.

Staatskalender, herzogl. meklenb. Schwerinischer, für 1806. 2 Thle. 210. 468.

Staatskalender, herzogl. meklenb. Rrelitzischer, für 1806 210. 468.

Stein Amöne, die Braut eines Verbrechers. 1. 2 Th. 228. 616.

Stöhr Physiognomik. 2 Thle. 214. 497.

Stwe Lehrbuch der Kenntniß des menschlichen Körpers und der Gesundheitlehre. 2te Aufl. verbess. von Wiedemann 228. 452.

T.

Trommsdorff systematisches Handbuch der gesammten Chemie. 8 Bd. 225. 576.

Troß zwey Schauspiele; nach dem Italiänischen 207. 446.

U.

Ueber den dermaligen Zustand der österreich. Monarchie, besonders in Hinsicht des umlaufenden Geldes, des Papiergeldes, des auswärtigen Wechselcourses; und der Staatsfinanzen, von K. S. P. 1 Th. 215. 489.

Unaußsbarkeit, die, des heil. Ehebandes. 1. 2 Th. 219. 543.

v. Uslar über den Einfluß der Verkoppelungen in Nord-Deutschland auf den eintreffenden Holzmangel 226. 585.

W.

Wahrscheinlichkeit, die, oder Unwahrscheinlichkeit einer Landung der Engländer auf der nordwestlichen Küste Deutschlands 210. 471.

Weisse Geschichte d. kursächsischen Staaten. 4 Bd. 228. 212.

Wirtschaftsbuch, compendiöses, für Frauenzimmer 225. 591.

Welf über die Nervenübel 208. 453.

Z.

Zirkler Revision der wichtigsten Lehren des positiven Rechts. 1. 2 Th. 205. 426.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Frankfurt a. d. O. 218.

— — — — — in Kiel 218.

Ambröß in Passau 213.

Anonyme Verleger 210. 211. 216. 219 (3). 222. 224. 225. 228.

Barth in Leipzig 208. 225.

Becks Wittwe in Nördlingen 226.

Breitkopf und Härtel in Leipzig 223.

Buchheister in Breslau und Leipzig 222.

Dieterich in Göttingen 218.

Doll in Wien 224.

Dyk in Leipzig 219.

Ernst in Quedlinburg 225.

Fleischer jun. in Leipzig 222. 223.

Frölich in Berlin 225.

Fulgopi in Rom 228.

Gesner in Zürich 208. 224 (2).

Gräff in Leipzig 223.

Günther'sche Buchhandlung in Glogau 223.

Hahn in Hannover 205 (2). 226.

Hartknoch in Leipzig 207. 210. 215.

Hartmann in Riga 227.

Heerbrandt in Tübingen 216.

Heinßus in Gera 212.

Hemmerde und Schwetschke in Halle 217.

Hennings in Erfurt 223.

Meyer in Gießen 213.

Hinrichs in Leipzig 209. 221. 223.

Hofbuchdruckerey in Schwerin 210.

Hoffmann in Hamburg 212.

Keil in Magdeburg 226.

Klüger in Rudolstadt 216.

Kühn in Posen und Leipzig 218.

Kunst- und Industrieomptoir in Amsterdam 212.

Lange in Berlin 208.

Lechner in Nürnberg 218.

Lentner in München 218.

Matzdorf in Berlin 220.

Monath und Kufser in Nürnberg und Altdorf 224.

Palm in Erlangen 204.

Perthes in Hamburg 227.

Proft in Kopenhagen 204.

Realschulbuchhandlung in Berlin 215.

Renger in Halle 217.

Schmidt in Berlin 215.

Schöne in Berlin 207.

Schüppel in Berlin 223.

Schulbuchhandlung in Braunschweig 208.

Schumann in Ronneburg 207.

Sinner in Coburg 214.

Spalding in Neutrelitz 210.

Stahel in Würzburg 220.

Steinacker in Leipzig 220.

Steiner in Winterthur 211. 214. 226 (2).

Stettin'sche Buchhandlung in Ulm 222.

Stiller in Rostock 208. 225.

Tafsché und Müller in Gießen 205. 224.

Téstu in Paris 210.

Varrentrapp und Wenner in Frankfurt am Mayn 221.

Webel in Zeitz 204.

Wilms in Frankfurt am Mayn 224.

Wittekindt in Eisenach 208. 219.

Meinecke zu Ethenach
 Portalis in Paris
 Reiff in Neustadt bey Dresden
 Sprögel in Berlin
 v. Tempelhoff in Berlin

67. 569.
 73. 610.
 68. 582.
 73. 620.
 68. 580.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Paris, Preisertheilung an die Zöglinge der Lyceen am 14. Aug. 69. 592.
 — — Versammlung der Classe der französischen Sprache und Literatur des Nationalinstituts am 27. Aug. 74. 625.
 Petersburg, Preisertheilung und neue Preisfrage der russ. kaiserl. Akademie der Wissenschaften 74. 625.
 Rouen, Preisaufgaben der Akademie der Wissenschaften und Künste 74. 625.
 Stockholm, Preisertheilung der Akademie der Wissenschaften, und neue Preisfragen 70. 596.
 Toulouse, Preisfrage der Akademie der Blumen-spiele 74. 625.

Universtitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Coblenz, Lectionsverzeichnis an der école spéciale de droit 67. 569.
 Eisenach, Schulactus des fürstl. Gymnasiums am 31. Aug. 72. 610.
 Erlangen, Promotionen, Programme 73. 617.
 Jena, Lectionsverzeichnis, Promotionen 69. 585. 72. 609.
 Keszthely, in Ungarn, Errichtung einer Forst- und Jagdschule und für die Gestüte- und Bereiterkunst 73. 619.
 Kopenhagen, Verordnung in Betreff der Seminarien auf dem blauen Hofe 72. 612.
 Leipzig, Feyer der Durchreise des französischen Kaisers von Seiten der Universität, Verfertigung einer neuen Sternkarte 69. 585.
 Marburg, Lectionsverzeichnis 71. 601.
 Meiningen, gegenwärtiger Zustand des herzogl. Lyceums 72. 610.
 Ofensu, in Ungarn, Vorschlag zur Errichtung einer ungarischen Nationalschule daselbst 73. 618.
 Sáros-Patak, in Ungarn, Schalexamen des reformirten Collegiums 73. 513.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Baggesen's Parthenais wird ins H. llandische und Französische überetzt 73. 520.
 Dresden, daselbst ist auf den Befehl des französischen Kaisers in die Bibliothek ein Denkmal in Lapidarstyl gedruckt 69. 590.
 D'Epparron de Palhères, daselbst hat man Inschriften in einer Capelle entdeckt 74. 616.
 Etienne ist Censor des Journal de l'Empire 69. 592.
 St. Gallen, Einführung eines neuen Criminalgesetzbuchs 69. 592.
 Gelieure, in Paris, hat den Erzkanaler auf einen Corall-Onyx geschnitten 67. 572.
 Germann, in Frauenstein, Druckfehleranzeige seines Regulativs für die Haltung der Regiments 73. 624.
 Jakobs in Gotha Erklärung 70. 600.
 Jena, Bücherverkauf daselbst 72. 615.
 Jenner in London hat vom Unterhaus 20000 Pfund erhalten 72. 614.
 Kirchner in Frankfurt am Mayn Antikritik nebst Antwort des Recensenten 71. 606.
 Kotschy, Graf, hat d. Akademie d. Wissensch. in Petersburg einen Meteorstein geschickt 70. 598.
 Landsdown's Manuscriptensammlung hat das britische Museum gekauft 72. 614.
 Langensalza, Anzeige der thüringischen Landwirtschaftsgesellschaft daselbst 74. 632.
 Legouve in Paris censirt jetzt den französischen Metour 69. 592.
 Musée français, davon ist die 51ste Lieferung erschienen 68. 581.
 Parson giebt eine Beschreibung von Alexandrette heraus 67. 571.
 Schlegel, A. W., hat eine comparaison entre la Phèdre de Racine et celle d'Euripide herausgegeben 72. 612.
 Semler in Dresden Erklärung über zwey Recensionen seiner Ideen zu einer Gartenlogik 69. 591.
 Voigt in Jena Beobachtung eines seltenen Lichtbogens 67. 570.
 West in Kopenhagen hat einen Katalog seiner Gemäldesammlung herausgegeben 72. 613.
 Wilkensohn giebt die Beschreibung des Caucasus heraus 70. 560.

J E N A I S C H E
A L L G E M E I N E
L I T E R A T U R - Z E I T U N G

V O M J A H R E

I 8 0 7.

V I E R T E R J A H R G A N G.

V I E R T E R B A N D.

O C T O B E R, N O V E M B E R, D E C E M B E R.

J E N A,
in der Expedition dieser Zeitung,
und L E I P Z I G,
in der königl. sächsischen Zeitungs-Expedition,

1807.

THE UNITED STATES OF AMERICA

DEPARTMENT OF COMMERCE

OFFICE OF THE SECRETARY

WASHINGTON, D. C.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 O C T O B E R, 1807.

T H E O L O G I E.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Johann Gottfried von Herder's sämtliche Werke. Zur Religion und Theologie.* Dritter Theil. 1806. 430 S. Fünfter Theil. 1806. 456 S. Sechster Theil. 1806. 251 S. und 134 S. Zusätze. Siebenter Theil. 1807. 494 S. Achter Theil. 1807. 311 S. 8.

Alle diese Theile gehören, sowie die ersten beiden, welche 1806 No. 1 u. 2 beurtheilt worden sind, der biblischen Literatur an. Der dritte endiget den Geist der hebräischen Poesie, Wort für Wort nach der ersten Ausgabe am Ende mit einem kleinen Zusatz über den Inhalt, den der dritte Band haben sollte, zu dem aber Herder auch nicht ein Blatt Vorarbeit hinterlassen hat. Er sollte den Geist der prophetischen Poesie, von ihrem ersten Bruchstück an bis auf ihr letztes armseliges Blatt im dritten Buch Esra, enthalten; und wenn man in dieser Ausgabe sich wieder ins Gedächtnis zurückrufen hat, wie viel Prüfsenwerthes der Vf. über den Einfluß, den Moses, seine Thaten, seine Gesetze auf die hebräische Poesie gehabt haben, gesagt, und wie glücklich er die Beschaffenheit derselben im heroischen Zeitalter und die Richtung, die ihr David gegeben, entwickelt hat: so bedauert man, daß derselbe auch dieses Werk nicht vollenden konnte. Möge nun ein anderer unserer Schriftsteller, wieschon dazu Hoffnung gemacht worden, die vollständige Übersicht der prophetischen Poesie geben, die unserer Literatur noch abgeht! Denn giebt sie die deutsche Nation nicht, bey der neben den dazu nöthigen Kenntnissen noch die meiste freye Ansicht herrscht, welche Nation sollte sie geben?

Es würde zweckwidrig seyn, über den Inhalt, die Vorzüge und die Eigenthümlichkeiten eines bereits seit bald einem Vierteljahrhundert bekannten und viel gebrauchten Buchs ins Einzelne zu gehen, die feinen und sinnreichen einzelnen Combinationen auszuheben, ihren Werth und ihre Richtigkeit zu würdigen, manche derselben aus der Analogie, wie es wohl möglich wäre, zu erläutern und zu befestigen, und andere, die zu weit getrieben, und zu spitzfindig oder zu künstlich scheinen, mit einer Kritik zu begleiten: zu letzterer würde sich ohnehin der Rec. ungern entschließen, da der Herausgeber dieses Theils der *Herderischen Werke* einen so ängstlichen Vertheidiger seines Schriftstellers macht, als ob durch eine nicht durchgängige Billigung seiner Meinungen dem Ruhm des Verstorbenen etwas entzogen würde, und er eben darum das, was andere neben Herder im biblischen

Fache unter dem Beyfall ihrer Zeitgenossen ausgeführt haben, gern seinem Schriftsteller zueignen, und es als ihm abgeborgt, darstellen möchte.

Im fünften und sechsten Theil ist die älteste Urkunde des Menschengeschlechts, eine nach Jahrhunderten enthüllte heilige Schrift, mit einigen früheren Entwürfen, die der sel. Vf. für diese Arbeit gemacht hatte, am Ende, enthalten. Es ist bekanntlich ein Commentar über die Genesis bis zur noachischen Fluth, unter der Voraussetzung, daß diese Capitel die eigentliche Quelle vieler ägyptischen und morgenländischen Begriffe gewesen wären. Man kann dem Vorredner zugeben, was er S. XI über dieses Herdersche Werk sagt: „das Leben der Darstellung in seinen Naturgemälden, die dichterische Begeisterung, die wie ein Feuerstrom das ganze Werk durchläuft, und mit wunderbarem Zauber jeden gefühlvollen Leser in die heiligen Tage der Urwelt hinführt, die reine Ehrfurcht und der Adel der Empfindung für die Höhe der Offenbarung, der tiefe Blick, womit der Vf. in den ersten Geschichten des Menschengeschlechts die Grundzüge seiner Natur und seiner Schicksale entdeckt, die unverzagte Freymüthigkeit, womit er gegen eingewurzelte Vorurtheile seiner (und unserer!) Zeit, welche einst die Nachwelt dafür erkennen wird, als ächter Zeuge der Wahrheit auftritt, und der Reichthum von Gelehrsamkeit, der, nicht aus prahlenden Citaten dem gemeinen Leser, sondern aus der Behandlung des Ganzen und mancher einzelner Anspielungen dem Kenner einleuchtet — alles dies machte dieses Werk zur damaligen Zeit zum Einzigen seiner Art“ — man kann sogar hinzufügen: „und sey auch jetzt noch das Einzige in seiner Art:“ und doch dem Ganzen seinen Beyfall versagen. Es folgt daraus nur Originalität des Werks, aber lange noch nicht seine Haltbarkeit: und doch gehört zur Vortrefflichkeit eines Werks Originalität mit Haltbarkeit verbunden. Die Deutung der Urkunde selbst (z. B. ein dämmernder Morgen als Schöpfungsbild) läßt sich nicht durchsetzen; die Deduction vieler ägyptischer und morgenländischer Religionsbegriffe aus dem Schöpfungsbilde ist zwar scharfsinnig, oft witzig; aber auch dieses allein: sie ist der Geschichte entgegen. Als der sel. Vf. die älteste Urkunde schrieb, war er mit sich selbst noch nicht in Ansehung der Kritik, mit welcher die alte Geschichte bearbeitet werden muß, im Reinen. Aber dennoch ist sie voll Feuerfunken des Genies, reich an Saamenkörnern zu neuen Ideen und Aufschlüssen über die älteste Welt, über die Kindheit und früheste Bildung unseres Ge-

schlechts, die der Vf. nachher in späteren Schriften zum Theil besser ausgeführt hat. Daneben ist der Ton des Ganzen zu auffahrend und wegwerfend, und daher selbst für den Leser anstößig, der weder einen Freund noch sich selbst dabey zu vertheidigen hat. Und hätte ohne ihn die unverzagteste Freymüthigkeit nicht auch bestehen können? „Ich behaupte (sagt Herder in einem früheren Entwurf B. VI. S. 33 der Zusätze), „dass nie ein physisches System, die Naturlehre mag sich verändern und erweitern, wie sie will, der Schlüssel zu Moses seyn wird. Das ganze Stück (I B. Mose I) ist offenbar nichts als Gedicht, morgenländisches Gedicht, was ganz auf den sinnlichen Anschein, auf die Meinungen des Nationalglaubens, sogar auf durchaus falsche Meinungen, auf Irrthümer der Vorstellungsarten des Volks, auf Blendwerke der Einbildungskraft und der Nationalgefühle bauete.“ — Gebt dieser Stelle Freymüthigkeit ab? und wer könnte an ihr Anstoß nehmen? Herder selbst hat in der folgenden Zeit den zermalmenden Tritt in der ältesten Urkunde in seinen Schriften verlassen, und ihn dadurch selbst gemißbilliget: wer möchte nun noch Gründe zu seiner Beschönigung auffuchen? Es ist zu bedauern, dass Herder in seinen späteren Jahren die ganze Schrift nicht umgearbeitet und dabey bis ans Ende fortgeführt hat: wie würde sich seine späte kritische Belesenheit gegen die frühere, von aller historischen Kritik verlassene, ausgenommen; wie würde seine tödtende Feuerrede in die Sprache der Lieblichkeit und erhabenen Einfalt herabgesunken seyn!

Der Commentar über die Apokalypse im *siebenten* Theil gehört zu den vorzüglichsten Schriften des sel. Herder's im Fache der biblischen Literatur. Er brachte zur Auslegung mit, was einem Ausleger der Apokalypse vor allem Noth ist: Schwung der Einbildungskraft und vertraute Bekanntschaft mit der hebräischen Prophetensprache. Er hat es selbst in späteren Jahren erkannt, dass er vom 13ten Kapitel an vom rechten Weg, den er in seinen ersten Entwürfen befolgt hatte, abgekommen sey (wir wären begierig zu erfahren, durch welche Umstände? oder durch welchen Schriftsteller?). Hätte er seine erste Idee durchgeführt, und vom 13ten Kapitel an nicht Jerusalem, sondern Rom gefunden — er würde dann gewiss auch entdeckt haben, dass der Untergang Jerusalems und Roms zu höheren Zwecken in dem Dichtungswerke stehe, und er würde nie in den Fall gekommen seyn, den Einwurf zu hören: „er habe dem Buch seine Nutzbarkeit für unsere Zeit benommen, da er es auf eine längst erlebte Begebenheit gedeutet.“ Die Einwendung war zwar ungegründet: denn Herder lies ja am Ende des Buchs das höhere Reich Christi stehen; war dies nicht genug zur Rechtfertigung (wenn es überhaupt einer bedurfte, da ja die Schriften des N. T. nicht für unsere Zeiten geschrieben worden, und wir nur zufällig von ihrem Daseyn Nutzen ziehen,)? Dabey würde der Recens. in der Rechtfertigung stehen geblieben seyn. Denn wenn Herder nun weiter behauptet: „auch in den ersten Theilen die Apokalypse für unsere Zeiten gedeutet zu haben,“ so kann er nur sagen wollen: die Worte litten auch auf unsere Zeiten noch *Anwendung*; es lasse sich auch jetzt noch Trost aus ihnen nehmen, insofern sie allgemeine Wahrheiten enthalten, und sie nur auf das Hauptthema, die Zerstörung Jerusalems, angewendet werden: aber wer möchte solche Anwendungen eine *Deutung* nennen? Solche engherzige Einwürfe müsse man Herder's *Maran Atha* nie mehr entgegensetzen: Jeder brauche ihn, wozu er auch in seinen mangelhaften Parthien vortrefflich dienen kann, zur Entwicklung der Genesis der Bilder, und ihrer Deutung aus der alten Prophetensprache.

Noch finden sich im *siebenten* Theil Salomon's Lieder der Liebe; immer noch das Beste, was über das hohe Lied vorhanden ist, wenn gleich über einzelne Stellen noch manche Wünsche übrig bleiben; im *achten* Theil: Erläuterungen zum N. T. aus einer neueröffneten morgenländischen Quelle; und Briefe zweyer Brüder Jesu in unserem Canon, zwey Schriften (von 1775), die dem, was der sel. Vf. in der folgenden Zeit über das N. T. geschrieben hat, bey weitem nicht gleich kommen. Eine Kritik derselben, die ins Einzelne ginge, würde nun, nachdem schon durch den sparsamen Gebrauch, der von ihnen gemacht wird, über ihren Werth deutlich genug geurtheilt worden, viel zu spät kommen.

صالح

- 1) PARIS, b. d. Wittwe Nyon, u. in d. Stereotypendruckerey b. Nicolle: *Catéchisme à l'usage de toutes les églises de l'Empire Français*. 1806. XII et 144 P. in 8.
- 2) LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Katechismus zum Gebrauch für alle Kirchen des französischen Reichs*. Aus dem Französischen übersetzt von M. A. Friedrich Marx, Pfarrer in Liebertwolkwitz und Grospöna bey Leipzig. 1807. XVI und 199 S. 8. (16 Gr.)
- 3) AMSTERDAM, im Kunst- und Industrie-Comtoir, u. LEIPZIG, in Commission bey Kummer: *Katechismus zum Gebrauche in allen Kirchen des französischen Kaiserreichs*. 1807. 184 S. 8. (10 Gr.)

Habent et sua fata libelli, dachte Rec., als er in dem Ostermefscatalogus vier Übersetzungen eines Buchs angekündigt sahe, von welchem, wenn es vor 20 Jahren erschienen wäre, schwerlich ein einziger Buchhändler in dem ganzen damaligen heiligen römischen Reiche deutscher Nation Notiz genommen hätte, geschweige denn auf den Einfall gekommen wäre, es übersetzen zu lassen. Denn welchen Absatz hätte er sich von einem Buche, besonders einem Katechismus, versprechen dürfen, der, nach dem eigenen Zeugniß des Cardinals Caprara (*pref. p. III*) *ex illustris potissimum Meldensis Episcopi Jacobi Benigni Bossuet et aliarum ecclesiarum catechismis depromptus* ist, oder von dem der Erzbischof von Paris, der Cardinal de Belloy, schreibt: „nous y avons retrouvé presque en entier l'ouvrage de l'illustre Evêque de Meaux.“ (*pref. p. VIII*) folglich, einige durch Zeit und Umstände nöthig gewordene Abänderungen abgerechnet, eine längst be-

kannte Schrift war? Da sie aber im Jahre 1806 erschien, zu einer Zeit, wo von einigen, besonders transrhänischen, Schriftstellern so viel von einer Vereinigung aller christlichen Religionsparteyen gesprochen wurde: so konnte es allerdings auch Manche, welche das Original nicht kaufen, oder nicht lesen können, interessieren, zu wissen, was denn in diesem *französischen* Katechismus enthalten sey. Für diese ist also durch die 4 Übersetzungen, von denen uns bis jetzt aber nur die beiden oben angeführten zugekommen sind, überreichlich gesorgt. — Die Einrichtung des Katechismus ist folgende. Nach der Approbation des Card. Caprara, dem kaiserl. Befehl zur Einführung des Katechismus,

dem Privilegium für die auf dem Titel genannten Buchdrucker vom Minister Portalis, und der Verordnung des Erzbischofs von Paris, des Card. de Belloy, über die Einführung des Katechismus in seinen Sprengel, folgen im Original *Gebetsformeln* für den Morgen und den Abend, wie man sie gewöhnlich in katholischen Gebetbüchern findet, und ein *kurzer Abriss der biblischen Geschichte* in 8 Abschnitten, von denen 6 der Geschichte des A. T. und die beiden letzten der Geschichte des N. T. gewidmet sind, deren Hauptinhalt durch einige Fragen wiederholt wird. Wir setzen den Schluss des 8 Abschnitts hieher, der denn auch zugleich als Probe der Übersetzungen dienen kann.

Leipziger Übersetzung.

Ketzereyen, durch Jesum und die Apostel vorhergesagt, erheben sich; alle Geheimnisse des Glaubens werden eins nach dem anderen angefochten; der *christliche* Glaube wird dadurch immer klärer und befestigter. Durch die göttliche Lehre und durch die heiligen Sakramente bringt die Kirche immer Fromme und Heilige hervor, die unbekannt der Welt leben; jedes Zeitalter aber ist auch durch einige Beyspiele einer außerordentlichen Heiligkeit ausgezeichnet worden. Mitten in Anfechtungen und Gefahren erwarten die Christen die allgemeine Auferstehung, und den Tag, wo Jesus Christus in seiner Majestät wiederkommen wird, zu richten die Todten und Lebendigen.

Amsterdamer Übersetzung.

Die von Jesus und von seinen Aposteln vorhergesagten Ketzereyen erheben sich; alle Geheimnisse des Glaubens werden eins nach dem anderen angegriffen; der Glaube wird aber dadurch immermehr befestigt und gereinigt. Durch die reine Lehre und durch die Bedienung der Sacramente erwirbt sich die Kirche beständig Heilige, welche der Welt unbekannt bleiben. Jedes Jahrhundert zeichnet sich jedoch ganz besonders aus durch irgend ein Beyspiel von glänzender Heiligkeit. Mitten unter Versuchungen und Gefahren hoffen die Christen auf eine allgemeine Auferstehung, und auf den Tag, an welchem Jesus Christus wiederkommen wird in seiner Majestät, zu richten die Lebendigen und die Todten.

Les hérésies prédites par Jésus Christ et par les apôtres s'élèvent; tous les mystères de la foi sont attaqués les uns après les autres: la foi ne fait que s'affermir et s'éclaircir davantage. Par la saine doctrine et par l'administration des sacrements l'église produit toujours des saints, qui demeurent inconnus au monde: cependant chaque siècle est illustré par quelque exemple d'une sainteté éclatante. Au milieu des tentations et des périls les Chrétiens attendent la résurrection générale, et le jour où Jésus-Christ reviendra dans sa Majesté juger les vivans et les morts.

Nun folgt der Katechismus selbst, der in drey Theile und einen Anhang zerfällt. Der erste handelt in 19 Lectionen die Glaubenslehre ab; der zweyte die Moral in 19 Lectionen; der dritte erklärt die gottesdienstlichen Gebräuche (*culte divin*) in 25 Lectionen; und der Anhang zum dritten Theil enthält in 15 Lectionen die vornehmsten von der Kirche angeordneten gottesdienstlichen Verrichtungen. Da man hier größtentheils den Bossuetschen Katechismus wieder findet, so würde ein Urtheil über Materie und Form über 100 Jahre zu spät kommen. Nur das sey uns zu sagen vergönnt, auch wir haben, um die Worte des Hrn. Erzbischofs von Paris zu den unsrigen zu machen, darin „la doctrine catholique exposée dans son intégrité“ gefunden. Über den Abschnitt, der diesem Katechismus eigenthümlich ist, drückt sich der Herr Erzbischof (Pref. p. VIII) folgendergestalt aus: „Les devoirs des

sujets envers les Princes, qui les gouvernent y sont expliqués avec plus d'étendue qu'ils ne l'ont été jusqu'à ce jour, parceque les circonstances du temps où nous vivons ne ressemblent point à celles des temps qui ont précédé; et que les Chrétiens n'ont jamais craint, quand les circonstances ont paru l'exiger, de déclarer leur sentiment envers les Puissances établies de Dieu pour régir le monde. Mais les principes qui y sont enseignés sont de tous les siècles; parceque la Religion ne change pas de principes. En publiant aujourd'hui des obligations qu'elle nous impose envers l'Empereur, nous ne faisons que ce que firent les premiers Chrétiens; nous nous servons des mêmes expressions dont ils se servirent. — Theils um derjenigen unserer Leser willen, welche das Buch selbst nicht haben, theils auch, um noch eine Probe von den beiden Übersetzungen zu geben, schreiben wir diese Lection, die siebente des zweyten Theils, hier ab.

Leipz. Übers.

Welches sind die christlichen Pflichten gegen die Fürsten, die uns regieren, und welches sind besonders unsere Pflichten gegen Napoleon den ersten, unseren Kaiser?

Die Christen sind den Fürsten, die sie regieren, und wir besonders sind Napoleon dem ersten, unserem Kaiser, schuldig Liebe, Ehrerbietung, Gehorsam, Treue, Militärdienste, Abgaben, aufgelegt zur Erhaltung und Vertheidigung des Reichs und seines Throns; wir sind ihm ferner schuldig inbrünstige Gebete für sein Wohl und für das geistliche und zeitliche Wohl des Staats.

Warum sind wir zu alle diesem gegen unseren Kaiser verpflichtet?

Amst. Übers.

Welche sind die Pflichten die Christen in Ansehung der Fürsten, von welchen sie regiert werden, und welche Pflichten müssen wir insbesondere gegen Napoleon den Ersten, unseren Kaiser erfüllen?

Die Christen sind den Fürsten, von welchen sie regiert werden, und wir besonders Napoleon dem Ersten, unserem Kaiser, Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, Kriegsdienste, und die zur Erhaltung und Vertheidigung des Reichs und seines Thrones eingeführten Auflagen schuldig; wir sind noch ausserdem verbunden, für sein Wohl und für die geistige und zeitliche Wohlfahrt (des Staats) mit Inbrunst zu beten.

Warum sind wir verbunden, alle diese Pflichten gegen unseren Kaiser zu beobachten?

D. Quels sont les devoirs des chrétiens à l'égard des princes, qui les gouvernent, et quels sont en particulier nos devoirs envers Napoléon premier, notre empereur?

R. Les chrétiens doivent aux princes, qui les gouvernent, et nous devons en particulier à Napoléon 1^{er}, notre empereur, l'amour, le respect, l'obéissance, la fidélité, le service militaire, les tributs ordonnés pour la conservation et la défense de l'empire et de son trône; nous lui devons encore des prières ferventes pour son salut et pour la prospérité spirituelle et temporelle de l'Etat.

D. Pourquoi sommes-nous tous de tous ces devoirs envers notre empereur?

R. C'est, *premierement*, parceque Dieu, qui crée les empires et les distribue selon sa volonté, en comblant notre empereur de dons, soit dans la paix, soit dans la guerre, l'a établi notre souverain, l'a rendu le ministre de sa puissance et son image sur la terre. Honorer et servir notre empereur est donc honorer et servir Dieu même. Secondement, parceque notre Seigneur Jesus-Christ, tant par sa doctrine que par ses exemples, nous a enseigné lui-même ce que nous devons à notre souverain: il est né en obéissant à l'édit de César Auguste; il a payé l'impôt prescrit; et de même qu'il a ordonné de rendre à Dieu ce qui appartient à Dieu, il a aussi ordonné de rendre à César ce qui appartient à César.

D. N'y-a-t-il pas des motifs particuliers qui doivent plus fortement nous attacher à Napoléon premier, notre empereur?

R. Oui: car il est celui que Dieu a suscité dans les circonstances difficiles pour rétablir le culte public de la religion sainte de nos pères, et pour en être le protecteur. Il a ramené et conservé l'ordre public par sa sagesse profonde et active; il défend l'Etat par son bras puissant; il est devenu l'Etat du Seigneur par la consécration qu'il a reçue du souverain pontife, chef de l'église universelle.

D. Que doit-on penser de ceux qui manquent à leur devoir envers notre empereur?

R. Selon l'apôtre saint Paul ils résisteroient à l'ordre établi de Dieu même, et se rendroient dignes de la damnation éternelle.

D. Les devoirs dont nous sommes tenus envers notre empereur nous lieront-ils également envers ses successeurs légitimes dans l'ordre établi par les constitutions de l'empire?

R. Oui, sans doute; car nous lisons dans la sainte Ecriture que Dieu, Seigneur du ciel et de la terre, par une disposition de sa volonté suprême et par sa providence, donne les empires, non seulement à une personne en particulier, mais aussi à sa famille.

Rec. findet diese Lection überaus zweckmäßig und den Zeitumständen angemessen, wundert sich aber eben deswegen, daß die auf die Zeitumstände eine so kluge Rücksicht nehmenden Vff. des Katechismus nicht auch den Pflichten des Militärs irgend eine besondere Lection gewidmet haben. In einem Staate, wo jeder der militärischen Conscription unterworfen ist, sollte doch billig auch schon die Jugend davon unterrichtet werden, wie sich der Soldat gegen Feind und Freund zu verhalten habe.

Um noch ein paar Worte über die beiden Übersetzungen-

*) Hr. Marx findet nöthig in der Vorrede zu erinnern, man solle diese Übersetzung für keinen Druckfehler halten, und vermuthet im Original einen Druckfehler. Auch der Amsterdamer Übersetzer hat sich aus den Worten des Originals nicht haben können, und übersetzt daher was gar nicht im Original steht. Die Herren haben nicht bedacht, daß nach dem angenommenen Lebensbegriff der kath. Kirche Zeit und Stunde der Geburt Jesu nicht etwa nach dem Laufe der Natur erfolge, sondern von seinem eigenen Willen abh. Wollte Jesus also gerade da geboren werden, als seine Mutter auf Augustus Befehl nach Bethlehem mußte, so wäre es erlich dadurch dem kaiserl. Befehle gehorham. — Nach diesem angenommenen Lebensbegriff heist auch weiter unten im Katechismus (S. 127 des Orig.) „notre Seigneur voulut naître pendant la nuit; und wird gefragt: Pourquoi voulut-il naître pendant la nuit?“

Leipz. Übers.

Erstlich, weil Gott, der die Reiche schafft und austheilt nach seinem Willen, unseren Kaiser mit Gaben im Frieden und Kriege überschüttet, ihn uns zu unserem Oberherrn gegeben, ihn zum Diener seiner Macht und zu seinem Ebenbilde auf Erden gemacht hat. Unsern Souverain verehren und ihm dienen, heist also Gott selbst verehren und dienen. Zweytens, weil unser Herr Jesus Christus, sowohl durch seine Lehre, als durch sein Beyspiel, uns selbst angewiesen hat, was wir unserem Souverain zu thun schuldig sind: er wurde geboren gehorham dem Edicte des Kaisers Augustus;*) er hat die vorgeschriebene Abgabe entrichtet; und er hat auch befohlen zu: geben Gotte was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist.

Giebt es nicht noch besondere Beweggründe zu einer noch stärkeren Anhänglichkeit an Napoléon dem ersten, unsern Kaiser?

Ja; denn er ist der, welchen Gott in schweren Zeiten erweckt hat, den öffentlichen Gottesdienst der heiligen Relig. on unserer Väter wiederherzustellen, und desselben Beschützer zu seyn. Er hat die öffentliche Ordnung durch seine tiefe und wirkame Weisheit wieder herbeygeführt und erhalten. Er vertheidigt den Staat durch seinen mächtigen Arm; er ist gesalbt worden vom Herrn durch die Weihe, welche er von dem Oberpriester, dem Haupte der allgemeinen Kirche, erhalten hat.

Was muß man also von denen halten, welche ihre Schuldigkeit gegen unseren Kaiser nicht beobachten?

Nach dem Ausspruche des heil. Apostel Paulus widerstreben sie Gottes Ordnung und machen sich der ewigen Verdammung schuldig.

Verbinden uns die Pflichten, die wir unserm Kaiser schuldig sind, auch gegen seine rechtmässigen Nachfolger, nach der durch die Constitutionen des Reichs festgesetzten Ordnung?

Ja, ohne Zweifel; denn wir lesen in der heil. Schrift, daß Gott, der Herr Himmels und der Erde, nach seinem höchsten Willen und nach seiner Vorsehung Reiche nicht bloß einer einzelnen Person, sondern auch seiner Familie giebt.

gen zu sagen, so sind die gegebenen Proben hinreichend, ihr Eigenthümliches zu bezeichnen. Das im Druck hier Ausgezeichnete beweiset wenigstens die Eile, mit der sie verfertigt sind, und vielleicht gefertigt werden mußten, um den Nebenbählern zuvor zu kommen. Hr. Marx entschuldigt sich in der Vorrede noch obendrein mit den Schrecknissen des Octobermonats 1806, und mit den bangen Besorgnissen, unter denen seine Übersetzung gemacht wurde. Die Amsterdamer ist auf besserem Papier gedruckt.

Erg.

Amst. Übers.

Erstlich, weil Gott, welcher die Reiche gründet, und sie nach seinem Willen austheilet, unserem Kaiser große Gaben, sowohl im Frieden, als im Kriege verliehen, ihn zu unserem Herrscher, zum Diener seiner Macht und zu seinem Ebenbilde auf Erden gemacht hat. Unseren Kaiser ehren und ihm dienen, ist folglich so viel, als Gott selbst ehren und ihm dienen. Zweytens, weil unser Herr Jesus Christus selbst, sowohl durch seine Lehre, als auch durch sein Beyspiel, uns unterwiesen hat in dem, was wir unserem Beherrscher schuldig sind: er ward geboren, als man dem Gebot des Kaisers Augustus Folge leistete; er hat die verordnete Abgabe bezahlt, und sowie er befohlen hat, Gott zu geben, was Gott gehört: so hat er auch befohlen, dem Kaiser zu geben, was dem Kaiser gehört.

Giebt es nicht besondere Beweggründe, welche uns verpflichten, Napoléon dem Ersten, unserem Kaiser noch mehr ergeben zu seyn?

Ja: denn er ist derjenige, welchen Gott unter den allertraurigsten Umständen erweckt hat, um die öffentliche Ausübung der heiligen Religion unserer Väter wiederherzustellen, und der Beschützer derselben zu seyn. Er hat uns die öffentliche Ordnung wiedergegeben, und dieselbe durch seine tiefe und thätige Weisheit erhalten; er vertheidigt den Staat durch seinen mächtigen Arm; er ist der Gesalbte des Herrn geworden, dadurch daß er vom Oberpriester, dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche, eingeweiht worden ist.

Was muß man von denen denken, welche ihre Pflicht gegen den Kaiser aus den Augen setzen könnten?

Nach dem heil. Apostel Paulus würden sie der von Gott selbst eingeführten Ordnung widerstreben, und sich der ewigen Verdammung schuldig machen.

Sind wir auch verbunden, die Pflichten, welche wir unserem Kaiser schuldig sind, gegen seine, nach der in der Reichsverfassung festgestellten Ordnung, rechtmässigen Nachfolger zu erfüllen?

Ja, ohne allen Zweifel; denn wir lesen in der heil. Schrift, daß Gott der Herr Himmels und der Erde, durch eine Anordnung seines allerhöchsten Willens und durch seine Fürsorge, nicht allein einer Person anschliessungsweise, sondern auch der zu ihr gehörigen Familie die Reiche schenkt.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 O C T O B E R , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

Hannover, b. den Gebr. Hahn: *Handbuch des Landwirthschaftsrechts* von Dr. Theod. Hagemann, Oberappellationsrath in Celle. XLIV u. 795 S. in gr. 8. (2 Rthlr. 20 Gr.)

Wozu ein neues Landwirthschaftsrecht, und noch dazu ein solches, das, nach des Verfassers eigenem Geständniß, keine der behandelten Materien erschöpft? So ward Rec. von einem Freunde gefragt, der dieses Werk auf seinem Tische fand und durchblätterte. Was hat denn, fuhr er fort, die Landwirthschaft und das landwirthschaftliche Gewerbe, was hat der Landwirth, als solcher, so ganz Eigenthümliches, um darauf ein besonderes Recht zu bauen? Sinds nicht überall bloß allgemeine, wohlbekannte gemeinrechtliche Grundsätze, angewandt auf diese Personen und diese Sachen? Und was haben uns endlich von Rohr und Leyser bis zu Gebbe die Landwirthschaftsrechts-Bücher viel genützt? — Vielleicht könnte man das alles, und wohl noch mehr, mit vollem Rechte von manchem andern Buche sagen, das dennoch dem Publicum sehr willkommen war. Man muß nur den rechten Gesichtspunct bey der Beurtheilung von Werken dieser Art nicht aus dem Auge verlieren. Sie sollen keine neuen Entdeckungen und Theorien enthalten, die ohnehin öfters dem Kopfe des Finders oder Urhebers mehr Ehre machen, als sie für den Leser praktischen Werth haben. Dennoch überraschen nicht selten auch in solchen Werken Männer von dem Scharfsinn und richtigen Blick, wie beides Hr. H. längst bewährt hat, durch die Neubeknt einzelner Ansichten und Bemerkungen. Der Hauptzweck aber muß immer seyn — vollständige und bequeme Zusammenstellung der Rechtsgrundsätze, die auf bestimmte Personen und Gegenstände sich beziehen, vorzüglich zum Gebrauche derjenigen, welche keine Zeit oder keine Fähigkeit, oder auch keine Gelegenheit haben, Alles mühsam selbst zusammen zu suchen. Indem hierin der juristische Geschäftsmann für gewöhnliche Fälle eine erwünschte Bequemlichkeit findet, kann auch der nur nicht ganz ungebildete Laie manchen wesentlichen Vortheil daraus ziehen, wobey er überdies nicht, wie es wohl bey populären Schriften aus der Heilkunde möglich ist, in Gefahr gerathen kann, durch Mißverständniß zu lebensgefährlichen Mißgriffen verleitet zu werden.

Hr. H. hat sein Werk für Landwirthe zunächst mit bestimmt, wie denn zur Entstehung desselben das
J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

zuerst in Celle errichtete, und bekanntlich vor einigen Jahren nach Mögeln verlegte Thaersche ökonomische Institut die erste Veranlassung gegeben hat. An die Hülfswissenschaften der Landwirthschaftskunde, die auf dieser Anstalt gelehrt wurden, wollte Hr. H. die ökonomische Jurisprudenz anreihen, und die Grundsätze derselben den angehenden Ökonomen in einzelnen Stunden vortragen. Dieser Plan wurde durch Hn. Thaers Ortsveränderung vereitelt, und die gesammelten Materialien haben in der Folge die Grundlage zu dem vorliegenden Werke gesen. Hauptzweck also darin besteht, die Materialien, welche einem Ökonomen zu nützlich sind, in einem leicht übersehbaren Zusammenhang deutlich und vollständig, jedwede müdende Ausführlichkeit, darzustellen. Ueberzeugt, dem Vf. im Wesentlichen vollkommen gelungen. Wer in einer Materie sich weiter umsehen will, dem giebt die mit großer Kenntniß und zweckmäßiger Auswahl angeführte Literatur die beste Anleitung, und auch hiedurch wird sich dieses Handbuch jedem praktischen Rechtsgelehrten vorzüglich empfehlen. Hr. H. hat sich übrigens mit Recht bey solchen Materialien, die zwar um des Subjects oder Objects willen hierher gehören, an sich aber ganz nach gemeinem Rechte zu beurtheilen sind, die engsten Grenzen gesetzt, dabey jedoch dasjenige wieder vorzüglich herausgehoben, was dem nicht rechtsgelehrten Ökonomen besonders nützlich seyn kann. So hat er z. E. demselben von der rechtlichen Beschaffenheit der Land- und Bauer-Güter nur eine allgemeine, leicht faßliche Kenntniß zu verschaffen gesucht. Erfodern es die Umstände, daß er tiefer in diese, zum Theil verwickelte, und für den Laien immer sehr schwierige Lehre, eindringe: so mag er sich bey den ihm nachgewiesenen Schriften, oder besser, bey einem Rechtsgelehrten Rathsholten. Nicht weniger wäre es zweckwidrig gewesen, die Lehre von den Verträgen, insofern sie ökonomische Gegenstände bezielen, mit aller Ausführlichkeit zu behandeln. Statt dessen giebt der Vf. allgemeine Begriffe, und was dem ehrlichen Landwirthe zunächst am meisten frommen kann, *Vorsichtsregeln*. Aus der hauptsächlichlichen Bestimmung des Buchs ergiebt sich auch die Zweckmäßigkeit der vorausgeschickten allgemeinen Einleitung, und mancher Vorbereitung bey einzelnen Materialien, so wie mancher erklärenden Note, wo uns anderen Rechtsgelehrten bald zu weit ausgeholt, bald zu viel Bekanntes voraus- oder nachgeschickt zu seyn scheinen dürfte. — Die Einleitung entwickelt aus den Verhältnissen

der Menschen im Staate, ihren Rechten und Pflichten den Begriff der Rechtsgelehrsamkeit. Darauf beschreibt sie kurz und deutlich — Naturrecht und positive Rechte; Staatsrecht und Privatrecht; Personen-Sachen- und Process-Recht; Land-Stadt- und Dorf-Recht: handelt von der Verschiedenheit der Entscheidungsquellen, dem allgemeinen und besonderen Rechte, und den Nebentheilen der Rechtsgelehrsamkeit. Ausser den speciellen Rechtswissenschaften und Nebentheilen der Jurisprudenz lassen sich, meint der Vf., gegen die Entscheidung einiger neueren Referenten, nach den verschiedenen Bedürfnissen noch mehrere andere Materien, in Rücksicht auf alle dieselben betreffenden, in den Haupttheilen der Rechtswissenschaft zerstreut vorkommenden Rechtsgrundsätze mit Nutzen besonders darstellen und behandeln. So entsteht auch das *Landwirthschafts- und Ökonomie-Recht*, oder die *ökonomische Jurisprudenz*, welche, allgemein genommen, in dem Inbegriffe der Rechte und Verbindlichkeiten oder Rechtswahrheiten besteht, die einen unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß auf die Landwirthschafts-Führung haben. Ob zu den *Quellen* dieser ökonomischen Jurisprudenz, allgemein genommen, *Receß* und *Verträge*, *Zinsbücher*, *Erbreger* u. dgl., wie §. 8 geschieht, zu rechnen seyen, dürfte mit Recht bezweifelt werden.

Der Vf. handelt zuvörderst in dem ersten oder *allgemeinen Theile* von den *persönlichen Rechten und Verhältnissen der verschiedenen Classen der Landbewohner*. In dem zweyten oder *besonderen Theile* aber beschäftigt er sich mit den *landwirthschaftlichen Rechten und Verbindlichkeiten in näherer Beziehung auf Güterbesitz, Wirthschaft, Ackerbau und Viehzucht*. Die strengste Absonderung des Personen- und Sachen-Rechts darf man hier nicht erwarten; auch hat der Vf., wie er sich hierüber in der Vorrede äußert, die *Methode* und *Anordnungsart* der Materien für kein wesentliches Stück dieses Buches gehalten, und man kann sich diese seine Ansicht gefallen lassen, da es ihm dennoch gelungen ist, die Materien so zweckmäÙig anzuordnen, daß man dieselben in einem natürlichen Zusammenhange mit Leichtigkeit übersehen kann.

Durch die Lehre von den *Dörfern* und *Dorfsitten* wird die Schilderung der Landbewohner und ihrer persönlichen Rechte und Verhältnisse vorbereitet. Vielleicht wäre hier überhaupt von den Wohnungen auf dem Lande, also auch von Höfen, Weilern u. s. w. zu handeln gewesen. Bey dem juristischen Begriffe eines Dorfes ist wohl das Hauptgewerbe, der Landbau, das Auszeichnende. Rec. kann aber den §. 12 gemachten Zusatz: „der Landbau, welcher besonders in Ackerbau und Viehzucht besteht.“ nicht billigen. Wie viele Dörfer treiben nicht den Weinbau als Hauptgewerbe! — Unter den Personen, welche auf dem Lande leben, trifft man freylich viele an, die eben so gut in den Städten zu finden sind, als Geistliche, Ärzte, Wundärzte u. s. w. Insofern sie aber in ihrer besonderen Beziehung als Landbewohner dargestellt werden, gehören sie allerdings hieher. Zuerst wird von den in öffentlichen Ämtern auf dem Lande le-

benden Personen, und zwar von den landesherrlichen Beamten und adelichen Gerichtshaltern gehandelt. Was von den Verhältnissen dieser zu ihren Gerichtshorren behauptet wird, dürfte zum Theil wohl in Zweifel gezogen werden, obgleich zu wünschen wäre, daß dies Verhältniß gerade so, wie es der Vf. schildert, durch ausdrückliche Gesetze überall bestimmt würde. — Auf die Beamten folgen die Amts- und Gerichts-Unterbediente: Gohgräßen, Hausvögte, Schulzen, Bauermeister, Untervögte, Gerichtsdienner, Schließser, Gefangenwärter, Torfmeister, Feuereschworne, Nachtwächter; sodann die Gemeindevorsteher und Gemeindegeworrenen. Zu bemerken wäre gewesen, daß in mehreren deutschen Ländern auch die Dörfer eine Municipal-Verfassung haben. S. 35 ist zwar darauf hingedeutet. Die Sache ist aber in Süd-Deutschland so selten nicht, als man in Nord-Deutschland glauben mag. — Hiernächst wird von den Ärzten, Wundärzten und Hebammen auf dem Lande gehandelt. Rec. zweifelt, daß es Sache der *Gerichtsobrigkeit* ist, vermöge der ihr obliegenden Policeyaufsicht, für geschickte Ärzte, Wundärzte und Hebammen zu sorgen. Der Vf. sagt dies zwar, legt aber doch die Ansetzung, Prüfung und Bestimmung des Geschäftskreises der Landärzte und Wundärzte der Oberlandes-Policey bey. Rec. glaubt, daß einer Gerichtsobrigkeit nicht verwehrt werden kann, einen mit den gesetzmäßigen Eigenschaften versehenen Landarzt oder Wundarzt anzusetzen, daß sie ihm aber keinen Geschäftskreis anweisen kann, der in das Medicinal-Regiment eingreift. — Die auf dem Lande wohnenden Forst- und Jagd-Bedienten schließen die Reihe der Personen, welche in weltlichen Ämtern auf dem Lande stehen. Von ihnen geht der Vf. zu den Geistlichen über, wobey dann zugleich von einigen Verhältnissen gehandelt wird, die, streng genommen, nicht unter diese Rubrik gehören, wie die Inhaltsanzeige ergeben wird. 1) Von den Predigern, Eingepfarrten, Pfarrkindern, Kirchspielsverwandten, dem Pfarrecht, Consistorial- und Patronat-Pfarrren. (Nicht alle Pfarrren, die das Consistorium vergiebt, sind Consistorial-Pfarrren im Sinne des Vfs. Auch der Landesherr kann Patronat Pfarrren haben, und man hat neuerlich in den secularisirten Ländern gesehen, wie wichtig dieser Unterschied ist.) Von den Amtsgeschäften, Pflichten, Rechten und Einkünften der Prediger. Von der Strafe der Störer gottesdienstlicher Handlungen. Von der Freyheit der Prediger von öffentlichen und Gemeindelaften, und ihrem Gerichtsstand. 2) Von den Schulmeistern, Küstern, Organisten, Klöcknern und Todtengräbern. Hier wird auch des Schulunterrichts und Schulzwanges gedacht. 3) Von den Kirchenvorstehern, Juraten und Altaristen, wie auch von den Kirchencommissarien. — Die Personen, welche ohne öffentliches Amt auf dem Lande leben, sind in folgender Ordnung aufgeführt: 1) Der Adel. 2) Die Handwerker auf dem Lande. 3) Die Bauern. 4) Die Hausgenossen der Landbewohner, als: Die Altenheiler oder Auszugsleute, die Dienstboten, die Hauslinge und Miethsleute. 5) Die Hirten. 6) Die Fuhrleute.

7) Die Gastwirthe und Kräger. Endlich wird noch 8) von den verschiedenen Privilegien der Landbewohner gehandelt.

Am wichtigsten und ausführlichsten ist der zweyte oder besondere Theil, der hauptsächlich das landwirthschaftliche Sachenrecht enthält, und fünf Sechstheile des ganzen Werks einnimmt. Er zerfällt in 4 Bücher. 1) Von den verschiedenen Arten der Landgüter, deren Theilen und damit verknüpften Rechten und Verbindlichkeiten überhaupt. 2) Von den die Viehzucht betreffenden und damit in Verbindung stehenden Rechten und Verbindlichkeiten. 3) Von den wichtigsten bey der Landwirtschaft vorkommenden Contractverbindlichkeiten. 4) Von einigen besonderen mit der Landwirtschaft in Verbindung stehenden Rechten, dem Baurechte nämlich und dem Rechnungsrechte. Hier besonders überrifft der Vf. seine Vorgänger alle an zweckmäßiger Reichhaltigkeit. Den Blick stets aufs Praktische gerichtet, vermeidet er sorgfältig theoretisch-gelehrte Discussionen, ohne deswegen die wichtigeren Controversen mit Stillhschweigen zu übergehen. In Beziehung auf diese besonders ist es natürlich, dass Rec. nicht immer mit dem Vf. einerley Meinung seyn kann. Es würde aber eine eigene Abhandlung erfordern, wenn Rec. seine verschiedenen Ansichten mit Gründen darlegen wollte, und die bloße Aufzählung derselben würde wenig Nutzen gewähren. Rec. beschränkt sich daher auf einige einzelne Bemerkungen. Die Lehre von den Domainen- und Cammergütern ist nach dem Zwecke des Werks mit Rechts kurz abgefertigt. Es wäre jedoch zu wünschen gewesen, dass der Vf. auf die Verschiedenheiten des Sprachgebrauchs in den deutschen Staaten, wodurch die Begriffe in dieser Materie hauptsächlich verwirrt werden, mehr Rücksicht genommen hätte. Es ist dies besonders in jetzigen Zeiten wichtig, wo man nur zu geneigt zu seyn scheint, der neu eingeführten Souverainität jede Art von Willkühr, folglich auch willkührliche Verfügung über das Staats- oder über das Familienvermögen der Regenten zu gestatten. — Auf das sechste Capitel: *von den Gemeindegütern, deren Benutzung, Aufhebung und Theilung*, muss Rec. besonders aufmerksam machen. Nirgends wird man diese so wichtige Materie in so gedrängter Kürze so vollständig und gründlich behandelt finden. Vorzüglich verdient dasjenige bemerkt zu werden, was von der Aufhebung und Theilung der Gemeinheiten in 7 §§. vorgetragen ist. — Der Abschnitt *von den zu den Landgütern gehörenden Theilen und Gerechtigkeiten* ist gleichfalls mit ausgezeichnete Sorgfalt bearbeitet. Es ist aber hier nur von den Bestandtheilen und Gerechtigkeiten der Landgüter im allgemeinen, mit Auschluss vorzüglicher Gerechtsame, die Rede. — Die im §. 127 aufgestellten Grundsätze in Beziehung auf vernachlässigte oder verlassene Äcker scheinen noch einer weiteren Erörterung und Berichtigung zu bedürfen. — Dass die Weinberge unter den weniger wichtigen Gärten versteckt sind, könnte auffallen, wenn das vorliegende Werk nicht aus einem Lande käme, wo nur seltner der deutsche Wein an die Wich-

tigkeit des Weinbaues am Rhein, und in Franken und Schwaben erinnern mag. — Sehr zweckmäßig zusammengestellt ist die Lehre von den Planken, Zäunen, Hecken und Gräben. In Rücksicht auf die Hecken würde Rec., bey dem Mangel eines Heckenrechts, die Entfernung einer Hecke von der nachbarlichen Grenze nicht gerade auf 2 bis 3 Fufs bestimmen, sondern diese Bestimmung nach Beschaffenheit der zu einer Hecke zu nehmenden Gewächse von dem Gutachten der Kunstverständigen abhängig machen. — Bey der Lehre von den Deichen und Uferbefeestigungen vermisst man eine ausführliche Abhandlung der letzteren, die in der Praxis doch öfter vorkommen, als die ersteren. — Von den Rechten und Verbindlichkeiten der verschiedenen Arten der Landgüter wird in 2 Abtheilungen gehandelt, nämlich 1) von den Rechten und Verbindlichkeiten der Rittergüter und 2) der Bauergüter. Von den *Verbindlichkeiten* der Rittergüter ist, der Natur der Sache nach, hier wenig zu finden. Von den besonderen Rechten ist ihnen bisher in der That *allgemein eigenthümlich* nur die Steuerfreyheit. Das Forst- und Jagd-Recht findet man auch bey anderen Landgütern, sowie bey Gemeinheiten häufig genug. Eben dies gilt von der Fischerey- und von der Mühlen-Gerechtigkeit. Vielleicht wären diese und noch einige andere Gegenstände schicklicher unter die allgemeinste Rubrik *landwirthschaftlicher Berechtigungen* zu bringen gewesen. — Die Brantweinbrennerey würde Rec. nicht, wie der Vf., als einen Zweig der Landwirtschaft ansehen. Indessen ist so viel allerdings richtig, dass dies Gewerbe eben so gut auf dem Lande, als in der Stadt getrieben werden kann. Überhaupt aber ist der Ausdruck: Stadtwirtschaft, im Gegensatz von der Landwirthschaft, uneigentlich und unbestimmt. — Bey der Krug- Wirthshaus- und Höckerey-Gerechtigkeit scheint man besonders das Recht, dergleichen Gewerbe gegen eine Abgabe zu verstaten, von dem daneben immer noch Statt findenden Recht der Polliceyaufsicht, bey diesem aber wieder die verschiedenen Befugnisse der hohen und niederen Pollicey, unterscheiden zu müssen. Nur wenn dies gehörig geschieht, wird man im Stande seyn, die Streitigkeiten, die hierüber öfters zwischen Pollicey- und Finanz-Behörden, Städten und Gutsbesitzern entstehen, gründlich zu beurtheilen. — Bey der Lehre von den Rechten und Verbindlichkeiten der Bauergüter ist mehr von diesen, als von jenen die Frage: zuerst von der Dienstpflicht, und zwar sowohl von den Territorial- als von den gutsherrlichen- und Gemeinde-Diensten; sodann von der Zins- und Zehend-Pflicht: vollständig und gründlich. Endlich wird von den Eigenthums-erblichen Benutzungs- und sonstigen Rechten und Verbindlichkeiten der Bauern an ihren Gütern gehandelt, besonders von den meyerrechtlichen Verhältnissen, der Erbfolge, Interimswirtschaft u. s. w. —

In dem zweyten Buche, welches sich auf die Viehzucht beziehet, ist besonders die Abhandlung vom Weidrechte zu bemerken.

Indem 3 Buche, welches von den wichtigsten bey der Landwirthschaft vorkommenden Contracts-Verbindlichkeiten handelt, ist ganz besonders für den gleich im Eingang dieser Anzeige bemerktlich gemachten Hauptzweck des vorliegenden Werkes gearbeitet, und Rec. hält sich überzeugt, daß dieser Theil desselben dem gebildeten Landwirthe ganz besonders von vorzüglichem Nutzen seyn wird; und hieher gehört auch das in der Vorrede enthaltene Anerbieten des Vfs., eine Sammlung angemessener *Muster* über landwirthschaftliche Contracts, Verträge und damit verwandte Gegenstände, vorzüglich in Hinsicht auf zweckmäßige *rechtliche Formen und Cautelen*, zu liefern, wenn solche gewünscht werden sollte. Es wird schwer seyn, hierüber die Stimmen des landwirthschaftlichen Publicums zu sammeln. Gehörte Rec. zu demselben, so würde er seine Stimme dafür geben.

In dem 4 und letzten Buche wird vielleicht mancher Leser dem Rechnungsrechte eine größere Ausführlichkeit in besonderer Beziehung auf landwirthschaftliche Rechnungen wünschen. — Die hier gegebene kurze Inhaltsanzeige wird übrigens das Urtheil des Rec. von der vorzüglichen Brauchbarkeit dieses Werkes rechtfertigen, und sofern dasselbe besonders auch dazu beitragen kann, durch Verbreitung richtiger und einfacher Rechtsgrundsätze, der unter den Landwirthen nicht seltenen Processfucht vorzubeugen, darf ihm selbst in politischer Hinsicht ein nicht unbedeutender Werth beygelegt werden.

Ms.

HEIDELBERG, in d. Pfäferschen Buchhandlung: *Strafrechts - Katechismus* vorzüglich zum Gebrauche in Sonntags-Schulen verfaßt von C. L. Baurittel, großherzogl. badisch. Stadtdirector zu Heidelberg. 1807. 128 S. 8. (12 Gr.)

Das jugendliche Gemüth, welches noch keinen festen Charakter hat, mit einem so schlechtartigen Stoffe, als ein Verzeichniß der Verbrechen darreicht, anfüllen, heißt es der augenscheinlichen Gefahr aussetzen, daß dieser Stoff Boden gewinne und einen bleibenden schlechten Charakter herbeyführe. So wie auch die Pädagogen von jeher mehr das Vorhalten der Beispiele der Tugend, als das der Laster wünschten. Denn indem man der Jugend eben durch eine Belehrung über Verbrechen und Strafen zu verstehen giebt, daß es Leute gebe, welche die Verbrechen begehen, und eine so überwiegende Lust daran finden, daß man sie nur durch die Drohung so harter Strafen davon abzuhalten hofft, erwacht der jugendliche Nachahmungstrieb. Man glaube ja nicht, daß die Furcht vor den Strafen das beygebrachte Gift hinlänglich tödte, denn der Leichtsinns der Jugend bringt es mit sich, daß sie für die Zukunft, in welcher doch stets die Vollziehung der Strafen liegt, wenig empfänglich ist. Den heranwachsenden Staatsbürger von den Handlungen, die verboten und die erlaubt sind, zu belehren, ist allerdings erforderlich: aber damit ist noch nicht gesagt, daß es mit Ausmahnen des Details geschehen müsse, und nicht auch *en gros* geschehen könne. Wer z. B. weiß, daß man respectiren müsse, was ein Anderer das Seine nennen könne, wird durch sein Gefühl schon belehrt seyn, daß er weder

morden, noch stehlen, noch Ehebruch treiben dürfe. Dies sind einige der Gründe, nach welchen Rec., so sehr er auch die aus vorliegender Schrift hervorleuchtende Absicht, zur Verhütung der Verbrechen beyzutragen, lobt, doch dafür halten muß, daß dieser Katechismus eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringe, und nicht politisch rathsam sey.

Die Gesichtspuncte bey den darin aufgeführten Fragen und Antworten sind meistens auf die Begriffe der Verbrechen, ihre Strafen, die Quellen von jenen und die Gründe zu letzteren, so wie einige Lebensmaximen gerichtet; und, mit ihnen auf der einen Seite, und schöpfend aus der in den großherzoglich badischen Landen geltenden, das Arbiträre in den Bestrafungen sehr mindernden Criminalgesetzgebung auf der anderen Seite, handelt der Vf., nach vorausgeschickter *Einleitung* über Verbrechen und Strafen überhaupt, in 25 Hauptstücken von der *Gotteslästerung*, vom *Meineyd* und dem *Gelübdebruch*, von Verbreitung schädlichen Aberglaubens, insbesondere von der *Schatzgräberey*, von *Schmähungen* und *Verläumdungen*, von dem Verbrechen der *Falschmünzerey*, von *Verfälschungen* und *Grenz-Markstein-Verrückungen*, von der *Treulosigkeit der Anwölde*, der *Erpressung*, *Rechtsfeilschaft* und *Geschenknahme für Amtesverrichtungen*, von den *Fleischesverbrechen* überhaupt, von der *Blutschande*, von dem Verbrechen der *Entführung*, von *eigentlicher und uneigentlicher Nothzucht*, vom *Ehebruch* und der *zweyfachen Ehe*, von der *gemeinen Unzucht*, *Verkuppelung* und *Hurenwirthschaft*, vom *Verrath* und *Hochverrath*, vom *Mordbrande*, vom *Raub*, von *Aufruhrstiftung*, von der *Selbsttödtung* und *rachsüchtigen Beschädigung*, von *Verwundungen*, vom *Todschlage*, von dem *Diebstahl*, von Jaunern und kleinen Dieben, von besonders verpönten Diebstählen, von der *Untreue der Verrechner*, von der *Wilderrey*, von Unterschleifen aller Art (*Defraudationen*). Den Beschluß macht ein Hauptstück über *Begnädigung*. S. 6. §. 6 wird auf die Frage: „wie heißen die Übertretungen des peinlichen Gesetzes?“ zur Antwort ertheilt: „Verbrechen, wenn diese Übertretung wohlbedacht, und mit Vorsatz geschieht,“ ungeachtet doch jeder, gleich dem Vf. selbst S. 80, darin einig ist, daß auch Nachlässigkeit zum Verbrecher machen könne. Gegen S. 15 §. 1 erinnert Rec., daß ein Eyd nicht immer eine gerichtliche Versicherung sey; und S. 48 hätte nicht mit Verwandtschaft die Schwägerschaft vermischt werden sollen. Schon diese Beispiele zeigen, wie sehr auch bey dieser Schrift, nach dem gewöhnlichen Schicksale ihrer Schwestern, der Popularisirung der Jurisprudenz die Genauigkeit aufgeopfert sey. Daß übrigens an einer so positiven Doctrin, als die Aufzählung der Verbrechen mit ihren Taxen ist, keine große katechetische Kunst angebracht werden konnte, leuchtet von selbst ein. Einen schicklicheren Gegenstand dazu würde das Civilrecht darbieten; indem hier die schon in der Jugend starken Gefühle für das *Mein* und *Dein* aufgefaßt und entwickelt werden können, und die natürliche Logik eines jeden Grundsätze liefert, an welche man sich hält, bis positive Legislation uns abzuweichen nöthigt.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 O C T O B E R , 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Joh. Fr. Blumenbach's Geschichte und Beschreibung der Knochen des menschlichen Körpers.* Mit Kupfern. Zweyte sehr vermehrte Ausgabe. 1807. XXI u. 496 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Es ist nur eine Stimme darüber, daß sich der würdige Vf. durch dies Werk, dessen erste Ausgabe 1786 erschien, um die Anatomie sehr verdient gemacht, und besonders mehr Liebe zum Studium der Zootomie erweckt hat. So viele interessante Seiten der Osteologie hatte Niemand vor ihm gezeigt, und auf eine so lehrreiche und angenehme Art hatte kein Anatom einen so trocken scheinenden Gegenstand abgehandelt. Rec. gesteht mit Dank, diesem Buch unendlich viel schuldig zu seyn, und er hat von vielen Ärzten und Anatomen ein ähnliches Geständniß gehört.

Die gegenwärtige Ausgabe übertrifft die vorige (XXVIII und 480 S.) an Seitenzahl nur sehr wenig; doch ist vieles darin verändert und zugesetzt, sowie auf der anderen Seite manches weggelassen ist, weil es der Vf. in seinem Handbuch der vergleichenden Anatomie weitläufiger auseinandergesetzt hat. Die Ordnung ist ganz dieselbe; nur daß einige Paragraphen der ersten Abschnitte eine passendere Stelle erhalten haben. Bey der Literatur sind die Osteologieen der itzt lebenden Schriftsteller nicht genannt, weil, wie der Vf. sagt, was sie wichtiges und nutzbares für die Osteologie geliefert haben, in zu frischem Andenken ist: allein bey dem Anfänger kann man es doch nicht als bekannt voraussetzen, und dem Mann vom Fach war das Übrige gewiß auch bekannt, so daß für ihn die ganze chronologische Übersicht wegfallen konnte. In Werke selbst sind fast bey jedem Gegenstande die neueren Schriften und Beobachtungen erwähnt; doch vermißt man z. B. bey dem Abschnitt von der Beinhaut, *Renard's* reichhaltige Schrift, und der Abschnitt von den Zähnen leidet manche Zusätze aus neueren Schriftstellern. Daß der aus dem Blut abgeschiedene Knochensaft durch die Häute der Schlagadern ausgeschwitzet werde (S. 21) kann man dem Vf. schwerlich zugestehen, da ein solches Ausschwitzen nirgends im lebenden Körper Statt finden dürfte. Was er von der Bildsamkeit der Knochen sagt, ist sehr interessant dargestellt, doch hätte wohl eine kleine aber wichtige Schrift: *Quae et qualis est musculorum vis formam ossium mutandi, auct. Jacob Sonnerberg* (Lund 1801. 4.) hier berücksichtigt zu seyn. *J. A. L. Z.* 1807. *Vierter Band.*

werden verdient; unser Vf. spricht zu sehr im Allgemeinen. An sehr vielen Stellen sind interessante Fälle bemerkt, die dem Vf. nach Erscheinung der ersten Ausgabe zu Gesicht gekommen sind, z. B. von dem Schädel einer hundertjährigen Person, an welchem sich alle Nähte erhalten haben; von einem Schädel, an welchem sich eine sehr starke *crista ossis* an der inneren Seite des Stirnbeins befindet, die er mit dem *processus falciformis ossis* der Schnabelthiere vergleicht u. s. w. Auf der anderen Seite spricht er nicht mehr von dem Mangel der Zwickelbeinchen bey Thieren u. s. w. Kurz diese neue Auflage wird jedem Anatomen viele genussreiche Stunden gewähren. Die Vignette und die Kupfer sind geblieben.

I. K.

LEIPZIG, b. Jakobäer: *Lucina.* Eine Zeitschrift zur Vervollkommnung der Entbindungskunde. Herausgegeben von Dr. *Elias v. Siebold.* Bd. IV. St. I. II. 1807. zusammen 342 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Siehe wohl zu, daß du nicht fallest! möchte man dieser *Lucina* zurufen, welche bisher rasch genug fortgeschritten ist, aber doch anfängt hie und da den Zweck: *Vervollkommnung der Entbindungskunde*, zu wenig zu berücksichtigen. Die drey ersten Nummern des ersten Stückes werden in der That wenig oder nichts zur Vervollkommnung der Entbindungskunde beytragen. I) *Was hat sich die Geburtshülfe von der bisherigen naturphilosophischen Bearbeitung der Medicin überhaupt und ihrer einzelnen Theile insbesondere zu versprechen?* Von S. in **; ist gehaltloser Bombast auf 11 Seiten. II) *Bemerkungen zu Dr. Anna's Aufserungen über Einleitung in die Entbindungskunde* von *Nolde*; enthält auf 19 Seiten ziemlich gewöhnliche Dinge, die einem jeden Lehrer der Entbindungskunde (für Schüler war ja Anna's Rüge nicht berechnet) bey jenen Aufserungen wohl von selbst einleuchten möchten. III) *Entwurf eines Systems der Geburtshülfe als reine Wissenschaft dargestellt* von Dr. F. Hand. Auf 24 Seiten unnütze Bemühungen, einen Zweig der Heilkunde als System darzustellen, der seine Blätter von zehn anderen Zweigen desselben Stammes borgen muß. Der Zweck des Lehrvortrages der Entbindungskunde ist und bleibt, den Lernenden zu einem guten (nicht bloß mechanischen) Geburtshelfer im weitesten Sinne des Wortes zu bilden. Wie viel würde aber daran fehlen, wenn man aus dem sogenannten System alles ausschließen wollte, was sonst schon einmal in der Pathologie und Therapie berührt wird! Eben der Zustand der Schwangerschaft und

der Vorgang der Geburt erfordert bey vielen Krankheiten ganz eigene Rücksichten, wovon es einem Lehrer, der nicht Geburtshelfer ist, gar nicht einmal zu reden einfallen wird; bey während der Geburt eintretenden Convulsionen z. B. hat der Geburtshelfer ganz anders zu handeln, als der Arzt, welcher sie in nichtschwangeren Personen heilen soll. Beym Gebärmuttervorfall muß außer der Schwangerschaft ein Mutterkranz beygebracht, während der Schwangerschaft aber dieser weggenommen werden. Insofern muß von dergleichen Dingen im Vortrage über die Entbindungskunde die Rede seyn. Rec. fürchtet aber, daß man vor lauter Systemfucht manches Nöthige der Art übergehen werde. Kaiser- und Schamfugen-Schnitte dürfen nicht, wie hier, aus der Entbindungskunde verwiesen werden, weil Operationen mechanische Geschicklichkeit erfordern; sonst müßte man ja jede Zangenanlegung u. s. w. auch in die Chirurgie verweisen. IV) *Über Umbiegung der Gebärmutter (nach vorn) nach der Geburt, als einem wichtigen und der allgemeinen Aufmerksamkeit würdigen Gegenstand den die Moellersche Probefchrift (de pronatione uteri post partum, Marburg 1803) zuerst erwogen hat.* Möllers Beobachtung wird hier erzählt und mit Anmerkungen begleitet, welche in einem pretiös-barbarischen Style gesetzt sind, und am Ende darauf hinauslaufen, daß man Löfflers Gebärmutterhalter in diesem Falle nicht anwenden sollte. Übrigens ist Möller nicht der erste, welcher Anteversion erwogen hat. V) *Drey merkwürdige Geburtsfälle von D. C. F. E.* Der erste betrifft eine Wendung, wo der Vf. bey vorliegendem Arme wegen *strictura uteri* nicht wenden konnte, sondern nachdem er einen Fuß in den Muttermund gebracht hatte, von dem Versuche abstehen mußte, und wo bey gegebenen *antispasmodicis* die Natur selbst das Werk vollendete. 2) Der Vf. hatte die Zange an den Kopf eines bey krampfhaften Wehen nicht fortrückenden Kindes gelegt, da er den weiblichen Arm eben mit Mühe eingebracht hatte, zog sich der Kopf zurück, die Zange fiel heraus und nun stellte sich Arm und Brust zur Geburt. *Si fabula vera!* möchte man auszurufen in Versuchung seyn. Auch der Herausgeber wirft einen Zweifel darüber auf. 3) Der Vf. entband eine unter Anstrengungen zur Geburt (wie er glaubt am Nervenschlagflusse) gestorbene Frau von einem 22½ Pfund schweren todtten Kinde. Der Vf. ist Physicus zu Sp—g. Ob dort das Civil-Gewicht leichter ist als an anderen Orten, ob die Wage genau war? Wer weiß? — VI) Professor Stein theilt aus dem Nachlasse seines Onkels Actenstücke über zwey von Oslander erwähnte Kaiserschnitte mit, wodurch für die Kunst nichts gewonnen ist. VII) *Über die wahre Beurtheilung des Zustandes der Schwangerschaft, Geburt, und des Wochenbettes, als Versuch einer Einleitung in die Diätetik, Pathologie und Therapie der Krankheiten der Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen vom Herausgeber.* Für diesmal giebt der Vf. nach aufgestelltem Grundsatz, daß die Schwangerschaft eigentlich ein vollkommen gesunder Zustand sey, nur

die verschiedenen Ursachen an, welche mehr oder weniger Beschwerden und Übelbefinden in der Schwangerschaft herbeyführen. Ein klein wenig popularisirt, würde der übrigens gute Aufsatz in einem Damenjournal mehr an seinem Orte seyn als hier, wo Entbindungskunde zu vervollkommen der Hauptzweck ist. VIII) Dr. Rau von Schlitz bey Fulda über eine vermeintliche Schwangerschaft. Durchaus nichts zur Vervollkommnung der Entbindungskunde; denn daß eine Frau sich schwanger glaubt, daß der Geburtshelfer oberflächlich — nicht einmal innerlich — untersucht und sich auch täuscht, daß die Frau nachher selbst außerlich fühlbare Bewegung am Unterleibe hat, und doch am Ende alles wieder zu Nichts wird, das ist ja keinem irgend belehnten oder erfahrenen Arzte etwas Neues. IX) *Geschichte (jämmerliche) einer Enthirnung* vom Prof. Schmidtmüller in Landshut. Wir wollen keineswegs mit dem Vf. darüber streiten, ob die Enthirnung hier — nach allem was vorhergegangen — unerlässlich war; vielmehr sind wir dies zu bejahen geneigt; aber ob der Frau und dem armen Kinde überhaupt nicht hätte anders geholfen werden mögen? — Das ist eine andere Frage. Überhaupt scheint des Vfs. Diagnose auf sehr schwachem Grunde gestanden zu haben. Denn S. 139 sagt er: der Muttermund sey kurz nach dem Wassersprünge so vollkommen erweitert und der Kopf anscheinend in guter Stellung und schon so weit im eigentlichen Becken gewesen, daß nur noch von einigen kräftigen Wehen er das ganze Geschäft auf die beste Weise geendet zu sehen gehofft habe. „Nach anderthalb Stunden“ heißt es weiter unten, „besuchte ich sie wieder und fand noch alles unverändert im alten Stande“ — und nun S. 140: „Ich fand — den ganzen Kopf fast in der *Conjugata* steckend, freylich in seinem langen Durchmesser, die Stirnbeine saßen fest auf den Schaambeinbogen (was mag der Vf. unter dieser Benennung verstehen??) und das Hinterhauptbein hing an *Promontorio* des Kreuzbeins.“ Weiter unten: „Ich meinte die *Conjugata* kaum von 3 Zollen und das *Promontorium* nicht wie gewöhnlich wulstig rund, sondern vielmehr gablicht (*bifurcatum*).“ S. 141: „Die Circumferenz der Apertur des Beckens kleiner als ich sie je sah.“ Wie in aller Welt reimt sich alles dieses mit S. 139?? Offenbar hatte der Vf. damals durchaus nicht gehörig untersucht, wenn sich wirklich alles so verhielt, wie es nachher zur Entschuldigung der Enthirnung erzählt wird, und das war unverzeihlicher Fehler, den Rec. keiner Hebamme, geschweige denn einem Professor ungerügt hingehen läßt. Ist es nicht mehr als wahrscheinlich, daß, wenn der Vf. gleich nach der ersten Untersuchung die Hülfe versucht hätte, welche er nun erst S. 142 nach häufigen und drängend vorhanden gewesenem Wehen versuchte, diese Hülfe auch würde besseren Erfolg gehabt haben? — Aber nun legte der Vf. kaum zwey Stunden nach dem Wassersprünge schon die Zange an, machte kräftige Züge, nahm sie wieder ab, legte sie in der Folge wieder an, ließ sich von einem kräftigen, handfesten Schüler ablösen, bis auch diesem

der Schweiss an jeder Stelle des Körpers abließ (alles wörtlich S. 146) und es wurde doch nichts ausgerichtet. Ob die Natur bey längerer Geduld, ohne durch Kunst gestört zu seyn, nicht gelinder und besser verfahren wäre? — genug am Ende ward perforirt und excerebrirt! —

Zweytes Stück. I. *Meine Gedanken, die Tödtlichkeit der Wendung betreffend, durch Beobachtungen erläutert von F. J. B. in Mdft.* Ziemlich verworrene Sätze, woraus man am Ende erfieht, daß die Kinder bey der Wendung nicht am Druck des Nabelstranges und dadurch gehinderten Blutumlaufe (wie ein seltenlanges Verzeichniß von unnöthigen Citaten aus den bekanntesten Hand- und Lehrbüchern es belegt) sondern aus Mangel an Sauerstoffgas (vielmehr Sauerstoff) sterben; weshalb denn der Vf. will, daß man 1) bey zögernder Geburt, (wo man den Nabelstrang nicht gegen Druck schützen kann) 2) bey Zerreißungen des Nabelstranges (zugegeben) und bey zu frühem Lostrennen des Mutterkuchens, den Nabelstrang, ehe das Kind mit den Füßen voran völlig geboren ist, unterbinden solle; damit wenigstens das Blut, was einmal in dem Körper des Kindes sey; auch darin bleibe. Aber da wo der Nabelstrang gedrückt wird, leistet ja schon der Druck das, was man durch die Unterbindung erhalten würde, und bey zu frühem Lostrennen des Mutterkuchens läßt sich doch wohl nur sehr selten bestimmen, ob denn auch der ganze Mutterkuchen schon getrennt sey; und sollte, wo dieser auch nur halb noch anhängt, nicht der halbe Zusammenhang noch besser seyn, als gänzliche Hemmung des Blutlaufs durch Unterbinden? denn das Kind kann ja durch den mütterlichen Theil des Kuchens kein Blut und keinen Sauerstoff verlieren! Der Vf. führt freylich sechs Fälle auf, wo er bey Wendungen den Nabelstrang unterband, und, ungeachtet die Geburt sich bey den meisten nachher noch bedeutend verzögerte, lebende Kinder erhielt. War dieß glückliches Ungefähr, oder heilsamer Erfolg des Unterbindens? Wahr ist es, daß alle bey der Wendung sterbenden Kinder bleich, und anscheinend blutleer zur Welt kommen. II) Dr. Henschel erzählt die *Entbindungsgeschichte eines todten, 46 Wochen getragenen Kindes, welches Verdacht einer Bauchschwangerschaft erregte*. Es wurde am Ende durch einen Scheideriß, mit dem Steisse voran, hervorgezogen; höchst wahrscheinlich war noch ein Stratom zugleich in der Beckenhöhle vorhanden, an welches der Mutterhals in der Folge so fest wuchs, daß der während der Schwangerschaft immer als ungeschwängert fühlbar gewesene Mutterhals nun ganz verschwunden war. Merkwürdig ist es, daß hier zu der Zeit, wo das Kind reif war und abstarb, durchaus keine wehenartige Empfindungen, kein Abfluß irgend einer Art aus der Gebärmutter sich zeigten. III) *Beschreibung und Abbildung missgebildeter Zwillinge und ihrer Placenta nebst einigen Bemerkungen*, vom Prof. Schmidtmüller. Die allgemeinen Bedeckungen hingen bey beiden Kindern sackförmig über dem Körper; so daß Arme und Beine dadurch in gezwungener Stellung gehalten,

auch Gesichts-, Geschlechts-Theile und After sehr dadurch verhüllt und verdeckt wurden. Sonst eben nichts Merkwürdiges. Die Zeichnungen sind schlecht. IV) *Ein aus den Papieren des verstorbenen Stein mitgetheilter Fall*, von mehrmals wiederholter krampfhafter Zusammenziehung des Muttermundes, nachdem derselbe schon ganz verstrichen und nicht mehr zu erreichen gewesen war. Der Fall wurde dem verstorbenen Stein von einer glaubwürdigen Hebamme erzählt. V) *Beyträge zur praktischen Geburtshülfe* von Dr. Schneider in Fulda. 1) Ein monstrum acephalum lag mit dem Gesichte vor. Merkwürdig, ja fast unglaublich ist es, daß nicht allein das Gehirn, sondern auch nach S. 275 das ganze Rückenmark fehlte. „Weder vom großen, kleineren Gehirn, Gehirnhäuten, noch Nerven- und Rücken-Mark, war bis zu Ende des Canals aller Wirbelbeine eine Spur zu entdecken!“ Verhielt sich dieß wirklich so, dann wäre es sehr interessant gewesen, die Eingeweide der Brust und des Unterleibes zu untersuchen, um zu sehen, welchen Einfluß dieser Mangel auf die Bildung dieser Eingeweide gehabt habe. 2) *Geschichte eines doppelten, zwey Tage von einander bey einer Person erfolgten Abortus, von verschiedenem Alter*. Offenbar war der zweyte Körper, der zwey Tage nach dem wirklichen Ey abging, nichts als eine Mola, wie auch der Herausgeb. richtig bemerkt. VI) *Auszug aus den Listen der Entbindungs-Lehranstalt zu Marburg vom Jahre 1806*; mitgetheilt vom Prof. Stein. Die Zahl der Geburten war 99 oder eigentlich 100, denn eins war eine Zwillingsgeburt. Auffallend ist Rec. die große Zahl der Zangengeburt und zwar namentlich nur einmal wegen Enge des Beckens, vierzehnmal aber theils wegen schwacher, theils wegen wilder Wehen, letzteres sollen doch wohl krampfartige Wehen seyn, und da möchten doch bey gehöriger Geduld wohl *auspasmoudica* äußerlich und innerlich gebraucht, allein hinreichend gewesen seyn. B. J.

LEIPZIG, b. Barth: *Taschenbuch der Geburtshülfe für angehende Geburtshelfer* von Dr. Joh. Christ. Ebermaier, prakt. Arzte und Geburtshelfer zu Rheda in Westphalen. *Erster und zweyter Band*. Auch mit dem Nebentitel: *Allgemeine Encyclopädie für praktische Arzte und Wundärzte* bearbeitet und herausgegeben von Dr. G. W. Conzbruch, königl. preuss. Hofrathe und Dr. J. G. Ebermaier. *Achter Theil. Erster Band. 1803. Zweyter Band. 1807. 816 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)*

Inwiefern die Compilation — denn einen anderen Titel verdient die vor uns liegende Schrift nicht — der in verschiedenen Werken zerstreuten hebräitlichen theoretischen Meinungen, praktischen Handgriffe, Erfahrungs-Resultate und Erfindungen, zu einem wissenschaftlichen Ganzen geordnet, in einer logischen Folgereihe dargestellt, und mit Klarheit und Präcision bearbeitet worden ist, insofern kann eine solche Schrift allerdings einigen Anspruch auf Nützlichkeit und Brauchbarkeit machen. Erwägt man aber dabey, daß dergleichen Bücher allem ernsthaften Studium der

Wissenschaften entgegen, inehrentheils von Resultaten eigenen Nachdenkens eben so weit entfernt sind, als sie junge Gelehrte davon zu entfernen pflegen; bedenkt man zugleich, daß die bereits vorhandene Anzahl solcher Schriften, wie deren innere Construction den an dieselben zu machenden Forderungen entspricht: so hätte des Vfs. Buch allerdings entbehrt werden können.

Nach diesen allgemeinen Betrachtungen mögen noch einige besondere Bemerkungen hier Platz finden. Zu den, S. 71 angeführten, Veranlassungen zu mißgeformten Becken gehört auch das, unter den Landeuten besonders übliche, Tragen schwerer Lasten auf dem Kopfe. — Sollte der Zweck des monatlichen Blutflusses kein anderer seyn, als die Vollblütigkeit des weiblichen Körpers von Zeit zu Zeit zu heben? wie S. 100 behauptet wird. — Bey der regelwidrigen Schwangerschaft fehlt S. 134 die von *Josephi* und auch von anderen Geburtshelfern beobachtete Harnblasenschwangerschaft. — Die Authentizität der S. 135 angezogenen Beobachtungen von wirklicher Überfruchtung bezweifelt Rec. noch sehr. — Die Eintheilung der Schwangerschaft in wahre und scheinbare widerspricht jeder, und auch der vom Vf. angegebenen, Definition dieses Zustandes. — Nach jedem fruchtbaren Beyschlafe entsteht eine Entzündung der inneren Oberfläche der Gebärmutterhöhle, nach

und durch welche die *membrana decidua Hunteri*, gleichsam wie eine Entzündungshaut gebildet, deren Entleerung S. 140 einer ausschwitzenden Lymphe allein zugeschrieben wird. Die S. 199 angeführte Behauptung, daß die Lebensäußerungen der Frucht, insofern sie als Gegenwirkungen auf äußere Einflüsse zu betrachten sind, nur durch Wärme, Blut, und Fruchtwasser hervorgebracht würden, widerlegt die Wahrnehmung der freywilligen Bewegungen des Kindes auf absichtlich auf seinen Körper angebrachte Eindrücke. — Mit dem Zeigefinger allein, welcher kürzer als der Mittelfinger ist, kann man nie so sicher und so vollkommen untersuchen, als wenn man beide Finger geschlossen dazu gebraucht. — Das öftere Einschnüren der Geburtstheile mit Öl oder Fett, in der vierten Periode der Geburt, welches der Vf. S. 311 anrath, ist unnütz und unreinlich. — Die Anwendung der, S. 322 nach jeder Geburt angerathenen, Leibbinde möchte Rec. doch nicht so unbedingt empfehlen. — Um den *vernix caseosa* vom kindlichen Körper loszuweichen, ist es am besten, den Dotter von einem frischen Ey und etwas Salz zu dem ersten Bade zu nehmen. — Auch selbst das unschädliche Lycopodiumpulver würde Rec. nicht zum Einstreuen empfehlen. Das beste Reinigungs- und Heilmittel für wunde Stellen am kindlichen Körper bleibt immer das frische Wasser.

A. H.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. Jena, in der Crökerschen Buchh.: *Tabellarische Übersicht der praktischen Entbindungskunst in Hinsicht auf die verschiedenen Lagen des Kindes, und die wichtigsten Manual- und Instrumental-Operationen.* Zur bequemen Übersicht für junge Geburtshelfer, und zum Leitfaden bey meinen praktischen Übungen am Phantom, entworfen von Dr. Fr. Heinrich Martens, Prof. der Heilkunde zu Jena. 1805. XIII Tabellen in Querfolio (16 Gr.) Was der Inhalt dieser tabellarischen Übersicht begreift, lehrt der Titel deutlich. Bey der Eintheilung der Kindes-Lagen ist der nun verstorbene Vf. *Mauguiers*, von ihm überfetzter, Schrift, zum Theil auch seiner und anderer Geburtshelfer, Erfahrung gefolgt. Daher muß sich Rec. sehr wundern, unter den, auf der zweyten Tabelle angegebenen, zur Geburt sich stellenden Kopflagen auch noch die 4 Ohrlagen zu finden, da sowohl die Construction und Verbindung des kindlichen Halses mit dem Kopfe und Rücken, als auch die Erfahrung, die Unmöglichkeit einer solchen Geburtslage des Kindeskopfes längst erwiesen hat. Bey der Untersuchung des Kopfes fehlt die Angabe der Fontanellen und der Nähte. — Rec. würde die, durch zweckmäßige Lage, Unterstützung mit den Händen und Arzneey beförderte Geburt, auch zu den durch manuelle Hülfe beendigten Geburten rechnen. Auf der fünften Tabelle fehlt bey den Eyhäuten die wurstförmig lang herabhängende Blase. Die eingeschlossene Nachgeburt nach No. a. Tab. V ist nicht so selten, als der Vf. glaubt. Ganz zweckwidrig und unnöthig ist der, auf der VI Tafel, bey regelmäßigen Kopfgeburten empfohlene Handgriff, mit zwey Fingern den Fruchthältermund über den Kopf nach oben und hinten aufer einer Wehe zu schieben, obgleich Stein, Shemel u. a. m. ihn dringend anrathen. Auf der VII Tafel kommen einige gute Handgriffe bey Scheitel- und Gesichtsgeburten vor, welche man, in den häufigsten Fällen, wie auch Hr. M. richtig bemerkt, der Natur überlassen darf. Mißverhältnisse des Kopfes zum Becken können nicht als eine Anzeige zur Wendung angesehen werden. Bey den Momenten, welche eine künstliche Lösung der Nachgeburt erfordern, fehlen

auf der XI Tafel bedeutende Blutergießungen, und ein zum Theil gelöster Mutterkuchen.

A. H.

Breslau, b. Korn: *Kann und darf die Nachgeburt unbedingt zurückgelassen werden?* Ein abgedruckener Beytrag zu den Verhandlungen über die Lösung und Nichtlösung der Nachgeburt. Von Dr. Henschel. 1805. 72 S. 8. 6 Gr.) Nach einer leichten Niederkunft mit einem toten Kinde stellt sich bey einer Erstgebärenden (?) bald ein starker Blutfluß ein. Zwey herbeigerufene Geburtshelfer versuchen den Blutfluß durch Wegnahme der Nachgeburt zu stillen. Aber weder dieses noch jenes gelingt. Nun wird der Vf. — 13 Stunden nach der Entbindung — gerufen. Eine vorsichtig angestellte Untersuchung belehrt ihn, daß die Nachgeburt auf der linken Seite, an dem unteren Abschnitte des Fruchthalters, fest sitzt; bereits mit 4 Finger war derselbe im Stande, in denselben einzugehen. Allein die Wöchnerin erklärt, sie wolle sich nicht wieder anrühren lassen, und verlangt treibende Mittel. Darauf verläßt der Vf. die Kranke; sieht sie nicht wieder, und am siebenten Tage stirbt sie. Das ist der Verlauf der Geschichte. Die Vorwürfe, welche man dem Vf. hier und da gemacht, daß er durch seine Bemühungen, den Mutterkuchen herauszunehmen, den Tod der Entbundenen verursacht habe, sind die Veranlassung zu dieser öffentlichen Rechtfertigung geworden. Aber nicht über das, was Hr. H. gethan, wohl aber über dasjenige, was derselbe zu thun unterlassen hat, sind denselben, nach Rec. Ermessen, um so gerechtere Vorwürfe zu machen, da derselbe, einer der geschicktesten und geübtesten Geburtshelfer in Breslau, wohl wissen muß, wie notwendig im vorerwähnten Falle die Wegnahme der wahrscheinlich zum Theil eingeschlossenen Nachgeburt war. Nur allein die unzeitige Nachgiebigkeit des Vfs. in einem Falle, der das bestimmteste Verfahren erforderte, wo nur die, wenn gleich schmerzhaft, doch notwendige, angezeigte Operation allein die Kranke retten konnte, dürfte als mittelbare Todesveranlassung, insofern also als Vorwurf für den Vf., angesehen werden können.

A. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 O C T O B E R 1 8 0 7 .

P H I L O S O P H I E .

CARLSRUHE, in Macklots Buchhandlung: *Handbuch für Denker*, von Carl Friedrich Schilling, von Canstadt, großherzogl. badischem geheimen Rathe. Erster Theil. 1807. XVI u. 831 S. gr. 8.

Überzeugt, daß die Philosophie die Wissenschaft des Menschen überhaupt, und nicht ein Monopol der Gelehrten seyn soll; überzeugt, daß die Resultate philosophischer Forschung sich der Prüfung der gesunden Vernunft des Menschen überhaupt unterwerfen müssen, weil es für eigene Cultur nichts nütze, zu glauben, was Andere zu wissen vorgeben: wagt der Vf. dieses Handbuchs, wie Er in der Vorrede erklärt, bloß aus Anhänglichkeit an die Sache der Menschheit, sein System seinen Zeitgenossen vorzulegen. In der That: es wird diesen Zeitgenossen nicht anders als erfreulich seyn können, daß ein Mann, wie Hr. von Schilling, ein deutscher Edelmann, in den späteren Jahren des Lebens (er sagt: das Alter nahe sich ihm) mit einem solchen Werke, dem er den größten Theil des Lebens, das Manche seines Standes heillosen Getreibe zu opfern pflegen, gewidmet haben muß, erscheint, und auf eine solche Art erscheint. Er tritt nämlich auf mit einer seltenen Freudigkeit der Seele; es lebt in ihm ein tiefer Sinn für Alles Wahre und Gute; er zeigt einen heiligen Eifer für das, welches dem Menschen das Wichtigste ist, ein unermüdliches Streben nach höherer Einsicht, und eine kindliche Freude über die erlangte Gewissheit. Sein eifriges Forschen mag schon daraus beurtheilt werden, daß diesem, mehr als 800 Seiten starken, Bande noch fünf andere folgen sollen, die vielleicht nicht viel hinter diesem zurückbleiben werden, und daß Hr. von Schilling das ganze Werk gewiß ohne alle Rücksicht auf äußeren Vortheil dem Publicum, d. h. seinen Lesern übergiebt; ja, wenn uns nicht Alles trügt, vielleicht nicht ohne große Aufopferung. „Mein Lohn sey nur die Beförderung der Erkenntniß der Wahrheit, ruhigere Blicke in die Ferne, die ich dadurch mitzuthellen hoffe, und frischbelebter Eifer für Moralität und Tugend.“ Er ist sich seines bewiesenen Fleißes, der Redlichkeit seines Forschens also bewußt, daß er dreymal wiederholten konnte: Er sey durchaus seinen eigenen Weg gegangen; er habe nicht compilirt, habe sich auf keine Autorität verlassen; sondern Alles, das er gebe, sey von ihm selbst gedacht, sey Resultat unermüdeter Untersuchungen; ansehn-

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

gen habe er allein nach Wahrheit geforscht, nicht um vorgefasste Meinungen zu begründen, nicht um einen fremden Zweck, nein, unbesorgt um die Resultate nur dem Gange der Vernunft folgend. Hoffnungs- voll blickt er in die Zukunft, und erwartet die all- gemeinere Verbreitung der Wahrheit; dabey zeigt er eine Bescheidenheit, die vielen Philosophen und Nicht-Philosophen sehr zu empfehlen ist „Ist das Re- sultat meiner Untersuchungen von einigem Werth, so bin ich doch weit entfernt, mir hierauf etwas einzubilden, oder auf einen besseren Stoff meiner Seele zu schließen, welcher Gedanke insgeheim jedem Stolz zum Grunde liegt; dies würde meinem System ge- rade entgegen seyn. Der Zweig, an dem die Frucht reift, hat es einzig und allein seiner Lage zu danken, daß die Natur im Hervorbringen sich seiner eher als der Wurzeln bedient. Würde man den politischen Baum umkehren, so würden die Wurzeln mit der Zeit dieselben Früchte tragen, und die Zweige müs- ten dann die Bedürfnisse dazu herbeybeschaffen.“

Wegen dieser Eigenschaften des Hn. v. Sch. ist dem Vf. dieser Anzeige die Bekanntschaft, die er durch dieses Buch mit ihm gemacht hat, sehr ange- nehm. Wenn nun aber Hr. v. Sch. sagt: „habe ich falsch gesehen: so ist Jeder berechtigt, dem Wahr- heit am Herzen liegt, der Welt den Irrthum aufzude- cken; ja es ist sogar Pflicht für Jeden, und wird im- mer Gewinn für mich selbst seyn, wenn es durch voll- wichtige Gründe geschieht:“ so ist allerdings lobens- werth, daß er sich, zur Ausmittelung der Wahrheit, dem Tadel aussetzen will; allein in diesen Blättern wird weder er noch ein Anderer eine genauere Prü- fung und Beurtheilung seines — Systems erwarten. Er erklärt selbst, daß er nicht für Philosophen, sondern für Denker seines Schlags, für die zahlreiche Men- schenclasse, die zwischen den Gelehrten und Unge- bildeten in der Mitte steht, geschrieben habe. Es ist möglich, daß diese Classe eines solchen Buchs be- darf; wenigstens wird sie vielen Stoff darin finden; der des ernsthaftesten Denkens würdig ist; aber hier kann es, wie es dem Rec. scheint, doch nur angezeigt werden; auf eine genauere Prüfung können nur sol- che Werke Anspruch machen, durch welche die Wis- senschaft weiter gekommen ist, oder doch weiter ge- kommen seyn soll. Hr. v. Sch. ist freylich der Mei- nung, daß er manches Neue gebe; das will Rec. auch gar nicht leugnen; aber die Wissenschaft ge- winnt nicht bey allem Neuen. Wir wollen daher den Lesern die — Ordnung des Buchs einigermaßen (voll- ständig würde zu weitläufig seyn) referiren, und

von der Behandlungsart eine Probe geben, damit sie wissen, was darin zu finden sey, und wie.

Das Ganze dieses Systems theilt sich in fünf Abtheilungen: Dinge, Verhältnisse, Veränderung, Wille, Wahrnehmung. In diesem ersten Bande haben wir nur die erste Abtheilung: Dinge. Von der zweyten, also von den Verhältnissen, sagt Hr. v. Sch., sie werde 2 Bände erfordern; wieviel jede der übrigen bedürfen wird, erfahren wir noch nicht; wir haben

er allgemeinen Übermengesetzte, und einige, isolirte Dinge, an sich, Stoff, Urstoff, Sonade. Dieses macht ich nicht benannt ist, mit besondern Über Dinge; Möglichkeit Mannichfaltigkeit d. D.; Endigkeit d. D.; Eistehen, Verhältnisse, z. — Der zweyte Abschnitt: Gott; Urweisen Paragraphen hant Möglichkeit, Mannichlichkeit Gottes, vom rner von den Eigene, Heiligkeit, Moralt ist von der Annähe Weseinheit, Möglichkeit, Nothwendiglehen Gesetzen, der Betselben u. f. w. Darauf s, von der Thätigkeit

und vom Müßigseyn Gottes, von der Reglerung Gottes, von seiner Allmacht, Ewigkeit, Vergeltung. Nach diesem vom Gottesdienst, vom Willen Gottes, von seinen Gesetzen, von den Pflichten gegen ihn, von der Liebe Gottes, von seiner Selbstliebe; darauf von der Anbetung, von der Wahrnehmung Gottes; vom Glauben an Gott, von der Atheisterei; von den Vorstellungen von Gott u. f. w. — Der dritte Abschnitt ist überschrieben: *Geistige Wesen*, Wesen, Geist, Seele. Darin wird gehandelt von der Weseinheit, Möglichkeit, Wirklichkeit, Mannichfaltigkeit, Nothwendigkeit der Wesen und ihrer Eigenschaften. *Mensch, Thiere, Pflanzen*, erhalten eigene Abschnitte; darauf auch die *Körper*, von deren Weseinheit, Möglichkeit u. f. w. gesprochen wird. Der letzte Abschnitt führt die Überschrift: *Natur*, Wirklichkeit als Ding, Welt, Sinnenwelt, Körperwelt, Weltkörper, Erde, Erdball, Schöpfung als Ding. Dann wird über die Weseinheit u. f. w. der Natur geredet. Über Manches wird auf die folgenden Theile verwiesen: z. B. über Entstehung und Dauer der Natur auf den dritten; der bekanntlich von den Veränderungen handelt; über Betrachtung, Vorstellung, Studium, Grund, Zweckmäßigkeit und Ordnung der Natur auf den fünften, der der Wahrnehmung gewidmet ist; über Gesetz, Zweck, Plan der Natur aber auf den vierten, der vom Willen

reden wird. — Was wir abgeschrieben, folgt nach einander; aber es steht vieles dazwischen. Als Probe der Schreib- und Behandlungs-Art geben wir die Rubrik: *Nothwendigkeit Gottes*, S. 119, weil sie uns zuerst in die Augen fällt und kurz ist. — „Gott ist nothwendig als Ursache der Wirklichkeit, die ohne Ursache außer ihr nicht wirklich seyn könnte. Er ist an sich nothwendig, als nicht Folge irgend einer Ursache. Nothwendig als Bedingung für die Möglichkeit alles Wirklichen, für die Möglichkeit des Sinnlichen, und Ausser Sinnlichen, für die Möglichkeit eines Zwecks; ohne ihn findet der Gedanke daran nicht einmal Statt. — Aber Gott ist nicht nothwendig als Folge von irgend Etwas, so wie die Wirklichkeit und das, was in ihr ist und geschieht. Nachdem die Natur wirklich ist, ist Gott nothwendig als ihre Ursache. Das höchste Gute ist nothwendig, als Bedingung zur Möglichkeit von irgend einem Guten als Mittel in der Zeit, ohne welches würde es keinen Werth und nichts Wirkliches geben.“ Bx.

SCHÖNE KÜNSTE.

RÜDELHEIM, Gedichte von L. M. Büschenthal. Erstes Bändchen. 1806. 157 S. 8. (16 gr.)

Der Dichter hat einen doppelten Weg, auf die Veredlung seines Zeitalters hinzuwirken. Entweder er zeigt uns die Welt und den Weltgenuss aus dem Spiegel seines geläuterten und veredelten Gemüthes, oder er führt uns vor die inneren, unabsehbaren, geheimnißreichen Tiefen des Geistes, und durchdringt uns mit theils gesandeter, theils empfundener Seligkeit des geistigen Lebens. Auf dem ersteren Wege hat ein allgeliebter und verehrter Freund schon seiner Zeitgenossen auf uns gewirkt; auf dem letzteren ging Schiller, und erweckte manchen Wahrheitsfreund, dem es Ernst ist um das Eine was Noth thut, zu mehr oder minder glücklicher Nachahmung.

Auch der Vf. vorliegender Gedichte scheint durch jenen unsterblichen Sänger zu eigenen poetischen Versuchen aufgeregt zu seyn; das beweiset die fast durchgängig moralische Tendenz derselben; doch vermischen wir in nicht wenigen derselben jene Gedankenfälle und jene sittliche Energie, welche den großen Vorgänger des Hn. B. charakterisiren. Sogar in der an Schiller selbst gerichteten *Beantwortung seiner Resignation* ist nicht ein warmergeoffener philosophischer Zweifel eines Wahrheitsfreundes durch eine gleich warmergeoffene philosophische Lösung eines anderen Wahrheitsfreundes widerlegt, sondern nur etwas sehr Unhaltbares, das weder sich noch hiebfeist ist, dem Zweifler zu Gemüthe geführt worden. — Auch scheinen die größeren Gedichte nicht rein genug aus einer klaren, einfachen Grandidee entsprungen, oder doch nicht auf die natürlichste und einzig nothwendige Weise aus derselben herausentwickelt zu seyn. Daher machen sie auch keinen reinen und einfachen Eindruck. Man fühlt sich während des Lesens nicht nach Einem Punkte hin- und angezogen, fähig sich nicht von einem deutlichen Idengange leicht und angenehm fortgezogen; sondern die Seele schwebt

in einem flatternden, halbzertreuten Zustande. So ging es dem Rec. z. B. bey dem *poetischen Genius*. Frey von diesen Gebrechen ist die *Hymne an Gott*, welche, auch in dieser Bedeutung des Wortes, *andächtig* gedichtet ist. Die *Abendwehmuth* hat das gewöhnliche unserer modernen Abendempfindungen, den Mond, Zypressen, dürres Laub und andere Abendingredienzen. Die *Verführung*, an Laura, zeichnet sich vortheilhaft aus; auch die *Sommernacht* und mehrere andere. Die *Sehnsucht* ist hinter ihrem Vorbilde zurückgeblieben; was soll der erste Vers zu den übrigen, oder die übrigen zum ersten? In dem Gedichte auf *Schillers Tod* ist der Gedanke, daß der Verklärte nun jenseit seine poetischen Ideale realisirt sehe, nur etwas zu sehr ausgesponnen. Überhaupt spielen Tod, Himmel und Ewigkeit eine allzuwichtige Rolle in diesen Gedichten. Ist denn das nun wohl für die Poesie ein so vorzüglich passender Gegenstand? Die Ewigkeit ist für die Phantasie, was die Nacht für das Auge. Auch ist schon häufiger und mit Grund angemerkt worden, daß jene unendliche Sehnsucht nach dem Höheren außer uns und jenseit dieser Erde, nichts weiter ist als Unzufriedenheit mit dem, was wir sind und haben, und diese ist wohl alles in der Welt eher, als interessant und reizend. Wenn jener erhabene Dichter irgend auch einen solchen sehnsüchtigen Ton anstimmt, so beweiset er durch die Art und Weise, wie er es thut, daß einem solchen Genius alles wohl stehe, und daß er, was er auch berührt, in Gold verwandele. Auch wollen wir es gern natürlich und begreiflich finden, daß dieser schöne und vielfarbige Himmelsbogen über dem Horizonte unseres Vaterlandes seinen Widerschein habe; nur sollte dieser Widerschein nicht von neuem reflectirt werden, sonst würde sich am Ende die Schillersche Muse bis zur Gesangbuchspoesie herabwässern, sowie im Gegentheil der Klopstockische Genius durch eine ascendirende Gattung von Nachahmern hinaufpotenzirt ward, bis er den *Donatoa* schuf, der vor Kurzem nicht unschicklich eine vom tollen Hunde gebissene *Messias* genannt wurde.

Zum Motto hat Hr. B. Schillers Worte gewählt: *mach es wenigen recht; vielen gefallen ist schlimm*. Wir wünschen daß seine Gedichte weder gar zu vielen, noch gar zu wenigen gefallen mögen.

D. A. E.

BREMEN, b. Müller: *Sammlung deutscher poetischer Meisterstücke des achtzehnten und des angefangenen neunzehnten Jahrhunderts*. Erster Theil. Erstes und zweytes Bändchen. Von W. C. Müller, Dr. der Philos., zweytem Lehrer am Lyceum und Director einer Privaterziehungs-Anstalt. Zweyte verb. Ausg. 1807. 460 S. 8.

Nach einem zweyten Titel werden im ersten Bändchen auserlesene Fabeln, Erzählungen und Idyllen, und im zweyten komische Erzählungen (?), Romanzen, Balladen und Volklieder zur Gedächtnisübung

und Declamation angekündigt. In der Vorrede bestimmt der Herausgeber seine Sammlung zur Bildung der Jugend, und sagt, daß er willens sey, aus dem besten deutschen Dichtern eine Beyspielsammlung in fünf Theilen zu veranstalten, und dann einen sechsten Theil theoretischen Inhalts folgen zu lassen. Unter *Meisterstücke* will er nur das *Bessere* einer jeden Dichtungsart verstanden wissen, und verlangt nun eine genaue Angabe dessen, was in seinem Buche dieses Titels unwürdig möchte befunden werden. Allein dies zu entscheiden, dazu würde auch eine Erwägung der Producte gehören, die der Vf. nicht aufgenommen hat, und da würde die Musterrung und das Bestimmen, was besser, vorzüglicher und minder gut zu nennen sey, gar kein Ende haben, wobey auch noch in Betrachtung käme, ob dieses oder jenes gerade der Jugend zu empfehlen wäre. So viel hat es nun mit solchen Sammlungen nicht auf sich, ob man es gleich, um die Sache wichtig zu machen, vorzugeben pflegt. Es ist schon genug, wenn man davon sagen kann, daß sie im gewöhnlichen Sinne fast lauter gute und brauchbare Sachen enthalten; und ein solches Zeugniß muß man auch dieser Sammlung geben. Dennoch fürchten wir, daß manche Käufer damit unzufrieden seyn werden, weil *sehr viel* Brauchbares darin für sie gleichwohl *entbehrlich* ist. Nämlich, um die reine Wahrheit zu sagen, so verhält es sich mit dem Ankauf solcher Schriften also. Lehrer auf Schulen (deren Anzahl gewis nicht gering ist) kommen jährlich ein paar Mal in Verlegenheit, was sie zur Declamation auf dem Schulactus für Stücke auswählen sollen; und da sie nicht viel Zeit und Geld haben, so greifen sie gewöhnlich zu solchen Sammlungen, wie diese, um sich daraus so schnell, als möglich, Rath zu erholen. Allein, welchen Verdruß sieht man sich über ihr Gesicht verbreiten, wenn sie immer wieder auf die allbekannten Sachen stoßen, die sie auf ihrer Schule schon zehnmal haben declamiren lassen, als da sind: *Phylax, der so manche Nacht; In der Väter Halle ruhte; Johann, der man tre Seifensieder; Lenore fuhr um's Morgenroth*, und — fast sämtliche Gedichte von Schiller. Ach! hören wir sie seufzen, wenn man doch endlich einmal aufhören wollte, solches immer wieder und wieder zu sammeln, was wir schon so oft besitzen, und uns dafür lieber von Jahr zu Jahr eine kleine Blumenlese anstellte, die man immer mit der Zeit in einem kleinen Bändchen kaufen, und sich damit aus der Noth helfen könnte. Und diesen Wunsch finden wir in der That so gerecht, daß wir nicht begreifen, wie die Sammler gegen jene, bey denen sie schon so viel Absatz gefunden, so undankbar seyn können, ihn nicht endlich zu befriedigen. Freylich möchten dann die Sammlungen nicht so schnell von Statten gehn, mehr Zeit, Geduld und Aufmerksamkeit erfordern, und bey weitem nicht so ergiebig und einträglich seyn, aber — eine Liebe ist der anderen werth!

T. Z.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. 1) Dillingen, b. Brönnner: *Von den bisherigen Versuchen eine allgemeine Schriftsprache einzuführen*. Eine Rede, mit welcher Professor Schmid Vorlesungen über einen neuen Versuch einer allgemeinen Schriftsprache eröffnet am königl. bairisch. Lyceum zu Dillingen, den 19ten May 1807. 32 S. 8.

2) Ebendaf.: *Vollständiges wissenschaftliches Gedankenverzeichniß zum Behufe einer allgemeinen Schriftsprache*. Von Professor Schmid. Mit 1 Kupfertaf. 1807. XIX u. 115 S. 8.

3) Ebendaf.: *Wissenschaftliches Gedankenverzeichniß in einem vollständigen Auszuge*. Von Ebendemselben 1807. 1 Bog. in 8, in 30 Columnen.

4) Ebendaf.: *Synopsis Cogitationum-Clitoris scientifici*. Ab Bodem 1807. 31 Colum.

Lauter Vorarbeiten zu einer allgemeinen Schriftsprache, wovon eine besondere Abhandlung unter der Aufschrift: *Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre* den Beschluß machen wird. In Nr. 1) beginnt der Vf. mit der Entwicklung des Begriffs und der Wichtigkeit einer allgemeinen Schriftsprache, und schließt nach der Beurtheilung mehrerer Versuche, eine allgemeine Schriftsprache einzuführen, mit der Anpreisung des seimigen, zu dessen Vollendung er die Sprachkundigen aller Völker mit dem Motto aus Quintilian auffodert: *Turpiter desperatur, quod fieri potest*. Er ist versichert, daß nach der von ihm versuchten Methode, oder nach keiner, Pausographie möglich sey, und daß man nach seiner Behandlung der Sprachen in kurzer Zeit dieselben aus einem Gesichtspuncte ansehen werde, aus dem sie, so viel er wisse, noch niemals gezeigt seyen. Seine allgemeine Schriftsprache soll sich von allen bisher versuchten dadurch auszeichnen, daß sie allgemein, in allen Sprachen brauchbar ist. Wir möchten wissen, wie etwas allgemeine Schriftsprache heißen könne, dem diese Eigenschaft fehlt. Dem Vf. ist es um keine Künsteley zu thun, alle Willkühr will er verbannen; er macht auf Wissenschaftlichkeit Anspruch, und behauptet, daß die Grundsätze einer wissenschaftlichen Sprachlehre noch niemals mit der Bestimmtheit, in diesem Zusammenhange und in dieser Anwendung seyen vorgetragen worden, als es von ihm geschehe. Vergleicht man nun mit diesen Versicherungen das wissenschaftliche Gedankenverzeichniß selbst, dessen Vollendung er für das erste Erfoderniß einer wissenschaftlichen Benandlung der Sprachen hält: so ist Horazens *Parturient montes*, so sehr sich auch der Vf. gegen diese Beschuldigung eines *Promissoris magno hiato* verwarren mag, das Erste, was sich jedem unbefangenen Leser aufdringt. Dieses wissenschaftliche Gedankenverzeichniß No. 2 — 4 hat der Vf. zugleich vollständig und in einem Auszuge, zugleich in deutscher Sprache und in einem barbarischen Latein, gelietert. Mangel an gesunder Philosophie und Unkunde der Sprachen leuchtet aus allen auf gleiche Weise hervor: Die wissenschaftliche Basis fehlt, überall herrscht unphilosophische Künsteley und sinnlose Willkühr. Das Gedankenverzeichniß beruht auf folgenden Grundsätzen: 1) Die Gegenstände unseres Denkens folgen in einer *fünftfachen Steigerung* (Potenzierung) auf einander. Diese Gegenstände sind: *Materie, Pflanze, Thier, Mensch, Geist*. Sie haben alle das *Seyn* mit einander gemein, in der Art desselben gehen sie wesentlich von einander ab, so daß immer einer über den anderen um eine Stufe erhaben ist. 2) Der Inhalt unseres gesamten Denkens bezieht sich auf *Seyn, Thun, Werden*. Alles, was wir denken, denken wir als etwas *Bestehendes, Unverändertes*; oder als etwas, das sich *ändert*, etwas *thut*, *macht*; oder als die *Anlage* zu einem von diesen Beiden; kurz — als *Seyn, Thun* oder *Werden*. An das Gegebene reiht

sich in der natürlichsten Ordnung der *Gegensatz*. 3) Unsere Gedanken nehmen in dem Ausdrucke eine *dreyfache Form* an, nämlich die des *Adverbs*, des *Substantivs* und des *Verbums*. Das Gedankenverzeichniß hat zwey Theile: der erste enthält das Allgemeine, das *Seyn, Thun, Werden*; der zweyte das Besondere von *Materie* bis zu *Gott*; ein Nachtrag enthält die Fürwörter, und eine Anleitung zum Lesen und Schreiben macht den Beschluß. Die Schrift ist so viel möglich erleichtert: sie enthält nicht mehr als 250 Zeichen, alle ganz einfach, und so eingerichtet, daß man sie dictiren und nach einer leicht faßlichen Ordnung finden kann. Die Charaktere theilen sich in Zeichen und Schlüssel: alle Zeichen sind spitze, alle schweifelfunde Figuren. *C Seyn, 3 Thun, 8 Werden*, sind die vorzüglichsten Schlüssel; die Steigerungen werden gleich den Potenzen in der Mathematik bezeichnet. 2 unter das Zeichen gesetzt, deutet den Gegensatz an, über der Linie drückt es die Verneinung aus, 20 leicht zu fassende Grundzeichen wachsen durch zwölferley Modificationen zu 240 Zeichen an, einige andere Werden noch eingeschaltet. Unter diese Zeichen sind alle Gegenstände des Denkens samt ihrem Gegensatze nach der vom Vf. angegebenen philosophischen Dreyeinigkeit des Inhalts und der Form unserer Gedanken, in fünffacher Steigerung, auf folgende Weise geordnet. I. *Materie*. A. Ihre Theile 1. Erde. 2. Wasser. 3. Luft. 4. Feuer. B. Ihr Wirken. C. Ihr Leiden. D. Körperkräfte. E. Äußere Bedingungen. 1. Zeit. 2. Raum. F. Unser Verfahren. 1. Bewegen. 2. Handieren. 3. Verarbeiten. 4. Zählen. 5. Messen. 6. Wägen. II. *Pflanzen*. A. Ihre Theile. 1. Die äußeren. 2. Die inneren. B. Ihr Wirken. C. Ihre Krankheiten. D. Unser Verfahren. III. *Thiere*. A. Ihre Theile. 1. Die äußeren. 2. Die inneren. B. Ihr Thun. C. Ihr Leiden. D. Mittel dagegen. E. Unser Verfahren. IV. *Der Mensch*. A. Nach seinem Stande und Alter. B. Sein Thun. C. Seine Begriffe. D. Umgang. E. Bedürfnisse. 1. Der Nahrung. 2. Verteidigung. 3. Wohnung. 4. Kleidung. F. Spiele, Künste, Wissenschaften. V. *Geisterreich*. Nimmt man schon in dieser kurzen Übersicht ein sehr unphilosophisches Verfahren wahr, so zeigt sich die Willkühr, mit welcher die Begriffe bezeichnet werden, noch mehr in der fünffachen Steigerung, welche meistens in nichts anderem als in der Coordination verwandter Begriffe besteht. Der Vf. meint, auf Wissenschaftlichkeit habe ein Gedankenverzeichniß immer gerechten Anspruch, wenn es in der Hauptsache nach allgemein anwendbaren Grundsätzen geordnet sey, das Zufällige aber nach allen seinen wichtigeren Theilen aufgenommen und so gereiht habe, daß es sich leicht an das Nothwendige anschliesse. Es könn daher dem gegenwärtigen Verzeichniß zu keinem Vorwurfe gereichen, daß es nicht über einen jeden einzelnen Gegenstand die Nothwendigkeit der Stelle, welche er hier einnehme, nachweisen könne. Es ist unbegreiflich, warum der Vf., wenn doch einmal die Beziehung der Begriffe von einer willkührlichen Anordnung abhängig gemacht werden sollte, nicht lieber die aufgezählten Begriffe numerate, als daß er das Schreiben und Lesen derselben durch selbsterfundene Zeichen erschwerte, welche nach der vom Vf. beliebten Anwendung nichts mehr und nichts weniger als unbekannte Zahlenchiffren sind. Die grammaticalische Beziehung der Ideen, welche jeder Andere als die Hauptsache betrachten würde, ist am Ende des, nichts weniger als vollständigen, Gedankenverzeichnisses, sehr kurz und äußerst unbefriedigend abgefertigt. Die Kupfertafel enthält drey Proben von des Vfs. pausographischer Schreibart, nämlich: 1) das Vater unser, 2) dasselbe mit Abänderungen, und 3) einige Verse aus dem ersten Buche der Aeneide: *Vix e conspectu Siciliae telluris cet.* F — G.

F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Fleischer d. j.: *Lexikon der vom Jahr 1750-1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller*. Ausgearbeitet von Joh. Ge. Meusel. 5ter Bd. 1805. 549 S. (3 Rthlr.) 6ter Bd. 1806 486 S. 8. (2 Rthlr. 16 gr.) 8: Recensf. der 4 ersten Bde. 1804. Nö. 234.

Hannover, b. Hahn: *Vermischte landwirthschaftliche Schrif-*

ten aus den Annalen der niederländischen Landwirthschaft, drey ersten Jahrgängen, ausgewählt und auszugsweise, in Ansehung der eigenen Arbeiten verbessert, herausgegeben von, Albrecht Thaer, 3r Bd., welcher zugleich ein ausführliches Inhalts-Verzeichniß aller 3 Bde. enthält. 1806. 112 u. 499 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.) 8. Recensf. des 1 Bds. 1806. No. 195.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 6 O C T O B E R, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

- 1) LEIPZIG, b. Schwickert: *Des Titus Kalpurnius von Sicilien elf erlesene Idyllen*; übersetzt, erklärt und beurtheilt von Dr. C. Ch. G. Wifs. 1805. VIII u. 102 S. gr. 8. (12 gr.)
- 2) ALTONA, b. Hammerich: *Des Titus Kalpurnius von Sicilien elf erlesene Idyllen*, nach der Beckischen Recognition des Textes übersetzt und mit diesem zugleich herausgegeben von G. E. Klausen, Prof. und Rector am Christianeum in Altona. 1807. VIII u. 131 S. (20 Gr.)

In drey Jahren drey Übersetzungen des Calpurnius! Ein rühmlicher Eifer, aus welchem sich wohl mit Recht dürfte schliessen lassen, daß eine deutsche Bearbeitung auch dieses alten Bukolikers für uns Bedürfnis geworden sey. Die Adelungische Übersetzung ist von uns bereits angezeigt und gewürdigt worden (1807. No. 34). Rec. stimmt, seinem früheren Urtheile getreu, Hn. Klausen unbedingt bey, daß jene Adelungische Übersetzung den strengen Forderungen, welche gegenwärtig die Kritik an Arbeiten dieser Art mache, auch nicht einigermaßen Genüge leiste. Auch bedarf es nur eines oberflächlichen Blickes, kaum einmal einer so sorgfältigen Vergleichung mit dem Vorgänger, als sich Hr. Wifs in der Vorrede erbittet, um zu urtheilen, daß beide vorliegenden Übersetzungen die frühere bedeutend übertreffen. Wem aber von den beiden neuen Mitwerbern der Preis zukomme, möchte schwerer zu entscheiden seyn. Ihr gegenseitiges Verhältniß zu einander hat dem Rec., seiner auffallenden *Verschiedenheit* wegen, keine Freude gemacht.

Das Ideal einer Übersetzung verlangt, daß sie, ohne fremdartigen Beysatz, das Original möglichst treu in einer fremden Sprache darstelle. Wenn folglich zwey Männer oder mehrere, nach der absoluten Idee einer Übersetzung, sämtlich mit Geschick und Erfolg arbeiteten: so müßten wir einigermaßen wenigstens das Wunder der siebenzig Dollmetscher vor unseren Augen sich zutragen sehen. Die Übersetzer müßten nicht bloß im Allgemeinen zusammentreffen, sondern auch im Einzelnen, in Redensarten, Wendungen und Worten. Es muß zwar zugegeben werden, daß auch nicht einmal Ein Übersetzer und zwar der vorzüglichste, eine *rein* objective Übersetzung, welche gleichsam durch Prädestination schon in der Anlage einer bildsamen Sprache zugleich mitgegeben, und von Menschen nur zur *Erscheinung* verholten, *J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.*

nur aus dem *Seyn* ins *Daseyn* gerufen schiene, jemals realisiren könne, weil noch nie ein Virtuose den gesamten Schatz der eigenen Sprache zu allen Zeiten bis zur Vollkommenheit in seiner Gewalt hatte, und — auch abgesehen hiervon — weil kein Individuum seiner Persönlichkeit so gänzlich sich entäußern kann, um ein Original, wie der Bach die Sonne, vollkommen wahr und klar in sich aufzufassen und aus sich zurückzustrahlen. Noch bey weitem mehr muß man folglich zugeben, daß mehrere Übersetzungen desselbigen Werkes, auch wenn sie von Meisterhänden ihr *Daseyn* empfangen, an vielen Stellen, zumal in Kleinigkeiten, von einander abweichen müssen. Trotz allem diesem aber ist der Unterschied zwischen beiden vorliegenden Übersetzungen bedeutender, als es die Natur der Sache mit sich bringt, und wenn Hr. Klausen (Vorr. S. V) die Bemerkung macht, daß seine Übersetzung nur *selten* mit der des Hn. Wifs zusammentreffe: so macht er entweder *seiner* Arbeit oder der des Hn. Wifs, oder *beiden* ein schlechtes Compliment:

So wenig aber auch diese Arbeiten mit einander gemein haben, so haben doch ihre Vff. gemeinschaftliche Vorzüge und Fehler. Beide sind Männer von Talent und Gelehrsamkeit, denen Rec. mit Vergnügen seine Achtung bezeugt; beide ringen, von sehr richtigen Grundsätzen geleitet, nach Vollendung; aber beiden gebricht es bis jetzt noch an Kraft und Geschicklichkeit, um ihren Werken das Gepräge der Meisterschaft auszudrücken, welchem Ziel indeß eine beharrlich fortgesetzte Anstrengung um vieles näher führen wird. Das Eigenthümliche dieser Übersetzungen wollen wir nun auf das kürzeste darzustellen suchen, vornehmlich das berücksichtigend, worauf — nach unserem Dafürhalten — bey einer neuen Umarbeitung die Aufmerksamkeit der Verfasser gelenkt werden muß.

Der Hexameterbau läßt in beiden Übersetzungen noch Wünsche übrig. Der Vers des Hn. Wifs ist rauh, ungeschmeidig, oft eintönig und durch den Schlag stets wiederkehrender Bewegungen ermüdend. Man höre z. B.:

Wehrst du gegen | den Mangel | des Winters | mit Eckern | zu kämpfen.

Die weibliche Cäsur im siebenten Halbacte kehrt zu häufig wieder, und wahrscheinlich hat sie Hr. Wifs, durch eine falsche Ansicht irre geleitet, absichtlich zugelassen. S. 12 bemerkt er, daß bey Calpurnius der Wortsinne oft hinter dem Verse nachhinke. Hier sind offenbar die Glieder und Gelenke des Verses ver-

E

wechselt. Es braucht aber wohl nur eines Fingerzeigs, um die Verschiedenheit folgender Verse:

Et quam multa suos || suspendat | ad-ubera nator
Diesen allein, wo grüne Wellen | die schimmernde Quelle
bemerklich zu machen, und wie wenig der erste zu dem letzteren berechtige. Auch in der Prosodie verrieth Hr. W. entweder Unkunde oder sehr laxen Grundsätze. Er verkürzt nicht bloß gewaltsam die Länge in: *meine, deine, eine, ohne*, sondern er gebraucht sogar: *über, beste, etwa, unter, schöne, gegen u. s. w.* als Pyrrhichien. Auch scandirt er *Weinlese, Mäusgörn, umherirrend u. s. w.* So hat er sich denn manchmal seine Kunst sehr leicht gemacht, z. B. II, 10:

Mobilior ventis, o femina! sic tua Phyllis?
Unsteter noch o Weib! als die Winde. So deine Phyllis?
Hr. Kl. hat natürlichen Sinn für Eurythmie und Wohlklang; er weiß den ermüdenden Fall gleichförmiger Wortfüße geschickt zu vermeiden; er ist vertraut mit den Regeln der Prosodie; er sorgt im Ganzen für richtige Tonstellung; es kommen in seiner Übersetzung viele Verse vor, die musterhaft zu nennen sind. Seltener als bey Hn. W., fanden wir die weibliche Hephthemimeris. Dagegen aber dürfen wir die häufigen cäsurlosen Verse nicht ungerügt lassen:
Idas Wollrissteigener, Astakus Gartenbesitzer
Rinder dahin und bey ihrem Weisfang hält u. s. w.

Auch von Versen wie:

Zagenden Bürgers sie kund | that unheilbringende Waffen
möchte Rec. die Vertheidigung nicht übernehmen.
Den heiteren bukolischen Abschnitt hat Hr. Klausen zu selten, zu oft die schwere Spondeische Bewegung, die besonders, wenn die Spondeen unrein sind, eine mißfällige Wirkung hervorbringt, z. B. VIII, 74:

Echo nachhallt, dich beklagen, unsere Triften.

Auch liebt Hr. Kl. zu sehr den Trochäus im zweyten und vierten Tact, z. B. II, 3: *Jünglinge beide noch.*
Voller schon *Jünglinge beid' annoch.* IX, 12:

Ängstlich der tieferen Ton ihr schwankte, stark etc.

Wie viel schöner wäre eine Bewegung, wie zitterte!
Oft lag die Heilung sehr nahe, I, 70:

Stumm nicht eitles Lictorgebund —

Man lese *eiteles*, und der Vers wird sogar schön seyn.

In der Wortstellung suchte Hr. Wifs, „nach Vossischen Grundsätzen,“ dem Original treu nachzukommen. Ein löbliches Unternehmen, wenn nur Hr. W. nicht zu oft an Nebendingen gehaftet wäre! Seine Perioden sind nicht selten starr und fremdartig; doch bedarf es dann nur gewöhnlich einer kleinen Nachhülfe, um sie dem Genius des Originals und zugleich unserer Sprache angemessen zu machen. Hr. Klausen hält sich besonders in längeren Perioden nicht so genau an sein Original; er stellt oft Verse in der Übersetzung um, zertheilt einen längeren Satz, und bindet kleinere in Eins zusammen. Auch die Wortstellung wird, wo sie nicht bedeutungsvoll ist, unberücksichtigt gelassen. So ist er geschmeidiger, lesbarer wie sein Vorgänger; aber wir haben in ihm doch mehr die Geschmeidigkeit und Zierlichkeit des Originals wieder gefunden, als seine Kraft und Le-

bendigkeit. — In der Verschmelzung der logischen und musikalischen Periode, müssen wir noch *beiden* Übersetzern zur Pflicht machen, der ersteren wo möglich nie mehr oder weniger Tact der letzteren zuzugestehen, als das Original ihr einräumet. Ein hier begangener Fehler zieht gewöhnlich mehrere nach sich, wie folgendes Beyspiel zeigen wird. III, 1:

Numquid in hac, Lycida, vidisti, sorte juvencam
Valle meam? solet ista tuis occurrere tauris.
Et jam paene duas, dum quaeritur, eximit horas.

Hrn. Klausens Übersetzung:

Hast du, Lycidas, wohl zufällig hier in der Thaltrift
Meine Färse gesehen? gewöhnlich geht sie nach deinem
Farren, und nun läßt bald zwey Stunden lang sie sich suchen
ist durchaus verfehlt. Durch die Hinzufügung des unnöthigen Begriffs *zufällig* ist der Übersetzer mit der ersten Periode um einen ganzen Tact zu weit in den folgenden Vers hineingerathen; er mußte nun mit diesem wieder in den dritten eingreifen, und behielt dann nur 5 Tacte nach, um den dritten Vers des Originals kümmerlich auszudrücken. Die Übersetzung des Hn. Wifs:

Hast du, Lycidas, nicht meine Färse gesehen in diesem
Thale vielleicht? sie pflegt nach deinen Stieren zu laufen,
Und schon haben wir fast zwey Stunden, sie suchend, verloren
wie mangelhaft sie auch ist, hat, was den gerügten Punct betrifft, diesmal vor jener einen bedeutenden Vorzug.

In der Diction finden wir bey Hn. Wifs dieselbige Treue, wie in der Wortstellung. Er hat aber das *Verbum verbo reddere* in einem zu slavischen Sinne genommen. Daher *famem solari* IV, 33 den Hunger vertragen; *doctus Follas* IV, 39 der gelehrte J.; *damnati ligones* IV, 117. verdamnte Karle; *jacet spatiosus in umbra*, er liegt geräumig. Manches verträgt keine wörtliche Übersetzung; ja oft ist der Übersetzer dem Buchstaben absichtlich ungetreu, um in einem höheren Sinne getreu zu seyn. Wenn Hr. Wifs III, 91 *Lycidas habet ultima rerum*, durch: *der Ding' hat Lycidas letztes* übersetzt, so ist weder dem Genius der Muttersprache, noch der römischen gehuldet. Und folgende Stelle V, 34:

Fülle was diets' in der Erndt', und wieder werde gepresst
Morgens, was die Gemelke zur Abendstunde gegeben,

möchte wohl ohne Zuziehung des Originals kaum Jemanden verständlich seyn. Hn. Klausens Übersetzung hat hier unverkennbare Vorzüge. Sie ist durchaus verständlich, wiewohl sie nicht immer calpurnisch ist, sondern oft Züge verwischt, oft hinzufügt, oft unbestimmt und schwankend im Ausdruck ist. Von solchen uneigentlichen Ausdrücken wollen wir nur folgende mittheilen, I, 3. *sistern* vom Moste ist unschicklich, es muß *brausen* heißen. V, 10 *reißende Sonne* l. *glühende*. I, 17 *aufhebst*, steht uneigentlich st. *be-wahrest*. IV, 12 *Sylvestre, forstlich*. Besser hat Wifs *ländlich*. V, 99 *summam* nicht *von oben*, sondern *auf der Oberfläche, leichthin*. II, 89 *admirari* ist hier nicht *staunen*. V, 98 kaum *beschlossen* sie so; besser: *kaum war solches beendet*. III, 69 *tremere, schlottert* *palpat* auch nicht. Man vrgl. noch I, 4. III, 28, 38. VIII.

57. II. 13. 68 *erblühen*, 97 *erleichen*; und folgende. misrathene Perioden-I. 69. VIII. 27.

Folgende Stelle, die beiden Übersetzern vorzüglich gelungen, möge eine Probe seyn von ihrer verschiedenen Behandlungsweise VIII, 35:

*Omniparens aether, et, rerum causa, liquores,
Corporis et genetriz, tellus, vitalis et aer,
Accipite hos culamos, atque haec nostro Meliboeo
Mittite, si sentire datur post fatu quietis.
Nam si sublimes animae coelestia templa
Sideraeque colunt sedes, mundoque fruuntur:
Tu nostros adverte modos, quos ipse benigno
Pectore fovisti, quos tu, Meliboe, probasti.
Longa tibi, cunctisque diu spectata senectus,
Felicisque anni, nostrique novissimus aevi
Circulus, innocuae clausurunt tempora vitae.
Nec minus hinc nobis gemitus lacrimaeque fuere,
Quam si florentes mors invida pelleret annos.
Nec tenuis tales communis causa querelas:
Heul Meliboe, jaces letali frigore segnis
Lege hominum, coelo dignus, canente senecta,
Concilioque Deum.*

Hr. Wifs Übersetzung lautet:

Allerzeugender Aether, der Ding' Urquelle, Gewässer,
Erde, Mutter der Körper, und ihr, belebende Luft!
Diese Töne vernahmt, überbringt Meliböus, dem Theuern,
Sie, wenn Seligen nach dem Tode zu fühlen vergönnt ist,
Wenn erhabne Geister des Himmels Paläste bewohnen,
Wenn der Sterne Gezelt, und jener Welt sich erfreuen:
Merk auf meinen Gesang, den du mit gütigem Herzen
Selber gepflegt, den du, Meliböus, selber geliebt hast.
Hohes und lange von Allen mit Ehrfurcht beachtetes Alter,
Glücklicher Jahr' und unserer Tage neuerer (?) Kreislauf,
Habe die Zeit des schuldlos vollendeten Lebens beschlossen;
Minder nicht waren die Thänen darob, nicht minder die Seufzer,
Als wenn blühende Jahre der Tod beneidend verseuchte.
Nimmer vermag das gemeine Wohl (?) die Klage zu hemmen;
Ach! Meliböus, du liegst erstarrt von tödlicher Kälte
Nach der Menschen Gesetz, des Himmels, der Götter-
Versammlung.

Würdig im grauenen Alter.

Hr. Klausen übersetzt:

Allerzeugender Aether, und Stoff der Ding', o Gewässer,
Du auch, Mutter des Körpers, o Erd', und belebende Luft, du,
Hörst dies Lied, und bringst Meliböus, unserm Freunde,
Ist Entschlafenen, noch im Tode zu fühlen vergönnet.
Wenn erhabene Seelen des Aethers Hallen bewohnen
Und der Sterne Gebiet, und im Himmel weilen, so merke
Du auf unsere Weisen, die du mit freundlichem Herzen
Selber hegezt, die du, Meliböus, selber gebilligt.
Hohes und allen lang' als Muster leuchtendes Alter,
Glückliche Jahr' und der äußerste Umkreis menschlicher Tage:
Hemmen den Fortlauf dir des schuldlos gleitenden Lebens.
Leichter auch war darob nicht unsere Trauer, als hätte
Dich der neidische Tod gedrängt in blühender Jugend.
Allergreifendes Leid brach aus in Klagen, wie diese:
Ach! Meliböus, du liegst von Todeskälte nun starrend
Nach der Sterblichen Loos; im Greisenalter des Himmels:
Werth und des Göttervereins.

Statt alles Urtheils will Rec. seine eigene Übersetzung hinzufügen:

Allerzeugender Aether, und Welturquell, ihr Gewässer,
Du auch, der Leiber Gebährerin Erd', und Odem des Lebens,
Hört auf diesen Gesang, und unserm Freund Meliböus
Bringet ihn, wenn noch Sinn den vom Schicksal ruhenden
beywohnt.

Denn wenn erhabene Seelen, entrückt zu den Hallen des
Himmels,

Sternensitze bewohnen, im Vollgenusse des Weltalls:
Neige dich unserm Liede daher, das du selber mit freundlich
Nähernder Milde gepflegt, das Du, Meliböus, gebilligt.
Ein weidaurendes, lange von Allen betrachtetes Aether,
Und glückseliger Jahr' Umlauf bis an unseres Lebens
Äußersten Kreis, hat dein unschuldiges Leben begrenzt.

Doch nicht weniger ward uns Klag' und thranende Wehmuth,
Als wenn neidisch der Tod frischblühende Jahre getroffen.
Und unhemmbar brach das gemeinsame Trauergefühl aus:
Ach! Meliböus, du liegst von Todeskälte betäubet,
Nach der Sterblichen Loos, im greifenden Alter des Himmels
Werth und des Göttervereins.

Die Übersetzung des Hn. Klausens hat den lateinischen Text zur Seite, der größtentheils nach der Beck'schen Ausgabe, und äußerst correct abgedruckt ist. Die Wifs'sche Übersetzung hat keinen lateinischen Text, aber statt dessen eine vorzüglich gehaltreiche Einleitung, die sich über das Leben des Dichters verbreitet, und den Werth sowohl wie den Unwerth der calpurnischen Gedichte, von Seiten der Materie, der Form und des Verses würdigt. Keiner, der mit Kalpurn vertraut zu werden wünscht, darf diese Abhandlung ungelesen lassen; Keiner wird sie ohne Belehrung aus der Hand legen. Auch ist zu loben, daß hier der Vf. allen oratorischen Wortaufwand verschmähte; er hat auf 12 Seiten, in denen jede Zeile von Bedeutung ist, so viel gesagt, als ein Anderer, dem es um das Buchermachen zu thun gewesen wäre, kaum in so viel Bogen ausgeführt hätte. Hinter der Übersetzung sind eben so gehaltreiche Anmerkungen gegeben, von denen vieles auszuheben wäre; doch lieber werden es die Freunde des Alterthums in dem Buche selbst lesen, dem Rec. viele Käufer wünscht. D. A. E.

FRANKFURT A. M., b. Andrä: *Anthologie aus dem Werken der vorzüglichsten römischen Dichter*, gesammelt und herausgegeben von C. H. Haenle, Subconrector des Gymnas. zu Idstein. 1803. XVI und 311 S. 8. (20 Gr.)

Um dem Mangel der Geschmacksbildung bey der Jugend abzuheffen, und seinen gefundenen Weg seinem Amtsbrüdern vorzuzeichnen, giebt Hr. H. in diesem Buche eine Auslese von latein. Gedichten aus den Gattungen der Idyllen, beschreibender, erzählender Gedichte, Elegien, lyrischer Stücke, Sinngedichte, Satyren und Charaktere, aus Virgil, Ovid, Tibull, Horaz, Martial, Plautus. Jeder Gattung setzt er eine Charakterisirung derselben vor; aber eine weit ausgeholte, ausschweifende, oberflächliche, die aber dennoch der Jugendlehrer vorlesen, erklären und erweitern soll. Dann folgt ein deutsches Mustergedicht der Gattung, mit ästhetischen (!) Anmerkungen begleitet, um desto leichter einen anschaulichen Begriff von einer Dichtungsart zu geben, und auf die latein. Muster desto begieriger zu machen. (Gute Übersetzungen, nicht der ausgehobenen, sondern ähnlicher Stücke, müßten das viel eher wirken.) Die latein. Originale kommen nur an die Reihe, bald mit vorgeetzten Einleitungen, die aber nicht die rechte Ansicht des Stückes geben, bald ohne dieselben, mit untergesetzten Sprach- und ästhetischen Bemerkungen, in welchen Parallestellen aus deutschen Dichtern eingestreuet sind, bey den ersten Stücken auch mit mythologischen Noten. Zwischen das alles ist eine Abhandlung (von ähnlicher Beschaffenheit, wie die Charakterisirungen der Dichtungsarten,) über die Fragen: *Wie kamen die Menschen auf Poesie? und wie unterscheidet sie sich von Prosa? Stückweise eingeschaltet.* (Die erste Frage kam bey dem Zwecke des Vfs.

ger nicht in Betracht; und die andere hätte jeder Andere an die Spitze des Buchs gestellt.) Endlich am Schlusse sind Virgils, Horazens und Ovids Lebensbeschreibungen, ohne daß es der Zweck des Buches erforderte, angehängt. Man sieht also, diese Anthologie soll ein erleichterndes Lesebuch für die Jugend, und ein Leitfaß für den Lehrer zur Bildung des Geschmacks seyn. Es setzt wahrlich viel Selbstvertrauen und Anmaßung voraus, mit solcher Waare, die jeder angehende Schulmann sollte besser liefern können, als Zurechtweiser und Belehrer der ganzen Schullehrerzunft (denn der Vf. macht keine Ausnahmen) aufzutreten. Die Auswahl der Stücke könnte man hingehen lassen; aber wer kann es dem Vf. verzeihen, daß er sich nicht mit Hülfe der besten Ausleger bemüht hat, sich von den einzelnen Stücken eine richtige Ansicht zu verschaffen, und ihren Geist richtig aufzufassen? Wer kann es billigen, wenn er Horazens erste Ode des ersten Buchs zu einer philosophischen, und die dritte desselben Buchs zu einer heroischen macht? Wer kann es ihm verzeihen, daß er solche Oden um den Anfang oder das Ende kürzt, damit sie sich unter eine seiner 4 Arten lyrischer Gedichte fügen? daß er ganze Strophen, Verse und einzelne Worte ausläßt? „weil dabey zu viel Erklärungen nöthig gewesen, worüber der Genuß verloren geht, und das Schöne nicht gefühlt werden konnte; und weil die Anspielungen auf Mythologie und Antiquitäten für uns ihre Schönheiten verloren haben;“ oder daß er gar Strophen und Verse willkürlich versetzt? Welch ein Widerspruch mit sich selbst liegt in diesem Verfahren! Hr. H. macht zur nothwendigen Bedingung der Geschmacks-Bildung, die Alten im Zusammenhange zu lesen; und er zerreißt ihn gewaltsam. Er setzt

auf den Rhythmus bey Dichtern und Profai kern so hohen Werth, und fühlt nicht, daß er ihn durch seine Verstümmelungen vernichtet. Aber von der Schönheit des Ganzen, von der Schönheit der Anlage und der Ausführung, verräth der Vf. keine Idee. Was den gewählten Text der Stücke in einzelnen Lesearten anlangt, so hat es dem Vf. nicht beliebt, sich hierüber zu erklären. Allein Ein Beyspiel kann hier entscheidend seyn. In Ovid (*Met. VIII. 664*) in der Geschichte des Philemon und Baucis hat Hr. H. das *sincerae bacca Minervae* willkürlich, mit einem groben profodischen Schnitzer, in *bennignae bacca Minervae* geändert. Beyläufig hier die scharfsinnige Vermuthung: „ob wohl Ovid nicht den Stoff zu dieser Erzählung von Juden, oder aus den jüd. heil. Schriften genommen? Man lese die Mythos von Sodom und Gomorrha, von Lot und der Salzfaule.“ — Ferner wie behandelt der Vf. seine deutschen und lat. Muster, um den Geschmack der Jugend zu bilden? Er setzt Anmerkungen darunter, die dürftige, oft schiefe Urtheile und Exclamationen: „wie schön! wie passend! wie malerisch! u. s. w.“ enthalten. Das sollen vielleicht bloß Winke seyn, u. das *Warum* soll die mündliche Interpretation entwickeln. Aber wenn der Vf. nur an Einem Stücke ein Modell einer vollständigen Entwicklung der Schönheiten gegeben hätte! Überhaupt aber verfehlt Hr. H. gewöhnlich das Schwerste, die Hauptworte und Gedanken, worauf es ankömmt, zu erklären; er lehrt viel Falsches und Abgeschmacktes; schiebt den Dichtern Gedanken unter, an die sie gar nicht gedacht haben; modernisirt sie auch wohl. Darstellung des Zusammenhanges der einzelnen Gedanken unter sich und ihrer Beziehung auf den Hauptgedanken, der in einem Stücke herrscht, darf man gar nicht suchen. ce.

KLEINE SCHRIFTEN.

RÖMISCHE LITERATUR. Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *P. Virgilii Maronis Georgica*, inde ab Augusti tempore contra naturam interpolata, ducentis, quibus adhuc laborant, locis ex monachii Tragemensis exemplari sanitati restituere tentat editio haec problematica. Libri primi specimen. M. O. R. I. A. A. V. Q. A. N. A. B. L. E. G. D. D. M. H. M. J. Andr. Dunker. 1806. 29 8. 8. (4 gr.) Wie Virgilius, heißt es auf den zwey Seiten Vorbericht, geschrieben habe, damit er die Römer von Krieg und Parteyung zur Humanität zurückführte: so müsse, wer in diesen eiserne Zeiten Europas die *Georgica* in ihrer Reinheit herzustellen suche, seinen Versuch eigentlich nicht den Aristarchen zur Prüfung vorlegen, sondern den Kriegesgewaltigen und vornehmlich jenem theokratischen Androgogen (*sic*), dem größten seit Moses, zur Ausbildung und Nachahmung: was dem Menschengeschlechte mehr frommen würde, als die Wiederherstellung aller möglichen Colosse, ja der sieben Weltwunder selbst. Auf welchem Wege aber in das unvergleichliche Gedicht so viele Monstrositäten gerathen, wer könne das wissen? Gewiß sey, daß berühmte Grammatiker und Erklärer diese Monstrositäten als Schönheiten gehegt und gepflegt haben, und dadurch schuld sind an der Verblendung und dem anderthalbtausendjährigen Schlafe der neueren Dichter und Übersetzer. Indes, jede nicht vollkommene Stelle in den *Georg.* sey ohne allen Zweifel unächt, und müsse zur Vollkommenheit befördert werden; denn in dem Zustande — *vel dicam squalore* — die *Georg.* der Nachwelt zu überliefern, in der wir sie überkommen haben, das werde den Kritikern die Scham verwehren. Mittlerweile seyen die Lesarten und Versetzungen, die allein aus dem exemplar Tragemensis nota commendabili apographo, mit einem Fragezeichen, die aus anderen Codd. oder Ausgaben mit einem Ausrufungszeichen bezeichnet. Es sind deren, eins in

das andere gerechnet, vierhundert, wovon wir die in den ersten hundert Versen anzeigen wollen, des Urtheils uns willig begebend über ein Problem, das uns so ganz problematisch ist, daß wir nicht einmal, ob es Ernst meine oder Scherz, zu entscheiden wagen.

V. 3 also finden wir *equino* statt *habendo*: denn wer da leugne, daß die Rinder zu dem *pecus* gehören, der möge wohl mit dem Maevius Böcke melken; wer es aber zugebe, der werde einsehen, daß die Aufzählung 1^o *boves*, 2^o *habendum pecus*, 3^o *opes* nicht nur *inconcinna*, sondern auch *parum honesta* sey. V. 4 sind die *sparsamum* Bienen zu *kleinen* Bienen geworden: dabey wird Beschwerde geführt über die Giganten. (*Superbum Gigantum genus, ut ne Diis quidem secundum sit, instinctum, quo nascitur, divinum nexumque suum coelestem, qua vi, qua possunt arte, ex animis delere seque nonnisi paucos in annos ludis terrestribus ratum existimare, proinde sacra miscere profanis sociorumque rem publicam et libertatem quaestui habere; mox vero ipsum sibi exitiale, Disque heroibusque ludum fieri, et demique rapibus et mortuum jugis submitti et submittendum esse, verum usus in sua, quo praesepidus inhiant, umbra, fucos literarios ne nondum quidem satis edocuisse videtur.*) V. 9 ist *invisis* (d. h. *coactis adeoque pedibus calcatis, verius et pulchrius*) gesetzt statt *inventis*; 16 *pecus* statt *nemus*; 20 *Disis* referens statt *a radice ferens*; 23 *jacto* statt *ullo*; 36 *Tarvis* statt *Tmolus*; 58 *duri* statt *audi*, und umgekehrt 63 *nudum* statt *durum*; 59 *primas* statt *palmas*; 72 *putrescere* statt *durescere*; 77 *visit* statt *visit*; 79 *hic tamen et farri* statt *sed tamen alternis*; 82 *revirescunt* statt *requiescunt*; 84 *sentes* und *agris* statt *steriles* und *agros*; 89 *fbris* statt *pluvius*; 90 *novus* fl. *novas*; 91 *sepem* fl. *magis*; 92 *tenuit* fl. *tenuet*; 95 *dentatasque* fl. *vimineasque*; 97 *sustulit* fl. *suscitat*.

In eben diesen Versen ist Vers 10 und 11 nach Vers 23 gestellt; V. 47—49 nach V. 72, Δμ.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 7 O C T O B E R , 1 8 0 7 .

G E S C H I C H T E .

NÜRNBERG, b. Lechner: *Dithmari*, episcopi Merseburgensis, *Chronicon*. Ad fidem codicis, qui in tabulario regio Dresdae servatur, denuo recensuit. J. F. Urfini, J. F. A. Kinderlingii, et A. C. Wedekindi, passim et suas, adjecit notas Joan Augustin. Wagner, Conrector Gymnasii Merseburg. 1807. XIV et 305 S. 4. (3 Rthlr. 8 Gr.)

Jeder uneigennützigte Beförderer der historischen Kritik, der sich die eben so schwierige als verdienstliche Bearbeitung eines Original - Chronicon des Mittelalters vornimmt, wird von der Nothwendigkeit eines grossen Apparats, besonders vieler Codicum, überzeugt seyn. Von den Classikern des Alterthums hat Jeder seine Manier; durch anhaltendes Studium kann sich der Herausgeber dieselbe abstrahiren, so daß er in vielen zweifelhaften Fällen behaupten darf, wie sein Autor geschrieben haben müsse. Aber den Geistlichen des Mittelalters ist gar kein Styl eigen; fast nirgends sind daher in verderbten Stellen Verbesserungen anzubringen, von denen man sagen könnte, sie seyen im Charakter des Schriftstellers. Der Vortrag der deutschen Geschichtschreiber insbesondere ist eine widerliche Mischung von mancherley Deutsch und Lateinisch. Da nämlich noch keine Mundart zur deutschen Schriftsprache ausgebildet war, so durfte man sich aller Provinzialismen bedienen; jeder Schriftsteller gebraucht daher die Redensarten und Wendungen seiner vaterländischen Provinz, in lateinische Vocabeln eingekleidet. Das eingemischte mehrfache Latein besteht in entlehnten Phrasen, theils aus gewissen Dichtern und Prosaisten, welche die Lieblingslectüre des Verfassers waren, theils aus den gelesesten Kirchenvätern. Bey einer aus so heterogenen Theilen bestehenden Composition des Styls, können dem Kritiker, der einen Text geben will, selten Fälle vorkommen, wo er es wagen dürfte, Verbesserungen nach einem gewissen Tact zu bestimmen; meistens wird er entweder nach historischen Gründen, oder nach solchen entscheiden müssen, die von den deutschen Dialecten hergenommen sind, und bey verunstalteten Stellen Ausdrücke setzen, die der Verfassung, Denkart und Culturstufe des Mittelalters, oder der Sprachweise der vaterländischen Provinz des Schriftstellers, am meisten angemessen sind. Um nun bey solchen Stellen entweder den ursprünglichen Ausdruck selbst, oder wenigstens eine Lesart

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

zu finden, die, nur wenig abweichend, auf die Spur führt, können der Handschriften nicht genug verglichen werden. Ausgaben, mit noch so vieler Sorgfalt und Umsicht, und mit Zuziehung mehrerer Codd. veranstaltet, werden doch bey Entdeckung neuer, noch nicht verglichener, Codd., mancher Verbesserung fähig befunden werden. Rec. hat z. B. vor Kurzem zwey Codd. von *Eginharti vita C. M.*, Eigenthum einer Bibliothek, in der man solche nicht suchen dürfte, bloß in wenigen Kapiteln mit der neuesten Ausgabe von *Bredow* verglichen, und unter mehreren abweichenden Lesarten einige gefunden, die gewiß Aufmerksamkeit verdienen.

Um die Erklärung *Dithmars* von Merseburg hat sich der fleissige, sachkundige *Ursinus* schon durch die Anmerkungen verdient gemacht, die seiner, im Jahre 1790 erschienenen Übersetzung dieses Chronicon beygefügt sind. Aufgemuntert durch die Wünsche verschiedener Freunde der vaterländischen Geschichte, entschloß er sich, auch das Original zu bearbeiten. Der Tod hat ihn verhindert, die Frucht des gelehrten Fleisses dem Publicum selbst zu übergeben; seinem Freunde *Wagner* verdanken wir die Vollendung einer Arbeit, deren Werth für sich selbst spricht, ohne unseres Lobes zu bedürfen: In der Voraussetzung, daß jeder Historiker, der die deutsche Geschichte aus den Quellen studirt, für die Periode, wo *Dithmar* gleichzeitig ist, die vorliegende Ausgabe derselben gebrauchen werde, fassen wir unser, das Ganze der Arbeit betreffendes, Urtheil, in den Worten zusammen: Kein historischer Schriftsteller des Mittelalters ist in Ansehung des Textes so kritisch bearbeitet, in Ansehung der erläuternden Anmerkungen so reichlich ausgestattet, wie der *Ursinus - Wagnersche Dithmar*.

Wir setzen in die Besonnenheit unserer Leser zu viel Vertrauen, als daß wir befürchteten, es werde dem Verdienste der genannten Männer Abbruch thun, wenn wir uns über einiges mißbilligend äußern. Bey Herausgebung des *Dithmarschen* Textes ist man am wenigsten im Stande, die oben erwähnte Forderung zu erfüllen. Von Codd. ist eigentlich nur ein einziger, der dresdner, vorhanden, nach dem die ältesten Ausgaben von *R. Reineccius* unmittelbar, und von *Mader* mittelbar, veranstaltet sind. Aller Mühe ungeachtet, hat *Ursinus* keinen weiter aufreiben können. Wo der wichtige niederländische Codex hingekommen ist, den *Leibnitz* von dem gelehrten Jesuiten Papebroch aus Antwerpen zum Gebrauche erhielt, und im ersten Bande seiner Collection benutzt

hat, kann Niemand mehr nachweisen. Alle bedeutenden Hilfsmittel zur Bearbeitung des *Dithmarschen* Werks beschränken sich auf den dresdner Codex, die Ausgabe von *Leibnitz*, die von *Dithmar* in den beiden ersten Büchern benutzten Annalen *Wittichinds* von *Corvey*, und die Compilation des *Annalista Saxo*, der unseren Chronisten ausgeschrieben hat. Solche Dürftigkeit des Apparats nöthigt unläugbar zur grössten Behutsamkeit, Strenge, Unparteylichkeit bey Entwerfung des Textes. Aber dieß ist es, was bey unseren Herausgebern zuweilen vermisst wird. Dem einzigen Codex, den sie unmittelbar gebrauchten, geben sie willkürlich den Vorzug vor dem, von *Leibnitz* bekannt gemachten, niederländischen; aus Vorliebe für den einheimischen erklären sie denselben nicht bloß für älter (p. 208, not. 91), sondern auch für denjenigen, von welchem der niederländische abgeschrieben sey (p. 62, not. 27). Die Stellen, die in jenem fehlen, in diesem vorkommen, soll ein Mönch zu *Corvey* eingeschaltet haben, (p. 208, not. 91), vermuthlich weil verschiedene darunter von diesem Kloster handeln. Wir können aber nicht umhin, zu glauben, daß diese Stellen authentisch sind; Denn nicht nur hat auch der *Annal. Saxo* einige, z. B. p. 13, not. 62. — p. 245 et 246, not. 92 — sondern *Dithmar* erwähnt noch in mehreren, auch im dresdner Codex befindlichen, Stellen, diese wichtige Abtey, nämlich p. 29. 105. 120. 208. Er konnte von der Geschichte derselben, von den Localsagen, genau unterrichtet seyn, da sein gleichnamiger Oheim Abt daselbst gewesen (p. 120, conf. not. 96), und sein Bruder *Brun* in der dortigen Klosterschule erzogen worden war (p. 105). Nach einer nicht oberflächlichen Prüfung und Vergleichung der *Ursinus-Wagnerschen* und der *Leibnitzschen* Ausgabe, müssen wir ferner gestehn, daß wir den niederländischen Codex durchaus nicht für eine Copie des dresdner halten können. 1) Der dresdner hat mehrere ältere und neuere Glossen und Interlinear-Bemerkungen, als: p. 37, not. 75. — p. 205, not. 74. — p. 208, not. 88. — die in dem niederländischen integrirende Theile des Textes sind. Daß aber diese Stellen nicht aus dem dresdner genommen, und von dem Schreiber des niederländischen dem Texte einverleibt worden sind, geht daraus hervor, daß sie nicht alle, selbst die ältesten Glossen nicht alle, in dem letzteren vorkommen, z. B. nicht die, p. 11, not. 53, p. 44, not. 22, p. 141, not. 3. Der niederländische Codex muß demnach von einem anderen, als dem dresdner, copirt worden seyn. 2) Der Name *Friedrich* ist, nach p. 11, not. 51, in dem dresdner mit der Abbriviat *Fr.* geschrieben; am Rande hat eine antike Hand hinzugefügt: „*ithericus*“; — in dem niederländischen steht weder *Fr.* noch *Frithericus*, sondern *Friedericus* (*Ursinus* hat falsch abgeschrieben *Fridricus*): ebenfalls ein Beleg, daß der Schreiber des letzteren ein anderes, als das dresdner, Exemplar vor sich hatte. 3) Der dresdner Codex hat Schreibfehler, von welchen der niederländische frey ist, z. B. p. 225: *posuit*, statt *poscit*, und (not. 74) *picarum*; statt *piratarum*.

4) Der niederländische hat einzelne Wörter, ganze Sätze, die zum Theil auch im *Annalista Saxo* stehn, aber in dem dresdner sowohl im Texte, als am Rande, fehlen, und in deren Betreff daselbst keine Spur von etwanigen Verstümmelungen zu entdecken ist, z. B. p. 13, not. 62; — p. 22, not. 1; — p. 112, not. 39; p. 162, not. 27. — Vorausgesetzt demnach, daß der Codex, welchen *Leibnitz* bekannt gemacht hat, keine Copie des dresdner ist, scheint uns der letztere in Oberdeutschland geschrieben zu seyn, aus einigen Lesarten zu schliessen, die eine, dem Schreiber eigene, aus Mangel an diplomatischer Genauigkeit von demselben hier und da untergelegte, härtere Mundart verrathen. Z. B. Alle competenten Biographen, Annalisten und Chronisten der mittleren Jahrhunderte schreiben *Obotriti*, *Obotriti*, *Abodriti*, *Abdriti*, immer mit dem b, als: *Eginhart* (vita C. M. c. 14), *Wittichind* (ap. Meibom. p. 639), *Adam. Brem.* (hist. eccl. t. II. c. XI) *Annalista Saxo* (ad a. 929) *Helmold* (4. I. c. 2 et 18). Eben so steht im niederländischen Codex, und nur so kann in *Dithmars* Original gestanden haben. Der Abschreiber des dresdner hat, wenn er auf sein Original aufmerksam gewesen ist, auch so geschrieben, z. B. S. 59 und 250. Einige mal aber hat er aus diplomatischer Nachlässigkeit das, ihm geläufigere, härtere p statt des b gesetzt, und *Apodritae* geschrieben, nämlich S. 8 und 76. Auch die Schreibart *Frithericus*, S. 118, ist eine Bestätigung dieser Vermuthung. Wir glauben noch einen Schritt weiter gehen zu dürfen. Allerdings hat der dresdner Codex einige bessere Lesarten, dagegen aber bey weitem mehr unverkennbar schlechtere, wovon sogleich Beyspiele folgen sollen; es sind überdieß mehrere Stellen darin ausgelassen, deren Unächtheit damit nicht bewiesen ist, daß sie hier fehlen; der großen Verstümmelungen nicht zu gedenken, bey denen man seine Zuflucht zu *Leibnitzens Dithmarus restitutus* hat nehmen müssen, besonders S. 1. (81—86) 118—126. Diese Umstände bestimmen uns, dem niederländischen im Ganzen den Vorzug einzuräumen. Nicht mit Unrecht äußert sich *Leibnitz*, ein Mann, dem man hierin das Urtheil nicht absprechen wird, in der Vorrede so über den dresdner Codex: „*certe Dresdensen non mutatum tantum, sed etiam, ubi integer est, non emendatissimum esse, res ipsa evincit.*“ Selbst unser Herausgeber kann, in der Vorrede, seine Unzufriedenheit mit dem Concipienten nicht verbergen: „*scriba, latinae linguae non satis peritus, qui verba dictando praecautis non semper recte reddidit; scripsit enim aliquoties pro egregius — egregius. pro scelus — Zelus.*“ Selbst *Ursinus*, am meisten eingenommen für den in einer vaterländischen Sammlung befindlichen Codex, wirft dem Copisten *Oscitanz* vor (p. 141, not. 2), Namenverwechselungen (p. 20, not. 85), barbarische Schreiberey (p. 163, not. 34), Sorglosigkeit (p. 128, not. 41). Sollte es nun unseren Lesern glaublich seyn, daß von den beiden bekannt gewordenen Codd. der, von *Leibnitz* gebrauchte im Ganzen den Vorzug verdiene: so werden sie mit uns bedauern, daß die Her-

ausgeber, aus Achtung für die Schätze der vaterländischen Provinz, mehrere schlechte Lesarten aufgenommen, und die besseren, von *Leibnitz* und dem *Annal. S.* angebotenen, verschmäht haben, wodurch in einer übrigens so schätzbaren Ausgabe Flecken entstanden sind. Namentlich p. 8 *ob pulcritudinem et rem cujusdam virginis*, statt *amorem*; — p. 20, *Liudgerdae*, statt *Hateburgae*, (vgl. p. 5), — p. 20, *filium* statt *fratrem*, welcher letzteren Lesart *Ursinus* selbst den Vorzug not. 88 zugesteht; — p. 29, *corporaliter sibi occurrentem illum nocte eadem videns* statt *apparentem*; — p. 117, *militibus infideliter repugnantibus*, statt *viriliter*, wie auch *Annal. Saxo* hat, und wovon *Ursinus* wieder not. 78 bekennt: „*quod melius est*“; — p. 141, *Induntuscos*, statt, wie im *Annal. S.* steht, *Tuscos*; — p. 225, *ad hanc (pecuniam) impetrandam inducias posuit* st. *poscit*, not. 74 wieder mit dem Zusatz: „*sine dubio rectius*“; — p. 245, *potestas inter filios dividitur* st. *regnum*, welches letztere Wort einige Zeilen vorher in demselben Zusammenhange gebraucht wird. — Dafs die Herausgeber blofs eine getreue Copie des dresdner Codex haben geben wollen, können wir nicht annehmen; sie wußten zu gut, dafs unser Zeitalter mehr, als blofse Abdrücke, dafs es kritische Ausgaben verlangt. Sie wären dann auch nicht von aller Inconsequenz frey zu sprechen, da sie blofs die meisten Zusätze des niederländischen ausgelassen, einige aber in ihren Text aufgenommen haben, wiewohl in Haken eingeschlossen, z. B. p. 22, not. 1; — da sie ferner blofs die meisten abweichenden Lesarten des niederländischen verworfen, einige aber angenommen haben, z. B. p. 20 Eresburg statt Mersburg; — da sie endlich blofs die meisten Schreibfehler ihres Codex unverändert gelassen, z. B. p. 163, *navam* *hanc*, p. 225, *posuit* etc. einige aber verbessert haben, z. B. p. 225, *picarum*, *Thurtil*. In der Voraussetzung, dafs die Herausgeber einen kritisch berichtigten Text haben liefern wollen, wie sie ihn denn grosstheils wirklich geliefert haben, hätten sie manche Ausdrücke, die im niederländischen Codex in veränderter Gestalt vorkommen, einer genaueren Prüfung unterwerfen, und in erforderlichen Fällen ungezwungene Conjecturen wagen sollen. Nur Ein Beyspiel hievon: Nachdem S. 5 erzählt worden, dafs der Bischof Arn von Würzburg, der gegen das Ende des neunten Jahrhunderts diese Stelle bekleidete, bey feyerlichen Umgängen mit den Reliquien des Märtyrers Kilian 70 Wunder verrichtet habe, heifst es weiter: „*et magister coquorum hoc videns, suos sic hortatur discipulos*.“ In seiner Verdeutschung *Dithmars* sagt *Ursinus* (S. 12) ohne Bedenken: „da der Küchenmeister jene Wunder sah, vermahnnte er seine Leute.“ Auch hier haben sich beide Herausgeber nicht an das „*coquorum*“ gestossen; selbst die im niederländischen Codex befindliche Lesart *eorum* hat sie nicht aufmerksam gemacht. Wenn uns ein gewisser allgemeiner Eindruck von der Haushof-Verfassung der Magnaten im neunten, zehnten und elften Jahrhundert, und den gangbaren, dieselbe betreffenden Ausdrücken, nicht trügt: so ist *coquorum*

ein Schreibfehler, denn wenn auch die Prälaten unter ihren Ministerialen Köche hatten, so war doch im neunten Jahrhundert das System der Oberhofwürden, zu denen das Trugfat- und Küchenmeister-Amt gehörte, noch so unbekannt, dafs in den aus diesem Jahrhundert stammenden Volksagen nichts davon vorkommen kann. *Discipuli* eines Küchenmeisters (falsch übersetzt durch *Leute*) sind vollends diesem Zeitalter fremd. Wenn uns *coquorum* verwerflich scheint, so können wir freylich auch *eorum* nicht als die richtige Lesart annehmen, denn es ist kein Subject vorhanden, worauf es bezogen werden kann. Wir glauben daher in *Dithmars* Original habe *puerorum* gestanden. Ein *magister puerorum* (*Scholasticus*) war in allen Stiftern, da seit Karl dem Grossen die Stiftsschulen allgemein wurden. Dazu passen auch die *discipuli* vollkommen.

So viel vom Texte. In den Noten hat *Dithmars* durch die Vereinigung von vier, mit der Geschichte des Mittelalters und deren Hülfswissenschaften bekannten Männern, eine reiche Aussteuer erhalten. Die meisten erläuternden Bemerkungen sind von *Ursinus*, mehrere von *Kinderling*, einige von *Wedekind*, (dem Verfasser der chronologischen Übersicht der neuesten Geschichte, eines Werks, dessen Werth wir höher anschlagen, als mancher glauben dürfte, und um dessen Fortsetzung wir den Vf. bey dieser Gelegenheit bitten), einige endlich von *Wagner*. Man hat auch die chronologischen Anmerkungen des *Alphonse de Vignoles*, vormaligen französischen Predigers im Brandenburgischen, aufgenommen, von denen die meisten schon *Leibnitz* mitgetheilt hat am Ende des ersten Theils seiner Collection: *variae lectiones et emendationes Dithmars*, *conf. ejusd. introduct. N. XXIX*; — die übrigen sind aus einem Mst. der wittenberger Bibliothek genommen. Die meisten Dunkelheiten unseres Chronisten sind mit historischer Gelehrsamkeit und Belesenheit glücklich aufgeheilt. Dafs wir in Ansehung mancher geographischen Bestimmungen anderer Meinung sind, kann bey der geringen Cultur der Geographie des Mittelalters nicht befremden. *Huxer* z. B. ist nicht *Hahersdorf* (S. 289), sondern offenbar *Höxter*; es wird (S. 208) mit Eresburg und Meppen zusammengestellt, und als Besitzung der Abtey Corvey angeführt.

N. N.

TECHNOLOGIE.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Anweisung zum praktischen Mühlenbau*, für Müller und Zimmerleute, ausgearbeitet von *Heinr. Ernst*, praktischem Mühlenbaumeister. I Th. 163 S. u. 16 Kpf. 1802: II Th. 71 S. u. 17 Kpf. 1804: III Th. 46 S. u. 15 Kpf. 1805-8. (5 Thlr. 6 gr.)

Da der Mühlenbau noch immer ein Gegenstand ist, bey welchem der geschickte Praktiker, von erprobten Erfahrungsmaximen bey seinen Arbeiten geleitet, dem blofsen Theoretiker übertrifft: so ist die öffentliche Bekanntmachung solcher Maximen um so schätzbarer, wenn sie von einem Manne herrührt, der, wie

Hr. E., die Theorie mit der Praxis zu verbinden weiß. In dem ersten Theile stellt derselbe die praktischen Regeln auf, wie überhaupt das *gesamte Radwerk* bey Mühlen verfertigt werden solle, und macht sie Zimmerleuten und Müllern verständlich. Die Anweisung beginnt mit einer allgemeinen Übersicht des verschiedenen bisher üblichen Radwerks, nämlich der unterschlächtigen, oberschlächtigen und horizontalen Räder, von welchen erstere in die Staber- Panster- Strauber- Sack-Räder- und Schiffmühlen-Räder zerfallen. (Rec. vermisst dabey noch die *Fluderräder*, deren Schaufeln ohne Radring, nur an die Arme des Gründels befestigt sind, und gewöhnlich bey Sägmühlen gebraucht werden, die ohne Geschirr oder vorgelegtes Werk gehen, weil ihre Kurbe unmittelbar in dem Gründel selbst befestigt ist. Ferner vermisst er unter den Sackrädern dasjenige, welches von den Werkmeistern das *griechische Rad* genannt wird, bey welchem das Wasser in den horizontalen Halbmesser des Rades einfällt). — Hierauf folgen die Regeln selbst, nach welchen die Räder am füglichsten aufgesetzt werden können. Der Vf. zeigt deswegen die Construction des *Radstuhls* mit und ohne Theilsscheibe: wie durch denselben die Radfelgen aufgerissen, gehörig gefügt, und der Radring selbst gefertigt werden könne. Er giebt dabey in Rücksicht der hier vorkommenden sogenannten Viertelmasse mechanische Regeln, nach welchen die zum Grunde liegenden Chorden des Kreises durch Stiche gefunden werden, in welche man den Halbmesser abtheilt. Diese Regeln wendet er zunächst auf die Aufreißung und Fertigung der Pansteräder von gegebenen Vierteln, und auf Sackräder an, wobey insbesondere noch das Verfahren die den Umständen angemessene Dokung, oder Schiefstand der Schaufeln, und die Wölbung des Kropfs zu finden, gezeigt wird. Von diesen gehet er auf das Straubezeug über, und schließt diese Regeln mit den oberschlächtigen Rädern, von welchen er besonders die schicklichste Dokung zu finden lehrt, für Fälle wo das Rad durch das Gewicht des Wassers allein, oder auch durch sein Gewicht und Stofs in Bewegung gesetzt wird. Sodann macht er im 6 Kap. den Übergang auf die Stirnräder und Drehlinge. Er erwägt zuvörderst die Eintheilung der Stirnräder, und zeigt die Fertigung des Radcircels für eine gegebene Anzahl Kämme des Rades; die Fügung seiner Felgen; die Aufsetzung der Kämme auf seine Stirne; giebt die Gründe der Schrift und ein praktisches Verfahren, den Kammern ihre schicklichste Figur nach obwaltenden Umständen zu geben, und Räder nach ungeraden Zahlen einzutheilen. Bey den Drehlingen, auf welche jene Regeln angewandt werden, unterscheidet er den Fall, ob solche zu Druck oder Hube gehen; er erwägt dann die Kammräder und Getriebe; bemerkt einiges über Schwungräder und Schwungkoffen, und schließt den ersten Theil mit einer Anweisung für Bauanschläge der Räder für Mahlmühlen.

Nach diesen vorangeschickten Anweisungen kommt der Vf. im 2ten Theil seinem Voratz näher. Er zeigt einleitungsweise das einfachste Nivellement eines Mühlgrabens, so wie die allereinfachste Messung der Wassermenge, die er in einer Secunde gegebenen Orts ausbeutet; und geht von diesem auf die Erörterung aller und jeder Umstände über, welche der Anlage einer Stabermühle vorangehen müssen, in Rücksicht auf die Wahl ihres Orts, die Gröfse ihres Rades, ihres Stirnrades und Drehlings für eine gegebene Gröfse der Mühlsteine. Es werden die hier vorkommenden Überschläge auf die von den vorzüglichen Mühlen solcher Art abgenommenen Erfahrungsmaximen gegründet; die auf dieselben sich beziehenden Rechnungen auf einfache Proportional-Sätze gebracht, welche, wenn sie auch nicht immer die grösste Schärfe gewahren, doch als Überschläge für diese Absicht genügend sind; am Ende wird der vollständige Bau und Einrichtung einer Stabermühle mit Einem Rad und mit vier Rädern beygefügt. — Diesem folgt aufser einer gründlichen Beschreibung des Baues der Grundwerke und der Wehre, die Aufstellung der vorzüglichsten Erfahrungsmaximen über das statische und mechanische Moment einer Panstermühle, auf welche sich die nachher aufgestellten Überschläge anderer gründen, und der vollständige Bau einer Panstermühle von vier Mahlgängen, mit ihren zugehörigen Ziehzeugen; es folgen Erfahrungen über die Stabermühlen und deren Anwendung; über die Behandlung und Beurtheilung des Holzes zum Mühlenbau; bis sich dieser Theil mit einer Vorrichtung das Holz auszulohern endet.

Auch in dem 3ten Theil, welcher mit den *oberschlächtigen Mühlen* anfangt, verfolgt der Vf. seinen praktischen Gang, indem er die vorzüglichsten Erfahrungsmaximen von solchen Mühlen aufstellt, und diese auf andere Fälle sehr faßlich anzuwenden lehrt; er betrachtet nach diesen die Schiff-, Wind-, Trett- und Hand-Mühlen; und stellt von sämtlichen die erprobtesten Beobachtungen auf. Die Anwendungen davon auf andere Fälle werden immer, wie bey den vorhin angeführten Mühlen, auf die einfachste Art ohne weitläufige Rechnungen gemacht, und in einer Sprache und einem durch Exempel erläuterten Vortrag dargestellt, das alles für Praktiker verständlich ist. Der Vf. kennt übrigens die neuesten und besten Schriften über sein Fach, und beurtheilt hin und wieder die Resultate unserer vorzüglichsten Analytiker mit Bescheidenheit, nach dem Mafsstabe der einzig sicheren Erfahrung. Es ist daher recht sehr zu wünschen, das nicht nur Praktiker, sondern auch Theoretiker diese Anweisung zum Mühlenbau sich eigen machen, und der Vf. selbst in bessere Umstände versetzt werde, um sich in der Folge um andere gehende Gewerke dasselbe Verdienst erwerben zu können, das er sich bereits um Mahlmühlen erworben hat.

M. F. T.

BERICHTIGUNGEN. No. 169. S. 143. Z. 23 von oben statt Schwefel-Siederey l. Salpeter-Siederey. S. 144. Z. 24 v. ob. statt Stanniolschlägerey, Stanniolhammerwerk l. Stanniolschlägerey, Stanniolhammerwerk. — No. 182. S. 241. Z. 10. v. unt. statt im redlichen l. im endlichen Kreise. — No. 217. S. 521. Z. 9 soll so gelesen werden: geschrieben wissen, den philologischen u. f. w.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 8 O C T O B E R 1 8 0 7 .

S T A T I S T I K .

- 1) NÜRNBERG U. LEIPZIG, b. Campe: *Georg Hassels*, Prof. der Statistik und Erdkunde, *Statistischer Abriss des österreichischen Kaiserthums nach seinen neuesten politischen Beziehungen*. 1807. VIII u. 296 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)
- 2) WIEN U. TRIEST, b. Geiskinger: *General-Statistik des österreichischen Kaiserthums*. Ein Versuch von J. C. Bisfinger, Prof. der Statistik an der k. k. Theresianischen Ritter-Akademie zu Wien. Erster Theil. C u. 300 S. 8. (2 Thlr.)
- 3) WIEN, *Statistische Übersicht des österreichischen Erb-Kaiser-Staats*. Nach seinem Zustande in der ersten Hälfte des Jahres 1807, dargestellt von Joseph Marx Freyherrn v. Liechtenstern. Mit einer Karte dieser Monarchie. 1807. Fol. 2 Bogen.

Seitdem Österreich nicht mehr bedurfte, aus Furcht, Beforgnisse zu erwecken, seine wahre innere Kraft zu verbergen, sondern im Gegentheil sein politisches Interesse es foderte, seine Macht öffentlich werden zu lassen, um Ehrfurcht zu gebieten, seit dieser Zeit etwa haben treffliche österreichische Gelehrte über einzelne Theile der Monarchie statistische Aufschlüsse gegeben, und nicht wenigen sieht man an, dass sie von der Regierung selbst unterstützt wurden. Nur über das Ganze der Monarchie hatte man bis jetzt von inländischen Schriftstellern wenig, von Ausländern im Grunde doch nichts ganz vollständiges. Die Kriege, welche diese Monarchie so lange zu bestehen hatte, die Veränderungen, herbeygeführt durch mehrere Friedensschlüsse und Verträge, schienen ein großes Hinderniss, die statistischen Umrisse des Ganzen anzuzeichnen. Endlich gab der preßburger Friede und die Auflösung des deutschen Reichsverbands Österreich eine bleibende Gestalt, und nun war der Zeitpunkt, wo man das Recht hatte, ein wahres und vollständiges Ganzes zu erwarten, ja zu fordern. Aller Augen sind jetzt auf die Rolle gerichtet, welche Österreich in diesen verhängnisvollen Tagen auf dem großen Welttheater spielen wird. Niemand kann dabey gleichgültig seyn, Jedermann hat Interesse, die Kräfte zu kennen, welche diesem Staate zu Gebot stehen, seine Unabhängigkeit, wichtiger als jemals für ganz Europa, zu behaupten.

Die Maße aller Kräfte, den Reichthum der ganzen Monarchie zu beschreiben und davon belegte
S. A. L. Z. 1807. Viertes Buch.

Überlichten zu geben, ist der Zweck der genannten drey Schriften. Wir wollen sehen, wie sie ihn erreichten. Von dem Vf. von No. 1 kennen wir bereits aus No. 64 unserer A. L. Z. von 1806 die *Specialstatistik der österreichischen Monarchie*. Größtentheils nach dem dort zergliederten Plane ist nun der vor uns liegende Abriss ausgearbeitet. In der Einleitung, wie der Vf. die Einleitung nennt, giebt derselbe eine statistische Ansicht des Anwachsens des österreichischen Kaiserthums und die neuere statistische Literatur. Der erste Abschnitt handelt von der Grundmacht des Staats (nämlich Länderbestand, Einwohner, Cultur des Bodens, Producte, Gewerbe und wissenschaftliche Cultur); der zweyte ist der Beschreibung der Staatsverfassung gewidmet; im dritten wird von der Staatsverwaltung in allen ihren Zweigen, im vierten endlich von den auswärtigen Verhältnissen gehandelt. Der Vf. von No. 2 hat sich streng, wie er selbst sagt, nach der *Schlözerschen* Theorie der Statistik gerichtet. Das Ganze zerfällt also in 3 Theile. Im ersten wird die Grundmacht, im zweyten das Staatsrecht, und im dritten die Staatsverwaltung beschrieben. Wir haben jetzt nur noch den ersten Theil. Dieser enthält von S. XVII — C die Literatur der Statistik. Die Darstellung der Grundmacht hat folgende Abschnitte: 1) Land, 2) Einwohner, 3) Producte, a) der Natur, b) der Kunst, 4) Handel. No 3 ist in Tabellenform und hat folgende Eintheilung: A) Land, nämlich Größe und physische Beschaffenheit; B) Einwohner, und zwar ihre Zahl, Unterschied, physische und moralische Beschaffenheit, Nahrungszweige (erste Erzeugung, Veredlung, Umsatz); C) Landesverfassung, wo von der Staatsgeschichte, Staatsform, Staatsregierung, von den Finanzen, der Kriegsmacht und Staatsverwaltung gehandelt wird.

Man sieht hieraus, dass die drey Verfasser im Plane selbst nicht wesentlich von einander abweichen. Aber auf eine verschiedene Art ist dieser Plan von denselben ausgeführt worden. Schon in der oben angeführten Recension des *Hasselschen* Umrisses haben wir bemerkt, dass dem Vf. die statistische Ansicht des Anwachsens des österreichischen Kaiserthums gelungen sey. Diese hat der Vf. hier noch weit deutlicher, ausführlicher und bestimmter dargestellt, und verschiedene in jenem eingeschlichene Fehler verbessert. Was den Flächeninhalt selbst betrifft, so kommen wir darauf in der Folge zurück. In No. 2 findet man, was wirklich zu bedauern, von einer solchen Ansicht durchaus nichts. Was unter der Aufschrift: *Staatsgeschichte* in No. 3 vom Ursprunge und den Erwerbungen Öster-

reichs gesagt wird, ist durchaus nicht befriedigend, indem theils der Flächeninhalt, theils die Cessionen nicht angegeben werden. Im Plane von No. 3 lag nicht eine Literatur der Statistik zu geben. Diese findet man in No. 1 von S. 22—28 wo Nachricht gegeben wird 1) von allgemeinen Werken, 2) von vorzüglichen Werken über einzelne Provinzen, 3) von Reisebeschreibungen, 4) von Journalen, 5) von neuen Landkarten. Hr. H. hat zwar diesen Abschnitt weiter ausgeführt als in seinem Umriss, man vermisst von wichtigen Werken keins, es ist sehr lobenswürdig, dass derselbe bey jedem einzelnen Abschnitte und §. die Quellenbücher wieder anzeigt, und nur die Anzeige von Landkarten (es werden nur 4 angeführt) ist dürftig; im Ganzen kann jedoch dieser Abschnitt nicht mit der Literatur verglichen werden, welche in No. 2 auf 84 Seiten gegeben wird. Hr. B. macht uns mit allen Staatskalendern und sogenannten geistlichen (Diocesan- und Ordens-) Katalogen, den allgemeinen Schriftstellern und Zeitschriften, sowohl älteren als neueren, über die ganze Monarchie, und mit den besondern über jede einzelne Provinz, so wie mit Schriften über einzelne Zweige der Statistik, so weit der erste Theil reicht, bekannt. Der Vf. hat hiebey *Meusels* Literatur zum Grunde gelegt, kannte aber die Ausgabe von 1806 noch nicht, die so viele Zusätze gegen die vorhergehende Ausgabe hat. Man vermisst nun zwar mehrere Schriften, die man bey *Meusel* findet, allein der Vf. wollte auch bloß die Literatur mit besonderer Rücksicht auf die im Werke selbst vorkommenden Gegenstände geben, und es ist überhaupt zu erwarten, dass im 2 und 3 Theile noch mehrere Schriften angeführt werden.

Den Flächeninhalt der ganzen Monarchie giebt Hr. B. auf 10880²⁷/₁₀₀ □ Meilen an, ohne einen Gewährsmann zu nennen, ohne die Varianten anzuführen, bloß in einer allgemeinen Übersicht der einzelnen Lande. Hr. H. ist hier weit ausführlicher; er zeigt nicht nur die Quellen, sondern auch die Varianten an, und, wo es nur immer bekannt ist, findet man auch den Flächeninhalt einzelner Kreise bemerkt. Er nimmt den Flächeninhalt zu 110.828300 österreichische Joche oder 11601⁶⁶/₁₀₀ □ Meilen an. Wodurch diese große Angabe entstanden sey, findet man in der Einleitung, nämlich in der statistischen Aufsicht des Anwachs der Monarchie. Die Summe trifft aber mit den einzelnen Angaben S. 32 u. f., man mag rechnen wie man will, nicht zusammen. Der Fhr. v. L. nimmt überhaupt 10936⁸⁶/₁₀₀ □ Meilen an. Diese Angabe gründet sich auf die neuesten Berechnungen des Fhr. v. L., welcher zugleich die Quellen bey jeder Provinz genau anführt. In jedem Falle hat diese Angabe mehr für sich, als die *Bispingersche*, welche mit nichts belegt ist, und die *Hasselsche*, welche mit den einzelnen belegten Summen nicht zutrifft. In Beschreibung des Bodens und der Gebirge haben die drey Vff. aus den nämlichen, auch angegebenen Quellen geschöpft. Hr. B. ist jedoch reichhaltiger, bestimmter und klarer. Bey Hr. H. fehlt gerade der höchste Berg, der Großglockner. Von den Waldungen hat Hr. H. hier schon einen eigenen §., bey Hr.

B. findet man hievon etwas mehr im Abschnitt III. §. 41; Fhr. v. L. sagt bloß, dass die Waldungen über $\frac{1}{3}$ der nutzbaren Fläche enthalten. Hr. H. nimmt etwa $\frac{1}{3}$ von der nutzbringenden Fläche oder 32.097.460 Joche, Hr. B. um 24.000.000 Joche oder über $\frac{1}{3}$ der nutzbringenden Oberfläche an. Nach Fhr. v. L. beträgt die ganze nutzbare Oberfläche, theils nach Messungen, theils nach Schätzungen, die derselbe nach den einzelnen Provinzen in einem besondern Abschnitte mit vieler Sorgfalt anführt, überhaupt 74.351010 Joche zu 1600 □ Klaftern. Derselbe nimmt also für die Waldungen ungefähr 29 Millionen Joche an. Wie Hr. H. 32.097640 Joche und noch dazu als etwa $\frac{1}{3}$ des gesamten nutzbaren Landes annehmen konnte, ist hier nicht ersichtlich. Erst S. 89 findet man, dass derselbe die fruchttragende Oberfläche zu 86.874986 Jochen berechnet. Hr. B.'s Angabe ist die gewöhnliche, er setzt die nutzbringende Fläche auf 70 Millionen Joche. Die Angabe des Fhr. v. L. scheint nach den vorhandenen *data* den Vorzug zu verdienen. S. 46 beschreibt Hr. H. richtig die Flüsse, Kanäle, Landseen und Mineralwasser. Von den Flüssen und Landseen handelt Hr. B. im Abschn. 1. §. 6; von den mineralischen Bädern und Gesundbrunnen aber erst Abschn. 3. §. 61, und von den Kanälen Abschn. 4. §. 84. Fhr. v. L. setzt alles unter der Aufschrift: Gewässer. Hr. B. behandelt diese Gegenstände am weitläufigsten und lehrreichsten. Bey den Kanälen führt Hr. H. auch den Theresien und Karlstädter Kanal (beide noch im Werden) und den Wörthkanal bey Klagenfurt an, deren Fhr. v. L. und Hr. B. nicht gedenken. Von den Morästen sagt Hr. H. nichts, Fhr. v. L. wenig, Hr. B. etwas mehr. Über das Klima theilt Fhr. v. L. treffliche, zum Theil neue, Bemerkungen mit. Was Hr. H. und Hr. B. hierüber anführen, ist bekannt. Bey Bestimmung der Volksmenge setzt Hr. B. dieselbe ganz kurz nach den einzelnen Provinzen hin, ohne die Varianten anzuführen, ohne das Jahr zu nennen, ohne zu sagen, worauf sich die angenommene Zahl von 22.318583 Köpfen gründe. Hr. H. nimmt 23 $\frac{1}{2}$ Mill. Seelen an, und bemerkt bey den einzelnen Provinzen die Zählungsjahre. Umständlicher und lehrreicher ist Fhr. v. L. Er führt von jeder Provinz die Zahl der Menschen nach den Conscriptions-Listen von 2 und 3 Jahren an, und bestimmt darauf die wahrscheinliche Seelenzahl zu Anfang von 1807 auf 24.900.400. Hierunter sind weder die Abwesenden noch die Fremden begriffen, deren Zahl sich, wie Fhr. v. L. meint, gegenseitig beynah im Ganzen ausgleichen würde. Derselbe bemerkt ferner, „dass die Verschiedenheit mehrerer Angaben mit früheren, theils im verschiednen Länderbestande, theils in veränderten sonstigen Verhältnissen, größtentheils aber auch in späteren *richtigeren* Zählungen und erst bekannt gewordenen genaueren Bestimmungen ihren Grund habe.“ Fhr. v. L. giebt nun in verschiedenen Rubriken die Verhältnisse der Menschenzahl sowohl zum ganzen als nutzbaren Flächenraum jeder Provinz an, so wie auch die Verschiedenheit der Wohnplätze. Auf eine □ Meile kamen 2276 Seelen, und für jeden Menschen 2 Joch 1577 □ Klaftern, beynah also 3 Joche fruchtbringende Oberflä-

che. Vorhanden sind 796 Städte, 2012 Märkte und 65372 Dörfer. Er betrachtet ferner die Einwohner in Rücksicht der Religion, der Abstammung, der bürgerlichen Verhältnisse, der physischen und moralischen Beschaffenheit. Nach Hn. H. kommen nur 2025 Seelen auf eine □ Meile, und eine Vergleichung mit der nutzbringenden Fläche findet man hier nicht. Hr. H. nimmt für 1806 überhaupt 906 Städte, 2025 Märkte, 64662 Dörfer, 17092 Weiler und 3.640046 Häuser an. Der Vf. hat zwar vor dem Abschnitte einige Quellen angegeben; aber bey bestimmten Zahlen und Jahren sollte jeder Statistiker immer seinen Gewährsmann nennen. Hr. B. nimmt ebenfalls ohne Beleg 822 Städte, 1920 Märkte, 66273 Dörfer und Weiler, und mehr als 3.406171 Häuser an, bemerkt auch im Ganzen sowohl als Einzelnen die Verhältnisse der Volksmenge zur Oberfläche überhaupt, nicht aber zur nutzbringenden. Die Verhältnisse der Einwohner, welche Hr. v. L. nur kurz, wie es der Plan der Tabelle gebietet, aber doch sehr bestimmt unter den oben bemerkten Rubriken beschrieben hat, setzt Hr. H. von S. 60-85 sehr klar aus mehreren daselbst angeführten Quellen, auseinander. Seine Eintheilungen und Unterabtheilungen sind richtig und mit möglicher Kürze lichtvoll abgefaßt, und es wird weiter ausgeführt, was Hr. v. L. zum Theil nur andeutet. Hr. B. ist weitläufiger, und wenn man hier die zur schnellen Übersicht dienende Ordnung von Hn. H. vermisst: so findet man dagegen viele gute und richtige philosophische Bemerkungen, die den Mann verrathen, dem es nicht genügt, bloß Zahlen zu finden, sondern der auch über ihren Werth und ihre Folgen nachgedacht hat.

Die Cultur des Bodens, Producte und Gewerbe begreift Hr. v. L. unter der Aufschrift: *Nahrungszweige*, und theilt diese in: Erste Erzeugung, Veredlung und Umsatz. Unter der Rubrik: *Erste Erzeugung*, sagt derselbe: „Nimmt man auf die Culturart der nutzbringenden Oberfläche insbesondere Rücksicht: so ergibt sich auch noch jetzt aus der Zusammenstellung aller einzelnen Daten, daß von jener ungefähr $\frac{2}{3}$ Pflugland, $\frac{1}{3}$ Wiesen, $\frac{1}{4}$ Hutweiden, über $\frac{1}{3}$ Waldungen, $\frac{1}{3}$ Weingärten, und $\frac{1}{4}$ Obst- und Küchengärten sind. Der gesammte Nutzungs-Ertrag muß zu mehr als 760 Millionen Gulden angenommen werden, obschon er nach dem Steuer Ertrage die Summe von 231.800.000 Gulden nicht übersteigen dürfte.“ (Jede Quadratmeile der ganzen Oberfläche gebe also im Durchschnitte beynah 70000 Gulden-Ertrag, und jedes Joch nutzbringender Fläche 10 Gulden.) Hr. v. L. geht hierauf alle einzelnen Nahrungszweige durch, woby zu bedauern ist, daß keine Zahlen beygesetzt werden, die doch, wenigstens bey vielen Zweigen, vorhanden sind. Nur die Zahl der Schätzung der Zug- und Maß-Ochsen auf 3 Millionen, und der Pferde auf $1\frac{1}{2}$ Million, ist bemerkt. Den Ertrag des Goldwerths aller mineralischen Erzeugnisse schätzt man beyläufig auf 47 Millionen Gulden; gewisser sey hingegen, setzt der Vf. hinzu, daß der Werth der jährlich erzeugten Metalle allein zwischen 12 und 13 Millionen betrage; und daß die Krone fast einen glei-

chen reinen Gewinn von allen eigenen und Privat-Bergwerken beziehe. Von der Veredlung der inländischen sowohl als ausländischen Producte sagt Hr. v. L. nur wenig, und alles bloß im Allgemeinen. Nur zuletzt meint derselbe, man könne die Erzeugung der Kunstwaren aller Art ganz gewiß über 380 Millionen Gulden annehmen, wovon der Werth des rohen Materials sich auf ungefähr 25 pr. C. belaufen möchte. Vom Umsatze oder Handel sind die Bemerkungen ebenfalls nur allgemein. Die Ausfuhr aller inländischen Producte der Natur und Kunst schlägt derselbe auf 24 Millionen Gulden, die Einfuhr der rohen und verarbeiteten Stoffe auf 27 M. an, wovon jedoch für 2 bis $2\frac{1}{2}$ Millionen Gulden wieder ausgeführt würden. Hr. H. handelt im Hl Abschnitte über die Cultur des Bodens, Producte und Gewerbe, sehr umständlich. Er untersucht mit Scharfsinn die aus den besten Quellen angeführten Data, und versucht aus den Urbarmalkatastern, mit Vergleichung der aus mehreren statistischen Schriften zusammengebrachten Notizen, den Capital-Werth gesamter Grundstücke zu berechnen. Er bringt so ein Capital von 7.846.797.740 Gulden heraus, woby zu bemerken; daß er die fruchttragende Oberfläche zu 86.874.486 Jochen, also beynah 12 Millionen Joche mehr als Hr. v. L., annimmt. Der Ertrag wäre also nach Hn. H's. Berechnung zu 5 pr. C. 385.339.887 Gulden, und zu 8 pr. C., wie man den reinen Gewinn wenigstens annehmen mußte, 627.743.800 Gulden. Derselbe weicht also auch hier um wenigstens 100 Millionen von Hn. v. L. ab, wenn man auch seine Angabe, daß 8 pr. C. wenigstens genommen werden müßten, gelten lassen will. Daß Hn. H's. Berechnung scharfsinnig sey, wird Niemand leugnen, aber wozu denn endlich diese mühsame Berechnung bey so heterogenen Theilen der Monarchie nützen solle, sieht Rec. nicht ein, besonders da hier bloß Muthmaßungen über den Grundwerth des Landes in allgemeinen Durchschnitten zum Grunde gelegt werden können. Über die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft sagt Hr. H. sehr viel Gutes, und was allerdings hier wichtig ist, er unterläßt nie, Zahlen beyzusetzen, wo sie nur immer zu finden sind. Von den Natur-Producten gilt das nämliche, doch sind hier Zahlen seltener. Von S. 104—152 drängt Hr. H. alles zusammen, was man vom Kunstfleisse in den besten einheimischen und ausländischen Schriften findet. Nach einer allgemeinen Einleitung durchgeht derselbe alle Zweige des Kunstfleisses im Ganzen, und beschreibt solche nachher durch die Provinzen fast immer mit Zahlen. Über den Handel trägt Hr. H. alles zusammen, was die vorzüglichsten Schriftsteller hierüber gesagt haben. Er stimmt jedoch denen bey, welche die Handelsbilanz für Oesterreich vortheilhaft annehmen. Allein wenn man den Wechselcours, dessen tiefer Stand freylich auch in vielen anderen Umständen seinen Grund mit hat, mit anderen Ursachen vom Fallen des Handels vergleicht; so wird man die Angabe des Hn. v. L., der 1800 selbst annahm, daß Oesterreich im Handel ungefähr eine Million Gulden gewinne, und nun, wie oben gesagt, behauptet, daß es die Bilanz mit ungefähr einer Million, gegen sich

habe, sehr gegründet finden. Der Raum erlaubt nicht, diese Wahrheit hier näher auseinander zu setzen. Die Lage des Staats hat sich seit 1805 und 1806 in commercieller Hinsicht sehr verändert. Von Münzen, Maß und Gewicht findet man S. 172-177 alles hieher Gehörte richtig bemerkt. In einem besonderen Abschnitte handelt Hr. H. von S. 178—196 von der wissenschaftlichen Cultur. Seine Darstellung ist sehr gut aus den besten Quellen gezogen. Bey Fhn. v. L. findet man hievon nur wenig, theils im Abschnitte: Staatsregierung im Wohlfahrtsfache, theils in jenem über die moralische Beschaffenheit der Einwohner. Bey Hn. B. wird davon nur wenig gesagt im Abschn. II. §. 28. Es ist aber zu vermuthen, daß derselbe im zweyten Theile über diesen Gegenstand mehr sagen werde. Hr. H. schätzt die Zahl aller in Österreich lebenden Schriftsteller auf 900, Fhn. v. L. aber behauptet, daß nach einer neueren Zählung deren 1922 seyen.

Im dritten Abschnitte handelt Hr. B. von den Producten. Voran geht eine lezenswürdige, sehr freymüthige Abhandlung über den Zustand der Landes-Industrie im Ganzen; dann über die Producte selbst nach den drey Reichen. Man findet aber hier nicht ein trockenes Verzeichniß der Quantität der gewonnenen Producte, sondern dabey die trefflichsten und lehrreichsten Bemerkungen über den Zustand der Production selbst. Freymüthig macht der Vf. auf die bestehenden Mängel aufmerksam, ohne dabey das Gute unangezeigt zu lassen, wo er es findet. Dieses ist das Eigenthümliche des Bisfingerischen Werkes; auch ist hier der Vf. nicht so sparsam mit Zahlen, wie in den vorigen Abschnitten. Aus dem Ganzen geht der ungeheure innere Reichthum der Monarchie hervor, der jedoch nicht in allen Provinzen gleich, am besten aber in den deutschen Erblanden genutzt wird. Von den Producten der Natur geht Hr. B. zu jenen der Kunst über. Er führt alle einzelnen Zweige des Manufactur- und Fabrik-Wesens an, beschreibt aus den besten Quellen den Zustand gesammter Fabriken und Manufacturen, und behandelt das Ganze mit Wahrheit und Freymüthigkeit. Besonders anziehend ist der §. 78, wo ein allgemeiner Blick auf den Zustand des Kunstfleisses in der Monarchie geworfen wird, und der §. 79, wo die Hindernisse angezeigt werden, welche dem österreichischen Kunstfleisse im Wege stehen. Da mehrere darunter ganz neue Ansichten geben: so kann Rec. nicht unterlassen, kurz dieselben anzuführen. Die vorzüglichsten Hindernisse sind nach des Vfs. Meinung folgende: 1) die nicht seltenen Mißgriffe bey der Wahl des Locale der Fabriken; 2) herrsche bey den Gewerben noch ein großer Mangel an wissenschaftlicher Bearbeitung der Künste des Lebens; 3) sey der Fabrikant nur zu oft auch Kaufmann; 4) vernachlässige man zu sehr die Vortheile, welche aus der Vertheilung der Arbeit entspringen; 5) der seltene Gebrauch der Maschinen; 6) die Verschwendung bey Fabrik-Gebäuden; 7) das Vorurtheil, als ob nur in England und Frankreich geschmackvoll gearbeitet werde; 8) die Erlaubniß der Ausfuhr noch ganz roher, oder nur zum Theil

verarbeiteter Producte; 9) der so sehr herrschende Wucher; 10) die häufigen Waaren-Einschwörungen und die unverhältnißmäßige große Zahl der Arbeitsscheuen, vom Gewinn im Handel, größtentheils vom Wucher und Betrug sich bereichernden, nicht einzeln für sich, sondern als geschlossene Gesellschaft abgefordert wirkenden, und daher einen Staat im Staate bildenden Juden. Rec. stimmt hierin dem Vf. vollkommen bey, und hat sich darüber schon anderswo umständlich erklärt. Die Juden und ihre Gönner wollen das freylich nicht zugeben; man gehe aber nur in Fabrik-Städte, wo Juden und keine sind, und stelle Vergleiche an, um sich von dieser noch nicht genug anerkannten Wahrheit zu überzeugen. Die erste Sorgfalt einer weisen Regierung muß seyn, die Juden des Handels zu entwöhnen, und sie auf Handwerke, Künste, Gewerbe und vorzüglich Ackerbau hinzuleiten. Nur dann kann man Hoffnung haben, sie zu nützlichen Menschen und Bürgern zu machen. So lange sie den Kleinhandel, besonders den herumziehenden oder Hausirhandel treiben dürfen, und sich zu nichts anderem bequemen wollen, so lange ist dieses zum Müßiggange verwöhnte, arbeitsscheue, auf nichts als Geld und Geld raffinirende Volk der bürgerlichen Gesellschaft schädlich, und bürgerlicher Vortheile weder fähig noch würdig. — Als Beförderung der Industrie führt der Vf. an, daß es gut wäre, wenn alle Fabrikate gehörig geprüft, und die fehlerhaften außer Umlauf gesetzt würden, und wenn jede Fabrik der Landesstelle jährlich einen Ausweis über die beschäftigten Personen, über den bezogenen rohen Stoff, über den Ausweg für die Fabrikate einreichte, und dabey, was als Hinderniß oder Beförderungsmittel der Fabrik angesehen werden müsse, anzeigte. Dann wäre die Regierung im Stande, nach allgemeinen Ansichten und Grundsätzen die Hindernisse zu beseitigen, und die Mittel zur Beförderung zu ergreifen. Endlich, setzt der Vf. hinzu, werde eine richtige und ausgebreitete Kenntniß der mannichfaltigen Gaben, womit die Natur die Monarchie so reichlich gesegnet habe, viel zur Erleichterung und Aufnahme des Kunstfleisses beytragen. „Viele Materialien, die für Fabriken, Manufacturen und Handel sehr vortheilhaft wären, verfaulen bey uns unbeachtet, oder werden ganz verkannt, zu elendem Gebrauche verwendet.“ Über den Handel, dessen Beschaffenheit Hindernisse und Beförderungsmittel, sagt Hr. B. im 4ten Abschnitte sehr viel Wahres, nur werden hier fast durchgehends Zahlen vermisst. Über die Bilanz sagt derselbe: Ob Österreich im Ganzen bey seinem Handel gewinne oder verliere, lasse sich bey dem nun selten richtigen Commerc- und Zolltafeln nicht wohl bestimmen. In dessen schäme es doch keine leere Vermuthung zu seyn, daß die Monarchie bey dem durch das Uebermaß der Wiener Stadt-Banco-Zettel herbeygeführten nachtheiligen Course, und den der inländischen Industrie so schädlichen Waaren-Einschwörungen gegen Fremde in Ansehung der Geldbilanz verliere. Der Vf. beschließt diesen Theil mit einer Beschreibung der Maße, Gewichte und Münzen.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 9 OCTOBER, 1807.

S T A T I S T I K.

- 1) NÜRNBERG U. LEIPZIG, b. Campe: *Georg Hassels statistischer Abriss des österreichischen Kaiserthums nach seinen neuesten politischen Beziehungen etc.*
- 2) WIEN U. TRIEST, b. Geistinger: *General-Statistik des österreichischen Kaiserthums.* Von J. C. Bisfinger etc.
- 3) WIEN: *Statistische Übersicht des österreichischen Erb-Kaiser-Staats.* Von Jos. Marx Freyherrn von Liechtenstern etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Im zweyten Hauptabschnitte findet man bey Hn. H. die Staatsgrundgesetze, und zwar die allgemeinen und besonderen, den Charakter der Staatsform, den Monarchen und dessen Haus, die Reichsstände, Titel, Wappen, Hofstaat und Ritterorden beschrieben. Besonders ausführlich ist die Abhandlung von den Reichs- oder Land-Ständen nach den Provinzen. Der Fhr. v. L. behandelt die nämlichen Gegenstände in gedrängter Kürze unter der Aufschrift: Staatsform. Die Staatsregierung theilt Fhr. v. L. in die im Wohlfahrts- und in die im Sicherheits-Fache. Unter ersterem versteht derselbe die religiösen, die Unterrichts- und die Anstalten für das physische Wohl; vom zweyten giebt er bloß an, daß im Sicherheitsfache alle Anstalten getroffen seyen, ohne dieselben speciell zu nennen. Erst in der letzten Rubrik (Staatsverwaltung) werden sämtliche Behörden umständlicher angeführt. Hr. H. ist hier viel ausführlicher. Nach einer allgemeinen Übersicht der Staatsverwaltung beschreibt derselbe sehr genau die höchsten Reichscollegien, die Justizbehörden sowohl im Allgemeinen als Besonderen, und die Policeyverwaltung, wobey fast immer der Wirkungskreis einer jeden Stelle angezeigt wird. Von den Finanzen giebt Fhr. v. L. Nachricht, woher alle Einkünfte der Monarchie fließen, ohne jedoch die Summe der einzelnen Rubriken zu benennen. Am Schlusse sagt derselbe: Der Betrag sämtlicher ordentlicher Staatseinkünfte beläuft sich auf 110 Millionen Gulden, wovon die sämtlichen Staatserfordernisse sowohl für die Hofhaltung und den ganzen Civiletat (bey 11 Millionen), dann für den Militäretat (bey 40 Millionen), so wie die Zinsen von bedeutenden, aber durch ungeheure Resourcen zu ihrer Tilgung reichlich gedeckten Staatsschulden die von neuen Schriftstellern auf mehr als 900 Millionen geschätzt sind, bestritten werden. Hr. H. giebt die Einkünfte nur zu 104 Millionen an, und behauptet, der Schuldbestand betrage 1200 Millionen, und zur Deckung des Deficit in den Finanzen müsse der Staat die Kriegs- und Vermögens-Steuern fortwähren lassen.

J. A. L. Z. 1807. Dritter Band.

Auch giebt er von den einzelnen Provinzen sowohl, als von den verschiedenen Zweigen der Einkünfte, die muthmaßlichen Zahlen an, und räsonnirt überhaupt mehr vom Zustande der Finanzen, als Fhr. v. L.; gesteht aber selbst, daß es unmöglich sey, der Wahrheit auf die Spur zu kommen, und daß man sich begnügen müsse, die Angaben älterer Statistiker anzuführen, um dadurch die seinige unterstützen zu können.

Unter der Rubrik Kriegsmacht giebt Fhr. v. L. ein genaues Detail des Bestands. Österreich unterhält eine Landmacht von 340,000 Mann, wovon 271800 Mann Infanterie, 50800 Cavallerie, 14300 Artillerie, die übrigen aber unter verschiedene Corps eingetheilt sind. Nach angegebenem Bestande der Regimenter u. s. w. bemerkt der Vf., in Kriegszeiten werde dieser Stand der Armee noch bedeutend durch regelmässige, und nur für die Kriegsdauer dienende Truppen vermehrt, und zum Schutze der Küstenländer sey eine Flotille von 23 grösseren und 20 kleineren Kriegsfahrzeugen bestimmt. Zuletzt werden alle festen Plätze genannt. Hr. H. weicht in der Beschreibung der Militärverfassung in Ansehung des Bestandes der Armee nur wenig von Fhr. v. L. ab; er geht aber weit mehr ins Detail, giebt von allen Arten Truppen, so wie von Feld-Kriegs-Commiffariat, General-Quartiermeister-Stab, Fuhrwesen-Corps und Invalidenhäusern den Bestand näher und genauer an. Zugleich führt derselbe den Bestand der Armee seit Ferdinand II an, zeigt, wie das Heer aufgebracht, wie es unterhalten und verpflegt werde, welche Belohnungen Statt finden, handelt von der Felddausrüstung, den Militär-Anstalten, der Militärverwaltung, und mit einigen Worten auch von der Marine. Mit unverkennbarem Fleisse hat Hr. H. in diesem Abschnitte alles zusammengedrängt, was bisher in so mannichfaltigen Schriften und Blättern zur Kenntniß des Publicums gekommen ist. Im vierten und letzten Hauptabschnitte spricht Hr. H. von den auswärtigen Verhältnissen, und zwar zuerst von den politischen. Der Vf. liefert hier eine sehr schöne Abhandlung, welche aber durchaus keines Auszugs fähig ist, und selbst nachgelesen werden muß. Das Ganze wird mit der Anzeige der noch geltenden wichtigsten Friedensschlüsse und Verträge beschlossen. Von dem nämlichen Gegenstände findet man in No. 3 nur einige Winke.

Aus dieser genauen und getreuen Zergliederung dreier zur nämlichen Zeit gedruckter Werke, ergiebt sich von selbst das richtige Urtheil. Alle drey haben mit unverkennbarem Fleisse die vorhandenen Quellen genützt, und der Fhr. v. L. hat verschiedene neue Data vorgelegt, die um so schätzbarer sind, als sie keine gemeine Quelle verrathen. Wem bloß daran

gelegen ist, einen schnellen und richtigen Überblick von dem Zustande der Monarchie zu erhalten, dernehme die vortrefflichen Tabellen des Fhn. v. L. zur Hand. Er enthält zugleich eine nach dem Entwurfe des Vfs. von F. W. v. Streit bearbeitete und gezeichnete, und von A. Mayer schön gestochene, sehr richtige Landkarte der Monarchie. Wer aber seine Kenntnisse erweitern, wer die Verhältnisse der Monarchie in Zahlen gerne kennen, wer auch von vorigen Zeiten unterrichtet seyn möchte, dem wird die *Hessische Schrift* volles Genüge leisten, und bey einigen gewagten oder unrichtigen Zahlen kann man leicht aus den Tabellen des Fhn. v. L. seine Kenntnisse berichtigen. Das Werk von Hn. B. unterscheidet sich wesentlich und vortheilhaft von beiden vorigen. Zwar findet man darin nicht so viel Zahlen, auch wenig historische Statistik, und es ist noch nicht vollendet; aber der erste Theil zeichnet sich durch scharfsinnigen und richtigen Blick aus. Man erkennt den österreichischen Patrioten, der freymüthig und bescheiden die Mängel aufdeckt, und zeigt, wo und wie geholfen werden könne. Nach der Vorrede zu urtheilen, ist die Schrift zu Vorlesungen in der thesaurischen Ritterakademie bestimmt, und dazu auch ganz geeignet. Zum Schlusse wollen wir noch eine Stelle aus der Vorrede hieher setzen, die beherzigt zu werden verdient „Mit Offenheit verbundene Statistik, sagt der Vf., ist der sicherste Barometer der bürgerlichen Freyheit, und also die unverdächtigste und urkundliche Lodbrede auf eine weise Regierung.“ S. i.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

TÜBINGEN, b. Cotta: *Correspondance de deux ecclésiastiques catholiques, sur la question: est-il temps d'abroger la loi du célibat des prêtres?* 1807. 261 S. 8.

BERLIN U. WIEN: *Ist es Zeit, das Cölibat abzuschaffen. Auflösung dieser Frage in dem (einem) Briefwechsel zweyer katholischen Geistlichen.* Nach der französischen Handschrift übersetzt. Auch, unter dem Titel: *Vortheile der Aufhebung des Gesetzes des Cölibats, oder Briefwechsel zweyer katholischen Geistlichen über diesen Gegenstand*, als Taschenbuch für das Jahr 1807. 1806. 312 S. 12. (1 Fl.)

Eine Menge von Schriften und Flugblättern hat die neuere Zeit über diesen, für die Menschheit, Sittlichkeit und Staatenwohl hochwichtigen Gegenstand hervorgebracht. Unter diesen zeichnet sich aber dieser Briefwechsel durch überall sichtbare Spuren gründlicher Gelehrsamkeit, einer unparteyischen Nachforschung, eines gemäßigten und ruhigen Sinnes, und vornehmlich des ächten Geistes katholischer Rechtgläubigkeit und ungeheuchelter Frömmigkeit ihres Verfassers vorzüglich aus. Die beyläufige Schilderung, die er selbst von seinen persönlichen Verhältnissen giebt, läßt uns unmöglich einen Mann verkennen, welcher bey seinem vieljährigen Aufenthalte, als ausgewandter französischer Geistlicher, in einem acht protestantischen Lande, seiner Kirche und der Geistesfreiheit seines Vaterlandes Ehre gemacht, und sich durch Reinheit und Unbescholtenheit der Sitten,

durch uneigennütigen Eifer für das Wohl seiner kleinen katholischen Gemeinde, sowie durch Geistesbildung und Humanität des Betragens allgemeine Achtung und Zutrauen unter seinen protestantischen Mitbürgern erworben hat.

Die zwölf ersten Briefe untersuchen die Frage rein historisch. Der Vf. zeigt zuerst den Ursprung und die Fortschritte der Meinungen über die Priester-ehe, geht dann auf die katholischen Vorschriften (*canones*) und auf diejenigen Texte der Kirchenväter über, welche in dieser Frage am meisten entscheiden, und führt endlich die positiven und negativen, geistlichen und weltlichen Gesetze, wozu dieselbe Veranlassung gegeben hat, der Reihe nach an. Um besser in den Geist dieser verschiedenen Autoritäten einzudringen, läßt er sich auf einige Erörterungen über den legalen und moralischen Charakter ihrer Urheber ein, und untersucht, auf welchen Beweggründen diese Entscheidungen beruhen, und von welchem Gewichte diese Gründe für die Zeit seyn können, worin wir leben. — Als ein guter Katholik, setzt er voraus, daß die christliche Religion die jungfräuliche Keuschheit zu einer Tugend mache, sie als ein Mittel der Vervollkommenung empfehle, und sogar auf ihre Ausübung eine besondere Belohnung in diesem und jenem Leben setze. Aber als Geistlicher der gallikanischen Kirche, im Gegensatz der Ultramontanen, welche die positiven Gesetze an und für sich als unbedingt und unanfechtlich geltend lassen, fand derselbe weder in den Aussprüchen Jesu und in den Schriften der Apostel, noch in der Tradition, in den Meinungen der heiligen Väter und in den Schläffen der Concilien irgend einen gründlichen Beweis, daß die Ehelosigkeit der Priester ein Glaubensartikel, oder ein zum göttlichen Recht gehöriges festes und unabänderliches Gesetz sey, welches gar keine Ausnahme gestatte, und zum Wesen der Kirchenzucht und des Priesterthums gehöre. Selbst die eigenen Worte der Kirchenversammlung zu Trident kündigen über diesen Punkt nur ein kirchliches, folglich ein der Verbesserung unterworfenen, Gesetz an. Mithin kommt es jetzt nur auf die Frage an: ob die ehemals beyfallswürdigen Gründe für die Anordnung des Cölibats noch jetzt vorhanden sind, ob der ehelose Stand der Priester der Kirche und dem Staate nützlich oder schädlich, und ob derselbe in physischer, moralischer und religiöser Hinsicht für die Priester selbst vortheilhaft oder nachtheilig sey? Mehrere Päbste, vornehmlich Gregor VII (wiewohl dieser vielleicht eben so sehr ein Schwärmer, als ein Ehrgeiziger war), suchten durch strenge Aufrechterhaltung des Cölibats die Geisteslichkeit von allen Banden loszumachen, durch welche sie noch an den weltlichen Mächten hängen konnte. Ferner besorgte man, daß verheirathete Priester, weit entfernt zur Vermehrung der Kirchengüter behüßlich zu seyn, dieselben verschwenden, und sie zum Heirathsgute ihrer Frauen und zur Versorgung ihrer Kinder anwenden würden. Ausserdem zählt man noch folgende Vorthelle auf, welche der ehelose Stand der Priester gewahren soll: gänzliche Loslassung von allen irdischen Dingen; uneingeschränkte Freyheit, seine Amtspflichten zu erfüllen; ungetheilte Anwendung der Zeit zu den priesterlichen Obliegenheiten;

die Leichtigkeit mit Wenigem zu leben und Befreyung von dem Wunsche, für seine Hinterlassenen Vermögen zu sammeln; genauere Absonderung von den Pfarrkindern in Ansehung aller Interessen des alltäglichen Lebens; Befreyung von gewissen gesellschaftlichen Pflichten; die vollkommnere Reinigkeit, welche der ehelose Stand voraussetzt und leichtere Entziehung oder Ertragung der Gefahr. Allein theils haben sich, z. B. durch Einziehung der Kirchengüter, viele von den Umständen verändert, welche sonst das Cölibat anrathlich machten, theils sind dieselben mit bedeutenden Nachtheilen verbunden. Nicht allen ist die Gabe der Enthaltfamkeit verliehen. Wenige Laien mögen an diese Enthaltfamkeit glauben, da sie so viele unselige Beyspiele vom Gegentheile vor sich haben. In der ehelichen Verbindung findet der Priester ein leichteres Mittel der Heiligung. Die unnatürlichen Anstrengungen einer hartnäckigen Unterdrückung dieses Naturbedürfnisses bringen häufig unnatürliche Folgen, außerordentliche Krankheiten und selbst Zerrüttung des Verstandes hervor. Die eheliche Zärtlichkeit ist aber auch für jeden veredelten Menschen weit mehr, als bloße Stillung eines animalischen Triebes; sie ist eine durch die Verbindung der Sinne vorbereitete Vereinigung der Seelen, welche zum moralischen Glück und zur wahren Zufriedenheit eines Seelforgers ungemein viel beysragen kann. Der Mensch ist für die Gesellschaft geboren; hier ist er in seiner ganzen Vollkommenheit, hier entwickelt er die Fähigkeiten seines Geistes, erweitert den Kreis seiner Thätigkeit, und findet die heilsamste Erheiterung und Ruhe von seiner Arbeit. Soll der Geistliche das mit Zeitverlust, Kosten und durch Vernachlässigung der Aufsicht über seine Heerde, in der Ferne erkaufen, was die anderen Classen von Bürgern in der Nähe finden? Und der Staat — je mehr Kräfte derselbe durch so viele Ursachen der Entvölkerung verliert, desto dringender ist seine Pflicht, einige derselben wegzuräumen, und eine neue Ausbeute an Menschen dadurch zu veranstalten, daß man eine Classe von Bürgern zum Ehestande zuläßt, welche durch reine Sitten, durch regelmäßige Lebensart und durch andere Mittel zur Glückseligkeit, jenen unvermeidlichen Verlust in gewisser Art ersetzen könnte. Wie wirksam würde das Beyspiel und die Aufmunterung eines solchen Paares in der ganzen Gemeinde seyn! Wie viel würden die Familienbände und die daraus entspringenden Verhältnisse im Ganzen dazu beysragen, den Gemeingeist des geistlichen Standes, seine Treue für den Staat zu verstärken! Endlich würde die Aufhebung des Cölibats der katholischen Kirche manches würdige Glied erhalten, und (dies hofft wenigstens der Vf.) vielleicht selbst den Zeitpunkt der Wiedervereinigung der Protestanten und Katholiken beschleunigen.

Es ist die Sache der Menschheit, der Tugend und der Religion, für welche der würdige Vf. mit Gründlichkeit und warmem Eifer das Wort führt. Die jetzige Zeit, welche so viel Neues und Großes hervorgerufen hat, wird vielleicht auch hier dasjenige kräftig und wohlthätig entscheiden und vollenden, was Jahrhunderte langsam vorbereitet haben; denn es ist das Zeitalter Napoleons. End-

lich einmal werden die Oberhäupter der Kirche und die Beherrscher der Staaten die Stimme der leidenden Menschheit nicht unerhört lassen, und das, was an sich recht und für Alle gut ist, nicht fernerhin kleinlichen Rücksichten einer kurzsichtigen und beschränkten Politik opfern.

(Ohne Angabe des Druckorts): *Lazarus, der Arme.* 1806. 246 S. 8. (12 gr.)

Weggesehen von dem etwas sonderbaren und gesuchten Titel dieses Buches, verdient dasselbe nicht mit dem Haufen alltäglicher Bücher verloren zu gehen. Es enthält, wenn gleich nicht viel Neues und Originelles, doch manches Gedachte und Beherzigungswerthe, in einem, wenn gleich nicht ausgezeichneten, auch nicht immer präcisen, doch fließenden und nicht unangenehmen Vortrage. „Der arme, kranke, hungrige, vor der Thür eines reichen Schwelgers unter den Hunden liegende Lazarus soll des Vfs. Zeitgenossen nicht nur auf die vornehmten Ursachen des menschlichen Elends und Kummers, sondern auch zugleich auf die wirksamsten Gegenmittel aufmerksam machen — soll ein lauter, allgemeiner Aufruf an die Menschheit seyn, sich aus dem tiefen Verderben, in welchem sie verfunken ist, mit mehr Entschlossenheit und Thatkraft herauszuarbeiten, und zu höherer Glückseligkeit empor zu heben.“ Menschenwohl und Menschenelend sind allerdings die wichtigsten Gegenstände für unser Nachdenken, und wenn auch ein noch so widriges Verhängniß über die Menschen waltet, das ihres Fortstrebens zu spotten, und sie gleichsam mit Gewalt wieder zurückzuwerfen scheint: so bleibt es doch immer Pflicht des Einzelnen, nach allen seinen Kräften in dem ihm angewiesenen Kreise Menschenwohl zu befördern, und Menschenelend zu mindern.

Wenn der Vf. sagt: „kein einziger Mensch solle nach dem Plane seines Lebens, von der ewigen Güte entworfen, elend, sondern ein jeder möglichst glücklich seyn, und andere glücklich machen; dieses göttlichschöne Ziel, welches in die seligste Unendlichkeit hinaufreiche, glänze aus allen Ansichten eines Menschen hervor.“ — so möchte mancher, bey dem Anblick der Taufenden auf den Schlachtfeldern Gefallenen, oder anderen unfähigen Elende, ohne ihre Schuld, dahingegebenen, den Ausdruck glänzen etwas zu grell finden. Doch, unser Vf. kennt auch das menschliche Elend, sucht dessen Quellen auf, und giebt Mittel an, es zu lindern. Eine Hauptquelle des Elendes findet er in dem *Verfalle der ächten christlichen Religion*, wobey er zugleich seine Abneigung gegen die freyeren und liberalen Ansichten der christlichen Dogmen zu erkennen giebt. Mit Wärme verbreitet er sich dagegen über den vom Evangelium gebotenen *Geist der Liebe*. Andere Quellen des Menschenelendes sind, nach unserem Vf., *schlechte* (d. h. den religiösen und sittlichen Geist ertödtende) *Bücher*, der immer mehr um sich greifende *Luxus*, *vernachlässigte Kinder-Erziehung* (ein mit reinem Sinn und Wärme verfasster Abschnitt!) *unweises Benehmen gegen das Gefinde*, *fehlerhafter Schulunterricht*; (wogegen endlich mit Nachdruck gegen die schlechte Behandlung der Schullehrer, ihre ärmliche Befoldung

u. f. w. geredet wird. Wie wahr ist unter anderen die Schilderung so mancher Schulhäuser, S. 122 fg. „Manche Schulwohnungen in den Dörfern sind Hirtenhäuser oder Bettlerhütten, und manche Schulküsten Kerker, von dicken, stinkenden Dünsten verpestet, vom Rauch schwarz gefärbt, von kleinen, alten, blinden Fenstern umdüstert, u. f. w.“ Dann heisst es: „reißt diese alten Gefängnisse und Zuchthäuser nieder, baut weniger Luft- Tanz- und Schiefs-Häuser, und mehr schöne, lichte, freundliche, räumlichere Schulwohnungen!“ S. 127 fg. wird die ernste Frage an die Prediger gerichtet: „warum wirkt ihr nicht mehr zur Verminderung des menschlichen Elends? Warum stiften eure Religionsvorträge und eure Amtsgeschäfte überhaupt so wenig Nutzen?“ Der Vf. redet sodann mit Nachdruck von der Würde und dem Segen des evangelischen Lehramtes, wenn es das ist, was es, seiner Bestimmung nach, seyn sollte. Man sieht, das, wovon er redet, liegt ihm am Herzen, und er arbeitet allem eiteln Mierblingswesen entgegen. Über das Verhalten des Predigers — manches wahre Wort! Über den Cölibat des katholischen Klerus heisst es unter anderen: „Ist es denn nicht möglich, dafs dieser schneidende Zwang, der mit der Natur des Menschen, der menschlichen Gesellschaft, des Christenthums im Widerspruche steht, aufgehoben werden kann? nicht möglich, dafs diese trübe Quelle geheimer Seufzer, stummer Sünden, verstopft wird? Furchtbar rächt sich die Natur an ihren Beleidigern, schrecklich arten ihre edlen Triebe aus, wenn sie mit Gewalt unterdrückt werden. Menschen sind keine Engel! — Man hat Kloster aufgehoben; warum nicht auch den ehelosen Stand der Geistlichen?“ — „Was sind indeffen, heisst es S.

199, alle Bemühungen der weisesten, der eifrigsten Lehrer in Kirchen und Schulen, Menschenelend zu vermindern, Menschenwohl zu befördern, wenn sie nicht von der Obrigkeit unterstützt werden? Sie stehen zu verlassen da, sind zu ohnmächtig, den reisenden Strom des Verderbens aufzuhalten. Auch im Staate liegt ein Grund, warum die Diener der Religion nicht mehr Gutes stiften.“ Wer sollte dem Vf., der hierauf das Bild eines guten Regenten entwirft, nicht beystimmen? Wie aber, wenn der böse Geist der Zeit auch die besten Anstalten zertrümmert? und anhaltende Stürme des Missgeschicks die Früchte eines langen Zeitraums zerstören? — Wenn der Vf. S. 209 sagt: „Die Jugend ist die aufblühende Knospe der Menschheit. Wenn diese verdorben wird, wie kann sie Früchte tragen?“ so sagen wir mit gerührter Seele Amen! dazu. Allen Waisenhaus-Directoren, die gerne sparen möchten, empfehlen wir aus Erfahrung folgende wahre Stelle (S. 209): „Es ist besser, wenn arme, verwaiste Kinder in einem zweckmässig eingerichteten Hause zusammengezogen, als unter fremde Menschen vertheilt werden. Die Anstalt selbst gewinnt zwar durch eine solche Vertheilung, aber die armen Kleinen verlieren; denn sie kommen gemeinlich in schlechte, unbarmherzige Hände, die sie verwaarlofen; unter Menschen, die nur das Geld, nicht aber das Kind lieben, nicht das Geringste von einer guten Erziehung verstehen, nicht einmal für das wahre Wohlihrer eigenen Kinder sorgen.“ Das Ungeheuer, Krieg, hat der Vf. kurz, aber wahr gezeichnet. Was er über die Eidesleistungen sagt, ist zwar nicht neu, aber doch beherzigungswerth, sowie wir überhaupt diese Schrift als ein nützliches Lesebuch aus Überzeugung empfehlen können. Wi.

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Rom und Paris, (Passau in Baiern): Vom beständigen Cölibate. Eine vollständige, historisch-moralische Abhandlung eines alten Theologen, mit seinen und neuern Anmerkungen den Zeitumständen gemäss durchgesehen. Nebst einer Adresse an Dalberg. 1805. 92 S. 8. (12 Gr.)

2) Germanien, (Ulrich B. Wohler): Die ersten Mittel, dem Christenthume bey den Katholiken aufzuhelfen: I. Aufhebung des geistlichen Cölibats, und II. Umänderung der lateinischen Liturgie in die Muttersprache. 1806. 80 S. 8. (3 Gr.)

Unter den neuesten gegen das Cölibat erschienenen Schriften zeichnet sich No. 1 dadurch aus, dafs sie an den damaligen Kurzerkanzler, Freyherrn von Dalberg, adressirt ist, auf welchen nun alle ehelustigen Priester als auf einen Erlöser ihre Augen und Wünsche ex Voto richten. Die Herausgeber (denn es wird durchaus in der vielfachen Zahl gesprochen,) sagen ihm in der Zueignungsschrift auf 12 Seiten in einer sehr derben Sprache (welche man vielleicht der Hitze der Supplikanten vergeben mufs,) dafs sie von ihm die Cölibatsaufhebung erwarten. „O Dalberg! — heisst es am Ende — wenn diese Gründe nicht überzeugen, wenn die gemachten alltäglichen Erfahrungen nicht die Schandlichkeit des Cölibatgesetzes darthun; dann giebt es keine Wahrheit mehr in der Welt! Wenn auch in diesem Punkte das Ungeheuer der römischen Politik in unseren Tagen noch durchgreift, — dann kann man der Menschheit nur eine Thräne weihen!“ Im Eingange der Schrift selbst wird nach Voraussetzung allgemeiner eigennütziger und selbstsüchtiger Menschen sey. Dann wird das Urtheil eines alten, nicht genannten Theologen (es ist Mosheim) über das Cölibat angeführt, dem eine lange historische Deduction folgt, in welcher S. 7—38 mit vielen Beweisen von Belesenheit und vielen Citationen, die Vorstellungen des N. T. vom Stande der Unverehelichten, und die Urtheile alter und neuer Weisen angeführt und erläutert werden. Dann S. 39—66 eine Geschichte des Schicksals des Ehestandes unter den Christen der ersten Jahrhunderte. Von S. 66 an werden die Ur-

sachen vom Eheverbote für die Priester (wodurch Rom das Heer der Klerisey, und ihre Finanzen, in einer beständigen Unabhängigkeit von der weltlichen Macht erhält) kurz und kräftig widerlegt. Papst Hildebrand oder Gregor VII wird S. 58—64 eben so schimpflich, als S. 83—85 Luther ehrenvoll erwähnt. Den Schluss macht eine Ode an die Grofsen Germaniens. — Diese Schrift (die in Baiern, nach der bekannten Liberalität der Regierung, nicht nur nicht verboten, sondern öffentlich verkauft wird,) ist immer, so sehr man der Sprache mehr Feile wünschen mufs, ein neues lobwürdiges Bestreben, das hässliche Cölibatgesetz zu unterterminiren, und die Grofsen, welche Macht haben es aufzuheben, auch zu dem Willen zu verleiten.

Der Vf. von No. 2 ist ohne Zweifel ein katholischer Geistlicher, welcher das Bedürfnis der Verbesserung seiner Kirche fühlt, und hiezu die auf dem Titel angegebenen Mittel als die ersten und nöthigsten vor schlägt. Schrecklich, aber wahr ist das Gemälde, welches hier von jenem Gräuel der Verwüstung entworfen wird, den das Cölibatgebot im Reiche der Moralität anrichtet. Der katholische Geistliche hat Niemanden, der an seiner Lage innigen herzlichen Antheil nimmt; die Zärtlichkeit einer liebenden Gattin und guter Kinder ist ihm ver sagt; die kleinliche wirthschaftliche Aufsicht mufs von ihm, zum Nachtheil seiner Berufsgeschäfte, entweder selbst besorgt, oder, immer zum Nachtheil seines guten Rufes, einer Wirthschafterin überlassen werden. Der Vf. widerlegt die Scheingründe, mit denen man das Cölibat dem Ehestande vorzusetzen sucht, und behauptet mit Recht, dafs der ehelose Stand vielmehr zweckwidrig sey, da er den Anordnungen des Schöpfers in der Natur des Menschen entgegensteht. Das Zweckwidrige der römischen Liturgie sieht und fühlt jeder, der einem katholischen Gottesdienste beywohnt, und eine Taufe mit den Teufelsbeschwörungen oder andere kirchliche Ceremonien sieht. Der Vf. eifert wider den jüdischen Ceremoniendienst, und jeder vernünftige Katholik, (Rec. gehört selbst zu dieser Kirche) die römischen Curialisten ausgenommen, wird mit dem Vf. die Aufhebung des Cölibats und die Verbesserung der Liturgie wünschen. LMO.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 O C T O B E R, 1807.

G E S C H I C H T E.

FRANKFURT, b. Mohr: *Der rheinische Bund. Fünftes bis sechstes Heft* (Vom siebenten fängt der dritte Band an); herausgegeben in Gesellschaft — von P. A. Winkopp. 1807. 8.

Bey fortwährendem Abgang näherer authentischer Bestimmungen durch einen Bundestag bleibt zur Zeit nichts übrig, als die vorkommenden Acten, jede für sich und nach dem Augenblick, als Proben des herrschenden Geistes und der Tendenz der verschiedenen Höfe, in Betrachtung zu ziehen. Das fünfte Heft beginnt mit K. Bayrischen und G. H. Hessischen Ausschreiben außerordentlicher Steuern. S. 161. Sie betragen in Bayern *einen Viertelsgulden* des Vermögenswerthes. Ueber die Hebungart war, wo Sünden sind, mit Verordneten der Landschaft Rücksprache genommen, und dem Rechnungscomité ein Mitglied der landtschaftlichen Rechnungscorrmiffion beygeordnet: Alles, mit einem Wort, rechtlich und billig, wie es einer aufgeklärten Regierung ziemt, und nicht nach den sultanischen Grundfätzen eines Privatschriftstellers, dessen Buch sie mit Unrecht in einigen Verdacht von Antrieb oder Einverständniß bringen würde. Im Hessischen betrug die Steuer einen *halben Procent* vom Capitalvermögen, von dem erlaubt wurde, Passiva in Abzug zu bringen. Steuerfreyheiten waren zuvor abgeschafft.

Von Bayern ferner S. 218 eine musterhafte Verordnung, die der K. Souveränität unterworfenen Ritterchaft und Hinterlassen betreffend. Mit vielen auszeichnenden Rücklichten, vieler Schonung wird diele Ritterchaft übrigens in die Classe des landfässlichen Adels versetzt; ihre Familienverträge erfordern die königliche Bestätigung. Eine Subjection, welche in alten Jahrhunderten ein verderbliches Unglück gewesen wäre, ist unter Maximilian und seinen würdigen Bundesfreunden ein wohl erträglicher und in einigen Rücksichten vorteilhafter Uebergang. Alte Auszeichnungen verliert niemand gern; immer mußte der Verlust der Unmittelbarkeit empfindlich seyn, aber die Regierungen haben Mittel, die Brücke zu vergolden, und für das unhaltbar gewordene sichereres Glück zu gewähren. Acten der Abtretung von *Kostheim*, gegen über Mainz, S. 246. Urkunde des Beytrittes des G. H. von Würzburg, dessen Contingent auf 2000 Mann bestimmt ist, S. 291. Wiederum ein Wort vom Unterhalte des gesammten reichscammergerichtlichen Personals, wozu den bedeutendsten Beytrag in der letzten Zeit Bayern lieferte, S. 296. Der Fürst Primas heilt mit Einem Wort eine jahr-

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

hundertjährige Ungerechtigkeit des Sectengeistes; die Reformirten zu Frankfurt werden den übrigen Einwohnern gleichgestellt; S. 304. Um eine Erkenntlichkeit von 3000 Gulden entsagte die lutherische Geistlichkeit den Stolgebühren. — Statistische Nachricht von der Bevölkerung von *Eichstädt* S. 306: in der Stadt hat sie sich (bey Entfernung eines Hofes und Abtrennung eines Theils des Landes natürlich) um 1200 Menschen vermindert, beträgt jedoch, in der Stadt und in den vier Landgerichten zusammen, 42000 Seelen. Im übrigen ist dieses Ländchen Neuburg einverleibt. Bey solchen Einverleibungen ist Caslagewinn, und sie vereinfachen den Gang der Expeditionen; ob Deutschland im Ganzen durch diese Verminderung einzelner Mittelpuncte von Verbrauch und Cultur nicht beträchtlich verlieren wird, ist aus dem Anblick vieler einst blühender Residenzen und Hauptorte zu beurtheilen. Es wäre schonend, einem weiland selbstständigen Ländchen nicht alle Vorzüge mit einem mal zu nehmen. Sollte das Plus einiger Befoldungen nicht durch das Fortwähren des Lebens, im Landbau, im Fleiß, vergütet werden? Sollte derjenige Staat nicht der schönste und reichste werden, welcher *allenthalben* lebt, und nicht an wenige begünstigte Orte alles zieht? Unsere Bemerkungen verurtheilen nicht das einzelne Factum, wodurch sie veranlaßt worden, und dessen Beurtheilung Localbetrachtungen erfordert: sie sind unsere Ueberzeugung vom allgemeinen. Statistische Darstellung des G. H. Hessischen Fürstenthums *Starkenburg*. Schöne Bevölkerung von mehr als 4000 Menschen für jede Quadratmeile. Da sind auch nicht alles verschlingende Städte: Darmstadt, ohne das Militär, hat nicht über 11, 320, Bensheim, die zweyte Stadt, nur 3000 Einwohner; dafür, welch ein Land! Die Grafschaft *Castell* in Franken, über deren Volksmenge zwischen 5000 und 15000 gezweifelt wurde, hat 9442 und *eine halbe Seele* (ohne daß jedoch bestimmt wäre ob die halbe Seele nach den oberen oder unteren Kräften an diese Grafschaft hörig ist). Ausser einigen Actenstücken, die wir übergehen, enthält dieses Heft eine betrachtungswürdige Ausführung des Hrn. GR. *Gärtner* von Neuwied über die neuen Verhältnisse der Fürsten von Wied, beider Linien, zu dem Hause Nassau. S. 190-218. Sie ist so klar und ordentlich, als bündig: Es ist offenbar, und war vorzusehen, daß der Dienst-eifer oder die irrigen Begriffe mancher Hoheitscommissarien die Souveränitätsrechte über mediatisirte Reichsstände übermächtig ausdehnten; es läßt sich von der Souveräne eigenem Billigkeitsgefühl hoffen, daß Vorstellungen wie diese nicht nur Moderation, sondern auch auf dem Bundestag ein deutliches und si-

cherndes Gesetz veranlassen werden. Nur dann werden die fünf Sechstheile reichsständischer Familien den Verlust ihrer kostbarsten Rechte verschmerzen. Die Abhandlung des Hrn. Cabinetsrathes Stephan zu Braunsfels S. 253-290 ist von eben dem Verdienst. Vortreffliche Vorarbeiten, von dem Bündestag die verschiedenen Ansichten darzustellen, so daß, welcher auch der Beschluß wäre, Mitwelt und Nachwelt vollständige Acten zur Beurtheilung vor sich habe. Die Natur des Rheinbundes ist vortrefflich bestimmt; aus derselben erhellt unwiderprechlich, wie viel Mediatisirte nur aufzuopfern haben.

Im *sechsten* Heft ist die K. Bayrische Bestimmung der Verhältnisse für die mediatisirten Fürsten, Grafen und Herren, S. 372. Alle Erinnerung der alten Reichsverfassung in Namen, Wappen, Styl, ist gestilgt. Da man über das Gemüth nicht eben so verfügen kann, so versteht sich, daß jede weise Regierung das Alte hauptsächlich durch fühlbare Vortheile des neuen Zustandes aus dem Andenken wird löschen wollen: eine, nicht nur für die Gesetzgebung, sondern vorzüglich für die Verwaltung, wo so viel auf Manier ankömmt; nicht leichte Aufgabe; wohl zu beachten bey der Auswahl und Instruction der mit Submittirten in Berührung kommenden Beamten. Eine vortreffliche Idee findet sich von Kurbaden ausgeführt S. 461: Vor der Bekanntmachung eines allgemeinen Gesetzes wird gesammte, dem Großherzog zugefallene, Ritterschaft nach Karlsruh berufen, um alle *Individualitäten* genauer kennen zu lernen. Hierauf kömmt vor, wie die Ortenauische Ritterschaft, welche alles andere bisher überlebt hatte, dieser edlen Regierung endlich übergeben wird, S. 474. Eben so schön leuchtet auch hier des Fürsten Primas Vorforge für wirkliche Repräsentirung der Bürgerschaft von Frankfurt hervor S. 463. Es wird in der Geschichte sehr bemerkt werden, wie in dieser unerhörten Krisis jeder Fürst in seinem Betragen gegen Submittirte gezeigt hat, *was in ihm war*; das Andenken wird nicht ohne *reelle* Wirkung bleiben. In eben diesem Heft ist eine K. Bayrische Verordnung, welche die bisherigen geistlichen Fürsten in die Kategorie der Mediatisirten setzt S. 473. Ueberhaupt lehren auch andere Stücke, wie der Gerichtsstand und andere Verhältnisse der ehemaligen R. Stände und Ritter hin und wieder neu geordnet und aus einander gesetzt werden S. 465. 467. Souveränität von *Lichtenstein* (Vaduz und Schellenberg an der bündnerischen Grenze; 5000 Menschen); S. 408. Ausser der höchstlehrreichen Fortsetzung der obgedachten Gärtner'schen Abhandlung S. 321-371 enthält dieses Heft Ideen über das *Bundesgericht* (S. 399), ein Institut, ohne welches weder Sicherheit noch Credit, weder eine feste noch eine beliebte Herrschaft möglich ist. „Das „allein (S. 401) ist uns Bürge für alles, was wir gutes von der neuen Verfassung zu erwarten haben, „das einzige was uns gegen innere Unruhe schützen, „und jedem Nachbar den Verein achtungswürdig, „die Nation aber zufrieden und glücklich machen „wird.“ Der Gedanke, zu demselben die außer Activität gesetzten R. Cammergerichtlichen Personen zu verwenden, beseitigt die augenblickliche Verle-

genheit für ihren Unterhalt. Sonst könnten wir einen unbedingten Beyfall ihm nicht schenken: die brauchbarsten Männer werden einer um den andern in Dienste der Souverains gezogen; das Bundesgericht, dessen erste Jahre besonders musterhaft seyn müssen, erfordert Beyfitzer von einem hellen, umfassenden, unbefangenen Geist und großer Thätigkeit, deren Blick und Manier durch keinen Einfluß von Routine (Schlendrian), auf einen verwickelten schwerfälligen Gang beschränkt werde. Endlich empfehlen wir die Gedanken des Hrn. GR. *Medicus* von Weilburg über die neue Einrichtung des Zunftwesens S. 392, als auf die Natur der Sache und auf Menschenkenntniß gegründet. Der bey dem vierten Heft erwähnte Aufsatz des Hrn. *Medicus* veranlaßte Betrachtungen S. 413-460, welche ihres Verstandes, ihrer Humanität und auch des Vortrages wegen eines der vorzüglichsten Stücke dieser Zeitschrift sind. Der, uns nicht bekannte, Verfasser ruft das Vaterland mit Recht zu Hoffnungen, doch nicht überspannten, auf. Indem er die Gefühle derjenigen, welche so viel eingebüßt, wohl begreift, macht er auf das Unhaltbare der vorigen Verfassung aufmerksam. Wer etwas mit der inneren Geschichte nur der letzten zwanzig Jahre zu thun hatte, wie könnte der läugnen, daß „der Schwache keinen Schutz in den Gesetzen, für jahrhundertalte Rechte keine Sicherheit mehr fand“ (die R. Ritterschaft hatte es lang erfahren), „daß der gemeine Mann täglich sehen mußte, wie man, den Gesetzen zum Trotz, alles treiben konnte, wenn man die Macht hatte es durchzusetzen.“ „Was hätte aus dem deutschen Volk nothwendig werden müssen, wenn dieser Zustand noch ein Menschenalter so fortgedauert hätte!“ Allerdings; „in der durch Alter ehrwürdigen gothischen Burg waren mehrere zum Tragen und Zusammenhalten des Ganzen höchstnöthige Scheidwände durchbrochen; die Bewohner der vielen kleinen Zimmerchen ohne wohlverwahrte Thüren und Fenster, wußten ihre wenige Habe nicht mehr zu sichern; das beständig unter der Asche glimmende Feuer hatte schon die morschen Balken ergriffen, als das Haupt der großen Familie ausrief, „Kinder, ich kann den Umsturz „nicht mehr hindern; rette sich jeder so gut er „kann.“ „In dem neuen Bau sind der engen Stübchen weniger; ihre Bewohner haben sich müssen in die großen Hallen und Säle mit aufnehmen lassen. Da können sie natürlich nicht mehr so befehlen und anordnen, wie sonst in dem kleinen Zimmerchen“; daß aber nach der Uralage des neuen Verbandes gleichwohl für sie gesorgt worden, wird hierauf aus der Beleuchtung des Geistes der Urkunde gezeigt. Daß das neue Gebäude nicht eine römische oder deutsche, sondern eine gallische Inschrift hat (*Consolidation du Rhin pour assurer la paix intérieure et extérieure de l'Allemagne*, S. 417) mag freylich nicht gefallen, ist schmerzlich. Es ist aber so; durch wen kann man fragen, ist es gekommen, wenn nicht durch unsere Väter und uns? Der Ursachen und Folgen natürlichen Zusammenhang zu ändern, ist nicht möglich; aber, belehrt, können und sollen wir uns selbst ändern, und hievon im Rheinbunde das erste Beyspiel aufstellen.

Das *siebente* Heft beginnt mit einer Vorstellung der ehemaligen und gegenwärtigen Verfassung der Stadt Frankfurt, welche mit vieler Deutlichkeit und Ordnung beschrieben ist. Nur so viel ist verändert, als theils mit dem Reichsverband fallen mußte, theils auf Zeitperioden berechnet war, die nicht mehr sind. Der Senat hatte die höchste Gewalt und repräsentirte das Volk, über dessen Eigenthum er ohne die bürgerlichen Collegia nichts vermochte. Diese Collegia waren Ausschüsse, deren gemeinsamer Auftrag war, über das Wohl der Stadt zu wachen. Der Senatoren saßen auf drey Banken 43, aus der Bürgerschaft vom Senat gewählt. Von der ersten Bank waren gewöhnlich der Schultheiß und ältere Bürgermeister; sie war die Schöffenbank. Die zweyte ergänzte sich aus den Häusern Limburg und Frauenstein, aus Rechtsgelehrten, Großhändlern und anderen angesehenen Bürgern. Die dritte bestand aus Handwerkern und Gewerbsleuten. Bey den Sitzungen waren die Rechte gleich. Es waren 16 Aemter über Finanzgegenstände, sechs obere, zwölf untere Gerichte. Nun wird der Schultheiß von dem Fürsten ernannt; zum Bürgermeister und anderen Aemtern drey vom Senat vorgeschlagen. Die Schöffenbank ist aufgehoben (der Senat hat mit dem Justizwesen, ihrer ersten Bestimmung, nichts mehr zu thun); es sind der Senatoren jetzt 14. Die dritte Bank, über Innungs- und Gewerbefachen, hat einen Director, 12 Rathsherren. Die geheime Rathsdeputation über Staatsfachen und auswärtige Geschäfte hört auf, weil diese Sorge der Fürst auf sich genommen. Alle Obergerichte sind in das Schöffenappellationsgericht zusammengezogen; die niederen Instanzen sind Stadt- und Land-Gericht. Wer die Wachsamkeit, Mühe, Kunst und Kraft bedenkt, womit eine Stadt ihre Selbstständigkeit in rauhen Zeiten erwarb, und auch gegen die neuere Politik lang behauptete, indess jeder Bürger einen freyern höhern Sinn, als gewöhnlich unterthane Leute, erhielt, und Fleiß, Flor und Handel oft bewundernswürdig stieg, wird eine Stadtverfassung, so vieler Tugenden Mutter und Uebung, nie ohne Rührung untergehen sehen. Aber wenn das Gebot unwiderstehlicher Nothwendigkeit es durchaus will, so ist viel Trost, einen Fürsten zu bekommen, der das Althergebrachte mit schonender Hand nicht wegreißt, sondern bessert, und besonders bedacht ist, den Muth, das Selbstbewußtseyn, nicht zu schwächen, weder die alten Vorseher, noch die Bürger, herabzuwürdigen, und sich dadurch desto besser an sich zu gewöhnen, daß er nicht verschmäht, auch sich zu gewöhnen an sie. Wer sie der grausamen Hand eines Plasmachers oder eines theoretischen Phantasten hingiebt, wird sich selbst so viel als ihr Schaden, und früh den Grund legen zu eigenem Verfall. Hierauf, S. 31-43, wird erzählt, wie der Fürst von Thurn und Taxis von Bayern, Baden, Würzburg, seither auch anderen Mitgliedern des Rheinbundes das Erbtrunklehen der Landpostmeisterey erhielt. In der That, wenn jeder Stand seine eigene Post halten wollte, so würde eine solche Verwirrung entstehen, daß in Folge der allgemeinen Stimme des commercirenden Europa sie sie alle verlieren, und dieser, seiner Natur nach, zum gemeinen Wesen gehörige Artikel einzig der Disposition des Bundestages anheim gegeben werden würde. In der folgenden Abhandlung (S. 49-64) wird mit

größter Deutlichkeit bewiesen, daß nach dem Texte des Bundes A. 27, die Domänen der Mediatisirten der *ordentlichen* Steuer nicht unterworfen sind. Bey S. 52 müssen wir bemerken, daß die ehemalige Uebung von Kurmainz eben die ist, welche hier bezweckt wird: *ordentlicher* Schätzung waren die Domänen nicht unterworfen; Beyträge wurden vom Hofcammerzablamt nach dem Willen des über sein Gut verfügenden Fürsten geleistet. Eben weil Fürsten aus mehr als einem Grund solche Dispositionen gut finden mögen, werden die Domänen der Mediatisirten im Bunde nicht *ihr*en, mit welchen sie schalten mögen, sondern den Gütern der Prinzen vom Hause assimilirte, über die meistens Verträge sind. *Außerordentliche* Steuern wurden auch zu Mainz von den Domänen mitgetragen. Es ist gleichwol einige genauere Bestimmung durch den Bundestag wünschbar: wir halten die Denkungsart jetztregierender Bundesfürsten für die edelste; für die Nachfolger kann keiner bürgen. Deren einer könnte mit den zwey oder drey Prinzen vom Hause sich über allerley vereinigen, wodurch diese nicht litten, aber die assimilirten Domänen in sehr ergiebiges Mitleid gezogen würden. Steuerfreyheiten, auch der privilegirtesten, werden durchgehends aufgehoben, und um so eher würden sie es, wenn der Streich zugleich die Mediatisirten beträfe: daher besser seyn würde; deutlich zu sagen, daß diese zu ordinärer Steuer *nichts* oder *wie wenig* sie zu geben hätten.

Der sehr gute Aufsatz von *Beruhigung der Landfassen* (wir möchten es auf alle Classen ausdehnen) in *Souveränitätslanden* S. 65-81 hat uns mit traurigen Gefühlen erfüllt. Es giebt also Schriftsteller, die den vollendeten Despotismus als Charakter der neuen Verfassung angeben (S. 67 f.); selbst biederer Männern scheint der Umsturz aller alten Freyheiten und Rechte Befugniß des Souveräns (S. 69): diese, so leicht mißbrauchte, Ungebundenheit der Macht wird ihm und seinen Behörden (wenn sie etwa zu schüchtern wären!) vordocirt. Man reizt zu Verleuchten: den Allvermögenden wird in die Ohren geschrien, daß sie es sind. Der Nation wird so recht laut gesagt, wohin sie gediehen. Es bleibt hierüber nichts zu sagen, als daß gewisse ewige Wahrheiten ihre sie nie verlassende Nemesis haben, daß Phalaris den glühenden Ochsen zuerst am Verfettiger versuchte, und Linguet nicht gern in der Bastille saß, deren Lobrede er gemacht. Im übrigen schlägt unser Verfasser sehr wohl Compromißgerichte vor (S. 80); wir fügen bey, daß von diesen an das Bundesgericht Appellation offen seyn mußte. Am 12. Jänner 1807 ist die Organisation des Verwaltungsrathes in *Augstburg* (zwey Bürgermeister, sieben ordentliche, zur Zeit noch drey überzählige Räthe mit artigen Befoldungen) definitiv geordnet worden (S. 81-89). Aus der GH. Hessischen Zeitung erscheint ein denkwürdiger Bericht von dem, im Ganzen guten Gang des *Recrutenzuges*, der sich füngenden Renitenz einiger (übel belehrten) Gemeinden und von den, durch falsche Gerüchte (sehr wahr) veranlaßten Desertionen. Wir wünschen den väterlichen Ermahnungen die vollkommenste Wirkung. Was ist für die Herstellung deutscher Nation mehr zu wünschen, als daß sie *militärischen* Geist fälle (ohne welchen kein Perga-

ment einer Nation etwas sichert, und mit welchem eine Nation vor Trotz und Hohn sicher ist)? Wo soll dieser sich besser ausbilden, als im Heer des größten aller Feldherrn? Dieses zu hindern ist am Vaterland selbst Verrätherey. Ueber die Vertheilung des *Truppencontingentes* von 4000 M. unter acht Souveräns des rhn. Bundes werden S. 93-97 Bemerkungen gemacht, welche zeigen, wie weit man in dem Lieblingsgeschäfte unserer Staatsleute, den Bevölkerungstabellen, doch noch zurück ist. Es möchte in der Volksmenge dieser kleinen Länder zwischen der Angabe und Wahrheit ein Unterschied von mehr als 140000 Menschen seyn. Im übrigen hoffen wir, daß für Städte keine Befreyung Statt finden werde. Wenn das Militär gehoben werden soll, so muß einerseits die knechtische Behandlung, die es vor Fremden zum Gespötte macht, abgeschafft, andererseits aber der gebildete Mittelstand beygezogen werden. Diese Mischung trägt sehr viel bey, demselben einen Anstrich, ja wahrhafte Cultur zu geben. Wir haben unter den Franzosen oft bemerkt, wie gut es wirkte, wenn des Landmanns Naturlohn mit Cameraden von Erziehung beysammen diente. Besonders wichtig ist S. 97-106 die nähere Entwicklung der oben angezeigten Ideen über das *Bundesgericht*. Vor der Hand würde in Wetzlar aus den Trümmern des R. C. Gerichtes ein ähnliches, unter zwey Bundesrichtern, in zwey Senaten, aus vierzehn Assessoren, bestehendes vorerst hergestellt; wie nachmals zu wählen, zu unterhalten, wird weiter gezeigt. Unter mancherley Ideen ist diese wegen Leichtigkeit der Ausführung empfehlenswerth. Der Recensent ist aus Abgang persönlicher Kenntniß nicht im Stande zu entscheiden, ob unter den wirklich noch unangestellten C. G. Assessoren vierzehn sind, welche das Alter, die Geistesgewandtheit, so die ganz neue Ordnung erfordert, und das zur Würde des neuen Tribunals nöthige persönliche Ansehen besitzen; er wünscht nicht, einen ausgeschlossen zu sehen, der diese Eigenschaften vereinige, aber daß zufällige Kommlichkeit hier nicht entscheide: es kömmt zu viel darauf an, daß das deutsche Nationalgericht gleich anfangs in dem ehrwürdigsten Glanz erscheine. Bey dem großen Lob des R. C. G. S. 99, welches jeder Deutsche mit Rührung unterschreiben wird, ist auch die Rückseite der Medaille nicht zu vergessen. Woher die vielen Beschwerden, bey Visitationen und in allen über die R. Verfassung frey geschriebenen Büchern? waren die zahllosen unausgemachten Handel alle an sich unentscheidbar? Was für ein Styl war üblich? Es wäre nicht zu wünschen, daß die alten Mängel hinübergenommen würden. Sollten vierzehn Richter auch allem genügen? Zögerung unter den jetzigen Umständen wäre nicht viel besser als Weigerung der Justiz. Im übrigen ist sehr zu wünschen, daß mehrere Vorschläge erscheinen und genau geprüft werden, um die Ideen ganz reif an den Bundestag zu bringen. GH. Badisches Edict über die Verhältnisse der Mediatisirten. Carlsruhe, 20 März 1807. Beweis, daß im Nassauischen bereits vor der Souverainität gesetzlich *in dubio contra fiscum* entschieden wurde, S. 121. Man wird überhaupt in den Landesgesetzen vieler deutscher Staaten schöne libe-

rale Grundsätze entdecken, wenn die ungeheuren Sammlungen, wie bey gegenwärtiger Epoche wohl geschehen sollte, revidirt, und das Brauchbare aus dem barbarischen Geschäftsstyl in die Muttersprache übersetzt wird. Ein Wort zu seiner Zeit von dem Braunsfeldischen Secretär Hrn. Doerr (S. 124), über die Pflicht rheinischer Souveräns, die Behandlung der submittirten Stände nicht so ganz ihren Commissarien und nachgesetzten Stellen preis zu geben, sondern selbst, persönlich, mit angestammtem Fürstenthum und humaner Schonung der gefallenen Größe, an Bestimmung dieser Verhältnisse Theil zu nehmen. Welcher einermassen fein fühlende Mensch wird es nicht wünschen? Und es ist ein Compliment, welchem das Benehmen des Souveräns hoffentlich Ehre machen wird. Es wird auch wohl gezeigt, daß der Protector durch das bekannte Schreiben an den Fürst Primas dem Recht nicht habe entsagen wollen, Submittirte gegen bundswidrige Anmaßungen zu schützen. Es ist in der That schwer zu glauben, daß der großen Rolle,

Parcere subjectis et debellare superbos

Kaiser Napoleon jemals auszuweichen gedenke. S. 133 wird ein Rescript an Vasallen, im Lande zu wohnen, mit Recht für die Aeuserung eines *Unrechts* genommen, indem aus mehreren solchen Verordnungen verschiedener Fürsten eine unbeschreibliche Verlegenheit entliehen müßte. Selbst halbe Seelen, dergleichen wir oben gesehen, würden zur Erfüllung nicht hinreichen. Wie wenn man die bisher häufige Aenderung der Vertheilungen dazu nimmt! Beytritt der Fürsten von Schwarzburg S. 135: Das Contingent. 650. Dabey eine sehr gute kurze Statistik des Landes. Des Fürsten Primas rühmliche Sorgfalt für die Gläubiger und in Gehalt stehenden Diener des vormaligen Kur- und Oberrheinischen Kreises. Interessante Classification der nach der Bundesacte den Submittirten bleibenden Rechte S. 145. Beytritt von Waldek; Contingent 400. Unentschieden ist allerdings, ob die Landstände künftig auch noch Theilnehmer oder doch Rathgeber seyn werden. Die Gesetzgebung hat den wesentlichen Punct von gesetzmäßiger Theilnahme des Volks, (ohne den zwar eine Herrschaft, nicht aber eine Verfassung seyn kann, und jene auf so lang das Eisen übermächtig ist, und nicht auf jene Dauer, deren Grund im allgemeinen Willen liegt) noch zur Zeit nicht beachtet. Im übrigen habe Waldek nicht 34, sondern 20 Quadratmeilen, vierzig, nicht zwey und siebzigtausend Seelen (außer Pyrmont, von 2 QM. 4500 M.). Schreiben Sr. Hoheit des Fürsten Primas über den Unterhalt der R. C. gewichtigen Personen (das Datum fehlt); väterlich, haushälterisch, aber vollkommen billig; mit Versprechen jährlicher öffentlicher Rechnung. Wohl allen, deren Schiffchen im verwirrenden Sturm an die Küste geworfen ward, wo die schützende Gestirn den Einfluß seiner Obhut übt! S. 174. f. Probe eines Despotismus welcher sich vor allem Recht hinter die Macht seiner Willkühr verschließt. „Der Deutsche wird sich so leicht nicht an blinden „Gehorsam gewöhnen (S. 174). Das Gefühl des freyen „Mannes wird in der Masse reger, in der es eingengt werden soll; der Mensch erkennt seine Würde „am fühlbarsten, wenn er ihre Einbuße gewahr wird.“

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 12 O C T O B E R, 1807.

G E S C H I C H T E.

FRANKFURT, bey Mohr: *Rheinische Bund. Fünftes bis neuntes Heft.* (Vom siebenten fängt der dritte Band an); herausgegeben in Gesellschaft — von P. A. Winkopp etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die fortgesetzte Vergleichung der Verfassung *Frankfurts*, wie sie war und ist im *Achten Heft* (S. 177-201), bestätigt unser obiges Urtheil, über die gütige Weisheit, welche nichts nahm, nichts aufhob, als was von selbst aufhörte, und in allem die Stadt und die Geschäfte, keine Eitelkeit, keinen Privatvortheil, im Auge hatte. Da zu weispläufig wäre, das Umländliche auszuziehen, so verweisen wir auf die wohlgeschriebene Abhandlung: Hrn. Geh. Legat. Raths *von Ruff* in Regensburg (sofort nach Erscheinung der Bundesacte nach der damals allgemeinen Stimme und Erwartung abgefasste) Gedanken über die neuen *Verhältnisse der Mediatfürsten*, S. 201-235. Nicht bloß an des Kaisers Stelle (das muß man zugeben) traten die Souveräns; nach dem Sinn der Institution bedurfte diese eine den Kaisern längst entzogene Macht; aber *gesetzlich* sollte sie seyn: gegen willkürliche Gewalt will *der Protector die Schwachen schirmen* (203). (Warnung für die, so sich an ihnen vergreifen!) Es ist also sehr wünschbar, daß, wo in der Acte etwas zu allgemein, zu unbestimmt, oder, nach dem Sinn verschiedener Sprachen zweydeutig wäre, von dem Bundestag authentisch bestimmt werde. Es wird gezeigt, wie schlichter Sprachgebrauch und Gewohnheit an die alten Rechtsausdrücke hierin vorangehen, und die authentische Interpretation erleichtern. Der Vorschlag S. 205, die Mediatfürsten zu den Ersten der Landstände zu machen, würde nach der *Form* zu modificiren seyn, welche in jedem Lande das repräsentirende Corps bekommen dürfte. An Recht würde es nicht fehlen: die Natur und gar mancherley Bedürfnisse empfehlen solche Anstalten. Nur dürften die Mediatfürsten sich nicht beygeben lassen, weder ein stetes Oppositions corps zu machen, noch hier von anderen durch eigenthümliche Vorzüge sich zu unterscheiden. In der vollen Kraft einer neuen Verfassung würde man dem zu begegnen wissen. Daß Oestreich in burgauer Insassenlanden die Aushebung von Recruten den Herrschaften überließ (215), ist nachahmenswürdig: die Eigenschaften (Alter, Größe) waren vorgeschrieben, und jeder kennt am besten den Hausstand seines Ländchens. S. 221 wird Rückgabe der Güter gewünscht, *J. A. L. Z.* 1807. *Vierter Band.*

welche vormalß Oestreich unter dem Titel *du droit d'epaves* einzog. Die Anwendung dieses Rechts auf jenen Gegenstand war, unseres Erachtens, ganz unstatthaft, und um so ungerechter, da, wie alle, so auch diese Präension, wenn sie ja reell gewesen wäre, durch den Frieden abgethan war. Wir sahen damals ungern, den Entschädigten das Zugetheilte, oft ihr ganzes oder hauptsächlichstes Gut, durch eine veraltete Formel schmälern, und wundern uns nicht, daß dieses Heimfallsrecht vom Kaiser Napoleon *monstrueux* genannt worden ist. Das ganze Entschädigungswerk wurde dadurch eludirt. Uebrigens ist *droit d'epaves* fehlerhaft, und hat einen ganz anderen Sinn; es sollte geschrieben seyn *droit des poffes* (Pfaffenrecht; aus Deutschland her). Bey Anlaß der Steuerfreyheit (S. 228) wiederholten wir, daß, allem Streit und Trug vorzubeugen, eine andere Bestimmung als der Prinzen vom Hause oder der Privilegirtesten gefunden werden sollte; Hr. *von Ruff* ist auch dieser Meinung. Daß Mediatfürsten nicht sollten in auswärtige (nur nicht feindliche) Dienste treten, ist zwecklos, nachdem sie keine unabhängige Würde, wie Souveräns, zu behaupten haben, und bey so mancher Schmälerung jedes ehrenhafte Mittel; ihr Glück zu bauen, ihnen billig offen bleibt. S. 236. G.H. Baden: über die *Religiösen aufgehobener Klöster*, 22 Mai 1807. Wir haben uns gewundert, daß sie §. 3 „*gesetzmäßig erworbenes Eigenthum nur lebenslänglich zu ihrer Nothdurft* sollen benützen“, jedoch §. 4. „im Tode darüber disponiren können.“ Von einer so weisen Regierung fürchten wir keinen Mißbrauch, aber was verpflichtete den ex-religiösen Erben eines reichen Veters das Zugelassene eben nur *nach Nothdurft* zu benutzen? Und wenn ein gelehrter Benedictiner mit Herausgabe diplomatischer Sammlungen oder anderer wissenschaftlicher Werke einige tausend Thaler vor sich brächte, warum ihn darüber nicht ganz frey, auch schenkungsweise an einen jungen Freund, verfügen lassen? S. 238. Statistische Uebersicht des *Oberfürstenthums Hessen*: 90 $\frac{1}{2}$ Quadratmeilen; für jede 2489 Seelen. Das Stollbergische Königstein (um nur zu zeigen, was unser Tabellenwerk bedeutet) wurde zu 4300 S. gerechnet; es finden sich 6340 (fast jede dritte Seele hatten die Zähler übersehen): hingegen bey Wittgenstein sah man wie im Rausch drey für zwey: 20,000 statt 13,664. S. 246. von Wetzlar noch immer traurige Nachrichten; bey allem Eifer des vortrefflichen Fürsten, welcher diese gerechte Sache aufs wärmste besorgt, bey den würdigen Erklärungen von Sachsen, Würzburg, Kaunitz - Rittberg, war man doch nur

bis 15 Aug. gedeckt, und abermals auf Palliative reducirt. Wir wiederholen die Meinung, daß die ganze Summe des Bedarfs, nach Abzug aller noch vorhandenen Quellen, dem Bund und anderen altdeutschen Mächten öffentlich vorgelegt, und von jeder die Erklärung begehrt werden sollte, auf wie viel man von ihr rechnen könne; diese Summe würde halbjährig bezahlt, und, so wie ein Mitgenießser abgeht, aufs nächste Quartal *pro rata* vermindert. Es giebt wol kein kürzeres Mittel, um einmal aus dieser Sache zu kommen; Menschlichkeit und Ehre sprechen dafür. Indels siehe S. 253 ein weises und billiges Provisorium des Fürsten Primas. S. 257, ein sehr musterhaftes großherzoglich Badisches Edict über die *Kirchenverfassung*, in den geläutertsten Begriffen, gerecht, schonend, klug, nachahmungswürdigst. S. 286. Sendschreiben, in Ausdrücken und ganz nach der biederer alten Art *Friedrich Carl's von Moser*, an die Herren *Zintel* und (ungern finden wir auch diesen Namen!) *von Brauer*. Hierüber haben wir nicht viel zu sagen. Es ist an das allgemeine Rechtgefühl in jeder Brust, es ist an die Humanität, welche uns von Bestien unterscheidet, remittirt. Freylich ist schauderlich, 59 Jahre nach dem *Esprit des loix*, 1849 nach *Cicero de officiis*, mitten in der Christenheit, vor den Augen der gestitteten Welt, allem was die Edelsten und Einfaltigsten in sich fühlen, so offenbar Hohn sprechen zu hören. Aber wie lange ist, daß Linguet wider das Brod schrieb? Und wie viele haben die Evidenz bezweifelt? So kann ja auch irgend ein Professor der von Aristophanes beschriebenen Wissenschaft, aus schlecht gut, und weiß aus schwarz zu machen, einmal wieder seine Künste zeigen; er soll uns weder die Erfahrung der Jahrhunderte aus dem Gedächtniß, noch den Blick auf die schönsten Staaten Osteuropens und Aliens aus den Augen escamotiren. Lange haben wir geschwiegen, in Hoffnung des Aufschlusses, daß das Buch prüfender Spott war; zum Ernst schweigen, hießse das Heiligste verrathen. S. 295: Ueberlicht alles in den *G.H. Hessischen* Landen bisher Verfügten. Ohne Zweifel um darüber Urtheile zu hören; diese werden größtentheils höchst beyfällig seyn: doch bey N. 11. würden wir das Verbot, ohne souveräne Dispensation in fremde Dienste zu gehen, auf *Mediat-fide* nicht ausgedehnt haben. Nicht alle Souveräns werden in Ewigkeit ohne ihre Launen, ihren Eigensinn, seyn: von dem also soll abhängen, ob der gewesene Reichsfürst auch über seine oder seines Sohnes Person dahin disponiren könne, dem gütigen Ruf eines verwandten oder freundschaftlichen Königs oder Kaisers in seine Dienste zu folgen! Der Souverän hat seinen Kopf darauf gesetzt, er soll nicht; der unglückliche Reichsmittand soll nun einmal seine Jugendkraft in Müßiggang und Mangel ruhmlos verschlummern. Der Souverain will's. Er unterwirft sich, gehorcht, läßt sein Geschlecht bey Hause, kann nur selbst nicht sich unterthan sehen wo er Herr war — so plötzlich — und es existirt vielleicht Privatgroll: aber nein, er klebt an dem Schollen. Ist das Souveränitätsrecht? Wir nähmen es nicht so. Aufgefallen ist auch N. 17,

daß der Souverän sich die Gewalt benimmt, Ausländer, wenn auch besser, ehrwürdiger, vernünftiger als die im Land sich eben findenden, zu einem Pfarrdienst oder einer Schule zu befördern. Was wären die größten glänzendsten Städte, wenn das immer so hätte seyn müssen? Wie? Keine Erneuerung, nie! und warum? Kann man sich nicht offene Hände behalten? Wir vermuthen einen Druckfehler. S. 300. Ueber die Frage wegen *Entschädigung der R. C. Gerichts-Advocaten* und Procuratoren, ob sie rechtsbegründet und auch auf solche Fonds anzuweisen, welche zu Bestreitung der fixirten Gebalte bestimmt waren. Eigentlich Beweis, daß, wenn die Nation die Mitglieder und Agenten ihres obersten Gerichtshofs zum Hungertod bestimmt haben sollte, dieser bey den Procuratoren anfangen müßte. Ein überhaupt so unedler als unnöthiger Streit. Immer war noch von augenblicklicher vorübergehender Aushülfe die Rede; niemand zweifelt an der Nothwendigkeit eines, auf das Absterben aller dieser würdigen Männer hinreichenden Auskunftsmittels; niemand hat ernstlich gedacht, eine Classe zu drücken; das Aergerniß von Animoitäten im Augenblick des Scheidens wäre lieber vermieden geblieben.

Das *neunte* Heft beginnt mit betrachtungswürdigen *Bemerkungen* über verschiedene Punkte des Rheinbundes. S. 337-390. Die Mängel, durch welche die alte R. Verfassung ihre Auflösung herbeygeführt, und *verdient* hat, werden berührt (und hätten leicht viel weiter detaillirt werden können). Von der ersten Acte der neuen hätte man, da sie nur mit Fürsten es zu thun hat, gleichwol auch für die Unterthanen ein Trostwort gewünscht (wodurch solch ein Staatsrecht, wie Hr. *Zintel's*, im Keim erstickt worden wäre. Man hat aber die Fürsten damit ehren wollen, daß ihr erstes Werk *dieses* nothwendigste seyn, und sie die Begründung der neuen Macht auf die Gemüther vor all andern luchen werden). Deutschlands Friede (daß es nicht weiter durch die damals bestehenden Verhältnisse in Kriege wider Frankreich verwickelt wurde), die Isolirung von diesen Verhältnissen, war der erste, ein purpölitischer, Zweck, wobey von der neuen Einrichtung nur das Unentbehrlichste, nicht das von selbst sich Verstehende, erwähnt ward; die Ausbildung blieb ruhiger Ueberlegung ausgeliefert. Wie nöthig diese ist, um vielen Mißverstand zu heben, und um das Gebäude zu vollenden, zeigt sich auf allen Seiten. Der Bundestag ist der vornehmlich integrirende Theil; er ist des Gewölbes Schlussstein; er der Vater und Herr, ohne den der ganze Zweck verfehlt ist, indem, nach Verschiedenheit der Zeiten, Einzelne wiederum verschiedenen Mächten sich anschließen, wiederum das Vaterland zerreißen, abermals die Grenze beunruhigen könnten; ohne ihn sind Aufruhren, Familienfehden, Auflösungen, denkbar; man spricht vom Rheinbund, und hat sein Haupt, mit altvereinigendem Willen, noch nicht gesehen. Die Begriffe, welche nach dem Zweck und Sinne der Bundesacte die beschränkte, aber schöne, hohe und, wenn man Herz hat, wohlthuende Souveränität constituiren, werden von S. 359 aus einander gesetzt. „Was der

„Eine und Andere gewollt haben, merkt man, aber „darauf kömmt es an, was *alle* gewollt, und was *der* „*Protector* gestattet hat.“ Wie sollte der Staat Gefahr laufen, wenn der Mediatist — die Hammerwerke fortreibt, und den Mastpfennig bezieht wie seit Jahrhunderten! Unter den vernünftigsten Vorstellungen wird den Souveräns und Mediatist *Ausgleichung* empfohlen (die aber vom Bundestage ratificirt werden, und in allen Bundesstaaten, wo möglich, die gleiche seyn müßte. Jenes, um sie vor künftiger Willkür zu schützen: dieses, weil die Tendenz überhaupt seyn sollte, aus den vielen Staaten Ein Vaterland zu bilden.) Dafs aber, wenn man sich nicht ausgleicht, hierin wenigstens nicht die nachgesetzten Stellen der Souveräns richten können, wird klar gezeigt. Bey diesem Anlaß werden die slavischen Grundsätze gerügt, wodurch hin und wieder öffentliche Lehrer den Sinn aufkeimender Geschäftsmänner verdrehen: solche Leute leben mit ihren Träumen; die Folgen haben sie nicht gesehen, und von Geschichte und Welt wissen sie nichts. Darauf haben Journale zu achten, dafs man sie nicht ungebrandmarkt ihr Wesen treiben lasse. S. 391-436. Die Friedenschlüsse von Tilsit, mit einer historischen Einleitung, und statistischen Erläuterungen, so bündig man sie von dem Herausgeber gewohnt ist. S. 437. K. Württembergische Resolution; verschiedene Bestimmungen in Betreff meistens des Cerimonieells der Mediatist. S. 439 abermals eine Classification der Souveränitätsrechte. S. 445 frohe Acte der Wiedereinsetzung des Herzogs von Coburg. S. 447. Anhalt, Schwarzburg, Lippe, Reufs und Waldeck im Rheinbund. Contingent von Anhalt 500, Lippe 650, Reufs 400; die übrigen hatten wir schon. S. 449, dafs *Waldeck* nie ein hessencasselsches, sondern ein Gesamt-Lehen des hessischen Hauses war.

Wir machen auf die Abhandlung S. 451 über das zu erwartende Fundamentalstatut jeden Deutschen aufmerksam. Ruhe und Sicherheit ist unstreitig der Zweck; unstreitig ein mächtiger Protector nothwendig. (Dieser fehlte der schweizerischen Eidgenossenschaft; und nur eine charakteristische Mäsigung, eine gewisse Gleichheit und Friedensliebe, die zwischen monarchischen Regierungen selten ist, nächst der geographischen und politischen Lage, erhielt sie bis auf den Zeitpunkt, wo sie eines solchen Hauptes durchaus bedurft hätte. Mächtig nicht Holland gleiche Erfahrungen?) Die Bestimmung der Fragen, wie es mit dem Protectorat in Zukunft seyn soll, und welche Rechte ihm zuzugestehen wären, wird nun von dem Protector, dem Stifter und Haupte der neuen Verfassung selbst, abhängen. Gemeiniglich pflegen die Zeiten solche Dinge zu machen: es ist eben so wenig zu rathen, dafs die Masse mit ihrem Bildner in Discussion trete, als möglich, in die Zukunft eingreifende, auf die unbekannten Ereignisse passende, Vorkehrungen zu treffen. Da es dahin gediehen, dafs wir offenbar uns nicht helfen können, so ist das Schicksal zu verehren, welches dem Chef der grossen Völkerföderation so viel Interelle für unsere Erhaltung hat

nehmen lassen, dafs er unser *Protector* seyn will. Wer unter uns vermag zu bestimmen, wo sein Recht aufhört? Allerdings (das darf man auch jetzt sagen) kann, was dem *Einzigem* gestattet wird, nicht jeder Nachfolger fodern: wenn das Werk consolidirt ist, so wird es der durchgreifenden Intervention auch nicht mehr bedürfen. Aber der heutige Zeitpunkt scheint nicht der zu seyn, wo Tafeln ewiger Gesetze am schicklichsten aufzustellen wären. *Er ist*; das sey vor der Hand genug. In Ansehung des Primates, wie über alle Punkte, ist erlaubt, Dafürhalten, Wünsche, wie sie wohl jedem Deutschen in der Seele liegen, zu äussern; z. B. dafs der Fürst Primas lang lebe, sein Nachfolger aber *ihm gleich* seyn möge. Ueber Krieg und Frieden mögen Formen verabredet werden, aber der Gebrauch wird von dem grossen Feldherrn abhängen. Es müßte bey den grössten Bestimmungen eine fast unmögliche Abstraction von Dem, auf dessen Daseyn oder völligen Ersatz nicht ewig zu rechnen ist, auf Regenten, wie sie im Durchschnitte sind, gemacht werden. Wir wären der Meinung, im Fundamentalstatut, jetzt blofs die Form und Befugnisse des Bundestages in Bezug auf *innere* Verhältnisse festzusetzen. Das Fremde, Höhere, hat *Er* übernommen: was unter uns täglich vorgeht, inneres gutes Verhältniß, gemeinsame Anstalten, offenes Recht für jeden gegen jeden, ist uns gelassen. S. 460 ist die Idee eines bey dem Protector anzustellenden Bundesreferendars vorgetragen; sie verdient Ausbildung. Dem Protector müßte lieb seyn, einen der deutschen Sachen wohl kundigen und von dem Zusammenhang der Dinge unterrichteten Mann, auf den sich zu verlassen sey, bey Handen zu haben: aus drey vom Tage vorgeschlagenen würde er ihn wählen; der Fürst Primas und Präses, auch wer sonst im Bund es gut findet, würde, jener ordentlich, andere in Fällen, ihm schreiben. In Betreff der auswärtigen Angelegenheiten S. 461 f. sind wir, meines Dafürhaltens, jetzt nicht in dem Fall, viel zu reguliren. Es existirt eine, unserer Hand entwachsene, Krise; wir haben altrömisch die Führung dem Dictator vertraut. Aber wünschbar wäre für die Zukunft, in Krieg, Frieden und Bündnissen nie anders als in Gesammtheit einer Nation zu erscheinen. Der Einzelne verliert seine Wichtigkeit nicht; nach Mafse derselben wirkt seine Stimme und zieht andere nach sich: und wie reichlich wird es ihm als Mitglied der Nation ersetzt! Unsere Augen haben es gesehen, wir haben es gefühlt und empfunden, was aus einem Gemeinwesen von lauter Köpfen (oder vielmehr Zungen) entsteht, und dafs die Abneigung von Aufopferungen das Mittel zu ganzlichem Verderben ist. S. 463 über allgemeine Uebereinkünfte, *wodurch Ein Vaterland würde*, versteht sich, dafs wir einverstanden sind: aber — ein höherer; neuer Geist muß über unsere Fürsten und in ihre Cabinette kommen; selbst, persönlich, müssen sie einschreiten, die meisten Räthe, Hofmacher und Plusmacher sind solcher Ansichten unfähig. Wenn das nicht geschieht, wenn wir über nichts uns vereinigen, und um nicht aufzuhören

jeder alles zu seyn, lieber alle nichts seyn wollen, wie kann der Protector Achtung fassen? S. 464 vom Religionswesen. Es ist zu wünschen, daß, gleichwie in protestantischen Ländern für die katholische Religion gesorgt worden, so, nach dem vorleuchtenden Beyspiel des Protectors, den protestantischen Confessionen gleiches in katholischen gesichert werde. Im übrigen halten wir das Badische Edict für das trefflichste Muster. Zu S. 464: Die wohlgemeinten Vorschläge zur Verbesserung des Zustandes der Juden erfordern eine länger fortgesetzte Bildung, welche die Sache jeder Landesregierung seyn muß. Nach Maßgabe des Fortgangs würden die bezweckten Vortheile jedem einzeln zugewendet, ohne daß vor der Hand eine allgemeine Vorschrift rathsam seyn dürfte. S. 465 über die Verhältnisse des Bundes zu einzelnen Fürsten. Wir glauben, daß der Weg der Klage durch festzusetzende Wege jedem frey stehen soll, daß Notorietät hinreicht, auffallende Unordnungen zur Sprache zu bringen, daß aber in Ermangelung von beiden der Bund um das Innere jedes Landes sich nicht bekümmert. Ueber Staatsgrundgesetze für alle Bundesländer würde man auf dem Tag sich vereinigen; über die Angelegenheiten einzelner (und andere dem gemeinen Wesen wichtige Gegenstände) wünscht der Verfasser S. 468 f. mit Recht, daß in jedem Land ein repräsentirendes Corps gehört werde. Dieser Grundsatz ist so gemäß der allgemeinen Stimme, so analog den besten und größten Verfassungen, auch der französischen, daß zur Zufriedenheit, inneren Festigkeit und zu nothwendigem Credit seine Annahme durchaus nöthig ist. *Landeigenthum* gebe die meisten, aber nicht alle Repräsentanten; in vielen Ländern wird seinem Gewicht von Fleiß und *Handel* die Wage gehalten; Deliberationen, die das Wohl des Staats betreffen, soll der *Große* nicht fremd seyn; und, wo alles die sinnlichen Interessen beachtet, soll nicht auch vom *Gelehrtenstand* jemand für die moralischen sprechen? So, hinauf von der Hütte zum Thron, zum Bundestag, zum Protector, Ein Wille zu vervollkommenden Fortschritten; auf der anderen Seite bey Willkür, unreifes, unausführbares Gebot, Murren, Klagen, Verschwörungen, Aufruhr, Anarchie, Sclaverey, wer wollte nicht lieber *hören*! Wir übergehen, recht sehr empfehlend, die in dieser Abhandlung weiter vorgebrachten Ideen; die Ausführbarkeit von den meisten zeigt vor den Augen der Welt Frankreich selbst; viele, unter Napoleon wohl nicht nöthige, wenig wirksame Institute bestehen, weil sie für alle Zeiten sind, eben wie unsere Souveräns für kein Mißtrauen halten dürfen, wenn wir in den neuen Bau für die Zukunft erhaltende Anstalten aufzunehmen suchen.

S. 474. Untersuchung der Frage ob die Aufnahme des *Code Napoléon* in den Bundesländern rathsam sey. Diese Frage wird verneint; aus Gründen

welche nicht alle gleich Rathhaft sind: „ungern würde der Deutsche sich nach fremden Gesetzen richten lassen.“ War Justinianus ein Deutscher? „Nicht allen Deutschen sey die Sprache geläufig.“ Wohl aber das Latein, und das Kauderwelsch unserer Canzleysprache? Wahr ist aber, 1) daß bey einer alten, weitverbreiteten Nation, welche schon tausend Jahre unter noch vorhandenen Gesetzen lebt, die jährlich in hundert Staaten, von jedem auf seine Weise, modificirt wurden, alles so genau und mannichfaltig zusammenhängend ausgemerkt worden, daß, ohne die größte Verwirrung, ein fremdes Gesetzbuch zwar aus Gefälligkeit angenommen, aber wohl unmöglich in Vollzug gesetzt werden kann; 2) daß gleichwohl der *Code Napoléon* durch die Einfachheit, Bestimmtheit und Kürze des Vortrags unleugbare Vorzüge hat, welche wir dem deutschen Volk in seinem Gesetzbuch wohl wünschten. Wer unter uns hat die Gesetze seines Landes gelesen, verstanden, behalten? In einer gewissen Monarchie sind seit 27 Jahren gegen sechzig Bände herausgekommen: wer will sich durcharbeiten? und weiß er nun was gilt, und auf wie lang? Wir wollen die Verdienste des preussischen Gesetzbuchs wahrlich nicht mindern; reicht es aber hin, die wirklichen preussischen Gesetze zu kennen? Wir wünschten eine Commission von Wenigen (wo nicht einen Auftrag an Einen), welcher das gemeine, das in den mehreren deutschen Ländern geltende Recht in die Ordnung und mit derselben *Präcision* des *Code Napoléon* sammelte, und von dem Bundestage prüfen und annehmen liesse; daß in jedem Land in Verhältniß zu diesem Buch in derselben Manier und Kürze die Abweichungen der Provinz von jemand gesammelt, von der Regierung in Folge so einer allgemeinen Uebersicht möglichst vermindert, sodann älteren Compilationen das Ansehen genommen, und solcher Maßen das Auffinden und Vergleichen uns und unseren Nachbarn, welche Verhältnisse mit uns haben, erleichtert würde. Das wäre ein deutscher *Code Napoléon*, da er doch unter des Kaisers Protectorat erschien.

Wir haben die Freude, nach S. 480 noch anzuführen, daß der Fürst Primas mit einem Sustentationsplan für das R. C. G. bereits hervorgetreten und dieser, wie zu erwarten, sofort von dem rechtlichen GH. von Würzburg, ohne Zweifel seither von mehreren Fürsten, mit zutraulicher Achtung aufgenommen worden. Eben so angenehm war die Durchlesung der schönen Zusicherung, die der Herzog von Sachsen Hildburghausen seinen Landständen über ihre Erhaltung erteilt. Verschiedene statistische Nachrichten, und aus dem Großherzogthum Hessen die Anordnung obervormundschaftlicher Behörde für die mediatisirten Familien, machen den Beschluß dieses Stücks.

Ths.

F O R T S E T Z U N G E N.

Göttingen, b. Vandenhoeck und Ruprecht: *Physikalisch-ökonomische Bibliothek*, worin von den neuesten Büchern, welche die Naturgeschichte, Naturlehre, und die Land- und Stadtwirtschaft betreffen, zuverlässige und vollständige Nachrichten er-

theilt werden, von Joh. Beckmann, Kön. Kurfürstl. Hofrath, u. ordentl. Prof. der ökonom. Wissensch. 22n Bdes 45 St. 1804. in fortlauf. Seitenzahl 608 S. 8. (5 gl.) 8. Recent. der 3 ersten Stücke 1805. N. 111.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 13 OCTOBER, 1807.

P Ä D A G O G I K.

- 1) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Levana oder Erziehungslehre*, von Jean Paul. In zwey Bändchen. 1807. I B. XXu. 320 S. II B. 443 S. 8. (3 Thlr.)
- 2) HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Gemälde weiblicher Erziehung*, von Caroline Rudolphi. 1807. I Th. VIII u. 320 S. II Th. 405 S. 8. (Jeder mit einem sauberen Titelkupfer von Madonnen, eine die *della sedia* nach Raph. gest. von Karcher, die andere nach Bart. S. Marc. gest. von Lips.) (3 Thlr.)

Ein glückliches Gestirn leuchtet der Erziehung, wenn für sie männliche Genialität und weibliches Gemüth zu gleicher Zeit wirken. Man lese nur die obigen Bücher. Sie behandeln das wichtige Geschäft der Menschheit, und beide behandeln sie es mit frommem Ernste: uns ziemt es, zu zeigen, was die Erziehungslehre durch beide gewonnen, indem wir auch ihre Mängel nicht übersehen. Denn schon die Namen der Vff. verheissen uns grossen Gewinn, und fodern unparteyliche Würdigung. Wir suchen dieses dadurch zu leisten, daß wir erstens den Charakter eines jeglichen Werks für sich vorlegen, daß wir alsdann den Geist und die Lehren von beiden neben einander stellen und beurtheilen, und daß wir zuletzt das Resultat ziehen. Dieses bedarf, wie es auch diese Bücher verdienen, einer ausführlicheren Darlegung.

Jean Paul Richter steht schon durch seine *Vorlesung der Aesthetik* in der Reihe der wissenschaftlichen Schriftsteller, und er hat dort gezeigt, daß er die üppige Fülle seines Witzes, wie seine Wärme und seinen Humor, für einen Lehrzweck zu beherrschen und zu benutzen weis. Hier thut er dieses noch mehr. In der Vorrede versichert er, daß dieses Werk, wie es der Gegenstand erfodere, als sein ernsthaftestes angesehen werden möge, dem nur selten ein komischer Anhang mitzugeben war. Erhält Wort. Wir haben daher sein Buch nur von dieser Seite zu beurtheilen, und den sehr komischen Anhang, den er mit dem Druckfehler-Verzeichniß den beiden Bänden nachsendet, übergehen wir ganz. Nur einigemal hat uns sein humoristischer Witz gestört, am meisten bey der herrlichen, jungfräulichen Beschreibung der Jungfrau (II. §. 87); wo alles, auch das Gewand, so rein gehalten ist, stört doch der Humor, wie S. 49. gleich einem Flecken. Doch nur so viel gehört in Absicht der ästhetischen Form vor unser Urtheil, und mehr nicht. Rec. bekennet sich übrigens gerne zu dem

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

Theile des Publicums, das sich überhaupt der Originalität dieses Schriftstellers erfreut.

Es war zu erwarten, daß dieser Geist, der so tief und zugleich so liebend in die Herzen schaut, dieser warme und zugleich scherzende Seelenmahler, von seinem reichen Genius einmal zur Kinderwelt geführt würde, um vor ihr zu weilen und für sie zu reden. Alle seine vorübergehenden Werke weisagen dieses, denn sie sind voll der trefflichsten Winke für den Pädagogen. Die *Levana* ist nun die Eingebung dieses seines Genius. Originelle Ansichten, überraschende Folgerungen, glückliche Bilder, hohe Lehren — alles musikalisch durcheinander spielend mit hinreissender Begeisterung — das ist auch hier, und hier vorzüglich das Seinige. Aber ursprünglich ist vieles, — wir könnten es beynahe von allem beweisen — das Eigenthum anderer Schriftsteller; man kennt auch ohnehin Hn. P. vielseitige Lectüre. Dennoch ist wieder alles und beynahe ganz das Seinige, und das zur Freude derjenigen, die ihre Lehren hier nur vergeißt wiederfinden: Laßt uns ein edles Geständniß hören. S. 9. Vorr. sagt er: „Der Leser nehm' es gelinde auf; wenn er einiges Gedruckte hier im Wiederdrucke findet; das Gedruckte ist als Bindungsmittel und Baß des Ungedruckten unentbehrlich. — Auch gewinnen bekannte Erziehungsregeln neu, wenn neue Erfahrung sie wieder bewährt; der Vf. war aber im Falle, dreymal an fremden Kindern jedes Alters und Talents sie zu machen; und jetzt genießt er von seinen eigenen das pädagogische Dreykinderrecht, und jede fremde Erfahrung in diesem Buche ist vorher die seinige geworden. — Ja, ich wünschte, man trüge sogar alteutsche Muster von Zeit zu Zeit ins Neudeutsche und mithin in die Bibliotheken über.“ So ist wirklich hier alles neu geworden, aus eigenem Geiste gefunden, gedacht, gesprochen. Obgleich der Vf. bekennet, daß er nicht alles gelesen, was über Erziehung geschrieben worden, das wir auch dem Viellesenden gerne glauben: so vermiffen wir doch kaum etwas von Bedeutung, das irgend in einer Schrift vorkommen mag. „Rousseaus Emile — sagt er weiter — nenne ich zuerst und zuletzt.“ Zuerst — ja, so ziemt es dem gerechten Manne: zuletzt — das ist mehr bescheiden als gerecht. „Kein vorhergehendes Werk ist dem seinigen zu vergleichen; die nachfolgenden Ab- und Zuschreiber erscheinen ihm ähnlicher.“ Das ist unrichtig. Gewis ist vorher, selbst von manchem der alten strengen Humanisten, des leichtlehrenden Comenius zu geschweigen, und ohne gerade bis auf Platon zurückzugehen, für den Geist

L

der Erziehung vieles Vortreffliche gesagt worden; und eben so gewiss ist es, daß eben dieser Geist, der zum Idealen erhebt, z. B. in unserm Vf. ein viel höherer ist, als er im Rousseauschen Naturmenschen dasteht. Hatte sich dieser nicht bis jetzt veredelt, so gäbe es nur über die Erziehung einige Hausbücher voll Gemeinheiten mit ausführlichen Registern, und in dem ersten besten ehrlichen Tagelöhnerfaden wir einen Eintheil; auch würde dann keine *Levana* so dankbar die Rousseauschen Tas hin und wieder der Vf. und was er ausdrücklich sagt: „Rousseaus geflügelte Sätze geackert:“ widerspricht. Ob wir darin Recht haben unparteyischen Urtheile und *J. P.'s Levana*, und letzten Bruchstück die 2 ersten dem Idealmenschen, neben

tem giebt, war von seinem ege und überall in das Leben, und gerade dieses mußte ihm Recht hat er: „über die bey nahe über alles auf einser, wenn ein freyer Kopf darüber schreibt. Auch sehr er sagt, „zu seinem philo den neueren übersinnigen Philanthropin unterscheidan für eine Mutter, „die twickeln hat,“ und für uns, maßfihens genug haben. Da, wahres und höheres Lecke sind es zwar, die uns lcke mit zwanglos-geordne durchgehe sie einmal und urch einen Zauber steht das Gebäude. Einige Neben nit Dank an; über Prinzen ung; auch ist es schön, über finden in das weite Men ieden sind wir mit der Karg ups, „die heilende d. i. die aus Liebe für die idealische Denn wir suchen bey dem

Schönen auch das Nützliche. Aber gehen wir nur hinein, da finden wir auch für die Vorfälle, wie sie alle Tage kommen, gut gesorgt, und er giebt mehr drinnen, als er draussen verspricht. Gerade diese Genialität hat aber auch gerade in diesem Gegenstande ihr Gefährliches. Zwar sind es nicht Sprünge, aber manche Flüge sind es, wozu Gefühl oder Witz unseren Lehrer zuweilen hinreißt, und wo seine Lehren müssen berichtigt werden. Das müssen sie, denn die kleinste Unrichtigkeit, die aus einem solchen Munde kommt, wird gefährlich; wir werden daher unten die Haupttheile anführen.

So ist denn dieses Buch weniger ein Buch zum ersten Lernen oder zum Durchlesen, als zum Studiren für den gebildeten Leser, d. h. auch für jede ver-

nünftige Mutter. Sowie wir darin lesen, umwehet uns warme Luft in milder Frühlingssonne und Blüthenstaub; bald tief bewegt, bald froh erweckt, werden wir in sein Eden hinein gezogen; wo unsere Blicke Blumen um uns her aufblühen lassen, aus denen wie in raphaelischen Arabesken Genien erwachen; und siehe, das sind unsere Kinder, und sie segnen mit uns die *Levana*. Der schöpferische Geist, welcher diese Erziehungsgöttin für unsere Zeit geschaffen, nennt es mit profaischer Wahrheit seinen größten Lohn, wenn nach zwanzig Jahren ein Leser von eben so vielen Jahren ihm Dank sagte, daß das Buch, das er liest, von seinen Eltern gelesen worden: aber auch wir schon, und so auch die, welche von ihren Ideen hier manche wieder finden, drücken ihm mit herzlichem Danke die Hand.

Nach der Göttin eines Canova betrachten wir das Gemälde einer Angelika. Die Natur hat freylich das Weib nicht zum Schaffen, und genau genommen auch nicht zum öffentlichen Reden bestimmt: dafür aber zum Entwickeln und Ausbilden, auch wohl zur vertraulichen Mittheilung dessen, was es im reinen Sinne erschaut. Wissenschaft und Begriffserklärung erfordern die ganze Strenge des männlichen Geistes, und wo die wirkliche Seele in jene hinüberstrebt, thut sie sich Gewalt an, und verliert ihr Herrliches. Daher wird die Schriftstellerin, die in den Kreis der Männer eintritt, meist empfangen mit — männlicher Großmuth, mit Galanterie, statt der Kritik. Allein wer darf die Menschheit in klösterliche Abtheilungen verweisen? Es treten zuweilen höhere Naturen herauf, begünstigt von dem Himmel durch ihre außerliche Lage, und so erhält auch wohl ein Weib den Beruf zum öffentlichen Reden, und die Männer erhalten die Pflicht, sie durch gerechte Beurtheilung zu achten. Unser *J. P.* der zarte Kenner und Verehrer des weiblichen Herzens, spricht selbst einen Segen aus. Er bemerkt zwar den Mangel an Selbstgesprächen und Selbstverdoppelung in der weiblichen Natur, weshalb sie mehr Poesie und Philosophie als Poeten und Philosophen sind; er bemerkt, daß die Einheit und Innigkeit der weiblichen Natur nicht leiden dürfe; und so sagt er weiter, daß das Talent zu unterdrücken, d. i. zu entseelen sey, sowie das zusammengesetzte zu tödten, aber nicht die einfache Kraft. Aber dann erkennt er es auch an, daß eine Frau Genialität haben dürfe; „wenn ein Jean Jacques für die Erziehung schreibt: so kann eine geistvolle Jeanette Jaqueline sich nicht des Geschäftes geistvoller Männer schämen; vielmehr mußte das so seltene Übermaß des weiblichen Talents mehr Beruf zur Erziehung geben, als einen Freybrief davon.“ — „Wenn sie aber, so fährt er fort, sich der Thaten schämen, und doch der Ideen rühmen, so rächt sich ihre Bestimmung gerecht und streng an ihnen; sie werden zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit von beiden verwundet — und eine Dichterin wird unglücklicher als eine Malerin: — vereinigen sie aber die weibliche Bestimmung mit der genialen, so kommt ein besseres Lebenes Glück heraus.“

Sowie wir in dem Weibe hauptsächlich die Mutter preisen, welche nämlich durch stillen Einfluß bildet, d. h. die Natur selbst in ihr, und deren Edelstes nur in ihrem Kinde vor der Welt erscheint, sowie wir darum ihr Erziehungstalent segnen: so erkennen wir in der Vereinigung der *Mütterlichkeit* mit der *Jungfräulichkeit* die weibliche Genialität und GröÙe. In jener gehört sie nämlich ganz mit ihrer vollsten Liebe dem Einzelnen an, und in dieser nicht der Welt sondern der Gottheit: in beiden Gott und dem Menschen zugleich, liebend und entwickelnd das Göttliche in dem Kinde. Die wirkliche Mutter vollendet dieses in der heiligen Stille des häuslichen Heerdes, der sie zurückhält: so daß statt ihrer die Kinder in die Welt austreten, um sie etwa einmal in den öffentlichen Tempel selbst zu ziehen: wäre sie aber bloß Jungfrau, so mag sie wohl als Priesterin oder Heilbringerin sich sehen lassen; reden würde sie von Dingen der Erde nur gemüthlos und ohne liebenden Blick, denn sie versteht nicht den Menschen. Gab ihr aber Gott dabey ein mütterliches Herz, das einen Erziehungskreis um sich her schuf: so mag sie wohl als Seherin hervortreten, und am Altare der Menschheit das Göttliche verkünden. Ohne sie bliebe den Männern manches Tiefere verschlossen. Sie schaut in das Gemüth, und ihre Worte bestehen nicht aus Formeln, wie man in Systemen liest, sondern es spricht uns darin das Leben selbst an, das innere und heiligere Leben. Wohin der in die Ferne und Weite spähende Blick des Mannes nicht trifft, was er in dem entstehenden Nebel der bürgerlichen Welt nicht findet, was er in dem weltlichen Treiben, auch der Wissenschaft, selbst noch verliert — was soll ihn dahin ziehen, und ihm da das Auge erheitern, wäre es nicht jene stillgroße Kraft, die bestimmt ist, uns zunächst zum Himmel zu ziehen, die Liebe der frommen Mutter, des Weibes heiliger Sinn? Besonders wird sie verdienen über Erziehung gehört zu werden; und wie die Erziehungslehre auf der einen Seite durch die freye Behandlung eines Mannes wie *J. P.* gewinnen muß, so werden wir auf der anderen Seite einer *Caroline Rudolphi* Dank schuldig seyn für ihre Belehrungen, die sie aus der Tiefe ihres Gemüthes und aus dem Schatze ihrer Erfahrungen mittheilt. Sie kennt das Geschäfte, wovon sie spricht, sehr glücklich, sie weiß schön zu reden; und weibliche Erziehungsgemälde zu zeichnen, dazu hat sie einen höheren Beruf. Denn ein Weib, das seine Thaten rühmen, spricht auch rühmlich seine Ideen aus. „Die Verfasserin (*Vorr. S. 4*) hat es nicht für überflüssig geachtet, diesen kurzen Auszug von Beobachtungen und Erfahrungen aus ihrem ganz pädagogischen Leben ihrer Mitwelt als ein kleines Opfer darzubringen. Euch jungen Müttern, die ihr für manchen besonderen Rath suchet, sind diese Briefe vorzüglich gewidmet. — Daß man diese Sache wirklich so lieben und weihen könne, wie diese Selma that (in deren Namen *die* diese Briefe schreibt), dafür stellt die Vfn. einer jeden einen sicheren Bürgen. Er wohnt tief im Heiligthum des weiblichen Herzens, und heißt *Mutterliebe*.“

Wir hören gerne ihr Bekenntniß (*I. S. 90*): „Zwar schreiben und lehren die Männer viel über weibliche Erziehung; aber das berechtigt uns nicht, über die Grenzen zu gehen. Ihr Gebiet ist nicht so enge abgesteckt, als das unsrige.“ Aber dafür giebt es ihr Gemüth auch ein, wenn sie z. B. dort, eine poetische Gabe an der kleinen Ida vermuthend, an deren Mutter schreibt: „Ich könnte ja nichts als dieser lieblichen Phantasie friedliche Bilder zuführen, und dieses tiefe Gefühl mit warmer Liebe nähren und pflegen. So ist nun geworden, was du siehst. Und das so gewordene stehet keiner weiblichen Tugend hindernd entgegen, wie die angebildete Künstlerin nothwendig thun muß. Das Bewußtseyn der Naturgabe erhält das Gemüth des Weibes in schöner Demuth, eben weil es eine Gabe ist. Das an sich Gerissene, mit Anstrengung und Studium Angeeignete macht stolz und übermüthig, wenigstens im Weibe. Und die Leidenschaft, das Errungene zu erhalten und zu vermehren, nimmt Besitz vom ganzen Gemüth, und macht leicht Ekel an den tausend kleinen Dingen, die mit einander die schöne Häuslichkeit ausmachen. — Wenn ein noch so glänzender Preis darauf stünde, wenn mir ein Kranz aus Sternen geflochten, und mein Name hineingeschoben werden sollte, ich wüßte — die Lehre über Erziehung — in kein System zu bringen, ihr keine wissenschaftliche Form zu geben, also auch nicht in bestimmten Stunden darin zu unterrichten. Dies mag wohl von dem ganz unsystematischen Geschlechtscharakter herrühren.“

Beweise von der Mütterlichkeit der Vfn. giebt überall der Geist ihres Buches in manchen Stellen, wovon wir uns noch einige anzuführen vorbehalten; ihr Heilighalten der Natur und Individualität gehört besonders hieher. Die Versicherung der Vorr., daß diese Gemälde zwar nach dem Leben entworfen, aber in den Lichtern, Umrissen und Anordnungen über das Alltagsleben gehoben seyen, stimmt mit unserm Wunsche zusammen; und in dem Buche selbst erscheint dieses Idealisiren, und in demselben die jungfräuliche Priesterin. Hier entstand nun auch in ihr selbst die Besorgniß, daß sie sich von der wirklichen Mutter entfernen könnte; das beweisen alle die Stellen, wo sie gegen Sentimentalität und Affectation spricht, und sich selbst über Ziererey erhebt. Aber nicht ganz entgeht sie hier einseitigen Ansichten. Aus Liebe zur verschönernten Natur überfiehet sie zuweilen die wirkliche; sie geht einigemale von Begriffen aus, wozu wohl lehrende Männer verleitet haben; einiges ist das Wort einer mehr von außen gegebenen Bildung, und einmal könnte sogar ihr Wort die Mutter niederschlagen, und ihr die Liebe absprechen, weil ihr Glücksumstände fehlen. Von allem diesem werden wir noch unten reden müssen. Wollte Rec. nicht den Tadel über diese einzelnen Punkte scharf aussprechen, so müßte er Zweck und Güte des Ganzen, und die Würde unserer Lehrerin verkennen. Denn das Ganze belebt reiner und hoher Geist, der für die vielen Gegenstände des täglichen Lebens, worin sich die Mutter befindet, Belehrungen erteilt. In welchem

Fall nur eine Mutter kommen mag, was z. B. Gehorsam und Gefälligkeit, was Eigenthum und Wohlthätigkeit der Kinder, was Lob und Tadel, was Bestrafung, was auch Verbesserung der verdorbenen, was selbst Veredlung des ganzen Hauses betrifft, in allem wird sie guten Rath und schöne Beyspiele in diesen Briefen finden; dabey rührende Züge aus der Kinderwelt, poetische Blüthen des unschuldigen Alters, Vorzeichen von mancherley Anlagen; auch wird sie nicht leicht die nöthigen Beobachtungen der verschiedenen Perioden und die bestimmteren Regeln für manche delicatesere Verhältnisse vermissen. Selbst der romanhafte Ausgang des Ganzen, wo sich alles mit glücklichen Heirathen endigt, wird ihr in einer solchen Lehre darum lieb seyn, weil durch die Brautliebe und den Übergang in den Ehestand sich erst die Erziehung vollendet. Die Vfn. sucht alles, so viel möglich, in bestimmten Fällen anschaulich zu zeigen, und wohl anerkennend, wie wichtig besonders in der weiblichen Erziehung Kleinigkeiten sind, läßt sie sich auch auf diese ein, aber mit umfassendem Blick auf das Eine und Grose, und so auch mit edler Sprache. Es ist Anfangs störend, daß Kinder zum zweytenmale, und zum drittenmale wieder Kinder auftreten, aber

man sieht doch immer wieder so ziemlich andere Kinder, und jedes in seiner Individualität, und so gewinnt die Belehrung an Vielseitigkeit. Es ist eine Reihe von Gemälden, zur Einheit geordnet; die Zeichnung ist rein und sicher, das Colorit hell und zart, der Ton ernst und sanft; das Geschäfte der weiblichen Erziehung konnte nicht schöner gemahlt werden, als in diesem Werke von weiblicher Hand. Sie schließt mit dem Hochgeföhle: „Ja Emma, es entzückt mich der Gedanke: — Wer auch nur in einer Seele das Göttliche hervorgerufen und zu Leben und That entzündet hat, dessen Verschwinden aus den blühenden Auen des Lebens ist kein wirkliches Sterben, und was er der Erde läßt, ist mehr als sie ihm geben oder vergelten konnte.“ — So spricht die Jungfrau in frommer Begeisterung aus, was die Mutter als ihr Heiligstes in tiefer Brust verschweigt: aber sie spricht es hier als die Lehrerin der künftigen Mutter. Wir freuen uns in diesem Buche der Blüthen dieses Geföhls, wie in einem heiteren Blumengarten. Wer ihn einmal kennt, wird gerne darin weilen; und auch der wissenschaftliche Erzieher wird sich dankbar des Schönen erfreuen, das seinen Lehren Leben verleiht.

(Die Fortsetzung folgt.)

KURZE ANZEIGEN.

PÄDAGOGIK. Breslau, b. Barth d. j.: *Rathschläge für Altern und Hauslehrer, betreffend die Erziehung eines Kindes bis zum zwölften Jahre.* 1804. II u. 173 S. (16 gr.) Wenn gleich das Meiste von dem, was der uns unbekannte Vf., der ein Schulmann in Schlesien zu seyn scheint, in der anzuzeigenden Schrift sagt, nicht neu ist; so ist es doch wahr, und von der Art, daß es für manche Altern und Erzieher nicht oft genug wiederholt werden kann. Der Vf., welcher sich über die physische, moralische und intellectueller Erziehung zugleich verbreitet, geht von dem Grundsatz aus, daß man auf den Charakter der Freyheit und Selbstständigkeit des Zöglings vorzüglich Rücksicht nehmen müsse, und widersetzt sich mit Nachdruck jedem Vorschlage, nach welchem man das Kind eher zum Bürger, als zum Menschen zu erziehen sucht. Rec., in der Hauptsache mit dem Vf. einverstanden, kann sich nicht überzeugen, daß es nöthig gewesen sey, Montesquieu's Forderung, daß in einer Republik der Geist der Freyheit, in einer Monarchie die Ehre, und in einer despotischen Verfassung die Furcht das Princip der Erziehung seyn müsse, so ernsthaft zu behandeln, wie es hier geschehen ist. Gewiß irrt der Vf., wenn er glaubt, daß der grössere Theil der neuen Pädagogen dieser Forderung des französischen Staatsmannes allzusehr gehuldigt habe. Man hat wohl verlangt, daß man bey der frühern Erziehung und Bildung des Kindes auch auf seine wahrscheinliche künftige Bestimmung Rücksicht nehmen müsse, und wenn man nur darüber die eigentliche Erziehung zum Menschen nicht versäumt: so thut man sicher daran nicht unrecht, und nichts anderes, als was der Vf. weiterhin selbst fodert. — Vorzüglich gut ist, was über die moralische Erziehung, und über die erste intellectuelle Bildung gesagt wird; und wenn auch der praktische Erzieher nicht selten finden sollte, daß es nicht immer in seiner Gewalt stehe, die Vorschläge des Vfs. zu realisiren: so ist es doch gut für ihn, wenn er sich oft das Ideal vorhält, dem er sich nähern soll, gesetzt auch, daß er es nicht ganz erreichen könnte. — Zu manchen der physischen Erziehung betreffenden Vorschlägen, z. B. daß man Kindern durchaus kein Fleisch, keinen Wein u. dgl. geben solle, möchte wohl der Brownianer, der einer mehr reizenden und stärkenden Behandlungsart aus medicinischen Gründen das Wort redet, den Kopf schütteln. — Übrigens muß es Rec. bey aller Gerechtigkeit, die er dem Vf. gern widerfahren läßt, dennoch rügen, daß in der ganzen Schrift auf das Pestalozzische System durchaus keine Rücksicht genommen,

und selbst bey Vorschlägen, die — wenn auch nicht von Pestalozzi entlehnt — doch von diesem sehr dringend empfohlen worden sind, seiner nicht gedacht worden ist. — m —

Halberstadt u. Heiligenstadt, b. Dölle: Schulreden von B. A. Marks. 1806. 102 S. 8. (16 gr.) Diese, durch zufällige, äußere Veranlassungen entstanden, auf einen bestimmten Kreis von Freunden berechneten Reden machen auf das Interesse des größeren Publicums eigentlich nicht einmal Anspruch. Sie zeichnen sich aus durch Simplicität und Herzlichkeit. Sie lehren uns ihren Vf. als einen achtungswürdigen, edlen Mann kennen, der von regem Eifer befehl, sein Vorhaben Gutes zu wirken auf die rechte Weise zu realisiren versteht, und Sinn hat für die Pflicht und den Beruf eines Lehrers der Jugend. Insonderheit dringt er überall auf eine harmonische Ausbildung des gesamten Menschen, welche man nie genug empfehlen kann; denn woraus anders entstehen alle, sowohl moralische als physische Verkrüppelungen, als aus Mangel an Berücksichtigung eben dieser hier angedeuteten Pflicht, den Menschen in seiner Totalität u. Einheit zu bilden, nicht den Staatsbürger auf Kosten geistiger Bedürfnisse, nicht den Geist auf Kosten der Kraft und Gesundheit, nicht den Körper auf Kosten des Geschmacks und der Humanität? — Die erste und dritte Rede enthalten Worte herzlicher Erinnerung an früh verblühte Jünglinge. Die zweyte Rede ward nach der Vorlesung der Schulgesetze vor den versammelten fünf Classen der Domschule gehalten. Den Schluß macht die vom Vf. kurz vor seiner Veretzung nach Heiligenstadt gehaltene Abschiedsrede, die gewiß keiner ohne innige Theilnahme lesen wird. D. A. B.

Berlin, b. Schöne: Eine gute Erziehung befördert das Wohl der gemeinen Bürger- und Soldaten-Söhne. 1804. 112 S. 8. (8 gr.) Schon der Titel, der eine fast allgemein erkannte Wahrheit ziemlich untitelmäßig ausdrückt, läßt vermuthen, daß man hier nichts Neues zu suchen habe. Der Vf. zeigt sich übrigens in seinen Urtheilen über Erziehung und Volksunterricht als einen denkenden Mann, wenn wir auch nicht behaupten können, daß alle seine vorgetragenen Meinungen evident erwiesen sind. Insbesondere gilt dies von seinen Behauptungen über die Grenzen der Aufklärung, wobey es vorzüglich auf scharfe Begriffbestimmungen ankommt, die man aber hier vermisst. Das bemerkt man wohl, daß der Vf. ins praktische Leben blickt; daher fehlt es dieser Schrift auch nicht an einzelnen beherzigungswerthen Bemerkungen. Z-1

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 14 O C T O B E R, 1807.

P Ä D A G O G I K.

1) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Levana oder Erziehungslehre von Jean Paul etc.* 1. 2. Bd.

2) HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Gemälde weiblicher Erziehung von Caroline Rudolphi etc.* 1. 2. Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Wir stellen nun die Hauptpunkte dieser beiden Schriften neben einander.

1. *Über die Erziehung selbst.* — Jean Paul erklärt sich ausdrücklich über das Zuviel und Zuwenig, was man ihr zuschreibt. Eine vollendete Kunst und Einstimmung in derselben würde alle Zukunft in unsere Gewalt bringen. Eigentlich sollte man zuerst eine Erziehungslehre für geniale Wesen geben, weil diese die Weltgeschichte regieren. „Ihr könnt wenigstens doch im einweihenden ersten Jahrzehend des Lebens die gelagerte Löwenkraft mit allen zarten Gewohnheiten des schönen Herzens, mit allen Banden der Liebe umgeben und überfricken. — Es ist rührend und erhaben, daß der Erzieher künftige Sonnen als Wandelfternchen an seinem Laufband führt. — Man soll nicht den erwachsenen Menschen für einen wachsenden verbrauchen, und zu bloßem Erziehen wieder zum Erziehen ist das Leben nicht geschaffen.“ — „In Familien erzieht gewöhnlich neben der Volksmenge eine pädagogische Menge Volks, wenigstens z. B. Tanten, Großväter, Großmütter, Vater, Mutter, Gevatter, Hausfreunde, jährliche Dienerschaft, und an der Spitze winkt der Informator mit dem Zeigefinger, so daß sich ein Kind unter den Vielherren wirklich einem Sklaven viel ähnlicher, als man denkt, ausprägt.“ (Diese Folgerung ist etwas zu stark.) „Auch hat man heimliche Uneinigkeit im Erziehungsplane; gewöhnlichen Eltern schwebt statt des Urbildes ein ganzes Bildercabinet von Idealen vor. — Die meisten Culturmenschen sind daher jetzt ein Feuerwerk, das unter einem Regen abbrennt, unverbunden mit zerrissenen Gestalten glänzend, halbe Namenszüge malend. — Aber Regel ist Einheit und Einheit ist Gottheit. Das überzart nachfühlende Mädchen, und der roh auflebende Knabe, beide bündigt und befähigt die Einheit der Regel. — Der Zeitgeist, dessen Zögling der Erzieher selbst ist, entscheidet so wie der Volksgeist, und so kann zwar die Erziehung fortdauern, aber dennoch können die Menschen bleiben, was sie waren. — Darum aber auch ist Verbesserung der Erziehung durch Schriften noth.“

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

wendig. — Was für die Zeit erzogen wird, ist schlechter als die Zeit. Erhebung über den Zeitgeist gehört ebenfalls zum Ziele der Erziehung. Jedem erscheint freylich seine Zeit moralisch schlechter, so wie die intellectuelle besser als sie ist; denn in der Wissenschaft ist das Neue ein Fortschritt, in der Moral ist das Neue ein Widerspruch mit unseren inneren Idealen, und mit den historischen Idolen stets ein Rückschritt; — doch entsteht ja aus dem Uebel immer wieder Gutes. Indessen spricht doch der Geist der Ewigkeit über die jetzige Zeit sehr harte Worte — Leidenschaftlichkeit und Siechthum drückt sie, und der Sinn für das Außerweltliche ist verloren. — Kräftigen und Kraft lassen, sey das erste und letzte Wort der Erziehung. Und gegen die eindringende Zeit ist das Kind mit einem Gegengewichte dreier Kräfte auszurüsten, wider die Entkräftungen des *Willens*, der *Liebe*, der *Religion*. — Jeder von uns hat seinen idealen Preismenschen in sich, den er heimlich von Jugend auf frey oder ruhig zu machen strebt. Am hellsten schaut jeder diesen heiligen Seelengeist an in der Blüthezeit aller Kräfte, im Jünglingsalter — wenn nur noch Jeder sich es recht klar bewußt wäre, was er damals hätte werden wollen. Aber in einem Anthropoliten (versteuerten Menschen) kommt er an; ihm nun von so vielen Gliedern die Steinrinde wegbrechen, daß sich die übrigen selbst befreien können, das ist oder sey die Erziehung; — nur aber muß er vorher erathen werden.“ Die *Levana* giebt uns aber dazu keine Winke als etwa folgendes: „Der Ideal mensch Fenelons, so voll Liebe und voll Stärke, der Ideal mensch Karls II, so voll Stärke und voll Liebe, könnten gleichwohl sich nie gegen einander ohne Geister selbstmord auswechseln oder seelenwandern. Folglich hat die Erziehung seine Individualität auszuforschen und hochzuachten. — Aber der Erzieher läßt wohl sich selber so viele hingehen, als er braucht, um fremde auszutilgen und seine einzupflanzen. Zum Glück glückt es nur nicht immer; — bloß die Mittelmäßigkeit verdrängt fremde durch eigene; — das kommt nicht bloß von Eigenliebe, sondern von Vermengung des Ideals mit dem Idealen. Dieselbe moralische Genialität kann hier als Sokrates, dort als Luther, hier als Phocion, dort als Johannes Mensch werden. — Sogar ein Genie würde durch das Ausgleichen oder Auswechseln der Individualitäten Gewalt leiden: wird aber einer Mittelnatur die Urkraft gebrochen, was kann da kommen und bleiben, als ewiges Irren in sich selber umher.“

C. R. geht von denselben Grundsätzen über die

M

Wichtigkeit und die Grenzen der Erziehung aus; aber sie sagt sie weniger mit Worten als mit der Handlung in ihrem Buche, und zwar mit besonderer Anwendung auf das weibliche Geschlecht. Doch erklärt sie sich auch ausdrücklich für die Heilighaltung der Individualität, um das Ideal in einem jeden zu entwickeln; sie spricht stark gegen das gewöhnliche Abformen durch Gouvernanten (II. 134); und sie giebt überall Winke, wie z. B.: „Es ist also nothwendig, daß jede Mutter den Originalcharakter ihrer Kinder studire, und es seiner besonderen Natur gemäß behandle — nie das sanftere dem lebhafteren, oder umgekehrt, das feurighätige dem stillempfänglichen zum Muster vorhalte, vielmehr soll sich seine individuelle Natur nach allen ihren Eigenthümlichkeiten frey, leicht und kräftig entfalten. Es darf im Mädchen der herrliche Mannsinn nicht aufkommen, wenn es auch Anlage dazu hätte. Sein Wesen soll sich zu weicher Biegsamkeit formen. Das ist bey stark ausgeprägten Naturen eine schwere Aufgabe der Erfahrung, und gelingt nur, wenn man früh genug daran arbeitet. Nicht minder schwer ist die, die Kraft einer allzuweichen, überzarten Natur zu erhöhen. Da giebt es der Mißgriffe ohne Zahl. Nicht selten wird durch Mißverständnis des Erziehers der Eigensinn auf die Schwäche gepfropft, wo man Selbstständigkeit zu impfengedachte; oder es wird auch aus übergroßer Freude an der Zartheit eine völlig willenlose Schwäche. — Aus einer gemeinen Natur bildet eine recht alltägliche Erziehung und strenge Zucht gerade die brauchbarsten Menschen.“ An diese Grundsätze schliessen sich eine Menge schöner Bemerkungen für Mütter; ja, hier ist eigentlich das weibliche Verdienst unserer Schriftstellerin, dieses alles im Einzelnen und Kleinen aufzuzeigen; sie deutet auch auf manche Vorzeichen schon bey den ersten Ausserungen des Kindes hin, um sein Eigenthümliches kennen zu lernen.

2) Das Geschäft der Eltern, besonders der Mutter.

Die *Levana*: „Die Natur hat das Weib unmittelbar zur Mutter bestimmt, zur Gattin bloß mittelbar; so ist der Mann umgekehrt mehr zum Gatten gemacht als zum Vater.“ — Schönegebildete Völker waren nach *Herder*, die Erzieher der Menschheit; so sey eure Schönheit (ihr Mütter) nicht nur die Einkleidung, sondern auch das Organ der Lehre und Bildung. — Aber, besonders ihr in den freyeren und höheren Ständen, denen das Geschick das Lasttragen der Haushaltung erpart, die es mit einem heiteren grünen Erziehungsarten für eure Kinder umgiebt, wie könnt ihr lieber die Langeweile der Einsamkeit und Gefelgkeit erwählen, als den ewigen Reiz der Kinderliebe, das Schauspiel schöner Entfaltung, die Spiele geübter Wesen, das Verdienst schönster und längster Wirkung? Verächtlich ist eine Frau, die Langeweile haben kann, wenn sie Kinder hat. — Zwar was ihr opfert für die Welt, wird wenig von ihr gekannt, aber zweymal werdet ihr nicht vergessen. Glaube ihr eine unsichtbare Welt — so wißt ihr eure Zukunft. Habt ihr recht erzogen, so kennt ihr euer Kind. Nie,

nie hat eine je seiner rein und rechterziehenden Mutter vergessen. Auf den blauen Bergen der dunkeln Kinderzeit, nach welchen wir uns ewig umwenden und hinsehen, stehen die Mütter auch, die uns von da herab das Leben gewiesen; und nur mit der seligsten Zeit zugleich könnte das wärmste Herz vergessen werden. Ihr wollt recht stark geliebt seyn, Weiber, und recht lange, und bis in den Tod; nun so seydt Mütter eurer Kinder! — Die Mutter bildet mit dem Kinde zugleich ihr heiligeres Ich. — Die Erziehung der Töchter bleibt den Müttern die erste und wichtigste, weil sie unvermischt und bis zum Ende dauern kann; die Tochter bildet der Muttergeist. — Dabey übersehe man nicht die vortreffliche Beichte der Sünden, die manche auch der besseren Mütter begeht. — Aber die mütterliche Bestimmung kann nicht die menschliche überwiegen oder ersetzen, sondern sie muß das Mittel, nicht der Zweck derselben seyn.“ — Sehr gerecht nimmt sich die *Levana* auch der gedrückten Mütter, besonders im Mittelstande an, von denen man nur zu viel fodert. Auch unterläßt sie nicht, die Väter zu ihren Pflichten anzuweisen, die Begünstigung mancher hierzu, besonders des Landedelmanns und Landpredigers zu zeigen, und daß im Mittelstande von den Männern mehr zu fordern sey, als von den gedrückten Frauen.

Erz. Gemälde: „In dem Vater sehe das Kind den Repräsentanten des Wahren; in der Mutter den Inbegriff des Schönen und Guten; an beide soll es unbedingt glauben, so lange bis es selbst die Frucht vom Baum des Erkenntnisses brechen kann. — Willst du, o Mutter, in deines Kindes Seele einzig herrschen, und ununterbrochen fortleben, so sey unzertrennlich von ihm, und laß deine Gegenwart es beständig umgeben. — Und wo ist ein schöneres Leben für das weibliche Herz, als unter Kindern? — Spreche mir Keins mehr von den Opfern, die ich wissend oder unwissend bringe. — Es giebt für ein reines weibliches Herz keine schönere Bedeutung, als ein Kind, das wir zu erziehen haben — und keinen höheren Triumph des Mutterherzens, als ihre Tochter in Lilienreinheit aufblühen sehen.“ — Auch dieses sehen wir in den Handlungen, welche das Gemälde aufstellt, selbst; nur ist es mehr das, was von den Müttern in den freyeren und höheren Ständen gefordert werden kann.

3) Weibliche Erziehungsanstalten.

Die *Levana* erklärt sich stark dagegen: „Mütter, Väter und selber Jünglinge sind für sie die bessere Gesellschaft. Mädchen hingegen mit gleichjährigen Mädchen verbunden, z. B. in Pensionen, stehen mit einander in einem Tauschhandel weniger ihrer Vorzüge, als ihrer Schwächen u. s. w. Schon ungleichjährige Schwestern schaden einander, wie vielmehr gleichjährige Gespiellinnen; man höre nur in einer weiblichen Erziehungsanstalt die gegenseitigen Neckereyen, wenn eben ein Jüngling darin vor oder hinter das Sprachgitter gekommen war. Im Vaterhause würde aus einem solchen Besuche weniger gemacht, weil er öfter, ernster und zwischen weniger Nebenbuhlerinnen abge-

legt würde. Und was ließe sich noch sagen über diese willkürlichen Interimsklöster! Das höchste was ein Mädchen in einer Pension wiederfinden könnte, wäre eine Mutter; doch würde der Vater fehlen. Die Mädchen sollten, wie die Priesterinnen des Alterthums, nur in heiligen Orten erzogen werden; und nicht einmal das Rohe, Unfittliche, Gewaltthätige hören, geschweige sehen. Je reiner das Goldgefäß, desto leichter wird es verbogen; der höhere weibliche Werth ist leichter einzubüßen, als der männliche. — Erwas besseres noch als weibliche Erziehungs- und weibliche Unterrichts-Anstalten.“

Das Erziehungs-Gemälde beweiset dagegen an sich schon die Möglichkeit einer guten weiblichen Erziehungsanstalt, ohne die Nachteile, die sie haben kann, unbemerkt zu lassen. „Weiber, die unter lauter Weibern aufwachsen, wie in Klöstern und weiblichen Pensionsanstalten, werden von einem weiblichen Kleinigkeitseiste bald ganz beherrscht. — Wenn vielerley Kinder in späterer Jugend und verschiedenartiger Rohelt zusammen sind, das ist nachtheilig; dagegen eine kleine Anzahl, die frühe nach ganz einerley Grundsätzen behandelt und von einem Geiste geleitet werden, sich nicht schädlich sind, man müßte denn bössartige Naturen annehmen. — Die Schulen haben außer diesem noch den Nachtheil, daß die jungen Mädchen in den Gassen der Stadt durch das, was sie da sehen und hören, täglich ein unmerkliches Etwas von dem weiblichen Zartfinn einbüßen.“ — Der Scharfblick der Erzieherin kann hier das scharfe Urtheil jenes Verehrers der Weiblichkeit mildern, und besonders durch die Feinheiten, womit sie jene Übel abzuwenden weiß, berichtigen. Die Hauptbedenklichkeit bleibt uns noch, daß es auch in den besseren Anstalten sehr schwer ist, theils die Eigenthümlichkeit eines jeden Mädchens zu erhalten, theils es zur Hauslichkeit zu gewöhnen. Leichter ist es gewiß, die Sittlichkeit der Mädchen im Allgemeinen da zu schützen, weil diese, nach dem Ausdruck der *Levana*: „Sitte, nicht Grundsatz ist, woher ihre grössere Verletzbarkeit kommt;“ und weshalb, setzen wir hinzu, sie gerade dort am besten gesichert werden kann. — Und noch ein Punct, der hierhergehört. Die Vfn. der Erz. Gem. schreibt vortreflich gegen die Einführung der Mädchen in öffentliche Gesellschaften und auf Bälle, indem sie zeigt, wie sie dadurch zu leicht in Zerstörungsucht gerathen, die Sicherheit und Richtigkeit ihrer Urtheile verlieren, und für die Eitelkeit, die sie gewinnen, allen Frohsinn dahingeben. So spricht sie auch sehr wahr von den Gefahren des Umgangs der weiblichen Jugend mit der männlichen. Aber sie spricht zu allgemein; damit man ihr desto eher folge, hätte sie die Bedingungen mehr angeben sollen, unter welchen es zu erlauben oder gut zu halten wäre. Es ist ein weiser Rath, den sie giebt, daß das Mädchen nur im Schooße der Familie das männliche Geschlecht solle kennen lernen: aber die Mütter wünschten hier mehr zu hören, und wir glauben, daß hierin ein starker Vorwurf gegen weibliche Pensionsanstalten liege, der sich aber doch durch die Wirklichkeit einer sehr geschickten Lei-

tung widerlegen läßt. Der Rath der *Levana* mag die besorgte Erzieherin lebhaft zugleich beruhigen: „Mißt die Ge-
Stufenzeit vom
denn 2 Knaben
12 Knaben re
Unschickliche
genröthe des e
röthe, beschirm
zu beschränkende Bemerkung, Mädchen zusammen,
oder Knaben zusammen, würden sich weit eher schaden; freylich die letzteren mehr, weil sie offener, zutraulicher, kecker sind. Zur gegenseitigen Beschränkung mag auch das schöne Gemälde der Jungfrau in der *Levana* dienen.“

4) Perioden.

Die *Levana* nimmt mit Recht an, daß das Gesetz der Stätigkeit immer vom Gesetze des Ab- und Aufsprungs beseelt werde; daß dem Körper nie die Begleitung des Geistes fehle, und daß der Erzieher oft da irre gemacht werde. Diese Sprünge, gleichsam die Schüffe und Knoten-Absätze, drängten sich dicht am Embryo am meisten. Dann nimmt sie auch die ersten drey Jahre als den ersten Abschnitt an, legt ihm aber zu wenig bey, indem sie in ihm nur die sprachlose Periode sieht, wo die Zöglinge noch ganz den Redekünsten der Weibchenheimfallen, wo die Geschlechter noch ungetheilt seyen, und wo man das Licht nur selber solle wachsen lassen; etwas richtiger ist, daß die Kinder jetzt nur Wärme bedürfen, d. i. Freudigkeit. „Die Früchte der ersten drey Jahre — ein höheres *trivium* als das akademische — könnt ihr nicht unter dem Sten erndten; und ihr werdet oft gar nicht begreifen, warum nach so vielem Thun noch so viel zu thun verbleibe; aber nach einigen Jahren wird euch der hervorkommende Reichthum überraschen und belohnen.“ — Ferner nimmt die *Levana* in dem ersten Jahrzehend die längste und kräftigste Einwirkung einzelner Menschen an. „Vater, Mutter, Geschwister und ein paar Zu-Menschen sind seine fortbildende Welt und Form. — Die zwey wirkenden Kräfte sind hier der Kinderglaube und die Erregbarkeit. Auf jenem — *fides implicita* der älteren Theologen — beruht der Glaube an Menschen, und beruht die gelehrte Welt samt der Sittlichen; dort glaubt man mehr dir, hier mehr an dich.“

In den Erz. Gem. finden wir dagegen einige Unbestimmtheiten in Absicht des kindlichen Alters. Sehr wahr heisst es: „Des Knaben Herz wird zu weich, und seine Phantasie zu weiblich, wenn er zu lange in dem weichen Klima der mütterlichen Pflege athmet; selbst der bestandige Umgang mit dem zarten Schwesterchen stimmt ihn zu weich.“ Gleichwohl bleibt Woldemar da bis in sein 9tes Jahr; und auf der anderen Seite sind doch seine Gespräche manchmal zu altklug, z. B. I. 118 und zu sentimental; auch die Art, wie er und sein Erzieher einander entgegen kommen, so wie der Übergang ihres Verhältnisses zur Herzensfreundschaft, ist nicht der männlichen Natur angemessen. Auch ist das frühe Reifen des Knaben nicht in der

nen kann.

5) *Physische Erziehung.*

In beiden Büchern finden wir diese ausführlich und dabey angenehm behandelt; eine eigene Kunst der Darstellung, wodurch das Breite und Gemeine vermieden wird. Es sind die vorzüglichsten Grundsätze der verbesserten Diätetik, worin beide, wie sich erwarten läßt, so ziemlich übereinstimmen. Aber Laune des Witzes ist es doch von dem Vf. der *Lev.*, den geistigen Einfluss der Schwangeren und Säugerin gänzlich abzuschneiden. Seine Gründe sind so, daß man mit denselben auch die physische Gleichgültigkeit der Speisen, Leidenschaften und vieles anderen bey den einzelnen Personen beweisen könnte, und daß es am Ende gar keine Erziehung gäbe, als durch Belohnung. Und die Erfahrung ist nicht für ihn, wenigstens seit der Griechen Zeit. Aber auch die *Levana* selbst nicht, denn diese behauptet sehr nachdrücklich die Entstehung der geistigen und körperlichen Individualität durch die Zeugung, und spricht auch einmal: „wie Schwangere verschonet die schwangeren Kinderseelen mit Mißgestalten und Mißgetöten.“

6) *Bildung zum Gefühl und zur Liebe.*

„Die Freudigkeit, so sagt die *Levana*, dieses Gefühl des ganzen freygemachten Wesens und Lebens, öffnet das Kind dem eindringenden All, und läßt alle jungen Kräfte wie Morgenstrahlen aufgehen, und der Welt und sich entgegen spielen. Der Heiterkeit ist nur der Mensch fähig; sie ist zugleich Boden und Blume der Tugend und ihr Kranz. Thätigkeit, nicht Genüsse, erhalten sie den Kindern, aber kleine Genüsse stärken die Thätigkeit. Man soll nicht dem Herzen die schöne innige Lebensfülle rauben durch Zergliederung. Nicht das Gefühl, sondern den Gegenstand desselben lerne das Mädchen prüfen, auflösen, erhellen; und nicht die Gefühle, sondern die Phantasie bestreitet. Wer die Liebe die eigentliche positive Sittenlehre nannte, würde wenigstens von einem großen Menschen nicht verdammt, von Jesus Christus, dem Schöpfer der ersten Liebesreligion. Sie ist eine angeborene, aber verschieden ausgetheilte, Kraft und Blutwärme des Herzens; sie ist bey dem Kinde wie bey dem Thiere gleichsam schon als Trieb lebendig, und dieses Centralfeuer durchbricht in der Gestalt des Mitleids oft seine Erdrinde, aber nicht immer. Die Überfülle der Kraft geht, wie immer, in Liebe über (?). Folglich habt ihr nicht sowohl die Blütenknospe der Liebe einzuspflanzen, als das Moos und das Gestrüppe des Ichs wegzunehmen, das ihr die Sonne verdeckt. Bringe nur deinem Kinde das fremde Leben und Ich lebendig genug vor das sel-

be, so wird es heben. Das Kind lerne nicht thierische Leben heilig halten, kurz man gebe ihm das Herz eines Hindus, statt des Herzens eines kartesischen Philosophen. Es sollte ein lange gepflegtes Hausthier nie vor Kinderaugen, oder wenigstens nur mit allen Zeichen des Mitleids, geschlechter werden. Das kleine Thier werde vom Vergrößerungsglase an das Auge und Herz gerückt. Dadurch wird man ein Haustfreund des Blatt-Insekten. Wie würdest du einen Schmetterling pflegen, der so groß wäre als ein Adler! und bist du nicht auch klein? so spreche! Auf jede Weise werde das Kind dem Thiere gebracht. Z. B. durch Darstellung, als eines Anagrammes des Menschen; wie etwa der arme Hund ein alter haariger Mann sey, den Mund geschwürzt und lang gereckt, die Ohren hinaufgezerrt, u. s. w.“ Daß diese Mittel nicht unbedingt gelten, fällt von selbst in die Augen, einige sind mehr witzig als wahr. Vorzüglich diese letzteren Vorstellungen von den Thieren wirken etwas ganz anderes in den Kindern, als hier beabsichtigt wird, nämlich phantastische Bilder; und sie wirken auch der Naturabsicht zuwider. Denn diese will nicht, daß der Mensch sich in das Thier umgestalten soll, sondern vielmehr in der Thierwelt das Verabscheuungswürdige menschlicher Verirrungen abgespiegelt sehe. Die äsopische Fabel wirkt so herrlich auf die Einbildungskraft und das Herz der Jugend, weil sie mehr eine Schaubühne zum Lachen, als zum Weinen eröffnet. Ja, das Kind soll sich seiner Erhabenheit und seiner Überlegenheit über die Thiere freuen. Da kann sogar das Töden eines Thieres der nur etwas grelle Ausdruck der Humanität seyn, nämlich in dem dunkeln Gefühle, daß alles dem Zwecke des vernünftigen Wesens unterworfen sey; wenigstens ist das Aufstecken des Schmetterlings mit keiner Empfindung des Kindes begleitet, wie wir sie uns erst durch Reflexion machen. So ist auch der Fisch- und Vogel-Fang etwas sehr unschuldiges. Denn nicht durch das Innere wird das Kind angesprochen, sondern durch das, was in die Augen fällt. Daher bleibt es oft ungerührt bey einem Todeskampfe, und jammert laut bey einem Blutstropfen. Grausamkeit läßt sich doch immer verhüten, sie ist Schwäche, nicht Kraft. Auch will es nicht die Natur, daß wir sollen Hindus erziehen; dann hätten wir weder einen Leibnitz gehabt, der das Insect wieder auf das Blatt zurücksetzte (wie der Vf. anführt), noch einen kräftigen Villant, der dort aus Dankbarkeit den Wasservogel nicht schoss, oder gar einen herzvollen Hallor, der durch seine vielen Thiertödtungen der Menschheit opferte. Unser herzvoller *J. P.* opfert ihr hier auf einem umgekehrten Wege, allein er ist hierin zu weiblich. Richtiger sagt sein Gefühl: „Belebt und befestigt alles; und sogar die Lillie, die das Kind unnütz aus dem organischen Daseyn ausreißt, malt sie ihm als die Tochter einer schlanken Mutter vor, die im Bette steht, und das kleine, weiße Kind mit Saft und Thau aufzieht.“ So auch die übrigen Mittel, die er für die Liebe angiebt; es kann keine herrlicheren geben.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 15 O C T O B E R 1807.

P Ä D A G O G I K.

1) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Levana oder Erziehungslehre von Jean Paul etc.* 1. 2. Bd.

2) HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Gemälde weiblicher Erziehung von Caroline Rudolphi etc.* 1. 2. Bd.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Die Vfn. der *Erz. Gem.* spricht auch mit schönem Gefühle: „Das Mädchen lerne frühe jedes Leben als heilige Himmelsgabe lieben; wir sollen nur in uns selbst ihm eine fromme Scheu zeigen, irgend ein Leben ohne Noth zu zerstören.“ Auch hier lehrt sie alles mehr in der Handlung, wahrhaft weiblich; doch möchten wir selbst hier noch ein überspanntes weibliches Gefühl erkennen, z. B. in der Art, wie Ida mit ihrem zarten Sinne für Reinlichkeit und Thierleben, sich zur Küche fügt, und das Abschachten ihrer Hühner vertragen lernt. Wir sehen in diesen Gemälden die schöne Pflanzenwelt für die Kinder und von den Kindern belebt und beseelt; und der obige Evangelist der Liebe würde sich hier des Lebens seiner Liebe erfreuen. Indessen bey aller ihrer eignen Warnung gegen Affectation des Gefühls, hat sie es doch nicht überall so ganz vermieden, etwas davon äußerlich dem Kinde aufzutragen. — Beide Schriftsteller sprechen nachdrücklich gegen Furchtsamkeit und für den Muth; besonders zeigen sie die Nothwendigkeit, das Kind, auch das Mädchen, gegen alles Erschrecken zu verwahren. Nur ist die Veranstaltung in der *Levana*, wie von einem Knaben das Erschrecken durch Erschrecken abgehalten werden soll, wohl mehr Scherz als Ernst. Denn J. P. Natürlichkeit können solche künstliche Situationen, noch dazu mislicher als im *Emile*, unmöglich gefallen. — Die Vfn. der *Erz. Gem.* behauptet zu viel, wenn sie in der Furchtsamkeit eine der höchsten negativen Tugenden annimmt, die als ein Eigenthum der unbefangenen kindlichen Unwissenheit respectirt werden sollte. Das gilt nur von den Fällen, wovon sie redet, aber gewiss nicht allgemein. Rousseau ist vielmehr nicht darüber zu tadeln, daß er den Menschen ein von Natur furchtsames Geschöpf nennt; ein Kind ohne alle Furcht würde keine Phantasie, keine Anlage zur Vorsicht und Scheu, und selbst zur Gewissenhaftigkeit verrathen — eine schreckliche Unnatur. Auch ist das Urtheil: „der Mann braucht Muth, und dieser erwächst besonders aus dem Ehrtriebe — bey dem weiblichen

J. A. L. Z. 1807. Viertes Band.

Geschlechte soll dagegen der Wunsch, geliebt zu werden, mehr wirken; nicht ganz richtig, das Selbstgefühl ist hier wohl mit dem Ehrgefühl verwechselt.

7) Bildung des Gehorsams.

Die *Levana* ist hier der Rousseauischen Meinung entgegen, daß der elterliche Wille immer den Schein des Schicksals annehmen solle. Denn Rousseau hält doch nur Annäherung dazu möglich; aber dann ist man überall vom Ziele gleich weit entfernt, und es kommt hier auf gänzliche Vernichtung einer Form an. Gerade umgekehrt soll das Kind alles für frey ansehen. Nun so erscheine denn der freye Wille dem Kinde eben so folgerecht und unaufhaltsam! Dann erschaut es eine höhere Nothwendigkeit als die stockblinde. Und zuletzt, wie soll im Kinde der Glauben an Menschen, dieses herrliche Bundeszeichen menschlicher und höherer Einheit, zum Leben kommen, ohne Gegenstand, ohne elterliche Worte, denen es zu vertrauen hat? Habt nur keine Freude am Ge- und Verboten, sondern am kindlichen Freyhandeln. Verbietet seltener durch That als durch Worte, laßt z. B. das Kind selber das Messer auf Worte weglegen, dann erst folgt es dem Zuge eigener Kraft. Nicht das Gehorchen des Kindes meint man ja, sondern eigentlich dessen Antrieb dazu, die Liebe, den Glauben, die dankende Verehrung der Besten, nämlich der Eltern. Man begehre von den Kindern Gefälligkeiten, da sie lieber Werke der Liebe thun, als Werke der Noth, lieber beschenken, als belohnen; aber man begehre sie mit dem sanftesten Tone, besonders nach einer Strafe. Die Achtung des Eigenthums werde dem Kinde ohne Schonung angemethet. Aber ihm gehört der Vater, und diesem alles andere; übrigens gebe er als Erblehen nur das Kleine dem Kleinen. (Dieser treffliche pädag. Gedanke gehört der *Levana* ganz eigen). Des Vaters Verbot wirkt besser; man verbiete anfangs mit leiser Stimme, und nur Einmal; später gebe man mit sanfter Stimme auch Gründe. Es giebt eine schlimme Lage, wenn nämlich u. s. w. „Doch wir müssen mit Gewalt abbrechen, bewundernd des Vfs. Popularität, womit er auch das Kleinste richtig trifft. So lese man besonders auch seine herrlichen Bemerkungen über die Strafen, wie über die Spiele der Kinder, über die Freudigkeit, über die Wahrhaftigkeit etc.

So wie Er zu einem männlichen Gehorsam bildet, so bildet die Vfn. der *Erz. Gem.* mehr zu einem weiblichen; und so sind beide hier völlig einstimmig, auch selbst wenn sie will, daß man lieber N

durch die That als durch Worte verbieten soll. „Einige Eltern, sagt sie, recht als wollten sie die böse Lust in ihren Kindern erwecken, umgeben sie mit solchen Dingen, die die Kinder nicht haben sollen, und pflanzen einen ganzen Wald von verbotenen Bäumen um sie. Wollt ihr Begierden, wollt ihr Trotz, wollt ihr Bitterkeit in eurer Kinder Seelen pflanzen, so zeigt ihnen nur vieles, was sie nicht haben dürfen. — Der früheste Ungehorsam entsteht gemeinlich aus der Lüfternheit nach dem, was die Erwachsenen vor den Augen der Kinder genießen und ihnen verfahren. Man muß sie für das erste thun lassen, was sie am liebsten thun, und ihnen ja nicht zu früh die Lehre einprägen wollen, es sey schöner, für Andre arbeiten als für sich selbst. Alles hat seine Zeit, auch das erste Wort über Großmuth und Vergessenheit seiner selbst.“ — J. P. sagt ebenfalls: „Der Mädchen-Wille ist weniger zu stählen als zu hängen und zu glätten — sie sollen jede Empfindung nur ruhig und mild ausdrücken.“ Doch ist dieses letztere nicht so strenge zu nehmen, denn er sagt auch wahr und gut: „Giebt es etwas so Schönes und Poetisches im Leben als das Lachen und Scherzen einer Jungfrau? Lachende Heiterkeit wirkt auf alle Lebens-Bahnen Tages-Licht.“ Wenn er nun weiter sagt: „Krieg gegen jede gegenstandslose Stimmung sind Übungen; auch im Kleinsten gehe der Tochter nichts willkürliches strafflos hin; zu allem diesen gehört ein Vater“; so sehen wir die Vfn. der *Erz. Gem.* diese Übungen wirklich anstellen, und wir bewundern die Menge der feinen Winke, welche sie den Müttern giebt, und den männlichen Ernst, womit sie bey ihrem leisen Tact besser verfährt als — ein schwacher Vater; Und sehr recht sagt sie: „Manchmal zeigen sich bey Mädchen seltsame Launen, und unerklärbare Ausserungen, auf welche man sich aber nicht weiter einlassen soll.“ Auch hat sie sehr recht: „Nach Krankheit entsteht leicht Eigenfinn des Kindes, dieser wird aber auch leicht curirt. Mit dem Gesundheitsgeföhle erwacht auch die ganze liebevolle Lieblichkeit des Kindes wieder.“ Zur völligen Beruhigung dient dabey, wenn wir noch die Lehre J. P. hinzunehmen, und dem kranken Kinde nicht zu viel nachgeben, denn, sagt er, „noch kein krankes Kind starb an guter Erziehung.“

8. Bildung des Sinnes.

Die Entwicklung der Sinne ist dem Vf. der *Levana* sehr wohl bekannt: „Das Erdenleben fängt wie der Zeichner mit dem Auge an. Das Ohr ging ihm zwar voraus, als der erste Sinn des Lebenden, wie der letzte des Sterbenden, aber noch ins Reich des Geföhls gehörig. — Das erste Tönen fällt mit einem dunkeln Chaos in die eingewinkelte Seele, als das erste Leuchten. So hebt denn der Lebensmorgen mit zwey Sinnen der Ferne im losgelassenen Gefangenen an, wie der tägliche Morgen mit Licht und Gesang oder Getöse. Indess bleibt Licht der erste Schmelz der Erde, das erste Wort des Lebens. Der Schall, der ins fortzuschlummernde Ohr eingreift, kann nur ein Starker seyn; diesen ex-

regt aber niemand neben der Gebälerin als ihre Geburt selber, und so fängt die Tonwelt mit einem Miston an, aber die Schauwelt mit Glanz und Reiz.“ Aber diese letzte Behauptung ist mehr das Spielen der Antithese, als Wahrheit, und sie wird sogleich durch das obige vom Chaos widerlegt; denn erst dann, wenn sich dieses in Einzelnes gestaltet, hört das Kind die Stimme, nämlich die liebliche, tiefer ins Leben ziehende Mutterstimme. Im Folgenden sieht der Vf. die Sache mehr malerisch, als der wirklichen Natur gemäß. „Alles erste bleibt ewig im Kinde, die erste Farbe, die erste Musik, die erste Blume malen den Vorgrund seines Lebens aus. Allein diese ersten Eindrücke sind dem Kinde noch etwas ganz anderes, als dem, der über das Kind schreibt; dieses kommt erst viel später zur Auffassung des Ganzen. Aus jener Verwirrung drücken sich eigentlich nur die grellesten Punkte in die zarte Seele, und diese erscheinen wohl zuweilen im Vorgrunde des Lebens.“ Richtiger mag der kühne Gedanke seyn: „Darum ist es wahrscheinlich, daß die erste Musik vielleicht als unsterbliches Echo im Kinde des geheimen Generalbass, in den Gehirnkammern eines künftigen Tonkünstlers das melodische Thema bilde, welches die späteren Sätze nur harmonisch umspielen.“ — Dem Lebensneuling könnte man wahrscheinlich mit der Trompete das Herz, mit Schrey und Mistönen das Ohr zerreißen. In der Erziehungsmusik ist das beste Instrument die Stimme. Im Gesang fällt Mensch und Ton und Herz in Eins zusammen.“ (Wichtig sind die Winke des Vfs. über die physische Wirkung der Musik. Pythagoras soll die Töne für das Element der Geister erklärt haben: die Chladnischen Entdeckungen und die tiefere neue Naturkunde können uns wieder auf so etwas hinführen.) Wenn er aber in der Musik ein Seelenheil mittel vermuthet gegen manche Kinderkrankheiten, so geben wir zu bedenken, daß sie in jenem Alter hauptsächlich noch als Nervenreiz wirkt. Auch möchten wir nicht, wie er will, das Kind etwa durch eine Flötenuhr aufwecken; warum überhaupt aufwecken, schon das verstimmt das Kind, und noch mehr das Getöse; und warum wacht das Kind nicht lieber vom Wachtelschlage auf? Montaigne wird seinem Sohne durch dergleichen nicht viel Gutes gethan haben. — Ferner meint der Vf. „Kinder brauchen nur Zeichnungen, nicht Gemälde; Farben gleichen den Reichthümern des Spielzeugs (die vorher mit Recht verworfen worden), und erschöpfen die Schöpfungskraft.“ Er widerspricht sich. An einem andern Orte behauptet er, die Bilderbücher sollten alles in Handlung vorstellen, um die Phantasie genugsam zu reizen; er weiß auch, daß der Farbenreiz der frühere ist. Wer liebt denn mehr das Farbenspiel als die Kinder? Man sehe und höre sie nur vor einem Schattenspiele an der Wand; je greller da die Farben, desto lieber, und desto mehr spielt da ihre Schöpfungskraft.

Die *Erz. Gem.* haben dieses noch unrichtiger. Den kleinen Kinde sollen Kindergruppen von Gyps vor-

gestellt werden. Aber das Kind faßt noch gar nicht solche Gestalten auf, am wenigsten ruhende und farblose. „Umgeb deine Ida so viel du kannst mit schönen Gegenständen aller Art — du malest so schöne Blumen, verziere die Wände damit, und vertausche sie oft mit andern.“ Der Vf. der ästhetischen Briefe verleitet einst in einem gewissen Enthusiasmus zu solchen Regeln, und so haben sie einige Lehrer weiter geformt, ohne die Natur des Kindes beobachtet zu haben. Das eigentliche Schöne ist so wenig noch für Kinder, als die Ästhetik für Knaben, und die Philosophie für unbärtige Jünglinge; sie werden nur unwahr, wenn man ihnen vor der Zeit so etwas anzuzeigen will, und das Schöne wird durch sie und somit ihre Seele selbst entweiht. Auch ist nicht viel von gemalten Tapeten zu besorgen, denn das Eimerley wird von dem Kinde nicht mehr gesehen, es sey nun eine Kindergruppe von Albano, oder ein Simon, der dem Löwen den Rachen aufreißt. Das letztere möchte wohl dem sechsjährigen einige Blicke und eine Frage abgewinnen, aber es wird sich allenfalls sehr leicht davon ablenken lassen. Besser das Negative der Regel, da die Vfn. sagt: „Dulde nichts Geschmackloses.“ Hier stimmt der Vf. der *Levana* und besonders auch der Vf. von Meisters Lehrjahren mit ein, welcher jeden Eindruck will verbannt wissen, den man nachmals austilgen müßte.

Zu beherzigen ist übrigens, was der Vf. der Vorschule der Ästhetik in der *Levana* erinnert: „Nur für den Sinn der Kunstschönheit, welcher eben der Schule bedarf, wird selten eine gebaut. Zuerst bilde man den Sinn für die äußeren Schönheiten und vor allem erzieht das deutsche Auge, das so weit dem deutschen Ohre nachbleibt. (Dieses meint er doch wohl nur im Künstlerischen, ausserdem ist es umgekehrt). Bedeckt jenes gegen jedes Zerrbild der Miene der Zeichenfeder und — der Gasse möchte man beysügen. Für die Erziehung des Ohres giebt es Lehrer, Muster und Eifer genug. Man lasse nur die Gefühle sich nicht zu früh ausdrücken. Die Dichtkunst — Reime und Wohlklang ausgenommen — erfordert, als Brautschmuck der Psyche, eine Volljährige und eine Braut. Vor dem drey- bis vierzehnten Jahre sind dem Kinde die poetischen Blumen getrocknete Arzneypflanzen. Fängt an mit Raphael und Gluck, allein nicht mit Sophokles.“ Es ist hiernämlich von eigentlichen Poesien die Rede, aber es liesse sich noch manches gegen dieses Aufschieben der Poesie einwenden. Postuliren die Kinder nicht frühe so schön? und hat das nicht die *Levana* selbst an einem anderen Orte so schön bemerkt und empfohlen? „Der Erzieher führe dem Deutschen deutsche Dichter ein. Welche Gewalt der eigenen Sprache würde sich zubilden, wenn man schon vor der Mannbarkeit, wo die Schullehrer sonst Pindare und Aristophaness tractiren, in Klopstockische und Vossische Klang-Oden, in einen Goethischen Antiken-Tempel, in ein Schillerisches Sprachgewölbe führe! Denn eben die eigene Sprache muß in Mustern anreden, wenn sie ergreifen soll u. s. w.“ — Für das kleine Kind sorgt hierin die Vfn.

der Erz. Gem. dadurch am besten, daß sie der Mutter empfiehlt, ihm recht viel zu singen, besonders im Garten.

9) Bildung zur Reinlichkeit und Keuschheit.

Mit dem tiefsten Blicke in die weibliche Natur zeigt die *Levana* in der Sorgfalt des Weibes für seinen Körper eine von der Mütterlichkeit unzertrennliche Äußerung, womit denn auch die Keuschheit und eben so die Reinlichkeit in dem engsten Verein steht; ja selbst die Liebe zum Putze, indem das Kleid gleichsam das dritte Seelenorgan des Weibes sey. „Gegen weibliche Eitelkeit habe man eben so viel als gegen männlichen Stolz, nämlich so wenig. Freylich giebt es eine vergiftende Eitelkeit und Gefallsucht, die nämlich, welche das innerliche Reich zu einem äußeren herabsetzt.“ — Doch man lese dort selbst diese wichtigen Belehrungen. Weniger können wir der Art beystimmen, wie das fragende Kind über die Entstehung des Menschen belehrt werden soll; uns scheint es vielmehr immer noch das beste, daß man die unzeitigen Fragen ablenke. Denn in der jugendlichen Phantasie läßt sich nicht so auf Heilighaltung des Bezeichneten rechnen, wenn man das Zeichen, d. i. was man dem Kinde davon sagt, auch noch so heilig zu machen sucht; auch wird der Anblick der Thiere nicht so glücklich gewendet werden können, als der Vf. glaubt. Er spricht hier mehr nach Begriffen, als nach der Sache.

Daß die Vfn. der Erz. Gem. hierin weiblicher spricht, ist zu erwarten. Ihr ist mit Recht zuwider „alles frühzeitige Orientiren, samt allen Präservativcuren;“ sie hält alles entfernt, was den Sinn und die Phantasie verunreinigen könne, und bey dieser Reinheit und heiligen Unschuld werden ihr Belehrungen über die Zwecke der Natur, sowie es gerade das Alter fodert, nicht schwer. „O ihr Mütter, wüßtet ihr es ganz, wie selig eine Kindheit ist, durchaus in lauterer Unschuld durchlebt, weder im Wachen noch im Traume von üppigen Vorstellungen gestört — o ihr selber wäret gewiss in eurer Töchter Gegenwart unsträflich, und umgäbet sie wie allgegenwärtig u. s. w.“ Sie warnt gegen die Romanenlectüre auch aus dem Grunde, weil solche das wahre Paradies der Liebe verschliefet; in dieser, in dem Morgenroth der ersten Liebe, erkennt sie aber den höchsten Lichtpunkt im Leben — „und so ein Morgen, frisch und rein gelebt, heiligt den ganzen Lebenstag.“ Auch sie findet und behandelt die Reinlichkeit als unzertrennlich von der weiblichen Seelenreinheit. Aber hier ist einer der Hauptpunkte, wo sich ihre Jungfräulichkeit von der Mütterlichkeit trennt, und wo sie folglich einseitig und unrichtig lehrt. Sie wirft die Frage auf, ob man auch allzureinlich seyn könne (I. 56), und beantwortet sie mit Nein. Ob sie gleich dieses dadurch beschränken will, daß man es nicht auf eine mißverständene pedantische Weise seyn solle, so setzt sie doch wieder hinzu: „diese Frage kommt mir vor wie die, ob man wohl zu gut seyn könne;“ das macht das ganze Urtheil unrichtig. Das ist offenbar eine Verwechselung des Innerlichen jeder Tugend mit ihrer Äußerung; es gilt nur vom Reinlichkeits-

sinne. In den Äußerungen beschränken sich die Tugenden, und wo man dieses nicht beobachtet, werden sie einzeln zur Pedanterie: nur im Inneren kann keine groß genug seyn. Nicht eine einzelne Tugend soll man vergöttern, denn göttlich ist nur die Tugend, d. i. die Harmonie aller. Sonst könnte man der Vfn. gegenüber einen Brutus oder Cato behaupten lassen, man könne nicht streng genug seyn; jener würde so eine Härte bis zur Unnatur rechtfertigen, und dieser nicht nur dort den Frauen die Kutschen absprechen, sondern auch hier die ganze Eleganz des Luxus. Und gerade diese wird doch zur jetzigen Reinlichkeit erfordert; sowie Reichthum und holländische Lebensweise. Er würde sogar den Schmutz der Armuth verlangen. Die edle Vestalin will gewiss kein edles Weib bekümmern durch irgend ein hartes Wort: glebt es aber ein härteres, als das ihm die Tugend selbst abspricht? Sie hat es gewiss nicht so gemeint.

10) Bildung zum Witz.

Ganz besonders hierüber gebührte unserem *S. P.* sein Wort, und auch in der *Levana* preist der Witz sich selber. Er sammelte eine Bonmots-Anthologie seiner Schüler, und erlaubte diesen sogar Einfälle „auf — nicht gegen — ihn selber.“ Er giebt vortreffliche Regeln, lobt aber an einem anderen Orte zu stark die Pestalozzische Methode. Rec. möchte in dem Augenblicke einer von jenen Schülern seyn, und sagen: der Witz, der jene Methode und sich selbst lobt, ist ein Einfall auf — nicht gegen — sich selbst. Er wird übrigens gewiss der Vfn. der *Erz. Gem.* beystimmen, wo sie die Gefahren des Witzes bey Mädchen so schön vorlegt. Da Rec. nur das hier anführen wollte, was bey der Vergleichung beider eine Beurtheilung zu erfordern schien, übrigens aber auf alles Vortreffliche, dem er unbedingt beystimmt (bis auf einzelne Kleinigkeiten) in den Büchern selbst nur hindeuten wollte: so konnte er die Rubriken nur fragmentarisch geben, und nicht nach der Anordnung der Bücher selbst, in welchen ohnehin alles in einander greift; und so reißt er sich von dem los, was besonders die *Levana* über die Bildung zur Reflexion, zum Welt- und Thatinn, über Erinnerung und Gedächtnis u. s. w. sagt, und was in den *Erz. Gem.* erscheint; er redet noch von einem Hauptgegenstande.

11) Über den Unterricht; oder, nach der *Levana*, über den geistigen Bildungstrieb.

Etwas zu beschränkend setzt die *Levana* die Erziehung in die moralische Entwicklung und den Unterricht in die intellectuelle; den letzteren könnte man wohl einem fremden Kinde geben, die erstere aber nur einem eigenen, weil jener abbrechen, diese fortwähren muß. Und so verengt sie auch das Gebiet der Erziehungslehre durch Ausschließung der Unterrichtslehre, sich selbst ungetreu, da sie ja, und mit Recht, die Grundsätze der letzteren auch vorträgt.

Auf diese müssen wir hier noch weiter gehen. „Den geistigen Bildungstrieb, sagt sie, den wir gewöhnlich Erkenntnisvermögen nennen, heißt Malen Sehen nennen, und verleitet nur zum materialen Eingießen der Kenntnisse. Er ist unterschieden von dem reinen Willen. Dieser letztere ist eben so unabhängig von Gegenständen, als jener abhängig; auch hat der Bildungstrieb keine entgegengesetzte Macht, wie sie der Wille hat, gegen sich; und Nichts-wissen ist nicht so schlimm als Nichts-thun, sowie Irrthum weniger das Gegenstück als das Seitenstück der Wahrheit ist; er schafft die neue Idee aus der alten, welches im Genie als schöpferisch, im Mittelmenschen aber nur als besonnen und nothwendig erscheint. Er entwickelt sich, 1) in der Sprache, 2) in der Aufmerksamkeit, 3) in der Ein- und Vorbildungskraft, 4) in dem Witz, 5) in der Reflexion, 6) in der Erinnerung — und dieses ist beynahe die theoretische Stufen-Ordnung“ (wogegen sich indeffen vieles aus vorliegendem Buche selbst einwenden ließe). Hiernach zwey Lehrklassen, wovon ihm die eine organische Stoffe zuführt, z. B. die Mathematik, die andere nur todte, z. B. die Naturgeschichte; die alte Eintheilung in Sprach- und Sach-Kenntnisse ist zwar richtig, aber in den einzelnen Gegenständen nicht anwendbar. „Denn z. B. Sprache rechnete man zu den Sprach-, hingegen Natur-Völkergeschichte zu den Sachkenntnissen, anstatt es umzukehren. Sprache-Lernen ist etwas Höheres, als Sprachen-Lernen; und alles Lob, das man den alten Sprachen als Bindungsmitteln ertheilt, fällt doppelt der Muttersprache anheim, (?) welche noch richtiger die Sprach-Mutter, hiesse.“ (Was wird aber aus der Bildung ohne Vater?) Auch wird bald nachher doch gesagt: „daß das Reflectiren auf die Worte als Sachen, diese logische Übung und Zurücklenkung des Geistes auf sich selbst, dem unreifen Alter durch die Grammatik einer fremden Sprache leichter werde. So sey auch das grammatische Analysiren der alten Schulen nur im Gegenstand von Pestalozzi's Schaulinien verschieden. Folglich bleibt eine fremde Sprache, besonders die lateinische, unter den früheren Übungen der Denkkraft die gesundeste.“ — „Durch Benennung des Gegenstandes, selbst auch der Empfindung und Handlung, wird das Äußere wie eine Insel erobert, man nenne also alles dieses dem Kinde, zur Noth auch mit einem ausländischen Worte. Die Sprache ist der feinste Linientheiler der Unendlichkeit, das Scheidewasser des Chaos. — Man fürchte keine Unverständlichkeit, sogar ganzer Sätze, Mienen-Accent und der ahnende Drang zu verstehen hellen sogleich die eine Hälfte auf, das andere der Zusammenhang und die Zeit. Und ein Wort enthält oft einen ganzen Satz; man spreche immer einige Jahre voraus.“

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Bremen, b. Seyffert: *Der angenehme und nützliche Gesellschaft*; ein Lesebuch für alle Stände. Herausgegeben von Rudolph Christoph Gittmann, Doct. der Philosophie und Prediger zu Resterhase in Ostfriesland. Zweyte Auflage. 1804. XVI und 320 S. 8. (18 Gr.)

Bremen, b. Müller: *Ludwig Hünerkotts theoretische und praktische Anweisung zur Erlernung der deutschen Sprache* für Stadt- und Landschulen und zum Selbstunterricht; mit einem kleinen Wörterbuche. Dritte vermehrte und verbess. Auflage. 1807. 766 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 O C T O B E R, 1807.

P Ä D A G O G I K.

1) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Levana oder Erziehungskunst* von Jean Paul etc. 1. 2. Bd.

2) HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Gemälde weiblicher Erziehung* von Caroline Rudolphi etc. 1. 2. Bd.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

„Noch mehr (so fährt die *Levana* fort), dient das Schreiben zum Ideenschaffen, da nämlich, wie unsere Metaphern lehren, unser Vorstellen mehr ein inneres Sehen, als ein inneres Hören ist.“ (Aber wie war es bey den Griechen?) „Laßt mithin den Knaben noch früher eigene Gedanken aufschreiben, als eure nachschreiben. — Gift jeder Darstellung ist eine ohne lebendigen Gegenstand und Drang. — Ein Blatt schreiben regt den Bildungstrieb lebendiger auf, als ein Buch lesen.“ (Es darf nicht mißverstanden werden; das Innere wird durch Objectivirung und Fixirung allerdings entwickelt; aber wird mehr gesprochen, und vollends mehr geschrieben, als Gehalt und Leben in der Seele ist, und als jetzt gerade in dem jungen Menschen hervordringen will, so giebt es eine geisttödtende Aufserlichkeit. Daher bedarf es noch anderer Regeln über Sprachbildung und Schrift.) — „Die Aufmerksamkeit ist nicht nach *Bonnet* die Mutter des Genies, sondern dessen Tochter, denn sie ist als Trieb ursprünglich da. Doch ist ein Unterschied zu machen zwischen allgemein menschlicher und zwischen genialer Aufmerksamkeit. Letztere kann nur erkannt, gefehlt und gepflegt werden, obwohl nicht erschaffen. Sie ist instinkartig, und wartet nur auf ihren Gegenstand. Die Verwechslung dieser beiden Arten wirkt nachtheilig; denn die allgemein menschliche ist: weniger zu wecken, als zu theilen und zu verdichten. Man bringe nur das Kind ins geistige Erschaffen hinein, so folgt die Fertigkeit des erkennenden Aufmerkens dann von selber.“ (So viele Tiefblicke in den §§ über die Aufmerksamkeit vorkommen, so vermißt Rec. doch gerade den tieferen, den er am meisten von einem *J. P.* erwartet hätte, welcher in der Liebe das positive Gute, und im Innersten des Menschen die höchste Einheit schaut; er belehrt uns nämlich nicht über den Zusammenhang jenes ersten intellectuellen Guten mit dem moralischen. „Wesentlicher Unterschied des Mathematikers von dem Philosophen; jener kann nichts beweisen sondern nur zeigen: Bey diesem aber giebt es keine solche Überzeugung durch die Wahrhaftigkeit

S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

der Methode, sondern stets nur eine durch die Einsicht der Idee. Daher gebührt der Pestalozzischen Lehrweise ihr Lob, weil sie den Erziehungs-Vorzug des Mathematikers vor dem Philosophen anerkennt. Denn alles andere vermag nicht so vom Frühesten an, und nicht so belohnend den geistigen Bildungstrieb zu reizen.“ Gerade unserem nebligen — mehr phantasirendem als phantastischem Zeitalter, ist das scharfe Augenmaß der Mathematik so nöthig, der feste Halt an's Feste. — Die Einwürfe gegen den Schweizer, daß seine Schule keine Propheten - Dichter- und Philosophen-Schule sey, sind bloß Lobsprüche auf ihn. „Es wird nämlich dadurch die *Vorbildungskraft* entfaltet, d. i. jene Kraft, welche von der nur stückweise auffassenden Einbildungskraft, so wie von der erzeugenden Phantasie, verschieden ist, indem sie lange Reihen in ihrem Wachsen schwebend vorhält und anzuschauen giebt, und so dem Philosophen wie dem Mathematiker in ihren Erfindungen beisteht. Diese ist aber eines unbegrenzten Wachstums fähig; was müßte ein *Newton* in Buchsee geworden seyn!“ (Vermuthlich ein sehr guter Kopfrechner.) —

Das Kap. über classische Cultur enthält eigene Ansichten, die mit denen, welche mit den Realien zum Nachtheile des Studiums der Griechen und Römer die Gymnasien überladen, zu nahe zusammentreffen, als daß sie nicht hier weiter vorgelegt werden müßten. Die Alten, als die hohen Lehrer, werden hier für die hohen Schulen aufgehoben. *Jean Paul* beruft sich auf seinen früheren Aufsatz in der *unsichtbaren Loge*, über welchen ihm keine Widerlegung vorgekommen, und er im Zweifel gelassen worden, ob derselbe einer ganz unwürdig gewesen, oder nur unfähig. Er spricht hier kurz, aber sinnvoll. Dennoch möchte ihm hier etwas ähnliches begegnet seyn, wie das, was er *Voss* schuld giebt. „Dieser scheine nämlich, sagt er, in seiner neuerlichen Empfehlung des Rathes der alten Alten mit mehr Schärfe des Gemüths als des Gesichts die drey Einheiten — *Sprache der Alten* — *Geist ihrer Geschichte* oder *Materie* — *Geist ihrer Form oder Poesie* — wechselnd vermischt oder wechselnd vereinzelt, vorgezeigt zu haben, um täuschend zu siegen.“ *Voss* würde wohl hierauf so antworten, daß er siegend nicht täuschte. Wir können den Vf. mit sich selbst — ob widerlegen? wenigstens in Widerspruch setzen. Er hat nämlich eben so vortrefflich das Gedeihen des Geistes in dem Bildungstriebe, der durch die Sprache emporwächst, aufgezeigt. Die Materie wird dort durch die Form, oder vielmehr beides durch den in die Sprache hingeleiteten Trieb erobert. Wie will er denn hier die Poesie

als Form der Alten von ihrer Materie oder Geschichte, und beides von der Sprache so scharf sondern, als ob nicht erst beides durch das Sprachstudium gewonnen würde, und dagegen nur in beidem das Studium der Sprache der classischen Menschheit erwüchse? Er spricht vortrefflich: „Die Festungswerke um die Stadt Gottes sind von den Alten angelegt für jedes Zeitalter, durch die Geschichte des ihrigen. Die jetzige Menschheit versänke unergründlich tief, wenn nicht die Jugend vorher durch den stillen Tempel der grossen alten Zeiten und Menschen den Durchgang zum Jahrmarkt des späteren Lebens nähme. Die Namen Sokrates, Cato, Epaminondas u. s. w. sind Pyramiden der Willenskraft; Rom, Athen, Sparta sind drey Krönungsstädte des Riesen Geryons, und auf die Jugend der Menschheit hefte, als auf das Urgebirge der Menschheit, die spätere das Auge. Die Alten nicht kennen, heisst eine Ephemere seyn, welche die Sonne nicht aufgehen sieht, nur untergehn.“ Gerade dieses spricht zugleich für das Studium jener Sprachen. Denn wer den Sokrates recht kennen will, muss den Xenophon und Platon lesen; und wer diese recht lesen will, d. i. wer überhaupt den Geist der Alten schauen will, muss sie griechisch lesen. Rec. weiss es aus eigener (und fremder) Erfahrung, dass ihm z. B. Epaminondas nicht so würde das Herz erhoben haben, wenn er nicht, obgleich noch Schulknabe, den Nepos gelesen, und bey den Schlachten von Mantinea und Leuctra und dem Tode des Helden, Anfangs der Sprache wegen, verweilt hätte. Nur in der Sprache, und zwar in ihrem Genius, erscheint der Geist der Alten, und die geniale Menschheit. Oben lesen wir: „Bedenkt, dass die Kinder ihre Sprache so gut, wie wir die griechische oder irgend eine fremde, früher verstehen als reden lernen.“ Nun denn, muss da nicht der Schulknabe schon in der classischen Etymologie und Wortfügung die hinaufziehende Welt der Alten wenigstens ahnen? Warum also nicht auch hier seine Regel befolgen, und einige Jahre voraus sprechen? — Seine fromme Begeisterung wollte freylich diese starken Worte gegen ein verfrühetes Studium sprechen, damit es nicht entheiligt werde. Mit voller Seele stimmen wir ihm darin bey: „Nur werde dieser Antikentempel nicht als eine Trödelbude abgebrauchter Gebräuche und Phrasen gelichtet, und die heiligen Reliquien, anstatt angebetet, nur verarbeitet.“ Allein hiergegen giebt es Vorschriften, damit das classische Studium auf Schulen mit dem Jünglinge bildend heranwuchse. — Seine Meinung, dass die Mädchen Geometrie lernen sollten, und zwar so frühe als möglich, übergehen wir. Aber beherzigenswerth ist, was er über die Lebens- und Arbeits-Gymnastik des weiblichen Geschlechtes sagt. „Diese besteht nicht in sogenannter Frauenzimmer-Arbeit. Nähen, Stricken, Spinnen, ist Erholung und Arbeitslohn. Der nervenschwächende, prickelnde, Finger Spitzen-Reiz des Strickens, und das Sitzleben haben schon ihre körperlichen Nachteile; aber aus dem letzteren erfolgen auch Giftesübel. Statt der einseitigen Dreyfinger Arbeiten treibe das Mädchen die vielseitigen Geschäfte des

Hauswesens. Dass die älteren Töchter die jüngeren Kinder erziehen, ist vielleicht die geistigste Erwerbschule der Klarheit, Geduld und Umsicht, in welche man seine Tochter nur schicken kann; nur bleibt sie dem jüngsten Kinde verschlossen.“

Die Vfn. der Erz. *Gemälde* bewährt sich auch in der Lehrgeschicklichkeit, nur können wir ihr nicht in allem beystimmen. Mit Recht erkennt sie die Nothwendigkeit eines männlichen Lehrers bey den Mädchen an, besonders was den wissenschaftlichen Unterricht betrifft: Aber sie scheint diesen doch zu wissenschaftlich zu betreiben. Wir müssen noch einiges ausdrücklich anführen. Dort ist die Regel, dass man dem Kinde zuerst die allgemeinen Benennungen geben solle, und nachmals die besonderen, z. B. Vogel, Blume; später: Haushuhn, Nelke. Das hiesse aus der Kinderseele ein Register zum Linneischen Systeme machen, und sie zu einem widernatürlichen Sprung der Abstraction treiben, statt in der lebendigen Natur sie lebend und liebend erwachen zu lassen. Nein die Vfn. giebt gewiss keinem Kinde früher ein *Myosotis* als ein Vergissmännchen; ihrem poetischen Sinn hat gewiss nie jene Regel trockener Begriffslehrer zugelegt. Eine andere Meinung fällt auf Rousseau's Rechnung, dass es keinen besseren Schreibmeister gäbe, als das Verlangen, sich entfernten Lieben mitzutheilen; damit ist gewiss noch kein Lehrer weit gekommen. Noch eine Regel mag nur immer auf die Rechnung mancher Männer fallen: man sey sorgfältig, dass das Kind alles rein ausspreche, und lasse sich ja nicht verführen, so angenehm es auch seyn mag, der Mundart des Kindes nachzusprechen. Diese unsanfte Lehre gab einst ein sehr sanfter Erziehungs-Lehrer, *Wedag*. (Handb. über die frühere ittl. Erz. zunächst zum Gebrauch für Mütter, in Briefen. 1795. S. 65. Das Buch enthält vieles Gute, und wir wollen auch die früheren Lehrer nicht vergessen. Pestalozzi's Regel ist übrigens ganz anderer Art.) Aber dabey ist nicht bedacht, wie alsdann die Gemüthlichkeit der Mutter und des Kindes würde verloren gehen, die in dem völlig freyen Spiele mit dem Sprechen liegt, in der wahren Muttersprache; man kann umgekehrt nicht lange genug die Reflexion auf das Wort entfernt halten.

Auch sie hat den guten Gedanken, dass jeder wohlgeleiteten älteren Tochter die Theilnahme an der Erziehung der jüngeren Geschwister anvertraut werden solle; sie will das erst in dem letzten Acte ihrer eigenen Erziehung, d. i. gegen das 15 und 16 Jahr hin; wir hielten es für besser, das üe, so wie zu mehreren, allmählich dazu angeführt würde, und zwar von frühem an, zuerst bey der Pflege und Unterhaltung des Kindes.

Es wundert uns, dass bey der Sorgfalt und Umsicht, womit die beiden Schriftsteller die bildenden Beschäftigungen der Mädchen angegeben haben, sie beide nicht die den Mädchen so wohlthätige Blumengärtnerey empfehlen.

12. Bildung zur Religion.

In dem Tiefsten und Heiligsten wird auch nicht

mehr die Verschiedenheit des Geschlechts vernommen. Beide Schriftsteller sprechen davon mit wahrem Gefühle und mit religiöser Einsicht, folglich im Einklange und mit Liebe. Wenn J. P. glaubt, man müsse nicht mit sondern vor dem Kinde beten: so wird er nicht der C. R. widersprechen, welche mit Rührung das kindliche Gebet, welches das selbst überlassene Kind spricht, mit anhört. — Diese schönsten Stellen der *Levana* nämlich, die vom Glauben, besonders Kinder glauben, und von der Religion, und eben so mehrere der schönsten in den *Erz. Gem.* über denselben Gegenstand muß man dort lesen. Es ist eine Erquickung für unsere Zeiten.

Die *Levana* schließt mit einer schauerlich schönen Dichtung von dem jüngsten Tage, wo mit dem kindlichen Paradiese die Welt untergeht; also mit einem hochpoetischen Preise der Kindheit.

Die *Erz. Gem.* schliessen mit einer frommen Ansicht zur Erziehung armer Waisen, und lassen uns zugleich die angenehme Erwartung solcher Gemälde für ärmere Eltern. Die Vfn. hat einmal den guten Grundsatze aufgestellt: wenn man ein armes Kind mit einem begünstigten erzöge, so müsse man auch sein künftiges Schicksal seiner Bildung gemäß festsetzen; allein diesem war sie nicht ganz getreu, da der Unterricht und die Tagesordnung bey jenen Waisen über ihren Stand hinausgeht. Die Gewöhnung für das Leben, welche die mittleren und niederen Stände bedürfen, wird eigentlich nur in den Leiden und Freuden der Familie unter allen den Störungen und Zerstreuungen gewonnen. Das ist die wahre Bildung für das Mädchen, um sich in alles zu finden, mit Leichtigkeit und Freundlichkeit. Diese frohe Gewandheit ist der Segen der Hausmutter für Kind und Mann. Wir preisen sie an einer Luise, an einer Dorothea und selbst am Hofe an einer Agnes von Lillen. Unsere C. R. sieht gerne das wirkliche Leben, auch das gemeine, verschönert: wir wünschen von ihrem liebenden Gemüthe, das sie auch den gedrückten Müttern — und ach, ihrer sind wohl die meisten — die Möglichkeit dazu zeige. Ihre wohlthätige Bemerkung: „Am Krankenbette wird das ächt weibliche Gemüth erkannt, denn nirgends kann es sich schöner zeigen,“ bürgt uns dafür, das sie in allen bedrängten Lebensverhältnissen die innere Schönheit des Weibes aufzeigen und entwickeln kann.

Nun zum Resultat. Die Genialität J. P. verbindet sich mit einer gewissen Weichheit, wodurch sich seinem Gemüthe das Weibliche und Kindliche aufschliesst. Seine *Levana* enthält daher Geist und Le-

ben. Er spricht aus, er winkt an, er stragt Ideen; seine Phantasie bildert, sein Witz spielt; beides meist glücklich und immer angenehm; aber manchmal zu irriger Behauptung. So belehrt er hauptsächlich den selbstdenkenden, in die Sache schon eingeweihten, Leser, der zu berichten weiß; er belehrt in allen einzelnen Theilen der Pädagogik und in dem Ganzen: Die geistreiche Gemüthlichkeit der C. R. lehrt durch das Geschäfte selbst, und durch ihre männliche Tendenz war sie nicht bloß zum umfassenderen Erziehungsgeschäfte, sondern auch zum Lehrer desselben berufen. Ihre Gemälde zeigen vollendete Bildung; und ziehen an durch die fleissige und schöne Ausführung. Sie läßt handeln und spricht, sie macht seine Bemerkungen, sie giebt das Ideale realisirt zu schauen; sie hat vieles gelernt, sie benutzt dieses mit Besonnenheit, und sie trifft so meist das Rechte; nur zuweilen verliert sich das Leben in äußerlicher Bildung. Sie belehrt hauptsächlich die begünstigten Mütter, welche zugleich Vorschriften mit eigenem Gemüthe anzuwenden wissen; aber in lieblicher Unterhaltung zeigt sie auch jedem Leser den Geist der Erziehung in schönen Gestalten. Bey der *Levana* fühlen wir den Naturgeist selbst, in den *Erz. Gem.* erscheint uns eine blühende aber zierlich geordnete Natur. Wer sich gerne pedantisch an Vorschriften halten mag, könnte durch dieses letztere zur steifen Erziehung verleitet werden, freylich gegen den Sinn der Vfn. Eben so könnte, wer das Genialische anbetet, den ernstesten Willen der *Levana* verfehlen, und ihrer freundlichen Führung unwürdig werden. Beide Bücher haben einzelne Mängel, jedes nach seiner Art; diese erklären sich nämlich daraus, wenn dort das Feuer über die Besonnenheit hinausgeht, und hier wenn die Besonnenheit vom mütterlichen Gefühle sich entfernend zu männlich wird; beide berichten einander, doch so das die *Erz. Gem.* durch den Geist der *Levana* mehr gehoben werden. Beide Bücher zusammen geben ein vollkommenes Studium, und zugleich das angenehmste. Wohltun wird es dabey auch mancher Mutter, das, was sie, durch reine Natur geleitet, gethan, hier als das Rechte vorgezeichnet zu finden. Es ist erfreulich, beide Vff. gerade da zusammenstimmen zu hören, wenn gleich in zwey verschiedenen Tönen, wo beide durch alles Beste, was sie voranden, gebildet und über den Zeitgeist sich erhebend, rein aus ihrem Geiste sprechen. Dies ist ein großer Beweis für die Vollständigkeit und Höhe, deren sich jetzt die Erziehungslehre rühmen kann. Sie rühmt sich deren jetzt froher, da diese zwey Sterne erster Größe ihr leuchten.

S + z..

KURZE ANZEIGEN.

ΠΑΙΔΑΓΩΓΙΚΑ. Leipzig. b. Knefeld: Kurzer Unterricht für Taube und Taubstumme von D. Karl Friedrich Struve, Amts- und Land-Physikus zu Berna. 1804. IV. u. 59 S. 8. (5 Gr.). In dieser Schrift ist mit der bündigsten Kürze viel Gutes und Nütliches vorgetragen. Sie zerfällt in drey Abschnitte. Der I. und II. handelt von der Gefühlssprache und von der

Tonsprache, welche mehr bey Tauben als Taubstummen anwendbar Gnd. Der Vff. empfiehlt S. 9. und 11. die Stabmethode, worüber man mehrere Belehrungen in den am Schluß S. 38—59 angeführten Büchern nachsuchen kann. Rec. giebt jedoch, nach langer Erfahrung, einem thöneren Pfeifenrohre von einem tönernen Stäbchen den Vorzug. In dem III. Abschn.

von der Sprache durch das Gehör sind, viele richtige Bemerkungen. Nur ist es ein Irrthum, wenn S. 22. von der *Amman'schen Maschine* gesprochen wird, an welcher Ober- und Unter-Kinnlade, Zunge und Lippen beweglich waren, und jede Bewegung der Sprachglieder bey Aussprache eines Buchstabens gezeigt werden konnte. Nicht Ammann, sondern der Prediger *Niederhof* liefs sich zu Anfange des vorigen Jahrhunderts durch den Mathematiker und Mechaniker Muth in Frankfurt am Mayn eine solche Redemaschine verfertigen. Man findet die Nachricht davon in der Schrift: *Über Stumme* (Berlin 1791. 8.) S. 272—273. — S. 44. u. 45 stehen die sehr wahren und richtigen Reflexionen: „dafs Lehrer der Taubstummen nicht düstere hypochondrische Misanthropen, und keine disputirenden Menschen seyn dürfen, weil sie, wenn sie die rohen Taubstummen von Hause in ihre Lehre bekommen, anfänglich entweder mit blödsinnigen (blödsinnig scheinenden) oder mit halb thierischen (oder nur drey Sinne (?) habenden) traurigen, furchtsamen und misstrauischen Menschen zu thun haben;“ und „dafs es nicht angeht, Taubstummen-Institute mit Industrie-Anstalten zu verbinden, weil diese Kinder so genug zu thun haben, dafs sie durch ihre drey Sinne das fassen, wozu vollkommene Menschen fünf Sinne haben.“ Rec. ist zwar von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt, sieht jedoch nicht ein, warum der Vf. dem Taubstummen nur drey Sinne beylegt. Nach der alten gewöhnlichen Eintheilung der Sinne mufs er ihm doch vier, nach Lavater's Behauptung sechs, und nach einigen noch neueren Meinungen so gar sieben Sinne zugestehen. Wie heifst denn der Sinn, der, ausser dem Gehör, dem Taubstummen noch fehlt? — Vom *Galvanismus* urtheilt Hr. S. 46: „dafs er nach vielen nunmehr angestellten Erfahrungen entweder nur transitorische, aber nicht perennirende, einge bildete, aber nicht wirkliche Erleichterung gewährt, oder gar Verschlimmerung des Gehörs mit lang zurückbleibenden Kopfschmerzen verursacht.“ Er zieht deswegen die *Elektricität* dem durch Salzwasser verursachten Grünsplan „Einströmen in den menschlichen Körper weit vor. — Unter den deutschen Büchern für Taubstumme S. 51—55 vermisst man die für die Classe der Menschen in Berlin und Wien herausgekommenen *Abc* Bücher und *Elementarschriften*. Ad.

Kiel, b. Mohr: *Gehörmesser, zur Untersuchung der Gehörfähigkeit galvanisirter Taubstummen, in besonderer Rücksicht auf die Erlernung der artikilirten Tonsprache, und auf deren Elementen gegründet*, (?) von G. W. Pfingsten, Vorsteher und Lehrer des Taubstummen-Instituts zu Kiel u. s. w. Zweytes Heft. 1864. XII u. 57 S. 8. Dem ersten Hefte, welches — sonderbar genug! — unter einem ganz andern Titel erschien, hat Rec. volle Gerechtigkeit widerfahren lassen (1864 Nr. 34); und es thut ihm leid, dafs er über die Fortsetzung nicht ein eben so günstiges Urtheil fällen kann. Aber er weifs in der That nicht, für wen Hr. P. eigentlich diesen *Gehörmesser* entworfen hat. Der Vorerinnerung S. III u. IV nach „will er dadurch den thätigen Männern, die sich mit der Heilung taubstummer Personen beschäftigen, einen Leitfaden zur Beurtheilung des Gehörs einer in der Kur befindlichen Person, im Verhältnifs desselben zur mündlichen Sprache, an die Hand geben.“ Aber für die genannten thätigen Männer ist er eines Theiles viel zu umständlich, andern Theiles viel zu

kleinlich: Sie bedürfen keiner so seltsamen Classification der Buchstaben in hochtönende, gedämpft tönende und leise Laute (was eine *Contradictio in adjecto* ist) in Schnarr-, Brummenzisch-, Hauch-, Säuf-, Schnäube-, Zisch-, Stofzisch-, Gich-, Knack-, Paff-, Zungenklofs-Laute u. s. f.; sie können viel eher zum Zwecke gereichen, wenn sie Anfangs einfältige, hernach zwey- und dreyfältige Wörter zur Probe des Gehörs wählen. Auch bedarf es kaum einer Probe. Hat der Taube das Gehör wirklich erlangt, so wird er bald die gehörten Töne nachahmen und von selbst jede Untersuchung seiner Gehörfähigkeit überflüssig machen. Hr. Pf. selbst scheint von der Unnützlichkeit seiner Gradation der Töne eine leise Abundung zu haben, indem er S. 30 schreibt: „Es kann nicht genug bemerkt werden, dafs die Hörstummen oder Taubstummen, bey denen man noch etwas Gehör wahrnimmt, in Rücksicht derjenigen Empfindungen, welche bey ihnen durch Schalle oder Töne erregt werden, sehr verschieden sind. So hört z. B. der eine blos (blos) die tiefen Töne, und nichts von den höheren; ein anderer dagegen hört blos (blos) die höheren, und nichts von den tiefen Tönen, und so gehts (geht's) in mehreren Fällen. Daher kann ich auch nicht mit Gewifsheit behaupten, dafs die Stufenfolge (Stufenfolge) des Gehörmessers bey einem jeden Hörstummen ohne Unterschied so ganz zutrefte, wie ich sie angegeben habe. Es giebt Ausnahmen, wie ich selbst erfahren habe.“ — Wer den Bau des Ohres anatomisch kennt, der weifs, dafs man beynah eben so viele Gehörfehler rechnen kann, als Gehörwerkzeuge sind; dafs demnach ein Gehörkranker von hohen oder tiefen Tönen, die ihn treffen, oft auf eine ganz entgegen gesetzte Art afficirt wird, als der andere; dafs bey diesem bisweilen gerade diejenigen Töne am wenigsten Eingang finden und die geringste Wirkung hervorbringen, von welchen jener schnell und mächtig ergriffen wird. Eine Metall-Kugel wirkt anders, wenn sie auf ein Bret, anders wenn sie in einen Spiegel, in das Wasser oder auf ein Bett geschossen wird. — Was Hr. Pf. (Vorr. S. VI—X) von den Täufchungen über das Hören der Taubstummen erzählt, das haben wir nun schon zweymal von ihm gelesen, in der *Neuen Berlin. Monatschrift* Jun. 1863. S. 468—470 und in der *Ennomia* Sept. 1863. S. 219—221. — Die vielen hässlichen Sprachfehler wollen wir zu Hn. Pf. Ehre für Druckfehler halten. Schon aus dem undeutlichen Titel und aus der angeführten Stelle erhellt, dafs er mit der Feder nicht umzugehen weifs, und es wäre ihm als Schriftsteller — dem man ausserdem seine Verdienste nicht absprechen kann — ein kriecher Freund gar sehr zu wünschen. — Der *Zusatz* von Hn. Pfingsten dem Sohne S. 39—51 geht nicht die Wissenschaften an. Diese gewinnen und verlieren dabey nichts. Blofs darauf kommt es an, ob Hr. Wolke Recht hat, oder Hr. Pfingsten. Rec. misbilliget die Art, mit welcher sich Hr. Wolke gegen Hn. Pf. den Vater benommen hat, so sehr, als sie es verdient; allein er würde aus vielen Gründen und schon aus einem widerstrebenden dunkeln Gefühle sich nie entschliessen können, den Ton anzustimmen, welchen Hr. Pf. der Sohn, sich erlaubt. Demselben mufs er als Jurist noch rathen, künftig seinem Gegner nicht seine *Lügen* zu zeigen, wie hier S. 50 geschehen ist, sondern seine *Unwahrheiten*. — Da diese Schrift, wie auf dem Titelblatte steht, der *Pflegeanstalt zu Kiel* geschenkt ist, so bitte sie wohl auf besseres Papier gedruckt werden können, damit man nicht auch im Betrachte des Auseren denken müsse: Es ist ein gar elendes Geschenk. Ad.

F O R T S E T Z U N G E N.

Leipzig, b. Bruder u. Hofmann: *Entwürfe zu öffentlichen Religionsvorträgen* von einigen sächsischen Predigern verfaßt und als *Supplement-Band* zum *Prediger-Journal für Sachsen* herausgegeben von M. Heinrich Wohlrath Rehkopf, Prediger zu Globig bey Wittenberg. Dritte Abtheil. 1867. XII und 208 S. 8. (16 Gr.)

Auch unter dem Titel:

Auswahl von Entwürfen zu öffentlichen Religionsvorträgen von einigen sächsischen Predigern verfaßt und herausgegeben von M. Heinrich Wohlrath Rehkopf, Prediger zu Globig bey Wittenberg. 8. Recens. der beiden ersten Abtheil. 1865. No. 288.

Göttingen, b. Vandenhöck und Ruprecht: *Ausführliche Katechisationen über den hannoverschen Landeskatechismus* von Dr. Johann Fried. Christ. Gräffe. Fünfter und letzter Theil. 1867. XVIII. u. 592 S. 8. (1 Rthlr. 8 gr.)

Auch unter dem Titel:

Ausführliche Katechisationen über die Pflichten gegen den Nächsten, das Verhalten des Christen in besondern Verbindungen, und über die Sacramente, nach dem siebensten und achten Abschnitte des hannoverschen Landeskatechismus. 8. Recens. des 3ten Thls. 1866. No. 180.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEM 17 OCTOBER, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

WEIMAR, im Industrie-Comptoir: *Operationsplan der preussisch-sächsischen Armee im Jahr 1806, Schlacht von Auerstädt, und Rückzug bis Lubeck.* Nebst Beylagen, einer Operationskarte, und Plan der Schlacht von Auerstädt von C. v. W. 1807. X u. 177 S. 8. (18 gr.)

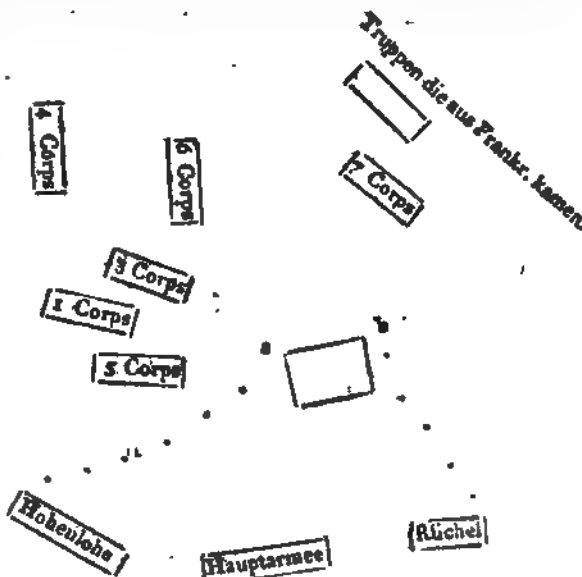
Dieses Werk, das uns die denkwürdigen Begebenheiten vergegenwärtigt, welche wir vor Jahr und Tag erlebten, verdient besondere Aufmerksamkeit. Der Titel besagt den Inhalt, und es scheint fast, daß der Vf. die Absicht hatte, dasjenige zu ergänzen, was in dem Bericht eines Augenzeugen (J. A. L. Z. 1807. No. 113) zur Geschichte der preussisch-sächsischen Armee mitgeteilt, so daß beide Werke nun zusammen das Ganze enthalten.

Das Werk ist klar und ohne Leidenschaft geschrieben; nichts ist ausgelassen, was zur Sache gehört; alles liegt offen. Von den erzählten Thatfachen sind die Motive angegeben, so daß das Werk zum Studium vorzüglich geeignet ist. Der Vf. erzählt bloß die Geschichte, und hält, wie er in der Vorrede sagt, seine Meinung zurück. Rec. findet dies sehr loblich. Einem Schriftsteller, der die Geschichte und seine Meinung zugleich giebt, ist nicht immer zu trauen. Wenn er Augenzeuge war, so werden mit dem besten Willen die Erzählungen der Begebenheiten sich zuweilen nach seinen Meinungen fügen müssen. In der Vorrede fordert der Vf. alle diejenigen, die auf dem dazu gehörigen Standpunkt standen, auf, zu untersuchen, ob sich eine Unwahrheit in seinen Angaben befinde. Wir müssen gestehen, daß wir nach sorgfältiger Untersuchung und Erkundigungen über alle Angaben des Vfs. Bestätigung erhalten, und keine Unrichtigkeit gefunden haben. Da der bisher so unvollkommen bekannte preussische Operationsplan mit allen Motiven entwickelt, die Schlacht von Auerstädt und der Rückzug sehr ausführlich beschrieben ist, und diese Darstellungen einige ganz neue Ansichten geben: so wollen wir den Inhalt des Werkes durchgehen, und einige Bemerkungen hinwerfen, die jeder Leser weiter ausführen kann.

Der Vf. theilt die Epoche vom 8 Aug. bis 14 Oct. in 3 Abtheilungen. I) Vom 8 Aug. bis 18 Sept.: Defensiv-Anstalten der preussischen Armee. II) Vom 18 Sept. bis 9 Oct.: Vorrücken der preussischen Armee nach Sachsen und Thüringen. Operationsplan, und Gründe welche ihn bestimmten. Der Herzog von Braunschweig legt ihn dem König vor, der ihn genehmigt; die Ordres werden aus der Armee setzt sich in Bewegung. N während der Zeit einlaufen. Frühlung mit Hessen. Der Herzog glaubt, die französische Armee we lung hinter der fränkischen Saale I schlagungen. Entdeckung des Die Offensive wird aufgegeben, di Hnks ab. Die Avantgarde unter Weimar erhält den Auftrag zu eine leichten Truppen in die linke Flank der französischen Armee. Beylagen sind: *Ordre de Bataille* der Hauptar Befehl an den Fürsten v. Hohenl Operationen betreffend. *Tableau* nach Zeit und Raum.

Stellt man Betrachtungen über die Begebenheiten dieses Abschnitts an, so wird das Resultat davon seyn: daß, wenn der innere Zustand der preussischen Armee, oder ihr Verhältniß zu der französischen, eine concentrirte Offensive erforderte, der dazu entworfen Plan allerdings der einzig zweckmäßige war, wie folgende Figur deutlich darstellt:

Stellt man Betrachtungen über die Begebenheiten dieses Abschnitts an, so wird das Resultat davon seyn: daß, wenn der innere Zustand der preussischen Armee, oder ihr Verhältniß zu der französischen, eine concentrirte Offensive erforderte, der dazu entworfen Plan allerdings der einzig zweckmäßige war, wie folgende Figur deutlich darstellt:



Denn, wäre man in a b angekommen, so trennte man die feindliche Armee in zwey Theile, anstatt daß man sie durch jeden Angriff auf die Flügel zu einer

Vereinigung nöthigte. Allein nach S. 18 wußte man im königl. Hauptquartier bereits am 3 Oct. den Aufbruch des 7 Corps (Augereau), und der aus Frankreich gekommenen Truppen; man konnte also berechnen, daß es vor der projectirten Offensive sich mit der Armee vereinigt haben würde. Der Zweck der Trennung konnte mithin nicht mehr erreicht werden, und die gegen das Centrum beschlossene Offensive traf auf den linken Flügel. Es scheint uns, daß hier eine Abänderung des Plans nöthig gewesen wäre. Denn wer mit dem Feind parallel steht, eine concentrirte Offensive unternimmt, und zugleich die kürzesten Linien behalten will, muß aus seinem Centrum ins feindliche rücken. — Die Art der Unterberathschlungen zeigt, daß alle nicht mit dem gehörigen militärischen Ebenen wurden, und daß man keine Pekt darauf legte, als sie es erforderten. Die projectirte Versammlung bey nicht zu Stande; die Hauptarmee am 11 Oct. im Lager bey Weimar. Herzogs von Braunschweig. Bewe-

gungsgründe zum Marsch nach Auerstadt. Unerwartetes Zusammentreffen mit dem Corps d'Armee unter Marschall Davoust. Bataille von Auerstadt den 14 Oct. Rückzug bis Nordhausen. Der Vf. verweist auf den Bericht eines Augenzeugen, in welchem sich die Geschichte des Rückzugs des Fürsten v. Hohenlohe ausführlich befindet, und geht zur Erzählung der Begebenheiten über, die sich bey der Avantgarde unter Herzog von Weimar bis zu ihrer Auflösung bey Lübeck zutragen. Hierzu eine Beylage, welche Details über den Marsch und die Schlacht von Auerstadt enthält.

Die Betrachtungen über diese Periode ergeben, daß die Idee, welche der Herzog von Braunschweig gefaßt hatte, der Feind würde ohne sich aufzuhalten gegen die Elbe und Berlin marschiren, den Marsch nach Auerstadt veranlaßte, der ganz gegen den allgemeinen Plan war, sich concentrirt zu schlagen. Folgte man diesem allgemeinen Plan, so wäre den 13ten die Hauptarmee und Gen. Rüchel auf die Höhen von Capellendorf zu der Armee des Fürsten v. Hohenlohe gerückt, und hätte am 14ten mit allen Kräften den Theil der französischen Armee angegriffen, der bey Jens über die Saale gekommen war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß unter diesen Umständen das Gefecht für die preussisch-sächsischen Armee glücklich ausfiel, da diese stärker war als die französische, alle Terrain-Vortheile hatte, und das Gefecht geendigt seyn mußte, ehe das 1 und 3 Corps zur Unterstützung herankommen konnte. Nachdem nun aber einmal der Marsch nach Auerstadt ausgeführt, und das Corps v. Rüchel zur Reserve für beide Armeen entweder für die Haupt- oder die hohenlohe'sche Armee bestimmt war: so scheint es uns fehlerhaft, daß man das Corps v. Rüchel bey Weimar auf dem äußersten rechten Flügel stehen ließe, und nicht ins Centrum eines Kreises setzte, in dessen Peripherie die beiden preussischen Armeen standen, so

daß ihre zusammenstoßenden Radien einen rechten Winkel bildeten. Dieses Corps mußte die Gemeinschaft unterhalten, und alle Bagage sich bey ihm befinden. Es gab zugleich die Direction des Rückzuges in unglücklichen Fällen an. Der Verlust der Bataille von Auerstadt rührt, nach der Beylage, vorzüglich von der Einrichtung des Marsches her. Nach dem vorliegenden Plan von der Schlacht hätte man sehr bequem in 3 Colonnen marschiren können, nämlich der rechte Flügel über die Emsenmühle, Rebausen und Frenkel nach Freyburg; das Centrum und der linke Flügel von Auerstadt auf der Chaussee bis Hasenhausen, über Bunscherau, Pommnitz nach Freyburg; die Reserve über Reisdorf, Eckartsberge, Kloster Hessler nach Laucha. — Anstatt dessen wurde in Einer Colonne marschirt, und Cavallerie und Infanterie gemischt. Durch das Vortreiben der Cavallerie entstanden Lücken, und die Division Oranien kam zu spät an, in dem Augenblick, als die Bataille auf dem linken Flügel schon verloren war. — Die Unordnungen in der dunkeln Nacht vom 14ten und die Trennung der Armeen rühren vorzüglich daher, daß der König nicht davon unterrichtet war, daß der Fürst von Hohenlohe gleichfalls eine Bataille lieferte, geschweige daß er geschlagen war.

Geschichte der Avantgarde unter Herzog von Weimar. Der Herzog laßt den 10ten Oct. Königshofen überreichen, seine Husaren machen jenseits des Mayns Gefangene; aber er muß alle Vortheile aufgeben, um sich an die Armee anzuschließen. In der Nacht vom 14ten erfährt er auf dem Marsch nach Weimar den Verlust der Bataille von Jens, und setzt sich bey Erfurt, um die Versammlung der Armee zu decken. Nachdem die Festung, während er dahinter stand, capitulirte, zieht er sich über Mühlhausen zurück. Lieut. Heilwig von seinem Corps befreyt 8 bis 9 Tausend Gefangene bey Elsenach. Der Herzog verfolgt seinen Rückzug über Seesen und Wolfenbüttel nach der Elbe, gewinnt dem Marschall Soult einen Marsch ab, und passirt nach einer kleinen Affaire, (in welcher sich Obrist von York auszeichnete) ohne Verlust auf Kähnen bey Sandau. — Der Herzog von Weimar übergiebt auf königlichen Befehl das Commando dem auf ihn im Rang folgenden Gener. Lieut. v. Winning, der sich mit dem Gen. Lieut. v. Blücher vereinigt. Rückzug gegen die Elbe, Affaire von Waaren, Affaire von Crwitz. General v. Usedom und Gener. v. Wobeser werden abgeschnitten. Um sie wieder an sich zu ziehen, giebt General v. Blücher den Plan, über die Elbe zu gehen, auf, und zieht sich nach Lübeck zurück. Affaire von Lübeck. Capitulation. Beylagen zu dieser Abtheilung sind: Die nöthigen *Ordres de Bataille*; königliches Schreiben an den Herzog von Weimar. Brief des dänischen General v. Ewald im Betreff der Neutralität von Danemark. Erste, und zweyte Capitulation des Gener. von Blücher. Berechnung der Stärke seines Corps. Bericht des Gener. v. Blücher an Sr. Majestät den König.

Der Herzog von Weimar und General v. Blücher erscheinen in dieser Erzählung als eben so besonnen

als tapfere und unternehmende Generale, die das Glück leider nicht begünstigte, andere Operationen als Rückzüge auszuführen. Ubrigens scheint es uns, als ob der Gener. v. Blücher besser gethan hätte, sich nicht von seinem Plan, bey Lauenburg über die Elbe zu gehen, abbringen zu lassen, da dieß seine einzige Resourcè war, und es immer noch möglich blieb, die Generale v. Uesedom und von Wobeser durch forcirte Märsche über Gadebusch an sich zu ziehen.

Die Operationskarte giebt eine sehr klare Übersicht der Bewegungen beider Armeen.

Der Plan der Schlacht von Auerstädt hat zwey Tecturen, und gewährt ebenfalls die größte Deutlichkeit. Das Terrain ist gut aufgenommen, die Bergnach der Schienertischen Manier gezeichnet, nach welcher man den Neigungswinkel leicht erkennt, und der Plan trefflich radirt.

Dasselbe Werk ist zugleich französisch in derselben Verlagshandlung erschienen: *Plan d'opération de l'armée Saxo-prussienne etc. etc.* Das Original scheint aber deutsch geschrieben, und sodann ins Französische übersetzt worden zu seyn. Denn obgleich der Sinn in beiden Ausgaben überall völlig gleich ist: so findet man doch in den Constructionen der französischen Ausgabe die Spuren der Übersetzung.

. . . H. . .

C H E M I E.

HALLE, in der Waisenhausbuchhandlung: Friedrich Albrecht Grens, der Arzneymg. und W.W. D. ord. Lehrers auf der Friedrichs-Universität zu Halle u. s. w. *Systematisches Handbuch der gesammten Chemie.* Dritte Auflage durchgesehen und umgearbeitet von Martin Heinrich Klaproth, königl. preuss. Ober-Medicinal- und Ober-Sanitäts-Rathe, Prof. der Chemie bey der Artillerie-Akademie u. s. w. Erster Theil. 1806. XVIII u. 390 S. Zweyter Th. VIII u. 638 S. Dritter Th. 1807. VIII u. 859 S. 8. (6 Thlr.)

Grens zweyte Auflage seines systematischen Handbuchs der gesammten Chemie ist gewiss schon für sich ohne alle Veränderung ein schönes Denkmal des Verewigten, und wird es auch lange bleiben. Aber wenn ein Klaproth seine Gedanken mit den Grenschen amalgamirt, dachte Rec. bey dem ersten Anblick dieser dritten, wie es auf dem Titel angezeigt ist, umgearbeiteten Auflage: so muß das Buch gewiss einen großen Grad von Vollkommenheit erreicht haben. In dieser angenehmen Erwartung nahm Rec. das Buch zur Hand, und verglich beide Ausgaben. Hier wurde er auf der einen Seite sehr angenehm überrascht, Grens Buch wörtlich abgedruckt wieder zu finden; aber auf der anderen Seite that es ihm sehr weh, daß gerade die Umarbeitung Grens Brennstoffansicht betroffen hatte, die man hier nicht mehr findet, sondern bloß die Lavoisier'sche Erklärungsart, ob sie gleich diesem Buche einen ganz besondern Werth gab, und es noch gar nicht nachzuweisen ist, wo

eigentlich die Wahrheit liege, und ob sie je erlangt werden könne. Diese Veränderung geschah vorzüglich, um die Bogenzahl des Buchs nicht zu vermehren, und dem Anfänger durch beide Ansichten die Wissenschaft nicht zu erschweren. Für den Anfänger aber war hierin keiner Hinsicht etwas zu befürchten, indem G. die Abweichung der beiden Erklärungsarten mit einer solchen Deutlichkeit darlegte, daß sich auch der wenig in der Wissenschaft Geübte leicht darin finden konnte, und keinen, der Grens Buch zu besitzen wünscht, würde die Kleinigkeit gereuet haben, die er für die vermehrte Bogenzahl mehr bezahlen mußte, wenn trübt wieder fand.

geübter schwerlich, chem oft der schon mancherley Belehrung zum Nachlesen, als e Dies fühlte der V. deshalb entwarf er Chemie, wo er bloß rungsart folgte; in konnten aber beide A tragen, sehr gut neben keinen Fall kann dieselbe genannt werden, glauben, als daß es vortheilhaft gehalten,

Daß es nicht ganz Hn. Klaproths Wille seyn konnte, diese Auflage eine umgearbeitete zu nennen, folgt auch schon gewissermaßen aus einer Stelle in der Vorrede, wo er sagt: „Nach dem Wunsche der Verlagshandlung habe ich mich diesem Geschäft unterzogen, und es in der Art ausgeführt, daß ich die nach Maßgabe der späteren Erfahrungen nöthig gefundenen Zusätze unter Berücksichtigung des bey diesem Werke zum Grunde gelegten Plans, gehörigen Orts eingerückt und zusammen mit dem Ganzen verwebt habe.“ Dies ist nun zwar geschehen, aber keineswegs in der Art, wie es Grens Meisterwerk verdiente. Viele neue interessante Erfahrungen vermisst man ganz, und mehrere sind viel zu kurz abgefertigt. Die elektrische Materie mit Inbegriff des Galvanismus z. B. füllen zwey Paragraphen, und hier kein Wort von der galvanischen Wirkung bey feinen chemischen Vorgängen. Bey den eingeschalteten Nachträgen sind oft die Quellen nicht angezeigt, woraus Hr. K. schöpfte, was doch Gren so sorgfältig berücksichtigte. Von mehreren Schriften, welche nach der Zeit, wo Grens Buch erschien, neue Auflagen erhielten, ist immer bloß noch die alte Ausgabe angezeigt; auch sind falsch geschriebene Namen von Schriftstellern stehen geblieben, so finden wir hier wie in der Grenschen Ausgabe noch Benz statt Bonz u. s. w. Rec. weiß sehr gut die anderweitigen großen Verdienste des Hn. Klaproth um unsere Wissenschaft zu schätzen, und es thut ihm in der That leid, diese Erinnerungen hier machen zu müssen: was es dem verewigten Gren schuldig zu seyn glaubt. M.

Berzelius, D. Frölich: Anfangsgründe der Färbekunst; nebst einer Beschreibung des Bleichens mit oxydirtter Salzsäure. Zweyte vermehrte und verbesserte Auflage von E. L. und A. B. Berthollet. Aus dem Französischen übersetzt von Adolph Friedrich Gehlen. Mit Anmerkungen versehen von Dr. S. F. Hermbstädt. Erster Theil. Mit zwey Kupfertafeln. 1806. 488 S. Zweyter Theil. 332 S. 8. (3 Rthlr. 8 Gr.)

Dreyzehn Jahre verfloßen, ehe diese neue verbesserte Auflage von Berthollets Färbebuche erschien. Um es ihr daher nicht an Vollkommenheit fehlen zu lassen, besorgte er solche in Gesellschaft eines Gehülfen, der von seiner Jugend an seine Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand richtete. Dies und die natürliche Vermuthung, daß in dieser Zeit eine Menge neuer Erfahrungen gemacht worden, war der Grund, wodurch Rec. gereizt wurde, eine genaue Vergleichung dieser beiden Auflagen anzustellen; er fand aber diese neue Auflage bey weitem nicht so reichhaltig, als er es mit Zuverlässigkeit glauben konnte. Die Verbesserungen betrafen fast bloß einige Nachträge aus Bancroft, welche aber unter den Deutschen schon hinlänglich gewürdigt sind. Am wenigsten hat der zweyte oder praktische Theil Zusätze und Verbesserungen erhalten, und Rec. glaubt daher mit Recht bemerken zu können, daß die von Günstling besorgte Übersetzung mit seinen Anmerkungen, durch diese neue Übersetzung keinesweges unbrauchbar geworden ist. Der erste Theil dieser neuen Ausgabe hat einen neuen eigenen Abschnitt über das Bleichen mit oxydirtter Salzsäure erhalten, wovon die Anstalten

durch die Kupfertafeln hinlänglich erläutert werden. Aber auch in diesem Abschnitte findet sich wenig Neues; alles ist schon unter den Deutschen hinlänglich bekannt. Hermbstädt's Anmerkungen sind in dem zweyten Theile in einem Anhange mitgetheilt, die aber auch aus dem Schatze der Erfahrungen, die er über diesen Gegenstand wahrscheinlich zu sammeln Gelegenheit hatte, leicht vermehrt werden konnten: so aber wird der Leser auf sein Magazin verwiesen. Interessant sind die Versuche, welche Suerfen in Kiel über die Darstellung des essigsauren Thons unternommen hat; um die gewöhnliche Kattundruckerbeize insofern zu verbessern, daß man weniger Bleyzucker nöthig habe. Es besteht die Hauptfache seiner Verbesserung darin, daß der gewöhnliche Bleyzucker noch einen Antheil Bleyoxyd aufnehme, dann mehr Alaunzerseze und in essigsauren Thon umzuwandeln geschickt werde. Nach seinen Versuchen zersetzten 16 Unzen Bleyzucker 3 Unzen 3 Quentchen und 50 Gran Alaun, 16 Unzen Bleyzucker aber, welche er vorher mit 7 Unzen Glätte behandelt hatte, zersetzten 11 Unzen 5 Quentchen 26 Gran Alaun, und dadurch entstand eine ganz vollkommen gesättigte essigsaure Thonverbindung. So sicher dies ist, und so vollkommen der dadurch entstehende essigsaure Thon wird, so unbrauchbar wird er aber für den Kattundrucker, weil er sich in diesem Zustande schon bey dem Auftragen unter den Händen des Arbeiters zersetzt, wodurch das Muster zusammenfließt, und worüber wahrscheinlich Suerfen bey dem Kattundrucker selbst keine weiteren Versuche anstellte. Die Kattundruckerbeize muß immer etwas vorstechende Säure enthalten.

x + y.

KURZE ANZEIGEN.

KRIEOWISSENSCHAFTEN. Leipzig. (ohne Angabe des Verlegers): *Der Feldzug von 1806 in Deutschland.* 1807. 137 S. 8. (16 Gr.) Eine sehr schlechte Broschüre, ohne Einsicht, Bertheilung, Auswahl und Treue im Copiren der benutzten Data, aus Zeitungsnachrichten und Volkserzählungen in der Eile zusammengedrückt. Den größten Theil des Buches nimmt eine Copie des preussischen Manifestes ein. Nur ein paar Stellen, als Beyspiele von dem Werthe der ganzen Erzählung. „Bey Saalfeld demolirte eine sächsische Batterie die Brücke über die Saale. Aber dies war dem Prinzen Louis nicht genug; er verfolgte den Feind bis auf das andere Ufer der Saale, u. s. w. Die Hauptarmee läßt der Vf. noch in der Nacht vom 13 zum 14 bey Weimar stehen; am 14 wird ein Bataillon, von dem die Officiere davon reiten, durch einen Unterofficier noch drey Stunden auf dem Schlachtfelde erhalten; bey Halle stürzen sich so viele Soldaten vom Regiment Treskov in die Saale, daß die Räder an der keisersteiner Papiermühle von der Anstrengung der Leichname stehen bleiben; von Magdeburg zieht sich ein Corps unter dem Könige und Gen. Kalkreuth über die Oder nach Graudenz“ u. s. w.

CHEMIE. Cassel, b. Griesbach: *Fasliche Anleitung die Reinheit und Unverfälschtheit der vorzüglichsten chemischen Fabricate einfach und doch sicher zu prüfen.* Von Georg Wilhelm Rude, Aeltester des Collegii Medici und Apotheker zu Cassel in Kurheßen. 1806. 110 S. 8. (6 Gr.) Auf der einen Seite ist eine solche kleine Sammlung von Hülfsmitteln, die Aechtheit pharmaceutischer chemischer Producte zu erkennen, nützlich, um den Apotheker gleich ohne weiteres Nachschlagen in den Stand zu setzen, seinen Zweck zu erreichen; auf der anderen Seite aber, kann sie schädlich wirken, indem der Apotheker dadurch abgehalten wird, sich selbst um das Wissenschaftliche seiner

Kunst mehr zu bekümmern, die ihm nöthigen Hülfsmittel an der Quelle aufzufuchen und die Gründe einzusehen, warum die dazu nöthigen Mittel so und nicht anders wirken. Übrigens schöpfte der Vf. aus den besten Schriften, und daher kann allerdings die Schrift für manchen, der nicht Gelegenheit hat, die dazu nöthigen größeren Schriften sich anzuschaffen, von Nutzen seyn. Wird aber der Apotheker, wie billig, angehalten, seine chemischen Producte selbst und zwar nach den besten Vorschriften zu bereiten: so bleiben nur wenige Producte übrig, die er nicht selbst bereiten könnte, und zu prüfen hätte; dann verlieren solche Sammlungen beynahe ganz ihren Werth.

x + y.

SCHÖNE KÜNSTE. Eisenach, b. Wittekindt: *Gedichte von Franz Theodor Hartert*, fürstl. hess. philippsth. Amtmann zu Brachfeld. II Bändchen. 1806. IV u. 87 S. 8. Hr. H. erhebt sich in diesem, wie in seinem ersten Bändchen, (1806. No. 296) mit seiner Poesie nur wenig, und fast noch weniger, als in jenem, über den profaischen Boden; Liebe für das Schöne und Gute, die seinen Herzen Ehre macht, ist zwar überall sichtbar, aber die Kraft verläßt ihn in dem Bestreben, die Umgebungen nach seiner Neigung poetisch aufzufassen, in reizende Bilder einzuhüllen, und sich selbst und andern zur Freude darzustellen; besonders will ihm die Sprache nicht gehorchen, so daß er zu ellenlangen Versen, die in seinen Gedichten das Merkwürdigste sind, seine Zuflucht nehmen muß. Seine Erzählungen oder Balladen haben zwar zuweilen poetischen Inhalt, der aber so wenig poetisch aufgefasset und wiedergegeben ist, daß niemals daraus ein eigentliches Gedicht hat werden wollen. Wenn der Vf. einen Haug zur Erfindung eines geschichtlichen Stoffes in sich verspürt, warum befriedigt er ihn nicht durch reine Prosa?

T. Z.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 O C T O B E R, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, in der Buchhandlung der zweybrücker Societät: *Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas Tomus IX. Indices complectens. Auctor Johannes Schweighauser, instituto imperiali Francico adscriptus, in Acad. Argent. Prof. Publ. 1807. 616 S. 8.*

Mit diesem Bande beschließt Hr. Schw. das ganze im vorigen Jahre No. 247 ff. von uns recensirte Werk. Die drey Register, welche er enthält, sind: I. *Index Auctorum ab Athenaeo citatorum, quo simul scripta cujusque recensentur.* Pag. 7—220. II. *Index Titulorum, quos praeferunt singula Auctorum scripta ab Athenaeo citata.* Pag. 223—278. III. *Index Rerum et Personarum, quae in Athenaei Deipnosophistas memorantur.* Pag. 281—616. Der Anfangs beabsichtigte und wiederholt versprochene *Index Graecitatis*, worauf Hr. Schw. hin und wieder, selbst noch in dem angegebenen dritten Register bis in das P hinein, verweist, ist unterblieben, weil durch die angeführten drey *Indices* der Band schon zu einem beträchtlichen Umfange gedieh, und Hr. Schw., der langwierigen Arbeit überdrüssig, keinen neuen Band mehr beginnen wollte. Indess ist nicht zu leugnen, daß ohne die Vollendung dieses griechischen Sprachregisters, worauf man so oft verwiesen wird, das Werk immer unvollständig bleibt, und die gelieferten Register das Fehlende keinesweges entbehrlich machen. Es wäre daher zu wünschen, daß Hr. Schw. das Sprachregister, wozu er das Meiste schon in Bereitschaft hat, bey einiger Muße noch vollendete, und, wo möglich, mit einem neuen, besonders verkäuflichen, Abdrucke des ganzen griechischen Textes verbinde, worin zugleich zum bequemeren Gebrauche seiner grösseren Ausgabe jede der so reichhaltig nachgetragenen, unzweifelbaren Verbesserungen aufgenommen, und mit Beyfügung weniger Worte auf die hin und wieder zerstreuten Bemerkungen verwiesen würde, falls sie nicht im Sprachregister nachgetragen wären. Es ist wirklich ein unangenehmes Gefühl, wenn man in Sachen, wo man mehr Belehrung wünschte, sich auf das griechische Sprachregister verweisen sieht, welches man nimmer zu hoffen hat: und es ist nicht minder lästig, wenn man bey jeder etwas schwierigen Stelle des Athenaeus erst die verschiedenen Nachträge nachschlagen muß, um zu sehen, ob nicht irgend eine Aufklärung darin gegeben werde. Um nur ein Beyspiel anzuführen, wie sehr noch ein vollendetes Sprachregister zu wünschen sey, s. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

machen wir auf die Wörter *ἱαμβος* und *ἱαμβεῖον* aufmerksam, worauf Hr. Schw. nicht nur bey den Jamben des Komikers *Hermippus* im Verzeichniß der Autoren, sondern auch unter dem Worte *Sambus* im Sachregister verweist. Die Notizen, welche uns über den Gebrauch dieser Wörter in den *Animadversionen* sowohl, als in den Registern, gegeben werden, sind so wenig befriedigend, daß sie vielmehr auf eine vollständige Erörterung begierig machen, welche Hr. Schw. selbst gewiß auf manche neue Idee führen würde. Eine genauere Behandlung dieser Wörter würde um so nützlicher seyn, je mehr falsche Begriffe man damit zu verbinden pflegt, wovon selbst unser Vf., seiner zerstreuten Bemerkungen ungeachtet, nicht ganz frey ist. Rec. trägt um so weniger Bedenken, seine Bemerkungen, worauf ihn die prüfende Benutzung der *Indices* in dieser Hinsicht führte, den Lesern mitzutheilen, da Hr. Schneider noch nicht einmal das, was man von Hr. Schw. bemerkt findet, in sein Wörterbuch aufgenommen hat.

Hr. Schneider führt von den Wörtern *ἱαμβος* und *ἱαμβεῖον* nur die bekannten Bedeutungen an, welche wir aus Horazens Dichtkunst V. 251 u. 79 (cf. *Epist. I. 19. 23—25. Od. I. 16. Diomed. ap. Putsch. pag. 473. 482*) lernen. In der Bedeutung von Versfuß und Vers finden wir diese Wörter *Athen. X. cap. 87 ed. Schw. u. XV* gegen das Ende p. 701 f. (702 f. hat Hr. Schw. aus Versehen citirt); Versfuß aber wird mit Versglied gleichbedeutend gebraucht X, p. 455, a, welches Hr. Schw. im Register zu bemerken vergaß. *ἱαμβοί* hießenauch, nach XIV, 622 b, die sogenannten *αὐτοκάβαλοι* oder *Improvisatori*, welche passende Dichterstellen aus dem Stegreif anbrachten (*σχέδην*; oder wie *Coray* aus triftigen Gründen verbessert: *αὐτοσχέδην ἐπὶ ἄρσιν ῥήσις*), woher vielleicht der Schriftsteller über die Dialekte *Dionysius VII, 284, b*, den Beynamen *ἱαμβος* erhielt. Eben so benannte man die Gedichte dieser Improvisatori und einzelne Improptu's, in welchem letzteren Sinne *Athenaeus* selbst VIII, 355 a, wo *Daphnus* einen anapästischen Vers des *Maragones* bey einer schicklichen Gelegenheit anbringt, das Wort *ἱαμβεῖον* gebraucht, welches Hr. Schw., durch den vom Epitomator gebrauchten Ausdruck *παρομία ἀρχαία* verführt, also erklärt: *Versiculus cujuscunque mensurae, quo sententia quaedam aut proverbium continetur, quoniam scilicet gnomae et proverbia jambicis plurimque versibus concludi solebant.* Einen ganz verschiedenen Sinn hat das Wort *ἱαμβος*, wenn von den Gedichten des *Archilochus* u. *Hipponax*, zweyer Liebhaber der *Sappho* nach XIII, 599, d, und von den Wer-

ken ihrer Nachahmer die Rede ist, I, I, c. XV, 698, b. Dafs die Jamben dieser Schriftsteller der späteren Satyre der Römer entsprachen, hat schon Diomedes bey Putsch. p. 482, cf. Hor. Epod. VI. fin. bemerkt; allein er hat unbemerkt gelassen, dafs die Schmähdichte des Archilochus und Hipponax in ganz verschiedenen Versarten geschrieben waren. Archilochus dichtete ausser den Elegieen, *Athen.* XI, 483 c, nicht nur Jamben, sondern auch Tetrameter X, 415, d, und die Jamben waren theils vierfüfsig, theils sechsfüfsig, wie die Verse der Schauspieldichter, doch seltener mit Spondeen untermischt. Dieses deutet nicht blofs sein Nachahmer Horaz, welcher die ganze sechzehnte Epode ohne jambische Spondeen gemessen hat, in seinem Brief über die Dichtkunst an, sondern es wird von Marius Plotius b. Putsch pag. 2641 ausdrücklich versichert. Das archilochische Bruchstück *Athen.* III, 76, b, welches Hr. Schw. in den Nachträgen und im Register also zu schreiben rath:

Ἐὰ Πάρον, καὶ οὐκα νῆϊνα, καὶ βίον

ῥαλίσσιον" wider die handschriftliche Ordnung der Wörter, ist demnach besser auf folgende Weise abzutheilen:

Ἐὰ Πάρον,

Καὶ οὐκα νῆϊνα καὶ ῥαλίσσιον βίον.

Hipponax hingegen schrieb Jamben und Hexameter von eigener Art, indem er in diesen den Homer parodirte, XV, 698, b, c, in jenen die sogenannten hinkenden Verse aufbrachte, welche von ihm den Namen tragen, XV, 701 f. Diese Jamben zeichneten sich von den Jamben des Archilochus nicht nur dadurch aus, dafs der antispastisch gemessene Ausgang einen Trochäus oder Spondeus statt des letzten Jambus enthielt; sondern sie waren, wie Marius Plotius p. 2642 behauptet, überhaupt reicher an Spondeen, wenn sich gleich darunter auch Verse mit lauter Jamben fanden. Marius Plotius zählt dergleichen Verse von verschiedener Länge auf, theils zweytaktig, wie: χαῖρ' ὦ σὺ Λεσβικὰ Σαπφῶν theils mehrtaktig; allein alle Verse dieser Art, welche wir bey Athenäus finden, sind dreytaktig, welche daher von den Grammatikern vorzüglich *χωλιαυμοί*, oder bey Athenäus schlechthin *ἰαυμοί* genannt werden. Dieser Namen ward aber auch auf alle trochäische Rhythmen übertragen, welche auf gleiche Weise einen antispastischen Ausgang hatten, und von verschiedener Länge seyn konnten, jedoch, nach den Bruchstücken im Athenäus zu urtheilen, meistens abgekürzte Viertakte waren. Insofern nun die Jambendichter (denn diesen Namen führen bey Athenäus Hipponax und alle seine Nachahmer) auch trochäische Rhythmen gebrauchten, vermuthete Hr. Schw. (unter dem Namen *Hermippus* im ersten Register) mit Recht, dafs die *ἰαυμοί* betitelten Gedichte ihren Namen nur von der herrschenden Versgattung erhielten. Nur ging er in seiner Behauptung zu weit, wenn er ad XI, 461, c, glaubte, dafs die verschiedenartigsten Rhythmen darin vorkämen, und das VIII, 355, a von einem anapästischen Verse gebrauchte Wort *ἰαυβεῖον* damit in Verbindung brachte. Um zu zeigen, dafs ein *ἰαυβοποιός* nur in hinkenden Jam-

ben oder Trochäen dichtete, wollen wir alle Bruchstücke derselben aus Athenäus aufzählen, vorher aber erinnern, dafs sich Hipponax, wie Priscian aus Heliodor b. Putsch p. 1327 anführt, in seinen Jamben manche Freyheiten erlaubte, welche den allgemeinen Regeln widerstritten. Mögen gleich Heliodor's Bemerkungen zum Theil auf falschen Gründen beruhen, wie Hermann *de metris* p. 97 sqq. in einzelnen Beyspielen zeigt; und mag der zuerst angeführte Jamb:

Ἐρεῖω γὰρ οὕτω, Κυλλήνιος Μαιῆδος Ἑρμῇ

aus einem parodirenden Hexameter:

Οὕτω γὰρ ἔρεω, Κυλλήνιος Μαιῆδος Ἑρμῇ

verdrehet scheinen: so wird doch das Übrige, was Heliodor von den Jamben des Hipponax sagt, theils durch Marius Plotius, theils durch die vom Athenäus selbst angeführten Fragmente bestätigt. Aus dem ersten Jambengedichte des Hipponax führt Heliodor folgenden Vers:

Τοὺς ἀνδρας τοῦτους, οὗς ὁδὸν παλαιὴ ῥαῖται

zum Beweise an, dafs man bey Hipponax zuweilen einen Spondeus in der zweyten Stelle, so wie einen Daktylus in der vierten, finde: und Marius Plotius p. 2644 giebt solchen Versen den Namen *ἀμφίχωλοι*, mit Anführung des folgenden Beyspieles: Ὁ κὶ ἔβριον αἰδοίοισιν ἐν χοροῖς Βακχῶν. Ferner bemerkt Priscian aus Heliodor p. 1328 sq., Hipponax habe zuweilen reinjambische Verse unter die hinkenden gemischt, welches Hermann so verstand, als habe er in beiderley Versarten regelmässig abgewechselt. Allein wir werden heym Athenäus mehrere Beyspiele finden, welche den willkührlichen Gebrauch reinjambischer Ausgänge statt der antispastischen bestätigen: Hier mag das eine Beyspiel aus den Jamben des Hipponax IX, 370, b hinreichen.

Hr. Schw. nennt uns im zweyten Register als solche, welche Jamben dichteten: 1) Aeschryon von Samos. 2) Ananias. 3) Archelaus aus Chersonesus. 4) Kerkidas von Megalopolis. 5) Hermias aus Kurium. 6) Hermippus den Komiker. 7) Hipponax von Ephesus. 8) Parmeno von Byzantium. 9) Phoenix aus Kolophon. 10) Simonides aus Amorgo. 11) Solon; wo zu noch 12) die Athenerin Moschine, die Mutter der Dichterin Hedyle und Großmutter des Dichters Hedylus, gezählt werden muß, VII, 297 b, so wie 13) der prosaische Jambendichter Asopodorus aus Phlius, X, 445, b. Alle diese Dichter schrieben Jamben, allein nicht alle werden vom Athenäus mit dem Beynamen *ἰαυβοποιός* ausgezeichnet. Unterscheiden wir aber deren Jamben von allen übrigen, so finden wir, dafs sie alle in hinkenden Versen geschrieben waren, und dafs sie nebst den reinen Jamben des Simonides, wie Horazens Epoden, Sermonen und Briefe, aus mehreren einzelnen Gedichten bestanden. Priscian bey Putsch. p. 1327. wovon jedes den Namen *ἰαυβος* in der einfachen Zahl führte, VIII, 360. a. XIV, 658. c. Cf. VII, 296, e. II, 57, d, dagegen einzelne Verse der aus *ἰαυβεία* genannt werden. VIII, 335, c. Die Aufzählung aller einzelnen Bruchstücke mag den eben aufgestellten Satz beweisen. Der erste *ἰαυβοποιός* ist

Hipponax XV. 698. b. welcher allgemein als Erfinder dieser Art von Jamben genannt wird. Zwar legten einige diese Ehre nach Hephaestion. p. 16, einem anderen Jambendichter, *Ananias* III. 78 f. bey, weshalb auch Mar. Plotius b. Putsch. p. 2644 den *Hipponacteus* zugleich *Ananias* nennt; allein gewöhnlich muß *Hipponax* als Erfinder den Namen für alle hinkenden Verse hergeben. Aril. Fortunat. b. Putsch. p. 2673 sq. Wenn man ferner bemerkt, daß man von allen Jambendichtern die Vaterstadt benannt findet, nur vom *Ananias* nicht: so erscheint uns dieser als ein pseudonymer Schriftsteller, und Rec. kann sich der Vermuthung nicht erwehren, daß *Ananias* und *Hipponax* nur Eine Person waren, indem sich der satyrische *Hipponax* anfangs hinter den doppelsinnigen Namen *Ἀνάσιος* versteckte. Für diese Vermuthung streitet nicht nur der Umstand, daß dieselben Verse, welche Athenäus III. 78 f. dem *Ananias* zuschreibt, vom Stobäus dem *Hipponax* beigelegt werden; *Schw. Animadv. ad III. 78. f.*, sondern auch die Bemerkung, daß *Marius Plotius* das *metrum Hipponactium* schlechthin zugleich *Ananiam* nennt, ohne ein *vel* oder ähnliches Wort zwischenzuschalten, und ohne diesen Beynamen in *Ananias* umzuwandeln. So erklärt es sich denn auch, warum Athenäus XIV. 625. c. *Ἀνάσιος Ἰππώναξ* Tagen konnte, und es bedurfte, unserer Vermuthung zufolge, nicht der Einschaltung des *ἢ* zwischen beide Namen. Die Gleichzeitigkeit des *Ananias* mit *Hipponax* scheint aus der Benutzung desselben von *Epicharmus* aus Syrakus VII. 282. b. und 328. a. zu erhellen, welcher nicht viel später lebte.

Gehen wir nun die einzelnen Bruchstücke durch, so finden wir unter *Ananias* Namen III. 78. f. zuerst hinkende Jamben im ionischen Dialekte des *Hipponax*: für die Lesart *πολλὸν* am Ende des ersten Verses für *πολλὺν* oder *πουλλὺν* streitet das Wort *πολλὸν* in einem anderen Bruchstücke des *Ananias* IX. 370. b, an dessen hinkendem Rhythmus *Hermann de metr. p. 102* nicht Ursache hatte zu zweifeln; und für den Ionismus streitet der eben daselbst gebrauchte Schwur, *ναὶ μὰ τὴν κράμβην*, wovon Athenäus sagt: *ἐδόκει δὲ Ἰωνικὸς εἶναι ὁ ὅρκος*. Vom *Ananias* entlehnte wahrscheinlich *Epicharmus* diesen Schwur, sowie er aus ebendemselben die Stelle entlehnte, welche VII. 282. b. cf. 328. a. angeführt ist. Die Verse des *Ananias* sind daselbst hinkende Trochäen, wie sie. dem *Atilius Fortunatianus* b. Putsch. p. 2674 zufolge, auch *Hipponax* dichtete; allein drey Verse nach der Reihe V. 3—5 schliessen mit reinen Jamben: so daß es uns nicht wundern kann, wenn *Aristophanes* und sein Scholiast *ad Ran. 674* drey reine Jamben aus *Ananias* anführen. Wenn aber der Scholiast diesen Dichter auch *Ananias* nennt: so geben die Namen *Lysanias* und *Pausanias*, wo nicht gar ein *Ananias* aus dem neuen Testamente, die Veranlassung zu dieser Umgestaltung. Ausser den angegebenen Stellen führt Athenäus kein Bruchstück weiter vom *Ananias* an, als das, wo er zugleich *Hipponax* als Verfasser nennt, XIV. 625. c. Dies ist ein *Jambicus scazon*, durch ein Skolion des Teiers *Pythermus* veranlaßt, welches mit folgenden

Worten anhub: *Οὐδὲν ἦν ἄρα τ' ἄλλα πλὴν ὁ χροσός*. Den Artikel *ὁ* vor *χροσός* hat nicht nur *Suidas*, sondern auch der von *Andreas Schott* edirte *Parömiograph*, welcher diesen Vers für den Anfang eines Skolions erklärt. Da dieses auch durch den phaläkischen Rhythmus bestätigt wird, so würden wir nicht angestanden haben, ihn im Register unter den Skolien mit aufzuführen, und *σκαῖα μέλη* in *σκαλῖα* zu verändern, wozu es nur der Einschaltung eines *ο* bedurfte. Warum aber Hr. *Schw.* *οὐδὲν*, wie nicht nur jeder, der diesen Vers citirte, sondern auch *Hipponax* schrieb, in *οὐδὲν* abänderte, dazu sehen wir keinen Grund. Ausser dem zuletzt angeführten Verse findet man noch folgende Fragmente vom *Hipponax* bey Athenäus bestimmt aus den Jamben angegeben: VII. 324. a. die letzte Hälfte eines hinkenden Jamben, und IX. 370. b. zwey hinkende Jamben, von einem reinjambischen Verse begleitet. Aber auch alles andere, was sonst noch vom *Hipponax* angeführt wird, die einzigen Hexameter XIV. 698. b. c. ausgenommen, ist in hinkenden Jamben geschrieben. Das erste Bruchstück II. 49. e. haben wir schon in der Recension des Textes berichtigt; im letzten XV. 690. b. würde ein Spondeus an der falschen Stelle stehen, wenn nicht *ἐσθ' οἷπερ ὁ κρέκος* die richtige Schreibart wäre.

Ausser *Ananias* und *Hipponax* werden noch *Aeschrius* von Samos und *Phönix* von Kolophon als *ἰαμβοποιοί* bezeichnet, VIII. 335. c. und 359. e. Das Bruchstück vom *Aeschrius* VIII. 335. c. besteht aus hinkenden Jamben; aber der VII. 206. e. angeführte Vers, woraus *Boissonade* und *Schweighäuser* in dem Nachträgen gegen die handschriftliche Lesart reine Jamben machen wollten, ist ein *Trochaicus scazon* oder *Scazon quadratus*, wie ihn *Atilius Fortunatianus* nennt. Daß dieser Vers ein *Scazon quadratus* sey, erhellt selbst aus dem zunächst vorübergehenden, in Prosa aufgelösten, Fragmente, worin man noch deutlich das gebrauchte Versmaße erkennt:

Ἔδνης, Σκυλλίου Σικωνίου

Κατακολυμβήτου θυγατρὸς, τὸν θαλάσσιον Γλαύκον.

Hier bestätigt zugleich das Versmaße die Vermuthung, daß *Σκυλλίου* für *Σκύλλου* zu lesen sey; ob aber auch *Ἔδνης* aus *Paus. X. 19* in *Κυάνης* ungeändert werden müsse, läßt sich allerdings bezweifeln, da die Vergleichung der Wörter *ἀλοσύδνη* *Hom. II. XX. 207. Odyss. IV. 404. Apollon. IV. 1599* und *ὑδατοσύδνη* *Callimach. b. Eustath. p. 332* lehrt, daß durch *Ἔδνης* eine Meernymphe oder Nereide bezeichnet werde. Die Bruchstücke des *Phönix* aus Kolophon bestehen sämtlich aus hinkenden Jamben: das letzte darunter XI. 495. e. scheint zwar einen Spondeus in der zweiten Stelle zu haben; allein die Silbe *οἰ* kann auch für kurz gelten wie VIII. 360. a. V. 21. In dem unmittelbar davorstehenden Fragmente läßt sich die Verbesserung des *πολλῶν* in *πολλὸν* durch *Ananias* IX. 370. b. vertheidigen. Daß *Phönix* den Spondeus an den falschen Stellen mied, erhellt aus VIII. 359. e. sqq. wo er aus dieser Ursache *ἄλα χόνδρον* für *ἄλος χόνδρον* geschrieben zu haben scheint. Desto mehr

Wahrscheinlichkeit erhalten daher die Verbesserungen, welche Hr. Schw. bey einem im Register übersehenen Fragmente XII, 530. e. — 531. a. vom Rec. in der A. L. Z. anführt, und wodurch zugleich die hinkenden Jamben von einigen reinjambischen Versen gereinigt werden. Auch Anapästien möchten wir dem Phönix nicht aufdringen, außer wo Vokal mit Vokal in der Aussprache zusammenschmolz, wie VIII 359. e. v. 3. Man schreibe daher XII, 530. f. v. 18 $\acute{\alpha}\kappa\acute{o}\sigma\sigma$ für $\acute{\alpha}\kappa\acute{o}\sigma\sigma\omicron\nu$, und gebe v. 8 für $\lambda\epsilon\omega\lambda\omicron\gamma\epsilon\iota\nu$, worin das ϵ wie in $\eta\mu\acute{\epsilon}\omega\nu$ v. 30 als stumm betrachtet werden kann, keiner Vermuthung Raum, welche einen Anapäst in die zweyte Stelle brächte. Dafs man v. 14 η für η $\acute{\alpha}\pi\omicron$ schreiben müßte, zeigt VIII, 359. e. v. 2 zur Gnüge, wo offenbar τοῦ πολλῶνος für τοῦ Ἀπολλωνος geschrieben werden muß. Auf gleiche Weise muß man aber daselbst v. 5 χ' $\acute{\alpha}\lambda\alpha$ für $\kappa\alpha\iota$ $\acute{\alpha}\lambda\alpha$, wie XII, 530. f. χ' $\acute{\alpha}\kappa\acute{o}\sigma\sigma$ für $\kappa\alpha\iota$ $\acute{\alpha}\kappa\acute{o}\sigma\sigma$ schreiben, mit verlängertem α , aber ohne *subscriptum*, worin Hr. Schw. XII, 530. f. v. 10 bey $\kappa\eta\rho\acute{\alpha}\nu$ ohne Noth von der handschriftlichen Schreibart abwich. Für $\pi\lambda\epsilon\iota\omicron\nu\alpha$ v. 17 würde Phönix, wie XII, 530. e. v. 3 $\pi\lambda\epsilon\iota\omicron\nu\alpha$ gesagt haben, wenn $\pi\lambda\epsilon\iota\omicron\nu\alpha$ τῶν γέω Worte des Dichters, und nicht vielmehr des Athenäus wären. Das Ende dieses Krähenliedes lesen wir also:

Ἄλλ', ὦ γὰρ οἱ, πορεύεσθ' ὦν मुखὸς πλουτεῖ
 Δέτ' ὦ, δός, ὦ νῆξ, καὶ σὺ πότνα, μοι, νόμφη.
 Νόμος, κορώνη χεῖρα δοῦναι παῖτσόν etc.

Eben so schreibe man X, 421. d., welches Fragment Hr. Schw. gleichfalls anzudeuten vergessen hat, $\kappa\alpha\lambda\alpha\lambda\eta$ für $\kappa\alpha\iota$ $\acute{\alpha}\lambda\alpha\lambda\eta$.

Zu den $\iota\alpha\mu\beta\omicron\pi\omicron\iota\omicron\varsigma$ gehören noch, ohne mit diesem Namen von Athenäus ausgezeichnet zu seyn, *Kerkidas* aus Megalopolis, in dessen hinkenden Jamben XII, 554 d. Hr. Schw. ohne Grund $\Sigma\upsilon\rho\alpha\kappa\acute{o}\sigma\alpha\iota\varsigma$ für $\Sigma\upsilon\rho\alpha\kappa\omicron\upsilon\sigma\alpha\iota\varsigma$ vorschlug; *Hermias* aus Kurlum, in dessen Bruchstücke XIII, 563. d. e. $\pi\rho\iota\nu$ γέ für $\pi\rho\iota\nu$ η zu lesen ist; und *Parmeno* von Byzanz, dessen Fragment III, 75. f. Hr. Schw. selbst verbessert. Von *Archelaus* und der *Moschine* sind keine Bruchstücke angeführt; *Afopodorus* schrieb in dichterischer Prosa; *Hermippus* endlich, *Simonides* und *Solon* in reinen Jamben. Vom *Solon* wird bloß ein Bruchstück in Jamben angeführt, XIV, 645. f.; vom *Simonides* hingegen kommen mehrere Fragmente aus verschiedenen Sammlungen vor. Den Anfang des XIV, 658. c. angeführten Jambus, wo *Coray* etwas willkürlich $\pi\omicron\lambda\lambda\omicron\nu\ \mu\epsilon\ \delta\epsilon\iota\ \pi\rho\upsilon\kappa\upsilon\pi\omicron\nu\epsilon\iota\nu$, T. vorschlug, lesen wir: $\tau\iota\ \pi\omicron\lambda\lambda\acute{\alpha}\ \mu\acute{\epsilon}\nu\ \delta\eta\ \pi\rho\upsilon\kappa\upsilon\pi\omicron\nu\eta$, $\tau\eta\lambda\acute{\epsilon}\mu\beta\rho\omicron\tau\epsilon$; indem das Fragewort $\tau\iota$ leicht vom folgenden π verdrängt

werden konnte. Die Jamben des *Simonides* von Amorgo, welcher den Versicherungen des *Suidas* und des *Scholasten* zu *Aristoph. Vesp.* 1402 zufolge, auch Tragödien schrieb, waren, wie Hr. Schw. zu XIV, 659. e. f. selbst bemerkt, und wie bey den eben angeführten Fragmenten der Zusammenhang des Textes und die dialogische Form der Verse es andeuten, dramatischer Art. Dasselbe gilt von den Jamben des *Hermippus* aus Athen, wo nicht gar bey diesem $\iota\alpha\mu\beta\omicron\iota$ der Titel eines besondern Lustspieles war, und das Wort $\iota\alpha\mu\beta\omicron\iota$ nicht sowohl Verse als Personen, die *Improvisatori*, bezeichnete. Wenigstens scheint *Hermippus* nichts als Lustspiele geschrieben zu haben; und alle diese haben Personen- oder Götter-Namen in mehrfacher Zahl zum Titel. Zwar folgert Hr. Schw. aus *Athen.* XV, 699. a., dafs *Hermippus* auch Parodien geschrieben habe; allein er bemerkte nicht, dafs diese nur gelegentlich in einem seiner Dramen angebracht waren, wie es kurz vorher *Athenäus* von *Epicharmus* und *Kratinus* versichert. So ist es nicht zu verwundern, wenn man aus einem Bruchstücke des *Hermippus* I, 27. e. — 28. a., welches offenbar Parodie ist, bey *Hesychius* einen Vers dem Lustspiele $\Phi\omicron\rho\mu\omicron\Phi\omicron\rho\omicron\iota$ zugeschrieben findet. Der erste Parodie *ex professo* war ein etwas späterer Dichter aus der alten Komödie, *Hegemon* aus *Thasos*, der während des peloponnesischen Krieges zur Zeit der sicilischen Expedition lebte. XV, 699. a. und IX, 406. e. 599. cf. *Aristot. de art. p. c. 3. ed. Bipont. Opp. T. V. p. 197.* Waren aber die $\Phi\omicron\rho\mu\omicron\Phi\omicron\rho\omicron\iota$, worin die Parodien nur gelegentlich vorkamen, ein Lustspiel: warum nicht auch die $\iota\alpha\mu\beta\omicron\iota$, welche *Athenäus* XV, 700. d. zugleich mit diesen anführt, und XV, 667. d. mit den Dramen anderer Dichter aus der alten Komödie in Verbindung setzt? Wenn die $\iota\alpha\mu\beta\omicron\iota$ des *Hermippus* kein Drama waren, warum fügte *Athenäus* überall, wo er sie citirte, nur III, 76. c. ausgenommen, zum Namen des *Hermippus* die nähere Bestimmung $\omicron\ \kappa\omega\mu\omicron\delta\iota\omicron\pi\omicron\iota\omicron\varsigma$ hinzu? Darf es nun noch befremden, wenn man aus den Jamben des *Hermippus* nicht nur reine Jamben, sondern auch Trochäen angeführt liest? was Hr. Schw. in den *Animadv.* zu XI, 461. e. und noch im ersten Register so sehr auffiel. Nimmt man also nach den eben vorgetragenen Bemerkungen, welche verschiedenes aus den Registern, mit deren Anzeige wir uns jetzt beschäftigen, in anderer Gestalt darstellen, die Dichter *Afopodorus*, *Hermippus*, *Simonides* und *Solon* aus: so bestehen alle Gedichte der sogenannten $\iota\alpha\mu\beta\omicron\pi\omicron\iota\omicron\varsigma$ aus hinkenden Versen, theils jambischer, theils trochäischer Art.

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. *Altenburg*, b. Schnuphase: *Wilhelm Breitbach oder praktischer Unterricht in der Kunst ein Bösewicht zu werden.* 1804. Zwey Theile von 196 u. 202 S. 8. (1 Rthlr. 12 gr.) Wir haben nicht nöthig, Regierungen auf dieses Buch aufmerksam zu machen, und ihnen die Unterdrückung desselben zu empfehlen. Es hat mit diesem praktischen Unterrichte zur Bosheit keine große Gefahr. Der Vf. ist selbst noch nicht in die geheimen Gänge der Bosheit so ganz eingeweiht, dafs er einen anschlagenden Unterricht erteilen könnte. Seine Bosheitshelden sind zum Theil Karikaturen, und treten etwas zu stark auf, und erschüttern in ihrem Gange den Glauben, wozu ihr erheuchelter Charakter nöthigen möchte. Doch ist nicht zu leugnen, *Breitbach* handelt in den meisten Fällen consequent, und man sieht deutlich, wie am Ende die Bos-

heit natürlich wird. Mit guter Wirkung hat der Vf. Gebrauch von Kontrasten gemacht; nur einige Übertreibungen sind dem Eindruck, den das Buch machen soll, nachtheilig. Wenn auch Einiges vielleicht hätte anständiger vorgetragen werden können, so ist doch das Ganze in einem guten Tone gehalten, der der Sittlichkeit nicht zu nahe tritt. Wenn dieser Roman vor der Räuberbande, die in ihm ist, hieße verwahrt werden können, so würde ihm das zu einer Empfehlung mehr dienen. Man erschrickt jetzt fast, wenn man nur das Wort *Räuber* in einem Romane erblickt, und bey dem Worte *Räuberhauptmann* wird es einem ganz schlimm zu Muth. Der Witz in der ironisch endenden Vorrede ist gerade nicht vom Besten; es fehlt ihm der Stachel.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 20 O C T O B E R 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

STRASBURG, in der Buchhandlung der zweybrücker Societät: *Animadversionum in Athenaei Deipnosophistas Tomus IX, Indices complectens.*
Auctor Johannes Schweighäuser etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Kehe wir nun zur Beurtheilung der Register zurück, so müssen wir bekennen, dass sie mit vielem Fleiße ausgearbeitet sind, und nutzbar auf mancherley Weise. Gegen die Vollständigkeit, Richtigkeit und zweckmäßige Anordnung des ersten Registers findet man nur wenig zu erinnern; für gleiche Vollständigkeit des zweyten wagt der Vf. nicht zu bürgen; dagegen ist im dritten Register am passenden Orte manches eingeschaltet, was in den früheren Registern übersehen oder absichtlich übergangen war. Im ersten Register trifft man hin und wieder auf Nachträge zu den früheren Bänden dieser Ausgabe, und auf neue Verbesserungen des Textes, wenn gleich nicht alle für wahre Verbesserungen gelten können, wie die Verbesserung des anakreonitischen Verses X, 427, a. v. 6. deren wir schon im Mayhefte dieses Jahres S. 322 gedacht haben. Unter Eubulus S. 108 sind die als corrupte Jamben abgetheilt gewesenen Verse XIV, 653 e, der Erinnerung seines Rec. zufolge, ohne alle Veränderung eines Wortes als zwey trochäische Tetrameter abgedruckt; aber noch bleiben S. 107 nach unseren Bemerkungen Octob. 1806. S. 144 die Worte zu berichtigen: *Citat Eubulus dictum Chaeremonis tragici II, 43. c.* Zu S. 109 fügen wir noch folgenden Versuch zur Berichtigung der anapästischen Verse aus den Kranzverkäuferinnen des Eubulus XV, 679. b, welche zu allerley sonderbaren Vermuthungen Anlass gegeben haben:

Μακαρίτις, ἔχουσι ἐν θυμῷ
ζρούσιον αἰριοφύκτον,
τὸν λαμπρότατον περὶ σώμα συνίλλ,
ἔσαι τ' ἔτι ἡδυπύκτος (juva volucer)
Περὶ νυμφίον αὐτῆρα κισσός — —

ὅπως καλὰ μιν περιφύεται αὐξόμενος, ἔαρὸς ὅλου ἄγονος, ἔρωτι κατατετηκώς. Das letzte sind Worte des Aelius Asklepiades zur Erklärung des Ausdrucks νυμφίον, welche Eubulus vom ζρούσιος gebrauchte. *Semen oi nullum*, sagt Plin. H. N. XIX, 18 von dieser Pflanze, welcher er *caulem ferulaceum, tenuem et laevissimum* beylegt. S. 33 berichtet Hr. Schw. eine Meinung, wozu er durch Jacobs verführt war, indem er dem Antigonos die beiden Hexameter

III, 82. b. abspricht, welche dieser bloß aus einem alten Dichter citirt hatte. S. 51 liefert man noch einen neuen Versuch, die Worte *Μνησιθεός δὲ ἔφη II, 36. a.* dem jambischen Versmaße des Komikers Alexis anzupassen, jedoch mit der minder wahrscheinlichen Bemerkung, der Epitomator habe vielleicht die vom Athenäus wirklich angeführte Stelle des Arztes Mnesitheus übersehen, indem sein Auge vom Namen des Mnesitheus sogleich auf den ähnlichen Namen eines Komikers fiel. In den *Animadv. V, p. 341 und VIII, p. 397* schlug Hr. Schw. vor: *ἔφη δὲ Μνησιθεός* oder *φασιν δὲ M.* In der Blumenlese zum Kebeischen Gemälde (S. das Februarheft S. 263) ist *ὁ M. ἔφη* gedruckt, und hier lesen wir *M. οὖν ἔφη*. Gleichwohl bleibt es uns viel wahrscheinlicher, dass die Worte *M. δὲ ἔφη* keiner Änderung bedürfen, und nur der Zusatz des Athenäus *ὡς λέγει Ἀλεξίς ἐν Συντρόφοις* vom Epitomator weggelassen wurde. cf. X, 419. c. Aufgefallen ist es uns, dass die Dichterin Erinna unter dem Buchstaben H aufgeführt ist; Druckfehler findet man sonst selten, z. B. S. 133. *sub fin. 189 f. n. et 190. a. b.* für 188. *f. n. et 189. a. b.* Die Trochäen des Bakchylides: *Ὁ βῶν cet.* stehen nicht XI, 408. c.; sondern 500. b. Die falsche Abtheilung der Verse ist hier eben so wenig berichtigt, als anderswo. Das Bruchstück IV, 178. b. ist nach unseren Bemerkungen über die Rhythmen des Bakchylides im Octoberhefte des vorigen Jahres S. 141 flg., welche auch durch dessen strophisches Gedicht auf den Frieden bestätigt werden, auf folgende Weise abzutheilen:

Ἐχὼ δ' ἐπὶ λαῖνον οὐδὲν, (τοὶ δὲ θοῖνας
Ἐννύονδ') ὥδ' ἔ' Ἰφάκῃ
Αὐτόματοι δ' ἄγαθῶν
δαίτας εὐχθροὺς ἐπέρχονται δίκαιοι.

Bey Pindar hat Hr. Schw. mit Recht das *Σκολιὸν εἰς Ἱέρωνα* von der *πυθική ᾠδὴ εἰς Ἱέρωνα* gesondert, welche Hr. Schneider in *Pind. Fragm.* für einerley Gedicht hielt: denn die pythische Ode war offenbar in einem Rhythmus gedichtet, worin der Anapästus herrschend war, dagegen das Skolion XIV, 635. d. rein trochäisch ist, sobald man das Einschleissel *ὁ Λεσβίος* herauswirft. Wir setzen das Fragment der pythischen Ode I, 28. a. nach Hn. Schw. allmählichen Verbesserungen, welche sich in verschiedenen Supplementen zerstreut finden, vollständig her, weil Hermann in der neuesten Ausgabe Pindars von Heyne, zum Theil durch falsche Lesarten verführt, es minder richtig abgetheilt, und unnöthig am Texte geändert hat.

B.

J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

Ἀπὸ ταυγάτου μὲν Λάκωναν
ἐπὶ θηροῖσι κύνα, τρέχων
πυκνωτάτων ἑρπιδόν
Σκύρι· δ' ἱς ἀμείβειν γάλακτος
αἶγες ἐξοχώταται
ὅπλα δ' ἀπ' Ἀργείας
ἀρμα Θηζαίων ἀπὸ τῆς
ἐγλασσοκροῦ.
Σικελίας ὄχημα
δ' ἰδάλιον ματαύειν.

Im zweyten Register ist das Σκολιδὸν πρὸς Ἰέρωνα zweymal angeführt, aber die πυθικὴ ᾠδὴ ist vergessen, sowie alle Hymnen Pindars; jedoch ist die pythische Ode im dritten Register (unter Hiero) nachgetragen, wo man auch alle ὑπορχήματα zu suchen hat, sowie die Chelidonisten mit dem Schwalbenliede VIII. 360. b. c. d. Das Schwalbenlied hat Hermann *de metr.* p. 337 als *Ionics a majore* behandelt; allein wohlbedächtig die Versabtheilung nur bis zum Worte πυρῶν durchgeführt; jedoch auch so erhellet aus der verschiedenen Messung zweyer ganz ähnlicher Verse οἶνου τε δέπαστρον, τυροῦ τε κένιστρον die Unrichtigkeit seiner Messung. Wir dürfen nicht übersehen, daß es Rhodier vom dorischen Stamme sind, welche dieses Lied absangen, und daß bey den Doriern die *Accus. pl.* I doch auch kurz gebraucht werden. *Clarke ad Hom. II. α. 51. β. 43.* Wenn man also καλὰς ὥρας als Trochäen mißt, so besteht der Gesang bis auf die Jamben am Ende aus lauter *Ionics a minore dimetris* oder *Anacreontis* und einem *trimetro* zum Schluffe. Allein die steigenden Ioniker erscheinen in diesem Volksliede mit den mannichfaltigsten Abwechselungen, bey denen folgendes Schema zum Grunde liegt:

— — — — —
— — — — —
— — — — —
— — — — —

Im ersten Jambus scheint uns ἄμμες nach ἀπίμμες ausgefallen zu seyn; die steigenden Ioniker theilen wir also ab:

Ἦλσ', ἦλσ' χελιδών,
καλὰς ὥρας ἀγούσα,
καὶ καλοὺς ἐναιατοὺς,
ἐπὶ γαστέρα λευκά,
κάπτι νῦτα μέλαινα.
Παλάθου οὐ προνοκλαῖς
ἐν πίονος οἴκου,
οἶνου τε δέπαστρον,
τυροῦ τε κένιστρον,
καὶ πυρῶν; Ἄ χελιδών
καὶ λευκίταν οὐκ ἀποδείξειται.

Die Scanfion wird am besten aus der deutschen Uebersetzung erhellen:

Da, da ist das Schwälbchen,
Welches Horen und Jahre
Voll Anmuth uns herbeyführt,
An dem Bauche so weils und
Auf dem Rücken so schwärzlich:
Und du bringst noch kein Feigwerk
Aus fettem Besitzthum?
Voll Weines das Kelchlein?
Voll Käse das Körblein?
Samt Brodkorn? Unser Schwälbchen
Verschmähet auch kein Backwerk vom Egelb.

Nun! sollen wir fortgehn? oder was erhalten noch?
Wohl! wenn du giebst; wo nicht, so lassen wir nicht ab:

Wir nehmen, sey's die Thüre, sey's der Thüre Kranz,
Sei's auch das liebe Weibchen, das darinnen sitzt;
Es ist ja klein, und leichtlich tragen wir es fort.
Doch bringst du was, so bringe ja was Großes auch.
Mach auf der Schwalbe, mach die Thür dem Vogel auf:
Wir sind ja keine Greise, sondern Kinderlein.

Mit dem ionischen Trimeter des Schwalbenliedes hat folgender Vers die größte Ähnlichkeit:

Ἀδυμλὶς χαρίσσα χελιδόν

welchen Marius Plotius b. Putsch p. 2638 für einen daktylischen Tetrameter im anacreontischen Rhythmus erklärt, wiewohl dieser meistens aus steigenden Ionikern bestand.

Einen anderen Vers der Sappho bey Hephästion;

Τί με, Πανδίωνις, ὦ ῥανὰ χελιδόν,

verkennt selbst Hermann *de metr.* p. 325 nicht als steigenden Ioniker, wiewohl er S. 326 sq. nicht bemerkt hat, daß die ganze Strophe aus des Aristophanes Wespen V. 273 sqq. aus steigenden Ionikern mit eben den Freyheiten der Abwechselung, wie im Schwalbenliede, componirt ist, sondern glaubt, daß einzelne ionische Verse unter fremdartige Rhythmen gemischt seyen. Bey seiner Ansicht der steigenden Ioniker wird Hermann auch folgenden Versen des Ibykus bey Athen. II, 58 a, den ionischen Rhythmus absprechen:

Τοὺς τε λευκίππους κούρους
τέκνα Μολιόνας κλέον,
ἀλικας, ἰσους Φέλους,
ἐνιγυῖους ἀμφοτέρους
γεγαυῖτας ἐν ὠσὶ ἀργυρέῳ.

Doch wir kehren zur Beurtheilung der Indices des Hr. Schw. zurück.

Der im ersten Register vergessene Botrys aus Messana in Sicilien wird nicht nur im zweyten f. v. Παγκύρια, deren Erfinder er war, sondern auch im dritten unter seinem Namen und unter Messena nachgetragen. Eumenes aus Kardina ist im zweyten Register unter Εὐφρομένηδες Ἀλεξάνδρου, und im dritten unter Cardia, besonders aber noch unter Eumenes nachgetragen. Vom Thukydides trägt Hr. Schw. ein im ersten Register übersehenes Citat nach; und unter Perinthus wird der Druckfehler der latein. Uebersetzung IV, 131 f. *Corinthius* in *Perinthus* corrigirt; auch f. v. *Utenfilium* erinnert, daß XIV, 648 f. σκεύη besser durch *Utenfilia*, als durch *vafa* übersetzt seyn würde. Auch Pythonikus findet hier noch seine Stelle; allein das Orakel des Messeniers *Melanthus III*, 96, e, steht weder im zweyten Register unter *χρησμοί*, noch im dritten unter *oracula*: und unter *Melanthus* ist III, 116, d, a für 96, d, e verdruckt, so wie des *Melanthus* Vorfahr in der Herrschaft über Athen *Thymotes* als *Thymotus* aufgeführt ist. Sonst ist es ein wesentlicher Vorzug dieser Indices zu ihrer größeren Nutzbarkeit, daß man nur selten einen Druckfehler bemerkt. Hie und da ist auch noch eine Conjectur oder sonst eine belehrende Anmerkung gebracht, wie S. 593 zu IV, 148, e. *λίσχοροι* für *λίσχοι*, in entgegengesetzter Bedeutung dem Zusammenhange gemäß, gleichbedeutend mit *γλισχοί* nach *Suldas* und *Hesychius*.

Bey dem Worte *Achaiinos* wird gezeigt, daß der Vers III. 109. f. *Ἀχαιῖνῳ στέατος ἐμπλεῖων τράγων* ein vollkommener Senarius sey, und bey *Tius* die Veränderung des *ἐν τῷ VII. 325. e*, in *ἐν Τίῳ* gegen die Conjectur eines Kritikers *ἐν Τέῳ* vertheidigt. Eben so wird S. 599 gegen *Hermann*, welcher IX. 407 f. *εἰς τὴν οὐρανὸν* für *εἰς τὴν οὐδὶππος ὁ λέων* nebst anderen unstatthaften Conjecturen geltend machen wollte, erinnert, daß *Thudippus* ein griechischer Name sey, der auch in Phokions Leben bey *Plutarch* vorkomme. Cf. *Aelian. V. H. XIII. 41*. Im Anfange des vierten Verses ist wahrscheinlich *ἔφερε τὸν ὁδὸν* für *ἔφερο* zu lesen, und im Anfange des

dritten vielleicht *ὡς δὲ ὁ Κηφισοδάμῳ περὶ τὸ βῆμα*, d. h. bey jedem Schritte, so wie er ging. Der sechste Vers bedarf keiner Verbesserung: man beachte nur, was *Clarke ad Hom. II. a. 295* erinnert. Bey dem Worte *Cylinda* führt Hr. Schw. zu XI. 484, c. seine Conjectur *κυλίνδων* für *κυλινδῶν* an; aber so wenig diese, als die Verbesserung *Bentley's* *Κιλίκιας*, noch sonst eine bisher vorgeschlagene Veränderung des Textes scheint richtig zu seyn: *Κυλινδῶν* ohne *λ* gelesen, hilft allen Schwierigkeiten ab. Jedermann kennt das Schatzhaus der Makedonier zu Quinda in Kilikien. *Strab. XIV. pag. 672, ed. Cas. pag. 689, edit. Almet.* F — G.

KLEINE SCHRIFTEN.

ORIENTALISCHE LITERATUR. Marburg, b. Krieger: *Chronici Syriaci Abulpharagiani e scriptoribus graecis emendati, illustrati specimen*, auct. Alb. Jac. Arnoldi, Theol. D. et Prof. 1865. 64 S. in 4. Das historische Werk des Abulpharadsch ist ein sehr schätzbares Denkmal des Mittelalters. Es besteht aus 3 Theilen. Die Herausgabe des II und III Theils gehört unter *Assemens* große Verdienste um die syrische Literatur. Diese beiden Theile sind aber zunächst nur für die Kirchengeschichte des Orients wichtig, und enthalten nur beyläufige Data zur politischen Geschichte: der zweyte erzählt die Amtsführung der Patriarchen, der dritte die der Maphrianen oder Primaten der Jakobiten. Hingegen der erste Theil ist eine Universal-Geschichte von Erschaffung der Welt bis auf das Zeitalter des Vis., in zehn Dynastien. Diesen Haupttheil, welcher ein allgemeines Interesse hat, haben *Brunn* und *Kirsch* herausgegeben, und zwar den syrischen Text mit einer lateinischen Übersetzung. Mit dieser Edition ist nun Hr. A. gar nicht zufrieden: der Text sey sehr fehlerhaft, die Übersetzung oft ganz unrichtig. Ein trefflicher, ihm eigenthümlicher, Gedanke ist, eines der vorzüglichsten Hülfsmittel, die Mängel der Ausgabe zu ergänzen, seyen die Schriften der griechischen Geschichtschreiber, sowohl der Kirchen-Schriftsteller, als auch der Byzantiner. Es ist bekannt, daß die Schriften der Syrer, namentlich aber die des Abulpharadsch voll vom Grécismen sind, nicht nur von einzelnen Wörtern, sondern auch von ganzen Redensarten und Constructionen: noch mehr, Abulpharadsch beruft sich häufig auf die Autorität der griechischen Geschichtschreiber, man darf daher auch annehmen, er habe sie bey der Abfassung seiner Chronik vor sich gehabt und benutzt, und diese Vermuthung bestärkt die Vergleichung derselben mit ihnen. Diese Vergleichung hat nun Hr. A. schon seit geraumer Zeit angehebt, und Bemerkungen gesammelt, welche zur Verbesserung des Textes der Chronik und zur Erklärung dunkler Stellen dienen. Dergleichen theilt er nun in diesem Programm mit: insgesamt beweisen sie, wie gegründet jene Vermuthung und wie glücklich die Ausführung derselben sey. Wir legen den Lesern nur einige Proben vor. Text S. 18 ist von *Aeneas* die Rede, welchen Abulpharadsch für den ersten König der Franken oder Lateiner angiebt, und die Verschiedenheit der Berechnung seiner Regierungsjahre anführt, ganz übereinstimmend mit *Eusebius*: auch in der philoxenianischen Version Ap. G. 9. 33 findet sich der syrische Name, welchen Abulpharadsch gebraucht, für den griechischen *Αἰνίας*. S. 26 ist nicht *Baronius*, sondern *Cherronius* zu lesen, gleichfalls nach *Eusebius*, welcher bey der Regierung des *Hiskias* bemerkt: *ἐν Σικελίᾳ χερρόνησος ἐκτίθηται*. De *Sacy* fand diese Lesart wirklich in einem pariser Codex des Chronikon. Auf der nämlichen Seite bedeutet das syrische Namen nicht einen Thurm, sondern eine Bildsäule von Erz, in welche die Legende den *Maassas* einschließen läßt.

Das syrische Wort *ܥܘܪܝܐ* ist das griechische *ζυδιον*, welches die Glossatoren durch *ἀγαλμα*, *εἰδωλον* u. s. w. erklären. Vgl. *Synecd. p. 214* und *Glossar p. 197*, welcher *ζυδιον* hat. S. 39 ursprünglich, wie *Brunn* vermuthet, zu lesen: *Hyrcaner* und *Mörder* (nicht *Mörder*). *Eusebius* sagt ausdrücklich: *Αἰσχυρὸς Τε-*

κωνεύς καὶ *Μαρδὸς ἐχρισσάτω*. S. 49 ist der Sinn dieser: *Jo- vian* habe *Nisibis* ohne Einwohner dem *Sapor* übergeben; *Am- mianus*, *Zosimus* und der *Vf. des Chronicon paschale* berichten eben dieses. S. 72 ist nicht von *Basilius*, sondern von *Acholius* die Rede, welcher nach *Sokrates* und *Sozomenus* zu *Thessaloni- ch* Bischof war, als *Theodosius* in diese Stadt kam. Auf eben derselben Seite wird *Thessalonich* die Hauptstadt Italiens, statt *Thessaliens* genannt, wie *Theodoret* sagt: *Θεσσαλονίκη ἡγουμένη Ὀστρολίας*. S. 77 ist zu übersetzen: *condidit portum magnam*, *Neon* *ἡμολον dictum*, in Übereinstimmung mit dem *Chronicon paschale*. Wenn Kaiser *Heraclius* (S. 107) seine Truppen aus *Syrien*, das er gegen den Chalifen *Omar* nicht behaupten kann, zurückzieht, so will der Geschichtschreiber nicht sagen: *copiis- que interdixit, quo minus Christianos hujus regionis depræda- rentur* (wie *Brunn* übersetzt), sondern gerade das Gegentheil: *multos suos amittit, ut incolas christianos expilarent*.“ Diefes erfor- dert der syrische Sprachgebrauch des Zeitworts: *ἔλαβον*. Das- selbe erzählen auch *Eutych. II. 231. Etmacin. p. 28* und *Abulfed. Annal. Moslem. I. 226*. Uns scheint, als habe Hr. *Brunn* der hebraische Sprachgebrauch von *קָבַץ*, *cupodivit, coavit, tenuit*, u. s. w. geführt. S. 108 übersetzt Hr. A.: *Talam et Daram armis expugnavit* statt: *arces et monasteria. Cedrenus (p. 429)* sagt: *παράλαβαν ταῦ τὴν Ἑδῆσαν λόγους, τὴν δὲ Κωνσταντίαν (h. e. Tala) πολέμῳ, ὡς αὖτε δὲ Δαράς*. Vgl. *Theophan. p. 282*. Hier dürfte sich doch zur Vertheidigung der getadelten Übersetzung noch Manches sagen lassen. *ἦν* wird doch von den *Aramäern* bekanntlich vielen *nom. propr.* in der Bedeutung *ager, arx* u. s. w. vorgesetzt. Auch war es ganz der Denkart des *Maphrian's* angemessen zu sagen: Obgleich *Omar* die Stadt *Edessa* durch Vertrag in seine Gewalt bekam: so liefs er doch Schloß und Klöster zerstören. Ganz richtig wird S. 116 *Muhtar* in *Muchthar* verwandelt. Eben so beyfallswerth, wie diese, sind auch die übrigen Verbesserungen und Erläuterungen. Jedem, der das syrische Werk des Abulpharadsch gebrauchen will, ist diese kleine Schrift beynahe unentbehrlich. Wir enthalten uns daher auch, aus derselben mehr anzuführen, da sie ohne Zwei- fel in den Händen eines jeden syrischen Literators seyn wird.

Aber unser Befremden müssen wir noch äußern, daß Hr. A. dem *Vf.* der syrischen Chronik, welchen er auf dem Titel richtig *Abulpharagius* nennt, in der Schrift selbst, nach dem Sprachgebrauch unserer Zeit, immer den Namen *Bar Hebræus* giebt. Dieser Name ist aus einer unrichtig verstandenen Stelle des Schriftstellers selbst entstanden. Er fängt nämlich in dem Chronikon die Beschreibung seiner Amtsführung als *Maphrian* so an: „Nach *Ignatius*, der ist *Zelibas*, dem Sohn *Jakobs*, (folgte als *Maphrian*) *Gregorius*, der ist *Abulpharadsch*, ein Sohn *Aarons*, des Arztes, welcher genannt wird (*ܐܘܪܝܐ*) das Parti- cip in der passiven Conjugation *Ettaphal* von *ܐܘܪܝܐ* *monstravit, in-*

dicavit, wie das arab. *أورى* oder nach der Bedeutung, welche

sich aus dem Zusammenhang ergibt, und in welcher das Wort gewöhnlich im Syrischen gebraucht wird: *qui cognomen habet*, s. *Ephrem syr. T. I. p. 588* der Sohn eines Hebräers (ܐܒܢ ܗܒܪܝܐ) Er selbst also führt in seinem Namensverzeichniß diesen Zunamen an. Es ist auffallend, daß dieses die einzige Stelle ist, in welcher dieser Zunamen sich findet. Gleich zu Anfang dieses Abschnitts beschreibt er seine Erzählung zur Maphrians-Würde so: „Es wurde wieder gemacht eine Wahl des Maphrians, und in wenigen Tagen nach der Einsetzung des Patriarchen zu Sis in Cilicien, so rufen sie aus Gregorius, der ist Abulpharadsch, Sohn Aarons.“ Bey dieser für ihn so wichtigen Begebenheit führt er keinen andern Namen oder Zunamen. Auch da, wo er von seinem Bruder und Successor Barchumas handelt, sucht man vergeblich den Namen Barhebraeus. Die Kritik könnte also, ohne streng zu seyn, die Achtheit der Aufschrift, welche diesen Zunamen hat, in Anspruch nehmen, und sie der Hand eines Abschreibers beylegen. Aber wir wollen die Achtheit zugeben, ohne anzunehmen, daß dieser Zunamen ihm angehöre. Die Worte: „welcher den Zunamen hat Bar Hebraeus,“ gehen nicht auf den Gregorius, sondern auf seinen Vater Aaron. Wir übersetzen und erklären sie so: *welcher (Arzt Aaron) den Zunamen hatte der Sohn eines Hebräers.*

Dieser Erklärung ist keine Regel der Grammatik und Exegese entgegen. Zwar verfährt auch die gewöhnliche Interpretation dieser Worte, welche sie auf den Gregorius bezieht, gegen die Sprachlehre nicht; aber sie hat andere Schwierigkeiten, und wenn sie auch diese nicht hätte, so würde man dennoch der unfrigen den Vorzug zustehen müssen. Die gewöhnliche Auslegung bezieht die Worte auf das entferntere Subject, da es viel wahrscheinlicher ist, daß sie mit dem näheren, unmittelbar vorhergehenden, in Verbindung stehen. Durch das Pronomen

ܐܒܢ und das Participium ܡܪܝܢܐ, welche beide gleichbedeutend sind, werden die beiden Personen, Sohn und Vater, unterschieden: das erste bezeichnet den Zunamen des Sohnes (Abulpharadsch), das zweite den Zunamen des Vaters. Ferner: der Sohn war Bar Aaron, der Vater Bar Hebraeus. Der Vater war der Sohn eines Hebräers, was auch sein hebräischer Name anzeigt, aber dies war der Sohn nicht, denn der Vater war, als der Sohn geboren wurde, schon von der jüdischen Religion zur christlichen übergegangen; Gregorius war also der Sohn eines Christen, nicht eines Hebräers, dies war sein Vater Aaron. Das syrische Nomen ist nämlich kein Name zur Bezeichnung eines Individuums oder einer Person, sondern der Name einer Nation, der Hebräer. Der Großvater des Gregorius, dessen eigentlichen Namen die Geschichte nicht aufbewahrt hat, war nämlich ein Hebräer. Wir bemerken weiter: die syrische Sprache hat, wie die arabische und hebräische, kein eigenes Wort, welches Großvater bedeutet, und dieses Verhältniß ausdrückt. Sie bezeichnen den Großvater (sowie den Urgroßvater und alle Verwandtschaften in aufsteigender Linie) durch Umschreibung mittelst des Nomen ܐܒܢ, ܐܒܝܢ, dies ist etwas bekanntes. So auch im

N. T. das Geschlechtsregister Jesu Luc. 3. Auch daraus ergibt sich, daß in den Worten: Gregorius, ein Sohn Aarons, ein Sohn des Hebräers, die Stammtafel diese ist: der Hebräer ist der Großvater, Aaron der Sohn, Gregorius der Enkel. Es ist auch gegen die Analogie mit den übrigen orientalischen Sprachen, einen Mann von seinem Großvater allein zu benennen. Gregorius ist der eigentliche Name unseres Schriftstellers, Abulpharadsch, Vater des Pharadsch, ist sein nächster Beyname; diesem ist noch einer beygefügt, Bar Aaron, Sohn Aarons. Sein vollständiger Name ist also: *Gregorius Abulpharadsch Bar Aaron*. Nach der Gewohnheit der Morgenländer, dem *nomen proprium* den Namen des Sohnes als *cognomen* beyzufügen, sollte der gewöhnliche Name unseres Schriftstellers Gregorius Abulpharadsch seyn. Sollte eine Abkürzung gemacht werden, so würde er Abulpha-

radsch zu nennen seyn, wie er sonst angeführt wird. Gregorius Bar Aaron wäre schon feltener, doch auch noch mit andern Beyspielen zu rechtfertigender Sprachgebrauch. Gregorius Bar Hebraeus wäre eine Benennung, von welcher schwerlich ähnliche Beyspiele vorhanden sind. Bar Hebraeus allein unseren Schriftsteller zu nennen, ist ein Sprachgebrauch, welcher durch kein einziges ähnliches Beyspiel aus der syrischen oder einer andern morgenländischen Sprache gerechtfertiget werden kann.

ܐܒܢ ܗܒܪܝܐ heist endlich nicht: *Bar Hebraeus*, wie es insgemein übersetzt wird, sondern *Bar Hebraei*, Sohn eines Hebräers. Bar Hebraeus ist also überdies auch eine fehlerhafte Benennung unseres Schriftstellers.

Aber wenn auch die gewöhnliche Interpretation diese Schwierigkeiten und Fehler nicht hätte, so können auch noch andere Gründe angeführt werden, aus welchen erhellen wird, daß sie unstatthaft ist, und daß der unfrigen wenigstens der Vorzug gebühre. Der Name Bar Hebraeus ist ein neuerer Sprachgebrauch. Bey alten Schriftstellern findet sich dieser Name nicht. Die beiden Exemplare oder Handschriften von dem arabischen Chronikon, welche Pococke bey der Herausgabe des *Specimen historiae arabum* gebrauchte, geben selbst vollständige Charakterisierungen von unserm Schriftsteller, sie beschreiben ihn mit aller Ausführlichkeit und Genauigkeit; aber daß er oder sein Vater auch Bar Hebraeus geheissen, davon wissen sie nichts. Der Titel des ersten Exemplars ist weitläufig, der Name Bar Hebraeus ist aber nicht unter den übrigen. Über den Vf. dieses Titels oder den Abschreiber dieses Exemplars äußert Pococke seine Meinung nicht; das zweite schreibt er einem Christen zu. Am Ende desselben findet sich gleichfalls eine Schilderung des Schriftstellers: er heist aber in derselben bloß *مار غريغور*

Gregorius, mit dem orthodoxen Ehrentitel der Syrer. Pococke führt auch die Aufschrift eines Exemplars von der syrischen Grammatik des Gregorius an: diese giebt zwar seine übrigen Namen an, der Name Bar Hebraeus findet sich aber auch hier nicht. Daher sagt auch Pococke S. 4 der Vorrede: *Ipsi (auctori nostri) igitur nomen proprium Gregorius, agnomen a filio desumptum Abul-pharus, a patre, Ebn Aaron.*

Hätte aber auch unsere Interpretation nicht so viele Vorzüge vor der gewöhnlichen, so gebietet selbst die Decenz, ihn nicht dem Sohn, sondern dem Vater zuzuschreiben. Der berühmte Primas des Orients würde selbst am wenigsten damit zufrieden seyn, wenn er seine Meinung uns noch eröffnen könnte, wenn er in unseren Schriften sich gewöhnlich mit einem Namen bezeichnet fände, welcher seine jüdische Abkunft stets ins Andenken bringt. Es war also selbst Mangel an Gefühl der Schicklichkeit, daß die orientalische Literatur den Maphrian der monophysitischen Christen insgemein und schlechthin den Sohn eines Hebräers nannte. Diese Bemerkungen werden aber auch für sie hinreichend seyn, sich zu überzeugen, daß sie den Schriftsteller, von welchem die Rede ist, nicht mehr als Bar Hebraeus, sondern als Gregorius Abulpharadsch, oder mit einem dieser beiden Namen allein, unter welchen der letzte, als der bekanntere, vorzuziehen seyn wird, anzuführen haben. G. d. S. N.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. Leipzig, b. Hinrichs: *Neues französisches Lesebuch in angenehmen und lehrreichen Erzählungen*, mit einem Wortregister versehen, in welchem zugleich auf die französische Sprachlehre von Seebas und La Combe hingewiesen wird. Von F. T. Kühn, Prof. in Helmstädt. 1805. 203 S. 8. (16 Gr.) Der Aufsätze sind fünf und vierzig, in der bekannten Art der kurzen moralischen Erzählungen geschrieben, deren uns die Franzosen in besonderen Sammlungen, theils auch in ihren Journalen, überflüssig mitgetheilt haben. Es ist nicht genug für Mannichfaltigkeit und Abwechslung des Tons geforgt. Die zahlreichen Druckfehler sind nicht alle angezeigt. Das Wortregister scheint vollständig. Cch.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Matzdorf: *Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeitwörter mit den verschiedenen Wortformen, insonderheit mit dem Dativ und Accusativ oder mit mir und mich, dir und dich, ihm und ihn, ihr und sie, Ihnen und*

Sie etc. Von M. J. C. Vollbeding. 4te verb. und mit vielen Beyspielen, einer theoretischen Einleitung und einem Anhang zur Vermeidung der übrigen Sprachfehler vermehrte Auflage. 1807. IV u. 308 S. 12. (1 Thlr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 OCTOBER, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Classici Romanorum scriptores* Vol. II. M. T. Ciceronis opera omnia T. IV. Ciceronis opera philosophica. P. I. M. T. Ciceronis de legibus libri tres: ad optimorum exemplar. fidem recensiti atque prooemio argumentis et indice instructi a Joh. Friedr. Wagner. 1804. XVII u. 95 S. Der Commentar besond. 184 S. 8.

Unter den profaischen Schriftstellern in der *Rupertschen* Autorensuite macht den Anfang das ciceroniani- sche Werk *de legibus*, dessen erstes Buch nur ein rein humanes Interesse hat, während die übrigen doctrinalen Inhalts sind, und bloß von den bürgerlichen Gesetzen Roms handeln. Eben dieser etwas abstrusere Inhalt, verbunden mit den Lücken, und den vielen corrupten Stellen in dem Werke, waren auch wohl die Ursachen, warum dasselbe seit *Turnebus* lange Zeit keinen neuen Bearbeiter fand. Nach *Dawes*, der, wenn auch nicht durch seine Kritik, doch durch die von ihm bemerkten Varr. aus 7 Codd. über manche Stelle neues Licht verbreitete, hat jetzt Hr. W. einen vollständigen exegetischen und kritischen Commentar darüber geliefert, der theils durch Berichtigung mancher Irrthümer in dem Commentar des *Turnebus*, theils von Seiten gründlicherer Sprachforschung überhaupt, theils durch eine genauere Behandlung des philosophischen Theiles des Werkes unverkennbare Vorzüge besitzt. Gleichwohl ist dem künftigen Bearbeiter noch Manches übrig gelassen; besonders hätte in kritischer Hinsicht mehr geleistet werden sollen. Anlaß genug boten theils die Varr. im *Dawes* dar, theils die Ausgabe dieses Werkchens von *Joh. Aug. Görenz* (Leipz. 1796), wenn sie anders zu Hn. W's. Kunde gelangt wäre.

Gleich zu Anfang des ersten Kapitels fragt *Atticus*, ob das die sogenannte alte *Marius-Eiche* sey? *Quintus* antwortet: Hier wird es nie an einer *Marius-Eiche* fehlen, *nisi forte Athenae tuae sempiternam in arce oleam tenere potuerunt, ut quod Homericus Ulysses — palmam vidisse dixit, hodie monstrant eandem; multaque etc.* Hr. W. erklärt die Stelle so, als sey sie nicht vollständig, und man müsse hinter den Worten: *stare potuerunt*, hinzudenken: *idem vero in ista quercu evnire non potuit*. Dazu werden Stellen aus *Livius* angeführt, wo die Rede vollständig ist. Allein 1) können diese Worte nicht hinter *starent* supplirt werden, sondern hinter *monstrant eandem*, weil bloß bis dahin die Stelle von *nisi forte* afficirt wird; *J. A. L. Z.* 1807. *Vierter Band.*

2) ist *nisi forte* ganz falsch gefaßt, welches nicht bloß, wenn das nicht ist, bedeuten kann (schon das *forte* hätte können auf andere Gedanken leiten), sondern bey *Cicero* allerwegen, und bey *Quintilian*, in der Bedeutung gebraucht wird: *es mußte denn seyn daß*, in Fällen nämlich, wo das Gegentheil sich gleichsam von selbst versteht, daher es denn gewöhnlich eine Ironie ausdrückt. Z. B. hier ist der Sinn: Es ist bekannt genug, daß *Athen* seinen Öl-zweig bis heute noch hat. *S. pro Mil. c. 7. und c. 31. Quintil. Inst. Or. IV. 2, 24.* — Auf des *Atticus* Frage, ob dieß die Eiche wirklich sey, die *Marius* nach dem Gedichte des *Cicero* gesehen habe, antwortet *Cicero*: *Untersuche doch dergleichen Dinge, die durch die Tradition sich so erhalten haben, nicht mit der Genauigkeit.* *Atticus* erwiedert: *Atqui multa quaeruntur in Mario, fictane an falsa sint, et a nonnullis, quod et in recenti memoria, et in Arpinati homine, vel severitas a te postulat.* So steht beynahe in allen Handschriften. Hr. W. setzt aber ganz eigenmächtig in den Text: *quod e. i. r. m. et i. A. homine verferis, veritas a te postulat.* Allein *quod et i. r. m.* hat seinen guten Sinn, sobald man nur das vorhergehende *quaeruntur* wiederholt. Da *vel* überall steht, so glauben wir, daß *severitas* die richtige Lesart ist: bey den Umständen, fodert man sogar Strenge in Sichtung des Wahren und Unwahren. Was gäbe es wohl für einen gefunden Sinn, wenn es hiesse: *sogar Wahrheit wird von dir gefodert?* — Auf diese Rede des *Atticus* erwiedert *Cicero*: *Et mehercule, ego me cupio non mendacem putari, sed tamen nonnulli isti, Tite, faciunt imperite, qui in isto periculo non ut a poeta, sed ut a teste veritatem exigant.* Hier erklärt sich der Herausgeber in einer langen Anmerkung gegen das Wort *periculum*. Dichterischer Versuch, wie es in den Lexicis erklärt würde, könne es dem Sprachgebrauch nach nicht bedeuten. Sodann bedeute es gewöhnlich in gerichtlichen Angelegenheiten (wie *Verr. 3, 79*) so viel als *tabellae*; allein diese Bedeutung passe auch nicht hieher. Er schlägt daher vor *καρπερον* zu lesen. Allein die natürliche, und dem Zusammenhang nach erforderliche Bedeutung von *periculum* ist hier *Anklage*: die es aus dem Grunde hat, weil, wenn man gerichtlich angeklagt wird, man Leben, Güter u. dgl. m. riskirt. So *Cic. pro Manilia c. 1, p. Archia 2. Nep. Phoc. c. 2.* Der Sinn der ganzen Stelle ist: Wenn man in jeder Anklage in Betreff des Lebens des *Marius* den Dichter vergißt, und Wahrheit überall verlangt, wie von einem Augenzeugen.

Kap. 4. §. 14. Hr. W. bemerkt, *Cicero* unter-

scheide sehr genau das *jus civitatis* von dem *jus civile*; unter jenem verstehe er die Kenntniß des allgemeinen Rechts, das philosophische Staatsrecht; das *jus civile* sey die Kenntniß der positiven Gesetze. Allein davon finden wir nichts im Cicero. Wenn er sagt, viele erklärten dem Volke das *jus civile* aber es hatte bloß den großen Namen, sie blieben bey Kleinigkeiten stehen, denn das *jus civitatis* ist eine Wissenschaft von weitem Umfang: so muß er nothwendig unter *jus civile* diese Wissenschaft im weiten Umfange verstehen, die er unter *jus civitatis* sich denkt. Cicero fährt fort: Das Geschäft des Rechtsconsulenten nothwendig, aber eben dadurch ein heiliges Gesichtspunct an. Ich leugne gar nicht diese Männer auch Kenntniß vom philologischen Rechte besitzen, sie üben nur das so ge-
civile in so weit aus, als sie es für die ihrer Proceßes nöthig haben. Wäre nun, Meinung des Herausgebers, *jus civile* dem gleich als Kenntniß der positiven Staatsrechte: warum sagt er, sie befaßten sich mit dem *jus civile* nur in so weit sie es zu ihren Proceßes brauchten? Er setzt mit Fleiß hinzu: *Hoc civile quod vocant, satenus exercebant*, das eigentlich, wie sie es treiben, nicht das wahre *jus civile* ist, das sie so nennen; weshalb wir denn keineswegs um das *quod vocant* zu erklären, unsere Zuflucht zum Pomponius *de orig. juris* mit dem Herausgeb. nehmen dürfen, wo eine Erklärung herauskommt, die unpassend und gar lächerlich ist. — Im Texte heißt es ferner: *Id autem incognitum est, minusque in usu necessarium*. Das *id* soll auf das *jus civitatis* gehen, das, wie der Herausgeber richtig bemerkt, mit dem eierley ist, was gleich darauf Cicero nennt *universum jus*, also die philosophische Kenntniß vom Staatsrecht. Allein eben hatte ja Cicero gesagt: Er leugne nicht, daß die Rechtsgelehrten des philosophischen Rechts kundig wären, wie kann er nun von demselben *jus* sagen: *Id autem incognitum est*? Die Stelle muß aus einigen Codd. so emendirt werden: *Id autem incognitum est minus, quam in usu necessarium*.

Kapit. 8, zu Anfang: *Et nimirum ista sunt, ut disputantur*. Wir sehen nicht, was hier den Herausgeber veranlaßt, diese Stelle für verdorben zu halten, und die Lesart der Aldina *disputari solent nimirum ista* vorzuziehen. Denn 1) haben sie alle Handschriften bey Dawes; 2) warum soll Cicero diese Meinung, die die Meinung der Stoiker war, nicht für die feine ausgehen, da er sie dem Cato *de Sen.* in den Mund legt, und *de nat. Dear.* 2, 32, sie den Balbus vortragen läßt? 3) ist es eine ihm gewöhnliche Phrase: *Sunt ista, ut disputantur*, z. B. *de amic.* 2, wie das Griech. *ἐστὶ ταῦτα*.

Kapit. 11. Nachdem Cicero gesagt, daß die verschiedenen Seelenkräfte, eben so der Trieb zum Vergnügen, zur Tugend, Ehre u. s. w. allen Menschen gemein sey, fährt er fort: *Quibus ex rebus cum omne genus hominum socialium inter se esse intelligitur, illud extremum est, quod recte vivendi ratio maiores officit*.

Hier macht Hn. W., wie den übrigen Interpreten, das *extremum illud* so große Schwierigkeiten, daß er sich in Spitzfindigkeiten verliert. Auch fühlt er selbst, wie dunkel Cicero nach dem von ihm untergelegten Sinne geschrieben hätte, und entschuldigt diese fehlerhafte Kürze, mit der Flüchtigkeit seiner philosophischen Schriften!! Allein unter *illud extremum* müssen verstanden werden *omnia studia, omnes actiones*. Der Sinn ist: Da nun die Menschen alle diese Triebe und Anlagen mit einander gemein haben: so ist das höchste und letzte Ziel, worauf sich unsere ganze Thätigkeit beziehen muß, daß wir uns vervollkommen durch Rechthandeln. Vgl. Cic. *de Fin.* 3, 6.

Kapit. 14. Es kann keine Verführung wegen begangener Verbrechen Statt finden. *Poenas lunt, non tam judicii (quae quondam nusquam erant, hodie multifariam nulla sunt, ubi sunt, tamen persaepe falsa sunt), quam ut eos agitent furiae etc.* Hier haben alle Codd. *ut sint, tamen persaepe falsa sunt*, und in dem Commentar faßt auch Hr. W. die Stelle so, wie sie denn auch so emendirt werden muß, im Texte aber finden wir die alte Lesart. — Kap. 17 will Cicero beweisen, daß Recht und Tugend in der Natur des Menschen gegründet seyen, so wie man die Schönheit eines Baumes, eines Pferdes, und jedes Dinges nach sich selbst, und seiner Natur nach, den klugen Mann nach keinem anderen Maßstab, als nach seinem eigenen Betragen, das Wahre und Falsche nach keinen anderen Gründen, als denen, die in der Sache selbst liegen, beurtheile. Er setzt hinzu: eben so wie Talente und Schwächen bey der Jugend aus der Natur entspringen. *Nos ingenia juvenum non item ad ingenuae naturae virtutes et vitia, quae existunt ab ingenio, judicabuntur? an ea non aliter? honesta et turpia non ad naturam referre necesse erit?* Hr. W. verändert: *Nos ingenia juvenum non item ad ingenuae naturae vi esse? virtutes et vitia, etc.* Warum hielt sich Hr. W. hier nicht an die Autorität der Handschr., durch deren Hülfe die corrupte Stelle sehr zusammenhängend und deutlich wird? Fünf Codd. von Dawes haben: *Nos ingenio juv. non item ab ingenuae naturae virtute? sed vitia quae existunt ab ingenuae aliter judicamus? an ea non aliter, quam honesta et turpia non ad naturam referri necesse erit.* Die übrigen Codd. gehen, bloß darin ab, daß sie lesen: *at ingenio natura virtutes*, was offenbar die vorige Lesart ist, nur corrumpt. Was bedarf es einer besseren Lesart als dieser? Bey *ab ingenuae naturae virtute*, wird nämlich *existere dicimus* oder *existunt* hinzugedacht. Warum soll das *confitemur* in den Text, und *ab ingenuae naturae vi esse*, was in keiner Handschrift steht, und ein Einfall von Dawes war? Sodann müssen die Sätze verbunden gelesen werden: *An ea non aliter quam s. et h. u. s. w.* weil Cicero hier von den guten und schlechten Geistesanlagen spricht, inwiefern diese in der Natur liegen, und erst späterhin den Schluß von diesen auf sein *honestum* und *turpe* macht, in den Worten: *Quae quum et bon. et mal. u. s. w.*

Jetzt noch einige Stellen aus dem zweyten Buche, wo durch die falsche Lesart der Sinn gerade

verdunkelt wird. — Kap. 2, wo Cicero über das doppelte Vaterland spricht, das man lieben könne, inwiefern uns entweder der Ort unserer Geburt, oder die bürgerliche Verfassung interessire: *Quum ortus Tusculanus esset, civitate Romanus, habuit alteram loci patriam, alteram juris, ut nostri Attici, postquam Theseus eos demigrare ex agris et in astu, quod appellatur, omnes se conferre iussit, et Sunii erant iidem et Attici.* — *Sunii*, eine von Turnebus eingeführte Lesart, kann schon aus dem Grunde nicht stehen, weil das *Gentile* in griech. *Σουννίος* heisst, und dann weiss man schlechterdings nicht, was man mit *Sunii* anfangen soll. Nimmt man daher *Symphratores et Attici* an, da alle Codd. bey Dawes einstimmig *Symphratidas ex Atticis* haben: so hat man höchst wahrscheinlich die richtige Lesart. Er sagt nämlich: Nachdem Theseus die Einwohner Atticas in eine Stadt zu ziehen, und sich in eine große Gesellschaft zu sammeln genöthigt, sie dens in Tribus eingetheilt: so führten sie einen doppelten Namen, sie hießen nach ihrer Tribus, und nach dem Lande wo sie geboren waren. In der Recension des Textes v. Görrens steht *simul phratores. Sed necesse est, setz Cicero hinzu. eam caritate praestare, qua reip. nomen universae civitatis est.* Hr. W. liest: *In qua reip. nomen et universae civitatis*, und versteht die Stelle von Rom, welches nicht bloß dem Staat, sondern auch der ganzen damaligen bekannten Welt den Namen gegeben. Aber Cicero redet ja hier überhaupt vom Vaterland, das wir so nennen, inwiefern wir durch gemeinsame Bürger-Rechte und Pflichten an ein Land gebunden sind. Es sind daher die Worte des Textes: *Qua reip. nomen universae civitatis* sehr richtig und so zu fassen: Das Vaterland muß uns lieber seyn, von welcher der ganze Staat als eine gemeinsame Bürgerverfassung den Namen hat. Wie konnte auch, nach des Vfs Meinung, *universa civitas* die ganze Welt bedeuten? — Kap. 11. In allen Handschriften bey Dawes steht: *Si in jus vocat atque eat*, und da erwiesen ist, daß diese die Worte der *lex de in jus vocando* waren (vgl. Gellius 10. 20. Porphyrio und Festus, und Sigonius *de jure Rom. Th. 2. 475*): so wundern wir uns, warum Hr. W. sie nicht aufgenommen hat. Auch Kap. 9 hätte die falsche Lesart: *deorum manium iura sancta sunt. Hos lato datos, divos habento* nicht beybehalten werden sollen. Die *Dii manes* konnten sie doch wohl nicht *lato dare*, wie das die *formula solemnus* bey Ankündigung der Begräbnissfeyer war; auch brauchte es wohl nicht erst vorgeschrieben zu werden, daß sie sie göttlich verehren sollten! Also *fos* oder *suas*, da es ja bekannt ist, daß die Kinder ihre um sie verdiente Eltern apothecisirten, aus welchen Privatapothecien die öffentlichen der Kaiser hernach entstanden. S. Casaub. *ad Suet. Jul. 38.* und weiter unten *de legg. 2. 22.* Kap. 12 hätte die Herausg. bey den Worten: *Quod tempus, ut sacrificiorum libamenta servantur* auf, und glaubt, daß, da *quod* gar nichts habe, worauf es sich beziehe, ein sonderbares Anacoluthon anzunehmen sey. Er bezieht sich dabey auf 20. wo gar kein Anacoluthon vorkommt. Man muß hier *quod tempus* durch *per quod tempus* erklären, wie *pro Arch. c. 3: ut temporibus quae tu criminaris. ne ipsius quidem iudicia cum in civium*

Romanorum iure esse versatum, über welche Stelle eben deshalb die Interpreten große Zweifel erhoben haben. — In demselben Kap. heisst es von dem Feuer der Vesta: *Eicolasdae virgines praesunt, ut advigiletur facilius ad custodiam ignis, et sentiunt mulieres in natura foeminarum omnem castitatem pati.* Durch die Lesart *pati* wird die Stelle völlig unverständlich, und Hr. W., der der Lipsius'schen Conjectur beytritt *naturam* statt *natura*, bringt ebenfalls einen Sinn heraus, der ganz gegen den wahren Gebrauch des *pati* ist. Mit der leichten Veränderung des *pati* in *peti*, die auch Hr. Görrens aufgenommen hat, ist der Schwierigkeit abgeholfen. W.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Küsse*, aus dem Lateinischen des Johannes Secundus, übersetzt von Franz Passow. 1807. 77 S. gr. 8. (16 Gr.)

Ein lebendiges, frisches Colorit, welches einladend anpricht, gelstvolle Treue, die mehr Ton und Gehalt des Ganzen, als den kalten Buchstaben wiederzugeben strebt, verweilende Bemühung um glättende Vollendung, auch, im Durchschnitt, ein wohlklingender Vers mit einer gewählten, edlen Sprache charakterisiren vorliegende Übersetzung, welche einen talentreichen Urheber verräth. Mit zartem Geschmack und richtigem Takte hat Hr. P. seinen Gegenstand behandelt, und sich behutsam innerhalb der Grenzen des Schönen und Gefälligen gehalten; daher werden Reiz und Anmuth in der Nachbildung so wenig als im Urbilde vermisst. Mit grossem Rechte hat der Übersetzer der nothwendigen Rücksicht des *ne quid nimis* manchmal die wörtliche Treue hintangesetzt; ein andermal hat er durch sorgfältige Wahl eines entlegneren Ausdruckes das Mißfällige des Gedankens gemildert: *non semper idum da mihi basium*, „nicht immer schmilz in thauige Küsse hin.“ Wenn er V, 6 seine Küssenden einmal, wie schnäbelnde Taubchen, *girren* läßt, wo sie nach unserm Gefühl nur *schmachten* oder *senfzen* solten (*gemere*), so ist dies eine Ausnahme von der Regel. — Im Versbaue ist Hr. P. auf dem Wege, Meister zu werden. Der Hexameter (obgleich mitunter ein weiblicher Abschnitt im siebenten Halb- takte sich findet z. B. I, 9. 21. VI, 1) ist gediegen und wohltonend; dahingegen im Pentameter nicht selten zur Unzeit matte Trochäen zugelassen sind, z. B. I, 20. X, 20.

Da ward meinem Schmerz einzig erquickender Trost.
Höre gesenkten Blicks dieses gestrenge Gesetz.

Auch zwey Verstakte unmittelbar hinter einander durch unvollkommene Spondeen ausgefüllt zu hören, wie I, 8:

Ach! wie oft sie rief: schön war Adonis, wie du!

thut im Ganzen dem Ohre nicht wohl; hier wird diese Lizenz durch den Gedanken begünstigt. Die übrigen Sylbenmasse, die jambischen und trochäischen, die alcäische Strophe, und die Hendecasyllaben sind sehr schön gebaut. Verletzungen der Quantität, wie I, 4 *Wohlgeruch* als Daktylus, und Hiatus, wie IX, 25 *Arme* aus fanden sich nur selten.

Die Sorgfalt des Übersetzers hätte doch auf man-

chen hingeworfenen Nebenzug des Originals noch pünctlichere Rücksicht nehmen sollen. So übergeht er I, 6 den schönen Begriff *notus*, und den nicht minder bedeutenden, der in *ima* enthalten ist:

Notus et irrepsit ima per ossa calor.

Und stillahmende (?) Glut kam in den Busen zurück.

Vielleicht so:

Und, ihr bekannt schon, schlich tief bis zum Marke die Glut.
Durch eine unbedeutende Nachhülfe läßt sich auch VI, 1 sowohl metrisch als dem Sinne nach verbessern:

De meliore notā bis basia mille paciscens

P. Als ich von dir mir der süßesten Küsse zweytausend bedungen.

Rec. Als der erlesnenen Küß' ich mir zweytausend bedungen.

Eine der schwersten Aufgaben für den Übersetzer war der dritte Kufs:

Da mihi suaviolam, dicebam, blanda puella;

Libasti labris mox mea labra tuis.

Inde velut, presso qui territus angue resultat,

Ora repente meo vellit ab ore procul.

Non hoc suaviolam dare, lux mea, sed dare tantum

Est desiderium stebile suavioli.

Die Übersetzung:

Reiche die Lippen zum Kufs, so begeh' ich, reizendes Mädchen,
Leis mit den Lippen darauf rührst du die Lippen mir an.
Aber erschreckt, wie der Fufs, der die Schlange getreten, zurückzuckt,

Wundtest den Mund du schnell mir von dem Munde hinweg.

Nein, mein liebliches Licht, nicht hast du den Kufs mir gegeben,
Gabst nach dem Kusse mir nur sehnliche Flammenbegier.

Das Mangelhafte dieses Versuches liegt besonders darin, dafs *dare suaviolum* im ersten Verse nicht eben so wie in dem auf ihn sich beziehenden fünften gegeben ist. Die zweyte Zeile möchten wir so ändern: „und mit den Lippen alsbald streiftest die Lippen du mir.“ und V. 4 *reifst* lesen. Wenn eine völlig entsprechende Übersetzung möglich ist, so wird Hr. P. sie uns geben. M. D. K.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

ZÜRICH, b. Gessner: *Römische Studien*, von C. L. Fernow, 1806. I Theil. XIV u. 450 S. II Theil. XVI u. 416 S. in 8. Nebst zwey Kupfertafeln und eben so viel Notenblättern. (4 Rthlr.)

Die ausführliche Beurtheilung einer Schrift, welche wie die vorliegende aus mehreren von einander unabhängigen Aufsätzen besteht, würde einen beträchtlich grösseren Raum erfordern, als die nothwendige Einrichtung dieser Blätter uns vergönnt: unterdessen ist auch gerade in dem gegenwärtigen Falle eine ausführliche Beurtheilung um so weniger nothwendig, als die sämtlichen hier zusammengestellten Abhandlungen von nicht mehr als einem, der bearbeiteten Gegenstände kundigen, und dem Publicum bereits durch andere günstig aufgenommene Werke bekannten Verfasser herrühren. Wir können uns daher nur mit einer allgemeinen Inhaltsanzeige begnügen, und diese Anzeige nach Befinden mit Anmerkungen begleiten.

I) *Über dem Bildhauer Canova.* Von Canova's Herkunft, Bildung und Arbeiten werden in dieser Schrift schätzbare Nachrichten mitgetheilt. Das künstlerliche Urtheil des Vfs. ist gerecht und gründlich, und weicht eben darum, wiewohl ohne den wahren Verdiensten des berühmten Künstlers Ungunst zu beweisen, sehr ab von dem übertriebenen Lob, wodurch feichte Bewunderer ihn zu ehren vermeinen. II) *Über die Begeisterung des Künstlers.* In Betreff dieses Aufsatzes, sagt Herr Fernow (*Vorrede* S. XIII), selbst „seine Absicht sey nicht gewesen, den Gegenstand zu erschöpfen, sondern blofs die Grundzüge desselben zu entwerfen,“ welches auch auf eine befriedigende Weise geschehen ist. III) *Über das Kunstschöne.* Ist eigentlich gegen Hn. Hofrath Hirt gerichtet, der in seinen 1797 in den *Horen* erschienenen Aufsätzen das Kunstschöne aus dem Charakteristischen erklären wollte; Hr. F. äufserte dagegen in einem Aufsatz (im *deutschen Magazin* 1799) eine andere Meinung, welche Hr. Hofr. Hirt späterhin wiederum zu bestreiten Gelegenheit fand. Diesem Kampf sind wir nun die gegenwärtige wirklich verdienstliche Abhandlung schuldig. — IV) *Über die Landschaftsmalerey.* Eine der geistreichsten und schätzbaren Studien unseres Vfs. Zwar ist dieselbe den Freunden der Kunst bereits aus dem 11ten und 12 Stück des *neuen deutschen Merkur* für 1803 bekannt, sie erscheint aber hier noch mit einigen Zusätzen vermehrt. V) *Über die beweglichen Theater des Curio.* Ebenfalls aus dem *neuen deutsch. Merkur*, 8tes Stück für 1797. VI) *Über den Begriff des Colorits.* Gerne wurde dieser Aufsatz im 10ten Stück der *Meuselschen neuen Miscellaneen* gelesen, und wird ohne Zweifel hier in besserer Gesellschaft nicht weniger willkommen seyn. VII) *Über den ästhetischen Eindruck der Peterskirche.* Der Vf. widerspricht darin einem gewöhnlichen Vorurtheile, welches das Missverhältnifs desindrucks zu der wirklichen Grösse jenes Gebäudes für eine Wirkung der vollkommenen Harmonie der Verhältnisse desselben will geltend machen. VIII) *Über die Improvisatoren.* Obwohl diese Schrift im 8ten, 9ten und 10ten Stück des *neuen deutsch. Merkur* für 1801 schon gestanden, so erscheint sie doch jetzt noch erfreulicher, als damals, theils wegen des ununterbrochenen Zusammenhangs, theils weil sie durch Zusätze vermehrt worden; auch sind ihr noch die vier heut zu Tage unter den Improvisatoren am meisten üblichen Gesangsweisen in Noten beygefügt.

Jeder Abhandlung hat Hr. Fernow eine Zuschrift an römische Freunde vorgesetzt, wodurch er nicht allein das Ganze mehr belebt, sondern auch zugleich Gelegenheit gefunden, dem Leser vorläufige Winke über die in den Abhandlungen selbst ausgesprochenen Meinungen mitzutheilen. Dem ersten Theil ist das meisterhaft von Lips gestochene Profil-Portrait des Bildhauers Canova vorgesetzt. Die andere Kupfertafel findet sich S. 168 im zweyten Theil, und enthält zwey verschiedene Plane von den beweglichen Theatern des Curio.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 O C T O B E R, 1807.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE.

WÜRZBURG, b. Stabel: *Grammatik der englischen Sprache*, nach Dr. Johnsons Grundsätzen der einfachen und reinen Aussprache, nebst einigen faßlichen, unterhaltenden und lehrreichen Aufsätzen, zur Übung im Lesen, bearbeitet von *Benedict Ingham*, ordentl. Lehrer der englischen Sprache zu Würzburg. 1806. VIII u. 328 S. 8. (16 Gr.)

Ob sich Hr. I. seinen Zweck bey Abfassung dieser neuen Grammatik recht deutlich gedacht habe, ist aus der Vorrede zu ersehen. Er vergleicht darin den Werth der englischen und französischen Sprache, und giebt jener „in Rücksicht der Bestimmtheit, Reinheit, (?) Energie des Ausdrucks, und der besonderen Vorzüglichkeit für jede Art des erhabenen und zierlichen Styls“ den Preis. Aus dieser Ursache, setzt er hinzu, soll das Studium dieser schönen und kraftvollen Sprache von allen lehrbegierigen Menschen mit dem größten Eifer betrieben werden, um — was wird nun folgen? — um aus den reinen und unverdorbenen Quellen derselben die mannichfaltigen Bedeutungen der Wörter zu schöpfen.“ Was sich der Vf. bey diesem Perioden gedacht habe, kann Rec. nicht herausfinden. Man wird ihn wohl am wenigsten Unrecht thun, wenn man annimmt, daß er nichts dabey gedacht habe. Er verachtet seine vielen Vorgänger nicht, meint aber, daß noch sehr viel geleistet werden müsse, bis man die englische Sprache, vorzüglich in Rücksicht der Aussprache, auf bestimmte und unabänderliche Regeln bringen könne. Eine der Schwierigkeiten soll „in der Willkühr vieler Menschen liegen, die nach Sonderbarkeit und Neuerungsucht haschen.“ Viele der unzähligen Ausnahmen der Aussprachen, die man in deutsch-englischen Grammatiken so häufig findet, sollen ihren Ursprung nur der Willkühr einer berühmten Person, eines londoner Stutzers, oder eines Sonderlings zu verdanken haben. Hr. I. drückt sich schon wieder unverständlich aus. Freylich muß manche seltsame Aussprache der englischen Wörter ihren Ursprung irgend woher haben. Wenn sie aber in der guten Gesellschaft gültig ist, so müssen wir sie lernen, und uns nach ihr richten, wie widersinnig sie uns auch vorkomme. Einzelne Stutzer und Sonderlinge dringen schwerlich so weit durch, daß ein deutscher oder englischer Grammatiker ihre Eigenheiten zu autorisiren versucht wird. Wir wünschten, Hrr. I. hätte nur Ein Beyspiel angeführt. Die Haupt-
S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

schwierigkeit ist, daß die genuinen englischen Töne nicht vollkommen durch deutsche Buchstaben angedeutet werden können; zumal da auch diese in den verschiedenen deutschen Kreisen verschieden ausgesprochen werden. Daher wird Hn. I. sein „Vereinfachen“ nicht helfen; es gilt hier ein zweckmäßiges Vervielfachen. Eben so wenig seine Befolgung der Regeln des preiswürdigen *Johnson*, der — hört! hört! — „den eigentlichen Grund zur Bildung der englischen Sprache gelegt hat.“ Diese Befolgung, meint der Vf., werde hinreichend seyn, ihn gegen selbstfüchtige und unwissende Kritiker zu schützen. Gegen unwissende, freylich; wie aber, wenn es auch kundige Kritiker gäbe? Mit einer Autorität, wie die *Johnsonsche*, läßt wenigstens Rec. sich nicht abweisen. Er wundert sich vielmehr über den engen Kreis der grammatikalischen Bekanntschaften des Hn. I. — Als wenn *Johnson* je eine Anweisung zur Aussprache des Englischen hätte geben wollen! Kaum kann etwas unzureichender seyn, als die allgemeinen Sätze, die er in seiner kurzen Grammatik über den Gehalt der englischen Vocale und Consonanten aufstellt. Er wollte Niemanden dadurch belehren, er schrieb bloß einige Seiten der Vollständigkeit wegen hin. Hier ist sein eigenes Urtheil darüber. „*In this narrow disquisition, I follow the example of other grammarians; perhaps with more reverence than judgment, because by writing in English I suppose my reader already acquainted with the English language, and consequently able to pronounce the letters, of which I teach the pronunciation.*“ Er lehrt, was man weiß. Das heißt doch wohl, sich die Schüler verbitten. Er folgt anderen Grammatikern. Dadurch verbietet er also, ihn zum Muster anzunehmen.

Wäre Hr. I. nicht ein geborner Engländer; behauptete er nicht, den größten Theil seiner Zeit dem Studium seiner Muttersprache gewidmet zu haben (eine hochtönende Behauptung!); hätte er also nicht das sehr scheinbare Vorurtheil für sich, daß er besser, als Andere, im Stande sey, die englische Grammatik, vornehmlich in dem Theil von der Aussprache, zu lehren: so würden wir ihn hier kurz mit der Sentenz abfertigen, daß wir zwar schon schlechtere Grammatiken, als die seine, vor uns gehabt haben, daß aber auch der seinigen noch zu viel abgehe, um sie unter die besseren zählen zu können. Um den Beweis zu führen, müssen wir ihm Schritt vor Schritt, Seite vor Seite, nachgehen, bis wir des Geschäfts müde werden, und unsere Leser überzeugt zu haben glauben. Manche Mängel und Nahme Angaben werden wir lie-

ber überspringen, um nicht das Ansehen zu haben, als hätten wir bloß kritteeln wollen.

Das *a* soll, nach S. 2, einen weichen und etwas gedehnten Laut haben in den Wörtern *grace, face, lane, to make, to name, creation, habitation* u. s. w. Gut. Aber wie soll denn der Deutsche diesen weichen, gedehnten Laut tönen lassen? Davon sagt Hr. I. kein Wort. Sein Schüler mag rathen. Diese Regel ist ihm so gut als gar keine. Eben so wenig die über das scharfe *a*, in *hat, man, lad, glad* u. s. w., wozu er *command* rechnet. Das *a* in *command* klingt aber wie das *a* in *far*; welche Aussprache zwar von Hn. I., als auf Ziererey gegründet, verworfen, aber bey jedem wohlgezogenen Engländer angetroffen wird. Jetzt folgt eine Regel, mit welcher Hr. I. seine Leser zum Besten hat. Das weiche *a* soll lang seyn, so oft der Accent darauf gesetzt wird; das scharfe *a* hingegen kurz, so oft kein Accent darauf fällt. Das heist: lang ist lang, kurz ist kurz. — *ai* und *ay* sollen ganz lauten wie das *a* in dem Worte *grace*. Nicht doch. Der Unterschied ist hörbar. *ail* lautet nicht wie *ale*, *laid* nicht wie *lade*, *waist* nicht wie *waiste*. Nach S. 4 soll das stumme *e* beynah in allen Wörtern den vorhergehenden Vocal verlängern, und dem Worte öfters eine ganz andere Bedeutung geben. Als: *cur* ein Hund, *cure* die Heilung, *fir* Tannenholz, *fire* Feuer u. s. w. — Als wenn das stumme *e* diese Kraft hätte! Es ist der Nothhelfer und wird hier zum Zauberstabe gemacht. S. 5 wird die Regel gegeben, das *ea* wie *i* auszusprechen, aber eine Menge Ausnahmen angeführt, die, nach S. 6, meistens in Wörtern Statt finden sollen, wo ein *r* oder *t* auf das *ea* folgt. Werden denn nicht die allbekannten Wörter, *ear, hear, dear, eat, heat, beat* etc. ihr, *kühr, klihr, ist, hist, bist* u. s. w. ausgesprochen? Muß nicht eine solche Regel durchaus irre führen? — Manchmal thut Hr. I. recht gelehrt. S. 8 sagt er: „Alle Nennwörter, die sich in *ation* endigen, und von Zeitwörtern abstammen, wo das *i* in der Endsyllbe lang ist, folgen nicht der Regel ihrer Stammwörter, sondern das *i* unmittelbar vor *ation* wird kurz gelesen, als: *Declination* von *to decline* u. s. w. Die Ursache dieser Ausnahme ist, weil diese Wörter fast alle — aus dem Lateinischen abstammen.“ Wer kein Latein versteht, wird denken, es müsse darin eben so beschaffen seyn, und sich höchstens wundern, daß die in der Aussprache so eigensüchtigen Engländer in diesem Punkte bey den Lateinern in die Schule gehen. Aber bey den Lateinern ist leider hierin nichts zu lernen. Die Ursache liegt ganz nahe. Der Engländer accentuirt nur Eine Syllbe. Wenn nun in *Declination* der Ton auf das *a* fällt: so kann er nicht auf dem *i* ruhen, wie in dem Stammworte *Decline*. In den Wörtern *ship, brick, kill, finish* etc. soll das *i* einen Laut haben, wie im Lateinischen. Das heist nichts anders, als wie in Deutschen; aber jenes klingt gelehrter. — Vor einem *r* soll *i* in einigen Wörtern fast wie *ü* gelesen werden; als in *Bird, dirt, first*. Hr. I. muß nicht wohl hören können. Es lautet zwischen *e* und *ö*. Nach S. 9 soll das englische *a* ganz

wie das lateinische *o* ausgesprochen werden, in allen Wörtern, die ein stummes *e* am Ende haben. Als wenn sich das lateinische *o* für uns Jetztlebende, von dem deutschen unterschiede! In den Wörtern *omit, obey, oration*, soll das *o* lang seyn. Es ist augenscheinlich kurz, da der Accent auf der folgenden Syllbe ruht. Die Ursache des kürzeren *o* in den Wörtern *come* und *done* soll, nach S. 10, daher kommen, weil solche aus dem Sächsischen herkommen. Als wenn die Sachsen geborne Verkürzer des Vokals *o* wären. Was S. 11 über das *oo*, wenn es wie *o* lautet, angeführt wird, ist nicht ganz richtig. Besonders ist die Vorschrift, *swoon* wie *saun* auszusprechen, ein grober Vulgarismus. Walker und Jones wollen *swuhn*, wiewohl Buchanan und Sheridan *suhn* setzen. *Suuhn* ist unstreitig am besten. — In *Virtue, value, fortune*, S. 13, soll das *u* lang seyn, und doch liegt der Ton auf der vorhergehenden Syllbe. Der Vf. wechselt hier, wie an vielen anderen Stellen, die Quantität mit der Aussprache. Wenn gleich das *u* oft wie *ju* gelesen wird: so ist es doch nicht lang. In *Quack, request, acquire, quote*, S. 14, soll sich das *u* mit *a, e, i, o*, als Doppellaut vereinigen. Das *u* gehört ja hier bloß zum *q*, und läßt die anderen Vocale ganz unabhängig. *C* lautet nicht wie ein weiches *s*, S. 17, sondern wie ein hartes. In Wörtern, die aus dem Französischen abstammen, soll *ch* wie ein *s* gesprochen werden. Welche Behauptung! *Machine, chaise*, werden *maschiñ, schähs*, ausgesprochen. Auf S. 18 wird gesagt, das *g* vor *e, i* und *y* werde wie im Französischen gelesen, und läßt nicht bemerkt, daß es sich im Englischen mehr dem *j*, als dem *sch* nähert, und einen sanften Anlaut von *d* habe. Eben dieses gilt von *f*, S. 19; wo auch das, was von *h* gesagt wird, nicht durchaus Probe hält.

Abichtlich hat sich Rec. bey der Auseinandersetzung der Fehler in Ausprechen in dem Buche eines Mannes aufgehalten, der sich auf seine Nationalität beruft, und dem Studium seiner Muttersprache den größten Theil seiner Zeit gewidmet haben will. Ähnliche Anmerkungen ließen sich über manche seiner etymologischen und syntaktischen Vorschriften machen. Was über die englische Prosodie vorgebracht wird, ist eben nicht lehrreich. Einige unter den Aufsätzen zur Übung sind lefenswerth. Die Verlagshandlung muß von dem Werthe dieser Grammatik keine sonderliche Meinung gehabt haben; sie hat sie auf graues Papier drucken lassen. Oh.

BERLIN, b. Nauk: *Handbuch der französischen Sprache, oder Auswahl interessanter Stücke aus den klassischen französischen Prosaisisten und Dichtern* (.) Nebst Nachrichten von den Verfassern und ihren Werken. Neue Auflage. Poetischer Theil. 1804 588 S. 8. (1 Thlr. 6 Gr.)

Die zweyte Auflage dieser Sammlung ist von den Hn. Ideler und Nolte nach sehr richtigen Grundsätzen veranstaltet, und bereits in vielen Lehrinstituten mit Vortheil als Schulbuch eingeführt. Sie schließt nicht bloß eine Bekanntschaft mit dem Geiste der

französischen Sprache, da ihr die gewöhnlichen Lesebücher selbst das gepriesene Gedike'sche nicht ausgenommen, dessen große Mängel längst jeder besonnene Lehrer fühlte, nur den Körper derselben geben, sondern sie lehrt auch die Literatur unserer Nachbarn, und die Vorzüge und Mängel ihrer Classiker kennen, aus denen alle Stücke dieser Sammlung genommen sind. Jünglinge, die sich den Wissenschaften widmen, werden dadurch angereizt, die Lectüre solcher französischer Schriftsteller, die ihre Aufmerksamkeit frühzeitig erregten, fortzusetzen, während diejenigen, die sich einem bürgerlichen Gewerbe widmen, wenn von einem französischen Classiker die Rede ist, einen Bekannten wiederfinden.

Sehr schätzbar sind die Einleitungen der Herausgeber zu den Blumen eines jeden Dichters in deutscher Sprache, welche theils biographische Nachrichten von ihm selbst enthalten, theils seine Werke und ihren Inhalt anzeigen, und ästhetische Winke über den Geist geben, der in denselben weht. Sie sind aus Laharpe, Voltaire, den *Eloges*, die von ihren Verehrern erschienen sind, und anderen Quellen geschöpft. Auch sind in dieser zweyten Auflage viele dunkle Stellen durch Anmerkungen erläutert worden.

Die Auswahl gereicht dem Geschmack der Herausg. im Ganzen zur Ehre. Sie mußte freylich durch den Umstand sehr erschwert werden, daß viele schöne, und den Geist ihrer Dichter charakterisirende Stellen nur im Zusammenhange gefallen, abgerissen aber ihre ästhetische Kraft verlieren. Indessen ist doch *Scarrons* travestirte Aeneide, in welcher sich zugleich der Genius dieses Dichters am kräftigsten ausspricht, noch nicht in einem solchen Grade vergessen, daß ein Fragment aus derselben, wäre es auch nur, um einen instructiven Vergleich mit *Blumauers* Werke zu veranlassen, nicht willkommen gewesen wäre. Mit Recht ist aus *J. Racine's* Werken die *Athalie* als Muster gewählt, die wohl das Meisterstück dieses Lieblings der Franzosen ist, allein anstatt des niedrigkomischen *Avaro* hätte vielleicht der Tartuffe *Moliere's* Kunst und Menschenkenntniß weit mehr bezeugt. Warum von dem Vater des französischen Trauerspiels, dem großen *Corneille* kein ganzes Stück, z. B. der *Cid*, sondern nur Bruchstücke mitgetheilt worden sind, begreift man nicht. — *Boileau's* Humor und schneidender Witz würde durch ein Stück aus dem *Pupitre*, das man anstatt der ersten Satyre, außer seiner Poetik hätte geben können, am deutlichsten bewiesen worden seyn. — Von *Bernis* hätte man ein Stück aus der *religion vengée*, und von *Florian* ein Bruchstück aus seinen Idyllen erwartet, dieß letztere um so mehr, da er unter den Franzosen fast der einzige ist, der sich in dieser Gattung auszeichnet. — Da das Ganze auch als eine chronologische Darstellung der Veränderungen, welche die französische Dichtkunst nach und nach in ihrem Charakter sowohl, als in ihren Formen erlitten hat, betrachtet werden kann: so würde es sehr zweckmäßig gewesen seyn, wenn das Werk mit einigen Gedichten der *Trouvadoirs* eröffnet worden wäre, die bekanntlich nicht ohne Schönheiten sind. Sie

würden auch in Rücksicht auf Sprache und Orthographie für den Lehrling von Wichtigkeit gewesen seyn.

BRESLAU, b. Gehr: *Die Lehre vom Gebrauche der französischen Artikel. auf eine neue und für Deutsche, welche Französisch sprechen lernen wollen, sehr bequeme Art bearbeitet* von Joh. Heinr. Ernst Nachersberg. 1804. 128 S. 8. (8 Gr.)

Um dieses Buch genießbar zu finden, muß man erst mit dem Vf. darüber einverstanden seyn, daß der Franzos wirklich vier Artikel habe, was ihm die Wenigsten zugeben werden. Es ist erwiesen, daß der lange sogenannte *article indéfini* nichts, als die Präpositionen *de* und *à* sind, die im Gebrauch mit den italienischen *Segnacasi* übereinkommen, daß der *A. Partitif* nichts als der *Genitif* des bestimmten in einer besonderen, den Franzosen eigenen, und daher aus dem Geiste ihrer Sprache zu erklärenden Anwendung ist, und daß daher nur zwey Artikel übrig bleiben, nämlich *le* und *un*. Denn wie man dem letzteren deswegen, weil es ein Zahlwort ist, das Recht, ein Artikel zu seyn, absprechen könne, begreift *Rec.* nicht, besonders da es noch nicht gelehrt worden ist, daß das deutsche *ein*, von welchem doch dasselbe gilt, ein Artikel sey, beide auch in einer jeden von diesen zwey Gebrauchsarten von einer anderen Natur sind. Freylich sind unsere französischen Sprachlehren, seitdem man diese Entdeckung gemacht hat, in Betreff des Ausdrucks deutscher Worte mit und ohne Artikel sehr unbestimmt geworden. Früher faßte man alle, dahin gehörigen Fälle unter grammatische Gesichtspunkte; jetzt sollen sie unter philosophische, zugleich aber dem gemeinen Verstande näher gerückte Gesichtspunkte gefaßt werden, und der französischen Sprache ist es in Deutschland noch nicht gelungen, in die Hände eines philosophischen Grammatikers zu fallen.

Als Product des Fleißes hat daher vorliegendes Werk allerdings einen ausgezeichneten Werth, in philosophischer Rücksicht erhebt es sich nicht über das Gewöhnliche. Auch enthält es ein zu weitläufiges Detail, als daß es von denen, die das Französische als Umgangs- oder Geschäftssprache lernen, und weder Gelegenheit, noch Lust haben, viel Zeit auf sie zu verwenden, gelesen zu werden hoffen dürfte. Zu einem gründlichen Studium der Sprache hingegen kann es sehr nützlich seyn. Nur hätte die Übersicht dadurch erleichtert werden sollen, daß für Haupt- und abgeleitete Regeln, Ausnahmen und Beyspiele, für jedes eine besondere Art von Lettern gewählt worden wäre. Das beygefügte Register hilft diesem Uebelstande nicht ab.

Die Einleitung sucht einige grammatische Begriffe, besonders die eines *Nom Propre* und *Nom Appellatif* zu fixiren. Die S. 23. 24. von Ländernamen gegebene Regel konnte weit genauer so ausgedrückt seyn: Der Franzos setzt zu denselben den bestimmten Artikel, sobald er das Land als ein durch physische oder politische Grenzen bestimmtes Ganzes im Verhältniß zu anderen Ländern denkt. In sehr vielen Fäl-

ten sind demnach die Länder bey den Franzosen relative Anschauungen, bey denen das Bezogenwerden mehr oder weniger deutlich gedacht wird. Wo dieß letztere ganz aufhört, da stehen die bloßen Casuszeichen. — Das S. 33 ff. gegebene Verzeichniß von *N. Appellatifs*, bey denen der deutsche bestimmte Artikel wegfällt, könnte ungleich genauer und weitläufiger seyn. — S. 43 sind eine Menge Beyspiele von dem bekannten Falle, da ein deutscher bestimmter Genitiv im Französischen durch das bloße Casuszeichen ausgedrückt wird, z. B. *le changement de condition* die Veränderung des Standes. Der Grund ist, weil diese Genitiven zwar das vorhergehende Wort bestimmen, an sich aber so unbestimmt sind, daß das Verfahren des Franzosen richtiger ist, als das des Deutschen. — Falsch ist, daß nach S. 45 *changer* stets *de* nach sich habe. Nur wenn es ein *Verbe Neutre* ist, und also die Handlung des Veränderns sich auf gewisse Prädicate des Handelnden selbst bezieht, hat es *de* nach sich, welches der bestimmte Artikel wird, sobald als der letztere aus den Grenzen seines Ichs austritt. — S. 47 sollte die Regel von *celui*, welches den deutschen bestimmten Artikel ausdrückt, wenn er (anstatt dieser) ein vorhergehendes Substantiv ausdrückt, viel genauer seyn. — In Appositionen wird nicht bloß, wie S. 60 lehrt, *un*, sondern auch *le* ausgelassen, wenn dieses nicht mit Emphase steht, und das lateinische *ille* ausdrückt. — Wie gezwungen ist's, S. 83 zu sagen, daß in dem Beyspiele *c'est une belle et bonne femme* dieses *bonne* mit dem unbestimm-

ten Artikel gebraucht sey! — Wiederholungen, wie die 133te bis 139 Regel sind, waren unnöthig; das wenige Neue, was in denselben gesagt wird, hätte bey ihrer ersten Festsetzung beygebracht werden sollen. S. 107 ist zu bemerken, daß zur Uhr gern der bestimmte Artikel gesetzt wird, und zwar nicht bloß bey *sonner*, sondern auch in anderen Fällen, z. B.: *les cinq heures sont passées*. — Unter den Präpositionen, die ein Substantiv ohne Artikel nach sich haben können, S. 110, vermißt man *avec*. — Der Theilungsartikel ist zu kurz abgefertigt: auch vermißt man in dem Werke mehrere wichtige Regeln. So fehlen unter anderen die Construction der Adverbien des Überflusses und Mangels; das Verfahren bey Doppelsubstantiven, z. B. *Hausthür*, *Weinglas*; die Nachweisungen, daß *quantité* ohne Artikel gebraucht werde, (z. B. *il y a quantité d'hommes*), daß dann, wenn von den Worten, die einer sagt, die Rede ist, der bestimmte Artikel stehe (z. B. *il dit les mots suivans*) u. d. gl. — Angehängt ist außer dem Register noch eine Declinationstafel der vier Artikel. — *Magestueux* S. 51. *Gaque* S. 52. *quatre*. Ebendaf. *les Mathématique* S. 57 u. a. sind häßliche Druckfehler, aber *les bornes de la France* anstatt *les frontieres* S. 23. *trente et un jours* S. 31. *Henri quatrieme*, *Louis cinquieme* S. 40. *absou* statt *absolu* S. 56 *second*, das dreyimal (S. 52. 57. 61) mit dem Accente vorkommt, und eben so *devenir*, und hingegen *demeurer* sind Sünden, an denen der Setzer gewiß keinen Theil hat. Nmh.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKUNDE. 1) *Helmstätt*, b. Fleck-eisen: *Materialien zum Übersetzen ins Englische*, bestehend aus Übungen der Hauptregeln, Erzählungen, Gesprächen und Briefen, mit untergelegten passenden Wörtern und Redensarten für Anfänger und Geübtere herausgegeben von F. Th. Kühne, Prof. abendländischer Sprachen auf der Julius-Carls Universität. Zweyte Auflage. 1805. LII u. 150 S. 8. (14 Gr.)

2) Ebendaseibst: *Sammlung kaufmännischer Briefe zum Übersetzen ins Englische*, mit untergelegten passenden Wörtern und Redensarten für Anfänger und Geübtere herausgegeben von Friedrich Theodor Kühne, Prof. etc. 1806. 135 S. 8. (10 Gr.)

Im Ganzen ist dieses brauchbare Werk unverändert geblieben; und nur für die ersten Anfänger hat der Vf. dadurch noch sorgen wollen, daß er eine nicht unbedeutende Sammlung von kurzen Sätzen voranschickte, welche zu Übungen der Hauptregeln bestimmt sind, und durch die der Lehrling alle Formen der englischen Redetheile, die vorzüglichsten Eigenheiten der Wortfügung und die unentbehrlichsten Anglicismen sich bekannt und geläufig machen soll. Daß der Herausgeber nicht auch diesen die nöthigen Wörter und Redensarten untergelegt hat, möchte ihm vielleicht manches saure Gesicht erwecken.

Der Vf. mußte oft solche Jünglinge unterrichten, welche sich der Handlung widmeten, und in angesehenen Comptoirn einst angestellt zu werden wüßten. Er dicirte diesen, um sie dazu vorzubereiten, kaufmännische Briefe in die Feder: weil aber dadurch immer die Hälfte der Stunde verloren ging, so entschloß er sich, um diesem Zeitverlust vorzubeugen, eine kleine Sammlung kaufmännischer Briefe zum Übersetzen ins Englische herauszugeben: und so erhielt No. 2 seine Entstehung. Die Einrichtung ist völlig wie bey No. 1. Die Briefe sind von dem mannichfaltigsten Inhalte und gut gewählt. Das Deutsche

ist nach Möglichkeit dem Genius der englischen Sprache angepaßt, und die erforderlichen Wörter und Redensarten sind unter den Text gesetzt. Schade, daß der Vf. nicht bey schwereren Stellen in Ansehung der dabey zu beobachtenden Regeln und ihrer Gründe einen Fingerzeig gegeben hat, welches auch den Werth von No. 1 gewiß nicht wenig würde erhöht haben. R.w.

Frankfurt a. M., b. Wilmans: *Robinson the younger* by Mr. J. H. Campe, translated from the German. Revised and corrected, to which is added a German explanation of the words. Second corrected edition. 1807. XVIII u. 670 S. 8. Wenn der Herausgeber dieser Übersetzung eines allgemein bekannten Buchs, Hr. Prof. Mertens in Bremen, in der Vorrede berichtet, daß er den Ausdruck hin und wieder verbessert, und das Buch von Druckfehlern geäubert habe: so wollen wir ihm jenes gern glauben, da wir die erste Ausgabe von 1799 nicht vergleichen können, die bis zur Unverständlichkeit von Druckfehlern gewimmelt haben muß, wenn sie die vorliegende darin stark übertroffen hat. Der Corrector mag immer seine Pflicht schlecht gethan haben; aber an einigen Stellen spürt man, daß ein flüchtig nachgesehenes Manuscript einen Theil der Schuld tragen muß. So heißt es z. B. irgendwo: *Without shedding bloodshed*. Hier muß entweder das mittlere Wort *shedding* ausfallen, oder die letzte Sylbe des letzten Worts *shed*. Eben so nachlässig ist die Interpunction und Abbreviation geordnet. Übrigens ist für junge Leute aus der Übersetzung viel Englisch zu lernen, wiewohl manche kleine Flecken durchlaufen *quas incuria fudit*. Das kleine Wörterbuch als Anhang entspricht seinem Zwecke. Papier und Druck machen Hn. Bredt in Offenbach Ehre.

Oh.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 O C T O B E R , 1807.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE.

PIRNA, b. Frieße: *Gleich- und ähnlichlautende Wörter der deutschen Sprache für den Jugend- und Selbst-Unterricht zusammengestellt.* Zweyte mit ergänzenden und verbessernden Zusätzen versehene Ausgabe des Versuchs einer deutschen Homöophonik von Friedr. Erdm. Petri, Prof. am Gymnasium zu Fulda. 1807. XX und 152 S. 8. (10 Gr.)

In allen Sprachen finden sich Wörter, welche sich wenig oder gar nicht durch die Buchstaben, bisweilen durch den Ton, aber doch durch die Bedeutung unterscheiden, und daher in gewissen möglichen Verbindungen Zweydeutigkeiten veranlassen können. Wir haben viele Verzeichnisse derselben in eigenen Büchern, wovon der Vf. einige namhaft gemacht, aber das Hauptbuch dieser Art im vorigen Jahrhundert vergessen hat, nämlich *Joh. Heinr. Seumers kleines deutsches Lexikon, oder Anweisung zur Orthographie, besonders den Unterschied vieler gleichlautenden Wörter betreffend.* 2 Aufl. Frankf. u. Leipz. 1733. 8. Der Vf. war Corrector in einer großen Buchdruckerey, und hatte also viele Gelegenheit zu solchen Bemerkungen, dergleichen sein Buch enthält, welches in Absicht der Vollständigkeit und der Bemerkung der verschiedenen Schreibart mancher Wörter noch immer eine gewisse Brauchbarkeit hat, wiewohl man dabey über die holprigen Reime, worin es abgefaßt ist, wegsehen muß. Auch *Herm. Justi Spannutii deutsch-orthographisches Lexikon*, (Leipz. 1720), muß unbekannt gewesen seyn: denn es wird hier *Wolfsens Rechtschreibung von 1749* ausdrücklich das erste Buch dieser Art genannt. Sonst kommen auch in vielen Sprachlehren und Anweisungen zur Orthographie ähnliche Verzeichnisse der ähnlich lautenden Wörter vor, wovon der Vf. in der Vorrede Nachricht ertheilt hat. Verschiedene neuere Bücher dieser Art von *Ephraim Giese, Mücke, Braun und Faschius* scheint der Vf. nicht gekannt zu haben. Die Franzosen, die ähnliche Verzeichnisse haben, nennen dergleichen Wörter *Paronomasien*. Unser Vf. hat diese Wörter unter dem Namen *Homöophonie* (Lautverwandtschaft) aufgeführt. Rhemals bemühte man sich, seine Philosophie hiebey anzubringen, und suchte die lautverwandten Wörter durch gewisse Buchstaben zu unterscheiden; aber allenthalben ließ sich kein Unterschied in den Schriftzeichen anbringen, auch fanden manche vorgeschlagene Unterscheidungen z. B. Aertz (*aes*) und Erz (*ar-*
S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

chi) keinen Beyfall. Unser Vf. läßt sich darauf nicht ein; vielmehr hat er solche Arten zu reden ausgesucht, worin Wörter ähnliches Lautes mit einander zusammen kommen, und dieß ist sein vorzüglichstes Verdienst, und macht sein Buch gemeinnütziger und brauchbarer, als die bloße Zusammenstellung dieser Art von Wörtern. Auch in der Vollständigkeit hat er seine Vorgänger übertroffen. Es wird also zu einer neuen Auflage nur eine kleine Nachlese übrig bleiben, zumal da S. 145 — 176 Verbesserungen und Zusätze vorkommen, welche künftig gehörigen Orts eingeschaltet werden müssen. Hier sind einige Zusätze. *Asch*, (ein irdener Topf), *die Asche*, z. B. der Aschkuchen (Topf- oder Napfkuchen) war gut gebacken, nur war der Asch durch etwas Asche verunreinigt worden. *Bachfisch* und *Bachfisch*. *Baar* und *Paar*. *Balg* und *Balk* (Hülse), wenigstens nach einer wiewohl fehlerhaften Provincial-Ausprache. *Balester* und *Palläste*. *Capital* und *Capitel*. *Dörren* und *dürren*, z. B. das dürr gewordene Kraut hat weniger Kraft, als das zu rechter Zeit abgeschnittene in der Luft gedörrte oder getrocknete. *Gröbs* im Obste und *Krebs*. *Gräfslich* und *gröfslich*. *Hälter* (Fischbehälter) und *hält er*. *Mahl* und *Mal*, z. B. er pflegte nur ein Mal jährlich ein großes Gastmahl auszurichten. Auch könnte S. 136 *verzeihen* und *verziehen* angemerkt werden, weil beides oft mit einander verwechselt wird, z. B. *Er verzeiht sich der Aernte*, *verzieht aber*, selbst zu kommen. Daß Hr. S. so lange verziehen, und seinen unachtamen Bedienten erwarten mußte, hat der großmüthige Herr schon längst verziehen. Als ein besonderes Beyspiel ist *Hohlziegel* und *Holzigel* zu merken, wovon dem Rec. ein lustiger Mißverstand bekannt ist. In einer Reisebeschreibung, deren Vf. das verlängerte H verabscheute, stand, man habe die Gebäude mit Holziegeln bedeckt gefunden. Der Vorleser las aber Holz-Igel. Wäre es nicht gut, wenn wir, wenigstens in solchen nicht alltäglichen Zusammensetzungen, die alte Schreibart beybehielten? Wenigstens muß das h in Hohlziegel seinen Platz behalten. Wenn man auf die fehlerhafte Aussprache einiger Landschaften sehen wollte, so könnte man noch *Bälge* und *Balken* bemerken. Freylich sind die großen Blasbälge einer Orgel in Balken eingefügt. Wenn aber die Schlesier anstatt *Bälgentreter*, (*Calcant*) *Balkentreter* sagen, so hat dieß wohl nur in der harten Aussprache und in der Verwechslung des g und k seinen Grund, wie vorhin bey *Balg* angemerkt ist. Uebrigens behauptet Hr. Petri, daß man nur die frische, weichhaarige Haut kleiner Thiere einen *Balg* zu nen-

nen pflege. Es sollte wohl heißen *mehrentheils*, denn man sagt auch ein Fuchsbalg, ein Schlangenbalg.

Zum Schluß noch einige kleine Verbesserungen. S. 15 steht: Er verbarg sich am Ufer des Lusttelchs in eine Barke. Es muß wohl heißen, in einer Barke. S. 34 und anderwärts steht *Draht*, welches richtiger *Draht* geschrieben wird. S. 70 steht *den Hirse*. S. 72 *ergötzen*, wofür *ergetzen* offenbar richtiger ist. S. 76 findet man *Kissen* und *Küssen* aufgeführt. Es ist zwar bekannt, daß verschiedene Sprachlehrer beide Wörter auf diese Art haben unterscheiden wollen; allein da man im Lateinischen des Mittelalters *cussinus* und *cussinum* für *pulvinus* findet, so muß man doch das schon in älteren Zeiten haben hören lassen. S. 136. Die Redensart: zu Malz schroten, muß einen besonderen Sprachgebrauch zum Grunde haben. Was geschroten wird, es sey Korn oder Malz, heißt sonst *Schrot*, an einigen Orten *Grütze*. S. 130 steht nicht ohne heißen *Thränen*, richtiger nicht ohne heiße *Thränen*. S. 161. Er hiebe, besser hieb. In dem angehängten Verzeichnisse gewöhnlicher Abkürzungen, von S. 145 an, könnte noch hinzugesetzt werden: E. E. Rath, ein edler Rath, H. S. Handschrift, Lend Leinwand, St. Stab, oder 2 Ellen bey feidenen Zeugen. S. oder ss für Schock, U. für Unze.

ZÜLLICHAU, in Commission b. Darnmann: *Wochenblatt über die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks von einer Gesellschaft verbundener Sprachfreunde*. Erstes Vierteljahr. 1803. St. I — 12. 190 S. 8. (16 gr.)

Einer unserer gelehrtesten und fleißigsten Sprachforscher, Hr. Prof. Heynatz in Frankfurt an der Oder, macht sich aufs neue um die Berichtigung des deutschen Ausdrucks durch dieses Wochenblatt verdient, und bringt manche Dinge zur Sprache, die bisher noch nicht hinlänglich aufgeklärt waren. Ein Auszug der vornehmsten Untersuchungen wird die Nutzbarkeit dieses Wochenblatts beweisen. St. I wird *alle gute Menschen* vertheidigt und *alle guten Menschen* verworfen, und bey dieser Gelegenheit von dem bestimmenden n der Beywörter gehandelt. Das *Bildungsgeschäft junger Referendarien* und ähnliche Ausdrücke werden als zweydeutig getadelt, und es ist richtiger, das *Geschäft, junge Referendarien zu bilden*. Man kann wohl sagen: das *Verkaufsrecht unserer Kaufleute*, aber nicht das *Verkaufsrecht gewisser Waaren*. Wir haben viele ähnliche Ausdrücke, und werden den *genitivum objecti* nicht ganz verbannen können, z. B. in Gellerts Ausdrücke: *die Empfindungskraft des Guten und Edlen*. Dabey ist eben so wenig Mißverständnis zu besorgen, als bey dem Ausdruck: *Auslegungskunst der Bibel*. Aber wenn das Object von der Art ist, daß es auch als ein handelndes Subject gedacht werden kann, alsdann ist eine unvermeidliche Zweydeutigkeit, z. B. *der Aufhebungs-Entschluß der Streitzem*. S. 14 f. wird die Schreibart *mogte*, *mögte* verworfen und *möchte* aus richtigen Gründen vorgezogen, besonders weil die geschärften

Vocale nicht ein *gt* sondern *cht* hinter sich verlangen. Diefs hätte aus dem Griechischen noch können befestigt werden. Nach S. 17 muß man *die Entrée* nicht *das Entrée* sagen, hingegen die *belle étage* wird vertheidigt. S. 22 wird ganz *ergebenst*, *gehorsamt* u. f. w. wie der Zusatz *aller* zum Superlativ verworfen. S. 25 wird *abhängen* als allein richtig gerechtfertigt und *abhängen* verworfen. Nach S. 26 muß es heißen: *lassen Sie mich Ihren Freund* (nicht *ihr Freund*) *seyen*. S. 33. *Hätten sie mich doch kaufen lassen* ist recht, und muß nicht heißen: *hätten sie mir* u. f. w. *Auf Johanni, Michaeli* u. f. w. ist nach S. 39 falsch, und es muß heißen auf *Johannis* u. f. w. S. 41: *Sie haben mir den Spas verдорben; dies verdirbt die ganze Sache*, sind märkische Sprachfehler, und es muß in beiden Fällen heißen *verderbt*. Nach S. 43 ist *spitzfündig*, *ausfündig*, richtiger als *spitzfindig* u. f. w. Nach S. 45 muß es heißen: *er condolt mir*, zugleich aber wird das ganze Wort verworfen, und *Condolation* für *Condolenz* für ein *Sprachegeheuer* erklärt. Nach S. 56 muß es heißen: *laß dich quiten*, nicht *dir*. Ziemlich ausführlich wird von S. 60 f. von *wider* und *wieder* gehandelt, der Unterschied der Schreibart gemißbilliget, und in Anwendung auf das Wort *erwidern*, *Wiederhall* u. f. w. in allen Fällen *wieder* beybehalten. Nach S. 73 ist *etlichs* entweder ganz aus der Sprache zu verwerfen, oder doch wenigstens nicht besser, als *einige*. S. 78 wird der unrechte Gebrauch des Genitivs, z. B. *eines andern* *nothwendig machen*, und in ähnlichen Fällen getadelt und verworfen. Die Redensart: *er will es nicht Wort haben*, wofür *Gottsched* immer setzen wollte, *er will es nicht wahr haben*, wird in gewissen Fällen vertheidigt, S. 81 f. und bemerkt, daß *Adelung* die letzte Redensart nicht berührt habe, (sie steht aber doch in einem alten Liede: *dein Wort läßt man nicht haben wahr*). S. 88 wird es für unrecht erklärt, *die Herzöge zu sagen*, eben so S. 89 *der wienerische Hof*, wofür *Buchholz* der *wiense Hof* schreibt. S. 92 wird *der Läufer* für sprachrichtiger erklärt, als *der Laufer*. S. 97 wird die Schreibart *dies* für besser als *dies* oder *diss* erklärt, und nach S. 99 ist *Kloche* richtiger als *Glocke*, und *läuten* richtiger als *lauten*, nach S. 103. So wird im folgenden *Stil* vorgezogen für *Styl*, *Wohl* für *Wol*, *jetzt* für *itzt*. S. 126 wird *fodern* verworfen, und es heißt: *das v* muß nicht wegbleiben. Da das plattdeutsche *fodern* jetzt von so vielen vorgezogen, und um der gelinderen Aussprache willen die Ableitung unkenntlich gemacht wird: so wäre zu wünschen, daß dieser Aufsatz etwas ausführlicher wäre, wozu eine Auseinandersetzung der Begriffe *postulare* und *promovere* nöthig wäre. Nach S. 129 muß es heißen *Ew. Hochedelgebornen* nicht *Hochedelgebornen* u. f. w. *Haushältig* ist nach S. 140 besser, als *haushältisch* oder *haushälterisch*. Über *niemahl* und *niemahls* wird S. 146 so geurtheilt, daß keins von beiden vorgezogen oder verworfen wird. Rec. möchte noch hinzufügen: *mahl* ist das adjectivische Zahlwort, *mahls* aber das Umstandswort oder Adverbium. Man sieht aus diesem allen, wie gemeinnützig dies Wochenblatt ist, und wie sehr es allen Liebhabern

der deutschen Sprache empfohlen zu werden verdient.

Gz.

QUEDLINBURG, b. Ernst: *Vermischte Aufsätze zum Dictiren bey dem deutschen Sprachunterrichte* (beym Unterricht in der deutschen Sprache) mit allen hiezu nöthigen Sprachregeln begleitet. Für Bürger- und Landschulen von W. J. Wiedemann, Rector zu Neuhaudensleben. Erstes Bündchen. Zweyte (.) verm. und verb. Aufl. 1805. 272 S. 8. (14 gr.)

Ebendaseibst: *Zusätze zur ersten Auflage der vermischten Aufsätze zum Dictiren bey dem deutschen Sprachunterrichte u. s. w.* 1805. 34 S. 8. (2 gr.)

Hr. W. erscheint in seinen Schriften als ein sehr besonnener Schullehrer, und zugleich als ein Schriftsteller, dem es in Ernst nur um die gute Sache zu thun ist. Rec. fühlt sich daher verpflichtet, ihm seine Achtung durch einige Bemerkungen zu bezeigen, die vielleicht in einer künftigen Auflage benutzt werden können. Wir bemerken zuerst die mit gewissen Gründen unterstützte und angeblich von keinem einzigen Recensenten getadelte Behauptung, daß man *hoffentlich*, und nicht *hoffentlich* schreiben müsse. Wenn wirklich noch kein Rec. diese Behauptung getadelt hat, so müssen wir, als der erste, ihr widersprechen, und sie für durchaus falsch erklären. Hr. W. meint, den Wörtern dieser Art liege das Participium zum Grunde, und eben dieses ist ein Irrthum. *Hoffentlich* kommt vom Infinitiv *hoffen* her, und das *t* ist adverbialisch, wie in *meinet*- oder *meinestwegen*. So *eigentlich* von *eigen*, *geflissentlich* von *geflissen*, *gelegentlich* von *legen*, und selbst *ordentlich* von *ordnen* mit Wegwerfung der Sylben, wie es in der Zusammensetzung bey Infinitiven mit zwey weiblichen *e* immer geschieht, z. B. *Rechenbuch* von *rechnen*. Kämen solche Wörter vom Participium her, so würden wir nicht *ordentlich*, sondern *ordnendlich* schreiben müssen. Daß der Vf. immer schreibt „*wannmehr*“ können wir ebenfalls nicht billigen; es sollte heißen „*wann-ehe*“ am besten bleibt auch das „*ehe*“ weg; *wann* drückt ja alles aus. — *Eigene Namen* sind den fremden, erborgten Namen; *Eigennamen* den Klassennamen entgegengesetzt; der Vf. ist daher nicht genau, wenn er die *nomina propria* *eigene Namen* nennt; es ist fast eben so, als wenn man einen *Alt Schneider* einen alten Schneider nennen wollte. — Bey den Präpositionen, die den Accusativ regieren, ist *durch* vergessen worden; auch fehlt bey dem Pronomen *der* die Form *deren* im Genitive des Plurals. In der Verbindung zweyer, oder mehrerer Adjective mit einem Substantiv ist zwar die herkömmliche Declination aufgestellt worden; allein wie grundlos sie sey,

braucht kaum erinnert zu werden. Wenn das vergleichende *Wie* dem Positiv, *Als* dem Comparativ ausschließlich beygelegt wird, so ist dieß nur halb richtig; kommt es bey einer durch den Positiv vermittelten Vergleichung nur auf die Qualität des Begriffs an, so muß allerdings *Wie* stehen, kommt es aber auf die Quantität des Begriffs an, so muß *Als* gesetzt werden. Demnach heißt es: Sie ist schön, *wie* Venus; und: sie ist so schön, oder, eben so schön, *als* Venus. — Das Wort „*Bedienter*“ als unrichtig gebildet zu tadeln, ist, seit *Adelungs* Ansprüche, an der Tagesordnung; auch unser Vf. meint, das Wort bezeichne, der Sprachrichtigkeit nach, ganz das Gegentheil von dem, was es bedeute, und sey gewiß aus *Bedienender* zusammengezogen. Der Schein führt irre. Das Wort ist ursprünglich passiver Bedeutung und bezeichnet einen solchen, der mit einer Bedienung bekleidet worden ist; man denke hiebey nur an einen Postbedienten. *Wie be-leben* heißt, einen dahin bringen, daß er lebe, *be-reden*, wovon *beredt*, einen mit Rede, und sogar in vorzüglicherem Sinne, begaben: so heißt, *einen bedienen*, machen, daß einer diene, und *Bedienter* also einer, der in den Stand des Dienens versetzt worden ist. So ein *geschickter*, *verdienter*, *verfasser*, *beredter* Mann u. s. w. — Die Schreibung *mogte* muß mit *mochte* vertauscht werden; es kommt zwar her von *mügen*, allein dieß ist kein hinreichender Grund, sonst dürften wir *Macht* auch nicht mit *ch* schreiben, weil es ebenfalls von *mügen* abstammt. — Über den Unterschied zwischen *leihen* und *borgen* muß der Vf. *Eberhardens* nachlesen; er meint irrig, daß das eine nur vom Geben, das andere nur vom Nehmen gebraucht werde; allein kann denn ein Kaufmann, dem seine Waare nicht baar bezahlt wird, sagen: ich habe Hn. N. für 20 Thlr. Waaren geliehen? — Über die Verbindung der Subjectiven (intransitiven) Zeitwörter mit *Seyn* oder *Haben* ist der Vf. noch lange nicht auf dem Reinen, wie aus seinen Anmerkungen, daß es besser wäre: ich bin geschlafen, ich bin geschwiegen u. s. w., deutlich hervorgeht. Es kommt hiebey nicht sowohl auf das *Thun* und *Leiden*, als vielmehr darauf an, ob und inwiefern das handelnde oder leidende Subject durch den Begriff des Zeitworts verändert wird. Ein *Thätigseyn* liegt wohl in dem Begriffe aller dieser Zeitwörter, und insofern können sie auch alle, bis auf diejenigen, bey welchen Handlung und Veränderung in *einem* Moment zusammenfallen, mit *Haben* verbunden werden, z. B. kein Mensch hat länger, als 25 Jahr gewachsen; der Mensch ist 3 Zoll gewachsen. Das Wesentliche hängt von der Beziehung auf *Raum* und *Zeit* ab. —

ft.

KLEINE SCHRIFTEN.

DEUTSCHE SPRACHKUNDE. Magdeburg, b. Creutz: *Kurze Anleitung zur deutschen Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit*. Von M. Jo. Christ. Kollbeding. Neue (.) stark vermehrte Ausgabe. 1804. 107 S. 8. (6 Gr.) Hr. Kollbed. schreibt sehr viel über die deutsche Sprache; seine Bücher drängen einander; es was weniger zu schreiben, um mehr über den Geist der deut-

schen Sprache nachdenken zu können, möchte dem fleißigen Manne zu empfehlen seyn. Wir wollen das Stathafte dieses guten Raths durch einige Bemerkungen zu begründen suchen. Der Vf. lehrt „*die Kerls*“ und setzt hinzu, daß Hr. *Adelung* das Föhne Grund wegwerfe; Hr. V. wird also auch wohl schreiben, die *Mädchens*, die *Jungens*! S. 15 wird sogar von einem

und Kunst zu Stande brachte und welches noch immer bey mehreren Abarten, der *Brassica oleracea* der Fall seyn mag. S. 252 macht *Schrank* die Bemerkung, dafs die *Aeschynomene Sesban Jacquinii Coronilla aculeata*, und dafs die Pflanze, welche *Willdenow* unter diesem Namen angiebt, *Coronilla Sesban* sey. S. 267 kommt eine Bemerkung *Willdenows* vor, nach welcher *Accidium Berberidis* vom *Uredo linearis* nur dadurch unterschieden sey, dafs der Saamenstaub von letzterem auf Grasblätter falle, deren Fasern parallel laufend, bey den Berberitzen aber netzförmig wären, wodurch die Schwämmchen also dort eine längliche, hier aber eine runde Gestalt erhielten. Nach S. 280 soll *Salsola arenaria* oft ein Polygamiste seyn. S. 327 erzählt *Joseph Schmidt*, Beneficiat in Rosenheim, dafs bey Hundheim in Bayern eine Hülse (*Ilex aquifolium*) stehe, die eine Höhe von 24 Fufs und eine Dicke von 8—9 Zoll im Durchmesser des Stamms erreicht habe, also zu einem ansehnlichen Baum einpor gewachsen sey; fast in allen Fortschritten, sagt er, komme sie nur als ein Strauch in schattigen Wäldern vor. Er thut den Vorschlag, dafs man sie nur ins Freye stellen müsse, um ihre natürliche Höhe und Dicke zu befördern. S. 355 soll nach *Schrank* *Portulaca meridiana* und vielleicht auch *Portulaca quadrifida* eine eigene von *Portulaca* verschiedene Gattung seyn, derer den Namen *Meridiana* und der ersten Art den Beynamen *axillaris* beylegt. Nach S. 361 fand *Hoppe* den *Scirpus supinus* häufig auf feuchten Brachäckern, und versichert, dafs man diese seltene einjährige *planta inundata* öfterer finden würde, wenn man sie nur nicht immer da suchte, wo man sie etwa sonst gefunden hätte, sondern blofs auf überflutheten gewesenen Brachäckern. S. 283 ist *Hoppe* geneigt, das in der Wetterauer Flora als eine eigene Art vorkommende *Verbascum album* nicht blofs als eine Varietät vom *Verbascum Lychnitis*, sondern beide zugleich nur als Varietäten vom *Verbascum nigro* anzusehen. Diese letztere, dem Rec. auffallende, Bemerkung führt ihn zum 2. Jahrgange zurück, wo S. 74 die von dem Korrerkanzler vorgelegte Preisfrage: Was sind Varietäten im Pflanzenreich und wie sind sie zu bestimmen? angezeigt wird. Da, wie die Erfahrung gelehrt hat, die bisher empfohlene Regel, dafs die Abart bey der Austreuung ihres Saamens wieder in ihre eigentliche Art zurückkehre, viel zu schwankend ist: so glaubt Rec., dafs eine solche Norm oder Regel, wodurch man Arten von Varietäten unterscheiden soll oben so wie die Classen, die Ordnungen und die Gattungen noch zum künstlichen, also noch zum willkürlichen System gehören müsse. Sollte die zu bestimmende Regel ihren Grund in den sogenannten wesentlichen und unveränderlichen Theilen der Pflanze haben, so fragt sich: wo und in welchen Theilen des Gewächses kann man einen beständigen nie veränderlichen Charakter finden, der jedesmal die Art von der Abart unterscheidet, und worauf weder Klima, noch Boden, noch Cultur, noch andere äufsere Verhältnisse einen, doch oft sehr merklichen Unterschied veranlassen? Rec. ist der Meinung, dafs die

meisten unserer sogenannten Arten in älteren und in sehr alten Zeiten nur Varietäten von Pflanzen waren, die zu ihrer Familie gehörten; er glaubt auch, dafs sich sogenannte Arten besonders durch die Cultur in der Folge in eine unabsehbliche Reihe vermehren werden. Um nun die Übersicht derselben und insbesondere die Methoden des Unterrichts zu erleichtern, hält er es für rathfamer, mehr darauf zu sehen, die Zahl der Arten zu vermindern, als sie zu vermehren. So hoch er den Fleifs der neueren Botaniker in der Untersuchung der vorkommenden Gewächse schätzt, alle auch die feinsten Abweichungen in allen Theilen desselben von einem anderen ihm ähnlichen zu entdecken: so kann er doch den Wunsch nicht unterdrücken, dafs man eine grössere Ehre in Auffuchung der Ursachen finden möge, die einen natürlichen Einfluss in die Abänderung gebracht haben, als in dem Ruhm, eine neue Art entdeckt zu haben. Manche sogenannte Alpenpflanze würde alsdann nur als eine Abart von einer anderen zu einer und eben derselben Familie gehörenden im platten Lande wachsenden Art erscheinen, so sehr auch bey dem ersten Anblick die Verschiedenheit derselben in die Augen fallen dürfte; oder eigentlicher umgekehrt, weil die Alpen wahrscheinlich früher mit Gewächsen besetzt waren, ehe noch das platte Land ins Trockne kam.

Im IV. Jahrgange S. 40 kommt vom Prof. v. Vef in Klagenfurt eine Beschreibung von zwey neuen Gewächsen aus den norischen Alpen vor. 1) *Scabiosa norica*, *corollulis quinquesidis radiantibus*, *foliis pinatifidis nudis*, *caule unifloro*; und 2) *Saxifraga cristata*; *foliis calcareo - maculatis*, *radicalibus aggregatis*, *ligulatis*, *integerrimis*, *caule paniculato folioso*, *calycibus glanduloso - pilosis*, *petalis immaculatis*. Von dieser Pflanze ist auch eine in Kupfer gestochene Abbildung beygefügt. S. 73 eine Recension über J. Sturm Kleearten Deutschlands in Abbildungen mit Beschreibungen von *Schreber* und *Hoppe*. Obgleich wir nicht gesonnen sind, Recensionen über andere Recensionen zu schreiben: so werden doch einige Bemerkungen des Rec. über dieselbe hier nicht überflüssig seyn. S. 77 wird nämlich der Wetterauer Flora nachgeschrieben, dafs der unter dem Namen schwedischer Klee in der Wetterau bekannte *Zuckerklee* der Ökonomen, der an anderen Orten auch schwedischer Luzerne-Klee genannt wird, nichts anders als die weifsblühende Varietät vom *Trif. officinale* sey. Rec. der diese Varietät und auch den Zuckerklee genau kennt, hat sich nie von ihrer Identität der Art überzeugen können, da an beiden der Habitus, der Geruch, der Geschmack so auffallend verschieden sind. Er würde letzteren zum Unterschied vom ersteren *Trifolium saccharinum* nennen. S. 83 wird zwar *Trifolium aureum Pollichii* ganz richtig vom bisher benannten *Trifolio agrario* getrennt, und beide als verschiedene *Species* angegeben, und ersterem wird der Beyname *agrarium* und letzterem der Beyname *compesitae Schreberi* beygelegt. Gegen den Beynamen des ersteren mufs Rec. erinnern, dafs er ihn nie auf

Äckern, sondern immer nur in Wäldern oder in neuen Anpflanzungen angetroffen habe. Schicklicher würde man den letzteren *T. campestre* genannt, und dem ersten seinen feineren Farbe nach so wohlverdienten Namen *T. aureum* gelassen haben. S. 166 bemerkt der Baron F. v. Strauß, daß der bisher angegebene spezifische Unterschied der *Anemone nemorosa* von *Anemone ranunculoides*, so auffallend auch diese beiden Arten dem Habitus und der Blütenfarbe nach verschieden wären, doch sehr schwankend sey. Er findet den wahren spezifischen Unterschied in der Gestalt der Saamen, den er bey *A. nemorosa* — *seminibus oblongis, acutis, inflexis* — und bey *A. ranunculoides*, — *seminibus subrotundis longe acuminatis, reflexis* — angiebt. S. 184 beschreibt der Director Schrank eine neue Pflanzengattung, die er der Gräfin Grimaldi in Genua zu Ehren *Grimaldia* nennt. Er hatte den Saamen davon vom Artillerie Hauptmann Jomard, der mit dem Kaiser Napoleon in Ägypten gewesen ist, unter dem Namen *Chichne d'Abissinie* erhalten. Sie gehört in die erste Ordnung der fünften Classe des linnéischen Pflanzensystems. In Rücksicht auf die übrigen Gewächse dieser Classe und Ordnung ist daran das merkwürdigste, daß das Saamenbehältniß eine Hülse ist, daß die Blätter gefiedert sind und die Blüthe doch einer *Anagallis* nahe kommt. Der generische Charakter besteht in einer zusammengedrückten, gleichbreiten, oben und unten schiefen, am Ende mit dem bleibenden Griffel zugespitzten Hülse, aus fünf keilförmigen Blumenblättern, aus fünf lanzettförmigen Kelchblättern, aus fünf fadenförmigen ungleichen Staubfäden, deren 2 länger und der gegenüberstehende der kürzeste ist, mit oben klaffenden Antheren, der Fruchtknoten ist eiförmig, der Griffel an den Rücken des Fruchtknotens angewachsen, und die Narbe das klaffende Ende des Griffels. Die noch zur Zeit einzige bekannte Art dieser Gattung nennt Schrank *G. opifera, foliis abrupte pinnatis, foliolis bijugis* O. S. 193 liefert D. Hergt einen Aufsatz, der seine Ideen über die Vegetation der Gewächse und der Kryptogamen insbesondere enthält. Schade, daß er diese, und vorzüglich die Einleitung dazu, in einer den meisten Botanikern gewiß noch unverständlichen, aus den Schriften der neuern Philosophen hergenommenen Sprache vorgetragen hat. S. 278 zeigt der Cand. Med. Pohl in Prag, daß die *Veronica dentata Schmidtii* eine von *V. paniculata* Lin., welche beide Willdenow und Vahl für einerley Art hielten, verschieden, und also eine eigene, neue Pflanzenart sey. Der Charakter der ersten ist nach ihm: *V. racemis lateralibus oppositis, foliis oppositis lanceolato-linearibus sessilibus dentatis acuminatis*; und der Charakter der letzteren: *V. racemis terminalibus, foliis lanceolatis petiolatisque ternis, remote serratis, caule ascendente paniculato*. S. 283 liefert Hr. Prof. Hoppe eine Beschreibung von *Cobaea scandens*, die ursprünglich in Mexico zu Hause war, und von den Einwohnern *Tedra morada*, welches so viel als violetter Epheu bedeutet, genannt wird. Sie gehört in die erste Ordnung der fünften Classe des linné-

schen Pflanzensystems. Sie blühte im vorigen Sommer in dem botanischen Garten zu Regensburg, wo sie nun wahrscheinlich als ein beliebtes Zier-Gewächs in die Gärten Deutschlands aufgenommen und zur Ausschmückung der Lauben gebraucht werden wird. Dr. Hoppe verdient daher den Dank der Gärtner, daß er zu der Beschreibung dieses Gewächses eine Anweisung, wie es cultivirt werden müsse, beygefügt hat. tm.

KIEL, in der neuen akadem. Buchhandlung: *Olas Swartz Synopsis Filicum earum genera et species systematice complectens. Adjectis Lycopodineis et descriptionibus novarum et rariorum specierum. Cum tabb. aen. V. 1806. XVIII u. 445 S. in gr. 8. (3 Thlr.)*

In der Vorrede dieses trefflichen und jedem Botaniker unentbehrlichen Werkes spricht der Vf. über die Farrnkräuter im Allgemeinen, und über ihre Eintheilung nach dem Kapselbau, um welche sich Mohr neuerdings verdient gemacht hat, und giebt einige kurze Bemerkungen über die aufgestellten Gattungen. Dann folgt die eigentliche *Synopsis* bis S. 188, von der Rec. einen kurzen Ueberblick geben will, um den Reichtum derselben und die neuen Gattungen bemerkbar zu machen.

I. *Filices gyratae. Soris a) nudis. 1. Acrostichum*. 41 bestimmte Arten, mehrere unbestimmte angehängt. Das *A. crinitum*, welches der Vf. nicht selbst gesehen hat, ist nach Linné bestimmt: a) *frondibus lato-ovatis, obtusis, hirsutis, supra crinitis*; allein nach des Rec. Exemplaren ist nur das jüngere Blatt auf der ganzen obern Fläche behaart; bey dem älteren grösseren und breiteren, sind nur die Rarcken Haare des Stengels und der Ribbe geblieben, so wie auch der untere Rand des Blatts davon gefranzt erscheint. Es ist eins der schönsten Farrnkräuter. 2. *Meniscium*. Ausser den unbestimmt, 3 Arten. 3. *Hemionitis*, 8 best. und einige unbest. Arten. 4. *Grammitis*, 12 best. 2 unbest. Arten. Unter anderen sind auch *Asplenium Ceterach* L. und *Polypodium Leptophyllum* L. hieher gebracht. 5. *Taenitis*, 1 best. 1 unbest. Art. 6. *Polypodium*, 102 Arten. Zum *P. Dryopteris* gehört noch als Synonym, oder Varietät, das hier nicht genannte *P. robertianum Hoffm.* (s. Dessen deutsche Flora, 2 Th. in den addend. zu p. 10); wenigstens kann Rec. es nicht für eine eigene Art erkennen. b) *Soris indusiatis. 7. Aspidium*, 91 Arten, ausser sehr vielen zu dieser oder der vorigen Gattung gehörigen unbestimmten. In den Zusätzen p. 421 wird statt des bloß im Text vorkommenden *A. spinulosum*, von diesem noch *A. dilatatum Smith* unterschieden, und mit Recht. Bey *P. Villarii* Bell., oder *P. odoratum* Lam., fragt der Vf. an *Aspidii species?* Rec. kann dies bejahen. Die *Lingua cervina 5 folia Plum.* besitzt Rec. auch leider ohne Fructification. Das *A. noveboracense*, das im berlinischen Garten cultivirt wird, paßt gar nicht zu der hier gegebenen Bestimmung, und ist wohl neu. 8. *Asplenium*, 74 bestimmte Arten. 9. *Caenopteris*, 9 best. Arten. 10. *Scolopendrium*, 2 best. Arten. 11. *Dil-*

plazium, 9 Arten. 12. *Lonchitis*, 4 best. Arten. 13. *Pteris*, 79 best. Arten. 14. *Vittaria*, 6 best. Arten. 15. *Onoclea*, 11 best. Arten. 16. *Blechnum*, 14 best. Arten. 17. *Woodwardia*, 8 best. Arten. 18. *Lindsaea*, 14 best. Arten. 19. *Adiantum*, 31 best. Arten. 20. *Cheilanthes*, eine neue Gattung (von *χελος*, *margo*, und *αυρος*, *flor*), *Char. Capsulae in punctis discretis marginalibus, tectae (nec innatae): Indusii e squamis membranaceis distinctis, interius dehiscentibus; l. e. crenulatis marginis ipsius replicatis.* 16 Arten, wovon einige neu, die mehren aber ehemals zu sehr verschiedenen Gattungen gebracht sind; europäischen Ursprungs ist nur *Ch. odora* (*Adiantum pusillum* All.) die nicht bloß, wie hier gesagt wird, in Italien und der Schweiz, sondern auch in Frankreich vorkommt, und *agravis Desfontaines* als eine eird. 21. *Davallia*, 29 bestimmte *m. aculeatum* L., ist hier in dreyn *ulenta*, *fumarioides*, und *dumosa*, brt die von Sprengel als *D. acutiseta* abgebildete Pflanze. 22. 23. *Cyathea*, 10 Arten. Die *Agels Anleitung* 3 f. 32) ist hier *rida* gebracht. 24. *Trichomanes*, 20 *menophyllum*. 25 best. Arten. Der

Unterschied zwischen dieser und der vorigen Gattung ist doch gar zu schwach. II. *Filices spurie gyratae f. rimatae*. 26. *Schizaea*, 6 best. Arten. 27. *Lygodium*, 11 best. Arten. 28. *Anemia* neue Gattung, (*ανεμίου*, von *vestitus*). *Char. Capsulae subrotundatae, ramis spicas compositas infidentes, sessiles, nudae, absque indusio, superne concentric striatae, altero latere hiantes.* 17 Arten, die ehemals sämtlich zu *Osmunda* gehörten, und mit dieser auch nahe verwandt sind. 29. *Mohria*, neu (nach dem bekannten Botaniker in Kiel). *Char. Capsulae subrotundae, depressae, prope marginem pinnarum frondis diversae, sessiles, distinctae, concentric striatae, altero latere hiantes.* Die einzige, schöne, Taf. 5 abgebildete Art, *M. thurifruga*, ist das *Adiantum* (*Polypodium*) *Caffrorum* Linn. *Osmunda thurifruga* Lamark. 30. *Osmunda*. *Char. Ca-*

psulae pedunculatae, subglobosae, pinnis fructiferis, spiciformibus, frondis (in quibusdam diversae) consertim infidentes, gibbo striato dorso notatae; Indusium nullum. Unter dieser ehemals so zahlreichen Gattung sind jetzt nur 6 Arten geblieben, nämlich: *Claytoniana* L., *interrupta* Mich., *regalis* L., *cinnamomosa* L., *japonica* Thunb., *lancea* Thunb. 31. *Todea* (*africana* Willd.), *Acrostichum barbarum* L. 32. *Mertensia*, 7 Arten. 33. *Gleichenia*, 3 Arten. 34. *Angiopteris*, 1 Art. III. *Agyratae*. *Capsulae a) multilocularibus.* 35. *Danaea*, 2 Arten. 36. *Marattia*, 4 Arten. b) *Bivalvibus.* 37. *Ophioglossum*, 9 best. Arten. 38. *Botrychium*, 7 bestimmte Arten.

Als ein Anhang dieser Synopsis folgen die *Lycopodiinae*. 1. *Lycopodium*, 65 bestimmte Arten; 2. *Tmesipteris*, 1 Art; 3 *Psilotum*, 2 Arten. Von S. 189-414 folgen ausführliche Beschreibungen der neuen oder weniger bekannten Arten; nimmt man zu diesen noch die vielen Beschreibungen, welche der Vf. im dritten Theil seiner *Flora Indiae occidentalis* gegeben hat, so sieht man die mehresten der jetzt bekannten Arten durch seinen Fleiß auf das Reine gebracht, und bis er seinen Voratz ausführen kann, eine ausführliche Naturgeschichte aller Farrnkräuter zu liefern, sind wir doch nicht mehr (wie vor ihm) so arm an Hilfsmitteln, um diese schönen, fast einen jeden Botaniker am mehren interessirenden Gewächse zu studiren. Rec. hat die neuen, oder dem Vf. hier als zweifelhaft angegebenen Farrnkräuter, die er befaßt, dem Vf. zur Ansicht und Benutzung geschickt, und ist überzeugt, daß jeder diese gerne thun wird.

Das sehr genaue Register, so wie viele einzelne Anmerkungen, über Synonyme, Vaterland u. s. w. verdanken wir den Hnn. *Weber* und *Mohr*, die die Ausgabe besorgt haben, doch sind im Text und in der Vorrede noch manche Druckfehler ihrer Aufmerksamkeit entchlüpft. Auf den Kupfertafeln sind 23 seltene Farrnkräuter von *Schwartz* gezeichnet, und von *Besemann* gestochen, also trefflich abgebildet.

J. K.

KURZE ANZEIGEN.

БОЖОНЪ КЮНЕЪ. Braunschweig, b. Schröder: *Albano Zyndi der Zigeuner-Fürst*. Eine höchst seltsame und dennoch ganz natürliche Geschichte von dem Vf. der Seeräuberkönigin *Antonia della Rocci*. 1804. 254 S. 8. (1 Thlr.) Der Freude, die vielleicht *Madam Eichholz* in Buxtehude, der das Buch gewidmet ist, über die Erscheinung dieses Zigeunerfürsten auf dem Romanenmarkte gehabt haben mag, können auch wir uns rühmen. Die ungemessene Liebe, die wir zu allen Geschichten von Räubern und Räuberanführern, (welcherley Ranges und Geschlechts sie auch seyn mögen) zur See sowohl als auf dem festen Lande, tragen, hatte uns schon zum Voraus für den Vf., der schöne Zusatz aber höchst seltsam und doch natürlich für diese Geschichte eingenommen. Auch müssen wir jetzt, da wir das Buch gelesen, gestehen, es ganz nach unserem Geschmacke gefunden zu haben. Die Begebenheiten, die hier erzählt werden, sind wirklich das, wofür sie der Titel ausgiebt, besonders wenn man mit dem Worte natürlich den richtigen, aus dieser Geschichte zu abstrahirenden, Begriff verbindet. Und die schöne fließende Sprache, die reiche Diction, das überall durchschauende

neidende Fleiß, der fast auf jede Periode, fast auf jedes Bild verwendet worden, können wir nicht genug loben. Welche herrliche Phrasen, welche treffliche Bilder sind nicht dadurch entstanden! Wir können uns nicht enthalten, um auch unsere Lexikographen zur Lesung dieses Buchs anzureizen, einige anzuführen. Nämlich mit seiner Garderobe über den Fuß gespannt seyn: einen Streich ziehen u. s. w. Vor allen aber verdient die unnachahmliche Stelle S. 84 hier zu stehen. „*Stechende hörte die Todespost, und bebt, sie sah den Mann, der aus dem Becher des Genusses die stumpfen Kräfte des Göttes getrunken hatte, und schauderte! O! welch eine Zukunft! Sie saß in dem Rosengarten der bunten spielenden Hoffnung, die Liebe umwehete wie ein Frühlingslüftchen ihren sinnstrebenden Busen; jetzt wurde sie auf den kalten, mögen Felsen der Täuschung geschleudert und die Myäne einer unglücklichen Ehe schielte sie furchtbar an.*“ Wir ermuntern den Verfasser zur weiteren Verfolgung seiner so glücklich betretenen Laufbahn.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 26 O C T O B E R, 1807.

PHILOSOPHIE.

LEIPZIG, b. Barth: *Geschichte der Philosophie* von D. Wilhelm Gottlieb Tennemann, ord. Prof. der Philos. auf der Universität Marburg. Sechster Band. 1807. VI u. 494 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

Die in diesem Bande so ausführlich und pragmatisch, als von keinem der Vorgänger, bearbeitete Geschichte der alexandrinisch-neuplatonischen Philosophie, wo der Hang der Vernunft, sich in den überfinnlichen Regionen anzusiedeln, mit Hülfe einer lebhaften und üppigen Phantasie in völlige Schwärmerey ausartete, erhält ihr Interesse, welches diesem Gewebe von Träumereyen einer ungezügelter Einbildungskraft und einer grundlosen Speculation an sich abgeht, durch die auch in unseren Tagen höchst nöthige anschauliche Belehrung, wohin man nothwendig gerathe, wenn man ohne eine bescheidene und kühle Vernunftkritik sich in das Feld des Überfinnlichen wagt, Ideen und Begriffe für Gegenstände, was bloß regulatives Princip ist, für constitutiv hält, das bloß Denkbare anschauen, das, was bloß Gegenstand des Glaubens ist, wissen will, und der Phantasie in solchen Dingen, wo nur die kaltblütigste Vernunft walten soll, freyes Spiel gestattet. Was konnte daher erwünschter seyn, als daß ein der Sache völlig gewachsener Mann, mit der hier so nöthigen Geduld ausgerüstet, die Entstehung dieser Art zu philosophiren nach inneren und äußeren Gründen ins Licht setzte, den ganzen Ideengang, durch welchen der erste Erfinder darauf geführt wurde, die Zwecke, welche er erreichen wollte, so treu als möglich, nach dessen eigener Ansicht entwickelte, dann ein genaues Gemälde von ihr selbst, nach ihrem wesentlichen Geistescharakter, in den Hauptpuncten und in Beziehung auf die vorgesetzten Zwecke entwarf, kurz, den Punct, von welchem diese Philosophie ausging, das Ziel, welches sie zu erreichen suchte, und den Weg, welchen sie dazu wählte, mit historischer Treue darstellte, und die vornehmsten Modificationen, welche sie annahm, so wie die Hauptwirkungen schilderte, welche sie hervorbrachte. Der Vf. war der Mann, der dies leisten konnte, und wirklich geleistet hat. Eine vollständige Darstellung aller einzelnen Ideen, aller Träume und Schwärmereyen, welche aus dem ungezügelter, auf ein unmögliches Ziel, das Absolute unmittelbar anschaulich zu ergreifen, gerichteten Speculationsgeiste entsprangen, oder alle, mit mehr oder weniger Scheingründen vorgetragenen Behauptungen über Gott, Welt und Seele, über die Emanation aller Dinge aus einem Realgrunde, über die Dämonen, ihre Gemeinschaft mit den Menschen, über die innige Vereini-

gung mit Gott etc., lagen außer dem Plane des Vfs., so wie auch eine ins Detail eingehende Dogmengeschichte dieses Zeitalters eine unproportionirliche Weidläufigkeit verursacht haben würde.

Vielleicht könnten wir uns damit begnügen, wenn wir, in Beziehung auf unser Urtheil (1805, No. 268—270) über die vorhergehenden Bände, versicherten, daß der Vf. sich auch in diesem gleich bleibe, daß man hier eben das mühsame Quellenstudium finde, (ob er sie gleich nicht alle, wenigstens nicht in der Originalsprache aufreiben konnte) eben den glücklichen und scharffinnigen Blick, immer das *πρωτον ψευδος* zu entdecken, wodurch Darstellung und Beobachtung so sehr vereinfacht und verdeutlicht wird, eben die Gabe, das, was der andere sich selbst nur undeutlich gedacht hatte, ans Licht zu bringen, und durch Vergleichung mit den neueren bekannten Gedanken und Ausdrücken zu Tage zu fördern, — eben die Unparteylichkeit, welche auch die gute Seite des Gegners nicht übersieht, und die hellen Blicke, welche selbst entzückten Schwärmern oft vergönnt sind, nicht unbemerkt läßt, — eben die scharffinnigen und feinen allgemeinen Bemerkungen und Reflexionen, welche den historischen Vortrag so unterhaltend machen — wir könnten uns, sagen wir, vielleicht mit diesem allgemeinen Urtheil begnügen, wenn ein solches nicht immer mehr einer, obwohl bey einem schon durch so viele Proben bewährten Vf. nicht zu verachtenden Präsumtion, als dem Resultat einer aufmerksamen und wiederholten Lectüre des ganzen Buchs ähnlich sähe. Wir glauben daher unseren Lesern nicht zu mißfallen, wenn wir das Gesagte durch Proben belegen, und durch einen möglichst gedrängten Auszug vielleicht manchem erst zu einer richtigen Ansicht dieser Philosophie behülflich werden.

Gleich in der zwar kurzen, aber umfassenden Darstellung der inneren und äußeren Ursachen, welche die neuplatonische Denkungsart herbeyführten, räumt der Vf., und wie uns dünkt, mit Recht, (ohne deswegen mit Mosheim alles daraus allein erklären zu wollen) dem Conflict des Christenthums mit dem Heydenthum wieder eine Stelle ein. Aber er erklärt auch eben so scharffinnig daraus, daß die Idee eines übervernünftigen Grundes der Erkenntniß sehr viele Berührungspunkte mit dem Glauben an einen göttlichen Ursprung des Christenthums hatte, die allmähliche Aufnahme dieser Philosophie selbst unter denkenden Christen.

Von Ammonius, dem Lehrer des Plotins, findet man hier so viel, als sich aus den zerstreuten Nachrichten historisch sicher behaupten läßt. Den Widerspruch zwischen Porphyry und Eusebius, ob Ammonius Christ oder Heyde gewesen, sucht der Vf. dadurch beyzulegen, daß beide von verschiedenen Männern gleiches Namens reden. Da aber Plotin,

der eigentliche Gründer der neuplatonischen Art zu philosophiren ist, so hält sich auch der Vf. bey diesem am längsten auf. Wie dieser Mann, dessen System in wesentlichen Punkten (S. 44 — 49) von Platons System unterschieden ist, sich doch auf diesen berufen konnte, wird S. 51 unter andern daraus begreiflich, daß freylich Plotin selbst den Platonismus nicht mehr in seiner reinen Gestalt vor sich fand, sondern so, wie er durch mehrere phantastische Vorstellungsarten, durch Anknüpfung mancher schwärmerischen Ideen (schon in den ersten 2 Jahrh. nach Chr. Geb. durch Numenius, Alcinous u. a.) entstellt war. Es hätte noch gesagt werden können, daß Plotin selbst durch manche Ausdrücke, die sich auf mancherley Weise deuten ließen, dazu Anlaß gab. So konnten manche Stellen auf eine feine Emanation (nur nicht der Materie) gedeutet werden. So liegt der Grund zu der ganzen schwärmerischen Moral des Plotins und seiner Nachfolger im *Theätet*. Dem Vf. wäre es bey seiner vertrauten Bekanntschaft mit Plotin ein leichtes gewesen, diese Stellen und Ausdrücke zu bemerken. Wer sich übrigens eine Vorstellung davon machen will, welch ein mühsames Geschäft es war, in das Chaos der Ideen Plotins Licht und Ordnung zu bringen, der versuche es. Er lese den Plotin, ohne vorher den hier vorgezeichneten Ideengang sich bekannt gemacht zu haben, und sehe, wie weit er es bringe. Dann studire er diesen, und komme von neuem zur Lectüre Plotins, so wird ihm alles in mehrerem Zusammenhange erscheinen. Das *πρωτον ψευδος* war die Einbildung von einer *intellectuellen Anschauung des Absoluten und Göttlichen*, und von der Vernunft, als einem Vermögen der unmittelbaren Erkenntniß und Anschauung des Absoluten und Realen, einem Vermögen, zu welchem der Mensch durch unmittelbare göttliche Erleuchtung erhoben werde, nachdem er sich von allem Sinnlichen ganz losgerissen hat. Nach diesem leitenden Princip geht der Vf. Plotins Gedanken über Gottes Seyn und Wesen, den Ursprung alles andern aus Gott, das Verhältniß der besonderen vorstellenden Wesen zur Gottheit, über das Verhältniß der materiellen Wesen zu derselben, durch, und zeigt die Folgerungen aus diesem System für das theoretische und praktische Interesse der Vernunft.

Die Gottheit ist dem Plotin das *absolute Eine*, das erste, das Urseyn, aber weder Vernunft, noch Idee, noch das Objective (denn alles dies ist abgeleitet) ohne alle Form — etwas übervernünftiges, ja nicht einmal *Etwas*, sondern höher als jedes *Etwas*, und absolut unveränderlich. Die Natur dieses *Eins* ist die unendliche Zeugungskraft aller Dinge. Es wird erkannt durch seine unmittelbare Gegenwart. Es ist jedem gegenwärtig, doch aber auch wieder nicht gegenwärtig; nur denen gegenwärtig, welche fähig und vorbereitet sind, es zu empfangen, zu berühren, und zu umfassen — durch die Ähnlichkeit und Verwandtschaft des von ihm empfangenen Vermögens. Es darf nicht als eine Zahleneinheit oder als ein Punct gedacht werden. Es ist das Größte, nicht durch seine Größe, sondern durch seine Möglichkeit (Virtualität) unendlich, nicht der Zahl nach, sondern durch seine Macht. Es ist ein reines Seyn, ohne alles Accidenz. Es bedarf seiner selbst nicht. Es ist nicht

abhängig, weder von sich noch von einem andern. Es giebt nichts, was für das Eine Gut sey, oder was es wollen könne. Es ist über alles Gute erhaben. Es ist das Gute selbst, aber nicht *für sich*, sondern *für andere*. Es kommt ihm kein Denken und keine Bewegung zu. Es ist höher als dieses alles. Das Eine bedarf, mit sich selbst auf das innigste vereinigt, keine Selbsterkenntniß. Es ist der gemeinschaftliche Mittelpunkt, um welchen sich alle lebendigen Wesen in ihrem Kreise drehen und wenden.

Das Vollkommenste erzeugt Etwas, das nach ihm das Vollkommenste ist. Das ist die *Intelligenz*. Diese schaut jenes an, und ist dessen nur alleinbedürftig. Das Eine aber bedarf der Intelligenz nicht. Die Intelligenz ist das Product des über der Intelligenz erhabenen. Diese ist nun wieder vortrefflicher, als alle andere Dinge. Denn diese sind nach der Intelligenz. Selbst die *Seele* ist ein Gedanke (*λογος*), ein Bild der Intelligenz, deren Thätigkeit auch ein Denken, aber ein undeutlicheres Denken ist.

Das *Eine*, die *Intelligenz* und die *Seele* machen die übersinnliche Welt aus. Sie sind die drey Principien aller Dinge, deren Wirkksamkeit sich auch auf die sinnliche Welt erstreckt. Denn *Seyn*, *bestimmtes Seyn*, Wesen, Leben, Kraft ist nur ein Ausfluß aus dem Einen, welches alles der Möglichkeit nach enthält, ohne ein *bestimmtes Seyn* zu seyn. Eben darum, weil nichts von dem Wirklichen in ihm ist, ist alles aus ihm. Und damit ein bestimmtes Ding werde, ist es kein Ding, sondern nur der Erzeuger, oder die erste Erzeugung desselben. Denn das Vollkommenste bedarf keines Dinges, strebt nicht, etwas zu haben. Darum floß es gleichsam über, machte etwas anderes. Das auf diese Art gewordene kehrte sich auf das Eine, wurde von ihm erfüllt, blickte auf das Eine hin. So wurde die Intelligenz. Diese ist nur dadurch geworden, daß sie das Eine anschauete. Nun ist die zum Erkennen erforderliche *Duplicität*, Object und Subject vorhanden. Die Intelligenz ist die Urquelle alles Erkennens, und des bestimmten Seyns der Dinge. So wie die Intelligenz das Anschauungsvermögen von dem Einen erhalten hat, so ergießet sich diese Kraft wieder aus der Intelligenz, sie erzeugt andere ihr ähnliche, aber minder vollkommene Wesen. Da aber doch die Intelligenz das Erkennen nicht von sich selbst hat, sondern von dem Einen, so muß auch in diesem zwar nicht Erkenntniß, (denn das widerspräche dem obigen), aber doch etwas *Analoges* seyn — ein *Schaun und Wissen*, ohne *Duplicität*. Das heißt bey diesem Lehrer der Finsterniß: das Eine macht durch eine fortwährende stetige Thätigkeit, daß es selbst, und das lebenswürdigste, die Intelligenz, ist. Das Eine ist der reine Act, durch welchen alles Wirkliche wirklich wird. Alles Wirkliche ist in dem Einen enthalten, aber, (damit es nicht dem obigen widerspreche), das Eine ist nicht dieses oder jenes Wirkliche, sondern nur die reine Möglichkeit desselben. Indem aber diese Möglichkeit Object der Intelligenz wird, wird das Mögliche bestimmt, und wird nun das Wirkliche und Reale. Es geht aus der Unbestimmtheit heraus, in welcher es in dem Einen enthalten war. In der Intelligenz ist das Denken, das Gedachte und das Denkende identisch. Was die Intelligenz denkt, das setzt sie auch. Denken und Seyn ist

Eins. Die Intelligenz denkt alle möglichen Objecte, sie bringt also alle möglichen-Objecte hervor, und ist der Inbegriff aller Objecte. Die Intelligenz enthält die ganze intelligible Welt, oder vielmehr, sie ist die intelligible Welt selbst. Die Intelligenz und die Verstandeswelt sind eines. Die Intelligenz ist nur das Vorbild und Muster der Sinnenwelt. Die ganze Thätigkeit der Intelligenz ist nur eine *immanente* und auf das innere gehende Thätigkeit.

Soll nun eine *äußere Welt* entstehen, welche sich auf die Verstandeswelt, als ihr Muster, bezieht, so muß außer dem Einen, und der Intelligenz noch ein drittes Princip vorhanden seyn, dessen Thätigkeit nicht nach innen, sondern nach außen gerichtet ist, das ist nun die *Seele*. Diese ist ein Product, ein Gedanke, (*λογος*) eine Thätigkeit der Intelligenz. Sie ist unvollkommener als diese. Indem die Seele wirkt, entstehen andere Seelen, als Gattungen der einen Seele.

Wollte nun Plotin seinem Grundsatz getreu bleiben, daß außer dem Denken, und ohne das Denken nichts anderes vorhanden sey: so mußte er den Versuch wagen, selbst das Seyn der *materiellen Dinge* aus dem Denken abzuleiten, und so einen vollständigen Idealismus aufzustellen. Dies thut er auf folgende Art: Es geschieht alles in der ganzen Natur durch Anschauung, und um der Anschauung willen. Alles Wirken, Thun, Hervorbringen, ist nichts anderes, als *entweder ein schwächeres Anschauen, oder Resultat und Product eines stärkeren Anschauens*. Anschauung ist die Ursache alles Werdens, aber auch der Zweck alles Strebens und Wirkens. Dadurch muß also auch die Materie hervorgehen. Indem nämlich die Seele *fortschreitet*, wird sie sich *einen Raum*, also auch *einen Körper* erzeugen. Ist ihr Stand in der Ruhe befestiget, (wer versteht dies) so leuchtet viel Licht aus ihr aus, und an den äußersten Enden des Lichts entsteht *Finsterniß*. Die Seele verarbeitet und formt diese Finsterniß. Sie baut sich aus dem Dunkeln an dem dunkeln Ort gleichsam ein buntes und schönes Haus, welches von der hervorbringenden Ursache nicht getrennt ist. Geht das Eine, um wieder von diesem anzufangen, aus sich selbst heraus, so ist durch dies Fortschreiten auch ein Letztes gesetzt, nach welchem nichts weiter möglich ist. Das ist nun die *Materie*, welche nichts mehr von dem Einen und Vollkommensten an sich hat, ein völlig Unbestimmtes, in welchem alle Realität aufgehoben ist. Die Materie ist also eine nothwendige Folge der fortschreitenden Production der allgemeinen Urkraft, und der allgemeinen Lebenskraft, deren Producte immer unvollkommener werden, bis endlich ein Product hervorkommt, welches sich verhält, wie Schatten zum Licht, welche also der reine Gegensatz des Guten und Vollkommenen ist. — Die Materie ist nicht ein *Unding*, sondern sie ist etwas Wirkliches, welchem die Form fehlt. Man muß sich also bey der Materie denken eines Theils Beraubung aller Form, eine völlige Unbestimmtheit, aber auch Etwas, welches der Form empfänglich ist, und zu etwas Bestimmten werden kann. (Eine leere logische Abstraction.) In dem Intelligiblen ist die Materie weiter nichts, als die *Unbestimmtheit*. Sie entsteht aus der Grenzenlosigkeit der Kraft des Einen. Plotin trennt die Materie von aller Quantität

und Quantität. Denn die Ausdehnung gehört schon zur Form. — Rec. gesteht, daß er sich den Ideen- gang des Plotin noch nie in der Ordnung und in dem Zusammenhang vorgestellt, auch nirgends so dargestellt gefunden hat. Und doch mußte er in diesem äußerst zusammengedrängten Auszug so viele Zwischensätze übergehen, wodurch hin und wieder die Übergänge noch einleuchtender geworden wären. Uebrigens hat Hr. T. überall die Berührungspunkte des plotinischen Systems mit dem spinozistischen Pantheismus und dem neuesten Idealismus bemerklich gemacht. Die Gedanken Plotins über den Ursprung des Bösen, über die Freyheit des Menschen und die Tugend, sind sehr deutlich dargestellt, auch ist das Verdienst nicht unbemerkt geblieben, welches Plotin durch seine scharfsinnigen Bemerkungen um die Psychologie, ja selbst rationale Theologie hat.

Unter den Nachfolgern Plotins schränkt sich der Vf. nur auf die berühmtesten, *Porphyr, Jamblichus, Proklus, Isidor von Gaza, und Damascius Damascenus* ein. An Originalität steht *Porphyr* dem Plotin weit nach. Er ist mehr gelehrter Commentator. Durch seinen deutlichen und ordentlichen Vortrag begegnete er dem Anstoss, den die plotinische Dunkelheit fand. Er stellt die Grundbegriffe, worauf das Ganze ruhet, z. E. von dem *absoluten Einem*, wie es schien, auch unabhängig von der intellectuellen Anschauung auf, und veranlaßte den Schein, als könnten jene Speculationen durch bloße Analyse der Begriffe gewonnen werden. Doch nahm er mit Plotin auch ein höheres Erkenntnisvermögen an, welches kein Denken sey. Er entwickelte aber auch einzelne Lehren seines Lehrers mehr, unterstützte sie mit anderen Gründen, und erläuterte sie durch die Fülle seiner Gelehrsamkeit. Das Eigenthümliche seiner Metaphysik ist S. 210 sehr deutlich herausgesetzt; besonders die Zusätze zur Dämonenlehre. Der auffallende Contrast des porphyrischen sonstigen Dogmatismus in der Götter-, Geisterlehre und Theurgie mit dem in seinem Brief an den Anebo so sichtbaren Skepticismus, läßt sich nur aus der Verschiedenheit des Alters erklären. Dieser Brief zeigt den Porphyr noch in seinen jüngeren Jahren, im Kampf der Vernunft mit der Schwärmerey, welche in seinem späteren Alter die Oberhand behielt. Die dem Jamblich beygelegte Beantwortung jenes Briefs, so wie den Brief selbst, hielt Hr. Meiners für unächt. Hr. Tennemann zeigt sehr einleuchtend die Unzulänglichkeit der Gründe, dem Jamblich das Buch *de myst. Agypt.* abzusprechen. Nur eins zu gedenken: Wenn Hr. Meiners die in dem Buche *de myst. Aeg.* unter den Dämonen genannten, aber in der griechischen Philosophie unerhörten, *Engel und Erzengel* anstößig sind, so führt Hr. T. ein beym Stobäus vorkommendes Fragment des Jambl. von der Seele an, wo *ἄγγελος*, und *ἀγγελικὴ ψυχή* vorkommt. Vorausgesetzt die Aechtheit dieses Buchs, muß man gestehen, daß mit Jamblich die Schwärmerey das *non plus ultra* erreichte. Plotin und Porphyr setzten das letzte Ziel des menschlichen Geistes in die *Ekstase*, in die Erhebung des Geistes zur Gottheit, freylich durch eine erdichtete, nicht sinnliche Anschauung. Jamblich setzte an die Stelle dieses Ziels die *Theurgie*, zwar auch eine engere Gemeinschaft mit Göttern und höheren Wesen, aber

nicht so, daß der Mensch sich zu ihnen erhebe, sondern daß diese dem Willen der Menschen, durch die Wirkung sinnloser Worte und Ceremonien, gehorchen, erscheinen und thun müssen, was jene wollen. Dieser Hang zur Theurgie verschafft ihm wohl mehr den glänzenden Beynamen *Σαυμάσιος*, als irgend ein anderes Verdienst um seine Secte.

Auch des Proklus Philosophie geht vöndem *absoluten Einem* aus, dessen Realität er ganz methodisch und auf dem dogmatischen Wege zu beweisen sucht. Aber in der Art und Ordnung, wie alles aus dem Einen hervorgegangen ist, geht er von seinen Vorgängern ab. Indessen läuft alles auf ein logisches Spiel mit Begriffen und ihrer Analyse hinaus, bloß logische Wesen und Abstractionen werden hypostasirt. Man sehe das *Raisonnement*, wie Proklus auf seine Dreyheit kömmt, aus welcher er wieder eine zweyte, und aus dieser eine dritte Dreyheit ableitet. So sehr sich aber Proklus die Miene giebt, durch ein strenges *Raisonnement* aus Begriffen, also ganz dogmatisch, seine Behauptungen zu begründen: so redet er doch viel von einem *Glauben*, der, erst aller Überzeugung das Siegel aufdrückt, als einem Geschenke der Gottheit. Aller Mühe ungeachtet, die sich Hr. T. gegeben hat, aus der dunkeln und verworrenen Beschreibung etwas bestimmteres herauszubringen, muß Rec. dennoch gestehen, daß er sich von diesem Glauben keinen Begriff machen kann. Den Zuwachs, den das Dämonen-Reich durch Proklus erhielt, indem er ihm drey Geschlechter gab, und auch von *Dämoniden* redet, hätte doch noch bemerkt werden sollen. In seinen Abhandlungen über die Vorsehung, das Fatum, und das Böse in der Welt zeigt sich Proklus weit mehr als einen hellen und selbstständigen Denker, dem die Leibnitzische Theodicee manchen Hauptgedanken zu verdanken hat.

Bey manchen Nachfolgern des Proklus bemerkt man schon den allmählich abnehmenden Geschmack an einer so hoch fliegenden, und doch nur einen zitehn Wahn gebührenden Philosophie, und den gar sehr sinkenden Glauben an die Unfehlbarkeit derselben. Damascius, dessen Buch *περί ἀρχῶν* eine Revision der bisherigen speculativen Versuche über diese Urwesen und die Ableitung aller Dinge aus demselben ist, um, nach Erörterung einiger Schwierigkeiten und Mißgriffe seiner Vorgänger, ein eigenes mit sich selbst mehr übereinstimmendes System aufzustellen, dieser Damascius erhob sich zu der Einsicht, daß das Über-sinnliche, das Absolute sich nicht, wie es an sich ist, denken und erkennen lasse, sondern nur *analogisch* und *symbolisch*. Selbst eine Offenbarung kann uns jene über-sinnliche Erkenntnis nur im Verhältniß zu unserm Erkenntnis vermögen geben. Diese unsere Erkenntnis ist nun freylich eine *Abweichung* von dem, was an sich ist, aber sie ist *nothwendig* für uns, da wir sonst das Absolute ganz und gar nicht denken könnten. Mit dieser so richtigen Einsicht stimmen jedoch so viele andere dogmatische Behauptungen über das Intelligible nicht wohl zusammen, und es trifft auch bey ihm ein: *Quo semel est imbuta recens etc.* Wenn man nun, ohngeachtet der Begleitung eines unterhaltenden Führers, von dem Gange durch dieses Labyrinth sich gleichwohl

endlich ermüdet fühlt: so ruhet man mit Vergnügen aus bey der allgemeinen meisterhaften Übersicht der ganzen vierten, in diesem und dem vorigen Bande bearbeiteten Periode der Geschichte der Philosophie. Sie ist ein Muster einer pragmatischen Universalgeschichte dieses Zeitraums, welche nur von einem Manne geliefert werden konnte, der sich ganz in seinen Gegenstand hineingedacht und das Detail auf das genaueste inne hatte, um solche Resultate zu liefern. Hier übersieht man mit einem Blicke, mit Bemerkung aller zusammentreffenden und mitwirkenden Umstände, den Gang des menschlichen Geistes im Zusammenhang, wie nach dem Kampf des Dogmatismus und Skepticismus (schon vor und in den beiden ersten Jahrh. nach Christi Geburt) ein gewisser *Eklekticismus* und *Synkretismus*, nach diesen der *Neoplatonismus* hervorging und hervorgehen mußte, wie Männer, die nicht ohne Talent waren, und die man sonst manchmal bloß für philosophische Charletans halten sollte, *bona fide* auf solche Träume verfallen konnten, wie ein jeder das höchste Ziel der Speculation erreicht zu haben glaubte, und doch immer ein anderer noch höher aufzustei-gen sich bemühte, wie ungeachtet eines gemeinschaftlichen Principis doch so auffallende Verschiedenheiten eines Plotinus, Porphyrs und Proklus entstanden, und durch zusammengedrückte Zusammenstellung wird das Eigenthümliche eines jeden dieser Männer noch mehr hervorgehoben.

Man sieht hier, den Einfluß des Orientalismus, wie durch das Interesse der Religion der Geist der Speculation geweckt und unterhalten, wie nach und nach die Annäherung des Christenthums und diese Philosophie erfolgte. Man übersieht aber auch mehrmals den nachtheiligen Einfluß dieser Philosophie nicht nur auf den Zustand der Wissenschaften, selbst der Geschichte, sondern auf die Bildung der Menschheit überhaupt, neben einem geringen Gewinn für die Übung des menschlichen Geistes im Abstrahiren und Reflectiren. Man findet sich aber auch hier schon im Vorhof der Scholastik.

Ein kurzer, aber gehaltvoller Anhang enthält Betrachtungen über den Betrug mit untergeschobenen Schriften, welchen sich Juden, Heyden und Christen erlaubten. Die Hauptursachen davon waren *Gewinnucht*, *Nationalstolz* und *Sectengeist*, in Verbindung mit den Gerüchten und Sagen von *orientalischer*, *ägyptischer*, *orphanischer* Weisheit, aus welcher die reisenden griechischen Philosophen, Thales, Pythagoras und Plato sich bereichert haben sollten. Was *Nationalstolz* that, davon ist Aristobulus, (nach Valckenauer) ein Beyspiel statt aller. Der *Sectengeist* suchte seinen Trümmern durch das Ansehen des *Alterthums* eine Stütze zu verschaffen. So erdichtete man nach jenen Sagen von oriental. ägypt. und orphischer Weisheit in die Seele der Alten zoroastri-sche, hermetische, orphische Schriften.

Den Beschluß des Bandes machen allgemeine Reflexionen über die gesammte griechische Philosophie, reich an feinen und scharfsinnigen Bemerkungen. Besonders werden die Mängel und Lücken aller griechischen Philosophie in ein helieres Licht gesetzt. Merkwürdig ist es, daß diese Philosophie so endete, wie sie angefangen hatte, mit Mythen und Dichtungen. Der Hauptmangel der griechischen Philosophie war der Mangel einer gründlichen und vollständigen Theorie des menschlichen Erkenntnisvermögens. So viel auch Plato und Aristoteles dafür gethan hatten, so waren sie damit doch nicht aufs Reine gekommen. Dem ersten verrückte seine Hypothese von der Präexistenz der menschl. Seele, und seine Ideenlehre, dem anderen sein Empirismus, den Gesichtspunct. Der Unterschied des bloßen *Denkens* und des *Erkennens* dessen, was *a priori*, und was nur *empirischen* Ursprungs ist, war von keinem durch untrügliche Merkmale bestimmt worden. An einen *archaischen* Bas der Philosophie ist auch nicht zu denken. Denn selbst die Eintheilung in Logik, Metaphysik und Moral ist nicht aus einem bestimmten Begriff der Philosophie überhaupt hergeleitet.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 27 OCTOBER, 1807.

M A T H E M A T I K.

BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Versuch, das Studium der Mathematik durch Erläuterung einiger Grundbegriffe und durch zweckmässige Methoden zu erleichtern.* 1805. VIII u. 224 S. und 8 Kupfer. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)

Wenn man dieses Buch von vorne zu lesen anfängt, so kann man nicht anders als ein schlimmes Vorurtheil gegen dasselbe fassen. Denn, so verdienstlich es ist, Lehrsätze, die lange als wahr gegolten haben, selbst wenn sie das Urtheil der grössten Männer für sich haben, noch einmal gründlich zu prüfen; so verdienstlich es ist, Irrthümer, denen die Autorität eines berühmten Namens den Stempel der Wahrheit aufgedrückt hat, in ihrer Blöße darzustellen: so sollte doch derjenige, welcher sich dieses Verdienst erwerben will, bedenken, daß Bescheidenheit jeden Schriftsteller ziert, daß sie aber unerlässliche Pflicht für den ist, der — selbst unberühmt, den Kampf mit berühmten und um die Wissenschaft hoch verdienten Männern unternimmt; daß es einem solchen Schriftsteller geziemt, selbst wenn er in der That jene im Irrthume findet, dennoch in jedem Worte die Achtung zu zeigen, welche wir den wahren Verdiensten dieser Männer schuldig sind, und endlich daß unbescheidene Worte dem gar nicht anstehen, der selbst nicht frey von Fehlern ist. Dieses alles aber hat der uns unbekannte Vf. dieses Buches nicht bedacht; sonst würde er nicht so oft von Unsinn, von Mathematik des Tollhauses u. s. w. sprechen, und er sollte das um so weniger thun, da, wie wir zeigen werden, mehrmals er selbst der Irrende ist und nicht seine Gegner.

Das Buch besteht aus vier Abtheilungen: die erste, 93 Seiten stark, führt bloß den Titel: Einleitung, und dann folgt eine Anleitung zur ebenen Trigonometrie, eine Anleitung zur sphärischen Trigonometrie, und endlich eine Abhandlung über die Kegelschnitte. Wir werden den Inhalt jetzt im Einzelnen durchgehen.

Einleitung. — Von den negativen Grössen. „Alles, was existirt,“ sagt unser Vf., „kann gezählt werden; was nicht existirt, kann nicht gezählt werden. Es kann demnach keine collective Zahl als negativ gedacht werden.“ — Hierin kann Rec. nicht einstimmen; sobald freylich als man bloß auf die Anzahl steht, kann einem nicht einfallen an etwas negatives zu denken, aber sobald man diese Anzahl in

anderen Beziehung die collective Zahl Eine Anzahl von M aber wenn ich z. B. 10000 Mann hinm wieder abgegangen letzteren negativ, n giv. Und hier ist o Lage, wie der Vf. i wo das Negative da kungen sind so bekl sie hier mitzuthelle Buche wohl nöthig zulassen, da der Vf eines Unberühmten abfertigen. „Der A neswegs. Wenn u Mann verstärkt wor wie viel stärker ist i Antwort: um — 2 leuchtend, so eine i immer seyn mögen. unverständlich, und rung der Begriffe.

Bei der Multiplication mit negativen Grössen kann man allerdings einigen Anstoß finden, der sich aber doch heben läßt. Man kann nie mit einer benannten Zahl, also eigentlich auch nie mit einer negativen Zahl multipliciren; man muß daher die Forderung: a mit -3 zu multipliciren, — sich so erklären, daß die verlangte Anzahl zwar der Zahl nach das dreifache von a , der Art nach aber das Entgegengesetzte seyn soll. Einer hat dreymal so viel Schulden, als der andere Vermögen hat; ist also das Vermögen des letzteren $= a$, so ist das Vermögen des ersteren $= -3. a$. Unser Vf. wird freylich fragen, warum man nicht lieber sagt, die Schulden des ersteren sind $= +3. a$? — Das könnte man allerdings, aber wer nicht ganz Anfänger in der Algebra ist, weiß wie wichtig es ist, einem solchen Zeichen, wie hier a , seine völlig bestimmte Bedeutung zu geben, und es nicht das einmal Vermögen, das anderemal Schulden bedeuten zu lassen.

S. 11 verfällt der Vf. selbst in den Fehler, den er eben noch Unsinn genannt hat, und setzt eine absolute Zahl, die Einheit negativ. Wenn wir aber auch annehmen wollen, daß sich dies beschönigen lasse, indem man sagen könnte, die Eins solle eine benannte Grösse, wo die Beziehung — statt finden kann, andeuten: so ist doch der Schluß $\sqrt{-b^2}$ sey $= -b$

ganz irrig; denn nach unserer allgemein geltenden Algebra giebt die Proportion $-1:-b::b:-b^2$, die Gleichung $+b^2::b \times (-b)$, wo denn alles ganz so ausfällt, wie die Algebraisten es immer angenommen haben. Wollte man die $\sqrt{-b^2}$ bestimmen, so müßte man die mittlere Proportionalzahl zwischen $+1$ und $-b^2$ suchen. Die geometrischen Beweise des Vf. sind hier unpassend, weil bey auf die Lage ankömmt, sonst, auch ist Fig. 3 CK ne-
7f. folgende Frage: Im Kreise
Nemal die Ordinate $= \sqrt{1}$
die Ordinate für $x=2$ r?
las wäre nach unseres Vfs.
ber bekanntlich giebt es gar
nd unsere gewöhnliche alge-
fle auch ganz richtig als un-
zählt freylich der Vf. diesen
wo die Unmöglichkeit der
er nachher sagt,) schon aus
erhält; aber das läßt sich
lie Figur des Kreises schon
erhält gar nicht, warum der
re Anhangfel haben sollte,
Schriftstellers Methode zu

übergehen, und sagen daher
digen Lection, die Entern
a von den sehr weisen Erin-
den Mathematikern über die
welt. Dagegen aber können
hum, wie S. 20 vorkömmt,
dieses um so weniger, da hier

aus einem offenbaren Erschleichungsfehler unseres Vfs.
bewiesen wird, daß andere Mathematiker etwas Ab-
furdes behaupten. Im Dreyeck, wo zwey Seiten a,
b und ein entgegenstehender Winkel B gegeben sind,
sagt der Vf., findet man die dritte Seite

$x = a \cos B + \sqrt{b^2 - a^2 \sin^2 B}$
und diese ist unmöglich, wenn $a \sin B > b$.
Nun glaubt er aber aus der Möglichkeit des Qua-
drats $b^2 - a^2 \sin^2 B$, (die er nicht begreift,) zu beweisen, daß eben die GröÙe auch möglich sey, denn, sagt er, es ist

$(x - a \cos B)^2 = (b^2 - a^2 \sin^2 B)$,
und folglich $x = a \cos B \pm \sqrt{a^2 \sin^2 B - b^2}$;
dieses ist aber durchaus falsch, da das $-$ Zeichen
vor dem zweyten Gliede der quadratischen Gleichung irrig ist, und $+$ seyn muß.

Vom Unendlichen. „Die Rechnung mit dem Unendlichen ist, (wie sich leicht denken laßt) durchaus ungereimt.“ — Indefs glaubte der Vf. doch zu entdecken, daß diese an sich falsche Rechnungs-Methode zu richtigen Resultaten führe, indem man bey der Anwendung (z. B. auf die Bestimmung der Subtangente) zweymal irrige Voraussetzungen annehme, welche sich genau compensirten. Es macht dem Vf. Ehre, hier auf seinem eigenen Wege eine Rechtfertigung der Differential-Rechnung gefunden zu haben, die übrigens, wenigstens der Hauptsache

nach, nicht neu ist. Was der Vf. hier an wenigen Beyspielen durch Induction zeigt, ist auch allgemein wahr, daß nämlich in den Fällen, wo man die Differential-Rechnung mit Recht anwenden kann, die Weglassung der Glieder, welche (wie man zu reden pflegt,) unendlich kleine des zweyten Grades enthalten, in aller Strenge erlaubt ist. Übrigens glaubt er S. 32 mit Unrecht, der Werth von $dx^2 + dy^2$ sey eine Differenzial-GröÙe der ersten Ordnung. Das ist nicht, denn die Differenz zweyer Differentiale kann wenigstens eine Differential-GröÙe der zweyten Ordnung seyn, und ist es hier wirklich.

Diese Bemerkungen werden schon hinreichen, zu beweisen, daß der Vf. von Überetzungen nicht frey ist; wir wollen daher vom Folgenden nur einiges Einzelne berühren, und uns nicht darauf einlassen, alle Irrthümer zu rügen, und alle gelungenen Sätze mit Beyfall auszuzeichnen. Auch bey der Lehre von der Krümmung ließe sich vieles erinnern; die Formel S. 51 für den Krümmungshalbmesser ist ohne Beweis. Gleichwohl hätte hier nicht bloß, aus der Natur der Sache gezeigt werden müssen, warum dieß der Ausdruck für den Krümmungshalbmesser sey, — sondern auch; ob und wie man durch eine ähnliche Methode denselben in allen anderen Fällen bestimmen könne. — Um die Principien der Differential-Rechnung lächerlich zu machen, berechnet der Vf. die Oberfläche der Kugel (S. 31) nach Grundsätzen, die eine scheinbare Ähnlichkeit mit denen der Differential-Rechnung haben; aber dieses Beyspiel beweist nur, daß man jene Principien mit Verstand anwenden muß, und überlegen, ob sie für einen bestimmten Fall auch wirklich passen. In diesem Beyspiele ist es nämlich wahr, daß die Summe der cylindrischen Oberflächen sich der GröÙe der Kugelfläche nähert, wenn man den Halbmesser in immer mehrere Theile theilt, aber man sieht sogleich, daß nie eine Gleichheit Statt finden kann. Diejenigen Cylinderoberflächen nämlich, welche dem größten Kreise ziemlich nahe liegen, nähern sich zwar der Kugelfläche so, daß ihre Oberfläche den correspondirenden Stücken der Kugelfläche endlich gleichgesetzt werden könnte; wollte man aber dieses von denjenigen Cylinderoberflächen ebenfalls behaupten, deren Basen ganz kleine Parallelkreise sind: so müßte man annehmen, daß bey unendlichen kleinen Bogen der Sinus ver-
fus dem Bogen gleich werde, was gewiß noch Niemanden eingefallen ist. — Es läßt sich hienus also nichts anderes herleiten, als die wichtige Lehre, in welcher Rec. mit unserm Vf. übereinstimmt: — Daß man nicht mit den Fingern, sondern mit dem Kopfe rechnen müsse!! — Der Vf. klagt, daß so wenige Mathematiker Metaphysiker sind; — aber was nicht der Erfinder der verhaßten Differential-Rechnung, Leibnitz, einer der größten Metaphysiker? — War es nicht Kant, der es doch auch unserem Vf. nicht recht machen kann? — Von dem Logarithmus der negativen GröÙe. Von der Bedeutung des Zeichens $\frac{0}{0}$. Endlich folgt noch: Von einigen mathematischen Vorurtheilen, — wo die Astronomen ihre Ab-

fertigung ertheilen. Der Raum erlaubt nicht, hier über etwas zu sagen, wir erinnern den Vf. also nur an den alten Ausdruck: *Opinionum commenta delet dies, naturae judicia confirmat*, und bitten ihn, nicht vor dem Kampfe das *Te Deum* anzustimmen! —

Die Anleitung zur ebenen Trigonometrie hat dem Rec. sehr gut gefallen. Die Formeln für die trigonometrischen Linien der Summen und Differenzen zweyer Winkel und mehr ähnliche Formeln beweist der Vf. geometrisch, und da man so viele und umständlich geometrische Beweise sonst in wenigen Lehrbüchern findet, so können wir das Studium dieses Abschnitts mit Recht den Anfängern empfehlen. Nur ist zu bedauern, daß zahlreiche Druckfehler die Formeln entstellen.

Auch die Anleitung zur sphärischen Trigonometrie zeugt von recht guten Talenten des Vfs. Seine Methode hat das eigene, daß er die drey Seitenebenen des Dreyecks auseinander legt und in eine Kreisebene bringt, und dann mit Anbringung einiger Hülfslinien die gewöhnlichen Formeln herausbringt und beweist.

Über den Abschnitt von den Kegelschnitten müssen wir etwas mehr sagen. In der Vorrede dazu setzt der Vf. einen so grossen Werth auf das Auswendigbehalten mathematischer Formeln. Rec. hält hiervon wenig, denn die Hunderte von Formeln, welche ein Mathematiker bey verschiedenen Untersuchungen nöthig hat, auswendig zu lernen, ist gewiss unmöglich, und es ist daher viel besser, hieran keine Zeit und Kraft, die man besser nutzen kann, zu verschwenden. Und was hilft es z. B. eine solche Formel, wie unser Vf. für den Krümmungs-Halbmesser giebt, fertig hinschreiben zu können, wenn man sie, wie in diesem Buche der Fall ist, lernt, ohne recht zu wissen, was sie bedeutet?

Der Vf. bringt alle Ausdrücke für die Kegelschnitte auf einen veränderlichen Winkel zurück, wodurch allerdings manche Formeln vereinfacht werden. Bey der Parabel z. B. ist allemal, wenn A den veränderlichen Winkel bedeutet, und p den Parameter, die vom Scheitel angerechnete Abscisse $= p \cdot \tan^2 A$, wenn die zugehörige senkrechte Ordinate $= p \cdot \tan A$ ist. Aus diesen Werthen läßt sich aber des Vfs. Irrthum, daß die Gleichung $y^2 = px$ eine doppelte Parabel, nämlich auch noch eine für negative Werthe von x , gebe, leicht widerlegen. Wächst nämlich A von 0° bis 90° , so erhalten die Abscissen und Ordinaten nach und nach alle möglichen positiven Werthe von 0 bis ∞ ; wächst A wieder von 90° bis 180° , so nehmen die Werthe der Abscisse bis 0 ab, bleiben aber positiv; die Ordinaten hingegen sind negativ, weil $\tan A$ es ist, und nehmen ebenfalls bis 0 ab. Hat man den Winkel oder Bogen A diese Grösse durchlaufen lassen, so hat $\tan A$ alle nur möglichen positiven und negativen

Werthe erlangt, wenn man also auch A von 180° bis 360° fortwachsen läßt, so können Abscisse und Ordinate keine andere Werthe erlangen, als die sie schon gehabt haben; man beschreibt also eben dieselbe Parabel bloß noch einmal, und keine zweyte an der negativen Seite. Der Vf. geht diese verschiedenen Werthe des Winkels A nicht so genau durch, wird aber doch einräumen, daß diese Darstellung seiner Vorstellungsart gemäß ist, es müßte denn seyn, daß er zweifelte, ob der Quadrat der negativen Tangente auch wirklich positiv sey. Uebrigens leugnet Niemand, daß man nicht ganz wohl auch an der negativen Seite eine ganz gleiche Parabel zeichnen könnte, aber wir behaupten bloß, diese sey in der Gleichung $y^2 = px$ nicht mit enthalten.

Die Formel S. 183 für den Krümmungs-Halbmesser ist sehr einfach; aber wenn man ihre Richtigkeit nicht auf anderen Wegen beweisen könnte, so sähe es schlimm aus, denn die Regel, nach der er hier bestimmt wird, giebt keine Ueberzeugung von Wahrheit. Des Vfs. Behauptung, daß der Krümmungs-Halbmesser nicht senkrecht auf die Tangente sey, bedarf keiner Widerlegung. S. 188 wird bewiesen, daß ein geworfener Körper keine Parabel beschreibe. Der Vf. hat aber nicht bedacht, daß am Ende der ersten Sec. die Geschwindigkeit des Körpers anders ist, als im Anfange und in der Mitte derselben; bey dem Aufsteigen nimmt sie ab, und darum eben ist IK kleiner, als der Bogen BF , und muß es seyn.

Von der Ellipse. — Von der Hyperbel. Nimmt man wieder einen veränderlichen Winkel A und zwey beständige Linien a , b , so läßt sich die Abscisse der Hyperbel allemal durch $a \sec A$ und die Ordinate durch $b \tan A$ ausdrücken. Giebt man hier A alle möglichen Werthe, so erhält man die bekannte, aus zwey Stücken bestehende, Hyperbel. Der Vf. aber meint, eigentlich bestehe die Hyperbel aus vier Stücken, denn wenn man die Abscissen den vorigen Ordinaten parallel und $= b \sec A$, dann aber die zugehörigen Ordinaten $= a \tan A$ nehme, so erhalte man noch zwey neue Stücke. — Mit eben dem Rechte würde der Vf. behaupten können, daß es auch eine doppelte Ellipse gebe, denn man kann ja das einmal die kurze, das anderemal die lange Axe der Coordinaten x parallel annehmen; — aber in beiden Fällen hat man ja verschiedene Gleichungen, und man kann also diese verschiedenen Linien nicht als nothwendig verbunden betrachten. Der Vf. macht viel Aufhebens von dieser neuen Entdeckung, daß es vier verbundene Hyperbeln giebt, hat aber nicht bedacht, was irgend ein kluger Mann, (wir können nicht gewiß sagen, ob es Lichtenberg war,) zu sagen pflegte, — man müsse den allzu leichten Entdeckungen, die man zu machen glaube, immer mißtrauen, und bedenken, daß unsere Vorgänger auch nicht blind waren. B.

KURZE ANZEIGEN.

MATHEMATIK: Offenbach, b. Brede: Über den Grundsatz der unendlichen Theilbarkeit in der Geometrie zur Prüfung der Langsdorffschen Abhandlung über die Unstettheit dieser

Princips von J. Ignaz Hoffmann, mit einer Kupfertafel. 1804. 8. Bekanntlich hat Hr. Prof. Langsdorf schon im J. 1802 seine Anfangsgründe der reinen Elementar- und höhern Mathematik

auf das von ihm einflussreiche Princip der endlichen Theilbarkeit des Raums gebaut, herausgegeben. Durch eine zweyte kleine Schrift: *Über die Unstatthaftigkeit des Principes der unendlichen Theilbarkeit (des Raums) zur Belehrung aller derer, welche die Geometrie studiren, oder Unterricht darin erteilen wollen*, suchte er nun die Verbreitung der ersten Schrift zu befördern, wenigstens zu veranlassen, dass man seine Anfangsgründe nach Durchlesung dieser Blätter im Zusammenhange studire, weil er glaubt, dass, wenn er wirklich auf einem Irrwege wäre, sich das Irrige seines Principes so wie die Wahrheit des bisher gebrauchten doch wohl demonstrieren liesse. Hr. Hoffmann unternimmt in der oben angezeigten Schrift die Vertheidigung des alten und die Prüfung des neuen Systems. In den ersten §§. sagt er, der mathematische Raum würde vom physischen abstrahirt, und hätte drey Abmessungen, weil dieser drey Abmessungen habe. Im 10. und folgenden kommt er auf die abstracte Fläche, Linie, Punct. Im Punct, sagt er, ist Grenze der einfachen Ausdehnung, selbst ohne alle Ausdehnung, und folglich gar nicht im Raume, denn da wo die einfache Ausdehnung anhört, ist gewiss auch gar keine Ausdehnung vorhanden (71). Das Heißt der ganzen Geometrie beruhen auf nach der Meinung des Vf. darauf, dass man von einem physischen Körper ausgehe, von diesem durch Abstraction auf einen mathematischen komme, und von diesem wieder durch dieselbe Abstraction auf geometrische Flächen, Linien und Puncte, aber nicht umgekehrt mit dem Punct anfangen, welches dem Geiste der geometrischen Methode zuwider, und den Controversen ein weites Feld öffnen müsse. Der Vf. scheint übersehen zu haben, dass sich auch bey seinem Gegner die geometrischen Begriffe von Flächen, Linien und Puncten finden, worauf er sonder allen Zweifel durch eben diese Operation gekommen seyn muß, welche eben so sehr empfohlen wird, er will diese aber sorgfältig von seinen Raumflächen, Raumlinien und Raumpuncten unterschieden haben. Die geometrischen Abstracte, sagt Hr. Prof. Langsdorf, sind nicht selbstständige für sich bestehende geometrische Objecte, nicht Theile eines Objectes, nur imaginirte Stellen, und daraus ist keine Zusammenfassung stetiger Größen denkbar. Seine Absicht ist, den Raum zu construiren, und des alten Spruchs; *ex nihilo nihil fit*, eingedenk, kam er auf seinen Raumpunct, welchen die bisherigen Geometer vom Euklid an, welche nur im Raume construirten, nicht nöthig hatten. Von §. 27 — 32 demonstirt der Vf. seinem Gegner den ganzen bekannten Satz, dass eine jede geometrische Linie ins unendliche theilbar sey, auf eine Art, die ihm gewiss schon längst bekannt war, und gegen die er, unter der Voraussetzung einer geometrischen Linie, nichts einzuwenden haben wird. Mit dem 33 §. geht der Vf. endlich zur Offensive über, indem er gleich den vom Hn. Prof. Langsdorf aufgestellten Begriff eines Raumpuncts in Anspruch nimmt. In seiner Widerlegung §. 35 — 37, und seinen angestellten Prüfungen §. 38 — 44 hätte er sich immer kürzer fassen können. Er giebt zu, dass sich der Geometer seine Gegenstände selbst schaffen müsse; er behauptet aber mit Recht, dass die Aufstellung eines Begriffs nicht ganz von der Willkür des Geometers abhängen, und dass er noch weniger einen Begriff auf einen noch unbewiesenen Satz gründen dürfe. Was über Raumlinien gesagt wird, können wir mit Recht übergehen, denn wenn es mit dem Raumpuncte seine Richtigkeit hat, so wird sich wohl nichts erhebliches gegen Raumlinien einwenden lassen. Dafs die beiden Sätze 1) Jede Linie kann durch irgend eine Zahl von Verdoppelung größer werden als jede gegebene Linie; 2) von jeder Linie kann man ohne Ende fort Theile abschneiden, die immer wieder Linien sind, ohne jemals auf einen einfachen Theil zu kommen, keinen Widerspruch enthalten, wird im 46. §. gut gezeigt. Wir können uns der vorgeschriebenen Kürze wegen auf die folgenden Widerlegungen nicht einlassen, welche auch zum Theil nicht ganz befriedigend sind, und zum Theil zeigen, dass der Vf. seinen Gegner nicht immer verstanden, oder wenigstens das von ihm Gesagte nicht ganz beherzigt habe. Nach der Meinung des Rec. muß der, welcher die Langsdorfsche Annahme bestreiten will, mit den ersten geometrischen Begriffen, vorzüglich mit dem Begriff der geometrischen Construction ganz aufs Reine seyn, und dass dies nicht immer der Fall sey, zeigen geometrische Lehrbücher zu oft. Rec. glaubt nicht zu irren, wenn er das Unzulängliche in der Vertheidigung sowohl, als in der Widerlegung, dem Mangel an Bestimmtheit jener ersten Begriffe zuschreibt.

Stuttgart: b. Lössner. Die Lehre von den continuirlichen Brüchen nebst ihren vorzüglichsten Anwendungen auf Arithmetik und Algebra vollständig abgehandelt von C. J. Kausler, kurf. württemb. Hofrath und Edelknaben-Gouverneur u. s. w. 1853. VIII u. 168 S. 8. (30 gr.) Die Lehre von den continuirlichen Brüchen, welche in der Anwendung besonders zur genauen Bestimmung der irrationalen Größen, deren es in dem ganzen Gebiete der Mathematik so unendlich viele giebt, zur Auflösung der numerischen Gleichungen, bey der Entwicklung der Reihen, und überhaupt bey den wichtigsten Aufgaben in der Mathematik von der größten Wichtigkeit ist, war bisher noch nicht so, wie sie verdiente, bearbeitet worden. Die erste Spur von solchen Brüchen findet man in Wallis Algebra; Huygens in seiner Abhandlung de Automato planetario erweiterte diese Lehre dadurch, dass er zeigte, wie gewöhnliche Brüche in continuirliche Brüche verwandelt werden können, und gebrauchte sie, um die Umlaufzeiten der Planeten so genau als möglich durch Räderwerke darzustellen. Endlich fing Euler an, besonders in seiner Einleitung in die Analysis des Unendlichen, die continuirlichen Brüche einer allgemeinen Untersuchung zu unterwerfen, entdeckte mehrere Eigenschaften, wandte sie besonders auf Reihen und auf die Ausziehung der Quadratwurzeln aus unvollkommenen Quadratzahlen an, und fand dabey das Gesetz, dass die Quadratwurzel in continuirlichen Brüchen ausgedrückt periodisch sey. In den neuesten Zeiten bereicherten diese Lehre vorzüglich La Grange und Le Genivre. Ersterer erfind eine sinnreiche Methode, die numerischen Gleichungen von jedem Grade mit Hülfe der continuirlichen Brüche aufzulösen, welche Hr. Michelsen aus den berliner Memoiren in seiner Theorie der Gleichungen aus den Schriften der Hn. Euler und de la Grange S. 56 u. f. übersezt, mitgetheilt hat. Ungeachtet aller dieser Bemühungen aber ist die Lehre von den continuirlichen Brüchen in ihrer ungemein fruchtbaren Anwendung bey weitem noch nicht hinreichend genug entwickelt worden. Daher verdient der Vf. des vor uns liegenden kleinen Werkchens um so mehr Dank, dass er die bisher zerstreut liegenden Untersuchungen über die continuirlichen Brüche in ein systematisches Ganze zusammen brachte, und sie durch Anwendungen erläuterte. Sein Vortrag ist leicht, deutlich und streng mathematisch. Überdies hat er noch sehr bequeme und fruchtbare Formeln zur Verwandlung einer jeden Reihe in continuirliche Brüche gegeben, welche sich noch in seinem Werke finden. Auch hat er uns noch Hoffnung gemacht, in einer Fortsetzung die fernere Anwendung der continuirlichen Brüche auf unbestimmte Analytik, und auf Differential- und Integralrechnung ausführlich vorzutragen, deren Erfüllung wir mit Verlangen entgegen sehen.

R. F.

Gemarke: b. dem Vf.: Praktisches Schulbuch der gemeinen Rechenkunst und Geometrie mit Figuren, dem Lehrer beym Unterrichte bequem und dem Schüler zur Übung nützlich. Herausgegeben von Daniel Schürmann, Schullehrer in Ramtscheid. Zweyte und verb. Auflage. 1854. 400 S. 8. (16 gr.) Dieses Rechenbuch ist bloß zum Unterricht in Stadt- und Landschulen bestimmt, und es war daher dem Vf. darum zu thun, seinen Gegenstand mehr praktisch, als wissenschaftlich, zu behandeln, und seine Schüler vorzüglich mit einer Menge gutgewählter Beyspiele zu beschäftigen, welche ihnen die Anwendung der Regeln recht geläufig machen. Rec. kann diesem Buche seinen Beyfall nicht verlagern. Das Ganze ist mit der größten Deutlichkeit vorgetragen, und für den ersten Unterricht wohl geeignet. Nur hätte Rec. gewünscht, allenthalben die Gründe kurz mit angezeigt zu finden, ohne welche der Schüler kein gründlicher, sondern bloß ein mechanischer Rechner werden kann. Hr. Sch. bemerkt zwar, dass er die Beweise jedesmal beym Unterrichte selbst mit beibringe, und sie, um das Buch nicht zu übertheuern, mit Voratz weggelassen habe; allein da es ihm doch auch darum zu thun war, dass andere Schullehrer dieses Rechenbuch ebenfalls als ein nützlich Schulbuch gebrauchen möchten, so hätte er sich wohl der Mühe verlohnt, sie kürzlich mit zu berühren; denn es ist, leider! nur zu sehr bekannt, dass es oft den Stadt- und Landschullehrern selbst an nöthiger wissenschaftlichen Kenntniss in der Rechenkunst mangelt. In der Geometrie hat der Vf. bloß Erklärungen, und die Lehrsätze ohne alle Beweise gegeben, und dann hieraus diejenigen Regeln abgeleitet, welche zur Berechnung des Inhalts der Flächen und Körper in Ausübung gebracht werden müssen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 28 O C T O B E R, 1807.

NATURGESCHICHTE.

KIEL, in der akadem. Buchhandl.: *Joh. Christ. Fabricii Resultate naturhistorischer Vorlesungen.* 1804 XX u. 428 S. 8. (2 Thlr.)

Rec. glaubte sich zu grossen Erwartungen berechtigt, als er die Resultate der Vorlesungen eines Mannes angekündigt fand, welcher, Schüler und Freund Linné's, durch naturhistorische Werke von classischem Werthe berühmt, und durch ein dreissigjähriges Lehramt in diesem Fache bewährt (s. Einleitung S. VIII), einen ehrenvollen Platz unter Deutschlands Naturforschern behauptet. Rec. nahm daher dieses Werk mit ungemeiner Begierde zur Hand, mußte aber leider bekennen, daß er sich getäuscht fand. Dabey lag freylich die Schuld zum Theile wenigstens an Rec., und nach folgender Erklärung mag jeder andere Naturforscher von selbst seine Erwartungen herabspannen. Der Vf. sagt nämlich in der Einleitung: er habe, selbst in der linnéischen Schule erzogen, in den ersten Jahren seiner Vorlesungen, seine Schüler mehr mit dem Systeme bekannt gemacht, sey aber dadurch den Meisten zu trocken und langweilig geworden, und habe sich deshalb nach und nach mehr über die allgemeinen Einrichtungen in der Natur und über die besondern Eigenschaften der natürlichen Körper verbreitet, ohne jedoch die systematische Kenntniß ganz aus den Augen zu verlieren. Die Vorreden zu den Classen des linnéischen Systems seyen dabey zum Grunde gelegt, jährlich aber, nach wiederholter Ueberlegung, vermehrt, oder nach neuen Erfahrungen und Beobachtungen verändert, und jetzt, vor der Uebergabe zum Drucke, durch die Beobachtung der neuesten Zeit und die letzte Bearbeitung noch verbessert. Der Vf. hoffte seine akademische Laufbahn noch in demselben Jahre 1804 zu endigen, und übergiebt diese Resultate seinen Zuhörern zur Rückerinnerung und zum Leitfaden. Aber selbst nach dieser Erklärung bleiben noch Ansprüche an einen solchen Verfasser und sein Werk zu machen, welche der Vf. nicht durchgehend befriedigt hat. Man merkt es zu sehr dem Ganzen an, wie es entstand, wie zu dem Längstbestandenen das Neuere und Neueste hinzugelesen ist, wodurch folglich Mangel an Harmonie des Ganzen, und gleichsam nur ein gebeffertes Gebäude entstand, an welchem hin und wieder noch ein Balken hält, welcher dem Bauherrn allenfalls tadeln schien, oder ein Schnitzwerk noch sitzt, welches denselben wegen langer Bekanntheit noch zu freundlich anspricht. Daher finden sich noch ungeläuterte Theorien, Spuren von Zufälligkeit der Bearbeitung, Nachlässigkei-

ten des Styls, auch sogar Mangel an strenger Ordnung und Wahl der Thatfachen. Auch hat der Vf. bey weitem nicht alles Neue und anerkannt Gute und Wahre benutzt, sondern ist oft unverzeihlich weit zurückgeblieben. Als Vorlesungen sollte das Gesagte zugleich ästhetische Vorzüge haben, auch sind jedem Abschnitt Mottos aus ältern und neueren Dichtern in verschiedenen Sprachen vorgesetzt; aber der Vf. schreibt, ungeachtet der sichtbaren Bemühung, doch nicht schön, ja nicht einmal immer rein.

Die Einleitung ist zunächst an des Vfs. Zuhörer gerichtet, und beginnt höchst feyerlich: „Gott, allmächtig, allweise, ewig und unveränderlich, habe auch ich staunend vor mir vorüber gehen sehen.“ — Man möchte fragen, wer von beiden gestaunt habe? — Nachher giebt der Vf. seine Wünsche in Hinsicht des Nutzens der Resultate für seine Zuhörer zu erkennen, ermahnt dieselben ganz pastoralisch und wohlmeinend, und nimmt Abschied. Wenn er S. IX sagt, er habe sich bemühet, die *eigentlichen* Herzen mit der Ehrfurcht gegen das höchste Wesen zu erfüllen; so muß man billig erinnern, daß diese moralische Transfusion doch wohl nur für das *uneigentliche* Herz denkbar sey. Der erste Abschnitt enthält Gedanken über die *Entstehung* der Geschöpfe. Declamatorisch, hypothetisch, von wenig Werth. Die Langsamkeit der Naturbegebenheiten unterscheidet sie vom Wunder. Selbst bey der heftigsten, dem feuerspeyenden Berge, habe die Natur vielleicht Jahrtausende daran gearbeitet, den Schwefel und das Eisen dazu zuzubereiten; wenn Christus aber zum Gichtbrüchigen sage: stehe auf u. s. w., so sey dies die geschwinde heftige Wirkung des Wunders. Die Welt verschönere sich immer mehr, denn vor der sogenannten Sündfluth seyen wohl weit weniger Geschöpfe gewesen, die doch so vieles zur Schönheit des Ganzen beytragen, und die Menschen selbst verschönern, ja ihre Wohnplätze und die Producte aller Art immer mehr. Ein Tag der mosaïschen Schöpfungsgeschichte bestehe aus Jahrtausenden. Aus den leblosen Mineralkörpern seyen nach und nach Gewächse, und aus diesen in einer langen Reihe von Jahren die Thiere entstanden Auch noch jetzt entstehen neue Thiere; und die Theile derselben modeln sich nach den Bedürfnissen; daher ist der Vf. geneigt, anzunehmen, daß die jetzigen wiederkäuenden Thiere, welche aus Hunger genöthigt, wenig nahrhaftes und zugleich so kaltes unverdauliches Gras fressen mußten, aus einem gewöhnlichen Magen nach und nach von der Natur die grossen vier Mägen erhielten, um die gehörige Menge zu sich nehmen zu können; diese Structur gründe sich also auf Noth! Man kann von dem Traume des Vfs.

dasselbe behaupten. Die Buckel der Kamele seyen bloß vom Drucke der ihnen aufgebürdeten Lasten entstanden z. dgl. mehr, wenn es Vergnügen macht. Linnés Rinden- und Mark-System vertheidiget der Vf. wiederholt, hat also Medicus Einwürfe gar nicht beherziget. S. 35 heist es: „Würden wir die Nahrung des Goldes, so würden wir es vielleicht, wenn ich es so nennen darf, füttern können.“ Aber für die Goldmacher kommt ein schlechter Trost hintennach. „Der Wachsthum des Goldes fordert indeffen vielleicht mehr Zeit, mehrere Umstände, als wir darauf zu wenden im Stande sind.“ Im folgenden Abschnitte, von der Vermehrung, findet Rec. auch nur sehr alltägliche Dinge, alltäglich vorgetragen, mit nichtsagenden Behauptungen durchwebt. Der Honigthau soll nach dem Vf., z. B. sehr viel Ähnlichkeit mit den Nachtschweißern der Schwindfüchtigen haben?? Die Raubthiere vermehren sich deshalb nicht sonderlich, weil ein Wolf den andern, ein Hecht den andern u. s. w. fressen. Der Mensch habe an den kleinsten Thieren die ihm von der Natur bestimmten Zuchtheiler; ansteckende Krankheiten, Blattern, Pest, Ruhr u. s. w., so wie bey den Thieren Viehseuche und Hundswuth, schreibt der Vf. den Milben zu, die auch nach *adventum* in die Blutmasse zurücklaufen, auf die edlen Theile fallen, und dort ihren Spuk treiben sollen! Bey den venetischen Krankheiten und bey der Hundswuth scheinen es Wassermilben zu seyn, da sie sich nur durch *contactum humidum* verbreiten. Quecksilber heile alle diese Krankheiten, weil es die Milben tödtet u. s. w. Darüber wird auf 8 Seiten ein elendes Gewäch getrieben. S. 59 wird bey Gelegenheit der linnéschen Zeugungstheorie ein sehr unlogischer Unterschied gemacht zwischen *markigen* und *körperlichen* Theilen; ist denn dem Vf. Mark nichts körperliches? und wie paßt das zu einer feiten Ordnung im Denken und zu den deutlichen Begriffen, welche in der Einleitung so sehr empfohlen werden?? Die gemachten Anwendungen der linnéschen Rinden- und Mark-Hypothese sind außerst hinkend. Die Thiere die gar kein Geschlecht haben, und sich daher auch nicht fortpflanzen können, wie Bienen, Ameisen u. a. sollen die völlige Bildung der weiblichen Thiere haben?? Hat sie der Vf. genau untersucht, oder ihnen bloß ins Maul geguckt? — Wie man doch einseitig werden kann! Sogar bey den Fischen will der Vf. ordentliche *Characteres naturales* nach der Beschreibung aller Theile des Mundes ausgearbeitet wissen, damit das System seine gehörige Vollkommenheit erreiche, und mit den übrigen des Thierreichs wetteifern könne?? Wenn der Vf. vermutet, daß die Bienen und Ameisen dadurch ihre Schwestern geschlechtslos machen, daß sie dieselben in enge Zellen sperren, oder ihnen eine besondere Art der Nahrung geben, so ist das leicht gesagt, aber schwer, oder wohl geradezu unmöglich zu beweisen. S. 75, in dem Abschnitte von der *Erhaltung*, ist von *vierfüßigen* Thieren die Rede (aus dem Zusammenhange sieht man, daß es Säugethiere sind). Späterhin S. 158 heist es: *alle* Säugethiere haben *wirklich* vier Füße, wenn sie dieselben auch nicht zum Gehen anwenden wollen oder können; der Wallfisch wird namentlich angeführt, Rec. möchte diesem nun gerade nicht *wirkliche* Füße beylegen, obgleich das in einen unwirklichen fischähnlichen Schwanz zusammengezogene Rudiment

davon da ist; aber was er hier eigentlich zu tadeln findet, ist, daß der Vf., als Linnés Schüler, dessen Benennung Säugethiere rechtfertiget, und doch oben S. 75 dieselben mit dem Classen-Namen *vierfüßige Thiere*, belegt, eine Inconsequenz, welche im Lehrvortrage für Anfänger am wenigsten zu dulden ist. Eben so heist es S. 211 vom *rete malpighii Schleimgewebe*, und S. 121 gar *Spinnweben*. Unsere eigentliche natürliche Nahrung sollen insbesondere die Früchte der Palmen, die Datteln und Kokusnüsse seyn, wie unsere ganz zum Klettern eingerichteten(?) lang gestreckten Finger, der abgefonderte Daumen und die Structur unserer Verdauungswerkzeuge zeigen!! Die Fleischnahrung soll durch Kälte des Klimas verdaulich geworden seyn; in dem wärmeren soll sie unverdaulicher seyn, weshalb Gewürze und hitzige Getränke dort gefährlich. Es scheint dem Vf. beynahe wahrscheinlich, daß alle Thiere zu überwintern im Stande seyn dürften (welch Undeutsch?). Die isländischen Schafe kommen nie unter Dach, sondern liegen den ganzen Winter unter dem Schnee begraben; auch haben wir mehrere Exempel von Menschen, die durch Lawinen verschüttet, nach mehreren Monaten unbeschädigt wieder hervorgekommen sind, welches doch bey heiden eine Art des Überwinterns anzeigt. Das wird ja wohl Niemand leugnen, daß alle Bewohner kalter Gegenden überwintern! Aber wie kann man das in Vergleichung bringen mit dem Erfarren der Thiere bey dem Winterschlaf, denn davon kann doch hier nur die Rede seyn; der Vf. sagt ja selbst S. 96, es gründe sich auf den gänzlichen Mangel an Nahrung, und S. 87, daß die Thiere ohne Nahrung und Bewegung liegen. S. 88 wird das Mähachen aufgetischt, daß der Bär im Winter an seinen Tatzten sauge, und zwar um die Theile des Schlundes und den Lufröhre bloßsam und weich zu erhalten! — Man darf kaum seinen Augen trauen! — S. 89 heist es von den Fledermäusen, es höre bey ihnen *aller* Umlauf der Säfte auf, und drey Zellen weiter noch einmal, *aller* Umlauf solle ganzlich aufzuhören; (dergleichen Wiederholungen kommen mehr als einmal vor, z. B. S. 114 und 283 von der Auswahl des Wassers bey den Fischen. S. 8, 120 und 395 von Bildung der Kalkspathkrystalle durch Hülfe der Salze, welches, beyläufig gesagt, eine längst verworfene falsche Behauptung ist.) Die darauf folgende Erklärung ist auch nicht minder erbaulich. Der überall eingestreute, oft ans Kindische grenzende teleologische Unfug ist unerträglich. Die Beutel der Moschus- und Zibeth-Thiere sollen im Sommer der heißen Erdstriche, eben den Nutzen haben, wie bey dem Dache und Biber im Winter, weil die Natur dort eben so unwirksam und erlören sey, als hier. Den Thieren welche des Nachts wirksam (ein unpassender Ausdruck) seyen, habe die Natur die erweiterte Pupille der Augen gegeben, in der großen Finsterniß seyen sie indeffen doch unwirksam! wie unverständlich! Im Dunkeln haben ja alle Thiere erweiterte Pupillen. S. 97 lernen wir, daß durch Langlebigkeit das Nervensystem eine gar zu große Lebhaftigkeit erhalte! — Sinne ahnet der Vf. sogar bey den Gewächsen; ja er übertreibt seine Ahnungen so weit, daß er sagt: Ich weiß selbst nicht recht, ob ich den Magnetismus oder das Anziehen des Eisens durch den Ma-

gnet, sowie das Drehen desselben gegen Norden, hieher rechnen darf. Was der Vf. über die Sinne weiter sagt, ist zum Theil falsch, zum Theil sehr willkürlich angenommen und keineswegs bewiesen. Wenn von den Werkzeugen des Gesichtes und Gehörs behauptet wird, „sie haben nur einen einzigen, aber starken und festen Nerven, der sich unmittelbar ins Gehirn öffnet,“ so ist dies grundfalsch; der Vf. mag sich wohl nicht träumen lassen, welche wichtige Rolle die Ciliarnerven und die Fäden des Antlitznerven bey Sehen und Hören spielen. „Die unteren Sinne“ — dahin gehören Geruch, Geschmack, Gefühl — „dauern am längsten, unsere Alten schmecken noch, wenn schon Sehen und Hören völlig aufgehört haben. Auch bey den Verirrungen des Verstandes bleiben diese.“ Eben so gut wird sich auch von vielen Alten behaupten lassen, sie sehen und hören noch gut, wenn Geruch und Geschmack schon aufgehört haben; auch wird ein Wahnsinniger eben so leicht in einer Rebhahnpflanze Aloe zu schmecken, als im Flötenspiele Kindergequarre zu hören glauben. Dafs bey den Pflanzen der Geschmack in den Nerven (?) der Wurzeln, der Geruch in den Nerven der Spiralgefäße liegt, die zum Umlauf der Luft dienen, sind eitle Träumereyen, die sich aus dem einzig angeführten Grunde, weil sie eine Auswahl der zu ihrer Nahrung anzuwendenden Theile treffen, und von einer schlechten eingeschlossenen Luft leiden, wahrlich nicht documentiren lassen. S. 128 wird bey den Pflanzen auch Gefühl geahnet, und die duftende Rose soll bey dem Brechen Schmerzen empfinden! Von den Fischen glaubt der Vf., sie riechen durch die Kiefern, und zeigt späterhin S. 282 noch deutlicher seine Unkunde, da er behauptet, „vom der Nase oder dem eigentlich abgesonderten Organ des Geruchs finden wir bey den Fischen keine Spur.“ Wenn man auch nicht verlangen wollte, dafs er Scarpas classisches Werk über Gehör- und Geruchsorgane kenne, so sollte er doch Collins und Cuvier zu Rathe gezogen haben (denn die pariser Naturforscher sind ja noch beynahe die einzigen, woher er neuere Entdeckungen zu kennen scheint). Der Vf. meint, nur eine lange Gewohnheit habe den Fingerspitzen in Ansehung des Gefühls den Vorzug gegeben; aber es ist ja ein deutlich concentrirter Apparat von Nervenwärtchen an diesen Theilen. S. 117 hält der Vf. die Fühlhörner der Insecten für das eigentliche Organ des Gehörs. S. 118 heifst es, er sehe sie als Organ des Gehörs an; wahrscheinlich nur ein Schreibfehler. In dem Abschnitte vom *System* behauptet der Vf., dafs das System *das erste und wichtigste Stück* der ganzen Naturgeschichte sey; dies ist nur in sehr einseitiger Beziehung wahr. Die *Conservae* und *Byssi* des Linné haben viele Eigenschaften des Thierreichs. Sie haben insonderheit den des Thierreichs auszeichnenden alcalinischen Geruch, und könnten vielleicht mit der Zeit ins Thierreich übergehen. — (Jenes gehört wohl, wie *Öffnung dessen* S. 88. u. 92 und wie die *Zeilen* 18. — 23. S. 93 zu der Anzahl von *Schreiß- und Druck-Fehlern*, welche das Werk eben so fehlerhaft, als die Ungleichheit der Eigennamen, welche bald mit lateinischen Lettern bald mit deutschen, wie *Carabi* und *Cicindela* S. 43 *Harvius*, dahinge-

gen doch des *Fabricii ab Aquapendente* S. 54 lateinisch und auf dem Titel *Fabricii* deutsch, vorkommen: Dahingegen scheint der *Rückenmark*, welches öfter vorkommt, Sprachfehler; sowie auch *unföhlbare Sinne* S. 122 *unrichtiger Boden* S. 39 und 80 u. dgl.) Hätte sich doch der Vf. nicht immer mit dunkeln Gefühlen und Vermuthungen eingewiegt, worüber der Wirklichkeit nur Abbruch geschehen ist! — Hier wäre eigentlich der Ort gewesen, von den Systemen der neueren Naturforscher zu sprechen, dieselben zu würdigen, ihre Mängel aufzudecken und aus einer sorgfältigen Kritik bessere Grundsätze hervorgehen zu lassen; aber der Vf. begnügt sich nur mit einigen allgemeinen Bemerkungen und mit Anempfehlung einer genaueren Beobachtung und Vergleichung der Theile des Mundes, woraus er für alle Thierclassen die nämliche Festigkeit, als bey dem Insectensysteme, hofft. Der Vf. geht dann in besonderen Abschnitten die einzelnen Thierclassen, darauf das Gewächs- und endlich das Mineral-Reich durch; dem Menschen ist ein eigener Abschnitt gewidmet. Es ist Rec. unmöglich, die traurige Pflicht des Anklägers im bisherigen Masse noch weiter fortzusetzen; er muß aber gestehen, dafs diese Abschnitte nicht weniger, ja sogar noch mehr Mängel haben, als die vorigen, und wünschte sehr, der Vf. hätte seine Laufbahn nicht so beendigt. Wenn man einmal nicht Lust oder Kraft genug fühlt mit dem Zeitalter — insofern es bleibenden, allgemein anerkannten Gewinn darbeut — fortzuschreiten: so lasse man sich auch den Kitzel vergehen, sich noch öffentlich geltend machen zu wollen. B. F.

FRANKFURT a. M. b. Hermann: *Taschenbuch für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen.* Herausgegeben von Carl Cäsar Leonhard, Landcassen- und Steuerdirections-Inspector zu Hanau. Erster Jahrgang. 1807. Mit Kupfern und Karten. 392 S. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Dafs eine möglichst vollständige Darstellung alles dessen, was im Gebiete der Mineralogie in dem Zeitraume eines Jahres geleistet worden, für diese Wissenschaft jetzt um so dringenderes Bedürfnis ist, je mehr sich die Beobachtungen häufen und zerstreuen, ist wohl keine Frage. Laut der Vorrede soll das vorliegende Taschenbuch ein dergleichen Repertorium liefern; allein man sieht bald, dafs der Herausgeber sich nicht streng an diesen Zweck band, sondern mit seiner Übersicht des periodischen Fortschreitens der Wissenschaft zugleich ein Magazin mineralogischer Abhandlungen vereinigt, die den grössten Theil des Taschenbuchs anfüllen. Doch nehmen wir es bey einem Werke so gemischten Inhalts nicht streng mit der Form, wenn nur der Gehalt der Materialien, die es liefert, nicht ohne Bedeutung ist.

Der erste Theil dieses Jahrgangs enthält folgende Abhandlungen: 1) *Über einige durch Granwacke verfeinerte Schilangen vom Bergsecretair Stift zu Dillenburg* (mit einem Kupfer). 2) *Über einige noch wenig bekannte Trappgebirgsarten aus dem Dillenburgischen* (nicht sehr befriedigend). 3) *Die Quecksilberbergwerke auf dem Rhenischen Rheinfels vom Herausgeber* (ein ziemlich weit-

häufiger Aufsatz; weniger nach eignen Beobachtungen, als nach *Beurard* und andern französischen Schriftstellern; man erhält auch daraus keine ganz bestimmte geognostische Übersicht der dortigen Gebirge und Erzlagerstätte. *Beyers* hieher gehörige Nachrichten in den Beyträgen zur Bergbaukunde scheinen dem Herausg. unbekannt gewesen zu seyn.)

4) *Das Maynthal zwischen Hanau und Frankfurt* als Beytrag zu einer künftigen mineralogischen Topographie der Wetterau, ebenfalls vom Herausgeber (mit einer kleinen petrographischen Charte). Die Fortsetzung folgt; bis jetzt muß man sich noch mehr an die Schilderung reizender Gegenden und Ausichten halten, als an Notizen von geognostischem Werth. 5) *Über den zu Biaber im Hanauischen einbrechenden Kobaltvitriol und das ihn begleitende Arsenikoxyd*, vom D. Kopp in Hanau. Das Vorkommen jenes ersten so seltenen Fossils ist also nun wenigstens nicht mehr problematisch; so wie wir im zweyten ein reines, vom Pharmacolith verschiedenes, Arsenikoxyd kennen lernen. 6) *Kurze (unbedeutende) mineralogische Bemerkungen* vom Bergr. Voigt (über den Polirchiefer vom Habichtswalde; den Holzstein aus den ältesten Flötzgebirgen; den Meerschäum und die Grobkehle). 7) *Mineralogische Beschreibung des Seebergs bey Gotha*, vom Legat. Rath von Hoff (mit einer kleinen Charte); ein interessanter Beytrag zur Kenntniss der dortigen Kalk-, Sandstein- und Gipsformation. 8) *Mineralogische Bemerkungen über die Umgebungen Carlsbads* vom Legat. Rath von Struve. Wem die Bemerkungen von Buchs und Rösslers bekannt sind, der wird in diesem Aufsatze wenig Neues finden. 9) *Die Mineraliensammlungen in Paris*, beschrieben von D. Schneider in Hof; die ungemein interessanten Notizen, die man hier nur erst vorläufig erhält, machen uns nach dem Detail, das uns Hr. D. Schneider noch ferner zu geben verspricht, sehr begierig.

Der Zweyte Theil begreift das, was man nach der Vorrede ausschließlich erwarten konnte, eine *Übersicht der neuen Entdeckungen und Veränderungen in der Mineralogie*, von der Zeit der Herausgabe der in diesen Blättern 1807 Nr. 63 bereits angezeigten systemat. tabellar. Übersicht der Mineralkörper an, bis zum Ende des Jahres 1806. Man findet hier: 1) *äußere Beschreibung und kurze oryktognostische Notizen* von theils neuerlich erst bekannt gewordenen Fossilien (z. B. Alalit, Datolith u. s. f.) theils Ergänzungen zu den Beschreibungen bisher bekannter Fossilien (z. B. Kokkelt, Magnetkies u. s. f.) Diese Notizen, so wie einige *neuer Bestimmungen der Eigenschwere* verschiedener Mineralien sind eben so gut als Nachtrag zu den vorgenannten Leonhard-, Kapp- und Merzischen Tabellen, wie ein Repertorium der im Jahre 1806 erhaltenen Bereicherungen dieser Wissenschaft zu betrachten. 2) *Übersicht der neuern Analysen mineralogischer Körper* (ebenfalls ein Ergänzungsblatt zu den Tabellen). 3) *Miscellen*; einzelne mehr oder weniger bekannte mineralogische Notizen, die keinen Auszug gestatten. 4) *Beförderungen, Ehrenbezeugungen und Belohnungen*. 5) *Nekrolog* ohne Biographien). 6) *Übersicht der neuen Literatur von*

1805 und 1806, (zum Theil mit kurzen Kritiken und Inhaltsanzeigen; jedoch bey weitem nicht so ausführlich, zweckmäßig und vollständig, wie in den von *Mollschens* Zeitschriften). 7) *Die Correspondenz* enthält besonders schätzbare oryktognostische und geognostische Nachrichten vom D. Schneider (z. B. über die Gipsformation von Montmartre, über dem Schwimmstein u. s. f.); von dem schweizerischen Geognosten Escher, ferner von Selb und Brunner.

Ein Register beschließt sodann das Werk, dem wir eine desto längere Fortsetzung wünschen, je sorgfältiger die Wahl der in dem ersten Abschnitte aufzunehmenden Abhandlungen seyn wird. —n.

WIEN, b Doll: *Mineralogisches Handlexikon oder alphabetische Aufstellung und Beschreibung aller bisher bekannten Fossilien, nach ihrer alten und neuen Nomenklatur und Charakteristik, ihrem geognostischen Vorkommen und ökonomisch-technischen Gebrauche, sammt der in die Ordnung des Alphabets eingeschalteten Erklärung der zur Charakteristik gehörigen Kunstwörter*. Anfängern, Liebhabern und Sammlern zum bequemen Gebrauche aus den besten und neuesten Schriften zusammengetragen vom Prof. Jos. Red. Zappe. 1804 584 S. 8. (2 Thlr. 16 gr.)

Die meisten mineralogischen Handbücher sind zwar mit Registern versehen, worin das alles auch zu finden ist, was man hier antrifft. Indessen würde ein solches Aufsuchen sehr mühsam seyn, da man nicht in allen mineralogischen Schriften einerley Benennungen findet, und nicht alle Fossilien von Allen aufgeführt sind. Dieß findet man aber hier, und deshalb wird dieses Handlexikon gewiß jedem Freunde der Wissenschaft willkommen und brauchbar seyn. Auch findet man die äußeren Kennzeichen der Fossilien, mehrere auf die Mineralogie Bezug habende bergmännische Kunstwörter, die Namen der Versteinerungen, alle veralteten, provinciellen und falschen Benennungen, in alphabetischer Ordnung mit aufgeführt, wodurch das Lesen der älteren Schriften sehr erleichtert, und die Nomenklatur berichtigt wird. Nur selten stößt man auf eine Unrichtigkeit. So verstand man z. B. unter der Benennung Hornschiefer, nicht unseren jetzigen Kiefelschiefer, sondern das Fossil, welches in der Folge den Namen Porphyrschiefer erhielt, nachher aber Klingstein, Klingstein-Porphyr, und von Eitner Basaltporphyr benannt wurde. Die Gattungsnamen sind nach den Karstenschen Tabellen in alphabetischer Ordnung aufgestellt, unter ihnen folgen die gewöhnlichen deutschen Trivialnamen, und auf diese die lateinischen und französischen Benennungen. Die Arten werden gleich unter den Gattungen mit aufgeführt, ohne daß Rücksicht auf ihre Anfangsbuchstaben genommen worden wäre. Von Fossilien, die nach der Herausgabe dieses Werks erst entdeckt oder bekannt geworden sind, als z. B. Datolith, Anhydrit, Kammelfein etc. wird man darin natürlicherweise keine Auskunft suchen. Da aber solche sich häufen: so wird bald ein Supplementband, wo nicht eine neue Ausgabe davon, nöthig werden.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 29 O C T O B E R, 1807.

O K O N O M I E.

LANGO, b. Meyet: *Anleitung zur regelmäßigen Behandlung der Holzungen und Bewirkung eines hohen nachhaltigen Ertrags für Landleute und andere Gutsbesitzer*, von Georg Ferdinand Führer, fürstl. lippischem Kammerrath. 1804. 96 S. gr. 8. (8 Gr.)

Der Forstmann darf in dieser Schrift nichts Neues suchen, denn sie enthält nur das Bekannte, worauf der Vf. manche Regierungen aufmerksam machen, und wodurch er die große Volksclasse über ihre eigenen Vortheile belehren wollte. Dieß betrifft die natürliche und künstliche Anzucht der Eichen, Rothbuchen, Hainbuchen, Erlen, Birken, Eschen, deutschen Ahornen, Ulmen, Pappeln, Weiden, Kiefern, Rothtannen und Lerchenbäume, dann einige Bemerkungen über den Schluss, die Hebung (Halbung), die Mast, das Laub- oder Streusammeln, das Lese- oder Urholz, das Stockröden, die gemengten Holzbestände und das Binden der Sandeschollen. Der Vf. folgte bey der Holzzucht fast durchgehends Hartigs Grundsätzen, und seine Lehren verdienen größtentheils die volle Beherzigung des Publicums, für welche sie geschrieben sind. Wir fürchten aber, daß sie für einen großen Theil desselben nicht populär genug verfaßt sind. Über das Einzelne erlauben wir uns folgendes zu bemerken: S. 1. Bey der Eiche, als deutschem Forstbaum, verdienen die inländischen unbrauchbaren Galläpfel diese Erwähnung nicht. S. 2. §. 2 hätte bemerkt werden sollen, daß die Eicheln der Sommerreihe (*Q. ped. Chr.*) zum Brodbacken vorzüglich brauchbar sind. S. 4. §. 5: 6 hätte das Abklopfen der Eicheln nicht angerathen werden sollen, ohne dabey die nöthigen Vorichtsregeln anzugeben. S. 4. 5. §. 7 fehlt eine brauchbare Aufbewahrungsmethode der Eicheln. Die beste findet man in Hartigs Holzzucht, IV Auflage 1804. S. 98 folg. Wer aber die Eicheln schon im Herbst ausäßen kann, der thue es ja, und hebe nur dann die Eicheln über Winters auf, wenn er dazu unabänderlich gezwungen wird. S. 5. §. 8 und in der Folge kommt der Provincialismus: *Torf* anstatt *Rasen* oder *Wäsen* vor, welches leicht zu Mißverständnissen Anlaß geben kann. S. 6. §. 8. Rec. rath, dem Graben auf der inneren Seite eine *Berme* zu geben, d. i. den Erdwall einen halben auch einen Schuh von der inneren Seite des Grabens entfernt, aufzusetzen. Dadurch wird, wie bey den aus Erde verfertigten Festungswerken, verhindert, daß der Wall, wenn er zusammenfällt oder einsinkt,

den Graben nicht so leicht ausfüllen kann. Ebendasselbst ist die Auswahl des Bodens zu Eichelsorten nicht ganz richtig und deutlich bestimmt. §. 9 verlangt der Vf. zu einem Eichelgarten einen Boden von guter *Wald- oder Dammerde*. Der Ausdruck *Wald-erde*, ist zu unbestimmt und *Dammerde*, (*humus*) braucht in einem Eichelcamp nicht mehr vorhanden zu seyn, als man in den besseren Forstorten gewöhnlich findet. S. 8 will der Vf. die Eichenpflänzlinge erst dann versetzen, wenn sie am Stammende 1½ bis 2 Zoll im Durchmesser stark sind. Die Befolgung dieser Regel würde im Allgemeinen schädlich seyn. Bey einer solchen Stärke der Pflänzlinge ist der Wurzelbau schon so ausgebreitet, daß er bey dem Herausnehmen aus der Pflanzschule äußerst beschädigt wird. Verhältnismäßig muß man alsdann auch die Krone verschneiden, und solche verstümmelte Eichenbäume wachsen meistens kümmerlich auf. Man verpflanze so frühe als möglich. Die Pflanzung auf Ängern, welche ununterbrochen behutet werden, an Landstraßen u. s. w. machen davon freylich Ausnahmen. S. 9. f. Die Nordseite des Pflänzlings mit einer Verwundung der oberen Rindenhaut zu bezeichnen, ist Niemanden, am wenigsten Bauern zu rathen. Man nehme Röthel, Kreide u. dgl. S. 11. h) wird verlangt, starke Aufwürfe (Hügel) um die Eichenpflänzlinge zu machen, und in diese Dornen zu legen. Ersteres würde bey großen Pflanzungen zu kostspielig seyn; auch schadet es dem Stamme, wenn er tiefer in die Erde kommt, als die *eigentliche* Wurzel sich erstreckt. Letzteres ist nur nöthig, wenn der Ort nicht gehegt werden kann. S. 13 m) wenn man in einem Boden, der bloß zur Winterszeit sumpfig und nass ist, Eichen pflanzen will: so soll man im Herbst 4 Fufs weite und 2½ Fufs hohe Hügel aufwerfen, und im Frühjahr auf diese Hügel die Heister pflanzen. Zum Abzug der Feuchtigkeit soll man aber auf beiden Seiten der Hügel Graben machen. — Diese kostspielige Methode taugt nichts. Wohlfeiler und sicherer ist es im Allgemeinen, tüchtige Abzugsgräben zu machen; und kann man dies nicht, so pflanze man nach dem Grade der Nässe des Bodens und seiner sonstigen Beschaffenheit, Eschen, Erlen u. dgl. schickliche Holzarten an. S. 14. §. 11 scheint es, als wenn der Vf. die Anwendung des rothbuchen Holzes zu bauen unter der Erde und im Wasser, zu den Nebennutzungen rechnet. S. 15. §. 12. Was ist *tellichter* Boden? S. 18 wird angerathen die Dunkelschläge mit Vieh zu betreiben, damit die lockere und trockene Oberfläche festgetreten werde, und kein schädliches Unter-

wund gemacht werden muß, da sind das *Kurzhacken*, das *Rinnenhacken* und das *EGGEN*, über welche des

Vf. beynahe gar nichts sagt, wohl meistens die besten Mittel.
v. G.

KURZE ANZEIGEN.

ÖKONOMIE. Frankfurt u. Leipzig, in Commission b. Bruder: *Etwas über das Forstwesen*, nur für Stadt- und Landesherrn, von (dem) Freyherrn v. Böcklin zu Rust, verschiedener Akademien und gelehrter Gesellschaften Mitgliede u. s. w. 1806. 176 S. 8. (16 Gr.) Diese Schrift ist in Fragen und Antworten abgefaßt und enthält I) *Vorbegriffe*: a) von den Gesetzen überhaupt, b) vom natürlichen Bestreben nach Glückseligkeit, als dem Ursprunge der Staaten, c) von der allgemeinen Wohlfahrt und Oberaufsicht, als dem Mittel, sie zu erreichen, d) von den Befugnissen der obersten Gewalt und den bürgerlichen Gesetzen, e) von dem daraus fließenden Forsthoheitsrechte überhaupt, wie auch dem Forstpolizey- und dem Forstrecht insbesondere, f) von der Nothwendigkeit der Forstvermessungen und Abschätzung der Waldreviere, g) von den übrigen Gegenständen, die aus dem Forstregal fließen, h) von den vormaligen und jetzigen Wäldern in Deutschland. Dann folgt II. A) *Physischer Theil* in 2 Kapiteln und 8 Artikeln. III. B) *Moralischer Theil* auch in 2 Kapiteln und 6 Artikeln. Rec. ist zwar in der Hauptidee, daß es rathsam sey, das Volk über die Nothwendigkeit einer angemessenen Holzkultur aufzuklären und dessen Vorurtheile zu berichtigen, mit dem Vf. einverstanden; ob aber solches durch die vorliegende Schrift bewirkt werden wird, daran zweifelt er deswegen, weil unbedingt alle Volkschriften nur zunächst auf ihren Zweck bearbeitet werden, und durchaus nichts enthalten müssen, was nicht dahin gehört.

Hyp.

Leipzig, b. Seeger: *Monatliche Übersicht der Forst- und Jagd-Wirtschaft*, nach welcher die Cultur-Benutzungs- und Unterhaltungs-Geschäfte der Zeit nach verrichtet werden sollen. Herausgegeben von Friedrich Gottlob Leonhardi, ord. Prof. der Ökonomie zu Leipzig. Mit einer Vorrede und einer Einleitung, welche letztere sich auf die Gegenstände des Forst- und Jagdwesens erstreckt und beynahe die Hälfte der ganzen Schrift ausfüllt. 1806. 70 und 174 S. 8. (18 Gr.) Der praktische Forstmann findet hier nichts neues. Mit der Meinung des Vfs, in der Einleitung S. 59: daß in den Privatforsten (Waldungen) die plauter Hauung beybehalten werden müsse, ist Rec. auf keine Weise einverstanden. Diese Hauung ist durchaus schädlich und darf unter keinen Umständen geduldet werden. — Ferner: mit welchen Gründen will der Vf. seine Meinung S. 58, „daß bey Fichten und Lerchenbäumen nur allein der kahle Abtrieb gebräuchlich und nützlich sey?“ begründen? Rec. hätte gewünscht, des Vfs. Meinung hierüber ausführlich dargestellt zu lesen.

Hyp.

Freiberg, b. Cratz und Gerlach: *Einige Bemerkungen über die mehrere Abnahme der deutschen Forsten und deren pflegliche Unterhaltung*. Von Constantin Selma Contius, Notar. publ. u. s. w. 1805. 72 S. 8. (6 Gr.) Ein sehr überflüssiges Product. Das darin Gesagte ist längst bekannt.

Hyp.

Penig, b. Dienemann u. Comp.: *Der Verwalter wie er seyn sollte, oder praktischer Unterricht in allen Fächern der Landwirtschaft*, als Handbuch für alle diejenigen, welche die besten Grundsätze derselben kennen lernen wollen; mit Beyhülfe einiger praktischen Ökonomen bearbeitet und herausgegeben von dem Vf. des allgemeinen ökonomischen Rechenbuchs und Hauptrechnungsmanuals. 1805. XVI u. 512 S. 8. (2 Thlr.) In der Einleitung theilt der Vf. die Hauptgegenstände der Landwirtschaft, von welchen ein Ökonomieverwalter genaue Kenntnisse haben muß, mit. Dann handelt er im 1 Kap., aber viel zu oberflächlich und zum Theil unrichtig, von guter Kenntniß des Erdbodens, und den Mitteln, wie schlechtes Erdreich zu verbessern sey; im 2 Kap. erschöpfend und mit Sachkenntniß vom Pflügen oder Zurechten der Felder und den breiten und schmalen Ackerbeeten; im 3 Kap. vom natürlichen und gewöhnlichen Dünger, dessen Bestandtheilen, Vermehrung und rechter Zubereitung; im 4 Kap. von den sogenannten vegetabilischen und mineralischen Düngemitteln; im 5 Kap. vom Düngen der Felder selbst; im 6 Kap. vom Saamengetreide. Rec. stimmt hier mit dem Vf. nicht überein, er kann daher auch die Ursache, des Brandes in unvollkommenen Saamenkörnern, nicht allein suchen; übrigens ist es wohl ausgemacht, daß guter, ganz reifer Saamen zur Verhütung desselben sehr viel und vielleicht das Meiste beyträgt. Im 7 Kap. handelt der Vf.

von der Vorsicht bey der Ausfaat des Getreides. Im 8 Kap. von Behandlung der Wiesen, dem Heumachen, und Anlage künstlicher Wiesen. Hier zuerst von den natürlichen, dann von den künstlichen Wiesen. Rec. hat nach seinen angestellten Versuchen ebenfalls für sehr gut gefunden, wenn man z. B. unter zwey beinahe Schffel Luzerne (*medicago sativa*) einige Pfund Wiesen- oder (*avena elatior*) siet. Daß der Vf. aber nicht mehrere Futterkräuter des Anbaues empfohlen hat, wundert uns; da bey einer gut zu führenden Wirtschaft vom hinreichenden guten und verschiedenen Futter fast alles abhängt. Hätte er auch nicht mehrere Futtergewächse selbst beschreiben wollen: so hätte er doch wenigstens die vornehmsten Schriften nennen sollen. Der Werth des Werks würde überhaupt sehr erhöht worden seyn, wenn der Vf. wenigstens bey Hauptmaterialien die besten davon handelnden Schriften angezeigt hätte, durch welche sich dann ein Ökonomieverwalter nach und nach noch mehr ausbilden und Rathes erholen könnte. Unter die vorzüglichsten Futterpflanzen rechnet Rec. den Wiesenhafer (*avena elatior*), das gelbe Ruchgras (*anthracanthum odoratum*), den Wiesenfenchwingel (*Festuca elatior*), das Bruchfuttergras (*Scirpus dichotomus*), den Seinafchwingel (*Festuca ovina*) — ein wahres Lackenbissen für die Schaate — das knollige Viehgras (*Poa bulbosa*), das schmalblättrige Viehgras (*Poa angustifolia*), das gemeine große Wiesenviehgras (*Poa pratensis*), das rauhe Risp- oder Wiesenviehgras (*Poa trivialis*), den weißen Steinklee (*Trifolium melilotus alba*) — er ist auch unter dem Namen schwedischer Klee bekannt — den kleinen gelben Schotenklee (*Lotus corniculatus*), die Futterwicke (*Vicia sativa*), die welche Bibernelle (*Potierum sanguisorba*), den knotigen Spargel (*Spergula nodosa*), den Spinat (*Spinacea oleracea*), und die Brennnesseln (*Urtica dioica*). Der Kalberkropf (*Chaerophyllum silvestre*), welcher häufig in unseren Gärten wächst, ist ebenfalls ein Futterkraut, das empfehlenswerth ist, und angebauet zu werden verdient. Im 9 Kap. handelt der Vf. von den Olgewächsen. So gut auch dieses Kap. ausgefallen ist, so sehr hätte Rec. gewünscht, daß der Vf. noch verschiedene anderer anbauungswürdiger Olgewächse gedacht hätte. Im 10 Kap. handelt er die Getreidefrüchte, und im 11 Kap. die Hülsenfrüchte ab. 12 Kap. vom Einern des Getreides. 13 Kap. von den verschiedenen Kohlrarten, die auf dem Felde erbauet werden; 14 Kapitel von den im Felde zu erbauenden Wurzelgewächsen. Im 15 Kap. hat der Vf. die Manufactur- und Handels-Pflanzen bearbeitet, und aus den besten Quellen geschöpft, die er aber hätte anzeigen sollen. Das 16 Kap. umfaßt die Rindviehzucht. Zuerst handelt der Vf. vom Nutzen der Stallfütterung. Schade! daß diese wichtige Lehre nicht mit bessern Gründen unterflutet ist. Wenn der Vf. behauptet, daß es für die abgesetzten Kälber sehr nützlich sey, ihnen im ersten Jahre kein grünes, sondern lauter dürres Futter zu geben: so erhellet hieraus, daß er noch keine Kälber und Vieh-Heerde am Harze, in Marck und Rietländern und verschiedenen anderen Gegenden gesehen hat, gegen welche die übrigen sehr lobenswürdige Stallfütterungswirtschaft gewiß wenig Beispiele aufzählen kann. Der aufgestellte Grundsatz: gutes und reichliches Futter macht schönes und starkes Vieh, läßt sich auch ganz auf die Nachzucht der Bullen anwenden. Man braucht daher keine schwere, frießländische, mecklenburgische oder englische einzuführen, woraus für eine Heerde von kleiner Race mancherley Nachtheile entstehen können. Die Eigenschaften eines guten Zugochsen sind ganz richtig angegeben. Das Maßen des Rindviehes hingegen ist sehr unvollständig bearbeitet. Vom Maßen der Kälber handelt man gar nichts. Das 17 Kap. handelt von der Pferde- und Eselszucht; für die beste Aasarbeit. Im 18 Kap. folgt die Eselszucht; im 19 die Schafzucht; im 20 die Ziegenzucht, und im 22 die Federviehzucht. Alle diese Gegenstände sind ziemlich erschöpft, und man stößt nur auf wenige Irrthümer. Das 23 Kap., welches den Schlus macht, handelt von der Bienenzucht. Hier sieht man nur zu deutlich, daß der Vf. wenig praktische Kenntnisse von derselben hat. Die Schriften unseres Bienenwaisers, Kien, mag der Vf. wohl nicht immer haben gut verstanden können. Neue ökonomische Entdeckungen sucht man in diesem Werke vergebens. Auf der letzten Seite, vor der Inhaltsanzeige steht: *Ende des ersten Theils: Wir haben also noch etwas vom Vf. zu erwarten.*

Erv.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 O C T O B E R, 1807.

L I T U R G I K.

LEIPZIG, b. Barth: *Liturgisches Handbuch zum Gebrauch für Prediger bey kirchlichen Verrichtungen*, von *Friedrich Augustin Philipp Gutbier*, Archidiaconus zu St. Michaelis in Ohrdruff. 1805. XXXVI u. 548 S. gr. 8. (1 Thlr. 12 gr.)

Wir haben seit der Zeit, da der Geist der Reform auch auf das Liturgische seine Blicke richtete, viele brauchbare neben manchen verunglückten Versuchen, aber noch sehr wenige Musterarbeiten in diesem Fach erhalten, und letztere müssen auch so lange selten bleiben, als die Liturgik noch einer wissenschaftlichen Bearbeitung entbehrt. Dieser Mangel fester, leitender Principien und sicherer Standpunkte richtiger Beurtheilung aus rein philosophischen Ansichten offenbart sich überall dem Hinblicke auf liturgische Werke. Wie verschieden sind die Gesichtspunkte, aus welchen die Natur des Gebets betrachtet wird! Wie sehr verkennen manche Liturgen den Geist wahrer Andacht! Wie wenig sind sie selbst über das Erfoderniß der Sprache einverstanden! Wie wenig kommt Manchem die Frage in den Sinn: Läßt sich denn auch über alles beten? — Auch der Vf. dieses *liturg. Handbuchs* hat, so wie die Vff. der meisten neuen Landesliturgien, das Höhere nicht geahndet. Er ist ein rüstiger Beter, wie alle, die Alphabete lang zu beten vermögen. Wer ein Ideal von liturgischen Formularen sich bildete, wird sicher nicht ein liturgisches Handbuch von 548 Seiten ablassen. Doch, er darf in die Reihe derer, die ein solches Wagniß versucht, getrost sich stellen: seine Formulare sind so gut, wie jener ihre: wollte Gott, daß nur einstweilen in allen Kirchen nach so unanstößigen, mitunter recht braven Formularen, gebetet würde! An ihrem Inhalte hat Rec. wenig zu tadeln. Der Vf. besitzt richtige religiöse Ansichten, und befriedigt durch praktische Tendenz. Aber weit weniger befriedigt dieß Handbuch in vielen anderen Hinsichten z. B. in der Wahl der Gegenstände, über welche gebetet wird, der Schicklichkeit mancher Bitten, der Reinheit und Fülle der Ideen, der Bestimmtheit des Ausdrucks, des höheren Schwungs der Sprache, u. s. w. Die Einkleidung der ohnehin meist gemeinen Ideen ist oft matt; will der Vf. sich höher heben, so wird er blumenreich und schwülstig. Seine Redseligkeit ist der Erhebung des Herzens, dessen heilige Gefühle durch einfache, aber kräftig ergreifende Darstellung und Sprache aufgeregt werden sollen, durchaus zuwider. Ein Hauptfehler

dieser Formulare vom Anfange bis zum Ende ist daher unerträgliche Länge. Alles wird vor Gott hingeschüttet: redselig wird ihm gesagt, was er alles gethan habe und thun solle. Es ist psychologisch interessant, die Andacht von dem Hinblicke auf das Heilige und Höchste bis zu der Sorge für Waldungen, Gebirge, Berg- und Salzwerke herunter steigen zu sehen, und so das Himmlische mit der gemeinen Betribsamkeit im Bunde zu finden. Gerade hier bedarf die ältere Einrichtung unserer Gottesverehrungen bessernde Abhülfe. Wo soll es hinaus, wenn, wie in diesem Handbuche, für alles, selbst für die Feldfrüchte, *Seitenlang* gebetet wird? — Ein Verdienst, nach welchem der Vf. sichtbar strebt, ist Vollständigkeit, und er hat es erreicht. Die erste Abtheilung enthält auf 126 S. *Intonationen* und *Collecten*. Jener, meist aus biblischen Stellen und meist treffend gewählt, sind 238, Sonderbar zweydeutig beginnt eine Collecte S. 71: „Heiliger Gott, verdammt im Gerichte der Ungerechten, und verfolgt von den Feinden des Guten — ließeest du den Freund und Wohlthäter der Menschen einst dulden.“ Wie sonderbar mag es lauten, wenn der Prediger am Altare singt: S. 114: „Wild heulen die Stürme und schütteln die gefrorenen Tropfen und Flocken durch die Luft. Unter den Füßen knittert der Frost im Schnee und Eise, und die starre Kälte durchdringt unsere Glieder.“ Also auch eine Collecte für den Winterfrost! Unsere Andacht wird endlich einen so individuellen Gang nehmen, daß ihr Geist dabey gänzlich verfliegt. II. *Abkündigungen*. Sollten die Prediger nicht einmal diese entwerfen können? Und sind denn die hier gegebenen musterhaft? Wie sonderbar heißt es S. 14: „Wir preissen Gottes Weisheit und Güte für die mannichfaltigen und schweren Leiden, welchen er diese Person zur Prüfung im Guten ausgesetzt hat u. s. w.“ Und wann werden wir doch aufhören, dem Leichname eine sanfte Ruhe zu erbitten, und dadurch die Furcht von dem Schicksale desselben im Grabe zu unterhalten? III. *Fürbitten und Danksayungen*. Sie sind unerträglich redselig: Zu welcher Länge will Hr. G. den Gottesdienst anschwellen lassen? S. 162: „Mit dem Ausbruche der erstarrten Erde empfängt die Natur ihr neues Leben, und gleichsam mit einer neuen Schöpfung, Allgütiger, beginnt die itzige Zeit. In einem schönen Gewande steht unsere Winterfaat; die Felder werden grün, Millionen Blumen duften; frohe Vögelschaaren schweben jauchzend im belaubten Wald, und Insecten ohne Zahl regen sich an Berg und Thal.“ S. 165: „Hoch bäumt sich die frohe Saat.“

Gc

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

und wellenreich schwimmen die schlanken Halme, Allmächtiger. Mit staunenden Augen sehen wir die Segnungen unserer Felder, Wiesen und Gärten.“ So poetisch wird hier ~~Gott~~ ^{Gott} ~~angeredet!~~ ^{angeredet!} Da ziehen wir das alte einfache Kirchengebet „wir bitten Gott, daß er den lieben Saamen auf dem Felde vor allem Schaden gnädiglich behüten wolle, u. s. w.“ weit vor. In den Fürbitten für die Kranken wird viel zu bestimmt gebetet; es findet sich zwar zuletzt stets noch eine Formel der Ergebung; allein sie fließt nicht aus wirklich hingebender Gesinnung, sondern sieht nur wie eine Nothhilfe der Ohnmacht aus, die gegen die höhere Macht nichts ausrichtet. So herrscht überhaupt in manchen dieser Fürbitten bey speciellen Fällen z. B. S. 16r bey anhaltender Dürre, ein gezwungener Complimententon. Man erkennt, daß die ewige Weisheit keine Anleitung zu dem bedarf, was sie thun soll, und der kurzichtig Mensch sich nicht anmaßen dürfe, ihr Mafsregeln vorzuschreiben; und doch kann man es nicht lassen, ihr gleichsam Winke zu geben. „Unsere Erde schmachtet nach einem milden Regen, den du ihr so lange entzogen hast. Die Kraft der Natur scheint zu ersterben, und der Saft auszudorren. Wir wollen dir nicht vorschreiben, was du thun sollst, aber wir stehen dich an, laß, wenn du willst, die anhaltende Dürre nur nicht schädlich werden.“ Kindlicher beteten da die Älten: Wir bitten dich, daß du uns einen fruchtbaren Regen mildväterlich verleihen wollest. Entweder trage der Mensch seine Bitten der Gottheit offen und kindlich vor, oder er begnüge sich mit dem Hinblick auf die ewige Weisheit und Güte. IV. *Formulare zum Gebrauch bey Religionshandlungen.* Sie sind sehr im Allgemeinen gehalten, und auch viel zu lang; die Abendsreden bey Kranken und Sterbenden füllen 6 bis 7 Seiten. Höhere, erhebende Ansichten erwartet man nicht. Der Vf. glaubt, in jedem alles sagen zu müssen, und hat diesen Fehler mit anderen Liturgen gemein. Ist die Seele, auch des Gebildeten fähig, von allem Gesagten Eindruck zu empfinden? Wie viel bewirkt dagegen ein hoher Gedanke, hell ins Licht herausgehoben, warm angedrungen dem menschlichen Herzen! Das ist das Schwere! Unsere liturg. Formulare enthalten ferner öfters lange Aufzählung der Gesinnungen, welche der Geist zu irgend einer Religionshandlung mitbringen müsse, da sie dagegen dahinarbeiten sollten, durch Aufstellung heiliger Ideen und Erregung frommer Gesinnungen diese Geistesstimmung selbst hervorzubringen. Der Aufruf: Samlet eure Gedanken! ist vergeblich, wenn der Liturg nicht diese Sammlung zu bewirken weis. — Das zweyte Taufformular ist zehn Seiten lang; Der Vf. bemerkt dabey, daß die längeren Formulare auch theilweise gebraucht werden könnten; allein, erklärt er sie nicht dadurch für ein unzusammenhängendes Ganzes? Manche Begriffe bedürfen wohl Berichtigung, und manche Wendungen sind sonderbar. S. 142. Nimm itzt unsere innige Reue für Thaten der Rechtschaffenheit an.“ S. 144: „Sünde und Laster (?) drücken uns Alle (?) zu Boden.“ Sonderbar sagt der Vf. im Formular für eine Privatcommunion, S. 144: Nur darum wollen wir itzt getrennt von unseren Mitmenschen das Mahl der Gemeinschaft seyn, ~~so es die~~

so lebhafter zu empfinden, wie nahe wir denen sind, welche mit uns Alles gemein haben, und welche wir vermissen, wenn sie nicht in unserem Kreise stehen.“ Wollte der Vf. vielleicht durch diese widersprechende Wendung dem Vorwurfe, der Privatcommunion gemacht zu werden pflegt, ausweichen? — Die Formulare bey Beerdigungen gefielen uns am besten; nur wünschten wir, daß der Vf. diesen Anreden eine biblische Stelle zum Grunde gelegt, und den gemeinen Fehler vermieden hätte, die traurige Lage der Hinterbliebenen so trostlos zu schildern, und die Wunden des Schmerzes noch weiter aufzureißen. Es würde gewis weit wirklicher seyn, den tröstenden Gedanken folglich an die Spitze zu stellen, und nur in seine beruhigende Anwendung die Schilderung der Leiden zu verweben. Es scheinen aber manche die Wunde erst recht gefährlich machen zu wollen, um dann ihre Heilungsgeschicklichkeit desto rühmlicher zu zeigen. V. *Kirchengebete.* Es knäuch in ihnen, wie in so manchen Landesliturgien, der Gebetston gänzlich verfehlt. Trockene Demonstrationen anstatt beflügelnder, hoher Ideen! Das Gebet beginnt mit einem Gemeinatz oder Thema, das dann erläutern durchgeführt wird. Da wird Gott um Dinge gebeten, die er nicht geben kann; da wird Gott viel vorzählt, viel geklagt, Gott manchmal angeklagt, mit Gott Abrechnung gehalten. Ja, der Vf. ist ein rüftiger und langer Beter! Man findet hier 45 Gebete auf 150 Seiten. Da ist nichts vergessen: die drey morgenländischen Refenden, die Verkündigung der Maria, der Besuch der Maria bey Elisabeth — alles hat sein eigenes Gebet, so daß man vor lauter Fülle an dem Begriffe des wahren Gebets ganz irre wird. Auch ein längeres und ein kürzeres Gebet über denselben Gegenstand findet man. Es muß also Prediger geben, die gerne plappern, wie die Heiden; und für die nun auch gesorgt ist. S. 440 fängt ein Gebet bey dem Andenken an die Leiden Jesu an: „So sehr wir auch Ursache haben, weiser und gütiger Gott u. s. w.“ nun folgt auf der fünften Zeile nochmals: „So sehr wir es uns zur Pflicht machen müssen u. s. w.“ und nun erst auf der zehnten der Nachsatz „so vielmehr fühlen wir uns verbindlich.“ der dann wieder durch sechs Zeilen fortläuft. So matt und undeutlich! S. 333: „Du bist es wohl werth, guter Gott, daß wir eine Stunde von unserer Arbeit unterbrechen, und uns in gemeinsamer Andacht vor dir versammeln.“ Noch eine Probe eines speciellen Gebets nach einer Jahrmarktpredigt. S. 307: „Fern sey es von uns, Jemanden im Handel zu bevorzugen, zu übertheuern; fern, mit andern Producten und Waaren ihn zu betrügen; fern, seine Nothwendigkeiten zum Grunde erhöhten Preise zu machen; fern, bey dem Kauf und Verkauf ihn schnell zu behandeln, den Werth der Verkaufsdinge herunterzusetzen, und ihn um seinen billigen Verdienst für Mühe und Arbeit zu bringen: Ein Arbeiter ist ja seines Lohnes werth, und verdient unsern Dank, daß er sich für uns thätig bewies. Besteht doch unser ganzer Verkehr unter einander im Handel, in welchem wir unsere Eigenthümlichkeiten, Producte und Waaren gegenandere umsetzen, und gegen Geld verkaufen. Wie muß uns da die Pflicht seyn, redlich mit Andern umzugehen, wenn wir von ihnen verlangen, daß sie

redlich mit uns umgehen sollen! u. s. w.“ Das Gebet, Vater Unser, ist S. 537 auf 74 Zeilen umschrieben. Zuletzt noch einige Formulare von Segenswünschen. V. Pf.

BREMEN, b. Seyffert: *Liturgisches Predigerhandbuch zur Beförderung der nöthigen Abwechslungen und einer zweckmäßigen Mannichfaltigkeit in den Amtsverrichtungen der Prediger, auch erforderlicher Abänderungen nach Zeit, Ort, Personen und Umständen*, herausgegeben und größtentheils entworfen von J. C. Velthusen, kön. großbritan. kurf. braunsch. lüneb. Generalsuperintendenten in dem Herzogthum Bremen und Verden. Zweyte Auflage. 1804. XVI u. 493 S. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Diese angeblich zweyte Auflage hat vor der ersten von 1801 nichts als ein neues Titelblatt voraus. Das Buch selbst ist eine Umarbeitung des in des Herausgebers *Synodalmagazin* von 1796—1798 befindlichen Entwurfs zu einem Predigerhandbuch, wozu er schon 1792 mit liturgischen Beyträgen den Anfang gemacht hatte. Dem Herausgeber liegt es noch immer sehr am Herzen. Um so strenger hätte er in der Auswahl der ihm von den Predigern seiner Inspection mitgetheilten Beyträge seyn mögen. Aber auch die eigenen Aufsätze des Hn. V. sind nichts weniger als musterhaft; sie entsprechen weder den Erwartungen, welche die Vorrede erregt, noch auch selbst der Absicht des Vfs., nur „Andacht, und nicht Schwärmerey zu verbreiten, und den vernünftigen Gottesdienst zu befördern.“ Wenn z. B. Hr. V. S. 33 fg. beten lehrt: „Wir sind Deiner unermüdeten Langmuth und Vätertreue nicht werth; sind nicht werth der Huld, womit Du uns begegnest, und der täglichen Wohlthaten Deiner segnenden Vorsehung. Wenn Du züchtigen und strafen wolltest: so widerführe uns nur unser Recht. Wir hätten es wohl verdient. Nichts desto weniger fassen wir dennoch Muth. — Immer bleibst Du uns Vater. Dieß ist unser festes Vertrauen. — Betrachte uns als mangelvolle Geschöpfe, die Deines Mitleidens äußerst bedürftig sind. Vergieb, Vater; vergieb uns um Christi willen, und handle mit uns nach Deiner grenzenlosen Barmherzigkeit. O laß unsere Hoffnung nicht fehl schlagen! Vergieb uns alle unsere bisher begangenen Sünden!“ so ist das, mit wie scheinbarer Andacht es auch nachgesprochen werde, Religionschwärmerey, deren für die Moralität gefährliche Wirkung dadurch nicht entkräftet wird, daß hinterher das Versprechen folgt: „Unter dem mächtigen Beystande Deines heiligen Geistes wollen wir unser Leben bessern, und uns aus allen Kräften bemühen immer frommer zu werden,“ zumal da dieses *Beichtformular*, neben dem Kirchengebet, von Zeit zu Zeit von den Kanzeln abgelesen werden soll. Die *Geisteserhebungen mit Einstimmung der Gemeine*; S. 1—24, die Hr. V. bey dem Anfang und Schluß des Gottesdienstes dem Prediger in den Mund legen will, sind zum Theil von der Art, daß nicht bloß „das Abhängen“, sondern auch das stärkere Aussprechen der

selben Schwierigkeiten“ haben möchte. Eben so wenig dürfte das Buett in Reimen S. 429—434 bey der *Einsegnung zum Predigtamt* schicklich seyn. Bey einer *Judentaufe* ergießt sich das Herz des Redners so sehr zum Lobe des Judenthums, daß, wenn Hr. V. nicht schon in Helmstädt den Christen *Populi Judaici caritas* empfohlen, und daneben eine *epistola consolatoria ad Judaeos* abgelassen hätte, man auf die Vermuthung gerathen sollte, er habe an der Judengemeine in Stade Bemerkungen gemacht, die anderen Beobachtern dieses Volks in größeren oder kleineren Städten bisher entgangen sind. „Hier habe ich es oft,“ heist es S. 304 fg., mit meinen Augen gesehen, auch zu wiederholtenmalen es an mir selbst erfahren, wie der Richter und der Sachwalter in dem HERRN unserm Gott einen Gott der Götter, und Herrn der Herren erkannten, wie sie den Großen und Mächtigen und Furchtbaren in Ihm verehrten, bey welchem kein Ansehen der Person gilt, den man nicht bestechen kann, der — Seinem Volke es zur Pflicht macht, die Fremdlinge gleichfalls zu lieben. — Jeden Tag sehe ich es mit Entzücken vor meinen Augen, mit welchem frommen Eifer ihr, wenigstens so viele euer es sich angelegen seyn lassen, nach den Grundlehren eures Gesetzes zu wandeln, euch bestrebt, hier in jeder edlen That euer Licht leuchten zu lassen vor der Welt, dort den Saamen des Guten ungesehen und im Stillen auszustreuen, — alles, was Mensch heist, gespornt durch den Stachel in der rührenden Erzählung des göttlichen Jesus von dem barmherzigen Samariter (!), als euer Fleisch und Blut betrachtet, dem ihr euch nicht entziehen dürft u. s. w.“ Allein es hat mit dieser Judentaufe eine ganz eigene, idealische Bewandniss. Dieser christliche Redner und sein Täufling sind sich, mit ihren jüdisch christlichen Söhnen, dem Vorbericht S. 274 fgg. zufolge, längst auf halbem Wege begegnet, und so ist es kein Wunder, daß, indem der Conversus sich zum Glauben an den, in Jesus erschienenen, *Messias* bekennt, der Prediger der *Constitution des Volks Gottes* das Wort redet. — Unter der Rubrik: *am Königsfeste* findet man S. 130—136 ein zweyfaches Dankgebet für die dreymalige, fast wunderbare Errettung des Königs von Großbritannien aus einer augenblicklichen Todesgefahr, wozu S. 408 noch eine *Litaneey eines dankbaren Volks bey einer besorglichen Krankheit seines allgeliebten Monarchen in einer kritischen Lage des Staats* kommt, die wohl aus dem Deutschen ins Englische hätte übersetzt werden sollen. — *Bey der Fortdauer des Krieges* verläßt den Beter seine Fassung, so daß er S. 116 mit dem lieben Gott zu exposuliren anfängt. *Bey Einsegnung einer Wöchnerin* sagt Hr. Pastor Pape in Flögeln S. 267 fgg. ein, mehrere Seiten langes Gebet auf. Auch Hr. Pastor Wyneken zu Bexhövede macht *bey der Einsegnung zum Ehestande* S. 376—392 nur zu viel, und zu sehr in einander geflochtene Worte. „Und da es endlich, heist es in der Mitte des Sermons, aus allen Einrichtungen des allgemeinen Vaters der Menschen, wie aus seinem ganzen Wesen hervorleuchtet, daß seine Liebe nicht auf die

Zufriedenheit und das Glück Einzelner allein, sondern auf das gemeine Wohl des ganzen menschlichen Geschlechts bedacht ist: so können wir auch bey der Stiftung dieses ehrwürdigen Standes nicht anders, als die Ablicht vermuthen, daß derselbe ein Antrieb und eine Gelegenheit mehr für uns hat seyn sollen, um so viel eifriger uns das Beste des ganzen menschlichen Geschlechts zu Herzen zu nehmen, je mannichfaltiger und genauer jetzt natürlicher Weise die Verhältnisse werden, in die wir nebst den Unsrigen, vermittelt unserer ehelichen Familienverbindungen, mit der übrigen menschlichen Gesellschaft kommen.“ — Daß übrigens anstatt der 12 Bogen, auf die Hr. V. nur gerechnet hatte, diese Schrift zu einem Buche von 1 Alph. 9 Bogen angewachsen ist, rührt nicht sowohl von den „vielen, wesentlichen Verbesserungen, die sich bey der Arbeit von selbst ergaben,“ als vielmehr von dem außerwesentlichen Vorzug her, den das Buch, gemäß seiner Bestimmung zum Kirchengebrauch, zunächst für blödsichtige Geistliche, durch einen sehr groben Druck erhalten hat. Mit kleinerer Schrift sind S. 455 fgg. ein paar, in diese Sammlung nicht gehörige, *Klosterreden* des Herausgebers hintenangedruckt, wovon die letztere bey *Einfegung des Hn. D. und Prof. Henke in Helmstädt zum Abt des Klosters Michaelstein* zu dessen *Kirchengeschichte des 18 Jahrhunderts* einen speciellen Beytrag abgeben dürfte. Bedenklich könnte man in dieser Hinsicht sogar die Äußerung finden: „Um desto brüderlicher und ernstlicher also, geliebter Freund, wollen wir, der Verbindlichkeit unseres Berufs eingedenk, vor dem Angesicht des Gottes, der auf unseren Eid achtet, an dem heutigen feyerlichen Tage den Entschluß fassen, von nun an mit vereinigten Kräften an der Aufrechthaltung der reinen evangelischen Lehre in unserem geliebten Vaterlande zu arbeiten.“ Kurz vorher sagte Hr. D. V. ohne sich, wie man hier sieht, aus dem Concepte zu verirren: „Sie kennen, geliebter Freund, aus der Geschichte, mit der sich ihr Fleiß so vorzüglich beschäftigt, die mannichfaltigen Versuche des menschlichen Selbstdünkels und Leichtsinnes, bald die *Grundsäulen der Religion* zu erschüttern, — den deutlichsten *Weissagungen* einen gezwungenen Sinn unterzuschieben, in den übereinstimmendsten *Wundernachrichten* Schwierigkeiten aufzuspüren, und selbst gegen die *Glaubwürdigkeit der verfolgten ersten Bekenner* Verdacht zu erwecken; bald diesen oder jenen Lehrsatz durch erkünstelte Auslegungen zu verdunkeln, zu verdrängen, zu verdrehen.“ Bekanntlich traten Hn. *Henke's lineamenta institutionum fidei christianae historico-criticarum* erst einige Jahre nachher ans Licht. T.

MARBURG, in der neuen akad. Buchh.: *Liturgisches Handbuch*. Von F. W. Wolfrath, Dr. der Theol., Superintendent der Grafschaft Schaumburg, erstem Prof. der Theol. und erstem Pred. in Rinteln. Erstes Bändchen. 1806. XXIII u. 174 S. 8. (10 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Anhang zur schleswig-holsteinischen Kirchenagende*, von u. f. w.

Einen Beytrag zu den *besseren liturgischen Formulare* n, deren Anzahl zur Auswahl nach Ort und Umständen noch immer nicht zu groß ist, soll dieses *liturgische*

Handbuch liefern; in diesem Geiste fortgesetzt, verdient es allerdings als eine Bereicherung unserer Liturgie mit Dank angenommen zu werden. Durch solche Mittheilung einzelner liturgischer Formulare von Männern, die zu dieser Arbeit inneren Beruf haben, und nur die gelungensten Formulare aus mehreren, die sie sich entwerfen müssen, mittheilen, muß unsere Liturgie bereichert werden, nicht durch dicke Handbücher, die Ein V. für alle gedenkbaren Fälle rüßig ausarbeitet. So wie die Gemeinden und die häuslichen religiösen Versammlungen, vor denen solche Formulare gebraucht werden, in Hinsicht ihrer Ansichten und ihres Geschmacks höchst verschieden sind: so ist dem Prediger, der nach den jedesmaligen Bedürfnissen seiner Zuhörer mit Geist auswählen will, auch eine reiche Sammlung von Formularen zu wünschen, die von mehreren Verfassern entworfen, in Ansicht, Ton und Sprache verschieden sind. — Vorliegende Formulare eignen sich ganz dazu, gebildete Versammlungen zu erbauen; sie empfehlen sich durch reine Ideen, den Ausdruck eines warmen Gefühls, eine edle Sprache, und meist durch jene Kürze, die man an manchen, übrigens vorzüglichen, Formularen vermißt. Es ist zu bedauern, daß öfters gutdenkende Prediger auf diese Eigenschaft liturgischer Formulare nicht mehr achten, daß sie durch zu lange Formulare ermüden, und nun von dieser Seite Veranlassung zu Klagen geben. Wenige Worte voll Geist, mit Erhebung gesprochen — wie viel könnten sie bewirken! Die Kritik mache doch ja auf die Nothwendigkeit dieser Eigenschaft aufmerksam, damit das langweilige Plapperwerk endlich verschwinde. Freylich ist die Abfassung solcher Formulare, die Zusammendrängung erhebender Ideen in wenige Worte, schwer, daher sich gewöhnlich in gleichem Grade der Länge ein gleicher Grad flacher Mittelmäßigkeit bey solchen Formularen offenbart. — Dieses erste Bändchen enthält: 1) *Kirchengedete*, meist über specielle Gegenstände, da der Vf. wünscht, daß das Kirchengebet sich genau an den Inhalt der Predigt anschließen möge. Solche Gebete müßte dann freylich der Prediger gewöhnlich selbst entwerfen, da ein liturgisches Handbuch, das nur über alle Hauptsätze der Glaubens- und Sittenlehre Gebete aufstellte, von zu großem Umfange seyn würde. 2) *Abdankungen bey dem Ableben einzelner Gemeindeglieder zum Einschalten in das Kirchengebet*. Auch sie sind in die Gebetsform eingekleidet, und sollen, wie der Vf. selbst in zwey Kirchengebeten das Beyspiel davon giebt, in diese eingeschaltet werden. Allerdings werden dadurch mancherley Unannehmlichkeiten, besonders in Ansehung der Titulaturen, beseitigt, wenn nur nicht der Nachtheil daraus entsünde, daß nun die Kirchengebete wieder zu lang werden, wie auch wirklich jene beiden Kirchengebete eine Ausnahme von der oben gerühmten Kürze machen. Am besten wäre es wohl, da, wo es thunlich ist, diese Abdankungen, welche in des Rec. Gegend nicht bekannt sind, gänzlich abzuschaffen. 3) *Gebete bey der allgemeinen Beichte oder zur Vorbereitung auf die Feyer des Abendmahls*. 4) *Taufformulare*. Sehr zweckmäßig und kurz. 5) *Trauerrede*. 6) *Segenswünsche*. 7) *Meineidsverwarnung*. 8) *Am eine trauernde Mutter, bey dem Grabe ihres Säuglings*. V. Pf.

Monatsregister

v o m

O c t o b e r 1807.

Verzeichniß der im Monat October in der J. A. L. Z. recensirten Bücher.

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- Albano Zyndi** der Zigeuner-Fürst 249, 167.
Arnoldi chronici Syriaci Abulpharagiani e scripto-
 ribus graecis emendati specimen 245, 153.
Auswahl von Entwürfen zu öffentl. Religions-
 vorträgen, herausgegeben von **Rehkopf** 242, 111.

B.

- Barthel** Strafrechtskatechismus 230, 15.
Beckmann physikalisch - ökonomische Bibliothek.
 22 Bd. 4 St. 258, 79.
Berthollet Anfangsgründe der Färbekunst; aus
 dem Franz. übersetzt von **Gehlen**, mit Anmerk.
 von **Hermöstadt**. 1. 2 Th. 243, 219.
Bibliothek, allgem. botanische, des neunzehnten
 Jahrhunderts; herausgegeben von der botan. Ge-
 sellschaft in Regensburg. Jahrg. 2 — 4 249, 161.
Büniger Generalstatistik des österreichischen Kai-
 serthums. Erster Th. 235, 49.
Blumenbach Geschichte und Beschreibung der
 Knochen des menschl. Körpers. 2te Ausg. 251, 17.
v. Böcklin zu Hof, Freyh., etwas über das Forst-
 wesen, nur für Stadt- und Landschulen. 255, 207.
Boer Abhandlungen und Versuche geburthülfi-
 chen Inhalts zur Begründung einer naturge-
 mässen Entbindungsmethode. 2 Bd. 3. 4 Th. 248, 160.
Breitbach, Wilhelm, oder praktischer Unterricht
 in der Kunst, ein Bösewicht zu werden. 1. 2
 Th. 244, 127.
Büchenthal Gedichte. 1 Bändchen. 232, 28.

C.

- Camps** Robinson the younger, translated from
 the German. Sec. edition. 247, 152.
Catéchisme à l'usage de toutes les églises de l'em-
 pire français 229, 4.
Ciceronis opera omnia. 4 T. 246, 157.
 — — opera philosophica. P. 1 246, 137.
 — — de legibus libri tres: recensiti a J. F.
Wagner 246, 157.
Contius einige Bemerkungen über die mehrere
 Abnahme der deutschen Forsten und deren
 pflegliche Unterhaltung 255, 207.
Correspondance de deux ecclésiastiques sur la
 question: est-il temps d'abroger la loi du cali-
 bat des prêtres? 226, 59.

D.

- Dinkwart** Chronicon; recensuit J. A. Wagner 254, 41.

E.

- Ebermaier** Taschenbuch der Geburtshülfe für an-
 gehende Geburtshelfer. 1. 2 B. 251, 24.
Encyklopädie, allgemeine, für praktische Aerzte
 und Wundärzte, von **Consruck** und **Ebermaier**
 8 Th. 1. 2 Bd. 231, 22.
Entwürfe zu öffentl. Religionsvorträgen, als Sup-
 plementband zum Predigerjournal für Sachsen;
 herausgeg. von **Rehkopf**, dritte Abtheil. 242, 111.
Ernst Anweisung zum praktischen Mühlenbau.
 1 — 5 Th. 234, 46.
Erziehung, eine gute, befördert das Wohl der
 gem. Bürger- und Soldatensöhne 239, 88.

F.

- Fabricii** Resultate naturhistorischer Vorlesun-
 gen 252, 195.
Feldzug, der, von 1806. 243, 119.
Fernow röm. Studien. 1. 2 Th. 246, 143.
Führer Anleitung zur regelmäßigen Behandlung
 der Holzungen und Bewirkung eines hohen
 nachhaltigen Ertrags für Landleute und andere
 Gutsbesitzer 255, 206.

G.

- Gittermann** der angenehme und nützliche Gesell-
 schafter. 2te Aufl. 241, 103.
Grüße ausführliche Katechisationen über den
 hannövr. Landeskatechismus. 5 Th. 242, 112.
 — — ausführliche Katechisationen über die
 Pflichten gegen den Nächsten 242, 112.
Grens system. Handbuch der gesammten Chemie,
 3te Aufl., herausgeg. von **Klaproth**. 1 — 5 Th. 243, 117.
Gutbier liturgisches Handbuch 254, 209.

H.

- Hagemann** Handbuch des Landwirtschafts-
 rechts 230, 9.
Handbuch der franz. Sprache, oder Auswahl in-
 teressanter Stücke aus den classischen französi-
 schen Prosaisten und Dichtern. Neue Aufl.
 Poetischer Theil 247, 148.
Hänte Anthologie aus den Werken der vorzüg-
 lichsten römischen Dichter 253, 38.
Hartert Gedichte. 2tes Bändchen 245, 120.
Hassels statistischer Abriss des österreich. Kaiser-
 thums nach seinen neusten politischen Bezie-
 hungen 235, 49.
Henschel kann und darf die Nachgeburt unbe-
 dingt zurückgelassen werden? 251, 24.
v. Herders sämtliche Werke. Zur Religion und
 Theologie. 5 — 8 Th. 229, 1.
Hoffmann über den Grundsatz der unendlichen
 Theilbarkeit in der Geometrie zur Prüfung der
 Langsdorfschen Abhandlung über die Unstätt-
 haftigkeit dieses Principis 251, 181.
Hünkerochs theoretische und praktische Anwei-
 sung zur Erlernung der deutschen Sprache.
 3te Aufl. 241, 104.

I.

- Ingramm** Grammatik der engl. Sprache 247, 145.
Johannes Secundus Kisse; aus dem Lateinischen
 übersetzt von F. Passow 246, 142.
Ist es Zeit das Cölibat abzuschaffen? Aus dem
 Franz. überf. 236, 59.
Kalpurnius, des Titus, von Sicilien, elf erlesene
 Idyllen, überf. von **Klausen** 253, 53.
 — — elf erlesene Idyllen, überf. von **Wifs** 235, 33.

K.

- Katechismus** zum Gebrauch in allen Kirchen des
 franz. Kaiserreichs 229, 4.
 — — — zum Gebrauch für alle Kirchen des
 franz. Reichs; überf. von **Marx** 229, 4.
Kassler die Lehre von den continuirlichen Brü-
 chen 251, 184.

Kühne Materialien zum Uebersetzen ins Englische. 2te Ausg. 247, 151.
Kühne neues franz. Lesebuch in angenehmen u. lehrreichen Erzählungen 245, 156.
 — — Sammlung kaufmänn. Briefe zum Uebersetzen ins Engl. 247, 151.

L.

Lazarus, der Arme 256, 62.
Leonhard Taschenbuch für die gesammte Mineralogie mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen. Erster Jahrgang 252, 198.
Leonhardi monatliche Uebersicht der Forst- und Jagdwirtschaft 255, 207.
v. Liechtenstern statistische Uebersicht des Österreich. Erbkaiserstaats 255, 49.

M.

Marks Schulreden 259, 88.
Martens tabellarische Uebersicht der praktischen Entbindungskunst in Hinsicht auf die verschiedenen Lagen des Kindes 251, 23.
Mensel Lexikon der vom Jahr 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 5. 6 Bd. 232, 31.
Mittel, die ersten, dem Christenthume bey den Katholiken aufzuhelfen: 1) Aufhebung des geistl. Cölibats, und 2) Umänderung der lat. Liturgie in die Muttersprache 256, 68.
Müller Sammlung deutscher poetischer Meisterstücke des 18 und des angef. 19 Jahrhunderts 252, 29.

N.

Nachtersberg die Lehre vom Gebrauche der franz. Artikel, auf eine neue und bequeme Art bearbeitet 247, 150.

O.

Operationsplan der preuss. sächs. Armee im J. 1806, Schlacht von Auerstädt, und Rückzug bis Lübeck. Von C. v. W. 243, 113.

P.

Petri gleich- und ähnlich-lautende Wörter der deutschen Sprache für den Jugend- und Selbstunterricht zusammengestellt. 2te Aufl. 248, 155.
Pfugsten Gehörmesser, zur Untersuchung der Gehörbarkeit galvanisirter Taubstummen. 2tes Heft 242, 111.

R.

Rathschläge für Aeltern und Hauslehrer, betreffend die Erziehung eines Kindes bis zum 12 Jahre 259, 87.
Richter, Jean Paul, Levans oder Erziehungslehre. 1. 2 Bd. 259, 81.
Rudolphi Gemälde weiblicher Erziehung. 1. 2 Th. 259, 81.
Rude falsche Anleitung die Reinheit und Unverfälschtheit der vorzüglichsten chemischen Fabrikate einfach und doch sicher zu prüfen 245, 119.

S.

Schilling von Canstadt Handbuch für Denker. 1 Th. 252, 25.
Schmid Synopsis cogitationum - elatoris scientiici 252, 52.
 — — vollständiges wissenschaftl. Gedankenverzeichnis zum Behuf einer allgem. Schriftsprache 252, 51.
 — — von den bisherigen Versuchen, eine allgem. Schriftsprache einzuführen 252, 51.

Schmid wissenschaftl. Gedankenverzeichnis in einem vollst. Auszuge 252, 51.
Schürmann praktisches Schulbuch der gem. Rechenkunst und Geometrie mit Figuren. 2te Aufl. 251, 184.
Schweighäuser Animadversiones in Athenaei Deipnosophistas tom. IX, indices complectens 244, 121.
Scriptores classici Romanorum. Vol. 2 246, 137.
v. Siebold Lucina. 4 B. 1-2 St. 251, 18.
Struve kurzer Unterricht für Taube und Taubstumm- 242, 109.
Swartz Synopsis filicum earum genera et species systematice complectens 249, 166.

T.

Tonnemann Geschichte der Philosophie 6 Bd. 250, 169.
Thaer vermischte landwirthschaftl. Schriften, aus den 3 ersten Jahrgängen der Annalen d. niederländischen Landwirtschaft ausgewählt. 3 Bd. 232, 52.

V.

Velthusen liturgisches Predigerhandbuch 254, 212.
Versuch, das Studium der Mathematik durch Erläuterung einiger Grundbegriffe und durch zweckmäßigere Methoden zu erleichtern 251, 177.
Verwalter, der, wie er seyn sollte, oder praktischer Unterricht in allen Fächern der Landwirtschaft; herausgeg. von dem Verf. des allgemeinen ökonom. Rechenbuchs und Hauptrechnungsmantels 253, 207.
Virgilii Maronis Georgica, inde ab Augusti tempore contra naturam interpolata, ducentis quibus adhuc laborant, locis ex monachii Tragemensis exemplari sanitati restituere tentat editio haec problematica. Libri primi specimen. Jo. Andr. Dunker 253, 39.
Vollbeding kurze Anleitung zur deutschen Rechtschreibung und Sprachrichtigkeit. Neue Ausgabe 248, 157.
 — — — — — kurzgefasstes Wörterbuch der plattdeutschen Mundart 244, 160.
 — — — — — Wörterbuch zur Vermeidung einer unrichtigen Verbindung der Vor- und Zeitwörter mit den verschiedenen Wortformen 245, 135.
Vom beständigen Cölibats. Nebst einer Adresse an Dalberg 256, 65.
Vortheile d. Aufhebung d. Gesetzes d. Cölibats, oder Briefwechsel zweyer katholischen Geistlichen über diesen Gegenstand 236, 59.

W.

Wiedemann vermischte Aufsätze zum Dictiren beym deutschen Sprachunterricht. 1 Bd. 2te Aufl. 248, 157.
 — — — — — Zusätze zur ersten Auflage der vermischten Aufsätze 248, 157.
Winkopp der rheinische Bund. 5 — 9 Heft 257, 65.
Wochenblatt über die Richtigkeit des deutschen Ausdrucks, von einer Gesellschaft verbundener Sprachfreunde, herausgegeben von Heynats. 1 — 12 St. 248, 155.
Wolfrath liturgisches Handbuch 254, 215.
 — — Anhang zur schleswig-holsteinischen Kirchenagende 254, 215.

Z.

Zappe mineralogisches Handlexikon 252, 200.
Zeitung, botanische. 2 — 4 Jahr. 249, 161.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numm. des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Akademische Buchhandlung in Kiel 249, 252.
 — — — — — neue, in Marburg 254.

Andräische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn 255.
 Anonymer Verlag 232, 235, 236 (4), 243.

Barth jun. in Breslau 259.
 Barth in Leipzig 251. 250. 254.
 Brede in Offenbach 251.
 Brönnert in Dillingen 252 (4).
 Bruder und Hofmann in Leipzig 242. 253.
 Buchhandlung der zweybrucker Societät in Straß-
 burg 244.
 Campe in Nürnberg 255.
 Cratz und Gerlach in Freyberg 253.
 Cotta in Tübingen 229. 236.
 Creutz in Magdeburg 248.
 Cröckerische Buchhandlung in Jena 251.
 Darnmann in Züllichau 248.
 Dienemann und Comp. in Penig 255.
 Dörnerich in Göttingen 231. 246.
 Döle in Halberstadt 239.
 Doll in Wien 252.
 Ernst in Quedlinburg 248 (2).
 Fleckeisen in Helmstädt 247 (3).
 Fleischer jun. in Leipzig 229. 252. 254. 246.
 Frieße in Pirna 248.
 Frölich in Berlin 245.
 Gehr in Breslau 247.
 Geßlinger in Wien und Triest 255.
 Gessner in Zürich 246.
 Göbhardt in Bamberg u. Würzburg 251.
 Griesbach in Cassel 243.
 Hahn in Hannover 230. 252.
 Hammerich in Altona 253.
 Herrmann in Frankfurt am Mayn 252.
 Hinrichs in Leipzig 245.
 Jacobäer in Leipzig 231.

Industriecomptoir in Weimar 253.
 Kleefeld in Leipzig 242.
 Kora in Breslau 251.
 Kramer in Zerbst 248.
 Krieger in Marburg 245.
 Kunst- und Industriecomptoir in Amsterdam 229.
 Lechner in Nürnberg 254.
 Löfflund in Stuttgart 251.
 Macklot in Karlsruhe 252.
 Matzdorf in Berlin 245.
 Meyer in Lemgo 255.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 255. 259.
 Mohr in Frankfurt am Mayn 237.
 Mohr in Kiel 242.
 Müller in Bremen 232. 241.
 Nauk in Berlin 247.
 Nyon in Paris 229.
 Palm in Erlangen 249.
 Pfähler in Heidelberg 250.
 Schnuphase in Altenburg 244.
 Schöne in Berlin 250.
 Schröder in Braunschweig 249.
 Schürmann in Gemark 251.
 Schwickert in Leipzig 233.
 Seeger in Leipzig 253.
 Seyffert in Bremen 241. 254.
 Stahl in Würzburg 247.
 Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen 258. 242.
 Vißner in Braunschweig 250.
 Waifenhausbuchhandlung in Halle 243.
 Wappler und Beck in Wien 248.
 Wilmans in Frankfurt am Mayn 247.
 Wittekindt in Eifenach 245.

III. Intelligenzblatt des October.

Literarische Nachrichten.

Notizen aus Prag im September 1807 77. 649.
 Wackerbarth über Tischbeins neuestes Bild 76. 641.

Ankündigungen.

Ahlwardt Probe einer neuen Uebersetzung der
 Gedichte Ossians aus dem Gaelischen Original 76. 648.
 Akademische Buchhandlung in Kiel Verl. 78. 663.
 Braunes in Berlin Verl. 79. 667. 80. 679.
 Feuerbrände, neue. 6 Hefte 78. 661.
 Fromman in Jena Verl. 80. 680. 81. 685.
 Gaffert in Ansbach Verl. 78. 664. 79. 671. 80. 679.
 81. 687. 81. 695.
 Göbhardt in Bamberg Verl. 82. 693.
 Gölthausmann in Frankfurt am Mayn Verl. 79. 672.
 Hanisch in Hildburghausen Verl. 80. 679.
 Horacek in Hamburg Verl. 81. 687.
 Keil in Cöln Verl. 75. 636.
 Keyser in Erfurt Verl. 77. 653.
 Klüger in Rudolstadt Verl. 77. 655. 81. 686.
 Kühn in Posen Verl. 82. 695.
 Leske in Darmstadt Verl. 79. 672.
 Mohr u. Zimmer in Heidelberg Verl. 78. 662. 79. 672.
 Ochsenheimer's Ankündigung der Fortsetzung von
 Esper's Schmetterlingswerk 76. 647.
 Rückert Magazin für häusliche und öffentliche
 Erziehung 79. 668.
 Sander in Berlin Verl. 79. 672.
 Schimmelpfennig und Comp. in Halle Verl. 81. 686.
 Steinacker in Leipzig Verl. 77. 656.
 Treuttel und Würtz in Straßburg Verl. 77. 653.
 Unger in Berlin Verl. 82. 694.
 Vofs in Leipzig Verl. 79. 669.

Waifenhausbuchhandlung in Halle Verl. 75. 637.
 Waldeck in Münster Verl. 76. 645. 78. 664.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Himmerlich in Berlin 81. 683.
 Holm in Berlin 81. 683.
 Marot in Berlin 81. 683.
 Mettger in Berlin 81. 683.
 v. Müller in Berlin 78. 657.
 Pelkmann in Berlin 81. 683.
 Schlemmüller in Berlin 81. 683.
 Weber in Winneaden 81. 683.

Nekrolog.

de Bomars in Paris 79. 666.
 Ebert in Leipzig 79. 663.
 Gebhard in Berlin 81. 684.
 Hube in Warschau 79. 665.
 Jütting in Osnabrück 79. 665.
 Langé in Paris 79. 665.
 Mauer in Prag 77. 651.
 Mensching in Lemgo 79. 666.
 Muradgaa d'Ohsen 82. 689.
 Neuenhahn in Nordhausen 81. 684.
 Publischka in Prag 77. 652.
 Richter in Berlin 81. 684.
 Tröschel in Berlin 81. 684.
 Ungar in Prag 77. 651.
 Wehnert in Parchim 76. 636.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

L'A'n. Verrammlung der Société d'émulation et
 d'agriculture am 7 Sept. 79. 666.

Bordeaux, Versammlung der Gesellschaft der Wissenschaften und Künste am 15 Sept. 82. 692.
 Marseille, Preisaufgaben der Akademie daselbst 81. 684.
 München, Preisaufgabe der königl. Akademie der Wissensch. 75. 653.
 Paris, öffentliche Sitzung der Classe der schönen Künste des Nationalinstituts am 3 Oct. 82. 690.
 Soissons, Versammlung der Societät der Wissenschaften und Künste am 21 Aug. 79. 665.

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Berlin, Errichtung einer Verpflegungs- und Industrieanstalt; öffentl. Prüfung im französ. Gymnasium und in der Realschule 81. 685.
 Freyburg, Lectionsverzeichniß für das Winterhalbjahr 1807—1808 80. 675.
 Heidelberg, Promotionen 78. 658.
 Leipzig, Promotionen 78. 657.
 Naumburg, Einweihung der neuen Domschule 78. 659.
 Weimar, Nachricht von dem dortigen Gymnasium 81. 681.
 Wittenberg, Promotionen, Programme 78. 659.
 Zeitz, Nachricht von der Stiftsschule 81. 681.
 Zwickau, öffentl. Schulactus 78. 659.

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Bücherauction in Eifenach 77. 656.
 — — — in Hannover 75. 657. 77. 656. 79. 672.
 — — — in Nürnberg 82. 696.
 — — — in Weimar 77. 656.
 Bücher zum Verkauf in Dresden 81. 688.
 — — — — in Leipzig 81. 688.
 — — — — in Regensburg 82. 696.
 Collin hat lettres de Maria Stuart et de Christine, reine de Suede, herausgegeben 79. 667.
 Druckfehleranzeigen in der Schrift: Ahndungen einer allgem. Geschichte des Lebens 82. 696.
 Gaspp in Glogau Erklärung an v. Jariges 75. 637.
 Götting in Jena Nachricht vom Kupfergehalt einiger Menschenknochen 77. 653.
 v. Halem's Irene ist im Preise heruntergesetzt 78. 664.
 Johann, Erzherzog von Oesterreich, beschäftigt sich mit einem botan. Werke 79. 666.
 Moniteur, Mittheilung eines lat. Gedichts aus demselben: ad M. P. Catonem 78. 660.
 Musée François, davon ist die 53te Lieferung erschienen 78. 660.
 Passow in Weimar Berichtigung 76. 648.
 v. Pillers hat in Mannheim eine Madonna von Rafael gekauft 79. 666.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 N O V E M B E R , 1 8 0 7 .

T H E O L O G I E .

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Über den sogenannten ersten Brief des Paulus an den Timotheos.* Ein kritisches Sendschreiben an J. C. Gafs, Consistorialassessor und Feldpred. zu Stettin, von F. Schleiermacher, ord. Prof. der Theol. u. s. w. zu Halle. 1807. 239 S. 8. (1 Thlr.)

Der vielgewandte, immer mit Auszeichnung auftretende Vf. hat den kritischen Scharfblick, dessen sich die Werke Platons zu erfreuen haben, auch auf das N. T. gewandt; und nicht vergebens! Was noch niemand sah, hat er gesehen; er beweist, daß der erste Brief an den Timotheus nicht von Paulus geschrieben sey.

Das Mißtrauen, das der Vf. gegen das Publicum zeigt, „daß es gewiß den Brief losprechen, ihn hingegen abweisen und zur Abbitte verurtheilen und, Gott weiß wie, die Kosten der angestellten Untersuchung von ihm betreiben werde,“ wird hoffentlich keinen redlichen Forscher zum Widerpruche reizen, wie es wohl unredliche reizen könnte; allein aus edleren Beweggründen wird jeder, den die Positivität der Religion am Herzen liegt, wünschen müssen, ihn widerlegen zu können: denn was er auch Schönes über unser Recht, die Bibel freymüthig zu behandeln, sagt (S. 6. ff.); es ist ein bloß historischer Gewinn, und sonst ein trauriger Verlust, wenn wir diesem ersten Brief Pauli an Timotheus das sogenannte vorsetzen müssen.

Was nun des Vfs. Beweisführung anlangt, so hebt er seine Anklage von Seiten der Sprache an; er giebt 1) ein, viel Sorgfalt und Kenntniß beweisendes, Verzeichniß der in Paulus Briefen sonst nicht vorkommenden, und als unpaulinisch verdächtigen Wörter und Redensarten. Es ist in der That auffallend, wie viel dergleichen in einer Schrift von so kleinem Umfange vorkommen, und zwar mehrmals, „recht als wäre der Vf. eben auch in Noth, seine Ausdrücke zu wiederholen, hätte aber nur einen anderen Vorrath als Paulus.“ Es ist nothwendig, dieß Verzeichniß auszuheben. Kap. 1, 3 und Kap. 6, 3 *ἐτεροδιδασκαλεῖν*, ein nicht vorkommendes (indessen analoges) *ἐτεροδιδάσκαλος* voraussetzend, statt dessen P. sich *ἀλλοῦν κηρύσσειν*, (2 Cor. 11, 4) u. a., und dem Vf. schon zu hierarchisch schmeckend. V. 4 *ἀπέραντος*, nirgends im N. T. vorkommend, noch dazu, mit γ-
S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

νεαλογίαι verbunden, unverständlich. V. 7 *νομοδιδάσκαλος*, unpaulinisch, hier schwankender Bedeutung. V. 9 *νόμος κείται*, wofür sonst P. andere Wendungen braucht. Ferner *πατραλοίας, μητραλοίας, ἀνδροφονος*; P. scheue sich überhaupt, dergleichen den Heiden selbst verabscheuungswürdiges vorzuführen, vgl. Röm. 1, 29. Gal. 5, 21, wo *φόνος* nur des Gleichklangs wegen steht. V. 12 *δέμενος εἰς διακονίαν* statt *δέμενος διάκονον*, vgl. 1 Cor. 12, 28. 2 Tim. 1, 11. Act. 20, 28. V. 13 *διώκτης*, sonst gelinder *ζηλωτής* (Gal. 1, 14) und *διώκων τὴν ἐκκλησίαν* (Phil. 3, 6). V. 15 und Kap. 4, 9 *ἀποδοχή* und Kap. 2, 3 und Kap. 5, 4 *ἀπόδεκτος*, für welches letztere P. *εὐκρόδεκτος* (Röm. 15, 16) und *δεκτός* (Phil. 4, 18) braucht. V. 19 *ἀπωθεῖσθαι* in diesem Gebrauch, vgl. Röm. 11, 1 und Act. 13, 46 — *ναυαγεῖν*, in metaphorischer Bedeutung nicht gut gebraucht. V. 20 *παιδεύειν* in der Verbindung mit einem Infinitiv, als *lehren*. Kap. 2, 1 und Kap. 4, 5 *ἐντελής*, dort abundant, hier undeutlich und sprachwidrig ohne *ὑπέρ*. V. 2 *ἥρεμος* und *ἡσύχιος*, statt des letzteren sonst *ἐν ἡσυχίᾳ*. V. 6 *ἀντίλυτρον*. V. 8 *ἐπαίρειν*, sonst nur im *Medio* paulinisch. V. 9 *καταβολή*. V. 10 und Kap. 6, 21 *ἐπαγγέλλομαι*, in der Bedeutung *profiteor aliquid*, mit dem ebenfalls unpaulinischen *θεοσέβεια* verbunden. V. 12 *αὐθεντεῖν*. V. 15 *τεκνογονία*, sowie Kap. 5, 4 *τεκνογονεῖν* und Kap. 5, 10 *τεκνοτροφεῖν*. Kap. 3, 1 und Kap. 6, 10 *ὀρέγομαι*, wofür sonst *ἐπισυμεῖν* und *ἐπιποθεῖν*, (den Brief an die Hebräer, wo es vorkommt, hält der Vf. nicht für paulinisch), — *καλὸν ἔργον*, als *res bona*, da sonst P. *ἔργον* immer richtig setzte. V. 2, Kap. 5, 7. Kap. 6, 14 *ἀνεπίληπτος*, wofür sonst *ἄμωμος, ἀμεμπτος, ἀνέγκλητος*. V. 6 *νόσφουτοι*, noch auffallender in der Sache selbst, wie es nämlich möglich war, eine solche Anforderung an Timotheus zu machen, da ja in Ephesus alle Christen *νόσφουτοι* waren. V. 13 *βαθμός*, undeutlich, welche Stufe? und welche es auch sey, unpaulinisch, so auch *παρήσιν περιποιεῖσθαι*. Kap. 4, 1 *ὁ γὰρ* und *ὕστερος* (nur das Adverbium ist gebräuchlich); auch *καίρος*, bloß für *χρόνος*, unrichtig und unpaulinisch. V. 4 *κτίσμα*, sonst bey P. *κτίσις* — *ἀπόβλητον* statt *κοινόν* oder *ἀκάθαρτον*. V. 6 *ὑποτίθεσθαι* statt *παραγγέλλειν, παρακαλεῖν* — *ἐντρέφόμενος*, unrichtig statt des Perfect. V. 7 *γραψίδης*, das ohnehin nicht paßt — *γυμνάζειν* und V. 8 *γυμνασία*, beides auch den Gedanken nach unpaulinisch, da P. sich wohl deutlicher und bestimmter ausgedrückt hätte. V. 14 *πρεσβυτέριον*, das sonst vom Synedrium vorkommt, und schwerlich den Vorstehern einer klei-

nen Gemeine beygelegt werden konnte, sowie Act. 22, 17 die Vorsteher von Ephesus selbst *οἱ πρεσβύτεροι* genannt sind, und P. Phil. 1, 1 lieber umschreibt: *οὐν ἐπισκόποις καὶ διακόνους*; übrigens widersprechend der Stelle 2 Tim. 1, 6, nach welcher P. selbst dem T. die Hände aufgelegt hatte. (Allein dieser Widerspruch ist nicht der nachher darzulegenden Hypothese des Vfs. günstig, daß der Vf. des Briefes den 2 Brief an Tim., sowie den an Titus, nachgeahmt haben soll, da Nachahmer gern solche Ähnlichkeiten ergreifen, um dafür in anderen wichtigeren Dingen zu sündigen.) Kap. 3, 1 zeichnet der Vf. *ἐπιπλήττειν* als ein nicht „neutestamentisches“ und verdächtiges Wort aus, statt *ἐλέγχειν* und *ἐπιτιμᾶν*, mit Unrecht, wie uns scheint, da die letzteren offenbar nicht so stark sind, und daher hier nicht am Platze stehen würden. V. 3 *ὅντως* ist nur selten im N. T., nicht fremd, und die verdächtig gemachte Zusammensetzung *ἡ ὄντως χηρα* ist doch dem *οἱ ὑπερλίαν ἀπόστολοι* (2 Cor. 11, 5) ganz analog. V. 4 *ἐκγόνα*. V. 10 und 16 zweymal *ἐπαρκεῖν* — *ἐπακολουθεῖν*. V. 13 *περιεργος*, wovon nur das Neutrum ein einzigesmal im N. T. vorkommt. V. 14 *οἰκοδεσποτεῖν*, in Ermangelung dessen P. sich des *οἰκουρεῖν* (Tit. 2, 5) bedient. V. 21 die *ἐκλεκτοὶ ἄγγελοι* giebt Hr. Schl. dem Vf. des Briefes zurück als ihm eigene apokalyptische Engel der Gemeinen, auf die er durch die Stelle 2 Tim. 4, 1 gekommen sey. (Ob diese auserwählten Engel den Paulus so fremd seyen, der einen Erzengel bey der Ankunft des Messias die Posaune blasen läßt (1 Thess. 4, 16), und *ἀρχὰς καὶ ἐξουσίας ἐν τοῖς ἐπουρανίοις* kennt (Eph. 3, 10), liesse sich vielleicht noch fragen.) — *πρόκριμα* für *προσωποληψία*. V. 24 *πρόδηλος* und Kap. 6, 17 *ἀδηλότης*, letzteres im falschen Sinne des *incertus* gebraucht. Kap. 6, 2 *ἀντιλαμβάνεσθαι*, sonst bey Lukas nur in der gewöhnlichen Bedeutung vorkommend, hier in der sich *befleißigen*. V. 3 *προσερχεσθαι λόγοις*. V. 4 *νοσεῖν περὶ τι* — *ὑπόνοια*. V. 5 *διαπαραισθεῖν* — *πορισμός*, auch V. 6 bey P. *αἰσχροὺν κέρδος*. V. 12 und 19 *ἐπιλαμβάνεσθαι*, zumal in der sonderbaren Verbindung *τῆς αἰωνίου ζωῆς* und *τῆς ὄντως ζωῆς*. V. 12, 13 *καλὴ ὁμολογία*, die nach einer späteren Zeit zu schmecken scheine, und an ein ausdrückliches Bekenntniß bey der Taufe oder vor den Feinden bey irgend einer Verfolgung denken lasse. Auch das *ἐπὶ Ποντίου Πιλάτου*, nie vom P. erwähnt, scheine einer kirchlichen Formel anzugehören. V. 14 *τηρεῖν τὴν ἐντολὴν ἀσπίλον*, eine anrichtig gedachte und verdächtige Phrase. V. 15 *μακάριος* und *διώσις* von Gott. Überdies zeichnet der Vf. S. 74—76 noch mehrere Wörter aus, deren Vorkommen, einzeln genommen, nicht beweisend sey, wohl aber in Masse. — Wir sehen, wie gründlich und genau unser Kritiker ist; er läßt nicht das Geringste fallen, und weiß sehr gut auf die Spur zu kommen.

Dieser ganzen Beweisart könnte ein Vertheidiger des Briefes allenfalls entgegensetzen: wenn man so verfahren wolle, so könne man vielleicht jeden Brief verdächtig machen. Denn jeder Brief müsse etwas

Eigenes haben, und um so mehr, je verschiedener die Situation und Stimmung des Schreibenden, je entfernter die Zeit sey. So ist es auffallend, wie viel Eigenes der Brief an Titus in der Sprache hat, zumal wenn man das auch im 1 Brief an den Tim. vorkommende mitzählt, den ja der Vf. für eine Nachahmung davon hält. Z. B. Kap. 1, 1 *ἀλήθεια ἡ κατ' εὐσέβειαν*, nur das analoge *ἡ κατ' εὐσέβειαν διδασκαλία* (1 Tim. 6, 3) für sich habend. Kap. 1, 3. Kap. 2, 10. Kap. 3, 4 *σωτὴρ* von Gott. Kap. 1, 2 *ἀνένδης* von Gott. V. 4 *κατὰ κοινὴν πίστιν*. V. 6 und 10 *ἀνυπότακτος*. Mit einer Art von Vorliebe ist das *ὕγιαίνειν* von der Lehre gebraucht V. 9. 13. Kap. 2, 1. 2. 8.; 2 Tim. 1, 13 wohl auch, aber mit dem Zusatz: *ὡν παρ' ἐμοῦ ἤκουσας*, der Kap. 4, 3 recht gut supplirt werden kann. In diesem Briefe, immer absolut gesetzt, könnte es verdächtig scheinen, zumal mit dem Hapaxlegomenon *αἰρέτικος* Kap. 3, 10, und so vielleicht dem *ετεροδιδασκαλεῖν* verwandt seyn. V. 11 *ἐπιστομίζειν*. V. 16 *βδελυκτοὶ* und *ἀπειθεῖς*, letzteres so absolut gesetzt (auch Kap. 3, 3). Kap. 2, 3 *ἐν καταστήματι ἱεροπρατεῖς*, wohl nicht verdächtiger als das *ἐν καταστολῇ κοσμίῳ* (1 Tim. 2, 9) *καλοδιδάσκαλος*. V. 4 *σωφρονίζειν*. V. 7 *παρέχεσθαι ἑαυτὸν*, *se praebere* — *ἀδιαφορία*. V. 8 *ὁ ἐξ ἐναντίας* von Nichtchristen, und das *περὶ ἡμῶν λέγειν Φαῦλόν*. V. 10 *ἡ διδασκαλία τοῦ Θεοῦ* und das damit verbundene *κοσμεῖν*. V. 11 *σωτήριος*. V. 13 *μέγας Θεὸς* als Beywort von Christus. V. 14 *λειτουργία*, *λαὸς περιούσιος*. Kap. 3, 3 *διάγειν*, *degere*. V. 4 *φιλανθρωπία*. V. 5 *λουτρὸν παλιγγενεσίας* (vgl. Eph. 5, 26 *λουτρὸν τοῦ ὕδατος*). V. 8 *διαβεβαίουσθαι* — *φροντίζειν* — *προϊστασθαι*, als sich *befleißigen* (gleich wieder V. 14). Scheint nicht aus diesen Sprachlichkeiten, (die leicht noch vermehrt werden können), hervor zu gehen, daß ein Schriftsteller, wie Paulus, der der Sprache nicht mächtig ist, jetzt einmal diese Worte ergreift und sich daran festhält, das andere mal jene? Wozu noch eine gewisse Schwankung in der Lehre hinzukommt, obwohl nicht in der Hauptsache.

Allein die Beweisführung des Vfs. wird immer tiefer eindringend und weiter um sich greifend. II. Aus der Aehnlichkeit unseres Briefes mit dem 2. an den *Timotheus* und den an den *Titus* in Hinsicht der Sprache führt er den Beweis, daß der Vf. diese schlecht nachgeahmt habe. Das *Θεὸς σωτὴρ* Kap. 1, 1 sey aus dem Brief an den Titus genommen, aber, so rein für sich hingestellt, falsch gebraucht, da es dort immer in Beziehung auf die *σωτηρία Χριστοῦ* stehe; (allein das Kap. 2, 10. muß doch offenbar in diese Beziehung hineingekünstelt werden, oder steht nicht mehr darin, als unseres, Kap. 1, 1., wo ja *ἀπόστολος* und *Ἰησοῦς* dabeystehen, und diese Beziehung rechtfertigen). Ferner soll herübergenommen seyn *την σὺν τέκνῳ* und *κατ' ἐπιταγὴν Θεοῦ*, statt des sonstigen *διὰ θελήματος*. Auch V. 4. die nur 2 Tim. 4, 4 und Tit. 1, 14 vorkommenden *μύθοι* und die Tit. 3, 19 allein eigenen *γενεαλογίαι* hält der Vf. für Plagiate, die herausgeriffen aus ihrer ursprünglichen Stelle un-

deutlich geworden, da sie in jenen Stellen sehr bestimmt und deutlich seyn. Auch die dabey stehenden ζητήσεις sind nur noch diesen beiden Briefen eigen, und Tit. 3, 19 stehen sie auch bey γενεαλογίαι, „aber nicht als ein durch sie hervorgebrachtes, sondern als etwas anderes auch zu vermeidendes.“ — Kap. 1, 6. und Kap. 6, 21 ἀσοχεῖν aus 2 Tim. 2, 18 in der letzten Stelle mit verfehlter Bedeutung, da es nicht heißen solle, *des Glaubens verfehlen*, wie es richtig und paulinisch gebraucht heißen würde; in der ersten undeutlich und unpassend — ἐκτρέμμα aus 2 Tim. 4, 4, hier und Kap. 5, 15 richtig gebraucht, auf verdächtige Weise aber Kap. 6, 20 für φεύγειν. V. 7. διαβεβαιουῖσθαι aus Tit. 3, 8 scheint dem Vf. ungeschickt, wie aus unbehüllicher Nachahmery gebraucht; (etwas unnötig steht es wirklich da, indessen wenig beweisend). Auch V. 10 die ὑπαίνουσα διδασκαλία scheint dem Vf. aus 2 Tim. 1, 13. und 4, 3. und Tit. 1, 9. etc. falsch herausgegriffen zu seyn, indem sie hier mehr eine gesunde Moral im gemeinen Sinne bedeute, als von der Lehre zu verstehen sey, wie dort; (allein auch Tit. 2, 1. kann man eher an das Moralische denken.) V. 16. ὑποτύποις aus 2 Tim. 1, 13., dort als Entwurf, Grundriss, hier als Vorbild, (wobey aber der Nachahmer nicht erscheint, da ja beide Gedanken zu verschieden sind). Kap. 2, 7. κήρυξ, so wie die ganze Stelle aus 2 Tim. 1, 11. wörtlich abgeschrieben, und aus dem nothwendigen Zusammenhange mit V. 12 gerissen; (gewiss steht diese Erwähnung der apostolischen Berufung in jener Stelle natürlicher). Die betheuernde Parenthese ἀλήθειαν λέγω κ. τ. λ. aus Röm. 1, 9 abgeschrieben, hier ohne allen Zweck, da hier nichts zu betheuern sey, und P. dies nie zwecklos thut. Kap. 3, 2. νηφάλιος und μὴ πάροις aus Tit. 1, 7. und Kap. 2, 1., wo beides aber nicht zusammenstehe, (eine nicht viel sagende Beschuldigung); und so auch eben aus diesem Briefe μὴ πλήκτης und ἀμαχος. V. 9 ἐν καρᾷ συνειδήσει, aus 2 Tim. 1, 3, wo es sehr passend sey, hier aber nicht, wo auch das μυστήριον τῆς πίστεως so müßig gesetzt sey, wie es P. nie setze. V. 11. μὴ διαβόλους aus Tit. 2, 3. — Wo nun die Übereinstimmung des Inhalts mit dem Briefe an Titus aufhöre (Kap. 4), da auch die Übereinstimmung in Worten, und es kommen nun mehr Reminiscenzen aus 2 Tim. Kap. 4, 6 παρηκολούθηκας aus 2 Tim. 3, 10, dort vom Lehrer, hier uneigentlicher von der Lehre selbst, (was indessen P. wohl auch selbst gebraucht haben könnte). V. 7. βέβηλος aus 2 Tim. 2, 16, so wie die dortigen βέβηλοι κενόφρονιαι Kap. 6, 20. ganz wiederholt seyen. V. 9 die Formel πιστὸς ὁ λόγος aus 2 Tim. 2, 11, dort sehr natürlich und bedeutend, so wie Tit. 3, 8, hier hingegen äußerst lahm und bedeutungslos, so wie auch Kap. 1, 15. (Indessen spricht vielleicht gegen die Nachahmung das beide Male hinzugesetzte καὶ πάσης ἀποδοχῆς ἄξιος.)

Hierauf geht der Vf. III. zu den *historischen Schwierigkeiten* des Briefes über, durch die Stelle Kap. 1, 20, wo vom Alexander und Hymenaios die Rede ist, die P. dem Satan übergeben. Er glaubt,

der Nachahmer, der auf historische Specialitäten ausging, habe beide Namen aus 2 Tim. 2, 17 u. 4, 14. aufgegriffen, und, vergeffend, daß sein Brief eine frühere Zeit voraussetzte, die dort erwähnten Irrlehrer vom P. in Bann thun lassen, was ihm wahrscheinlich war, daß es hätte geschehen können. In der That kommt man nicht aus, wenn man den Brief für ächt erkennend, die beiden Männer für dieselben im 2 Br. an Timotheus nimmt, wie der Vf. sehr gut zeigt, und auch Mosheim schon gezeigt hat. Allein vorausgesetzt, daß Timotheus, als P. den 2 Brief an ihn schrieb, nicht in Ephesus war, (vergl. Kap. 4, 12. 13.) könnte man sich mit der Annahme begnügen, daß die Alexander und Hymenaios beider Briefe ganz verschiedene Personen seyen, um so mehr, da Alexander nicht den Beynamen ὁ χαλκεύς hat, (den übrigens ein Nachahmer wohl nicht ausgelassen hätte). Der Vf. hält den Alexander, den Schmidt, 2 Tim. 4, 14 für jenen Alexander, der Act. 19, 33. 34. bey dem Aufstand zu Ephesus vorkommt (nach einer sehr treffenden Combination); allein dagegen würde jenes sprechen, daß Timotheus im 2 Br. an Tim. nicht in Ephesus seynd vorausgesetzt wird; auch scheint P. mehr an einen Widersacher in Rom zu denken, da V. 16 gleich darauf folgt. — Das „vor welchem auch du dich hüte,“ könnte eine zwar überflüssige, aber sehr natürliche Anticipation seyn. Indessen ist nicht zu leugnen, daß des Vfs. Meinung über diese Stelle sehr gut mit seiner ganzen Ansicht von unserem Briefe übereinstimmt.

Wichtiger, und gewiss schwerer wegzuräumen ist eine andere, auch schon fast von allen Auslegern gefühlte Schwierigkeit, in welche Zeit nämlich unser Brief zu setzen sey? Nach dessen eigener Angabe Kap. 1, 5, liefs P. den Tim. zu Ephesus, als er nach Macedonien reiste. Dies stimmt nicht mit andern historischen Daten. Nach Act. 19, 22 sandte P. den Tim. von Ephesus nach Macedonien, ihn vor seiner eigenen Abreise zurückwartend nach 1 Cor. 16, 10. 11. Ob er nach Ephesus zurückgekommen, ist nirgends erzählt; es scheint aber nicht, denn als P. in Macedonien den 2 Br. an die Cor. schrieb, war Timotheus bey ihm. Allein nothgedrungen hat man ihn doch gewöhnlich nach Ephesus zurückkehren, wiewohl nur einige Wochen bleiben lassen, in welcher kurzen Zeit er dann unseren Brief erhalten haben soll. Aber sehr gut zeigt der Vf., daß der Brief seiner ganzen Anlage nach nicht dafür passe. „Diesem zufolge liefs P. den Timotheus zurück, um gegen Irrlehrer zu wirken, und theilt ihm eine Menge Vorschriften mit über Einrichtungen in der Gemeinde, nicht etwa schnell abzumachende Dinge betreffend, sondern wie es fortwährend mit gewissen Gegenständen sollte gehalten werden. Denn daß man gewöhnlich annimmt, P. gebe in unserem Briefe dem Tim. den Auftrag, Bischöfe und Gemeindeführer in Ephesus anzusetzen, ist eine offenbar falsche Vorstellung, die man nur aus dem Briefe an den Titus erst in den unsrigen hineinträgt. In dem Briefe selbst steht kein Wort davon, sondern nur wie es gehalten werden

solle, wenn jemand wünscht zu einem Kirchenamt befördert zu werden“ — (was dem Vf. einen verdächtigen Geruch späterer Zeit hat). „In Ephesus selbst hat P. gewiß die Männer, die er hernach zu sich kommen ließ, selbst eingesetzt. Er wußte ja schon zu Ostern, daß er gleich nach Pfingsten reisen würde, und hatte also Zeit genug, alle nöthigen Vorkehrungen zu treffen.“ Der Vf. glaubt nicht, daß der Auflauf den Apostel übereilt und fortgetrieben habe; auch wäre es wohl unväterlich gewesen, den jungen Mann in der Gefahr allein zu lassen. Wie konnte nun P. den nur einige Wochen bleibenden Tim. so weitausgehende Befehle und Rathschläge geben? Man kann noch hinzusetzen: zumal da P., nach Kap. 3. 14. selbst nach Ephesus kommen wollte. Allein vielleicht war die baldige Abreise des Tim. nicht vorher bestimmt, sondern zufällig veranlaßt, (indefsen wenn er angestellt war, um so unbegreiflicher); und was das baldige Kommen des P. betrifft, so setzt er ja selbst V. 15 hinzu: „Wenn ich aber verziehe u. s. w.“ Überhaupt kann ein Schriftsteller wie P., wohl eher zu viel, als zu wenig thun, und er konnte sich leicht zu Gedanken und Vorschriften veranlaßt finden, die in diesem Augenblicke nicht eigentlich am Platze, aber doch nicht unnütz waren. Aber ein neuer Einwurf! Wenn es in Ephesus Irrlehrer gab, um deren willen besonders Tim. daselbst zurückbleiben sollte (Kap. 1. 3): warum sagt davon P. gar nichts zu den Ältesten von Ephesus, die

er auf seiner Reise nach Jerusalem nach Milet kommen ließ (Act. 20)? Sollte man vielleicht, um diese Schwärzlichkeit zu heben, die Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit jener Rede des P. an die ephesinischen Ältesten verdächtig machen? Wozu das einen guten Schein liehe, daß da Lukas in seiner Apost. Gesch. offenbar eine apologetische Tendenz für den Heidenapostel Paulus zeigt, er vielleicht aus P. Rede nur das aushob, was in diesen seinen Gesichtspunct passte, anders aber fallen ließ? Oder sollte man überhaupt auf Kosten der Ap. Gesch. die Ächtheit unseres Briefes zu retten suchen, vorwiegend, daß Lukas offenbar mancher Unvollständigkeiten und Unrichtigkeiten schuldig ist, (indem er P. Reise nach Arabien (Gal. 1. 17) so wenig, als die nach Kreta (Tit. 1. 5) erwähnt,) und unser Brief also vielleicht eine Conjectur voraussetze, die wir aus der Ap. Gesch. nicht ersehen können? — Den Brief in die Zeit nach der ersten römischen Gefangenschaft des P. zu setzen, — abgesehen von der Unhaltbarkeit dieser Hypothese, — geht darum nicht an, weil dann Tim. nicht mehr jung gewesen wäre (vgl. Kap. 4. 12). — Den Vorwurf, daß es dem Brief an Grösse fehle, möchten wir nicht sonderlich in Rechnung bringen, da ja der Nachahmer eben so gut, und noch weit leichter, als er nach des Vfs. Meinung jene Specialität (Kapit. 3. 23) von Timotheus Wassertrinken erdichtete, eine Menge Grüße erli- gen konnte.

(Der Beschlus folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

HOMILETIK. Salzburg, b. Meyer: *Predigten auf die Feste des Herrn*, von M. Rumpier, salzburgischem Consistorialrath. 1806. 179 S. 8. (12 Gr.) Diese Predigten haben nach der Absicht ihres Vfs. den Zweck, das Volk mit der eigentlichen Bestimmung der Festtage bekannt zu machen, welche die katholische Kirche zum Andenken Jesu verordnet hat. Andere Feste, welchen diese Beziehung auf den Stifter unserer Religion mangelt, sind ausgeschlossen; doch machen die beiden Feste, Mariae Verkündigung und Mariae Erwartung, eine Ausnahme. Folgende Stelle aus der Predigt von Mariae Verkündigung, welche zugleich den Geist kennlich macht, in welchem diese Predigten geschrieben sind, kann diese Ausnahme rechtfertigen. S. 100. „Jesum Christum wurde Mariae (der Maria) verkündet [verkündigt]. Daher sollen wir uns heute allerdings an sie erinnern. Insbesondere soll uns dieser Tag jene ihrer hohen Tugenden zu Gemüthe führen, die uns gerade in dem heutigen Evangelio vor anderen an ihr angedeutet werden: ihre jungfräuliche Schamhaftigkeit, ihre anspruchslose Bescheidenheit, ihre ungeheuchelte Demuth, ihre unbedingte Ergebung in alles, was sie einmal als Gottes Anordnung erkannte; lauter Erinnerungen, bey welchen unser Herz unmöglich leer bleiben kann; welche nothwendig Eindruck, tiefen Eindruck auf dasselbe machen müssen. Nur muß dieses Andenken an Maria zuletzt allemal wieder auf Jesus Christus selbst zurückkehren.“ Die Predigten selbst handeln recht eigentlich von den Festen, an welchen sie gehalten worden sind, und gehören zu den historischen. Gewöhnlich werden im ersten Theile die eigentliche Absicht und die Entstehung und die weiteren Schicksale des Festes beschrieben, und der Sinn der Ceremonien, welche die katholische Kirche an jedem Feste angeordnet hat, erläutert, wobey in Anmerkungen, die dem Texte häufig beygefügt sind, immer die

Quellen angegeben werden, aus welchen der Vf. den Stoff seines geschichtlichen Vorwags geschöpft hat; und im zweyten Theile werden davon erbauliche Anwendungen gemacht. Das Bestreben des Vfs., Toleranz und Aufklärung zu verbreiten, ist überall sichtbar, und es ist nur zu bedauern, daß die Sprache in diesen Predigten nicht gefällig und fließend ist. O. m. r.

Bamberg u. Würzburg, b. Göbhardt: Neue Sonn- und Festtags-Predigten zur Beförderung einer jütlich religiösen Denkart, vorzüglich unter dem Landvolke. Von Joh. Martin Gehrig, Kapellan im Würzburgischen. I Bändchen. 1805. 227 S. II Bändchen. 1806. 292 S. 8. (1 Thlr. 2 Gr.) Der Vf. dieser Predigten sagt in der Vorrede: „Ich mache auf nichts Anspruch als auf das kleine Verdienst, die christliche Religion von ihrer praktischen Seite zu kennen, und in einer dem Landvolke verständlichen Sprache von ihr zu reden. Große Beredsamkeit ist meine Sache nicht, und Gedankenfülle gehört nicht in Volksreden.“ Und Rec. kann ihm das Zeugniß geben, daß seine Predigten vorzüglich auf den praktischen Theil des Christenthums Rücksicht nehmen, und für die Falschkraft der Landgemeinden eingerichtet sind. Wenn man auch hier einen Reichthum der Gedanken und eine hinreißende Beredsamkeit nicht suchen darf: so findet man doch überall eine Ordnung der Gedanken und eine Sprache, die allen verständlich ist, ohne ins Niedrige zu fallen. Oft hat aber der Vf. die Falschkraft seiner Zuhörer sich gar zu geringe vorgestellt, und ist darüber in den Fehler der Langweiligkeit gefallen. Besonders hat die historische Predigt am Feste des heiligen Antonius, wozu das angeführt wird, was der heilige Antonius gelehrt haben soll, diesen Fehler, und die Anführung des Weltweisen Seneca gehört nicht auf die Kanzel. O. m. r.

Druckfehler. N. 55. S. 139. Z. 2 statt Krankheit 1. Krankheiten. No. 81. S. 37. Z. 36 ft. Nachtheil der antipapistischen Partei 1. Nachtheil der Theilung der antip. P. 8. 39. Z. 4. ft. 10 Gr. 1. 16 Gr. S. 40. Z. 4. ft. jezt 1. jezt. S. 40. Z. 23. ft. durch so mancherley Veranlassungen entst. enden Krankheitsanlagen 1. durch so mancherley Veranlassungen und Vernachlässigung gehöriger Vorkehrungen im diätetischen Verhalten, auch unrichtig angewandte Frühlingscuren gesammelte Krankheitsanlagen. No. 218. S. 536. Z. 97 lies: nur in allgemeinem Haß u. s. w. Abend. Z. 64. Lykophron ft. Lychoron. In No. 250. S. 2. Z. 13. 1. Bewtheilung ft. Beobachtung. S. 3. Z. 13. Plato ft. Plotin. S. 3. Z. 20. Plato ft. Plotin. S. 8. Z. 32 zu dieser Philos. ft. und dieser P. S. 8. Z. 24 v. u. Träumen ft. Träumen.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 3 NOVEMBER, 1807.

T H E O L O G I E.

BERLIN, in d. Realschulbuchhandl.: *Über den sogenannten ersten Brief des Paulos an den Timotheus.* Von F. Schleiermacher etc.

(Beschluss der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

IV. Nun folgt eine sehr scharfsinnige Analyse des Briefes, durch welche bewiesen wird, daß er unpaulinisch und nachgeahmt ist. Vorausgeschickt sind einige sehr treffliche Bemerkungen über den Charakter des Lehrbriefes überhaupt und des paulinischen insbesondere. Aus zwey Elementen zusammengesetzt, dem abhandelnden und eigentlich brieflichen, werde er das eine hervortretend zeigen, je nachdem ein engeres oder weiteres Verhältniß zwischen dem Schreiber und Empfänger bestehe, oder der Schreiber mehr einen bestimmten Zweck, oder nur das freundschaftliche Bedürfnis sich mitzutheilen gehabt habe. Zu der ersten Art, wo das Lehrende hervortritt, rechnet der Vf. z. B. den Brief an die Galater und an den Titus, zu der zweyten wo das briefliche mehr erscheint, den Brief an die Philipper, und den 2 an den Timotheus. „Wenn aber in unserm Briefe das vertraute Verhältniß fast gar nicht heraustritt, und auf der andern Seite die meisten Gegenstände so behandelt werden, daß es zu nichts führt: wie sollen wir glauben, er sey wirklich als Brief entstanden? — Er geberdet sich freylich wie ein Geschäftsbrief; aber er springt so sehr von einem aufs andere, und geht besonders in Absicht auf das was er ankündigt, so wenig in den besondern Zustand der ephesischen Gemeinde hinein, daß man schwer sagen kann, was P. eigentlich zu befehlen hatte, sondern lieber behaupten möchte, der Verfasser sey von keinen wirklichen localen, ihm bekannten Angelegenheiten ausgegangen bey seinen Anträgen. Und wiederum leuchtet doch bey aller Mannichfaltigkeit so wenig durch von dem engen freundschaftlichen Verhältniß zwischen P. und T., und wiederum so durchaus nur das allgemeinste, daß man sagen möchte, es könne dieser Brief gar nicht aus einer solchen Verbindung wirklich hervorgegangen seyn. Sondern wenn beide einander wenig angegangen wären, aber T. hätte doch den P. gebeten, ihm einmal einen Brief zu schreiben, und dieser hätte dann, weil er nicht recht wußte was, von allen ein wenig berührt, dann könnte ein Brief, ohngefähr wie dieser, vielleicht herausgekommen seyn.“ Der Vf. entwickelt nun die Anlage und den Gang des Briefs an Titus und des 2 an Timoth., als die mit

J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

dem unfrigen zunächst verwandt sind, und zugleich jene beiden Arten der paulinischen Briefe darstellen. Er zeigt in beiden Briefen das Zusammenhängende, sich aus einer Einheit Entwickelnde, obschon zum Theil Mannichfaltige, (ob nicht bisweilen zu künstlich, wollen wir hier nicht zu einer ähnlichen einen großen Cont keinen verständlich nun mehr in einer oder in einer a gründet.“

Dem Vf. ist sogleich die Parenthese Kap. 1. 5-17 anstößig, die er nicht geneigt ist, als solche anzusehen, weil dann die nähere Beschreibung der Irrlehrer hineinkäme, und außerhalb derselben so gut als nichts von der Sache gesagt wäre. (Uns dünkt, man müsse die Parenthese bloß grammatisch, nicht logisch nehmen, und, obgleich verdächtig, möchte diese Construction doch dem P. zugeschrieben werden können, da der Apostel bekanntlich sich so gern auf dem Wogen der Worte fortreiben läßt, ohne jedoch seines Zieles zu verfehlen, auf das aber auch hier der Briefschreiber zurückkommt. Wenigstens scheint eine solche Sorglosigkeit der Sprache nicht gerade einen Nachahmer zu verrathen.) Überdies klagt der Vf. noch über Verwirrung, und macht besonders V. 8—10 verdächtig, wo über das Gesetz so trivial und oberflächlich gesprochen werde; (indessen nicht ganz unvereinbar mit dem paulinischen System, und ein Nachahmer hätte wohl ängstlicher copirt.) Der Vf. will freylich überall alles recht vollständig: so ist ihm nicht genug gesagt über die Irrlehrer; besonders tadelt er, daß dem Timotheus keine Verhaltensregeln gegen sie gegeben werden. Da nun bis Kap. 4. 1 nichts wieder von Irrlehrern vorkomme, und auch dann nur von später zu erwartenden die Rede sey: so habe der Vf. seinen angeblichen Zweck ganz aus den Augen verloren. Zwar Kap. 4. 7 und Kap. 6. 3—5 und 20, scheine wieder von schon vorhandenen Auswüchsen der Lehre die Rede zu seyn; allein Timotheus erhalte keine andere Anweisung, als sich mit ihnen nicht einzulassen, was mit dem Anfang Kap. 1. 3 nicht zusammenstimme. Dem Vf. scheint der ganze Ideen- gang aus dem 2 Brief an Timoth. und dem an Titus copirt zu seyn, vgl. 2 Tim. 2. 16. 23. Kap. 3. 1 ff., und Tit. 1. 10 ff., Kap. 3. 9; und zwar so, „daß der Vf., den Brief an Titus vor sich habend, sich doch nicht getraute, Älteste in Ephesus erst durch Timoth. einsetzen zu lassen nach einem so langen Aufenthalt

Ec

des Apostels, und also auf den nächsten Gegenstand abirrte, der sich ihm V. 10 darbot.“ — Noch zeigt der Vf. in diesem ersten Abschnitte einen Unzusammenhang, ein Herausfallen aus dem Gegenstande und ein steifes Wiedereinlenken, wie es P. nicht eigen sey. Wie scharf er es nimmt, sehe man aus Folgendem. „Lefen Sie nur V. 8, ob Sie nicht erwarten müssen, um zu hören, wozu wohl in christlichen Gemeinen das Lehren des Gesetzes anzuwenden wäre? Statt dessen erfahren Sie V. 9, daß es für den Christen, den begnadigten und in der Heiligung begriffenen, kein Gesetz giebt, sondern nur für die groben Sünder. Wie soll nun dies zusammengehen? Hatte der Vf. V. 9 u. 10, wie man es aus der reichen Anführung schließen muß, schon im Sinne: so mußte in der That V. 8 ganz anders lauten. Wollte er aber im Ernst von dem richtigen Gebrauch des Gesetzes reden: so mußten ja V. 9 ganz andere Dinge folgen. Was hat also den Vf. geleitet? Das Wort νόμος und die Erinnerung an das was P. anderwärts darüber gesagt hat (Gal. 3, 23 u. Kap. 5, 23).“ Dann rügt er auch das Anflicken der Worte ὁ ἐπιστεύθην ἐγώ (V. 11) und was daran hängt; „wie P. dazu gekommen seyn möge, dessen, daß ihm das Evangelium anvertraut worden, was Timoth. mit den Ephesern schon lange wußte, hier zu erwähnen?“ Die ähnlichen Stellen Eph. 3, 7. Kol. 1, 23, 25 seyen anders. Wie aber vollends die ganze, mit dieser mässigen Erinnerung beginnende Stelle V. 12 — 16 hieher komme? Was für eine Veranlassung P. gehabt haben könne, hier so besonders seines ehemaligen gegen das Christenthum feindlichen Betragens zu gedenken, die nicht deutlicher auf irgend eine Weise an den Tag kommen müßte. Ganz anders sey es 1 Cor. 15, 8. Gal. 1, 13 — 15. Phil. 3, 6. Und wie natürlich sey die Art, wie er dort davon rede, gegen die wunderlichen Selbstbeschimpfungen hier. — Gewiß geht der Vf. zu weit, wenn er nun auch V. 15 — 17 tadelt: Der Gedanke, daß Christus zur Rettung der Sünder in die Welt gekommen sey, und die darauf folgende Doxologie scheint sich an die Erinnerung der eigenen Rettung recht gut anzuknüpfen, die ja dem Apostel gewiß sehr rührend seyn mußte. Dem Vf. steht diese Doxologie nur da, um zu brechen was sich nicht biegen, „lassen wollte.“ — Kap. 2, 1 rügt er das οὐν „bey dem gänzlichen Mangel jeder Spur von Verbindung,“ wie es nirgends bey P. aufzuweisen sey; und dann, wie geschwind der Briefsteller auch hier wieder aus dem Zusammenhang falle. (Allein das, daß man für alle beten müsse, weil Gott wolle, daß alle zur Erkenntniß kommen (V. 4 ff.), ist kein Herausfallen, und V. 8 kehrt ja der Gegenstand zurück.) Das εἰς γὰρ θεὸς κ. τ. λ. (V. 5) ist dem Vf. wieder anstößig, da es einen Gegensatz voraussetze, (der aber doch da ist — der Heiden gegen die Christen,) und da Christus nirgends als im Brief an die Hebräer μεσίτης genannt werde, wo es aber mit διαθήκη nothwendig zusammenhänge, und überhaupt der Ausdruck durch nichts vorbereitet sey. Eben so wenig findet er das ἀντιπαύρον (V. 6) auf das εἰς ἐπίγνωσιν κ. τ. λ., wo-

von doch die Erwähnung Christi durchaus abhängen, nur im mindesten bezogen. V. 8 tadelt er, daß, da man etwas besonderes erwarte, was Männern und Frauen beim Gebet ziemt, von den Männern doch gar nichts Neues gesagt sey, von den Frauen zwar besonderes genug V. 9 ff., allein was keinesweges das Gebet allein betreffe, ja schwer, gleich Anfangs, auf das Gebet zu beziehen sey, (wie es denn auch wirklich sonderbar ist, daß auf einmal V. 9 auf das allgemeine Betragen der Frauen übergeht, ohngeachtet das ὁσαύτως etwas vom Gebet insbesondere erwarten läßt). Der Vf. glaubt, daß sich der Briefsteller durch die Reminiscenz 1 Petr. 3 verführen ließe. So scheint ihm V. 11, 12 eine Reminiscenz aus 1 Cor. 14, 34, 35, doch unpaulinisch gewendet, so daß, was dort als allgemeine Sitte aller christlichen Gemeinen angeführt ist, hier als Gebot gegeben wird. V. 13, 15 kann der Vf. „den großen Nachdruck, der hier auf die frühere Schöpfung des Mannes gelegt wird (im Gegensatz des Weibes), die noch dazu mit dem Lehren oder Nichtlehren in gar keiner Verbindung stehe, nicht als die Ansicht des Apostels denken, der nicht lange zuvor 1 Cor. 11, wo doch nur von einem äußeren Range die Rede sey, nachdem er sich V. 8 und 9 hierauf berufen, sich V. 11 gleichsam selbst berichtige; (allein hier ist auch von einem wichtigeren, und in der Natur beider Geschlechter tiefer gegründeten Unterschied die Rede, der allerdings in dem früheren oder späteren Schaffen symbolisirt ist;) noch auch kann er glauben, daß P. so die erste Sünde auf Eva im Gegensatz von Adam zurückgeschoben habe, zumal auf so grelle Weise.“ Eben so unpaulinisch im Vergleich mit 1 Cor. 7 scheint ihm das, daß das weibliche Geschlecht durch Kinderzeugen selig werden solle. Zuletzt erinnert er uns noch einmal daran, „wie der Vf. stufenweise von seinem Gegenstande herunter gefallen sey, und ihn keinesweges abgehandelt, sondern nur aus der Hand habe fallen lassen.“ Kap. 3, 1 — 13 ist unstreitig Zusammenhang; allein V. 1 — 7 soll ganz von Tit. 1, 5 — 9 copirt seyn, nur einige Prädicate unter andere, dem Nachahmer geläufige Worte gefast, außer νεώτερος nichts hinzugesetzt als einige schlechte Wiederholungen, und einiges aufgenommene nicht richtig verstanden, oder einer späteren Zeit angepaßt, wie V. 2 μίας γυναίκος ἀντὶ aus Tit. 1, 6, wo es bloß von der eigentlichen Polygamie zu verstehen sey, hier aber (vgl. Kap. 5, 9) von der zweyten Ehe, und so auch V. 4, τέκνα ἔχοντα κ. τ. λ. aus Tit. 1, 6 τέκνα ἔχων πατέρα, welche Vorschrift, daß ein Bischof nicht unchristliche Kinder habe, zu P. Zeit sehr nöthig gewesen, aber nicht später, und daher in unserem Briefe modificirt worden sey. (Indessen ist doch V. 5 und 7 originell und nicht ganz zu verwerfen.) Die Anforderung an die Diakonen V. 8 ff. sey nichts als eine übelgerathene Wiederholung der Beschreibung des Bischofs. — „Nachdem er sich dreyzehn Verse bindurch gehalten, breche nun auch der Zusammenhang desto kräftiger hervor.“ (Zuweit scheint uns der Vf. zu gehen, wenn er tadelt, daß P. den Vorsatz habe

bald nach Ephesus zu kommen, der sich nicht schicke zu den ins Blaue hinein gegebenen Vorschriften, und wenn er auch das $\pi\omega\varsigma \delta\epsilon\iota \epsilon\nu \sigma\iota\kappa\omega \theta\epsilon\omicron\upsilon \kappa. \tau. \lambda.$ (V. 15) als eine ungenügende Überschrift für Lehren, die dem Oberaufseher einer Gemeinde gegeben werden, verdächtig machen will.) Von V. 16 an werde alles lose, und jede Verbindung ungewiss, (was nicht zu leugnen). „Sollen wir diese Stelle noch als Anfang ansehen zu dem Schluss: so steht sie mit allem bisherigem in geringer Verbindung, oder als Anhang des folgenden im 4. Kap. abgehandelten: so will das — die grammatischen Schwierigkeiten abgerechnet — auch fast gar nicht gehen,“ (was gut gezeigt wird). Nicht unwahrscheinlich wird vermuthet, daß diese Stelle aus einer $\omicron\mu\omicron\lambda\omicron\gamma\iota\alpha$ oder sonst einer symbolischen Formel hergenommen sey. — „Nachdem nun unser Vf. seiner bisherigen Rede einen pathetischen Schluss aufgesetzt hat, so sollte man denken, es müsse nun etwas Neues angehen. Es fängt freilich auch die zweyte Hälfte des Briefes an Kap. 4; allein sie behandelt mehr oder weniger die alten Gegenstände. Hier sind wir wieder bey Irlehrern, allein bey was für welchen, das ist die Noth zu bestimmen.“ Der Vf. zeigt nun die Verwirrung der Stelle, besonders wie das Zukünftige und das Gegenwärtige in V. 7 zusammenlaufe, und erklärt sich alles aus 2 Tim. 3, 1, so daß der Nachahmer in P. Person vom Zukünftigen, in seiner eigenen aber unbewußt vom Gegenwärtigen rede. Das lose Anhängen von V. 9—11 an V. 8, das unbeholfene Wiederholen von $\pi\alpha\rho\alpha\gamma\gamma\epsilon\lambda\lambda\epsilon \kappa. \tau. \lambda.$ V. 11 nach dem $\tau\alpha\upsilon\tau\alpha \kappa. \tau. \lambda.$ V. 6, und wie ohne alle Gedankenverbindung das $\mu\eta\delta\epsilon\iota\varsigma \kappa. \tau. \lambda.$ V. 12 folge, erklärt er alles aus Tit. 2, 11. 15. Das Folgende V. 13 ff. hat dem Vf. ganz die Physiognomie von 2 Tim. 3, 10. 14, und Kap. 4, 2. 5, wo die Stimmung und der Zweck des Apostels sehr natürlich jene gehäuften Imperative herbeyführe, die an unserer Stelle so wenig bedeutend seyen, und fast nur als Lückenbüßer erscheinen könnten; (eine wohl zu parteyische Anklage, da eine solche Ermahnung fast an demselben Platze wie 2 Tim. 3 steht).

Vom Kap. 5 gesteht der Vf., daß es, freyer von Spuren des Ausgeschriebenen und Nachgeahmten, bey weitem das meiste Eigene enthalte. Aber auch hier findet er dieselbe Nachlässigkeit der Anordnung, daselbe Verlassen des Gegenstandes und Zurückkehren zu demselben; und er schließt daraus, der Vf. producire hier eben so wenig wie vorher. — Beywägung glaubt er in V. 9, wo er mit Recht (doch nicht ungewöhnlich) das $\kappa\alpha\tau\alpha\lambda\epsilon\gamma\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ von dem Eintragen in das Verzeichniß der Diakonissen versteht, entscheidende Spuren der späteren Zeit zu entdecken, da man eine solche Einrichtung nicht schon in der apostolischen Zeit, zumal in einer erst seit drey Jahren existirenden Gemeinde, als bestehend denken könne. (In diesen finden wir doch schon Röm. 16, 1 eine Diakonisse, und da die Einrichtung der Diakonen schon bestehend war — nicht bloß zu Jerusaleem (Act. 6), sondern auch sonst (Phil. 1, 1): so ist es nicht un-

wahrscheinlich, daß auch bald die ähnliche der Diakonissen hinzugefügt wurde, wo dann der dem Vf. anstößige Ausdruck $\kappa\alpha\tau\alpha\lambda\epsilon\gamma\epsilon\sigma\theta\alpha\iota$ sich sehr leicht darbot.) Die Anordnung betreffend, tadelt unser strenger Kritiker (hier vielleicht zu streng), daß, da dies Kapitel mit dem Betragen des Timotheus gegen Verschiedene und unter verschiedenen Umständen ansehe und V. 17—20 wieder dahin gehöriges folge, dazwischen V. 9—15 recht *ad vocem* $\chi\eta\rho\alpha$ Vorschriften über die Diakonissen eingeschoben seyen, die eigentlich oben hingehört hätten, wo von den Ältesten und Diakonen die Rede war; V. 16 sey Wiederholung von V. 8, und V. 22 wieder ein neuer Nachtrag die Anstellung der Ältesten betreffend. V. 24, 25 verbindet der Vf. mit V. 23, der als Parenthese zu auffallend wäre, und diese Verse sollen eine Beruhigung enthalten, wegen der Anstrengungen des Timotheus, als deren Folge seine Kränklichkeit angesehen werden soll, des Sinnes: „nicht alle guten Werke würden gleich offenbar durch Belohnungen, allein immer könnten sie doch nicht verborgen bleiben.“ Über V. 22 sagt der Vf.: „Der Mann muß wohl gefühlt haben, daß eine Particularität Noth that; wenn sie ihm nur besser gerathen wäre!“ Allein warum mißfällt sie ihm? Recht brieflich-individuell scheint es uns, daß hier auf einmal die sorgliche Erinnerung an Timotheus Kränklichkeit den Zusammenhang eines religiösen Vortrags unterbricht; so wie es einem Freund gehen würde, dem die liebende Sorglichkeit nicht bis ans Ende des Briefes warten liesse, nicht einem Nachahmer. — Im letzten Kap. findet der Vf. „eine rechte Fülle vom Unzusammenhang, von Wiederholungen, von gehäuften Formeln, die große Ansprüche zu machen und wenig besagen, recht wie es denen gehe, die ohne Noth und Beruf reden, und eben weil sie keinen rechten Zweck haben, auch das Ende nicht finden können; zumal unserer, der aus den beiden Briefen, die er einmal vorzüglich im Auge habe, nicht genug anbringen könne und immer noch etwas nachzutragen finde.“ V. 1, 2 habe er aus Tit. 2, 9, 5 genommen, und von da springe er auf Tit. 3, 9; denn anders lasse sich nicht erklären, wie er auf das $\epsilon\tau\epsilon\rho\delta\iota\delta\alpha\sigma\kappa\alpha\lambda\epsilon\iota\nu$ zum drittenmale komme. — Die folgenden Ermahnungen gegen die Habsucht seyen unschicklich, da ein Mann, wie Timotheus, den P. auf solche Weise brauchte, deren nicht bedürfen konnte; und V. 11 ff. sey aus 2 Tim. 2, 22 ausgezogen, woher man sich am besten die schlechte Redensart $\epsilon\pi\lambda\alpha\beta\omicron\upsilon \kappa. \tau. \lambda.$ (V. 12) erklären könne. Die wunderliche Anrede $\omega \acute{\alpha}\nu\theta\rho\omega\pi\epsilon \theta\epsilon\omicron\upsilon$ sey vielleicht aus Mißverständniß von 2 Tim. 3, 17 entstanden: Wenig bedeutend seyen die hier gehäuften Imperative, in jenem Briefe natürlich; ohne Veranlassung die Beschwörung V. 13 nach 2 Tim. 4, 1, und wenig mit ihr zusammenhängend die prächtige Doxologie V. 15 f., die der Vf. aus einem Hymnos entlehnt glaubt. V. 17 springe der Briefsteller wieder auf V. 10 zurück, wo ihn die unzeitige Ermahnung an den Timotheus unterbrochen habe. Der Anfang von V. 20

sey offenbar aus 2 Tim. 1, 14 entlehnt, nur sey das *καταθήκη* räthselhaft gemacht. Der Brief schliesse mit einer Spur späterer Zeit, der *γνώσις*, die nicht im paulinischen Sinne, sondern als rhetorische Kunststücken zu verstehen sey; die unmittelbaren Schüler des Apostels aber hätten wohl nicht auf dem Wege einer schlechten Rhetorik seyn können; (allein sie davor zu warnen, konnte zeitgemäss seyn, wie vor den *μωσαῖς ζητήσοι* Tit. 3. 9.) „Wenn unser Brief, sagt der Vf. am Ende der Untersuchung, auch noch weit länger wäre, so könnten sich nicht mehrere Kennzeichen des Zusammengetragenen und Untergeschobenen vereinigen, oder stärker hervortreten, oder sich schneller wiederholen, als wir hier überall gefunden haben, die häufige äussere und wörtliche Übereinstimmung neben der inneren Verschiedenheit der Sprache, in der Behandlungsweise, in der Denkungsart, das ängstliche Bestreben, wenn auch nur durch Rede von sich selbst als Paulus zu erscheinen, mit dem gänzlichen Unvermögen, einen wirklichen Moment des paulinischen Lebens treffend zu ergreifen, oder irgend eine von den grossen Ideen des Paulus auf eine ihm eigenthümliche Art durchzuführen, vielmehr den gänzlichen Mangel an Haltung, der sich so leicht erklärt aus dem Mangel des inneren Berufs gerade dieses zu sagen, und aus dem aufgefundenen Gange der zusammentragenden Nachahmung; bey allem Eigenthümlichem endlich die merkliche Verschiedenheit des Sprachvorrathes und die nicht undeutlichen Spuren späterer Zeit.“

Mit Recht enthält sich Hr. Schl., etwas Positives über den Brief zu bestimmen; indessen denkt er sich, dass ein christlicher Lehrer in der Gegend, wo Tim. gelebt habe, diesen Brief unter paulinischer Firma schrieb, um gewissen Lehren desto mehr Eingang zu verschaffen, die das Eigene des Briefes sind, nämlich „die sehr zweckmässige Gesetzgebung über den Wittwenstand, und die sehr wohlgemeinte und heilsame Polemik gegen die nur allzuzeitig entstandene Überschätzung der Jungfrauschaft und des ehelosen Standes überhaupt. Da nun diese sich auf missverstandene paulinische Aussprüche zum Theil stützte: so war es um so verzeihlicher für den, welcher überzeugt war, diese sey nur ein Missverständnis, wenn er den Widerspruch dagegen demselben Apostel in dem Mund legt.“ Überhaupt sucht der Vf. der Achtung des Briefes nichts zu nehmen, und die Lehre desselben

als nicht paulinisch und christlich zu vertheidigen. „Unser Vf. sagt nichts, wovon man nicht wünschen müsste, dass die Kirche sich immer daran gehalten hätte.“

Gegen die so trefflich durchgeführte Hypothese der Nachahmung und Fiction unseres Briefes spricht, ausser den beyläufig geäusserten Zweifeln, die Unwahrscheinlichkeit, dass ein so einfacher, ungeübter und harmloser Schriftsteller so viel Kunst gebraucht haben sollte, nicht nur eine historische Situation (Kap. 1. 3), sondern auch andere Specialitäten (Kap. 3, 14), besonders aber den Rath, *etwas Wein zu trinken* (Kap. 5, 23) zu fingiren, und überhaupt so ängstlich den Styl und die Gedanken des Paulus nachzuahmen. Die Kritik anderer untergeschobener Schriften aus dieser Zeit und Classe hat nicht die feine Anatomie nöthig, welche der Vf. an diese angewendet hat; man betrachtete in jenen Zeiten die Schriften nicht mit kritischen Zweifeln, ein Unterschreiber hatte also auch nicht nöthig, sich dagegen vorzusehen. Sodann: wenn das oben angegebene der Zweck des Vfs. war, warum irrt denn vorher und nachher seine Rede so zwecklos umher, warum eilerte nicht darauf zu, warum überlässt er sich vorher einem so sorglosen Unzusammenhang (wie gleich die Parenthese Kap. 1. 5 ff. ein Beyspiel giebt) und dann, nachdem er am Ziele angelangt, warum hält er sich so kurz dabey auf? — Diese Zwecklosigkeit stimmt sehr übel mit den künstlichen Fictionen, deren man ihn sonst beschuldigen müsste, und die auf sehr viel Überlegtheit und Abüchtlichkeit schliessen liessen. Und sollte er die historischen Data erdichtet, oder aus der Tradition geschöpft haben? Diese letztere aber ist nicht wahrscheinlich von dem so Particulären, die Kränklichkeit des Timotheus und sein diätetisches Verhalten betreffend; und zum reinen Erdichten scheint der Vf. zu unschuldig.

Sollten diese und die anderen beyläufig beygebrachten Einwürfe und Zweifel nichts vermögen gegen die zahlreichen, so wohlgeordneten und congenitisch wirkenden Gründe des Bestreiters unseres Briefes, wie es wohl zu befürchten steht: so will Rec. sich vorbehalten haben, einer der ersten zu seyn, der Hn. Schl. beytritt. Diese Verwerfung des 1. Briefes an Timotheus ist in der Geschichte der alt- und neutestamentlichen historischen Kritik das erste Beyspiel, wo der erste Gedanke und der vollständige Beweis in Einem Schlage zusammentrifft.

n.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Heidelberg, b. Mohr und Zimmer: *Geist und Würde des christlichen Religionslehrers*. Eine Rede, als Einleitung zu homiletischen Vorlesungen. Von Dr. Johann Ludwig Ewald, kurbadisch. Kirchenrath und ordentl. Professor der Theolog. in Heidelberg. 1806. 24 S. in 8. (8 Gr.) Eine zwar mit vieler Wärme und Gemüthlichkeit geschriebene, aber sich nicht viel über den gewöhnlichen Kanzelton erhebende, dem Titel eben so wenig, als der Bestimmung zu einer Einleitung zu homiletischen Vorlesungen entsprechende Rede. In einer solchen Einleitung sollte hingewiesen seyn auf das Erhabene, umfassende, höchst schwierige und

wichtige Geschäft des praktischen Religionslehrers, als Wissenschaft, oder vielmehr als Kunst betrachtet — denn zu Jüngern dieser Kunst wird ja geredet von dem Meister; aber mit der wissenschaftlichen Anuht hat der Vf. nichts zu thun: sein Hauptzweck ist, seinen Zuhörern die Wahrheit eindringlich zu machen, dass der Religionslehrer das selbst seyn müsse, wozu er Andere bilden solle. Ein geistlicher Ephorus mag bey der Einführung eines Predigers einen solchen Vortrag halten; nur wird er, wenn er Einsicht und icht Praxis hat, sich doch nicht in solchen Allgemeinheiten herum drehen.

P. v. ch.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 4 N O V E M B E R , 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

GÖTTINGEN, b. Schneider: *Lehrbuch des deutschen gemeinen Processus*, von Christoph Martin, der Rechte D. und ord. Prof. zu Göttingen. Zweyte bedeutend veränderte und verb. Auflage. 1805. 458 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Dass dieses Lehrbuch auf einer der besuchtesten deutschen Universitäten erschien, wo das Zusammen-treffen vieler Studirenden den Absatz erleichterte, war nicht der Grund allein, der die zweyte Auflage so bald herbeyführte, sondern hauptsächlich der innere Werth desselben, der es bald in die Hörsäle anderer Universitäten einführte, und jeden, dem das Studium des Processus Vergnügen gewährte, auf dasselbe aufmerksam machte. Die Anordnung des Buchs geht den natürlichen Weg, dass allgemeine Wahrheiten den besonderen Sätzen und der Ausführung der einzelnen Materien vorangeschickt sind. Weniger war dies in der ersten Auflage der Fall, wo auf den Begriff des Processus sogleich die Lehre von den streitenden Theilen folgte, da hingegen in der neuen Auflage die Grundbegriffe der ganzen Processstheorie und die wesentlichen Bestandtheile derselben sehr richtig vorausgeschickt sind, auch der Gegenstand des Processus früher entwickelt wird, ehe der Vf. das Subject des Processus näher bezeichnet. Durch Bekanntheit mit diesen allgemeinen Begriffen wird der Praktiker gegen manchen Missgriff gesichert, der Richter insbesondere übersieht die Sache mit grösserer Bestimmtheit, und die Parteyen werden gegen vergebliche Kosten und unnöthige weitläufige Erörterungen verwahrt. Sodann wendet sich der Vf. zu den Mitteln der Rechtsverfolgung, den Klagen, Einreden, Provocationen und vorbereitenden Gesuchen, und geht ferner auf das Verfahren bey der Rechtsverfolgung selbst über. Dieses wird zuerst im Allgemeinen, und hierauf im Besonderen vorgetragen, eine Eintheilung, die freylich für denjenigen, welcher die Sache bereits kennt, sehr viel Interesse hat, indem sie ihn zu einem höheren Standpunkte hebt, von wo aus er das Einzelne zum Ganzen besser vereinigen, und die Grundsätze seiner Wissenschaft in einer grösseren Klarheit erblicken kann, die aber für den Zweck eines Lehrbuchs weniger passt, indem darin Wiederholungen so viel möglich vermieden, und rechtliche Wahrheiten im Zusammenhange, und ohne alle Zerstückelung vorgetragen werden sollen, welcher Zweck nach diesem Plane des Vfs., der hier für ein *Lehrbuch* et.

S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

was zu sehr systematisirt, nicht erreicht wird. So enthält z. B. §. 101 der neuen Auflage einige allgemeine Sätze über den Beweis, und die Aufzählung der Beweisgründe, und §. 102 eine Aufzählung der eigentlichen Beweismittel, die unseres Dafürhaltens besser an dieser Stelle ganz weggeblieben, und bey §. 167. wo vom Beweisverfahren die Rede ist, richtiger vorgetragen wären; dadurch würde die Sache weniger zerstückelt, und dem Lehrer die Zurückweisung auf bereits vorgetragene Sätze, welche jederzeit mit Wiederholung verknüpft ist, erspart seyn. Ganz dasselbe gilt vom §. 103 und 104, wo einige allgemeine Sätze über die Rechtsmittel und die Executionsinstanz vorgetragen sind, die hier nicht zureichen, und da, wo von diesen Lehren hauptsächlich die Rede ist, eine bessere Stelle erhalten haben würden. Rec. giebt zu, dass einzelne, in diesem Abschnitte vorgetragene Materien, weil sie in verschiedene Theile des Processus eingreifen, abgefordert werden müssen, wie z. B. die Lehre vom Ungehorsame, von der Bekanntmachung der Decrete (§. 114. 124—126), und dass sie weder allein bey der Klage vorkommen, noch auch am Ende des Lehrbuchs stehen dürfen: indess fliesst daraus noch nicht die Nothwendigkeit, wegen dieser allgemeineren Lehren, für die sich gewiss ein anderer, mit dem Ganzen in Verbindung stehender Platz finden liesse, nun die ganze Lehre vom Verfahren im Process im Allgemeinen und im Besonderen vorzutragen. — Das besondere Verfahren (§. 130) theilt der Vf. ein in das Verfahren ausser dem förmlichen Concurse und in den Concursprocess. Wir vermiffen hier einen richtigen Theilungsgrund; zugleich geht hervor, dass der Vf., da er zu dem ersten Verfahren sowohl die Lehre vom ordentlichen, als summarischen Process rechnet, den Concursprocess als ein ganz abweichendes, weder zu dem ordentlichen, noch dem summarischen Process zu zählendes Verfahren betrachte, das man aber mit der älteren Auflage dieses Lehrbuchs richtiger zum summarischen Process zählt, da die Natur der Sache, wegen der Mehrheit der zusammentreffenden Forderungen, der vielen, dieser Processart eigenthümlichen, die Beendigung der Streitigkeiten aufhaltenden Handlungen, eine Beschleunigung in allen den Abschnitten durchaus bezieht, wo sie nur irgend möglich ist. Mag auch, wie dem Rec. aus der Praxis sehr wol bekannt ist, an vielen Orten dieser Satz nicht beobachtet werden, so ändert dies doch die eigentliche Natur der Sache nicht ab, vielmehr muss der Rechtslehrer immer dahin wirken, dass dergleichen Abweichungen vermieden, und

Ff

nach und nach aus den Gerichtshöfen verbannt werden. Dafs übrigens im Concursproceffe ganz eigenthümliche Handlungen vorkommen, macht diese Procefsart noch nicht zu einer Verfahrensart, welche sowohl dem summarischen, als dem ordentlichen Proceffe entgegensetzen ist, da auch andere summarische Proceffe Eigenthümlichkeiten haben, und die grössere, oder geringere Anzahl derselben keinen Theilungsgrund abgiebt. — Das Verfahren ausser dem Concurs zerfällt bey dem Vf. in den ordentlichen, und den summarischen Procefs, und er läßt, nachdem er von jenem das erste Verfahren und das Beweisverfahren vorgetragen hat, das Verfahren im summarischen Proceffe folgen, wogegen an und für sich nichts zu erinnern wäre. Allein da nunmehr erst die Lehre von der Executionsinstanz und sodann die Theorie der Rechtsmittel folgt, so scheinen auch diese beiden Lehren, wenigstens der Übersicht nach, sowohl dem ordentlichen, als dem summarischen Proceffe anzugehören, welches doch nicht in jeder Rücksicht des Vfs. Meinung ist, und seyn kann. Richtiger scheint uns daher die gänzliche Absonderung der summarischen Proceffe von dem ordentlichen Proceffe in der ersten Ausgabe dieses Lehrbuchs zu seyn. Rec. will damit keineswegs behaupten, dafs die Theorie der summarischen Proceffe nicht in das Lehrbuch gehöre, wiewohl bey der grossen Verschiedenheit dieser Rechtslehre auch eine ganz abgeforderte Bearbeitung nicht fehlerhaft ist; nur müßte sie eine Hauptabtheilung, und nicht blofs Unterabtheilung seyn, vielmehr bemerkt Rec. ausdrücklich, dafs der Umfang des Lehrbuchs sehr richtig bestimmt ist, da weder die freywilligen Gerichtshandlungen, noch der peinliche Procefs in ein Lehrbuch des bürgerlichen Processes gehören.

Die Darstellung der einzelnen Materien ist überall mit Ordnung, kurz, aber doch durch Hinweisung auf ausführlichere Abhandlungen sehr vollständig geschehen; nur liesse sich hin und wieder, wenn auch bey einer solchen Kürze einige Dunkelheit nicht zu vermeiden ist, derselben doch einigermaßen durch andere Wendungen vorbeugen, wie es denn dem Anfänger, der nicht alle Bücher besitzt, die zu näherer Erläuterung in den Noten aufgeführt werden, wenigstens so sehr als möglich erleichtert werden muß, das Lehrbuch zu verstehen. Der Vf. behauptet §. 58, dafs, wenn eine untere Instanz ganz verboten wird, das Obergericht alsdann in der Hauptsache competent sey, und darin das Erkenntnis fallen könne. Allein diese Meinung läßt sich aus den dafür angeführten Gesetzen nicht rechtfertigen, und sie ist auch nach der Natur der Sache nicht zu vertheidigen, da die erste Instanz keiner Partey willkürlich entzogen werden kann, vielmehr sie auch, darauf eben so gut ein Recht hat, als auf die einzelnen Mittel ihrer Rechtsvertheidigung. Beyläufig bemerkt Rec. noch, dafs der Vf. in diesem §. von der Verbittung des Richters im Allgemeinen und dem Eide des Mißtrauens handelt, und erst in der Lehre von den Zwischenhandlungen §. 287 angiebt, wie die Parteyen sich zu verhalten haben, wenn sie von diesen Befugnissen Gebrauch machen wol-

len. Dafür läßt sich freylich in systematischer Hinsicht anführen, dafs in der ersten Stelle von dem Rechte der Partey zur Verbittung, und in der letzteren von der Art, diefs zu bewerkstelligen, gehandelt sey; allein für den Zuhörer entsteht dadurch gewifs kein Überblick über diese ganze Lehre, und der Lehrer wird an der letzten Stelle genöthigt, noch einmal dasjenige zu wiederholen, was früher vorgetragen ist. Dasselbe findet nach des Rec. Meinung §. 61 Statt, wovon der Actenversendung die Rede ist, welche §. 288 in der Lehre von den Zwischenhandlungen insofern wieder abgehandelt wird, als darin die dabey Statt findende Verfahrensart vorgetragen wird. Wer wünschte nicht lieber beide Paragraphen vereinigt zu sehen, um nicht an zwey verschiedenen Orten von einer und derselben Sache reden zu müssen? §. 81 wird Klage und Einrede so definiert, dafs sie eine Befugnis enthielten, die Verurtheilung seines Gegners, oder dessen Abweisung zu verlangen. Allein der Ausdruck: Befugnis, zeigt nur etwas Subjectives an, wogegen in wissenschaftlicher Hinsicht nur objective Definitionen gegeben werden dürfen. Wenn man von einer Person sagt, dafs ihr eine Klage oder Einrede komme, so gesteht man ihr eine Befugnis zu, die Verurtheilung oder Abweisung des Gegners zu verlangen; allein Klage und Einrede sind nur die Rechtsmittel, auf deren Gebrauch jene Person eine Befugnis hat. Selbst der Ausdruck: *Ius persequendi in iudicio, quod sibi debetur* in dem vom Vf. angeführten *Pr. I. de actionibus* ist nicht von einer Befugnis, sondern von einem Rechtsmittel zu verstehen; und wäre diefs auch nicht die Meinung des Gesetzes, so würde doch die gesetzliche Definition in wissenschaftlicher Hinsicht keinen Werth haben. — Die Lehre von den Proceßkosten ist gleich Anfangs §. 37, bey der Bestimmung der gegenseitigen Rechte und Pflichten der Parteyen sehr kurz vorgetragen. Bis dahin war von den Handlungen im Proceffe selbst noch gar nicht die Rede, und doch läßt sich diese Lehre nicht anders genau erörtern, als wenn man die verschiedenen Verhältnisse kennen gelernt hat, unter welchen von einer Kostenersatzung die Frage seyn kann. Rec. glaubt daher, dafs die Theorie der Proceßkosten nicht eher folgen könne, als nachdem bereits das Beweisverfahren abgehandelt ist, und die Rechtsmittel vorgetragen sind, um auch die dadurch verursachten Modificationen des Kostenpuncts deutlich darstellen zu können.

s. t. u.

HALLE, b. Hammerde u. Schwetschke: *Lehrbuch des deutschen gemeinen peinlichen Rechts*, vom Professor Dabelow. 1807. X. und 400 S. 8 (1 Rthlr. 8 Gr.)

Feuerbachs Scharf sinn und überredende Darstellungskunst hat der Meinung: dafs das Strafrecht des Staates durch Androhung begründet werde, einige Jahre lang eine gewisse Herrschaft über die übrigen davon aufgestellten Theorien, so wie dem Lehrgebäude dieses denkenden Kopfes überhaupt ein Ansehen zu verschaffen gewußt, als es *Corpus*'s Schriften bey

Lebzeiten ihres Verfassers gehabt haben mögen. In der That konnte nicht mehr geschehen, als wirklich geschah, da ein mit vieljähriger Erfahrung ausgerüsteter Mann, der verdiente Meister, sein System (*Princ. jur. crim. edit. IV. Götting 1802.*) dem Feuerbach'schen sofort accommodirte, der erste Ausbildner der Präventionstheorie, *Stübel*, seinen Glauben verliess und sich öffentlich zu dem Feuerbach'schen bekannte, die Meisten in ihren criminalistischen Abhandlungen voll des Lobes waren, und was sie formten, nach Feuerbach formten, zuletzt auch Advocaten den Ruhm, mit der Wissenschaft fortgeschritten zu seyn, durch ein Citat aus Feuerbachs Revision zu erringen wählten. Unter diesen Umständen scheint es nur der Kraft der Wahrheit verdankt werden zu müssen, daß sich die Systeme von *Grolman*, *Klein*, *Kleinschrod* und *Tittmann* während dieser Zeit auf ihren Plätzen erhalten haben. Hier und da zeigte sich dies in periodischen Schriften und kleineren Abhandlungen, und es verstärkte das von der Praxis geleitete Vertrauen nicht wenig, als *Grolmann* bey der zweyten Auflage seines Systems (1805) seine frühere Theorie von der Begründung des Strafrechts, nicht nur nicht verliess, sondern sogar als das Resultat einer wiederholten strengen, und mit genauer Untersuchung der Feuerbach'schen Sätze angestellten Prüfung, verkündete. Dieser Schritt eines Mannes wie *Grolman*, dessen Scharf sinn sich in allen seinen Schriften eben so laut ausspricht, als seine acht juridische Gelehrsamkeit und praktischer Blick in demselben sichtbar ist, mußte jene Folge umso mehr herbeiführen, je anspruchloser seine Sprache ist, und jemeher er stets das: *suum cuique* vor Augen hat. Auch Feuerbachs Schüler und Anhänger fingen an andere Systeme häufiger zu benutzen, wie z. E. *Salchow*, (*Darstellung der Lehre von Strafen und Verbrechen. Jena 1804 u. 1805.*), ob sie gleich ihrem Lehrer in der Herleitung des Strafrechts treu blieben. In dem vorliegenden Lehrbuche tritt nun wieder ein Mann gegen die Theorie von der Gründung des Strafrechts durch Androhung auf, dessen vieljährige Erfahrung im Spruchcollegio schon ein gereiftes und geprüftes Urtheil vermuthen läßt; und so scheint es dahin kommen zu wollen, wohin es zur Vollendung einer Wissenschaft kommen muß, daß das Prüfungsgeschäft durch keine Autorität gehindert und eines jeden System nach dem Verhältnisse benutzt wird, in welchem es Neues und Gutes für die Wissenschaft geschaffen hat, wo man dann *Klein* und *Kleinschrod's* praktische Ansichten, *Grolmans* überall herrschende scharfe Bestimmungen, und *Tittmanns* genauere Entwicklung und Charakterisirung der einzelnen Verbrechen, neben Feuerbachs scharfsinnigen und gehaltreichen Bemerkungen stets verfolgen, die Verdienste *Cremani's*, *Gmein's*, von *Globig* und *Huster's*, *Koch's*, *Meister's*, *Quistorp's*, *Renazzi's*, von *Soden's*, *Stelzer's* und *Stübel's* nicht vergessen oder hintenansetzen, und die neueren Bemühungen in dem Archive des Criminalrechts und in einzelnen und periodischen Schriften, nicht übersehen wird.

Außer den Gründen, welche schon *Grolman* und

Tittmann (neuerlich auch in seinem Handbuche des peinlichen Rechts) gegen Feuerbachs Theorie von der Androhung der Strafe, aufgestellt haben, und welche Hr. Dab. auf eine eingreifende und bündige Art ebenfalls vorträgt, bedient er sich auch noch eines andern Grundes, welchen Hr. Feuerbach um so mehr gelten lassen wird, je mehr er dessen Behauptungen von dem Ansehen der Gesetze über den Richter und Rechtsgelehrten entspricht. Er zeigt nämlich im 1 § der Einleitung, und im 5 § des allgemeinen Theiles, daß das natürliche Strafrecht ohne vorgängige Androhung einer Strafe auch deswegen angenommen werden müsse, weil die Gesetzgebung von demselben ausgehe. In der That darf man die deutschen Criminalgesetze nur flüchtig durchlaufen, um überall Spuren davon gewahr zu werden, und selbst der Anklageproceß, wie ihn die Halsgerichtsordnung (oder, wie man ziemlich unschicklich sagt, — wie ihn *Carl*) bestimmt, ist Beweis davon. Die Gründung des Strafrechts auf das natürliche, auch ohne Staat jedem Menschen zustehende, Recht ist daher die erste charakterisirende Eigenschaft dieses Lehrbuches. Es trennt auch die in dem Strafrechte des Staats gegründeten Befugnisse genau von dem Befugnisse des Richters und seiner Verbindlichkeit bey der Anwendung der Strafgesetze. Daher spricht der Vf. den Staat von der Pflicht, sich an die angedrohte Strafe zu halten, im 7 § der Einleitung; frey, und schränkt sie bloß auf den Richter ein, der an das Strafgesetz gebunden sey. Diese Grundsätze verfolgt der Vf. sehr consequent durch das ganze Lehrbuch. Übrigens glaubt Rec. hier der Mühe, auf die kleinsten Umstände einzugehen, um so mehr überhoben seyn zu können, je bekannter die Methode des Vfs. aus seinen übrigen Schriften ist. Er begnügt sich daher hier nur zu bemerken, daß dies Werk die Eigenschaften eines Lehrbuchs insofern vollkommen besitzt, wiefern der Vortrag desselben kurz und bestimmt, die Anordnung der Materien natürlich, und der Inhalt selbst zweckmäßig und gut gewählt ist. Der Vf. ist dabey sehr unparteyisch, redet manchen bisher verlassenen Sätzen das Wort, kümmert sich überhaupt nicht um das Neue oder Alte, sondern sucht nur das Wahre zu verfolgen. Ungern sah es Rec. daß in Rücksicht der Literatur auf *Grolman* und *Feuerbach* verwiesen worden ist: Jener hat dieselbe nicht vollständig aufzuführen wollen, und der Literatur in dem Lehrbuche des letzteren, geht die literarische Genauigkeit ab. Unter der Rubrik: Vorkenntnisse, handelt der Vf. vom Strafrechte des Staats und der bürgerlichen Strafe, geht dann zu der Deduction, Begriff und Umfang des Criminalrechts über, und liefert hierauf die Regeln von der wissenschaftlichen Entwicklung des peinlichen Rechts. (Daß die Methodologie in ein Lehrbuch gehöre, hat Rec. sich nicht überzeugen können.) Nach den allgemeinen Grundsätzen kömmt der Vf. zu dem deutschen gemeinen peinlichen Rechte, wovon zuerst wieder eine Einleitung vorausschickt, welche von dem Begriffe, Quellen und Hilfsmitteln dieses Rechtstheiles handelt, und die obersten Grundsätze desselben darlegt. Der Vf. hält die Vervielfachung der Abtheilungen für

schädlich daher hat er das Ganze sehr einfach in einen allgemeinen, und einen besondern Theil und in den Criminalproceß eingetheilt. In dem allgemeinen Theile sind bloß zwey Abtheilungen enthalten, deren erste von Verbrechen und Strafen, die zweyte von den Strafgesetzen handelt. (Die Lehre von der Zurechnung, den Gründen der Schärfung und Milderung der Strafe u. s. w. scheint Rec. nicht recht unter die letzte Rubrik zu gehören, unter welcher Hr. D. diese Lehren aufführt.) Der besondere Theil zerfällt in zwey Bücher. Erstes Buch. Von den eigentlichen Verbrechen: I) gemeine Verbrechen, 1) gegen die Rechte der Einzelnen, als Körperverletzung, Freyheitsbeeinträchtigung, Ehrverletzungen, und bloße Beleidigungen, Vermögensbeeinträchtigung aus und ohne Gewinnsucht, Verletzung der Verträge, Brandstiftung, verursachte Überschwemmung, Fälschung, Betrug, Gewaltthätigkeit und Verbrechen gegen moralische Personen; 2) gegen die Rechte des Staates, als Majestätsverbrechen, Verbrechen gegen einzelne Zweige der Staatsgewalt, Verbrechen gegen die Rechte anderer moralischer Personen; II) besondere Verbrechen und zwar der öffentlichen Beamten, namentlich Bestechung und Unterschlagung öffentlicher Gelder. Zweytes Buch, Policeyverbrechen, als Fleischesverbrechen, Bigamie, Concubinat und Gewissenssehe, Zinswucher, Dardanariat und Kauf der Früchte auf dem Halme. (Gegen die Verständlichkeit der Entwicklung des Wesens der einzelnen Verbrechen stößt diese Classification nicht an; doch würde es wohl dem Wesen derselben selbst angemessener gewesen seyn, einigen von ihnen einen andern Platz anzuweisen, z. B. der Unfruchtbarmachung, die hier bey der Lehre vom Kindermorde steht, den Münzverbrechen, welche als Betrügereyen dargestellt sind, und der Nothzucht, welche der Vf. unter die Fleischesverbrechen gesetzt hat. Auch hätte die Lehre von der Nothwehr wohl einen andern Platz, als bey der Lehre von den Verbrechen gegen das Leben erhalten sollen, zumal der Begriff derselben die Hervorbringung einer Tödtung gar nicht fodert. In Rücksicht des Charakters der einzelnen Verbrechen

scheint der Verfasser seine Vorgänger nicht hinlänglich benutzt zu haben; indessen ist er doch darin weit genauer, als Koch, Quistorp und Andere. Auch läßt sich in dem Cataloge der Verbrechen mancher Zusatz machen, z. B. bey den Verbrechen gegen den Staat und bey den besondern Verbrechen. Selbst wenn der Vf. auch die Verbrechen der Soldaten mit Recht übergangen haben sollte, so blieben doch bey den Verbrechen der öffentlichen Beamten Verletzung der Amtsverschwiegenheit, Concussion, Verlassung des Amtes und andere dergleichen Handlungen übrig, welche mit eben dem Rechte auf eine besondere Aufstellung Ansprüche machen konnten, als Bestechung und Unterschlagung öffentlicher Gelder, von welchen der Vf. allein spricht.) In der ersten Abtheilung des Criminalprocesses handelt der Vf. von dem Wesen des Criminalprocesses überhaupt, von den peinlichen Gerichten, dem Gerichtsstande, dem wesentlichen Theile des Criminalprocesses, von den Mitteln des Richters, den Angeeschuldigten seiner Gewalt zu unterwerfen, von der Untersuchung und Beweisführung an sich, d. i. abgesehen von den verschiedenen Formen des Anklage- und Inquisitionsprocesses, von der Verteidigung des Angeeschuldigten und von den richterlichen Verfügungen, Urtheilen und deren Vollziehung. In der zweyten Abtheilung wird der Gang des Criminalprocesses, und zwar des Anklage- und Inquisitionsprocesses selbst, dargelegt und darauf von den Criminalkosten und den Gründen, welche den Criminalproceß ausschließen, gehandelt. — Bey dem Vortrage über diesen Theil des Lehrbuchs, wird das processualische Verfahren in seiner Folge und seinem Zusammenhange noch genauer zu bezeichnen seyn, denn offenbar wird es dem Ununterrichteten aus der hier gelieferten Zeichnung schwerlich deutlich genug seyn. — Den S. 40 zur Zugabe versprochenen Entwurf einer criminalistischen Literärgeschichte hat Rec. eben so mit Bedauern vermisst, als er sich im gleichen Grade über das Daseyn dieses neuen Lehrbuchs, als einen sehr schätzbaren Beytrag zur Literatur des Criminalrechts gefreuet, hat.

Dr.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Rostock, in Comm. b. Stiller: *Die Unruhen in Göttingen* in Hauptbezug auf *Ludwig Spangenberg*. 1806. XVI u. 103 S. 8. (12 Gr.) Hr. Sp. gehört bekanntlich zu denen, die als die Rädelsführer bey den Unruhen in Göttingen (im December 1805) öffentlich genannt wurden. Seine Mitbeschuldigten haben Verzeihung erhalten: Er nicht. Erglaubt es sey ihm Unrecht geschehen, und hält es für Pflicht, seiner Ehre, seiner Zukunft, seiner theuersten Verhältnisse wegen, sich zu verteidigen, und zu beweisen, daß man nicht nach Gerechtigkeit mit ihm verfahren, daß, was im jugendlichen Leichtsinne gefehlet seyn möge, noch kein Verbrechen sey, und nicht von einem schlechten Charakter zeuge. Dazu ist diese Schrift. Sie liefert zuerst eine Vorstellung an den Grafen von Schulenburg-Kehnert, der damals an der Spitze der hannöverschen Regierung stand. Diese Vorstellung enthält zugleich eine Erzählung des Hergangs der Sache, die freylich anders klingen würde, wenn sie von der andern Seite gegeben wäre. Weil die vorige hannöversche Regierung versprochen hatte, daß auf die frühere untadelhafte Aufführung der sogenannten Rädelsführer die größte Rücksicht genommen werden sollte: so fügt Hr. Sp. mehrere sehr vortheilhafte Zeugnisse von Lehrern aus Halle und Göttingen hinzu. Der Graf weist das Verlangen des Hn. Sp., die Sentenz gegen ihn und die Relegation aufzuheben,

zweytens, ab, weil die Sache völlig abgemacht sey unter der vorigen Regierung, kann aber nicht unterlassen, dem Hn. Sp. eine Weisung zu geben. Hr. Sp. macht darüber, drittens, Bemerkungen, in welchen er es mit Recht tadelt, daß der Graf, da er, nach seinem Geständnisse, nicht richten könne, ihm seine Vergehung bemerklich zu machen suche, wälzt aber alle Schuld von dem Grafen hinweg auf den Referenten. Darauf folgen viertens aphoristische Bemerkungen über die Unruhen in Göttingen: wer Schuld daran sey; ob sie einen Orden zuzuschreiben; Wie er dazu gekommen, Antheil zu nehmen; Woher die ungünstige Stimmung des Senats. — Endlich folgen noch einige Zeugnisse von Professoren in Rostock, wo Hr. Sp. nach jenen Unruhen studirte, die nicht minder vortheilhaft sind, als die früheren. — Wir begnügen uns mit dieser Anzeige und lassen den Inhalt der Schrift ganz auf sich beruhen. Der Ton ist zuweilen sehr leidenschaftlich, welches, wenn Hr. Sp. von dem Gefühl, daß ihm Unrecht geschehen, durchdrungen ist, wie es scheint, freylich leicht erklärt werden kann, aber der Schrift nicht zum Vortheil gereicht. Im Ubrigen haben wir seine Bekanntschaft nicht ungern gemacht, und wünschen, daß die Art, wie er der Welt bekannt geworden ist, auf sein künftiges Glück keinen ungünstigen Einfluß haben möge.

F. R.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 5 N O V E M B E R , 1 8 0 7 .

M E D I C I N .

LEIPZIG, b. Crusius: *Supplementa ad anatomiam et physiologiam potissime comparatam edita a Car. Hen. Dzondi*, Phil. et Med. Dr. Phil. Facult. Affess. ord. et Biblioth. Univ. Viteberg. Cum III Tab. aeneis. 1806. VIII u. 94 S. 4. (1 Thlr. 12 gr.)

Von dieser Schrift kann man nichts anderes als Gutes sagen, auch wenn alles, was sie enthält, unrichtig wäre. Wie selten sind die Männer, welche sich einen Gegenstand so angelegen zu bearbeiten wählen, wie Hr. D., besonders einen solchen, der der erste aller Physiologie seyn, der durch so zahlreiche Wiederholungen untersucht werden muß, als es in dieser Schrift wirklich geschehen ist! Der Vf. hat die interessantesten Organe des Foetus ergriffen, und sie auch auf den Zweck bearbeitet, der erreicht seyn muß, ehe man etwas weiter von der Bestimmung der Hüllen des Fötus redet. Es sind in dieser Schrift Probleme zur Sprache gekommen, die zwar der Vf. selbst nicht ahndet, welche aber ein großes Feld öffnen, auf dem sich der Anatom und Physiolog allein seine Ärndte versprechen darf, so er es thätig und mit offenem Blick bearbeitet. Wenn der Vf. so fortfährt, wie er angefangen, wie er versprochen, und wie die Gelehrten von ihm wünschen dürfen, so mag er mit einer der ersten seyn, welche der Bedeutung der Allantois, ihrer Anhängsel, und der *Vesicula umbilicalis* Kraft geben. Rec. weiß es, was erfordert wird, die Versuche anzustellen, welche Hr. D. gemacht hat, er bewundert diese Unermüdbarkeit in Hinwegräumung der Hindernisse bey dem Verschaffen der Foetus, die Unverdroffenheit in zahlloser Wiederholung desselben Experiments, die Geschicklichkeit der anatomischen und chemischen Kunst, und ehrt die gute Absicht desselben, die sich nur nach Wahrheit sehnt, wenn sie auch gleich oft nicht erreicht worden. In der Voraussetzung, daß der Vf. und das Publicum aus dem Gesagten schon erkannt haben, welche bedeutender Werth dieser Schrift eingeräumt werde, wird Rec. wenig mehr vom dem Trefflichen berühren, sondern nur von dem, was dem Vf. noch unerreicht geblieben, oder wovon er das Unrechte als Rechtes hinstellt; und zwar, weil dieser Gegenstand der wichtigste der Physiologie ist, und es den Ärzten daran liegen muß, ihn entschieden zu wissen, wird er ganz streng alles behandeln, und überall die Momente angeben, auf welche es bey der Untersuchung ankommt.

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

Die Schrift zerfällt in drey Theile: 1) Geschichte der Allantois in Thieren und Menschen, ihres Liquors, des Urachus und des Nabelbläschens; 2) Anatomie dieser Theile, und 3) ihre Physiologie.

Die Geschichte dieser Theile ist nicht, Rec. will nicht sagen, vollständig, denn dieses soll und kann sie in einer solchen Schrift nicht seyn, aber sie ist nicht mit der gehörigen Auswahl gesammelt, und zwar so, daß eben die wichtigsten Ausagen für diese Organe übergangen sind, woraus man finden könnte, daß Viele unserer guten Alten bekannt gewesen, wovon wir uns jetzt einbilden, die Erfinder zu seyn, was wir zwar allerdings auch sind; aber mehr Ehre wäre es, wenn wir es nicht wären. In der Vorrede und in dem Anfang der Geschichte meint der Vf., es sey alles ganz neu, was er vortrage, und besonders, daß die *Appendices allantoidis* Excretionsorgane seyen, daher er sie auch *Membranae excretoriae* nennt, welches doch eine schon viele Jahrhunderte alte Hypothese ist, indem schon *Fab. ab Aquapendente*, *Hoboken* u. a. daran gegrübelt und endlich ausgemacht haben, daß diese Organe excerniren, ja sie sollten sogar drüscichte Körper seyn. Es thut zwar nichts zur Sache, ob ein Anderer auch so denkt, wie wir; nur erspart es uns Zeit, indem wir uns die Stirne nicht wochenlang zu reiben haben, bis wir einen leeren Gedanken etwas ausgeschmückt bekommen, wenn er von einem anderen schon ausgeziert, und noch von einem anderen gar schon wieder ausgekleidet ist. Sollte Rec. die Geschichte für das Wichtigste der Schrift ansehen, so würde es ihm leicht seyn, das Behauptete mit Stellen zu belegen, wie auch, daß nicht *Fab. ab Aquapendente* und *Needham* allein die Allantois am genauesten beschrieben, sondern daß es von *Hoboken* in Kühn viel ausführlicher geschehen ist. Warum ist aber nur die Geschichte der Allantois und ihres Liquors, des Urachus und der *Vesicula umbilicalis*, und nicht auch der *Appendices allant.*, in denen doch die ganze Kraft dieser Abhandlung beruht, geliefert, da es doch wahrlich nicht an Datis dazu fehlt? Dann könnte auch der in diesen Zweig der Physiologie nicht Eingeweihte erkennen, was daran alt und neu ist, ohne daß man nöthig hätte, es ihm ausdrücklich zu sagen. Übrigens ist diese Geschichte als Einleitung erträglich.

Der zweyte Theil, welcher die Anatomie enthält, zeugt von Geschicklichkeit und Fleiß; auch läßt sich ein Hervorblick von leitenden Ideen, welche Variation und Bestimmtheit in die Versuche bringen, nicht verkennen, nur sind es immer solche Ideen, welche

Gg

aus der Schule der Anatomen, und nicht der Physiologen, entspringen, welche nie zur Blüte reifen können, falls sie nicht befruchtet werden. Die Untersuchungen betreffen Fötus von der Kuh, dem Schafe und dem Schweine. Die Verhältnisse der Allantois zur Länge des Fötus in verschiedenen Zeiten der Trächtigkeit, sind vielfältig und richtig angegeben; nur sind die Hüllen des Kalbes und Schafes mit denen des Schweines durch einander geworfen, da sie doch sehr, sehr verschieden sind, ein Fehler, der durch die ganze Schrift herrscht, so daß der Unkundige nicht im Stande ist, herauszufinden, von wessen Hülle in jedem Falle geredet wird. So muß man nur erschließen, daß in der Tabelle S. 28 über das Verhältniß der GröÙe der Allantois zum Fötus bloß das Kalb gemeint sey. So ist S. 31 von den Gefäßen des Amnions geredet, und Tab. 3, Fig. 1 citirt, welches ein Schwein ist, dessen Amnion doch nur da, wo es an die Allantois stößt, ein kleines Gefäßnetz hat, von dem man nicht sagen kann, ob es zu jenem oder dieser gehöre. Nur bey den Wiederkäuern hat das ganze Amnion sichtbare Blutgefäße. Daß die Allantois, wenn das Thier auf den Füßen steht, auf dem Fötus liege, wodurch verhütet werde, daß ihr und des Amnions Liquor durch Druck auf die Allantois, ihre Communication mit dem Urachus hindere, ist eine leere Annahme wegen der folgenden Hypothese, und wahrlich nicht aus der Beobachtung gezogen, hätte aber auch ohnehin gar keinen Werth. Auch gilt die Beschreibung der Allantois, die mit jedem Ende an eine Trompete stosse, doch offenbar wieder allein vom Kalbe, und in seltenen Fällen vom Schafe, was nicht angegeben ist. Daß die Hüllen der Schweinsfötus an den Enden zusammenhängen, ist S. 32 sehr gut beschrieben; aber daß sie alle eben so, wie sie Tab. 1. Fig. 3 abgebildet sind, zusammenhängen, ist nicht wahr. Der Wechsel ist hierin sehr groß, besonders kleben die *Appendices allant.* nicht immer an einander; auch fehlt hier wieder die Angabe, daß diese Hüllen von reifen Schweinen sind. Möge Hr. D. auch auf die Behauptung Rücksicht nehmen, daß alle Fötus nur in Einem gemeinschaftlichen Chorion liegen, indem man alle Hüllen durch ein einziges Loch aufblasen könne! S. 33 heist es: die Allantois sey gegen das Ende des ersten Monats farblos; hier kann doch kein Kalb verstanden werden. S. 35 ist es sehr richtig, daß man die Allantois nicht als eine doppelte Membran finde, und zu loben sind die vielen Versuche, Gefäße darin zu entdecken, woraus es sich zeigt, daß keine darin sind, gegen manche, welche es behaupten, aber ohne Zweifel nicht wußten, was Allantois ist. Dieser ganze Abschnitt ist trefflich bearbeitet.

Über den *Liquor allant.* ist wahr gesprochen, nur ist in der Tabelle S. 41, wo das Gewicht des Fötus mit dem *Liquor allant. et Amnii* verglichen wird, der allgemeine Fehler. Daß der Urachus aus denselben Häuten wie die Harnblase bestehe, ist gut und neu gesagt; aber ohne Zweifel hat der Vf. es nur im Kalbe und Schafe gesehen. Vom menschlichen Urachus

konnte er auch nichts Bestimmtes herausbringen. S. 47 folgt der Abschnitt von den *Appendices allantois*, welche Hr. D. *Membranae excretoriae* nennt. Schön, und für die Physiologie äußerst bedeutend, sind die Beobachtungen, daß diese Häute eigene, von der Allantois und dem Chorion verschiedene Organe, daß sie Anfangs nach Verhältniß größer und glatter sind, nachher weniger wachsen, und am Ende welk und runzlicht werden; lauter Beweise, daß diese Anhängsel nur beym Entstehen des Fötus in Thätigkeit sind; daß aber Anfangs mehr Wasser als am Ende darin sey, ist nicht von der Bedeutung, wie Hr. D. glaubt, indem es bloß Zufall ist, ob durch die Öffnung bey der Insertion dieser Häute in die Allantois mehr oder weniger Wasser laufe, wie auch, ob die Öffnung durch verhärteten Schleim geschlossen werde oder nicht, wo es denn daraufankömmt, wie viel Wasser in den Häuten eben gewesen; gewöhnlich sind aber doch die Öffnungen nicht verschlossen. Das Hineinlaufen des Anhängsels in das Chorion (S. 49), wodurch es bey der Insertion doppelt erscheint, hätte wohl ein Wink seyn können, daß diese *Appendices* ursprünglich in der Allantois liegen, aus der sie nicht ganz herausgezogen sind; sind sie aber dieses, so fehlt die Duplicatur, und in diesen Fällen kann es angehen, daß die Öffnung in der Allantois und im Chorion verwachse, und diese nach weggenommenem Anhängsel aufgeblasen bleiben. Rec. kann sich nicht genug wundern, daß der Vf. nie ein Anhängsel noch in der Allantois, wenigstens zum Theile, liegend gefunden, da er doch gegen hundert Hüllen untersucht hat. Vielleicht lag es damals darin, wo er glaubte, es habe ein Anhängsel gefehlt, überhaupt aber bittet er Hn. D., darauf Acht zu haben, ob bey dem Auseinanderstrecken der Anhängsel, welche gewöhnlich auf einem Klumpen liegen, sie nicht in sich selbst geschoben waren, (wie es Tab. 2. Fig. 1. h. sich wahrscheinlich mit dem verhält, welches er für zu kurz angiebt,) und sie nun, wie wenn man einen Strumpf wendet, aus sich geschoben werden. Man muß aber sehr genau darauf sehen, wenn man dieses erkennen will; daß es sich aber so verhalte, kann Rec. versichern, und sich überzeugt halten, daß er es von Hn. D. bald bestätigt erfahren wird: daß nämlich die im *Liq. allant.* flottirenden Anhängsel vom *Liquor* verkehrt herausgedrückt werden.

Die wichtigste Ausbeute dieser Schrift ist, daß der Vf. die Gefäße der Anhängsel genau untersucht und gefunden hat, daß sie sich auf keine Weise durch die Chorions-Gefäße einspritzen lassen. Er wundert sich sehr darüber, da doch eine große Menge Chorions-Gefäße gerade an die Anheftungstelle der Anhängsel laufen, und sich bis dahin ohne Anstoß einspritzen lassen, da aber, wie zugeschnürt, nichts mehr weiter durchlassen. Diese Sonderbarkeit würde dem Vf. anders, als daß diese Gefäße mit der Zeit obliteriren, wozu nirgends ein Grund ist, erklärlich gewesen seyn, wenn er genau darauf geachtet hätte, nach welcher Richtung sich diese blutleeren Gefäße auf den Anhängseln verzweigen. Sie nehmen gerade die unge-

kehrte Richtung von der, die Tab. 2. F. 3 angegeben ist; nämlich der Gefäßstamm fängt an dem lofen Ende an, und verzweigt sich gegen das, welches am Chorion befestigt ist. Diese Behauptung kömmt sonderbar heraus, aber wenn Hr. D. seine Untersuchungen nach Voratz fortsetzt, so wird er es mit Augen sehen, wenn auch alles Raisonnement widersprechen sollte; jedoch auch dieses giebt sich, wenn man denkt, daß die Anhängel anfänglich in der Allantois selbst gelegen, mit den nun freyen Enden zusammengehangen, und von dieser Seite die Gefäße erhalten haben, wie es sich in der That verhält, und wovon Hr. D. bey Schweinchen, die so klein sind, wie der Embryo Tab. 3. F. 10. wobey man auch wieder nur aus der Anwesenheit zweyer Nabelvenen schließen muß, daß es kein Schweinchen sondern ein Schaf sey, hätte den Beweis finden können, wenn er anders dergleichen zerlegt hat. Über die coagulirte Materie in den Anhängeln hat der Vf. vielfältigere Beobachtungen vor Hoboken und Daubenton voraus, er legt aber mehr Werth darauf, als sie es verdient, auch ist hier nichts besonders gesagt, wie auch nichts über die *Vesicula umbilicalis* in ihrem Abschnitte. —

Der dritte, physiologische Theil beschäftigt sich mit der Function der Allantois und der *Vesicula umbilicalis*. Es ist schade, daß neben den schönen Beobachtungen des zweyten Theils, dieser so übel mislungen ist. Hier treibt eine irrige Ansicht die andere, eine unrichtige oder anrecht gedeutete Beobachtung die andere, so daß man kaum weiß, wo man dem allerseits ausfließenden Wasser zuerst soll Einhalt thun. Zuerst nimmt der Vf. beynah als ausgemacht an, daß Allantois und Nabelbläschen Ein Organ seyen, ohne Zweifel verleitet durch Lobsteins Glauben. Aber warum? Hat denn die Allantois Gekrösgefäße wie das Nabelbläschen? Hat denn dieses einen Urachus? Ist denn nicht das abentheuerlichste Verhältniß zwischen der Allantois des kleinsten Thierchens und dem Nabelbläschen des großen Menschen? Dieses hält einen Tropfen, und jene Pfunde Liquors! Was ist denn aber die *Tunica erythroides*? Soll denn diese nichts gelten? Oder ist es nicht sie, welche die Gekrösgefäße hat?

Hr. D. glaubt, der *Liquor allantoidis* fliesse aus der Harnblase in die Allantois und das Nabelbläschen, und werde von den Anhängeln der ersten in den Uterus excernirt; er sucht es ungefähr mit folgenden Gründen gegen die (besonders Lobstein) zu beweisen, welche glauben, der *Liquor* fliesse aus der Allantois und dem Nabelbläschen in die Harnblase und werde da aufgesogen.

Erstens, weil, wie auch er öfter gesehen, der Foetus vor dem *Liquor amnii* da sey, wobey er sich noch auf Harvey, Haller und Kuhlmann beruft, welche die Allantois bald nach der Befruchtung zwar selbst Fülse lang gesehen haben, aber ohne den geringsten *Liquor*. Man könnte hier anwenden, was der Vf. von den Nieren sagt, daß ein Organ, wenn es einmal entwickelt sey, auch seine Function ausübe, daher auch die Nieren Harn absondern müssen; wozu die ungeheure Allantois, wenn noch kein Harn da ist?

Sollte es nicht wahr seyn, daß ein Organ sich nur durch seine Function entwickelt? Ist nach des Vfs. eigenen Untersuchungen die Allantois etwas anderes, als die Erweiterung des Urachus, und mithin der Harnblase, ob schon es besser umgekehrt gesagt seyn möchte? Wie kann sie also vor dem Embryo existiren? Zudem wie leicht ist eine solche Membran zerrissen, ohne daß man es merkt, und der *Liquor* ausgelassen? Doch es sey! Ist denn die *Tunica erythroides* nicht in der Allantois mit *Liquor* angefüllt?

Zweytens, weil die Nieren gleich beym Anfange da seyen. Sie mit dem Hirne, dem Herzen und der Leber seyen die ersten Organe, und reichen in einem sechs Linien langen Embryo vom Zwergfell bis zum Becken, während von den Därmen keine Spur sey: Es ist wirklich zu bedauern, daß die herrlichen Beobachtungen, zu denen der Vf. sich Gelegenheit verschaffte, nicht ein besseres Resultat geliefert haben. Rec. achtet mit ganzer Seele den Fleiß und das Bestreben desselben nach Wahrheit; aber er erlaube ihm, zu sagen, daß er für die Nieren die *Cornua uteri* oder *Vasa deferentia*, für die Nierendrüsen aber die Geilen oder Hoden angesehen, hingegen die wirklichen Nieren, welche unter diesen verborgen liegen, gar nicht gefunden habe. Dieses erkennt Rec. nicht bloß aus den Figuren 2—11. Tab. 3, besonders Fig. 10 (Fig. 3 ist nicht wahr), welche ihm in natura bekannt sind, sondern auch aus des Vfs. Beschreibung selbst, die sie ganz von den Nieren verschieden, als kleine Därmen voller Windungen charakterisirt, was aufs genaueste mit des Rec. Beobachtungen in gleichen Embryonen übereinstimmt. Dieses einzige Versehen macht einen Strich in diesen ganzen Theil der Abhandlung. Rec. wünscht nichts mehr, als daß der Vf. diese Organe von neuem untersuche, und die Resultate bald bekannt mache.

Drittens weil nebst den Nieren keine andere Quelle für den *Liquor allantois* sey. Alle Gründe hiefür heißen nichts, da es Häute genug ohne Blutgefäße giebt, und doch absondern; da dieser *Liquor* allerdings im reifen Foetus nicht in die Harnblase läuft, sondern in der Allantois stagnirt, und sich coagulirt; und da, ob es freylich wahr ist, daß die Natur nichts unüberlegt thut, sie also auch die *Appendices* nicht unüberlegt an die Allantois geklebt hat; sie doch eben nicht Excretionsmembranen seyn müssen u. s. w.

Viertens, weil der Charakter der Excretionshäute. (Anhängel) dieses lehre; indem sie ohne Papillen nicht einsaugen können; indem der Schleim und die Concremente in ihnen liege, wie es bey den Excretionshäuten, als Nasenhaut etc. ist; indem dieser Schleim nur in diesen Anhängeln und nicht in der ganzen Hülle sey (was aber nicht wahr ist); indem zwischen ihnen und dem Uterus, ist das Thier noch warm geöffnet, kein, ist es aber schon einige Zeit todt, viel Saft sey, welches daher komme, daß der Uterus nicht mehr einsauge, während sie noch immer excerniren. Diese Gründe sind kaum der Beantwortung werth. Als wenn die Anhängel nichts anders als Einsaugungsorgane seyn könnten, wenn sie keine

Excretionsorgane sind! Als wenn der coagulierte Schleim nicht gegen die Enden der Allantois kommen müßte, wohin auch der Liquor durch den Foetus gedrückt werde! Als wenn es nicht bekannt wäre, daß nach dem Tode sich in den Höhlen Wasser ansammelt!

Die chemische Analyse des *Liquor amnii*, *allant.* et *urinae* ist viel genauer, als der der Franzosen *Vasquelin* und *Buniva*, deren Versehen hier berichtigt sind, indem sie mit gemischten Liquoren arbeiteten. Schade, daß man hier nicht erfährt, wie alt die Liquoren sind! Auch hat Rec. oft gesehen, daß bey der Abdampfung des *Liq. allant.* eine *Cuticula* wie auf dem *Liq. amnii* entstehe, was hier geläugnet wird; indessen ist die Folgerung aus den Versuchen ganz richtig, daß der *Liq. allant.* von dem *Liq. amnii* sehr verschieden sey, und sich dem Harn der Foetus sehr annähere, aber wohlverstanden, dieses ist nur wahr in bald reifen Foetus.

Endlich vertheidigt Hr. D. seine Meinung gegen *Lobstein*, wobey er freylich sehr Recht hat, daß eine eigene Idee von dem Organismus erfordert wird, bis man darauf fällt, daß der Saft in der *Vesicula umbilicalis* aus den eigenen Gefäßen des Embryo abgesondert, und dann wieder von eigenen, die man aber noch zu entdecken hat, aufgesogen werde, wovon doch wohl *Lobstein* jetzt auch anderer Meinung mag geworden seyn. — Der Schluss ist endlich, daß der *Liq. allant.* ein Excrement sey, und diesem wird noch

beygefügt, daß es sich nicht anders denken lasse, indem noch keine Därme existiren, in die auch etwas könnte abgesetzt werden! Wenn alle Beobachtungen noch einmal angestellt, aber die Zeiten der Trächtigkeit genauer angegeben werden, so mag ungefähr folgendes als Resultat bekannt werden.

Die Anhängsel liegen ursprünglich ganz in der Allantois, und erhalten Gefäße an dem Ende, welches später los und aus der Allantois gedrückt wird; sie können daher keine Excretionsorgane seyn: in den kleinsten Embryonen sind die *Cornua uteri* oder *Vasa deferentia* ungeheuer groß, und das, was bisher die Anatomen für Nierendrüsen, und die Hoden sind das, was sie für Nieren gehalten haben; die Nieren können also Anfangs nicht den Saft absondern, der in der Allantois ist: dieser Saft ist Anfangs ein Nahrungsaft, und hat beynah dieselben Qualitäten, wie der *Liquor amnii*, erst wenn der Embryo etwas größer wird, erhält er einen ekelhaften Geruch, coagulirt, und nähert sich dem Harn, von dem jetzt wohl auch aus der Harnblase dazu kommen mag, die *Vesicula umbilicalis* aber darf gar nicht mit der Allantois verglichen werden. Hätte Rec. nicht schon so vieles Organen andere Namen gegeben, so würde er noch hinzufügen, daß die Därme allerdings bey der ersten Entstehung sind, aber nicht da, wo sie Hr. D. nicht gesehen hat. — Die Zeichnungen sind deutlich und richtig, auch hat der Verleger das Seinige gethan. O — a.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Gießen, b. Tasché u. Müller: *Bestimmungen des durch die Gefäß- und Nervenporen entweichenden flüchtigen Stoffs*. Von Dr. Joh. Friedr. Siegesmund Posewitz, Prof. zu Gießen. Nebst 1 Kupfertafel. 1803. 96 S. 8. (12 Gr.) Die Pulsaderporen sind kleine Zwischenräume, welche sich in der Seitenwand dieser Gefäße, von ihrer äußeren und inneren Seite her bemerken lassen. Um sie recht deutlich zu sehen, muß man die innere Fläche eines frischen Pulsaderstückes beym hellen Sonnenscheine unter ein gutes Vergrößerungs-Glas bringen. Ihre Gestalt ist mehr oder weniger rundlich, länglich, oder an dem einem Ende gerundet, an dem anderen zugespitzt u. s. w. Sie sind so fein, daß im gefunden Zustande nur die flüchtigen Stoffe durchdringen können. Die Venen, Saugadern und Nervenenden haben ebenfalls solche Poren, durch welche beym Leben ein feiner flüchtiger Stoff getrieben wird. Als die Basis desselben, sieht der Vf. den bekannten flüchtigen Stoff des frischen Blutes an, welchen andere Physiologen Blutgas, thierisches Gas, oder riechenden Stoff des Blutes nennen. Ungeachtet derselbe wahrscheinlich kein thierisches Gas ist, so vermuthet Hr. P. doch, daß mit demselben Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Lichtstoff, elektrische Materie u. s. w. entweichen, die zur Wärmeentbindung, Ernährung, Wachstum und Fortbereitung dienen. Die allgemeine Lebensurgelence oder Lebensurgel, entsteht durch das Entweichen des flüchtigen Stoffes aus den Poren aller Gefäße in das um die Gefäße und Nerven gelegene Zellgewebe. Durch das Ausströmen desselben in die größten Höhlen des Körpers wird die Ausdünstung in denselben gebildet. Durch seine Verwandlung in eine tropfbare Flüssigkeit werden viele abgesonderte Säfte des Körpers, z. B. Magen- und Darm-Saft, die gallertartige Salze der Nabelschnur u. s. w. erzeugt. Beym Lebensurgel zerfällt der flüchtige Gefäßstoff den flüchtigen Nerventoff in den frey werdenden Nerventoff und die Basis desselben, wodurch Wärme des Körpers entsteht. Auch die Ernährung, das Wachstum und die Erzeugung des Fettes bemüht sich der Vf. hieraus zu erklären, welches ihm aber nach unserer Meinung eben nicht sehr gelungen ist, da wir die ganze Schrift überhaupt nur als eine Reihe von Hypothesen ansehen können, bey der wir übrigens das Streben

des Vfs., die großen Lücken in der Physiologie auszufüllen, nicht verkennen. M. H.

Naumburg, in Commiff. b. Rösler und Leipzig b. Steinacker: *Tabellarische allgemeine Anweisung zur Verhütung ansteckender epidemischer Krankheiten, namentlich des so häufig tödtlich gewordenen Scharlachfiebers, für Jedermann entworfen von Dr. Christian Gottlob Ortel, Stadtphysikus in Naumburg an der Saale*. Erste u. zweyte verbesserte Aufl. 1806. gr. Fol. Sie enthält dreyerley bekannte Vorschriften. I) Vor der Krankheit, d. h. allgemeine Lebensregeln, um Erkrankungsursachen zu entfernen. II) Bey der Krankheit, d. h. bey dem Ausbruche der Krankheit sowohl im Orte, als in der Familie eines Jeden selbst; für Gesunde 1) außer, und 2) in dem Umgange mit Kranken. III) Nach der Krankheit, a) im Genesungsfalle für Gesunde und Genesende, b) im Sterbefalle. Der Vf. wünscht, daß diese Anweisung bey Predigten und Catechisationen, vornehmlich in Schulen, benutzt, daß sie an alle Gerichtsbehörden, Gemeinden und deren Vorsteher vertheilt, und von diesen mit eingestreuften Erörterungen oft vorgelesen werden möchte. Lobenswerth ist allerdings die Absicht, durch solche und ähnliche Tafeln manche Vorsichtsregeln bekannt zu machen: nur schade, daß sie gewöhnlich, das Unbequeme ihrer Form abgerechnet, unvollständig sind! In vorliegender Tabelle sind z. B. mehrere Körper, welche Contagien leicht aufnehmen und weiter fortpflanzen können, eben so wenig erwähnt worden, als einige wichtige Pflichten der Kranken gegen die Gesunden und mehrere policeyliche Anstalten, wodurch Aufsteckung verhütet werden kann. Den inneren Gebrauch des Quecksilbers mit Antimonialmitteln empfiehlt der Vf. als Vorbeugungsmittel gegen das Scharlachfieber, mehr, als die Belladonna. Wozu aber dies in einer Volkschrift? Warum sagt er nicht eher Etwas von dem Nutzen der Öleureibungen, in mehreren ansteckenden Krankheiten? Wichtig ist der Vorschlag, daß auch die Behälter in Privathäusern, worin Leichen liegen, mit mineralischen Dämpfen durchdränget werden sollen. Red. wünschte außerdem, daß die Todten selbst mit Kochsalzsäure fleißig besprengt werden möchten. — etc. —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 6 N O V E M B E R 1 8 0 7 .

SCHÖNE KÜNSTE

- 1) J E N A , b. Frommann: *Le Rime di Francesco Petrarca riscontrate e corrette sopra i migliori esemplari da C. L. Fernow*. Tomo I. 348 S. Tom. II. 361 S. 1806. gr. 12.

Auch unter dem Titel: *Raccolta di autori classici italiani. Poeti*. Tomo IV-V. (2 Rthlr. 12 Gr.)

- 2) J E N A , b. Frommann: *La divina Commedia di Dante Alighieri esattamente copiata dalla edizione Romana del P. Lombardi da C. L. Fernow*. Tomo primo, che contiene *L'inferno*. 1807. 324 S. Tomo secondo che contiene il *Purgatorio* 348 S. Tomo terzo che contiene il *Paradiso* 356 S. gr. 12.

Auch unter dem Titel: *Raccolta di autori classici italiani. Poeti*. Tomo I. II. III. (3 Thlr. 18 Gr.)

Der glückliche Fortgang der vom Hn. Prof. Fernow mit dem rühmlichsten Eifer unternommenen Herausgabe der italienischen Classiker muß jedem Verehrer derselben zur Freude gereichen, und es ist uns ein besonders angenehmes Geschäft, dem Publicum nunmehr auch von der Erscheinung der Werke des Petrarca und des Dante näheren Bericht abzustatten. Wenn wir in unserer Anzeige vom *Orlando furioso* des Ariosto (No. 51 dieses Jahrganges) rühmend sagten, der Herausgeber habe alle Forderungen, welche man an ihn zu machen berechtigt sey, aufs befriedigendste erfüllt: so gebührt ihm in dem gegenwärtigen Falle dieses unbedingte Lob noch um so viel mehr, als, wie jeder Kenner weiß, die Schwierigkeiten ohne Vergleich größer und mannichfaltiger sind, welche sowohl der minder sichere Text, als die häufig räthselhafte Dunkelheit des Ausdrucks, und die Menge von historischen Beziehungen bey Petrarca und Dante fast auf jeder Seite darbieten. Denn alle diese vielerley Schwierigkeiten hat der Herausgeber, wenige Stellen ausgenommen, wo das Unverständliche aus Mangel an historischen Hilfsmitteln sich nicht ganz erklären ließ, mit der Beharrlichkeit eines unverdrossenen Eifers, und mit eindringendem Scharfsinn und richtigem Geschmacke glücklich überwunden. Nur selten, und nur bey Petrarca ist uns eine Ansicht aufgestossen, welcher wir nicht völlig beystimmen konnten; und wir werden unsere wenigen abweichenden Meinungen anzuführen nicht unterlassen. Noch bemerken wir im Allgemeinen, daß der Druck gefällig und musterhaft genau, und nur eine geringe Anzahl von erheblichen Fehlern uns vorgekommen.

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

men ist, welche wir gleichfalls anzeigen werden. — Was nun insbesondere die Werke des Petrarca betrifft, welche gleich nach Ariost und früher als Dante erschienen, obgleich mit dem letzten die Reihe der Autorensuite nach der Bändezahl anhebt: so hat sich Hr. F. zur Vergleichung des Textes zwölf der besten alten und neueren Ausgaben bedient, und zwar führt er außer den älteren von Aldo, Gesualdo und Rovilio, namentlich an: Die von Comino, Padua 1732, die von Luigi Bandini, Florenz 1748, die von Morelli, Verona 1779, und endlich die Bodenische, Parma 1779. Merkwürdig ist, daß man von der ersten Ausgabe an, welche 98 Jahre nach des Dichters Tode in Padua erschien, im sechzehnten Jahrhundert bis auf 300 Editionen zählt, dagegen im siebenzehnten nicht mehr als 20, die außerdem nicht so correct und elegant sind als jene, woraus erhellet, wie der Petrarchismus in jener Zeit herrschend, und in dieser vom Marinismus verdrängt war. Im achtzehnten Jahrhundert erschienen seit der Wiederherstellung des guten Geschmacks, den man besonders der Arcadia zu Rom verdankt, erst wiederum viele neue und zierliche, wenn auch nicht die correctesten Ausgaben, sowohl in Italien als im Ausland. Die wichtigsten abweichenden Lesarten hat der Herausgeber in dem Commentare, der jedes einzelne Gedicht begleitet, angemerkt. Dieser Commentar ist bey aller Gedrängtheit sehr vollständig, und man findet hier das Wesentliche zusammenge stellt, was die schätzbaren Erläuterungen und Kritiken des Gesualdo, Castelvetro, Tassoni, (des Verfassers der *Secchia rapita*), und des Muratori enthalten, wozu überdies die Bemerkungen und Urtheile kommen, welche die Ausbeute von dem eigenen Studium des Herausgebers sind. —

Der Abriss vom Leben des Dichters ist neu umgearbeitet, und mittelst der besten und neuesten Hilfsmittel, als da sind: die Memoiren des de Sade, und die Untersuchungen des Beccadelli, Bandini und Baldelli, so berichtet und ergänzt worden, daß er unstreitig vor allen anderen den Vorzug verdient.

Der gewöhnliche Anhang zu den Gedichten des Petrarca ist aus der neuesten Ausgabe von Morelli mit Beccadellis Erläuterungen, Verona 1799 um drey Sonette vermehrt, und am Schlusse des Werkes sind noch historische und kritische Notizen über die Hauptausgaben, die besten Commentarien, und über die Biographien, deren man nicht weniger als fünf und zwanzig zählt, hinzugefügt worden. — Sehr richtig wird in der Vorrede bemerkt, daß derjenige, der

Hh

alle Gedichte des großen Lyrikers lesen will, und nicht, wie gewöhnlich geschieht, nur an die besten sich hält, welche leicht zu verstehen sind, — nicht selten auf eben so große Schwierigkeiten stoßen wird, als sich nur im Dante vorfinden; und diese Dunkelheiten, setzen wir hinzu, haben ihren Grund nicht etwa bloß in geschichtlichen Umständen oder besonderen Verhältnissen, sondern in der Sprache des Dichters selbst, welcher sich öfters ungewöhnliche Freyheiten erlaubt, sowohl im Gebrauch einzelner Wörter und Verbindungsarten, als auch vornehmlich in der Umstellung und Versetzung, welche das Verständniß mancher Periode nur mehr denn zu sehr erschweren. Auch sind, wie sich von einem Petrarca erwarten läßt, selbst diejenigen Gedichte gar sehr leſenwerth, welche gerade nicht seinen außerordentlichen Ruhm begründet haben, und deren Anzahl die wahrhaft vortrefflichen, durchaus musterhaften, auf welche allein Klopstocks Anspruch:

„Zwar dem Bewunderer schön, doch dem Liebenden nicht,“ keine Anwendung findet, bey weitem übertrifft. — Wir müssen uns hier begnügen, auf drey Stellen als Beyſpiele zu verweisen, mit welcher genauen Kritik der scharfsinnige Herausgeber aus verschiedenen Lesarten die beste wählt, wie gründlich er schwer verständliche Ausdrücke erläutert, und welche treffende Vermuthungen er da aufstellt, wo keine Ausgabe einen befriedigenden Text liefert. Diese drey Stellen sind: XXII Canzone, 6 Stanze, 7 vers. — CCXCI Sonett. 12 vers. — *Triomfo d'Amore. Capit. II. 44 und 49 vers.* — Die wenigen Ansichten und Urtheile, worin wir dem Herausgeber nicht vollkommen beystimmen können, sind folgende: Bey der ersten Canzone, die sehr gut als mehr witzig sinnreich, denn wahrhaft poetisch, charakterisirt wird, hätte, nach unserer Meinung, doch auf die Schönheiten des Steigenden in den Verwandlungen können aufmerksam gemacht werden; und in den Bildern vermiffen wir nicht die gehörige Klarheit, finden diese vielmehr so vollkommen, als sie nur von einem lyrischen Gedichte gefodert werden darf, dem bekanntlich hierin mehr Freyheit zu Statten kommt, als dem epischen. Die erforderliche Anschaulichkeit findet vermuthlich Hr. Prof. Fernow insbesondere nicht in den doppelten Verwandlungen in Stein, welches wir daraus schliessen, daß er bey dem V. 20. Stanze 4 bloß die nur halb befriedigende Erklärung des „*fasso*“ im Gegensatz gegen das nachfolgende „*felce*“ nach Castelvetro anführt. Uns scheint Petrarca unter *fasso* so viel als *statua* verstanden zu haben, wozu das *quasi vivo* nicht allein sehr gut paßt, sondern nun auch das *felce*, als *formloser Fels*, an dem gleichsam nichts Lebendiges übrig ist, als das Echo (*la voce*), aufs treffendste sich gegenüber stellt. — Bey den drey durch gleiche Reime und ähnlichen Inhalt mit einander verbundenen Sonetten (Sonetto XXXIII — XXXV) wird bemerkt, es sey offenbar, daß das letztere das zweyte, und das zweyte das dritte seyn müsse. Dies leuchtet uns nicht ein. Denn einmal entsprechen im ersten und zweyten Sonett sich aufs genaueste die in

beiden gebrauchten mythischen Bilder, ja selbst einige einzelne Verse. So stehen z. B. diese Strophen:

*Sospira e suda all' opera Vulcano
Per rinfrescar l'aspre saetta a Giove
Il quel or tona, or nevica, ed or piove*

den folgenden gegenüber:

*Le braccia alla facina indarno mossa
L'antiquissimo sabbro Siciliano:
Ch'a Giove tolte son l'arme di mano —*

Und dann weist der letzte Vers des letzteren Sonetts:

Pero l'acre ritenne il primo stato

bestimmt auf das erstere zurück: wenn der Himmel wiederum die erste Beschaffenheit hatte (*ritenne*) oder annahm, so mußte diese aufgehoben gewesen seyn durch einen heiteren Tag.

Vom Sonett LXXIV ist wohl der Inhalt nicht richtig angegeben, wenn es heist: „Klagen über die Augen der Laura,“ welche kein Mitleid mit ihm haben; uns scheint er so müssen gefast zu werden: Obgleich Petrarca nicht vermöge, die Gefühle seines Herzens ganz auszudrücken, und wiewohl sein Schmerz sich nicht in Klagen ergieße, so durchdringe doch, wie ein Sonnenstrahl den Kryſtall, ihr Auge sein Inneres, und könne die Treue seiner Neigung schauen, welche leider! ihm keine Frucht bringe. Bey der scherzhaften XI Canzone, die vielleicht durch Castelvetro's Erklärung noch das meiste Licht erhält, hätte die eigene poetische Form der Kettenreime, welche der Dichter nur noch einmal, nämlich in der anderen der Giunta beygefügt hat, hin und wieder anwendet, wegen ihrer Seltenheit einiger Erwähnung verdient. Eine interessante Erörterung dieser sonderbaren Reimform findet sich in Bernhardis allgemeiner Sprachlehre, zweyter Theil, S. 419. — Die Erklärung des 10 Verses in dem vortrefflichen Sonett LXXXVII, wornach der Dichter so überrascht wurde, daß er nicht an eine Antwort auf Laura's Begrüßung denken konnte, finden wir dem Sinne des Ganzen nicht recht gemäß. Dieser liegt vornehmlich in den Worten:

E dicca fra mio cor: perchè paventi?

nach welchen der Hauptgedanke ist: in dem Momente, wo ich mir Muth zusprechen wollte, verlor ich alle Besinnung; an eine Antwort nur denken zu wollen, war ihm also ganz unmöglich. — Der Einwurf, welchen Castelvetro bey dem 10 Vers des CLVI Sonetts macht, verdiente wohl nicht angeführt zu werden, weil er ungegründet ist. Denn dem Anscheine nach verkürzt sich zwar ein Seil, wenn es durchnäßt wird, indem es durch die aufgenommene Feuchtigkeit in der Breite sich ausdehnt, allein angezogen gewinnt es eine größere Länge als es im trocknen Zustande hatte. — Der Widerspruch, den Tassoni in den Schlufsversen des CCXVIII Sonetts findet, läßt sich vielleicht lösen, wenn man das *fella* *ascolta* für *purch' ella l'ascolti* nimmt. —

Das Bild in dem 11 Verse des CCXXX Sonetts enthält auch zugleich Wahrheit, und ist also auch wirklich schön, sobald man nur dabey an die größere

Beherrlichkeit und das längere Haften der Liebe im männlichen Alter denkt. — Zu den Worten im 43. Verse des vierten Kapitels des *Triamfo d'Amore*: „*col suo dir novo*“, liesse sich die Notiz noch hinzufügen, daß der provenzalische Dichter *Arnaldo Daniello* der Erfinder der *Sestina* ist. Siehe *Histoire des Troubadours*. P. II. p. 479. — Bey den Worten der XXVII. *Canzone* Stanze 1. Vers 3: „*in su la sponda manca*“ werden zum Scherz vier Vermuthungen der Commentatoren über den Grund angeführt, warum der Dichter seine Laura, welche ihm im Traume erscheint, sich gerade auf die linke Seite seines Bettes niederlegen läßt. Am besten wird wohl diese schwierige Frage durch eine Parallelstelle aus einem allgemein bekannten deutschen Liede gelöst, welche so lautet:

Dort schlug ein Fäll dem Armen
Das linke Bein entzwey.

Die wenigen Druckfehler, die wir angetroffen haben, sind folgende: Th. I. S. XXIX. l. 17 steht *Acciajo* statt *Acciajuolo*. S. XXXIII. l. 18 *ravvisare* st. *ravvivare*. S. 92. l. 7 *gia* st. *già*. S. 194. l. 8 *ha* st. *ha*. S. 190. l. 22 *nè falli* st. *o falli*. S. 337. l. 3 *vertù* st. *natura*. Th. II. S. 30. l. 7 *veggiar* st. *veggliar*. S. 65. v. 8 *poi* st. *poi*! S. 131. v. 16 *Torquato* st. *Torquato*. S. 289. l. 21. *e — e* st. *e — e*. —

Über die *Commedia divina* des Dante, bemerken wir zuvörderst folgendes: Bis jetzt mangelte es in Deutschland an einer correcten und mit den nöthigen Erläuterungen versehenen Ausgabe, welchem Bedürfnisse nunmehr durch die gegenwärtige abgeholfen wird. Der Text ist nämlich auf das genaueste nach der anerkannt besten Edition, welche Lombardi in Rom 1791 in drey Bänden in 4 beforgt hat, abgedruckt und das Wesentlichste aus dem trefflichen Commentare derselben vom Herausgeber ausgehoben, überdiß sind noch die Varianten, welche sich aus der zehn Jahr später erschienenen, nach einem sehr alten, in der Bibliothek von *Monte Cassino* befindlichen Handschrift besorgten Ausgabe des Costanzi, ergeben, hinzugefügt worden. Auch der vom berühmten *Gaetano Poggiali* in Livorno vor mehr als einem Jahre angekündigte Abdruck einer anderen alten Handschrift würde benutzt worden seyn, wenn derselbe, um dessentwillen ohnehin schon die gegenwärtige Edition verzögert wurde, nicht zu lange ausgeblieben wäre. — Was den ersten Theil von Dantes Werk insbesondere anlangt, so hat ihm der Herausg. einen aus den besten Quellen bearbeiteten Abriss von dem Leben des Dichters, sowie einen Bericht von dessen übrigen Schriften, vorangeschickt. Wir können bey dieser Gelegenheit nicht unterlassen, einer irrigen Behauptung zu widersprechen, welche vor Kurzem in den göttingischen gelehrten Anzeigen No. 83 aufgestellt worden ist. In der Beurtheilung von der bey Gesner in Zürich erschienenen *Kunstlergalerie* heisst es daselbst: „Die wichtigen biographischen Notizen von Dante, die *San Luigi Delizie degli autori Toscani* Tom. XII. p. 245 ans Licht gestellt, sind dem Vf. sowie anderen deutschen Schriftstellern, die seit einigen Jahren die Aufmerksamkeit ihrer Landsleute auf

diesen Dichter gerichtet haben, unbekannt geblieben.“ Diese Nachrichten sind ein von Filippo di Cino Rinuccini geschriebenes Leben Dantes, und keineswegs sehr unbekannt noch wichtig. Denn eben dieses Leben hat, zufolge einer Anmerkung, die jenen Nachrichten in des *San Luigi Delizie* beygefügt ist, bereits im 16. Jahrh. Alessandro Vellutello unter seinem Namen bekannt gemacht, und man findet es vor mehreren Ausgaben der *Divina Commedia*; auch ist in derselben nichts enthalten, was nicht in Dantes Leben von Lionardo Aretino, und in des *Pelli memorie per servire alla vita di Dante* sich gleichfalls findet. Wenn die oben erwähnte Anmerkung gegründet ist: so ist nach derselben in dem der vorliegenden Ausgabe vorgesetzten Leben des Dante S. XV das zu berichtigen, was daselbst von der von Filelfo geschriebenen *Vita di Dante* gesagt wird, daß nämlich aus dieser und aus der von Boccaccio und Lionardo Aretino verfaßten Biographie, Vellutello die seinige zusammengetragen habe. —

Vor dem zweyten Theile steht ein Verzeichniß der Hauptausgaben von der göttlichen Comödie nach der Zeitordnung; es sind nicht weniger als 58 namhaft gemacht. Zugleich ist eine kurze Nachricht von den besten Commentatoren hinzugefügt, sowie von den Lehrstühlen, die eigends zur Erklärung des großen Werkes in Florenz, Bologna und Pisa errichtet wurden.

Dem dritten Theile ist ein Brief des P. Costanzi von Montecassino im Auszuge vorgesetzt, worin die nicht unwahrscheinliche Vermuthung aufgeführt wird, daß Dante den allgemeinen Plan und die Idee seines Gedichts aus einer zu seiner Zeit viel Aufsehen machenden Legende entlehnt habe, die unter dem Titel: *La visione di Alberico* sich noch jetzt im Manuscript vorfindet, und woraus einige Hauptstellen mitgetheilt werden, die wenigstens eine allgemeine Ähnlichkeit mit einigen von Dantes Dichtungen enthalten. —

Nach diesem Berichte mögen einige der vornehmsten Verbesserungen folgen, welche der Text in dieser neuen Edition gewonnen hat. Alle früheren Ausgaben lasen im Inferno den 12. Vers des XVIII. Canto so:

La parte, dov' e' son, rendon, sicura,

eine Lesart, der man nur mit Noth einen Sinn abgewinnen konnte. Lombardi liefert:

La parte, dov' e' son, rende figura,

und nun ist die Stelle einleuchtend klar und doch im Dantes Geist. — Dasselbe gilt vom 126. Vers. des XXV. Gesanges, der sonst:

Uscir gli orecchi delle gote stampie,

und jetzt so lautet:

Uscir delle gote l'orecchie scempie,

welches ein weit treffenderes Bild giebt. (Aus Versehen ist jedoch diese Leseart nicht in den Text aufgenommen worden.) — Auf diese Weise giebt in dem 26. Verse des XXXIII. Gesanges das neuere: *più lume*, statt des alten: *più lume* einen besseren Sinn, sowie im XXII. Cant. v. III für

quando procuro a mie maggior tristizia

es richtiger

quand'io procuro a' miei maggior tristizim

und ebendasselbst v. 116 für *Lasci il collo* besser: *Lasci il collo* lautet. — Im *Purgatorio* Canto XI. v. 136 ist die neue Lesart: *e li* der alten: *egli* vorzuziehen, sowie man im Canto XVI v. 76 und 77 statt:

*chi s'affatica
Nelle prime battaglie del ciel, dura.*

besser liest:

*che, se affatica
battaglie col ciel, dura.*

ienem folgende drey Verbesserungen:
n: statt *fessi* im Canto IV. v. 13 heisst
statt *di larga Parca* im 82 Vers Canto
ca — und im Canto XXII lauten die
und 95 nicht mehr

*Veramente, Giordan volto è vitoroso
Più fu il mar fuggir, quando Dio volse*

sondern:

*Veramente, Giordan volto è vitoroso
Più fu, e il mar fuggir, quando Dio volse.*

In Bezug auf den Commentar, der das Grammatische, Historische und Kritische gleich zweckmäßig behandelt, mögen einige Bemerkungen und Zusätze hier stehen, zur Bezeugung der Aufmerksamkeit, womit wir ihn gelesen, und der Zulänglichkeit desselben; denn unsere Bemerkungen betreffen, wie man sehen wird, nichts Wesentliches, nichts Unentbehrliches. So wird z. B. bey 63 Vers des ersten Gesanges der Holle:

Chi per lungo silenzio parca fioco

mancher eine Erklärung vermissen, mancher wiederum nicht, und überdies ist dieser Vers wegen der Allgemeinheit des Ausdrucks keiner ganz bestimmten Auslegung fähig: so daß sich die richtige nicht mit völliger Gewissheit angeben läßt. Wir würden ihn etwa auf folgende Art umschreiben: der gleich einem längst von aller Gesellschaft Abgeschiedenen einherwankte. In Hinsicht der drey allegorischen Er-

klärungen des Pardels, des Löwen und des Wolfes ließe sich, was unseres Wissens noch von keinem Commentator geschehen ist, bemerken, daß dabey dem Dichter vielleicht eine Stelle im Propheten Jeremias vorschwebte, wo gerade dieselben drey Thiere symbolisch aufgeführt werden. Siehe Kap. 5. Vers 6. Man wird dieses um so wahrscheinlicher finden, wenn man sich an die Nachahmung der Vision des Nebucadnezars gegen das Ende des 14 Gefanges erinnert: so wie sich überhaupt in einem gewissen Sinne Dantes Styl und Darstellungsart biblisch nennen läßt. — Bey dem 98 und 99 Verse des IX Gefanges hatte noch können angeführt werden, daß hier auf die Züchtigung angepielt wird, welche Cerberus vom Hercules erfuhr, als er ihm den Eingang in die Unterwelt verwehren wollte. Beym 106 Vers des zweyten Gesanges des Fegeseuers ließe sich aufmerksam machen, wie früh bey den Italiänern der ihnen eigenthümliche Sinn für Gefang und Musik sich gezeigt hat u. s. w.

Außer den angezeigten Druckfehlern, die sammtlich zu den unbedeutenden gehören, sind uns im ersten Theile folgende aufgefallen: S. IX. l. 23 steht *trovo* statt *trovò*. S. XIX. l. 17 *e st. è*. Cant. VI. v. 38 *levò* st. *levò*. Cant. XIV. v. 64 *se st. se*. Cant. 18. v. 59 *se st. se* und v. 118 *se st. se*. Cant. XIX. v. 128 *fi st. si*. Cant. XXI. v. 23 *guard st. guarda* und v. 78 *ap- proda st. approda*? Cant. XXIV. v. 65 *uscio st. uscia*. Cant. XXVI. v. 90 *gitto st. gittò* und v. 142 *inn st. insa*. Cant. XXIX. v. 15 *lor st. lo*. Cant. XXX. v. 2 *Ser st. Per*. Cant. XXXIII. v. 51 *fi st. si* und v. 68 *gitto st. gittò* und v. 140 *Brnca st. Branca*. S. 185. l. 6 *fi fiorza st. ci fiorza* und S. 189. l. 8 von unten *que la st. quella*. — Im zweyten Theile: Cant. I. v. 39 *So st. Sol*. Cant. IV. v. 18 *vosto st. vostro*. Cane V. v. 82 *cors st. corfi*. Cant. VI. v. 22 *Brocca st. Broccia*. Cant. IX. v. 42 *Ceme st. Come*.

C. f. r. z.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Fleischer d. j.: *The Tragedy of Macbeth* by William Shakespeare. Accurately printed from the Text of Mr. Steeven's last edition with a selection of the most important notes. 1806. 254 S. 12. (16 Gr.) Diese Ausgabe des Macbeth ist ein correcter Abdruck nach der bekannten Edition, welche J. Nichols in London 1797 von Shakespeares sammtlichen Werken in acht Bänden besorgt hat. Druck und Papier sind überdies sauber, so daß diese Handausgabe den Liebhabern zu empfehlen ist. Ha. Ha.

Leipzig, b. Kleefeld: *Luise oder die Schußerhütte*. 1804. 189 S. 8. (1 Rthlr.) Wenn das Buch nicht aus dem Französischen übersetzt ist, so könnte es in das Französische übersetzt werden. Es laßt sich sehr gut lesen; die Begebenheiten sind mit Leichtigkeit an einander gereiht; die Sprache hat in ihrer Einfachheit etwas Idyllenartiges, die Schilderungen sind natürlich, und die ländlichen Verhältnisse überall recht gut herausgehoben. Auch gewährt die Verbindung der Geschichte mit den Begebenheiten unserer Tage eine eigene Annehmlichkeit, und so fern uns auch die Scene liegt, ist sie uns doch nicht fremd. Einige politische Aeußerungen lassen wir auf sich beruhen.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Lüneburg, b. Herold u. Wahlstab: *Gallerie der National-Trachten in der freyen Reichs-Stadt Hamburg*, dargestellt in fünf und zwanzig illuminierten Kupfertafeln, nebst einer ausführlichen Beschreibung. 1806. 78 S. 8. (2 Rthlr.) Das Sonderbare in den hamburgischen Amts- und Volkstrachten, woran sich vorzüglich das Auge des Fremden wei-

det und ergötzt, hat schon oft einheimischen und ausländischen Zeichnern Anlaß zur Übung ihrer Kunst gegeben. Unter anderen kamen vor einigen Jahren in Paris einige große, illuminierte Blauer, diese Trachten vorstellend, heraus, an denen bloß zu tadeln war, daß man die Farben grell aufgetragen, und die National-Physiognomien nicht getroffen hatte. Auch war ihre Zahl nur klein. Nachher beschaffte sich ein hamburgischer Maler (Hr. Suhr, wenn wir nicht irren,) mit diesem Gegenstande, und gab kleinere Stücke ins Publicum, worunter einige sehr gut gerathen sind, und zum Theile eine satyrisch-moralische Tendenz zeigen. Weder diese noch jene scheinen bey den vorliegenden Abbildungen sonderlich gebraucht zu seyn. Die Zeichnung ist steif und gemein, das Costume nicht unrecht. Am besten getroffen sind, in Hinsicht auf Nationalität, der Schlächter (nicht Fleischer-) Knecht mit dem rothbackigen Kleinmädchen, das Kleinmädchen neben dem schlecht gezeichneten Zuckerbecker-Knecht, die Bardowikerin, der Weinküper, der Milchmann, der Bürgermeister-Diener, die Tatenbergerin (nicht Tatenbergerin), und der Amtsschreiber nebst seiner Abkäuferin. Die Nachtwächter spielen eine zu elegante Figur. Der Senator, (nicht Senateur) sieht, in seiner bläulichen Perücke und der gestreckten groben Hand, zu gelect und verlegen, so wie der lutherische Prediger würdevoll und halb betrunken aus. Der Bürger-Officier scheint zu denken, und der Artillerist das Fieber zu haben. Im Ganzen fehlt es den Figuren an der gehörigen Corporeität und freybürgerlichen Trotzigkeit. — Der Text hat dem Vf. wenig Mühe gekostet; er ist ohne Wahl aus allerley Büchern und Nachrichten zusammengeschrieben.

Cal.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 N O V E M B E R , 1 8 0 7 .

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

HAMBURG, b. Bran: *Gesammelte Actenstücke und öffentliche Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich.* Sieben Hefte; das erste in der zweyten Auflage, mit dem Bildnisse des Präsidenten der Versammlung der Israeliten von Frankreich und dem Königreiche Italien, Abraham Furtsdo, Grundeigenthümer zu Bordeaux. 1806. 1807. 472 und 144 S. 8. (2 Thlr. 14 Gr.)

Die französische Regierung hat sich vor einiger Zeit in einer Darstellung der Lage des Reichs auch über die Veranlassung einer Zusammenberufung von Repräsentanten der in Frankreich und dem Königreiche Italien wohnenden Juden authentisch erklärt. Es waren nämlich aus den an den Rhein grenzenden Departementen über den Wucher mehrerer Juden übereinstimmende Klagen an den Kaiser gelangt, der sich bekanntlich im Herbst von 1805, als er die große Armee gegen das Haus Österreich anführte, selbst in einem Theile dieser Provinzen befand. Die Untersuchung dieser dringenden Beschwerden zeigte, daß, ohne ein schnelles Heilmittel, der Ertrag dieses Wuchers die Hülfquellen dieser Provinzen gänzlich verschlungen haben würde. Aber in dem der Regent die Besorgnisse vieler tausende von Landleuten zu beruhigen sich verpflichtet fühlte, wollte er zugleich, um nicht bloßen Vorsichtsmaßregeln*) eine unabsehbliche Dauer zu geben, dem Übel selbst, das bis zu einer furchtbaren Höhe gestiegen war, durch den Einfluß der religiösen Gewalt steuern. Dies ist die natürliche Veranlassung der von Napoleon veranstalteten Judenversammlung, welche zu Paris Statt fand, wobey man sich aber leicht vorstellen kann, daß eine so verfaulende Regierung, als die französische, in der Folge auch auf manche andere Idee kam, die sich an jene erste bequem anknüpfen, und allmählich immer mehr ausbilden ließe. Die vorliegende Schrift ward durch diese Verfügung des großen Kaisers veranlaßt. Sie giebt genaue Nachricht von allen bis dahin in dieser Sache vorgefallenen öffentlichen Verhandlungen. Es

erhellet also schon aus dem hier angeführten, und bestätigt sich durch diese Hefte, daß, was den Kaiser zu dieser Maßregel bewog, für die Nation der Juden nichts weniger als schmeichelhaft war. Es wird zwar in der erwähnten officiellen Darstellung der Lage des Reichs anerkannt, daß es gewiß noch eine große Anzahl einzelner Juden in Frankreich gebe, deren Betragen bürgerlich untadelhaft und deren Grundsätze nicht verderbt seyen; und eben solche wollte der Monarch in seine Nähe rufen, um unter ihrer Mitwirkung Maßregeln auszuführen, welche eine Reform der Nation vorbereiten sollten. Aber dagegen wird von einer gerechten Rüge gesprochen, welche sich ihre nicht so wohlthätigen Glaubensgenossen durch ihr Unrecht zugezogen hätten, und von einer Strenge, welche sie verdienten. Und die Commissarien der Regierung (Molé, Portalis, Sohn, und Pasquier) von denen die Deputirten zu dem jüdischen Congress die Willen des Monarchen vernehmen sollten, ließen in ihrer ersten Anrede an diese Notablen der französischen Juden nicht nur eine ausdrückliche Erwähnung der gegründet gefundenen Klagen über die Habgucht eines Theils ihrer Nation, sondern auch eine ernsthafte Einschärfung der Aufrichtigkeit in Beantwortung der an sie gelangenden Fragen einfließen, damit sie sich nicht der Strafe eines gerechten Regenten aussetzten. Lauter Ausdrücke, welche das Mißvergnügen der Regierung über das, was zu dieser Versammlung Gelegenheit gab, und selbst den Zweifel, ob auch wohl auf alle Fragen ganz ehrlich würde geantwortet werden, in der That deutlich genug zu erkennen gab. Wir glauben also, daß von Seiten des jüdischen Congresses die Schicklichkeit erforderte, nicht so sehr in Freude und Jubel über die dem auserwählten Volke widerfahrne Ehre auszubrechen, als vielmehr durch unverkennbare Demuth, durch tiefe Trauer über die Missethaten der Glaubensgenossen, über welche eine Landesregierung auf eine so feyerliche Weise ihre Unzufriedenheit bezeugte, und über die nöthig gefundenen nachdrücklichen Vermahnungen zur Ehrlichkeit, durch religiösen Ernst eine edle moralische Stimmung zu verrathen, welche für die Versammlung Achtung einflößen konnte. — Zufällig scheint es nicht gewesen zu seyn, daß der Minister des Inneren, von Champagny, die erste Sitzung der Versammlung gerade auf einen Sonnabend (den 26 Julius 1806) festsetzte; doch erklärte er (S. 387) auf die ihm deshalb gemachte Vorstellung, daß, wenn die Deputirten glaubten sich an einem Sabbatthage aller und jeder Arbeit (z. B. des Schreibens ihrer Na-

*) Auf ein Jahr ward die Vollziehung aller Urtheile und Verträge, außer durch bloße conservatorische Acte, gegen nicht handeltreibende Landbauer in den Departementen Saar, Moser, Donnersberg, Ober- und Niederrhein, Rhein und Mosel, Mosel und Vosges suspendirt, insofern die Ansprüche gegen diese Landbauer sich auf Verbindlichkeiten, die sie gegen Juden eingegangen waren, gründeten.

men zu den vorzunehmenden Wahlen) enthalten zu müssen, es ihnen frey stände, die Bildung der Versammlung auf einen andern Tag zu verlegen, (was jedoch nicht geschah). Die Fragen der Regierung waren folgende: 1) Dürfen die Juden mehrere Frauen heirathen? 2) Ist nach jüdischen Gesetzen die Ehescheidung statthaft, und ist sie gültig ohne vorgängiges richterliches Erkenntnis, und nach Vorschriften, welche denen des französischen Gesetzbuches zuwider sind? 3) Kann sich eine Jüdin mit einem Christen und eine Christin mit einem Juden verheirathen, oder will das Gesetz, daß die Juden nur unter einander heirathen? 4) Werden die Franzosen von den Juden für Fremde oder für Brüder gehalten? 5) Wie haben sie sich nach ihrem Gesetze gegen die Franzosen, die nicht ihres Glaubens sind, zu verhalten? 6) Wird Frankreich von den daselbst geborenen und rechtlich als französische Bürger betrachteten Juden als ihr Vaterland betrachtet, und sind sie nach ihrem Gesetze zur Vertheidigung des Landes verbunden, und den Gesetzen und Vorschriften des Civil-Codex Gehorsam schuldig? 7) Wer ernennt die Rabbinen? 8) Welche Gerichtsbarkeit in Polizey-Sachen und welche Polizeygewalt in Rechtsstreitigkeiten steht den Rabbinen zu? 9) Sind diese Wahlformen und Gerichtsbarkeiten in Polizeysachen in dem Gesetze oder nur in dem Herkommen gegründet? 10) Giebt es Gewerbe, die das Gesetz dem Juden untersagt? 11) Verbietet das Gesetz den Juden, gegen ihre Brüder Wucher zu treiben? 12) Ist ihnen der Wucher gegen Fremde gesetzlich erlaubt oder verboten? Die Antworten der Versammlung befriedigten die Regierung. Merkwürdig ist die denselben vorgehende Erklärung: daß „wenn selbst ihr religiöses Gesetzbuch (also ein göttliches Gesetz) bürgerliche und politische Anordnungen enthielte, die mit dem französischen Gesetzbuche nicht in Übereinstimmung wären, diese Anordnungen von dem Augenblicke an aufhören würden, ihnen zur Richtschnur zu dienen, weil sie vor allen andern das Gesetz des Landesherrn anerkennen und ihm gehorchen müßten.“ Mit Feinheit benahm sich die Versammlung in Ansehung der dritten Frage. „Die Rabbinen,“ heist es in der Antwort, „würden so wenig geneigt seyn, die Ehe einer Christin mit einem Juden oder einer Jüdin mit einem Christen einzus Segnen, als die katholischen Priester zu solchen Verbindungen mitwirken möchten.“ Die bürgerliche Gültigkeit einer solchen Ehe ward jedoch zugegeben. In der Antwort auf die elfte Frage wird bemerkt, daß וַיִּשָּׂא 5 B. Mos. XXIII, 19 nicht Wucher, sondern Zins bedeute, und daß das mosaische Verbot nicht als ein Handelsgesetz, sondern als eine Aufforderung zur Mildthätigkeit zu betrachten sey; den dürftigen Mitjuden solle man, dies wolle der Gesetzgeber, ohne Zinse unterstützen; von einer kaufmännischen Anleihe sey nicht die Rede; auch von den Mitjuden dürfe der Jude in kaufmännischen Geschäften einen der Gefahr angemessenen Gewinn nehmen. Hiernach bestimmte sich also auch die Antwort auf die zwölfte Frage. Von dem וַיִּשָּׂא dürfe sich der

Jude, heist es, Zinse (nicht Wucher) bezahlen lassen, weil jener diesem kein Geld ohne Interessen leihen würde, und es also billig sey, daß er dem Juden, der ihm leihe, auch Interessen gebe. Die Regierung verlangte nun, daß die Antworten des Congresses, welche bloß für Erklärungen heller und besser denkender Individuen gelten konnten, durch ein großes, von einem וַיִּשָּׂא präsidirtes Sanhedrin von 70 Personen zu entscheidenden Lehrsätzen erhoben werden sollten; deswegen ward ein solches Sanhedrin unverzüglich zusammenberufen, damit es die von der Regierung gebilligten Antworten bestätigte, und denselben die religiöse Sanction ertheilte. Am 9 Februar 1807 ward derselbe, unter dem Voritze des von dem Minister des Innern ernannten וַיִּשָּׂא, Rabbi David Zinzheimer von Straßburg, eröffnet, und in acht Sitzungen waren die Berathschlagungen über die von diesem Glaubensgerichte zu entscheidenden Lehrpunkte vollendet. Die Entscheidungen stimmten mit den Antworten des während der Wirksamkeit des Sanhedrins immer noch fortdauernden Congresses überein, und wurden den kaiserlichen Commissarien zugesandt, welche sie mitten in dem Kriege unter die Augen des Monarchen brachten, dessen Hauptquartier in einem entfernten Lande war. Das Oberhaupt des Sanhedrins ward hierauf durch ein sehr kurzes Schreiben der Regierungskommission bevollmächtigt, die Sitzungen dieser jüdischen Versammlung zu schliessen, und man hat seitdem nichts weiter von der ganzen Sache gehört. Wäre nicht der Krieg dazwischen gekommen, der den Kaiser nöthigte, sich zu der Armee zu begeben: so sollte man beynahe aus einem Umstande schliessen, daß ungeachtet aller Verhandlungen dennoch weder der Congress noch das Sanhedrin so viel Resultate gegeben habe, als die Regierung wünschte und erwartete. Denn als die Congressdeputirten gleich in der ersten Sitzung vom 26 Julius, entzückt über die ihnen widerfahrenen persönlichen Auszeichnungen (die christliche Ehrenwache präsentirte z. B. vor jedem das Gewehr) beschlossen hatten, sich, wenn der Kaiser diesem Wunsche zu entsprechen geruhte, in Masse zu Seiner Majestät zu verfügen, um dem Monarchen für so viel Huld und Gnade allerunterthänigst zu danken: so erhielten sie von dem Minister die Antwort, Seine Majestät würde die Versammlung annehmen, wenn ihre Arbeiten erst so weit gefördert seyn würden, um irgend ein Resultat zu geben; man hat aber nie gehört, daß eine Judenversammlung Audienz bey dem Kaiser gehabt habe. Doch dies zerfiel sich verimuthlich nur durch die Entfernung des Monarchen. Es sey nun dem Rec. noch erlaubt, aus den vorliegenden sieben Heften einige vernünftige Notizen auszuheben, die den Lesern zum Theil ein laieses Lächeln abgewinnen werden. — Nach S. 15. des ersten Hefts schrieb der berühmte de Bonald, dervor einiger Zeit Luthern, der Reformation und der ganzen protestantischen Kirche in Pariser Blättern den Krieg erklärt hatte, auch gegen die Juden einen Artikel, als ihre Angelegenheit öffentlich zur Sprache ge-

kommen war; diesen Journalisten verachteten aber die Juden so sehr, daß einer ihrer Deputirten bey dem Congresse, Simon Mayer, der einen andern Artikel des *Journal de l'Empire* rügte, nach S. 144 nicht einmal die Feder zu dieser Rüge angesetzt haben würde, wenn der bestrittene Artikel den Anstrich des de Bonaldschen Aufsatzes gehabt hätte. S. 110-112 steht ein Brief des Hn. Jakobsohns an den Kaiser Napoleon; in diesem Briefe wird geklagt, das Elend der Juden habe schon seit tausend Jahren die Menschlichkeit der Fürsten umsonst angefleht, und diese unglückliche Volk habe erst in Napoleon wieder einen Retter gefunden; wenige Zeilen weiter gesteht er jedoch, es sey ihm gelungen, mehrere deutsche Fürsten zu Gunsten der Kinder seiner Nation zu interessiren, und seine Bemühungen, in Ansehung der Erziehungsanstalt zu Seefen, seyen von dem glücklichsten Erfolge gekrönt worden. S. 138 liest man die Naivetät: Das persönliche Interesse sey die erste Triebfeder menschlicher Handlungen! S. 191 — 194 sagt ein Deputirter unter anderen: Wenn man die Geschichtsbücher durchlese, so zerfließe man in Thränen über das Unglück der Juden; sobald man aber zum Jahrhundert Napoleons gelange, fühle das Herz sich erleichtert . . . der Jude Cerf Berr habe ein wahrhaft französisches Herz gehabt u. dgl. m. Nach S. 193, 196 zierte am 15 August 1806 der Name Jehovah, nebst dem Namenszuge und den Wappen Napoleons und Josephinens, den Saal der Pariser-Synagoge auf allen Seiten; und als Hr. Furtado seine Rede schloß, klatzte man allgemein in dem Andachtshause. In Hn. Zinzheimers Predigt, die er an diesem Tage hielt, (S. 201 — 211) wird gesagt: Die Fackel der Philosophie erleuchte jetzt ganz Europa (*o-utinam!*), und überall seyen die Herzen den saften Eindrücken der Menschenliebe geöffnet; auch kommen die Namen Marengo, Ulm, Austerlitz, Montenotte in dieser und in einer andern Predigt vor; in der letzteren sieht der Redner, Hr. Segre, in dem Kaiser einen übermenschlichen Geist auf Erden erscheinen. In der Rede endlich, womit das Oberhaupt des Sanhedrins dessen Sitzungen schloß, wird der erhabene Monarch im Geiste also angedet: „Und du, NAPOLEON, du „Vielgeliebter, in dem Frankreich und Italien seinen „Retter ehrt, du Schrecken der Stolzen, du Tröster „des menschlichen Geschlechts, du Stütze der Leiden- „den, du Vater aller Völker, du Auserwählter des „Herrn, Israel erbaut dir einen Tempel in seinem „Herzen, (da du den Wucher verabscheust); alle sei- „ne Gedanken und Empfindungen sind auf deine „Glückseligkeit gerichtet. Ordne, ja ordne ganz das „Leben und die Empfindungen derer, welche du un- „ter deine Kinder aufgenommen hast!“ — — z.

FRANKFURT a. d. Oder, in der akademisch. Buchhandlung: *Preussens Zukunft*. An das Vaterland von H. B. 1807. 190 S. 8. (18 Gr.)

Nicht ohne Verwunderung über die Ungerechtigkeit vieler von unseren Zeitgenossen, werden denkende Nachkommen unter den eben so niederschla-

genden, als außerordentlichen, Ereignissen der letzten Jahre dieses, bemerken: daß bey dem Unglücke des preussischen Militärs, und den allgemeinen Drangsalen, Folgen desselben, manche Schriftsteller plötzlich die ganze innere Verfassung dieses berühmten Staats angreifen. Wer leugnet, daß eigenlüchtiger, unpatriotischer Nepotismus vorgekommen ist; daß unter den Justizbeamten feile Schurken, unter den Kameralpersonen höchst unwissende, geistlose Tagewerker sind; daß die Geschäftsführung zu weitläufig wird, das Protocolliren, Referiren, Decretiren, Rescribiren, Expediren jährlich zunimmt? Die Aufgabe des vollkommenen Staats ist allerdings in dem Preussischen nicht gelöst. Aber die ihr euch aufwerft zu öffentlichen Beurtheilern dieses edeln, in der Geschichte einzigen, Werkes, kennt ihr den Geist der preussischen Administration hinlänglich? Ist euer Ausspruch rein von allem Persönlichen, von allem Verdruss nicht befriedigter Ansprüche? Geht eure Kenntniß anderer Staaten über die statistischen Compendien hinaus, habt ihr in ihnen gelebt, gewirkt, auf euch wirken lassen? Versteht ihr, den Charakter einer Staatsconstitution aufzufassen? — Fehlt eine dieser Bedingungen des Richterberufs, so könnt ihr dem Vorwurfe entweder des muthwilligen Dünkels, oder des müßigen Nachsprechens, nicht entgehn. Fortdauer des Adels, und Mangel an Energie in der Verwaltung: das sind die gangbar gewordenen Hauptvorwürfe. Wie Viele würden vermeintlichen Mangel an Energie mit innigster Sehnsucht zurückwünschen, wenn diejenige Energie einträte, die sie jetzt, in ihrer Beschränktheit, desideriren! Aber der Adel! Auf die Gefahr hin, für aristokratisch gesinnt, unaufgeklärt u. s. w. zu gelten, müssen wir äußern, daß im Civil (worauf wir uns hier beschränken) das Verhältniß des Adels zum bürgerlichen Stande jetzt durchaus nicht beleidigend, nicht zu abstechend ist.

Dem Verehrer der wahren Religion thut es wohl, Männer zu hören, welche die kurzsichtigen Spötter, rohen Verächter, demüthigen: Dem Freunde des preussischen Staatsgeistes, dem Freunde der Menschheit, der überall dem Vortrefflichen huldigt, thut es wohl, Männer zu hören, wie dem Vf. der angekündigten Schrift, die mit Einsicht und Würde, mit Antheil und Wärme, durchdrungen von der Größe der Sache die sie führen, dem schönen Berufe sich widmen, die erhitzen Gemüther zu besänftigen, die wilden Ausbrüche des Unmuths zu mäßigen, die Parteyen zu verständigen, die Nüchternheit zurückzuführen, um wieder die Vorzüge der Civilverfassung zu würdigen. Was unter den vermischten Aufsätzen des vorliegenden Werkes diese Tendenz hat, ist uns Haupt-Inhalt, ist vortrefflich; was auf Militairwesen sich bezieht, lassen wir unerwähnt. Männlich und stark, zuweilen dichterisch, nie schwülstig noch phantastisch, durchaus freymüthig, ohne Bitterkeit, mit Anstand und Mäßigung, weder in dem cynischen Renomist-Tone, mancher der neuesten politischen Schreiber, noch in der schnöden, preciosen Sprache mancher anderer, geht der Vf. die Vorwürfe durch,

die in der allgemeinen Verwirrung und Noth laut geworden sind; sucht, die Nation mit sich auszuföhnen, ihren Blick auf die Zukunft zu richten, die ein festes und schönes Gebäude werden kann, wenn alle Mitbürger in Eintracht, beharrlich, mit einigen Opfern, den Bau vornehmen. Treffliche Gedanken, schöne Stellen, auf mehreren Seiten. Wer die Anklagen des preussischen Staats gelesen hat, und, als Bürger, noch einen Funken von Liebe zu dem Vaterlande bewahrt, das er vor Kurzem verehrte, als Ausländer, den Glauben an Existenz wahrhafter Humanität in der Leitung bürgerlicher Angelegenheiten nicht aufgeben will, der eile zu dem Buche, damit er, wenn schädlicher Stoff in ihn gedrungen wäre, der Wirkung zuvorkomme. Aus der Begeisterung, die den Vf. einige Mal fortreißt, erklären wir uns die Stellen, in denen entweder zu viel, oder etwas Falsches behauptet wird, eine Übereilung, oder schiefe Ansicht vorkommt. Doch sind deren wenige; sie dürften sich auf folgende beschränken. Wiege der europäischen Kultur kann Preussen nicht genannt werden (S. 14), eben so wenig, als auf der anderen Seite: „die Nation seit einigen Decennien mit dürftiger Halbheit in Wissenschaften sich begnügt hat (S. 67). — „Fast alle unsere Gelehrte sind auch im öffentlichen Dienste (S. 69)“, das heisst, wie unmittelbar vorher gesagt wird, sind Geschäftsmänner: Ein Satz, der so unrichtig ist, als in der Inversion seine Richtigkeit wünschenswürdig wäre. Wenn wir neulich in diesen Blättern, bey einer anderen Veranlassung, über die eintretende Scheidung des Standes der Staatsbeamten von dem Stande der Gelehrten klagten, so war es eben das preussische Land, das wir besonders im Sinne hatten. — Die Stelle S. 66, in der Mitte, wird der Vf. wohl zurücknehmen, wie die, S. 62: „in allem Haß, aller Lüge, strebt die Menschheit nur nach Wahrheit, Liebe.“ — In Ansehung Eines Standes wird er seinem Charakter untreu, dem Charakter der

Mäßigung: Nur gegen die Gelehrten ist er unbillig, sarkastisch (S. 59. 166).

Doch solche Stellen werden gut gemacht durch Andere, treffend, ergreifend. „Unter Preussens Trümmern würden große Güter der Menschheit ihr Grab finden.“ (S. 60). — Weise Regeln des Verfahrens für solche, die in der bürgerlichen Verfassung Mängel entdecken, (S. 63). — Rühmliche Würdigung der Opfer des Handelsstandes (S. 135). — Glückliche Zeichnung wahrer Fürstengröße, in einigen Stellen. — Der herrliche, patriotische Sinn der liebenswürdigen Schlesier wird nach Verdienst gepriesen, (der Schlesier im Ganzen; denn einzeln sind uns doch Magnaten vorgekommen, die jetzt auf die preussische Verfassung schelten.) Die bekannten Anklagen der Berliner sind vollständig aufgeführt, darauf die Ehrenrettung des größeren und besseren Theils der Bewohner dieser Hauptstadt. — Fast den vierten Theil des Buchs füllt eine Ausführung über das vormalige Südplessen und den Charakter der Polen. Sie interessirt an sich, da sie aus eigenen Beobachtungen des Vf. entspringen zu seyn scheint; nur kommt sie uns fremdartig vor in einer Schrift über *Preussens Zukunft*. Sie enthält aber eine der rührendsten Stellen des Werkes, die, S. 127. 128, wo der Vf. scheidend die abgetretenen preussischen Provinzen in Polen apostrophirt: „Lange noch werden „die Spuren unseres kurzen, aber herrlichen, Wirkens unter euch zurückbleiben. Zwar unsere Schulen werden eingehen, unsere Besserungsanstalten zerfallen; unsere Kolonien sich zerstreuen, die ursprünglichen Verhältnisse wiederkehren; — aber „noch spät wird aus den Trümmern vieles Edlen, „Menschlichen, Gemeinnützigen, unser Aufenthalt „unter euch erkannt und segnet werden. — „Ihr bleibt als unsere Schuldner zurück; den Dank „für unsere Wohlthaten werden unsere Enkel „ärndten.“ NN.

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Sander: Von dem *Auhn Friedrichs II.* Vorlesung in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften, am 29 Jan. 1807, zur Feyer der Wiedergedächtnis ihrer Stiftung. Durch Joh. von Müller, Historiographen. Aus dem Französischen übersetzt von H. F. 1807. 20 S. 8. (4 Gr.) Das Original hat (Jen. A. L. Z. 1807. No. 51) den Beurtheiler gefunden, dessen eine Schrift von Johannes Müller würdig war: die Übersetzung ist brav; ihr Vf. hat sich nach Müllers Manier und Ton gebildet. M. G.

Paris, b. Jansen: *Oeuvres de Pierre Camper, qui ont pour objet l'Histoire naturelle, la Physiologie et l'Anatomie comparée.* 1803. T. I. 391 S. T. II. 502 S. T. III. 301 S. gr. 8. Peter Campers unsterbliche Verdienste um die Naturgeschichte im Ganzen sind in Deutschland hinreichend bekannt und alle Schriften dieses großen Mannes in den Händen aller Kenner. Wir zeigen daher hier nichts als die Ausgabe an, welche sich dadurch auszeichnet, daß im ersten Bande ausführliche Nachrichten über die Schriften und das Leben des Vfs. gegeben werden, daß Druck, Papier und Übersetzung untadelhaft sind, und daß die Kupfer den Originalzeichnungen genau gleichen, wel-

ches bey den deutschen Übersetzungen nicht allenthalben der Fall ist. Der Verleger ist auch der Herausgeber. Er widmet dieses Werk seinem verstorbenen Sohne mit folgender Aufschrift: *Aux manes cheries de Henri - François Jansen jeune homme de grande esperance et de moeurs pures; mort a l'age de XX ans et 1/2 mois, dont consacrees ces Oeuvres de Pierre Camper, par son pere malheureux H. J. Jansen dont il fut toujours le meilleur ami. Paris le XXIX Floréal an X.* Sbt.

SCHÖNE KÜNSTE. Leipzig, b. Hartknoch: *Belinde.* Ein Roman nach dem Englischen der *Miss Maria Edgeworth.* 1803. Drey Theile von 252, 422 und 374 S. 8. (3 Thlr. 9 Gr.) Wäre in diesem Romane dem Zufall weniger Spielraum verstattet, hätte die Entwicklung nicht mehrere zu sehr herbeygezogene und gedrängte Stellen, das moralische Gefühl aber mehr Größe und Einheit, und überhaupt das Ganze mehr Genialität, *Belinde* würde ein vollkommener Roman der zweyten Classe seyn. Das Skelet der Geschichte wird einige dieser Fehler darlegen; aber nur die Bekleidung giebt dem Knochengebäude Schönheit. Die Übersetzung ließt sich ohne Anstoß.

F. G. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 9 N O V E M B E R, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) HEIDELBERG b. Mohr und Zimmer: *Hesiods Werke und Orfeus der Argonaut* von J. H. Voss. 1806. 354 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)

ROSTOCK, b. Stiller: *Commentatio de Orphet Argonauticis*; scripsit Immanuel G. Hufschke, litterarum graecarum in Academia Rostochiensis Professor. 1806. 56 S. 4. (7 gr.) *)

Zwey Barden der Vorzeit, deren Namen allein hinlänglich sind, Interesse zu erregen, treten in No. 1 in freundlicher Verbindung neben einander auf. Unwillkürlich wird der Leser durch diese äußere Verbrüderung zu einer Vergleichung zwischen beiden veranlaßt; und sollte auch eine solche Vergleichung nicht auf das erwartete Resultat von Ähnlichkeiten führen, so wird es eben so interessant seyn, die Statt findenden Verschiedenheiten des Inhaltes und Tons wahrzunehmen. Gewiss hat sich hier der Übersetzer, wohl ohne es zu beabsichtigen, für den aufmerksamen Leser in einen vortheilhaften Stand gesetzt, indem er seine Kunst, die ungleichartigsten Töne nachzureden, uns fast unwillkürlich offenbart. Die Existenz einer deutschen Argonautik erregt auch dem Ungelehrteren das Interesse, über den Orfeus und dessen erwähntes Werk einiges zu wissen. Folgendes möchte für seinen Zweck etwa genug seyn.

Man hat darüber gestritten, ob es jemals einen Orfeus gegeben habe oder nicht, zu welchem Streite wohl eine Stelle des Cicero (nat. D. I. 38) Veranlassung gegeben hat, wo er sagt: *Orpheum postea docet Aristoteles nunquam fuisse*. Wie dieser Ausspruch gemeint sey, ist schwer zu entscheiden, weil er in den auf uns gekommenen Büchern des Aristoteles nicht enthalten ist. Sehr denkbar indeß ist es, daß Aristoteles nicht die Existenz irgend einer historischen Person mit Namen Orfeus bezweifelt habe; sondern nur desjenigen Orfeus wirkliches Daseyn, der in der Verkörperung späterer Jahrhunderte lebte; daß er also unterschieden habe zwischen einem historischen Orfeus und einem mythologischen. Und diese Unterscheidung möchten wohl viele anerkennen. Denn daß ein Zeitgenoss des Jason und Herakles ein so erhabener Geist, und von solcher Bildung gewesen sey, wie man ihn späterhin sich dachte, und wie er in den ihm zugeschriebenen Schriften erscheint, das grenzt allerdings an Unmöglichkeit. Mit Grund bezweifelt daher Origenes (c. Cels. I. pag. 15) ob die-

*) Zwey Recensionen von verschiedenen Verfassern, mit ihrer

jenigen Schriften, welche unter den Namen des Linus, Musäus, Orfeus und anderer herumgingen, wirklich von diesen Männern geschrieben worden wären. An der Existenz des historischen Orfeus aber haben sehr nennenswerthe Gewährsmänner des Alterthums ohne Bedenklichkeit geglaubt. Platon in der Apologie läßt den Sokrates sagen, er freue sich an einen Ort hinzukommen, wo er mit dem Homerus, Hesiodus, Musäus, Orfeus Umgang pflegen könne. Aristofanes (*Batrach.* 1064) legt dem Aeschylus folgendes in den Mund: *Ὀρφεὺς μὲν γὰρ τελέτας ἡμῖν κατέδειξε, φόνων τ' ἀπαρχαί.* Daß man diesen wirklichen und unbezweifelten Orfeus zu einem mythischen Wesen umgeschaffen hat, ist um nichts auffallender, als daß man einen Muhamet, einen Moses, einen Christus idealisirte. Wer unter rohen Zeitgenossen hervorsticht als ein Gereifterer, wer die frühesten Keime der Bildung unter die Mitlebenden austreut, zuerst die Gefühle der Götterfurcht und Andacht in ihnen aufregt, Begriffe über Gottheit und Sittlichkeit entwickelt, für die Gaben der Mufen empfänglich stimmt, der erwirbt sich auch um die späteste Nachwelt ein so unsterbliches Verdienst, daß es kein Wunder ist, wenn ihn diese als ein Ideal aller geistigen Veredelung und Ausbildung mit übertreibendem Enthusiasmus verehrt. Hat man doch auch den Homer in späteren Zeiten als ein Centrum aller gedenkbaren Weisheit betrachtet, und in ihm, wie in der Bibel, die Keime zu allen Zweigen des menschlichen Wissens und zu allen, viele Jahrhunderte hindurch vorbereiteten, Erfindungen zu entdecken sich eingebildet. — Der historische Orfeus, den Horaz (A. P. 391) als einen Milderer barbarischer Halbmenschen beschreibt, war nach dessen Zeugniß zugleich ein *sacer interpretisque Deorum*, ein Opferpriester und erleuchteter Götterverförhner, im Sinne der Alten, nach der aus Homer und Herodot so bekannten Sitte, die Gottheit durch Huldigungen zu befreunden, und war sie etwa erzürnt, damit sie nicht Landplagen sende, durch Opfer und Gebete auszuföhnen. Ausserdem machte Orfeus allerley Kenntnisse des Ackerbaues mitgetheilt haben, Kräuterkunde, Wetterbeobachtungen u. s. w., welche, in einen gesegneten Boden ausgestreut, im Fortgange der Zeit vielfältige Früchte trugen, die man alsdann sämmtlich dem Orfeus dankte. Ja sogar als Innungen und mysteriöse Gesellschaften in vielen Theilen Griechenlands entstanden, in denen man orfische Weisheit gleichsam systematisch den

Genehmigung zu Einer verbunden.

Das Directorium der Jen. A. L. Z.

Eingeweihten vortrug, hatte man kein Bedenken, den Orfeus als Stifter und Organisator derselben anzugeben. Selbst morgenländische Ideen, die seit den Perserkriegen unter des Orfeus Namen in Umlauf gesetzt wurden, mußten auch wirklich in dem Gehirne des alten thracischen Sängers entsprungen seyn; aber von guten Schriftstellern sind solche *Pseudographica*, wie sie z. B. im alexandrinischen Zeitalter der Jude Aristobulus unter dem 6ten Ptolomäus schmiedete, mit verachtendem Stillschweigen übergegangen (*Voss myth. Br. I. S. 34*), und nur christlichen Kirchenvatern, die in den orfischen Schriften viel mosaisch-orientalische Weisheit fanden, konnte es einfallen, sie so glaubig dem frühesten Alterthume zuzuschreiben, daß einige von ihnen lieber behaupteten, Homer habe mehrere Verse aus dem Orfeus genommen, als einen umgekehrten Fall für möglich halten wollten. Das bedeutendste Denkmal der griechischen Poesie unter des Orfeus Namen, die *Argonautik*, kündigt sich, auch dem Inhalte nach, als ein orfisches Gedicht an. Die Frage, ob der alte Thracier Orfeus Verfasser desselben sey, ist von einigen bejaht, von mehreren verneint worden. So sinnlos es aber auch seyn mag, den Ursprung dieses Gedichtes in ein Zeitalter zu versetzen, welches schwerlich auch nur Hexameter kannte (obgleich dessen Erfindung von einem Dichter der Anthologie — ed. Jac. II, 40 — dem Orfeus zugeschrieben wird): so un begründet scheint doch auch die Behauptung Anderer, der wahre Verfasser der Argonautik sey ein Betrüger gewesen. Warum denn eben ein Betrüger? weil er den Orfeus redend einführt, und sich so gewissermaßen für Orfeus ausgibt? Legt denn nicht Lykofron auf eine ähnliche Weise sein Gedicht der Cassandra in den Mund? und wäre nicht, nach diesem Maßstabe des Betrugs, auch jeder moderne Dichter, der etwa den Messias oder einen Helden der Weltgeschichte redend einführt, ein Betrüger zu nennen? Selbst der Umstand rechtfertigt jene Anklage nicht, daß der Vf. v. 7—46, 420—30 und anderswo, den Orfeus als den Urheber der Gedichte sich nennen läßt, welche damals unter seinem Namen bekannt waren. Man muß diese Stellen poetisch fassen. Wenn Orfeus in einem Gedichte sich selbst als Vollbringer aller der Wunder ankündigt, welche in späterer Zeit das staunende Griechenland ihm beylegte, so mußte er auch als Verfasser aller der Schriften, Denkprüche und Gedichte auftreten, die eben dasselbige ehrfurchtsvolle Staunen ihm zuschrieb, und welche Männer, die von dem Geiste des Orfeus sich beseelt glaubten, in seinem Namen gedichtet hatten. Diese Stellen enthalten eine artige Übersicht der damaligen orfischen Literatur, vielleicht die sogenannten *Ὀρφικά* (*Ὀρφικά καλούμενα*), von denen Aristoteles und Pläto reden (letzterer in der Republik und in den Büchern *de legibus*).

Aller Wahrscheinlichkeit nach war der Vf. der Argonautik ein orfischer Priester. Dies erhellt theils aus dem Inhalte des Gedichtes, theils aus dem Ton seiner Sprache. Aus dem Inhalte des Gedichtes, weil

Orfeus der eigentliche Held desselben ist, weil nicht leicht eine Gelegenheit verstimmt wird, ihn zu verherrlichen. Gleich die Einleitung verkündigt die Thaten und Gefänge des Orfeus; er ist es ferner, welcher bey der Abfahrt die Argonauten anfeuert, Schwierigkeiten zu überwinden (V. 250); er rafft seine Gefährten durch Gesang aus ihrer wollüstigen Erschlaffung auf Lemnos empor (481); er erleuchtet durch einen Hymnus die Gunt und den Beystand der Göttin Rheia (616); er schläfert durch die Harmonie seiner Töne den Drachen ein, der das Goldvließ bewacht (1000); sein Lautenspiel überwältigt die Bezauberung der Sirenen, und schafft sie selbst in Felsen um (1284); von ihm werden alle Opfer besorgt (950. 1366. 572); als Wahrsager erscheint er (692), als Zauberer durch Gesang (705); und daß nicht ihm, sondern dem Jason die Lenkung des ganzen Unternehmens anvertraut wird, ist einzig daraus zu erklären, daß er, wie Kalchas auf den Schiffen der gegen Troja ziehenden Griechen, als eine heilige Person angesehen ward. Auch liebt es unser Dichter, auf die orfischen Mysterien anzuspähen, und dadurch seinem Gedichte für die Eingeweihten ein besonderes Interesse zu geben V. 43 u. 101, wo der egyptischen Reise des Orfeus Erwähnung geschieht, und der ganze Wettgesang mit dem Cheiron. Andere Begebenheiten, wie wichtig sie seyn mögen, werden mitunter in *fliegender Haß* (*παράδρομάδην*), wie der Dichter selbst sagt) abgefertigt, z. B. das Wiedersehn des Peleus und Achilles (445), und die Kampfspiele zur Begräbnisfeier des Kyzikus (576). Manchmal werden die Begebenheiten nicht einmal erzählt, sondern nur angedeutet (1065). *Nofter* (sagt *Gesner* zu V. 521) *summa capita attingit. in his moratur, ubi Orpheo tamquam deo ex machina opus fuit. — — — quaerit locum miraculis Orphei.* Aber auch der Ton des Gedichtes, nicht nur der Inhalt, führt auf die Vermuthung, der Vf. sey ein orfischer Priester gewesen. Denn seine Sprache hat einen Anstrich von Feyerlichkeit, wie die des Zeus in Virgils Aeneis, und erhebt sich an einigen Stellen zu einem fast prophetischen Schwunge. Selbst die dem Homer nachgeahmten Stellen sind im Ton höherer Begeisterung vorgetragen; und sogar da, wo Verse oder Halbyerse aus Homer selbst entlehnt sind, ist doch die homerische Einfachheit verloren gegangen, weil sie entweder in dem Gemüthe des Verfassers nicht lag, oder seinem Zeitalter nicht angemessen war. Aus dieser Bemerkung lassen sich viele Corruptionen des Textes erklären, weil mancher Abschreiber und Herausgeber den Orfiker gegen seine Natur *homerisch* und *natürlich* machen wollte, und statt des Gedichtes den Dichter emendirte. Es bedurfte eines nicht bloß geschmackvollen, sondern dabey zugleich wahrhaften und gesund urtheilenden Mannes, um so manche dieser verderbenden Verbesserungen wieder zu beseitigen.

Von dem Orfiker, den wir nicht genauer kennen, und dessen Zeitalter auszumitteln, wir gelehrten Forschern überlassen, wenden wir uns zu dem Stoff und Gegenstand des Gedichtes, der in Wahrheit groß,

und einer poetischen Behandlung würdig ist. — Zwar, wenn wir nach *unserm* Maßstabe messen, so erscheint uns eine Fahrt von Griechenland nach Kolchis kaum der Rede werth; wir umsegeln die Welt von einem Ende zum anderen, passiren die Linie, schiffen zum Nordpol und zum Südpol; aber wie? Ausgerüstet mit Kunde der Seefahrt und mit Länderkenntniß, versehen mit Magnetnadel, Seekarte und vervollkommenen Fahrzeugen, haben wir kaum noch große Gefahren zu bestehen, außer etwa die Seekrankheit. Hier dagegen sehen wir, für einen — zwar nicht, wie unsere Entdeckungsreifen, *gemeinnützigen*, aber dafür desto *poetischeren* — Zweck, der ein schauerndes Interesse erregt, auf einem, mit unsäglicher Anstrengung *selbstgeruderten* Fahrzeuge, das Unternehmen gewagt, durch theils unbekannte, theils fürchterlich berückigte Gegenden, durch das dazumal noch als ungastfreundlich verschrieene schwarze Meer, hin an das damalige Ende der Welt zu schiffen. Ein Orakel setzt die Fahrt in Bewegung, die Göttin Here begünstigt die Helden, der ehrwürdige, heilig geachtete Orfeus begleitet sie; dieß Alles erhöht unsere Vorstellung von der Wichtigkeit der Unternehmung, und unsere Theilnahme wird reg gemacht, zwar nicht durch das, *was* geschieht, aber durch die Kraft und Anstrengung, *wodurch* es geschieht. Wenden wir nun vollends den Blick auf die einzelnen Gegenstände, welche uns vorgeführt werden, wie viel Nahrung für die Phantasie finden wir da! Ein Kampf mit sechsarmigen Ungeheuern, die rastlos zusammenprallenden Irrfelsen, bey deren Anblick den Helden das Herz im Busen erstarrt, ihre, wegen Missethat über sie verhängte Irrfahrt in den Okeanos, im Westen des Weltstromes die ewige Windstille und der todte Stillstand des „schlammigen, weitergeronnenen Meeres“, der Besuch bey den seligen Makrobiern, welche zwölftausend hundertjährige Monde hindurch, ohne Lebenssorge, in anmuthstrahlender Jugend „schickliche Thaten thun und bedachtsame Worte reden.“ Die Stadt Hermioneia, nah an der Unterwelt, deren Einwohnern, wenn sie gestorben sind, aus nachbarlicher Freundschaft der Fährlohn erlassen wird, endlich „in schaudrigter Gegend der goldtrüchtige Acheron mit seinen ewig belaubten und befruchteten Bäumen“, die Charybdis, die Sirenen, die nächtlichen Kimmerier u. s. w., wie regt dieß Alles die Einbildungskraft auf, und wie fähig ist es einer *poetischen* Darstellung! —

Was die Art der Ausführung betrifft, so ist manches, wie schon bemerkt, mehr erzählt als beschrieben, mehr angedeutet als ausgemalt; aber nicht wenige Stellen sind überaus anziehend durch lebendige Darstellung, und durch treffenden, körnigen Ausdruck. Und bey solchen Stellen konnte Voss, der als Übersetzer überall das Eigentliche, Richtige, Entsprechende getroffen hat, zugleich mit dichterischem Wohlgefallen verweilen. Bewundern aber müssen wir seine Kunst durchgängig, wie ihm die buchstäblich treue Bezeichnung unter den Händen zu einer zugleich edlen und gefälligen sich gestaltet, wie

er mit der Erreichung dieser Erfordernisse auch noch Wohlklang und Eurythmie zu vereinigen wußte, wie er einige ungebräuchliche Wörter so glücklich zuerst gewagt hat, z. B. *wuſtig*, *frohn* (heilig), *voraus* (vorzüglich), *hinläſſig*, (*demissus*), *sich verhalten*, (sich befinden u. sich betragen, in *einen* Begriff vereinigt) und mehrere andere, welche in einem durchhin alterthümlichen und schwungreichen Style weniger in die Augen springen. Von jenen anmuthigeren Stellen erlaube man dem Rec. Eine, mit beygefügtm Original herauszuheben, damit er von der durchaus geglätteten Übersetzung einen Vorschmack gebe. Der Wettgefang des Orfeus schließt so (S. 430 seq.):

ἐνθρόων τ' ὀλιγοδρανέων πολυιδνέα Φύλῃν
ἥιδον στενὸν δὲ διὰ σπῆος ἤλυθεν αὐτῇ,
ἡμετέρης χάλαος μελιχρὴν ὅπα γηρύουσης.
ἔσπτατο δ' ἀκρὰ κέρηνα, καὶ ἀγκυὰ δεινρόντα
Πηλίου, ὑψηλὰς τε μετὰ δρύας ἤλυθε γῆρυς.
καὶ ὅ' αἱ μὲν προέριζοι ἐπ' αἴλιον ἐξώσαντο,
πίπτει δ' ἐσμαράγουν. θῆρες δ' αἰόντες αἰοδῆς
σπῆλυγγοι προπαροῖσιν αἰσυράζοντες ἑμμενον
οἰωνοὶ τ' ἐκυκλόντο βοαύλια Κυνταύροιο,
ταρσοῖς κοκκηῶσιν, εἰς δ' ἐλάθοντο καλῆς.

Der Text ist mit den von Voss in der Recension des Schneiderschen Orfeus (. A. L. Z. 1803. No. 138) gegebenen Veränderungen abgeschrieben; die Übersetzung lautet so:

Auch ohnmächtiger Menschen zerstreute Völkererzeugung
Pries mein Mund; und das enge Geklüft durchhallte die
Stimme,

Weil die gewölbete Laut' eintönete süßes Gelispel;
Und es entlog zu den Spitzen der Berg' und den waldichten Thälern

Pelions, selbst durch der Höhn Eichdickichte scholl der
Gesang hin;

Und die entwurzelten Eichen im Anlauf drängten zum Vorhof,
Her auch krachten die Felsen, und reisendes Wild, von
dem Wohllaut

Angelockt vor die Höhle, beharrt' in scheuer Verweilung;
Auch Raubvögel umkreisten die Rinderstallungen Cheirons,
Mit hinläßiger Schwing', und vergaßen des eigenen Nestes.

Wie schön und geistreich ist die Gewalt der Musik über die furchtsamen Thiere ausgedrückt! Trotz ihrer scheuen Natur werden sie durch die Bezauberung der Töne angezogen; halten sich aber doch in schüchtern Entfernung. Dieser Mittelzustand wird durch die glückliche Verbindung zweyer sich widersprechender Worte dargestellt. Vgl. *Sophocl. Philoct. v. 1149. Xenoph. Anab. I. 5.* — Nicht weniger malerisch ist die Stelle, wo Orfeus den Drachen des Goldvliesses in Schlummer wiegt, und die wir hier auszuheben uns ungerne versagen. V. 1014 folgt Hr. Voss seiner trefflichen Emendation ἀμφαυγία: den langen ringsherfunkelnden Hals legt er schwerhauptig auf die geschuppten Ringel, womit er den Baum umschlang.

Die Art, wie der Übersetzer den Text verstanden, und seine sinnvollen Emendationen lobend zu würdigen, scheint hier nicht der Ort zu seyn. Nur bey einigen Stellen sey dem Rec. eine Einwendung vergönnt: V. 172 sind die τανύφλοιος ἐλάται durch *zähknäuchsfene* Tannen übersetzt; V. 607 dagegen durch *flattliche* Tannen, nach Schneider. Sollte nicht die erste Bedeutung die einzig richtige seyn? so τανύφλοιος

ἔριδος bey Theokrit 25, 250. So μαλακόφλοιος, λείοφλοιος, παχύφλοιος, mit weicher, glatter, dicker Rinde. — Warum aber hat Hr. Voss V. 656 nicht nach seiner Emendation übersetzt:

μολύν γὰρ ἢ οὐτὶ τέρωτο
φάσιν καλλίτρον μένος ἄλκιμον Ἡρακλῆος.

Ähnliche Verbindungen, wo das Allgemeine vorausgeht, und zum Schlusse die nähere Bestimmung nachgeschickt wird, finden sich V. 169. 267. 469. 656. 806 etc. Wenn man aber *oi* halten wollte: so müßte man es als Dat. Plur. auf die Argonauten beziehen. V. 664 folgt Hr. V. der Hermannischen Emendation βίην κρατερὸς Πολυδείκης. Vielleicht aber liesse sich die *Vulgata* βίην aus dem Prometheus des Aeschylus vertheidigen: *ὡς τὴν Διὸς τυραννὶδ' ἐκπέρωσιν βίαν*. — V. 627. Zu Vossens Emendation βωμὸν ἐπισκέψαντες, nach dem Altar hinschauend, will das *ἐπεσσομένοισι* πυθέσθαι, und wenn wir nicht irren, auch das folgende τόθι nicht passen. Auch möchten wir fragen, sollte der Orfiker, bey seiner oft übertriebenen kurzen Manier, den Umstand wohl erwähnt haben, daß die Argonauten nach dem (auf dem Berge Dindymos V. 613 errichteten) Altare hingeschauet hätten? Eher möchte sich aber aus der Präcision des Verses die alte Lesart ἐπισκέψαντες vertheidigen lassen, wenn wir annehmen, daß die Argonauten der Rhea einen zweyten Altar am Meerufer errichteten; und dies erlaubt die grammatische Verbindung: βωμὸν ἐπισκέψαντες, einen (nicht den) Altar bekränzend, τόθι πεισμάτα Ἀργεὺς λύθην, wo (d. h. an der Stelle wo) die Seile der Argo sich gelöst hatten, also am Meerufer. Der erste Altar auf dem Berge Dindymos ward der zu besänftigenden Göttin erbaut, der zweyte Altar am Meerufer der besänftigten, aus Dankbarkeit. Auch konnte dieser zweyte Altar, der gegründet war, postquam favor deae erat manifestus (wie Schneider in etwas anderer Beziehung sagt) mit mehr Schicklichkeit βωμὸς πεισματικῆς genannt werden, als der erste, bey welchem erst die Gunst der Göttin als etwas unbestimmtes erwartet wurde. Τόθι in der Bedeutung wo hat Hermann gerechtfertigt.

Die Übersetzung des Hesiodus, welche im Allgemeinen die anerkannten Vorzüge aller Vossischen Übersetzungen theilt, hat noch insbesondere das Verdienst, daß sie auf die verschiedenartigen Töne, welche Hesiodus angestimmt hat, sprechender, als jeder mögliche Commentar, aufmerksam macht, und jenes Vorurtheil widerlegt, welches sich durch Quintilian (Lib. 10, 1, 52) verbreitet zu haben scheint, der Charakter des Hesiodus sey durchgängig mild und schwunglos. Quintilian sagt: *datur ei palma in illo medio dicendi genere*; er verläumet aber auf die entgegengesetzte, eben so unabweigbare Seite dieser Gedichte, auf ihre Kraft und Lebendigkeit, aufmerksam zu machen, und diese Seite ist es eben, welche durch des Hn. V. Übersetzung uns näher vor Augen gebracht wird. — Die Hauslehren (*opera et dies*), welche voren stehen, sind im Ganzen genommen, wie es für den Ton der Belehrung sich schickt, ruhig und einfach vorgetra-

gen. Sie sind der Form nach an des Hesiodus Bruder Perseus gerichtet, der ihn bey der Erbschaft beeinträchtigt hatte (V. 38), und den er mitunter recht brüderlich anfährt (395—398); doch legt er es mehr darauf an, ihn zu bessern, als mit ihm zu rechten. Deshalb giebt er ihm sittliche Lehren, besonders die Gerechtigkeit betreffend; doch auch Umgangs und Klugheitslehren (370—75), Lehren der liebevollen Menschlichkeit (342—53), Ermahnungen zur Arbeitsamkeit und in großer Menge Haushaltungsregeln, welche Noth thun mochten, damit der naive Perseus, der an seinen Bruder gern ökonomische Zumuthungen machte, seine Sache nicht völlig auf Nichts stelle. Neben diesen besonderen Beziehungen aber haben diese Vorschriften noch ein allgemeines Interesse, weil sie als Sentenzen eingekleidet sind; auch nach der Absicht des Vfs. scheinen sie auf ein Publicum berechnet zu seyn; denn mitunter verläßt er den Perseus, und redet z. B. die Könige an (247). Man kann diese moralischen und ökonomischen Rathschläge als einen Katechismus der Lebensweisheit betrachten, den, rhythmisch vorgetragen und mit der Lyra begleitet, junge Leute mit Vergnügen mögen auswendig gelernt haben. In dieser Hinsicht lassen sich die hes. Hauslehren mit den Sprüchen des Jesus Sirach vergleichen, denen sie auch in ihrem sprichwörtlichen Tone ähnlich sind; auch sind sie, wie diese, ohne Zusammenhang unter sich, oder doch nur durch rohe, unbeholfene Übergänge an einander gereiht. Daher hat man sie als ein Gemengsel nützlicher Wahrheiten zu betrachten, und muß nicht die Forderung einer systematischen Ordnung an sie machen, so wenig als an Horazens *Ars poetica*. Auf die Ehre, ein didaktisches Gedicht zu heißen, machen sie keinen Anspruch; sie begnügen sich, Noth- und Hilfsprüchlein für den Hausbedarf zu seyn. — Zur Belebung und Versinnlichung der trocknen Regeln sind unter die Gnomen Fabeln gemischt (wie v. 203), deren Erfindung vom Quintilian (lib. 5, 11, 19) dem Hesiodus zugeschrieben wird. Überall, wo Allegorie eingemischt ist, tritt sie ungesucht wie von selbst hervor, wie bey allen noch kindlichen Völkern. Man will nicht aus Kunst poetisch seyn; man wird, ohne es zu wollen poetisch, durch den Drang, sich lichtvoll und lebendig auszudrücken, und den gleichsam sich selbst noch fremden Gedanken durch sinnliche Bilder, in denen er sich bespiegelt, theils mit sich vertrauter, theils dem Gemüth eindringlicher zu machen. Wie bey den nordamerikanischen Wilden (s. Samuel Hearnes Reise, von Forster übersetzt) und bey den Finnen, von denen wie Acerbi erzählt, die Poesie noch ein Behelf der Verständigung ist, oder doch im wahrsten Sinne des Wortes Natursprache: so wahrhaft natürlich und in der frühesten Entstehung nicht nur sittliche Fabeln und Märchen; sondern auch sirdliche Bilder und Vergleiche, welche späterhin oft, durch häufigen Gebrauch, herabgewürdigt worden (s. v. 290).

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 10 N O V E M B E R 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

1) HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Hesiodus Werke und Orfeus der Argonaut*, von J. H. Voss u. f. w.

2) ROSTOCK, b. Stiller: *Commentatio de Orphei Argonauticis*, scriptit Immanuel G. Hufschke etc.

(Fortsetzung der im vorigen Stück abgebrochenen Recension.)

Der einfache Adel und die redliche Treuherzigkeit der hesiodischen Kernsprüche ist in der Übersetzung meisterhaft erreicht. Als Beweis der lieblichen Simplizität, welche diese Sinn- und Denk-Sprüche charakterisirt, will Rec. nur eine Stelle ausheben: (V. 342 seq.)

Wer dich liebt, den rufe zum Mahl; fern bleibe der Haß.
Doch ihn rufe zuerst, der nachbarlich neben dir wohnt.
Denn wofern unverhofft dir im Häuslichen etwas begegnet;
Gurlos rennet der Nachbar daher, und der Vetter gegürtet.
Schlimm ist der Nachbar ein Fluch; doch gut ein Segen vom Himmel;

Dem ward Segen zum Theil, wem ward ein redlicher Nachbar.
Wohl laß dich einmessen vom Nachbar, wohl auch entricht' ihm
Mit demselbigen Maß, und reichlicher, kannst du es irgend,
Dafs, wenn die Noth eintritt, du hinfort auch findest Be-
reitchaft! —

Welcher Kraft aber, trotz dieser ruhigen Hausmanns-
poësie, welches erhabenen Aufschwunges der sanfte
Hesiodus fähig war, dieß sehen wir theils aus einzel-
nen Stellen der Hauslehren (s. die Beschreibung des
Winters V. 304 seq.), theils insonderheit aus der Theo-
gonie, welche einen erhebenden Gegenstand mit re-
ger Begeisterung darstellt, und solche übermenschliche
Bildungen entwirft, als sie Aeschylus späterhin auf
die Bühne brachte. Alle Kräfte und Eigenheiten der
sinnlichen und geistigen Natur werden zu selbststän-
digen Wesen oder gar zu Göttern gestaltet; ihre Ver-
wandtschaft und Liebe unter einander, oder ihre Be-
feindungen und Kriege, ihr gemeinsamer Ursprung
aus dem dunklen Chaos, Alles dieß wird mit wür-
diger Feyerlichkeit beschrieben. Wilde, gigantische
Gestalten (z. B. Saturnus, der seine Kinder frisst,) wer-
den uns in ihrer graunvollen Wahrheit hingestellt,
und nicht immer begnügt sich Hesiodus, wie Homer,
wenn er z. B. des Briareus erwähnt, eine ungeheure
Idee transitorisch anzudeuten, oder nur gleichsam re-
ferirend vorzuführen; sondern dargestellt finden wir
bey ihm das Unförmige und Entsetzliche. — Kühn
und kräftig ist die Schilderung des Titanenkampfes
mit den Göttern. Wie der Pleonasmus in der Rede-
kunst dasselbige *Was* vielfach gestaltet durch Mannich-
faltigkeit des *Wie*: so wiederholt Hesiodus, in dieser
vortreflichen Beschreibung, das, dem Inhalte nach,
S. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

Eine und Nämliche mit stets erneuetem Wechsel der
Form. Ein trockener Verstandesheld, ohne Sinn für
poëtische Reichhaltigkeit, würde den Hesiodus, hät-
te er ihm seine Theogonie vorgelesen, erinnert ha-
ben, er falle in Wiederholungen; dem Empfängli-
chen aber ist *das keine* Wiederholung, was der Phan-
tasie den Gegenstand, durch eine Veränderung des
Standortes oder der Umgebungen, gleichsam in einer
neuen Beleuchtung zeigt, in welcher sie ihn vorher
nicht sah. Merkwürdig ist es, wie befriedigend He-
siodus die Aufgabe gelöst hat, das, was ein geringe-
rer Genius in 4 Versen ausgesagt hätte, unzählige Ma-
le zu sagen, ohne es gleichwohl *doppelt* zu sagen,
und so, dafs es scheint, als habe sich dennoch der
Dichter nicht erschöpft. Auch *hier* müssen wir dem
Übersetzer danken, dafs er uns diese Schönheit des
Originals durch seine Nachbildung so nahe gebracht
hat. — Eine andere, ganz eigene Geschicklichkeit
desselben fand ebenfalls in der Theogonie einen Spiel-
raum, in die sonst so uninteressanten Namenregister
durch kunstreiche Anordnung der Namen, und durch
Fertigkeit im Gebrauch der Partikeln, mit denen sie
verbunden sind, Eurythmie und Wohlklang hinein-
zubringen, ohne die deutsche Quantität der Namen
zu verletzen, und ohne dieselben aus einem Verse in
den anderen hinüberzunehmen.

Was den Text betrifft, welcher der Über-
setzung zum Grunde liegt, so enthält er von
der Grävischen Ausgabe 1701 abweichende Les-
arten, welche theils aus der von Trincavellus
besorgten Edition mit den Schollen (Venet. 1537)
genommen sind, theils aber auch auf Emenda-
tionen, eigenen oder fremden, (Rec. konnte keine
der neueren Ausgaben vergleichen) beruhen mögen.
Einige dieser Abweichungen anzuführen, möchte
nicht überflüssig seyn: Op. et Dies V. 19 ist verbun-
den: καὶ ἀνδράσι πολλὸν ἀμείνω, weit heilsamer
auch für die Menschen. V. 92 ft. γῆρας steht κῆρας,
bey welcher Lesart dann der folgende, aus Od. XIX,
360 entlehnte Vers füglich bestehen kann. Wenn Hr.
V. V. 169 τηλοῦ ἀπ' ἀθανάτων übersetzt: Fern
bey den Ewigern dort, so wird er wohl ἐπ' lesen: V.
468 ist nach des Scholiasten Erklärung ἐκτείνων
übersetzt. V. 533 scheint statt βροτῶ βροτοὶ gelesen
zu seyn. Theog. V. 31 δρεψάσαι ft. δρέψασθαι. V.
196. 199. 100, sind, als Glossen, ausgelassen. V. 217
heset Hr. V. (s. dessen Rec. des *Schneider'schen Or-
feus*) καὶ ποίνας τὰς κῆρας etc. und tilgt die
beiden folgenden Verse. V. 331 las Hr. V. κοίρανέων
Τρήτριοι, Νεμειὺς τ' ἄδ' Ἀπ. V. 427 scheint ft. καὶ
L1

γέρας, τῆς oder τῇ γέρας gelesen zu seyn. V. 532 ταῦτ' ἀρα ἀζόμενος, solches bedacht' er; sollte Hr. V. ὄραζόμενος gelesen haben?

Die Übersetzung der Fragmente, von denen viele noch nicht in früheren Fragmenten-Sammlungen des Hef. stehen, ist ein sehr schätzbares Geschenk in geographischer und mythologischer Hinsicht. In ersterer kann man sie als einen Commentar der in unserer A. L. Z. gelieferten Vossischen Weltkarte zum Hesiodus betrachten. — Über die Ächtheit mancher Fragmente, auch mancher in den vollständigen Gedichten von Hn. V. als hesiodisch überetzter Verse werden andere Kritiker vielleicht anders denken: hier ist der Ort nicht, das Für und Wider abzuwägen. Hätte es dem trefflichen Übersetzer gefallen, uns auch über diese Dichter einen Commentar zu liefern: so würden ohne Zweifel die meisten Bedenklichkeiten entfernt worden seyn. Aber es scheint, er wollte als Commentator nur einmal, an einem recht eclatanten Beyspiel, zeigen, was der alte Spruch sagt: πολλοὶ μὲν γὰρ θυροφόροι, παῦροι δὲ τὰ βακχοί.

Q. f. f. f! —

Die verschiedene, und zum Theil widerstreitenden Meinungen der Gelehrten über das Zeitalter des Vfs. der orphischen Argonautik dürfen wir hier als bekannt voraussetzen. Auch Hn. Hufschke's Commentatio nimmt Theil an dieser Untersuchung, von zwey nicht eben scharf gefondeten Gesichtspuncten ausgehend; *Illud (S. 7) nec inutile, nec supervacaneum videatur, quod propositum nobis est, loca quaedam Argonauticorum, quibus Schneiderus usus est ad peregrinitatis notam huic carmini innotendam, ita pertractare, ut examinemus, utrum ea veteris aevi linguae et ingenio conveniant, nec no. Quae via sua sponte nos aliquando ducet ad quaestionem, quos potissimum auctores in scribendo secutus sit, personatus ille Orpheus. Ita facile apparebit, si non, qua aetate ille vixerit, et certe quae non vixerit.* An mehr als zwanzig nach Willkühr ausgehobenen Stellen wird Schneider mit umfassender Gelehrsamkeit widerlegt, so daß scheinen möchte, Hr. H. wolle den Orphiker für einen vor-alexandrinischen Dichter ausgeben. Vom Gegentheil überzeugt uns der zweyte Theil der Untersuchung, worin der Vf. den Orphiker — wenn wir nicht irren — für einen Nachahmer des Apollonius hält (S. 7), und nicht undeutlich seine Vorliebe für Valckenaers Meinung zu erkennen giebt (S. 35. 55). — Doch ist Hr. H. durchaus gerecht in der Würdigung von des Orphikers poetischem Verdienste; man vergleiche die vortreffliche Anmerkung über die von Schneider so sehr verkannte Stelle von der Gewalt des Schlafes. (1004). Ein Ausspruch über das Alter des Orphikers ist nirgend gegeben. Auch nach so schätzbaren Beywägen müssen wir ausrufen: *Adhuc sub iudice lis est!*

Von den Rechtfertigungen der von Schneider angeführten Ausdrücke dürfen wir nur einzelne ausheben. — V. 19 die Medialform ἐστάξαντο wird mit dem eben so ungewöhnlichen κατὰρξασα:

(Eur. Sup. 748) und ἀνομάζετο (Soph. O. T. 1021) verglichen. (Ἐστάξαντο, meinen wir, ist: sie tröpfelten aus sich, und hat mehr sinnliche Kraft als ἐστάξαν. Die Ähnlichkeit mit Pind. Nem. 10, 151, ist entfernt und zufällig.) V. 51. Wir treten Hn. H. bey in der Vertheidigung von Πιερίην ἐξεπέρησε gegen Schneiders eiseπέρησε. (So V. 69 ἀλιμυρέα βένθη ἐπεπέρησε, und 392 ἐξίκεν ἀταρπιτόν, wo Gelsner nachzusehen. Der Grieche drückt gern das woher mit aus, wo wir uns mit dem wohin begnügen. Eine schöne Stelle findet sich im Xenoph. Anab. 1, 2, 18: Κύρος δὲ ἦσθι, τὸν ἐκ τῶν Ἑλλήνων εἰς τοὺς βαρβάρους ὄβον ἰδών.) V. 52: „νόστος nicht Rückkehr, sondern Reise. Eur. Rhes. 427. Hel. 481.“ (So περὶ νοστέων, reisen, umherschweifen, mehrmals in Luc. Tim.) — Die vortreffliche Anmerkung über eis u. πρὸς, und beider Verbindung in Einem Satze erlaubt keinen Auszug. — V. 87 das parthenische Meer setzt Hn. H., wie alle früheren Ausleger, in Verlegenheit. Ob der aus dem Catull beygebrachte Vers: *Ille rudem cursu prima induit Amphitriten*, etwas zur Aufhellung beytragen wird, bezweifeln wir. (Was Hn. Schneider bewog, den Hellespont zu verstehen, ist Rec. nicht ganz deutlich. Etwa die jungfräuliche Helle, die hier den Tod fand, weßwegen Apollon. 1, 927 den Hellespont durch κόρυς Ἀθαμαντίδας αἰπὰ ῥέεθρα bezeichnet? dagegen ist V. 484 die Hauptstelle, wo dieses Gewässer genannt, und ausdrücklich Ἑλλήσποντος genannt wird. Vielleicht ist das Meer um den Strom Parthenios gemeint, V. 730, oder, noch wahrscheinlicher, um die taurische Halbinsel; vrgl. Steph. Byz. Παρθένου ἱσπόν. Der Vf. der Argonautik lebte wahrscheinlich damals, als die neuentdeckte Nordküste des schwarzen Meeres in Griechenland Aufsehen machte. Welche Mühe giebt er sich, V. 730 sq., seine Helden, ehe sie nach Kolchis kommen, erst an die Nordküste dieses damals so merkwürdigen Gewässers zu bringen, auf einem so unnöthigen als ungewöhnlichen, von der geraden Bahn ganz abweichenden Wege!) — V. 103: Die Emendation καὶ ὃ εἰς δόμον ἦγαγ' ἐρανόν (st. ἦγαγεν ἄλλον. Voss liest καλόν) scheint uns vortrefflich; eben so die gelehrte Erläuterung von ἰσύντειρα Δίκη V. 352. — V. 435: ἐπ' αὐλίον ἐθρόσκοντο. Den Rec. befriedigt weder die Herm. Emendation ἐρῶντο, noch die Vossische ἐρῶσαντο, die wohl auch im unrichtigen Tempus steht. Er schlägt ἡθροίζοντο vor. — V. 513: Der Ausdruck Μῆνη ἀστροχίτων macht Hn. Schneider (vor ihm schon Hn. Fabricius, der nach Arg. 1028 und Hymn. 33, 13 ἀστροχίτων ἔπαγεν ὄρφνην emendirte!), viele Unruhe. Hr. Hufschke zeigt an einer Menge von Beyspielen, daß die Alten sowohl der Nacht (was wohl Keinem einfällt,) als der Mondgöttin ein Sternkleid gegeben haben. (Merkwürdig war dem Rec., daß er unter diesen Beyspielen keins aus Homer, Hesiodus und den Tragikern fand. Diese Vorstellung scheint erst mit den bildenden Künsten, die eines solchen Abzeichens für die Selene bedurften, aufgekommen, und von dort in die Poesie hineingetragen zu seyn. Mithin wäre

diese Stelle für das Alter des Orphikers zu gebrauchen.) — V. 543. Die Lesart βαλὼν wird aus so guten Gründen verworfen, wie *Ruhnkenius* Emendation λαβὼν (*Voss* liest ἐλὼν) in Schutz genommen. Aber die Parallelstelle Od. 4. 793 beweiset nichts. Gut, daß die Emendation auch keiner solchen Beweisstelle nothig hat. — V. 604: die Vulgata ἀλέαινο παστ nicht. *Voss* emendirt ἀκείοντο. Vielleicht noch besser ἀρέσαιντο. So 554. — V. 764: „der Ausdruck σεφανος für Mauer kommt auch im Pindar und Anakreon vor Ol. 8. 42 und Schol.“ (σεφανος und κρήδεμνον sind nur bildliche Ausdrücke für Zinne. Doch will Rec. denen nicht das Wort reden, die V. 625 λιπαροκρήδεμνος auf die Mauerkrone der Rhea deuten.) — V. 1188. Die Vulgata τηλωπὼν ὅπως scheint hinlänglich gerechtfertigt zu seyn.

Gegen den Vorwurf der Barbarey und Rusticität wird der Orphiker durchgängig (εἶδα und ἔπεσα abgerechnet, wovon nachher) in Schutz genommen. Der zweyte ungleich kürzere Theil beschäftigt sich damit, ihn unter den classischen Schriftstellern des Alterthums, worunter Hr. H. S. 2 auch die Alexandriner rechnet, so tief herunterzurücken als nur möglich. Hr. H. will ihn als Nachahmer des *Alkman* und *Pindar* darstellen; „de Apollonio alias.“ Aber gerade über den Apollonius hatten wir des Vfs. Stimme am liebsten vernommen; denn der Beweis eben, daß der Orphiker den Apollonius nachgeahmt, hätte jenen anderen überflüssig gemacht. Daß Apollonius und der Orphiker oft zusammentreffen, ist schon von mehreren, namentlich von *Eschenbach* zu V. 465, bemerkt worden. Aber solche Einstimmungen sind bey gleichem Stoffe unvermeidlich, und beweisen nichts, so lange sie nicht die Darstellungsweise des Dichters angehen; und daß der Orphiker die dem Apollonius eigenthümliche Behandlung des Gegenstandes auch nur an Einer Stelle nachgeahmt habe, hat bis jetzt keiner darthun können. Die Übereinstimmung mit Arg. 1004 und dem bekannten Fragmente des *Alkman* läßt sich schon dadurch erklären, daß beiden Dichtern Od. ξ. 247 vorgeschwebt habe. Aus dem Pindar giebt uns Hr. H. zum Beweise seiner Behauptung zwey Stellen als Vorbilder zu zwey ähnlichen Stellen des Orphikers. Pyth. 4. 126: θέσφατον ἦν, Ἥλιαν ἐξ ἀγαυῶν Αἰολιδῶν θανέμεν χεῖρεςσιν ἢ βολαῖς ἀκνᾶμπτοις. Orph. 56:

θέσφατα γὰρ Πηλίας δειδίσσεται, μὴ οἱ οἰσθῆν
χυρὸς ὑπ' Αἰσωνῶα κατέλῃ βασιλῆιον ἀρχήν.

Wir enthalten uns der Frage, welcher Hr. H. nicht vorgebeugt hat, ob nicht Pindar auch den Orphiker könne vor Augen gehabt haben. Wir fragen nur: wo ist hier eine andere Übereinstimmung, als die dem Stoffe angehört? Mehr Gewicht legt Hr. H. auf die Nebeneinanderstellung von Pyth. 4. 343 und Arg. 326. Aber wie wenig stimmt auch hier zusammen! Jason, stehend ἐν πρύμνῃ, opfert anrufend „den blitzbesperrten Zeus, den Ansturz der Wogen Ἄνεμων τε, Νύκτας τε, und die Pfade des Meers, Ἄματα τ' εὐφρονα und Φιλίαν νόστοιο μοῖραν.“ — Orpheus dagegen ruft als Zeugen des dem Jason geleisteten Eid:

Schwures, die Mächte an, deren Gewalt sie im Begriff waren sich anzuvertrauen, die Götter der Uferströme, des Mittelmeers, bis an das äußerste Gebiet des Weststromes Okeanos, dann λαίφρητος Ἄνεμος, und die goldbeschwingten Hauche, die Sterne, καὶ ἀχλύα Νυκτὸς ἐρεμνῆς, und Ἀύγην ἡελίοιο θοῶν προποδηγέτιν ἵππων. Dann sagt er:

ὄφρα μὲν οὖν εἰκούροι Ἰάσονος ἔμπεδον αἰῶν
μῖμνον μιν προφρόνως ἑνῶν ἐπαρήγονας ἄθλων,
ζωοὶ νοστήσμεν ἐκ πρὸς δώμαδ' ἱερός.

Die „goldene Schale“ Pind. 343. Arg. 326 lassen wir unberücksichtigt, da sie von beiden in ganz entgegengesetzter Beziehung genannt wird; das selbige gilt von der *Heinkehr* am Schlusse beider ausgehobener Stellen. Wie dürftig müßte der Orphiker seine Idee durchgeführt haben, wenn er nicht in einzelnen Punkten mit Pindar zusammengetroffen wäre. Und worin trifft er zusammen? Nur in dem was nicht zu umgehen war, Tag, Nacht, Winde. Und auch hier wie verschieden! Unnachgeahmt blieb gerade das bedeutendste, der ἐγγικέραυτος Zeus, die ῥίται κυμάτων, die Πόντος κέλευθοι, die so recht das Gepräge von Pindars eigenthümlichem Genius tragen. Was sonst noch über die durchgehende Verschiedenheit beider Dichter in Hinsicht des Stoffes zu sagen wäre, gehört nicht hieher.

Über den alexandrinischen Dialekt hat Hr. H. *Vossens* Meinung (f. J. A. L. Z. 1805. No. 140) unvollständig vorgetragen. Nicht aus dem Zeugnisse des Tzetzes, sondern aus ewigen Grundregeln, nach denen Sprachen sich bilden und fortpflanzen, entwickelte dieser, was der Ausdruck: „alexandrinische Mundart“ sagen wolle. In Alexandria sammelten sich Griechen aus verschiedenen Heimathen; jeder von ihnen brachte Provincialismen mit; die verschiedenen Idiome mischten sich, und daraus entstand eine Mundart, die vom Volke geredet, nicht aber von dortigen Schriftstellern, die in *Hellas* verstanden seyn wollten, geschrieben wurde. Wenn daher ein Lykophron die Form πέφρικαν, ἐσχάζουσιν aufnahm: so raffte er sie nicht aus der niedrigen Sprechart der jungen Kolonie auf, sondern wählte sie als feyerliche, dem Prophetentone der Cassandra zustimmende Sprachformen, aus Liedern einer älteren Mundart, aus welcher die ägyptische Kolonie sie ererbt hatte. Es fragt sich: woher die Form πέφρικαν etc.? *Aristophanes*, *Phavorinus*, *Tzetzes* antworten: aus *Attika* und *Chalcis*. In der alt-attischen und ionischen Sprache also müssen jene Formen gesucht werden, die Jahrhunderte nachher von den alexandrinischen Philistern, und besonders von der dortigen Judenschaft, so gemein gemacht wurden. — Nun macht uns Hr. H. auf eine Stelle des *Heraklides* aufmerksam, die er mit den genannten Grammatikern im Widerspruche wähnt (ap. *Eustath.* Od. ξ. p. 1759. 10.) ἡμάρτηται δὲ τὸ εἶα, εἰς Ἀλφὰ περατούμενον, καὶ Ἀσιανῆς ἔχεται φωνῆς καὶ οἱ Ἑλληνίζοντες δὲ ἐν Κιλικίᾳ οὕτω προφέρονται etc. Gut! aber woher nahmen οἱ Ἑλ. ἐν Κ. diese Form? Aus dem attischen und chalcidischen Dialekte würden die Vormänner

des Tzetzes antworten. Gewiss waren es acht griechische Formen, die sie in Kilikia ihren Lehrlingen beibrachten, und zu ihrem Leidwesen erleben mußten, daß sie auch hier, wie zu Alexandria, durch zu häufigen Gebrauch zur alltäglichen Gemeinheit hinabsanken. Meint Hr. H., daß jene Form in Kilikia als Sprachfehler aufkam? Wo ist der Beweis dafür? Oder sollen die Worte: *hic manifesto et sine ambagibus forma Alexandrina peregrinitatis accusatur*, bedeuten, daß sie sich im europäischen Griechenland nicht gefunden habe? Oder — wogegen wir nichts einzuwenden wüßten — daß sie nur aus der athenischen Alltagsprache ausgeschlossen gewesen sey? Sie wurde, nebst anderen Formen, für den feyerlichen Ton der Rede aufgespart, und auch dort nur selten zugelassen, sowie unsere Dichter sich bemühen, den Adel der Formen geußt, fleußt u. s. w. durch seltenen Gebrauch aufrecht zu erhalten. S. 35: *omittinon debebant, quae Heraclides addit: ο οὐν ἀπὸ τῆς ἐνν Φησι μετοχῆς ἔα λέγων ἀντὶ τοῦ ἔον, ἀμαρτάνει ὡς εἰ ἀπὸ τοῦ λαβῶν ἔλαβα φαίν.* Igitur οἱ Ἑλ. εν K. qui ista forma uterentur, secundum Heraclidis etiam sententiam vitiose loquebantur.“ Nach des Heraklides Meinung freylich; aber wer kennt nicht die Sprache der Grammatiker, die jede ungewohnte Form so gerne durch eine über Gebühr ausgedehnte Analogie lächerlich zu machen suchen, und frischweg mit dem Vorwurfe *undeutsch, unrömisch, ungr Griechisch* belegen? Wer möchte blindlings dem Ausspruche eines Grammatikers vertrauen, der sogar die homerische Form ἔα (vergl. *Ath. Dionys. ap. Eust. p. 546. 30. ed. Basf.*) der Unrichtigkeit zeih, weil sie mit seinem Canon

nicht übereinstimmt? Diese altionische Form ἔα hätte Hr. Voss übrigens zur Bestätigung seines behaupteten Satzes benutzen können.

S. 55 beruft sich Hr. H auf Valckenaers Zeugniß, „*qui, quod ad Herod. 8. 68 breviter et in transitu scripserat, postea confirmavit (??) in praecleara illa Diatribe de Aristobulo Judaeo cet.* In der ganzen Diatribe (was Hr. H. hätte mit anführen sollen) wird der Argonautik mit keiner Sylbe gedacht, geschweige ein Beweis geführt von deren Jugend. Nur S. 85 lesen wir: „*de carminibus Orphicis quae supersunt, amici quidam mei quia benigne judicant, quid sentiam, premere decrevi.* Hoc tamen unum dicere liceat. Hymnos qui vocantur, ut multis modis meliora, sic et mihi semper visa poemata ceteris longe antiquiora. War denn Ruhmkienius so schwachlich oder eigensinnig, daß ihn sein Freund mit einer so beleidigenden Schonungsstrafe mußte? Wollen wir, in einer wichtigen Angelegenheit, uns übertäuben lassen durch das Ansehen eines großen Namens, von dem wir doch nichts weiter als das *bon mot*: *hic soxer suis se saepe prodit indiciis*, vernommen haben? — Die Formen *ἔδα* und *ἔτασαν* machten Valckenaers gewiss nicht die Argonautik verdächtig. Die hätten sich, wenn ihr höheres Alter nicht zu erweisen, und das Gedicht übrigens gut war, zur Noth noch wegemendiren lassen. Hatte er ästhetische Gründe, warum entzog er sie uns? Fand er antiquarische Unrichtigkeiten, historische, mythologische, geographische Widersprüche: wie viel ist uns dann durch sein unzeitiges Schweigen verloren gegangen!

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

KURZE ANZEIGEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Elwangen*, im Gasnerischen Indubrie-Comptoir: *Die Clairvoyants, oder Dialogen und Erzählungen aus dem Reiche der Schlafenden*, von P. Mesmer d. Jüngern. 1804. 314 S. 8. (1 Rthlr.) Der etwas räthelhafte Titel verbirgt hinter seiner Dunkelheit allerley Gedanken und Rasonnements über Gegenstände, die zu besprechen, vor einiger Zeit an der Tagesordnung war. Persiflage und Ironie sind die gewöhnlichen Mittel, deren sich der Vf. bedient, um Eindruck zu machen. Mit welchem Glück, werden wir am besten an einer Probe zeigen können. Der Vf. will beweisen, daß unser laufendes Jahrhundert den Namen des *verfeinerten* verdiene, und spricht auch von der Dichtkunst. „Alle schwerfälligen Versarten sind abgeschafft, der Zwang der Füße, den nur ein Tanzmeister in der Dichtkunst konnte erfunden haben, legt keinem Dichter weiter Fesseln an, selbst mit den Endreimen, die doch Hans Sachs, Gottsched und alle Mitglieder der fruchtbringenden Gesellschaft, und die Peynitzschufer (?) hochschätzten, wird es so genau nicht genommen. Klopstock, Zacharia, Uz, Gleim, Gellert, Hagedorn u. s. w. wären doch nur Pedanten; wir also, die Leser und die Herren Reimer, nehmen es nicht übel, wenn kurze und lange Zeilen bunt durch einander stehen, lange Sylben kurz, und kurze lang gebraucht, una *stossen* und *losen* zusammen gereimt werden. Dieß ist die wahre poetische Freyheit — Wie schön lesen sich nicht die Reime eines Falk, Kotzebue, Tieck, Gebrüder Schlegel, und aller der würdigen Männer der neueren Zeit, welche Philoso-

phie und Dichtkunst, sowohl die gereimte als ungereimte, zu verfeinern sich bestreben u. s. w.“ So etwas war wohl nach der freundschaftlichen Zueignung an Herrn Tobias Schwalbe, berühmten Heringshändler in Leipzig, zu erwarten. Man sieht, der Witz des Vfs. ist noch aus dem vorigen Jahrhundert, das noch nicht verfeinert war. Doch nähert er sich bisweilen der neueren Zeit, und das würde öfterer geschehen seyn, wenn der Vf. Zeit dazu gehabt hätte. Aber die Eile, die böse Eile! Sie will doch niemals bey den Schriftstellern gut thun. Aus den Überschriften der verschiedenen Abschnitte mag man die Materien erkennen, über die sich der Vf. herausläßt. Sie sind: Magnetismus, S. 25. Politiker, S. 50. Der Mann, der sich in alle Fächer schickt. Ein biographisches Fragment, S. 74. Cameralia. Sprich, daß diese Steine Brod werden, S. 127. Wem Gott ein Amt giebt, giebt er auch Verstand. Handschriftliches Fragment aus Rabeners Verlaßenschaft, mit des Herausgebers Interpolation, S. 152. Clairvoyante Reisebemerkungen und Anekdoten, S. 190, betreffend Chaussees. S. 195. Jubiläen, S. 199. Hoffeste, S. 364, und englische Parks, S. 208. Über Fürsten - und Volks-Rechte, patriotische Vision eines 'Sonnambulen', S. 214. Der politische literarische Dominikaner-General. Eine Epistel *ad obscurum virum*, S. 307. — Es wird manches wahre, treffende Wort gesagt; auch manches starke; aber man muß es aus den Fluthen mit Mühe fischen.

— or —

FORTSETZUNGEN.

Eisenach, b. Wittekindt: *Die kleinen Freunde der Naturgeschichte* von Adolf Friedr. Höpfner.. Fünfter Theil, 1806

IV. und 360 S. Sechster u. letzter Theil. 1807. IV u. 226 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.) S. Recens. der 3 ersten Th. 1807. No. 41

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 N O V E M B E R , 1 8 0 7 .

GRIECHISCHE LITERATUR.

ROSTOCK, b. Stiller: *Commentatio de Orphei Argonauticis*, scripsit Immanuel G. Hufschke etc.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Der Rec. nicht die Meinung des Hn. H., daß der Orphiker nach Pindar gelebt habe, sondern nur dessen Beweise verdächtig gemacht hat: so will er versuchen, dieselbe Meinung durch bessere Beweise zu unterstützen. In das nach-hesiodische Zeitalter gehören V. 44 *Memphis* und der *Apisdienst*. — V. 41 der *tönarische* Eingang in die Unterwelt. — V. 219 die *Hauptflügel der Boreaden* — und V. 340 die *goldgeflügelten Hauche* (Töchter der ebenfalls geflügelten Hauptwinde). — V. 810: das *goldene Gewand* und die *Strahlenkrone des Aëtes* (V. 1219 der *Kirke*) deuten auf morgenländische Pracht, die, als sie nach den persischen Kriegen in Hellas einheimisch geworden war, auch den Göttern mitgetheilt wurde. Auch die V. 1279 erzählte Fabel vom zerstückelten lyktonischen Lande konnte erst aufkommen, als die Griechen mit *Sardinien* bekannt wurden. — V. 1283 die eine Sirene hat *Lotosflöten*, die andere eine *Laute*; bey Homer singen sie bloß. — V. 225: *Hylas*, *Herakles* Liebling, scheint auch spätere Erdichtung; Homer kennt keine *Knabenliebe*. — V. 64. 454: der Orphiker gebraucht *μέροπες* als Substantiv. S. *Ruhn. ep. cr. 1, p. 85*. — V. 582: *Kaster* als *Reiter* ist auch neueres Ursprunges. V. 175 ist *Παῖον* Name des Apollon. Bey Homer und Hesiod ist der fluchabwendende Ferntreffer Apollon von dem allheilenden Paëon noch verschieden, aber schon im Begriff, dessen völliges Heilamt mit dem Beynamen *Παῖων*, *Παιών* oder *Παῖον* anzunehmen (Il. XVI, 52, vgl. mit Il. I, 473). Kurz vor den Tragikern ging die völlige Vermischung vor sich, s. *Schneider* zu V. 1356. — Daß wir aber dem Orphiker auch kein zu junges Zeitalter anweisen, verbieten andere Stellen. — V. 1055 finden wir den *Boreros Cim.* von einem *βοοκλάπος Τίταν* benannt. Die Fabel also vom Durchgange der Io war, als der Orphiker dichtete, noch nicht befestigt. — V. 376: der *rosfärsige* (vgl. *Myth. Br. 2, p. 265*) Kentaure *Cheiron* des Orphikers kann nicht viel jünger seyn als *Pindar*. Denn wie edel erscheint er noch hier; er ist Erzieher des *Achilleus*, und wird würdig erkannt, mit dem *Orpheus* selbst im Gesange zu wetteifern. In der Folge sanken die Kentauren je später je tiefer in die

J. A. L. Z. 1807. Viertes Band.

Thierheit hinab; ein „halblateinischer Barbar“ hätte den guten *Cheiron*, gleich dem *Sidonius* (*carm. 1, 20; 14, 30*) gewiss ein *wieherndes* Lied anstimmen lassen. — Die geographischen Notizen setzen das Gedicht in die Zeiten der Tragiker, oder des Herodot, wie wir hier an Einem Beyspiele zu zeigen uns begnügen müssen. Um den Anfang der persischen Kriege verlor sich der *Weltstrom* Okeanos allmählich in ein *Weltmeer*. Bey den Schriftstellern aus dieser Periode findet sich daher oft eine Vermischung von beiden Vorstellungen. *Äschylus*, dem im *gef. Prom.* (198) der Vater Okeanos die Erde mit unermüdetem Strom umrollt, und (300) als Stromgott im westlichen Felsengeklüft seines Quells wohnt, sagt gleichwohl (431), daß am Atlas nahe bey dem Eingange des Schattenreichs die anschlagende *Meerluft* brülle; und in einem Fragment des *gef. Prom.* nennet es den östlichen Oceanus *rothes Meer*. Bey *Pindar*, der (*Fragm. ap. Clem. str. 5*) die Quellen des Okeanos erkennt, schiffen (*Pyth. 4, 447*) die Argonauten den *Phasis* hinauf in des Okeanos *Meere*, und in die geröthete *See*. So der Orphiker, Obgleich er die Gestirne (366) aus dem Strom des Okeanos aufgehen, und (512. 537) in den Strom des Okeanos untergehen läßt, nennt er den nördlichen Okeanos (1081) auch *kronische See*, *hyperborisches* und *tothes Meer*; und den westlichen (1169) *atlantisches Meer*, aus welchem die Argonauten (1187) durch die Mündung des Stromes Okeanos ins Mittelmeer zurückkommen. — Wenn Homer den Okeanos den Vater aller Ströme und Quellen nennt, so dachte er ihn mit süßem Gewässer. Bestimmt sagen diese die Nachrichten, welche uns *Plutarch* (*de pl. Ph. 4, 1*) *Seneca* (*n. q. 4, 2*) und der Ungenannte (*de Nili increm.*) aufbewahrt haben: der Okeanos sey nicht nur süß, sondern enthalte auch Wasserthiere, ähnlich den *Krokodilen* und *Wallrossen* im Nil. Demgemäß blühen in *Pindars* seligem Okeanerlande (*Ol. 2, 128*) alle Fruchtblumen und Bäume des gesegneten Agyptens; und der Orphiker läßt seine Argonauten aus dem — wahrscheinlich hier als süß gedachten Okean (1247) ins *Salzmeer* hineinrudern. Nun könnte es befremden, daß gleichwohl (109 und 1103) vom Okeanos der Ausdruck *als* gebraucht wird. Aber solche Sagen fanden in diesem Zeitalter noch nicht so fest, daß sie der Dichter nicht nach Willkühr auch hätte verlassen dürfen. Selbst *Pindar* nennt, trotz seiner glücklichen Okeaniasel „das undurchschiffbare Salzmeer hinter *Herakles Säulen*“ (*Nom. 3, 36*; und *Euripides Fragm. 114 κῆρος ὁράζον ἐξ ἀτλαντικῆς ἀλός*). Das schwam-

M m

kende Bild des Okeanos bekam, als Strom gedacht, süsse, als Meer salzige Flut.

Für abgethan indess hält Rec. die Untersuchung über das Zeitalter dieses Orphikers keineswegs; es dünkt ihm vielmehr nöthig zu seyn, noch einige vorläufige Fragen aufzuwerfen, über die er von Hn. H's. Alterthumskunde Belehrung wünscht: — Dachte sich der Orphiker, wenn er 1063 seine Argonauten durch die lange Mündung der Mäotis in den Okeanos schiffen, und auf beiden Seiten 9 Tage hindurch Pakter, Arkteier, Kaspier, Hyperboreer u. s. w. vorbeyschiffen läßt, eine Verbindung der Mäotis und des kaspischen Meeres? Sind über diese zum Theil dunklen Namen noch irgendwo Nachrichten verborgen? widerspricht der Orphiker dem Herodot, oder verschwieg dieser manches was er wußte, bloß weil ihn seine Geschichte nicht dahin führte? Könnte in diesem Fall Herodot aus dem Orphiker ergänzt werden? — Hat Thunmann Recht, wenn er meint: die Kenntniß des kronischen Meeres (1082) habe Philemon gebracht, weil dieser bey Plinius als Zeuge genannt wird? Kannte Plinius und führte er stets die ältesten Zeugen auf? — Wann werden zuerst Alpen (1125) genannt? Läßt sich etwas aus Herodots Padusfluß Alpis schliessen? Wann wurden die ierischen Inseln (1177) den Griechen bekannt? Hatten sie schon vor Pytheas eine Abndung davon? und wann lebte Pytheas? — Was läßt sich aus der Versetzung der Kirke an die lykäische Veste schliessen? und daß der Orphiker die Mutter der Kirke, Asteropē nennt? — Die thränenreichen Pappeln (953) deuten auf Bernstein. Wo dachte sich der Orphiker den Eridanus? Auf der Okeanfahrt wird keiner genannt. Also den Padus? Dieß bewiese, daß er nach Pherecydes gelebt habe. — Wann nannte man zuerst πόλος (563) den Himmel, κόσμος 757 das Weltall? — 745. 1102 das Meer unter der Helike. Wann bezeichnete man so zuerst den Norden? — Wann kam die Afrologie 37. 209 auf? —

„Haec (Hufch. p. 55), et his similia, idoneis ante exemplis comprobanda sunt, quam sumere pro concesso et probato liceat, scriptorem Argonauticorum aliquot seculis post Hesiodum vixisse.“ D. A. E.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) FRANKFURT a. Mayn, b. Wilmans: Taschenbuch für das Jahr 1808. Der Liebe und Freundschaft gewidmet. 248. S. (1 Thlr. 12 gr.)
- 2) LEIPZIG, b. Niemann: Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Achtzehnter Jahrgang. 1808. Herausgegeben von W. G. Becker. 376 S. (1 Thlr. 16 gr.)

Da der Verleger von No. 1 dießmal selbst in der Pflicht der Freundschaft Liebenden als ein Muster vorgegangen ist, indem er sein Taschenbuch einer geehrten Freundin zueignet: so sollte man daraus schließen, daß dieses jährige Geschenk mehr als sonst, einer solchen schönen Bestimmung werth seyn müsse; aber Rec. fürchtet, daß die meisten Leser keinesweges ihre Vermuthung bestätigt finden werden. So we-

nig entspricht das Buch der gerechten Erwartung und dem günstigen Vorurtheile, mit welchem man es in die Hand zu nehmen pflegt. Im Genuße des mancherley Guten, das es enthält, wird man doch gar zu oft durch mittelmässige, ja schlechte Sachen gestört; und wenn man mit der Hälfte völlig zufrieden ist, so verdient man noch das Gegenlob der Billigkeit. Wahrhaft beleidigend für das Gefühl der Liebe und Freundschaft sind die Miscellen, womit die Unterhaltung eröffnet wird, und zurückschreckend gleich die ersten Worte: Liebe und Freundschaft ist eine Kunst; dem unmittelbar die Behauptung folgt: Selten ist die erste Liebe eine göttliche! Das streitet wider alle Natur und Erfahrung. Weiterhin heisst es: „In die heisse Liebe der Ehe und Freundschaft mischt sich nichts, was ihr Schaden kann. So fallen nur dann Mücken in die Suppe, wenn sie anfangt, kalt zu werden.“ Wie abgeschmackt! „Lerne du Zeit Lebens, was Recht ist; was einem Weibe immer Recht ist, wirst du nie recht lernen können.“ Wie alltäglich! Der Vf. dieser pedantischen Sätze nennt sich Emanuel. (Gott sey mit ihm!) — Der folgende Abschnitt: Parquill auf die jetztlebende schönste Frau in Deutschland von Jean Paul Richter enthält dagegen mehr Geist, als alles Übrige im Buche zusammen genommen. Es ist ein schönes Ideen- und Bilder-Spiel, worin die Phantasie für jede Wahrheit ein passendes Kleid findet; nur manches Wort möchte für Leserinnen fremd und unbekannt seyn. — Swanilde von Fr. Kind, ein Gedicht in schauerlich-lieulich romantischem Ton, hat für den einfachen Schluß zu viel Reiz, Täuschung und Spannung. — Das Jägerlied von Thiersch zeigt von Kraft, die sich noch nicht gestaltet hat. — Die Silfenbraut von Z., ein Geschichtchen am Theetisch, strebt das Romantische mit der Toilette zu verbinden, hat wenig Stoff und Erfindung und doch viel Umständlichkeit; einfach ist es in seinen Bestandtheilen, und doch unwahrscheinlich in der Verknüpfung. Sollte denn ein Bräutigam seine Geliebte nicht erkennen, und wenn er die schöne Unbekannte immer wieder im Walde findet, nie fragen und spähen, woher sie komme? Von den Gedichten der Luise Brachmann trifft der Gefallene durch sanfte elegische Klänge mehr das Herz, als die Phantasie; Idee und Dichtung darin ist zu unbestimmt. Die zu einfache und monologische Idylle: Die Brüder, erfreut durch Gutherzigkeit. Carl Besoldt aber liefert ein Muster von schlechten Hexametern, und eine Auswahl von alltäglichen Gedanken. Die Malerfamilie erregt durch Gehalt und Erfindung ein reelles Interesse, ob es gleich Anfangs zu viel Vordeutungen auf das Ende, und nachher zu gewaltsame Mafsregeln der Herbeyführung hat. — Die Gedichte von Z. breiten mit sanfterquickender Liebllichkeit einen heiteren Himmel über uns aus; eine malerische Fülle schmeichelt unseren Sinnen, aber das Grobe begegnet uns nirgends. Geist und Gedanke erklingen in dem zu reichen Wohlklang der Töne, und geben sich nicht genug in einzelnen Zeichen kund. — Adrastus, von Jacobs, geräth durch die Jamben ins Eintönige, und

büßt durch die Form zu sehr die Freyheit der Kraft ein. — Einfach und mit Theilnahme erzählt L. Brachmann das *Wiederfinden* eines ehemaligen Geliebten. — *Maria*, von Carl Giesebrecht ist mehr Elegie als Romanze; natürliche Empfindung kann man ihr nicht absprechen. — Der *Ochsenhirt*, aus dem Theokrit, von Seume, voll Derbheiten, hieher nicht passend. — Zwey nachfolgende Skizzen sind völlig unbedeutend. — *Glaukos* und *Philemon v. Fr. Thiersch*, schildert die treue Anhänglichkeit und den Tod zweyer Freunde nicht ohne eindringende Kraft; nur das Fremdartige der Sitten und Gebräuche, und das bloß Geschichtliche darin, wird Manchen im Streben nach der Hauptsache ungeduldig machen. — Auch zwey Anekdoten findet man in diesem kleinen Buche, wovon die eine bekannt, und die andere unrichtig ist. — Aus dieser nur allzugroßen Mannichfaltigkeit mag sich denn jeder das Beste herauswählen.

Der jährliche Winterbesuch, No. 2, wird auch diesmal ein willkommener Gast seyn, und in der gemischten Gesellschaft für Klein und Groß, für die Gelehrten wie für die Ungelehrten. Manches zur Unterhaltung beytragen. Da es das gelesenste Taschenbuch ist, so verdient es eine nähere Betrachtung. Fünf Erzählungen nehmen den größeren Raum ein; das Übrige besteht in Gedichten von mancherley Inhalt und Werth. *Sami*, von Fr. Rochlitz, ist eine persische Schneidergeschichte, halb launig, halb zierlich erzählt, und immer angenehm, wenn auch von keiner poetischen Bedeutsamkeit. Der schwankende Ton findet Sicherheit, wo die Geschichte sich drängt, aber ist in Gefahr, wo die aufgerufene Laune mit der Form spielt. *Louise Brachmann* hat sich in dem *Malthefer* die schwere Aufgabe gemacht, allmähliche Veränderungen, die im Herzen vorgehen, geschichtlich darzustellen, um das Neue zu gewinnen, das die Entdeckung von Schwester und Bruderverwandschaft den Liebenden einmal gelegen kommt; doch giebt der angenehme Fluß der Rede dem einfachen Inhalt fast eine zu weite Ausdehnung. *Treue des Glücks*, von A. G. Eberhard, ist durch die Größe und Mannichfaltigkeit des Stoffes anziehend; aber der Umsturz eines ganzen Hauses würde die Phantasie angenehmer treffen, wenn auch die Kinder, besonders Amalie, an dem Stolz des Vaters einigen Antheil gehabt hätten. Ungetrübter bleibt die erregte Theilnahme für die *Erzählung* von Fr. Kind, wo der Leser durch alle Gefahr hindurch zu einem glücklichen Ausgange kommt. Die *Erbin von Bellenz* von M. G. Besser tadelt durch eine gewisse häusliche Gemächlichkeit und durch die Anmuth des periodenreichen Styls den ruhigeren Leser ein; wer die Kühnheit eines genialen Erzählers liebt, möchte damit nicht so zufrieden seyn. — Unter den *Gedichten* nach der Namenfolge hat *Bertrand* in *Minona* den Balladenton gut getroffen, aber zu viel Vorahnung und Worte gebraucht. *Louise Brachmann* äußert in dem Gedichte: *Aus einer gedruckten Novelle*, den Zorn über Untreue, mit wahrer Liebesglut, giebt in den übrigen aber ihrer Anmuth zu wenig Kraft und Phantasie. *Bürde*, dichter-

tend mit prosaischer Gewandtheit, ist im *Frühling* gewöhnlich bis auf den schönen Schluss. *Elisa von der Recke*: Moral in Bildern, der *Epheu* und die *Weinranke* treffend mit Anmuth. *Gramberg* leicht und lieblich im Wechselspiel des Innern und Außern, zwischen Bild und Empfindung, wie diefs: *Im Walde* und *das Kind und der Schmetterling* besonders bestätigen; im Verse zuweilen nachlässig. *Hong* in Epigrammen gewandt und zusagend, wenn auch ohne poetische Tiefe, in *Molly's Klage* vorzüglich deutlich und überraschend zugleich. *Theodor Hell* im *Trost der Religion* fromm betheuernd, fast mit Kanzelberedsamkeit. *A. H. Lied bey'm Bischof zu singen* empfiehlt sich durch gesellige Laune und Munterkeit. *Isidorus Orientalis* im lieblichen Spiel der Bilder und Töne mit Gedanken erinnernd an Flemming, in manchen Versen nach steifer Übersetzermanier nicht fließend und lebendig, im Reim (wie *Wesen* und *Vergessen*) oft fehlerhaft. *P. Fr. Kannegiesser* philosophisch-lehrend mit kühnen Bildern, gehäuft bis zur Beschwerlichkeit. *Fr. Kind* in allen gemüthlich und zart, in der *Verkündigung* zu wortreich, der Vers zu gleitend, zur alten Einfachheit nicht naiv genug, im *Perlenschmuck* erfreuend durch eine neue schöne Dichtung, in *Anuchen* fast zu fromm und süßlich. *Kretschmann*, diesmal wenig munter und gefällig, in der *Romanze* an *Doris* fast den feineren Sinn beleidigend. *A. Kuhn* geschickt in Wortfügungen, in Malereyen nicht ohne Erfolg. *v. Kyaw* zu dieser Zeit nicht mit Laune und sonderlichen Einfällen gesegnet, in dem größeren Gedichte zu aufzählend, sonst schätzbar im Epigramm. *Langebein* durch originelle, besonders witzige Einfälle unterhaltend, bewährt sich vorzüglich in den Gedichten: der *Dichter und die Feder* und im *Substitut des heiligen Georgs*, giebt aber auch dem Ernste sein Theil, spricht *Muth im Unglück*, und weniger frey im Übermuth streift er an die Satyre. Die *Fahrt ins Heu* und der *Plauderer* lassen die Volkslieder, wonach sie gebildet sind, in allen Ehren. Das Lied vom *Grafen v. Löwenstein-Werthheim* verbindet Bescheidenheit und Anmuth. *Meissner* giebt längst bekannte Moral. *Nöller* tröstet in volltönenden Stansen. *Arthur von Nordstern* mit anstrengender Kraft, beschränkt durch praktische Tendenzen. *Pfeffel* schenkt zwey willkommene Gaben. *Pfister* (Fr. Ritter) befehlt seine Beschreibung nicht genug durch eine durchherrschende Idee. *G. P. Schmidt*, sanft ansprechend, geneigt zum leichten Liede; *Alte und neue Zeit* und des *Fremdlings Abendlied* bis auf den letzten Vers empfehlen sich besonders. *St. Schütze* in Plan und Inhalt erfinderisch, in der Ausführung nicht immer glücklich. Wir nennen diesmal den *Teufel* und die *Malerin* und *Lebenslauf der Welt*, obgleich in letzterem der Stoff die Form überwiegt. *Tiedge*, lehrend, doch herzlich dabey.

Noch ist zu bemerken, daß diefs Taschenbuch im Äußeren gewonnen, und auch dadurch eine Verbesserung erhalten hat, daß der musicalische Theil zu einer besonderen Beylage abgefondert ist. Aber es herrscht noch immer der Übelstand darin, daß

die Kupfer zu den Erzählungen ein Jahr später geliefert, und dazu gewöhnlich auch Situationen gewählt werden, die bey der mangelhaften Ausführung doch wenigstens der Idee nach interessanter seyn sollten.

Bd.

BREMEN, b. Müller: Sertorius. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Carl Giesebrecht, Conrector am Gymn. zu Bremen. 1807. 180 S. 8. (20 gr.)

Schon vor mehreren Jahren hat sich Hr. G. durch Behandlung eines Gegenstandes aus dem Gebiet der romantischen Poesie, durch eine *Armida*, als dramatischer Dichter bekannt gemacht. Wenn es ihm damals an eigener Kraft fehlte, einem Gegenstand ohne sonderliche Handlung und höheres Interesse tragisches Leben einzuhauchen: so ist er jetzt, auf die entgegengesetzte Art — wenn auch nach demselben Princip, dem der Kraftlosigkeit — einem übergewaltigen, zu progressiven Object unterlegen, da der Held überall mit dem Dichter durchgeht.

Es ist möglich, daß in der Sinnesart des *Sertorius*, eines ernsten, gediegenen römischen Mannes, der, von einer unverbrüchlichen Consequenz wider sein geliebtes Vaterland bewaffnet, lange von wechsellosem Glück geleitet, siegreich im Felde gegen gewaltige Feinde, endlich durch die üble Laune eines nie geahndeten Widersachers Opfer heimlicher Tücke wird; daß in seinen oft peinlich verwickelten Verhältnissen und in manchen einzelnen Ereignissen Momente liegen, die ihn zum Rang eines tragischen Helden erheben — sowie denn auch Hr. G. schon an *Cornelle* einen Vorgänger hat. — Unter jene Momente zählen wir besonders den Zwang einer eifernden Nothwendigkeit, gegen seine eigenen Landsleute streiten zu müssen, so sehr immer sein römischer Patriotensinn darüber traure, eine Nothwendigkeit, deren Schuld auf ihn zurückfällt, weil er sie selbst durch frühere Theilnahme an Bürgerfehden herbeygeführt hat. Dieser unaufhörliche Kampf mit zwey einander entgegen arbeitenden Gefühlen hätte in der vom *Plutarchos* (*Sertor. 22. T. 4. p. 31. Hutt.*) so bewunderten Liebe des *Sertorius* zu seiner Mutter ein Analogon gefunden, in welchem sich der Schmerz, den er nur besiegen, nie vertilgen konnte, schicklich individualisirt und menschlicher ausgesprochen haben würde, eine Vereinigung zweyer verwandten Ideen in Einem Gegenstande, wie sie im *Egmont* ausgeführt ist. Alsdann hätte dem Dichter freygestanden, diesen inneren Kampf bis an den Tod des Helden fortzuführen, der sich auf diese Art beruhigend und versöhnend an ein unruhiges und uneiniges Leben gefügt hätte.

Aber diesen einfachen, historischen Weg hat Hr. G. ganz verlassen. Denn die bedeutendsten und offenbar mit der größten Liebe ausgeführten Figuren des Drama, *Fannius*, *Sextus* und *Cleocordia*, sind

des Vfs. eigene Geschöpfe, woraus denn von selbst folgt, daß auch die Handlung des Stücks einen ziemlichen Zusatz von willkürlicher Fiction erhalten hat. Ja, auch an den Personen, deren Namen historisch sind, wird niemand Hn. G. das Eigenthumsrecht bestreiten; nur den *Pompejus* und den *Perpenna* nehmen wir aus, in deren Darstellung historische Treue mit innerer Consequenz vereinigt ist. Aus dem *Sertorius* ist unvermerkt ein zweyter, nur etwas antiquirter *Rinaldo* geworden, welchem gemäß denn auch das Stück gewendet, und die Ernordung motivirt ist. Der Abgott seines Heers nämlich, gelangt er unbefiegt nach *Osca*, wo er den Reizen der Königin *Cleocordia* erliegen muß. Vergessend also des Kriegs, lebt er dort die Tage im Element weichen Müßiggangs hin, während die Macht seiner Gegner wächst, und der Muth seiner Schaaren mit der Liebe zu ihm sinkt, welches dann auch den glücklichen Ausgang von *Perpennas* Verschwörung herbeyführt. *Sertorius* ermannt sich endlich doch wieder so weit, daß er noch einmal das Glück der Schlachten zu versuchen sich entschließt. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir, daß er der *Cleocordia*, die ihn doch schon bey seiner Ankunft mit einer ziemlich verständlichen Liebeserklärung empfängt, noch nichts von seinen Wünschen entdeckt hat, ein Geständniß, das ihm erst der bittere Augenblick des Scheidens entreißt! Also, während wir glauben, er erfreue sich nach rechter Heroenart der schönen Geliebten, träumt er von ihr, und hält sich an die *hölzerne Mandandane*! Dabey wandelt uns, wie seinem Heer, etwas ganz Natürliches von Unwillen an. Aber freylich ist er das ganze Trauerspiel durch so sentimental und resignirt, so ohne allen männlichen Trotz, ja so christlich fromm möchten wir sagen; sind es eben so, mehr und minder, die übrigen Personen, besonders die schwärmende *Cleocordia* und der abndungschwangere Knabe *Sextus*, bey dem uns zuweilen etwas unheimlich werden wollte, weil uns hie und da der Schatten eines wohl bekannten, bedeutungsvolleren Wesens zu umflattern schien. Wie wunderlich sich zwischen allen diesen Erinnerungen an das Zeitalter der Chevalerie römische Nationalausdrücke und Gottheiten präsentiren, können wir nicht sagen. Wenn wir aber diese Quiriten in einer förmlichen Curie versammelt sehen, dann möchten wir ihnen jeden Augenblick mit Hn. G. eigenen Worten S. 53 zürufen:

Habt, weise Väter, ihr den stolzen Sinn,
Habt ihr der Worte prunkend Nichts vernommen?
Sprecht denn, wie es für Römer sich ziemt. —

Die gerügten Fehler schliessen nicht aus ein gefälliges, oft edles und beredtes Organ der Darstellung, eine durchaus gewählte Sprache und einen größtentheils untadelhaften Versbau. Vom Reim aber hat der Vf. nicht den rechten und wirksamen Gebrauch zu machen verstanden.

P.

NEUE AUFLAGEN.

Berlin, b. Lange: *Gedichte-Sammlung für Schulen*. Herausgegeben von Aug. Moring, Prof. an der königl. Militär-

Akademie, und Vorsteher zweyer Schulen. 2 Bdchen. 5 Aufg. 1806. 248 S. 8. (6 Gr.).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 N O V E M B E R, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Q. Curtii Rufi de rebus gestis Alexandri Magni. regis Macedonum, libri superflites: ad optimorum exemplarium fidem recensiti, atque prooemio et indice rerum instructi a Friedr. Schmieder.* 1804. XXI u. 331 S. 8. Dazu *Commentarius perpetuus in Q. Curtii Rufi — libros.* 1804. 352 S. 8. (Zusammen 1 Rthlr. 16 Gr.)

Wir fahren fort, die unter Beforgung des Hn. Ruperthi erschienene Autorensuite anzuzeigen. (Vrgl. 1807. N. 218 und 246). Der dritte Band derselben enthält den *Schmiederschen Curtius*. Der Text ist nach Freinsheim und Snakenburg abgedruckt, doch öfter nach dem Cod. Theocreni, dem Bodlejanus und den Oxforder verbessert worden. Oben über dem Text sind die Olympiaden und die Jahre *ante Chr.* bemerkt. Gleich hinter demselben folgt ein *Index historicus*, und alsdann der mit Fleiß gearbeitete Commentar, der sich aber größtentheils mit Widerlegung und Berichtigung der historischen und geographischen Irrthümer des Curtius beschäftigt, und die Erzählungen des Arrian, Diodorus Sic. u. a. genau vergleicht. So wenig wir die Verdienste des Herausg. um solche, so wie um Stellen anderer Art, verkennen: so fanden wir uns doch gar oft, besonders wo kritische Schwierigkeiten beseitigt wurden, von des Vfs. Meinung abzuweichen genöthigt. Was aber die häufigen Vorwürfe des Hn. S. gegen die historischen Irrthümer seines Schriftstellers betrifft: so behaupten wir, daß er dem guten Curtius eben so oft Unrecht gethan hat.

In der Vorrede hat Hr. Schm. eine Recherche über das Alter des Curtius angestellt, welche aber, wie leicht zu vermuthen war, auf nichts Gewisses führt. Er weicht von der bekannten Meinung des Perizonius ab der diesen Schriftsteller, nach Suetonius *de claris oratoribus*, zugleich in Beziehung auf eine sprechende Stelle im Curtius selbst 10. 9. 3. unter die Regierung des Tiberius setzt. Hr. S. macht auf die Wörter *pissimus, sagittare*, die nur erst später bey Antonius vorkommen, auf die Stelle 6. 11. 8 im Curtius, wo Philotas den Feldherren des Alexanders *per salutem Alexandri* zu schwören befiehlt, da doch Tertullian, Apologet, c. 32. sagt, daß die Heyden bloß *per genium principis*, die Christen *per salut. princ.* zu schwören pflegten, und endlich auf die Stellen aufmerksam, wo C. eine Unzufriedenheit mit dem Glauben des Alex. von Weissagungen äußert. Aus allem dem zieht der Herausg. den Schluss, daß C. mehrere

Jahrhunderte später gelebt, und wohl ein christlicher Scribent gewesen sey. Allein gegen die Beweiskraft jedes dieser Gründe ließe sich mancher Zweifel erheben. Auch gesteht Hr. S. selbst die Unzulänglichkeit derselben zu, wiewohl er meint, daß sie die Erklärung des Bagnolo (*dell' eta di Q. Curzio l'istorico ragionamento* Bonon. 1741,) von jener Stelle 10. 9. 3 wahrscheinlich machten, der sie auf des Constantinus Übernahme der Regierung nach dem Tode des Constantius bezieht, wodurch nämlich alle Unruhe und Zwietracht im Reiche vermieden worden sey, so daß Curtius unter die Regierung des Constantius zu setzen wäre. Mit Recht wird von Hn. S. erwidert, daß der Stelle zufolge man sich eine schnelle Entfernung aller drohenden Unruhen durch die Thronbesteigung des Regenten denken müsse; Constantinus aber habe 17 Jahre hernach erst allein die Regierung geführt. Es bleibt daher die Meinung des Perizonius gewiß die wahrscheinlichste, daß Curtius unter der Regierung des Tiberius gelebt habe. Sodann folgt die Beurtheilung des Styls des Curtius, und des historischen Werthes desselben, wozu der Commentar selbst der beste Beleg ist, den wir nunmehr näher betrachten.

Nachdem der Herausg. allerley historische und geographische Irrthümer seines Autors gerügt, kommt er auf C. 6, 19, wo Curtius vom Alexander sagt: *Aetas quoque vix tantis matura rebus, sed abunde sufficiens, omnia ejus opera honestabat.* Hier findet er einen Widerspruch, wiefern die *aetas vix matura* — gleichwohl *abunde sufficiens* genannt werde, und hält die Stelle für corrupt. Allein *matura* steht allgemein, *sufficiens* bloß in Bezug auf Alexander. Daß Alex. in den Jahren, wo man kaum reif ist zu großen Unternehmungen, demohngeachtet völlig die Kraft und Reife hatte, und seine Jugend ihm nicht hinderlich war; das vergrößerte den Ruhm seiner Thaten.

Als Alexander bey Issus ankommt (C. 7), fragt er, ob man hier nicht Halt machen, und die Verstärkungen aus Macedonien erwarten wolle, *an opperundi essent milites novi, quos ex Macedonia adventare constabat.* Die Worte von *novi milites* an halt Hr. S. für Glossen. Wie sonderbar aber würde es seyn, wenn Curtius hätte sagen wollen: *an opperundi essent*, ohne daß vorher der *hostes* im geringsten gedacht gewesen. Sodann beweiset der Umstand, daß bey Curtius anderwärts, sowie bey Arrian, nichts von diesen Verstärkungen vorkomme, vielmehr gegen die Vermuthung, daß dergleichen ein Glossator in den Text gesetzt habe. Wenn Hr. S. hinzufügt, daß Alexander die Verstärkungen, die er zu erwarten gehabte, vor

dem Einzug in Cilicien erhalten habe, nach C. I, 10: so zweifeln wir gar sehr, daß man auf dem Wege einer richtigen Interpretation dergleichen aus den Worten: *Omnes copias suas contraxit*, herausbringen könne. Hr. S. bemerkt noch, Parmenio antworre gar nicht in Bezug auf die *novi milites*, und Alexander erwiedere: *Inter sylvas opp. esse hostem*. Allein durch Parmenios Antwort kommt erst die Rede auf den Feind; Parmenio macht Alexandern auf das, woran dieser, seiner Äußerung nach, gar noch nicht dachte, aufmerksam, nämlich auf die für seine Armee passende Lage der Gegend, um mit Vortheil gegen die Legionen des Darius zu kämpfen, und hält ihm also einen weit stärkeren Bewegungsgrund vor, hier mit der Armee zu halten. — Während Alexander durch den Pafs am Meere nach Cilicien drang, ging Darius durch den amanischen Pafs in diese Provinz. Hier erzählt C.: Die Perfer glaubten, da sie Ißus verlassen hätten, und Verwundete, die der Armee langsam nachfolgten, gefangen worden waren, die Griechen hätten die Flucht ergriffen. Diese Äußerung des C. findet aber Hr. S. sehr sonderbar, da die Perfer mit ihrem Eintritt in Cilicien doch nothwendig erfahren mußten, daß Alex. mit seinem Heere nach Syrien gedrungen sey. Wir geben dies Hr. S. zu, ohne deshalb die Erzählung absurd zu finden. Darius konnte sehr gut die Nachricht gleich Anfangs bekommen haben, daß Alex. durch den Pafs unten am Meere nach Syrien vordringe: als er aber nach Ißus kam, und diese Stadt, die sie vorher erobert hatten, von ihnen ganz verlassen sah, als man überdies auf die Verwundeten kiefs, die der Armee nicht hatten nachkommen können: so glaubte man, daß sie flohen. — Cap. 19. sehen wir gar nicht ein, wie in der Stelle: *Itaque positi in medium Persarum undique circumfusi egregie se tuebantur*, das *Persarum* für ein *Genus* erklärt werden kann. Es heißt ausdrücklich vorher, Alex. ließ einen Theil seiner Armee unter die Feinde stürzen; und dann, würde nicht Curtius, wenn ein Angriff von beiden Heeren zu verstehen wäre, sich anders ausgedrückt haben? Es scheint vielmehr, als habe das nachher erzählte Zusammentreffen der Pfeile, welches die Macedonier an der nöthigen Vertheidigung hinderte, zu dieser falschen Ansicht von der Stelle Anlaß gegeben. Allein dieses Zusammentreffen ist wieder falsch gefaßt worden. Denn wenn C. fortfahrt: *Sed conferti et quasi cohaerentes tela vibrare non poterant; simul erant emissa, in eisdem concurrentia implicabantur*: so glaubt Hr. S., daß dies vom Zusammentreffen der Pfeile der einander gegenüberstehenden, oder von beiden Seiten eindringenden, Heere zu verstehen sey. Nach dieser Erklärung aber bleibt das *in eisdem concurrentia* so dunkel im Texte, wie es im Commentar geblieben ist. Wir müssen daher bloß an die Macedonier denken, die, weil sie in dichten Schaaren in den Feind drangen, indem sie ihre Pfeile abschleuderten, die Wirkung ihres Pfeilwurfs vernichteten, weil die Pfeile oft auf einen Punkt hin abgeworfen, an einander schlugen, und so den Flug und die Kraft gegenseitig schwächten. —

Nach 4 B. Kap. 1. 30 zog Amyntas, welcher vom Alexander abgefallen war, mit 400 Griechen nach Aegypten, um dort zu erobern. Da er wußte, daß die Aegyptier die Perfer heftig anfeindeten, so that Amyntas, wie C. ausdrücklich sagt, als sey er vom Darius vorangeschickt: *Ad cuius famam Aeg. gens. rebus renovandis apta, ex vicis et urbibus ad hoc ipsum concurrunt, ad delenda praefidia Persarum*. Hier hält der Herausg. die Worte: *Ad hoc ipsum* für einen sonderbaren und unerklärlichen Zusatz. Der Sinn ist kein anderer als: Bey dieser Nachricht stürzten sie herbey von allen Orten, in derselben Absicht, die sie, die Griechen, hatten, nämlich die persischen Besatzungen zu ermorden. Curtius setzt hinzu: *Sed eos Amyntas praefidio superatos in urbem compellit, castrisque positus, victores ad populandos agros eduxit, ac velut in medio positus omnibus hostium, cuncta agebantur*. Hier bemerkt Hr. S., daß VV. LL. in den Codd. wären, ohne sie anzuführen, auch sey die Stelle ganz unverständlich; Scheffer streiche *ac* weg, fange von *velut* die Periode an, und erkläre: *Während die ganze Macht des Feindes den Griechen Preis gegeben sey. Aber wie kann in medio positus esse dieses bedeuten?* C. hätte eben gesagt, Amyntas habe die Aegyptier in die Stadt Memphis getrieben, nachdem er sie in einem förmlichen Treffen geschlagen, und nun ging alles rings um den Feind vor, der mit seiner Macht gleichsam in der Mitte war. Das ist der einfache Sinn dieser Stelle. Im 1ten B. c. 6 heißt es bey der Belagerung von Gaza, daß Alex., da er, wegen des vielen Sandes, Streithürme an die Mauer nicht konnte rücken lassen, *receptus signum dedit, posteroque die muros coram circumdari iussit*. Damit, behauptet Hr. S., habe C. bloß sagen wollen, er habe die Vestung mit Soldaten einschließen lassen, wie man aus den folgenden Worten: *Orto sole priusquam admovent exercitum, Deum exposcit opem* deutlich sehe. Aber Alex. mußte ja, wie der ganze Zusammenhang lehrt, schon deswegen die Armee näher rücken lassen, um eben jenen Wall vor der Vestung aufzuwerfen. Völlig ungerecht aber und lächerlich ist der Vorwurf, daß Curtius das *χῆμα χωννύων ἐν κήλῳ πάντας τῆς πόλεως* des Arrian nur so gefaßt und übersetzt, weil er sich aus Unvorsichtigkeit gar nicht anders zu helfen gewußt. Bald darauf: *Alex. nondum percurato vulnere aggerem, quo moenium altitudinem aequaret, exstruxit, et pluribus cuniculis murum subruere iussit*. Hier giebt der Herausg. dem C. zweyerley Unbesonnenheiten Schuld; Erstlich, daß er sage, Alexander habe einen Wall auführen lassen so hoch wie die Stadtmauer selbst; da Arrian ausdrücklich berichte, daß die Stadt auf einem Hügel gelegen. Mußte denn aber nicht der Wall so hoch seyn, wenn der Zweck erreicht werden sollte, daß man Pfeile und anderes Geschütz auf die Belagerten auf der Mauer und in die Stadt abschleuderte (wie ausdrücklich Curtius sagt)? und muß man denn gerade die Anhöhe, auf welcher die Stadt lag, so hoch denken? Zweytens faßt Hr. S. die Erzählung des C. so, als sey nach derselben ein ganz neuer Wall aufgeworfen worden. Wie so? sieht freylich nie-

mand ein; Curtius habe gefühlt, daß unmöglich zweymal ein solches Werk habe unternommen werden können, er habe daher das *corona circumdare* des Arrianus oben so erklärt, als sey es von der Einschließung der Stadt durch Soldaten zu verstehen. Aber wer wird die Worte: *vix percurato vulnere aggerem extruere jussit*, so fassen? Woraus wollen wir beweisen, daß C. nicht denselben Wall meine, von dem er erst gesprochen hat, und dessen Bau durch das Prodigium und die Verwundung Alexanders unterbrochen worden war? — Kap. 12 glaubt Hr. S. wiederum, daß die große Stelle von *movebant* bis *contenderent* eingeschoben sey von fremder Hand, weil nämlich alles bloß auf die Schlacht bey Issus passe. Alexander steht hier der feindlichen Armee bey Gaugamela gegenüber, und ist zweifelhaft, ob er schlagen solle. Da heist es denn weiter: *movebat etiam cum multitudine hostium, respectu paucitatis suae gentis; sed interdum reputabat, quantas res cum hac gente gessisset. Itaque quum spes metum vinceret, periculosius bellum differre ratus ne desperatio suis cresceret, dissimulato eo, mercenarium equitem ex Paeonia praeced. jubet etc.* Diese Stelle kommt bis *dissimulato* wörtlich bey Justinus II, 9 vor, und hat unfehlbar Hn. S. auf den Gedanken gebracht, daß auch die ganze nachfolgende Stelle bis *contenderent* ein Glossen sey. Mit welchen Gründen wird er uns aber widerlegen, wenn wir umgekehrt behaupten, daß die Stelle aus dem Curtius in den Justinus gekommen sey? Etwa aus der Bestimmung der Zeit, in welcher die Autoren lebten? Daraus gewiß auch nicht, daß er die Rede, da wo die Stelle mit dem folgenden verbunden ist, *Nulla* nennt. *Pavore* konnte ja C. nicht einmal statt *to* sagen, weil es nicht auf *metus* geht, sondern auf den ganzen Satz, daß die Hoffnung die Furcht besiegte bey Alexander. Der Zusammenhang ist überall leicht und natürlich. Doch gesetzt, die Stelle wäre interpolirt: so wird Hr. S. zugeben, daß wenn das Folgende auch eingeschoben seyn soll, dies aus besonderen Gründen erwiesen werden müsse. Aber jene Gründe sind keineswegs stringent. Schon der Umstand, daß hier der Anfang von einer Schlacht so gut wie dort, wo die Schlacht bey I. beschrieben ist, geschildert wird, mußte wenigstens in Rücksicht der Art des Angriffs in diese Beschreibungen eine Ähnlichkeit bringen. Daher man sich nicht wundern darf, wenn Alexander auch hier die Flügel der Phalanx durch Reuterey decken läßt, was er wirklich in der Schlacht bey Arbela that, wie wir aus der folgenden Stelle 13, 40, wo Curtius dies noch einmal sagt, sehen, und eben so wenig darüber, daß er auch hier die Phalanx in zwey Abtheilungen aufmarschiren läßt, was Curtius ebenfalls §. 3 erinnert hatte. Wir sehen also aus andern Stellen, wenn wir nicht auch diese für untergeschoben hatten wollen, daß, was hier in dem vertheilten Glossen steht, nicht bloß bey Issus, sondern auch bey Arbela sich zutrug. Weiter heist es: *nitidior lux, discussa caligine, aciem hostium ostenderat.* Eben so, sagt Hr. S., steht in der arrianischen Beschreibung der Schlacht bey Issus, wo noch hinzuge-

setzt ist: *ὁρὸν τὴν ἐξοχὰν*. Allein Curtius meint hier nicht ein nächtliches Dunkel, sondern einen Nebel, der, durch wässrige Dünste veranlaßt, auf den Bergen aufstieg §. 20. *ibid. cap.* Hr. S. ist daher auch nicht geneigt, dies für eine Ähnlichkeit auszugeben, oder zu glauben, als habe man das hieher getragen, was bey Issus passiert sey; sondern veranlaßt durch die nur fern ähnlichen Umstände habe man sie eingeschoben!! Wenn es ferner heist, daß die Macedonier ein Feldgeschrey erhoben haben: so glauben wir nicht, daß eine Ähnlichkeit der Art einen solchen kritischen Argwohn veranlassen könne. Es heist hier überdies, vor Streitbegierde erhoben die Macedonier zuerst das Feldgeschrey, hernach die Perfer. In der Schlacht bey Issus war es umgekehrt. Endlich findet der Vf. noch eine Ähnlichkeit dieser Schilderung mit jener Beschreibung, wodurch geradezu ein Widerspruch mit einer vorhergehenden Stelle des Curtius, und der Verdacht, daß sie eine Copie von jener sey, um so mehr veranlaßt wird, nämlich darin: es heist das Feldgeschrey erfüllt die *circumjecta nemora et vales*, just wie in jener Beschreibung 3, 10, 2, da doch Curtius 4, 9, 10 diese Gegend ganz plan genannt hat, wo auch nicht ein Gesträuch stand. Allein die Gegend am Burnado war doch nicht die Gegend bey Arbela, wohin er erst nach vielen Tagereisen kam? Vielmehr sehen wir aus dem Vorhergehenden: *sed caligo quæ circa humidi montes effuderant*, daß die Gegend um Arbela wirklich bergig war.

Es erhellt aus diesen Bemerkungen, was sich aus mehreren Stellen darthun ließe, daß in diesem Commentare, neben dem Gründlichen und Wahren, auch gar manches nicht Gründliche und Irrige anzutreffen ist.

W.

- 1) ERFURT, b. Hennings: *Vorschule zu Roms Dichtern*. Sammlung einiger auserlesener Stellen aus den alten lateinischen Dichtern für junge Leute mit Anmerkungen und Einleitungen herausgegeben von Albert Christian Meineke 1806. VIII u. 576 S. 8. (2 Thlr.).
- 2) Ebendasselbst: *Vorschule zu Homers*. Sammlung einiger vorzüglicher Stellen aus der Iliade, mit untergelegter Analyse und Worterklärungen. Nebst einem Präparationsbuche zum ersten und zweyten Gesange der Iliade von A. C. Meineke, 1806. XII u. 242 u. 98 S. (1 Thlr. 16 Gr.). (Das Präparationsbuch wird auch unter einem besondern Titel für 8 Gr. allein verkauft.)

Mit anspruchloser Bescheidenheit überlebt ein achtungswürdiger Lehrer der Jugend (welcher jetzt leider schon zu leben und zu wirken aufgehört hat,) dem Publicum einige Vorbereitungsmitel zur Lectüre der Griechen und Römer, aus warmem Enthusiasmus für die Bildung der Jugend, in redlicher Ueberzeugung, uns etwas Brauchbares geliefert zu haben. Umso mehr schmerzt es den Rec., daß er nur die Absicht des Vfs., und nicht zugleich auch den Zweck der gelieferten Bücher unbedingt guthießen kann — No. 1 enthält *Beschreibungen* (z. B. der Zeitalter und Jah-

reszeiten, mythologischer Personen, personificirter Charaktere) und *Vergleichungen* (z. B. des Turnus mit einem Löwen, der Thränen mit einem Strom) welche Hr. M. aus röm. Dichtern entlehnt hat. In Rückficht auf den Zweck dieses Buches sagt die Vorrede: „Der Jüngling soll Proben von der Schreibart mehrerer Schriftsteller erhalten, und durch diese rhetorische Schilderungen wie durch die Parthien eines Lustgartens hinwandeln“. Aber wozu diese Proben von der Schreibart mehrerer Schriftsteller? Damit der Jüngling den Charakter jedes Autors durch Vergleichung kennen lerne? Eine solche Vergleichung — wenn sie mehr als oberflächlich seyn soll — ist weder Jünglingsache, noch setzen ihn solche aphoristische Proben in den Stand, sie gehörig anzustellen. Und was den Lustgarten betrifft, so müssen Leser des *Horaz*, *Virgil*, *Catull* u. s. w. um ihren Geschmack zu bilden, nicht nach rhetorischen Beschreibungen und moralischen Charakterschilderungen umhersuchen; sondern das weite Gebiet des Schönen zu ihrem Studium machen, und für das Ganze der Composition eines Kunstwerkes, wie für die tiefer liegenden Schönheiten desselben, ihren Sinn zu schärfen sich bemühen. Die literarischen Notizen sind schätzbar, die Anmerkungen sind, als Commentar betrachtet — und was anders können sie seyn sollen? — nicht umfassend genug, oft unrichtig. —

Num. 2 ist ein Beweis von Hn. Ms. in niger Liebe für den Vater der Dichtkunst, und von seinem löblichen Eifer, das grammatische und lexikalische Verſtehen desselben zu befördern. Aber da eine unmittelbar mitgetheilte, man könnte sagen geoffenbarte, Kenntniß nicht halb so tief haftet als eine selbsterworbne: so wird derjenige Lehrer, der den Anfänger der Mühe überhebt, die Worte im Lexikon, die grammatischen Formen in der Grammatik selbst nachzuschlagen, und deren Localbedeutung durch eigenes Nachdenken zu ergründen, seinen Schüler zwar schneller, aber gewiß nicht gründlicher, in die Lectüre des Homer einführen. Wie gewonnen, so zerronnen! heißt es von allem eingetrichterten Wissen. Und eben die Mühe des Lernenden, eines nach dem Anderen aufzusuchen, und das einzeln gefundene bald so, bald anders, an einander zu fügen

und zu passen, bis es zusammenhält, und einen Sinn giebt, eben diese Anstrengung und Beeiferung erweckt und stärkt ja die Fähigkeiten der Seele. Ist es nicht Elends genug, daß man der Jugend deutsche Geisteswerke auf gut Glück hingeben, und es ihrer Willkür überlassen muß, ob sie solche studiren oder nur lesen will? Wollen wir auch die Lectüre der Alten, welche bisher noch zum Nachdenken zwang, auf die bequemste und behaglichste Weise in die Köpfe des lesenden Anwachsers hineinspielen? Nur selbständige Thätigkeit des Geistes gewährt dem Denkvermögen Energie, und einen festen, sicheren Gang; da hingegen Eingebung von außen her an ein erschlaffendes geistiges Schlendern, an das leidige Obenhinthat gewöhnt. — Wenn aber Rec. im Allgemeinen den Bequemlichkeitsbrücken für die Jugend abhold ist: so tadelt er namentlich an Hn. Ms. Vorſchule des Homer, daß fast niemals der Grundbegriff eines Wortes angegeben ist, sondern meistens nur specielle Modificationen desselben. Diefes erschwert das Erlernen einer Sprache; denn das Gedächtniß faßt leichter den mit dem Verſtande übersehenen Totalumfang eines Begriffes, als mehrere ohne Verſtandesthätigkeit historisch erlernte Wortbedeutungen. Belege sind in Menge vorrätig, z. B. *δεινός*, *schrecklich* statt: *erstaunlich*, *gewaltig*; *ἰκνεύς*, *günstig*, *glücklich*, statt: *secundus* (von *sequor*, *ἴκω*) *nachfolgend*, *begleitend*, daher vom Fahrwinde *günstig*; *ἐπιχέειν*, *aufrichten*, statt: *auffchütten*; *τιω* ich ehre *räche*, statt: *ich vergelte*, daher ich ehre, *räche*; *ὀψμαινεῖν*, *denken*, statt: *wogen*, als neutr. und activ; daher: *einen Gedanken in der Seele hin- und herwälzen*, *erwägen*. Der Unterschied zwischen activ. und med. bey transitiven Zeitwörtern, und ihre, trotz der Verschiedenheit der Form, gleiche Bedeutung bey neutralen Begriffen ist nirgend angedeutet. Gegen die Richtigkeit der Anmerkungen dürfte auch hier oft etwas einzuwenden seyn. II. II. 460 *ἄσιος*, in *Asien* gelegen. *Asia* als Welttheil kannte Homer nicht. *Λειμὼν*, *eine Aue*; so hieß vornehmlich die Aue am Kayter in Lydien, wie bey uns an der Unſtrut eine Gegend heißt: „die goldne Aue“. Was soll das? Der *accentlose* Druck in den Anmerkungen ist nicht zu loben.

D. A. E.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Berlin und Leipzig: *Geschichte eines afrikanischen Affen*, Namens *Lav Muley Hassan*, ehemals Arouet Voltaire genannt. Von Carl Friedrich Renkowitz, 1807. 171 S. 8. (14 Gr.). Erfindung, Ton und Darstellung sind so gewöhnlicher Art, daß es Mühe kostet, der bunten Reihe von Begebenheiten, welche in dieser satyrischen Schrift aufgestellt sind, bis ans Ende zu folgen. Ueber die Schlechtigkeit der Menschen und den vielen Jammer in der Welt wird mit einer trübseligen mürrischen Laune declamirt, und der Affe Hassan wird nicht satt, sich zu verwundern, daß unter den Menschenkindern des Verwerflichen und des Elendes so viel gefunden werde. Wahrscheinlich hat der Vf., um seinem, in der Manier des *Carl von Carlsberg* geschriebenen Romane doch einigen Reiz der Neuheit zu geben, die bekannte Anekdote von Voltaire benutzt, und dessen Seele in einen Affen fahren lassen. Denn irgend eine Art von Nothwendigkeit läßt sich bey dieser bizarren Erdichtung

weiter nicht entdecken. Um eine Vorstellung zu geben, wie willkürlich die Metamorphose benutzt worden, ist ein einziges Beyspiel hinreichend, und es wird nicht nöthig seyn, noch mehr über das unbedeutende Product zu sagen. S. 124 heißt es: „Ich hatte unbeschreiblich viel bey den Torturſenen gelitten, zumahl da ich die Wahrheit wußte, und sie nicht an das Licht zu bringen vermochte. Wodurch hab' ich denn verdient, fragte ich mich, daß ich von den Scheußlichkeiten unter den Menschen immer ein Augenzeuge seyn muß? Als Antwort darauf fiel mir ein, daß ich in meinem Menschenleben ein Buch unter dem Titel: *Candide*, in die Welt geschickt habe, worin ich über die größten Abscheulichkeiten in der Welt mit leichtem launigem Ton hinweggegangen sey, und daß ich nun zur Strafe einige davon ganz in der Nähe mir ansehen mußte.“

H. H.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 13 N O V E M B E R, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

ST. PETERSBURG U. LEIPZIG, b. Hartknoch: *Russland unter Alexander dem Ersten*. Eine historische Zeitschrift herausgegeben von Heinrich Storch. 1 Bd. 1—3 Lief. 1803. 430 S. 2 Bd. 4—6 Lief. 1804. 480 S. 3 Bd. 7—9 Lief. 492 S. 4 Bd. 10—12 Lief. 370 S. 5 Bd. 13—15 Lief. 255 S. 6 Bd. 16—18 Lief. 1805. 428 S. 7 Bd. 19—21 Lief. 420 S. 8 Bd. 22—24 Lief. 1806. 649 S. 8. Mit Kupfern. (3 Lieferungen machen 1 Band aus. Jeder Band 2 Thlr. 16 Gr.)

Wenn wir hiedurch die Anzeige einer Zeitschrift nachholen, welche sowohl in Rücksicht der allgemeinen Wichtigkeit ihres Gegenstandes, als in Beziehung auf die Ächtheit ihrer Nachrichten zu den merkwürdigsten Erscheinungen unserer Zeit gehört: so darf die Tendenz dieser Anzeige wohl nicht allein darauf gerichtet seyn, wiefern der Herausgeber seinem Plane getreu geblieben sey, und sein Versprechen erfüllt habe, sondern wir müssen vorzüglich auch die Fortschritte bemerken, welche die Menschheit im Ganzen und die Wissenschaft insbesondere sich aus den mitgetheilten Nachrichten und Ereignissen zu versprechen hat. Dafs in beider Hinsicht aber diese Zeitschrift nicht nur die Kritik völlig befriedige, sondern auch beurkunde, wie jetzt wirklich die kühnsten Erwartungen des Menschenfreundes durch den wahrhaft gröfsen Regenten Russlands übertroffen werden, diefs ist das reine Resultat der Prüfungen des Rec., der daher bey der näheren Anzeige so viel möglich nur den Referenten machen wird, um nicht durch die wohlthuenden Gefühle, welche ihm so viele treffliche Anordnungen erregen, zu einem lobpreisenden, nur scheinbar parteyischen Ton hingerissen zu werden.

Hr. C. R. v. St. bestimmt in der Vorerinnerung die Absicht seiner Zeitschrift dahin: „durch eine kritische Zusammenstellung merkwürdiger und interessanter Thatfachen ein wahres, lebendiges und mit der Zeit fortschreitendes Gemälde der russischen Nation zu liefern, und vorzüglich das grofse Werk der Staats- und Menschenbildung, welches der jetzige Kaiser in so wahrhaft humanem Geiste begonnen hat, als Beobachter und Referent zu verfolgen.“ Gewissermaßen als Fortsetzung seiner frühern Schriften über Russland verspricht Hr. v. St. die hieher gehörigen Data authentisch und vollständig zu liefern. Er will darin nur seines Monarchen Anhalt, nicht dessen Lobredner werden, bemerkt aber doch mit Recht: „Wo Thatfachen

sprechen, bedarf es keines Lobes. Alexanders Tugenden selbst, sein moralisch reiner, fester Wille, seine Humanität, sein inniges und lebendiges Gefühl für Menschenwerth, seine Achtung für Menschenrechte werden von selbst die Materialien zum Tempel der allgemeinen Verehrung hergeben, den Zeit und Nachwelt dem grofsen Monarchen errichten müssen.“

I Band. 1) *Neues System der Reichsverwaltung*. Hr. v. St. entwickelt hier die ersten Verfügungen des Kaisers nach seiner Thronbesteigung, um durch bestimmte, sich gegenseitig controllirende Behörden die Verfassung des Staats selbst so zu constituiren, dafs die Reichsverwaltung einen festen regelmässigen Gang erhalte, woraus so viel mögliche Willkühr verbannt, und das Gesetz in seine unbedingte Herrschaft eingesetzt werde, über welches Alexander selbst nicht erhaben zu seyn sich erklärte. Die Aufhebung der geheimen Inquisitionskanzley, welche seit Peter dem Grofsen unter verschiedenen Modificationen bestanden hatte; die Bestätigung des *dirigirenden* Senats, als des höchsten Reichscollegii und die feste Bestimmung des Wirkungskreises desselben durch eine allgemeine Controlle; die Errichtung des neuen Ministeriums nach 8 Hauptabtheilungen, unter denen das eigene Departement der Volksaufklärung befindlich ist: diefs sind die Haupteinrichtungen, über welche mit diplomatischer Treue die betreffenden Ukasen mitgetheilt sind. Über die Zweckmässigkeit dieser Vorschriften hier ausführlicher zu sprechen, gebietet es uns an Zeit und Raum; sie harmoniren aber ganz mit dem Geiste ächter Humanität, welchen der Ton und die Darstellung der in den Eingängen der Ukasen aufgeführten Beweggründe charakterisirt. Sehr glücklich ist dadurch das Problem gelöst, weder auf der einen Seite durch zu schnelle Abspannung und Milde den Schein der Schwäche zu erregen, noch auf der anderen durch zu grofse Strenge und Willkühr despotische Härte fühlbar zu machen. III. *Erste Reise der Russen um die Welt*. Allgemeine Nachrichten von der bekanntlich unter dem Kapitain Krusenstern ausgerüsteten Weltumseglungsexpedition, welche hauptsächlich auf Beförderung der Unternehmungen der russisch-amerikanischen Compagnie berechnet ist, womit aber sehr glücklich politische und literarische Zwecke verbunden sind. Die ganze Reise war auf eine Dauer von drey Jahren angeschlagen. Der Frau v. Krusenstern ist zur Beruhigung im voraus ein Arrendegut von 3000 Rubeln jährlicher Einkünfte verhehen worden. V. *Edle und patriotische Handlungen*. Eine stehende Rubrik, woraus wir bey der grofsen Zahl der einzelnen Thatfachen um so weniger ein-

zeln ausheben können, je schwerer selbst die Wahl darunter seyn würde. Fast alle zeigen den wohlthätigen Einfluß der auf Beförderung wahrer Humanität und Linderung menschliches Elends gerichteten Gesinnungen des russischen Regenten, dessen Beyspiel nun die Großen und Reichen des Landes mit einer Freygebigkeit folgen, wovon man in anderen Staaten kaum den Begriff hat. VI. *Allgemeine Mafsregeln zur Beförderung der Volksaufklärung.* Ist nur Einleitung und generelle Angabe der verschiedenen Einrichtungen und Verfügungen des erhabenen Monarchen, um theils die ungehemmte Circulation der Ideen und Kenntnisse fremder Völker zu befördern, die Denk- und Schreibfreyheit zu begünstigen und die Schriftstellerey zu ermuntern, theils den öffentlichen Unterricht zu verbessern und auszubreiten. Die Aufhebung der vorigen Censurbehörden und die Übertragung der Censur aller im Reich gedruckten Bücher einzig und allein an die Universitäten, die großen Belohnungen aller guten Schriftsteller und die Unterstützung derselben zur Herausgabe und Druck ihrer Werke, worauf im Jahr 1802 aus dem Cabinet allein 160,000 Rubel verwandt worden, sind einzelne Züge, welche Rec. nicht unaufgeführt lassen kann. VIII. *Organisation des Departements der Volksaufklärung. Allgemeiner Entwurf zur Begründung der Universitäten und Schulen.* Dieser von der Oberdirection der Lehranstalten unter Leitung des Ministers der Volksaufklärung, Grafen Sawadowsky, abgefaßte, und vom Kaiser genehmigte Entwurf, oder vielmehr Constitutionsplan aller öffentlichen Unterrichtsanstalten ist in einem allumfassenden höchst liberalen Geiste ausgearbeitet. Durchs ganze Reich sollen vier Gattungen von Lehranstalten vertheilt seyn, nämlich 1) Pfarr- oder Kirchspiels-Schulen; 2) Kreischulen; 3) Gouvernements-Schulen oder Gymnasien, und 4) Universitäten. Indem diesen stufenweise die Inspection über einander übertragen ist, hat also jede Universität solche zuletzt über ihren bestimmten District, und nur an ihrem Curator, einem Mitgliede der Oberdirection, eine Mittelsperson mit dem Minister der Aufklärung selbst. Jede hat überdem allein die Censur aller Schriften, die in ihrem District gedruckt werden. Das aber, woran es bis jetzt fast in allen europäischen Staaten hiebey fehlt, die Mittel zur Anfeuerung des Eifers aller Lehrer, sind mit reicher Hand gespendet. Nicht nur die Beförderungen selbst sind durchaus ansehnlich, da z. B. jedem ordentlichen Professor 2000 Rubel als Minimum ausgesetzt sind, daher auch für die jährliche Unterhaltung der 4 Universitäten Moskau, Petersburg, Kasan und Charkow 520,000 R., der 42 Gymnasien ihre Districte 236,000 R. und die 405 Kreischulen 563,450 R., überhaupt aber 1,319,450 Rubel bestimmt sind; sondern es sind auch ausdrücklich jährliche Belohnungen für Lehrer, deren Schüler ausgezeichnete Fortschritte machen, und, der Zahl ihrer Dienstjahre entsprechende, Pensionen ausgesetzt, allen aber jetzt auch ein bestimmter angemessener bürgerlicher Rang angewiesen. „Und“, sagt Hr. v. S., „alle diese unge-

heuren Ausgaben bestreitet die Regierung, „ohne irgend eine neue Auflage zu machen“; so viel vermag Ordnung und Sparsamkeit in der Staatshaushaltung! Ein Journal, welches das Departement der Volksaufklärung in russischer Sprache, unter dem Titel: Zeitschrift von den Fortschritten der Volksaufklärung, herausgibt, sichert gleichsam durch die selbstauferlegte öffentliche Rechenenschaft die schnelle Ausführung des genehmigten Generalplans. Hiemit stehen auch IX) die *edlen und patriotischen Handlungen* in Verbindung, welche in höchst ansehnlichen Schenkungen und jährlichen Beyträgen Einzelner an die vorhandenen oder noch zu errichtenden öffentlichen Lehranstalten bestehen, wodurch die Geber den erhabenen Zweck allgemeiner Volksaufklärung zu befördern suchen. Unter diesen ragt die bekannte Stiftung des Staatsraths Paul Demidow in Moskau in solcher Gröfse hervor, wie die Geschichte bisher von keinem Privatmann aufzuweisen hat. X) *Actenstücke zur Geschichte der russisch-amerikanischen Handelscompagnie.* Enthält hauptsächlich die neuesten Verfügungen des jetzigen Kaisers und seinen Beytritt mit Erkaufung von 20 Actien für 10000 R. zum Besten der Armen, wodurch zugleich das allgemeine Zutrauen zur Compagnie sehr erhöht ward, das sie ohnehin durch ihre vortheilhaften Handelsoperationen verdient hatte. Aus beygefügten Angaben von Reisebeschreibern wird zugleich die Behandlung der halb wilden Bewohner der aleutischen und anderen Inseln von Seiten der Russen gerechtfertigt, obgleich einzelne rohe Handlungen aus den früheren Zeiten nicht ganz in Abrede gestellt werden können, die jetzt, da das Etablissement bleibend geworden, auch unterbleiben werden, nachdem zumal durch die Weltumseglungsexpedition auch hierüber genaue Untersuchung angestellt wird. XIII. *Erneuerung der wilnaischen Universität und Organisation der öffentlichen Lehranstalten ihres Bezirkes.* Die Bestätigungsacte der Wilnaischen Universität vom jetzigen Kaiser, vom 4 April 1803, erhebt diese schon im Jahr 1578 gestiftete Universität zu einer kaiserlichen, und bestimmt, mit Anweisung einer jährlichen Revenue von 105,000 R. deren Zweck und Verfassung im Allgemeinen. Genauer ist dies geschehen durch das Reglement oder allgemeine Statuten für die Wilnaische Universität und für die Schulen in dem Bezirk derselben, vom 18 May 1803. Hiernach ist das Lehrerpersonale zwar in 4 Facultäten, jede mit einem Decan abgetheilt, allein diese sind 1) die der physischen und mathematischen Wissenschaften; 2) der medicinischen Kenntnisse; 3) der Moral und der Politik, und 4) der schönen Wissenschaften und freyen Künste; von denen also die dritte unsere theologische, juristische, und einen Theil der philosophischen Facultät begreift. Die Universität wählt und präsentirt selbst ihre neuanzustellenden Mitglieder. Mit 25 Dienstjahren kann ein Professor, als ausgedient, seine Stelle niederlegen, und behält doch seinen Gehalt als Pension, mit der Freyheit, sie zu verzehren wo er will. Auch die Wittve und Kinder erhalten nach den Dienstjahren bestimmte Pensionen. — Das

Verhältniß der Gymnasien und Kreisschulen zur Universität, und das Aufsichtsrecht derselben ist gleichfalls genauer bestimmt. XIV. *Wiederherstellung der russischen Akademie*, welche von Katharina II im J. 1783 zur Beförderung der Vervollkommnung der russischen Sprache gestiftet, und mit einem Jahresfonds versehen war, der ihr von Paul I 1796 entzogen, von Alexander I aber im J. 1801 wieder gegeben ward. Sie hat sich durch Herausgabe eines großen etymologischen Wörterbuchs der russischen Sprache, so wie neuerlich einer russischen Grammatik schon wahre Verdienste erworben. XV. *Neue Begründung und Erweiterung der medicinisch-chirurgischen Akademie zu St. Petersburg*, worin künftig jährlich 160 Studenten auf Kosten der Krone unterhalten und gebildet werden. XVI. *Stiftung einer Schiffbau-Schule* ebendasselbst für 50 Zöglinge auf öffentliche Kosten. XVII. *Fortschritte der landwirthschaftlichen Industrie und Mafsregeln zur Beförderung derselben*. Auch das, was hierfür geschieht, z. B. die Anlegung von Ackerbauschulen, Verpflanzung englischer Landwirthe nach Rußland, Unterstützungen unternehmender Ökonomen, Prämien, Vertheilung besonders nützlicher Sämereyen, namentlich der hundertfältig tragenden Sefampflanze, welche ein den Oliven völlig gleiches Öl giebt, Alles dies zeigt hinlänglich die vorzügliche Aufmerksamkeit, welche man auch auf diesen Zweig der öffentlichen Wohlfarth sehr glücklich verwendet. XVIII. *Staatsphilanthropie*. Eine Angabe der vorzüglichsten Einrichtungen, um der leidenden Menschheit zu Hülfe zu kommen, sammt den deßfalls erlassenen kaiserlichen Ukasen. „Die Wiederherstellung und bessere Organisation der (hiezuvor schon vormals angeordneten) Kammer der allgemeinen Fürsorge in den Gouvernements — die Errichtung einer Centralverwaltung für diese Kammer, unter der speciellen eigenen Aufsicht des Kaisers — die Erschaffung einer bleibenden medicinisch-philanthropischen Committät, die Zusammenberufung einer temporären Committät zur besseren Anordnung der Armenpflege — die Errichtung zweyer Privat-Leyhebanken für Liv- und Ehstland — dies sind die ersten Früchte der edlen Bemühungen des menschenliebenden Monarchen, sagt Hr. St., von welchen wir hier die Geschichte mittelst Darlegung der wesentlichsten Actenstücke liefern.“ XIX. *Organisation des Departements der inneren Angelegenheiten*. Dies neu angeordnete Ministerial-Departement soll aus drey Expeditionen bestehen: 1) der Staatsökonomie, 2) der Staatspolicey, und 3) der Staats-Medicinalpflege. Die erste begreift wieder drey Kammer, für den Ackerbau, die Manufacturen, und das Salzwesen. Hier liefert Hr. St. nun ein Stück des Memorials des Ministers der inneren Angelegenheiten über die Organisation der Expedition der Staatsökonomie, welches die Grundlage des darüber ergangenen Ukases enthält. XX. *Vermischte Nachrichten zur Geschichte des öffentlichen Unterrichts*. Thätige Ausführung der nöthigen Mafsregeln zur Verbesserung der öffentlichen Unterrichtsanstalten, insbesondere die Niederlegung einer Commission, zur Anordnung be-

sonderer Militärschulen für wenigstens 3000 adeliche Zöglinge.

Zweyter Band. I. *Organisation des Departements der inneren Angelegenheiten*. Fortsetzung vom No. XIX. oben. Ist dem Statistiker wichtig, leidet aber weiter keinen Auszug. Wie erheblich die Salzrevenüen dem Staat seyen, ergiebt sich daraus, daß deren reiner Ertrag schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts sich auf 1½ Million belief. II. *Erneueretes Reglement der kaiserlichen Akademie der Künste zu St. Petersburg*. Die neuen Anordnungen bezwecken theils die Erhöhung der Gehalte und anderer Ausgaben nach den jetzigen Bedürfnissen, weßhalb der Kaiser den Fonds mit jährlichen 60000 R. erhöht hat, theils Erweiterung der Lehrgegenstände nach Mafgabe der seit der Stiftung der Akademie im J. 1764 erweiterten wissenschaftlichen Behandlung der Künste. Von den 300 Zöglingen werden fortdauernd 12 auf 3 Jahre ins Ausland zu ihrer weiteren Bildung versandt, und der Kaiser will jährlich, ausser den gewöhnlichen Preisen, noch 10000 R. als Prämien für die besten Kunstwerke auf ein gegebenes vaterländisches Sujet vertheilen. III. *Actenstücke zur Geschichte der dörptschen Universität*. Ausser der schon in mehreren Zeitschriften abgedruckten Fundationsacte der dörptschen Universität, giebt Hr. St. hier noch die „Vorschriften für die Studirenden d. d. St. Petersburg d. 15 Sept. 1803, welche vom Kaiser selbst genehmigt sind. In einem wohlwollenden, doch ernsten und bestimmten Tone geben sie sehr zweckmäßige Anweisungen für das stüliche Betragen des Studirenden, und für die Beförderung seiner Bestimmung zu einer vollkommeneren wissenschaftlichen und moralischen Bildung. IV. *Erste Schritte zur gesetzlichen Bestimmung des Zustandes der Bauern in Ehstland*. Mit wahren Vergnügen muß jeder hier den Wetteifer lesen, worin die esthnische Ritterschaft hier einer Seits durch wahrhaft humane und vorlichtige Mafsregeln zur Verbesserung des Zustandes ihrer Leibeigenen um den Beyfall ihres großen Regenten sich bewirbt, und wie dieser dagegen denselben mit wahrer Herzlichkeit versichert. Sicherung des Mobillareigenthums, fast ganz aufgegebene Verkäuflichkeit der einzelnen Leibeigenen, Niederlegung eines eigenen, von den Leibeigenen selbst zu erwählenden Bauerngerichts sind die Hauptzüge dieser neuen Verfassung, an deren allmählichen Verbesserung die wahrhaft edle Ritterschaft fernerhin eben so freywillig arbeiten will, wie sie auch dies jetzt gethan. IX) *Rechte und Vorzüge der verschiedenen Stände des Reichs durch Alexander I wiederhergestellt und erweitert*. Wichtige Fortschritte zur festen Constituirung der inneren Verfassung und zur allgemeinen Erkennung der Menschenrechte, die diesem grofsen Reich die glänzendsten Ausichten zur Erreichung der höchsten Cultur eröffnen. XI) *Neues Reglement und neuer Etat der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg*. Wenn in dem kaiserlichen Ukase es namentlich als Zweck der Akademie aufgestellt wird, daß sie „die Grenzen der menschlichen Kenntnisse weiter hinaus rücken, die Wissenschaften mit neuen Entdeckungen bereichern und sie dadurch vervollkommen, Kenntnisse verbreiten, die Speculationen der Theorie und den fruchtbaren Resultate der Beobachtung und Erfahrung auf den praktischen Gebrauch anwenden, und dadurch die Wissenschaften so unmittelbar wie möglich auf das allgemeine Bestreben

folgt: „wenn sie deshalb für die „erste gelehrte Corporation des Reichs“ erklärt, und ihr bisheriger Etat von 53,000 R. mit 67,000 R. jährlich vermehrt wird: so zeigen diese einzelnen Data schon hinlänglich den liberalen Geist, der auch diese neue Organisation belebt und ganz zu den übrigen ausgezeichneten Anordnungen paßt. XVIII) *Memorial des Ministers der innern Angelegenheiten über die Verwaltung seines Ministeriums in den vier letzten Monaten des Jahres 1802.* Wenn auch sonst nichts den liberalen Geist des jetzigen russischen Selbstherrschers bewiese, so würde es schon durch die Publicität anschaulich, womit die *Comptes rendus* der einzelnen Minister bekannt gemacht werden, und welche in keinem anderen Staate Europas in der Masse existirt. Wodurch konnte auch eine so treffliche Regierung die Reinheit und Güte ihrer Abüchten und ihr unablässiges Streben zur Erreichung derselben überzeugender darstellen? Gegenwärtiges Memorial enthält wenigstens einen ausgezeichneten Beleg dazu, und zeigt, welche Maassregeln sowohl zur Vollendung der Organisation des Ministeriums ergriffen worden, als welche Verfügungen zur Handhabung der allgemeinen Polizey zur Beförderung der Reichsökonomie, des Manufacturwesens, des Salzwesens, und in Beziehung auf das medicinische Collegium und das Bauwesen getroffen worden, XIX) *Statuten der kaiserlichen Universität zu Dorpat.* Ist gleich die Form unserer deutschen Universitäten zum Grunde gelegt, so hat diese doch durch die Anpassung ans Locale manche Modificationen erhalten. Das Streben nach möglichst vollkommener Einrichtung und nach ernstlicher Beförderung wahres Fleißes unter den Lehrern und Studierenden sind in dem Geiste dieser Statuten unverkennbar. Hier nur ein paar Notizen. Unter den Personal- und Real-Immunitäten ist auch gänzliche Zollfreyheit für alle Bücher, Instrumente, Kunstfachen u. s. w. welche für die Universität aus dem Auslande verschrieben werden. Alles Personale trägt Uniform. Die Promotionen gehen durch 2 Grade der Magister und Doctoren in allen 4 Facultäten und zwar nach mehreren strengen Proben. Das Honorar jedes Collegii beträgt für jeden Studierenden wenigstens 10 Rubel. Unter den gymnastischen Anstalten ist auch eine Bade- und Schwimmanstalt. Die Einrichtungen wegen der Pensionen sowohl für alte Lehrer, als für deren Wittwen und Kinder, und wegen der Preisaufgaben für Studierende sind vorzüglich. XX) *Annalen des Justizwesens.* Merkwürdige Begnadigungs-Ukafen seit dem Regierungsantritt des jetzigen Kaisers. Errichtung einer Commission zur Untersuchung alter Criminalsachen, worin Willkühr statt des Gesetzes muthmaßlich entschieden hatte. Wirklich wurden hiedurch 147 von der geheimen Expedition Verurtheilte theils begnadigt, theils in ihrem Schicksal gemildert. Justizmord in Kasan und dadurch veranlaßte öffentliche Abschaffung der Tortur. Neue Bestimmungen der Appellationen bey Criminal-Processen betreffend. Revision der Gerichtshöfe. Abschaffung eines gerichtlichen Mißbrauchs der Leibeigenen.

Dritter Band. II) *Organisation des Departements der innern Angelegenheiten.* Ein zweytes vom Kaiser genehmigtes Memorial des Ministers der inneren Angelegenheiten, Grafen Kotschubey, welches die Einrichtung der dritten Expedition seines Departements bestimmt. Es geht von dem Grundsatz aus, daß in Rußland die Arzneywissenschaft noch nicht hinlänglich begründet sey, und die vorhandenen Lehranstalten noch nicht genug Leute für diese Fach bilden könnten, weshalb die Medicinaldirection sich nicht bloß auf die Staatspolizey beschränken dürfe, sondern auch auf die Vervollkommnung und Ausbreitung der Arzneywissenschaft gerichtet werden müsse. Dem zufolge soll neben der Expedition der Reichsmedicinalpflege, welche im Departement des Inneren die Staatspolicey übt und dirigirt, noch ein Medicinalrath errichtet werden, der die Beförderung des zweyten Zwecks, der Cultur der Medicin im Reich zum Gegenstand seiner Berathungen machen soll. III) *Über die Entsehung, die Fortschritte und den jetzigen Bestand der russischen Armee.* Nach dem beygefügt tabellarischen Etat belief sich die ganze russische Armee, mit Ausschluss der Invaliden, an regulären und irregulären Truppen auf 13,084 Officiere und 493,950 Gemeine. VI) *Gemeinnützige Privatverbindungen.* Literarisch-praktische Bürgerverbindung in Riga, vom Kaiser selbst bestätigt: Gesellschaft der Literaturfreunde in Petersburg; angekündigte Stiftung einer großen Gesellschaft für Ackerbau und

mechanische Künste in Moskau. X) *Die Livländische Bauernverfassung.* Nach den letzten Landtags-Beschlüssen von der hiesigen allerhöchst verordneten Committä unter der Direction des Ministers der innern Angelegenheiten entworfen, und vom Kaiser bestätigt den 20 Febr. 1804. Enthält von den hierher gehörigen Actenstücken nur erst das Memorial der Committä zur Untersuchung der Livländischen Angelegenheiten, welches historisch die Grundsätze und den Plan der neuen Organisation des Bauernzustandes entwickelt. XI) *Annalen der alexandrinischen Gesetzgebung.* Da bereits in No. 115 des Intell. Bl. dieser A. L. Z. vom J. 1804 hievon ausführliche Nachricht ertheilt ist, so glaubt Ref. um Wiederholungen zu vermeiden, sich auf dieselbe um so mehr beziehen zu dürfen, je treffender dort dieses wichtige Ereigniß dargestellt ist. XIV) *Verordnung die Bauern des livländischen Gouvernements betreffend.* Wenn schon der Übergang von dem Zustande der Abhängigkeit von fremder Willkühr in den einer gesetzmäßig bestimmten Verfassung an sich eine große Wohlthat für den livländischen Bauernstand war: wie viel mehr muß es auf die Art und nach den liberalen Grundsätzen werden, die in dieser, vom Kaiser genehmigten, Constitution befolgt sind. Der livländische Bauer hat hier Vortheile erhalten, deren zum Theil freye, mit vollem Grundeigenthum versehene Bauern aller anderen Staaten sich nicht erfreuen z. B. einer summarischen kostenlosen Rechtspflege durch, zum Theil aus seiner Mitte erwählte Richter; unentgeltliches Holzungsrecht zum Bau und Heizen aus den Rittergutswaldungen u. dgl. m. Und die, durch besondere Revisionscommissionen, nach einer trefflichen Instruction, neu anzufertigenden Wackenbücher (Erbzins- und Frohnregister) versprechen ihm volle Sicherstellung gegen jeden künftigen Versuch einer Veränderung in der Verfassung u. dem Herkommen.

Vierter Band. I) *Wohlthätige Wirksamkeit der Kaiserin Mutter.* Schon Kaiser Paul übertrug seiner erhabenen Gemahlin wegen ihrer philanthropischen Gefinnungen die Oberdirection der weiblichen Erziehungsanstalten und dann der Findelhäuser in beiden Hauptstädten, indem er ihr zugleich eine Million jährlicher Einkünfte anwies. Hievon verwendete diese edle Menschenfreundin seitdem die größere Hälfte für Dürftige und die Bildungs- und Wohlthätigkeitsanstalten, welche unter ihrem Schutze stehen. Die Zahl derselben beträgt jetzt 18, von denen nicht weniger als 11 erst selbst von derselben gestiftet sind. Von jedem dieser Institute und dem, was die Kaiserin für Jedes gethan, soll hier eine kurze Darstellung geliefert werden. Das Fräuleinstift in St. P. macht hier den Anfang. Sowohl die in Verfall gerathenen Finanzen dieses Instituts brachte die erhabene Frau in Ordnung und Aufnahme, als auch die ganze Verfassung und Erziehungsanrichtung ward von ihr zweckmäßiger und so weitmuthig angeordnet, daß jetzt nicht weniger als 364 Fräulein und 241 Bürgerliche, mit Einschluss von 80 zählenden Pensionärs, dort öffentlich erhalten und erzogen werden. II) *Wiederhergestellte Freyheit und Anordnung der Fischereyen am kaspischen Meer.* Diese äußerst wichtigen Fischereyen, welche den ganzen europäischen Theil Rußlands und seine volkreichen Residenzen in den Fastagen der griechischen Kirche, die mit Einschluss der wöchentlichen Fasttage ein gutes Drittheil des Jahrs ausmachen, hauptsächlich ernähren, und viele 1000 Menschen theils durch den Fang, theils durch den See- und Landtransport, theils durch den Vertrieb beschäftigen und in Wohlstand erhalten, waren zum Theil auf nicht ganz gesetzmäßigen Wegen ins Privateigenthum einzelner Grundbesitzer der Meeresufer gekommen und litten selbst dabey. Indem jetzt die Fischerey im Meer selbst wieder frey gegeben worden; jene Grundbesitzer am Ufer hierauf die von ihnen erbauten Niederlags- und Zubereitungsgebäude (Wägen) mit dem Umkreise einer Werste beschränkt; die im Ausfluß der Wolga angelegten, der Fischerey nachtheiligen Einbaue verboten, und eine eigene Fischerordnung fürs kaspische Meer festgesetzt worden, und selbst zum Schutz der Fischerey bewaffnete Fahrzeuge aufgestellt sind: so sind hiedurch die glücklichsten Beförderungsmittel zur Aufnahme dieses wichtigen Zweiges der Industrie in Bewegung gesetzt worden. V) *Fortschritte der Colonisirung in Rußland.* Auch hier verbesserten Einrichtungen, um den, dem bisherigen großen Aufwand nicht ganz entsprechenden, Erfolg der Colonisirung unbebauter Gegenden sicher herbeyzuführen. Schon diese kurze Relation über die ersten 4 Bände bezeugt die Reichhaltigkeit und den Zweck dieser Zeitschrift. Wir werden künftig auf sie zurückkommen. T. o. t.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 NOVEMBER 1807.

VERMISCHTE SCHRIFTEN.

LEIPZIG, b. Kummer: *Ueber mich selbst und meine Unglücksgefährten, die Blinden*, von Ludwig von Bacsko, Prof. der Geschichte zu Königsberg u. s. w. 1807. VIII und 247 S. gr. 8. (1 Rthlr.)

Bacsko, der Mann, der im 21 Jahre seines Lebens das Gesicht verlor, und fast 30 Jahre der Wohlthat des Lichts beraubt ist, der, wissenschaftlich gebildet, in seinem früheren Leben viel gesehen, viel erfahren, dem das Unglück nicht so tief die Seele beugte, daß er nicht im Denken (er ist Kant's Schüler), in gelehrten Beschäftigungen aller Art eine Quelle des Trostes gesucht und gefunden, und sich auf alle Weise seinen Zustand zu erleichtern, und durch höhere Cultur anderer Sinne den fehlenden, so viel als möglich, zu ersetzen gestrebt hätte, der, wie vielleicht selten einer seiner Unglücksgefährten, die Leiden und Freuden, welche die Blindheit nothwendig mit sich führt und erlaubt, erfahren hat — Bacsko konnte gewiss, wenn je einer, über den Zustand der Blinden, über ihre Stimmung, über ihre Verhältnisse zu Anderen, wie sie zu behandeln, wie sie sich zu benehmen u. s. w. ein bedeutendes Wort reden: und er thut es in diesem Buche. Wenn auch hin und wieder eine rührende Schwermuth sichtbar wird in seinem Gemüth über die ewige Nacht: so ist im Ganzen doch seine Seele frey von Unmuth. Die, welche mit ihm gleiches Schicksal tragen, sind seinem Herzen nahe, um so näher, je schwerer er die Last ihrer Lage fühlt. Ihnen einige Erleichterung, einigen Trost zu verschaffen, das ist, wornach er strebt. Seine Schrift wird daher Allen erfreulich seyn, die auf irgend eine Weise mit Blinden in Berührung kommen: aber auch der Anthropolog und Psycholog wird in ihr einen nicht unbedeutenden Beytrag für seine Wissenschaft finden. Denn sie enthält eine Menge seiner Bemerkungen, manche lehrreiche Anekdote, und ist in einer Sprache geschrieben, die dem Gegenstand angemessen ist, ruhig, herzlich und einfach.

In der Vorrede erklärt Hr. v. B. sich darüber, was er mit dieser Schrift wolle. „Meinem Herzen konnte wohl Niemand näher seyn, als der Blinde; und daher entsprang schon längst bey mir der Wunsch, daß, so wie man Institute für Taubstumme anlegt, auch Institute für Blinde angelegt werden möchten, und zu meiner nicht geringen Freude hat der edle Hany zu Paris zum Theil diesen Wunsch erfüllt. Bey
J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

meinem Glauben, daß jedes Gute, sobald es einmal rege gemacht ist, sich weiter verbreite, hoffe ich auch, daß mehrere Institute dieser Art entstehen, gute und edle Menschen hiezu die Hand bieten werden. Bey der Einrichtung dieser Institute dürfte wohl der Blinde kein incompetenter Rathgeber seyn u. s. w.“ Im ersten Abschnitte macht Hr. v. B. einige allgemeine Bemerkungen über die Verhältnisse und das Benehmen der Blinden. Folgender Satz wird ausgeführt: Kein Unglücklicher erhält, wenn er von seinem Schicksale niedergebeugt wird, so allgemeine Theilnahme, und, wenn er sich diesem Unglücke zu entwinden sucht, so ausdauernde Gönner, so nachsichtsvolle Freunde; aber kein Unglücklicher, wenn ihm das Emporfrennen einigermaßen gelingt, auch zugleich so viele Gegner als ein Blinder. Der erste Theil dieses Satzes ist gewiss leicht erklärlich: Was kann gräßlicher seyn, als ewige Finsternis? Aber desto unerklärlicher möchte Manchem der zweyte Theil scheinen. Hr. v. B. giebt Gründe, und erläutert sie zum Theil aus seiner Erfahrung. Der elende Ammenspruch aber: „Hüte dich vor dem, den Gott gezeichnet;“ die unevangelische Meinung, daß Gott den Blinden strafe; die unmenschliche Ansehung, daß der Blinde sich nicht an die Gesellschaft, an ihre Freuden und Vergnügungen schließen, sondern lieber sein Leben in ascetischer Übung und Abgezogenheit hinbringen solle; der Neid, der es nicht ertragen kann, daß der Blinde oftmals schnell Schwierigkeiten überwindet, die der Sehende nicht leicht hinwegräumt — Alles dieses kann sich gewiss nur bey rohen Menschen finden: aber wahr bleibt es, daß es sich finden kann, und es ist begreiflich, wie unbillige Ansprüche oder schiefe Urtheile den Blinden, der durch sein Unglück reizbarer gemacht ist, beleidigen, und zu Äußerungen hinreissen können, die sein Verhältniß zu anderen Menschen trüben, weil sie diese wieder erbittern u. s. f. Es kommen treffliche Anekdoten vor. Der zweyte Abschnitt giebt Nachrichten von einigen merkwürdigen Blinden. Mehr als 60 Blinde werden alphabetisch aufgeführt, die sich als Dichter, als Gelehrte, als Musiker, berühmt gemacht, oder durch irgend eine Kunst und Fertigkeit ausgezeichnet haben. Unter ihnen erscheinen, wie zu erwarten ist, auch Homer und Ossian; einige aber wurden erst blind, als sie vollbracht hatten, was sie merkwürdig macht. Es ist kein Zweifel, das Verzeichniß würde sich leicht vermehren lassen; aber wozu sollten mehrere Beyspiele, um zu zeigen, daß es der Mensch, auch ohne Gesicht, zu einem bewundernswürdigen Grade von Geschick-

Nachkeit und Vollkommenheit bringen kann, und darzuthun, daß in dem menschlichen Organismus eine Fülle von Kraft liegt, von welcher wir, ohne Unglück und Noth, keine Abndung haben würden! Nur mit solchen, die sich auf eine ganz besondere Weise auszeichnen, würde es, scheint uns, zu vermehren seyn. Eine der merkwürdigsten Erscheinungen unter allen ist vielleicht, in gewisser Rücksicht, *Kerling*, der 1785 als Ober-Hofchirurg zu Hannover starb. Durch einen Schlag am Kopfe, bey dem Umwerfen eines Wagens, am, taub und blind, Die Sprache er- 6 Wochen wieder. Als er noch taub es ein halbes Jahr), sprach einmal seinen Arin: dabey fühlte er sich sehr. Dann sprach sie die Buchstaben der af seine Hand aus; bey jedem fühlte er te modificirte Empfindung; er merkte d machte es sich dadurch möglich, sich zu unterhalten. Als sie zuerst das R bten ihm alle Glieder, und er schrie vor Jott, was fangst du mit mir an! Diese mer wieder hey dem R. — Nachdem ch Anführung so vieler Menschen, die

Kraft genug hatten, den Mangel des Gesichts einigermaßen zu ersetzen, die Blinden vorbereitet hat: so macht er im dritten Abschnitte einige Bemerkungen über das Sehen und den Ersatz desselben durch die übrigen Sinne. Der Sinn des Gesichts wird, nach *Kants* Urtheil, für den edelsten erkannt, und *Kants* Gründen noch der hinzugefügt, daß er der uneigennützigste aller Sinne sey, und von dem Objecte, welches er wahrnimmt, nichts consumire: Aber von der anderen Seite wird gezeigt, daß das Gesicht der Kuppler der Sinnlichkeit sey, und daß Habsucht und Neid besonders durch das Gesicht genährt werden. Und doch bedarf es der Hülfe des Gefühls, dessen Ausbildung durch dasselbe gehindert zu werden scheint. Das Gefühl des Blinden, sein Gehör, mögen eine Feinheit erlangen, wovon kein Sehender eine Vorstellung hat. Der Blinde wohnt in sich selbst, wird nicht so viel durch äußere Eindrücke zerstreuet, und ist mit ganzer Seele da, wo er ist. Der blinde Schönberger konnte nach der Scheibe schießen, und sie treffen, nach dem Tone, wenn Jemand auf sie geklopft hatte. Daß es möglich sey, durchs Gefühl Farben zu unterscheiden, glaubt Hr. v. B. nicht. Er kommt wiederholt darauf zurück; er schreibt den Glauben der Täuschung zu, und der Liebe zum Wunderbaren. Nur bey dem Tuche ist es ihm gelungen, wie er nachher erzählt, schwarzes und dunkelblaues von anderen Farben zu unterscheiden, weil bey gleicher Feinheit die Härchen dort durch die Farbe steifer wären; aber Dunkelgrün und Dunkelbraun vermochte er nicht mehr zu sondern. Auch der Geruch wird stärker, und das Gedächtniß. Der vierte Abschnitt spricht über die Erziehungsanstalt für Blinde zu Paris; verschiedene Eintheilung der Blinden, in Hinsicht auf Erziehung, und über den Charakter, die Eigenthümlichkeiten, die Vortheile und Nachtheile der Blinden. Es wird erzählt, wie *Hawy* auf den Gedanken eines

Instituts für Blinde gekommen seyn soll, was er gethan, wie es gelungen, wie es unterstützt worden (selbst von Robespierre). „Allein, wer hat nicht seine Feinde? Auch *Hawy* hatte die seinigen, und er wurde von ihnen der Charlatanerie beschuldigt. Überdem scheint es im Geiste unseres Zeitalters zu liegen, die Menschen bloß wohlthätiger und erträglicher für den Staat zu machen: und deshalb wurde im October 1805 der durch Männer, die in diesem Geiste dachten, entworfene Plan genehmigt, die Blinden vortheilhafter in den Tuch- und Tabacks-Manufacturen zu beschäftigen. Sie wurden darin zur maschinenmäßigen Arbeit untergebracht; für ihre Geistescultur, die Milderung ihres unglücklichen Schicksals, wurde nichts weiter gethan, und der auf Kosten ihrer Wohlthäter für sie zum Unterricht angeschaffte Apparat wurde verkauft.“ — Darauf wird der Vortheil von Instituten für Blinde gezeigt, und mancher treffliche Rath gegeben, den man im Buche selbst nachlesen muß. Im fünften Abschnitte fängt der Vf. an, Anleitung zur ersten Erziehung aller Blinden zu geben; sie ist sehr interessant. Man wird nicht ohne Bewunderung lesen, wie Hr. v. B. viele Schwierigkeiten zu überwinden gesucht hat. „Ich war, als ich noch ein Auge hatte, nicht ohne Kenntniß der Diplomatie. Bekomme ich nun eine Urkunde, die mir der Sehende nicht sogleich vorlesen kann: so lege ich die linke flache Hand auf den Tisch, in der rechten habe ich ein ganz dünn gerolltes Wachstäbchen, womit ich die Züge der Urkunde, die mir ein anderer mit seinem Finger in die linke Hand zeichnet, auf dem Tische nachzuformen strebe. Wenn ich ein paar Reihen auf diese Weise copirt habe, so suche ich nun mit den Fingern das Alphabet auszumitteln, wovon ich die Urkunde abschreiben und lesen lasse.“ Aber man sieht auch daraus, was es heißt, als ein Blinder Geschichtschreiber zu seyn. Der Vf. dieser Anzeige kann sich kaum die Möglichkeit des Gelingens dieses Verfahrens denken. Außerst merkwürdig ist es, wie Hr. v. B. sich nach und nach die Physiognomie von Personen bildet, mit welchem er redet; und es ist in der That auffallend, daß er, nach seiner Versicherung, von drey Physiognomien, die seine Phantasie ihm vorzeichnet, wenigstens zwey aufs genaueste trifft. Er selbst weiß keinen Grund dafür anzugeben, als den Enthusiasmus, der ihn in früheren Jahren für die bildenden Künste durchglühte. Aber es ist schade, daß er nicht sagt, wie er nun erfährt, daß er die Physiognomien wirklich aufs genaueste getroffen habe. — Folgende Anekdote erinnert der Vf. dieser Anzeige sich nicht gelesen zu haben. Als Ludwig XVI 1789 seine Residenz in Paris nehmen mußte: da zerstreute sich seine Kapelle. Der König wünschte die Instrumental-Musik bey seinem Gottesdienste zu behalten. Da wurden ihm die Hautboisten von der Nationalgarde gesandt, die ihm während der Messe die Marseiller Hymne und andere Freyheitslieder vorspielten. Der König war darüber tiefgebeugt. *Hawy*, den das rührte, bewirkte durch Mad. Necker, daß die Aufführung der Musik bey dieser Messe lauten

Blinden übertragen wurde. Sie wurde zur allgemeiner Rührung executirt. — Mit solchen Anekdoten wird die Unterweisung noch angenehmer gemacht. — Der *sechste Abschnitt* handelt von der moralischen und religiösen Cultur der Blinden. Es wird darauf gedrungen, den Blinden bey den einfältigen Lehren des Christenthums zu lassen, und ihm nicht den lebendigen Glauben zu entreißen. Aber es wird auch gewarnt, vorsichtig zu seyn, damit diese religiöse Stimmung nicht vernichtend für den Unglücklichen werde. In der That ist es begreiflich, wie in der beständigen Finsterniß, ohne Zerstreung von aussen, das erhabendste Gefühl, wenn es allzuviel genährt wird, leicht den ganzen Menschen verzehren, und den Verstand zerstören kann. — Im *siebenten Abschnitte* wird über die wissenschaftliche Erziehung des Blinden gesprochen. Auch hier zeigt Hr. v. B., daß er seinem Gegenstande vieles Nachdenken gewidmet, und die Versuche, die er selbst gemacht hat, im Schreiben und anderen Dingen dieser Art, sind eben so sinnreich als trefflich. Der Vf. dieser Anzeige kann über manches nicht urtheilen; aber das meiste, das Hr. v. B. vorschlägt, scheint ihm sehr zweckmässig, und er hat es nicht ohne Vergnügen und Belehrung, wie wohl auch nicht ohne die innigste Theilnahme gelesen. Der *achte Abschnitt* berührt die Erwerbsquellen, die dem Blinden übrig bleiben. Die *Tonkunst* wird angegeben: aber sie ist nicht Jedermans Sache. Die *Dulon*, die Kirchgelsner sind selten. Die *Schriftstellerserey*, die wohl nur in einzelnen Fällen ihren Mann reichlich nährt, ist doppelt unergiebig für den Blinden, weil er immer einen Gehülfsen haben muß u. s. w. Hr. v. B. hat an seiner preussischen Geschichte 18 Jahre gearbeitet, und 1200 Thlr. dafür bekommen. Wenn er sich täglich 8 bis 10 Stunden mit schriftstellerischer Arbeit beschäftigt, so kann er es doch nicht höher als auf 300 Thlr. jährlich bringen. Nur einmal hat er es auf 800 gebracht, für — Romane. Diese aber wurden ihm zuwider, und schwerlich würde er auch jetzt so hoch kommen. Wenn aber Hr. v. B. zu glauben scheint, daß der blinde Schriftsteller, „nicht bloß, wenn er eben so viel als ein sehender, ja wenn er ungleich mehr leisten sollte, dennoch hinter den Sehenden. oft selbst mit einer ins Weite gehenden Verachtung zurückgestellt werde:“ so hat er sich doch wohl zu stark ausgedrückt. Den Schriftsteller, der blind ist, wird doch wohl keiner, dessen Achtung etwas werth ist, verachten, weil er blind ist. — Es werden noch andere Erwerbquellen angeführt, deren Prüfung wir Sachverständigen überlassen müssen. — Der *neunte Abschnitt* spricht von den Verhältnissen der Blinden als Freunde, Gatten, Väter; und der *zehnte* endlich von den Vergnügen und Zerstreungen der Blinden.

γ. κ. λ.

Rostock, b. Adler, und in Comm. b. Albanus in Neustrelitz: *Sokrates als Mensch, als Bürger und als Philosoph, oder Versuch einer Charakteristik des Sokrates*, von G. Wiggers, Dr. der Philos.

und akad. Privatdocenten zu Rostock. 1807. VIII u. 199 S. 8.

Der bey weitem größere Theil dieser Schrift beschäftigt sich mit einer, auf dem Titel nicht angedeuteten, ziemlich ausführlichen Geschichtserzählung vom Leben des *Sokrates*, dem jedoch — was zweckmäßiger für die andere Hälfte des Buchs verpart worden wäre — von S. 47 an, eine Entwicklung und Würdigung der originellen Lehrmethode des Sokrates, auch S. 37 ff. eine Untersuchung über das Wesen seines Dämonions, und S. 49. ff. eine Definition seiner Ironie — das eine so ungenügend, wie das andere — eingewebt ist. Mehr Lob verdient der bloß historische Theil, da nicht nur die meisten Hauptquellen alter und neuer Zeit fleißig studirt, sondern auch die aus ihnen entlehnten Materialien zweckmäßiger und lichtvoller geordnet sind, als dies bisher geschehen war; wovon besonders die ausführliche Darlegung der Gründe, welche des Sokrates Verurtheilung herbeiführten, eine empfehlungswerthe Probe abgibt: nur daß wir auch hier — wie überall — Originalität und Festigkeit der Ansichten gänzlich vermissen.

Dem letzten Viertel dieser Schrift, dem Titel nach ihrem Haupttheile, können wir aber nicht dasselbe Gute nachsagen. Was über den Sokrates als Menschen und als Bürger bemerkt wird, ist durchaus unbedeutend, und ermangelt einer lebendigen Einsicht in den antiken Sinn. Wie würde sonst Hr. W. S. 156. ff. noch so eifrig bemüht seyn, seinen Helden vom Verdacht, daß die Neigung desselben zu schönem Jünglingen bey ihm zum Laster ausgeartet sey, zu reinigen; anstatt die Höhe der Idee, die der Männerliebe bey den Griechen zum Grunde lag, besonders nach *Friedrich Schlegels* Andeutungen im *Athenäum* und in *den Griechen und Römern*, — denn auch *Ramdohr* hat hier den wahren und würdigen Gesichtspunct verfehlt — ins Licht zu stellen. Auch hätte der Vf. aus des Sokrates stetem Hindeuten, auf eine *Kunst* der Liebe merken sollen, daß hier etwas höheres, mit der sokratischen Philosophie innig verwandtes, gemeint sey — ohne darum mit *Plessing* eine metaphysische Hieroglyphe in der Päderastie zu finden — welches dann in die letzte Abtheilung des Buchs gehörte, wo die *ἑρωτικά*, auf die ja auch *Xenophon*, wenn auch in unverständlichen und unverständenen Ausdrücken, oft genug hinweist, als die einzige selbst eingestandene Erkenntniß des Sokrates, wohl ein tieferes Eindringen verdient hätten.

Aber diese viel zu niedrigen, und durchaus modernen, psychologischen Ansichten erscheinen freylich in den Untersuchungen, was *Sokrates als Philosoph triebte* und *wer er als Philosoph war* (S. 169 — 193). in ihrer auffallendsten Blöße. Es ist eine natürliche Folge von Hn. W's. Art zu philosophiren, daß *Xenophon* als glaubwürdiger Gewährsmann dem *Platon*, bis zu gänzlicher Vernachlässigung des letzteren, vorgezogen wird: *Xenophon*, eine durchaus unphilosophische Natur, der von seines Lehrers Philosophemen.

nur das Alleräußerlichste, und auch dies nicht rein, auffassen konnte, weil er noch in sich selbst befangen seyn mußte, dem göttlichen Platon, der über dem Wesen aller Philosophie schwebte, und vielleicht allein aus der ganzen Mit- und Nachwelt fähig war, den Schleier von Ironie und anspruchlos-praktischem Sinn, in welchen Sokrates seine höheren Betrachtungen weislich vernüllte, zu durchdringen. Zeichnete er auch seinen Lehrer ins Ideale, so schadet das nichts, weil ja doch das Streben jedes großen Geistes ideal ist, und es nur nach seiner unendlichen Bedeutung, nicht nach der zufälligen Stufe beurtheilt werden darf, auf der es durch irgend eine Nothwendigkeit stehen blieb. Dafs aber Platon dem Sokrates Forschungen aufbürde, deren dieser nie gedacht, die er vielleicht gar von sich gewiesen haben würde, davon wird uns die S. 6 mitgetheilte Anekdote aus dem Diogenes Laertius nicht überzeugen. Diese Vernachlässigung des Platon ist um so mehr zu bedauern, da Hr. W. sonst eine nicht gemeine Belesenheit in diesem Philosophen (als dessen künftigen Herausgeber er sich auch schon vor einigen Jahren durch eine lateinische Gelegenheitschrift über den Euthyphron angekündigt) an den Tag legt. — Aus

derselben Quelle muß man es herleiten, wenn wir die schätzbaren neueren Beyträge von Schleiermacher, Ast und Steck theils ganz übersehen, theils bey weitem nicht genug berücksichtigt finden. — Aus derselben Quelle ergibt sich auch von selbst die Protestation gegen das Ideale der sokratischen Philosophie, das sich ja in ihrer unverkennbaren, auch von Hn. W. S. 185 eingestandenen religiösen Tendenz auf bestimmte ausspricht; aus derselben Quelle endlich fließt das, dem beliebten Mittelmäßigkeitsgeist unserer Tage so analoge Resultat der ganzen Untersuchung: Sokrates sey ein sehr guter Mann, aber doch mit so viel menschlichen Schwächen behaftet gewesen, dafs man billig nicht so viel Lärmens von ihm machen sollte, — wonach man denn nicht begreift, wie Hr. W. noch ein ganzes Buch über einen so alltäglichen Menschen schreiben konnte.

Wir bemerken nur noch, dafs der Vf. mit dem Versprechen einer künftig zu ziehenden Parallele zwischen Jesus und Sokrates schließt; und dafs er uns überdies in der Vorrede auch Hoffnung zu einer *Chrestomathia Libaniana* macht, in der er besonders die für die Kirchengeschichte wichtigen Reden dieses Sophisten historisch und kritisch zu bearbeiten gedenkt. P.

KLEINE SCHRIFTEN.

Breslau, b. Korn dem ältern: *Über Neutralität (!) Erhaltung und Sicherheit der Bäder und Heilquellen in Kriegezeiten*, mit besonderer Beziehung auf Schietten, von R. Fr. W. Gratzenauer, Dr. der Rechte u. s. w. 1807. 48 S. 8. (6 Gr.) Eine kleine Schrift, bey welcher, mit Shakespear zu reden, die Meinung besser ist als der Witz. Hr. Gr. erfährt, dafs die Heilquellen Schließens, als die Brunnenzeit längst angefangen, noch unbesucht waren; es that ihm wehe, dafs diese Orte, so trefflich für Heilung, Genesung, Aufheiterung, Zerstreuung u. s. w. nicht benutzt werden sollten; auch fürchtete er, dafs man in benachbarten Staaten die Umstände benutzen, und die schließischen Brunnen aus der Mode — denn für Manche gehörten sie zu den Modeartikeln — bringen möchte. Darum suchte die Heilungsbedürfnisse oder Zerstreuung Wünschenden zu bewegen, sich von dem Besuche der Brunnenörter nicht abhalten zu lassen, und ihnen die Besorgnis auszureden, „dafs die raube Gewalt des Kriegs auch über diese freundlichen Anstalten herfallen, und Geselligkeit, Freude, Genuß, Ruhe unerbittlich wegtreiben möge.“ Schon im 30jährigen Kriege hätten Brunnen Sauvagarden erhalten; auch im 7jährigen wären sie verschont: wie vielmehr jetzt, wo man sich bemühe, die Übel des Kriegs, mehr als je, zu erleichtern! Viel wird das humane, menschenfreundliche Betragen der Franzosen gerühmt, wahrscheinlich nach Erfahrungen und aus Überzeugung; und es werden Thatsachen angeführt, aus welchen sich vermuthen läßt, dafs sie am wenigsten die Ruhe solcher Orte stören werden. Alles in einer Sprache, die oft recht zierlich und, wo möglich, bis zum Poesischen gesteigert wird. Dann wird gewünscht, dafs die kriegführenden Mächte die Neutralität der Brunnenörter förmlich anerkennen möchten, und endlich wird die Meinung geäußert, dafs auch der friedliche Unterthan eines feindlichen Staats (das soll heißen, der ruhige Bewohner eines eroberten Landes, also ein Schleier, ein Preusse) sich getrost der Brunnenkur bedienen möge. Man sieht, es ist nicht viel, was Hr. Gr. giebt. Gewifs, es giebt in Europa kaum eine Nation, deren Krieger, in einem völlig eroberten Lande, in dessen ruhigem Besitze sie sind, die Ruhe der Brunnen, oder irgend einer anderen wohlthätigen und friedlichen Anstalt, muthwillig stören werden. Am wenigsten wird das jemand von den Franzosen befürchten. Aber deswegen wird noch Keiner auf Sicherheit in einem Lande rechnen, in welchem (wie damals in Schlessen) die Kriegs-

operationen noch nicht vollendet sind, und noch Heere feindlich gegen einander stehen. Schwerlich werden die Anführer jemals in die Neutralität irgend eines Orts willigen, der noch in ihren Operationsplan fallen kann. Wo zu sollen also Wünsche, die nur immer das Einzelne betreffen, auf welches zu achten schwerlich möglich ist! Wenn man einmal beym Wünschen ist: so sollte man die Neutralität aller von Menschen bewohnten Oerter wollen: denn überall giebt es leidende Menschen (Hr. Gr. spricht immer von der leidenden Menschheit, aber die Menschheit leidet nicht, und geht auch nicht zu Brunnen!); oder vielmehr, man sollte wünschen, dafs gar kein Krieg geführt würde; alsdann wäre dem Einzelnen auf einmal geholfen. So lange aber Krieg ist, so lange werden Zeit und Umstände entscheiden, und die Humanität der Anführer; vom Kriegsvölkerrechte kann man freilich wohl reden, aber gewifs umsonst. — Drollig ist, dafs in dieser Schrift (S. 11) die Antwort des franz. General Börner über diese Schrift mitgetheilt wird. Angehängt sind (S. 26) „einige Gedanken zur Berichtigung des Urtheils des Publicums über Kriegerrecht und Kriegsräson“ (jenes nennt Hr. Gr. auf französisch *Loix de la guerre*, dieses *raison de guerre*). Hr. Gr. wird darauf geführt durch Erwähnung dorer, die sich erlauben, „Sauvagarden feindlich zu behandeln, verwundete Krieger im Schlafe zu morden u. s. w.“ Wir wollen hoffen, dafs solche Niederträchtigkeiten nirgend geschehen sind; sie sind zu empörend. Vortrefflich: „Wer die Macht verloren hat, dem muß das Recht doppelt heilig seyn; er verliert Alles, wenn er dies verletzt. Wer aber Grundfatz geringschätzt, wegdängt und ableugnet, auf denen einzig und allein noch der Rest von Ehre und guten Namen eines überwundenen Volks beruhen kann, der (dieser Nachsatz ist wenigstens nicht gut ausgedrückt) vergiftet die Quellen der Geschichte und des Rechts seines Vaterlandes bis auf den letzten Tropfen.“ Der Anhang selbst aber ist im Ganzen ein *Déraisonnement*, oder gleich, welches damit nicht gelehnet wird, in einzelnen Sätzen Wahrheit enthält. Der Zweck hingegen ist gut: Hr. Gr. wollte dazu beitragen, die Gemüther mancher Schleier, die sich (zu spät) gerührt zu haben scheinen, zu beruhigen und abzuhalten, nicht in Schlessen „die Hauptscenen des Mord- und Räuberspiels der Rebellen von Kalabrien zum zweytenmal aufzuführen“. Denn „einen Hochverrath begeht, wer die Oermächten zur Wuth entzündet.“

R. et A.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 16 N O V E M B E R, 1807.

G E S C H I C H T E.

BERLIN, b. Himburg: *Lebensgeschichte des Grafen von Schmettau*, königl. preuss. Generallieutenant, Ritters des schwarzen Adlerordens und Generalquartiermeisters der Armee Friedrichs des Zweyten. Von seinem Sohne, dem Hauptmann Grafen v. Schmettau. 1806. I u. II Th. 447 S. gr. 8. (2 Thlr.)

Bey diesem Werke vereinigen sich eine Menge günstiger Umstände, die es nicht bloß dem Militär, sondern auch dem Geschichtsforscher interessant machen. Obgleich der General *Schmettau* nie eine Armee commandirte, so befand er sich doch seit dem J. 1737 fast immer in einer Lage, die ihm Gelegenheit gab, von den wahren Verhältnissen der Dinge mehr zu sehen und zu erfahren, als mancher Andere, der auf einem höheren Posten stand. Er hat entweder selbst im Kriegsrath gesessen, oder doch gewusst, was darin vorging, und eine vertraute Bekanntschaft mit dem Charakter, den Hoffnungen, Wünschen und Schwachheiten der handelnden Personen, ein richtiges Urtheil, und ein scharfer Beobachtungsg Geist, setzten ihn in den Stand, sowohl den geheimen Bewegungsgründen derer, welche die Entwürfe machten, als derer, denen die Ausführung aufgetragen wurde, nachzuspüren, und auf diese Art tiefe Blicke in den Hintergrund der Begebenheiten zu thun, der so selten dem größeren Publicum enthüllt wird. Seine in den Feldzügen der österreichischen Armee gegen die Türken gesammelten Notizen ordnete er in der Folge, um sie dem König von Preussen zu übergeben; und diese Aufsätze, welche man unter seinen nachgelassenen Papieren fand, verbunden mit dem, was der Herausgeber durch mündliche Mittheilungen seines Vaters, und durch die vertraulichen Unterredungen desselben mit Schwerin, Rothenburg und anderen preussischen Generalen erfuhr, liegen der gegenwärtigen Lebensbeschreibung zum Grunde. Sie gewinnt durch den Umstand, daß der junge Schmettau den General als dessen Adjutant im 7jährigen Kriege begleitete, und folglich selbst Augenzeuge der späteren Begebenheiten war, noch mehr aber durch die ruhige Darstellung, die kein Bestreben verräth, die Verdienste seines Vaters auf Kosten der Wahrheit hervorzubeben, die nur dieser Göttin, und keines anderen huldigt.

Der Geschichtsforscher kann bey diesem einfachen und schmucklosen Vortrage weiter nichts als
S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

einige Abtheilungen und Ruhepunkte wünschen, wozu der wechselvolle Lebenslauf des Helden häufige Veranlassungen giebt. Die Sprache ist übrigens rein, und wo der Vf. sich Abschweifungen und eigene Bemerkungen erlaubt, sind sie treffend und zweckmäßig angebracht.

Carl Christoph Baron von Schmettau wurde im J. 1696 geboren, und wohnte schon 1709 als danischer Officier der Schlacht von Malplaquet, und nachher in österreichischen Diensten einer Reihe von Feldzügen in Italien und Deutschland bey. Das historische Interesse seines Lebens hebt aber mit dem J. 1737 an, wo er als Obristleutnant seinen Bruder, den Feldzeugmeister Schmettau, der in dem Kriege gegen die Türken eine bedeutende Rolle spielte, nach Ungarn begleitete. Da von seiner Hand alle Berichte ins Reine geschrieben wurden, welche der Feldzeugmeister unmittelbar an den Kaiser schickte: so mußte er auch nun in das geheime Spiel verborgener Triebfedern, welche das wiener Cabinet und die österreichischen Feldherren in Bewegung setzten, eingeweiht werden. Die Geschichte der drey Feldzüge von 1737, 38 und 39 stellt das nur zu oft wiederholte Schauspiel eines mächtigen, wohl ausgerüsteten und von dem besten Geiste beseelten Heeres dar, das durch den selbstsüchtigen Ehrgeiz seiner Anführer, die, minder den gegenüberstehenden Feind, als die Hofcabale in ihrem Rücken, zu bekämpfen haben, in seinen Operationen gelähmt und am Ende ohne Schwerdtstreich zu Grunde gerichtet wird; und ihm gegenüber das Bild eines Regenten, der zu schwach, selbst zu handeln, doch nie den Muth hat, einem Andern hinfällige Gewalt anzuvertrauen, der, stets argwöhnisch, und nur dem Anschwätzer sein Ohr leihend, unaufhörlich die genommenen Maßregeln selbst wieder zerstückt.

Drey Armeen, ohne die leichten Truppen und eine bewaffnete Donauflotte zu rechnen, über 120,000 Mann stark; sollen die Türken angreifen. An ihrer Spitze steht dem Namen nach der Großherzog (nachheriger Kaiser) Franz, in der That aber der Feldmarschall Seckendorf. Dieser nebst dem Feldzeugmeister Schmettau und dem Fürsten von Hildburghausen hatten den Plan des Feldzugs entworfen, welcher mit der Belagerung von Widdin anfangen sollte. Seckendorf erhält ein feyerliches Versprechen des Kaisers, daß an diesem Plan nichts geändert werden solle; die Kaiserin läßt dem Feldmarschall durch Schmettau sagen, daß er ja fest auf der Ausführung des ersten Entwurfs beharren solle; man erwartet nur die Ankunft des

Großherzogs in Belgrad, um die Operationen anzufangen, und dieser — bringt eine gemessene Ordre mit, nicht Widdin sondern Nissa zu belagern.

Alle gemachten Anstalten sind nun vereitelt, und unwillig verläßt Seckendorf, neue zu treffen. Zwar wird Nissa genommen, aber die Armee, die in dem ungesunden Klima Mangel leidet, muß nun doch noch vor Widdin rücken. Unterdeß haben die Türken Zeit gehabt, den Ort in Vertheidigungsstand zu setzen; Nissa geht wieder verloren, und das sehr geschwächte Heer sucht tief in Ungarn Winterquartiere.

Seckendorf verliert das Commando und die Freyheit, und mit erneuerten Anstrengungen bereitet sich Graf Königsegg zu dem zweyten Feldzuge. Man schlägt einen Angriff der Türken zurück, entsetzt Orsowa und nimmt Mehadia; aber eine Patrouille von Spahis, die den Großherzog bey einer Recognoscirung beynabe aufgehoben hätte, schreckt die Generale dergestalt, daß sie sich zurückziehen, Orsowa mit seinen reichen Magazinen Preis geben, und nun, durch Mangel und Krankheiten geschwächt, diesen Feldzug noch nachtheiliger als den ersten beschließen.

Obgleich die Armee nur bis auf 56000 Mann ergänzt werden kann, hat man doch gegründete Hoffnung, in dem dritten alles wieder gut zu machen. Der Großherzog wird abgerufen, und Graf Wallis tritt an die Spitze des Heeres. Er beginnt mit strengen Verordnungen über die Art, die Schweinsfedern neben dem Gewehr zu tragen, und über die Schnallen der Tornister-Riemen. Er macht Schanzen in morastigen Gegenden, nimmt künstliche Stellungen, bleibt hartnäckig bey einmal genommenen Märsregeln, so unzuweckmäßig sie auch die Umstände gemacht haben, und wird bey Krozka geschlagen.

Die Türken benutzten ihren Sieg nicht, wohl aber Wallis seine Niederlage, um sich gegen die Vorsetzungen der anderen Generale weit zurück zu ziehen, und Friedens-Vorschläge zu thun. Der ältere Schmettau wird nach Wien gerufen, und ihm die Vertheidigung von Belgrad aufgetragen. Eine Jagdpartie hindert den Kaiser, ihm die versprochenen Verhaltungsbefehle und dienöthige Vollmacht selbst zu ertheilen; doch versichert der Minister Harrach, daß sie in einer Depesche an den Grafen Wallis enthalten sey. Bey der Eröffnung aber findet man an ihrer Stelle ein Schreiben des Staats-Secretair Bartenstein: „daß man dem Feldzeugmeister Schmettau irgend eine andere Anstellung bey der Armee geben möchte, weil die Commandantenstelle von Belgrad dem General Suckow verbleiben müsse.“ Auf dringendes Zureden des Grafen Wallis übernimmt Schmettau jedoch die Vertheidigung dieses Platzes; es gelingt ihm, die Feinde von der Boszia zurück zu treiben, und er ist im Begriff ihr Lager anzugreifen, als die Nachricht von dem abgeschlossenen Frieden, durch welchen Belgrad den Türken abgetreten wird, seinen Unternehmungen ein Ziel setzt.

Die ganze Friedens-Unterhandlung, bey welcher Wallis und Neuperg aus persönlicher Feindschaft mit einander zu wetteifern scheinen, die Bedingungen so

nachtheilig als möglich zu machen, um dadurch einen den anderen zu stürzen, so wie die Geständnisse des Pascha von Rumelien in einer Unterredung mit dem Obrist-Lieutenant Schmettau verdienen (S. 173 ff. u. 195 ff.) besonders nachgelesen zu werden.

Rec., der durch diesen Überblick einer Reihe von Begebenheiten den Lesern einen Begriff von dem Gehalt des Buchs zu geben versucht hat, glaubt das Übrige nur noch kurz führen zu dürfen. Schmettau trat zu Anfange des ersten schlesischen Krieges in preussische Dienste, und begleitete Friedrich II. als dessen General-Adjutant und General-Quartiermeister, in den meisten der folgenden Feldzüge. Nur diejenigen Vorgänge, an denen er entweder durch die Ausführung selbst, oder durch seine Rathschläge besonderen Antheil nahm, erzählt er umständlich. Man darf daher hier keine vollständige Geschichte jener berühmten und so oft beschriebenen Kriege erwarten, wohl aber eine reiche Ausbeute interessanter Anekdoten, bisher wenig bekannt gewordener, in das Ganze ergreifender Umstände, und mancher charakteristischer Züge und Eigenheiten des Königs, der z. B. über Schmettaus Erhebung in den Reichsgrafenstand bey keiner Gelegenheit zu spödeln unterließ.

Der 2te Theil, der mit dem zweyten schlesischen Kriege beginnt, giebt ein lehrreiches Gemälde von dem damaligen Zustand, dem Grade der Bildung und den Mängeln des preussischen Heeres. Schwerin, der diese durchschaute, wurde durch den Fürsten von Dessau gehindert, zweckmäßige Verbesserungen durchzusetzen. Der König, durch das Studium der Alten gebildet, wollte ihre Lager und Schlachtordnungen nachahmen, und wurde dadurch oft zu Misgriffen verführt, wie bey Mollwitz, wo er seine Canonen 1000 Schritte vor die Infanterie setzte, und sie auch sofort verlor. Aber dennoch waren die Preussen unüberwindlich. Ordnung, Disciplina, und vor Allem das blinde Zutrauen jedes Einzelnen zu dem ihm unmittelbar Vorgesetzten, erkämpften ihnen überall den Sieg. (S. 277 — 283).

Im Frieden sprach der König oft mit Schmettau über seine Armee, und gestand, daß es ihm an fähigen Anführern fehle. Er wog die Nachteile der Beförderung nach der Dienstzeit ab, nach welcher selten ein Officier vor dem 60sten Jahre hoch genug hinauf zu rücken hoffen durfte, um eine bedeutende Rolle zu spielen. Die Erhebung ausgezeichneten Köpfe zu königlichen Adjutanten schien ihm eine Auskunft darzubieten; aber so sehr auch Friedrich mit eigenen Augen zu sehen gewohnt war, so fürchtete er doch Protection und Familien-Verbindungen, und entging ihnen nicht ganz. Er hielt mit Strenge darauf, bloß adeliche Officiere zu haben, und erlaubte nur bey der Artillerie und dem Genie-Corps Ausnahmen.

Im siebenjährigen Kriege verlor Schmettau die Gunst des Königs durch einen seiner Untergebenen, dessen Bruder Page war. Selbst unter den Augen des so hellsehenden Monarchen trieb der Eigennutz sein verdecktes Spiel nicht ohne Erfolg. Manche gut angelegte Unternehmung scheiterte durch das geheime

Entgegenwirken des Neides und des Privathaßes, und nur zu leicht war es, den Argwohn des Königs zu erregen, sobald man ihn von der empfindlichen Seite einer, jede fremde Selbstständigkeit ausschließenden, Überlegenheit angriff (S. 380 — 391). Die Capitulation von Dresden, im Sept. 1759, vollendete Schmettaus Fall. Das Abbrennen der Vorstädte, diese in neueren Zeiten oft so rasch angewendete, traurige Mafregel, wurde auch hier nicht durch den Erfolg gerechtfertigt. Die Trümmer der eingeficherten Häuser, die man doch nicht ganz abtragen kann, boten, wie überall, den Angreifenden denselben Schutz und noch bessere Materialien zu ihren Arbeiten dar, als die stehenden Gebäude gegeben haben würden, und man vernachlässigte den Chikanen-Krieg in den Vorstädten, der, indem er durch Erweiterung des Bogens die Umschließung erschwert, den Angriff immer eine Zeitlang von den eigentlichen Werken abhalten muß. Aber freylich gehört dazu eine zuverlässige und gewandte Infanterie, die nicht desertirt, und nicht bloß an das Feuern in Masse gewöhnt ist.

Schmettau wurde nach dem Frieden mit einer Pension von 1000 Rthlr. in den Ruhestand versetzt, und lebte bis an seinen Tod (1775) in Brandenburg. Seine Gemahlin, eine Baroness Corrado aus Ungarn, war ihm 1771 vorausgegangen. Kf.

HALLE, in der n. Soc. Buch- und Kunsthandlung: *Etwas über Franz von Sonnenbergs Leben und Charakter* von J. G. Gruber, (Dr. der Philos. u. Privatgel. in Weimar) 1807. 182 S. gr. 8. (18 Gr.)

Wenn das Leben und Wirken von Männern, die schon auf Erden viel erlebten, oder doch den Sinn ihrer Bestrebungen auf irgend eine Art rein und verständlich aussprachen, ein würdiger Gegenstand der historischen Kunst ist: So sinkt dagegen die Darstellung und Entwicklung von Charakteren, die ihrem nächsten Kreise durch das Ungewöhnliche ihres Wesens inponirten, der Welt aber, weil sie sich zu keiner Anschauung derselben aus sich selbst hervorgearbeitet hatten, fremd und gleichgültig blieben, zum bloßen moralischen oder psychologischen Interesse hinab. Bey solchen kann der Biograph nicht darlegen, was sie wollten, weil sie selber es nicht zu wissen pflegen, und gewiß unfähig sind, anderen ein festes Bild davon aus dem Chaos innerer Gestalten ohne Gestalt zu entwickeln; noch kann er der Nachwelt verkünden, was sie leisteten; er muß sich begnügen, Einzelheiten an Einzelheiten, Anekdoten an Anekdoten zu reihen, ohne höheren Zweck und inneren Zusammenhang. Wenn man uns dennoch solche moralische oder wissenschaftliche Embryonen aufbewahren will, so dürfte es immer noch das gerathenste seyn, diese sich möglichst selbst schildern zu lassen, damit es jedem unbenommen bleibe, seine eigenen Resultate aus dem Gegebenen, für sich Dastehenden zu schöpfen. Und so nach werden es viele Hn. Gruber danken, daß er ihnen einen Theil der Reflexionen des verstorb. Sonnenbergs über sich selbst Preis gegeben hat.

Eigene Aufsätze des Verewigten, meistens in Brief-

form, Forschungen über seine Bestimmung auf Erden, und Klagen über das Unerreichbare seines Strebens; quälende Scrupel über die höchsten Gegenstände des Daseyns, denen ein unbefangenes Gemüth mit aller angewandten Mühe keine schwierigen Ansichten abgewinnen würde, hier recht absichtlich genährt, immer neu gereizt, und mit sophistischer Leidenschaft bis in die Tiefen bodenloser Verzweiflung verfolgt; Schilderungen seines Gemüths Zustands unter mancherley Umgebungen; selten aber, und immer nur dann Erzählung, wenn sie unentbehrlich ist zur äußeren Bestimmung seiner Gefühle und Phantasien: denn wie in seinem Leben, so bleiben auch in seinen Aufsätzen diese immer der Gegenstand der Gegenstände, und das historische ist eigentlich nur der Rahmen, in dem dieß Gewebe von verborgenem Schmerz und unmäßiger Sehnen, von innerer Reinheit und Befleckung von außen gewirkt wird. Überall erkennt man ein Gemüth, welches will, daß das Ideale seyn soll, und sich vergebens abarbeitet, aus einem Busen, der vom Baum der Erkenntniß des Guten und des Bösen gekostet hat, eine Unschuldswelt zu erzeugen. Wenn auch Sonnenberg zuweilen durch diesen Widerspruch den er nicht bemerkte, lächerlich und widrig wird; — besonders in den Stellen, wo er auf seine Jungfräulichkeit recht eigentlich pocht, und gar nicht merkt, daß er sie gerade durch dieß grobe Bewußtwerden derselben vernichtet (man sehe nur S. 54 u. 93); oder wenn er über die Andachtsperiode seiner Kindheit spricht (S. 7 und 8): — so kann man doch im Ganzen dem unglücklichen Jüngling, dem sehr frühe Eindrücke die Kindlichkeit der Seele, die reine, kräftige Ansicht des Lebens, und die sicher entscheidende Stimme unentweibten Gefühls geraubt haben müssen, sein inniges Mitleid nicht veragen. Daß aber dieß reine Echo, welches die Natur treu und wahr aus der Seele wiedertönen läßt, und von und Dichterweihe genannt wird, ihm streng verlag war, sollte aus jedem Worte hervorgehn, das er, nicht ohne Wohlgefallen, über seinen frühen Hang zum einsamen Verfincken in sich, und zu frommer Selbstvernichtung und Zerknirschung sagt. Es hätte nicht erst des umständlichen und kostspieligen Aufwands einer ganzen Epopoie bedurft, um auf diese Resultate zu gerathen; und Hr. Gruber würde dem Ruhme seines Freundes nichts entzogen haben, wenn er uns die vielen mitgetheilten Gedichtchen desselben ganz erspart hätte. Denn das Interesse, das dieser mit Recht von Jedem fodern kann, der seine hier aufbewahrten Geständnisse liest, bleibt immer nur ein romantisches, und muß sich hüten, zum Kunsturtheil werden zu wollen.

Diese notwendige Grenze scheint aber so wenig ein früherer Correspondent in der hallischen A. L. Z., als jetzt Hr. Gruber, bemerkt zu haben. Denn wenn jener uns mit Posaunenton verkündet: „hier sey mehr als Klopstock“: wenn er gar versichert; „Sonnenberg habe Schönheiten des Versbaues ausgesprochen, die Voss kaum geahndet habe“; oder wenn dieser seines Freundes Wesen so außerordentlich findet, daß er

sein vergebliches Streben und Trachten auf den verdorbenen Geist der Zeit zu schieben genöthigt ist: so kann man sich des Lachelns nicht wohl enthalten; ja sogar ungerecht werden gegen den Donatoa, wenn man ihn nach diesem Maassstabe messen will.

Von Sonnenbergs äusserem Leben erfahren wir durch Hn. Gruber wenig; vielmehr begnügt er sich mit leeren Anpreisungen des Verewigten, die er einerseits als Dichter nicht verdiente, anderseits als Mensch nicht erst bedurfte, — da seine eigenen Worte gewiss mächtiger an jedes fühlende Herz greifen werden. Der Biograph scheint aber in der That, bey aller Verehrung seines Helden, doch den wahren Werth desselben wenig begriffen zu haben. Wie hätte er sonst die Einleitung mit einem Triumph wie: „Bewunderung und herzlichste Theilnahme, wohl auch eine Thräne des Mitleids, wird keine edle Seele dir versagen: wer spöttelnd zu lächeln vermag, — spricht sich selbst

sein Urtheil“ schliessen können! So spricht ja Madam Müller in der Ehrenpforte!

So wie Rec. Sonnenbergs Tod erfahren hat, vermisst er hier die Pflicht eines treuen Darstellers; denn es giebt ganz andere Resultate, wenn sich eine starke Natur in eigener innerer Glut verzehrt, als wenn sie zu willkürlichen Mitteln nach aussen greift, sich der verhassten Bürde des Daseyns zu entledigen. Bey der Mittheilung dessen, was S. über seine unglückliche Liebe schreibt, hätte der Herausg. vorsichtiger seyn können, da die gemeinten, sehr achtungswerthen Personen noch leben, und man a priori annehmen kann, das S., wenn gleich ohne seine Absicht, ungerecht gegen sie gewesen ist. Denn die Gabe, aus sich selbst hervorgehend, einen höheren und reineren Standpunkt zu gewinnen, war ihm versagt, und vielleicht quollen daraus die meisten Leiden seines kurzen Lebens.

P.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTE. Lübben, b. Gotisch: *Die Familie Angely.* Eine Geschichte aus den Zeiten des französischen Revolutionskrieges. 1804. 210 S. 8. (16 Gr.) Diese Geschichte ist aus dem dritten Theile von Herrmanns moralischer Kinderbibliothek abgedruckt. Sie verdiente diesen Abdruck. Die Freundlichkeit, die selbst über die Stürme des Schicksals erhaben ist, die häusliche Ruhe und Genügsamkeit, die zarten Züge des Vertrauens und der Dankbarkeit — alles spricht die Theilnahme der Leser an. Auch verdient die bey grosser Einfachheit so natürliche Darstellung des Vfs. einer Erwähnung, da sie selten gefunden wird. Die Geschichte wird ihre Tendenz, Fehlern zu steuern, die in unseren Tagen des Luxus so häufig das Glück der Familien zerstören, nicht verfehlen.

Rtt.

TECHNOLOGIE. Berlin, b. Maurer: *Vorschläge zu einigen wesentlichen Verbesserungen der Fabrication der Ziegel, welche dahin abzuwecken, sowohl im Winter, als im Sommer Ziegel anfertigen zu können, und dieselben mit der Hälfte der bisher erforderlichen gewachsenen Holzes zu brennen.* Von Louis Catel, Architekten und königl. preuss. akad. Künstler. Nebst einer Kupfertafel. 1806. VI u. 62 S. 8. (8 Gr.) Obgleich die Bogenzahl dieser Schrift gering ist: so enthält sie doch im Ganzen mehrere recht gute und durchdachte Ideen, und immer zeigt sich der Vf. als einen genauen Kenner dieses Gegenstandes und als einen recht praktischen Beobachter. Die ganze Abhandlung zerfällt in 3 Abschnitte. Im ersten stellt Hr. C. die Mängel auf, welche sich bey der bisher eingeführten Ziegelfabrication vorfinden. Er rechnet dahin sehr richtig die sorglose Zubereitung der Erde, und ihre Reinigung von Steinen und anderen fremdartigen Dingen; er geht ferner die Fehler durch, welche bey dem Streichen, bey dem Trocknen und Brennen vorkommen. Bey den letzteren macht er beherzigungswerthe Bemerkungen über die Construction der Ziegelöfen, wobey wir nur bemerken, das es wohl nicht ganz gegründet ist, wenn der Vf. behauptet, das es den gewöhnlichen Öfen zu sehr am Zuge fehle. Denn wenn die Schierlöcher gegenüber liegen, mit Rosten versehen sind, und die Decke eines unüberwölbten Ofens nur nach Eifelen's Vorschrift behandelt wird: so hat sich Rec. aus eigener Erfahrung überzeugt, das man nicht nur einen recht lebhaften Zug hervorbringen, sondern ihn auch nach Gefallen dirigiren kann. Der zweyte Abschnitt giebt die Mittel an, wie allen diesen Übeln abzuhelfen sey, und diese Mittel bestehen in der vom Vf. vorgeschlagenen Einrichtung der Ziegeleyen. Er will zu dem Behuf ein massives Gebäude von 80 F. Länge

und 22 F. Tiefe aufgeführt haben, und dasselbe innen durch zwey hölzerne Wände in drey verschiedene Räume theilen. Der mittlere von diesen Räumen dient zur Zubereitung der Ziegelerde und zum Streichen der Steine; die beiden Seitenräume enthalten Brennöfen; und der übrige Raum darin ist zum Trocknen der Steine bestimmt. Alle diese Räume sind mit Fenstern und Thüren versehen, und vor den Zutritt der atmosphärischen Luft gesichert. Des Vfs. Absicht ist nun, die Ziegeln nicht, wie gewöhnlich, an der Luft, sondern mittelst der durch die Eröffnung der Brennöfen ausströmenden Hitze zu trocknen, und vorzüglich die Ziegelerde recht zu reinigen, wozu er eine sinnreiche Maschine vorschreibt, deren Nutzen Rec. nicht verkennen. Der dritte Abschnitt endlich liefert eine Vergleichung der gewöhnlichen und der vom Vf. vorgeschlagenen Methode nebst Kostenanschlag. Aber eine solche Anlage möchte sehr theuer zu stehen kommen, einmal schon beymerkten Anbau, dann auch durch die gewiss häufig vorkommenden Reparaturen. Denn eine Balkenlage, welche über sich ein solches Quantum von Ziegelerde (anderthalb Fufs dick ausgebreitet) hat, erfordert sowohl starke Balken, als Mauern, zu welchen letzteren 1 Fufs Stärke, wie der Vf. annimmt, offenbar zu wenig ist; dann ist sie auch dem Verderben leicht ausgesetzt, indem sie von oben durch die Feuchtigkeit der Ziegelerde, von unten aber durch den entstehenden Qualm immer feucht gehalten wird. Ferner möchte auch das Trocknen der Steine auf diese Art, besonders im Winter, wohl schwerlich gut von Statten gehen. Denn einmal, was soll der ungeheure Brocken hin? Ein Quallfang und selbst die Öffnung der Fenster werden nicht hinreichen, ihn abzuführen. Dann ist die Wirkung der Wärme auf die zu trocknenden Steine gerade verkehrt, indem die Hitze bey der ersten Eröffnung des Ofens, wo die Steine noch am nassesten sind, am stärksten ist, mithin mehr schädlich als vorthellhaft; und gerade dann, wann sie einen höheren Grad von Hitze vertragen könnten, hat sich der Ofen abgekühlt. Endlich wird im Winter bey nur irgend anhaltender Kälte der mittlere Raum wohl schwerlich so viel Wärme erhalten, das man bequem darin arbeiten kann. Denn offenbar schlägt der Vf. die Wärme eines so kleinen Ofens, wie die feinen sind, zu hoch an. Jedoch ungeachtet dieser Bemerkungen, welche sich aus der Betrachtung dieses Vorschlags ergaben, sind wir der Meinung, das es sich der Mühe lohne, eine solche Ziegeley zu erbauen, und zu versuchen, ob die Erfahrung diese Bemerkungen widerlege oder bestätige.

K.

FORTSETZUNGEN.

Halle, b. Gebauer: *Liturgisches Journal.* Herausgegeben von Heinr. Balh. Wagnitz. 1807. 6 Bd. 3 und 4 St. in fortlau-

fender Seitenzahl. 494 S. 8. (18 Gr.) Siehe Reception der vorhergehenden Stücke 1807. No. 36.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 17 N O V E M B E R , 1 8 0 7 .

N A T U R G E S C H I C H T E .

FREYBERG, b. Craz u. Gerlach: *Geognostische Arbeiten von Johann Carl Freiesleben*, kön. sächsl. Bergcommissionsrath etc. Erster Band. Auch unter dem Titel: *Geognostischer Beytrag zur Kenntniß des Kupferschiefergebirges, mit besonderer Hinsicht auf einen Theil der Grafschaft Mansfeld und Thüringens*. 1807. XIV. und 202 S. 8. (21 gr.).

In der Vorrede bemerkt der Vf., daß bey allem Eifer, mit dem die Gebirgskunde in den letzten Jahrzehenden bearbeitet worden, die Kenntniß einiger Formationen aus der neueren Schöpfungsperiode etwas zurückgeblieben zu seyn scheine; namentlich gelte dies von der Seite von Flözalk-, Sandstein-, Thon- und Mergel-Gebirgsarten, für die man bis jetzt nicht einmal eine schickliche, umfassende und bezeichnende Benennung habe. Der Vf. legt hierin die Rechtfertigung für seine Arbeit, welche theils einen Beytrag zur näheren Kenntniß der Kupferschiefergebirgsformation im Allgemeinen enthalten, theils der mineralogischen Geographie einer Provinz seines Vaterlandes vorarbeiten soll, die sich bisher noch keiner erschöpfenden Beschreibung zu erfreuen gehabt habe. Wie vollkommen der schon durch mehrere geognostische Arbeiten vortheilhaft bekannte Vf. diese Zwecke erreicht hat, und wie dankbar die Freunde der Geognosie die Mittheilung seiner Beobachtungen zu erkennen Ursache haben, wird eine Anzeige des Hauptinhaltes des Werks darlegen.

Einleitung. 1) *Vorläufige Darstellung der Kupferschiefergebirgsformation im Allgemeinen.* Der Vf. versteht unter *Kupferschiefergebirge* die natürliche Gruppe von Flözgebirgsarten, die man sonst wohl mit dem Namen des thüringer Flözgebirges belegte, und die aus dichtem Kalkstein, verhärtetem Thon, Sandstein, Mergel, Gyps, Roggenstein, thonartigem Eisenstein, Steinkohle, Stinkstein, älterem Gyps, porösem Kalkstein, Kalkeisenstein, Kalkmergel, (sog. Zächstein) bituminösem Mergelschiefer, mergelichem Sandstein, (sog. Weißsilgendem) Kieselconglomerat zusammengesetzt ist. Sehr vollständig handelt er die Geschichte der Kenntniß und der Ansichten von diesem wichtigen Theile der Flözgebirgsformationen ab, und entwirft alsdann selbst folgende Skizze der wesentlich zu jener Suite gehörigen Gebirgsarten: 1) Muschelkalkstein, 2) Sand- und Thongebirge. Hierunter sind in bestimmter Folge begriffen: schieferiger Thon oder

Letten, Mergel, Gyps, Sandstein, thonartiger Eisenstein, Steinkohlen, Kalkstein, Roggenstein, Sandschiefer. 3) Älteres Kalksteingebirge. A) Gyps und Stinkstein als zusammengehörig. B) Stinkstein, Kalkeisenstein, Asche, [Höhlenkalkstein, Rauhkalk, Rauchwacke.] ebenfalls zusammengehörig. C) Zächstein. D) Mergelschiefer, namentlich das sogenannte Dach, das Kupferschieferflöz und das sogen. Weißliegende. 4) Älteres Sandsteingebirge, welchem sogen. Rothliegendes und das Steinkohlengebirge untergeordnet sind. Nach Rec. Meinung würde unter dieser letzten Numer auch noch der Thonporphyr besonders mit aufgeführt werden können, da derselbe, ob er gleich häufiger nur als ein dem Steinkohlengebirge untergeordnetes Lager vorkommt, hin und wieder aber doch auch, wie namentlich bey Ilfeld am Harz, unabhängig von jenem erscheint. Auch vermißt Rec. die bestimmte Erklärung des Vfs. darüber, was er hier unter Gebirgsformation und was unter Art u. s. w. verstanden wissen will, worüber bekanntlich die Geognosten noch gar nicht einverstanden sind. Nach früheren und späteren Äußerungen scheint der Vf. die angeführten vier Hauptglieder des Kupferschiefergebirges als *Formationen* unterscheiden zu wollen. Dagegen nennt er wiederum an mehreren Stellen jene ganze Gebirgsartengruppe, *Gebirgsformation*, welches dem Rec. ein Mangel an Bestimmtheit im Ausdrucke zu seyn scheint. II. *Vorläufige Darstellung der einzelnen zur Kupferschiefergebirgs-Formation gehörigen Gebirgsarten.* Der obere Kalk- oder Muschelkalkstein zeichnet sich nach dem Vf. durch Einfachheit und Homogenität des Ganzen aus. Bey dem Thon- und Sandgebirge sollen feinkörniger Sandstein, schieferiger Thon, körnig-blättriger Kalkstein, Roggenstein und glimmeriger Sandschiefer zu den wesentlichsten Schichten; zu den minder wesentlichen hingegen einige Arten dichten Kalksteins, Kiesel- und Sand-Gerölle, thonartiger Eisenstein gehören. Als partielle, untergeordnete Formationen betrachtet derselbe den oberen oder Thongyps und die Steinkohle. Zu dem älteren Kalksteine rechnet der Vf. als wesentliche Gebirgsarten: Stinkstein, Asche, Rauchwacke, Zächstein, Mergelschiefer. Untergeordnete Rollen scheinen ihm hingegen der untere Gyps, der Eisenkalkstein und der Höhlenkalkstein zu spielen; was aber Rec. wenigstens von dem Gypse, der hin und wieder in so großer Verbreitung, in so bedeutender Masse, und oft ganz unabhängig von dem Stinkstein auftritt, welchem er also auf keinem Fall untergeordnet werden kann, nicht gelten lassen

Rr

möchte. Dem älteren Sandstein sind nach dem Vf. untergeordnet: ein porphyrtiger Mandelstein, dichter Kalkstein; und einige Steinkohlenarten. III. *Andeutung einiger Verschiedenheiten in den einzelnen, zur Kupferschieferformation gehörigen Gebirgsarten verschiedener Gegenden.* Der Vf. giebt hier mit vieler Belesenheit eine kurze Übersicht von dem Verhalten des Kupferschiefergebirges im Mansfeldischen, Thüringischen, Hohnsteinschen, Braunschweigischen, Hannoverschen u. s. w. nach den Hauptgliedern desselben, wöbey er von den älteren zu den jüngeren hinansteigt. —

In dem zweyten Haupttheile des Buchs, den der Vf. *Ausführung* betitelt, werden nun die in der Einleitung im Allgemeinen bezeichneten vier Gebirgsformationen mit ihren Unterabtheilungen nach den Verhältnissen weiter beschrieben, unter denen sie in der Grafschaft Mansfeld; so wie in den zunächst angrenzenden Gegenden Thüringens, vorkommen. Ein großer Theil dieser Bemerkungen — die zwar in aphoristischer Form aufgestellt, aber dennoch in einem systematischen Zusammenhange sind — ist Resultat eigener Beobachtungen des Vfs., an welche er aber mit großer Sorgfalt überall die Beobachtungen anderer Geognosten, und unter diesen besonders auch die seines Bruders, des Bergamts-Assessors *Freiesleben* zu Freyberg, knüpft. In diesem ersten Theile werden aber nur die Beschreibungen der beiden jüngeren Formationen des Kupferschiefergebirges beendet, und die der beiden älteren für eine Fortsetzung verspart. I. *Die obere Kalksteinformation. (Muschelkalkstein.)* Nach des Vfs. Charakteristik kommt er fast bloß von weissen, grauen und gelblichen Farben vor, und ist ziemlich homogen, ob er gleich schon durch einige Abänderungen in Sandstein, durch andere in Mergel übergeht. Das Vorkommen der Fülle von Verfeinerungen und des Feuersteins, sind für ihn sehr bezeichnend. Unter den angeführten Schriften, die von den Verfeinerungen im Muschelkalkstein handeln, hätte ganz besonders auch *J. Fr. Blumenbachii specimen archaologiae telluris* eine Stelle verdient. Auch hätte unter den Verfeinerungen, welche dieser Kalksteinformation eigenthümlich sind, der merkwürdigen *Enkriniten* und *Belemniten* gedacht werden können, von denen letztere oft mehrere Fuß mächtige Lager bilden, deren Kalkstein als Strunkalk erscheint. Die fossilen Knochen von *Tonna* scheinen nicht sowohl dem Muschelkalksteine, wie der Vf. meint, sondern einem zum aufgeschwemmten Lande zu rechnenden Kalkuff anzugehören. Die von *Voigt* zuerst beschriebene, dem Muschelkalkstein untergeordnete *Lattenkohle*, welche im Weimarschen und Gorbaischen vorkommt, hätte wohl von dem Vf. erwähnt werden können. II. *Die Thon- und Sandsteinformation.* Der Vf. giebt hier gleich zu Anfang einen Begriff von dem, was er unter *wesentlich* zur Gebirgsformation gehörigen Gliedern; und unter *untergeordneten* Gebirgsarten versteht. Wesentlich nennt er solche Gebirgsarten, die in mehr oder weniger starken Flözen mit einander abwechseln, die sich in einer ge-

wissen Formationsperiode mehrmals wiederholen, die insgesammt gemeinschaftliche Substanzen zur Basis haben, und die so das Ganze constituiren; *untergeordnete* Gebirgsarten aber solche, deren Verbindung mit den übrigen Gliedern, in deren Kette sie eingeschlossen sind, nicht nothwendig, deren Substanz vielmehr von den in den übrigen Gliedern vorwaltenden Substanzen abweichend ist, und die daher auch nur in einzelnen, isolirten Lagerstätten vorkommen. Auf diesen Begriff scheinen aber des Vfs. eigene Bestimmungen zum Theil nicht zu passen, nach welchen z. B. Sandstein und Roggenstein wesentliche Glieder der Thon- und Sandstein-Formation seyn sollen, ob sie gleich nicht gemeinschaftliche Substanzen zur Basis haben. Auch scheint jener Begriff dem Sprachgebrauche entgegen zu seyn, nach welchem man diejenigen Gebirgsarten einer Formation untergeordnet zu nennen pflegt, welche der Gesamtbegriff der Formation umfaßt, sie mögen nun wesentlich oder unwesentlich seyn. Rec. würde daher lieber statt *untergeordnete* Gebirgsarten in dem Sinne, den der Vf. damit verbinden will, *unwesentlich* zur Formation gehörige Glieder sagen, und aus obigem Begriffe die gemeinschaftliche Substanz der Basis ganz weglassen. — I. *Thongebirge.* Der Thon, welcher theils als Letten, theils als Thonmergel auftritt, zeigt, nach dem Vf., im Mansfeldischen keineswegs das bestimmte Lagerungsverhältniß gegen das Sandsteingebirge, welches demselben nach *Voigt* und *Heim* eigen seyn soll; vielmehr wechseln Thon-, Sandstein- und Roggenstein-Schichten in so unbestimmter Folge, und in so unbestimmter Mächtigkeit bald über, bald in, bald unter Sandsteinflözen mit einander ab; auch ist bald das eine, bald das andere so vorwaltend, daß sich der Vf. nicht entschließen kann, das Thongebirge vom Sandstein wesentlich zu trennen, worin ihm Rec. nach eigenen Beobachtungen vollkommen beypflichtet. II. *Sandstein.* 1) *Thonartiger Sandstein.* Dahin zählt der Vf. denn auch den *Quadersandstein*, den er nicht, wie *Werner* und andere Geognosten, für eine selbstständige Formation hält, indem er ihn im Mansfeldischen und in Thüringen mit anderen Sandsteinarten, und überhaupt mit anderen Gliedern der Thon und Sandstein-Formation in abwechselnder Lagerung will gefunden haben. Sollte diese Beobachtung wirklich richtig seyn, woran sich aber mit Grunde nicht wohl zweifeln läßt, ob sie gleich denen in anderen Gegenden angestellten zu widersprechen scheint: so würde man allerdings keinen Augenblick Anstand nehmen dürfen, den Quadersandstein aus der Reihe der selbstständigen Gebirgsformationen wegzulassen, wenn man anderen den Begriff von Gebirgsformation so annehmen will, wie ihn unser Vf. zu nehmen scheint, ohne sich jedoch irgendwo bestimmt darüber erklärt zu haben. 2) *Flötzartiger Sandstein.* dem der Flötztrappformation ähnlich. 3) *Kalksandstein.* Er scheint zwischen dem Sandstein und Roggenstein in der Mitte zu stehen. 4) *Roggenstein.* Der Vf. unterscheidet 1) grobkörnigen, 2) klein- und feinkörnigen und 3) Hornmergel, wo-

unterer ein dichtes, gewöhnlich rauchgraues, splitt-
riges, äußerst festes, hartes und schwer zerspreng-
bares Gestein versteht, das nur stellenweis mit Sä-
ren bräunt und als ein ruhiger Niederschlag aus einer
feineren Auflösung, in der Kiesel- Kalk- und Thon-
stoff innig miteinander verbunden erscheint. IV) Sand-
schiefer. Nach diesem handelt der Vf. von den weni-
ger wesentlichen Gliedern der Thon- und Sandstein-
formation: wobey er zur Erläuterung von einigen
Profilen aus dem mansfeldischen Kupferschieferge-
birge, instructive Beschreibungen liefert. Bey Gele-
genheit des, dem Thon- und Sandsteingebirge un-
tergeordneten Eisensteins, führt der Vf. auch Eisensteins-
böze an, die nach Jordan am Dransberge bey Göt-
tingen vorkommen sollen, welches aber ein Irrthum
ist, da Hr. Jordan an der von unserem Vf. an-
gezogenen Stelle nur einen, durch Raseisenstein
zusammengekitteten Sand vom Dransberge beschreibt,
der daselbst am Tage liegt. — *Untergeordnete Flö-
ze.* In diesem Abschnitte ist dasjenige besonders
lehrreich und voll neuer, eigener Beobachtungen, was
der Vf. über den oberen Gyps sagt, den er weder als
eine selbstständige, noch als eine bestimmt zwischen
dem oberen Sand- und Muschelkalkstein gelagerte For-
mation betrachten zu dürfen glaubt, und bey welchem
er einen Thongyps und einen Sandgyps unterscheidet.
Der Schluß dieser interessanten Schrift, deren
Fortsetzung gewiss jeder Freund der Geognosie mit
Verlangen entgegen sehen wird, handelt von der Ver-
breitung der Thon- und Sandformation. E. a.

ORAN, i. d. Universt. Druckerey: Joh. Ant. Schön-
herrs, Prof. d. Spec. Naturgesch. und Spec.
Therop. zu Pesth, *Neue analytische Methode, die
Mineralien und ihre Bestandtheile richtig zu be-
stimmen.* Erster Theil 1805. 331 S. 8. (2 Thlr.)

Der Vf. geht von der Behauptung aus, daß allein
die chemischen Kennzeichen uns zu einer sicheren Be-
stimmung der Mineralien führen können. Er unter-
scheidet ferner das Determinationsystem, zur Erken-
nung der Naturkörper, von dem Classificationsystem,
und empfiehlt die sorgfältige Trennung beider Systeme
in der Anwendung. Dieses ist ohne Zweifel sehr
richtig; aber von den chemischen Kennzeichen kann
man ebenfalls behaupten, daß sie zur sicheren Kennt-
nis nicht hinreichen, sondern daß eine vollständige
Analyse des Fossils erfordert wird. In diesem Wer-
ke will der Vf. den Weg zur Auffindung der chemischen
Kennzeichen bequemer machen. Zuerst werden die
chemischen Eigenschaften der bis jetzt noch unzer-
legten Stoffe kurz und richtig angegeben. Hierauf
folgt das Determinationsystem der Fossilien, und
war in diesem ersten Theile der metallischen Kör-
per. Die Form ist tabellarisch (dichotomisch), und
er wollen zur Probe die erste Ordnung hersetzen.
Er begreift Metallerze mit metallischem Glanz, und
in einer entweder gelben oder kupferrothen, oder
schlackbraunen Farbe. 1. Geschlecht. Metallerze, de-
ren Auflösung im Königswasser oder Salpetersäure das
Ammonium blau färbt, wenn sie in dasselbe getropft

wird. 1.
liegen 2.
dichotomisch 3.
Hieher ge-
liches We-
Erze, de-
gen Geste-
nes Gold
Kupferge-
bies, Sch-
gelb. Ei-
Fehler, di-
scharf bestimmt sind, der Lehrling entweder sich gar
nicht zu recht findet, oder in eine andere Abtheilung
sehr irre geleitet wird. Wird hingegen eine Abtheilung
durch viele Kennzeichen charakterisirt, so kann eines
oder das andere mangeln und undeutlich seyn; der
Lehrling wird doch die rechte Abtheilung treffen.
Überdies sind die Kennzeichen in diesem Werke
nicht gut gewählt, wie auch das angeführte Beyspiel
zeigt. Zwischen dem metallischen und dem gemei-
nen Glanze sind so viele Mittelstufen, daß es oft
schwer seyn wird zu entscheiden, wohin ein solcher
Mittelglanz gehöre; die gelbe, rothe oder braune
Farbe kommt so oft als angelauten vor, z. B. am Ei-
senglanz, gediegenen Wismuth, Arseniksilber u. s. w.,
daß die Auffindung der wahren Farbe große Schwierig-
keiten haben möchte; ein geringer Kupfergehalt
kann oft äußerst zufällig; im geringsten nicht charak-
teristisch seyn, und in vielen Fossilien (auch aus sehr
eingesprengtem Kupferkies) vorkommen, wo ihn das
System nicht anzeigt. Es scheint also Rec. nicht, als
ob der Vf. durch dieses Werk seinen Zweck, das
Studium der Mineralogie zu erleichtern, erreicht habe.
Sonst hat der Vf. das Bekannte gut benutzt, und am
dem gehörigen Orte angeführt. Sprachfehler als ge-
wöhnliche, gewohnt, das Particip anzunehmen, sind dem
Vf. zu verzeihen. L. R.

HAMBURG, b. Kratzsch: *Beschreibung der größten
und merkwürdigsten Höhlen der Erde.* Allen Ver-
ehrern des Erhabenen und Schönen in der Na-
tur gewidmet von Christian Wilhelm Ritter, der
Arzneyk. Dr. 1802. VI u. 112 S. Zweyter Theil.
1803. X u. 110 S. 8. (16 Gr.)

Der Vf. macht bey Herausgabe dieses Werkchens
keinen weiteren Anspruch, als den, minder begüter-
ten Freunden der Natur ein unterhaltendes Lesebuch
in die Hände zu geben, und diese Absicht mag er auch
so ziemlich erreichen. Der erste Theil enthält Be-
schreibungen der Baum- oder Jungfernhöhle in Frank-
reich von Marfollier; der Höhle bey Castleton, von
Moritz und Faujas St. Fond; der Höhle von Muggen-
dorf; der Kelle bey Ellrich, von Götz; der Hen-
sehöhle; der Baumanns- und der Biels-Höhle; der Höhle
bey Barunkowa in Rußland, nach Pallas; der Fin-
gushöhle, nach Faujas St. Fond; einer großen nord-
amerikanischen Höhle, nach Carver; der Höhle des
Schwalbensteins im Bayreuthischen; und der Kletter im
Westphalen, nach u. Cölln. Nimmt man die ersten

beiden übertriebenen und abentheuerlichen Beschreibungen aus: so sind die übrigen alle gut gewählt, und selbst der wissenschaftliche Leser erhält einzelne brauchbare Nachrichten. Die meisten der beschriebenen Höhlen finden sich in Kalkgebirgen, nur die Kelle bey Ellrich und die barunkowische Höhle in Gyps; die Heuscheune aber in Schiefergebirge, und die Fingalshöhle in Basalt. Der zweyte Theil enthält Beschreibungen der Höhle von *Cornale* bey Triest; der *Magdalenenhöhle* in Krain; einiger Höhlen bey *Ingleborough* und *Settle* in Yorkshire; der *Maddisenshöhle* in Virginien, nach *Jefferson*; der Höhlen auf der Insel *Elva* im toskanischen Meere, nach *Spadoni*; der Grotte von *Pugnetti* in Italien, nach dem Grafen *Ponfillon*; der *Adelsberger Höhle* in Krain; der Höhle im *Eisberge* bey Kungur in Rußland, nach *Lepechin*; der bey *Lueg* in Krain, nach *Küttner*; der *Förstershöhle* im Bambergischen, nach *Arndt*; der *Gailenreuther-Zoolithen-Höhle*, nach *Martius*; der *Beatenhöhle* am Thunersee; der Höhle von *Antiparos*, nach dem Graf v. *Choiseul-Gouffier*; der Höhle von *Cornial*, nach dem Abt *Fortis*; der *Rollandshöhle* bey Marseille, nach *Darlac*; der Höhle von *Balme*, in Savoyen; des *Hüllochs* in der Graffschaft Mark, nach *Weddigen's Magazin*; der *Hundsgrotte* bey Neapel, nach *Spallanzani*; der *Eiskapelle* in Berchtesgaden; und

der Höhle *St. Michael* bey Gibraltar, nach *Williams*. Alle diese Höhlen, die Hundsgrotte und Eiskapelle ausgenommen, liegen ebenfalls in Kalksteingebirgen, letztere aber ist die Grotte eines Gletschers, wie man sie in der Schweiz wohl noch öfterer und schöner antrifft. Auch in diesem Theile beschließen einige romantische Beschreibungen (wie die 1, 2 und 7te) mit schlichtern und eben so merkwürdigen (wie z. B. die 10, 13, 15 und 18te) ab; weniger interessant fand Rec. die 3, 4, 5 und 12te, und einige (wie die 6, 14, 16 und 20te) enthalten weder zur Unterhaltung, noch für den wissenschaftlichen Leser etwas Erhebliches. Überhaupt ist die Lectüre dieses zweyten Theils, bey der Gleichartigkeit des Gegenstandes, ermüdender als die des ersten, wo mehr für Abwechslung gesorgt war. Sollte der Herausgeber diese Sammlung fortsetzen wollen, so würde ihm auf jede Weise strengere Auswahl, dem Inhalte und auch den Quellen nach, letzteres besonders insofern anzurathen seyn, daß auch größere und minder bekannte Werke, als die bis jetzt benutzten, aufgesucht würden. Bey Beschreibung der Gailenreuther-Höhle S. 35 ist wohl aus Mißverständniß, das *angenehme Thal der Wiesen* in „ein angenehmes Wiesenthal“ verwandelt worden?

— 2.

K L E I N E S C H R I F T E N.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Steinacker: *Der Mensch und die Thiere*. Ein gemeinfaßliches Lesebuch, worin die Rechte und Pflichten, des Menschen in Beziehung auf die Thiere, die Ursachen der Thierqualen, und die Mittel dagegen angegeben werden. Von M. August Immanuel Kottner, Prediger in Suhle 1807. XVI. u. 125 S. 8. (12 Gr.) Hr. K. fah oft Thiere martern, nicht immer aus Bosheit, sondern oft aus Leichtsinne, Gewohnheit, Stolz. Er glaubte, ein Buch, das kurz und gemeinfaßlich von dem Rechte und den Pflichten der Menschen gegen die Thiere handelte, könnte vielleicht viel zur besseren Behandlung der Thiere beytragen. Er erklärt, daß er nicht zu den zarten Seelchen gehöre, die kein Blut sehen können, daß er aber verlange, man solle die Thiere nicht ohne Zweck und Nutzen martern. — In der That, wer sollte nicht wünschen, daß es ihm gelingen möge, recht viel auszurichten? Hr. K. zeigt sich als ein Mann von Gefühl und Religiosität. Man sieht es ihm an, die Sache der Thiere liegt ihm am Herzen; er spricht treuherzig-trocken, geradeweg, so wie der Prediger, der die Bauern kennt, etwa zu diesen reden muß; nur selten kommt ein Ausdruck, den diese vielleicht nicht verstanden. Daher ist möglich, daß er bey den Bauern und die ihnen gleichen, etwas mit seiner Schrift zu Gunsten der Thiere bewirkte. Bey denen aber, die zu physischen Versuchen Thiere quälen müssen, oder bey solchen, die an der Jagd ihre Lust haben, wird er schwerlich Eingang finden. Darnach ist seine Sprache nicht: auch seine Begriffe und Absichten sind nicht von der Art; er hätte völlig von dergleichen Dingen schweigen können, und sich bloß auf den Landmann beschränken sollen. — Die Mittel, die Hr. K. gegen die Thierqualereyen vorschlägt, sind solche, daß nicht viel von ihnen zu hoffen ist. Man soll bedenken, daß die Thiere nützlich seyen u. s. w. Das wissen die Meisten selbst wohl. Ei-

nen Punkt wollen wir doch andeuten, weil er der Ansicht des Hr. K. vielleicht eigenthümlich ist. Er behauptet (und auch das soll ein Mittel seyn, sich vor dem Martern der Thiere in Acht zu nehmen) daß die Thiere Seelen haben, die von der menschlichen in nichts verschieden seyen, als daß jene Thiere, diese Menschen bewohnen, (das soll wohl heißen Thierkörper und Menschenkörper, weil zum Thiere wie zum Menschen ihre resp. Seelen ja auch gehören). Man solle dagegen nicht einwenden, daß die Thierseelen sich auf eine ganz andere Art zeigten. Davon liege nicht die Ursache in der Seele, sondern im Körper. Wenn man die Seele eines Hundes, einer Maus, oder eines Käfers in den Körper eines Menschen bringen könnte: so würde der Mensch mit dieser Hunde-Maus- oder Käfer-Seele eben so vernünftig handeln, als seine Mitmenschen; umgekehrt, würde die Seele eines Menschen in einen Hund, eine Maus, oder einen Käfer gebracht, nichts anderes aus diesen Thieren machen, als eben einen Hund, eine Maus, oder einen Käfer. Die Thierseele könne nur deswegen keine Vollkommenheit zeigen, weil der Körper, den sie bewohne, keine erlaube. So zeige ja die Seele eines betrunkenen Philosophen auch nichts von ihrer Vortrefflichkeit, und doch würde sie wohl da seyn, so gut, wie eine menschliche Seele in dem Körper eines blödsinnigen Knaben war, der durchaus nichts von Vernunft verrieth. Daher zeige sich auch, daß die Thiere desto vernünftiger wären, je mehr ihre Organe sich den menschlichen nähern. Daher wird denn auch ferner behauptet, daß die Thiere der Veredlung fähig seyen (die Raupe, die zum Schmetterling werde, beweise es), und daß sie Hoffnung hätten, nach dem Tode fortzudauern. Dafür wird Gottes Gerechtigkeit in Anspruch genommen, und die bekannte Stelle des Paulus von der seufzenden Kreatur in diesem Sinne erklärt.

x.

N E U E A U F L A G E N.

Berlin, b. Mylius: *Lesebuch für Bürgerschulen* von C. Ph. Funke, 1803. 1r. Th. 1te Abth. VIII. u. 140 S. 1804. 2te Abth. 125 S. 3te verm. u. verbess. Aufl. (8 Gr.) 1807. 2r Th. VIII. u. 352 S. 2te verb. Aufl. M. 3 Landcharten 8. (15 Gr.).

Nürnberg u. Leipzig, b. Campe: *Allgemeiner Inbegriff der nöthigsten Wissenschaften* für jeden gebildeten Menschen herausgegeben von C. Ph. Funke. Zweyte verbesserte Auflage 1807. 146 S. 8. (16 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 N O V E M B E R, 1807.

B O T A N I K.

KOPENHAGEN U. LEIPZIG, b. Schuböthe in Comm.;
*Mart. Vahl's Enumeratio plantarum, vel ab aliis,
vel ab ipso observatarum, cum earum differentiis
specificis, synonymis selectis et descriptionibus
succinctis. Vol. II. 1806. XVI u. 423 S. gr. 8.
(beide Theile 5 Thlr. 21 Gr.)*

Als Rec. den ersten Theil dieses in seiner Art einzigen Werks in diesen Blättern (1805. No. 300) anzeigte, bedauerte er den für die Wissenschaft viel zu frühen Tod des Vfs.. Er starb, als der vorliegende Theil bis zur Gattung *Commelina* (S. 165) abgedruckt war; die drey Herausgeber, N. Tönder Lund, J. W. Hornemann und P. Thonning, fanden aber in des Verstorbenen Papieren einen solchen Reichtum an botanischen Bemerkungen, und hatten, wo die Papiere nicht zureichten, das große vom Könige gekaufte Vahl'sche Herbarium zu Hülfe zu nehmen, daß sie nicht anstanden, diesen Theil, der die erste Ordnung der Triandrie umfaßt, und auch nach des Vfs. Willen umfassen sollte, ganz herauszugeben, wofür ihnen das botanische Publicum gewiß den größten Dank wissen wird. Sie erklären sich bereit, aus Vahl's nachgelassenen Schriften auch das übrige ganze Werk, oder einzelne Theile desselben, herauszugeben: natürlich muß jeder das erstere wünschen. Möge das Unglück, welches kürzlich Kopenhagen getroffen hat, die würdigen Herausgeber dazu nicht außer Stand gesetzt haben! Sie erwerben sich ein sehr großes Verdienst um die Botanik, wenn sie ihr Anerbieten erfüllen, und setzen ihrem verstorbenen Freunde ein Denkmal, wie es kein König ihm setzen kann. Sie sind, wofür man ihnen Dank wissen muß, ganz Vahl's Anordnungen gefolgt. Er hatte die Gattungen in seinem *Herbarium* so rangirt, wie sie in seiner *Enumeratio* folgen, und so erscheinen sie auch hier: daher kommt hier *Ficus* vor; daher fehlen hier andere Gattungen, als *Stipulicida*, die er zu *Polycarpon*; mehrere *Schoeni*, die er zu *Trisericum*; *Diplasia*, die er zur *Heptandrie*; mehrere *Cenchr*, die er zu *Lappago*; und *Nardus aristata*, die er zu *Chloris* brachte. Eher hätte man vielleicht wünschen können, daß sie auf einige nach Vahl's Tode erschienene Schriften, als von *Billardi*, *Beauvois*, *Andrews*, *Person* und Andern, Rücksicht genommen hätten; allein sie wollten nur das von ihm Angeordnete liefern, und sie haben uns hier auch damit so rühmlich beschenkt, daß ihnen unsere Dankbarkeit gewiß ist.

J. A. L. Z. 1807. Vierten Band.

Von dem Werk können wir hier nur einen kleinen Abriss geben, um auf den außerordentlichen Zuwachs aufmerksam zu machen, den die Botanik dadurch erhält; und wir werden es auch daher, wie bey dem vorigen Theil, hin und wieder mit *Willdenow's species plantarum* vergleichen. *Valeriana*; 46 Arten, *Fedia* 12; bey W. wo beide noch unter *Vahl* vereinigt sind, nur 31. *Loefflingia indica* ist als nicht zur Gattung *Loefflingia* gehörig weggelassen. *Hippocratea* 8. *Tonjella* 6 Arten. *Ixia* 56 bestimmte, 6 zweifelhafte Arten. *Glaadiolus* 86 bestimmte Arten. *Iris* 59. *Moraea* 19. *Commelina* 40, bey *Willdenow* 13. *Ficus* 92 bey *Willdenow* dessen T. IV. S. 2 worin *Ficus* vorkommt, in eben dem Jahr erschienen ist, nur 73 Arten. *Xyris* 16. *Schoenus* 48. *Rynchospora*, eine hier zuerst von Vahl aufgestellte Gattung. *Schoenus* charakterisirt der Vf.: *Squamae paleaceae, inferiores vacuae. Stylus deciduus. Sem. 1. inter squamas superiores. Rynchospora* hingegen: *Squamae paleaceae, infimae vacuae. Cor. o. Sem. 1. coronatum stylo persistente indurato, basi latitudine seminis*. Es werden 19 Arten aufgeführt, unter denen nur *alba* (*Schoenus albus* L. und als Spielart *Schoenus fuscus* Linn.) in Europa zu Hause ist. *Machaerina* ebenfalls neu: *Paleae lene imbricatae. Cal. bivalvis. Corolla o. Setae basi seminis*. Die einzige Art ist *M. restioides*, von Swartz als *Schoenus restioides* beschrieben. *Melanranis* auch hier zuerst aufgeführt: *Squamae paleaceae, undique imbricatae. Spicula sub singula squama multiflora disticha. Stylus bifidus*. Zwey capische Arten, die eine nannte *Thunberg* *Schoenus scariosus*, die andere ist neu. *Dichromena: squamae undique imbricatae. Cor. o. Stylus bifidus. Semen sublentilare, transversum undulato-rugulosum obtuse acuminatum. Setae nullae*. 5 Arten, wovon 3 neu, eine den *Scirpus reptans* Richard und eine den *Schoenus stellatus* (*Dichromena leucocephala* Michaux) ausmacht. *Scirpus: squamae paleaceae undique imbricatae. Cor. o. Sem. imberbe, trigonum*. 94 Arten. *Hypaelytrum*, neu: *Paleae aequaliter imbricatae. Cal. bivalvis. Cor. o. Setae o. 4 Arten*, wovon die eine *Lamarcks scirpus senegalensis*, die anderen neu sind. *Fimbristylis*, ebenfalls hier zuerst aufgestellt: *Squamae paleaceae undique imbricatae. Cor. o. Stylus bifidus. basi bulbosus, compressus, margine ciliatus. Setae o*. Es sind 24 Arten genannt, unter denen mehrere neu, die übrigen ehemals als *scirpi* bekannt waren; europäisch ist nur *Fimbr. dichotomum*. Warum der Vf. *Fimbristylis* zum Neutrum gemacht hat, ist nicht abzusehen, es muß ja offenbar ein Femininum seyn, und so hatte man ja auch schon vor-

tata ausheben. *Sphaer. pomiformis* Syn. p. 65, nicht 35, *circumscissa* 85, nicht 115, *moriformis* 86, nicht 82. (*Sph. Tiliae*, die hier pag. 4 citirt ist, steht S. 84, nicht 87, in der Synopf.). *Agar. chalybeus* 343, nicht 346, *fumosus* 348, nicht 342, *tenacellus* 387, nicht 37.

— h —

LEIPZIG, b. Schäfer: *Romani Hedwig Filices*. Fascic. IV. Fol. 4 Bog. und 6 illuminirt. Kupfertafeln. (3 Rthlr.)

Plan und Einrichtung des Werkes ist aus den früheren Heften hinlänglich bekannt. Dieses 4te, und sehr wahrscheinlich, letzte Heft, enthält *Trichomanes undulatum*, und die Gattung *Davallia*. Die *Trichomanes* ist nach Smith u. Swartz ein *Hymenophyllum*, und von dem letzteren in der *Flora Ind. Occ.* unter dem Namen *Hymenophyllum* aufgeführt. Von der *Davallia* ist der Charakter so bestimmt: *Fructificatio marginalis, exserta, distincta. Perisporangium poculiforme, aut hemisphaericum, aut subrotundum varium: limbo five peristomate ampliato, planiusculo. Columnula nulla. Sporangia sphaerica, cingulo articulatō munita, basi filamentis succulentis, elasticis, hyalinis, fasciculis ductulorum instructis, affixa.* Viel Worte, wie es gewöhnlich bey dem Vf. der Fall war! In den allgemeinen Bemerkungen, die der Beschreibung der Arten vorangehen, glaubt er, daß diese Gattung sich nur vorzüglich durch den Mangel der *Columnella* von *Trichomanes* (*Trichomanes* und *Hymenophyllum* Smith und Swartz) unterscheide. Man sieht hieraus sehr deutlich, daß der Vf. die Hauptmerkmale dieser Gattungen noch nicht genau verglichen haben muß. Die beschriebenen und abgebildeten Arten sind: 1) *Davallia elegans, (frondibus pinnatis, decompositis, elongatis; pinnis alternis, ovato-dilatatis, acuminatis, m-*

cis, decurrentibus; segmentis pinnarum dentato-crenatis, vasculosis; perisporangiis ovato-tubulosis, compressculis. Ist von Förster unter dem Namen *Trichomanes solidum* beschrieben. Hierzu gehört die Abbildung mit der Unterschrift: *Davallia procera*. 2) *Davallia contigua, frondibus simpliciter pinnatis: pinnis alternis, linearis deltoideis; integris, approximatis, decurrentibus. Perisporangii ovatis, glabris integris.* Hierzu das Synonym: *Trichomanes contiguum* Forst. 3) *Davallia glaucescens, (frondibus pinnatis, bipinnatisque: patentibus; pinnis elongatis, alternis pinnatifidis; inferior (i) pagina glaucescente: pinnarum segmentis linearis-rotundatis, integris: perisporangiis ovalibus, ad latus apicis segmentorum.)* Von Förster *Trichom. gibberosum* genannt. 4) *Davallia didyma, (frondibus pinnatis pinnatifidisve, glabris, flaccidis: pinnis alternis, decurrentibus elongatis, pinnarum segmentis cuneiformibus, integris, alternatim decurrentibus: perisporangiis terminalibus, didymis.)* Der Vf. erhielt diese Art von Sprengel unter *Trich. didymum*, Forst. Wir finden aber bey Förster keine Art unter diesem Namen. Sehr wahrscheinlich gehört aber Förster's *Trichomanes cuneiforme* hieher. 5) *Davallia aculeata, (elongatio trunci volubilis, aculeata, frondibus supradecompositis palmato-pinnatifidis; pinnis palmatis alternis patentibus, segmentis linearibus, apice bifidis. Perisporangiis ovatis, terminalibus.)* Linné rechnete sie zu *Trichomanes*. Swartz nennt sie in seiner *Flora Dav. fumarioides*. 6) *Davallia procera, (frondibus erectis, pinnatis; pinnis alternis, ovatis, acuminatis, incis; segmentis dentatis fructiferis. Perisporangiis integris, obtuse ovatis, in membrana segmentorum utrinque dispositis.)* Daß die mit *Dav. procera* bezeichnete Tafel zur *D. elegans* gehört, ist schon oben bemerkt worden.

B. G. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Frankfurt a. M., b. Varentrapp u. Wenner: *Über das Übel auf Erden*. Ein Wort der Beruhigung und Erhebung. Aus dem Standpunkte der beschränkten moralischen Natur des Menschen. 1806. XII u. 128 S. 8. (12 Gr.) Diese kleine Schrift, deren Titel den Standpunkt ausdrückt, von welchem sie geschrieben wurde, ist, nach der Vorrede, eigentlich eine Gelegenheitschrift. Der Vf. glaubte mit einem kenntnisreichen, frommen und in jeder Hinsicht edlen Mann nicht ganz gleichstimmig über den Ursprung, über die Natur und über die Absicht des Übels zu denken. Er machte daher einen Versuch, ihm seine Vorstellungart in einem erweiterten Umfange deutlich zu machen; um so mehr, da in Holland, dem Vaterlande jenes edlen Mannes, eine völlig freie Prüfung dieser wichtigen Angelegenheit noch sehr selten seyn dürfte. Er schloß sich daher, mit Recht, den Vorstellungen der Philosophie des Holländers an. Er glaubte dann, seine Abhandlung dem Publicum mittheilen zu müssen; denn, wenn sie auch nichts Neues enthielte, so könne sie doch gerade um ihrer ursprünglich nothwendigen Einkleidung und niederen Haltung willen, dazu beytragen, daß durch sie eine wahrere Ansicht des Gegenstandes mehr und mehr verbreitet werde. Der Vf. macht daher keine Ansprüche darauf, den Philosophen, der sich mit dieser Untersuchung tiefer beschäftigt hat, zu belehren; er bestimmt seine Schrift vielmehr ausdrücklich und ausschließlich derjenigen zahlreichen Classe gutgesinnter, aufgeklärter und wahrhaft gebildeter Menschen, die sich stets innerhalb der Grenzen des schlichten Menschenverstandes halten und des schlichten Menschengefühls. Dieser Classe möchte er den Umblick erweitern, und zu höherem Schwunge das Herz erheben, dadurch, daß er die Erscheinung des Übels erkläre, nicht ergründe. — In der That: für diese Menschenclasse mag die kleine Schrift

ihren Nutzen haben. Dem Philosophen kann sie nichts fern; Neues enthält sie wirklich nichts oder wenig. Wenn der Vf. nicht selbst sagte, daß er über seinen Gegenstand viel gedacht und wenig gelesen: so möchte man glauben, Einiges schon genau, dem Sinne nach, anderwärts gelesen zu haben. Das Werkchen ist gut geschrieben, rein und lebendig; es ist correct gedruckt und auf gutem Papier. Darum ist zu hoffen, daß die bezeichnete Classe von Lesern es mit Vergnügen lesen werde. Und wir wünschen, daß recht Viele den Trost in ihr finden mögen, und die Erquickung, die der Vf. in seiner Ansicht fand, als ihn; bey dem Schlusse seiner Abhandlung, das schrecklichste Unglück traf, unter welchem ein Vaterhaus nur brochen kann.

G. T.

Oldenburg, b. Schulze: *Noth- und Hülfbüchlein in einigen der wichtigsten Lagen des akademischen Lebens*. Für angehende Studierende; auch nützlich für deren Väter. 1807. 104 S. 8. (8 Gr.) Wenn der Vf. dieses Büchlein, vielleicht ein verdorbener Student, aus seinen vielen Erfahrungen, die er auf der Universität gemacht haben will, und wirklich gemacht haben mag, keinen anderen Vortheil gezogen hat, als die Weisheit, die er in dieser Schrift ausdrückt: so hat er wirklich wenig dadurch erworben. Einen Jüngling, der so dumm wäre, daß ihm ein solches Hülfbüchlein nöthig würde, soll man gar nicht auf die Universität schicken, denn er würde auch den einfältigsten Rath nicht zu benutzen verstehen. Können Citate aus Rousseau einem Buche Werth geben, so würde dieses einigen haben; der Vf. erklärt Rousseau für seinen Lieblingschriftsteller! — Warum hört man aber niemals auf schlechte Bücher über Gegenstände zu drucken, über welche bessere vorhanden sind?

X.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 19 N O V E M B E R 1807.

Ö K O N O M I E.

LEIPZIG, im Comtoir für Litteratur: *Sammlung neuer Entdeckungen und Beobachtungen zur Erweiterung der Naturgeschichte der Forstgewächse u. s. w.* von Carl Slevogt, Associé der Forstlehranstalt zu Schwarzenberg in Franken u. s. w. 1804. 544 S. mit 6 Kupfertafeln 8. (2 Thlr. 4 Gr.).

Die verschiedenen Aufsätze dieses Werkes zeigen, daß der Vf. nicht flüchtig beobachtete, sondern anhaltend und unter mancherley Ansicht die Gegenstände seiner Untersuchungen betrachtete. Bey seiner bekannten Scharfsichtigkeit mußten ihm daher zahlreiche Bemerkungen aufstossen, welche sein reger Forschungsgeist bis in die kleinsten, zur Aufklärung des Hauptpuncts brauchbaren, Nebenumstände verfolgte. Der sich hin und wieder äussernde Anschein von Weitläufigkeit verliert sich daher in einen Reichthum interessanter Notizen. Zur allgemeinen Übersicht folgt hier eine kurze Darstellung der vornehmsten Materien. I und II. *Beobachtungen über den windschiefen Wuchs (Drehsucht) der Forstbäume.* Die gemeine Meinung über die Ursache dieser Erscheinung, welche gewöhnlich in der gewaltsamen Einwirkung der Winde gesucht wird, ist sehr einleuchtend widerlegt, und der Grund davon, mit vieler Wahrscheinlichkeit, in der Lage des zufällig eingezwängten Saamens und der hierdurch nothwendigen bogenförmigen Schwingung des Wurzel- und Herz-Keims, um gegenseitig unterwärts und über sich wachsen zu können, gefunden worden. Die Anlage zur Drehsucht geschieht demnach schon bey der ersten Entwicklung der Pflanze. III. *Über die Spiegelsafern (Queergefüge) der Holzgewächse.* Die auf das Daseyn derselben gegründete mehrere oder mindere Geneigtheit der Hölzer zur Knospenproduction im Stockauschlag dürfte, bey einer vom Vf. fortzusetzenden, vergleichenden, gleichmäßigen Untersuchung der Nadelhölzer, als welchen bekanntlich jene Eigenschaft abgeht, noch mehr Licht erhalten. IV. *Über den Zustand der Esche nach äusseren Beschädigungen.* Die hier gerügte irrige Meinung vieler Forstmänner, daß eine an Rinde und Holz beschädigte Esche völlig wieder ausheile, ohne eine Trennung der künftigen überwölbenden Jahrringe von den beschädigten Flecken zurück zu lassen, scheint sich allgemeiner auch auf andere Baumarten zu erstrecken. Das auch in Deutschland angepriesene, von der englischen Regierung gekrö-

nte Forsyth'sche angebliche Universal-Heilmittel verräth wenigstens dieselben Grundsätze V u. VI. *Anbau der Kiefer und einiger anderer Holzarten durch Ausfaat, mit und ohne Vorbereitung des Bodens, unter verschiedenen Umständen.* VII. *Über Schlagholzanlagen in sumpfigen Boden.* VIII. *Beschreibung einer englischen Korbweiden-Anlage.* IX. *Nachricht von einigen Eichenpflanzungen des Herzogs von Portland.* Enthält manche belehrende Fingerzeige zur Cultur der Eiche, welche von vielen Forstmännern oft noch zu handwerksmäßig betrieben wird. X. *Beiträge zur Naturgeschichte des Lerchenbaums.* Die vom Vf. für die Möglichkeit, den Lerchenbaum durch Stecklinge zu vermehren, angeführten Beyspiele von Wurzelproduction an zufällig mit Erde bedeckten Seitenzweigen des Mutterstamms, werden durch die Methode mancher Handelsgärtner, Nadelhölzer, vorzüglich die Weymouthskiefer, durch Ableger geschwind zu vermehren, bestätigt; die Fortpflanzung durch wirkliche Stecklinge wird aber demohngeachtet immer mißlich, und ein oft fehlschlagendes Experiment bleiben. XII. *Beiträge zur Geschichte der Eichen-Cultur,* vorzüglich in Rücksicht des von einigen Forstmännern empfohlenen Abschneidens der jungen Eichstämme zur Beförderung ihres geraden und schnellen Wuchses. XIII. *Beschreibung der von Marschalkischen Waldungen zu Dankensfeld und Trabelsdorf auf dem Steigerwald.* Verdient unter mehreren Abschnitten dieses Buchs, wegen der Mannichfaltigkeit trefflicher Bemerkungen über die musterhafte Forstbehandlung und Culturanstalt des darin erwähnten Forstbedienten, Gühr, vorzüglich gelesen zu werden. XIV. *Über die Weissfäule der Forstgewächse.* Der Vf. erklärt diese Krankheit für denjenigen Zustand der Bäume, wo der Kohlenstoff als das dunkelfärbende Princip der Hölzer aufgelöst, und in Verbindung mit der Lebensluft als kohlensaures Gas verflüchtigt sey. XVI. *Über den Graswuchs in Wäldern.* Mit Recht wird erinnert, daß die forstwissenschaftlichen Grundsätze in Ansehung des Graswuchses und des aufgehäuften Waldlaubs noch zu allgemein sind, und mehr Modification nach Beschaffenheit des Locals und der Umstände bedürfen. XVII. *Über die in manchen Wintern häufig abgetrennten Zweigspitzen der Fichten.* Nach des Vf. Beobachtung ist vorzüglich der Kreuzschnabel der Urheber dieser Zweigablösungen, indem er im Winter, wo die Fichten wenig Saamen haben, die für das nächste Frühjahr bestimmten Blütenknospen derselben zu seinem Futter wählt, dessen Einsammlung ihm durch jene Operation erleichtert wird.

Ti

J. A. L. Z. 1807. Viertes Band.

XVIII. *Ueber den Wurzelaustrieb verschiedener Baumzweige, wenn sie in die Lage der Wurzeln kommen, und einige entgegengesetzte Phänomene.* Der bekannte Grundsatz, daß sowohl die in den Wurzeln als im Oberholz der Bäume befindlichen Keime, in die gehörigen Umstände versetzt, sich wechselseitig in Zweige oder in Wurzeln ausbilden können, ist mit mehreren seltneren Beyspielen an Nadetholzsorten bestätigt.

XX. *Ueber abgeworfene grüne Zweige alter Eichen.* Diese, den Fichtenabsprüngen ähnliche Erscheinung, die aber nicht gleiche äußere Veranlassung hat, wird durch fortgesetzte Untersuchung des Vfs. vielleicht dasjenige Licht erhalten, dem derselbe auf der Spur zu seyn scheint.

XXII. *Fragmentarische Notizen aus dem Böhmerwald.* Bey Erwähnung der dortigen Pottasche-Brennereyen werden Belege für die Meinung angeführt, daß das Pflanzen-Alkali mehr für ein Product der Verbrennung, als für ein bloßes Educt der vegetabilischen Körper anzusehen sey. KKW.

BERLIN, b. Spener; *Unterricht für den Landwirth zur Abwendung und Heilung der in Kriegszeiten vorkommenden Viehkrankheiten etc.* vom Prof. Sick; zu Kriegs- und Friedenszeiten gleich nützlich. 1807. 126 S. 8. brosch. (12 gr.).

Zu den Übeln, welche der Krieg zu verbreiten pflegt, gehören, unter unzähligen andern, auch seuchenartige Krankheiten, welche unter den Pferden, sowohl, als unter den Rindern entstehen, und besonders durch die Heerden Schlachtvieh, welche den Armeen oft aus der weiten Ferne her zugeführt werden, in ganze Gegenden gebracht werden. Die heftigen Anstrengungen dieser Thiere, der nur zu oft eintretende Mangel an Ruhe, an gesunder Nahrung und gesundem Getränke, so wie die oft gänzlich fehlende zweckmäßige Behandlung und die fehlenden Mittel machen dieses Übel in Kriegszeiten unvermeidlich. Auch in dem gegenwärtigen Kriege brachen hier und da Seuchen unter dem Viehe aus. Hr. Sick in Berlin wurde daher von dem kaiserl. französl. Staatsrathe Hazzl und von der berlín. Ober-Medicinal-Policey-Behörde aufgefordert, den Landmann mit den mannigfaltigen Gefahren bekannt zu machen, denen er in Ansehung seines Viehes durch den Krieg überhaupt, vorzüglich aber durch den gegenwärtigen, ausgesetzt ist. Dieses Auftrags hat er sich auf eine rühmliche Weise entlediget, indem er in vorliegendem *Unter-richte*, bey aller Kürze, einen möglichst deutlichen Begriff von allen den Viehkrankheiten und Seuchen, welche durch Kriege veranlaßt und verbreitet werden können, zu geben bemüht ist, und zugleich auch alle gegen dieselben anzuwendenden policeylichen und arzneylischen Mittel; unter welchen auch die zweckmäßigsten Hausmittel nicht fehlen, mittheilt; so daß jedem Landwirth die Lectüre dieses Buchs recht angelegentlichst empfohlen zu werden verdient. Er findet hier alles, was er in jener Hinsicht zu wissen und zu beobachten hat, sehr vernünftig zusammenge-drängt, und hat nicht nöthig, sich erst mühsam durch mehrere Bände der Vieharzneykunde hindurch zu arbeiten. Auch hat sich der Vf. kein geringes Ver-

dienst dadurch erworben, daß er nur die wohlfeilsten Arzneymittel ausgehoben hat, und diese selbst sehr deutlich verfertigen lehrt. Das ganze Werkchen ist in §§ abgetheilt, welche mit Seiten-Bemerkungen versehen sind, und handelt in 5 Kapp. alles hieher Gehörige ab. Im 1sten Kap. ist die Rede von den schädlichen Folgen, welche die Landwirthe zu befürchten haben, wenn sie bey dem Andringen feindlicher Heere mit ihrem Viehe in andere Gegenden flüchten, dann auch von denjenigen Übeln, welchen die Pferde, so wie das Schlachtvieh, durch die Kriegsbeschwerden ausgesetzt sind, als: Von der Druse und Lungenfucht und abzehrenden Fiebern bey den Pferden; von der Lungenfäule und dem ansteckenden Faulfieber bey dem Rindvieh. Kap. 2. Von den Krankheiten, welche die Thiere sowohl während, als nach den erduldeten Kriegsbeschwerden und Anstrengungen plötzlich überfallen, und denselben entweder durch Verwahrlosung, oder wegen Mangel an thierärztlicher Hülfe, gemeinlich tödtlich werden, als: Kolik oder Darngicht, Versagen, Erhitzen, Verschlagen und Verfüttern, als die Entstehungsursachen der Rehe, und die Lungenentzündung. Kap. 3. Von denjenigen Krankheiten, welche vorzüglich bey den Pferden der Kriegsheere häufig entstehen, und als ansteckende Übel sich dann öfters weit umher über das Hausvieh seuchenartig verbreiten: der Rade bey Pferden und Kühen, dem Wurme und dem wahren Rotze. Kap. 4. Von der gehörigen Zubereitung und Anwendung derjenigen Heil- und Hülfsmittel, welche gegen die in dieser Abhandlung dargestellten Viehkrankheiten vorgeschrieben sind: der Klystire, Dampfbäder, Beizen, Salben, Haarfeilziehen etc. Kap. 5. enthält Vorschläge zur Errichtung einer landpoliceylichen Anstalt, um den einheimischen Viehstand vor denjenigen Krankheiten und Seuchen, welche gewöhnlich im Gefolge der Kriegsdrangsale entstehen, möglichst zu sichern. sch —

LEIPZIG, b. Gerhard Fleischer d. Jüng.: *Rath für junge Hausmütter des Mittelstandes, bey theuren Zeiten wohlfeil hauszuhalten.* Eine Sammlung von Haushaltungsvortheilen. 1807. 176 S. 8. (12 Gr.)

Zwar hat der Krieg mit seinen Schrecken manchem Hause eine andere Ökonomie vorgeschrieben, aber dennoch, zumal in Städten, den Luxus nicht verdrängt, so daß vorliegender „*Rath*“ jeder Hausmutter, der das Glück ihrer Familie am Herzen liegt, zur Lectüre, aber auch zur Befolgung recht sehr empfohlen zu werden verdient. Sie wird aus demselben, besonders wenn sie in weiblichen Arbeiten nicht ganz unerfahren und ungeschickt ist, und bey dem Besitze eines Gartens oder kleinen Stück Landes, nicht nur Erwerb, sondern auch — ohne eben zu geizen. — Ersparniß lernen können zum Nutzen des hausväterlichen Geldbeutels. Am rechten Orte steht hier auch S. 18 die gewiß nicht überflüssige Warnung vor öfters kleinen Ausgaben, welche am Ende des Jahrs oft zu einer beträchtlichen Summe anwachsen. Doch am meisten wird eine Hausmutter im Haushalte ersparen können, wenn sie alle Bedürf-

nisse und Lebensmittel geschickt und sparsam zuzubereiten, zu behandeln und anzuschaffen versteht; und zu dieser Kenntniß kann sie durch Benutzung dieses Buchs, dessen Vf. oder Vfn. sich wohl hätte nennen können, gelangen, indem es Ersparniß an Brod und Mehl, Butter und Fett, Essig, Zucker, Kaffee und Gewürz, Baumöl, Licht, Seife, Kraftmehl und Stärke und an Feuerungsmitteln lehrt, und mit den bisher bekannt gewordenen besten Stellvertretern bekannt macht. Vorzüglich verdienen die hier mitgetheilten Regeln zur Ersparung des Holzes in der Küche allenthalben angewendet zu werden. Kurz, alles hier Gesagte ist vortrefflich, so vieles auch schon bekannt ist, und hier und da schon angewendet wird, und Rec. kann dieses Buch allen Hausmüttern nicht nur des Mittelstandes — denn diese wird es ohnehin die Noth lehren, wohlfeiler hauszuhalten — sondern auch den höhern und begüterten, die sich der Küche selbst anzunehmen nicht schämen, mit Grund empfehlen. Auch an Druck und Papier ist nichts zu tadeln; nur für mehr Correctheit sollte geforgt seyn. — Ich. —

LEIPZIG, b. Gräff: *Ökonomische Abhandlungen*, von E. C. Medicus, kurpfälzbayerischem Regierungsrathe. I Bändchen. Leipzig. 1805. 242 S. II Bändchen. 1805. 312 S. 16 (1 Thlr.).

Hr. M. hat hier einige seiner einzelnen Abhandlungen aus den *Bemerkungen* und den *Vorlesungen der kurpf. physikalisch-ökonomischen Gesellschaft* wieder abdrucken lassen. Die meisten sind also schon dreissig und mehrere Jahre alt: und doch lassen sie sich, ungeachtet der totalen Revolution, die indessen in der Ökonomie Statt gefunden hat, noch recht gut lesen, und oft kann man sich dabey des Wunsches nicht enthalten, daß die Revolutionaire, anstatt nur zu zerstören, lieber nach des Vfs. Vorschlägen hätten fortbauen mögen.

Das erste Bändch. enthält der Abh. nur drey: I) *Stadt- und landwirthschaftliche Beobachtungen, bey einer kleinen Reise im Jahre 1772 gesammelt.* Die Reise ging an dem Neckar hin in den Odenwald, und Hr. M. beobachtete freylich nach den Ansichten, die man damals von den Sachen hatte. Ein besonderes Vergnügen gewährt es aber dem Leser, nun nach 35 Jahren zu sehen, wie treffend Hr. M. schon damals geurtheilt hat, oder auch nur, wie die Resultate der Veranstaltungen jener Zeit ausgefallen sind. Auf die Einführung des Kleebaues und die Beförderung der Fabriken und Manufacturen war der Verbesserungsgeist gerichtet. Jene ist vollkommen geglückt; diese aber mißgückt — weil das Zeitalter noch nicht dazu reif war; und auch weder die rechten Menschen, noch die zweckmäßigsten Mittel gebraucht wurden. Von den angorischen Ziegen, die der Kurfürst zur Veredlung unserer gemeinen Ziegenrasse gehalten hat, und wie leicht sich davon Bastardziegen haben ziehen lassen, giebt Hr. M. hier eine lehrreiche Nachricht; nur schade, daß er nicht bestimmt sagt, warum die Anstalt aufgehört hat, und wie sich die edlen Thiere so ganz unvermerkt verloren haben, daßs

man von ihrer Descendenz auch gar nichts mehr weiß. Eben so sind sie aus dem Fürstenthume Meiningen verschwunden. Und doch wäre es überell, daraus zu schliessen, daß die edle Rasse sich für Deutschland nicht schicke. Denn noch mehr Versuche hatte man in der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit der Einführung des spanischen Schafs ohne allen Erfolg gemacht; und gegen Ende des Jahrhunderts kam man damit doch auf einmal zum Zwecke. Aber die vollständigsten Nachrichten von dem Anfange, Fortgange und Ausgange der Versuche sollte der Beobachter zu erforschen suchen, und dem Publicum mittheilen! S. 110 spricht Hr. M. ein Verdammungsurtheil über die englische Landwirthschaft aus, das wir ungern von ihm gehört haben. Um das mindeste zu sagen, beweist er, daß er sie gar nicht kennt: S. 121 — 142. Von der Rhabarberpflanzung zu Käferthal, wo Hr. M. befriedigend zeigt, daß die handförmige Rhabarber die ächte ist, daß die Pflanzung hier allerdings ihre rechte Stelle gehabt haben würde; daß sie aber nicht habe gerathen können, weil die Unternehmer der Sache gänzlich unkundig gewesen seyen, und weil sie bey dem Anbaue mit einer Unvorsichtigkeit verfahren, wobey ihr Product nie Credit gewinnen konnte. II) *Bemerkungen über die vorgeschlagene Verbindung des Seiden- und Weinbaues.* Der verstorbene Ökonomie-Rath Bernhard hatte vorgeschlagen, die Reben an den Maulbeerbäumen in die Höhe, und dann als Blumengehänge von einem Baume zum andern fortzuleiten; und Hr. M. thut nun hier dar, nicht nur, daß der Vorschlag keine leere Speculation sey, sondern, daß er auch noch Vorthelle gewähre, worauf Hr. B. nicht einmal aufmerksam gemacht habe. Die Erfahrung entscheide, daß die Reben gern in die Höhe gehen, und daß — was auch Rec. bezeugen kann — die in der Höhe gezogenen Trauben einen vorzüglich angenehmen Geschmack haben. Wenn die nahe über der Erde befindliche Blüthe vom Froste leide: so bleibe die in der Höhe davon unverfehrt. Der Maulbeerbaum sey den Rebenstichern durchaus zuwider; die Ziehung des Weins an dem Maulbeerbaume werde also mit zur Vertilgung dieses verheerenden Insects beytragen. So empfehlend dieß alles nun auch für den Vorschlag ist: so gesteht Hr. M. doch in einem neueren Zusatze, daß die in der Höhe gewonnenen Trauben nur zur Verspeisung dienen; daß sie aber bey dem Keltern den vortrefflichen haltbaren Wein nicht liefern, der bey der niedrig gehaltenen Rebencultur von ihnen erhalten werde. Und dabey erklärt er doch noch für ein höchst nöthiges Bedingniß, daß die Reben, an denen die Trauben hervorkommen sollen, ihre Beweglichkeit behalten müssen — also nie fest angebunden seyn dürfen. III. *Von der Stallfütterung in der ehemaligen Kurpfalz.* Auch in diesem Lande hat man lange schon, ehe die Stallfütterung als eine der ersten Ökonomieverbesserungen an die Ordnung des Tages gekommen ist, hie und da einzeln und unbemerkt Stallfütterung gehabt. Hr. M. nennt hier aus den von den Beamten erstatteten Berichten die Orte; bemerkt dabey, was für Futter man sich dazu bedient hat, und inwiefern das Vieh

dabey von der Seuche verschont geblieben ist oder nicht. Rec. kann — was doch Hr. M. andeuten zu wollen scheint — es noch für keinen Beweis des Vorzugs des Stallfütterns vor dem Weiden ansehen, wenn man sich irgendwo aus Mangel an Weide zum Stallfüttern hat entschließen müssen; glaubt auch, daß gerade hier die Berechnung der Kosten den Ausschlag gegen die Stallfütterung geben würde. Daß das Vieh bey der Stallfütterung von der Seuche fast nicht weniger frey geblieben ist, als das geweidete, darf nicht befremden: da ja aus der Erfahrung genugsam bekannt ist, daß diese schreckliche Krankheit im Winter, da doch alles Vieh in den Ställen ist, sich nicht weniger verbreitet, als bey der Weide im Sommer.

Im zweyten Bändchen befinden sich folgende 6 Aufsätze: I) *Über die bloß praktischen Beyspiele.* Hr. M. sagt hier freylich nicht mehr und nicht weniger, als was alle verständigen Männer vor ihm auch schon gesagt haben, daß nämlich weder die Praxis allein, noch die Theorie allein die guten Ökonomen mache, sondern daß beide mit einander verbunden seyn müssen; aber er erläutert diese Wahrheit aus der Geschichte seiner Zeit auf eine ungemein interessante Weise; nur eifert er gegen das Ende etwas mehr, als nöthig scheint, gegen das akademische Facultätenwesen, wobey das Studium der Ökonomie nicht aufkommen könne. Unseres Erachtens findet dieses Hinderniß jetzt wenigstens nicht mehr Statt; aber das wissenschaftliche Studium der Ökonomie hat eine Schwierigkeit in sich, wobey es immer nur Auserwählten möglich seyn wird, es mit glücklichem Erfolge zu treiben. Diese ist die fast grenzlose Ausdehnung desselben. II. *Über die Verbesserung der Viehzucht.* Jetzt unbedeutend! III. *Von dem Baue der süßen Pomeranzenstaude.* Es sey Vorurtheil, einen hohen Wärmegrad für diese Staude im Winter zu verlangen. Sie müsse zwar im Hause überwintert werden, aber nur eben einige Grade über dem Gefrierpunkte seyen für sie hinlänglich. Hingegen sey das Licht ihr sehr zuträglich; und man thue deswe-

gen wohl, wenn man die ganze Vorderseite des Winterhauses von Glase vorricte, und insbesondere die Fenster bis unter die Decke des Zimmers gehen lasse. Der Heizung bedürfe es so wenig, daß die beiden großen Orangeriefälle in den Häusern des botanischen Gartens zu Mannheim in 10 Jahren keine 4 Wagen Holz gekostet haben. Gleichgültig sey es aber nicht, in was für Gefäßen man die Pomeranzenstauden stehen habe. Weder hölzerne, und noch viel weniger weite Kübel dürfen es seyn, sondern nur enge irdene gebrannte Töpfe seyen dazu tauglich: denn nur in diesen könne die Kraft der Sonne gehörig auf die Wurzeln wirken, und die Früchte zeitigen. IV. *Wie kann ein elender Ackerbau einer Gemarkung nach und nach in einen bessern verwandelt werden?* Ein Aufsatz, den Hr. M. besser der Vergessenheit übergeben haben würde! V. *Über die Veredlung der Wolle, vorzüglich durch Winterpferchung der Schafe.* Hr. M. geht hier von den gewiß unrichtigen Grundsätzen aus, daß die Feinheit der Wolle von der Pflege, und nicht von der Rasse herrühre, und daß die Überwinterung des Schafs in Ställen die Wolle vergrößere, da sie durch die Überwinterung desselben im Freyen verfeinert werde. Rec. hat eine Heerde nun schon 22 Jahre ununterbrochen im Freyen überwintert, ohne auch nur die mindeste Wirkung auf die Wolle davon bemerkt zu haben. VI. *Einige Fragmente über die Vergleichung des Kartoffel- und Kleebaues.* Da der Bau von beiden Gewächsen sowohl neben einander bestehen kann: so hätte die Parallele gar nicht gezogen werden sollen. Was Hr. M. gegen den Bau der Kartoffeln sagt, ist der Erfahrung nicht gemäß. Und wenn das Oberamt Lautern seit den 30 Jahren, in denen es den Kartoffelbau verstärkt hat, herabgekommen; die Kellerey Hilsbach und Lothrbach in dem Oberamte Moosbach aber in den letzten 10 Jahren bey dem Kleebau in Aufnahme gekommen ist: so hat sich doch vermuthlich bey dem Schlusse, daß der Kartoffelbau von dem Einen, der Kleebau von dem anderen gegenseitig die Ursache sey, eine *fallacia causae* eingeschlichen.

a.

KLEINE SCHRIFTEN.

ÖKONOMIE. Salzburg, in der Mayrischen Buchhandl. und Buchdruckerey: *Vollständige Anleitung zur Pflanzung, Verbreitung und Benutzung des Erdapfels oder Kartoffels.* Für geistl. und weltl. Vorgesetzte, Schullehrer, Ökonomen, Ackersleute und Hausmütter. Von Beda Hubner. 1 Th. landwirthschaftl. Pflanzung. 1807. III und 104 S. 8. (6 gr.) Es ist sehr zu beklagen, daß es noch immer selbst getreidearme Länder und Gegenden giebt, deren Bewohner aus Vorurtheil und Trägheit den so nützlichen Kartoffelbau verschmähen, und anstatt sich mit dieser wohlgeschmeckenden und dienlichen Frucht zu nähren, sich lieber mit elendem und ungesundem Haber- und Kleyen-Brod behelfen. Wo der Anbau dieser Frucht im Gange ist, findet man es kaum begreiflich, wie unsere Vorfahren, ohne sie, sich und die Ihrigen nähren und sättigen konnten, und eben so unbegreiflich, wie man, besonders in Jahren der Theurung und des Mangels, oder in Kriegszeiten, dem Hungertode entgehen könne. Und dennoch — kaum ist es glaublich — will der so wohlthätige Kartoffelbau in dem ohnehin großentheils getreidearmen Lande Salzburg, wie aus obiger Schrift erhellt, trotz aller getroffenen Maßregeln und großmüthigen Veranlassungen der dasigen Landesregierung keinen Eingang finden. Diefes bewegt und berechtigt nun den Vf. zu lauten Klagen über die Verblendung der salzburg. Landeute, und veranlaßt ihn, durch gegenwärtige Schrift, in welcher er zum Kartoffelbau, oder wie er sich ausdrückt, zur *physischen Pflanzung der Kartoffeln* Anleitung geben will, zur Verbreitung

derselben in seinem Vaterlande mitzuwirken. Die Absicht ist rühlich und menschenfreundlich, aber auf diesem Wege wird er es schwerlich erreichen. Wenn der dortige Bauer noch so verblendet ist, so wird er, der vielleicht kaum nothdürftig lesen gelernt hat, diese langweilige Schrift, welcher noch 2 andern Theile folgen sollen, ungelesen lassen, und bey seiner bisherigen, wenn auch noch so elenden, Lebensweise beharren. Man gebe doch lieber, ohne weiter ein Wort zu verlieren, mit guten Beyspielen voran, und der Landmann wird den Nutzen der Kartoffeln kennen lernen und den Anbau derselben nachahmen. In der That, Hr. H. hätte sein Buch ungedruckt lassen können! Wer wird sich überwinden, dasselbe, ohne dazu verpflichtet zu seyn, zu lesen? Glaube er im Ernst, daß es auch außer seinem Vaterlande gelesen zu werden verdiene, indem in Deutschland, außer Schwaben und Franken, wie er meint, der Kartoffelbau wenig oder gar nicht betrieben werde: so muß er sich außer dem salzburg. Lande wenig umgeben haben. Überdies ist die Schreibart des Vfs. so unrein und unrichtig, so grammatisch unrichtig, der Ausdruck so langweilig und oft doppeltinnig, der Periodenbau so verworren und die Interpunction so fehlerhaft, daß Rec. ihn zu bitten sich gedrungen fühlt, sich Autorkitzel zu unterdrücken, die schon vorhandenen weit besser gedruckten Belehrungen über den Kartoffelbau zu lesen, und wenn es seine Lage gestattet, ihn selbst zu betreiben, damit andre ihm nachfolgen. Belege zu diesem Urtheil wird der Leser auf jeder Seite finden, und sie also dem Rec. erlassen.

— Ich —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 20 N O V E M B E R, 1807.

M E D I C I N.

NÜRNBERG, b. Campe: *Darstellung und Kritik der Lehre von den Krisen nach den Ansichten der ältern und neuern Ärzte* von Dr. Adolph Henke, Prof. der Medicin auf der Universität in Erlangen. (Auch unter dem Titel: *Beyträge zur theoretischen und praktischen Heilkunde*. Erster Band.) 1806. 293 S. in gr. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Wir erhalten hier eine, in Plan und Ausführung sehr erweiterte, im Wesentlichen aber sich selbst gleiche, neue Darstellung der von dem Vf. in *Horns Archiv*, bey Gelegenheit der göttinger Preisaufgabe, vorgetragenen Sätze über die *Krisenlehre*, verwebt mit dem wesentlichen Inhalte seiner Schrift über *Vitalität des Bluts u. s. w.* und seiner *Disquisitionum pathologicarum*, und eingeleitet oder vorbereitet durch eine *Darstellung der Lehre von den Krisen* von Hippokrates bis auf unsere Zeit (S. 1 — 99). Die Veranlassung zu dieser neuen Bearbeitung aber haben wir in der, gegen den im 3ten Bande des Hornschen Archivs eingerückten Aufsatz gerichteten Kritik des *S Journals der Erfindungen etc.* zu suchen, deren Widerlegung hier ein besonderer Abschnitt gewidmet ist. Wie der Stoff und die Motiven der Bildung, so ist auch der Gehalt des Werks und sein Ertrag für die Wissenschaft; alenthalben wird nur die Oberfläche berührt, Vertheidiger und Modificatoren der Krisenlehre werden mit ihren Gründen verhöhnt, und durch Raïonnement nach den Principien der Erregungstheorie abgefertigt. Auf beiden Seiten vernehmen wir nur das längst Bekannte, auch ohne die geringste neue Ansicht, in einer klaren und sehr verständlichen Sprache vorgetragen, wodurch vielleicht die Schrift für den, der eine schnelle Übersicht der hieher gehörigen Verhandlungen ohne Quellenstudium sich zu verschaffen wünscht, noch allein einigen Werth haben kann. — Die Kritik hat mit dieser Angabe ihrer Pflicht völlig Genüge geleistet, und kann den größten Theil dessen, was sie noch weiter darzuthun versucht, als einen, nicht dieser Schrift, sondern dem Gegenstand an und für sich largebrachten Tribut ansehen. — Die voranstehende Geschichte der Krisenlehre ist für den Zweck der nachfolgenden Kritik völlig befriedigend — sie schöpft bey den ältesten Begründern derselben größtentheils aus den Quellen, und sucht ihre vollendeten Elemente schon in den Schriften des Hippokrates nachzuweisen, wo aber freylich, wie dieses nicht selten zu geschehen pflegt, die *Interpretation* Galens häufig auf *J. A. L. Z.* 1807. *Vierter Band.*

den einfachen, nicht terminologisch geregelten, Ausdruck des *Alten* übertragen wird. Davon abgesehen ist nicht zu leugnen, daß die Krisenlehre Galens hier scharf hervorgehoben, und damit der Kritik des Vfs. wenigstens ein sicheres, wenn gleich verschollenes, Object vorbereitet sey. Die Fortbildung der Krisenlehre bis zum Ursprung der Solidarpathologie wird außerst kurz, ganz nach *Sprengels Geschichte der Medicin*, durchgegangen, weil die Hauptsätze derselben in diesem Zeitraume, bey allen Einflüssen der herrschenden Systeme, stets dieselben geblieben seyen. (Aber der Titel versprach eine *Darstellung* der Krisenlehre; und sollte nicht eben jene Verträglichkeit dieser Lehre mit den verschiedensten, zum Theil sehr scharf sinnigen, Systemen denkender, von Autoritätsglauben freyer, Männer, — die Art, wie sie sich in dieselben fügten, ihr Einfluß auf Consequenz oder Inconsequenz ihrer Form u. s. w. für den, der eine allgemeine Kritik derselben schreiben will, ein hinlängliches Interesse haben, um das Studium der Quellen nicht zu scheuen, und durch Hervorziehung der Hauptmomente der Krisenlehre nach den vorzüglichsten späteren Systemen, die große Lücke des Geschichtlichen in seiner Darstellung auszufüllen?) — Die Umgestaltung der Krisenlehre durch die Solidarpathologie, von *Cullens* Zeiten an, ihre Verschmelzung mit *Reils* chemischem System, der Synkretismus in den Lehrsätzen *Hufeland's*, *Cappels*, *Ideler's*, in *Liebsch's* Preisschrift u. s. w. wird wieder ausführlich, nach der Darstellung der Vfs. selbst, vorgelegt, und dagegen im zweyten Abschnitte das bekannte Argument durchgeführt: „Die Säfte haben keine Vitalität, folglich sind sie keiner ursprünglichen Veränderungen, weder im gefunden noch kranken Zustande durch äußere Potenzen fähig, sie können also auch keine materielle Krankheitsursache in sich enthalten, deren kritische Entfernung als primitives Moment der Heilung betrachtet werden dürfte. So wie nun durch dieses Argument die ältere Krisenlehre gänzlich fällt: so wird durch dieselbe aus den Theorien neuerer Aerzte, insofern sie die Krisenlehre in Schutz nehmen, das Wesentliche der Krisis hinweggenommen, und es bleiben nur übelverstandene, oder unrichtig ausgedrückte Grundsätze der Erregungstheorie übrig.“ — Wir wollen aus der Folge der hier gelieferten Argumentation nur ein Element herausheben, das, wenn es gleich auf den ersten Blick für das endliche Resultat weniger entscheidend scheinen möchte, doch, richtig angesehen, als die eigentliche Basis der Krisenlehre und alles Widerspruchs gegen

U u

dieselbe betrachtet werden muß. Es ist die Streitfrage von der *Vitalität der Säfte*, so wie die daraus abgeleitete Folgerung für die Unmöglichkeit primitiver Modificationen derselben. Allenthalben, wo gegen die Vitalität der Säfte gestritten wird, muß ein Anspruch *Schellings* zur Autorität dienen, der wohl schwerlich, um der Unbehüllichkeit zum Schild zu dienen, in die Welt gesandt wurde. So auch hier. — Die Vertheidiger der Vitalität der Säfte gingen fast alle auf einem Pfade, ihre Ansicht der Säfte war die gemeine der rohen Empirie, aus deren Händen sie sie empfangen hatten; so konnte auch der größte Scharfzinn, bey dem gewöhnlichen, dialektischen Verfahren, nichts zu ihrem Heil gewinnen: Davon zeugt vorallen *Schmidt*, der, wie keiner der übrigen, in seiner Physiologie mit dem ganzen Apparate einer gewandten Kritik aufs behendeste zu ihrem Schutze auftritt. (Der Vf. hat diesen Schriftsteller in seiner Aufzählung der Vertheidiger der Vitalität der Säfte ganz übergangen.) Aber *Dömming* öffnete zuerst einen Blick in eine weitere Tiefe, und ahndete eine ganz neue Ansicht der Säfte; daher wollen auch des Vfs. Waffen gegen diesen Vertheidiger nicht recht schneiden. Insofern nämlich *Dömming* nicht zu einer klaren Ansicht seines Gegenstandes kam, und zugleich aus einer unvollständigen Erkenntniß zu weite Folgerungen für die Möglichkeit der primitiven Säftekrankheiten herleitete, giebt er allerdings der Kritik dieselben Blößen, wie mehrere, die man gewöhnlich mit ihm in eine Classe stellt; insofern er einen höheren Standpunct andeutet, geht eine oberflächliche Kritik an ihm vorüber, statt daß es ihr Geschäft eigentlich wäre, gerade diesen versteckten Einwurf aufzufuchen, und, wenn es angehe, zur Verherrlichung ihres Siegs hervorzuziehen. — Was haben wir uns eigentlich zu denken, wenn von *Säften* des organischen Körpers die Rede ist? Sind alle in seinem Raum mit einbegriffene Flüssigkeiten, welchen Namen und welche Bestimmung sie auch haben mögen, in gleiche Kategorie zu bringen, so daß, was über die Vitalität des einen abgeurtheilt werden kann, nothwendig auch die der übrigen betreffe? Ist die Fähigkeit zu primitiven Affectionen eine richtige Folgerung aus der Vitalität der Säfte? Sind die Säfte, ihre Nichtvitalität angenommen, darum in denselben Gegensätze mit dem Organismus begriffen, wie die äußere Natur, oder sind sie, wenn auch absolut unorganisch, dieses doch auf eine andere Art, als diejenigen Stoffe, die man allgemein dafür anerkennt? — Diese Fragen dürften nähere Beherzigung verdienen, als ihnen bisher geschenkt wurde, und doch enthalten schon *Dömmings* Schriften, (wichtigerer neuerer nicht zu gedenken) Anregungen zu vielen derselben. Wer leugnet wohl, daß der Speichel, der Magensaft, die Galle, kurz alle zu dem Verdauungsproceß mitwirkenden, oder überhaupt diejenigen Secreta, die nicht zur Excretion bestimmt sind, und größtentheils mit äußeren Potenzen in unmittelbarem Contact zu treten pflegen, so wie sie diese Potenzen auf eine eigne Weise modificiren, nach Gesetzen

der Wechselwirkung von ihnen hinwiederum, ihrer besonderen Qualität gemäß, so oder anders modificirt werden müssen? Niemand schreibt ihnen Vitalität zu, und zwar mit Recht. Dennoch drückt sich in ihnen eine organische Action aus, und sie kehren, als Potenz, in der Qualität ihres Products in den Organismus zurück. Eine unmittelbare Veränderung des organischen Products ist also gleichzeitig mit dem Moment der primitiven Assimilation. Alles Reizverhältniß ist von seiner materiellen Seite ein organisch Vermitteltes; aber die Mittelbarkeit oder Unmittelbarkeit der Afficirbarkeit eines Systems hat auf das Wesen seiner Vitalität keinen nothwendigen Einfluß. Alle Sinneswerkzeuge enthalten einen Beweis analoger Vermittelung, sowohl ihrer Perception als ihrer Reaction. Wer mag aber das Organische so einseitig nehmen? — Es bleibt in allen diesen Beziehungen ein wahrhaft Äusseres thätig auf ein in gleichem Maaße Äusseres des Organismus; und wenn gleich die Lehre von den Krisen aus einer richtigen Ansicht und Würdigung der verschiedenen Vermittlungsstufen der organischen Assumtion und Perception wichtige Aufschlüsse und Modificationen erwarten dürfte: so würde doch auch hierdurch für die eigentliche Frage im Wesentlichen nichts gewonnen werden, so lange nicht das Blut, als der Saft des organischen Körpers κατ' ἐξοχην, als der eigentliche Radicalsafte desselben, in seinem tieferen Wesen aufgefaßt, und mit strenger Absonderung dessen, was seiner Existenz fremdartig ist, nach seiner Stelle im Totalganzen des Organismus gewürdigt wird. Wir stellen hier folgenden Satz auf, den wir an einem anderen Orte weiter ausführen werden, der aber, auch ohne diese Ausführung, für den, der die Prämissen kennt, Evidenz haben wird: — Das Blut ist der Ausdruck des jedesmaligen Indifferenzzustandes einer relativen, organischen Totalität. Als dieser ist es allem Äusseren schlechthin unzugänglich, aber zugleich und nothwendig der unmittelbare Spiegel jeder in die Differenz des Organischen fallenden Action. Es ist das eigentliche Seyn des Organischen, ohne seine Erscheinung. Der erscheinende Organismus aber wird constrictirt aus der Differenzirung des Bluts nach entgegengesetzten Richtungen, oder er ist vielmehr selbst nichts anderes, als der Ausdruck dieser stetigen Decomposition seiner reinen Totalität. Wenn dieses organische Wasser auf der einen Seite nach Gesetzen der überwiegenden Cohäsion, in der Differenz der starren Gebilde, gegen die äußere Natur den Conflict der Erregung bereitet, auf der anderen aber, durch die Lungen und die exhalirenden Oberflächen, seine eigenthümliche Atmosphäre mit der der Erde unmerklich vermischt: so unterhält es zugleich im Innern, vermöge seiner relativen Incomponibilität, beständig das Maaß der dem bestimmten Organismus eigenthümlichen Indifferenz, und in dieser die Bedingungen des fortdauernden Conflicts der Lebensactionen, so lange nicht durch das Mißverhältniß der Außenwelt des Organismus zu seinem ursprünglichen Indifferenzgrade jene relative Incomponibilität entweder der absoluten angenähert,

oder durch zu weit gehende Decomposition dergestalt entzweyt wird, daß sie dem Streben der hervorgehobenen Qualitäten zur *Composition* nicht mehr mit der gehörigen Kraft widerstehen kann. Wie nun der relative Ausdruck der seyenden Indifferenz in der Differenz der Gebilde das System der Reproduction — dieses aber von der Polarität der Sensibilität und Irritabilität durchdrungen ist, jede abnorme Differenzirung des einen oder des anderen Pols aber sich, der endlichen Natur gemäß, in einer *Succession von Zeitmomenten*, früher oder später als Differenz der Reproduction offenbart; eben so, nur auf eine ursprüngliche Weise, und identisch mit der Action des Conflicts selbst, muß jede Veränderung in den Functionen des *erscheinenden Organismus*, in dem Blute, als seiner realen Indifferenz, unter der Form der entsprechenden Qualität, eine Veränderung bewirken, die nicht Folge jener sichtbaren Succession in der Veränderung der Wechselwirkung der festen Theile, sondern das *qualitative* Vorbild jener Innormalitäten in der Form der Thätigkeiten und die leitende Seele ihrer Tendenzen ist. Die Erregungstheorie thut also eben so gut einen Fehlgriff, wenn sie, um ihre Behauptungen gegen die Krisenlehre zu unterstützen, die Vitalität der Säfte bekämpft, als die Vertheidiger derselben, wenn sie die Vitalität der Säfte durch Experimente beweisen, oder aus der Annahme derselben Folgerungen, wie die bisher von den Gegnern gerügten, für die alte Ansicht der Krisen herleiten wollen. Daraus folgt aber keineswegs, daß durch eine richtige Ansicht des Bluts die Krisenlehre nicht eine für die theoretische und praktische Heilkunde sehr wichtige Bedeutung erhalten, manchem mit Unrecht verworfenen Heilmittel sein Werth gesichert, vor allen Dingen aber das voreilige Absprechen über Gegenstände aufgehoben werden müsse, die, in einer oberflächlichen Ansicht widerlegt, so leicht von der Bequemlichkeit für ganz beseitigt gehalten, und lange keiner weiteren Untersuchung auf dem Gebiete des bestimmten Systems mehr gewürdigt zu werden pflegen.

Im 3ten Abschnitte werden die nachtheiligen Einflüsse der bisherigen Krisenlehre auf die Behandlung der Krankheiten einzeln durchgegangen, wo aber, wie auch an anderen Stellen dieser Schrift, nicht selten die aus der ältesten, rein materiellen Ansicht der Krisen hervorgehenden Fehler, den späteren, eklektischen Systemen unbedingt untergeschoben, auch manche, z. B. das *vernünftige Temporisiren* der beobachtenden Heilkunst, aus Mangel an eigener Erfahrung des Vfs. über diesen Gegenstand, zu sehr herabgewürdigt werden. Wahrscheinlich werden die Gegner ihrer Seite nicht ermangeln, auch hierauf wieder, wie auf mehrere in dieser Schrift wiederholte Vorwürfe, das Bekannte zu repliciren, ohne daß der Streit auf diese Weise je zu Ende gehen, oder gar mit Bekehrung endigen könne.

Was uns der zweyte Titel, der auf folgende Bände hinzuweisen scheint, verspreche, ist weder aus der Vorrede, noch aus der Schrift selbst abzunehmen.

Möge ein mehr als polemisches Interesse die Fortsetzung, wenn sie erfolgen sollte, veredeln und befeelen! Sehr viele Druckfehler entstellen die Schrift, und verdunkeln zuweilen den Sinn. Einigemalen (wie z. B. p. 262 Z. 1. v. u.) sind sogar ganze Sätze, mit feltamer Verdrehung, zweymal wiederholt worden.

LEIPZIG, b. Hinrichs: *Über die Wirkung des Opiums, als unentbehrliches Reiz- und Heilmittel (eines unentbehrlichen Reiz- und Heilmittels) in der Arzneykunst.* Nebst einer neuen Theorie der Natur der Entzündungen, der Convulsionen, des Schlags und des Wachens. Von J. F. Chortet. Aus dem Französischen mit Anmerkungen übersetzt von D. W. G. Becker. 1806. 8 B. 8. (16 Gr.)

Erstes Kapitel. *Die Wirkung des Opiums ist allein reizend.* Zuerst die natürliche Geschichte des Opiums, seine Bestandtheile nach Baumé, seine gebräuchlichsten Präparate, seine Wirkungen im Allgemeinen; Widerlegung der Meinung, daß Krämpfe, Convulsionen und Schmerzen aus einem vermehrten Zuflusse der Nervengeister an den leidenden Ort entspringen; falsche Begriffe von den sogenannten besänftigenden Mitteln; Brown's Behauptung, daß O. ein Reizmittel sey, weiter ausgeführt, zum Theil mit unnötigen Wiederholungen. Die intensive Vermehrung des Grades der Erregung ist die unmittelbare Folge der Kraft, welche das O. auf die thierische Ökonomie hat; zuerst wird diese in größere Thätigkeit versetzt; dann folgt eine Hypersthenie, die in indirecte Schwäche übergeht. Krankheiten, in welchen es angezeigt ist (asthenische), und in welchen es schadet (wo die Kräfte des Organismus intensiv erhöht sind, besonders im entzündlichen hypersthenischen Zustande). Alle Reizmittel vermindern die Erregbarkeit im Verhältnisse der Kraft, mit welcher sie einwirken (Vermehrung der Stärke der Erregung); diese Eigenschaft ist auch in einem beträchtlichen Grade den sogenannten beruhigenden Mitteln eigen; sie wirken also reizend. Nichtexistenz eines besänftigenden narkotischen Princips; Nothwendigkeit, die erste Ursache der Erregbarkeit von den erregenden Potenzen zu unterscheiden. Gibt es keine äußeren Einflüsse, die unmittelbar auf die Reizempfänglichkeit einen Eindruck machen: so giebt es auch keine das Lebensprincip selbst besänftigenden, beruhigenden Mittel. Das O. wirkt hauptsächlich auf die Speiseröhre, den Magen und die darin verbreiteten Nerven; die vermehrte Erregung dieser Theile muß sich sogleich dem Gehirne, dem Gesichte, dem Blutsysteme, und endlich dem ganzen Körper mittheilen. Aus vielen Schriftstellern (zum Theil mit entstellten Namen und flüchtiger und seltener Anführung der Stellen) Belege von den Heilkräften des O. in asthenischen Krankheiten. Vollkommene Ähnlichkeit der Wirkung desselben und aller (? diffusibler) Reizmittel. Zweytes Kapitel. *Einwürfe, die man gegen die reizende Wirkung des O. macht.* Wieder manche Wiederholungen aus dem Vorigen. Die Schlüßfrage auf

das O. ist krankhaftes Phänomen, das die Hypersthenieen so gut, als die Asthenieen, begleitet. Widerlegung der Meinung, der *klebrige (gommeux)* Stoff sey allein befähigend, und der resinöse reizend. Über die Erregbarkeit, als Eine und untheilbare Eigenschaft des Organismus, vermöge welcher nicht das System der Blutgefäße in exaltirtem Zustande seyn kann, während das Gehirn und Nervensystem im Zustande der Schwäche ist; wechselseitige und übereinstimmende Thätigkeit aller Organe ist das unterscheidende Merkmal des Wesens eines organischen Körpers: daher die Sympathie der Theile u. s. w. Wenn das O. Schmerzen, Krämpfe, Convulsionen, Irrereden stillt: so ist dieses nicht die Folge einer in den Lebensverrichtungen erzeugten Schwäche, sondern der verminderten Erregbarkeit des ganzen Organismus. Krampf entsteht, wenn die Stärke der Erregung eines oder mehrerer Muskeln viel größer, als die beschränkende Kraft der Ligamente, Membranen, u. dgl. (dies sind bey unserm Vf. die Antagonisten der Muskeln) ist: daher lehrt die Erfahrung, daß Krämpfe bald von einer Hypersthenie, bald von einer Asthenie, bald von einer örtlichen Schwäche herrühren. Die Behauptung, daß die heftigen Zusammenziehungen der Muskeln stets von einer vermehrten intensiven Thätigkeit der Lebenskraft entspringen, steht mit der Erfahrung im Widerspruche, daß eine solche Erregung oft nur extensiv vermehrt ist, und als intensive Kraft vermindert erscheint. Schmerz entsteht aus dem aufgehobenen Gleichgewichte der Erregung in den Organen, die mit Nerven begabt sind, und folglich aus gradueller Verschiedenheit von Hypersthenie, Asthenie, oder örtlicher Krankheit; heftige und anhaltende sind am häufigsten das Product indirecter oder directer Schwäche der Erregung. Das Irrereden entsteht aus dem aufgehobenen Gleichgewichte der Erregung im Organe des Denkens; heftiges und anhaltendes meist bey dem höchsten Grade von Asthenie. Das O. wirkt daher nur reizend, indem es das Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Systemen des Organismus herstellt; auch in örtlichen Schmerzen und Convulsionen, vorausgesetzt, daß jede chemische oder mechanische Verletzung immer (dies schränkt der Übersetzer, wie billig, ein) asthenische Folgen erzeuge. — Von der Wirkung des O. auf die Aus- und Abscheidungen: der Grad des Reizes steht in geradem Verhältnisse zu dem Grade der Erregung; je geringer die Lebenskraft der abscheidenden Organe ist, desto geringern Widerstand können sie dem Zuflusse der Säfte leisten, und desto größer wird dieser seyn (welcher Behauptung der Übersetzer die Trockenheit der bey Entzündungskrankheiten zunächst angegriffenen Theile entgegenstellt). Mittel, in denen der Sauerstoff der hervorstechende Bestandtheil ist, die unter die reizenden Mittel gerechnet werden, als Quecksilber und dessen Präparate, Spießglanzmittel, concentrirte Säuren, Mittel- und metallische Salze, wirken durch erregten Zufluss von Säften in die Organe schwächend, Mechanische Verletzungen wirken nicht reizend, son-

dern durch Schwächung der Lebensstärke und Verminderung der Erregung in dem verletzten Theile, so daß dieser sich nicht mit der gehörigen Kraft dem Zuflusse der Säfte widersetzen kann. Vermindert werden die Secretionen, wenn die absolute oder relative Schwäche der mit den absondernden Werkzeugen in Verbindung stehenden Organen größer als in diesen selbst, und die absolute oder relative Stärke der Erregung in den absondernden Werkzeugen bedeutender als in den damit zusammenhängenden Organen ist, und folglich diese sich mit Kraft dem Andränge der Säfte widersetzen: daher eine graduelle Verschiedenheit der Hypersthenie, der Asthenie, oder selbst einer örtlichen Krankheit, die Secretion vermindern oder unterdrücken kann. Dieses wird auf die Wirkung des O., die Darmausleerung zu verhindern, angewandt. Vortheile derselben in asthenischen Krankheiten. — Von der Entzündung: sie ist nicht Folge einer Reizung in dem leidenden Theile, sondern einer Schwäche in den Blut- und Lymphgefäßen, die selbst das Product einer desorganisirten Einwirkung chemischer oder mechanischer Kräfte ist. Innere oder allgemeine Entzündungen sind stets Product schädlicher und schwächender Kräfte (z. B. der Kälte als Ursache der wahren Lungenentzündung; nicht die Hebung der Hypersthenie an sich entfernt die Entzündung oder diese Form des Übelbefindens, sondern die ordentliche Wiederherstellung des Gleichgewichts der Erregung in den einzelnen Organen. Die nervöse Entzündung wird aus eben diesen Vorstellungen erklärt. Opium ist nur dann in Entzündungen nützlich, wenn diese allein aus zu schwacher Erregung entstanden, oder wenn der Mißbrauch der schwächenden Methode sie in directe Asthenie abgeändert hat; im Anfange solcher Krankheiten nur dann, wenn es in kleinen Dosen mit vielen schwächenden Mitteln verbunden und also seine reizende Kraft, im Verhältnisse gegen jene, gar nichts war. — Über den durch Opium erzeugten Schlaf: er erfolgt auch von den wirksamsten Reizmitteln, wenn diese in gewissen Gaben angewandt werden: sowie auch schwächende Mittel oft eben dieselbe Folge haben. Weitläufige Widerlegung der Meinung, daß der Wille als Reiz auf die feiner Macht unterworfenen Muskeln einwirke. Der Wille erzeugt nicht allein alle willkührlichen Bewegungen, sondern er ist auch die Ursache des Schlags. — Wir können, ohne zu weitläufig zu werden, hier unsern Vf. den wir öfters mit *Niemeyer* (Met. zur Erregungstheorie) übereinstimmend finden, in seiner weiteren Erklärung des Schlags nicht weiter begleiten, woraus er zuletzt folgert, daß derselbe im Zustande der Gesundheit ein Product vermehrter Erregung ist. — Das Opium ist, wie die anderen Reizmittel, nur in der Schlaflosigkeit und Schlafsucht heilsam, wenn ihr Grund eine Schwäche der Erregung ist; schädlich, wenn sie das Resultat der Hypersthenie sind. Drittes Kap. Über den Gebrauch des Opiums in Krankheiten. Enthält, sowie das, was über die Mittel gegen die schädlichen Folgen zu großer Gaben von O. beygefügt ist, nichts unbekanntes. K.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 21 NOVEMBER, 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände.* Von A. Zweytes Bändchen. 1807. VIII u. 234 S. kl. 8. (20 Gr.)

Die interessantesten Reflexionen, welche in diesem Werke enthalten sind, dessen zweytes Bändchen das dem ersten ertheilte Lob mit vollem Rechte ebenfalls verdient, veranlassen von Seiten des verständigen Lesers, und von Seiten des Beurtheilers, theils Beyschriften zu einzelnen Bemerkungen, theils *allgemeine Betrachtungen über den Standpunct, auf welchem sich gegenwärtig unsere Theorie und Praxis in Ansehung des Staatsdienstes befindet.* In der Beurtheilung des ersten Theils hat der Rec. hauptsächlich das erste gethan. Wenn er jetzt einige Winke der zweyten Art giebt, so hofft er seine Kritik sowohl zu vollenden, als auch einen Zusatz zu dem Werke zu liefern, dem es an praktischem Interesse nicht fehlen dürfte.

1. In welchem Verhältnisse betrachtet sich der Staat zu seinen Dienern? Ist es das Verhältniß eines Hausherrn zu seinen Diensthoten? oder ist es ein edleres, eine Kette, deren Glieder in einander eingreifen, und wovon der Regent selbst eins — das erste, ist? — Die Theorie verabscheut die Willkühr in Entlassung der Staatsdiener. Wie ist es möglich, daß ein öffentlicher Beamter zu allen Zeiten ohne Menschenfurcht seine Pflicht thue, und Wahrheit und Recht unerschrocken predige und ausübe, wenn er auf einem unsicheren Posten steht, von welchem ihm die Laune, die Feindschaft, der Neid und so tausend kleine Leidenschaften, welche an der Führung der öffentlichen Geschäfte Antheil zu haben pflegen, verdrängen können; wenn sie dies vermögen, ohne daß von einer Untersuchung seines Betragens und von der Erfüllung seiner Amtspflichten die Rede ist? Eben so wenig als die Willkühr in der Entlassung der öffentlichen Beamten müßte die Maxime in den Staaten herrschend werden, die Staatsdiener nur auf eine gewisse Anzahl von Jahren anzunehmen. Ist der Posten nur einigermaßen von Bedeutung, wo ist dann der Beamte, welcher von sich rühmen könne, daß er in Einem Jahre bereits eine solche Routine in den Geschäften, und eine solche Bekanntschaft mit den Personen erlangt habe, wie schlechterdings nothwendig ist, um einem Amte gut vorzustehen? Wo kann man Liebe zu einem Geschäfte bekommen, das uns vielleicht in dem Augenblicke, da wir uns dessen ganz bemächtigt haben, genommen und einem Anderen gegeben wird, der entweder das mit Mühe und nach

S. A. L. Z. 1807. Viertes Band.

einigen vorhergegangenen unglücklichen Versuchen zuletzt gelungene Gute verstümpert, oder doch den Fortgang der guten Sache mehr oder weniger aufhält. Da auch die meisten von unseren öffentlichen Aemtern eine sorgfältige Vorbereitung bedürfen, und die zur Erfüllung der Amtspflicht erforderlichen Kenntnisse nicht ohne bedeutenden Aufwand erworben werden: so ist es auf der anderen Seite Pflicht des Staats, dem Beamten auch denjenigen Erwerb, welcher mit dem Amte verbunden ist, bleibend zuzusichern, und nicht ohne gegründete Ursache zu entreißen. Wer wird sonst noch auf seine Bildung zu dem Staatsdienste kostbare Auslagen machen wollen? Man wende nicht ein, daß der Dienst des Staats kein Gewerbe seyn müsse. Wären in unseren Staaten die Verhältnisse noch einfach, ständen unsere Nationen noch auf der ersten Stufe der Cultur und Civilisation, wären unsere Länder weniger bevölkert: so bedürfte es keiner Bildungsanstalten, keiner gelehrten Beamten, nur rechtschaffener Männer von gesundem Verstande. Aber unsere Staaten sind weit von diesem Zustande entfernt, und es können mithin dergleichen Grundsätze jetzt nicht mehr zur Anwendung kommen. — Vergleichen wir mit der Theorie die Praxis, so finden wir, daß in manchen Ländern noch immer die Clausul der Aufkündigung von einem Viertel-, einem halben-, oder einem ganzen Jahre in die Bestellungen eingerückt wird. Die willkührliche Entlassung der Staatsdiener fängt an hin und wieder, sogar in Beziehung auf die Justiz-Bedienungen, sich einzuschleichen. In einigen Ländern ist man auf den Gedanken gekommen, die Justiz-Bedienten zuerst einige Jahre zur Probe anzunehmen. Dies kann unter gewissen Bedingungen sehr zweckmäßig seyn; wenn man nämlich auf Fleiß, auf eine gute Aufführung, verbunden mit den nöthigen Vorkenntnissen der Theorie und auf eine natürliche Leichtigkeit des Überblicks sieht, auch die Probezeit weder zu kurz noch zu lang macht. Die eigentliche Brauchbarkeit für den gewöhnlichen Dienst erwirbt sich nur durch eine mehrjährige Praxis und eine dadurch entstehende genaue Bekanntschaft mit Sache, Ort und Person. Alles wird darauf ankommen, daß der Chef, welcher über den Candidaten urtheilen soll, ein Mann von Kenntnissen, Rechtschaffenheit und Unparteylichkeit sey, damit nicht die Probejahre der Chikane und des Nepotismus zum Deckmantel dienen. Das Verdammungsurtheil, welches nach abgelaufener Probezeit über den Candidaten gesprochen wird, muß nur die Frucht der reiflichsten, unparteyischen und humanen Prüfung seyn: denn es entscheidet gewöhnlich über das Glück seines ganzen Lebens, so wie auf der ande-

ren Seite über das Gedeihen der wichtigsten bürgerlichen Geschäfte.

II. *Über die Wahl der Staatsdiener, und besonders über die Empfehlungen* sagt der Vf. S. 9. sehr treffend: Ich würde anrathen 1) keinen anderen als einen persönlich und genau bekannten Mann das Empfehlen zu gestatten, 2) zum Grundsatz anzunehmen, daß der Empfehler den Empfohlenen nicht etwa seit gestern, oder auch nur aus einem Recommendations-briefe, sondern selbst persönlich kenne, und 3) daß er eine Art von Bürgschaft für die angezeigten Qualitäten seines Empfohlenen übernehme. Man könnte hier Folgendes hinzusetzen. Bey der Wahl seines Ministers muß der Regent mit eigenen Augen sehen, bey der Wahl der anderen Departements oder Dikasterial-Chefs kann er die Empfehlungen der Minister hören, welche für das empfohlene Subject in der angegebenen Art eintreten müssen; aber die anderen Stellen besetze man nach dem pflichtmäßigen Bericht desjenigen Collegii, zu welchem die zu besetzende Stelle gehört. Es geschehen zwar auch hier oft einige Mißgriffe; aber sie werden seltener seyn, als wenn aus der Residenz, oder sonst, durch die Autorität eines Einzelnen, die Besetzung geschieht. Der Minister steht in Connexionen, welche, obgeachtet des besten Willens von seiner Seite, dennoch auf die Besetzung der Stellen Einfluß haben, und ihn zuweilen veranlassen werden, ein unwürdiges Subject, das ihm empfohlen ward, anzustellen. Unter dieser hohen Menschenklasse läßt sich gar nicht hoffen, daß man auf die Befolgung jener Grundsätze von der Bürgschaft, die der Empfehlende für den Empfohlenen übernimmt, werde halten können. — Daß nur *Eingeborne* zu Landesstellen befördert werden sollen, ist zwar auch sonst hin und wieder durch Landesgesetze und *Resolutions Gravaminum* festgesetzt worden; aber auf das feyerlichste durch das Staatsgrundgesetz der Constitution ist dieses erst in den neuesten Zeiten z. B. in der Constitution des Königreichs Holland, und des Großherzogthums Warschau functionirt. In den kleineren deutschen Ländern hat man auch bisher, besonders bey geistlichen Stellen, auf die *Anciennität* Rücksicht genommen, so daß der ältere Candidat bey gleichen Kenntnissen und guter Aufführung nicht fürchten durfte, dem jüngern nachzustehen. In größern Staaten und überhaupt da, wo die Besetzung von dem Willen eines Einzelnen abhängt, z. B. Patronat-Kirchenstellen, Patrimonial-Gerichtshalterstellen, wird auf die Anciennität entweder wenig oder gar nicht gesehen. Diefes ist sehr hart für solche Männer, welche bey übrigens gleich vorzüglichen, vielleicht bessern Eigenschaften, nicht das so nöthige *Savoir faire* verstehen, oder ohne glückliche Bekanntschaften das junge Lebensalter durchleben, in welchem gewöhnlich der Mensch sein Glück allein macht, das Alter nämlich von 25 bis 40 Jahren.

III. *In der Art und Weise zu arbeiten* äußert sich eine merkwürdige Verschiedenheit des neueren Systems von dem älteren. Sonst pflegten die wichtigern Geschäfte durch *Collegia* verwaltet zu werden; jetzt zieht man es hin und wieder vor, alles *bureaumäßig* betreiben zu lassen. *Ihren wir nicht,* so hat die col-

legialische Verfassung eine mehr republikanische Tendenz; dagegen der bureaumäßige Geschäftsgang viel schneller ist. Ein Collegium wagt es nicht selten, seine eigene Meinung zu haben, und setzt bey Einwendungen gegen die Befehle des Regenten oder seiner Minister weniger aufs Spiel, indem die Schuld sich mehr theilt, und man mehr Bedenken trägt, ein ganzes Collegium abzusetzen, als einen einzelnen Beamten. Da wo ein *bureau* gearbeitet wird, hält man sich an Einen Mann; dieser ist für alles verantwortlich, und man hat nicht Einwendungen und Widersprüche zu gewärtigen. So wie unser ganzes Zeitalter eine militärische Richtung genommen hat, so beweiset sich diese auch durch die bureaumäßige Geschäftsführung. Davon ist ferner ein Beweis die neue Lehre von IV) der *Verantwortlichkeit der Staatsdiener*, wovon man in unseren Tagen mehr, als in den vorigen Zeiten sprechen hört. Der Vf. ist S. 33 sehr für das Verantwortlichseyn, und wünscht dieses eben so streng auf den Civildienst angewendet zu sehen, als auf den Militärdienst. Wie sehr indeffen der Buchstabe den Geist tödtet, das hat die neueste Geschichte bewiesen. Daß mit dem Worte Verantwortlichkeit in unseren Tagen ein großer Mißbrauch getrieben werde, welcher Staatsdiener macht davon nicht in seinem Kreise gegenwärtig die Erfahrung? Wenn wir so oft in den Befehlen unserer Obern die Clausul „bey persönlicher Verantwortlichkeit“ lesen ist dieses etwas mehr, als eine Einschärfung der Amtstreue, welche jeder Diener zu beweisen schuldig ist, oder nicht? Im letzten Falle konnte dies Wort für den redlichen Diener nichts Schreckendes haben. Allein gewöhnlich liegen dabey ganz andere Bedeutungen unter. Bald heist es nämlich soviel, als, bey Strafe der Absetzung wegen des geringsten Verfehls, weshalb sonst nur eine Erinnerung, ein Verweis, höchstens eine Geldstrafe Statt fand. Bald — und dies ist in der That etwas Schreckliches — heist es, daß der unglückliche *Erfolg* dem Beamten zur Last gelegt werden soll. Oit ist jenes Wort ein weiches Kopfkissen für den Befehlenden, und eine centnerschwere Last für den untergeordneten Beamten; daher weise und menschenfreundliche Regenten hierin eine Einsicht haben, und der fürchterlichen Burokratie Schranken setzen sollten. Die Clausul „bey eigener Verantwortlichkeit“ setzt übrigens den Staatsdiener in die Lage, alle zum Zweck führenden Mittel zu gebrauchen, wenn er Mitglied eines Collegii ist, und ihm dieser Befehl bey persönlicher Verantwortlichkeit gegeben wurde, seine Collegen mit Beytheilsetzung der sonstigen Dienstverhältnisse für diesen Fall als Mittelspersonen und Werkzeuge zu gebrauchen, und die gewöhnlichen *Messort-Verhältnisse* durchaus nicht zu beobachten, sobald als eine solche Procedur schneller und gewisser zum Ziele führt. Amtstreue und Verantwortlichkeit nennt der Vf. zwey gerade Linien, zu deren Schließung eine dritte ertödetlich ist — die *Controlla*, die Hypothese, welche *Basin* und *Cathatum* vereint und so den wahren selten Diensttriangel contruirt. Aber wie schwer ist es, die Controlla zu führen, und wie schwer besonders in den verschiedenen Stufen des öffentlichen Dienstes! Diejenigen Diener, welche

viele mechanische Arbeiten haben, können leicht controllirt werden, und hiezu leisten Journale und Tabellen vortreffliche Dienste, wenn es nur dem Controllenr nicht an der nöthigen Kenntniss des Details und an der nöthigen Geduld zu mühsamen und langweiligen Recherchen fehlt. Aber schwieriger ist die Controлле bey hohen Ämtern, wo der Geist mehr thätig seyn muß, als Hand und Fuß; wo es darauf ankommt, was in keinen Bestallungen und Instructionen befaßt werden mag, was sich nicht nach den Stunden abmessen läßt, die am Expeditionstische gelesen werden. — Wo bleibt endlich die Controлле des Staatsoberhauptes selbst? Diese ist keine andere, als die öffentliche Meinung. Dazu dienen in den deutschen Provinzen die Landstände, eine Einrichtung, welche die Deutschheit bewahrt und unserer Nation Ehre macht. Sey auch ihre Macht und ihr Einfluß noch so beschränkt, so sind sie doch ein Damm wider den Despotismus und den Unverstand, sind die fast einzige Gelegenheit, welche der Fürst hat, die Stimme der öffentlichen Meinung zu vernehmen. In England spricht sich diese am stärksten durch zwey Organe aus, durch das Parlament und durch die Presse, besonders die Oppositionsblätter. Ein Minister, welcher die öffentliche Meinung wider sich hat, welcher unpopulär zu werden anfängt, muß schlechterdings das Steuerruder des Staats aus seiner Hand geben.

V) Die Befoldungen der öffentlichen Beamten bestanden sonst meistens entweder in Naturalien oder in Sporteln; die baaren Gehalte machten davon den geringsten Theil aus. Mit Ausnahme der geistlichen Ämter hat sich dies in den meisten deutschen Ländern geändert. Die Ausbildung der *jurisprudentia sportularia*, welche die alten, einfachen und niedrigen Sporteltaxen auf hundert Schleifwegen zu umgehen wußte, hat eine solche Verbesserung nöthig gemacht. Nur wird erfordert, daß die Gehalte ausreichend sind, daß sie mit den Fruchtpreisen im Verhältnisse stehen, und nach Verhältniß derselben periodisch rectificirt werden, daß sie zur bestimmten Zeit ausgezahlt, und daß eine strenge Aufsicht geführt werde, damit nicht Bequemlichkeitsliebe eine feichte und unultuarische Procedur herbeyführe. — Über das Pensioniren hat der Vf. S. 32 den Gedanken: man sollte in den Patenten bestimmen, daß nach einer gewissen Reihe von Jahren der Beamte in Ruhe und in Pensionszustand versetzt werden würde. Die Ungewißheit es Sterbetermins hat manchen schon zum schlechten Virth gemacht, vielleicht würde die Gewißheit des ienststerbeständleins eine entgegengesetzte Wirkung hervorbringen. Wir wollen dies für diese Fälle zugeben; allein die Einrichtung selbst hat noch ein und as andere Bedenken. Es müßte doch wohl die ienstzeit nicht auf eine zu kurze Reihe von Jahren stimmen, und dann dem Staate das Recht vorbehalten bleiben, wenn er den Diener, welcher das Pensionalter erreicht hatte, noch für brauchbar hielt, ihn Thätigkeit nach wie vor zu behalten: endlich müßten die Pensionen groß genug seyn; damit nicht s Alter, welches der Pflege am meisten bedarf, dem rdierten Staatsmanne und Beamten am Abend seiner Tage kummervoll und mit Nahrungsforgen be-

schwert werde. Der menschenfreundliche Kaiser Alexander hat über die Pensionen der Staatsdiener ein Reglement gemacht, welches musterhaft ist. Der Red. kann es, als aus öffentlichen Blättern zur Gnüge bekannt, voraussetzen. Ein solches Reglement vermehrt aber — wie nicht gelegnet werden kann — die Administrationskosten; aus dieser Ursache läßt man lieber die alten Diener, ohne auf eine bestimmte Zahl von Jahren zu sehen, in ihren Posten so lange, als sie nur einigermaßen noch arbeiten können, und die collegialische Verfassung bringt es mit sich, daß die jüngern Mitglieder das Alter unterstützen und in gewissen Arbeiten ganz übertragen: was gerecht ist, denn ein jeder wünscht und hofft auch alt zu werden, und eine gleiche Hülfe dereinst zu genießen.

VI. Wir werfen noch einige Blicke auf eine düstere Seite des Staatsdiensts, nämlich auf den Zustand der öffentlichen Diener während eines Krieges, bey den Ländertauschen und dem im Gefolge der letzteren getroffenen neuen Organisationen. Im Kriege kann der Feind von dem Beamten weiter nichts fodern, darf der Beamte nichts weiter leisten, als einen passiven Gehorsam. Schändlich ist es, wenn Beamte dem Feinde unaufgefordert alle möglichen Nachrichten von den Kräften des Landes, von den verborgenen Schätzen u. dgl. entgegentragen. Wie aber, wenn der Feind statistische Nachrichten verlangt zum Behufeiner aufzuerlegenden Contribution? Hier zeigt sich die Klugheit und der Patriotismus des Beamten von mancherley Seiten, die aber wenig allgemeine Regeln zulassen. Überall muß ihn das Princip leiten: mit der Wahrheit hervorzutreten, wenn sie zur Erleichterung des Landes dienen kann, und verschwiegen zu seyn, ohne gerade zu lügen. Wiewohl nun in dem Falle, da der Feind durch Drohungen und Verheißungen die Entdeckung verborgener Sachen erzwingen will? Die Nähe der Gefahr und die größere oder geringere Wahrscheinlichkeit der Entdeckung durch fremde Personen, der Grad der Verpflichtung zur Geheimhaltung, und das Maß des angedrohten Übels, sowie der Charakter des Feindes selbst, müssen mit Behutsamkeit erwogen werden. Ein nicht ganz barbarischer Feind wird denjenigen, dessen Amtspflicht das Verbergen gewisser Sachen mit sich bringt, und welcher der gebrauchten Drohungen ungeachtet, verschwiegen bleibt, vielmehr ehren, wenigstens entschuldigen, als ganz hart anlassen: freylich muß ein öffentlicher Diener in Kriegszeiten auf manche harte Behandlungen und manchen Verlust sich gefaßt machen. Fürchterlich ist das Loos des Dieners in einem Lande, welches mit den Schrecknissen des Krieges noch die Gefahren einer Revolution verbindet, wo auf der einen Seite die alte Regierung bey Todesstrafe die thätige Unterstützung des alten Systems, und auf der anderen Seite die neuen Gewalthaber ebenfalls bey Todesstrafe die Theilnahme an der neuen Ordnung der Dinge gebieten!

Von Ländertauschen und Organisiren. Unsere neue Staatskunst hat die Lehre von den natürlichen Grenzen der Staaten eingeführt. Damit ist es nun nicht eben buchstäblich zu nehmen. Soll von den natürlichen Grenzen eines Staates die Rede seyn, so

gibt es keine andere als die Sprache. Einerley Sprache bildet Ein Volk; so viel Sprachen, soviel Völker; und so viel Völker, so viel Staaten. Die Grenzen eines Staates sollten also nicht weiter sich erstrecken, als auf die Länder, wo dieselbe Sprache die herrschende und allgemeine Sprache ist. Die Praxis ist indessen von der Theorie weit entfernt. Da man aber wohl einsieht, daß nur unter Menschen die einerley Sprache reden, ein wahrer herzlicher Einklang Statt finden kann: so dringt das herrschende Volk dem beherrschten die seinige auf. So groß auch der Widerwille des letzteren im Anfange seyn mag, so vollendet doch die Zeit zuletzt die Amalgamation. Zuweilen geschieht es, daß das kleinere Volk das herrschende ist, oder eigentlich den Herrscher in seinem Schoosse geboren hat. Ein Versuch in einem solchen Fall, das größere Volk zur Annahme der Sprache des Herrschers zu zwingen, wird gewöhnlich misslingen. Die Geschichte liefert die Belege dazu. Dagegen muß meistens der hinzugekommene neue kleinere Landes-antheil die Sprache des größeren Staates, dem er einverleibt wird, annehmen. Dies ist ein Hauptstück der neuen Organisation: und es ist das schmerzlichste, das ein Volk erfahren kann, weil es mit dem Verlust seiner ganzen Nationalität verbunden ist. Für die Staatsdiener ist die Folge, daß sie mit Mühe die neue Sprache erlernen müssen, daß sie oft in dem Verhältnisse zu ihren Oberen in große Verlegenheiten kommen, und daß sie nicht selten Fremden Platz machen müssen. — Wenn die jetzt gedachte Erfahrung bloß solche Länder angeht, die einem ganz fremden Staate zufallen: so findet dagegen nachfolgendes bey allen Ländertauschen und neuen Organisationen Statt. Das wichtigste ist erstens die Wahl der Männer, denen die Organisation aufgetragen wird. Sie müssen Menschenkenntniß, Sachkenntniß, Humanität und Liberalität in einem hohen Grade besitzen. Gewöhnlich drängt sich an die Schöpfer der neuen Ordnung ein Haufen schlechter und guter Menschen, unter welchen sie diejenigen wählen sollen, denen künftig das öffentliche Wohl anvertraut werden soll. Mögen sie nie vergessen, daß es bescheidene Seelen giebt, welchen ein seltenes Zartgefühl nicht erlaubt, auf diesen schlüpfrigen Boden zu treten, sondern welche dem bunten Schauspiel von ferne zusehen! Mögen sie aber auch aus ihren Schlupfwinkeln diejenigen niedrigen Creaturen hervorjagen, welche unter der vorigen Regierung ihr Spiel im Trüben hatten, und den Besitz ihres Raubes nunmehr ganz sicher wännen, weil gewöhnlich an dergleichen veraltete Dinge wegen des Drangs der neuen Geschäfte nicht gedacht wird. Nächst der Kenntniß der Personen ist es zweytens ein höchst wichtiges Geschäft der Organisations-Commission, das Land und dessen bisherige Verfassung kennen zu lernen, ohne Vorurtheil für den neuen Plan und ohne unbedingtes Ab sprechen über jede bisherige Form. Wird ein kleines Land mit einem großen mächtigen Reiche verbunden, so muß sich freylich das erste blind die Verfassung des letzteren gefallen lassen, damit eine vollkommene Amalgamation geschehen könne, und nach

und nach alle Völker des Reichs in Eine Nation zusammenzuschmelzen. Allein bey den so häufigen Ländertauschen kleinerer Staaten kann oft das herrschende Volk von dem beherrschten lernen. Es würde unvernünftig seyn, bey diesem an die Stelle des Besseren etwas Schlechteres stellen zu wollen, anstatt daß jenes das Gute von diesem bey sich aufnehmen sollte. Um dies zu beurtheilen, wie viel Einsicht, wie viel Unparteylichkeit wird nicht dazu erfordert! Drittens: das Organisationswerk werde nicht übereilt. Hierin ist es schwer die richtige Mittelstrasse zwischen dem zu Viel und dem zu Wenig zu treffen. Wollten sich die Organisations-Commissarii halbe Jahre und wohl länger in dem neuen Lande aufhalten, um recht mit Muße die Menschen und die Verfassung beobachten zu können, was würden dadurch nicht für Kosten verursacht werden! Es giebt aber einen anderen Weg der ruhigen Beobachtung und Vorbereitung. Man wähle die Organisations-Commission aus den einlichtvollsten Männern der dem zu organisirenden Lande nächsten Provinz, Männer, welche bereits durch mehrjährige Geschäftsverbindungen Gelegenheit hatten, jenes Land und seine Verfassung nebst den vorzüglichen Dienern kennen zu lernen. Man lasse ferner dem neu erworbenen Lande noch eine Zeit lang nach der Verbindung mit unserm Staate seine alten Formen und seinen alten Geschäftsgang. Man wird auf diese Weise sich bald eine genauere Kenntniß der Sachen und Menschen verschaffen, man wird diejenigen, welche der Organisations-Commission als Rathgeber dienen können, oder für eins und das andere neue Amt besonders brauchbar sind, ohne daß man scheint gerade die Absicht zu haben, prüfen, und man wird sie in mehreren Lagen, nicht bloß in dem für eine kurze Zeit angezogenen Feyerkleide kennen lernen. Der Vf. hat S. 8 folgenden Vorschlag: Da man in den neuorganisirten Ländern so viel bittere Klagen über ihre Verorganisirung hört: so könnte dieses Übel vielleicht dadurch gehoben oder doch vermindert werden, wenn die neuen Landesväter zu solchem Einrichtungsgeschäfte die besten Officianten aus den alten Provinzen wählten, und nicht das neue Regentencorps bey nahe zusammentrommeln ließen. Freylich würde es dem braven Dienstmann der alten Provinz sehr beschwerlich fallen, in die neue zu gehen und da zu rhoden, statt daß er auf der alten Stelle nur pflügen durfte, um seine Erndte zu erwarten. Allein soll man, wenn es auf das Wohl der durch die Regierungsveränderung schüchtern gewordenen Völkerschaften ankommt, auf Beschwerlichkeiten achten, die einzelnen Menschen die Beruhigung jener vielen kosten? Könnte man erstens solche nicht vergüten durch ansehnliche Tractamentsvergrößerungen, durch Anstellung aus auf gewisse Jahre, nach deren Verlauf es ihnen frey stehen müßte, mit Beybehaltung ihres neuen Soldes in das alte Land zurückzugehen? Sollte es nicht Regentenpflicht seyn, auch mit viel vergrößerter Ausgabe die neuen Unterthanen früher glücklich zu machen, und sich ihre Herzen gleich anfangs zu gewinnen?

(Der Beschlufs folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 23 N O V E M B E R 1807.

STAATSWISSENSCHAFTEN.

KÖNIGSBERG, b. Nicolovius: *Gedanken und Meinungen über Manches im Dienst und über andere Gegenstände.* Von A. u. f. w.

(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Viertens. Eine unerlässliche Eigenschaft der Organisations-Commissarien sey endlich Humanität und Liberalität. Immerhin möge der schlechte, der eigennützige, der bestechliche Diener vor dem inhaltschweren Worte Organisation erzittern; aber der treue, der rechtschaffene Diener werde nicht in dem Besitz dessen, was ihm rechtmässig zukommt, gestört; er werde nicht verdrängt, bloß und allein um begünstigten Emporkömmlingen Platz zu machen; das Privatglück werde nicht einer neuen Form, die oft selbst nicht von langer Dauer ist, zum Opfer dargebracht; und wenn er zu alt ist, um in der neuen Verfassung mit der nöthigen Kraft arbeiten zu können, so genieße er einen vollkommen hinlänglichen Ehrensold für den Rest seines Lebens. Es ist das erste Princip des Staats, das Eigenthum zu schützen. Ist nur dasjenige ein Eigenthum zu nennen, was ich kaufen und verkaufen, erben und vererben kann? Hat der rechtschaffene Staatsdiener, welcher sich allein zum öffentlichen Dienst bestimmte, alle seine Kräfte und sein Vermögen dazu angewendet, und die anderen bürgerlichen Gewerbe verließ, hat er kein Recht auf die Fürsorge des Staats? hat der Staat nicht die Verpflichtung ihn als Diener beyzubehalten, so lange er sich nicht durch Verletzung seiner Pflichten dessen unwürdig gemacht hat? Indessen ist der Rec. darum nicht der Meinung, daß der Staatsdiener sich einer Verferzung in eine andere Stelle, wozu ihn der Regent für brauchbarer hält, weigern möge; er spricht nur von willkürlicher Absetzung, oder von der Quiescenz mit einer unzulänglichen Pension im Gefolge der neuen Organisation. er spricht auch lediglich von treuen Dienern, welche ihr Amt nach ihren besten Kräften verwalteten. Wer denkt hier nicht an das traurige Loos der verabschiedeten Staatsdiener in dem ehemaligen preussischen Polen! Es mögen allerdings darunter manche seyn, welche sich schlecht um den Staat verdient gemacht haben; aber gewiss befinden sich darunter viele brave, rechtschaffene Männer, viele, die ihr Königs aus anderen Ämtern in den alten Provinzen dort hinberief, welche das neue Vaterland verhöfste, und das alte nicht mehr versorgen kann. Ein schreckliches Loos, das thätigen Mitleids aller Menschenfreunde würdig!

J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

VII. Wir schliessen unsere Betrachtungen über den öffentlichen Dienst mit einigen Worten über den Geist, welcher den Staatsberufen jeder Classe befeelen muß. Diefes ist der Ehrgeiz, oder vielmehr die Ehrliche, seine Pflichten in ihrem ganzen Umfange nach seinen besten Kräften und Einsichten erfüllt und das Wohl seiner Nebenmenschen dadurch befördert zu haben, nicht um der gehofften Belohnung willen, sondern weil es Pflicht ist. Der Wunsch sich dadurch die Achtung der Obern und des Vaterlandes zu verdienen, ja selbst eine Belohnung und einen höheren Wirkungskreis zu erlangen, ist an sich nicht unrecht; allein er darf nicht der Hauptgrund des Handelns seyn. Wie manche edle gemeinnützige Handlung würde sonst unterbleiben! Der Vf. führt bey dieser Veranlassung einen vortrefflichen Gedanken von Sulzer an: Sobald mir einfällt, ich kann jetzt etwas thun, womit nach meinem Tode jemanden etwas würd gedient seyn, so thue ich es mit Vergnügen, und die Vorstellung, daß kein Mensch jemals erfahren werde, wer es gethan, hat nicht die geringste Kraft, dieses Vergnügen zu mindern.

Wir verlassen diesen Gegenstand und theilen unseren Lesern noch einige scharfsinnige Bemerkungen des Vfs. über Dinge anderer Art mit. S. 36. Die Winde ist eine Pflanze, die vorzüglich da wächst, wo stachelloses Gesträuch steht, an dem sie sich aufranken kann. Und obgleich die Botaniker nichts Unkraut schelten, so muß ich doch die Winde so nennen, weil sie ein wahrer Würgengel im Pflanzenreich ist: denn es genügt ihr nicht, am Stamm der nachbarlichen Gewächse sich in die freye Luft zu erheben, sondern sie greift mit der Spitze immer auch seitwärts nach den nebenstehenden Ästen, Zweigen, und schnürt alle so fest zusammen, daß Strauch, Blätter, Früchte aus Sackmangel verdorren müssen. Will man die Gefangenen von dieser Schlangenpflanze befreyn, so reiße man sie dicht am Boden ab oder aus, weil sich alsdann das ganze Gewinde leicht ohne Beschädigung des Gesträuchs abstreifen läßt; fängt man das Abziehen von oben an, so zerreißt man bald die Pflanzen selbst, die man retten wollte. Bey diesem Windenkraut sollte man sich seiner Haupt- und Lieblings-Fehler erinnern, mit denen es gleiche Bewandniß hat, indem sie unsere guten Eigenschaften so umwickeln, wie die Winde die Johannisbeerensträucher, und bey deren Fortschaffung es auch nicht einerley ist, ob wir ihre Verteilung- und Loswicklung bey der Spitze oder an der Wurzel beginnen. An einer anderen Stelle S. 39 sagt er, daß die Furcht vor Schmerzen etwas unbe-

Y y

haglicheres sey, als ihr Ausdauern selbst. Furcht ist ein Feind, der das Gewehr im Anschlag auf einen hält, der Schmerz macht handgemein, bey welchem Streit man sich vergiftet, oder an den erfolgreichen Sieg denkt. — Über die Erziehung der Fürsten sagt er sehr wahr S. 54: der Fürst, den das Schicksal nicht hofmeister [wie es z. B. mit Heinrich IV von Frankreich der Fall war] wird von seinen leiblichen Hofmeistern wohl das nicht lernen, was nöthig ist seine Leute nach sich zu bilden. Würden vornehme Leute wohl so gut reiten lernen, wenn bey dem Unterricht die Pferde so rücksichtsvoll wären, wie ihre Stallmeister?

Der Vf. hat in diesem Bändchen die drey Recensionen des ersten Theils seines Buches aus den Göttinger gel. Anz., unserer und der Hallischen Lit. Zeit. mit Antworten und Bemerkungen abdrucken lassen. Es sind keine Antikritiken, und dem Rec. erlaubt es der Raum dieser Blätter nicht, auf diese behandelten Gegenstände zurück zu kommen, ob sie gleich wichtig sind. Die Erinnerungen des Recensenten sind Erfahrungen, aus seinen mehreren Geschäftskreisen geschöpft. Sie werden nicht ohne Nutzen seyn, besonders da wo ähnliche Verhältnisse eintreten. — Mögen die würdigen Vff. mit diesem zweyten Bändchen nicht aufhören, ihre Ansichten, Reflexionen und Erfahrungen über die wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit uns mitzutheilen; eine Fortsetzung des Buchs wird das Publicum dafür entschädigen, daß Hr. Scheffner seine Biographie, die äußerst lehrreich werden muß, so lange er lebt — und möge ihm die Vorsehung sein Leben noch lange fristen — herauszugeben Bedenken trägt. E. i.

SCHÖNE KÜNSTE.

ZÜLLICHAU, b. Darnmann: *Kleine Romane und Erzählungen* von Friedrich Rochlitz. In drey Bänden. 1807. Erster Band VIII. und 350 S. II. Band 335 S. 8. (3 Thlr.).

„Wie Wenige — sagt der Vf. in der Vorrede — nehmen sich die Mühe, oder auch nur die Zeit, eine Reihe kleiner Erzählungen mit festem Auge und gesammeltem Gemüth achtsam anzublicken! Wie wenige pflegen bey ihnen mehr und etwas anderes vorauszusetzen, als was sogar ein mittelmäßiger Kopf im Fluge erkennen, halbträumend genießen, spielend — wollt' er's — selbst machen könnte! Wie Wenige mögen (oder können) wohl gar bey so großer Verschiedenheit dieser Stücke in Materie und Form, jedes in seiner Gattung und Art betrachten; wollen es, seitdem man so gewohnt worden ist, aus dergleichen Büchern nur die wunderliche Luft zu schöpfen — entweder bloß sich selbst herauszulesen, und zwar sich selbst, nicht einmal wie man ist, sondern nur, wie man sich eben in dieser Stunde gestimmt, gelaunet fühlt; oder Einzelheiten heraus zu klauben, die sich, wenn man zu entstellen weifs, und etwa alle Pfingstfeste einen witzigen Einfall hat, lächerlich machen, und mit einem handfesten Spafs abfertigen lassen — was man nun wohl gar recensiren heisst, und was dann doch seine Absicht auf die Masse des Publicums nicht ganz verfehlt.“ —

Rec. führt diese Stelle des Vfs., welche zum Theil gegen die öffentliche Kritik oder vielmehr gegen eine gewisse Classe von Kritikern gerichtet ist, nicht deswegen an, um ihn, wie es wohl zuweilen den Autoren geschieht, mitten in seinen Vertheidigungs-Waffen zu verwunden, sondern weil er in jener Herzensergießung nicht sowohl die Stimme des Autors, als der ganzen Classe unbefangener Leser zu hören glaubt, welche zwar Scherz, Spott, Satyre, Ironie und ähnliche leichte muntere Gaukler, gern in Sprache und Schrift um sich leiden mögen, aber ungern statt des erwarteten Urtheils sich eine leere Satyrmaske, oder gar nur das züchtigende Attribut einer bekannten komischen Maske vorhalten lassen mögen. Denn eigentlich, wie Jeder leicht begreift, kommt es nur dem Leser zu, den Kritiker, der ihm statt des Brodes einem Stein, und statt des Fisches eine Schlange giebt, deshalb zur Rede zu stellen; keinesweges aber dem Autor, um welchen sich der Kritiker — wenn er nicht ein persönliches Interesse an ihm nimmt, oder ihn einmal im rhetorischen Feuer apostrofir — im Geringsten nicht bekümmert. Nur insofern der Autor wieder sein eigener Lehrer ist, und sich für das Gelesene selbst interessiert, kann er sich dem Kritiker entgegenstellen und Rechenschaft fodern, wenn dieser ihn an seinem Werk irre machen, und seine Mitleser gar im Voraus davon abwenden will. Es begreift sich aber nun eben so leicht, daß der Kritiker diesem Gegner Rechenschaft, oder um sich diese zu sparen, überhaupt Achtung schuldig ist — und daß mithin ein Autor um keinen Gran geringer wiege, als irgend einer seiner Leser, oder selbst ein Kritiker. Möge dieser Beweis einer, wo nicht unbekannten, doch wenigstens oft verkannten Wahrheit, zugleich als Beweis dienen, daß Rec. nicht zu denen gehört, welche seine Vorrede und diesen Beweis zu veranlassen geneigt sind.

Die in beiden, bis jetzt erschienenen, Bänden enthaltenen Erzählungen, sind zum Theil neu, größtentheils aber aus Zeitungen, Journalen, Almanachs und Taschenbüchern hier gesammelt, ergänzt und verbessert. Im ersten Theile findet sich: 1) die den Lesern schon bekannte Erzählung: *der Besuch im Irrhause*, eine Aufgabe vom Vf. genannt, deren Lösung zugleich durch die Geschichte eines Geisteskranken versucht wird. Karl, so wird er genannt, beschäftigt sich im Irrhause einzig mit Musik, Musik verwebt sich mit allem was er empfindet, thut oder spricht. Gleichwohl war er niemals Musiker, empfing nicht einmal Unterricht in der Musik, und war von jeher selbst mit den Anfangsgründen dieser Kunst völlig unbekannt geblieben. Auch interessiert ihn nur reine Musik. Gesang liebt er nicht, mag ihn nicht leiden, singt nie, sondern flüstert nur, wenn er durch sein unregelmäßiges Spiel sich erhitzt hat, unverständliche Worte mit steigender Schnelligkeit in die Töne seines Spiels. „Wie ward Karl, was er ist? fragt der Vf., und versucht in einer, auch in anderer, als psychologischen Rücksicht sehr interessanten Erzählung die Beantwortung dieser Frage. Bey der Unbekanntheit mit den Gesetzen der Misbildung sowohl im Sichtbaren als

im Unsichtbaren, kann eine solche Beantwortung nie auf objective Gewissheit Anspruch machen, sie wird immer nur ein, auf die subjective Ansicht des Vfs. gegründeter Versuch bleiben, dessen Werth von der Kunst abhängt, mit welcher der Vf. seinen Leser zwingt, aus den erhaltenen Thatfachen das vorher bekannte Resultat als nothwendige Folge zu betrachten. Gilt also irgendwo der aristotelische Satz, daß es bey Erfindung einer Fabel nicht auf die Wahrheit an sich, sondern auf die Wahrscheinlichkeit ankomme; so ist es in dieser Gattung der Erzählung. Möglich ist es in der vorliegenden, daß bey den angegebenen Verhältnissen eines Menschen, eine solche Geistesverwirrung entstehe; allein selbst zur Möglichkeit muß man noch Manches hinzudenken, was der Vf., vielleicht aus Besorgnis zu ausführlich zu werden, weggelassen hat. So z. B. ist die *mystische Schwärmerey* des Kranken, welche sich nur durch musikalische Formen ausdrückt, zu wenig vorbereitet, und die frühesten Umgebungen Karls, welche eine jede Schwärmerey zu unterdrücken fähig waren, machten gerade das Herausheben dieser Eigenheit seines Wesens um so nöthiger. Selbst aber bey einer solchen Vorbereitung würde die sonderbare Form seines Wahnsinns noch nicht aus den erzählten Thatfachen mit der Nothwendigkeit hervorgehn, welche, wie oben erwiesen, der Hauptvorzug dieser Gattung von Erzählungen ist. Allein auch hiervon scheint einzig die Besorgnis zu großer Ausführlichkeit die Schuld zu tragen. Denn daß bey diesem Entwurf die Ausführung bis zu jenem Grad der Vollkommenheit hätte gesteigert werden können, und daß eine solche Ausführung dem Vf. gelungen wäre, wird Niemand bezweifeln, welcher diese Erzählung mit der Aufmerksamkeit liest, welche sie in jeder Rücksicht verdient. 2) *Das Lotterielos*, eine ebenfalls schon gedruckte, sehr artige Erzählung. 3) *Elwina an ihre Mutter*, eine der gelungensten kleinen Erzählungen, in der Form eines einzelnen Briefes, mit einigen Nachschriften, leicht und höchst anziehend geschrieben, aus einer Zeitschrift in diese Sammlung mit vollem Recht aufgenommen. 4) *Die Romantischen*. Drey Erzählungen, um die Natur des Romantischen praktisch zu erläutern. Sie erfüllen diesen Zweck vollkommen, ohne eine wissenschaftliche Definition des Romantischen vorauszuschicken

oder vorzubereiten, wenn der Leser Lust und Fähigkeit hat, das, was hier von romantischen Charakteren und Situationen gesagt wird, auf andere Dinge überzutragen, welche man ebenfalls romantisch zu nennen pflegt. Neu ist 5) *Cölestine*, eine äußerst nette Übersetzung der bekannten florianschen Novelle, hie und da mit einigen dem Vf. eigenen Zusätzen und Abänderungen. 6) *Die Ehescheidung, Studien nach der Natur*, aus einem schon früher beurtheilten Werke des Vfs. hier nochmals abgedruckt. 7) *Azakia*, eine ebenfalls schon gedruckte, recht interessante Anekdote.

Der zweyte Theil empfiehlt sich nicht weniger als der erste durch ausgezeichneten Inhalt. In ihm findet der Leser 1) *Amtsbericht des Pfarrers zu Eichengrün*, eine noch ungedruckte, schaudererregende Erzählung von dem Selbstverrath eines beängstigten Gewissens. 2) *Der Roman meiner Jugend. Aus den Papieren der heiteren Großmama*. Zum Theil schon gedruckt, aber hier vollendet, eine interessante und launige Erzählung mit sehr gelungener Charakterzeichnung fast aller Personen. Das Kammermädchen allein mißbraucht die Erlaubnis ihres Charakters, geschwätzig zu seyn, etwas zu sehr. Den meisten Lesern wird dieser kleine Roman, und nicht mit Unrecht, als das ausgezeichneteste Stück dieser Sammlung, wenigstens der bisher erschienenen zwey Bände, gelten. 3) *Missverständnisse*. Ein Versuch, den Unterschied der dramatischen Werke in Charakter- und Intriguen-Stücke, auch auf die Erzählung überzutragen. Der Gedanke ist nicht neu, wenn auch vielleicht noch nicht so mit Absicht aus einander gesetzt und durchgeführt, als hier vom Vf. 4) *Der Beneidete* und 5) *das kleinste aller Reiseabenteuer*. Zwey, von dem Publicum schon mit Beyfall aufgenommene Almanachs-Erzählungen leicht und mit anspruchloser Gefälligkeit vorgetragen, wie es die Natur ihrer ersten Bestimmung erfordert.

Der dritte Theil dieser gewiss sehr willkommenen, Sammlung soll, nach der Versicherung der Vorrede zum ersten Theile, baldigst erscheinen. Möge dieses Versprechen pünktlicher erfüllt werden, als das, im ersten Theile der *Glycina* unseres Vfs., deren dritter Theil noch immer nicht die Wünsche der Leser durch seine Erscheinung erfüllt hat.

D. c. A.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Leipzig, b. Stage: *Rückerrückungen an (an) die ehemalige Reichsstadt Augsburg*. Nebst Hinichten auf die jetzige Verfassung. Von Joh. Melchior Hofcher. Ohne Jahrzahl. XIV u. 30 S. 8. (7 Gr.) Der Vf. arbeitet an einer vollständigen Schilderung der vorigen und jetzigen Verfassung der Stadt Augsburg, und der erste Theil des Werks sollte bereits der Presse übergeben werden, als der Wiederausbruch des Kriegs die Erscheinung verhinderte. „Aber das gemeine Weib“, sagt der Vf., „leidet durch die andauernden Kriegszeiten, unvorsichtige Menschen können dadurch zum Urtheile, daß die orteige Staatsverfassung sie glücklicher gemacht habe, verleitet werden. Hingegen ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß unser gemeines Wesen allein durch die Umänderung, welche die Stadt unter den königlich bairischen Zepher brachte, von seinem rasst imminens bevorstehenden Untergange gerettet worden

ist. — Die Stadt Augsburg hätte sich auch in den glücklichsten Friedenszeiten als ein selbstständiger Staat nicht länger aufrecht erhalten können. Das morsche Gebäude unserer Selbstständigkeit, welche auf einem bodenlosen Grunde mit pur zerbrechlichen Schindeln beruhete, konnte durch unsere eigenen Reparaturen nicht mehr hergestellt werden. Die Zeit des Flors unserer reichsstadtschen Verfassung war längst herum. Auf dem Wege war schlechterdings an kein Heil, an kein Emporkommen mehr zu denken. Nur unbedingtes Verderben stand auf solchem bevor. Jetzt dürfen wir dagegen das möglichste Flors unserer Stadt gewärtig seyn, indem das gemeine Wesen allein durch die geschehene Regierungsveränderung gerettet, und die Aufrechthaltung allein dadurch erzielt werden konnte.“

Von dieser Wahrheit seine Mitbürger zu überzeugen, ist der Zweck der kleinen Schrift, damit sie zum Erdulden des jetzigen

gen Kriegsübel durch die Hoffnung besserer Zukunft gestärkt werden. Die Finanzen der Stadt waren bey sehr bedeutenden Einkünften zerrüttet. Die Hauptfinanzstelle fand nach einem Durchschnitt von 1790—1800 ein jährliches Deficit von 72000 Gulden; eine neuere Berechnung von 1792—1802 milderte es auf 39333 fl., aber hier wären in der Folge zum Theil doch mögliche Ausgaben außer Rechnung gelassen worden, und in jenem Durchschnitt lagen alle Kriegsausgaben. Die Wahrheit möchte nach dem Vf. in der Mitte mit 50000 fl. liegen. Indessen bey großen Ressourcen der Stadt schmerzelte sich der Magistrat (dem endlich Ernst wurde, an nothwendige Verbesserungen thätige Hand zu legen,) mit aller Anstrengung, jedoch aus eigenen Kräften, könne den Finanzen wieder aufgeholfen werden. Um so leichter, schloß man, müsse dies seyn nach dem Erwerbe der geistlichen Güter, welche der Stadt im Reichs-Deputations-Hauptschluß 1803 zugetheilt wurden. Aber der Fall war gerade umgekehrt. Und das größte Übel bestand in der ganz veränderten politischen Lage, welche die Säkularisation der augsbürger Stifte u. s. w. herbeygeführt hatte. Man schätzte die Capitalfonds gesammter geistlicher Güter auf 3 Millionen Gulden; aber die bairischen Commissarien fanden nur 220000 fl., die städtischen brachten gar nur 14815 fl. jährliche Einkünfte heraus. Davon mußten nun die Pensionen gezahlt werden mit 14800 fl., die Baureparaturen der Kirchen konnte man gewiß jährlich zu 6000 fl. annehmen. Der Abgang der Beyträge der Stifter zum Armeninstitute wurde auf 7000 fl. jährlich angeschlagen. Man foderte diese nun vom Aerar. Zur Dotation des Bisthums mußte die Stadt gewiß jährlich einige tausend Gulden steuern. Die Kreischulden fielen der Stadt nothwendig mit zur Last. Sie waren, als der Vf. seine Abhandlung schrieb, noch nicht repartirt; jetzt sind bloß zur jährlichen Ausgabe 33 Römer-Monate ausgeschrieben. Wenn das Bisthum, wie voraus zu sehen, seinen Sitz in Baiern erhielt: so wurde, wie auch die bairischen Commissarien schon erklärten, die Domschule mit ihren Fonds weggezogen. Also mußte eine neue unterste Schule in Augsburg fundirt werden. Endlich mußte man einen Gesandten zu Regensburg, einen zweyten zu Paris halten, was jährlich 5600 fl. kostete, die in oben erwähntem Durchschnitte von 1792—1802 nicht angezählt waren. Zu den neuen Pfarrfonds foderte der Bischof jährlich 40000 fl., die städtische Kult-deputation setzte solche auf 30000 fl. herab. So wurden also nicht nur alle Einkünfte durch die neuen Ausgaben verschlungen, sondern es entstand auch ein überaus großes Deficit. Und bey vermehrtem Deficit wurden die jährlichen Einnahmen gewiß schon entweder beträchtlich vermindert, oder die Verminderung war wenigstens zu befürchten. So trug bisher das Bierumgeld jährlich mehr als 200000 fl. Diese große Revenue entstand aber hauptsächlich dadurch, daß das augsbürger Bier in die nahen Beutzungen der Stifter, Klöster u. s. w. verkauft wurde. Nun gehörten diese insgesammt Bayern. In den altbayrischen Landen war die Einführung fremden Biers längst verboten: nichts gewisser, als daß dieses Verbot auch auf die neuen Besitzungen erstreckt worden wäre. Augsburg konnte sein Fruchtbefürfnis, sowie sämtliche Lebensmittel, nicht aus eigenen Besitzungen ziehen. Das Reich der Stadt erstreckte sich auf ihre Ringmauern. Aber vorher hatten die geistlichen Corporationen alle Früchte aus ihren und bairischen Besitzungen in der Stadt zusammengehäuft. Die Stadt war also nun rückfichtlich der ersten Bedürfnisse ganz von Bayern abhängig. Die bürgerliche Nahrung war vorhin schon im Sinken; aber die bischöf. Hothaltung, die Consumption der reichen Klöster u. s. w. hatte jährlich wenigstens eine halbe Million Gulden in Umlauf gebracht. Alles das hörte nun gleich ganz auf, oder mußte bald aufhören. Der vorige reiche geistliche Stand hatte bey öffentlichen Calamitäten, besonders bey feindlichen Occupationen, wenigstens die Hälfte der Lasten mit der Stadt getheilt. Letztere war in solchen unglücklichen Zeiten mit ih-

rer halben Last gleichwohl oft schon bis zum Rande des Verderbens gekommen. Wie mußte man sich nun ihre Lage in der Zukunft denken? Einleuchtend war, wie sehr Handel und Fabriken hätten beengt werden können. Durch den in mehreren Kanälen abgeführten Lechfluß, der ohnehin *privative* Bayern gehörte, werden die augsbürger Fabriken im Gange erhalten. Darüber bestehen nun freylich Verträge, die aber mehr als präkäre Concessionen betrachtet werden konnten. Immer konnten Hindernisse in den Weg gelegt werden, unterdessen standen die Fabriken in Augsburg still. Bayern konnte vor Augsburgs Thoren Fabriken anlegen und begünstigen, und es war um die Fabriken der Stadt gethan. Schon war die Sprache, daß aus Bayern neue Straßen nach Nürnberg mit Umgehung von Augsburg angelegt werden sollten, und die Stadt konnte so um den ganzen italienischen Speditionshandel gebracht werden. „Nach allen angeführten, schließt der Vf. §. 14. ergab sich wohl augenfällig, daß so zu sagen, die Existenz der Stadt Augsburg im völlig prekären Zustande von Bayern abhing. Die lauten Zwistigkeiten zwischen dem Kaufmannsstande und dem Magistrat, das Mißvergnügen der Bürgerschaft, und vieles andere habe ich noch nicht erwähnt. Ich habe jedoch genug gesagt, um mit der Wahrheit zu schließen, daß die Reichsstadt in einer Lage war, worin sie ihre Selbstständigkeit andauernd zu behaupten sich außer Stand befand“. Der Vf., welcher schon 1803 dem geheimen Rathe rieth, Kayser und Reich die wahre Lage der Stadt vorzulegen, und die Nothwendigkeit darzustellen, sich freywillig Bayern zu unterwerfen, geht nun alle vom vorigen Magistrat ergriffenen Mafregeln zur Verbesserung der Finanzen durch, und zeigt ihre Unzulänglichkeit zur Rettung des gemeinen Wesens, zeigt, daß diese Finanzverbesserungen nur unter bayerischer Regierung gelingen konnten, und beweist unwiderlegbar, daß fast alle der oben erwähnten Übel bey der Unterwerfung der Stadt nicht nur aufhören und neue Vortheile erwachsen, sondern daß auch Augsburg einer glücklichen Existenz nun entgegen sehen kann.

Diese Schrift ist zwar zunächst nur für Augsburgs Bürger geschrieben, um sie der neuen Verfassung geneigt zu machen; aber der kurze Auszug wird schon hinlänglich beweisen, daß sie auch für ein größeres Publicum Interesse hat, welches gewiß die weitere Ausführung gern lesen wird: besonders da der für öffentliches Wohl so eingedommene Vf. nicht zur Classe jener nur zu häufigen Staatsdiener und Schriftsteller gehört, die bey Regierungsveränderungen sich der neuen Regierung durch Tadel und Verachtung alles Alten zu empfehlen hoffen. Der Vf. laßt dem Magistrat die Gerechtigkeit widerfahren, daß er guten Willen genug gehabt habe, ein gemeines Wesen zu retten, das nicht mehr zu retten war.

S. 1.

ÖKONOMIE. Duisburg und Essen, auf Kosten des Vfs. und in Comm. b. Bädcker und Comp.: *Handbuch für Freunde der verschönerten Natur.* Von W. Teppe zu Lüdenscheid. Mit Kupfern. 1807. III S. kl. 8. (1 Thlr.) Einen Garten, oder eine, vorzüglich gebirgige, Gegend wahrhaft zu verschönern, die Natur durch Pflanzungen nützlicher einheimischer — nicht kostbarer ausländischer — Gewächse zu erhöhen, und auch dadurch auf die Veredlung der Menschen zu wirken; dazu soll dieses elegante Handbuch einige Anleitung geben und junge Gartenkünstler bilden helfen. Es soll die Lücken in Grobmans Ideen-Magazine und in Beckers Taschenbuche u. s. w., welche als bloße Bruchstücke aus der Natur und Kunst anzusehen sind, ausfüllen und als Einleitung zu Hirschfelds Theorie der schönen Gartenkunst gelten. Freunde der schönen Natur werden dem Vf. diese Materialien zu einer Theorie der Gartenkunst aus der Natur und dem Gefühl des Menschen Dank wissen, und auch die instructiven Kupfer werden ihnen willkommen seyn.

— Ich —

NEUE AUFLAGEN.

Erlangen, b. Palm: *Materialien zu Kanzelvorträgen über die Sonn-, Fest- und Feiertags-Evangelien.* Herausgegeben von Dr. Joh. Wilh. Haas, öff. ordentl. Lehrer der Theologie zu Erlangen und Pastor an der altstädter Kirche. 1 Bd. 2 St. 2te verb. und verm. Aufl. 1807. in fortlauf. Seitenz. 344 S. 8. (10 Gr.)

Nürnberg und Leipzig, b. Campe: *Neue und verbesserte vollere Muster zum Stricken und Carreen-Nahen.* von J. J. Jügel in Berlin. 3te verbesserte Auflage. 13 illuminierte Kupfer enthaltend. Querformat. (1 Thlr. 12 Gr.) 8. Recens. der ersten Auflage. 1806. No. III.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 N O V E M B E R, 1807.

ERDBESCHREIBUNG.

LEIPZIG, b. Fleischer d. J.: *Taschenbuch der Reisen, oder unterhaltende Darstellung der Entdeckungen des 18ten Jahrhunderts, in Rücksicht der Länder-, Menschen- und Producten-Kunde.* Für jede Classe von Lesern. Von E. A. W. von Zimmermann. Sechster Jahrgang. Für das Jahr 1807. Mit 11 Kupfern. Ohne Vorrede und Kalender 284 S. 12. (Gebunden 2 Rthlr.)

Nicht leicht hätte ein Buchhändler eine bessere, dem Geist und Geschmack der Zeit angemessenere Speculation unternehmen können, als diese Gallerie von Taschenbüchern, die für so viele Classen von Lesern zugleich berechnet ist, und den Gelehrten nicht minder, als den Dilettanten, die angenehmste Befriedigung gewährt. Aber nicht leicht hätte man auch einen Mann finden können, der der Erreichung des vorgesezten Ziels gewachsener gewesen wäre, als Herr von Zimmermann. Hier vereinigt sich deutscher Fleiß mit deutscher Universalgelehrsamkeit, deutscher Überblick mit deutschem Forschungs- und Sammler-Geist. Nur ein Deutscher von den Kenntnissen und Gaben eines Zimmermann, konnte in so engen Räumen so viel Wissenswürdiges über so viele der fernsten, und im Ganzen noch sehr unbekannten Länder, so anmuthig und so lichtvoll aufstellen.

Unsere Leser kennen bereits aus den Anzeigen der vorhergehenden Jahrgänge die Einrichtung dieses Taschenbuchs, sowie die Art, wie der Vf. die Gegenstände zu behandeln pflegt. Gegenwärtig beschenkt er uns mit einer Schilderung von Peru und den mit ihm innigst verbundenen großen Ländern Paraguay und Tukuman. Schon im verfloßenen Jahrhundert hatten diese weit ausgedehnten Erdstriche, besonders seit den Reisen der dorthin gesandten Weltrheffer, für uns gleichsam eine neue Gestalt angenommen. Der Vf. hat die meisten, wenigstens die wichtigsten Nachrichten darüber, so viel es ihm möglich war, mit Aufmerksamkeit benutzt, und überall das Bedeutendste unparteyisch herausgehoben, Alles zu einem schönen Ganzen verflechtend. Was er in der Vorrede zum vorigen Jahrgang gehofft hatte, daß indeß die Resultate der fruchtbaren Entdeckungs-Reise unseres berühmten Landsmanns, *Alexanders von Humboldt*, in jene Gegenden bekannter und zugänglicher werden würden, war zwar bey Erscheinung des Werkes in so weit noch nicht eingetroffen, als die angekündigten, diese merkwürdige Reise bezeugt. J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

fenden Schriften noch nicht ins Publicum gekommen waren. Allein die Leser büßen darum nichts ein, und dieser Umstand hat nur dazu gedient, im Voraus durch die That darauf aufmerksam gemacht zu werden, wie viel Aufklärungen in jeder Hinsicht man von Hn. v. Humboldt's Schriften selbst zu erwarten berechtigt seyn könnte. Denn mit achtungswürdiger Liberalität und seltener Uneigennützigkeit theilte er dem Vf. alle seine handschriftlichen und bildlichen Reichthümer in der Absicht mit, daß dadurch die Nachrichten des Taschenbuchs über das Innere von Peru und seine Producte zuverlässiger und anziehender werden möchten. Das wohl getroffene und sauber gestochene Portrait des Hn. v. Humboldt schmückt darum auch mit Recht den Titel dieses Jahrgangs. Doch, zur Sache! Den Anfang der Gemälde macht Peru. Selbst wenn ein Reisender Länder, die reichlich und vielfach von der Natur ausgesteuert sind, durchwandert ist, darf er hier seine Erwartungen für schönere, erhabener Naturscenen mit Grund befriedigt zu sehen glauben. Mexiko und Gujana, so reizend, so üppig sie sich auch darbieten, sind dennoch gleichsam nur reich geschmückte Vorhöfe eines wundervollen Tempels. Peru ist das Land der schönsten, erhabensten, aber zugleich majestätisch schrecklichsten Natur. Auch konnte nur allgemein eine solche Lage ein solches Land hervorbringen. Eine Fläche, welche theilweise gegen zehntausend Fuß über das Meer erhaben ist, von fast noch einmal so hohen Gebirgen überlaufen, dabey unter der lothrechten Sonne, was für Nüancen im Klima fühlt nicht hiebey im Voraus jeder, dem die physikalische Erdkunde nicht gänzlich fremd ist! Unwillkürlich erinnert er sich da an das Ideal des Paradieses, wodurch vormals der große Linné die mosaische Geschichte mit der Geologie auszugleichen versuchte. Mit Annuth führt uns der Vf. in's Detail der Naturmerkwürdigkeiten dieser reichen Gegenden; aber wir müßten ganze Bogen füllen, wenn wir alles das Interessante und Eigenthümliche aus der allgemeinen Schilderung sowohl, als den einzelnen Skizzirungen, auch nur mit wenigen Worten berühren wollten. Selbst alle die Gegenstände, die das Land am lebendigsten charakterisiren, und bey denen der Vf. länger als bey anderen verweilt, der Reihe nach berühren zu wollen, dürfte der Raum dieser Blätter nicht verstatten. Die allgemeinen und einzelnen Betrachtungen, die überall mit interessanten Gedanken verwebt sind, dienen ganz dazu, uns eine klare Idee von der Beschaffenheit Peru's zu gewähren; von diesen geht der Vf. zur Schilderung der Men-

schen über, die unter diesem Himmel wohnen. Das Klima äussert hier in jeder Hinsicht den sichtbarsten Einfluss. sowohl bey den Originalbewohnern, als bey den Fremden, oder den daselbst angesiedelten Spaniern und Negern. Den Kosmopoliten thut es wohl, auch in diesem vom Sitze der Cultur so weit entfernten Himmelsstriche die Menschheit immer zum Besseren fortschreiten zu sehen. Mit Recht lässt sich mit dem Vf. behaupten, dass Spanien durch die Einrichtungen in seinen amerikanischen Besitzungen die übrigen grossen Handels- und Kolonial-Nationen Europa's noch weiter hinter sich zurücklässt, als es dagegen in Europa anjetzt von den meisten derselben in der gesammten Cultur übertroffen wird. Der in Amerika geborne Spanier braucht nicht weiter nach dem Mutterlande zu seufzen, er findet da alles, was er hier suchen könnte. Peru steht auch darum in der Civilisation nicht viel hinter Spanien selbst zurück, und wenn es keine bedeutendere Fortschritte in derselben gemacht hat, so ist wohl der Hauptgrund davon in dem Umstande zu suchen, dass das Mutterland selbst in diesem Stück noch so weit zurück ist. Wäre es eine Kolonie Frankreichs, und die übrigen Einrichtungen blieben dieselben: so würde sich dieses Land bald einer schönern Blüthe der Cultur zu erfreuen haben. Rec. hält es bey der gegenwärtigen Lage der politischen Angelegenheiten Europa's auch für wahrscheinlich, dass von dieser Seite die schönen Länder Südamerika's noch einst eine bessere Zukunft zu erwarten haben werden. So wie nämlich Spanien selbst schon nichts mehr als eine Art von integrierender Theil des neuen französischen Kaiserreichs ist: so wird sich Frankreich auch wohl mit der Zeit die Vormundschaft über des Vasallen reiche Kolonialstaaten anmassen, und diese können dadurch nur gewinnen. Als Resultat der Forschungen unseres Vfs. ergibt sich, dass, je genauer man Peru seinen einzelnen Theilen nach kennen lernt, desto grössere und mannichfaltigere Naturschätze sich offenbaren, und dass in den Händen einer thätigern Nation hier bald auch die Bevölkerung sehr zunehmen müsste, die auf fast 45000 □ Meilen gegenwärtig nur eine Million stark ist.

Von Peru kommt der Vf. zur Schilderung von *Paraguay* und *Tukuman*, zweyer Länder von mehr als 40000 □ Meilen. Mit Recht nimmt er hier die Jesuiten, denen wir fast einzig und allein unsere, wenn gleich noch ziemlich unvollkommenen Kenntnisse von diesen weiten Landschaften verdanken, gegen ihre vielen Verläumder in Schutz, die ihnen alles Verdienst um die Menschheit absprechen wollen. *Paraguay* (seit 1776 zum Vice-Königr. *La Plata* gerechnet,) zeigt, so wie *Tukuman*, den Reisenden bey erstaunlicher Ausdehnung eine ausserordentliche Verschiedenheit des Bodens. In einer Richtung unermessliche Felder von 200 Meilen ohne Baum, ohne Wasser, wenn der Himmel verschlossen bleibt; in einer andern steigen hohe Gebirge empor, und ungeheure Waldungen verlieren sich ins Unendliche. Wenn man von der einen Seite mehrere Tage, wie in Arabien, in einem fortreist, ohne sich eines Tropfen Wassers er-

freuen zu können, so hat man an der anderen die stärksten Ströme zu überschiffen und die grössten Moräste und Seen zu gewältigen. Den an Bewässerung so reichen östlichen Theil dieses Länderstrichs durchflrömt besonders der, zuletzt fast einem Meere an Breite ähnliche *Rio La Plata* mit allen seinen Zweigen, dessen Lauf der Vf. umständlich verzeichnet hat. Ganz anders hingegen ist der Boden, das Klima und die Production des westlichen Theils. Hier ist die Hitze unbeschreiblich gross, keine Staude findet sich zwar bisweilen auf 100 Meilen, aber das Gras steht so hoch, dass es dem wilden Horn- und Feder-Vieh hinlänglichen Schatten gewährt. Hier ist dann der grosse Schauplatz, woselbst ganze Heerden des amerikanischen Strausses ihrer erstaunlichen Rennkraft freyen Lauf lassen, wo wilde Pferde ohne Zahl, und Heerden von 10000 Ochsen umherfchwärmen. Dieser Erdstrich gewährt zugleich einen neuen Beweis des allgemeinen Naturgesetzes für die Bevölkerung, das der Vf. in der geogr. Zoologie so meisterhaft entwickelt hat, dass nämlich die Anzahl aller lebenden Substanzen mit der Wärme des Klimas und den Graden der Feuchtigkeit in gleichem Verhältnisse stehe. Von dem eben so unermesslichen als unbekannten Pflanzen- und Thier-Reiche werden nun solche Gegenstände vom Vf. aufgehoben, die sich entweder durch ihre Sonderbarkeiten oder durch ihren Nutzen auszeichnen. Sonst ist *Paraguay* durchaus arm an Metallen, dahingegen *Tukuman* mehrere, und zum Theil reiche und edle Werke enthält. Auch hier, wie in den schönsten Theilen der nördlichen neuen Welt, macht der Vf. auf das traurige Schauspiel für die Menschheit aufmerksam. Eine kaum bestimmbare Zahl einzelner Menschenstämme ohne Obdach, ohne eigene Sicherheit, feindlich gegen einander, ja gegen die gesammte Natur, lebt oftmals mitten im Besitz der herrlichsten, so reichlich ihnen dargebotenen Gaben in tiefer Dürftigkeit; reibt sich untereinander selbst auf, und verschmähet, wie Tantalus, umringt von unerschöpflicher Fülle. Diese kleinen Nationen theilen sich selbst in *berittene* und *unberittene*, wovon die merkwürdigsten durchgegangen werden. Bey den *Abiponern*, bey denen der Vf. am umständlichsten verweilt, findet sich eine interessante Abschweifung über die Erziehung und Abhärtung dieses Volks in Vergleichung mit unseren germanischen Vorfahren und den ausgearteten Weichlingen, die sich jetzt Deutsche nennen. Nachher kommen auch Data zu einer richtigern Würdigung der Fähigkeiten der hiesigen Indianer, aus welchen erhellt, dass auch hierin die Verächter der neuen Welt diese durch zu dunkel gefärbte Gläser ansehen. Bey der Abhandlung über die hier angesiedelten Europäer sind vorzüglich die gesammelten Nachrichten über das ehemalige Reich der *Jesuiten* in diesen Gegenden bemerkenswerth. Es wird klar gezeigt, wie undankbar die spanische Regierung gegen diesen, um diese Länder hochverdienten Orden gehandelt habe. Zuletzt werden noch, so wie bey Peru, die vornehmsten Ortschaften und Städte beschrieben. Die Kupfer dieses Jahrg. geben uns, ausser Humboldt

Portrait, Abbildungen von einer, durch die Vulkane ausgeworfenen *Prennadilla* (*Pimelodus Cyclopus*), von zwey beladenen *Llamas*, von dem *Pongo* von *Manferiche* (einem der wichtigsten und beschwerlichsten Pässe, durch welchen der ungeheure *Maranon* strömt), von *Tapir*, von *Basilio Huaylas* (einem Riesen aus Peru), von einem indianischem Krieger am Amazonenfluß, vom *Zitter-Rochen* und *elektrischen Aal*, von den *Trachten der Spanier in Peru*, vom Kostüme einer *Dienstmagd in Lima*, endlich von der *Pipa* und der *gehörnten Kröte*. Die neuesten Zeitereignisse haben den Speculationsgeist Hn. *Philipps* in London zur Herausgabe zweyer Werke über Peru und *Buenos Ayres* gereizt; aber welch ein Unterschied zwischen diesen beiden englischen Compilationen und der Arbeit unseres *Zimmermann* über einen und denselben Gegenstand!

F. M.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Reise durch Deutschland, Frankreich und Holland im Jahr 1806*. Herausgegeben von P. F. Breda. Erster Band. 1807. XVI u. 642 S. 8. (Nebst einem Kupfer, das Pantheon zu Paris darstellend.) (2 Rthlr.)

Die Reise ging von Cassel über Frankfurt, Darmstadt, Heidelberg, Carlsruhe nach Straßburg, von da den gewöhnlichen Weg, den die Diligencen nehmen, über Lüneville, Nancy, Toul, Ligny, Barfürenain, Chalons an der Marne, Epemay nach Paris. Der zweyte Band sollte die Rückreise über Brüssel, Antwerpen, durch Holland über Rotterdam, den Haag, Leiden, Harlem, Amsterdam, Utrecht und von da über Münster und Paderborn durch Westphalen, enthalten. Aber leider erlebte der talentvolle Vf. kaum die Vollendung dieses ersten Bandes. Zu früh für die Wissenschaften ward er in der schönsten Blüthe seiner Jahre vom Schicksal zu einem besseren Leben berufen. Die Reise, die wir hier beschreiben vor uns haben, ist schon oft gemacht und geschildert worden; aber jeder hat seine eigene individuelle Ansicht und das Wort eines Mannes von Kopf, Herz und Kenntnissen wird immer mit Theilnahme und Vergnügen angehört werden. Wir glauben darum auch, daß gegenwärtige Skizze, wenn sie gleich manches Bekannte enthält, dennoch einer

großen Menge von Lesern eine angenehm unterhaltende und genussreiche Lectüre gewähren dürfte. Der Vf. bestimmte diese Blätter für das große Lesepublicum, darum sah er wahrscheinlich besonders auf Varietät und lebendige, mitunter auch pikante Darstellung; sonst würde er gewiß manches weglassen, manches ernster behandelt haben. Hin und wieder hat er ein freyes, kühnes Wort mit einfließen lassen, und überall zeigt sich in seinen Betrachtungen ein Gemüth, das nach Wahrheit, Aufklärung und vorurtheilsfreyer Denkart strebt. Am ausführlichsten verweilt unser Vf. bey Paris, dem eigentlichen Zwecke der ganzen Reise, und Rec., der sich gerade in dem nämlichen Zeitpunkt in der großen französischen Hauptstadt befand, muß gestehen, daß er wenig in diesen mit Reflexionen durchwebten Schilderungen gefunden hat, womit er nicht übereinstimmte. Sehr wahr und treffend ist insonderheit, was hin und wieder über den Nationalcharakter der Franzosen und besonders der Pariser, über die großen, stets noch sich vermehrenden Verdienste Napoleons um das Reich und die Hauptstadt, über die ächt kriegerische Tendenz, die Alles in dem neuen Kaiserreiche angenommen hat, und worauf alle Einrichtungen desselben abzielen, gesagt wird. Des Vfs. Absicht scheint übrigens nicht gewesen zu seyn, tief in diesen oder jenen Gegenstand einzudringen; sondern er begnügt sich, nach Art der meisten belletristischen neueren Schriftsteller, die Reisetaffaden liefern, und der größeren Lesewelt gefallen wollen, flüchtig von einem zum anderen zu springen, und in der bunten Gallerie von Gemälden und Scenen, die sich seiner Aufmerksamkeit darbieten, hauptsächlich solche zu seinen Schilderungen auszuwählen, die die Einbildungskraft lebhaft reizen und zu interessanten Vergleichen Stoff geben. Das Ganze trägt darum auch das Gepräge eines nach vollendeter Wanderung mit größerer Sorgfalt ausgearbeiteten Reise-Journals, in welchem sich die auffallendsten, und, nach des Reisenden Beurtheilung, merkwürdigsten Gegenstände, auf die er zu stoffen Gelegenheit hatte, vorgezeichnet fanden. Vielleicht beschenkt uns einer von des Vfs. Freunden mit einem zweyten Bande aus dessen hinterlassenen Papieren.

M — d.

KLEINE SCHRIFTEN.

STATISTIK. Nürnberg und Leipzig, b. Campe: *Statistische Darstellung der k. bayerischen Staaten* von D. Fr. D. M. Hoeck, k. bayerischem Justizrath und Policydirector in Schwabach. 1807. 6. S. 4. (10 Gr.). Eine gedrängte Darstellung statistischer Notizen vom Königreiche Bayern dürfte wohl, meint der Vf., in Abticht deren Nützlichkeit keine Schutazrede, vielmehr aber die, daß derselbe solche vor vollendeten Arrondissements und Organisationen zu Tage gefördert habe. Auf den letzten Vorwurf antwortet derselbe, daß, wenn man dergleichen Veränderungen abwarten wolle, man nie ein statistisches Werk herausgeben dürfte und daß, wenn beträchtliche Veränderungen folgen sollten, solche in einem Nachtrage bekannt gemacht werden würden. Zu diesem würden ihm Ergänzungen und Berichtigungen von sachkundigen Männern eben so erwünscht seyn, als er gegen den Tadel der Nichtkenner gleichgültig seyn werde. Wir stimmen mit dem Vf. in Ansehung jenes Vorwurfs über-

ein: nur können den Wunsch nicht bergen, daß nicht jeder elende Compilerogleich, wie ein Reich eine Veränderung erleidet, das, was man bisher schon wußte, neuerdings zusammentrage, besonders wenn große Veränderungen im Inneren und Auseren so nah bevorstehen. Ob der Vf. zu dieser Classe von Compilatoren gehöre, mag die Zergliederung seiner Schrift lehren.

Zuerst werden im §. 1 die Quellen angeführt, aus welchen der Vf. geschöpft haben will. Hier muß allerdings befremden, unter den allgemeinen Quellen für die Monarchie das bekanntlich elende, statistikern wie Geographen ganz unbrauchbare Lexikon von Bayern, welches in Ulm herauskam, und nur sehr selten statistische Data giebt, genannt zu finden. Das nämliche gilt von den Quellen für die fränkischen Provinzen, wo *Brudschus* und für die schwabischen, wo *Höders* Lexikon angeführt ist. Beide sind zwar besser ausgearbeitet als das erstere, aber wem wird wohl einfallen, sie Quellen zu nennen? Dagegen fehlen

mehrere, worunter wir nur den münchener Adress-Kalender nennen wollen, der verschiedene statistische Data enthält, auch vom Vf., ohne ihn zu nennen, benutzt worden ist. Gewiß stand dieser hier besser an seinem Platze, als das neuburger Taschenbuch. Bey einer Monarchie, die in unseren Tagen entstand, war es Pflicht des Statistikers, wenigstens kurz zu zeigen, wie der Staat das wurde, was er ist. Aber hievon findet man hier kein Wort. Vermuthlich war es dem Vf. schwerer, ein solches Gemälde zu zeichnen, wie z. B. Haffel von Oesterreich geliefert hat. Es war leichter, längst bekannte, überall zu findende Zahlen in die gezogenen Lihnen einzutragen, besonders wenn man nicht einmal sich die Mühe giebt, die Varianten, deren so viele, oder die Quellen, aus welchen die angeetzten genommen sind, anzugeben. Der Vf. giebt nämlich in Tabellenform, Gröfse, Wohnungen und Volkszahl (S. 2) und die Producte aus dem Thier- Pflanzen- und Mineralreiche an, und zwar: 1) Bayern, 2) Oberpfalz, 3) Neuburg, 4) schwäbische Länder, 5) Tyrol, 6) Vorarlberg, 7) Bamberg, 8) Ansbach nebst Zugehör, 9) Stadt Nürnberg sammt Gebiet, 10) Souverainitäts-Lande. Warum der Vf. hier Vorarlberg allein setzt, da es doch zur schwäbischen Provinz gehört, wie er selbst es unten S. 19. darunter anführt, ist nicht abzusehen; dagegen hätten die Souverainitäts-Lande bey jenen Provinzen angeführt werden sollen, deren Landest-Collegien sie unterworfen worden sind. Der Vf. bringt für den ganzen Staat 1595 Quadrat-Meilen, 182 Städte, 315 Märkte, 18126 Dörfer und 3.141636 Seelen heraus. Aber die Varianten sowohl als die Quellen dieses Ansatzes sucht man vergeblich, und nicht einmal das Jahr, für welches diese Zahlen gelten sollen, ist angeetzt. Die Zahl der Feuerstellen wird nur bey 4 Provinzen, die des männlichen und weiblichen Geschlechts nur bey 2 angegeben. Wer kann nun mit dem Vf. über die angeetzten Zahlen rechnen? Immer wird derselbe seine Kenntnisse vorschützen; jeder, der ihn zurecht weisen will, wird ein Nichtkenner heißen. Das nämliche gilt von der Tabelle über die Producte, doch sind hier bey mehreren Provinzen wenigstens die Jahre, wenn auch zum Theil ziemlich alte angegeben. Bey mehreren Provinzen findet man nur eine generelle Schätzung, ohne zu lesen, worauf sie sich gründe. Unter der Rubrik: *Andere Thiere*, führt der Vf. bey Tyrol den Seidenwurm, bey Ulm Schnecken, bey Bamberg Fische, unter der Aufschrift: *Andere Producte*, bey Bayern Rübsaamen, bey Bamberg Gemüß, Obst, Süßholz, bey Schweinfurt und Nürnberg Gemüß, bey Tyrol Mais an. Scheffel, Malter, Metzen, Centner kommen durch einander vor. Der Leser mag die Gröfse des Inhalts in anderen Schriften suchen. Die Tabelle über den Kunstfleiß ist äußerst dürftig und schwankend, und hier die Nichtangabe der Quellen um so unverzeihlicher, als in der letzten Rubrik das Publicum so viel leeren Raum bezahlen muß. Von den Seidenmanufakturen in Tyrol findet man zwar das Rubrum, aber keine specielle Angabe, keine Hinweisung auf bekannte Werke. Die Tabelle vom Handel hat bunt durch einander laufende Zahlen für Exporten und Importen, manchmal nach Stücken oder Zentnern, manchmal nach Geld, nie und da keins von beiden, z. B. bey Ulm Schnecken, Seide bey Tyrol. Vermuthlich vergaß hier der Vf. sein Motto auf dem Titelblatt: denn was man aus solchen bunten Tabellen lernen solle, wissen wir wahrlich nicht. An eine Übersicht des Handels im Ganzen ist nicht zu denken. Das ist etwas mehr als Compilation. In §. 6 stellt der Vf. das Finanzwesen vor. Zuerst individuelle Angabe aller Kameral- und landschaftlichen Gefälle aus Bayern und der Oberpfalz. Sie steigen bey jenen auf 4.510229 Gulden, bey letzteren auf 35333 fl. 37 kr. Sehr genau! nur daß uns der Herausgeber nicht sagt, von welchem Jahre dieser Ansatz gilt, und wer sein Gewährsmann ist. Für die übrigen Provinzen stehen nur runde Summen da. Die wahrscheinliche Summe aller Einkünfte wird auf 17 Millionen Gulden angeetzt, wobey, wir wissen nicht obabsichtlich, alle Souverainitäts-Lande, Ansbach und schwäbisch Oesterreich nicht angeetzt sind, obwohl des preßburger Friedens gedacht wird, und die Einkünfte von Nürnberg, Augsburg, Tyrol, Trient und Brixen angeetzt sind. Aber so genau nimmt es der Vf. überhaupt nicht. Denn bey den Ausgaben wird wohl der Hofhaltung von 1802 mit

1.650000 Gulden erwähnt, auch gesagt, daß 1803 das Militär von 21500 Mann 3.400000 Gulden gekostet habe, und endlich 24 Rubriken von Regierungs-Ausgaben mit runden Zahlen angeführt. Aber der Vf. bemerkt mit keiner Sylbe, ob dieses gesammte Regierungs-Ausgaben sind, ob bloß für das Herzogthum Bayern, oder für alle oder mehrere Provinzen. Das Jahr ist nicht genannt, keine Quelle angeführt, nicht einmal die Summe zusammen gezogen. Wozu sollen also diese Zahlen dienen? Auf die generelle Darstellung folgt die specielle, und zwar I) Herzogthum Bayern nach den beiden Regierungs-Bezirken und Landgerichten, II) Oberpfalz und Sulzbach, III) Neuburg, IV) schwäbische, V) fränkische Provinzen, VI) Souverainitäts-Lande. Von allen (einige Lücken ausgenommen) werden angegeben: Gröfse, Städte, Märkte, Dörfer, Feuerstellen, Einwohner, Producte, Kunstfleiß; aber alles wieder in der Manier des Vfs., das heißt, ohne Quellen, ohne Varianten, bey Producten bloß die Namen, z. B. bey Ulm: Schnecken, Hopfen; bey Söflingen Kreide; bey Füssen Gyps; Unter Kunstfleiß findet man doch noch einige Zahlen. Angehängt ist ein alphabetisches Verzeichniß nebst Häuser- und Einwohner-Zahl *jämmtlicher*, in den k. bayerischen Staaten befindlichen Städte, ohne Angabe des Jahres, manchmal in runden Zahlen nach Schätzungen, manchmal nach Zahlungen. Dieses Verzeichniß giebt einen Beweis von der Genauigkeit des Vfs. Oben werden in *jämmtlichen* bayerischen Staaten 182 Städte angegeben, und nun, wo sie namentlich angeführt werden, findet man nur 164, und doch lautet die Überschrift: *jämmtliche Städte*. Welche Zahl ist nun die richtige? Solche Widersprüche erfolgen, wenn bloß die Jünger, nicht der Kopf beschäftigt werden. Von den Grundgesetzen des Staats, von seiner Verfassung, von den Behörden in allen Zweigen der Verwaltung, vom Militär, von der Religion und so vielen andern, in eine statistische Darstellung eines Landes gehörenden Dingen sagt der Vf. auch nicht ein Wort. Das Publicum weiß nun aus unserem Auszuge, was es in diesen Tabellen findet. Wir überlassen ihm das Urtheil über diese Compilation. S. i.

Fürth, b. Korn: *Adress-Buch der königlich bayerischen Stadt Fürth, oder vollständige Übersicht über die Häuserzahl mit den Namen der Eigenthümer, der Straßen, Gassen, Plätze und Gegenden der Stadt; der königl. und städtischen Officanten-Stellen, der Rechtsgelahrten, der Handlungen, der Guthöfe, Apotheken und Künstler; und einem summarischen Verzeichniß der Fabrikanten, zünftigen Professionisten, concessionirten und freyen Gewerbe, der Volkszahl, und einem Anhang über den Abgang der Bothen*. Verfaßt von F. G. E. 1807. 64 S. 8. (6 Gr.) — Den Inhalt dieses Adress-Buchs erlieht man aus dem Titel, und die Nutzbarkeit desselben aus dem Inhalte. Es wird besonders Auswärtigen, die in dieser Stadt Geschäfte machen, angenehm seyn. Wir heben Einiges zur näheren Kenntniß dieser wichtigen Stadt aus. — Die Gesamtzahl der Haupthäuser zu Fürth, ohne die nicht numerirten Kirchen- und Schul-Gebäude, ist 570; außerdem zählt die Stadt aber noch 609 Hof- Hinter- und Neben-Gebäude. Beym Schluß des Jahres 1806 befanden sich daselbst 3172 Familien und 12705 Seelen, worunter 2673 jüdische Einwohner mit begriffen sind. Das weibliche Geschlecht ist dem männlichen um mehr als 1000 Köpfe überlegen. Gastwirthschaften werden 33, Weinschenke aber 10 angegeben. Von Künstlern, Fabrikanten u. s. führt dies Adress-Buch unter andern auf: 21 Bildhauer, 5 Brillenfabrikanten, 16 Spiegelfabrikanten, 15 Glaschleifer, 15 Vergolder, 41 Bäcker, 113 Drechsler, 20 Goldarbeiter, 43 Goldschläger, 40 Gürtler, 155 Schreiner, 36 Uhrmacher, 69 Bierwirthschaften, 40 Brautweimbrenner, 239 Tagelöhner u. s. Sonderbar sind die Benennungen einiger Gassen und Höfe, z. B. Hofmannsveitenhof, Hölleplettengäßlein, Obermühlhofweg, Stöffentritzenhof. Überhaupt scheint man hier lange Zusammensetzungen zu lieben. Bey der Policey-Direction sind angestellt 13 Personen, bey dem Stadtgericht 15, und bey der Judenschaft 39. Das Kammeramt beschäftigt 9 Personen, und der Verwaltungsrath gleichfalls 9. Der Vf. schreibt immer *Chyrurg*: es muß Chyrurg heißen. — cf. —

NEUE AUFLAGEN.

Leipzig, b. Bruder: *Kurze Anweisung wie man sich ohne Beyhülfe eines Arztes vom Tripper befreien und vor der Ansteckung*

durch den Beyschlafhüten kann. Nebst einigen Recepten gegen das Unvermögen im Beyschlaf. Neue Aufl. 1807. 64 S. 8. (6 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 25 N O V E M B E R, 1807.

T H E O L O G I E.

LEIPZIG, b. Kummer: *Das Christenthum ist Religionsanstalt.* Ein Wort für unsere Zeiten, von Joh. Nikl. Friedr. Brauer, großherzoglich badischem Geheimenrath. 1807. XVI u. 224 S. 8. (20 Gr.).

Der wesentliche Inhalt dieser Abhandlung ist nach S. 217 folgender: „Christus wollte eine übersinnliche Reichsanstalt, keine irdische Unterrichtsanstalt begründen; dieses beweiset der Ausdruck sowie der Sinn und Zusammenhang seiner Reden. Sobald seine Anstalt aus diesem Gesichtspunct verrückt wird, so verliert sie nicht allein ihre Zweckmäßigkeit, sondern selbst ihre moralische Würde; und wir müssen sie daher entweder ganz bey Seite legen, oder für das nehmen, wofür er sie gab. — Christus konnte aber auch eine solche Anstalt erkennen und gründen, weil Er nach allen früheren Begünstigungen seiner hoch hervorragenden Weisheit auch die genoss, wieder zurückzukehren aus dem Lande der Gräber und folglich aus eigener Erfahrung vor (von) dem Zusammenhang der übersinnlichen Welt mit der sinnlichen zu reden; Er wollte auch gewiss nichts anders als reine und sicher erkannte Wahrheit auf seine Jünger und durch diese auf uns verpflanzen; es ist dabey in allen Angaben über die Natur und Verfassung seines Reichs, über die darin wirkenden Kräfte, und den Zweck ihrer Verbindung nichts enthalten, was mit unseren übrigen Erfahrungen, die wir aus der bloßen Ansicht der sinnlichen Welt um uns und der geistigen in uns schöpfen, in einem Widerspruch stünde, und was nicht vielmehr durchaus nach Ähnlichkeitsgesetzen harmonisch an sie sich anschlüsse; ja, es ist jene Ansicht des Christenthums allein vermögend, über mehrere Erfahrungen und Wahrnehmungen uns solche Aufschlüsse zu geben, wobey jene in einer zusammenhängenden Reihe von Ursachen und Wirkungen ihre höhere Stätte finden, und wobey sich mithin unsere Vernunft zu einer Einheit der Über-
sicht der Weltbegebenheiten erheben könne, ohne nach neuer Sitte die Begebenheiten — aus einem selbstgewählten Gesichtspunct unzumodeln, und dadurch jenem Schuster zu gleichen, der, damit sein zerstückelter Schuh getragen werden könne, seinen Kunden zumuthete, sich die Füße abhobeln zu lassen; und — was nun aus allem dem von selbst sich ergibt, wir müssen das Christenthum für das, wofür es Jesus gab, auch wirklich annehmen, sobald
S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

wir ihm auch nur so viel Achtungswürdigkeit und Glauben schenken wollen, als wir jeder anderen minder wichtigen und minder beglaubigten Geschichte der entfernten Vorwelt oder entlegenen Mitwelt zugeben, so bald wir also unser Wissen und Glauben in diesem Punct nicht mit all (em) unserem übrigen Wissen und Glauben in Widerspruch setzen, nicht uns selbst unvernünftig behandeln, und nicht zu Schanden werden wollen am Tage seiner Zukunft. Röm. 9, 33, wenn die Reiche der Welt unseres Herrn und seines Gesalbten werden, daß er regiere von Ewigkeit zu Ewigkeit. Off. Joh. 11, 15.“ —

Wenn Rec. es sich gleich bewußt ist, nicht einer aus Jenen zu seyn, die der Vf. S. VII der Vorrede schildert, auch keiner von den das Gift verzuckern- den heutigen Aufklärern (S. 7): so muß er doch aufrichtig bekennen, daß ihn der Vf. nicht von dem überzeugt hat, was er nach dem vorstehenden Inhalt dieser Abhandlung unumstößlich erwiesen zu haben glaubt. Davon aber die Gründe anzugeben, würde die Grenzen einer Recension weit übersteigen, und ihr überhaupt ein ganz polemisches Ansehen geben, wenn es anders gar von Nutzen seyn könnte. Rec. muß sich also bloß mit einigen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

So viel sich Rec. aus dem ganzen Inhalte des Buchs, das er mit Aufmerksamkeit durchgelesen hat, abstrahiren kann, liegt der Grund der abweichenden Meinung des Vfs., das *πρωτον ψευδος*, wenn man es so nennen darf, in der gar zu einseitigen und engherzigen Bedeutung von *Lehranstalt*, welcher *Reichsanstalt* entgegengesetzt wird. Das Christenthum lehrt nicht, sondern es gebietet; Christus ist nicht *Lehrer*, Stifter einer gewissen Schule, sondern *Herr* und *Gesetzgeber*. Hätte der Vf. diese Begriffe nicht so grell gegen einander übergestellt, sondern sie mit einander zu verbinden gesucht; hätte er das Christenthum als eine *Anstalt der Sittlichkeit*, oder auch, denn in *verbis simus faciles*, als ein *sittliches Reich* betrachtet, wo das, was christlich, recht und gut und Pflicht ist, nicht bloß gelehrt, sondern auch geboten wird: so hätte er sich, nach Rec. Bedünken, den größten Theil seines Buchs ersparen können. Denn Keiner von denen, welche der Vf. als seine Gegner ansieht, und welche er zu widerlegen sucht, wird es leugnen wollen, daß eine *sittliche Lehr- oder Reichs-Anstalt* auch eine *gesetzgebende* sey; und schwerlich wird der Vf. auf der anderen Seite behaupten wollen, daß der Gesetzgebungsact Jesu Christi für uns verpflichtend seyn würde, wenn die von ihm gegebenen Ge-

setze nicht zugleich sittliche Gesetze wären. Allein der Gegensinn, fast könnte man es Hafs nennen, den der Vf. gegen den Gedanken, das Christenthum sey eine bloße Lehranstalt, hat, macht ihn wirklich ungerecht gegen alle damit in Verbindung stehenden Vorstellungen, und bringt ihn zu Behauptungen, die schwerlich eine ruhige und unbefangene Prüfung aushalten, und um so weniger aushalten können, da sie meistens nur auf den Wortsinne der lutherschen Übersetzung gebaut sind. Von mehreren, die Rec. sich ausgezeichnet hat, stehe hier nur Eine; die S. 144 vorkommt: „Da alles, was von den Geschäften der Engel uns erzählt wird, auf Menschenschicksale und Erdereignisse sich bezieht, was hindert es, anzunehmen, sie seyen Geister mit ätherischen Organen umkleidet, die unseren Luftkreis bewohnen, und denen dieser eben so zum Wirkungskreise angewiesen sey, wie dem irdisch organisirten Menschen die Erdoberfläche zu seiner Residenz und zum Gegenstand seiner Geschäftigkeit übergeben ist, und daß folglich ihr Wirken in ihrer Sphäre und das unsrige in der unsern, vermöge der Wechselwirkung, in welcher die Erde zum Luftkreis, der sie umgiebt, und dieser hinwieder zu ihr steht, ein zusammenhängendes Ganzes, das *Geisterreich des Erdbplaneten*, ausmache.“ Rec. fühlt sich durch *Vieles* gehindert, dies anzunehmen.

Da der Vf. die Reichsgewalt Jesu so hoch aufsetzt, daß selbst rein sittliche Gesetze nur durch den Gesetzgebungsact Jesu erst functionirt werden: so war es Rec. auffallend und unerwartet, S. 220 die Aufsehung zu finden: „Ich kann daher auch die Gottheit Christi im strengen Sinne nicht für ein Schibboleth halten, nicht für ein Lösungswort, wodurch Christ und Unchrist, oder gar Christ und Antichrist zu unterscheiden sey, und das also jeder christlichen Erkenntniß vom Himmelreich schon gleich anfangs nothwendig zum Grunde liegen müsse: vielmehr würde ich es für sehr unweise angesehen haben, von diesem Satz, den so viele unseres Zeitalters nicht tragen können, auszugehen, und damit jene wichtigere Einsicht in seine Reichswürde allen jenen unzugänglich zu machen, die nicht voraus zu jenem Satz sich bekannt haben würden.“ — Wenn nun aber der Vf. in diesem Punkte, von dessen Wahrheit er an seinem Theile eben so lebhaft durchdrungen ist, als von der Wahrheit der Reichsgewalt Christi, so billig ist: warum ist er denn so unerbittlich streng gegen diejenigen, die in diesem letzten Satze nicht mit ihm einerley Meinung sind, d. h. die — weit entfernt die Verpflichtung der Christen zu läugnen, Jesum als Herrn anzuerkennen und zu verehren, und die von ihm unmittelbar oder durch seine Apostel gegebenen Vorschriften für ein bindendes Gesetz zu achten, — in den aufgeführten und als Beweis gelten sollenden Bibelstellen das nicht finden, was der Vf. darin findet, weil sie diese Stellen nicht in dem Wortsinne der Übersetzung, sondern nach den Regeln einer historisch-grammatischen Interpretation erklären? Darüber ist doch kein Gesetz gegeben, daß die Bibel nach den Worten einer Übersetzung erklärt werden soll? —

Überhaupt sey es bey dieser Gelegenheit gesagt, daß es, nach Rec. inniger Überzeugung, höchst unchristlich sey, *unbestimmt* und ohne *namentliche Anführung* auf heutige Aufklärer, auf Lehrer der evangelischen Kirche, die von dem rechten Glauben abweichen, zu schimpfen, ihre Ehrlichkeit in Zweifel zu ziehen, ihnen böse Absichten beyzulegen u. s. w. Glaubt man sich in seinem Gewissen verpflichtet, vor solchen Lehrern und ihrem Gifte zu warnen, nun, so nenne man sie, wenn man sie kennt, oder nenne wenigstens die Schriften, worin das enthalten ist, was man für so abscheulich ansieht, damit ein Jeder sie kennen lerne und sich vor ihnen in Acht nehme; oder auch, damit die Angegriffenen sich vertheidigen, und es vielleicht zeigen können, daß man sie nur mißverstanden habe. Durch die unbestimmt hingeworfenen Insinuationen wird, wie Rec. aus mehreren Beyspielen weiß, die Wirksamkeit manches redlichen Lehrers, der es mit dem Christenthum treu meint, untergraben und geschwächt, indem es unter seinen Zuhörern immer den einen oder den anderen geben wird, dem er in diesem oder jenem Stücke nicht rechtglaubig genug ist, und der ihn nun ohne Barmherzigkeit mit den ärgsten Feinden des Christenthums in eine Classe setzt. Das aber zu veranlassen, da man es hemmen konnte, ist die höchste Ungerechtigkeit. —

Zum Schluß macht Rec. künftige Erklärer des N. T. noch auf eine neue Ansicht des Verhörs Jesu vor Pilatus aufmerksam, die sich in der vorliegenden Schrift S. 44 ff. findet.

Eop.

GLOGAU, b. Günter: *Vertraute Briefe über die Bibel*, geschrieben an einen Wahrheitsfreund von M. Gottlob Ehrlich. P. 1802. VI u. 426 S. 2 Th. 1807. VI u. 316 S. 8. (2 Thlr. 8 Gr.)

Es giebt eine Philosophie über Religion, die sich den ehrwürdigen Namen Kritik anmaßt, und die glückliche Mitte zwischen Aberglauben und Schwärmerey zu treffen meint, die aber eben so wenig mit der wahren Kritik zu schaffen hat, als sie den wahren Glauben und die Ehrfurcht vor dem Heiligen kennt, indem sie nichts als ein unselbiges Schwanken zwischen Glauben und Unglauben bezeichnet; eine Erschelung, die wir, wie so vieles andere Schlechte, dem gepriesenen achtzehnten Jahrhunderte zu verdanken haben. Es giebt eine Exegese und Ansicht der Bibel, die ebenfalls kritisch (und überdies noch pragmatisch, psychologisch und wer weiß, was noch alles) seyn soll, die eben so ungläubig als maßig und behutsam ist, die es weder mit den Zweiflern und Spöttern, noch mit den etwas Gläubigern verderben und der Ehre und Autorität der Bibel nichts vergeben will, deren Maxime daher ist, das Schickliche, Unanstoßige und Nützliche aufzustellen. Dieser unphilosophische, unhistorische Geist hat, wie so vieles unnütze Geschreibsel, auch vorliegende Schrift hervorgebracht. Da sein Charakter die Mittelmäßigkeit ist, und er überall das Mittelmäßige sucht und sich eignet: so sind seine Producte, auch gewöhnlich mit

teilmäßig, zu schlecht für das Lob, und zu gut für den Tadel, und erregen zwar nicht Achtung, aber doch eine gewisse Schonung und Barmherzigkeit des Kritikers.

Rec. könnte sich füglich der Mühe überheben, diese Schrift zu charakterisiren. Die Denk- und Vorstellungsart des Vfs. ist so bekannt und gemein, daß man ja nur in die erste beste protestantische Kirche, ja nur in eine Dorfschule zu gehen braucht, um von ihr eingeweiht zu werden. Indessen fodert es die Gerechtigkeit, einige Belege und Proben zu geben. Der Vf. richtet seine Briefe an einen Nichttheologen, einen Achtzehnjährhundertler, der nicht viel mit dem Glauben zu thun haben will, und daher nicht sonderlich gut von der Bibel denkt, aber doch gutmüthig genug ist, um sich bekehren zu lassen. Das Bekehrungsgeschäft geht zur Freude und zum Lobe des Vfs. gut von Statten. Die Ansicht von der Offenbarung der Bibel, welche der Vf. zum Grunde legt, wird sogleich seinen Standpunct bestimmen, wenn nämlich bey gänzlicher Schwankung vom Standpunct die Rede seyn kann. Er sucht zuvörderst Gründe aufzustellen, aus welchen die Bibel, abgesehen von dem Glauben an eine göttliche Eingebung, Achtung und Ehrfurcht verdiene, (damit wenn dieser Glaube nicht Stand halten sollte vor der Fackel der Kritik, die Bibel doch nichts verlöre, und Religion und Menschheit nicht zu Schaden komme). Als Unterrichts- und Bildungs-Mittel für das Menschengeschlecht sey sie als ein vorzügliches Werkzeug der Vorführung zu betrachten, das vielleicht nicht ohne besondere Einwirkung derselben entstanden sey. (Also die Wichtigkeit des Erfolgs einer Begebenheit setzt eine besondere Einwirkung Gottes? Ist das minder wichtige weniger von Gott herzuleiten, und ist von Gott nicht alles wichtig?) Die Frage selbst nun, ob die Bibel ein Werk göttlicher Eingebung sey, ungeht der Vf., indem er darzuthun sucht, daß man die Möglichkeit der Eingebung eben so wenig bejahen als verneinen könne; man könne daran glauben, nur sey dieser Glaube nicht nothwendig zur wahren Werthschätzung der Bibel. (Über die Möglichkeit der Eingebung kann vom religiösen Standpunct aus gar nicht die Frage seyn, sondern nur über den Werth oder Unwerth des Glaubens an dieselbe. Dieser Glaube aber ist religiös nothwendig, da ohne ihn keine Religion gedacht werden kann, und er ist sogar historisch anzunehmen, da er in der Bibel selbst liegt, und sie als Eingebung angesehen worden ist.) Von der Exeese des Vfs. mag Folgendes zeugen, wie er über die Schöpfungsgeschichte und den Sündenfall denkt. Ihm ist Mose der Verfasser. Seiner Meinung nach war anfanglich alles von Gott gut erschaffen. Dagegen aber stieg ihm der Zweifel auf, wie das Böse in die Welt und in die Menschen gekommen sey? Und er löste ihn so, daß dasselbe von aussen her, nicht aus der inneren ursprünglichen Natur des Menschen, gekommen sey. Dies scheint dem Vf. die Geschichte vom Sündenfalle zu lehren, die er als eine *Allegorie* betrachtet. — Der Vf. ist mit den neueren Untersu-

chungen über die Bibel, nur nicht mit den neuesten bekannt, und hat sich daraus zu seinem Hausbedarf etwas zusammengesetzt, womit er nur das Publicum verschonen sollte. Übrigens wenn wir nicht die ganze Denkart des Vfs. verwerfen müßten, könnten wir manches Gute von ihm sagen.

e — e.

- 1) INGOLSTADT, b. Attenkover: *Mauri Schenkl, Benedictini Priflingensis etc. Institutiones theologiae pastoralis*. 1802. 644 S. 8. (1 Thlr. 18 Gr.)
- 2) WÜRZBURG, b. Stahel: *Alexander Gerard's, weil. Dr. und Prof. der Theol. an der Universität und dem königl. Collegium zu Aberdeen etc. Vorlesungen über die Führung des Pastoralamtes*. Aus dem Englischen übersetzt von Michael Feder, der Philos. und Theol. Dr. Prof. und Bibliothekar zu Würzburg etc. 1803. 508 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.)

Seit der, um die katholische Theologie so sehr verdiente, Abt Rautenstrauch, im J. 1778, seinen tabellarischen Grundriss der in deutscher Sprache vorzutragenden Pastoraltheologie herausgegeben hat, beiferten sich mehrere katholische Theologen, brauchbare Pastoralanweisungen für ihre Kirche zu liefern, namentlich: Conrad, Forster, Gollowitz, Gistschütz, Horvath, Köhler, Lauber, Pittrof, Sailer, Schramm, Schwarzels. Unter diesen Gelehrten hat Hr. S. durch seine Arbeit eine ehrenvolle Stelle sich erworben, wenn er gleich die Grenzen der eigentlichen Pastorallehre, wie seine Vorgänger, nicht genau bestimmt, und die Katechetik, Homiletik und Liturgik als Theile derselben aufgeführt hat.

Nach einer zweckmäßigen Einleitung, in welcher die Eigenschaften eines würdigen Pfarrers angegeben, und die gesetzlichen Wege zur Erlangung des Pfarramts vorgezeichnet werden, handelt der Vf. von der *Lehrpflicht*, und zwar zuerst von der *Katechetik*. Die Regeln, welche er dem Katecheten vorschreibt, sind gut; desto schlechter die Beyspiele, die er aus Schwarzels praktischem Religionsunterrichte anführt. Von der *sokratischen Methode* hat er zu wenig gesagt, und *Vierthalers Geist der Sokratik* nicht genützt. Die *Homiletik* hat der Vf. größtentheils nach Balrdt, Niemeyer und Pittroff behandelt; *Ammons*, *Rullmanns* und *Schmidts* Anleitungen zur Kanzelberedsamkeit hat Rec. weder verglichen, noch angeführt gefunden. Für angehende Theologen hätte der Vf. besser gesorget, wenn er die Literatur der theoretischen und praktischen Homiletik eingeschaltet, und nicht nur die zweckmäßigsten Anleitungen zur geistlichen Beredsamkeit, sondern auch die brauchbarsten Sammlungen von Homilien und Predigten, welche die katholische und protestantische Kirche aufzuweisen hat, genannt hätte. Die Regeln, welche der Vf. für den *Privatunterricht* dem Seelforger vorschreibt, sind vortrefflich, und zeugen eben sowohl von seinen gelauterten Grundsätzen, als von seiner Klugheit und Bescheidenheit. Zum Beyspiel kann

dienen, was er S. 210 von den teuflischen Besitzungen, welche der katholische Kirchenglaube als wirklich voraussetzt, geschrieben hat. Eben so verdient bemerkt zu werden, was er über die unselige *Prose-lytenmacherey* mancher kurzsichtiger Religionslehrer S. 212 sagt. — Statt des Buchs: *Galura, die heilige Schrift in der Hand des Kranken* etc., worin von den Waffen wider die Anfälle des Teufels, und wider den Unglauben declamirt wird, würde Rec. S. 286 den angehenden Seelsorgern andere Schriften in diesem Fache, von *Sailer, Harscher, Braun, Strauch, Reichenberger, Arndts* u. s. w. empfohlen haben. S. 310 wird zwar wohl bemerkt, daß der Pfarrer keinen Todten, vor Verlauf der durch Policeygesetze bestimmten Zeit, begraben lassen dürfe; noch besser aber würde der Vf. gethan haben, wenn er für Landpfarrer die Kennzeichen, an denen man den Scheintodten vom Wirklichodten unterscheiden kann, angegeben hätte.

Daß eine *Pastorallehre* für deutsche Pfarrer auch in deutscher Sprache geschrieben werden sollte, darf Rec. kaum erinnern, weil es der Vf. in der Vorrede selbst zugiebt. Er wählte dessen ungeachtet die lateinische Sprache, weil seine Pastorallehre der vierte Theil seiner in Latein geschriebenen Ethik seyn sollte, und weil er glaubte, im Lateinischen sich kürzer ausdrücken zu können. Allein warum giebt denn der Vf. die Beyspiele in der *Katechetik, Homiletik* u. s. w. fast immer in deutscher Sprache? Würde er nicht den jungen Theologen seiner Kirche einen besseren Dienst geleistet haben, wenn er seine Moralthologie ebenfalls in deutscher Sprache geschrieben hätte, worin mehrere katholische Theologen, z. B. *Danzer, Fabiani, Lauber, Mutschelle, Reyberger, Schwarzhuber, Wanker*, u. s. w. mit rühmlichem Beyspiele vorgegangen sind?

Die Urschrift von No. 2. ist, nach dem Tode ihres Vfs., von seinem Sohne und Nachfolger im Lehramte, *Gilbert Gerard*, zu London im J. 1799 herausgegeben, in Deutschland aber wenig genutzt worden. Die Ursache hievon liegt wohl in der Menge guter und zum Theile vortrefflicher Arbeiten, welche sowohl katholischer als protestantischer Seits deutsche Gelehrte in diesem Fache geliefert haben. Hr. Dr. *Feder* glaubte indessen bey katholischen Candidaten des Predigtamtes durch die Übersetzung dieses Werks Nutzen zu stiften, und wollte sie, laut der Vorrede, überzeugen, daß die protestantischen Lehrer der englischen Kirche an künftige und wirkliche Pastoren keine geringere Forderungen thun, als von katholischen Lehrern an sie gethan werden.

Der Vf. führt seinen Gegenstand auf drey allgemeine Hauptstücke zurück: 1) von der Wichtigkeit des Predigtamtes; 2) von den Pflichten, die es auferlegt; 3) von den Eigenschaften, welche zur wirklichen Ausübung dieser Pflichten nothwendig sind. Über die Wichtigkeit und Würde desselben hat der Vf. viel zweckmaßiges gesagt, und gründlich bewiesen, daß der Predigerstand, wenn er seiner Bestimmung entspricht, die Achtung aller Stände in einem hohen Grade verdiene. Die Ursachen, welche der Verachtung des Klerus bey manchen Menschen zum Grunde liegen, sind von S. 51—76 vollständig aufgezählt. Dagegen sind andere Materien zu kurz abgehandelt worden, besonders der zweyte Abschnitt vom *Katechisiren* S. 259—265. Man findet hier nichts von der Auswahl und Ordnung der catechetischen Materie; nichts von den Mitteln, die Liebe der Kinder zu gewinnen und ihre Aufmerksamkeit rege zu erhalten; nichts von der Eintheilung der Katechumenen in Classen; nichts von der didaktischen und historischen Methode; nichts von der Erzeugung moralischer Neigungen und Gesinnungen in den Herzen der zarten Jugend, u. s. w. Ausführlicher und besser ist der Unterricht im Predigen von S. 280—436; obschon unsere deutsche Homiletik noch weit mehr geleistet hat. Von der in England und Holland gewöhnlichen, und in Deutschland an manchen Orten nachgeahmten Sitte, die Predigten abzulesen, statt aus dem Gedächtnisse zu declamiren, urtheilt dieser Schottländer nicht günstig. Er führt darüber das Urtheil des Bischofs *Burnet* an, und obgleich die Vertheidiger des Ablesens nicht verlegen seyn werden, auf diese Gründe zu antworten: so bleibt doch ausgemacht, daß der vom Concepte lebende Prediger weniger das Herz der Zuhörer rühre, und keine so starke Theilnahme bewirke, als jener, der aus dem Gedächtnisse spricht, durch die Tauschung, als rede er aus dem Stegreife, die Aufmerksamkeit seiner Gemeinde fesselt, und durch eine natürliche Action seinen Vortrag belebt; wie schon *Quintilian* bemerkt hat, *Instit. Or. Libr. XI. Cap. 2 de memoria*.

Die Übersetzung ließt sich im Ganzen recht gut; Rec. ist aber der Meinung, daß dem schottischen Theologen durch Anmerkungen, oder durch Hinweisung auf deutsche Pastoralanweisungen, in denen sein Gegenstand besser bearbeitet worden ist, hatte nachgeholfen werden sollen. Die katholischen Candidaten des Priarramts, für welche Hr. F. seine Übersetzung bestimmt hat, würden alsdann daraus zugleich den Vortheil gezogen haben, mit der theologischen Literatur des protestantischen Deutschlands bekannt zu werden.

M.

KURZE ANZEIGEN.

THEOLOGIE. Breslau, b. Korn d. ä.; *Winke oder Fingerzeige für Consistorialräthe, Superintendenten, inspectores, Expriester, Dechanten, Seniores, Pastores*, oder der Prediger und Geistliche in allen seinen Geschäften, Verhältnissen und Graden. 1805. XXX u. 290 S. 8. Der ungenannte Vf. gesteht selbst, daß er nicht alles erschöpfe, sondern nur Winke ge-

ben habe, welche andere zum Nachdenken bewegen sollen. Er dessen ist nicht zu leugnen, daß er in den Umfang der Predigergeschäfte gedrungen ist, gute Beobachtung, lehrreiche Erfahrungen und genaue Bekanntschaft mit den Verhältnissen der Kirchen- und Schullehrer und ihrer Vorgesetzten verräth. Ubrigens kommen auch viele bekannte Sachen in dem Buche vor. P. S. R.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 26 NOVEMBER, 1807.

M A T H E M A T I K.

HEIDELBERG u. MANHEIM, b. Schwan und Goetz:
Das Ufacker'sche Exempelbuch der Algebra, zur
 Wiederherstellung der durch den mechanischen
 Calcul verdrängten raisonnirenden Rechenkunst,
 von C. F. Kausler, königl. wirtemberg. Hof-
 rath. 1806. 164 S. 8. (18 Gr.)

Der Vf. arbeitete seit mehreren Jahren *Diophant's* Werk über die Arithmetik für die russisch-kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg aus, und fand darin einen solchen Schatz von den feinsten algebraischen Auflösungen, daß ihm die mechanische geistlose Methode der neueren Algebra mit jedem Tage mehr anekelte. Statt der weitläufigen Declamation gegen diese neue Methode, welche zu keinem heilen Begriffe der Sache führt, wäre eine kurze bündige Darstellung der Diophantischen oder der alten Methode, mit Hinsicht auf die neue geistlose und mechanische, wie sie in der Vorrede genannt wird, an ihrem Orte gewesen; der Leser wäre dadurch besser in den Stand gesetzt worden, die Absicht des Vfs. zu würdigen, und manche Äußerung in der Vorrede sich zu erklären, die ihm ohne jene wenigstens dunkel seyn muß. Um den Gesichtspunct, woraus der Vf. die neue Algebra betrachtet, so genau als möglich anzugeben, wollen wir uns seiner eigenen Worte bedienen. Die erhabenste Wissenschaft, sagt er in der Vorrede, ganz dazu geeignet, dem menschlichen Geiste die höchste Bildung zu geben, war zu einem Kinderspiel (!?) herabgesunken, dessen man sich bediente, um nach Taschenspieler Art und Weise Resultate hervorzuzaubern, über die der Rechner selbst erstaunte, indem er unvermuthet zu einem Ziel kam, das er nicht voraus sah, und auf Wegen dahin gelangte, von denen ihm keine Erinnerung übrig blieb. Gleichsam aus einem magischen Trichter holte er seine Auflösung durch Untereinanderwerfung der bekannten und unbekannten Größen heraus, und dieß auf eine für seinen Geist so unruhliche Art, daß, wenn er in der Mitte seiner Arbeit absetzte, ein Anderer, ohne zu wissen, wovon die Rede sey, dieselbe eben so gut vollenden konnte, wenn ihm nur die mechanischen Vorschriften der Algebra bekannt waren. Wenn man diese ziemlich herabwürdigende Schilderung liest, wünscht man den Begriff zu kennen, welcher dem Vf. von der Algebra vorgeschwebt habe. Aus den Worten, daß die Algebra die erhabenste Wissenschaft sey, und daß sie dem menschlichen Geiste die höchste

Ausbildung geben könne, sollte man schließen, daß er die ganze höhere Arithmetik, mit Einschluss der Infinitesimalrechnung, darunter verstanden; aber wie kann dann von dieser gesagt werden, daß sie zum bloßen Kinderspiel herabgesunken sey? Wird aber unter Algebra die Auflösung der Gleichungen verstanden, in welchem Sinne das Wort gewöhnlich genommen wird: so kann man schwerlich die pomphaften Titel, welche ihr beygelegt werden, passend finden. Da aber die Auflösungen der Gleichungen, besonders vom ersten und zweyten Grade, auf wenigen Sätzen beruhen, die sich sehr leicht einsehen und noch leichter allein mit dem Gedächtnisse fassen lassen, wenn ein nicht einsichtsvoller Lehrer Verstehen und Behalten mit einander verwechselt: so wird man sich freylich das Herabsinken zum Kinderspiel leicht erklären können. Dieses aber wird, genau erwogen, die neue Methode unnöthig in den Augen der Kenner herabsetzen können. Der Vf. macht indeß einen Versuch, diesen mechanischen Calcul zu verdrängen, und die raisonnirende Rechenkunst (ein Name, welcher Rec. nicht gefallen will) dafür wieder einzuführen. Über diese raisonnirende Rechenkunst, so nennt der Vf. die Analysis der Alten, läßt er sich folgendermaßen vernehmen. In der Analysis der Alten ist alles Schluss und fein angelegter Plan. Nicht ein Schritt geschieht, dessen man sich nicht vollkommen bewußt ist. Das Ziel, dem man entgegen geht, verliert sich keinen Augenblick aus dem Gesichte, und der zurückgelegte, und der noch zu machende Weg liegen sonnenklar vor Augen. Dieses sind nun freylich schöne Worte: nur Schade, daß sie zum Theil auch auf die herabgewürdigte Algebra passen, zum Theil aber von der Analysis der Alten nicht in aller Strenge gelten. Über manche leichte und einfache Auflösung einer dem Anschein nach verwickelten Aufgabe würde der Meister, wenn er aufrichtig seyn wollte, setzen müssen: *multa tui fecique puer, Judavi et alii*. Den Alten fehlten die Zeichen, wodurch alle möglichen Beziehungen der Größen in einer Aufgabe zu einander sinnlich konnten ausgedrückt werden; sie waren daher gezwungen, aus dem Gegebenen einfachere Beziehungen in Gedanken herzuleiten, worin sie sich durch viele Übung eine bewundernswürdige Fertigkeit erwarben, und einen nicht gemeinen Scharfsinn zeigten. Sie bedienten sich also der Schlüsse, wenn wir nur bloß rechnen, oder genauer, die rein bekannten Sätze, worauf die Absonderung der bekannten und unbekannten Größen, d. h. die Auflösung der Gleichung beruht, anwenden. Sehen

Bbb

J. A. L. Z. 1807. Viertel Band.

wir auf den vornehmsten Zweck, den die mathematischen Wissenschaften haben, den Verstand, besonders die Urtheilskraft, zu schärfen: so ist unleugbar die Methode der Alten der der Neuern weit vorzuziehen. Ist aber die Frage: wie kommt man am geschwindesten und leichtesten zum Resultat? so würde sich doch wohl so leicht Keiner bedenken, sich der neuerfundenen Hilfsmittel zu bedienen, und den ersten den besten Weg, der sich ihm darbietet, und von dem er gewiß seyn kann, daß er ihn zum Ziele führt, einzuschlagen, eher, als mit der Auffuchung des kürzesten Weges das doppelt und dreyfach einzubüßeln, was er zu gewinnen dachte. Die Gefahr, daß sich das Denken bey jungen Leuten in ein mechanisches Rechnen verwandelt, woran, beyläufig gesagt, fast immer der Lehrer, und nicht die neue Methode Schuld ist, läßt sich vermeiden, wenn man sich nicht zu lange bey Auflösung der bestimmten Gleichungen des ersten und zweyten Grades verweilt, und dafür die Schüler in der unbestimmten Analytik und der geometrischen Analysis der Alten übt, die leider in Deutschland zu sehr vernachlässigt wird. Um die Methode der Alten recht anschaulich zu machen, hätte sich der Vf. auch dieser Sammlung nicht bedienen sollen, deren Mängel er selbst sehr richtig angiebt, und die nur in Ermangelung einer besseren ihren Platz so lange behaupten konnte, zumal da nach seinen eigenen Worten nichts leichter gewesen wäre, als eine Sammlung der schönsten Aufgaben zu diesem Ende zu machen, und besonders dieselben so zu ordnen, daß sie von dem Leichtern zum Schwerern eine an einander hängende Kette bildeten. Er hat sich aber derselben bedient, weil diese gerade, wie er sagt, die Veranlassung zu den fehlerhaften oder vielmehr geistlosen Auflösungen der Neuern wird, und dieselbe von dem Lehrer auf den Schüler fortpflanzt. Rec. kennt, dieses nicht ganz einzusehen. Er muß gestehen, daß die Auflösung mancher Aufgaben den Scharf sinn des Vfs. bekräftigen, und zeigen, daß er sich nicht umsonst mit dem Diophant beschäftigt habe; viele hingegen, wie Rec. aus Erfahrung weiß, würde auch ein Anfänger nicht anders auflösen, welcher einen vernünftigen Unterricht genossen; und bey nicht wenigen ist nur eine einzige Auflösung möglich, und man kann nicht einsehen, inwiefern die Behandlung neu und dem Geiste der Alten angemessen seyn soll; etwa, weil manchmal Beziehungen der Größen unter sich durch Worte und nicht durch Zeichen ausgedrückt sind? Bey einigen Aufgaben hat der Vf. durch eine vorher angestellte Überlegung die Gleichung selbst vereinfacht; aber diese scheint doch umständlicher zu seyn, als die Bruchrechnung, welche dadurch vermieden werden sollte. Wird nicht z. B. ein jeder Anfänger die 63 Aufgabe gleich nach den gegebenen Bedingungen geschwinde auflösen, als er die nachgefügte Berechnung anstellt, welche das rechtfertigt, was der Vf. bey der Auflösung annimmt? Dasselbe findet bey der folgenden Aufgabe Statt. Bey der 65 Aufgabe wird das Verfahren, wo man die Erbschaft als unbekannte GröÙe ansieht, an-

geschrieben ungeschickt genannt. Etwa, weil ein paar Zahlen mehr zu schreiben wären? Die sogenannte Nettigkeit und Eleganz der Auflösung kann wohl zuweilen in Pedanterey ausarten. Für den kürzesten Weg lassen sich im Allgemeinen keine Regeln geben, und selbst die größten und geübtesten Meister finden ihn oft durch Zufall, oder nachdem sie schon einen längeren gegangen sind. Bey vorgenannter Aufgabe würde man noch kürzer so raisonniren: Der Letzte erhält so viele hundert Thaler, als Personen da sind, und keinen Rest, weil bey der Theilung nichts überbleiben soll. Der Vorletzte Einhundert weniger, und ein Zehntel des Restes. Da nun beide gleichviel bekommen sollen, so muß ja offenbar ein Zehntel des Restes hundert Thaler, und das, was der Letzte erhält, Neunzehntel, also neunhundert Thaler seyn. Folglich sind neun Personen u. s. w. Von Anfangern kann man keine Schlüsse erwarten, die einen schon gewandten Rechner erfordern, der durch viele Übung sich eine Fertigkeit erworben hat, sogleich alle Umstände, welche in einer Aufgabe vorkommen, richtig aufzufassen, und daraus Beziehungen der Größen zu einander herzuleiten, die nicht sind angegeben worden. Am besten ist es, ihn seinen eigenen Weg gehen zu lassen, und am Ende ihm erst zu zeigen, wie er sich oft durch eine kleine Aufmerksamkeit auf diesen oder jenen Umstand die Sache hätte bequemer machen können. Daß die Auflösung einer Gleichung sehr bald mechanisch wird, muß ein jeder eingestehen, aber ist sie deswegen verwerflich? Kann es doch die Auffindung einer Gleichung nie werden, und das ist es ja gerade, worin man Anfänger üben muß, und wodurch ihr Verstand auch in der sogenannten neuen Methode in Thätigkeit erhalten wird. Wenn man sich die Mühe nimmt, die Aufgaben des Diophants nicht bloß nachzurechnen, sondern auch alle möglichen Auflösungen zu suchen: so wird man nicht allein finden, daß er fast immer die einfachste und kürzeste gewählt hat, sondern man kann auch mit einiger Aufmerksamkeit sich bestimmte Regeln abstrahiren, die in gewissen Fällen allemal ihre Anwendung finden müssen, um theils Brüche zu vermeiden, welche die Rechnung beschwerlich machen, theils mehrere unbekannte Größen durch eine einzige auszudrücken, wozu man sonst mehrere Gleichungen auffuchen müßte. Dieses kann einem Manne, wie unser Vf. ist, der bey seinem Scharf sinn sich lange mit jenen schatzbaren Überbleibseln des Alterthums beschäftigt hat, gewiß nicht schwer fallen. Rec. würde sich sehr freuen, wenn er durch seinen geäußerten Wunsch eine Veranlassung gäbe, daß diese Lücke in den Anfangsgründen der Analysis ausgefüllt würde. Die in der Vorrede angegebenen Regeln scheinen ihm zu allgemein zu seyn, und überhaupt von der Art, daß sich manche erhebliche Einwürfe dagegen machen ließen, wenn es der Raum unserer Blätter verstattete.

— 8.

CLEVE u. CÖLN, auf Kosten des Vfs.: *Handbuch der gesammten Arithmetik, oder die ganze bürgerliche und kaufmännische Rechenkunst*, mit

allen dazu nöthigen Rechnungsarten, Regeln, Beyspielen, Auslösungen und Erklärungen. Für Lehrer und Schüler bearbeitet, von Salomon Markus Cohen, Lehrer der Rechenkunst in Cleve. Erstes Heft. 1805. 142 S. Zweytes Heft. 1805. 214 S. Drittes Heft. 1806. 262 S. gr. 8. (1 Rthlr. 16 Gr.)

Wenn wir auch dem Fleisse, der theoretisch-praktischen Gewandtheit und der, in den folgenden Heften sichtbar auffallenden, Anspruchslosigkeit des Vfs. Gerechtigkeit widerfahren lassen: so sind wir doch mit den, in der Vorrede zum ersten Hefte geäußerten, Ansichten, daß die vorliegende Arbeit allen Mängeln anderer Werke abhelfe, und alles das enthalte, was in den vielen bisher herausgekommenen Rechenbüchern fehlte, nicht völlig einverstanden. Den drey vorliegenden Heften soll noch ein viertes folgen, bis zu dessen Erscheinung wir die nähere Darstellung dessen, was zu dem Umfange aller, dem Kaufmann sowohl, als dem Bürger in seinen Verhältnissen zur Gesellschaft, in der er lebt, erforderlichen Rechnungsarten gehört, aussetzen müssen.

Das erste Heft enthält in der Einleitung den Zahlenbegriff; dann die 5. Species unbenannter und ungleich benannter Zahlen oder Werthe; demnachst die Lehre von den Proportionen, worauf die Regel detri, gemischte Aufgaben, Auflösungen und Resultate der Aufgaben aus der Regel detri folgen. Da, wo der Vf. Koch's Exempelbuch etc. benutzt hat, hat er jedesmal, jedoch ohne Anzeige des Hefts, worin die entlehnten Aufgaben und deren Numer vorkommen, seine Quelle richtig bekannt gemacht. — Im zweyten Hefte werden die Lehren von den Brüchen, das Numeriren, Abkürzen, die Species der Brüche, das Auflösen, Zurückführen und Zertheilen der Brüche gelehrt. Sehr deutlich und unterrichtend ist die Lehre von der Decimal-Rechnung im Ganzen und Brüchen; die Verwandlung natürlicher in Decimal-Brüche, und die Anwendung der Decimal-Rechnung auf die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, mitunter auf kaufmännische Gegenstände, vorgetragen. Des langen Auszugs S. 136—141 aus einem ungenannten Buche, von welchem nicht einmal der Titel, geschweige Verlagsort und Jahrzahl angegeben ist, und wodurch Hr. Cohen die Ursache der Gründe erklären will, warum das metrische Geld-Maß- und Gewicht-System in Frankreich eingeführt worden, hätte es nicht bedurft, indem in der historischen Ansicht der Beweggründe, welche seit den frühesten Zeiten bis auf das berühmte Decret des französischen National-Convents vom 31 July 1793, die mannichfaltigen Veränderungen der Münzen, Masse und Gewichte bey allen Völkern, und in allen Zeiten der Cultur des menschlichen Geschlechts herbeiführte, eben so viel Halbwahres, als wirklich Unrichtiges, bey dem ungenannten Schriftsteller und in dem hies davon gelieferten Auszuge eingeschaltet und erzählt worden. Der offenbare Beweis hievon liegt darin, daß

selbst S. 137 der Bogen des Quadranten vom Meridian zu 30,794580 parisi. königl. Fufs angenommen wird, wornach der provisorische Meter = 443,441952 parisi. Linien zu stehen kömmt. Das hätte der Vf. aus den *Notions élément. sur le nouv. Système des Mesures; par Citoyen Prieur, p. 11* lernen, und den Ursprung dieser Normalmasse, daraus weit richtiger, als aus dem ungenannten Rechenbuche, herleiten können, ferner aus den *Recueils des Lois, instruct. Tables et Tableaux relat. aux nouv. Poids et Mesures, et au Calcul décimal; publiés par Ord. du Gouvernement, a Paris. An. VI. gr. 8.* Auch der große Mathematiker La Place: *Exposition du Système du monde*; in der ersten Ausgabe dieses Werkes, (deutsch. Übersetzung von Hauf; 1r Th. S. 134—144) legte damals den provisorischen Meter zum Grunde; aber nachdem die Meridians-Vermessung von Duinkirchen bis Barcelona vollendet war, fand es sich, daß der angenommene Metre zu groß sey, weshalb La Place, als damaliger französischer Minister des Inneren, am 4. Frimaire VIII J. den Consuln einen Bericht abstattete, die Resultate des neuen metrischen Systems vorlegte, und das Consular-Gesetz vom 18 Brüm. IX Jahr bewirkte, wornach die Grundeinheit dieses Maßes = 443,295936 parisi. Linien, oder bestimmter: 443,296 seyn solle, welcher geringe Unterschied vom 64 millionsten Theil einer Linie, auf den ganzen Quadranten des Meridians noch keine 6 Fufs beträgt; vergl. *la Place Expos. du Syst. du Monde, seconde Edition. A Paris. An. VII. gr. 4. p. 72*; und Pasquitz in *von Zach's monatl. Correspond.* für 1800; May. S. 435—447. — Diesen rectificirten Meter hat nun Hr. Cohen S. 161 nach Vega angenommen, und aus dessen, nach seinem Tode von A. Kreil herausgegebenem *natürlichem Maß-Gewicht und Münzsystem*; (Wien 1803. 4.) die 5te bis 8te Tafel, S. 162—176 in 4 Tabellen abdrucken lassen, weil der Vf. glaubt: die Vegasche Schrift sey nicht allgemein bekannt, worin er auch wohl recht hat, indem solche nur in wenigen Händen ist; aber der Titel dieser Schrift hätte doch wohl angeführt zu werden verdient. Inzwischen wollen wir dem Vf., da er ein Freund der speculativen Decimalrechnung zu seyn scheint, auf ein Werk aufmerksam machen, aus welchem er für die Ausbildung der mathematischen Physik viel lernen kann: *Verhandeling over volmaakte Maaten en Gewigten; door J. H. van Swinden. (Amsterd. 1802. gr. 8.)* Die Lehre von den Verhältnissen wird S. 177—214 fortgesetzt, und damit das 2te Heft geschlossen. — Drittes Heft. In diesem wird die Regel detri mit Brüchen, und die umgekehrte Regel detri; die itallänische Praktik und Ketten-Rechnung; Regula Quinque, Zinsen-, Zeit- und Rabatt-Rechnung, auch zuletzt die Tara-Rechnung mit vieler praktischen Gründlichkeit vorgetragen, wobey der Vf. überall die Buchstaben-Rechenkunst und den analytischen Calcul vermeidet, weil er viele mechanische Rechner dadurch zu verwirren glaubt.

M — tson.

JENA b. Cröker: *Kritik der Parallel-Theorie*, von Joh. Jos. Ign. Hoffmann, Prof. d. Phys. zu Aschaffenburg. Erster Theil, welcher die Darstellung u. Prüfung von siebenzehn verschiedenen Systemen enthält. 1807. XII u. 276. S. 8. und 10 Kupfer. (1 Thlr. 4 Gr.).

Der Vf. macht in der Vorrede auf den Nutzen, welchen eine solche Zusammenstellung und Beurtheilung gewähren kann, aufmerksam, und gewiss wird niemand ableugnen, dass Hr. H's Bemühen allen Dank verdiene. Die beurtheilten Darstellungen der Parallel Theorie, wodurch die verschiedenen Urheber derselben diese Theorie sicherer zu gründen glaubten, sind folgende: die des Clavius, Proclus, Hauff, Bosfür, Kästner, Simson, Lacroix, Lorenz, Segner, Naffaredin, Kircher, Schmidt, Legendre, Schwab, Tacquet, Hindenburg, und endlich des Vfs. eigene Theorie, deren ihm ehemals entgangene Fehler er jetzt selbst aufdeckt. Rec. hat mehrere der hier mitgetheilten Theorien aufmerksam durchgelesen, und kann dem Vf. das Zeugniß geben, dass die Darstellung derselben sehr klar, und selbst auch Anfängern verständlich, und dass die beygefügte Kritik gründlich ist, und die Mängel jeder Theorie sehrge-

nügend entwickelt. Auch dass Hr. H. die Sätze der verschiedenen Autoren treu dargestellt habe, daran ist wohl kein Zweifel, obgleich Rec. nicht alle Hilfsmittel zur Hand hat, um dieses bey mehreren der geprüften Theorien zu untersuchen.

Eine nähere Inhaltsanzeige lässt sich nicht wohl mittheilen; auch können wir nicht die einzelnen Sätze kritisch durchgehen. Wir bemerken daher nur im Vorbeygehen einen Irrthum, den wir in der Beurtheilung der Theorie von Legendre fanden. Da nämlich Legendre bewiesen hat, dass die Summe der Winkel im Dreyeck nicht grösser seyn kann, als 2 R., so kann (S. 177) auch BAC + BCA nicht grösser seyn als CBE; auch ist ja ohnehin der Satz bekannt, dass der äussere Winkel grösser, als einer der beiden entgegengesetzten inneren, ist.

Übrigens können wir mit gutem Grunde dieses Buch allen denen empfehlen, welche sich gründliche geometrische Kenntnisse erwerben wollen: sie werden daran eine eben so angenehme als lehrreiche Lectüre finden, und gewiss mit uns wünschen, dass der Vf. bald den versprochenen zweyten Theil bekannt mache.

B.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITERATURGESCHICHTE. Darmstadt b. Will: *Lebens- und Charakter - Schilderung des verst. großherzogl. heftlichen Superintendenten Christian Heinrich Zimmermann in Darmstadt*. Von Ernst Zimmermann, Mitprediger in Auerbach. 1807. 62 S. 4. (8 Gr.). Der hier geschilderte Mann gehört zwar nicht zu den Menschen, die sich durch besondere Schicksale auszeichnen; allein er hat sich durch nützliche Thätigkeit, vielseitige Kenntnisse, so wie durch gesellige Tugenden in dem näheren Kreise, worin er wirkte, ein Andenken gestiftet, das aufbehalten zu werden verdient. Auch ist die Biographie selbst im Ganzen gut geschrieben, und ein natürlicher Ausdruck der Liebe, die der Vf., ein Neffe des Verstorbenen, zu diesem gehabt hat. Nur zuweilen fällt der Ton etwas zu sehr ins Panegyrische, und unbedeutende Dinge, die der Vf. besser gar nicht berührt hätte, werden als wichtig dargestellt, z. B. S. 23. Übrigens bürgt die warme Freundschaft, die Lichtenberg und Hopfner für den Verstorbenen hegten, so wie das, was der Vf. dieser Biographie aus Briefen und Reden desselben anführt, am sichersten für die Wahrheit dessen, was hier zu seinem Lobe gesagt wird, und es verdient auch um Lichtenbergs willen bemerkt zu werden, mit welcher Liebe dieser bis an sein Ende an diesem seinem Jugendfreunde hieng, ohngeachtet er ihn seit 1762 nicht wieder gesehen hatte. „Traum! ich mich hin zu dir,“ heisst es in einem seiner Briefe vom Jahr 1793, „in deines Hn. Vaters Haus in der Schlossgasse, o dann höre ich das Glockenspiel: O Mensch beweine dein' Sünden grofs etc. und ich beweine die Flucht jenes goldenen Alters unseres Lebens, jener Tage und Stunden in deiner Gesellschaft, die mir das Gold unseres Königs nicht aufwiegen könnte u. s. f.“ Im Jahr 96 schrieb er an ihn: „Großser Gott, was habt ihr indeß dort erlebt! Wie oft habe ich an Dich, an Deinen Bickbach u. s. w. gedacht! Du warst immer die Person, die sich meine Phantasie wählte, wenn ich die Angst und alles Leiden, das mein armes Vaterland betroffen haben muß, meinem Herzen so nah als möglich legen wollte“, und

im Jahr 97 nicht lange vor seinem Tode schrieb er ihm: „Der Tod unseres guten Hopfners ist mir, auch selbst schon um Deinetwillen, sehr nahe gegangen. Wer in der Welt hätte denken sollen, dass ich ihn überleben würde, ich?“ — Und am Schluss des Briefes heisst es: „Lebe wohl mein bester, mein ältester Freund! Lebe wohl! wir sehen uns in diesem Leben nicht wieder: aber mein letzter Pulschlag schlägt noch für Dich, und wenn ihn mein Arzt verstände, er-müßte bezeugen, dass er noch für Dich geschlagen hätte“. — Als Schriftsteller ist Z. nur wenig, und immer anonym aufgetreten. Er war nicht ohne Talent zur Dichtkunst, und liebte besonders das Epigramm, worin er auch selbst einzelneglückliche Versuche machte, die zum Theil in Almanachen zerstreut sind, zum Theil unter seinen Papieren sich gefunden haben. Der Vf. hat einige davon in diese Biographie aufgenommen. Eins derselben stehe hier zur Probe. *Als Jemand verlangte, man sollt von den Augen der Gerechtigkeit die Binde abnehmen:*

Man läßt es besser bey dem Alten.

So lang die Augen bloß verbunden sind,

So lang ist Themis eigentlich nicht blind,

Wird nur für blind von uns gehalten;

So bald sie nicht mehr ihr verbunden sind,

So weint sie sich in Kurzem wirklich blind.

Auch hat der Verstorbene schon im Jahr 1783 eine metrische Uebersetzung von *Martials vorzüglichsten Sinngedichten* herausgegeben, die Ramler, wie der Vf. dieser Biographie sagt, beynahe ganz in seine Auswahl der martialischen Sinngedichte aufgenommen hat. Ausserdem hat er nach der Veröfentlichung des letzteren das ästhetische Fach in der, in Frankfurt bey Varrentrapp und Wenner erschienenen *Encyclopädie* bearbeitet. Er war geboren den 17 Dec. 1740. in Darmstadt, und starb daselbst den 28 Aug. 1806, also in einem Alter von 66 Jahren.

L — r.

NEUE AUFLAGEN.

Erfurt b. Keyser: *Lehrbuch der christlichen Religion*. Zunächst zum Unterricht für katholische Schulen, dann für alle die eine richtige Kenntniß des Lehren der katholischen Kirche und eine Übersicht derselben brauchen und wünschen.

Verfaßt von Aug. Fischer, Augustiner - Ordens, der. Theol. Baccalaureus und Lehrer, außerord. Prof. der geistlichen Bedachtsamkeit, und Katecheten des königl. Gymnasiums zu Erfurt 2te verbess. Aufl. 1807. LII. u. 434 S. 8. (1 Thlr.).

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 27 N O V E M B E R, 1807.

KIRCHENGESCHICHTE.

GIessen u. Darmstadt, b. Hoyer: *Handbuch der christlichen Kirchengeschichte* von J. E. Chr. Schmidt, ordentlichem Professor der Theologie. Dritter Theil. 1803. 458 S. Vierter Theil. 1806. 408 S. 8. (2 Rthlr. 20 Gr.)

Der dritte Theil vollendet die zweite Periode von *Constantin d. G.* bis auf *Leo von Isaurien* und *Bonifacius*, den Apostel der Deutschen, und begreift die Geschichte der Hierarchie, der Religions- und Sitten-Lehre, des Gottesdiensts und der kirchlichen Gebräuche, sammt Nachrichten von den vorzüglichsten Schriftstellern. Der vierte Theil faßt die dritte Periode an, welche sich bis zu *Gregor VII* ausdehnt, und begreift nur die Geschichte der Ausbreitung des Christenthums und des Papstthums.

Am meisten zeichnet sich die Geschichte der Hierarchie im dritten und die der Ausbreitung des Christenthums im vierten Theile aus. Diese beiden Gegenstände sind nicht nur am ausführlichsten, sondern auch am sorgfältigsten abgehandelt. In der Geschichte der Hierarchie weicht der Vf. vielfältig von *Ziegler*, und eben damit auch von *Plank* ab. Besonders schätzbar ist die Darstellung der Geschichte der Kirchenverfassung nach den einzelnen Ländern und Diöcesen §. 98 — 111. Die Eintheilung und Anordnung ist hier folgende: *Agyptische Diöcese*. Patriarchat von *Alexandrien* — Diöcese des Orients. Patriarchen von *Antiochien* und *Jerusalem*. Diöcese von *Asien*. Proconsularische Provinz. *Phrygien*, *Lydien*, *Carien*, *Lybien*, *Pamphylien*, *Pisidien*, *Lykaonien* etc. — Diöcese von *Pontus*, *Cappadocien*, *Armenien*, zweifacher *Pontus*, *Galatien*, *Paphlagonien*, *Bithynien* — *Perfisches Reich*. — *Thracische Diöcese*. Patriarchat von *Constantinopel*. — *Römische Diöcese*. Patriarchat zu *Rom*. — *Italische Diöcese*. Metropolitane von *Mailand*, *Aquileja*, *Ravenna*. — Diöcese von *Gallien* — *Illyrien*. Metropolitane zu *Thessalonich*. Patriarchat zu *Justiniana*. — *Afrikanische Diöcese*. — *Spanien*. — *Britannische Inseln*. Freylich konnten bey manchen Diöcesen und Ländern nur sehr dürftige Nachrichten ertheilt werden; allein man lernt doch auf diese Art die Verschiedenheit der Kirchenverfassungen besser kennen und tiefer in die Geschichte der höheren Bischöfe eindringen, und wenn man mit diesen specielleren Nachrichten die vorhergehende allgemeinere Darstellung vergleicht, so erhält man ein ziemlich bestimmtes Bild von der Gestalt der Hierarchie in dieser Periode. Die Geschichte der Ausbreitung des

S. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

Christenthums in der dritten Periode ist mit viel Vorsicht und Kritik erzählt. Unter den Bekehrern verweilt der Vf. am längsten bey *Bonifacius*, und widmet seiner Geschichte einen besonderen Fleiß. Er urtheilt im Ganzen nicht sehr rühmlich von ihm. Er spricht ihm zwar Talente, Kraft und Eifer fürs Gute nicht ab; aber er beschuldigt ihn, daß Ehrgeiz und Herrschsucht, gehüllt in den Schleyer der Demuth, die Haupttriebfedern seiner Unternehmungen gewesen seyen, daß er sich in seinen Briefen und Berichten an den Papst weit mehr Verdienste um die Ausbreitung des Christenthums zugeschrieben habe, als ihm zukommen, daß überhaupt in dessen Briefen unwahre Nachrichten vorkommen, daß er den *Adelbert* und *Clemens* bloß deswegen als Ketzer bey dem Papste angeklagt und ihre Verdammung bewirkt habe, um gewisse ihm widerfahrne Beleidigungen an ihnen auf eine furchtbare Art zu rächen, daß er eben so die bayerischen Lehrer *Virgilius* und *Sidonius* bloß aus Rachsucht bey dem Papste angeklagt, daß er den Bischof *Gewilob* von *Mainz* und zwar bloß deswegen gestürzt, um sein Bisthum zu erhalten, daß er zu der Absetzung des Königs *Childerich* beygetragen habe. Für keine dieser Beschuldigungen kann er sichere und zuverlässige historische Spuren nachweisen. Es sind bloße Vermuthungen, wie aus demjenigen, was darüber S. 20 f. 30. 61 ff. 67 f. 74 ff. 81 vorkommt, von selbst erhellet. Ein Mann, wie *Bonifacius*, hätte überhaupt vielseitiger, und mehr im Geiste seiner Zeit, nach seinen Umgebungen und Lagen, und nach seiner extensiven und intensiven Wirksamkeit dargestellt und charakterisirt werden müssen.

Die Geschichte der Religions- und Sitten-Lehre in der zweyten Periode ist nur sehr kurz abgehandelt. In der Geschichte der Religionslehre verdient dasjenige, was S. 280 — 85 von *Augustins* Lehre vorkommt, um so mehr Auszeichnung, je schiefer und unphilosophischer gewöhnlich vom Ursprunge des Augustinismus geurtheilt wird. Wir wollen es daher hier ausziehen. *Augustins* Lehre scheint alle Religion und Sittlichkeit zu vernichten, indem sie den Menschen selbst wegnimmt und an seine Stelle ein blindes, und leider doch nicht todes Werkzeug einer höheren Macht setzt. Wie konnte diese Lehre entstehen und Anhänger finden? Nicht sein ehemaliger *Manichäismus*, auch nicht sein Vaterland sind hinreichend, um den Ursprung dieser Lehre zu erklären. Sie hat ihren letzten Grund in der menschlichen Natur selbst. Der innere Widerstreit, der sich in dem Menschen bey dem Kampfe zwischen Pflichtgefühl

und Neigung zeigt, ist die Thatfache, deren verschiedene Ansichten den meisten Einfluß auf die Bestimmung des Dogma vom Übel gehabt haben. Der eine betrachtet sowohl jenes Pflichtgefühl, als diese entgegenstrebende Neigung, als etwas Fremdes. Er scheint sich in der Mitte zu stehen zwischen zwey entgegenwirkenden Kräften. Diese Ansicht dient dann den Dualismus von innen zu unterstützen, so wie derselbe durch die Betrachtung des Widerstreits in der Natur von aussen unterstützt wird. Der andere betrachtet bloß jene ihn zum Bösen verleitende Neigung als etwas Fremdes, das Pflichtgefühl aber schreibt er seinem Selbst zu, dasjenige in ihm, was für das Gute stimmt, ist ihm sein eigentliches Ich, sein innerer Mensch. Der dritte betrachtet bloß die ihn zum Bösen verleitende Neigung als das ihm Eigene, jenes Pflichtgefühl aber als etwas Fremdes, durch äussere Einwirkung in ihm Hervorgebrachtes. Dies erklärt sich aus den Regungen des Gewissens bey dem unsittlichen Menschen. Das Gewissen will ihn vom Laster zurückhalten, welches ihm doch reizend erscheint; er folgt daher dem Gewissen nur ungerne, die Stimme der Neigung kommt ihm daher als das Eigene, die des Gewissens als das Fremde vor. Und wenn er der Stimme der Neigung folgt, so erwacht das furchtbare Gefühl der Gewissensunruhe, und es scheint ihm eine fremde höhere Macht zu seyn, welche die Wirkungen in ihm hervorbringt. Diese Thatfache enthält den Keim zu Augustin's ganzem System. Er hatte seine Jugend in wilden Ausschweifungen hingebracht. Er war noch nicht verdorben, nur hingerissen. Desto schrecklicher war sein Erwachen aus diesem Zustande. Das, was ihn aus dem Tummel weckte, was ihn im Gefühle der Selbstverachtung noch aufrecht erhielt, und über sein bisheriges Selbst erhob, schien ihm eine höhere fremde Macht zu seyn, deren Beystand er Alles verdankte. Das Höhere, Bessere im Menschen wurde von ihm über den Menschen hinausgerückt, es wurde für ihn zum heiligen Geiste, und die Äußerungen desselben betrachtete er als höhere Gnaden-Wirkungen. Wenn er nun dieses Höhere im Menschen ganz vom Menschen abtrennte, so konnte der Mensch in seinen Augen nur ein zerrüttetes und verdammenswürdiges Geschöpf seyn. Aber dieses Geschöpf konnte nicht so aus den Händen des Schöpfers gekommen seyn. Das ganze Verderbniß kam von dem Falle der ersten Menschen her. Der Grund, warum nicht alle Menschen durch den heiligen Geist gebessert werden, kann nun bloß in einem Actus des Willens, und zwar in einem absoluten Actus des göttlichen Willens liegen. Bey diesem Systeme konnte nach des Vfs. Meinung das religiöse Interesse dennoch Befriedigung finden. Mochte nämlich der Mensch immerhin hören, daß seine Glückseligkeit und Unglückseligkeit nicht von seinem Streben, sondern bloß von dem unerforschlichen Rathschlusse Gottes abhänge, eben darum, weil jener Rathschluß unerforschlich war, konnte er doch bey dieser Lehre gegen die Hoffnungslosigkeit geschützt bleiben. Was Gott über ihn beschlossen habe, konnte er von aussen nicht erforschen,

er sah sich also einzig an sein Inneres hingewiesen. Fand er nun hier jene Ruhe, die aus dem Bewusstseyn der Sittlichkeit hervorgeht, so mußte er dies als eine Urkunde, daß er zum Glücke bestimmt sey, betrachten. Nur für die Stunden der Schwermuth, wo der Mensch in Bangigkeit vor jedem beunruhigenden Zweifel zurückbebt, wo keine Gewissheit für ihn genug ist, war Augustin's System nicht berechnet; da konnte es den Menschen rettungslos in den Abgrund der Verzweiflung stürzen. Darum fand auch die Prädestination so wenige Anhänger, da doch andere Systeme deren so viele fanden. So weit die Gedanken des Vfs. Wirmüßten sogleich gegen das zuletzt Bemerkte protestiren. Die augustini'sche Lehre hat sich so schnell und weit ausgebreitet, sie hat in Afrika und im ganzen Occidente so viele und so eifrige Vertheidiger gefunden, und sich immer neben den abweichenden Lehrbegriffen so dauerhaft behauptet, wie nicht leicht von irgend einem anderen Lehrbegriffe wird gesagt werden können. Was aber die Erklärung des Ursprungs derselben betrifft, so ist wenigstens nicht begreiflich gemacht, wie Augustinus, welcher vorher das Unsittliche seines Zustands als das ihm Eigene betrachtet haben mußte, nun, nachdem er seine Besserung als Wirkung einer fremden, höheren Macht betrachtete, jene Ansicht aufgeben, seine ehemalige Unsittlichkeit nicht von eigener Schuld, sondern von der Sünde der ersten Menschen abgeleitet, ja eine allgemeine Unsittlichkeit des menschlichen Geschlechts angenommen, und aus dieser Quelle abgeleitet haben sollte. Uns dünkt, daß man bey der Erklärung der Entstehung der augustini'schen Lehre vornehmlich darauf Rücksicht nehmen müsse, daß er, nachdem alle philosophischen Systeme ihn unbefriedigt gelassen hatten, ein philosophischer Zweifler wurde, und allein in dem Buchstaben der biblischen Offenbarung Beruhigung fand. Die Geschichte der Sittenlehre enthält fast nur Geschichte der Ascetik und des Mönchslebens. Von der Geschichte der Religiosität und Sittlichkeit selbst kommt wenig, auch in dem beygefüigten Abschnitte vom Gottedienste, vor. Die Nachrichten von den kirchlichen Schriftstellern sind sehr kurz, weit kürzer als bey der ersten Periode. Wir wollen dies nicht tadeln; nur können wir den, vom Vf. angegebenen Grund nicht gelten lassen, daß die, in dieser Periode erschienenen Schriften keinen Einfluß auf wichtige Begebenheiten der Kirchengeschichte gehabt haben. Dies kann von den Schriften eines Athanasius, Basilus des Großen, Chrysostomus, Cyrillus von Alexandrien, Hieronymus, Augustinus, und mehrerer anderer nicht gesagt werden. Schon der Geschichte der Hierarchie in der zweyten Periode ist eine Geschichte der römischen Bischöfe beygefügt, wobey vornehmlich darauf Rücksicht genommen ist, wie die Entstehung des Papstthums vorbereitet wurde. In der dritten Periode findet man einen Abschnitt mit dem Titel: *Geschichte des Papstthums* Th. IV. S. 182 — 392. Der Vf. gesteht selbst, daß es besser hiesse: *Geschichte der Päpste*. Ohnerachtet er hier ausführlich ist, so verspricht er doch, dasjenige, was noch zur Geschichte des Papstthums in dieser Periode gehöre, anderwärts an eine passendere Stelle zu versetzen.

Statt uns noch über mehrere einzelne Stellen zu er-

hören, wo wir anderer Meinung sind als der Vf., wollen wir jetzt, da das Werk bis zum vierten Bande vorgerückt ist, noch etwas über die Beschaffenheit und Einrichtung desselben überhaupt hinsetzen. Sogleich anfangs erklärte der Vf., seine Hauptzwecke seyen darauf gerichtet gewesen, die Kirchengeschichte unparteyisch zu beschreiben, vieles neu zu untersuchen, die Resultate älterer Untersuchungen dem größeren Publicum bekannter zu machen, und sorgfältiger auf die kirchenhistorischen Quellen zurückzugehen und zurückzuweisen, als gewöhnlich zu geschehen pflege. Was den letzten Punct betrifft, so sind in den drey ersten Bänden bloß die Quellen, und andere neuere Schriften gar nicht angeführt. Bey der Geschichte des Mittelalters, welche im vierten Bande anfängt, schien es dem Vf. nöthig, oft auch auf neuere Schriften hinzuweisen, und dabey die Sammlungen anzugeben, in welchen die gebrauchten Quellen zu finden sind. „Wer dessen nicht bedarf, sagt er, wird es wenigstens schonend übersehen; es ist um der übrigen Leser willen.“ Wir halten diese Entschuldigung für überflüssig. Eine bestimmte Hinweisung auf neuere Schriften kann auch dem Kenner Dienste leisten, der sie vielleicht nicht gerade alle im Gedächtniß gegenwärtig hat, noch auch Band und Seitenzahl u. dgl. sogleich auffinden kann, und, wenn Quellen in Sammlungen verborgen liegen, so ist es ohnehin natürlich, die Sammlungen anzugeben. Wir wünschten daher selbst, daß der Vf. schon in den ersten Bänden auch die neueren Schriften, jedoch mit Auswahl und Genauigkeit nachgewiesen hätte, und sehen nicht ein, warum dies bey der Geschichte des Mittelalters nöthiger seyn sollte, als bey der früheren Geschichte. In beiderley Nachweisungen aber, sowohl der Quellen, als der neueren Schriften, und zwar in allen vier Bänden, müssen wir es mißbilligen, daß die Nachweisungen nicht genau sind. Unrichtige und gar zu unvollständige Titel, Mangel an Angabe des Bandes und der Seitenzahl, des Druckorts und der Jahrzahl, der Edition, der gebrauchten Autoren trifft man so oft an, daß wir gar nicht nöthig haben, Beyspiele davon anzuführen. Sonst müssen wir dem Vf. das rühmliche Zeugniß beylegen, daß er wirklich unparteyisch geschrieben, wenigstens Vieles neu aus den Quellen unterfucht hat, und dabey kritisch verfahren ist. Da er aber für ein größeres Publicum, und nicht bloß für Gelehrte, schreiben, und da er nicht bloß ein Buch zum Nachschlagen liefern wollte: so wünschten wir, daß sein Vortrag weniger zerstückelt und abgebrochen wäre, und daß er mehr Fleiß und Kunst auf die organische Bildung und auf den Effect des Ganzen verwendet haben möchte. Daß er oft in Texten selbst zeigt, wie er zu seinen historischen Resultaten gekommen sey, und daselbst über den Werth der Quellen, und über den Sinn einzelner Stellen Untersuchungen anstellt, wird freylich dem Geschmacke eines größeren Lesepublicums, welches sich entweder für solche Untersuchungen nicht interessirt, oder sie wenigstens von der Geschichte selbst abgesondert wünscht, nicht zusagen; allein der Vf. glaubte ein-

mal eben dadurch das Interesse an der Kirchengeschichte befördern zu können. Er war der Meinung, daß man eben dadurch, wenn man die Leser in den Stand setze, ein eigenes Urtheil über die Glaubwürdigkeit der erzählten Thatfachen zu fällen, ihnen mehr Interesse für die Kirchengeschichte einflößen könne, weil sie ihnen alsdann einen Stoff darbiete, an welchem sie ihre Thätigkeit üben können.

nop.

MÜNSTER, in Westphalen, b. Kördinks Erben: *Series Episcoporum Monasteriensium, eorundemque vitae ac gesta in Ecclesia. Conscripta ab Hermanno Kock, Cathedral. Eccles. Vicar. et Succentore. Pars III à Francisco I. de Waldeck usque ad Christoph. Bern. de Galen exclus. 1802. 279 S. Pars IV et ultima à Christophoro Bernardo (de Galen) usque ad Maximilianum Franciscum. 1806. 226 S. 8. (beide 1 Thlr. 12 Gr.)*

Auch diese Fortsetzung, die das Ganze beschließt, bedarf noch mancher Zusätze und Verbesserungen, bevor sie als Grundlage einer künftigen Staats- und Kirchen-Geschichte des ehemaligen Hochstifts Münster dienen kann.

Der dritte Theil fängt mit Franz I, Grafen von Waldeck, als 48sten Bischof an, welcher am 1 Juny 1532 vom Dom-Kapitel in Münster zu dieser Würde erhoben wurde. Während seiner Regierung fiel die berühmte Wiedertäufer-Geschichte des Johannes Beukelson, oder Jan van Leyden vor, der sich, wie seine übrigen Apostel, besonders Knipperdolling, Krechting und Rottmann, durch verschiedene Greuelthaten in der Geschichte Münsterlandes verächtlich gemacht hat. Das Wesentlichste davon wird nach Kerstenbroik, sowohl nach dem lateinisch noch vorhandenen Manuscript, als der (sehr fehlerhaften) deutschen Übersetzung desselben (Münster 1771 4.) ausgehoben. Schade, daß weder Chroniken, noch historische Bruchstücke, über die einzelnen Begebenheiten dieser so merkwürdigen Wiedertäufer in den Archiven und sonstigen Büchersammlungen dieses Landes, wie Rec. aus zuverlässigen Quellen weiß, gegenwärtig mehr vorhanden sind. Von S. 88—101 werden die Thaten des 49sten Bischofs, Wilhelm II. (von Kettler) beschrieben, auf welchen 50 (S. 102—124) Bernhard von Raesfeld aus dem Hause Hameren folgt, der seiner Gottesfurcht wegen gerühmt wird. Nach seinem Ableben wurde zum 51sten Bischof von Münster, Johannes III. von Hoyja, damaliger Bischof von Osnabrück gewählt, von welchem (S. 125—142) erwähnt wird, daß er sieben Sprachen mächtig gewesen sey. — Auf ihn folgt Johann Wilhelm, Herzog von Jülich und Berg, der (S. 143—173) am 28 April 1574 zum 52sten Bischof erwählt wurde. Welche Thaten Ernst, Herzog von Bayern, als 53ster Bischof verrichtet, wird S. 174—203 beschrieben. Sein Nachfolger Ferdinand I. Herzog von Bayern, der am 12 April 1612 zur bischöflichen Würde von Münster erhoben ward, hat sich besonders durch milde Stiftungen, unter denen sich die Ferdinandeische Missionen-Fundationen auszeichnen, verdient gemacht. Münster hat ihm viel zu verdanken.

Der vierte und letzte Theil fängt mit Bernhard von Galen an. Seine ruhmvolle Bahn, und sein thatenreiches Leben, das so viele Biographen in mehreren Sprachen gefunden hat, füllt hier nur 21 Seiten. Die wichtigsten Begebenheiten werden nur kurz abgefertigt. Alle Thaten der übrigen Bischöfe, wie des 56sten, Ferdinand II. von Fürstenberg, der ebenfalls zu den ost- und nordischen Missions-Stiftungen vieles beygetragen hat; des 57sten, Maximilian Heinrich, Herzog von Bayern; des 58sten, Friedrich Christian von Plettenberg; des 59sten, Franz Arnold von Metternich; des 60sten, Clemens August, aus dem Hause Bayern; des 61sten, Maximilian Friedrich, und des

62sten, Maximilian Franz, aus dem Hause Österreich, sind, bis auf den letzteren, ganz kurz zusammengezogen. Von S. 81—95 wird des Max. Franz eingeschränkte Lebensweise, und nach dessen Ableben, die weiteren Vorgänge wegen der neuen Bischofswahl, die auf den österreichischen Prinzen Anton Victor fiel, und der noch am Ende des Jahres 1806 fast in allen Herzen der Münsterländer lebt, kurz beschrieben. Wir zweifeln, daß der Vf. hier ganz die Sprache seines Herzens geführt hat. Angehängt sind noch einige Stücke, die kirchliche Verfassung Münsterlandes betreffend. Der lateinische Styl ist nicht der beste. B—s.

KLEINE SCHRIFTEN.

KIRCHENGESCHICHTE. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung: Notizen zum Vortrag der Kirchengeschichte in protestantischen Bürgerschulen. 1806. 120 S. 8. (8 gr.). Nicht nur das der kurzen Vorrede unterzeichnete D., sondern auch eine S. 81 angeführte Schrift macht den ungenannten Vf. kennen. Es ist der, durch mehrere Schriften rühmlich bekannte Verleger gegenwärtiger Notizen, Hr. M. Dyk in Leipzig. Seitdem ihm die Aufsicht über eine Freyschule anvertraut ist, hat er mehrere nützliche Lehr- und Lese-Bücher, und nur neuerlich eine *Regentengeschichte der churfürstl. Lande* ausgetrigt. Auch vorliegende Schrift scheint dem Unterrichte in jener Schule zunächst gewidmet zu seyn. Der Vf. wählte die chronologische Ordnung, die zwar zusammenhängende Begebenheiten zu sehr zerstückelt, und die Übersicht erschwert; aber auch, wie er in der Vorrede äußert, das Behalten erleichtert, wenn ein freyer Vortrag die zusammengehörigen Data in Verbindung bringt. Indessen glaubt Rec., daß ein sehr geschickter und mit den nöthigen Hülfsmitteln versehener Lehrer dazu erfordert werde, wenn die Begebenheiten zusammenhängend erzählt, und die oft nur mit wenig Worten angedeuteten Winke weiter ausgeführt werden sollen. Die Kirchengeschichte von zwölf Jahrhunderten, von 324, mit welchem Jahre der Vf. beginnt, bis 1514, ist auf den ersten 28, und die Reformationsgeschichte auf den folgenden 10 Seiten abgehandelt. Alles übrige ist der neuern Geschichte gewidmet. Die zu sehr gesuchte und abgemessene Kürze schadet zuweilen der Deutlichkeit, z. B. S. 34 bey dem J. 1530 heist es wörtlich: „Reichstag zu Augsburg; Confession den 25 Jun. Philipp Melancthon. Dennoch wird die lutherische Lehre als Ketzerrey verboten“. Den Unkundigen ist wenigstens der Zusammenhang nicht einleuchtend. Mit dieser laconischen Kürze schmerzt die Ausführlichkeit unvereinbar, mit welcher einige andere Gegenstände, die Geschichte der Entleerung der Wiedertäufer, mit Henke's Worten, S. 36 f. und die pariser Bluthochzeit S. 48 f. behandelt werden. Auch möchten einige Nachrichten hier nicht an ihrem rechten Orte stehen, z. B. S. 22. Erfindung des Schießpulvers, goldne Bulle, eine angekündigte Sündfluth, S. 24. nach Nürnberg verlegte Reichskleinodien, S. 28. Eintheilung Deutschlands in zehn Kreise, Stiftung des Reichskammergerichts, Errichtung emer. reitenden Post, S. 65. Verlegung des Reichskammergerichts nach Wezlar. So ist auch nicht alles, was S. 93—110. über die französische Revolution und ihre Folgen gesagt wird, kirchengeschichtlichen Inhalts. — Mit dieser allgemeinen Anzeige, die keinesweges den Werth und die Brauchbarkeit dieses im Ganzen zweckmäßig bearbeiteten Lehrbuchs herabsetzen soll, verbindet Rec. Bemerkungen über einige, einer Berichtigung oder näheren Bestimmung bedürftige, Angaben. Der sogenannte Dresdner Katechismus S. 52 erschien nicht 1580 mit der Vereinigungsformel. Er ward hundert Jahre später ausgefertigt, und 1688 durch landesherrlichen Befehl eingeführt. Nach S. 53 soll der Kanzler Nic. Krell den Exorcismus bey der Taufe sehr vernünftiger Weise abgeschafft haben; eigentlich aber ist die von ihm beabsichtigte allgemeine Abschaffung nicht erfolgt, weil sich in mehreren Gegenden Prediger und Gemeinden widersetzen. So veranlaßt auch der Gedanke war, alles zu entfernen, was den Aberglauben nähren konnte: so wenig handelte der sonst so staatskluge und für seine Zeiten aufgeklärte Kanzler den Forderungen der Vernunft gemäts, wenn er, durch die Vorpiegelungen der Theologen Salmons, Steinbach und Pierius gebien-

det, dem Zeitgeiste, der sich durch kein Strafgebot bändigen laßt, entgegen wirken zu können glaubte, und wegen einer im Grunde geringfügigen Sache, die bey einer vernünftigen Aufklärung von selbst fallen mußte, wie sie auch allenthalben in der evangel. Kirche, ohne Zuthun der weltlichen Macht, geschehen ist, mehrere Religionslehrer entsezen, einige in das Gefängnis legen, oder aus dem Lande verweisen liefs. Dafs das Verfahren wider ihn zu hart war, darüber ist wohl nur eine Stimme. Er starb, wie der Vf. sagt, als ein Opfer der Intoleranz; aber er war auch selbst, nach der herrschenden Sitze seiner Zeiten, intolerant, oder begünstigte wenigstens intolerante Pläne. — S. 54. wird gesagt, alle churfürstl. Räte, Hauptleute und Schullehrer mußten seit 1504 die Visitationsartikel beschwören. Sie werden aber eigentlich nicht beschworen, sondern nur, auch von den hier nicht mit bemerkten Predigern, unterschrieben. Den Schullehrern ist diese Unterschrift erlassen, und statt derselben durch ein landesherrl. Rescript vom 7 Nov. 1796 die Verpflichtung auf Luthers Katechismus und auf die ungedruckte augsb. Confession eingeführt worden. — Wenn auch der 30 jährige Krieg S. 55 ff. zur Unterdrückung der Protestanten geführt ward, und also Religionskrieg war, so sind doch die in demselben gelieferten Schiachten, die Erhebung Wallensteins zum Reichsfürsten etc. keine kirchengeschichtlichen Gegenstände. Zu S. 68. ist zu bemerken, daß Friedrich August, nach seinem Übergange zur römischen Kirche, im J. 1697. eine Religionsversicherung ertheilte, die von seinen Nachfolgern wiederholt ward. Die hierüber ausgefertigten Mandate stehen in *Corp. Jur. Eccles. Sax.* S. 417—426, die beiden neuesten, in *Schreibers Nachr.* von den sächs. Land- und Ausschusstagen. S. 85: ist das trefflich eingerichtete Schullehrerseminar in Weissenfels, das dem Dresdner mit allem Recht an die Seite gesetzt werden kann, übergangen worden. — Übrigens sind diese Notizen sehr reichhaltig an treffenden Bemerkungen und Urtheilen, z. B. über die evangel. Brüdergemeinde, S. 70. f. über die neuen Gesangbücher S. 78. dafs man, mit Ausnahme des ansbachischen, gothaischen und einiger anderer, bey welchen Dichter zu Rathe gezogen wurden, alles dichterische in denselben ausgemerzt, und die Lieder in gereimte Predigten verwandelt habe. Dagegen möchten die Äußerungen über die *Kreuz- und Querprünge der freisüchtigen Philosophen in Jena*, die vor lauter Ideen die Welt um sich her nicht erblickt, und die Universität zum Gewinn für die daselbst Studierenden verlassen hätten S. 41 u. 111. ingl. über *Pestalozzi's Methode*, dafs sie die Schulen in Exercirplätze und die Kinder in lebendige Spieluhren verwandle, S. 89. nicht allgemein gefallen. Auch ist zur Empfehlung eines nützlichen Buchs, das der Vf. allenthalben, auch in den Wohnungen der Niedern verbreitet zu sehen wünscht, zu wenig gesagt, wenn es S. 67. heist: Seilers Geist und Kraft der Bibel solte wenigstens in keiner Familie fehlen, in der sich silberne Löffel befinden. — Dafs sich das Außere der angemessenen Schrift durch correcten Druck und vorzüglich gutes Papier vortheilhaft auszeichnet, verdient bey den Verlagswerken nicht länger rühmlich bekannten Buchhandlung kaum angemerkt zu werden. Bey der genauesten Durchsicht wird man nicht viel mehr als folgende kleine Fehler verbessern dürfen: S. 60 ff. von *Hornegg* l. *Hoe von Hoeneegg*, S. 69. st. *Gerhard, Erhard*, dafs war der Vornahme des ehemal. ber. Mathemat. *Idriges* in Jena, wie er ihn selbst, ohne vorgesetztes G. zu schreiben pflegte. S. 85. u. 87. st. *Diander*: *Dintor*. F. R.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N . 28 N O V E M B E R 1807.

G E S C H I C H T E .

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Monumenta Boica. Volumen decimum septimum. Edidit Academia Scientiarum Boica.* 1806. 505 S. 4. (1 Thlr. 8 gr.)

Reicher, als viele andere vaterländische Provinzen, ist das große, herrliche Beyerland mit urkundlichen Schätzen für seine Geschichte ausgestattet; in wenigen Reichslanden dürften die Sammlungen von *Öfale, Freher, Gewold, Lori, Hund, Bnat, Per, Meichelbeck, Krenner*, an Zahl und Gehalt der Documente entsprechende Seitenstücke finden. Wenn seit Aventin und dem sogenannten Adlzreiter allerdings auch auf die Bearbeitung mancher lobenswerthe Fleiß verwandt worden ist: so darf man, ohne die Verdienste der neuesten Schriftsteller dieses Fachs im Geringsten herabzusetzen, doch wohl behaupten, die bayerische Nation besitze noch kein Werk über ihre Landesgeschichte, das die Zeitforderungen, besonders die Ansprüche, die das gebildete Publicum dazu machen berechtigt ist, wo es jene einzige Erscheinung wahrgenommen hat: eine Akademie der Wissenschaften zur Ober-Aufsicht über das große Werk der Nationalbildung. (Die Errichtung eines solchen Instituts im südlichen Deutschland, während das nördliche mit Anstrengung seine Literatur in den Schrecknissen des Kriegs aufrecht erhalten mußte, und das Gelingen der *Hausfainschen* Industrie-Erziehungsanstalt zu Berlin, ungeachtet der schmerzlichen Aufopferungen der meisten Bewohner, sind uns die wichtigsten Ereignisse in der Culturgeschichte des Jahres 1807.) Bey den neuesten vortrefflichen Aussichten für die gesamte Literatur in Bayern läßt sich erwarten, daß die Nation auch ihren klassischen Geschichtschreibern finden, daß der Mann aufstehe werde, der, in der Auswahl des Stoffs, wie in der Verarbeitung und Form, den Forderungen des Zeitalters genügend, die Geschichte eines großen deutschen Volks darstellt.

Zu den wichtigsten urkundlichen Beyträgen für die bayerische, sehr oft für die ganze deutsche Geschichte, gehören die, von der bisherigen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, *Monumenta Boica*. Viel weniger interessant, als die übrigen Bände, ist jedoch der vorliegende neueste: er enthält zwar, wie die übrigen, viele Schenkungs-Documente, herrschaftliche Privilegien, vermischte Immunitäten, päpstliche Urkunden, Zinsverschreibungen, Kauf- und Tausch-Instrumente; für Geschichte, Diplomatik und Sprache ist aber die Ausbeute sehr gering.

J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

Die Urkunden betreffen die Nonnenklöster Altenhofenau bey Wasserburg, und Hohenwart bey dem gleichnamigen Städtchen, und das Collegiatstift Schambach (genannt von dem Ursprunge des Fläschens Schambach) im Pflegamte Riedenburg. Vier Kupfertafeln mit Vorstellungen von Siegeln sind zugegeben. NN.

LEIPZIG, b. Jacobäer: *Versuch einer Geschichte der Schifffahrt und des Handels der Alten*, von T. W. G. Benedict. 1806. XII und 322 S. 8. (1 Thlr. 8 gr.)

Der Geschichte des Großhandels im Alterthum, einem Werke, das der Vf. der angekündigten Schrift nicht mit Unrecht vermisst, ohne die vortrefflichen Vorarbeiten *Heeren* und *Mannerts* zu verkennen, ist, unserer Vorstellung nach, nur ein einziger Plan angemessen; und eben weil dieser noch nirgends ausgeführt ist, muß die angedeutete Lücke in der historischen Literatur zugestanden werden. Das Charakteristische des Plans liegt in dem chronologisch-universalhistorischen Gesichtspuncte bey Anordnung der Materien. In einem Werke, als Geschichte des Handels angekündigt, muß Handel unmittelbar selbst der Abtheilungsgrund, müssen die Richtungen desselben, die Hauptveränderungen darin das Princip seyn, durch welches die Theile bestimmt werden. Der ethnographisch-statistische bleibt ein untergeordneter Gesichtspunct. Nothwendig ist also zuvörderst die Anlage gewisser Perioden, nach Maßgabe der Haupt-Epochen des Welthandels. Zum allgemeinen Umriss scheinen uns zwey Perioden hinreichend, bestimmt durch die gleichzeitige Herrschaft der Haupt-Plätze der alten merkantilen Welt, der wichtigsten Ränder in dem allgemeinen Getriebe des Großhandels. Die erste wäre die Periode von Babylon, Tyrus, Milet, Carthago, Corinth; die zweyte könnte in zwey Abschnitte zerfallen, deren Scheidung fast in die Mitte des zweyten Jahrhunderts vor Christi Geburt fiel: der erste Zeitabschnitt wäre der von Alexandria, Seleucia, Antiochia, Ephesus, Smyrna, Rhodus, mit Carthago und Corinth, der zweyte hiesse nach jenen sechs Hauptplätzen ohne die beiden Opfer der römischen Barbarey. Der größere Theil des Activhandels der Plätze vom ersten Range war Zwischenhandel; nach Maßgabe desselben, als vorherrschenden Verkehrs, als der häufigen Veranlassung des Handels der theilnehmenden Völker mit eigenen Waaren, müßten in jedem Zeiträume die Materien im Allgemeinen vertheilt werden, so daß den Haupt-Richtungen des Zwischen- und Groß-Handels aller andere Verkehr.

D d d

untergeordnet, aller Handel der vermittelnden Länder mit eigenen Exporten, und mit Importen zu eigenem Gebrauche, daran geknüpft würde. Drey Haupt-Rubriken könnten das Ganze jedes Zeitraums umfassen: orientalisches-occidentalisches, orientalisches-pontisches, occidentalisches-pontisches Handel. Bey Ausführung des Details jeder Haupt-Rubrik sind folgende Umstände die vorzüglichsten: kritische Ausmittlung der Waaren und ihrer Heimath, der Hinfuhr und der Rückladungen, Angabe der Wege zu Wasser und zu Lande, die jeder einzelne Waarenzug nahm; Anführung der dabey thätigen Völker, der Haupt-Stapelplätze, der theilnehmenden Plätze vom zweyten Range; Darstellung der Ramification jedes merkantilischen Stammes; Bedingungen, Schwierigkeiten, Beförderungsanstalten, Zahlungsmittel.

Es ist unsere Überzeugung, daß dem *Heeren'schen* Werke an Tiefe der Untersuchung, an Wichtigkeit der Aufschlüsse, kein anderes gleich kömmt. Freylich hat dieser Gelehrte den skizzirten Plan nicht befolgt, aber er wollte ja nicht bloße Handelsgeschichte des Alterthums liefern, die Arbeit sollte einen größeren Umfang haben, sollte auch das Staatswesen der vorzüglichsten alten Völker umfassen. Dieser Bestimmung nach mußte er allerdings die statistische Methode wählen. Wenn aber in der vorliegenden Schrift, bey der ausdrücklichen Beschränkung auf Geschichte des Handels und der Schiffahrt, die statistische Methode zum Grunde gelegt ist: so können wir nicht umhin, dieselbe für unangemessen zu halten. Der Leser lernt zwar die Production und Fabrication der vorzüglichsten Länder des Alterthums, ihren Exporten- und Importen-Handel, kennen; er wird aber auf keinen Standpunkt gestellt, von dem er den Zusammenhang des Welthandels einer Periode übersehen könnte, eben so wenig wird ein vollendeter Eindruck von den großen Revolutionen im Handel, den veränderten Richtungen des Waarenzugs, dem Falle mancher großer Plätze, bewirkt. Es werden bey den einzelnen Ländern zu viele Naturproducte angeführt, von denen nicht gezeigt wird, daß sie in den Handel gekommen sind, z. B. die Producte Mesopotamiens und Aegyptens sind umständlich aufgezählt, aber von denen, des ersten Landes, wird keins, von denen, des letzteren, bloß Getreide, als exportirt angegeben, mit der Bemerkung (S. 58): „Aegyptens Handel hatte meist fremde Waaren zu seinem Gegenstande.“ (also Zwischenhandel).

Fast unbedingt ist aber die Grund-Anlage das Einzige, was uns bey dem Werke unbefriedigt gelassen hat. In der Ausführung zeigt der Vf. beynah überall, daß er der Arbeit gewachsen ist. Er benutzt mit Einsicht die Resultate von *Heeren* und *Mannert*, verbindet damit eigene Forschungen, führt in den letzteren Fällen die Quellen sorgfältig an, fällt gesunde Urtheile, erwirbt sich die Achtung des Lesers durch historische, humanistische, chemische Kenntnisse, wie durch Deutlichkeit und Bescheidenheit im Vortrage. Wir können das nützliche Buch für Studirende auf Gymnasien und Universitäten nachdrücklich empfeh-

len. Führt es den Titel: *Statistische Beschreibung der Länder des Alterthums, mit vorzüglicher Rücksicht auf Handel und Schiffahrt*: so würde unser Beyfall bloß durch folgende Bemerkungen beschränkt worden seyn. In Beschreibung der Handelsstädte ist die Auswahl nicht streng genug; einige minder bedeutende sind aufgenommen, einige wichtige dagegen übergangen, als Beroea, Arsinoe, Phocaea. Daß die Phönicië auf den cassiterischen Inseln Colonieen und Factorieen gehabt haben sollen (S. 11), ist ohne historischen Grund; eben so die (vermuthlich von dem höchst unkritischen *Fischer* angenommene) Meinung, im Mittelalter seyen die indischen Waaren über Rußland an die baltischen Küsten geführt worden (S. 138). Von Corinth aus soll das ganze östliche Europa die arabischen und indischen Waaren erhalten haben (S. 210); das ließe sich eher von dem wichtigen Byzanz beweisen. Die Vorstellung von dem Gange des Bernsteinhandels (S. 13. 222. 226. 233. 240) ist die gewöhnliche: über Britannien, wo die Phönicië das Product abgeholt haben sollen. Wir haben uns darüber bey einer anderen Gelegenheit in diesen Blättern geküßert (J. 1807. No. 98). Mit der Behauptung: „das Getreide gedieh in allen Gegenden Scythiens außerordentlich gut“ (S. 126), steht der Zusatz auf der nächsten Seite im Widerspruche: „von den ackerbauenden Scythen wurden wahrscheinlich die benachbarten nomadirenden Scythen mit Getreide versorgt.“ Einigemal verliert sich der Vf. in merkantilischen Projecten; S. 124. 138: „Rußland kann die ganze Handlung zwischen Europa und Süd-asien an sich ziehen, es kann dadurch in den blühendsten, fruchtbarsten Staat, der jemals auf dem Erdballe existirte, umgeschaffen werden. Man würde alle indischen Waaren mit weit weniger Gefahr und Kosten nach Norden bringen, und ganz Europa damit versorgen können, weil der Transport in weit kürzerer Zeit zu Wasser, mit Hülfe der Flöße geschehen könnte. Die Ausführung des ganzen Plans wäre für eine Macht, wie Rußland ist, sehr leicht; es dürfte nur die südlichen Ufer des Aralsee's, und die Gegenden von Bochara, Samarkand und Balk, in Besitz nehmen lassen.“ (Das erinnert an *Fichte's* geschlossenen Handelsstaat.) In merkantilischer Hinsicht brauchen wir uns wohl über diese Stelle nicht auszuhassen; der Vf. scheint selbst nicht ohne Zweifel gegen die Qualification Rußlands zum indischen Zwischenhandel zu seyn (S. 125). Aber in moralischer Hinsicht können wir uns einer Anmerkung über den Schluß jener Stelle nicht enthalten. Er hat keinen angenehmen Eindruck auf uns gemacht. Ihres hohen Berufs eingedenk, sollten die Gelehrten (zu denen wir den Vf. mit Grunde zählen), anstatt den Maximen eines unreinen, zerstörenden Herrschergeistes das Wort zu reden, vielmehr in allgemeiner schöner Vereinigung aufstehn, und mit Beharrlichkeit darauf dringen, daß die Politik endlich der Moral untergeordnet werde: eine Insurrection, die gewiß nicht ohne Erfolg seyn würde. Die öffentliche Meinung, von den Schriftstellern geleitet, würde so laut werden, so gewaltig,

dafs die Fürsten und deren Rathgeber, wenn auch nicht eigentlich überzeugt, sich wenigstens schämen würden, noch im alten moralischen Schmutz unter gereinigten, anständigen Mitbürgern zu erscheinen. Soll dem Haupte das rauhe Ansehen des barbarischen Mittelalters bleiben, während die übrigen Glieder des Staatskörpers zu veredelten Gestalten sich ausbilden? Unterrichtet von dem Grade der sittlichen Cultur Europens zu Anfange des 19 Jahrhunderts, von den zunehmenden Gefinnungen der Gerechtigkeit und Menschlichkeit bey der Mehrzahl, wird sich die Nachwelt nicht wenig über einige grelle Beyspiele von Disharmonie zwischen den Gliedern und ihren Häuptern wundern. Kaum wird sie Copenhagens Eroberung glauben. In Erwägung des Geistes der dänischen Regierung dürfte sie versucht seyn, eine Verwechslung mit dem uralten Mythos der Bestürmung des Olymp durch die Giganten (unter Leitung eines mythischen Canning und Congreve) anzunehmen. Das wäre der Triumph des Lichts über die Finsternis, wenn der edle Britte eine Summe für die unglücklichen Copenhagner aufbrächte. N. N.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) POSEN u. LEIPZIG, b. Kühn: *Die Honigmonate*, von dem Vf. von Gustavs Verirrungen. Neue mit Kupfn. verm. Aufl. 1804. I Th. 252 S. II Th. 199 S. Taschenform. u. broch. (I Thlr. 16 Gr.)
- 2) PENIG, b. Dienemann: *Lehrjahre der Liebe*, von F. Hanack; auch unter dem Titel: *Journal von neuen deutschen Originalromanen*. 8te Lieferung. 2ter Jahrg. 1804. 260 S. 8. (I Thlr.)
- 3) LEIPZIG, b. Schödel: *Herzog Gustav und Heinrich der Räuber*. Ein komischer Roman mit ernstern Internezzos von K. H. . . . 1804. 260 S. 8. (21 Gr.)
- 4) ARNSTADT u. RUDOLSTADT, b. Langbein und Klüger: *Idonie, oder das Kästchen mit der Chiffer*. Eine Geschichte aus den Papieren eines Freymaurers. 1804. I Th. 264 S. II Th. 300 S. 8. mit einem Kupfer. (I Thlr. 12 Gr.)

Keinem dieser Vff. läßt sich die Anlage zu guten Schriftstellern in ihrem Fach ganz absprechen; und doch scheint unter allen nur ein einziger, der Vf. der *Honigmonate*, einen höheren Zweck, als den einer momentanen Betriedigung der so genügsamen Lesewelt im Auge gehabt zu haben. Er hat sich wenigstens den Roman als ästhetisches Kunstwerk gedacht; und wenn er auch das Ideal, das ihn vorschwebte, nicht ganz erreicht hätte, so ist doch sein eifriges Ringen nach demselben schon sehr verdienstlich. Die Erfindung ist zwar einfach, aber nicht gemein; die Charaktere sind zwar etwas stark ins Ideale gezeichnet, doch nicht verbildet und nicht ohne Haltung; die Diction ist, wenig Stellen ausgenommen, rein und fließend. Ausser den beiden vom Verleger bey-

gefügteten Titelkupfern hat, soviel wir bemerkt haben, diese zweyte Auflage keine Veränderungen erlitten.

No. 2 ist leicht und fließend geschrieben. Das ist aber auch beynahe das einzige Rühmliche, was sich darüber sagen läßt. Scharfe Umriffe der Charaktere, Zartheit der Empfindungen, gediegenen Witz und sinnvolle Bemerkungen sucht man vergebens. Auch vermißt man überall eine bestimmte Tendenz; denn für einen ernsthaften Roman ist dieser nicht ernsthaft, und für einen komischen nicht komisch genug. Ubrigens werde von dem, was Hr. H. geben wollte, nicht auf das hingeschlossen, was er geben könnte.

Der Vater von No. 3 versichert in der Vorrede, dafs er vor einigen Jahren von den Kunstrichtern zum öfterern Erscheinen im Publicum aufgefordert worden sey. Allein, ohne eben seiner Aussage zu misstrauen, können wir uns doch des Zweifels nicht erwehren, dafs dies wohl nicht so allgemein geschehen seyn dürfte, im Fall er damals mit diesem Herzog Gustav, der (nebenbey gesagt) von sinnentstellenden Druckfehlern wimmelt, vor den Schranken erschienen wäre. Ein Räuberhauptmann Heino, ein Kammerjunker Rattenschwanz, ein Minister Massetti, ein Präsident Rebentrost u. s. w., die seit einiger Zeit so oft in einer gewissen Classe von Romanen gespuht haben, hätten wohl, wollten sie noch in ihren alten Tagen gefallen, in einem gefälligeren und fleckenloseren Gewande auftreten sollen; ihre alltäglichen Intriguen und Charaktere hätten anziehender geschildert, mit gehaltvollerem, minder trivialem und selten ans Pöbelhafte angrenzendem Witz, und mit tiefer eingehenden Bemerkungen durchwürzt seyn müssen. — Der poetischen Wahrscheinlichkeit zum Trotz läßt der Vf. den Kubach und das leipziger Gefangbuch an einem Hofe paradien, dessen Prinzessinnen Abtrübsinnen werden, und von Rom aus Dispensation erhalten!

No. 4 trägt das Gepräge der Eilfertigkeit und Fabrikarbeit unverkennbar an sich; enthält ein Chaos von Begebenheiten, die sich eben so abenteuerlich entwickeln, als sie sich an einander reihen. Eine Handlung ist in die andere eingeschachtelt, und eine dritte Nebenperson berichtet nicht selten, in der Erzählung ihrer eigenen abbrechend, die Fata einer vierten, bloß, um die Heldin des Buches zu unterhalten! Thüringische Dorfkirmen- und italienische und spanische Kloster Geschichten, Entführungen und Ermordungen von allerley Arten, Geistererscheinungen, Ordensmysterien und sogar eine Biographie von Schwedenborg findet man traulich mit einander gepaart. Dazu kommt noch eine bey jeder Gelegenheit wiederkehrende Apostrophe des Vfs. an eine ehemalige Geliebte, welcher das Werkchen dedicirt ist. So etwas mag wohl sein Publicum finden; dadurch aber wird der Vf., der etwas Vollendetes liefern könnte, so wenig als durch die Jean-Paulsche Manier, welcher er nachjagt, vor dem Richterstuhl der Kritik gerechtfertigt.

BERLIN, b. Schüppel: *Neue Schriften von A. F. E. Langbein*. Erster Band. 1804. Mit einem Titelkupfer und Vignette. 326 S. 8. (1 Rthlr. 9 Gr.)

Neue Schriften von einem Vf., dessen alte man gern las, können nicht unwillkommen seyn. Hr. L. gehört zu den unterhaltendsten Schriftstellern für die deutsche Lesewelt. Er besitzt alle die Talente, welche dazu gehören, um sich dieses Vorrechts immer von Neuem und stets mit glücklichem Erfolg zu bedienen. Gerade diese leichte, gewandte Manier verändert die Stimmung des Publicums, es überfliehet bey einer gefälligen Darstellung leicht die Mängel der einzelnen Theile, und bringt keine höheren Ansprüche mit, als durch ein angenehmes Spiel der Einbildungskraft die Zeit sich möglichst zu verkürzen. — Hr. L. hat sich in dem vorliegenden Buche an eine Dichtungsart gewagt, bey welcher jene Ansprüche nicht so leicht zu befriedigen sind, und wozwar eine flüchtige, leichte Manier nicht ganz am unrechten Orte ist, aber doch auch nicht allein genügt, und die höheren Forderungen nicht abweisen kann, welche an den dramatischen Dichter ergehen. — Diese neuen Schriften beginnen mit einer Posse in drey Acten: *Die Schule der Eleganz*. Auch hier verräth sich die Laune und der Witz des Vfs.; aber doch wird diese Posse auf dem Theater wenig Effect machen. Der Lehrling der Eleganz ist eine Puppe, die mit sich spielen läßt, und kein gutgewählter Charakter für den Schauspieler. Er erinnert an *Moliere's bourgeois gentil-homme*, mit dem er zu seinem Vortheil mehr Ähnlichkeit haben könnte. Die Scenen, in denen er seine Plump-

heit verräth, sind langweilig und ermüdend, weil es ihnen an Feinheit gebricht. Von dem Possenspiele erwartet man doch auch seinen Witz, das Niedrigkomische darf nicht herrschend seyn, und muß durch Abwechslung erhoben werden. Welches Publicum wird diese Balgereyen des Hn. v. Puff mit seinen Lehrmeistern aushalten können! — Ein Kind in Mannesformat gewährt ohnedies ein Schauspiel, von dem man sich eher wendet, und die Satyre trifft nicht, weil sie ein Wesen zeigt, dem sich kein Zuschauer gleichstellen kann. Der Dialog ist leicht, aber zu leer, und nur in den Scenen mit Madame Schwalbe gelungen zu nennen. Der Charakter dieser Geschäftsrau ist am besten hervorgehoben, obschon er nicht deutlich ist. Foote, von dem sie der Vf. entlehnte, wußte dergleichen Charaktere durch seine Darstellung und durch ein eigenes Talent, berühmte Personen zum Sprechen zu porträtiren, interessant zu machen. Diese Posse, die Etwas gedrängter seyn sollte, bleibt indeß immer eine artige Kleinigkeit. — *Das Blumenmädchen*. Ein unterhaltendes Liebesabenteuer, und so gut erzählt, wie Hr. L. zu erzählen pflegt. Die Gefahren, welchen die Unschuld in großen Städten unterliegt, sind lebendig und treu geschildert, und die alte Kupplerin vorzüglich gut getroffen. Ungern fand Rec. zu viele Scenen aus den Winkeln der niederen Wollust hier aufgeführt, die immer widerlich sind, und in einem Buche, wo sie zarten, jugendlichen Seelen begegnen werden, am unrechten Orte stehn. — Den Beschluß dieses Bandes macht eine kleine Anekdote, die Zeugen.

Chr.

KLEINE SCHRIFTEN.

GESCHICHTE. Frankfurt und Leipzig: *Annalen des Fürstenthums Ansbach unter der preussischen Regierung von 1792 bis 1806*, vom Kriegs- und Domainen-Rath Lang. 1806. 44 S. 8. Durch diese wenigen Blätter fließt eine reichhaltige Ader des Witzes und der Satyre. Ein gewöhnlicher Büchermacher hätte diesen gehaltvollen Stoff zu einem dickleibigen Buche ausgesponnen. Hin und wieder fallen Seitenhiebe, von welchen aber Rec. aus Mangel der Localkenntnisse nicht sagen kann, ob sie gut oder übel angebracht sind. Zu diesem Urtheile finden sich auf jeder Seite Belege; Rec. will deren nur einige ausheben. S. 6. Ein trefflicher Bürger und Landbaumeister, N. N. (die Namen mögen die Leser im Buche suchen!) der aus eigener Unternehmung und rastloser Mühe aus Sumpf und Moor die schöne linke Seite der Herrieder Vorstadt hervorgehen ließ, empfing die gerechte Würdigung im October als königlicher Bau-Inspector angestellt zu werden, ob er gleich, mit dem Erfolge nicht zufrieden, öfters zu sagen pflegte: als markgräflicher Baumeister habe er viel gebaut und wenig geschrieben, jetzt aber werde viel geschrieben und wenig gebaut. S. 11. Wie aus dem trojer Brand brachte die schützende Gottheit Maximilian Joseph nach Ansbach; damals schon gab ihm des Himmels geheimer Schluß dieses sein Lateinerland, und führte ihm späterhin auch eine Königin zu. Seine Regierung ist von dem Tage an zu zählen, wo er über die Herzen der Ansbacher Bürger gebot. S. 15. Vom 1 Jan. 1796 trat die Gültigkeit des preussischen Landrechts und der Gerichtsordnung ein, eine schöne Gestalt mit einem flächlichen Sportelschweif. S. 18. An vielen Thieren fand man etwas auszusetzen, an den Bären und Affen, an den Raupen und Maykäfern, an den Hunden, an den Sperlingen, denen man die Köpfe absprach, an den Tauben u. s. w. S. 25. Der Befehl an die Geistlichen, ihre weißen Chorhemden

abzulegen, um den Gotteshäusern das Walscherlohn zu ersparen, fand nur langsame Vollzug. S. 29. In diesem Jahr (1800) erging das Patent zur allgemeinen Einführung der preussischen Hypothekenverfassung, die auf die zahllose Menge der hiesigen einzelnen Besitzungen ursprünglich wohl nicht berechnet war, und durch ihre Anwendung, die sie selbst in den älteren Provinzen noch keinesweges durchaus gefunden, die Kosten und die Schwierigkeiten, sein Geld zu erheben, so sehr vermehrte, als sie die Sicherheit des Gläubigers befestigte: eine Einrichtung, erfunden in einem geldarmen Lande zum Vortheil des Grundbesitzers und zur Minderung der Asscuranzen, angewendet auf ein reicheres Land, zur Belästigung des Grundbesitzers und Erhöhung der Borgungskosten. Aus einer Masse von 990 fl. werden nach Abzug von 707 fl. 11 3/4 Kr. Sporteln die übrigen Schärfein unter die standhaften Gläubiger vertheilt. Merkwürdig, und mit der bekannten Humanität der preussischen Gesetzgebung im Widerspruch, ist der Schluß S. 41. Ein Polier-Assessor in Fürth, der nach der eigenen Schilderung des Richters keine andere Leidenschaft hatte, als die, dem Staat nützlich zu seyn, wird auf eine, von einem Kriegsrath gestellte Untersuchung vom Ministerium suspendirt, durch den Richter, an den er seine Zuflucht genommen, ehrenvoll als unfehlbar erklärt, und wieder eingesetzt, durch einen Kabinetsspruch vom 12. Jan. aber das Urtheil außer Wirkung gesetzt, und am 19. April diesem Manne, da er eine andere Stelle, als die der Richter ihn wieder eingesetzt, nicht annehmen wollte, die Entlassung gegeben. Bald darauf wird sogar den untergeordneten Staatsdienern, selbst den Geistlichen, der nach Ausspruch des Königs verkündet, daß sie künftig ohne Urtheil und Recht, bloß auf Anrathen der Präsidenten entscheiden könnten.

K. F. B.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 N O V E M B E R, 1807.

ERBAUUNGSSCHRIFTEN.

- 1) FRANKFURT a. M., b. Eichenberg: *Gemeinschaftliches Gesangbuch der beiden protestantischen Gemeinden in Stollberg bey Aachen*, herausgegeben von *Johann Reifig* und *Heinr. Simon van Alpen*. 1802. XLIV u. 1013 S. 8.
- 2) GIESSEN, b. Hoyer: *Fürstlich-solms-braunfelsches Gesangbuch*, zur Beförderung der öffentlichen und häuslichen Erbauung. 1806. XVI u. 684 S. 8.
- 3) SOEST, (ohne Angabe des Verlegers): *Vollständige christliche Religions- und Tugendlehre in Liedern*. Ein Gesangbuch für höhere und niedere Schulen, von *J. D. E. Pilger*, Prediger zu Weslarn bey Söft. 1806. Xu. 132 S. 8. (3 Gr.)
- 4) BAMBERG u. WÜRZBURG, b. Göbhardt: *Neue Lieder nach alten und bekannten Melodien für das ganze katholische Kirchenjahr*. Ein Versuch zur Lieferung eines Beytrages zur Einführung eines Gesangbuches nach rein sittlichen, ächt christlichen und dem Geiste eines jeden Festes angemessenen Religionsbegriffen, von *Joseph Gehrig*, kathol. Geistlichem im Bisthum Würzburg. 1807. 103 S. 8. (5 Gr.)
- 5) COBURG, b. Ahl: *Gefänge zur Erweiterung der wahren Gottesverehrung bey dem vor- und nachmittägigen Gottesdienste*, gesammelt und herausgegeben von *Placidus Geyer*, Seelsorger bey der katholischen Gemeinde zu Coburg. 1807. 146 S. 8. (8 Gr.)

In No. 1 haben sich ein lutherischer und reformirter Prediger zur Herausgabe eines von beiden Gemeinden gemeinschaftlich zu brauchenden und auf gemeinschaftliche Kosten gedruckten Gesangbuchs auntsbrüderlich vereinigt. Bey den übrigen findet sich nun zwar solche äußerliche Harmonie nicht; wohl aber ein Geist ächtchristlicher Religiosität, wobey die kirchlichen Unterscheidungslehren nicht weiter in Anschlag kommen. Gehen wir nur auf dem Wege dieser Eintracht fort, so wird das endliche Ziel, wonach jede Particular-Kirche von jeher strebte, bald erreicht werden. Wie an Maximen, so sind sich auch anguter Auswahl der aufgenommenen Lieder diese Sammlungen ähnlich, und keine verdient den Vorwurf der Zweckwidrigkeit, Plan- und Geschmacklosigkeit. Wir glauben durch die von uns beobachtete Ordnung den relativen Werth derselben am besten bezeichnet
J. A. L. Z. 1807. Viertes Band.

zu haben. No. 1 verdient demnach in jedem Betracht zuerst genannt zu werden. Schön die Seitenzahl bezeugt den großen Umfang dieser aus 1300 Gefängen bestehenden Sammlung. Es ist kein wichtiger Punct der christlichen Glaubens- und Sitten-Lehre, wofür man nicht hier ein gutes Lied fände. Die Moral ist so zur Hauptsache gemacht, daß der Dogmatik nichts vergeben ist. Es ist nichts aufgenommen, was nicht eigentliches Kirchen-Lied war, und alle Gefänge für die häusliche Andacht u. s. w. sind weggeblieben. „Wir haben, sagen die Herausgeber S. IV, alle gute und brauchbare Kirchenlieder mit allem uns möglichen Fleisse gesammelt, damit wir die Quellen einer wahren öffentlichen Erbauung vermehrten, die Freyheit der Auswahl vergrößerten, die nöthige oder doch sehr nützliche Abwechslung der Gefänge beförderten, und allen Dichtern, die sich um den Kirchengesang verdient gemacht haben, gleiche Gerechtigkeit widerfahren ließen. Wir wollen nicht alle Veränderungen als *Verbesserungen*, sondern viele nur als solche Veränderungen, die uns unsern Absichten gemäß zu seyn schienen, betrachtet wissen. Wir sahen auf Kürze, auf Wichtigkeit der Gedanken sowohl als des Ausdrucks, und nahmen oft solche Lieder, so gut sie auch an sich seyn mochten, nicht auf, deren Melodien in hiesigen Gegenden nicht anwendbar sind.“ Das Verzeichniß der Lieder-Dichter mit kurzen biographischen und literarischen Notizen vom *Hn. v. Alpen* (S. VII—XXXVI) gereicht diesem durch ein anständiges und wirklich elegantes Außere ausgezeichnetem Gesangbuch zu einem besonderen Vorzug.

Der Herausgeber von No. 2 hat sich nicht genannt. Seine aus 695 Nummern bestehende Sammlung enthält zwar eine bedeutende Anzahl guter Lieder; aber die Auswahl ist doch nicht streng genug. Solche Lieder, wie No. 137 u. a., hätten durchaus wegbleiben sollen. Auch hätte mehr Sorgfalt für die Eurhythmie bewiesen werden sollen. Gleich der Anfang des ersten Liedes ist hart:

Sammlet euch, o Christen, gern
Hier an dieser Stätte!
Singt und danket eurem Herrn,
Preist ihn im Gebete.

Etwas Eigenthümliches ist, daß, nach Angabe der Melodie, bey jedem Liede eine kurze Bezeichnung des Empfindungs-Tons beygefügt ist, z. B. bittend, wehmuthsvoll, heiter, freudig, mit Trostgefühle belehrend u. s. w. Vor No. 136 heist es: „Mit empfindender Empfindung.“ No. 391: „Mit Pflichtgefühle.“ Solche Bezeichnungen möchten für die Organisten und

E e e

Sänger eine schwere Aufgabe seyn! Die angehängten Gebete und Andachten verdienen Lob.

Von No. 3 zeigt schon der Titel die Bestimmung deutlich an. Die Sammlung ist zum Hilfsbuche bey dem vom Vf. herausgegebenen *Religionskatechismus* (den Rec. unter den vielen neueren für einen der vorzüglichsten hält) bestimmt, deswegen ist sie nach derselben Ordnung eingerichtet, und im Katechismus sind überall die Stellen, wohin die Lieder gehören, mit den Nummern derselben bezeichnet. Was Hr. Pilger in der Vorrede über die Verbindung des Lichts mit der Wärme bemerkt, zeugt von eben so viel Einsicht, als Erfahrung, und verdient beherzigt zu werden. Die Auswahl ist nach guten Grundsätzen und mit Geschmack geschehen. Schade nur, daß Druck und Papier so schlecht in die Augen fallen!

Derselbe Tadel trifft auch No. 4, obgleich die innere Einrichtung lobenswerth ist. Die „geläuterten Religionsbegriffe“, von welchen Hr. Gehrig in der Vorrede redet, bewähren sich in der durchaus praktischen Tendenz des Ganzen, wobey jede kirchliche Bestimmung, welche keine praktische Seite hat, weggelassen ist. Übrigens würde der Titel: *Fest-Lieder*, passender seyn, da bloß die ersten Nummern allgemeine Mefs- und Kirchen-Lieder, die anderen aber sämmtlich Fest-Gefänge sind. Zuweilen findet man auch kurze Paränesen eingestreut, z. B. S. 16 u. a., welche keine üble Wirkung thun. Sonderbar ist die Anmerkung S. 103: „Ich lasse mich zur Sprache des Volks herab und sage Gefätz, weil ihm das ursprünglich griechische Wort *Strophe* unbekannt und das deutsche *Abfatz* in dieser Bedeutung ungewöhnlich ist.“ Sollte *Vers* nicht in ganz Deutschland bekannt seyn?

Auch No. 5 enthält fast nur Fest-Lieder und Mefs-Gefänge und steht auch sonst mit der vorigen Sammlung in einer Kategorie. Hr. Geyer hat die seinige ohne allen Vorbericht gelassen. Das Aufere ist anständig.

- 1) SCHLESWIG, b. Röhfs: *Homiletisches Handbuch über die, in der neuen schleswig-holsteinischen Kirchen-agende, für alle Sonn- und Festtage des Jahres verordneten evangelischen Texte*. Anfangs bearbeitet von Dr. Friedrich Wilhelm Wolfrath, dann von D. Wilhelm Abraham Teller, nun fortgesetzt von M. Detlev Joh. Wilh. Olshausen, Hauptprediger an der Stadtkirche zu Glückstadt und des königl. Ober-Consistorii Mitgliede. 1802 und 1803. Des zweyten Jahrganges I, II und III Band. VIII. u. 366. 242. 268 S. 8.

Auch unter dem Titel: *Homiletisches Handbuch über einige der gewöhnlichen Evangelien und über freye Texte*, Anfangs bearbeitet u. s. w. Des dritten Theils I, II u. III Band.

- 2) Ebendasselbst: *Homiletisches Handbuch über die, in der neuen schleswig-holsteinischen Kirchen-Agende für alle Sonn- und Festtage des Jahres verordneten epistolischen Texte*, bearbeitet von M. Detlev Joh. Wilhelm Olshausen. Des dritten

Jahrganges I, II u. III Band. 1802 und 1803. 199. 164. 204 S. (Beide Jahrgänge 3 Thlr. 22 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Homiletisches Handbuch über einige der gewöhnlichen Episteln und über freye Texte u. s. w.* Des dritten Theils I, II u. III Band.

- 3) LEIPZIG, b. Kummer: *Wochen- und Leichen-Predigten*. Zehnten Bandes erstes Stück. 1804. 104 S. 8. (6 Gr.)

Oder: *Neues Magazin für Entwürfe zu populären und gemeinnützigen Predigten über freye Texte*. Von einer Gesellschaft bearbeitet und herausgegeben von Justus Balthasar Müller, künftl. hessischem Superintendenten, Consistorialrath, Definitor und Stadtprediger in Gießen. 4ter Band. Erstes Stück.

- 4) LEIPZIG, b. Barth: *Materialien für alle Theile der Amtsführung eines Predigers, nebst praktischer Anweisung, dieselben dem Bedürfnisse unserer Zeit gemäß zu gebrauchen*. Herausgegeben von einigen Freunden der praktischen Theologie. 1803. 8 Bnd. I u. II St. 256 S. 8. (16 Gr.)

No. 1 wird jetzt von dem verdienten Olshausen fortgesetzt, der aber gerade die wenigsten Beyträge geliefert hat. Die meisten sind von den Hnn. Matthäi in Hameln, Wolfrath und Marot. Wollte Rec. in die Kritik der einzelnen Arbeiten eingehen, wie er es wünschte: so würde dies die Grenzen dieses Instituts überschreiten. Die Themata sind nicht schlecht gewählt, und haben immer praktische Tendenz, nur ist ihre Ausführung nicht immer vollständig. Auch fehlt es in den Theilen oft an logischer Richtigkeit. So z. B. gleich das 6 Thema am Neujahrstage: das menschliche Leben unter dem Bilde einer Frühlingsblume. Es hat 1) in sich hohen Werth, wie diese Reiz und Wohlgeruch. Es ist 2) eben so kurz und vergänglich, wie die Blüthe der Blume. Es enthält 3) wie sie den Saamen eines neuen unverwelklichen Lebens. Abgesehen davon, daß sich auf diese Art viele Bilder vom menschlichen Leben angeben ließen (Rec. hörte einmal in einer Predigt das menschliche Leben spafshaft genug mit einer Schneeflocke vergleichen): so liegt das *tertium comparationis* wohl bloß in der Vergänglichkeit, nicht darin, daß beides in sich einen hohen Werth habe. Und hat das Menschenleben hohen Werth (nicht in sich, sondern seines Gebrauchs und seiner Folgen wegen): so ist No. 3 schon in No. 1 enthalten. Oder das 6te Thema am neunten Sonntage nach Trinitatis: Wie man Kinder auf die rechte Weise zum Gebete anleiten muß? Hier wird geantwortet: man Sorge dafür, daß die Kinder mit Verstand beten. Ist das aber ein Mittel? Wie das zu machen sey, ist ja eben die Frage. Wie? wenn mich Jemand fragte: Welches ist der rechte Weg zur Stadt A., und ich wolle ihm antworten: verschaffe dir nur richtige Kenntniß des Weges. — Doch Rec. darf sich dabey nicht aufhalten. Schön ist es, daß der praktischen Behandlung einzelner Materien jedesmal ziemlich richtige allgemeine Bemerkungen über den ganzen Text vorangehen. Daß die

schon bekannte *Stolzische* Uebersetzung des Textes jedesmal beygefügt ist, nimmt viel Raum weg. Übrigens sollen alle drey Jahrgänge dieses Handbuchs nach S. VII der Vorr. mit einem dreyfachen Register, nämlich 1) mit einem Verzeichnisse aller erklärten Schriftstellen, 2) mit einem Verzeichnisse der in dem Jahrgange vorkommenden vormaligen evangelischen Perikopen und Hinweisung auf die neueren, in welchen sie ganz oder zum Theil enthalten sind, 3) mit einem Verzeichnisse der wichtigsten Materien, worüber Entwürfe vorhanden sind, in alphabetischer Ordnung versehen werden.

No. 2. ist den vorigen Jahrgängen im Inneren und Äusseren ganz gleich, nur daß in diesem dritten die Texte der Sonntage, über welche die Entwürfe sich verbreiten, über jeder Seite angegeben sind. Eine Änderung von Rechtswegen! S. 13. Band 1 wo es heisst: *Zusätze der Menschenliebe*, die uns beseelen soll, darf es uns auch nicht gleichgültig seyn u. s. w. ist wahrscheinlich der Setzer den Sinn schuldig geblieben, statt: zufolge. Übrigens sind auch diese Entwürfe recht nutzbar, und könnten dem, der Dienste braucht, recht gute Dienste leisten. Wohl aber dem, der bey der Ausarbeitung seiner Predigten keinen *socium a latere* nöthig hat! —

Weitläufiger, obgleich nach Rec. Gefühl deswegen nicht vorzüglicher, sind die Entwürfe in No. 3. die nicht Entwürfe, sondern volle Predigten mit Fleiß und Brähe sind. Unter den Beyträgen sind: *Kieselsbach* in Bremen, *Beckhaus* in Gladbach, *Heydenreich* in Merseburg, *Dohlhoff* in Halle, *Volgenau* in Hemmerden und *Schmieder* in Pforte unterzeichnet. Allgemeine Themata wechseln mit speciellen ab. Seitdem man diesen vor jenen den Vorzug gegeben hat, suchen sich viele in den erstern zu gefallen. Hier stehen z. B. rechte Anwendung der Winterabende und herzliche Bitten an diejenigen, welche junge Personen vom Lande in die Stadt thun. Recht gut, daß davon gesprochen wird. Aber wäre es nicht besser, bey schicklicher Gelegenheit diese Materien einzuflechten, als eigene Vorträge darüber zu halten? Wie wenn der Landmann — denn auf dem Lande sind beide gehalten worden — bey dem ersten Thema einwendete: das weiß ich so wohl, daß ich die Winterabende nicht verschleudern darf! und bey dem zweyten: ich habe noch nicht daran gedacht, jemanden in die Stadt zu thun, und wenn es geschieht, werde ich es an Ermahnungen nicht fehlen lassen! Überhaupt ist der, in dem zweiten. der genannten Entwürfe gegebene Rath: macht junge Personen mit fehlerhafter Denckungs- und Handlungs- Art der Menschen, beson-

ders der Stadtbewohner bekannt — vielen Mißverständnissen ausgesetzt.

Von No. 4. braucht Rec. nur den Inhalt kurz anzugeben, da dieses Werk nach seinem Werthe schon hinlänglich bekannt ist. Das erste Stück enthält folgende Rubriken: 1) Etwas, was schon Lichtenberg gesagt hat, vom Prof. *Snell* in Idstein. Soll beweisen, daß die Hauptursache des sittlichen Verderbens nicht allein in der Übermacht der Sinnlichkeit, sondern auch in dem Bestreben zu suchen sey, die Mittel zum Zwecke zu machen, welches Bestreben man, nach *Lichtenbergs* Ausdrücke, für den zweyten Sündenfall anzusehen habe. Aber mit Erlaubniß! Ist denn dieses Bestreben, oder richtiger gesagt, diese Gewohnheit nicht eine Wirkung der Sinnlichkeit? „Kann der bloße Besitz des Geldes, wird S. 5 gefragt, das Leben erhalten und angenehm machen?“ Allerdings in der Vorstellung des Geizigen, der darum Gelderwerb zum Zwecke macht, weil er davon sinnlich angenehme Genüsse theils jetzt schon ableitet, theils noch mehrere in der Zukunft sich träumt. 2) Vom ästhetisch Erhabenen, als einem Mittel der moralischen Bildung. Von Demselben. Recht gut. 3) Rede bey der (einer) Schulconferenz. Entwirft das Bild eines möglichst vollkommenen Schullehrers. Alle Merkmale, die angeführt werden, sind beynahe in jedem Stande nöthig, charakterisiren aber nicht gerade den vollkommenen Schullehrer. Und wo bleiben denn Thätigkeit, Geduld u. s. w. von denen gar keine Erwähnung geschieht. 4) Psychologische Untersuchungen über die bey vielen jungen Leuten so gewöhnliche Vorliebe für das Neue. Vom Prof. *Snell* zu Idstein. Als ein Wort zu seiner Zeit kann das gelten, was S. 63 mit vielem Nachdrucke gesagt wird. Eine Stelle, die Rec. gern abschriebe, wenn er nicht den Raum schonte. 5) Fodert nach der kritischen Philosophie die moralische Vernunft etwas unmögliches, wenn sie Heiligkeit gebietet? Von Demselben. Ein Streit, worüber die Acten schon beygelegt sind. Denn das wußten wir schon, daß die Vernunft nicht Heiligseyn, sondern Annäherung zur Heiligkeit fodere. 6) Ob die Wunder Jesu die Wahrheit seiner Lehre beweisen? Vom Pastor *Welker* zu Oberosleiden. 7) Ist Sittlichkeit oder Glückseligkeit menschliche Bestimmung? Vom Dr. *Callisen* in Hollingstädt. Wichtiger als diese Abhandlung ist der Aufsatz No. 9 vom zweyten Stücke, von Ebendenselben: Über ein paar gewöhnliche Fehler bey dem jetzigen Religionsunterrichte in niederen Schulen — den wir aber, so wie manche andere, der Kürze wegen übergehen müssen. L. M. H.

K U R Z E A N Z E I G E N.

THEOLOGIE. 1) Nürnberg, b. Lechner: *Vertheidigung und Empfehlung des Herlesens der Predigten auf der Kanzel, allen geistlichen Oberbehörden der drey ConfeSSIONen in Deutschland zur unbefangenen Beherzigung gewidmet.* von J. S. A.—r. 1804. 124 S. 8. (8 Gr.).

2) Ebendasselbst: *Kritik oder vorurtheilsfreye und unbefangene Prüfung der von J. S. A.—r. herausgegebenen Vertheidi-*

gung und Empfehlung des Herlesens der Predigten auf der Kanzel, ange stellt von einem Freunde der Wahrheit. 1805. 77 S. 8. (18 Gr.).

Der Vf. von No. 1. will durch seine Abhandlung bewirken, daß den Predigern das Ablefen ihrer Vorträge nicht allein erlaubt, sondern auch zur Pflicht gemacht werden solle. Er legt im ersten Abschnitt dieser Schrift die Gründe dafür vor, und beantwortet im zweyten die Einwendungen dagegen mit Ge-

Beredsamkeit und Überredungskunst. Indessen hat er doch nicht alles, was man wider das Ablefen der Predigten gesagt hat, reiflich erwogen, wie er denn selbst die von ihm angeführte Schrift: *Muzels Vernet* nur aus einer Recension kennt. In dieser Schrift würde S. 26 noch manches gefunden haben, was er nicht widerlegt hat, und ihm schwer zu widerlegen seyn würde. Im Grunde macht er sich seinen Sieg über diejenigen, die hierin anderer Meinung sind, dadurch leicht, daß er einen Prediger, der schlecht memorirt und schlecht das Memorirte her sagt und einen anderen, der eine gute Predigt gut herzulesen, als sie gut aus dem Gedächtnisse herzusagen, und das möchte doch wohl ein schwer zu beweisendes Paradoxon seyn. Er zeigt zwar, daß für einige Prediger das Ablefen große Erleichterungen gewähre, um besser zu predigen; aber er vergißt, daß andere darin auch große Schwierigkeiten finden würden, wenn sie sich Mühe geben müßten, ihr Concept leserlich abzuschreiben, wenn sie entweder ein Augenglas gebrauchen oder das Concept zu nahe vor sich nehmen, oder sich unanständige und die Verständlichkeit hindernde Stellungen erlauben müßten, um ablesen zu können. Er zeigt, daß aus dem Ablefen der Predigten einige Vortheile entstehen, besonders der, daß der Prediger zu jeder Zeit von seinen gehaltenen Vorträgen genaue Rechenschaft ablegen kann; aber er überieht oder verkleinert die Nachteile, die mit dieser Gewohnheit verbunden sind. Er sagt zwar, nur die Gewohnheit mache, daß die Zuhörer eine abgelesene Predigt nicht so gern haben, als eine memorirte, und beweiset dies selbst S. 94 durch ein aus *Chemnit. methodus concionandi* genommenes Beyspiel, da die Zuhörer statt eines Predigers, der ihnen memorirte Vorträge hielt, einen anderen haben wollten, der ihnen aus einem Buche etwas vorläse, weil sie, wie sie sagten, bey dem letzteren eher urtheilen könnten, daß er Gottes Wort vortrage, als bey dem ersteren. Aber was beweiset dieses Beyspiel? Daß die Gewohnheit auch das Ablefen der Predigten lieb machen kann: keineswegs aber, daß wenn man das Ablefen und Memoriren von der vortheilhaftesten Seite kennen gelernt hat, doch dem Ersteren den Vorzug geben wird? Rec. glaubt das nimmermehr, und denkt vielmehr mit dem vom Vf. angeführten *Teller*, daß die Zuhörer eben so der Meinung seyn sollen, als sie es sind, ein Prediger soll lieber seine Predigten memoriren, als ablesen, damit es wenigstens scheine, als spreche er als Freund und Vater zu seiner versammelten Gemeinde. Der Vf. sagt zwar sehr stark S. 33: Wie? der Prediger soll etwas scheinen, was er nicht ist? Aber wer wird das für etwas anderes, als eine Declamation oder Rednerkunstgriff halten? Denn wer wird dem Prediger verbieten, daß er so das auswendig gelernte herzusagen suche, als habe er es nicht auswendig gelernt, daß er die Kunst verberge, die ihm seine Vorträge gekostet haben mögen? Ist das Täuschung und Verstellung, so ist auch das, wenn man nach der Vorschrift des Apostels sich freuen soll, als freute man sich nicht. Der Vf. sagt, es komme bey der Predigt nur auf den Inhalt an, und daher sey es wenigstens einerley, ob sie abgelesen oder hergesagt werde; aber diese Äußerung muß nothwendig eingeschränkt werden, die Predigt ist ein mündlicher Vortrag, kein schriftlicher Aufsatz. Der Gipfel der Beredsamkeit, sagt schon Quintilian, ist die Kunst, vortrefflich aus dem Stegreif zu reden. Mithin kommt alles dabei darauf an, daß man diesem Gipfel sich nähere, oder doch wenigstens sich zu nähern scheine. Der Inhalt der Predigt muß offenbar durch Vortragsart, durch körperliche Beredsamkeit, selbst durch die persönlichen Verhältnisse, worin der Prediger mit seiner Gemeinde steht, gehoben werden. Deshalb hält Rec. noch immer dafür, die beste Methode zu predigen sey: einen guten, zu einer Predigt sich eignenden Aufsatz möglichst gut, jedoch mehr nach den Sachen, als nach den Worten zu memoriren, ihn dann möglichst getreu herzusagen, aber sich auch kleinere oder auch größere Abweichungen zu erlauben, wenn man dazu genöthigt ist, oder Ursache findet, und sich dann einer möglichst schicklichen, selbst angenehmen Declamation zu befeisigen. Die Unbequemlichkeiten, die mit dieser Methode verbunden sind, werden vom Vf. offenbar übertrieben.

Denn wird ein Prediger, der sich also gewöhnt hat, gerade immer unanständige Ausdrücke oder Worte, die nichts als Lückenbüßer sind, auf die Kanzel bringen, wenn er von seinem Concept etwas abweicht? Vielleicht fällt ihm gar während des Vortrags noch das allerpassendste ein, was gesagt werden muß; wenigstens wird der auf der Kanzel gewählte Ausdruck fast eben so gut seyn, als der auf dem Papier stehende. Genug, mit dieser Methode sind nach Rec. Erfahrung die wenigsten Unbequemlichkeiten und die meisten Vortheile verbunden, und er würde nie wünschen, daß das Ablefen der Predigten geboten würde.

Derselben Meinung ist auch der Vf. von No. 2, aber leider hat er seine Schrift mit der größten Flüchtigkeit hingeworfen. So sehr er der Sache, von der er redet, gewachsen zu seyn, auch die Sprache in seiner Gewalt zu haben scheint, so sind ihm doch viele Ausdrücke entschlüpft, die nur halb wahr sind, z. B. S. 10. *An einem verkehrten Ausdruck auf der Kanzel solle man sich nicht stoßen, wenn er nur nicht indecent sey, und ein solcher werde keinem gebildeten Prediger entfahren.* Andere, die verschiednen gedeutet werden können, z. B. S. 15. *über nichts (soll heißen über Kleinigkeiten) sich recht sehr ärgern.* Was soll man zu folgender Periode sagen: S. 44. *Da Leichenpredigten von mir zu Casualpredigten gerechnet werden, (von wem nicht?) mithin auch mit dem Verstorbenen in der genauesten Verbindung stehn, (weil sie Casualpredigten sind?) und ganz auf diesen gerichtet seyn müssen, so erhellet hieraus, daß jede Vorarbeit der Art, für die sich der Prediger doch gut bezahlen läßt, schlecht-seyn müsse.* Hatte doch der Vf. zu dem Motte des Titels: *sine ira et studio* auch noch hinzugefügt: *et sine propterantia!*

ERBAUUNGSSCHRIFTEN. *Amberg*, in der Uhlmannschen Buchhandlung: *Gebet- und Betrachtungs-Buch für Katholiken*, denen wahre Gottesverehrung und Seelenglück Bedürfnis ist, verfaßt vom Prof. Baumgärtner. Erster Band. 1804. VIII. u. 74 S. gr. 8. Zweyter Band. 1805. VI u. 687 S. gr. 8. (3 Thlr. 8gr.) Der 2te Th. hat noch den besondern Titel: *Mein Gebet und meine Betrachtungen*, vom Prof. Baumgärtner. Rec. gesteht aufrichtig, daß er von diesen beiden dicken Bänden höchstens den dritten Theil durchgelesen habe, weil er keine so schwere Büßung seiner Sünden, wie die ununterbrochene Lectüre des Ganzen, verdient zu haben glaubte. Was er gefunden, verdient indess Billigung, und er glaubt, daß Hr. B. unter die vorzüglichern ascetischen Schriftsteller gehöre. Er selbst bekennt von sich (Th. I. S. IV): „Guter Gott! vielleicht häus ich die Summe der Andachtschriften nicht mit dieser vermehren sollen! Mit einer redlichen Offenheit darf ich indessen sagen: Ich habe es gewis gut gemeint.“ Wir hoffen, der Vf. werde mit unserm Urtheil zufrieden seyn, da wir ihm zustehen, daß er es nicht nur durchaus gut gemeint, sondern auch, wo wir ihn verglichen haben, gut gemacht habe. Nur fasse er künftighin seine Gebete kürzer, und vermeide die ewigen Wiederholungen, — ft —

VERMISCHTE SCHRIFTEN. *Berlin*, b. den Gebr. Gädicke: *Anekdoten von guten Juden*. Zweyte verbesserte Auflage. 1807. 154 S. 8. (12 Gr.) Die erste Ausgabe welche 1805 erschien, ist in unserer A. L. Z. 1806. No. 151 angezeigt worden. Daß sie eine gute Aufnahme gefunden habe, davon zeugt schon die bald erfolgte zweyte Auflage. Sie unterscheidet sich dadurch von der ersten, daß die jener angehängte Sammlung von jüdischen Weisheitslehren hier weggelassen ist. Dagegen sind neue Anekdoten hinzugekommen, welches allerdings dem Zweck des Buches auch gemäß war. Man findet hier überhaupt 77 Anekdoten gesammelt; also 11 mehr als in der ersten Ausgabe. Mehrere darunter sind recht interessant und lehrreich. Überhaupt kann die Schrift auch als ein nützliches Lesebuch für die Jugend empfohlen werden. Die christliche Jugend wird dadurch eines besseren belehrt und gegen die übertriebene Geringschätzung der jüdischen Nation geschützt werden; und die jüdische Jugend wird durch die hier aufgestellten Beyspiele zum Guten erweckt und ermuntert werden können. Eine zweyte Sammlung, wenn sie mit Sorgfalt und zweckmäßiger Auswahl veranstaltet wird, wird gewis vielen willkommen seyn.

T. D.

Monatsregister

November 1897.

Verzeichniß der im Monat November in der J. A. L. Z

(Die erste Ziffer bezeichnet die Nummer, die zweyte die

- A**
Actenstücke, gesammelte, und öffentl. Verhandlungen über die Verbesserung der Juden in Frankreich. 7 Hefte 260, 357.
Adressbuch der königl. bayerischen Stadt Fürth 274, 376.
Anekdoten von guten Juden. 2te Aufl. 279, 416.
Anweisung, kurze, wie man sich ohne Arzt vom Tripper befreien und vor Ansteckung hüten kann. Neue Aufl. 274, 575.
B.
v. Baccho über mich selbst und meine Unglücksgefahren, die Blinden 266, 305.
Baumgärtner Gebet- und Betrachtungs-Buch für Katholiken. 1. 2 B. 279, 416.
— — — mein Gebet und meine Betrachtungen 279, 416.
Becker Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf 1898 263, 283.
Bellinde, ein Roman nach d. Engl. d. Miss Edgeworth. 3 Thle 260, 264.
Benedict Versuch einer Geschichte der Schifffahrt und des Handels der Alten 278, 408.
Benkowitz Geschichte eines afrikanischen Affen 264, 296.
Brauer das Christenthum ist Regierungsanstalt 276, 577.
Bredo Reise durch Deutschland, Frankreich und Holland im Jahr 1896. 1 B. 274, 575.
Briefe, vertraute, über die Bibel. 1. 2 Th. 275, 380.
C.
Camper oeuvres, qui ont pour objet l'histoire naturelle, la Physiologie et l'anatomie comparée; tom. 1—5 260, 268.
Casel Vorschläge zu einigen wesentl. Verbesserungen der Fabrication der Ziegel 267, 319.
Chortet über die Wirkung des Opiums. Aus dem Franz. übers. von Becker 271, 350.
Cohen Handbuch der gesammten Arithmetik. 1—5 Hefte 276, 588.
Commedia, la divina, di Dante Alighieri esattamente copiato dalle edizioni Romana del P. Lombardi da Fernow. 1—5 T 259, 249.
Q. Curtii Rufi de robis gestis Alexandri M. libri superstites; recens. Friedr. Schmieder 264, 289.
D.
Dabrow Lehrbuch des poln. Rechts 257, 286.
Dresoldi supplementa ad anatomicam et physiologiam potissimum comparatam 258, 292.
E.
Familie, die, Angely. Eine Geschichte aus den Zeiten des französischen Revolutionskrieges 267, 319.
Fischer Lehrbuch der christl. Religion. 2te Aufl. 276, 391.
Freisleben geognostische Arbeiten. 1 B. 268, 321.
— — — geognostischer Beytrag zur Kenntniß des Kupferkieselerzgebirges u. f. w. 268, 321.
Fauke allgem. Inbegriff der nöthigsten Wissenschaften. 2te Aufl. 268, 328.
— — — Lesebuch für Bürgerschulen. 1 Th. 3te Aufl. 2 Th. 2te Aufl. 268, 327.
Galerie der Nationalität Reichsstadt Hamburg 265.
Gedanken und Meinungen Dienst und über andere Gegenstände. 2 B. 271, 358.
Gehrig neue Lieder nach alten und bekannten Melodien für d. ganze kathol. Kirchenjahr 279, 409.
— — — neue Sonn- und Festtagspredigten. 1. 2 Bd. 265, 224.
Gerard's Vorlesungen über die Führung des Pastorals. Aus dem Engl. übers. von Feder 278, 382.
Gesangbuch, fürstl. solms-braunfelsches 279, 409.
— — — gemeinschaftliches, der beiden protestantischen Gemeinden zu Stollberg bey Aachen; herausgeb. von Reiff u. von Alpen 279, 409.
Geyer Gefänge zur Erweiterung der wahren Gottesverehrung 279, 409.
Giesbrecht Bortorius. Trauerspiel in 5 Aufzügen 265, 287.
Grattenauer über Neutralität, Erhaltung und Sicherheit der Bäder und Heilquellen in Kriegszeiten 266, 312.
Gruber Etwas über Franz v. Sonnenbergs Leben und Charakter 267, 317.
H.
Henack Lehrjahre der Liebe 278, 405.
Handbuch, homiletisches, über die in der neuen schleswig-holsteinisch. Kirchenagenda für alle Sonn- und Festtage des Jahres verordneten evangelischen Texte. Anfangs bearbeitet von Wolfarth, dann von Teller, nun fortgesetzt von Olshausen. 2 Jahrg. 1. 2. 3 Bd. 279, 411.
— — — homiletisches, über einige der Evangelien und freye Texte. Anfangs bearbeitet von Wolfarth, dann von Teller, und nun fortgesetzt von Olshausen. 3 Th. 1. 2. 3 Bd. 279, 411.
Hertung Gedichtesammlung für Schulen. 1 Bd. 263, 287.
Hadwig Filices. Fascicul. IV 269, 324.
Hauke Beyträge zur theoret. und praktischen Heilkunde. 1 Bd. 271, 346.
— — Darstellung und Kritik der Lehre von den Krisen. 1 B. 271, 346.
Hersog Gustav und Heinrich der Räuber, ein kom. Roman 272, 406.
Hesiods Werke und Orpheus der Argonaut von J. H. Voss 261, 265.
Hoeck statistische Darstellung der kön. bayerischen Staaten 274, 578.
Hoffmann Kritik der Paralleltheorie. 1 Th. 276, 391.
Honigsmate, die. Neue Aufl. 1. 2 Th. 278, 405.
Hofcher Rück Erinnerungen an Augsburg 278, 366.
Hubner vollständige Anleitung zur Pflanzung und Verbreitung des Erdapfels. 1. 2 Th. 270, 343.
Hufschke commentatio de Orphei Argonauticis 261, 263.
I.
Idonis oder des Kästchen mit der Chiffer. 1. 2 Th. 278, 405.
Journal von neuen deutschen Originalromanen. 8te Lieferung. 2ter Jahrg. 278, 406.
Jugel neue Muster zum Stricken. 3te Aufl. 278, 368.

K.
Kausler das Uffackerische Exempelbuch der Al-
 gebra 276, 385.
Kellner der Mensch und die Thiere 268, 387.
Kock Series Episcoporum Monasteriensium 3.
 4 P. 277, 398.
Kriek oder unbefangene Prüfung der von J. S.
 A—r. herausgegebenen Verteidigung und Em-
 pfehlung des Herlebens der Predigten auf der
 Kanzel 279, 404.

Ansack von
 278, 407.
 278, 407.
 259, 259.

gem. Processen.
 257, 253.

Materialien für alle Theile der Amtsführung ei-
 nes Predigers. 8 B. 1. 2 St. 279, 412.
Medicus ökonomische Abhandlungen. 2. 2 B. 279, 341.
Meercke Präparationsbuch zu Homer 264, 292.
 — — Vorlesung zu Homer 264, 294.
 — — Vorlesung zu Roms Dichtern 264, 294.
Meisner die Clairvoyants oder Dialogen und Er-
 zählungen aus dem Reiche der Schlafenden 262, 279.
Monumenta Boica. Vol. XVII 278, 401.
Müller neues Magazin für Entwürfe zu populä-
 ren und gemeinnützigen Predigten über freye
 Tante. 4 B. 1 St. 279, 412.
Müller von dem Ruhm Friedrichs II. Aus
 dem Französischen übersetzt von H. F. 260, 268.

N.
Noth- und Halbsbüchlein in einigen der wichtig-
 sten Lagen des akadem. Lebens 269, 336.
Notizen zum Vortrag der Kirchengeschichte in
 protestantischen Bürger Schulen 277, 399.

O.
Othausen homilet. Handbuch über die in der
 schleswig-holstein. Kirchenagende verordneten
 evang. Texte. 2 Jahrg. 1—3 B. 279, 411.
 — — homilet. Handbuch über die in der
 schleswig-holstein. Kirchenagende verordneten
 epistol. Texte. Jahrg 3. 1—3 B. 279, 411.
 — — homiletisches Handbuch über einige
 der gewöhnlichen Episteln und über freye
 Texte. 3 Th. 1—3 B. 279, 411.
Ozel tabellar. allgem. Anweisung zur Verhütung
 ansteckender epidem. Krankheiten. namentlich
 des Scharlachfiebers 258, 248.

P.
Person Icones pictae specierum rariorum fungo-
 rum. 1. 2 Lieferung 269, 331.
Pilger vollst. christl. Religions- und Tugendlehre
 in Bildern 279, 409.
Pesewitz Bestimmungen des durch die Gefäße
 und Nervenporen entweichenden flüchtigen
 St. ff. 258, 247.
Freudens Zukunft; an das Vaterland, von
 H. B. 260, 261.

R.
Raccolta di autori classici italiani. Poeti 1—5
 Tom. 259, 249.
Rath für junge Hausmütter des Mittelstandes, bey
 theuren Zeiten wohlfeil hauszuhalten 270, 240.
Ras Materialien zu Kannelvorträgen. 1 B. 2 St.
 2te Aufl. 275, 367.
Rime, le. di Francesco Petrarca, ristornate e
 corrette da Fernow. 1. 2 T. 259, 249.
Ritter Beschreibung der größten und merkwür-
 digsten Hölen der Erde. 1. 2 B. 268, 328.
Hochlitz kleine Romane u. Erzählungen. 1. 2 B. 275, 354.
Rumpler Predigten auf die Festtage des Herrn 266, 228.

S.
Schenk institutiones theologiae pastoralis 275, 321.
Schlegelmacher Sendschreiben an Gasts: über den
 sogenannten ersten Brief des Paulus an den Ti-
 motheos 252, 217.

in Schmettau Lebensgeschichte des Grafen Schmet-
 tau. 1. 2 Th. 267, 344.

Schmidt Handbuch der christl. Kirchengeschichte.
 3. 4 Theil 277, 396.

Schmied commentarius perpetuus in. P. Cantii
 Ruffi de rebus gestis Alexandri M. libros 264, 289.

Schönbauer neue analytische Methode, die Mi-
 neralien und ihre Bestandtheile richtig zu be-
 stimmen. 1 Th. 268, 328.

Shakespeare Tragedy of Macbeth 259, 258.

Sick Unterricht für den Landwirth zur Abwen-
 dung und Heilung der in Kriegszügen verkom-
 menden Viehkrankheiten 274, 339.

Sierog Samml. neuer Entdeckungen und Beob-
 achtungen zur Erweiterung der Naturgeschichte
 der Forstgewächse 270, 337.

Spangenberg die Unruhen in Göttingen 257, 239.

Storch Russland unter Alexander dem Ersten.
 1—8 B. 1—24 Lief. 266, 297.

T.
Tappe Handbuch für Freunde der verbesserten
 Natur der Liebe u. Freundschaft gewidmet 275, 368.

Taschenbuch für das J. 1808 263, 213.

Ueber das Uebel auf Erden 269, 338.

Vahl enumeratio plantarum, vel ab aliis, vel ab
 ipso observatarum. 2 Vol. 269, 339.

Vertheidigung und Empfehlung des Herlebens der
 Predigten auf der Kanzel, von J. S. A—r. 279, 415.

W.
Wagnitz literar. Journal. 6 B. 5. 4 St. 267, 319.

Wiggers Sokrates als Mensch, als Bürger und
 als Philosoph 266, 310.

Winkel oder Fingerzeige für Consistorialräthe, Su-
 perintendenten u. s. w. 275, 335.

Wochen- und Leichenpredigten, 10 B. 1 St. 279, 412.

Z.
Zimmermann Lebens- und Charaktereilderung
 des verstorbenen Superintendents Zimmermann
 in Darmstadt 276, 391.

— — — Taschenbuch des Reisens. 6 Jahr-
 gang für 1807 276, 369.

II. Verzeichnisse der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Nummer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie
 oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Adler in Hothoch 266.
Ahl in Coburg 279.
Akademische Buchhandlung in Frank-
 furt an der Oder 260.
Anonymer Verl. 264, 272, 279.
Attenhoyer in Ingolstadt 275.

Bödecker u. Comp. in Danzig u.
 Essen 275.
Bark in Leipzig 279.
Bras in Hamburg 260.
Bruder in Leipzig 274.
Campe in Nürnberg 266, 271, 273, 274.

Comteir für Literatur in Leipzig 270.
Craz u. Gerlach in Freyberg 262.
Cröckerische Buchh. in Jena 276.
Craus in Leipzig 258.
Darmann in Züllichau 275.
Darmann u. Comp. in Penig 278.

| | | |
|---|---|---|
| Dieterich in Göttingen 264. 274. | v. Kienfeld in Leipzig 269. | |
| Dyk in Leipzig 277. | König in Paris u. Straßburg 269. | |
| Eichenberg in Frankfurt a. M. 279. | Körnigs Erben in Münster 277. | |
| Fleischer jun. in Leipzig 269. 270. 274. | Korn sen. in Breslau 266. 273. | |
| Frommann in Jena 259 (2). | Korn in Fürth 274. | |
| Gädicke in Berlin 279. | Kratzsch in Hamburg 268. | |
| Gebauer in Halle 267. | Kühn in Posen 278. | |
| Gebhardt in Bamberg u. Würzburg 245. 279. | Kummer in Leipzig 266. 275. 279. | |
| Gesck in Lübben 267. | Langheim u. Klüger in Arolsen u. Kiedolstadt 278. | und |
| Greif in Leipzig 270. | Lange in Berlin 263. | und- |
| Günter in Glogau 275. | Lechner in Nürnberg 279 (2). | |
| Hannemann in Clevé 276. | Lindauer in München 278. | |
| Hartknoch in Leipzig 260. 265. | Mauer in Berlin 267. | 278- |
| Hemmerde u. Schwesfchke in Halle 257. | Meyer in Salzburg 255. | |
| Hennings in Erfurt 264 (2). | Mayrische Buchh. in Salzburg 270. | |
| Harold u. Wahlrab in Lüneburg 259. | Mohr u. Zimmer in Heidelberg 261. | 265. |
| Haver in Gießen 277. 279. | Müller in Bremen 263. | |
| Himburg in Berlin 267. | Mylius in Berlin 268. | |
| Hinrichs in Leipzig 271. | Nicolovius in Königsberg 272. | |
| Jacobae in Leipzig 278. | Niemann in Leipzig 263. | |
| Jansen in Paris 260. | Pam in Erlangen 271. | |
| Keyser in Erfurt 276. | Realschulbuchh. in Berlin 255. | |
| | Rohls in Schleswig 279 (2). | |
| | | Uhlmann in Amberg 279. |
| | | Universitätsdruckerei in Ofen 268. |
| | | Varrentrapp und Wönnert in Frankfurt am Mayn 269. |
| | | Will in Darmstadt 276. |
| | | Wilmant in Frankfurt am Mayn 265. |

III. Intelligenzblatt des November.

Ankündigungen.

| | | | |
|--|----------|--------------------------------|----------|
| Arnold in Dresden Verl. | 89. 741. | v. Ambsehel in Wien | |
| Alt Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst. | 88. 742. | Arefin in Olmütz | |
| Becker in Gotha Verl. | 83. 699. | Aryda in Wien | |
| Claudius Nahrung für Geist und Herz, für Kinder von 5—10 Jahren | 83. 703. | Babor in Olmütz | |
| Feuerbrände, neue, 7tes Heft | 84. 707. | Bendow in Berlin | |
| Franzen und Große in Stendal Verl. | 84. 711. | v. Bienenburg in Wien | 87. 758. |
| Gädicke in Berlin Verl. | 87. 735. | Camestrini in Gmünd | 87. 752. |
| Geditsch in Leipzig Verl. | 89. 749. | Caroli in Prag | 87. 754. |
| Gebhardt in Bamberg u. Würzburg Verl. | 85. 703. | Czisk in Billowitz | 88. 758. |
| Gesck in Leipzig Verl. | 86. 721. | Efcke in Berlin | 87. 732. |
| Henrich's W. in Hildburghausen Verl. | 84. 712. | d'Esse in Kaschau | 85. 714. |
| Herrmann in Frankfurt am Mayn Verl. | 85. 712. | Fischer in Erfurt | 87. 732. |
| Hessen vor dem 1. Nov. 1806 | 87. 736. | Fischer in Prag | 88. 759. |
| Horacek in Hamburg Verl. | 89. 748. | Fladung in Klagenfurt | 88. 758. |
| Keyser in Erfurt Verl. | 87. 745. | Grafstoft in Berlin | 87. 735. |
| Koch Burynome und Nomencl. | 84. 709. | Großmann in Wien | 84. 705. |
| Kuhn in Posen Verl. | 83. 701. | Grunberger in Ulm | 88. 758. |
| Kummel in Halle Verl. | 85. 719. | Habermast in Berlin | 88. 739. |
| Kummer in Leipzig Verl. | 84. 712. | Heintz in Wien | 84. 705. |
| Levrault in Straßburg Verl. | 87. 736. | v. Hofmann in Wetzlar | 88. 739. |
| Löfcheimer, eine Zeitschrift | 89. 745. | v. Holwein in Wien | 85. 714. |
| von Mess in Crefeld Verl. | 84. 749. | Horn in Kopenhagen | 87. 735. |
| Meyer in Lemgo Verl. | 87. 736. | Hof in Wien | 88. 732. |
| Niemann in Leipzig Verl. | 89. 749. | Jacobs in Gotha | 87. 731. |
| Oehmigke sen. in Berlin Verl. | 84. 706. | v. Jacquis in Wien | 88. 739. |
| Rochlitz Selene, oder Fortsetzung des Journals für Frauen | 86. 721. | v. Jordanzky in Tyrnau | 87. 732. |
| Sander in Berlin Verl. | 86. 722. | Jurande in Kunawald | 87. 753. |
| Schmidt in Hamburg Verl. | 85. 717. | Keil in Krakau | 85. 714. |
| Schüppel in Berlin Verl. | 89. 751. | Kestberg in Kopenhagen | 87. 734. |
| v. Seckendorf u. Stoll Promethien, eine Zeitschrift | 88. 743. | Kettler in Olmütz | 87. 754. |
| Storck Jultiz- und Polizey-Rügen, 4 Jahrg. | 84. 708. | Kietz in Ofen | 87. 731. |
| Streudel in Gotha Verl. | 85. 720. | Kilian in Krakau | 89. 719. |
| Tasche und Müller in Gießen Verl. | 84. 710. | v. Kivaly in Pazarien | 84. 705. |
| Theaterzeitung, allgem. deutsche | 89. 745. | Kleinmann in Frankfurt am Mayn | 88. 739. |
| Treutzel und Würs in Paris Verl. | 85. 705. | v. Klobitzky in Szatmar | 84. 705. |
| Voss in Leipzig Ankündigung einer Uebersetzung des Code Napoléon | 84. 709. | Laizon in Paris | 87. 74. |
| Waldeck in Münster Verl. | 86. 722. | v. Lakits in Pesth | 88. 719. |
| | | v. Löwenau in Mähren | 87. 731. |
| | | Lombard in Berlin | 87. 734. |
| | | Matuschko in Prag | 85. 714. |
| | | Mohr in Kiel | 87. 735. |
| | | v. Mühlfeld in Wien | 88. 739. |
| | | v. Nagy-Szatelna in Szatmar | 87. 715. |
| | | Névolitzky in Prag | 84. 706. |
| | | v. Nepruck in Rastadt | |

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

| | |
|--------------------|----------|
| Aczick in Ungarn | 88. 739. |
| Adler in Schleswig | 88. 715. |

Nowakowsky in Prag
v. Petkovich in Wien
Pfister in Pesti
Pilger in Gießen
Pleininger
Pohl in Prag
v. Reichen
Regnauer
Reiner in
Rober in
Sandmann
Saxdorff
Scherer in
Schlicher
Schirmer
Schmidt h
Schmidt h
Schmitt h
Schmitz h
Schneller
Schreibers
Spendow i
Stark in I
Gerotham
Ulrich in Brünn
v. Urményi in Wien
v. Voigt in Weimar
Vukassovich in Ungarn
v. Wallenstein in Rakove
v. Weinling in Lublin
Wenzel in Wien
Wardwig in Grätz
Winkler in Grätz
v. Wrbsna in Wien
Zeng in Wien
Zimmermann in Wien
v. Zwakhs in Regensburg
v. Zyllenhardt in München

Nekrolog.

Bacher in Paris
Chéron in Paris
Demachi in Paris
Dotterville in Paris
v. Fuchs in Ungarn
Güllanmot in Paris
Herbst in Berlin
Mickel in Wien
v. Izdenczy in Dios-Giör
v. Kófi in Sellyeb
Lakner in Clausenburg
Lohjov in Colligis
v. Maasburg in Prag
v. Marjasy in Borsdorf
v. Nyck in Pesti
v. Oerist in Buttrich
Reisner in Paris
Stephanovics in Ungarn
Szilagyi in Debreczin
Tamaszy in Koloticha
Tüllich in Dessau
Valtur in Munkatsch
Waltersdorfer in Oedenburg

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Preisfragen der Administratoren des
Monarchischen Legats

Belançon, öffentl. Sitzung der Akademie am 12
Jul. 1807
Departement der Oberalpen, Versammlung der
Société d'émulation am 30 Aug. 1807
Lyon, Preisfragen der Akademie der Wissenschaften und Künste
Montpellier, öffentl. Sitzung der Société de médecine-pratique am 25 May 1807

Universitäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Coblenz, Promotionen
Darmstadt, Schulprüfung am großherzoglichen
Gymnasium
Hradek, Schulbestand an der Hauptnormalschule
Kasmark, Schulbestand am Lyceum
Kiel, Promotionen
Klagenfurt, Anstellung neuer Professoren am Lyceum
Königsberg, die Vorlesungen auf der Universität sind durch den Krieg nicht unterbrochen worden
Landshut, Promotionen
Meiningen, Redacteur im fürstlichen Gymnasium
Pesti, die Professur der griechischen Sprache ist noch unbesetzt
Tafchen, Verordnung wegen der Aufsicht über das evangel. Gymnasium
Tyrnau, erzbischöfliches Lyceum daselbst
Tynietz, Errichtung eines neuen Benedictinerklosters

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

Augsburg ist von den Jesuiten geräumt worden
August in Jena Nachricht
le Brun hat Frau v. Stahl als Corinna gemalt
Büchersauktion in Nürnberg
Bucherverkauf in Halle
— — in Weimar
Burchardt in Paris hat den Kreislauf des neuen
Kometen berechnet
Davis giebt Chattertoke's Leben heraus
Flaxmann hat auf Schwarz ein Denkmal verfertigt
Holland, Verordnung einer öffentl. Ausstellung holl. Industrieproducte
Koch in Stettin Anzeige
Paris, Anstalten zur Vorstellung einer neuen
Oper
— — Ausstellung der im Kriege eroberten Kunstschätze
Perpenti aus Como hat den Amant zu spinnen wieder entdeckt
Quatremere de Quincy in Paris hat einen Aufsatz über die historisch. Vasen drucken lassen
v. Savigny Anfrage wegen Baldur de commémoratione
v. Schmidt gen. Phisolddeck literarische Bitte
Stahl in Jena Anpreisung seiner Bücherlotterie
Thornton giebt eine Beschreibung der Turkey heraus
Young giebt ein Werk über Westindien heraus
Zeitung, preßburger deutsche, wird in Oesterreich am stärksten gelesen

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 1 D E C E M B E R, 1807.

T H E O L O G I E.

WITTENBERG, b. Zimmermann: *Die äktesten Geschichtsbücher der Hebräer erklärt nach Johann David Michaelis nebst einigen neueren Zusätzen.* Erster Theil. Das erste Buch Moses. 1805. 228 S. 8. (18 Gr.)

Auch unter dem besonderen Titel: *Die fünf Bücher Moses erklärt nach Joh. Dav. Michaelis nebst einigen neueren Zusätzen.* Erster Theil. Das erste Buch Moses.

Nach der Unterschrift der Vorrede ist Hr. Rehkopf, der sich schon anderwärts durch seine Aufsätze bekannt gemacht hat, der Vf. dieses Buchs. Die einsamen Stunden der ländlichen Muse führten ihn bey seiner Lieblingsbeschäftigung mit der älteren hebräischen Literatur oft zu der Übersetzung des Alt. Test. von Michaelis. So viel Gutes er auch darin und in den Anmerkungen fand, so beleidigte ihn doch oft das Undeutsche der Übersetzung, und durch die Weitschweifigkeit in den Anmerkungen wurde er nicht weniger ermüdet. Er kam daher auf den Gedanken, daß es vielleicht ein zweckmäßiges und nütliches Unternehmen sey, wenn man, um das Ganze für gebildete Laien annehmlicher und genießbarer zu machen, jene Anmerkungen in einen gedrängten Auszug brächte, und aus der Übersetzung nur die, unsere gewöhnliche Bibelübersetzung berichtigenden, Ausdrücke oder sonst bemerkenswerthe Deutungen heraushebe. Er übernahm darauf diese Arbeit, fand aber bald, daß es hie und da einiger Berichtigung und weiterer Erläuterung bedürfe, wenn das Werk den Erfordernissen unserer Zeit entsprechen solle. Diese fügte er also hinzu, und benutzte dabey die neueren Erklärer; doch fand er es der eigentlichen Absicht nicht gemäß, zugleich auf kritische und philologische Gründe hinzuweisen. Auch fand er eine bestimmte Angabe und Ansicht der historischen Data, und eine ausführlichere Inhalts- oder Gehaltsanzeige zweckmäßig. Diese wurde also ebenfalls von ihm beygefügt. Wir erhalten demnach hier die Michaelischen Anmerkungen epitomirt mit eingeschalteten Erklärungen aus Jerusalem, Herder, Rosenmüller, Eichhorn, Berger, Jögen, Vater und anderen. Rec. würde dieses Unternehmen billigen, wenn nur die Materialien ordentlicher und zweckmäßiger verarbeitet wären. Sollte für unstudirte Liebhaber der Bibel und gebildete Laien eine zweckmäßige Erläuterungsschrift geliefert werden: so war es nicht genug, die verstreuten S. A. L. Z. 1807. Viertes Band.

denen Ansichten und Erklärungen der Interpreten neben einander zu stellen, sondern das Beste mußte aus den vorzüglichsten Werken mit Sorgfalt ausgewählt, und mit steter Hinsicht auf diejenigen, die die Erläuterungen benutzen sollten, zu einem Ganzen verarbeitet werden. Wollte der Vf. die Leser mit den verschiedenen und ganz von einander abweichenden Erklärungen der Ausleger bekannt machen: so wäre es zweckmäßig gewesen, wenn er sie zugleich von dem verschiedenen Gesichtspunct, wovon man ausging, kurz und bestimmt belehret und ihnen das Wahrscheinlichste durch kurze Winke bemerkbar gemacht hätte. Wozu nützt es, die verschiedenartigsten Erklärungen ohne Ordnung bloß hinzustellen? Durch dieses sonderbare Gemisch wird der unstudirte Leser nur verwirrt. Recensent will nur einige Beispiele anführen, die seine Bemerkung rechtfertigen. Bey 2 Mos. 1, 1 steht die Michaelische Anmerkung: Moses Kosmogonie unterscheide sich zu ihrem Vortheil sehr von allen anderen, und besonders der ägyptischen, daß sie kein Chaos annehme. Darauf heist es: Jerusalem dagegen nimmt an, Moses habe sich die ersten Urstoffe, nach einer damals allgemein gangbaren Vorstellungsart, als ein Chaos gedacht. Der Vf. setzt nun in einer Parenthese hinzu: daß dahin auch der Ausdruck Himmel und Erde, welches nichts anderes als das Chaos sey, hinzudeuten scheine, nur sey es nicht bestimmt gesagt; in jenem Zeitalter dürfe man keine bestimmte Begriffe erwarten. Dann folgt aber wieder, Herder im Gegentheil behauptet: die Hebräer kennen kein Chaos u. s. w. Welche Aufklärung bekommt nun der Laie durch solche hingeworfene Bemerkungen? Bey V. 26 steht nach der Anmerkung aus Michaelis: Die älteste Sprache dachte sich ohne Zweifel bey dem Namen Elohim neben dem wahren Gott noch mehrere Dämonen und himmlische Wesen — Diesem älteren Sprachgebrauche nach muß diese Stelle so erklärt werden: Der wirkende und schaffende Geist fodert hier bey diesem großen Werke gleichsam seine Brüder auf: Laßt uns Menschen machen. Gleich nachher folgt wieder aus Jerusalem: Die Anrede kann an keine Mittelsperson seyn, die Moses so sorgfältig vermeidet. Ein Schöpfer, allmächtig wie dieser Gott, kennt keine Gehülfen. Der Ausdruck soll die vorzüglichste Würde dieses Geschöpfes anzeigen: „Ein Bild, das uns gleich sey.“ Höher kann die Würde der menschlichen Natur nicht ausgedrückt werden; eine Ähnlichkeit mit dem Schöpfer selbst, ein vernünftiges freyes Wesen, dessen Herrschaft sich über die ganze Natur erstreckt u. s. w. Darauf wird dann noch

aus Herder beygefügt, daß dieser das Ebenbild Gottes, der Elohim, insonderheit auf die menschliche Gestalt und den aufrechten Wuchs deute, und daß man sich die Gottheit nur unter dem Bild eines Menschen dachte. Was soll nun der Unstudirte wählen? Kap. 18. 2 steht die Bemerkung von Michaelis, aus dem Fortgang der Geschichte sehe man, daß der eine von den drey Männern Gott selbst in menschlicher Gestalt gewesen sey, die beiden übrigen aber Engel. Gleich nachher wird gesetzt, Hensler: Es ist an sich nicht glaublich, und auch mit dem, was wir sonst von den Äußerungen der Gottheit im A. T. wissen, nicht vereinbar, daß einer der drey Männer kein wirklicher Mensch, sondern eine von Gott gesandte Schein-gestalt gewesen sey. Der Vf. macht dabey die Note: Und doch glaube ich, der Verf. dieses Mythos willes recht eigenthümlich von einem Besuche der Gottheit nebst zwey Dienern verstanden wissen. Im Text fährt er aber wieder fort: Es wurde nicht die zweyte Person der Gottheit mit zwey erschaffenen Engeln zu ihm gesandt, noch waren es drey Engel in Menschengestalt, sondern wirkliche Engel. Der Eine von ihnen (vielleicht derselbe, welcher Hagar vormals tröstete,) spricht mit dem Ansehen eines göttlichen Gesandten. (Waren sie nicht etwa von Melchisedeks Gemeine?) Doch man würde wohl nicht so allgemein Jehovah zu Abrahams Gäste gemacht haben, wenn man nicht geglaubt hätte, daß eben die Person, die mit Abraham draussen auf dem Felde über Sodoms Zerstörung spricht, es auch gewesen sey, die ihm unter dem Baume zu einem Sohne von der Sara Hoffnung gemacht hatte. Beide Offenbarungen sind aber nur zusammenhangend in Ansehung der Zeit, nicht aber der bekanntmachenden Person. Die erstere sind Worte eines von Gott an ihn abgesandten Menschen, die andere aber bestehet nur in einer inneren Belehrung. Dem allen ungeachtet steht doch nachher bey dem 17 Vers die Bemerkung: Von hier an ist es klar, daß einer unter den drey Gästen Abrahams nicht nur der Jehovah ist, sondern sich auch als Jehovah zu erkennen giebt, und von Abraham dafür erkannt wird. Und bey dem 21 V. heisset es wieder: *Ihgen* erinnert, man muß sich alles handelnd und gleichsam gegenwärtig denken. Jehovah zeigt bey diesen Worten auf die beiden Diener hin, und giebt diesen zugleich zu verstehen, daß sie gehen sollten, um sich ihres Auftrags zu entledigen. Wird sich wohl der arme Laie aus diesem Wirrwarr wieder heraus finden können? Manchmal sind auch die Anmerkungen von den Art, daß es scheint, der Vf. habe vergessen, für welche Leser er eigentlich schrieb. Was soll der Laie mit der Anmerkung: S. 50. machen? Wenn der Vf. bey K. 3, 19. von dem Namen Adam bemerkt hat, es sey so viel als Erdner, Erdensohn; man könne es aber auch auf den Ackerbau deuten, so wird noch hinzugesetzt: „Der Griechen ihr *ἀνθρώπος* ist auch bedeutend, nämlich von *ἀνάρπρω* abgeleitet, der Aufgerichtete, in aufrechter Stellung wandelnd.“ Überdem, wie kann *ἀνθρώπος* von *ἀνάρπρω* abgeleitet werden, und der *Aufgerichtete* heißen, da das Verbum vielmehr *niederwerfen*, *zerstören* bedeutet? Die Etymologen sagen sonst, die Benennung *ἀνθρώπος* sey

von *ἀντὶ ἀσπείρου* entlehnt. Eben so wenig brauchbar ist auch für den Unstudirten die Anmerkung K. 4, 8. „redete“ doch war Kain gegen seinen Bruder Abel erbittert. n. a. Less. M. Dathe: Kain redete hart mit s. Br. A. Ilgen: Kains Zorn wandte sich nun gegen seinen Bruder. Wörtlich: Kain veränderte sich zu seinem Bruder, d. i. sein Zorn und Unwille, der vorher auf Gott gerichtet gewesen, wandte sich nun auf seinen Bruder. In dem samar. Codex findet sich der Zusatz: *Lass uns auf das Feld gehen. Mich.* verwirft ihn zwar; er hat aber viel für sich, und man braucht auch alsdann das arme Wörtchen *amar* nicht so zu zwingen. Verständlicher, und zugleich hinreichend für den Laien würde es seyn, wenn der Vf. gesagt hätte: Durch den alten Zusatz: *Lass uns auf das Feld gehen.* werde der Sinn vollständiger, und habe auch sonst manches für sich. Man habe zwar das Wort *redets* anders zu übersetzen gesucht, aber dieses sey gezwungen. Hin und wieder kommen auch Bemerkungen vor, die unrichtig sind, z. B. K. 2, 13. Gihon ein großer Fluß Chovarasinens, der seinen Ausfluß ins arabische Meer hat. Auch die Bemerkung K. 14, 23. läßt sich nicht rechtfertigen. Michaelis hat dafelbst die Bemerkung: Kein geringeres Geschenk kann seyn als ein Schuhband. Der Vf. setzt hinzu: Der Faden muß daher wohl im Gegensatze etwas Kostbares anzeigen; aller Wahrscheinlichkeit nach die Schnur, woran der Siegelring auf der Brust hing, den sie sehr hoch schätzten. Vergl. K. 38, 18. Allein das Wort *um* ist hier kein Gegensatz, und kann nichts Kostbares anzeigen. Der ganze Zusammenhang lehrt, daß von dem Unbedeutendsten und Geringfügigsten die Rede ist. Die Stelle K. 38, 18. kann auch hier nicht angewendet werden, dann dort steht *um*, welches hier nichts erläutert. Noch muß Rec. bemerken, daß auch eine kurze Einleitung in die Bücher Moses vorgelegt ist, worin der Vf. die Ächtheit der mosischen Bücher zu behaupten sucht. Doch hätte mehr müssen gesagt werden, wenn die neueren Einwendungen dagegen hätten entkräftet werden sollen. Der Vf. bleibt bey dem Allgemeinen stehen. Er beruft sich darauf, daß die Bücher zu sehr den einfachen, unverschrobenen Geist der Vorzeit athmen, und daß ein späterer Verfasser seine jüdischen Deuteleyen nicht würde haben lassen können. Das Letztere ist zu unbestimmt, denn die eigentlichen jüdischen Deuteleyen fallen schon in ein spätes Zeitalter. Auch wird angeführt, daß man der Geschichte des Heerzugs und der Gesetzgebung die gleichzeitige Abfassung zu sehr ansehe. Allein dieses wird ebenfalls sehr bestritten, und man will gar zu deutliche Spuren von Sagen darin antreffen. Gegen den Einwurf, daß in dem Zeitalter Moses an eine schriftliche Abfassung gar nicht zu denken sey, wird mit Recht erinnert, daß nach den Zeugnissen der Geschichte die Buchstabenschrift schon früher bekannt gewesen sey, und daß auch die sich zeigenden Spuren einer höheren Cultur so etwas voraussetzen lassen. Doch lenkt nachher der Vf. wieder ein, und meint, wenn man auch Moses nicht als Copient der Bücher annehmen wollte, so würde ihm doch die Abfassung der einzelnen Stücke im 4ten Buch nicht absprechen können, und unter die

Ordnen und Zusammenstellen einem späteren Schriftsteller zuschreiben dürfen. Diesem will er aber doch kein weiteres Verdienst als das der Zusammenfügung allenfalls mit einigen Einschaltungen zugestehen. Das 3te Buch Moses will er allenfalls Preis geben. T. D.

DANZIG, b. Troschel und in Commission b. Fuchsel in ZERBST, und b. Gerh. Fleischer in LEIPZIG: *Elpizon, oder über meine Fortdauer im Tode*. Erster Theil. 3te verbesserte Auflage. 1803. 382 S. Zweyter Theil. 1804. 365 S. Dritter Theil. 308 S. 8. (4 Thr. 1 gr.)

Die Bearbeitung eines solchen Stoff's erfordert einen ruhigen, gesetzten Gang, und eine besondere Würde der Gedanken und Ausdrücke, fern von allen Spielereyen und Witzeleyen. Sobald man auf eine Stelle stößt, an der man diese Eigenschaften vermisst, so verliert sich die Andacht, und die Wärme verwandelt sich in Kälte. Denn bey solchen Schriften kommt es vorzüglich darauf an, daß man das Herz ins Interesse ziehe, woraus aller Glaube und alle Hoffnung hervorgeht. So einleuchtend auch immer die Gründe für die Fortdauer der menschlichen Seele seyn mögen, so sind sie doch nicht geeignet, zu überzeugen, sondern zu überreden; indem der Gegenstand außer unserem Gesichtskreise liegt. Auch kann man sich bey solchen Vorstellungen nicht genug vor Übertreibungen und leeren Declamationen hüten, und der apodiktische und polemische Ton muß ganz wegfallen, da fast eben so viel wider als für die Sache gesagt werden kann. Wenn der berühmte Vf. alle diese Forderungen befriedigt hätte, so wäre diese Schrift ein Meisterwerk. Denn seinen Gegenstand hat er scharf und von allen Seiten beleuchtet, ihn klar, populär und gefällig dargestellt, und mit so viel Liebe und Wärme bearbeitet, daß in aller dieser Rücksicht nichts zu wünschen übrig zu seyn scheint. Nur Simplicität, Ruhe, Gleichheit und Würde wird hie und da vermisst, und der totale Eindruck des Werks dadurch geschwächt, so schön es immer in einzelnen Theilen ist. Die hier vorgetragenen Argumente für die Fortdauer der menschlichen Seele sind aus der Idee der Gottheit gezogen. Er redet von Gott als Urheber der Wesenseinrichtung des Menschen. — als Freund des Weisen und Guten — als Geber des Sittengesetzes — als Führer der Sache der Menschheit — als Weltrichter — als Wirkung im Universum zu einem letzten Zweck — als erklärtem Feinde des Nichts — als Vater der Geister. — Die Ausführung des 3ten und letzten Arguments hat uns am meisten befriediget. — Das 4te Argument enthält treffliche freymüthig gesagte Wahrheiten, die besonders die Großen zu beherzigen hätten, aber auch viel Uebertriebenes über das menschliche Elend. Überhaupt weiß sich der Vf. von den Extremen nicht immer entfernt zu halten, wohin ihn seine lebhatte Imagination nur allzu oft reißt. Die Manier seines Vortrags ist übrigens bekannt, und wer wird das Buch nicht lieber selbst, als einzelne Auszüge daraus, lesen wollen? Das angehängte Leben *Elpizons* haben wir nicht sonderlich romantisch und anziehend gefunden. Allein der 3te Theil: *Was steht vom dem Zustande nach dem Tode in der Bibel? in verschiedenen Bibelconferenzen mit einem Prediger*, hat uns sehr befriedigt,

und eine recht belehrende und unterhaltende Lectüre gewährt, so daß wir der Fortsetzung davon mit Verlangen entgegen sehen.

Der Vf. findet im ganzen alten Testamente keine Stelle, wo mit gehöriger Klarheit von einem anderen Leben gesprochen sey. Doch glaubt er in folgenden einige Spur davon zu finden: 1 Mos. 1. 26. 5. Spr. Sal. 14. 32. Pf. 73. 25. 26. Die lichtvollsten scheinen ihm in Predig. Sal. Kap. 11. 9. 12. 7. 13. 14 zu stehen, wiewohl auch gegen diese mancherley gesagt werden kann, und bereits gesagt ist. Es befremdet ihn, daß im ganzen alten Testamente beynah nichts, oder wenig, von einem künftigen Leben vorkommt, und daß es nicht als Motiv zur Tugend gebraucht worden ist. Er hat mancherley Erklärungen hiebey zu Hülfe gerufen und keine genügend gefunden. Er setzt mit Recht voraus, daß Moses und die Propheten mit der Idee des ewigen Lebens nicht unbekannt gewesen seyen. Jene Befremdung aber verliert sich, wenn man sich vorstellt, daß die Idee von einem künftigen Zustande noch nicht gehörig entwickelt, sondern eine bloße Idee von einem gewissen Schattenreiche war, wo gute und böse Seelen, unter einander vermischt, das traurige Schicksal hatten, ein gedanken- und freudenloses Leben zu führen, und daß sie eine moralische Vergeltung und Glückseligkeit noch nicht kannten. Ist es da nicht sehr begreiflich, daß sie von jener Idee in ihrem sinnlichen Glückseligkeitsystem keinen Gebrauch machen konnten, und daß, wenn auch Einzelne solcher erhabenen Tugendmotive fähig waren, doch der große Haufe dazu bey weitem noch nicht gestimmt und vorbereitet war? Ist doch auch den jetzigen Juden ihr Messias noch ihr Alles, von dem sie ihr einziges Glück erwarten.

Übrigens empfehlen wir diese ganze Schrift recht sehr, und wünschen ihr viel Leser, die sie gewiß nicht unbelehrt und unbefriedigt aus den Händen legen werden.

Ohne Angabe des Druckorts: *Kritik und Erklärung des dritten Artikels des christlichen Glaubens oder die Lehre vom heiligen Geiste aus Zeitbegriffen*. Ein Gegenstück zu *Cannabichs* Kritik alter und neuer Lehren der christlichen Kirche. 1804. VI. und 186 S. 8. (12 Gr.)

Aus der Vorrede des Vfs. ersieht man, daß er schon den zweyten Artikel des apost. Glaubensbekenntnisses eben so beleuchtet hat, wie er es hier mit dem dritten thut. Es soll ein Gegenstück zu der auf dem Titel angegebenen Schrift seyn, die diesem würdigen Prediger so viele Unannehmlichkeiten verursacht hat. Man lernt aus dem Buche selbst den Vf. als einen Mann kennen, welcher zwar eine sehr freye Ansicht von den Lehren der christlichen Kirche giebt; aber gleichwohl von der Vortrefflichkeit derselben überzeugt ist, und nur nicht an den Worten klebt, sondern den Geist der Jesuslehre selbst auffaßt. Sowohl aus der Geschichte selbst, als aus der stufenweisen Entwicklung des menschlichen Geistes, zeigt er, wie sich die in dem dritten Artikel angegebene Glaubenslehre geformt habe. Das Buch zerfällt in 8 Abschnitte. 1. Absch. Bericht über den Heil. Geist als Hypothese; Kritik; Erklärung dieser Vorstellungsgart aus Zeitbe-

griffen. 2 Abfch. Bericht über die Wirkungen des heil. Geistes; Kritik; Erklärung dieser Vorstellungsart aus Zeitbegriffen; specielle Anwendung dieser Zeitbegriffe auf die Wirkungen des heil. Geistes am Pfingstfeste und Engelsercheinungen. Die Ansicht, welche der Vf. von dem ersten christlichen Pfingstfeste giebt, ist zwar natürlich dargestellt, aber auch nach der Subjectiven Überzeugung des Rec. richtig. Eben so richtig bemerkt der Vf., daß Jesus die Begriffe von einem höheren Beystande bey dem Sittlichguten, was der Mensch thut und schafft, in seine Religion aufnahm, weil er sie vorfand, und der damaligen Philosophie gemäß selbst so denken mußte. Indefs setzt er ganz richtig hinzu, daß weder Jesus noch seine Apostel so subtil und spitzfindig philosophirten, wie die folgenden Zeitalter, die den Menschen, vermöge der in ihm wirkenden Gnade, zu einem Klotz umformten. Sie setzten immer voraus, daß der Mensch als ein freyes selbstständiges Wesen die angebotene Gnade annehmen könne oder nicht. 3ter Abfch. Bericht über die heilige christliche Kirche; Kritik; Erklärung dieser Vorstellungsart aus Zeitbegriffen; ist diese Lehre Jesu? — Auch hier wird der Gang, den man in der alten Welt nahm, wenn man über eine Gesellschaft religiöser und sittlich-guter Menschen dachte, richtig gezeichnet. Ist gleich nach dem Gesetze der Vernunft der sittliche Werth des Menschen, sowie seine Betheiligung, nicht an die christliche Kirche selbst gebunden: so nähert sie sich doch dem Ideal einer allgemeinen Kirche am meisten, da Jesus Moralität zur obersten Bedingung seines Religionsglaubens machte, und nur gewisse Statuten hinzufügte, die im Grunde zu Mittel dienen können, eine auf allgemeine Vernunftreligion sich gründende Kirche zu Stande zu bringen. Wenn aber der Vf. behauptet, daß sich Jesus die Messiaswürde aus keinem anderen Grunde beygelegt habe, als: um sich durch diese beliebte Vorstellung unter den Juden bey

ihnen Eingang zu verschaffen: so möchte das wohl mit der Geschichte, die wir von ihm haben, nicht übereinstimmen. Sollte ein redlicher Mann wie Er auf die Frage des Hohenpriesters: ich beschwöre dich bey dem Allerhöchsten, sage uns, ob du Christus seyst? sich einer *inservatio mentalis* bedienen haben? Das wäre sie doch gewesen, wenn er die Frage in einem anderen Sinne genommen hätte. 4ter Abfch. Bericht über die Gemeinschaft der Heiligen; Kritik; Erklärung dieser Vorstellungsart aus Zeitbegriffen. 5, 6 und 7 Abfch. Von der Vergebung der Sünden, Auferstehung des Fleisches und dem ewigen Leben, wie die Vorigen. 8 Abfch. Hauptresultat und Glaubensbekenntniß über den 3 Art. des christlichen Glaubens. Das Glaubensbekenntniß, woraus der Geist des Buches selbst am besten erkannt wird, lautet nun nach dem Vf. so: „Ich glaube an eine allwaltende Vorkehrung unter der vernünftlichen Vorstellung des wirkenden Geistes Gottes. Ich glaube, daß es unter allerley Volk Gott wohlgefällige Menschen giebt, die man als Glieder einer Gesellschaft, oder einer Kirche, die Gott gefällig zu werden streben, ansehen kann. Ich glaube, daß alle Menschen gemeinschaftlichen Antheil an dem höchsten Gut haben und dieser Bestimmung gemäß sich als Zwecke behandeln sollen. Ich glaube, daß Gott als Vater dem reuenden und sich bessernden Sünder die Strafe erlöst und mit seiner sittlichen Güte wiederum Glückseligkeit verbindet. Ich glaube, daß der Mensch mit Bewußtseyn, Freyheit und Sinnlichkeit unmittelbar in alle Ewigkeit fortdauert. Ich glaube an eine Glückseligkeit nach dem Tode, die sich jeder, je nachdem er seinen Willen aufs Gute oder Böse zielt, erhöhen oder verringern kann.“ Freylich ein Bekenntniß, das Jeder unterschreiben kann, er lebe unter einer Zoon, unter welcher er wolle, er habe einen Cultus, welchen er wolle. Der Vf. verdient gelesen und geprüft zu werden. Z. f. B.

KLEINE SCHRIFTEN.

LITURGIE. Halle, b. Renger: *Liturgie* von Ph. Breitenstein, Pred. in Marburg, 1804, 116 S. 8. Diese Liturgie enthält nicht bloß Formulare für die jetzt schon gewöhnlichen Amtshandlungen protestantischer Prediger, sondern giebt auch Vorschläge, wie alle unsere Gottesverehrungen zweckmäßiger können eingerichtet werden. Man soll nach dem Rathe des Vis. seltener und kürzer predigen, die öffentliche Gottesverehrung an den Sonntagen und Festen Vormittags mit kurzen Anreden und Gebeten anfangen, die der Prediger spricht und von der Gemeinde durch kurzen Gesang unterbrochen werden. Darauf soll eine ganz schnell zu verrichtende Abendmahlsfeier folgen, an welcher nur wenig Gemeindeglieder Antheil nehmen; darauf Gesang, Predigt, Gesang und Segenswunsch, wie gewöhnlich. Nachmittags soll katechisiert, an einigen Wochentagen sollen Bestunden gehalten, zwey Sonntage im Jahr sollen allgemeine Communionssonntage seyn, vor welchen Tags zuvor eine Vorbereitungshandlung gehalten wird. Die Trauungszeremonie soll immer in der Kirche nach gehaltener Bestunde vorgehen. Einige dieser Vorschläge wird leicht ein jeder billigen. Die Formulare sind nicht schlecht, der Vf. tritt darin dem fast gewöhnlichen Lehrbegriffe der Protestanten nicht zu nahe, ohne doch gerade die Ausdrücke desselben zu gebrauchen; nur fehlt der Sprache, worin sie abgefaßt sind, nach Rec. Urtheil, etwas an der nöthigen Simplizität, Energie und Lebhaftigkeit. Rec. kann auch nicht billigen, daß an allen Sonntagen die Form und der Gang der religiösen Beschäftigung ganz derselbe seyn soll. Man muß, seiner Meinung nach, darinauf einige Abwechslung denken. Der nachmittägl. Gottesdienst darf auch nicht immer nur Katechisationen enthalten, gleich immer anders als der vormittägl. eingerichtet seyn; er kommt

sonstallmählich ganz in Verfall, und man muß in demselben für diejenigen sorgen, die am Vormittag in die Kirche zu kommen verhindert wurden. Wie ist es auch zusammen zu reimen, daß jedem Sonntag Vormittags einige zum Abendmahl gehen, und an zwey Sonntagen im Jahr die ganze Gemeinde diese Ceremonie verrichten, sonst vor der Handlung keine, jetzt aber eine lange Vorbereitung vorhergehn, sonst wenig, jetzt viel über den Zweck der Feyerlichkeit gesagt werden soll? Es steht zu beforgen, daß bey solcher Einrichtung entweder an der gewöhnlichen, oder an den feyerlichen Communionssonntagen keine Theilnehmer sich finden werden. Die Confirmationshandlung wird schon in vielen Kirchen feyerlicher verrichtet, als es nach dem hier ertheilten Formular geschehen würde. Copulationen in der Kirche haben gar zu leicht Unordnungen zur Folge. Die Bestunden würden durch Befolgung der Vorschläge des Vis. sehr nützlich werden; nur hat es Rec. nicht gefallen, daß die Selbstprüfung nach Anlehnung der zehn Gebote veranlaßt wird. Wenigstens müßten dabey auch andere christliche Gebote zum Grunde gelegt werden können, wie denn überhaupt die Zahl und Verschiedenheit der Formulare größer seyn müßte, wenn Einfachheit vermieden, und die Gottesverehrung nicht immer mehr oder weniger Formalität werden soll. Mit der am Ende hinzugefügten Begräbnisfeier ist Rec. um so zufriedener, da er schon seit lange bedauert hat, daß die Belebung religiöser Gedanken und Gefühle bey solchen Gelegenheiten immer mehr unter uns verlohren wird, und daß das Begraben der Todten allmählich fast ganz außer unter uns mit religiösen Ceremonien verbunden zu seyn, ja sich noch dabey unter allen Völkern, die Religion haben, von jeder eingeführt waren, und immer besonders nützlich seyn könnten.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 2 D E C E M B E R , 1 8 0 7 .

T H E O L O G I E .

HELMSTÄDT, b. Fleckeisen: *Sylloge Commentationum theologicarum*, edita a D. Davide Jutio Pott, Monast. Mariaevallenfis Abbate ac Professore Theolog. P. O. Vol. V. 1804. 384 S. Vol. VI. 1805. II u. 397 S. Vol. VII. 1806. 376 S. 8. (3 Rthlr.)

Dasselbe Lob, welches Rec. den 4 ersten Bänden dieser reichhaltigen Sammlung in diesen Blättern (J. 1804. No. 177. 178) ertheilt hat, gebührt in einem nicht minder hohen Grade der vorliegenden bisher erschienenen Fortsetzung derselben.

Eine schöne Reihe trefflicher Erläuterungen über einzelne Stellen und ganze Abschnitte des N. T., an die sich eben so lehrreiche, in mehreren Abhandlungen zerstreute Bemerkungen über das A. T. anschließen, wechselt mit mehreren schätzbaren Erörterungen über verschiedene Theile der biblischen Philologie, mit orientalischen, kirchenhistorischen und moralischen Abhandlungen ab. Auch die hebräische Grammatik, die biblische Kritik, und selbst die allgemeine Sprachkunde gehen nicht leer aus. Unter den 25 Abhandlungen, die in diesen drey Bänden enthalten sind, ist keine ihres Platzes unwürdig: alle legen, freylich die eine mehr, die andere weniger, von der gründlichen Sprachgelehrsamkeit, dem Forschungsgeist, dem Scharffinn, der Wahrheitsliebe und der liberalen Denkungsart ihrer Verfasser ein sehr rühmliches Zeugnis ab.

Unter den exegetischen Abhandlungen nehmen die beiden hier befindlichen Arbeiten des verewigten Nöfft ein Hauptplatz ein, indem man auch hier dieselbe meisterhafte Entwicklung des Sinns einzelner Worte und ganzer Sätze in den Schriften des N. T. aus dem Zusammenhange, der ganzen Sprech-, Denk- und Vorstellungsart des Schriftstellers, und aus den Gesetzen der hebräischen Sprache fast auf jedem Blatte antrifft. Die eine ist überschrieben: *Profusio in locum Pauli Apostoli 1 Cor. XII, 4 — 11.* Halae 1803. (Bd. VI.) Die andere: *Interpretatio grammatica loci 1 Joannis III, 19 — 22.* Halae 1804. (Bd. VII), wovon die letztere eine der gelungensten Arbeiten dieses zu frühe der theologischen Literatur entrissenen Gelehrten zu seyn scheint, die nichts zu wünschen übrig läßt. In der ersten hingegen sind zur Erläuterung der etwas dunkeln Bezeichnung λόγος σοφίας und λόγος γνώσεως 1 Cor. XII, 8 die Vorstellungen des Apostels Paulus in dem Briefe an die Römer

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

nicht sorgfältig genug verglichen worden; auch möchte sich die S. 146 ff. angenommene Deutung der Redensart λόγ. σοφ. durch theoretische Einsichten, und der Redensart λόγ. γνωσ. durch praktische Einsichten schwerlich erweisen lassen; vielmehr scheint das Wort γνώσις von allen Einsichten im Christenthum, die sich über die gewöhnlichen erheben, verstanden werden zu müssen. Daher sagt auch Paulus in eben der Stelle, worauf N. das meiste Gewicht legt, nämlich 1 Cor. VIII, 1: γνώσις Φυσιαι, und selbst in dem ganzen Abschnitt wird γνώσις im Gegensatz von den ängstlichen Vorurtheilen unaufgeklärter Menschen, z. E. V. XI gebraucht. Das Wort πίστις besteht, nach des Rec. Dafürhalten, in der Annahme aller der Hauptlehren des Christenthums, daß Jesus der längstversprochene Messias sey, daß er aus dem Grabe hervorgegangen fortlebe, und in der festen Überzeugung von den durch das Christenthum den Menschen gegebenen Verheissungen. Eine gleiche Auszeichnung verdient Keil's *Commentatio in locum Epist. ad Philipp. II, 5 — 11.* Lips. 1803. (Bd. VII), die den Gesichtspunct, aus dem dieser Abschnitt einzig aufgefaßt werden muß, eben so richtig darstellt, als die Versuche anderer Ausleger trefflich würdigt. Eine tief eindringende Kenntniß des paulinischen Sprachgebrauchs ist mit einer vertrauten Bekanntheit mit den Ansichten und Vorstellungsarten der frühesten Bekenner des Christenthums hier herrlich gepaart. Von einem anderen würdigen Leipziger Theologen, dem Dr. Wolf, befindet sich in demselben Bande *Comment. III de agnitione ellipseos in interpretatione librorum sacrorum* Lips. 1804, die Fortsetzung einer in dem 4ten B. angefangenen lehrreichen Untersuchung. Hier werden die Fälle, wo Ellipsen angenommen werden müssen, mit glücklichem Scharffinn bestimmt, und Regeln angegeben, die man bey diesem Geschäft befolgen muß, welche dem prüfenden Sprachkennner als wahr-einleuchten müssen. Nebenbey werden z. B. S. 76 ff. mehrere Stellen aus dem bloßen Sprachgebrauch trefflich erläutert, die man gewöhnlich nur durch eingeschobene Ellipsen glaubte sich aufhellen zu können. — Durch eine ächt lateinische Sprache, durch eine vorzügliche Gediegenheit des Ausdrucks, durch einen klaren, fein zergliedernden Scharffinn in Auffassung und Entwicklung der Begriffe zeichnen sich des achtungswürdigen Wittenberger Theologen Nitzsch's Programme aus, die in einer wechselseitigen Verbindung stehen, und der ganzen Sammlung zu einer Hauptzierde gereichen. Es sind folgende: *I. De discrimine legislationis et institutionis divinae in universum.* Vitebergae 1802.

Ggg

(Bd. V.) II. *Progr. quo discrimen legislationis et institutionis divinae ab ipso Jesu agniti esse probatur. Vitebergae 1802.* III. *Progr. quo discrimen illud ab ipso Jesu agniti esse confirmatur. Vitebergae 1802.* IV. *Progr. quo discrimen illud ab ipso Jesu agniti esse defenditur. Vitebergae 1802.* V. *Progr. de discrimine illo ex Epistolis Pauli cognoscendo. Vitebergae 1802.* (Bd. VI.) Eine gerechte Auszeichnung verdienen endlich noch die beiden *Specimina v. Baumgarten. Crusus: Jurisprudencia in interpretando Novo Testamento lucina. Evangelium Matthaei, Marci, Lucae et Ioannis continencia. Lipsiae 1801. 1802.* (Bd. V.) Aus den römischen Alterthümern im Allgemeinen und aus der römischen Rechtsgelehrsamkeit und Staatsverfassung im Besonderen borgt der gelehrte Vf. seine höchst befriedigenden und oft überraschenden Aufklärungen vieler zum Theil sehr wichtiger Stellen aus den genannten vier Evangelisten, und versteht auf diesem von unsern neuen Auslegern mit Unrecht vernachlässigten Wege häufig einen Sinn auszumitteln, dem man — einige etwas zu künstliche Deutungen z. B. S. 288 und 304 abgerechnet — vor den gezwungenen Erklärungen eines Paulus und anderer ohne Bedenken seinen Beyfall schenken wird. Diesem Gelehrten sowohl, als auch den Commentatoren Thiefs und Kuinoel, empfehlen wir diese lehrreiche Abhandlung zum fleissigen Gebrauch. Eine biblisch - historische Untersuchung unter dem Titel „*Consecratio Moysi ad v. 9 epistolae Iudae, oratio habita anno 1798*“ von einem ungenannten katholischen Theologen mitgetheilt, die von Seiten der Sprache und von Seiten des Inhalts gleich vortrefflich ist, wird jeden denkenden Schriftforscher mit Achtung für den aufgeklärten Vf. erfüllen, und sich ihm als eine vorzüglich gelungene Arbeit empfehlen.

Unter den das A. T. und die hebräische Sprache betreffenden Dissertationen zeichnen sich die von *Christ. Bened. Michaelis* hier befindlichen 3 Abhandlungen immer noch durch ihren lehrreichen Inhalt aus. Die erste über die älteste Geschichte der Idumäer (Bd. VI) liefert eine nach besonderen Rubriken geordnete und tabellarisch abgefasste, vollständige Übersicht der einzelnen in der Bibel zerstreuten Nachrichten, wendet sich aber durch eine Menge weitläufiger Untersuchungen, die für unsere Zeiten alles Gewicht verloren haben. Die andere *Diff. nomina quaedam propria personalia codicis sacri V. et N. T. ex virilibus in muliebria et ex muliebris in virilia versa, suo restituens serui. Halae Magd. 1754* (B. VII) erschöpft einen von den Auslegern des A. und N. T. häufig vernachlässigten Gegenstand vollständig, und hat durch die beygefügt zahlreich Beispiele an Wichtigkeit und Interesse für die biblischen Sprachforscher ausnehmend gewonnen. Indessen gebührt vor den beiden genannten ein unleugbarer Vorzug der dritten *Diff. chorographico philologica de locorum differentia ratione anticae, posticae, dextrae, sinistrae. Halae Magd. 1735.* (Bd. V.) Mit unbezweifelbarer Gewissheit wird hier erwiesen, daß die Vorderseite bey den Hebräern die Morgenseite, die hintere Seite den Westen, die rechte Seite den Süden und die linke den Norden, bezeich-

nete, und die Richtigkeit dieser Deutung aus der Etymologie, aus den gebrauchten synonymischen Ausdrücken und aus dem Gegensatz mit einer seltenen Deutlichkeit entwickelt. Viele Stellen der Bibel erhalten bey dieser Gelegenheit treffliche Aufklärung und manche wichtige verwandte Materien, die in die Hauptuntersuchung verflochten sind, findet man bündig erörtert.

Für die Sprachphilosophie liefert eine schätzbare Ausbeute *M. Georgii Godofredi Zemisch disp. phil. de analogia linguarum interpretationis subsidio; Lipsiae 1758* (Bd. VII), die die Vortheile, welche eine philosophisch - kritische Vergleichung verwandter, vorzüglich alter Sprachen dem Sprachforscher und dem Ausleger der Bibel, sowie dem Philologen überhaupt gewähre, in ein helles Licht setzt, und durch die eingeflochtenen, wohlgewählten Beyspiele überaus lehrreich geworden ist. Nur darf ein billiger Beurtheiler, wenn er bey einigen nicht ganz befriedigenden und etwas zu weitläufig gerathenen Theilen dieser Abhandlung Anstoss nehmen sollte, die Zeit, wo sie zuerst erschienen ist, keinen Augenblick übersehen. An diese Dissertation schließt sich *D. Jo. Gottfr. Scharfenbergii (Phil. in acad. Lips. quondam Prof.) propositio de Iosephi et versionis Alexandrinae consensu, Lipsiae. 1780* — eine dem biblischen Kritiker überaus willkommene Arbeit, für deren Mittheilung er sich dem würdigen Herausgeber zu vielem Danke vorzüglich verpflichtet halten wird. Unwiderleglich wird hier bewiesen, daß Josephus fast immer der Übersetzung der Alexandriner gefolgt sey, und nur in äußerst wenigen Fällen den hebräischen Text zu Rathe gezogen habe. Er habe sich durch sie in der Ableitung hebräischer Wörter und der Festsetzung der Grundbedeutungen irre leiten lassen, nach ihrem Vorgang sowohl in einzelnen Worten, als ganzen Sätzen ganz fremde, vom hebräischen Text abweichende Lesearten befolgt, und sogar Glossen angenommen u. s. w. Eben so deutlich überzeugt man sich aus dieser mit prüfender Sorgfalt und nach oft wiederholten Untersuchungen abgefassten Abhandlung, daß der griechische Text der Alexandriner häufig aus dem Josephus interpolirt worden sey.

Noch fügt Rec. den Wunsch hinzu, daß der thätige Herausgeber uns jede Ostermesse mit einem neuen Bande beschenken, und das theologische Publicum ihn durch einen häufigeren Ankauf einer so vielfach nützlichen Sammlung kleinerer Schriften für sein uneigennütziges Unternehmen hinreichend belohnen möge.

As. Hg.

BAYREUTH, b. Lübecks Erben: *Die christliche Biographie für denkende Prediger in Städten und auf dem Lande zur zweckmäßigen Verfassung der Leichenläufe, bearbeitet von Dr. Joh. Gottl. Münch, Prof. der Philos. zu Altdorf. 1804. 306 S. 8. (20 Gr.)*

Der Leser dürfte schwerlich aus dem gesuchten Titel den Inhalt des Buches errathen: denn wer wird sich sogleich unter einer *christlichen Biographie* die gewöhnlichen Lebensläufe bey Leichenreden denken!

Überhaupt bieten sich bey genauer Zergliederung der Begriffe einer Biographie und eines solchen Lebenslaufes mehrere Momente der Verschiedenheit dar. Biographie, im strengen Sinne des Wortes als historisches Kunstwerk betrachtet, umfaßt alles, was zur Beleuchtung des Gegenstandes aufgefunden werden kann; sie fodert, als reine Copie eines vergangenen Lebens, tiefes Eindringen in den Charakter, detaillirte Entwicklung der Handlungsweise aus der ganzen Bildungsgeichte, der physischen und geistigen Constitution des Handelnden, ein geniaßliches Auffassen selbst geringfügig scheinender Umstände, welche nicht selten gleich einem Blitzstrahl auf Neigungen und Entschlüsse wirken, und dem Charakter eine bestimmte Richtung geben, und gründliches pragmatisches Raisonnement. Dafs aber die gewöhnlichen Lebensläufe bey Leichenreden eine weit eingeschränkte Bedeutung haben, und, da der Vf. derselben überall conventionellere Verhältnisse berücksichtigen mufs, mehr einen cursorischen Überblick der wichtigsten bürgerlichen Vorfälle im Leben des Verstorbenen, vermehrt durch moralische Reflexionen und Maximen, als eine psychologische Deduction der gesamten Handlungsweise desselben enthalten sollen, bedarf keines Beweises. Auch scheint Rec. das Prädicat: *christlich*, zu einer solchen Biographie ganz überflüssig, und nur zur Erweckung beschränkter Nebenbegriffe geeignet zu seyn.

Des ersten Abschnitts I Abtheilung verbreitet sich weitläufig über Biographie überhaupt; Wesen, Charakter, Grenzen und Umfang derselben werden mit den mannichfaltigen Fehlern und Mißgriffen, welche man sehr oft in ihrem Gebiete zu Schulden bringt, in einer kräftigen und blühenden Diction treffend dargestellt. Doch hat Rec. keine neuen Ansichten und Resultate gefunden, und glaubt überhaupt, dafs dieses Stück besser ganz weggeblieben oder nur kurz ausgeführt worden wäre. 2te Abth. Die christliche Biographie, oder Darstellung eines Lebens in christlicher Hinsicht. Rec. hält diese Beschränkung für so unnöthig, als die Erwähnung des Gebrauchs der Taufe und des Abendmahls in dem Lebenslaufe nur als minder wichtige Sache zu betrachten ist; Denkungsart und Wandel machen den Hauptgegenstand desselben aus, und diese sind nicht immer an die eigenthümlichen Lehren des Christenthums gebunden. Der Vorwurf des Vfs. S. 86, dafs die christliche Biographie gewöhnlich der Beobachtung des kirchlichen Cultus am Krankenbette den meisten Platz einräume, und in einer bloßen historischen Erzählung bürgerlicher Vorfälle des Lebens bestehe, paßt in der Regel nur auf diejenigen Orte, wo Küster und Schulmeister, die einem sinnlosen Schlendrianismus fröhnen, die Lebensläufe zu verfertigen haben; Rec. kennt viele Prediger, welche die Anführung jedes besonderen Ereignisses im Leben des Verstorbenen durch praktische Bemerkungen interessant, und für das Herz fruchtbar zu machen suchen. Kürze, Klarheit und Bündigkeit, in Begleitung eines feinen, sittlich-religiösen Gefühls und eines überall ansprechenden Humanitäts sinnes, machen die Hauptcharaktere des Lebenslaufes aus;

lange Einleitungen, aus welchen besonders der gemeine Mann nicht klug werden kann, leerer Wortkram mit Titulaturen, weitläufige Behandlung des kranken Zustandes, eine genaue Kritik des ganzen Lebenswandels, welche der Pflicht: *de mortuis nil nisi bene*, Hohn spricht, und die zu grofse Ausdehnung des christlichen Sinnes, wenn z. B. Beumelburg im Lebenslaufe eines Schmidts von Beiss- und Zwickzangen, von Ambos, Esse, Hammer u. s. w. redet, werden mit Recht getadelt; denn diese Art von Biographie hat es blofs mit dem sittlich-religiösen Charakter zu thun, das Übrige wird nur historisch erwähnt. — II Abschnitt. Christliche Biographien oder Lebensläufe. Funfzehn an der Zahl, auf Personen von verschiedenem Alter, Beruf, Lebenswandel und Todesart. Sie sind zwar alle mehr als mittelmäßig, aber nicht mustert; und am wenigsten für Landgemeinden genießbar. Man vermisst in dieser Arbeit Herzlichkeit, Natur, Einfachheit, lebendiges Anschauen der individuellen Denkungsart des Volkes und Popularität. Wollte dieselben ein weniger geistreicher Mann, als der Vf. ist, sich zum Urbild nehmen: so würde vielleicht gar oft eine widerliche Karrikatur aus seinen Händen hervorgehen. Zur Empfehlung gereichen gewifs nicht folgende und ähnliche Ausdrücke: Diese kranken Gefühle lasten ihn nicht mehr, die rauschenden Wogen lüfterner Gefühle, ihr Grab werde ein Grab der Verführung, das Gewissen zerreiße die Bahn des Lasters (ist ganz undeutsch und sprachwidrig), es wachsen Blumen auf dem Sande des Grabhügels, die die Tugend gesäet hat, Blumen, die das gute Herz der Lebenden suchen (wie unverständlich), ziehe nicht verheerend durch die Fruchtgefilde der Gläubigen, Gefühle, die auf den Sand des Grabhügels gesäet werden, vertragen die Hitze des Tages nicht u. s. w. Der Vf. schrieb für denkende Prediger; aber diese wissen sich Rath zu schaffen, und den Nichtdenkenden dürfte seine christliche Biographie eine unbehülliche Krücke seyn.

P. B.

POSEN U. LEIPZIG, b. Kühn: *Über die Verbindlichkeit des Eides*. Von Gottl. Theod. Wolf, Pastor der evangelischen Gemeinde in Adelnau. 1805. XIV u. 185 S. kl. 8. (12 Gr.)

Der Vf. dieser, nicht mit ruhiger Unbefangenheit angestellten, Untersuchung ist ein heftiger Gegner des Eides. Sein wohlmeinender Eifer, der aus seiner einseitigen Ansicht des Gegenstandes hervorging, verdient ein Lob, das die Kritik seiner Arbeit, ihrem Gehalt und ihrer leidenschaftlichen, bisweilen unwürdigen Darstellung nach, nicht ertheilen kann. Der Vf. war seinem Unternehmen nicht gewachsen; es fehlt ihm an festen Grundsätzen, und an umfassender philosophischer Ansicht. Was er mit Recht rügt, betrifft Mißbräuche des Eides und unhaltbare Begriffe von ihm. Man kann die meisten seiner Vordersätze und Behauptungen zugestehen, ohne sich zu seinen harten Schlüssen verbunden zu sehen. Als eine feyerliche Erklärung der Absicht, Wahrheit zu sagen, und als Stärkungsmittel der Wahrhaftigkeit und Treue des Wandkenden durch den religiösen Hinblick auf das Ideal

der Heiligkeit und Macht, hat er den Eid nicht betrachtet. Wenn nun der Vf. um der gerügten unrichtigen Vorstellungen und Mißbräuche willen, den Eid durchaus verwirft, und sich zu folgenden harten Urtheilen verleiten läßt: so ist er selbst von dem Vorwurfe der höchsten Einseitigkeit nicht frey zu sprechen. Ihm ist, nach S. 29 der Eid noch weit verkehrter, als der Fluch. „Erst mit der Gesinnung eines Selbstmörders zu vergleichen, mit dem Betragen eines Rasenden, der nicht bloß auf sein irdisches Leben, sondern auf alles, was er hat, Leib und Seele toll loswüthet. Oder wenn er auf Befehl geleistet wird, so ist er die Handlung eines Bassen, der auf Befehl des Sultans sich selbst die seidene Schnur anlegt.“ Wenn der Vf. es für übermüthig und frevelnd erkennt, Gott zum Rächer der Unwahrheit trotziger herauszufodern; so hat er allerdings Recht; allein gehört eine solche bedingende Selbstverfluchung zum Wesen des Eides? Fehlt es dem Vf. nicht hier eben so an Sichtung seiner Begriffe, wie wenn er bey dieser Gelegenheit sagt: „Das ist eigentlich das Signalement des Gebets, der Nutzen, den ich durch Gottes Hülfe erlangen will?“ — Noch heftiger aufsert er sich am Schlusse S. 171: „Der Eid ist eine Aufopferung des christlichen Glaubens, eine Verschmähung Christi, und ein wilder Ungehorsam gegen ihn. Durch den Eid bietet ein Mensch seinen christlichen Glauben feil. Es haben Prediger ihre Hände und Gewissen mit Inculcation dieser Pflicht nicht zu besu-

deln.“ Und welche Prüfung veranlaßt nun den Vf. zu diesem Endurtheil? Er geht von der Untersuchung aus, ob der Staat ohne den Eid bestehen könne; kämpft mit denen, die sich zur Vertheidigung des Eides darauf berufen, er sey Grund von der Erhaltung des Staats, und glaubt alles gewonnen zu haben, dieses leugnen zu können. Der zweyte Abschnitt beleuchtet nur Mißbräuche und irrg. Vorstellungen vom Eide, z. B. dafs durch ihn neue Pflichten auferlegt werden u. s. w. und enthält manche wahre, nur nicht zu den Resultaten des Vfs. berechtigende Bemerkungen. Der dritte Abschnitt: Über die Eide der Alten, in welchem der Vf. bis zur Eva zurückgeht, soll das Resultat begründen, dafs das Alterthum des Eides keine verbindende Kraft für uns habe. Eine sehr überflüssige Untersuchung, so wie die eingeschaltete Digression, ob aus dem ersten und zweyten Gebote des Decalogus Verbindlichkeit und Zwangsrecht zum Eid folge! Der letzte Abschnitt ist exegetisch, und sucht die Verwerflichkeit des Eides gerade aus jenen neutestamentlichen Stellen zu erweisen, in denen man bisher billige Ausserungen über ihn zu finden glaubte. Auch diese Untersuchung geht nicht tief genug, und beachtet gar nicht, dafs Jesus in der Bergpredigt auf den obrigkeitlich gefoderten förmlichen Eid keine Rücksicht nimmt. So wäre also durch obige Schrift eine neue philosophisch-exegetische Bearbeitung dieses Gegenstandes durchaus nicht entbehrlich gemacht. V. Pf.

KLEINE SCHRIFTEN.

THEOLOGIE. Paris, b. Koenig: *Des secours, que l'étude des langues, de l'histoire, de la philosophie et de la littérature offre à la théologie.* Discours prononcé à l'ouverture de l'Académie protestante de Strasbourg, le 13 Brumaire an. XII. [7 Nov. 1803.] Par Isaac Haffner, Professeur en Théologie. 1804. 54 S. gr. 8. Bey der Erneuerung der protestantisch-theologischen Universität zu Straßburg trat ein Mann dafelbst auf, den das gelehrte Deutschland wegen seiner Rednertalente und gelehrten Kenntnisse, so wie seiner, in drohender Gefahr bewiesenen Klugheit und Rechtfchaffenheit wegen, hochschätzte, und bediente sich des nämlichen Rechtes, wie es ehemals war, vor Franzosen französisch, auf eine männliche Art, über einen der wichtigsten Gegenstände zu reden. Dafs die gelehrte und geschmackvolle Behandlung dieses Gegenstandes, die freymüthige Art, über gewisse Punkte abzuurtheilen, die ehemals Frankreich in die größte Verwirrung setzten, Molinisten und Janenisten schufen, und noch immer unter der, nach so vielen Stürmen gereizten, aber auch noch immer mit altem Sauerteig vermischten französischen Geistlichkeit ihre Verehrer und Vertheidiger haben, und der edle Styl, in welchem der protestantische Doctor von gebildeten Weltmenschen sprach, die vielleicht kaum bis auf diesen wichtigen Augenblick nur wußten, was gute Sache der reinen Christusreligion, oder streitiges Dogma ihrer Kirche war — großes Aufsehen, besonders unter *Jurors* und *Nonjurors* von Priestern machen mußte, läßt sich leicht denken. Aber dafs auch diesen gebildeten Weltmenschen, wenn sie auf solche Wahrheiten merken, die jetzt so frey und ohne Furcht vorgetragen werden dürfen, die Religion in einem heiteren, reinen Lichte erscheinen werde, erwartet Rec. mit jedem Verehrer unserer Religion. — Nach einer kurzen Schilderung der traurigen Schicksale der protestantischen Religionslehrer zu Straßburg u. der Wiederherstellung der Dinge dafelbst, fängt der Redner damit an, dafs Theologie nicht vereinzelt da stehen könne; sie brauche Hülfswissenschaften, ohne welche ihr jeder Fortschritt unmöglich werden müsse. Dahin gehören vornehmlich Sprachkenntnis, Philosophie, Kritik, Geschichte und Literatur, deren der Theolog nicht entbehren kann. — Wir führen bloße eine Stelle an, worin sich der Vf. über die Philosophie erklärt. S. 31: „Alle diese Wissenschaften müssen die Philosophie zur Begleiterin haben, um den Feinden der Religion begegnen zu können, die sich Waffen allerley Art, Gelehrsamkeit, Witz, Spott, Verachtung, Lasterung, bedienen.“ Diese Stelle ist treffend, und schildert die älteren und neueren

Sophisten Frankreichs, ihre Verwegenheit, Anekdoten zu münzen, um die Religion herab zu würdigen, als wenn allein sie aus den geheimsten Archiven hätten schöpfen dürfen, doch diese Illusion schwinde, sobald man ihre Citationen auf die Kapelle zu bringen suche. — „Überhaupt“ heifst es dann weiter, „macht sich die moderne Sophisterei nichts daraus, sich so weit zu erniedrigen, dafs sie Thatfachen verstimmt und verfälscht, um sie zu Gunst ihrer Hypothesen anzuführen. Nichts ist leichter, als Einwürfe zu machen, denn dazu gehört nur oberflächliches Wissen; darauf zu antworten, ist schwerer, denn dazu gehören ausgebreitete Kenntnisse. Würde das nun dem Religionslehrer Ehre machen, wenn er unfähig wäre, die Sache des Christenthums wider solche Witzlinge zu vertheidigen? Ungestraft darf er nicht die himmlische Sophia vernachlässigen.“ S. 33 zeigt der Vf.: wie dogmatische Theologie nie mit Religion vermenget werden müsse. Diese bleibt immer die nämliche, deutlich, einfach, populär, von allen Schulschmalzigkeiten frey, sanft und lebhaft, warm, die Herzen durchdringend, recht dazu geeignet, durch Gefühle einer gemeinschaftlichen Liebe Menschen aus allen Nationen zu vereinen. Jene hat als Wissenschaft alle Schicksale erfahren, welche nur Wissenschaften erfahren können. Aus ihrem Schoße kam aller Streit und Zwiespalt — sie ist perfectibel! Das System fand man immer in der Bibel: Jesus und seine Apostel wußten nichts von *reign, ouïe, universel, universel*; nichts von *gratia praeparans* etc. Um nun nicht Axiom des Systems für Religionswahrheiten zu halten, und die Genealogie der Dogmen recht zu würdigen, muß der Lehrer der Religion in philosophischer und kirchlicher Geschichte gewandt seyn, und dann wird er sich überzeugen, dafs manches Dogma, welches man für einen Grundartikel hielt, den ersten Jahrhunderten der Kirche unbekannt war. Die Note S. 40 — 44 zeugt von Gelehrsamkeit und Scharfsinn des Vfs. der mit Recht schließt: „die Dogmen-Geschichte sey Geschichte der Kirchenveränderungen, und kein Religionslehrer habe Anspruch auf den Namen eines aufgeklärten Theologen, der die Verwandlungen nicht kenne, durch welche die kirchliche Lehre gehen mußte.“ Am Schlufs dieser Rede, welche nicht sehr bekannt geworden zu seyn scheint, wird wahre Christusreligion mit Wärme empfohlen, die nie superstitiöser äußerlicher Ritus seyn soll — denn nur der Superstition dankt Unglaube und Atheismus seine Enttöthung. Italien würde nie im 16ten Jahrh. sich Gottesleugner gesehen haben, wenn die Religion nicht so tief gesunken, und ihre Lehrer so sündlich vordorben gewesen wären. In

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 3 D E C E M B E R 1 8 0 7 .

J U R I S P R U D E N Z .

- 1) MÜNCHEN, b. Fleischmann: *Entwurf eines Staatsrechts für den rheinischen Bund* nach den Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts bearbeitet von Joseph Zintel, d. Weltw. Dr. b. R. Lic. und k. oberbayer. Hofg. Advocaten. 1807. VIII und 159 S. 8. (18 Gr.)
- 2) CARLSRUHE, b. Müller: *Beyträge zu einem allgemeinen Staatsrecht der rheinischen Bundesstaaten*, in funfzig Sätzen, von Joh. Niklaus Fr. Brauer, b. R. Dr., großherz. bad. Geheimenrath. 1807. VIII u. 287 S. 8. (1 Thlr.)
- 3) HEIDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Ius publicum civitatum quae foederi Rhenano adscriptae sunt*. Scripsit Dr. Carolus Salomo Zachariae, Archiduci bad. a cons. aulae etc. 1807. (mens. Majo) 84 S. 8. (9 Gr.)
- 4) Ohne Druckort: *Zufällige Gedanken eines deutschen Mannes insonderheit über die Frage: Ob durch die rheinische Bundesacte vom 12 Jul. 1806 den neuen rheinischen Souveränen über ihre Eigenthumslande eine grössere Gewalt beygelegt worden sey, als sie über dieselben vorhin gehabt haben*. 1807. 83 S. 8. (7 Gr.)
- 5) Ohne Druckort: *Über die Lehnherrlichkeit eines Souveräns des rheinischen Bundes im Gebiete des anderen*, nach dem Begriffe der Souveränität, und dem Geiste der Conföderations-Acte, vorzüglich zur Erläuterung des 34 Artikels derselben. 1807. 8. (4 Gr.)
- 6) Ohne Druckort: *Über den Umsturz der deutschen Staatsverfassung und seinen Einfluss auf die Quellen des Privatrechts in den neu souveränen Staaten der rheinischen Conföderation*. 1807. 58 S. 8. (6 Gr.)
- 7) ALTONA: *Der Organismus des rheinischen (deutschen) Bundes*, zum Behufe seines Zwecks, soweit er bis jetzt positiv bestimmt ist, und Materialien zur näheren Bestimmung jenes Organismus, von D. W. J. B. Pr. in W. 1807. 40 S. 8.
- 8) Ohne Druckort: *Archiv des rheinischen Bundes*. Herausgegeben von Paul Österreicher, königl. Archivar zu Bamberg. 1806. 1 und 2 St. 104 S. 1807. 3, 4, 5, 6 Stück. (jedes mit seiner eigenen Seitenzahl). gr. 4.
- 9) Ohne Druckort: *Kriegsarchiv des rheinischen Bundes*. Herausgegeben von Paul Österreicher, kön. Archiv. zu Bamberg. 1806. Erste Lieferung. 1807. Zweyte bis achte Lief. (Jede Lieferung von 6 Bogen, hat ihre eigene Seitenzahl.) 4.
- 10) COBURG, b. Ahl: *Die rheinische Bundes-Acte, der preßburger Friede, der Beytritt des Königs von Sachsen und der übrigen sächsischen Herzoge zum rheinischen Bunde*, nebst einigen andern hieher gehörigen Urkunden. Französisch und deutsch. 1807. 64 S. 8. (8 Gr.)

Als wir im vorigen Jahre (Nr. 197 dieser Lit. Zeit.) das deutsche Reich mit einer kurzen Gesamt-Recension der deutschen Staatsrechte von Klüber, Leist, Gönner, Schmalz und Schnaubert zu Grabe begleiteten, äußerten wir die Hoffnung, es werde die Wissenschaft unserer Publicisten, statt auf immer untergegangen zu seyn, sich aus der Asche, wie ein Phönix, jung und frisch geboren von neuem erheben. Diese Hoffnung fängt allmählich an, wie man hier sieht, in Erfüllung zu gehen.

I. Ist es aber nicht zu früh, schon jetzt das Staatsrecht des neuen Bundes bearbeiten und darstellen zu wollen? Das Schiff ist ja lange noch nicht fertig gebaut, noch weniger ist es vom Stapel gelassen, und noch weniger hat man gesehen und erfahren, wie gut oder schlecht es segelt. Ist es nicht zu voreilig, über ein Werk zu urtheilen, während es noch in Arbeit ist? Was da steht, ist ja fast nichts mehr, als ein bloßes Balkenwerk, von welchem man zwar so viel weiß und hofft, daß es keine Kaserne, kein Hospital, auch kein Gefangen-Zucht- und Arbeits-Haus werden soll; wie es aber weiter ausgeführt, ob es z. B. in splendide Sale und Vorplätze, oder in gesunde und bequeme Gemächer, zum Gebrauche glücklicher Familien, zum Sitze des Gewerbfleißes, zum Aufenthalte der Muse, ausgebaut werden wird, das soll die Zeit noch lehren.

Es ist auch keinesweges bloß Nebensache, was noch fehlt. Vielmehr ist gerade noch die Hauptsache selbst rückständig. Denn in einem Bunde ist das Band, wodurch das Einzelne zur Einheit, das Getheilte zum Ganzen verknüpft werden soll, offenbar das Wichtigste. Dieses Band aber soll und muß erst in den Bundesstatuten weiter ausgewebt werden. Die Conföderations-Acte sagt dieses selbst; und so lange es noch nicht geschehen ist, ist diese Acte, ist der Bund selbst, nichts weiter als ein Fragment, ein Referens.

H h h

ohne Relatum; ist im Staatsrechte des Bundes das Kapitel von der Lücke das stärkste.

Die Acte spricht z. B. Art. 10 von zweyerley Sachen: über einige derselben sollen beide Bundes-Collegia entscheiden, über andere nur eins. Aber es wird nicht gesagt, welche Sachen dahin oder dorthin gehören sollen. Diese Bestimmung ist den Bundesstatuten vorbehalten worden.

Wenn es nun in der That keine Nebensache ist, daß mit den Bundesstatuten gerade noch die wichtigsten Quellen dem neuen Staatsrechte abgehen: so ist es noch schlimmer, daß auch die Conföderations-Acte, als einzige bis jetzt vorhandene Hauptquelle, so wenig unbefristete Resultate gewährt. Es giebt bereits so mancherley Interpretations-Arten dieser Acte, daß man in einer Ausgabe *cum notis variorum* Mühe haben würde, die Wahrheit vor lauter Streit noch zu erkennen.

Man erklärt sie historisch oder philosophisch; aus dem alten deutschen oder aus dem französischen Staatsrechte; nach dem Interesse des Einen oder des Anderen; zum Besten des Protectors, oder der Souveräne, oder der Standesherrn, oder der Landstände und Unterthanen; nach den Forderungen der Theorie oder den Bedürfnissen der Praxis.

Irren wir nicht, so sind vorzüglich folgende Ursachen der richtigen Erklärung dieser Urkunde hinderlich gewesen. Erstlich hat man daraus gern zu viel abgeleitet, weil alle Rechte und Ansprüche, die jemand zu haben glaubt, in einem Vertrage mit Frankreich den sichersten Stützpunkt finden. Was dieser Vertrag zum Besten des Souveräns, z. B. gegen seine Unterthanen, sanctionirt hat, das ist durch die Stelle, wo es steht, gegen alle Zweifel gedeckt, und braucht nicht erst weitläufig im Lande, aus Rechten und Verfassung des Landes, motivirt und deducirt zu werden. Daher ist es denn vorzüglich gekommen, daß man eine Menge Dinge aus der Urkunde zu erweisen gesucht hat, die von der Art sind, daß die Urkunde bloß nichts gegen sie hat. Obgleich bietet zweitens die Acte nicht viel Masse dar. Sie ist für die Wichtigkeit und die Mannichfaltigkeit der Gegenstände ziemlich kurz. Je weniger aber aufgetragen ist, desto mehr will man sich daran satt essen. Drittens hat man den Begriff der Souveränität, um den sich die Interpretation der Acte vorzüglich dreht, nicht historisch aus der Acte selbst entwickelt. Man führt diesen Begriff, nachdem er außerhalb der Urkunde, auf einem philosophischen Zimmerplatze, construirt worden, in das Innere des Documents hinein, wie die Griechen ihr Pferd in die Stadt Troja, als hätte es damit nicht die geringste Gefahr. Mit diesem Souveränitäts-Pferde, nachdem es einmal eingeschwärzt ist, reitet man alles, was sich im Buchstaben des Gesetzes nicht freiwillig ergeben will, zu Boden. Unschuldige sieht ein solches Pferd äußerlich aus; aber in seinem Bauche ruht versteckt eine Fülle von Consequenzen; diese Griechen ergießen sich in die Stadt, und bemächtigen sich ihrer bis auf die ἀγοράς. Viertens bemerkt man an den bisher versuchten Interpretationen,

nur allzu oft die Stelle, die der Interpret im Staate bekleidet, oder das Land, worin er lebt. Dazu kommt endlich, und vorzüglich noch fünftens der Umstand, daß die Urkunde theils selbst sehr wenig dogmatisch abgefaßt, und theils noch zur Zeit mit zu wenig Hülfsmitteln umgeben ist, aus welchen sich der Geist derselben vollständig und mit Zuverlässigkeit auffassen läßt.

Wenn wir bey der Urkunde die erforderlichen Hülfsmittel vermissen, so meinen wir vorzüglich damit, daß man ihre innere Entstehungs-Geschichte, welche in den Verhandlungen über ihren Inhalt und in den Motiven ruht, noch viel zu wenig kenne. Daß die äußere sich vorzüglich an die früheren Verhältnisse des südlichen Deutschlands zu Frankreich anschließen müsse, scheint uns keinem Zweifel unterworfen zu seyn, und will wohl Manchem nur um desswillen nicht gehörig einleuchten, weil er in der Conföderations-Acte einen Vertrag deutscher Fürsten unter sich über die inneren Angelegenheiten Deutschlands zu finden glaubt, statt daß sie offenbar einem französischen Cabinette zu Stande gekommene Vereinigung zwischen Frankreich und Deutschland über die Verhältnisse beider Länder gegen einander ist. Es möchten daher diejenigen nicht auf dem unrechten Wege seyn, welche die Urkunde aus den *Lettres patentes d'Alsace* zu erklären versuchen. (Ein solcher Versuch findet sich in *Winkopp's Rheinischem Bunde* 1807. Heft 4. No. 1). Auf dieses Hülfsmittel der äußeren Geschichte wird auch von Frankreich aus deutlich genug hingewiesen. In dem Schreiben des K. und K. Napoleons an den Fürsten Primas vom 11 Septbr. heist es: „*Nous n'avons eu en vue que d'établir en droit ce qui existait de fait depuis plusieurs siècles.*“ Und im Tribunate in der Sitzung vom 22 Aug. 1807 bemerkte *Auguste Jubé*: „*Fonder cette fameuse confédération du Rhin, souhaitée des le 13. et surtout vers le milieu du 17. siècle, la fortifier de nouveau par l'établissement d'un prince français — voila ce qu'il a suffi à notre souverain de concevoir pour l'exécuter, et de vouloir pour l'obtenir.*“ Dieses Hülfsmittel hätte bey dem Vf. von No. 3. unter den *subsidiis doctrinae* §. 14 wohl vorzugsweise genannt zu werden verdient.

Auf jeden Fall ist es also wohl etwas voreilig, weiter zu gehen, als die Conföderations-Acte reicht. Deshalb hat auch Niemand die Sünden der Voreiligkeit in so hohem Grade auf sich geladen, als Hr. Zintel. Er sagt selbst: Wir haben nur erst noch die Conföderations-Acte, und das Beste muß noch kommen. Weil Hr. Z. aber bis dahin nicht warten kann, sondern bey der „Umwälzungs-Periode“, wovon er S. 8. spricht, sich gern oben auf wälzen möchte, und er gleichwohl die noch in der Zukunft ruhenden positiven-Sanctionen nicht aus den Fingern saugen kann: so setzt er mittlerweile Luftschlösser aus seinen Grundsätzen des allgemeinen Völkerrechts zusammen; so spinnt er mittlerweile, ohne alle Zuthat, lediglich aus sich selbst, wenn gleich nicht aus dem Kopfe, wie die Spinnen, eine Menge schlechtes und müßiges Gespinnste; so unterhält er sich und andere seiner Art

mittlerweile mit dem Phantom eines Souverainetäts-Princips, welches er nach seinen Phantasien ausstopft und ankleidet. Weil der Tag über die Sache noch nicht erschienen ist, so will er mittlerweile aus der tausend und einen Nacht seiner Theorie etwas erzählen.

II. Ist es also, fragen wir nochmahls, schon Zeit zu schreiben, während der Thon noch auf der Scheibe ist? — Warum nicht? Wird doch schon so im Vaterlande regieret, als wäre der Bund fertig. Die Souveräne stellen sich bereits einzeln dahin, wo Platz für den Bund gelassen worden; was nach allgemeinen und übereinstimmenden Mefsregeln zu leiten und einzurichten, und daher zur gemeinschaftlichen Bezeichnung auf den Bundestagen geeignet wäre, wird nach Particularitäten zerrissen; jeder Souverän richtet sich für sich ein, nicht für das Ganze, und mit dem Ganzen; als sey es an dem Protections-Verhältnisse zwischen Frankreich und Deutschland genug, und als solle das Bundes-Verhältniß, zwischen den deutschen Bundes-Fürsten unter sich, gar nicht zur Ausbildung kommen. Das Ganze wird während der gegenwärtigen, nie wiederkehrenden Periode der neuen Schöpfung und Einrichtung gegen das Einzelne durch niemanden vertreten. Und wenn einmal gelegentlich auch die Rede von Einrichtung des Ganzen seyn wird, so wird es heißen: es sey ja Alles schon im Einzelnen fertig, und es sey unangenehm, Schritte rückwärts zu machen. Es wird daher, wenn so fortgefahren wird, das Verhältniß zwischen Frankreich und Deutschland gedeihen; es wird auch jeder Staat des Bundes für sich gedeihen; aber der Bund selbst? — Der Bundeskörper ist eigentlich nur noch ein *Nasciturus*, ein Embryo, der wahrlich noch reifer und besser noch ausgetragen werden muß, wenn man nicht an seiner Lebensfähigkeit verzweifeln soll.

Die bisherige Praxis liefert schon Fälle genug, wo die Einheit, die für das Beste des Ganzen erspriesslich gewesen wäre, nicht zur Ausführung gekommen ist. Wie verschieden sind z. B. nicht die Grundsätze, nach welchen man die Lehne *extra curtem* bisher behandelt hat? In dem württembergischen Patente v. 16 Decbr. 1806 sind diejenigen, welche in den württembergischen Staaten solche Lehne besitzen, die bisher von einem im rheinischen Bunde begriffenen Souverän dependiren, und zu Lehn verliehen waren, aufgefordert, bey dem K. Lehnhofe diese Lehne gebührend zu muthen. Von gleichen Grundsätzen ist in der badenschen Verordnung vom 25 Nov. 1806. (*Rheinbund*, Heft 4. S. 98) §. VII bey der Sache ausgegangen. Dagegen ist in der Übereinkunft vom 26. Sept. 1806 zwischen dem Fürst Primas und dem Großherzog von Hessen (*Rheinbund*, Heft 3. S. 367) die Souveranität über die *extra curtem* gelegenen Lehne des Fürstenthums Aschaffenburg dem Großherzog von Hessen überlassen, die Lehnherrlichkeit aber bleibt dem Primas unverändert. Einen Mittelweg findet man in der kön. bayerischen Verordnung vom 31 Dec. 1806 (*Rheinbund*, Heft 5. S. 242) eingeschlagen. Hier wird zwar die Lehnherrlichkeit auswärtiger Souveräne für aufgehoben erklärt; man erbiethet sich aber, die Anstände, welche sich mit den theilig-

ten auswärtigen Lehnherren ergeben können, durch gütliche Übereinkunft zu heben.

Wer gern Rechts scrupel erregt, auch da, wo keine Aussicht ist, das sich damit für eine gute Sache etwas ausrichten läßt, der mag die Frage aufwerfen, ob die bisherigen, auf Kosten der Bundeseinheit particularer Weise, nach verschiedenartigen Grundsätzen, gemachten Einrichtungen vor aller Anfechtung gedeckt sind? Wenn aber die Frage nur zur Übung aufgeworfen werden kann, so mag sie auch hier nur zur Übung beantwortet werden. In dem Vertrage mit Napoleon (wir meinen die Conföderations-Acte) ist die Verbindlichkeit für die Bundesfürsten, zur Constatuirung eines Bundes unter sich, gesetzt, folglich auch von ihnen die Verpflichtung gegen Napoleon übernommen worden, die Sachen, die das Ganze interessiren und dahin eingreifen, hiedurch folglich ihrer Natur nach nicht zu Angelegenheiten der Einzelnen, sondern zur gemeinschaftlichen Behandlung des gesamten Bundes qualificirt sind, nicht anders als bundesmäßig zu berathen und einzurichten. Nun aber handelt eine Person gegen ihre Befugniß nicht bloß dann, wenn sie gegen die Grenzen ihrer Gewalt etwas vornimmt, sondern auch wenn sie handelt, ohne die Grenzen ihrer Gewalt zu kennen, die ihr erst noch näher bestimmt werden sollen, und deren Bestimmung sie schuldig ist abzuwarten; und es ist eine alte Regel: *ne quid lite pendente innovetur*.

Bekommt man daher nicht Lust, noch etwas daran zu zweifeln, wenn z. B. die vormaligen Reservatrechte des deutschen Kaisers zufallen, und ob es so ganz entschieden sey, das sie den neuen Souveränen devolvirt werden müssen? Das deutsche Reich hat sich nicht zu dem Ende und in der Weise aufgelöst, das die aufgelöseten Theile in dem Zustande der Auflösung bleiben, sondern das sie zu einem Ganzen wieder vereinigt werden sollen. So lange nun aber der Bund noch nicht in sich constituit ist, kann man nicht wissen, ob und wie fern über diese kaiserlichen Rechte von dem gesamten Bunde verfügt, und wie fern sie sich der letztere etwa beylegen möchte; um so mehr, da die kaiserlichen Reservatrechte vor allen Dingen wohl von der Art sind, das sie zweckmäßiger in den Händen des Bundes, als der einzelnen Bundesfürsten ruhen würden. Möchte man also, nach erfolgtem Absterben des deutschen Reichs, nicht so etwas, wie eine *hereditas jacens* ist, annehmen? oder, wenn man lieber will, einen quiescirenden Zustand? Das vormalig bey einer partiellen Auflösung der Hierarchie, durch Luthers Reformation, die päpstlichen und bischöflichen Rechte an die deutschen Landesherren gefallen sind, kann dieser Ansicht der Sache nicht entgegen gesetzt werden. Denn die aus der Hierarchie entlassenen und in Freyheit getretenen Landesherren sollten und wollten nicht von Neuem zu einem Ganzen vereinigt werden, und sind auch wirklich in dem Zustande der Ungebundenheit verblieben.

III. Es mag aber seyn, und wir haben nichts dagegen, das die oben in der Rubrik stehenden Schriften größtentheils keine andere Bedeutung haben können, als das damit vorerst, mit Aus-

tzung alles eigentlichen Urtheilens, nur theilnehmend in einen wichtigen, und das ganze Publicum mit Recht lebhaft interessirenden Gegenstand hat darein gerathet werden sollen. Wir sind auch gar wohl zufrieden, daß man in dieser Kritik gleichfalls nur einen Versuch eines gut gemeinten Darinredens erkenne; und sind das um so mehr zufrieden, da wir selbst den Plan haben, die neue Wissenschaft, unerachtet ihr noch viele Quellen und Hülfsmittel abgehen, dennoch in ihren Umrissen, wenigstens nach blinden Linien, die eben so leicht weggelöscht als gemacht sind, vollständig übersehen zu lassen.

Zu einer vollständigen und methodisch richtigen Darstellung des allgemeinen Staatsrechts des rheinischen Bundes, (richtiger: des französisch-rheinischen Bundes) worin die erblichene Wissenschaft der deutschen Publicisten zuerst wieder aufersteht, (denn an die Bearbeitung der speciellen Staatsrechte einzelner Bundesstaaten hat noch nicht gedacht werden können) kommt es vor allen Dingen darauf an, daß in dem Plane der Doctrin folgende Differenzen und Theilungsgründe gehörig berücksichtigt, und unter einander auf die schicklichste Weise verknüpft werden.

A) Das allgemeine Staatsrecht des rheinischen Bundes zerfällt in einer Hinsicht in das *innere* und *äußere*. 1) Das *innere* beschäftigt sich: a) in einem Betrachte, theils mit der Verfassung, theils mit der Regierung (Constitutions- und Regierungs-Recht). b) In einem anderen Betrachte hat das innere Staatsrecht es zu thun: a) mit dem Verhältniß zum Protector; und zwar: aa) zwischen dem Protector und dem Bunde; bb) zwischen dem Protector und den einzelnen Bundesfürsten; cc) zwischen dem Protector und den Unterthanen der Bundesfürsten: aa) zwischen dem Protector und den sogenannten Standesherrn und deren Hinterlassen oder Unterthanen; ββ) zwischen dem Protector und den übrigen, nicht standesherrlichen, Unterthanen; β) mit den Verhältnissen der Bundesregenten unter sich: aa) mit dem Verhältniß der Bundesglieder gegen den Bund; bb) mit den Verhältnissen einzelner Bundesglieder gegen andere; γ) mit dem Verhältniß zwischen den Bundesregenten und deren Unterthanen; und zwar: ab) sofern darüber etwas von Bundes wegen bestimmt worden ist; bb) sofern darüber aus anderen Gründen eine Übereinstimmung und Gleichförmigkeit unter den Bundesstaaten Statt hat. 2) Das *äußere* Staatsrecht hat sich a) in einer Hinsicht zu befassen: α) mit dem Verhältniß des Protectors und Bundes gegen a; β) mit den Verhältnissen der Bundesfreien Staaten, und zwar: etwas von Bundes wegen regulirt, etwas darüber aus anderen Gründen Übereinstimmung Statt findender Hinsicht ist dann wieder zu nachdem die bundesfreyen Staaten vormalige Miltände im deutlichen, welche zu dem, von gegründeten, europäischen Föderativ-Systeme gehören; γ) oder solche, die zu keiner von beiden Classen zu rechnen sind.

B) In einer zweyten Hinsicht ist das Staatsrecht des rheinischen Bundes entweder ein *weltliches* oder

geistliches. Hier ist vorzüglich des Verhältnisses zur Hierarchie zu gedenken.

C) In einer dritten Hinsicht hat das Staatsrecht des rheinischen Bundes theils den neuen staatsrechtlichen Zustand, theils den Übergang aus dem alten in den neuen zu berücksichtigen.

Hiermit haben wir selbst die verschiedenen Standpunkte angegeben, die die Kritik sowohl gegen den Gegenstand selbst, als auch gegen die Schriften über den Gegenstand, zweckmäßiger Weise zu nehmen hat. Es versteht sich von selbst, daß hier nur Raum ist, den Plan in seinen Hauptabtheilungen zu verfolgen.

IV. Was zuvörderst das *Verhältniß zum Protector* betrifft, so ist es unrichtig, wie es uns scheint, wenn dieses Verhältniß in das *äußere* Staatsrecht gezogen wird. Es ist dieses z. B. von dem Vf. von No. 3 geschehen, der dagegen (S. 39.) das *jus cosmopoliticum* und das *jus belli et pacis* in das *innere* Staatsrecht gebracht hat. Nach unserem Plane steht das Verhältniß zum Protector im *inneren* Staatsrecht, und zwar oben an. Die föderirten Fürsten mit dem Protector bilden den politischen Körper des rheinischen Bundes, welcher gleich aus der Conföderations-Acte zweyfältig hervor gegangen ist. Die Staaten sind mit sich selbst, aber auch mit dem Protector verbunden, und durch dieses gedoppelte Band knüpft sich der Bund.

Es ist sonderbar, daß man denjenigen in den Bundesstaat nicht mit hinein nehmen will, der zur Stiftung des Bundes der erste und vorzüglichste mit-schließende Theil war; der seinen in der Conföderations-Acte mit den deutschen Fürsten geschlossenen Vertrag nur rückgängig werden zu lassen braucht, um den Bund in die Gefahr zu setzen, bis auf die letzte Spur auch selbst wieder rückgängig zu werden. Unmöglich kann man den Protector *aufser* dem Bundesstaate annehmen, man müßte ihn denn *über* den Bund stellen; man müßte denn den Mittelpunkt außer der Peripherie suchen.

Aber man drückt die Augen so fest zu, wie der Wasserscheu, der das Meer nicht sehen will, worauf er schwimmt. Daher mag es denn vielleicht kommen, daß man den Protector selbst in der Conföderations-Acte nicht erblickt. Man überschreibt diese Acte: *Vereinigungs-Urkunde der Staaten des rheinischen Bundes*; (I. No. 10. S. 18) man nennt sie *legem quam ipsi socii sibi scripserunt* (I. No. 3. §. 11); ordentlich, als hätten die Bundesfürsten diesen Verein unter sich geschlossen, und als hätten sie darin allein *durch sich* und *für sich* den neuen Staat gestiftet. Die Conföderations-Acte ist ein Vertrag zwischen dem Kaiser von Frankreich und König von Italien *auf der einen*, und den rheinischen Fürsten *auf der andern Seite*, und es sind dabey zweyerley Verhältnisse zu unterscheiden: das eine, zwischen diesen beiden contrahirenden Theilen, das andere zwischen den rheinischen Fürsten, *dem einen der contrahirenden Theile, unter sich*. Nur das erste Verhältniß ist der eigentliche Gegenstand des Vertrags, so daß das andere nur in so fern, als es für das erste nöthig war, seine Bestimmung erhielt, im übrigen aber den deutschen Fürsten überlassen ward, es unter sich selbst, namentlich in einem oder mehreren zu errichtenden Fundamentallitteren, zweckmäßig zu reguliren.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 4 D E C E M B E R, 1807.

J U R I S P R U D E N Z.

Fortsetzung der Recension
der Schriften

über das Recht des Rheinischen Bundes.

Was man in Deutschland die Conföderations-Acte nennt, das nannte Napoleon selbst erst noch ganz kürzlich in der Rede bey Eröffnung des legislativen Corps, am 16 Aug. 1807: „die Gesetze der rheinischen Conföderation, zur Stiftung einer Vereinigung zwischen Frankreich und Deutschland.“ Verbunden sind die deutschen Fürsten bis jetzt nur erst in sofern, als sie sämmtlich mit Frankreich verbunden sind; unter sich selbst sind sie noch so gut als gar nicht verbunden, und es ist wohl ihre Sache, zu ihren Zwecken nun gleichfalls näher unter sich zusammen zu treten. An Veranlassung dazu fehlt es nicht. Denn in der Vereinigung mit Frankreich sind vorzüglich nur die äußeren Verhältnisse festgestellt worden; die inneren fast nur in sofern, als Kraft und Haltung gegen das Äußere aus dem Innern kommen muß.

Und sagt es nicht bereits die Erfahrung, was ein Platz in dem rheinischen Bunde bedeuten wolle, so lange er nur noch auf einem Verträge mit Frankreich beruht? Scheint es nicht so, als solle ein solcher Vertrag nur den Zweck haben, das Verhältniß des Aufgenommenen nach außen, nicht aber nach innen zu bestimmen? Denn sonst ließe es sich nicht wohl erklären, wie dieser oder jener von Frankreich zur Theilnahme an dem Bunde zugelassene deutsche Reichsfürst gleichwohl hinterher in ein mittelbares Verhältniß gegen den Bund hätte versetzt werden können.

V. Die Vermischung und Verwechselung jener beiden ganz verschiedenartigen Verhältnisse zeigt sich in den uns bekannt gewordenen Schriften über den rheinischen Bund allenthalben. Es folgen einige Beyspiele:

A) Nachdem Hr. Zachariae a. a. O. den Rheinbund eine *legem*, *quam ipsi sibi socii scripserunt* genannt hat, so betrachtet er ihn §. 60 als einen bloßen Societätsstaat. Auch Hr. Zintel S. 8 also: „die Souveräne schlossen unter sich die Conföderations-Acte.“ Auf ähnliche Weise schränken Andere den Begriff der Conföderation auf die deutschen Bundesfürsten ein, und setzen dann hinzu, die *Conföderation* sey *übereingekommen*, der Kaiser der Franzosen solle Protector des Bundes seyn. Ein Societätsstaat aber muß ruhen auf einem Contracte unter den Gesellschaftern; bis jetzt ruht der Bund ja aber nur auf

einem Verträge zwischen Napoleon und einer Anzahl deutscher Fürsten, und an einem Societäts-Contracte fehlt es noch so sehr, daß auch nicht einmal Neigung zur Abschließung desselben vorhanden zu seyn scheint. Denn sonst wäre ja wohl die feyerliche Einladung zur Eröffnung des Bundestages nicht fruchtlos geblieben. Und wie kann man sagen, daß die Gesellschafter das mit sich selbst ausgemacht hätten, was von ihnen in der Conföderations-Acte mit Napoleon stipulirt worden? Dazu kommt, daß in den bisher eingetretenen Fällen, wo es einer Erweiterung der Conföderations-Acte bedurfte, hiebey auch selbst die zweyseitige Form der Errichtung nicht einmal beybehalten worden ist. Errichtet ist diese Acte von dem Kaiser mit den sämmtlichen ursprünglichen Bundesfürsten, aber authentisch erklärt und erweitert ist sie nachher, ohne Zuthun dieser Fürsten, durch den Kaiser allein. So z. B. erfolgte bisher die Aufnahme neuer Glieder in die Conföderation nicht durch den Bund, sondern durch einen Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Recipienten; und doch wird selbst von Hn. Zachariae §. 11. Not. 1 gesagt: „*pacta, quibus postea temporis alii principes ad confederationem Rhenanam accesserunt, veluti pro parte ipsius foederis habenda sunt.*“ Läßt sich aber von einem solchen additionellen Verträge behaupten, daß er unter den Gesellschaftern geschlossen sey? — Ein anderer Fall betrifft die bürgerliche Gleichsetzung der Religionen. Die Conföderations-Acte enthält darüber nichts. In dem Verträge zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Sachsen vom 11 Dec. 1806 wird gleichwohl stipulirt, es sey dasjenige, was gegen diese Gleichsetzung laufe, mit den Grundsätzen, auf welchen der Bund errichtet worden, nicht vereinbar. — Und wer hat den Zweck des Bundes, der nach dem Eingange der Conföderations-Acte sich auf *la paix intérieure et extérieure du midi de l'Allemagne* beschränken sollte, weit über das mittägliche Deutschland hinaus ausgedehnt?

B) Hr. Zachariae (§. 11. Not. 1) schließt aus der Wahl der französischen Sprache bey Abfassung der Conföderations-Acte, „*socios eadem lingua in posterum publice videri esse usuros.*“ Unfehlbar wird man sich der französischen Sprache in dem Verhältnisse gegen den Protector bedienen; aber die Staatsprache der deutschen Bundesfürsten unter sich, also auch die Sprache der Bundestage und der Fundamentalstatute, wird sicherlich die deutsche bleiben. Fehlgeschlossen ist es also: weil die deutschen Fürsten eine Convention unter sich, *et qua sibi ipsis legem scripserunt*, zu Paris in französischer Sprache abgeschlossen haben, so wird

die französische Sprache die Sprache des Bundes werden. Die Conföderations-Acte ist kein Vertrag der deutschen Fürsten unter sich. Vielmehr läßt sich sogar umgekehrt aus der Sprache derselben schließen, daß sie dieses nicht seyn soll. Denn wer wird einen Vertrag deutscher Fürsten unter sich, zur inneren Föderalisierung des deutschen Vaterlandes, in Paris und in französischer Sprache suchen?

C) Sowie es unrichtig ist, in der Conföderations-Acte eine Societät der Bundesfürsten unter sich finden zu wollen, eben so unrichtig ist es dagegen, den Zweck der Fundamentalstatute darauf mit zu richten, als solle darin das Verhältniß zwischen dem Protector und den Bundesfürsten näher, als bisher in der Conföderations-Acte geschehen, festgesetzt werden. Die Gelehrten haben es an Vorschlägen, ja selbst an vollständigen Entwürfen, zu einem Fundamentalstatut nicht fehlen lassen; alle diese Vorschläge und Entwürfe sind voll von Schranken und Vinculirungen des Protectorats. Ein ungenannter Vf. im *Rheinischen Bunde* (1807. Heft 9. S. 451) will im Bundesstatute bestimmt wissen: ob das Protectorat auf immer an die Krone Frankreichs gekommen sey; welche Rechte und Verbindlichkeiten der Protector habe. Das Fundamentalstatut, meint er, müsse sorgen, daß die deutsche Nation nicht mit der französischen verschmolzen werde; daß Deutschland seine Sprache, seine innere Verfassung, seine eigenthümlichen Gesetze, Gebräuche und Gewohnheiten, seine religiösen und politischen Freyheiten, seine Individualität behalte. Genug, ginge es nach diesen Gelehrten, so möchte man gern im Bundesstatute so etwas Ähnliches, wie vormals im deutschen Reiche die Wahlcapitulation war, mit dem Protector abschließen. Auch Hr. Zachariae (S. 65. Not. 2) sagt: *Deratione inter protectorem et comitia foederis statuto fundamentalis diligentius exponendum erit*, und bezieht sich dabey auf die Conföderations-Acte Art. 11. Allein der Protector wird sein Verhältniß zum Bunde nicht durch die Bundesfürsten festsetzen lassen, und der, welcher den letzten Ring der Kette in der Hand hält, wird sich schwerlich selbst für ein Glied der Kette gehalten wissen wollen. Auch ist im erwähnten Art. 11. nur von Angelegenheiten der Bundesfürsten unter sich die Rede. Ja was noch mehr ist, es steht dort: das Fundamentalstatut solle gebilligt werden „*par les Etats confédérés*.“ Daß der Protector mitschließender Theil dabey seyn solle, davon ist nicht die Rede. Und doch läßt sich nicht denken, daß der Beschützer sich von den Beschützten werde normiren, oder Gesetze vorschreiben lassen.

Das Verhältniß zum Protector wird und muß wohl auf einem ganz andern Wege seine weitere Ausbildung erhalten, als durch Fundamentalstatute auf den Bundestagen. Vielleicht das neue ausdrückliche Stipulationen dieserhalb zwischen dem Protector und dem Bunde, als Nachträge zur Conföderations-Acte, zu Stande kommen. Vielleicht aber auch, (und dies ist wahrscheinlicher), daß eine Reihe nach und nach entstehender Observanzen statt einer schriftlichen Constitution dienen wird. Was der Protector für den

Zweck und zum Besten des Bundes thut, und die Bundesfürstengeschleichen lassen, das kann ja so angesehen werden, als habe es das Gepräge eines stillschweigenden Vertrages, wovon bekanntlich das Wesen einer Observanz beruht.

Es sollte daher in No. 3. §. 11—13 die Observanz unter den Quellen des neuen Staatsrechts billig nicht fehlen. Wir vermissen aber daselbst noch eine andere Quelle, die für das Staatsrecht des Protectorats nicht weniger wichtig ist, nämlich das französische Erbfolgegesetz. Denn wenn der jedesmalige Kaiser der Franzosen auch Protector des rheinischen Bundes seyn wird, so ist dieses Gesetz unfehlbar eine gemeinschaftliche Rechtsquelle für Frankreich und Deutschland.

D) Man hört nur vom *rheinischen Bunde* reden. Wenn aber der Protector einen wesentlichen Bestandtheil des neuen politischen Körpers ausmacht, und wenn die mit Napoleon geschlossene Convention die Grundlage von der Vereinigung der deutschen Bundesfürsten unter sich seyn wird, so sollte es wohl richtiger heißen *Protector und Bund*. Auf jeden Fall kann die Terminologie irre führen, wenn vom *Bunde* die Rede schlechtweg, statt vom *Protector und Bunde*, oder wenn vom *rheinischen Bunde* schlechtweg, statt vom *französisch-rheinischen Bunde* die Rede ist. Und doch kann es noch mehr irre führen, wenn man, zur Erläuterung jener Abkürzung in der Terminologie, darauf aufmerksam macht, daß man vormals unter dem *Reiche* auch wohl *Kaiser und Reich* verstanden habe.

Warum sollte man auch Bedenken tragen, das neue Verhältniß zu Frankreich mit vollständigen Worten auszusprechen, da es eines Theils nicht bloß in den Umständen der neueren Zeit, sondern auch in der ganzen Geschichte des deutschen Vaterlands, so vollständig gegründet seyn soll, und da anderen Theils es sich nicht geziemt, das in der Theorie an Worten zu kürzen, was die Praxis in der Sache selbst so reichlich zugegeben hat, daß Napoleon in seinem Schreiben an den Fürsten Primas vom 21. Septemb. 1806 sich veranlaßt gesehen hat, die zu große Freygebigkeit der Deutschen mit Ansprüchen auf kein Einmischen und auf seine Protectorgewalt zu depreciren. Was aber insonderheit die Übereinkunft mit der Geschichte betrifft, so sind es (hören wir den Historiker reden) drei Perioden, welche Deutschland erlebt hat: zuerst waren Deutsche und Franken Eins, gegen die Wenden; dann trennten sich die Deutschen von den Franken, und verschmigten sich mit den Wenden; mit dem rheinischen Bunde, seitdem er sich insonderheit auf Sachsen mit ausdehnte, trennen sich endlich die Deutschen wieder von den Wenden, und kehren zu den Franken zurück; und so besteht denn die ganze für so außerordentlich gehaltene Begebenheit darin, daß sich die ursprüngliche natürliche Lage wieder herstellt.

VI. Einige sind der Meinung, der Protector habe alle Rechte, die ihm in der Conföderations-Acte

nicht verweigert, andere sagen dagegen, er habe keine Rechte, außer denen, die ihm in solcher Acte, (z. B. Art. 12 und 36) ausdrücklich gegeben worden. Wir nehmen einen dritten Fall an: daß man mit der Acte noch gar nicht zum Abschlufs des Einzelnen in dieser Sache gekommen sey, sondern die nicht berührten Punkte der Zeit zur weiteren Entwicklung habe überlassen wollen. Und warum sollte es nicht richtig seyn, wozu sich die Praxis unserer Tage mehr und mehr zu bekennen scheint: daß nämlich die Constitution eines Staats oder staatsrechtlichen Verhältnisses nur in der bloßen Ausdrückung eines Princips oder Zwecks zu bestehen braucht, und alles Übrige dem Geschäfte der Organisation überlassen werden kann? Man hat sich in der Conföderations-Acte über ein Blanket zum Staatsrechte des Protectorats vereinigt, in der Erwartung, daß die Observanz den leeren Raum in der Folge und auf vorkommende Veranlassung schon ausfüllen werde. Wie viel hat auch nicht schon die Observanz in der kurzen Zeit wirklich ausgefüllt? Wie viel erläutert sich nicht schon observanzmäßig aus dem, was wir bisher erlebt haben, über das Verhältniß zwischen dem Protector und dem Bunde?

Überhaupt ist es mit dem Zuzählen der einzelnen Rechte an den Protector aus der Conföderations-Acte eine eigene Sache. In dieser Acte hat der Protector die Verpflichtung zur Beförderung des darin ausgedrückten Zwecks unternommen, und der Protector selbst spricht, in dem mehr gedachten Schreiben an den Fürsten Primas, nicht sowohl von Rechten als vielmehr von einer gedoppelten Verbindlichkeit, der er sich für den Zweck des Bundes unterzogen habe. So weit aber jene Verpflichtung reicht, eben so weit reicht auch die Befugniß zur Ergreifung solcher Mittel, welche zur Erfüllung führen.

Zu den Hauptrechten des Protectors gehört unstreitig die Beherrschung der *äußeren* Verhältnisse, sowohl der einzelnen Bundesstaaten unter sich, als auch des gesammten Bundes gegen die übrigen europäischen Mächte. Wo der Antheil in Frage kommt, welchen Deutschland an dem Zustande von Europa nehmen soll, da wird das Protectorat vorzüglich eintreten. Das Protectorat hat jeden Bundesfürsten, so wie den ganzen Bund, gegen das übrige Europa zu schützen; diese auswärtigen Verhältnisse werden daher vor allen Dingen unter seinem Einflusse stehen. Das zeigt sich auch bereits in der Erfahrung. Denn bisher ist der Bund in den Verhältnissen gegen andere europäische Mächte nicht für sich, sondern durch den Protector erschienen. Die Bundesarmee war den Heeren Frankreichs einverleibt, Napoleon, als er zu Tilsit mit Rußland und Preussen für sich Frieden schloß, stipulirte für den rheinischen Bund mit.

Wenn aber die Pflicht des Protectors, nach der Conföderations-Acte, folglich nach eigenem Willen der deutschen Bundesfürsten, von der Art ist, daß sie den ganzen Zweck des Bundes umfassen soll, so kann das correlate Recht, sie wirksam werden zu lassen, wohl nicht bloß bey jenen äußeren Verhältnissen ste-

hen bleiben, sondern es muß sich auch im Innern äußern, und daselbst einen bedeutenden Platz einnehmen; und man möchte daher fast zweifeln, ob auch im Innern bey irgend einem Verhältnisse, oder bey irgend einem Gegenstand, sofern nur ein Zusammenhang mit dem garantirten Zwecke in Betracht kommt, die Concurrenz des Protectors absoluter Weise ausgeschlossen werden könne. Nur darin ist ein Unterschied, daß einige Gegenstände dem vom Protector garantirten Zwecke näher, andere entfernter liegen; daß sich einige zur unmittelbaren, andere zur mittelbaren Einwirkung qualificiren; daß einige durch den Buchstaben in der Conföderations-Acte ausdrücklich bezeichnet worden, andere nur aus dem Geiste dieser Acte kenntlich sind.

Entfernter liegen z. B. die Angelegenheiten der einzelnen Bundesfürsten, es sey mit ihren eigenen Unterthanen oder mit Fremden, als die Sachen des gesammten Bundes. Mittelbarer ist die Einwirkung bey den Verhältnissen der Souveräne gegen ihre Landstände und Unterthanen, als bey solchen Gelegenheiten, wo das Verhältniß des einen Souveräns zum andern, oder zum Bunde in Frage kommt. Mehr buchstäblich ausgedrückt ist das Recht der Einmischung in Absicht des Verhältnisses der Souveräne gegen die Standesherren, als gegen ihre übrigen Unterthanen. Für die Standesherren ist der Protector offenbar Compaciscient in allen den Dingen, die ihnen nach Inhalt der Conföderations-Acte gegen die Souveräne werden sollen, und verlangt mit Recht contractmäßige Erfüllung in allen Punkten, die er für jene mit diesen ausgemacht hat. Zwar hat der Protector erklärt, er wolle sich in die inneren Angelegenheiten nicht mischen (*„les affaires intérieures de chaque état ne nous regardent pas“*). Aber eine Angelegenheit hört auf eine innere zu seyn, wenn sie auf den Zweck des ganzen Bundes wesentlichen Einfluß zu haben anfängt. Geht aber dieser Zweck nicht auch vorzüglich mit auf Ruhe und Glück im Inneren? und können Ruhe und Glück dauerhaft bestehen, ohne Gerechtigkeit und Weisheit im Inneren? Im Wesen ist folglich die Verfassung eines jeden Bundesstaates durch die Conföderations-Acte zugleich mit constituirte worden, ob schon nicht in der Ausführung. Weise und gerecht soll es im Lande hergehen, das ist das Wesentliche, und bloß die Form und das Wie ist den Souveränen überlassen geblieben. Durch den Bund selbst und durch das Protectorat ist die Garantie der Territorial-Verfassungen, diesem ihren Wesen nach, bereits gegeben.

VII. Endlich läßt sich nicht bloß von den Rechten des Protectorats gegen Deutschland sprechen; es gehört auch mit zur Verfassung des neuen Staats, daß dem Protector mehrere Wege offen stehen, in die deutschen Angelegenheiten politisch einzuwirken. Zuvörderst wird die Vermittlung des Protectors gar oft, von Deutschland aus, von freyen Stücken gesucht werden. Außerdem aber scheint auch die Stelle, auf der das Primat in der Mitte zwischen dem Protector und dem Bunde steht, oder

die ein französischer Prinz auf dem westphälischen Throne einnimmt, oder die vielleicht der Protector, als etwaniger Besitzer von Bundesländern, sich im

Bunde noch anweisen wird, zu jenem Ende allerdings von gar großer Bedeutung zu seyn.

(Die Fortsetzung wird nächstens folgen.)

KURZE ANZEIGEN.

JURISPRUDENZ. *Rostock*, b. Müller: *Über die Verhältnisse der Stadt Rostock in Beziehung auf ihre Beytrags-Verbindlichkeit zu den Landes-Necessarien* vom Bürgermeister D. J. F. Zoch (zu Rostock) 1806. 95 S. 4. Diese auf Veranlassung eines gerichtlichen Streits erschienene Schrift entwickelt die Verhältnisse der See-Stadt Rostock zu ihren übrigen Mitländern, nämlich der Ritter- und Landschaft Mecklenburgs, sehr lichtvoll, und empfiehlt sich sowohl dadurch, als durch Ordnung, Vortrag und zweckmäßige Auswahl der Literatur. Rec. hat sie mit Vergnügen gelesen, und würde seine Leser mit ihrem Inhalt näher bekannt machen, wenn das Interesse desselben nicht zu particular wäre, und diese Deduction nicht von jedem, dem ihr Gegenstand wichtig ist, zuverlässig gelesen würde; er begnügt sich daher damit, sie anzuzeigen. H. — St. St.

JUGENDSCHRIFTEN. *Gotha*, b. Perthes: *Neue Hesperiden. Ein Magazin für jugendliche Unterhaltung. In Verbindung mit mehreren Jugendfreunden*, herausgegeben von J. D. Manchart, Superint. und Stadtpfarrer zu Neufen im Wirttembergischen. I Stück. 1804. 137 S. II Stück. 1805. 144 S. III Stück. 1806. 140 S. IV Stück. 1807. 196 S. 8. (2 Thlr.) Diese Zeitschrift ist eine Fortsetzung der in dem nämlichen Verlage, aber ohne den Namen des Herausgebers, erschienenen und mit dem achten Stück beendigten Hesperiden. Sie hat außer ihrem neuen Titel keine wesentlichen Veränderungen erfahren; aber auch so empfiehlt sie sich vor vielen anderen Jugendschriften, theils durch die Freundlichkeit ihres Inhalts (er ist nach Spielabenden, Leseabenden und Zaubersabenden abgetheilt), theils aber und vorzüglich durch die leichte Verbindung des Angenehmen mit dem Nützlichen. Mehrere der angegebenen Spiele sind recht glücklich erfunden, z. B. die Reise durch die Welt, im dritten Stück. Auch das naturhistorische Loto, im ersten Stück, wird seines Endzwecks, spielend zu belehren, nicht verfehlen. Was die Leseabende geben, ist nach der Absicht einer abendlichen Unterhaltung, die dem Schläfe wehren soll, bald munter und lustig, bald rührend. Die *Errores*, im zweyten Stücke, scheinen sich nur hieher verirrt zu haben. „Auf die augsburgische Confession machte einst ein Jesuit im heiligen Eifer folgendes wichtige Distichon:

R habet Ausonium liber hic, R atque Pelasgum,

R habet Ebraicum, praetercaque nihil.“

Die Zaubereyen, mit denen sich die Zaubersabende beschäftigen, werden Kinder zwar auch nicht verschmähen, aber einige darunter haben doch in der That zu wenig Zauber, z. B. die Zauberey mit den vierzehn Zirkeln. R. j.

1) *Leipzig*, b. Barth: *Hülfsbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkbungen der Jugend*, von C. Chr. G. Zerrenner, Pred. an der Kirche zum h. Geist in Magdeburg. Dritter Th. 1807. 214 S. 8. (12 Gr.)

2) *Gießen u. Darmstadt*, b. Heyer: *Hülfsbuch bey dem Gebrauche meines Unterrichts im reinen Christenthume für diejenigen, die eine Erklärung desselben wünschen oder derselben bedürfen*. Von K. H. Rafsmann, Pred. zu Aslar im Solms-Braunsfelschen. 1807. 231 S. 8. (18 Gr.)

Was wir, J. A. L. Z. 1805. No. 41, zum Lobe des Zerrennerschen Hülfsbuchs gesagt haben, kann bey gegenwärtiger Fortsetzung desselben unbedenklich wiederholt werden. Nur rathen wir dem Vf., seine Materialien mehr zu concentriren, damit das Werk nicht zu sehr anwachse, und der dann zu hohe Preis dem allgemeinen Gebrauch nicht entgegen stehe.

Der Vf. von No. 2 ist ein besserer Sitten- als Religionsleh-

rer. Eigentlich enthält auch sein Hülfsbuch hauptsächlich Moral und die Religion ist nur wie im Vorbeygehen mitgenommen. Von den meisten charakteristischen Lehren des Christenthums kommt keine Sylbe vor. Andere sind so vorgetragen, wie sie zwar seit einigen Decennien von mehreren Theologen vorgestellt, in der christlichen Kirche aber in der That zu keiner Zeit gelehrt worden sind. Diefs ist namentlich bey der Lehre von dem Tode Jesu und der Sündenvergebung §. 118—120 der Fall. Ein solches Weglassen und Modernisiren nun kann Rec. nicht für einen empfehlenswerthen Unterricht im reinen Christenthum halten.

— ff —

Würzburg, b. Stahel: Dr. Johann Ludwig Wilhelm Scherer's *Religions-Geschichte des alten und neuen Testaments für die Jugend*, von einem katholischen Religionslehrer für die Schulen umgearbeitet. 1806. 330 S. 8. (20 Gr.). Wir erfahren weder, wer diese, von einem protestantischen Prediger geschriebene, Religions-Geschichte zum Gebrauch der katholischen Jugend eingerichtet habe, noch worin die gemachten Veränderungen bestehen. Wahrscheinlich betreffen sie vorzugsweise die Lehre von den 7 Sacramenten, worüber S. 276 ff. ein ausführlicher Unterricht ertheilt wird, die Lehre von der Kirche und ihren Gebräuchen, der Tradition u. s. w. Da wir den protestantischen Scherer nicht mit den katholischen katholischen vergleichen können, so wissen wir nicht, auf wessen Rechnung wir mehrere Fehler, worauf wir bey dem Durchblättern gestoßen sind, setzen sollen. Dahin gehören S. 320: „Die Muhamedaner hießsen auch Saracenen, Ismaeliten, *Türken* (?).“ S. 323; „Sein (Muhameds) Vater hieß Abdallah, und seine Mutter Anna (?).“ S. 260 ist von einer antipischen Übersetzung die Rede. Über den Inhalt des Buches selbst enthalten wir uns, da es schon vor einem Decennium erschien, unseres Urtheils.

— ff —

Gotha, b. Perthes: *Moralische Biberbibel mit Kupfern nach Schubert'schen Zeichnungen und mit Erklärungen* von R. F. Löffius. Zweyter Band. Erste und zweyte Lieferung. 1807. 262 S. gr. 8. mit 10 Kupfern. Über den Werth dieser m. B. haben wir J. A. L. Z. 1805. No. 260. u. 1807. No. 100 unser Urtheil gefällt. Die beiden ersten Stücke des II Bandes enthalten keine biblische, sondern sogenannte Profan-Geschichte. Hr. L. erklärt sich darüber so: „Unsere Leser, welche den Plan dieses Werkes gehörig gefasst haben, werden diese Verbindung mit der im eigentlichen Verstande biblischen Geschichte sehr natürlich und leicht finden; sie werden mit demselben Wohlgefallen das Leben eines Solon, Lykurg, Aristides, Socrates u. s. w. wie das eines Moses, David, Salomo, Daniel u. s. w. lesen, und den moralisch-edlen Handlungen der Griechen denselben Beyfall schenken, den jede edle That verdient; unter welchen Volke sie auch immer geschehen ist.“ Wieder bemerkt der Vf., daß es auch den Freunden der biblischen Geschichte nicht unangenehm seyn werde, diese hier in Verbindung mit so manchen gleichzeitigen Begebenheiten derjenigen Nationen zu finden, die auf die Schicksale des israelitischen Volks einen so wichtigen Einfluß hatten, und ohne deren Kenntniß die Geschichte der fortschreitenden Veredlung der Menschheit äußerst unvollkommen seyn würde. Beide Hefte beschäftigen sich bloß mit der Geschichte Griechenlands, und zwar 1) Aus dem Zeitraum vom trojanischen Kriege bis auf die Zeiten des Plistarchus zu Athen; 2) von dem Einfall der Perfer in Griechenland, oder vom Miltiades bis Cimon. Die Sujets der Kupfer sind gut gewählt, und in artistischer Hinsicht lobt die Arbeit den Meister. N.

NEUE AUFLAGEN.

Stuttgart, b. Steinkopf: *Lebensbeschreibung des englischen Admirals Lord Nelson Herzogs von Bronte* u. s. w. 2te

Auflage. Mit Nelsons Portrait und der Abbildung seines Transwagens. 1807. 88 S. 8. (8 Gr.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 5 DECEMBER 1807.

M E D I C I N.

- 1) WIEN, b. Schaumburg u. Comp.: *Systematisches Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Blutflüsse für Ärzte und Wundärzte*. Von Carl Joseph Meyer, Doctor der Arzneykunde und Wundarzneykunst, und ausübendem Arzte in Wien. I Band. 1804. XXII u. 316 S. II Band. 1805. XVI u. 483 S. 8. (3 Rthlr.)
- 2) LEIPZIG, b. Fleischer: *Untersuchungen über die Erscheinung, Bildung und Heilung des Blutausflusses*. Nach den Grundsätzen der Erregungstheorie unternommen von Dr. Joh. Balthasar Wolkopf. I Theil. Die Phänomenohistorie des Blutausflusses enthaltend. 1805. XXXVI u. 273 S. II Theil. Die Nosohistorie des Blutausflusses enthaltend. 1805. L u. 405 S. 8. (3 Rthlr.)
- 3) BRAUNSCHWEIG, b. Vieweg: *Über die Blutflüsse in medicinischer Hinsicht*, von Dr. Georg August Spangenberg, ordentl. Assessor des fürstlichen Oberanitäts-Collegii (jetzt Professor) in Braunschweig. 1805. XII und 468 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Die Blutflüsse werden durch unsere Lebensart, Kleidertrachten, vielleicht auch durch unsere Heilarten mancher Krankheiten, vorzüglich begünstigt: billig also, daß sie einer besondern Aufmerksamkeit gewürdigt werden, zumal, da sie zugleich so lebensgefährlich sind, und man sich noch nicht rühmen darf, mit ihrer Pathologie und Therapie auf dem Reinen zu seyn. Seit die neuere Heilkunde ihre von den vorigen so sehr abweichenden Ansichten über die Vorgänge bey organischen Körpern verbreitete, haben wir noch keine vollständige und gründliche Abhandlung über die Blutflüsse erhalten, ja manche nutzbare Idee blieb unbearbeitet. Doppelten Dank verdient also der Schriftsteller, dem es gelungen ist, die entgegenstehenden Schwierigkeiten mit Glück zu überwinden! Um aber unseren Lesern darzulegen, was die obgenannten Verfasser geleistet haben, wollen wir erst einen gedrängten Auszug ihrer Schriften liefern.

Nachdem sich der Vf. von No. 1 vorläufig gegen die Allgemeinheit der Brownischen Annahme von durchgehends asthenischer Natur der Blutflüsse, aber auch gegen Hufelands Behauptung, daß man schon vor Brown von asthenischen Blutflüssen deutliche Begriffe gehabt habe, erklärt hat: kündigt er sein Buch *J. A. L. Z.* 1807. *Vierter Band.*

als einen nur für angehende Ärzte und Wundärzte bestimmten Versuch an. — I. *Blutflüsse überhaupt*. Hämorrhagie ist jeder in Rücksicht der Quantität, des Ortes, oder der Zeit abnormer Blutfluß, nach aussen oder in eine Höhle. Aus welchen Gefäßen das Blut fließt, läßt sich nie bestimmen. Schwammichte, schlaffe, zart gebaute Constitutionen sind vorzüglich dazu geneigt; kein Thier aber häufiger, als der Mensch, dem zugleich Lebensperiode, Temperament, Geschlecht und Stand eine bestimmtere Anlage geben. Ausserdem daß die Blutflüsse endemisch, periodisch und erblich vorkommen, hat man auch Beyspiele von einer so vorzüglichen Geneigtheit dazu, daß selbst die allergeringsten Verletzungen dadurch lebensgefährlich wurden; endlich scheint auch eine gewisse unbekannte Einwirkung der Atmosphäre das Übel zu begünstigen. — Die Diagnose hat oft ihre grossen Schwierigkeiten. Bey verborgenen Blutflüssen müssen das plötzliche Entstehen heftiger Zufälle, die vorangegangenen Ursachen, die anfängliche Wärme, dann die Kälte und Schwere in dem blutenden Theile, in der Folge die Ohnmachten, der Schwindel u. s. w. Licht geben. Besonders muß man immer auf die vorangegangenen Einflüsse sehen. Diese haben die Thätigkeit, oder Mischung, Form und Zusammenhang gestört. Jene sind 1) hypersthenisirende. Die Existenz derselben wird durch zuverlässige Beobachtungen bestätigt. Man blicke nur auf die kritischen Blutflüsse, und die Entstehung echter Entzündungen nach unvorsichtig unterdrückten Blutflüssen! Und warum sollte nicht bey einem allgemeinen hypersthenischen Zustande eine örtliche Schwäche, z. B. durch mechanische Ursache bey der Geburtsarbeit hervorgebracht, Statt finden können? Zugleich ist bekannt, daß bey Plethora das Blut dahin strömt, wo es den schwächsten Widerstand findet. Indess können sich hypersthenische Blutgefäße in asthenische verwandelt haben, noch ehe der Arzt kommt, und helfen kann; und wenigstens sieben Achtel sind ursprünglich asthenisch. 2) Asthenisirende, sey es direct oder indirect. Mechanische und chemische Einflüsse wirken meistens unmittelbar, und zwar entweder von aussen oder von innen her. Zunächst möchten wohl durch Anastomosis alle indirect-, viele direct-asthenische, nicht wenig örtliche, vielleicht auch die hypersthenischen Blutflüsse entstehen; Diapedesis mag selten vorkommen; durch Diäresis, Rhexis und Diabrosis entstehen die so genannten chirurgischen Blutflüsse. Ob auch von einer Schärfe des Blutes? Wenigstens ist *Lebenwalds* Beobachtung (*Ephem. Nat. Cur. Dec. II. Ann. II. Obs. 107, p. 261*).

Kkk

dafs das Blut die Haut wund machte, das Eisen am Schnapper zerfrass, und gleichzeitig mehrere Arten scharfer Blutflüsse zugegen waren, merkwürdig genug. Franks Idee von Blutsecretion ist scharfsinnig, aber nicht durchgeführt. Überhaupt wird durch alles das die Sache noch gar wenig begreiflich. — Eintheilung: Hypersthenische, asthenische, örtliche u. s. w. — Der Ausgang richtet sich nach der Ursache, der Gröfse und Geschwindigkeit des Ausflusses, der Subjectivität, der Stelle und den gleichzeitigen Erscheinungen. — Die Behandlung, welche immer Geistesgegenwart, Muth und Entschlossenheit fodert, zerfällt in Haupt- und Nach- Kur. Hauptkur. Nach unverzüglichster Entfernung aller etwaigen mechanischen Hindernisse des Kreislaufes, mufs der Charakter berücksichtigt werden. Selbst bey hypersthenischen Blutflüssen darf man nicht unthätig zusehen: denn man kann nicht wissen, wie viel Blut der Kranke verlieren darf. So nöthig hier ein Aderlaß ist, so darf man sich jedoch weder blofs durch die Erscheinungen dazu verleiten lassen, noch dem unzulässigen Gedanken an Derivation und Revulsion Raum geben, noch zu viel Blut oder solches zu oft weglassen. Ist die Hypersthenie schon sehr gemindert, so können örtliche Aderlässe angewandt werden. Ausserdem Abführungen und anhaltende Kälte, selbst kalte Bäder; wiewohl letztere, wegen der anfänglich reizenden Wirkung, doch bedenklich sind. Bey asthenischen Blutflüssen passen zusammenziehende Mittel (diese, als im Grunde blofs reizend wirkend, eignen sich aber nur für gewisse Schwächengrade), flüchtig reizende Mittel (wobey man keiner Unterscheidung in reizende und narkotische bedarf), Brechmittel (welche hier jedoch sehr zweydeutig sind, da es ungewifs ist, welche ihrer Wirkungen die Oberhand behalten werde, und die Blutflüsse sogar zu ihren Gegenanzeigen gezählt sind), momentane Kälte (denn so wirkt sie reizend), Seelenreize (deren Anwendung nur nicht immer willkürlich, und zudem immergezwagt ist), Elektricität und Galvanismus, Transfusion des Blutes. Diese Mittel müssen dem Grade der Asthenie angepaßt werden. Ausserdem dienen nährend-reizende Suppen und Getränke, Hellung, mäßige Wärme, nicht zu sauerstoffreiche Luft. Örtlich sind anzuwenden: Gelindes Binden der Extremitäten, warme aromatische Fomentationen: Frictionen, warme Fufs- und Armbäder, stärkende Klystire, spirituöse Einspritzungen, trockne Schröpfköpfe, Tampons u. s. w. Gewohnte vicariirende Blutflüsse dürfen nur in Rücksicht auf die Menge des ausgeflossenen Blutes und die Wichtigkeit des blutenden Organes gehemmt werden: stehen sie nicht bald still, was doch gemeinlich von selbst geschieht, so mufs man mit ganz gelinden Reizmitteln anfangen, und sehr allmählich zu stärkern übergehen. Nachkur: Nun mufs einer möglichen Wiederkehr, und den etwa schon entstandenen üblen Folgen begegnet werden. In Hinsicht der ersten sind nöthig: fortgesetzte Geistes- und Körperruhe, mäßiger Schlaf unter gehöriger Aufsicht, Abhaltung schädlicher Einflüsse. War der Blutfluß,

hyperasthenisch, so mufs das schwächende Heilverfahren, nur ohne fernere Ausleerungen, mäßig fortgesetzt werden. Prophylaktische Aderlässe zur Verhütung drohender Recidive sind gefährlich. Nach asthenischen Blutflüssen müssen mehr permanente Reize, doch in Verbindung mit flüchtigen und mit guter Nahrung, angewandt werden. Andere üble Folgen erfordern ihre besondere Behandlung. — II) Individuelle Blutflüsse. 1) Blutflüsse des Kopfes. Nasenbluten. Der Mensch leidet fast ausschließlich daran, und so häufig, dafs drey Achtel der Knaben ihm unterworfen sind, auch kein anderer Blutfluß gleich oft vorkommt. Es befällt dieser Blutfluß besonders Knaben, lebhafte Temperamente, das Jünglingsalter, wird leicht habituell, kommt symptomatisch vor, herrscht besonders im Frühjahr und Herbst, ist selten epidemisch, wiewohl nicht selten unbekannte Einflüsse dabey im Spiele zu seyn scheinen, ist in warmen Gegenden einheimisch, erblich, stellt sich nach dem Tode bey Kindbetterinnen ein. Unter die Ursachen zählt der Vf. auch Idiosynkrasie gegen gewisse Einflüsse. So z. B. kannte der Vf. selbst am Rheia einen Kanonicus, der Nasenbluten bekam, so oft er in ein Zimmer trat, wo Äpfel aufbewahrt wurden. . . Nur das asthenische darf man stillen; und dies geschieht durch kalte Umschläge, trockne Schröpfköpfe im Nacken, Reiben der Extremitäten, rothmachende Mittel, Binden der Arme und Schenkel, warme Fußbäder, zusammenziehende Einspritzungen (welche jedoch, sofern sie Niesen erregen, unverzüglich auszusetzen sind). Wieken. Bey hohen Graden von Asthenie auch innere flüchtige Mittel. Das Nasenbluten als verlarvtes Wechselfieber erfordert nicht immer China. Bey dem von eingeschnupften ätzenden Dingen, warme Milch, Öl u. dgl. Ein besonderes Augenmerk erfordert die Verhütung der Wiederkehr. — *Bluten aus dem Munde.* Der Vf. unterscheidet es nach seinen mannichfach verschiedenen Quellen, Lippen, Wangen, Zahnfleisch, Zunge u. s. w. Er selbst sah ein enormes Bluten aus einem hohlen Zahne, das ganz wie Bluthusten ausah. Wo man ungewifs ist, soll man den Mund, vor der Untersuchung, mit Wasser ausspülen, und allenfalls auch noch den Kopf vor- und abwärts beugen lassen.

Zweyter Band. 1. Blutflüsse der Brust. Bluthusten nennt der Vf. „eine jede Ergießung des Bluts in die Luftgefäße, mit oder ohne Ausleerung desselben durch den Mund.“ Der Husten bleibt immer ein Hauptsymptom. Die dabey ausgeworfenen Knochen sind wohl bisweilen Stücke von verknöcherten Lungen; eine Idee, worauf der Vf. durch eine Section geleitet wurde, welche Verknöcherungen der Lungen zeigte. Der Kitzel in der Luftröhre verräth nicht immer sicher den Sitz der Blutung. Eben so wenig ist ein leichter Husten ein sicheres Merkmal von Blutungen der Lunge. Nicht immer ist der Bluthusten asthenisch. Beym Examen wende man sich so viel als möglich an die Umstehenden. Auf die Menge des Blutes mufs man aufmerksam seyn, nicht aber auf den Puls. Der Aderlaß erfordert viel Vorsicht. Brech-

mittel sind sehr gewagt, außer in gebrochenen Gaben. Küchensalz und Hallers Sauer sind schädlich. Große Aufmerksamkeit erfordert die Nahe. — **III. Blutflüsse des Unterleibes.** Blutbrechen und Morbus niger sind nur graduell verschieden. Das hieby Ausgeworfene ist gestocktes, durch die Länge der Zeit verdorbenes Blut; schwarzes Gallenerbrechen ist eine andere Übelseynsform. Die Blutung kann so gut venös, als arteriell seyn; meistens aber beruht sie auf Schwäche. Zu ihren Ursachen gehört auch der Mißbrauch mineralischer Säuren; auch kann sie unter anderen von einer durch plötzliches Verschwinden der Gicht örtlich vermehrten Thätigkeit des Magens entstehen. Ist der Charakter hypersthénisch, so hat es damit keine Gefahr; das ist er aber selten. Bey der Ur muß man trachten, die Blutung zu stillen, das angesammelte Blut fortzuschaffen, neue Anfälle zu verhüten, die Folgen zu heben. Zusammenziehende Mittel sind gefährlich; man muß mit ganz gelinden Reizmitteln anfangen, namentlich mit Schwefelsäure, Alaun (?), allmählich dann kalte Chinaaufgüsse. Bey Verstopfung eines Eingeweidés ist wenig Hülfe zu hoffen. Wenn nach dem Blutflusse, und nach angewandten Klystieren noch Schwere im Magen, Beängstigungen und Verstopfungen des Stuhlgangs, als Zeichen von stockendem Geblüte im Darmkanal, zurückbleiben, mag man dem Kranken eine ganz gelinde Abführung geben. Zur Auflösung des stockenden Blutes dienen Kirschlorbeerwasser, oder Arnica. — 2 Kap. Hämorrhoiden. — 3 Kap. Blutharzen. Merkwürdig ist Folgendes (S. 338): „Hr. Hofr. Frank gab Hn. Morbelli einen blutigen Urin zur Untersuchung, und dieser fand, daß die Schwefelsäure kein Gerinnen der Lymphe bewirkte, welches aber durch zugegoßene Salpetersäure, unter Entwicklung eines angenehm riechenden Gases, geschah. Auch das Alkohol bewirkte Gerinnung, und auf dem Boden des Gefäßes sonderten sich weiße Flocken ab.“ Der Vf. fragt, ob nicht, bey übermäßigen Blutungen der Harnblase, Einspritzungen gelind reizender oder zusammenziehender Mittel Statt haben sollten? — **IV. Blutgefäße der Geburtstheile.** — 1 Kap. Bluten aus der männlichen Harnröhre. — 2 Kap. Gebärmutterblutfluss. Nichts sey unbestimmter als die Menge des Blutes, welches bey der Menstruation ausfließen, und die Zeit, wann sie aufhören könne. — **V. Blutungen aus den äußeren allgemeinen Bedeckungen.** —

Der Vf. von No 2 Hr. Wollkopf, wirft in der Einleitung zum ersten Theil (§. 25) einen Blick auf die neuesten Theorien, d. i. die Eklektik, den Chemismus und die Erregungstheorie. Nach der letzteren, als einer der höchsten Productionen des menschlichen Geistes, sind die Blutflüsse allgemein oder örtlich. Daß sie immer auf Schwäche beruhen, hat Brown allerdings behauptet. — **I. Theil.** I Buch. I. Die wesentliche Erscheinung des Blutausflusses als Gattung ist ein beträchtlicher Ausfluß des Blutes aus Gefäßen, die eigentlich gar kein Blut ergießen sollen, oder es zur Unzeit, oder in fehlerhafter Quantität ergießen, so daß dadurch die Erregung des ganzen Organismus, und die Integrität des blutenden

Theiles insbesondere gleichzeitig und nachfolgend vom regelmäßigen Zustande abweichend werden. II. Beleuchtung und Berichtigung der seitherigen Terminologien, Definitionen und Eintheilungen. . . Blutausfluß muß von Blutabsonderung unterschieden werden; denn beide haben verschiedene Erscheinungen und Ursachen. Cullen's Beschreibung ist zu beschränkt, und paßt selbst auf die Blutflüsse von allgemeiner Krankheit nicht ausschließlic. Reil hat in der weitern Auseinandersetzung gefehlt; und es ist nicht consequent, Blutfluß durch Verletzung und von Colliquation auszufliessen, dagegen aber z. B. gewisse Leukorrhöen dahin zu rechnen. Röschlaub's Exposition ist nicht bestimmt genug. Der Vogel'schen fehlt es vollends an Präcision und Richtigkeit. Die unbedeutenden Extravasate, welche er zu den Blutflüssen zählt, gehören nicht dazu; theils weil sie zu unbedeutend sind, um die Erregung nothwendig zu vermindern; theils weil das Blut nicht beträchtlicher Menge ausfließt, oder sich in Höhlen sammelt; theils weil sonst selbst Pulsadergeschwülste, und Entzündungen dazu gerechnet werden müßten. Bey dem morbus maculosus haemorrhagicus ist überdem der Blutfluß des Mundes kein wesentliches Symptom; und er findet sich dagegen auch bey anderen Krankheiten, ohne daß diese deshalb zu den Blutflüssen gerechnet werden. II. Buch. Die einzelnen Arten der Blutausflüsse. 1) Nasenblutausfluß. Er ist eine Ergießung des Blutes aus den Blutgefäßen der Nasenhöhle mit nothwendig begleitenden Erscheinungen eines örtlichen und Allgemeinen Leidens. 2) Blutausfluß aus den Respirationsorganen. Der Huten fehlt dabey nicht selten ganz. 3) Blutfluß aus den Dauungsorganen vom Oesophagus bis zum After. Die Unterscheidung eines wahren und falschen Blutbrechens und Bluthustens ist eine Absurdität, die selbst dem feichsten Denker einleuchten sollte, da doch wirklich Blut ausgebrochen wird. 4) Mastdarmblutausfluß. Er ist nicht zum vorigen gerechnet, weil der Mastdarm keinen directen Einfluß auf Verdauung mehr hat, und er nicht leicht zu verwechseln ist. Gegen Reil's Kriterien (Fiebert. III Bd. S. 167) ist zu erinnern: es ist eine derbe petitió principii, daß bey arteriellen Blutflüssen vermehrte Oscillation der Arterien Statt haben solle; auch blinde Hämorrhoiden erscheinen ohne Vorläufer; und selbst wenn diese vorhanden sind, kann ein arterieller Blutfluß Statt finden. Übrigens unterscheidet sich dieser Blutfluß von der Ruhr dadurch, daß nicht, wie bey dieser, das Blut mit Koth vermischt ist; auch haben beide Krankheiten noch ihre eigenthümlichen Phänomene. 5) Gebärmutterblutausfluß. Wegen Verschiedenheit der Quelle darf er nie ohne vorhergegangene Manual- und Otular-Inspection bestimmt werden. 6) Blutausfluß aus den Urinwerkzeugen, und zwar aus den Nieren, den Harngängen, der Blase, der Harnröhre. Letzterer ist mehrentheils örtlich. — **III Buch. Phänomenaldiagnostik der Krankheit des Blutausflusses** übergehen wir.

Zweiter Theil. Nosohistoria des Blutausflusses. Bey Beurtheilung dieses Theiles wird der Leser, um so billiger seyn, da die Erregungstheorie sich bis jetzt

mehr auf Begründung ihrer allgemeinen Grundsätze, als auf nosologische Constructionen einzelner Formen eingelassen hat. — I Buch. *Untersuchung über die nothwendigen Momente des Ursächlichen.* I Abschnitt. Inneres Moment. Bey dem Blutausflusse als Gattung besteht die Anlage in den innern und äusseren Bedingnissen der ursprünglichen Organisation und Mechanismus vorzüglich derjenigen organischen Gebilde und ganzen Systeme, in welchen und durch welche, unter hinzutretender Einwirkung der schädlichen Einflüsse der äusseren Natur, diese bestimmte einzelne Form des Ubelseyns, der Blutausflusses irgendwo im Organismus, hervorgeht. Diese Anlage muß dem Warum zu gefallen, angenommen werden. . . 1 Kap. Selbst im Normalzustande kommt allen Individuen eine ursprüngliche Anlage zu, welche in den ursprünglichen organischen Bedingnissen selbst besteht. 2 Kap. Eine besondere Anlage beruht auf der individuellen Constitution, sowohl der erblichen, als erworbenen. Die gröberen materiellen Bedingnisse begünstigen die Entstehung, und das Temperament giebt einen Hang, sich gewissen Einflüssen besonders auszusetzen. Auch das Lebensalter führt zwar etwas zur Anlage mit sich; doch ist diese ältste Anlage nicht so allgemein und nicht in den bestimmten Verschiedenheiten anzunehmen, wie geschehen ist, sondern ein vorzüglicher Grund der relativ grössern Häufigkeit liegt in den Einflüssen, die verändert werden, namentlich Anstrengungen, Luft (durch Dünste, bey Handwerkslehrlingen u. s. w.), Affecten. Wichtiger ist der Einfluss des Lebensalters auf die Heftigkeit und Gefahr des Blutflusses; und im mittleren Alter ist er am gefahrlofsten, wiewohl seither ohne befriedigende Gründe das Gegentheil davon behauptet wurde. Dafs der Lungenblutfluss eine Ausnahme hievon macht, hat seinen Grund theils in dem öftern Aussetzen der besonderen schädlichen Einflüsse, theils in der grösseren Gefahr dieser Art des Blutausflusses überhaupt, theils in einem Mangel an beharrlicher Folgsamkeit der Kranken. Eben so ungegründet ist es, dafs das Geschlecht die Anlage begünstigt; auch hier müssen die äusseren Einflüsse mehr berücksichtigt werden; und wiewohl hier keine allgemeine Regel gelten kann, so ist es doch richtig, dafs allein die Gebärmutter zu einer besondern Art des Blutflusses Anlage giebt. Die Idiosynkrasie ist vollends ein unanwendbarer Begriff, und ihr ist daher auch gar nichts zuzuschreiben. . . 3 Kap. Die in einiger Abweichung vom Normalzustande bestehende Anlage kann nur als solche zu einer bestimmten Ubelseynsform betrachtet werden. Es giebt allerdings auch eine erbliche Anlage, und sie besteht in einer abweichenden Ausbildung und Entwicklung bestimmter organischer Gebilde. Doch sind nicht alle anscheinend erbliche Blutflüsse dieses wirklich: unheilbare Blutflüsse können es seyn. Zu den besonderen krankhaften Zuständen, welche Anlage zum Blutflusse geben, gehören a) ausschliessliche Fehler der Blutgefässe und des Blutes im Rückficht auf Quantität, Qualität und Vertheilung; b) örtliche krankhafte Zustände der Blutgefässe, oder der Organisation einzelner Organe. — II. Abschn. Äusseres Moment. . . 1 Kap. Die allgemein wirkenden schädlichen Potenzen sind I direct reizmindernd; und zwar

Verminderung gewohnter Reize, namentlich der Nahrung, Wärme, reinen Luft, Bewegung Geistesbeschäftigung; ungewohnte negativ-reizende Einflüsse, wohin alle der Tendenz nach oxydirende und niedererschlagende Leidenschaften zu rechnen sind. . . II) Indirect reizmindernde. 2 Kap. Die örtlich wirkenden sind mechanische oder chemische. — II Buch. *Über das Verhältniss der beiden Momente des Ursächlichen zur Bildung des Blutausflusses, und zwar I Abschn. als Gattung.* 1 Kap. Jede bestimmte Erscheinung setzt eine bestimmte Abweichung der Lebensfähigkeit voraus; und bey dem Blutflusse besteht diese in einer Aufhebung des Gleichgewichtes zwischen dem Blute und den Gefässen, sey dies wegen Abweichung der Erregung, wegen chemischer oder mechanischer Veränderungen, oder wegen beider zugleich. Die Integrität der Blutgefässe wird verletzt von aussen nach innen, oder von innen nach aussen; letzteres wegen des zu heftigen Blutandranges. Die Modalität des Blutflusses als Gattung wird bestimmt durch den Durchmesser und die Menge der Gefässe, die der Art durch das organische Gebilde. Zur genauern Bestimmung muß man eine bestimmte Menge Blut in jedem Gebilde annehmen. Da nun aber jede Desorganisation allgemeine und örtliche directe Asthenie begründet: so muß diese im Verhältniss zu ihr stehen, und zugleich um so grösser werden, je ein höherer Grad von Schwäche schon vorher vorhanden war. Da ferner jeder Blutfluss den ganzen Organismus ganz vorzüglich und zunächst aber denjenigen Theil, aus dem er erfolgt, in directe Asthenie versetzt: so muß die directe Schwächung in geradem Verhältniss stehen zu der Menge des Blutverlustes, der vorher schon bestandenen Schwäche, und der Schnelligkeit des Verlustes. Und je wichtiger Einfluss ein einzelnes Gebilde auf das Ganze hat, desto mehr muß diesem ein Blutfluss aus jenem schaden. Jeder Blutfluss begründet also allgemeine und örtliche directe Asthenie, und ist ausschliesslich Erscheinung der directen Schwächung. Die Erscheinungen des ersten Zeitraumes beruhen auf intensiv vermehrter oder verminderter Bewegung des Blutes in dem ganzen Gefässsysteme und örtlichen Anhäufungen. Diese Vorgänge können freylich noch hypersthenisch oder asthenisch seyn, aber mit dem Verluste des ersten Tropfen Bluts muß eine directe Asthenisirung eintreten. Der Zeitraum des Eintrittes ist bedingt durch den ersten Antrieb des Blutes und die Organisationsverletzung; der Zeitraum der Höhe durch vermehrten und fortdauernden Zufluss; der Zeitraum der Abnahme durch vermindertes Zufließen. Die Verminderung des Volumens hängt von der Menge des ausgestossenen Blutes ab, die Abweichungen des Gemeingefühls von sehr grosser Erregbarkeit, die Zuckungen entstehen durch Antagonismus. . . 2 Kap. Abweichungen. 1) Der rein örtliche Blutfluss wird um so eher producirt, je grösser die Receptivität für die ihn erzeugenden Schädlichkeiten. 2) Bey den Complicationen sind die Hauptmomente des Ursächlichen in verschiedenen Organen desselben Organismus und zu gleicher Zeit gesetzt. — II Abschn. Bildung der einzelnen Arten des Blutausflusses. —

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 7 D E C E M B E R 1807.

M E D I C I N.

Fortsetzung der Recension
der

Meyerschen, Wollkopfschen und Spangenbergischen Schriften über die Blutflüsse.

Nach der Vorrede des Hn. Spangenberg (No. 3) ist seine Schrift das Resultat aufmerkamer Beobachtungen am Krankenbette, und eines anhaltenden Studiums, wozu Frank's scharfsinnige Idee von Blutsecretion Veranlassung gab. Durch diese große Idee erklären sich die hypersthenischen Blutflüsse, welche die Brownianer leugneten, weil sie sie nicht erklären konnten.

Erster Abschnitt. Von den Blutflüssen im Allgemeinen. I. *Definition und Exposition der Hämorrhagie.* Blutflüsse sind Symptome derjenigen Krankheiten der Gefäße, wodurch aus ihnen ein Ausfluß des in ihnen enthaltenen Blutes bedingt wird. Sie sind allgemeine oder örtliche. Arterielle entstehen, insofern ein allgemeiner Krankheitszustand, der besonders im Schlagader-systeme prädominirt, ihnen zum Grunde liegt, auf eine dreyfache Weise: durch Blutsecretion, Anastomose (Erweiterung durch Schwäche), Paralyse. Bey örtlichen Leiden entstehen sie durch Diäresis, Rhexis, Diabrosis. Venöse Blutflüsse bey Allgemeinleiden entstehen allein nur durch Lähmung; die örtlichen wie die gleichen arteriellen. — II. *Pathogenie der Blutflüsse.* Die Arterien, sofern sie nicht in venöse Gefäße übergehen, endigen sich allzusammen in secernirende. Diese führen, je nach ihrer respectiven Größe, verschiedene Bestandtheile des Blutes, vielleicht auch wahres Blut. Jede Secretion aber „beruht auf Thätigkeit des Schlagader-systems, entweder allein, oder zugleich in Verbindung mit der Thätigkeit der Parenchymen, wodurch sie dann von ihrem Urtypus (wässriger Hauch, oder Serum) abweicht und verändert wird. Ersteres ist der Fall bey den farbelosen und aushauchenden Enden, letzteres bey den absondernden Kanälen.“ Durch Asthenie und Hypersthenie werden die Secretionen verändert. Die Secretionsveränderungen in der Hypersthenie zeigen sich allemal verbunden mit Entzündungsform; in der Asthenie hingegen auch ohne diese. Bey den Secretionsfehlern, welche sich bey manchen Entzündungen (nicht bey allen, denn manche durchlaufen ohne sie alle Stufen) zeigen, kommt es nicht auf die Stufe, sondern darauf an, welches System hervorstechend

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

leidet. Die allgemeinste, wenn nicht die einzige Form, bey der wir eine Abweichung der Secretionen von ihrer Norm wahrnehmen, ist aber doch Entzündung. Das idiopathische Leiden findet sich bey ihr in den Gefäßen oder im Parenchyma. Bey idiopathischen Entzündungen der Gefäß-Enden, wodurch Secretionsvermehrung bedingt wird, schwellen sie, wie oft beobachtet ist, tuberculos an; das Parenchyma erleidet zugleich eine Formveränderung, und gewinnt an Expansion von innen nach aussen, und die Erscheinungen der Secretionsfehler sind in beiden Fällen verschieden. Acute Wasserfuchten, Lymphgerinnungen, Leukorrhagien, sind nicht wesentlich, sondern nur graduell verschieden von dem allgemeinen Leiden der Arterien-Enden, wodurch Blutsecretion bedingt wird; wie dieß die Menstruation, die bey ihrem ersten Eintritte häufig als Leukorrhöe oder seröser Ausfluß beginnt, deutlich zeigt. Ausserdem sprechen für die Annahme, daß viele allgemeine Blutflüsse nichts als eine Secretion sind, die allemal auf Entzündung beruhet, folgende Gründe: 1) die öftere Abwesenheit von Erscheinungen der Lähmung oder Anastomose, von Zerreißung, von Narben oder Eiterung. 2) Die Unstatthaftigkeit der Übertragung hydraulischer Gesetze. 3) Bey Blutungen aus ungewohnten Stellen, z. B. den Fingerspitzen, vermissen wir offenbar Verletzungen. 4) Bey vielen Leichen nahm man eine Gefäß-Entzündung wirklich wahr. 5) Die, vielen febrilischen Blutflüssen vorausgehenden, Erscheinungen sind dieselben wie bey Entzündungen der Parenchymen. Kriterien einer Blutsecretion sind: 1) Fieber und extensiv vermehrte Thätigkeit. 2) Abwesenheit von Zeichen der Congestion. 3) Die Ursachen sind, ausser bey einer Complication, nicht bloß örtlich. 4) Allgemeiner Krankheitszustand, und Unterdrückung oder Unterlassung gewohnter Säfteentleerung. 5) Symptome, wie bey Entzündungen der Parenchymen. — *Anastomose* beruht auf einem Mißverhältniß der Erregung der Arterien-Enden zu der ihrer Äste und Räume bey allgemeiner Asthenie. Ist sie indirect-asthenisch, so sind Erscheinungen von Plethora vorhanden, wenn die vorige Hypersthenie ausgebildet und anhaltend war; Congestion und Gefäßkrampf hingegen finden sich hier bey directer Asthenie. — *Paralyse* setzt den höchsten Schwächegrad der Arterien voraus, und wird erkannt aus den Zeichen der Asthenie, der Lähmung im Pulse, der Menge blutender Stellen, der Dyskrasie des Blutes, den Suggestionen bey unbedeutenden Ursachen... *Venöse Blutungen* sind selten und meist nur örtlich. Blutse-

cretion ist dabey nicht möglich: die einzige, wiewohl auch noch nicht ganz dargelegte Entstehungsweise der allgemeinen ist durch Lähmung. Congestionen sind jederzeit ein Product der Schwäche, und deshalb bloß bey Anastomosen. — *Die Verhältnisse der Lebensperioden zu den Blutflüssen* beruhen auf großer Reizbarkeit des Gefäßsystems, und der bey den Entwicklungen sich anhäufenden Erregbarkeit. Daher kommen sie immer aus dem Organe, das gerade entwickelt wird: also bey Neugeborenen, wegen der großen Schwäche des Darmkanales, aus diesem Theile; im Knabenalter, wo der Geruchsinne entwickelt wird, aus der Nase. Bey der Entwicklung der Mannbarkeit ist auch der hohe Grad von Oxydation des Blutes nicht mit Unrecht zu beschuldigen. Im männlichen Alter entstehen die häufigen Blutflüsse des Darmkanales aus relativer Schwäche daselbst; die aus der Nase bey Greisen aus der früher abgestumpften Erregbarkeit dieses Theiles. — III. *Einteilungen.* — IV. *Diagnostik.* . . . V. *Wirkungen und Folgen.* Manche Erzählungen von enormen Blutflüssen sind übertrieben, da der Verlust selbst die Summe des dem Körper zukommenden Blutes mitunter weit überwogen haben würde. Bey jeder bedeutenden Hämorrhagie verliert das Blut zuerst und vorzüglich den reizendsten Theil, nämlich die Blutkügelchen, (welche nach Brandis Ansicht und Ausdruck vorzüglich eisenhaltig, und das „Organ des Sauerstoffes“ sind), und deshalb gerinnt das Blut um desto mehr, da der Sauerstoff der Luft, der eine größere Verwandtschaft zu den Eisentheilen hatte, sich nun mit der Lymphe verbindet, und die Blutkügelchen überhaupt nur sehr langsam und mangelhaft ersetzt werden. Ausserdem ist Infiltration des Blutes, und bey der Blutsecretion noch besonders Eiterung und Afterbildung, zu befürchten. — VI. *Zeichen der Depletion in Leichen.* Merkwürdig ist es, daß man, auch ohne Blutfluß, eine gänzliche Entleerung der Blutgefäße gefunden hat. — VIII. *Aetiologie.* Mit Ausnahme der örtlichen Blutgefäße ist vorzüglich eine im Gefäßsysteme hervorstechende Reizbarkeit erforderlich. Diese ist meist durch Reizentziehungen, welche die Arterie vorzüglich treffen, erworben, wahrscheinlich zuweilen durch gewisse Miasmen hervorgebracht, bey Buckligen u. s. w. angeboren, oder endlich durch häufige Recidive von Blutflüssen verursacht. Der Ort der Blutung hängt ab von der relativen Erregbarkeit, oder der Richtung der Ursachen. Ob Anastomose, Secretion, oder Lähmung entsteht, scheint abzuhängen von der Qualität und der Körperconstitution: Blutsecretion entsteht bey Sanguinischen; Anastomose bey gleich großer Erregbarkeit in Nerven und Gefäßen, doch so, daß sie extensiv in den erstern vermindert, in den letztern vermehrt ist; Lähmung bey der höchsten Asthenisirung der Gefäße. (Hierauf die Angabe der Einflüsse.) Bey der Hypersthenie ist es höchst nothwendig, zu unterscheiden, ob sie wahrhaft und mit wahrer Plethora verbunden; oder, ohne Plethora, bey großer Reizbarkeit der Gefäße, durch heftig reizende Einflüsse hervorgebracht war.

de. — IX. *Prognose.* — X. *Die Therapie während des Blutflusses*, nämlich sofern nicht bloß manuelle Hülfe nöthig ist, gebietet: Ruhe der Seele und des Körpers, Entkleidung und Entfernung jedes Druckes, zweckmäßige Lage, reine temperirte Luft; und der Schlaf ist wohlthätig. — XI. *Therapie nach gehobenem Blutflusse.* . . . *Hypersthenie.* Robuste müssen während der Reconvalescenz noch etwas antiphlogistisch behandelt werden. . . . *Asthenie.* Man muß nun zwar auch wieder zu ernähren suchen, aber ja nicht ohne zugleich zweckmäßig zu stärken, wenn man nicht von ersterem Nachtheil zu erwarten haben will. Vorzüglich zweckmäßig sind Eisenmittel, und vor allen Dingen vielleicht das phosphorsaure Eisen? . . . *Die örtliche Behandlung* muß sich gleichfalls nach den Umständen richten. . . . *Verhütung.* Allgemeine Regeln dazu giebt es eigentlich nicht. — XII. *Diagnostik der Arten der Hämorrhagien nach den Organen.* Bloß allgemeine Kriterien.

Zweyter Abschnitt. Von den Hämorrhagien insbesondere. — I. *Nasenbluten.* — II. *Blutung aus der Mundhöhle.* — III. *Blutfluß aus den Respirationsorganen.* Die allgemeine Hämoptoe ist meistens febrilisch. Durch Blutsecretion entstanden, gewährt sie ganz die Zufälle wie Pneumonie, und überhaupt sind Erscheinungen und Ursachen bey den verschiedenen Entstehungsweisen sehr verschieden. Bey der Heilung der hypersthenischen Hämoptoe ist zwar Kühlung nöthig, aber strenge Kälte sehr schädlich; aber sie ist weit häufiger als dieses, vielmehr direct asthenisch. — IV. *Hämorrhagie des Darmkanales.* — V. *Gebärmutterblutfluß.* —

So weit die Verfasser! Rec. hat sie ununterbrochen, und so viel möglich mit eignen Worten reden lassen, und bittet übrigens, mit diesen Schriften noch J. P. Frank's neuestes Werk (*De cur. hom. morb. Lib. V. P. II. pag. 102 ff.*) zu vergleichen, dessen Beurtheilung ein anderer Recensent in diesen Blättern liefern wird.

Vorerst bemerken wir nun, daß Niemand sich mit Mangel an Vorarbeiten entschuldigen könne, wenn er in einer Schrift über die Blutflüsse nichts Neues geliefert hat. Seit J. S. Kozak 1666 die erste Monographie dieser Art lieferte, ist das physiologische, und empirisch-pathologische Fundament dieser Lehre um vieles fester gegründet, und nur an durchgreifenden Resultaten und an Ordnung fehlt es noch. Es ist deshalb der alltägliche Standpunct, den Hr. Meyer sich gewählt hat, durchaus nicht gut zu heißen: denn theils ist an dergleichen Schriften kein Mangel, theils sind sie mehr schädlich als nützlich, und befördern eine unselige Geistesunthätigkeit bey dem großen Haufen der Ärzte. Rühmlicher ist der fruchtbarere Standpunct, den Wollkopp und Spangenberg sich wählten; wiewohl der hypothetischere des eriten in geringerem Grade.

Was weiter die gegebenen Definitionen anbelangt: so mißfällt uns bey der Meyerschen, daß sie zu sehr ins Detail geht; was kein Beweis von klarer

Vorstellung der Sache ist. Bey *Spangenberg's* Definition dürften die Anhänger *Röschlaub's* erinnern, daß sie zu eng sey, weil sie nicht auf die Blutflüsse von Verwundung passe. *Wollkopf's*, ebenfalls etwas weitläufige Definition (auf die der Vf. durch große Anhänglichkeit an die Erregungstheorie und ein Streben nach mathematischer Präcision geleitet zu seyn scheint) ist vollends nicht nur offenbar mit der Erfahrung in geradem Widerspruche, indem es unwahr ist, daß alle Blutaussflüsse Asthenie begründen, sondern sie ist auch für den Vf. eine Quelle von vielen und großen Inconsequenzen und Irrthümern geworden. Ja, er hat sich sogar einmal genöthiget gesehen, schlechthin zu behaupten (§. 180), selbst ein Verlust von Blutströmen sey kein Blutaussfluß zu nennen, wenn er nicht die Erregung vermindere, welches dann freylich wiederum mit der anderweitigen Behauptung (§. 881), daß der erste Tropfen Blutverlust directe Asthenie herbeyführe, nicht zusammen zu reimen ist. Überhaupt aber sind wir der Meinung, daß man Blutung und Blutaussleerung bestimmt unterscheiden müsse. Unter jener verstehen wir ein Heraustreten von Blut, als solchem, aus der Sphäre des Kreislaufes, gegen die generischen oder individuellen Gesetze der organischen Ökonomie; diese ist für sich verständlich genug. Daß Achymosen nicht unbedingt dahin zu rechnen sind, hierin stimmen wir ganz mit *Hn. W.* überein, und fügen noch als Grund hinzu, daß dabey eine wirkliche Eröffnung der geschlossenen Sphäre des Kreislaufes noch gar nicht durchaus erwiesen sey. Übrigens laßt sich die Benennung „allgemeiner“ und „örtlicher“ Blutfluß nicht billigen; wer würde z. B. wenn von allgemeiner Wafersucht die Rede wäre, daran denken können, daß eine partielle mit Allgemeinleiden gemeint sey? —

Da auf jeden Fall die Wahrnehmung der Beurtheilung vorangehen muß, und Irrthümer nur dann gewisser vermieden oder entdeckt werden können, wenn die unumstößlich wahren Thatfachen rein, scharf und vollständig aufgefaßt, erst dem Gedächtnisse eingeprägt sind: so ist der von *Hn. W.* eingeschlagene Weg, eine, nach Vollständigkeit strebende, empirische Darstellung voran zu schicken, unteugbar der zweckmäßigste. Nur gehört lange Erfahrung eines scharfen Beobachters, große Belesenheit und ein unbefangenes Gemüth dazu, um eine wahrhaft treue und genaue Copie der Natur zu liefern, die Verschiedenheiten der Grundzüge vollständig und unverwirrt aufzufassen und zu zeichnen; und ein Mangel dieser Erfordernisse offenbart sich gar bald. *Hr. W.* hat überhies viel zu sehr Theorie und Thatfache durch einander gemischt, die er doch selbst nach seinem Plane scharf hätte trennen sollen. So z. B. hätte die Frage: Liebt es eine Anlage zu Blutflüssen, und wie verhält sie sich? zur empirischen, die Frage aber: worin besteht nun diese Anlage? zur theoretischen. Untersuchung gehört. —

Die Aetiologie ist am dürftigsten ausgefallen. *Hr. L.* hat sich zwar bemüht, eine vollständige Aufzählung der verschiedenen schädlichen Einflüsse, mit ei-

ner Menge von Beyspielen belegt, zu liefern: „Kein- demit hat er die Aufgabe der empirischen Geschichte noch keinesweges gelöst. Diese Aufgabe ist nicht, ein nacktes, und wirklich am Ende widerlich werden- des Herrechnen einzelner Fälle, sondern sie ist, 1) ein empirisches Resultat aus den einzelnen Fällen zu liefern, welches zugleich 2) bestimmt angiebt, welche Arten von Einflüssen am häufigsten und am ersten für sich allein; und von den übrigen, unter welchen Umständen und in welcher Verbindung sie die bestimmte Krankheit hervorbringen. Eine Einrichtung, welche freylich nicht dem Schriftsteller, wohl aber dem Leser viel Zeit erspart, am deutlichsten unterrichtet, und zum Subsumiren und Denken am Krankenbette anhält. Wie kann man sich z. B. damit befriedigen, wenn obenhin angegeben wird, daß Kälte, Mangel an Nahrung, oder an Muskelbewegung u. dgl. m. Blutflüsse, und wenns hoch kommt, direct-asthenische Blutflüsse hervorbringen? Bringen nicht eben diese Einflüsse eben so wohl, und selbst bey denen, die zu Blutflüssen geneigt sind, auch andere Krankheiten hervor? Für den praktischen Arzt ist es aber besonders nöthig, daß er bestimmter hierum wisse, wenn er die Radicalkur mit Erfolg anordnen will. — Auch bey *Hn. Wollkopf* ist diese Parthie im Ganzen ziemlich dürftig ausgefallen. Abgesehen davon, daß er auf die allgemeine empirische Aetiologie erst dann zu sprechen kommt, als er bereits die einzelnen Blutflüsse ihren Erscheinungen nach durchgegangen hat; mithin Allgemeines und Specielles, gegen eine gute Ordnung, durch einander bringt: so trifft ihn doch auch übrigens derselbe Vorwurf, wie *Hn. Meyer*. Einigermassen schadlos setzt er den Leser durch dasjenige, was er (sehr mit Unrecht bey der Theorie) über die Häufigkeit der Blutflüsse nach dem Alter und Geschlechte, und über die periodischen vorträgt; wovon er den Grund in äußeren Einflüssen sucht. Nur müssen wir die Leser warnen, sich nicht durch die beherzigungswerthen, und zum Theil originellen, für Theorie und Praxis gleich wichtigen Bemerkungen, welche der Vf. vorträgt, bestechen zu lassen. Wenn *Hr. W.* eine „ätate“ Anlage (ein sonderbarer Ausdruck!) ableugnen will, so widerspricht er dadurch seiner vorigen richtigen Bemerkung von der Verschiedenheit der Gefäßdurchmesser nach dem Alter; wozu dann noch der Umstand kommt, daß die Entwicklungsvorgänge immer nur einzelne Organe nach einander treffen, und es der Charakter der ersten Lebensperiode (bis zur vollendeten Ausbildung der Fortpflanzungsfähigkeit) ist, daß fortdauernd die Verhältnisse der organischen Theile in Absicht auf Form, Mischung und Thätigkeit verändert werden. Zudem haben sich, seit Hippokrates Zeiten, Lebensart und Gebräuche gar sehr geändert, und dennoch treffen wir jene Anlage noch eben so, wie der große Koer sie schon beobachtete. Vorliebe für das *Brownische vita est status violentus* scheint unseren Vf. hier verleitet zu haben. Eben so ist es mit der Geschlechtsanlage, wobey der Vf. sein ganzes eben-vorangegangenes Kapitel völlig vergessen hat. — *Hr. Spangenberg* hat uns

in der empirischen Aetiologie am meisten Genüge geleistet, und es hat uns die Consequenz und Bestimmtheit sehr gefallen, womit er die verschiedenen Einflüsse nach den angenommenen Entstehungsweisen der Blutflüsse classificirt. Es würde unbillig seyn, andere kleine Mängel dabey nicht nachsehen zu wollen. — Von allen drey Schriftstellern ist aber das Verhältniß vorangegangener Krankheiten zum Blutflusse viel zu leicht behandelt, da es doch sehr darauf ankommt, bestimmt zu wissen, welche wirklich *per metaschematismum* in einen Blutfluss übergehen, und wovon dieser nur Symptom ist. Vorzüglich wunderte uns das Gesagte in Absicht auf die Entzündung; als welche die meiste Verwandtschaft mit dem Blutflusse zeigt, oft aus ihm entsteht, oft von ihm begleitet wird, oft in ihn übergeht. Wir halten dieses für einen sehr erheblichen Umstand, und wissen es daher Hn. Sp. Dank, daß er allein die Übereinstimmung der Erscheinungen gewisser Blutflüsse mit denen der Entzündung zu einem besonderen Gegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht, und auch andere hieher gehörige Gegenstände nicht übergangen hat.

In der Angabe der *Erscheinungen* ist Hr. M. zwar nicht unrichtig, aber so alltäglich, als unvollkommen, und man vermißt bey ihm gar sehr die so nöthige Schärfe der Unterscheidung. — Hr. W. hat hierin viel mehr geleistet. Sehr löblich war es, daß er nicht der gewöhnlichen Sitte huldigte, die Krankheit nur in ihrem ausgebildeten Zustande zu zeichnen, sondern daß er sie, vom Anfang bis zu Ende, durch alle ihre Stufen, verfolgte. Wollten wir uns hier auf die ziemlich unwesentliche Discussion über eine Annahme von fünf Stadien einlassen: so würden wir dem Vf. leicht beweisen können, daß sein viertes Stadium vielmehr der Anfang seines fünften und kein eigenes sey. Aber außer der merklich ungleichen Vollständigkeit der Zeichnung, fällt es auch unangenehm auf, daß der Vf. nur die vorhandenen Verschiedenheiten in Absicht auf die Quelle des Blutes, nicht aber auch die in Absicht auf das Ganze der Erscheinungen beachtet hat, gleich als sey dieses Ganze immer dasselbe. Wenn er übrigens angiebt, aus Arterien ströme, aus Venen tröpfe das Blut: so möchten wir wissen, wie er dieses z. B. bey dem Bluthusten erkennen wolle; und es scheint dabey überhaupt, als habe er noch nicht viele Blutflüsse gesehen. Dergleichen Blößen hat er indess selbst in diesem Kapitel mehr gegeben. — In dieser Hinsicht sind wir auch mit Hn. Sp. nicht ganz zufrieden. Vorboten, Ausbildung und Genesung, ist keine vollständige Angabe, da zwischen den letzteren noch die von ihnen oft gar sehr verschiedene Höhe in der Mitte liegt. Was aber

insbesondere die Zeichnungen nach den angenommenen Entstehungsweisen des Blutflusses betrifft: so scheint es uns, als seyen sie der vorangeschickten Theorie zu Gunsten angenommen, und als bewiesen sie nicht vortheilhaft für diese. Es wird dieses den Lesern nicht entgehen können, wenn sie nur die Zeichnung der Blutsecretion mit der der Anastomose vergleichen wollen; sie werden dann bald bemerken, wie die Verschiedenheiten dabey nicht in Haupt- und Grundzügen, sondern nur in Schattirungen gelegt sind. — Bey allen drey Vffn. müssen wir es aber noch insbesondere tadeln, daß sie auf das Verhältniß der partiellen Erscheinungen, welche der blutende Theil darbietet, zu denen, welche die übrigen Theile darbieten, so wenig Gewicht gelegt haben, sondern es nur beyläufig, gleichsam als etwas Gleichgültiges, berühren, daß sich in dem blutenden Theile oftmals Erscheinungen darstellen, welche den gleichzeitig in anderen Theilen vorhandenen gerade entgegengesetzt sind. Auch wäre zu wünschen gewesen, daß sie den Verlauf der einzelnen Paroxysmen, von dem Verlaufe der ganzen Krankheit (einer Reihe von Paroxysmen, nebst ihren freyen oder nicht freyen Zwischenräumen) mehr unterschieden hätten, da erhebliche Unterscheidungen hier zu machen sind, welche für Beurtheilung und Heilung schlechterdings nicht gleichgültig seyn dürfen.

Ausgang. In den allgemeinen Fehler, diesen höchst wichtigen Gegenstand zu leicht zu behandeln, sind fast alle drey Vf. verfallen; wiewohl auch hier Hr. Sp. sich vortheilhaft auszeichnet. Er bleibt nicht nur seiner Theorie immer consequent, sondern hat auch viel Gutes und Brauchbares über die Bedingungen des Ausganges, und seine Erscheinungen nach den verschiedenen Arten (was nach unserer Ansicht zwey sehr verschiedene Gegenstände sind) angegeben. Allein besonders bey der Zeichnung des Ausganges in andere Krankheiten vermißt man eine genauere Durchführung, so nöthig sie auch gewesen wäre. Denn eben hierin offenbart sich oft erst die Eigenthümlichkeit eines vorigen Krankheitszustandes recht auffallend; und für den praktischen Arzt ist es von großer Wichtigkeit, daß er jedesmal die bestimmte Art des Überganges in Zeiten erkenne, da späterhin oft alles verloren ist. Vollends hier erfordert die Untersuchung der dem Blutflusse, als solchem, folgenden Krankheiten einen ganz anderen Weg, als die Untersuchung derer, welche auf schnell gehemmten Blutfluss folgen. Jene drücken sich meistens in der reproductiven, diese meistens in der irritablen Verrichtung, und zwar gewöhnlich als Entzündungsform aus.

(Der Beschluß folgt im nächsten Stücke.)

NEUE AUFLAGEN.

Coburg b. Ahl: Mittel, die uns schädlich werdenden Raupen zu vermindern, für Gartenfreunde und Landwirthe von C. P. Pezold. Mit 2 illuminirten Kupfern. 3te Auflage. 1807. 96 S. 8. (12 Gr.).
Coburg b. Ahl; Praktische Anweisung, alles Federvieh

wohlfel und in kurzer Zeit vollkommen zu müssen. Neu mit erprobten Mitteln verschiedene Krankheiten des Federviehes, wie auch der Pferde, Kühe, Schaafe und Schweine zu heilen, vermehrte Auflage. 1807. IV. und 122 S. 8. (12 Gr.).

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 8 DECEMBER, 1807.

M E D I C I N.

Beschluss der Recension

der

Meyerschen, Wollkopfschen und Spangenbergischen Schriften über die Blutflüsse.

Wenden wir uns jetzt zu der *theoretischen Beurtheilung* des Blutflusses. — Wir übergehen Hn. Meyers sehr rhapsodisch hingeworfene Meinung um so mehr, da sie in der Hauptsache, nämlich der Annahme einer relativen Schwäche, mit der *Wollkopfschen* übereinstimmt, und nur darin von dieser abweicht, dass sie diese relative Schwäche auch bey vorhandener allgemeiner Hypersthénie annimmt, und nicht allenthalben Zerreiſung sieht. — Hn. *Wollkopfs* ganz aus *Röschlaubs* Pathogenie geschöpfte Theorie ist nun aber nichts weniger als geeignet, die Sache begreiflich zu machen. Der Zeitraum vor dem wirklichen Eintritte des Blutflusses soll auf Hypersthénie oder Asthenie beruhen können. Aber wie verhält sich denn jetzt das örtliche Leiden zum allgemeinen? Der Blutfluss selbst soll nur durch Zerreiſung geschehen. Aber was ist es denn, das, ohne mechanische Ursache, diese Zerreiſung möglich und wirklich machte? doch nicht gar die relative Schwäche, die der Vf. erst nachher entstehen lässt, die höchstens Anhäufung, und auch das kaum, erklären liesse, und wobey eigentlich die sehr mechanische Vorstellung von zwey gegen einander treffenden Körpern, deren einer nicht weiter zu widerstehen vermag, im Hinterhalte liegt? Wie ist es möglich, dass (was auch Sp. und Frank angeführt haben) so viele Blutflüsse lange Jahre ohne Eiterung der zerrissenen Stelle bestehen, ohne Narben heilen können? Wie ist es möglich, dass aus einem und demselben Theile so unzähligemal, und selbst nach Zwischenräumen die zur Vernarbung hinreichend waren, dennoch immer derselbe Blutfluss erfolgt? Diese, und viele andere Fragen, welche gegen die so dreiste Annahme einer immer vorhandenen Diäresis oder Rhexis streiten, hat der Vf. ganz unberührt gelassen. Genug, diese Zerreiſung und der durch sie veranlasste Blutverlust, sollen nur directe Asthenie begründen. Hier ist eine ganz seltsame Verwechselung der Wirkung mit der Ursache (Blutfluss verursacht directe Asthenie, also beruht er auf directer Asthenie) vorgegangen, die der Vf. dennoch nirgend recht bemerkt zu haben scheint. Die Wirkung wird der Ursache vorangeschickt! Wenn der Vf. ferner die

J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

ser Zerreiſung eine so enorme Wirkung auf den ganzen Körper zuschreibt, so hat er eben so sehr selbst die alltäglichsten Thatsachen von geringen Verletzungen aus der Acht gelassen, als er bey der furchtbaren Schilderung der schädlichen Wirkung jedes Tropfens Blutverlust die wohlthätigen Wirkungen selbst wiederholter, starker Aderlässe ganz vergessen hat. Ueberhaupt mag der Vf. wohl ungeschlüssig gewesen seyn, ob er der vermeintlichen Desorganisation, oder dem Blutverluste, die directe Schwäche auf Rechnung schreiben solle: denn unter anderen behauptet er erst; sie stehe mit der Zerreiſung, dann wieder, sie stehe mit dem Blutverluste im Verhältniss. Übrigens ist es, bey des Vfs., doch immer auf etwas *Relatives* hinauslaufender, Theorie, höchst inconsequent, die Möglichkeit hypersthénischer Blutflüsse zu leugnen: denn dieses Relative würde auch bey hypersthénischem Blutflusse Statt finden können. Möchte das Erregungsverhältniss des blutenden Organes zu den übrigen seyn wie 1 zu 4 oder wie 16 zu 64, dasselbe Verhältniss bliebe ja doch immer! Und wodurch unterscheidet sich denn die Entzündung vom Blutflusse, worin ist die Verwandtschaft beider gegründet? In Betreff jener möchte der Vf. doch auch wohl der *Röschlaubschen* (von *Goldhagen* schon vor 26 Jahren angegebenen) Theorie beypflichten, dass sie auf relativer Schwäche der Blutgefäße beruhe! Man ist also durch diese völlig unzulässige Ansicht nicht um einen Schritt weiter gekommen.

Ganz anders verhält es sich mit der von Hr. *Spangenberg* ausgeführten Theorie. Man muss sich wundern, wie der so nahe liegende Gedanke von Blutsecretion (welcher Ausdruck freylich nicht ganz passlich ist, da jede Secretion eine Decomposition voraussetzt, und es dabey nur einem oder einigen Bestandtheilen des Blutes gilt) und die zahlreichen gewichtvollen Gründe, welche die Sache ausser allem Zweifel setzen, so lange haben übersehen werden können. Aber ist dies nicht das allgemeine Schicksal unserer Entdeckungen! Nur musste es uns eben so sehr wundern, wie ein so einsichtsvoller Schriftsteller noch dazu kam, die *Anastomose* als eine eigene, für sich bestehende Entstehungsart des Blutflusses zu betrachten. Vielleicht wäre dieses nicht geschehen, wenn der Vf. sich in nähere Untersuchungen über den Ort des Ausflusses dabey eingelassen hätte. Wo sind denn die gegen eine Oberfläche zu sich öffnenden Gefäßmündungen, die hier erweitert und erschlafft seyn sollen, und mithin immer vorhanden seyn müssten? Wozu dienten sie? Auf der Grenze zwischen Arterie und Vene kann dergleichen nicht seyn. Das Ende der Arterie und der Anfang

M m m

der Vene müssen ein Continuum bilden. Wie sollte sonst das Blut in die Vene gelangen können! Und wie oft würde sonst eine Infiltration entstehen müssen! Von Poren in der ganzen Länge der Gefäßhäute kann, nach des Vfs. eigener, treffender Bemerkung, gar keine Rede seyn, und von einer Diapedesis, wenn sie überhaupt denkbar wäre, würde nur Infiltration in das die Arterie umpolsternde Zellgewebe eine notwendige Folge seyn. Die einzigen Öffnungen, welche sich in den arteriellen Gefäßhäuten finden können, sind die Mündungen der fecerirenden Gefäße im weitesten Umfange dieses Wortes. Aber auch durch deren Erweiterung kann noch kein Blutaustritt begründet werden, sofern sich nicht das Gefäß, dem die Mündung angehört, in seiner ganzen Länge ebenfalls erweitert. Es kann also nur auf zweyerley Art möglich werden, daß wirkliches Blut aus der geschlossenen Sphäre des Kreislaufes tritt: 1) durch gewaltsame Trennung des Zusammenhanges; 2) durch relativ überwiegende Expansion solcher Kanäle, welche nur die dünnflüssigsten Bestandtheile des Blutes nach Oberflächen zu führen bestimmt sind. Ein drittes ist schlechthin unmöglich. Alle Blutsecretion ist also Anastomose, alle Anastomose Blutsecretion. Daß übrigens, bey der weiteren Durchführung dieser Theorie, mit Hypersthenie und Asthenie auszulangen sey, ist sehr zu bezweifeln. — Rec. kann nicht genug die von Hn. Sp. so schön entwickelten, und von Rec. ebenfalls schon oft in seinen Vorlesungen vorgetragenen Ansichten über die wichtigen Unterschiede in dem Leiden des irritablen Processes nach seiner Beziehung zur Reproduction und Sensibilität aufmerksam machen; um so mehr, da in dieser Hinsicht seit einigen Jahren sich eine unselige Einseitigkeit eingeschlichen hat, welche nur eine Art der sogenannten Hypersthenie kennt.

Wir wenden uns endlich zur *Therapie*, wobey wir es mit Hn. W. nicht weiter zu thun haben. Was Hr. M. hierüber vorbringt, ist so schwankend, so widersprechend mitunter, daß wir uns nicht lange dabey aufhalten wollen. Was soll das z. B., wenn kaltes Baden bey der Hypersthenie erst (der lieben Schule zu Gunsten) für dienlich gehalten, und doch gleich darauf, sehr mit Recht, wiewohl aus einem chimärischen Grunde, als schädlich verworfen wird? Bey der Empfehlung der Elektrizität hat der Vf. wohl nicht bedacht, daß diese oft genug die Blutflüsse befördert. Die so dürftige, ja grundfalsche Unterscheidung der Mittel nach Graden der Stärke u. dgl. m. übergehen wir ganz. — Was Hr. Sp. über die Therapie der Blutflüsse vorbringt, ist größtentheils vortreflich, und wird jeden, durch Erfahrung und Studium gebildeten, Arzt befriedigen. Nur fällt es auch hier auf, wie wenig das gegen Anastomose vorgeschriebene Heilverfahren wesentlich verschieden sey von dem, welches gegen Secretion vorgeschrieben ist. Auch unterschreiben wir das meiste, was er über örtliche Behandlung sagt. Unsere Ansicht weicht zwar auch hiebey in einigen Punkten von der des Vfs. ab, aber es scheint uns, als wenn hier ein Einverständ-

niss nicht fern liege. Nur in Betreff der Wirkungen der Kälte und Wärme sind wir sehr verschiedener Meinung, und es scheint uns, daß des Vfs. brownische Ansichten darüber nicht durchaus mit seiner Theorie zusammen passen; daher man denn auch einmal sehr dadurch überrascht wird.

Zum Schluss noch einige allgemeine Bemerkungen. — Ha. M's. Werk, welches bey den einzelnen Blutflüssen sogar das, als bekannt vorauszusetzende Anatomische weitläufig abhandelt, bekommt dadurch, und durch die Menge von ausführlichen Exempeln, die freylich von vieler Befahrenheit zeugen, eine widrige Weitläufigkeit, für die man sich doch eigentlich durch nichts entschädigt sieht. Das Buch steht etwa mit den Trnka de Krzowitzschen Schriften in gleicher Linie, nur daß die Citate richtiger sind. Als Repertorium kann es seinen Nutzen haben, nur nicht in einer ungeschickten Hand. — Aber noch weit ermüdender ist die ganz unbefehrbliche, leere Weit-schweifigkeit des Hn. W., der, die langen Überschriften ungerechnet, gemeinlich erst drey, viermal mit breiten Worten vorherverkündigt, wovon er nun zu reden anfangen wolle, und dann am Ende nochmals auf zwiefache Weise wiederholt, was er nun gesagt habe. Wenn er so fortfährt, möchte das Buch leicht auf ein Dutzend Bände anwachsen können. Zugleich reizt er durch seinen, ganz in des von ihm hochverehrten, und selbst in Druck und Form nachgeahmten, *Röschlaubs* Manier angefertigten, schneidenden und absprechenden Ton gegen manche verdienstvolle und wackere Männer, die diese auf keine Weise verschuldet haben, den Unwillen jedes rechtlichen Lesers, und fällt noch obendrein häufig in dieselben Fehler der Unbestimmtheit und des Widerspruchs, die er so schmähslich an anderen rügt. Auch fehlt es ihm im Ganzen sichtbar an literarischer Bildung. Hn. Sp. Werk ist geeignet, Epoche zu machen, und verdient in jedes denkenden Arztes Händen zu seyn. Die unverkennbare literarische Bildung des Vfs. und sein humaner Ton geben dem Buche noch einen Werth mehr. — Druck und Papier sind bey allen drey Schriften recht gut.

WIEN, b. Schaumburg u. C.: *Albys Rudolph Vetter's*, der Med. Dr., ausübenden Arztes zu Wien u. s. w. *Aphorismen aus der pathologischen Anatomie*. Mit dem Bildnisse des Vfs. 1803: 341 S. 8. (1 Thlr. 12 Gr.).

In der Einleitung zeigt der Vf. das Mangelhafte unserer Sinne in Rücksicht der Beobachtung des krankhaften Zustandes des Körpers. Oft fällt die Verschiedenheit der Grundmischung in die Augen, ohne daß die Form der Theile verändert erscheint. Die Einteilung der Krankheiten in Rücksicht ihrer Entstehung in *immutabiles plasticas* und *immutabiles passivas*, halten wir für sehr willkürlich und unzulänglich. Um bey Leichenöffnungen die bey dem Leben vorhanden gewesene Entzündung gehörig beurtheilen zu können, müssen wir auf die Lage der Leichname Rücksicht nehmen, da das Blut vermöge seiner Schwere

re sich in die Tiefe senkt, welches man z. B. sehr schön bey den Lungen sieht, wo der hinterste Theil von der Rückenlage oft ganz entzündet erscheint. Besonders muß man auch auf die Veränderung achten, welche die einzelnen Organe durch die Entzündung erleiden, indem einige härter, andere hingegen schwammichter dadurch werden. In mehreren Theilen des Körpers, besonders aber in den Lungen, findet man unächte Eitergeschwülste (*Pseudoabscessus*), die in einem eigenen, von der Pseudomembran gebildeten Sacke eingeschlossen sind, unter welchem die Theile gesund erscheinen. Nicht selten entstehen *hydrops acutus*, Verhärtung oder Verengung als Folge der Entzündung. Alle diese Veränderungen werden aber nicht stets, wie Hr. V. im §. 41 sagt, von einer vermehrten Thätigkeit der Gefäße hervorgebracht, sondern finden vielleicht eben so häufig bey Entzündungen mit dem Charakter des Typhus statt, die der Vf., wie man fast vermuthen könnte, nicht zu kennen scheint, da er §. 43 das Wesen der Entzündung, die Ursache mag seyn welche sie wolle, in einer vermehrten Thätigkeit der Gefäße setzt. Die kranklichen Veränderungen, die nicht von der Entzündung abhängen, theilt der Vf. in Entstellung (*Deformatio*), und Entartung (*Degeneratio*): erstere betrifft die Form, z. B. widernatürliche Grösse, Kleinheit, Anzahl u. s. w., letztere den inneren Bau der Theile. Von den Entartungen handelt Hr. V. die Krankheiten des Zellgewebes zuerst ab. Bey gewissen Balggeschwülsten nehmen die benachbarten Theile, z. B. Häute, Muskeln, Knochen, Gefäße und Nerven Antheil, und es entsteht eine neue Organisation, welche Krankheit man *Transsubstantiatio* nennen könnte. Die Verwandlung der Muskeln in eine Wallrath ähnliche Masse sah er zweymal, wo in beiden Fällen eine langwierige Lähmung der Theile vorausging. Zu dem krankhaften Festwerden rechnet derselbe auch die Erscheinung, wenn Säfte, die im gesunden Zustande als gasartige Dünste im Körper vorhanden sind, sich in eine tropfbare Flüssigkeit verwandeln, wodurch Wasserfuchten entstehen. Das Irrige dieser Hypothese ist zu auffallend, als daß wir uns mit der Widerlegung derselben lange zu beschäftigen brauchen, da ein gasartiger Dunst weder in der Natur, noch in irgend einem guten Lehrbuche der Physik existirt. Das ganze vierte Hauptstück des ersten Abschnittes enthält eine tabellarische Übersicht der vom Vf. angegebenen Eintheilung in schnell und langsam entstehende Veränderungen. Der in drey Hauptstücke getheilte zweyte Abschnitt handelt von den kranklichen Veränderungen der Brusteingeweide. Der Herzbeutel wird nach vorhergegangener Entzündung oft so mit gerinnbarer Lymphe angefüllt, daß bey Eröffnung desselben das ganze Herz in Eiterung übergegangen zu seyn erscheint. Nicht bloß an der äußeren Oberfläche des Herzens, sondern in einem Falle sogar an der inneren Fläche, sah er Eiterung und Brand. Zweymal fand er eine beträchtliche Erweiterung des Herzens ohne aneurismatische Ausdehnung. Die polypenartige Gerinnung im Herzen, fin-

det man um so häufiger und ansehnlicher, je länger der Todeskampf ist. Bey einer alten Frau, die sechs- und funfzig Stunden sterbend lag, waren das Herz und alle Arterien, bis auf die kleinsten der Gliedmaßen nach mit Polypen angefüllt. Wahre Polypen hält Hr. V. für eine sehr seltene Erscheinung, die er nie selbst gesehen. Die dritte Art der Lungenentzündung des Vf., deren Sitz er in der Höhle der Luftröhre und ihren Zweigen bestimmt, gehörte gewiß nicht zu den eigentlichen Pneumonien, sondern ist eine wahre Entzündung der Luftröhre, die zwar sehr häufig mit der eben genannten Krankheit verbunden seyn kann, allein nicht selten für sich ganz allein besteht. Ausser bey den Masern, Scharlach oder Friesel sieht man sie sehr häufig bey den Blattern. Dreymal sah Hr. V. die Tracheitis in Eiterung übergehen. Sehr richtig unterscheidet derselbe die Eiterung der Lungen, welche auf eine vorhergegangene Entzündung folgt [*Ulcus pulmonum*], von der eigentlichen Schwindsucht (*Tabes pulmonalis*), wo man in dem krankhaften Theile der Lungen mehrere in Eiterung übergegangene Knötchen findet. Mit dieser *Tabes pulmonalis* muß man nicht die *Phtisis tuberculosa*, die in einer Anschwellung der *Glandularum bronchialium* besteht, verwechseln, die auch nach Rec. Erfahrung vorzüglich bey scrofulösen Personen beobachtet wird, deren Drüsen am Halse und unter den Achseln geschwollen sind. Rec. bewahrt in seiner Sammlung ein hieher gehöriges Präparat, wo bey einem zwey und zwanzig jährigen Mädchen, die an dieser Krankheit starb, auch die Thymus bis zu einer ungeheuern Grösse angeschwollen war. Verknöcherungen des Brustfelles verursachen zwar im Allgemeinen keine üblen Zufälle, doch trifft man hier ein Paar Fälle, wo sie Convulsionen und den Tod bewirkten. Abscesse des Mittelfelles öffnen sich nicht gegen die Brusthöhle, sondern gegen ausen durch das Brustbein. Zuweilen findet man widernatürliche Öffnungen im Zwerchfelle, wodurch mehrere Eingeweide des Unterleibes in die Brusthöhle heraufsteigen, wobey das sonderbarste ist, daß oft die Gesundheit durchaus nicht dadurch leidet. Entzündung des vordern Theiles des Bauchfelles erstrecken sich nicht leicht bis in die Bauchmuskeln, da hingegen, wenn der hintere Theil davon ergriffen wird, der *Psoas* und *Iliacus internus* mit Theil daran nehmen. Beym Kindbetterinnen-Fieber ist vorzüglich der Theil dieser Haut entzündet, welcher die Gebärmutter überzieht, und die breiten Mutterbänder bildet. Alles, was der Vf. §. 163 — 167. über die Peritonitis sagt, ist sehr gründlich, und vom Rec. durch viele Leichenöffnungen wahr befunden. Die frieselartigen Bläschen, welche der Vf. bey der Peritonitis bemerkte, haben auch wir bey dieser Krankheit beobachtet, die man aber nicht mit den Bläschen verwechseln muß, welche bey einigen chronischen Krankheiten des Unterleibes, z. B. bey der Bauchwasserfucht, vorkommen. Zuweilen wird das Bauchfell bey chronischen Krankheiten so weich und salzig, daß es zerfließt; manchmal aber so verdickt und hart, daß man es kann zer schneiden kann. Wasser-

fuchten bieten nicht selten beide Erscheinungen dar. Bey der Leichenöffnung eines alten Mannes, den wir anderthalb Jahre hindurch an einer, mit Trommelfucht verbundenen Wasserschucht behandelten, die auf eine Entzündung des Darmfelles folgte, fanden wir diese Haut über einen Zoll verdickt, wodurch die darunter liegenden Gedärme gleichsam als mit einer Kruste bedeckt wurden. Durch den Druck benachbarter Anschwellungen kann der Magen auch ohne Entzündung zerrissen werden. Der Skirrhus des Pfortners kommt sehr häufig vor, und nach des Vfs. Erfahrung vorzüglich bey Weibern zu der Zeit, wo ihre monatliche Reinigung zu fließen aufhört. Die in einer Note mitgetheilte Erklärungsart des Vfs. dürfte wohl wenig Beyfall finden, da sie erstaunend gesucht ist. Der eigentliche Sitz der Krankheit ist in dem Zellgewebe, welches die äußere Fläche der Nervenhaut mit den Muskelfibern verbindet. Sehr Interessant sind die Beobachtungen des Vfs. über die Erweiterung und Verengung dieses Organes, über die Lage desselben u. s. w. Gegen die im §. 206 geäußerte Vermuthung, daß bey manchen Brüchen der Brand ohne vorhergegangene Entzündung entstehe, hegen wir großen Zweifel; wenigstens ist die schnelle Entstehung desselben, und der Mangel der Symptome der Entzündung bey der Leichenöffnung, kein Beweis dafür. Bey Anschwellungen der Leber sind die Venen des Mastdarmes nicht so durchgängig ausgedehnt, als es die Meinung der meisten Ärzte ist. Bey der Ruhr ist die innere Oberfläche des Mastdarmes entzündet, und die abgesonderte coagulable Lymphe bildet die Pseudomembranen, welche stückweise abgehen. Eine besondere Art von Verhärtung der Gedärme besteht darinn, daß die darauf herumkriechenden Milchgefäße mit einer festen, fettähnlichen Substanz angefüllt sind, und wie ausgesprützt erscheinen. Sehr umständlich schreibt Hr. V. von den Krankheiten der Leber, Gallenblase und Milz; und seine Erfahrungen über Abscesse, Bläschen, Knoten, Skirrhos und andere Krankheiten des ersten Organes sind sehr interessant. Bey den Krankheiten der Gallenblase wird auch von den Gallensteinen sehr gut gehandelt. Die Milz wird durch die Entzündung schwammicht, und verdickt sich; einen eigentlichen Skirrhus dieses Organes sah Hr. V. nie. Entzündungen der Nierengehen sehr leicht in Eiterung über, wodurch die Substanz derselben so zerstört wird, daß zuweilen

nichts als die Haut übrig bleibt. *Heufsons* Bemerkung, daß die sogenannten *Acephali* kleine Obernieren haben, fand Hr. V. durch Erfahrung bestätigt. Durch die Entzündung der Blase wird eine Haut gebildet, welche der flockigen Haut der Gebärmutter ähnlich ist. Ob eine Eiterung der Blase Jahre lang, wie der Vf. versichert, dauern könne, darüber fehlt es uns an Erfahrung; doch haben wir einen sehr merkwürdigen Fall bey einer Frau erlebt, die ein ungeheures Steatom am linken Eyerstocke hatte, wodurch der Abfluß des Urins fast gänzlich behindert wurde, mit welchem beständig eine dem Eiter ähnliche Materie ausfloß; und doch zeigte die Leichenöffnung keine Spur von Entzündung oder Zerstörung der Substanz der Blasen. Die Entstehung der Bauchwasserschucht erklärt sich der Vf. dadurch, daß er glaubt, die Lebenskraft des Körpers sey nicht im Stande, jenen Wärmestoff gehörig zu binden, welcher die in dem Raum der Bauchhöhle beständig ausdünstende Lymphe in ihrem gasartigen Zustande erhält: Letztere verwandelt sich also in tropfbare Flüssigkeit, und wenn nun die Wirkung der Saugadern nicht in gleichem Maße vermehrt wird, so sammelt sich dieselbe allmählich in der Höhle des Unterleibes. Dieser Hypothese widerspricht folgendes: Erstlich nämlich ist nicht bey jeder Bauchwasserschucht die Lebenskraft geschwächt, da seltene Erfahrungen lehren, daß es auch sthenische Wasserschuchten giebt, und zweytens ist eine ausdünstende gasartige Lymphe etwas, wovon wir schon vorher gesagt haben, daß es in der Natur nicht existire. Ob die Trübheit des Wassers bey der Bauchwasserschucht vorzüglich durch Entzündung des Bauchfelles, welches die Gedärme bedeckt, hervorgebracht werde, bezweifeln wir sehr; wenigstens geschieht, es gewiß nicht allein dadurch. Das Ansehen des Wassers ist bey dieser Krankheit in vieler Rücksicht so unendlich verschieden, daß dieses gewiß nur durch mehrere, leider uns unbekannte, animalisch-chemische Proceßes geschehen kann. Die Entstehung des *Hydrops Peritonaei*, welche zuerst *Achholz* im Jahre 1531 beschrieb, erklärt sich Hr. V. durch eine Entzündung in der Gegend zwischen den Muskeln und dem Bauchfelle, worauf eine Ergießung eines eiterförmigen Stoffes, und nachher auch wässriger Feuchtigkeiten folgt. Bisher ist diese Krankheit bloß bey Weibern beobachtet worden.

M. H.

KLEINE SCHRIFTEN.

MEDICIN. Marburg in der akadem. Buchh.: *Das Schlangenbad*, von *Heinrich Fenner*, Brunnenarzt daselbst. 1806. 52 S. 8. (6 Gr.). Gebührt dem Schlangenbade auch nicht eine Stelle neben mehreren wirkameren Gesundheitsquellen Deutschlands, so verdient es doch wegen einiger Heilkräfte öftere Empfehlung. Schon vielfältige Erfahrungen haben die Wirksamkeit des aufseren Gebrauchs dieses so äußerst leichten, geschmeidigen und lauwarmen Wassers besonders in solchen rheumatischen und gichtischen Übeln, welche noch nicht zu sehr veraltet, noch nicht zu tief eingewurzelt, nicht das Eigenthum bejahrter, entnervter Personen waren, bey Lähmungen, die nach dem Vf. Product eines auf die Nerven abgelagerten exanthematischen Stoffes waren, oder eines zurückgetretenen exanthematischen Stoffes waren, bey dem Hyterismus; bey mancherley Fehlern der weiblichen Periode hinlänglich verbürgt. Aber auch als Trinkwasser ist das Schlangenbad von nicht geringem Nutzen; zu be-

daern ist es daher, daß diese Anwendungsart in neuern Zeiten so sehr vernachlässigt worden. Sehr zweckmäßig würde es seyn, wenn es in sthenischen Entzündungskrankheiten, vorzüglich in sthenischen Pneumonien, in anhaltenden Katarrhen, bey krampfhaften Blutflüssen, bey einer, mit periodischem Lungenkrampf verbundenen Engbrüstigkeit, in mehreren, bey Hypochondrien von allzugroßer Empfindlichkeit des Magens erzeugten Übeln, bey Hartleibigkeit, bey beschwerlichen Harnsteinen, selbst bey dem, durch Gries und Sand hervorgerufenen Krampf der Urinwerkzeuge häufig getrunken würde. Kurz ist zwar die Darstellung der eigenthümlichen Vorzüge des Schlangenbades in dieser für Ärzte und Nichtärzte bestimmten Schrift der Vf. verspricht jedoch, ein vollkommeneres Gemälde davon in seinem Journal über Deutschlands Gesundbrunnen Bäder zu liefern.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

DEN 9 DECEMBER, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Henrichs: *Lettre critique de F. J. Baft*, Secrétaire de la légation de S. A. S. Monseigneur le Landgrave de Hesse à Paris, et conservateur désigné de la bibliothèque de la cour à Darmstadt, à Mr. J. F. Boissonade sur *Antoninus Liberalis, Parthenius* (et *Aristénète*. 1803. 254 S. 8.

Über den *Antoninus Liberalis* und den *Parthenius* zu arbeiten, veranlafste den gelehrten Vf. eine treffliche Handschrift der kaiserlichen Bibliothek zu Paris; über den *Aristénète*, von dem er eine vollständige Bearbeitung schon im Jahre 1796 angekündigt hat, und jetzt von Neuem ankündigt, die letzte Wiener Ausgabe des *Polyzoes Kontu*. Die Handschrift, eine im Vatican eroberte Heidelberger, früher von *Friedrich Sylburg* und *N. Mieg* beschrieben, beschreibt der Vf. sorgfältiger und fruchtbarer als diese, indem er sie mit den, grösstentheils aus ihr allein geschöpften, Ausgaben der darin enthaltenen neunzehn Schriften vergleicht, und durch eine Genauigkeit, die auch der ehren mufs, wer sie auf Besseres verwandt wünschen möchte, viele und dankwerthe Berichtigungen, hin und wieder auch Ergänzungen, zu Tage fördert. So besonders zu dem anonymen Periplus des schwarzen Meeres und des mädtischen Sees, der aus einer flüchtigen Abschrift des *Salmafius* in die Gronovische und Hudsonische Sammlung aufgenommen ist, und meist übereinstimmt mit den Fragmenten der metrischen Periegesis des *Scymnus* von Chios, welche *Lucas Holstenius*, wie der Verfasser durch gründliche Widerlegung der Gegengründe des *Dodwell* wahrscheinlich macht, zum Theil erst aus eben diesem Anonymus gezogen und in Jamben gebracht hat, auf die nämliche Weise, wie *Hoeschel* ein größeres Fragment desselben *Scymnus* aus dem *Marcianus Heracleensis*. (Beyläug eine Erläuterung des Orientalisten *Quatremère* über den persischen Namen des *Euphrates*, der *Xaraudas*, nicht aber *Zarandas* zu schreiben sey, und *Königsflufs* bedeute; und eine Kupfertafel mit Beyspielen von den vielfach missverstandenen Zahlzeichen der Handschrift.) Ferner zu dem Arrianischen Periplus des schwarzen Meeres, zu des *Philo* von Byzantium *περί τῶν ἐκτὰ θαλάσσιων*, zu des *Hesychius Illustis* *πάτρια Κωνσταντινουπόλεως*, zu des *Phlegon* von Tralles *περί θαυμασίων ιστοριῶν* (zuerst herausgegeben von *Siegmund Gelenius*, Basel 1533; von *Leo Allatius*, Rom 1640; von *Joh. Meur-*
J. A. L. Z. 1807. *Vierter Band*.

fius, Leiden 1613; von *Wih. Xylander*, Basel 1568); auch zu den *ιστορίαι θαυμασiai* des *Apollonius Dyscolus* und der *ιστοριῶν παραδόξων συναγωγή* des *Antigonas* von Carytus. Von S. 63 folgen Bemerkungen über den *Antoninus Liberalis* (worauf eine in den Ausgaben fehlende, nicht unnützliche Übersicht der Kapitel), von S. 168 über den *Parthenius*, von S. 209 über die erwähnte Ausgabe des *Aristanetus*: Bemerkungen, die der Vf. nicht für so bedeutend hielt, dass er um ihretwillen eine neue Ausgabe hätte veranstalten dürfen, und die er, um frey abschweifen zu können auf Dinge, die nicht gerade seine Autoren angehen, in Gestalt eines kritischen Briefes mittheilt (S. 62). Rec. liebt die kritischen Briefe nicht: unter den vielen Mifsbräuchen, welche die, überall öfter verunglückte als geglückte, Briefform bey Alten und Neuen erlitten hat, hält er den kritischen für einen der schlimmsten, als der von Seiten des Empfängers und der Leser die meiste Gutmüthigkeit in Anspruch nimmt; aber er gesteht auch, dass Mittheilungen von dem Gehalte dieser verlangen dürfen, in jeder Gestalt willkommen zu seyn.

Die Anmerkungen berichtigen theils den Text, theils erklären sie ihn nach Worten und Sachen, oft mit Hülfe noch nicht verglichener Handschriften oder noch nicht herausgegebener Scholasten und Lexicographen, wie sie die pariser Bibliothek dem Fleisse des Vfs. in Menge darbot. Lexica allein führt er neun an; darunter den *Grammaticus Sangerman.*, und des *Phrynichus παρασκευὴ σοφιστικὴ*, welche beide er zu bearbeiten verspricht, sobald er sich der alten Literatur wird ganz ergeben können. Unter den Fragmenten, die aus solchen Quellen gewonnen sind, ziehen den Rec. am meisten diese Verse des Komikers Theophilus an, die ein vaticanischer Scholiast des Dionysius Thrax erhalten hat:

— καὶ τί Φημι καὶ δρᾶν βούλομαι;
προδούς ἀπίεμαι τὸν ἀγαπητὸν δεσπότην,
τὸν τροφῆν, τὸν σωτήρα, δι' οὗ εἶδον νόμους
Ἕλληνας, ἔμαθον γράμματα, ἐμύθηθην θεοῖς;

(Den ersten Vers möchten wir, mit Benutzung des von Hn. Baft geänderten Lesart des Manuscriptes, καὶ τί δρᾶν (sic), also ergänzen:

καίτοι τί Φημι καὶ τί δρᾶν βουλεύομαι;).

Von schwächlicher Natur ist ein erotisches Liedchen S. 98 und 112, noch schwächer ein Epigramm S. 208. Die Digressionen verbreiten sich am liebsten über grammatische Gegenstände, über Accentuation (z. B. der Deminutiva auf υλος, υλλος und υλις, und des Con-

junctivus! zusammengesetzter Verben S. 31. 201), über Rechtschreibung, Wortbildung (ἀμύχης z. B., und ἰανεικοτολαλεῖν, und die auf ἀνά und ἀπό zugleich zusammengesetzten Verben werden mit Recht für verdächtig erklärt, ὀλισθάνειν aber und ἐπιμᾶλλον für echt, S. 48. 58. 89. 206. 147), Wortfügung, Kunstwörter (ῥήμα αὐθροτόακτον S. 90 ff., ἀπόλυτος S. 94), Verwechslungen: seltener über antiquarische, wie S. 120 über das Tribunal des Metichus zu Athen, S. 141 — 146 über das Gerath alter Barbierne, S. 154 — 159 über die Adonisfeste, gegen die Annahme von Büttiger, das die Adonisgärten wächserne Früchte getragen hätten. Dieser grammatisch-antiquarische Theil ist vielleicht der gelungenste des Briefes: durch Kritik, wenn wir nicht irren, glänzt der Vf. überall weniger als durch Belesenheit, zumal in den Autoren späterer Zeit, und in den Philologen, und durch Bekanntheit mit Codd. und Ineditis. Das Verkehr mit diesen todten Orakeln mag Gelehrsamkeit eintragen, aber es mag auch die Unbesangenheit des Urtheils gefährden und die Lebendigkeit des Gefühls, ohne welche die weitreichendste Gelehrsamkeit Stoff ist ohne Seele.

Wir haben die Genauigkeit des Vfs. gerühmt: ungern setzen wir hinzu, das sie bisweilen ungleichmäßig; in Auszeichnung der Lesart aus dem Cod. zu weit geht, in der Beurtheilung aber, auch wohl in der Erklärung, nicht weit genug. Anzumerken, wie oft der Cod. ein ν ἐφελκυστικὸν an der unrichten Stelle habe (S. 104. 108. 166. 177. 183), oder an der rechten (S. 128. 151. 160. 165), wie oft er Einen Spiritus habe statt des anderen, (ἀλῶμενος statt ἀλῶμενος S. 172, ἄλῃ statt ἄλῃ S. 175, Ὀρίωνα statt Ὀρίωνα S. 197), oder einen Accent, der in den Ausgaben nur durch grobe Unachtsamkeit hat ausfallen können. (αἱ ἐφύλαττον statt αἱ ἐφύλαττον S. 115), oder Lesarten, die sich theils dem ersten Anblick als Schreibfehler verrathen (wie S. 185. Parthen. Kap. 9: εἰ μὴ ὁμόσειεν ὑπηρετήσειεν αὐτῇ statt ὑπηρετήσειεν und μινύσκειται — καὶ πολλὰ καθικετεύειν αὐτὴν εἰκτεῖρειν statt καθικετεύειν, und S. 195. Kap. 18: εἰς Μιλήτου statt εἰς Μιλήτον), theils schon in den Ausgaben angeführt und berichtigt sind (wie die eben erwähnten in des Thom. Gale *Historiae poeticae scriptor.*, wo auch bereits zu finden ist, was hier in demselben Parthenius zu Kap. 2 über τε beygebracht wird, zu Kap. 4 über ἀνώμωξεν, zu Kap. 8 über ἀνείλεν und κέλευεν, zu Kap. 19 über πολλὰς τε ἄλλας, zu Kap. 21 über ἐκ, zu Kap. 23 über δέ, zu Kap. 32 über λανθάνοντες). — dies dünkt uns übergenu und nicht sonderlich nützlich. Dafs im Gegentheil manche Bestimmung des Sinnes hätte schärfer gefasst, mancher Vorschlag zu Änderung oder Nichtänderung reiflicher erwogen werden können, davon nur einige Beyspiele.

Ἀνάπαυλὴ τις zuvörderst, worin der Vf. S. 46. des Manuscriptes ἀναπαύλῃς verwandelt, erwarten wir nicht von einem Gelehrten, der den Accenten sonst so löbliche Aufmerksamkeit schenkt (S. 116, 135, u. f.). — S. 56 hat Xylander aus des Manuscriptes,

τὰ τῶν μῶν ἡτα (sic) ἡπάτα zur unglücklichen Stunde τὰ τῶν μῶν τὰ ἡπάτα gemacht, verkennend, das ἡτα ein bloßer, von dem Schreiber selbst durch Nicht-Accentuirung verworfener, Ansatz zu ἡπατα ist, wie umgekehrt Kap. 26 (παῖδα μὲν Κῆρυκος, ἱτυποῖ νέον δὲ καὶ καλόν) das im Manuscripte ebenfalls notirte ἱτυπος, woraus man, zu des Verf. Zufriedenheit S. 126, ἐκτόπως gekünstelt hat, dem Rec. nichts anderes zu seyn scheint, als die fehlerhafte Wiederholung der letzten Sylben von Κῆρυκος. Diese unsinnige Lesart mißbilligt der Vf. nur darum, weil Antigonus von Carystus (dessen sind die Worte) von attischen Eleganzen nicht eben wisse: was er davon Anlaß nimmt zu bemerken, das die Wiederholung des Artikels mitunter zur Verschönerung einer Phrase beytrage, wie sich überall Beyspiele finden, ist eine höchst unbestimmte, und buchstäblich genommen, falsche Behauptung. In den wenigen Beyspielen, die angeführt werden (aus dem Plato τρία ἦν τὰ γένη τῶν ἀνθρώπων καὶ τὴν τοῦτου ταυτηνὴν τὴν θωυράσῃν κεφαλὴν) sind die Artikel, wenn auch vielleicht unübersetzlich, doch nichts weniger als unnöthig. — S. 71: das εἶπ' ὅσον ἂν ὁ δαλὸς διαμένει, vielleicht besser seyn dürfte als διαμένει, ist für das Gewisse zu ungewisser Ausdruck. Den Cod. würden wir, ob ο oder ε zu setzen sey, hier so wenig befragt haben, als, ob οἶδες ἂν, oder εἶδες ἂν, S. 219. (wo, wir wolfen nicht für wen, mit Beyspielen erwiesen wird, das man sowohl εἶδες ἂν als ἰδοῖς ἂν sage.) — S. 74, zu Antonin. Lib. Kap. 3 (κακείνος ἐπεμπε TE καὶ πυροὶ καὶ ἄλλην τροφὴν. Ποσειδῶν δέ —) befremdet die Vertheidigung des wunderlichen τε: wer diese Partikel ändere oder streiche, nehme, befürchtet der Vf., dem Autor einen Ionismus, da ja Gregorius von Corinth §. 26 (nicht 24) lehre, das τε bey dem Ionern abundire. Wir übergehen, das der sogenannte ionische Dialect des Antoninus Liberalis kaum in etwas anderem sichtbar wird, als in einzelnen Flexionen, die ihm aus den ionischen Dichtern und Historikern, denen er nacherzählt, im Ohre geblieben seyn mögen, die auch guten Theils erst geistlich geändert sind. Aber da eigentliche Abundanz überall nicht denkbar ist, so war vor allen Dingen zu suchen (wie auch Koen a. a. O. angefangen hat), welche halbverstandene Erscheinungen den Grammatiker irre geführt haben, und wie demnach seine Beobachtung zu begrenzen und zu verificiren sey. Nachsprechen des Unerwiesenen und Unlogischen führt uns zurück in jene Zeiten, die vergangen bleiben müssen, in denen man die griechische Sprache in ihrer Weite umfassen haben konnte, und dennoch vermuthen

Αὐτὰρ Δ' Αἰσονίδαο θοραίσθεν ἡλυθ' Ἀκαστος
ἀγχιπύρ' νηὸς γὰρ ἐπ' Ἀργῶας TE γέγηθε — .

(Ungefähr wie uns vor Kurzem spanisch gesagt ward.

καὶ . δ' . ὑπερτωτῶνται, ἔπονται ἄρ' τοὶ
κῆροι. ἔρωτες).

Auf derselben Seite wird bemerkt, οἶκεῖν. region auch den Genitivus: was schwer begreiflich ist. M.

le Beyspiele, die der Verfasser giebt, sind von der Art, daß der Genitivus nicht an dem Verbum οἰκεῖν hängt, sondern ganz gewöhnlicher Massen das Verhältniß des Ganzen zum Theile bezeichnet. Darum mußte aus Kap. 11 nicht Πανδάρους ὡκεῖ τῆς γῆς τῆς Ἐφεσίους angeführt werden, sondern vollständig Πανδάρους ὡκεῖ τῆς γῆς τῆς Ἐφεσίους ἢ ἐστὶ νῦν ὁ Πρίων: stünde kein ἢ, so stünde kein Genitivus: *Pandareos wohnte, wo* (d. h. aus welchem Punkte, in welcher Gegend) *des ephesischen Gebietes jetzt der P. ist.* Und Kap. 20 τῆς λεγομένης Μεσοποταμίας περὶ (παρὰ zu schreiben, sehen wir keinen Grund,) Βαβυλῶνα ὡκεῖ *er wohnte von Mesopotamien um Babylon;* gerade wie Kap. 11 ὡκεῖ ἐν Κολοφῶνι τῆς Λυδίας, Kap. 17 ἐν Φαιστόν τῆς Κρήτης, Kap. 37 εἰς Καλυδῶνα τῆς Αἰτωλίας, Kap. 41 ἐν Θορίκῳ τῆς Ἀττικῆς, und an unzähligen Stellen im Herodotus, z. B. 1. 18 ἐν Λιμενίῳ χώρῃ τῆς σφετέρῃς, und 1. 19 χώρῃ τῆς Μιλησίου ἐν Ἀσσησῷ.

Aus dem eben genannten Autor wird S. 75, um zu beweisen, daß Kap. 4 (καὶ αὐτὸς μέγιστα χαρίσασθαι τοῦτο τῇ πόλει) τοῦτο, wofür Gale und Muncker ταύτη gesetzt haben, bezubehalten sey, und für διὰ τοῦτο stehe, dem Wakefield nachtrifft 2, 68: γλῶσσαν δὲ μῦνον Σηρίων οὐκ ἔφυσε οὐδὲ τὴν κάτω κινεῖ γνάθον, ἀλλὰ καὶ τοῦτο μῦνον Σηρίων τὴν ἄνω γνάθον προσάγει τῇ κάτω. Allein wenn dieses τοῦτο idcirco übersetzt wird, so kommt καὶ um alle; ἀλλὰ fast um alle Bedeutung: daher wir lieber in den Worten von ἀλλὰ an eine, wir denken nicht ungewöhnliche, Verschränkung erkennen, die sich, wenn wir aus dem speciellen Verbum ein allgemeineres herausnehmen, in diese zwey Sätze auflöst: *sondern auch dies thut es unter allen Thieren allein: es bringt u. s. f.* Mit den übrigen Beyspielen (nur noch Eins wird wörtlich, aber außer dem Zusammenhange angeführt,) dürfte es ähnliche Bewandnis haben. Wären sie indess auch zuverlässig, so scheint doch an der hiesigen Stelle τοῦτο, und also auch dessen vermeinte Bedeutung schon darum unzulässig, weil τοῦτο leicht als Object zu χαρίσασθαι gezogen werden könnte, und so Verwirrung hervorbrächte.

In demselben Kapitel, wenn Apollo, seine Verliehenste um die Stadt Ambracia rühmend, erzählt: *er habe die Ambracier zum Aufstand gegen den Tyrannen Phaläcus gereizt, καὶ παρὰ τοῦτο πολλοὺς ἀπολέσθαι τὸν Φάλακον*, schlägt Hr. Bast vor, entweder οὓς πολλοὺς zu schreiben, damit der Gott sage, das Volk habe den Tyrannen getödtet, oder ἂν ἀπολέσθαι, damit der Sinn sey, *sonst (sans cela) würde er Tyrann viele Einwohner getödtet haben.* Der ersten Conjectur giebt er den Vorzug, fügt aber hinzu, *sey schwer*, über solche Stellen ohne Hülfe der Handschriften zu entscheiden. So viel deutet uns entscheidet sich leicht und ohne alle Hülfe, daß bei Conjecturen nicht bedeuten können, was sie beuten sollen, so lange nicht für ἀπολέσθαι gesetzt ἀπολέσαι, und daß die erste grundfalsch ist, da einige Zeilen nachher erzählt wird, Phaläcus sey von der Löwin getödtet worden.

Von Bemerkungen, wie die gleich folgende (in den Worten οὐδενὸς αὐτὸν δυναμένου κατὰ θεὸς ἀνελεῖν könne δύνασθαι als gleichbedeutend mit ἔλεειν betrachtet werden,) sehen wir, aufrichtig zu reden, keine andere Frucht, als heillose Verwirrung der Begriffe. Hat ein Grammatiker dergleichen gesagt (wie hier Gregorius wenigstens das Gegentheil gesagt hat, nämlich ἔλεειν sey so viel als δύνασθαι): so werde sein Unverstand gerügt, nicht fortgepflanzt.

Analogiewidrig klingt, was zunächst behauptet wird: *faire la guerre à quelqu'un avec une chose* heiße zu Griechisch: πολεμεῖν τινὶ τινός: auf die Autorität einer Variante in der Wiener Handschrift des Aristoteles und einer nur wenig verschiedenen Stelle in den Briefen des Philostratus S. 924. Jene entzieht sich unserer Beurtheilung: diese ist ὃν δέ, οὐκ οἶδα τί παθὼν, σεαυτῷ πεπολέμηκας, ὃ ἀνδροφόνε τῆς καφαλῆς. Die Worte ὃ ἀνδροφόνε hat Hr. Bast weggelassen, aber mit Unrecht; gerade an diesen hängt der zu erklärende Genitivus. Nachdem der Sophist, in seltsame Metaphern seltsam verliebt, kurz vorher das Abschneiden der Haare einen Mord genannt hat (οὐδ' αὐτὸς ΑΠΟΚΕΙΡΑΣ ἠνέσχετο κλαίει γοῶν καὶ μεταγινώσκει Τῶι ΦΟΝΩι Τῶν ΤΡΙΧΩν) bleibt er nur im Bilde, wenn er den, der sich selber geschoren, einen Mörder seines Hauptes nennt. Dann aber braucht er die in Rede stehende Construction nicht *dans un sens un peu différent*, sondern gar nicht. Und welches wohl jener Sinn gewesen seyn möchte! — Gleich unerhört ist κατὰ τοξεύειν πρὸς τινά, welche Wortfügung S. 82 vermuthet wird. Auch was S. 138 über ἀφικνεῖσθαι mit dem Genitivus gesagt wird, bedarf weiterer Bestätigung: das Zeugniß zweyer Lexicographen, von denen der Eine, sofort nachdem er es abgelegt, in Betreff derselbigen Sache gröblicher, und von Hn. Bast selbst gerügter Weise irrt, der andere dunkel, und daher nach Belieben verstanden ist, kann unmöglich den Aufschlag geben.

Bald nachher (ἀπεδείκνυεν — σύμπαντας ἠπειρώτας ὅφ' αὐτοῦ κρατηθῆναι: ὅτε τὰς Γηρυόνου βούς: συνελθόντες ἀφελῶσθαι) würden wir nicht mit Hemsterhuys. ἤθελον. einschieben, sondern allein συνελθόντας statt συνελθόντες schreibend, ὅτε mit dem Infinitivus verbinden; wie beym Übergewicht der Oblivität zu geschehen pflegt. Z. B. im Herodotus: ὡς δ' ἐγερθῆναι τὸν Ἡρακλέα, δίζησθαι 4. 9: τὴν δέ, ἐπεὶ οἱ γενομένους τοὺς παῖδας ἀνδρωθῆναι, σφίσι νόματα θέσθαι 4. 10: ὡς δὲ δόξαι σφίσι ταῦτα, — μάχεσθαι πρὸς ἀλλήλους 4. 11. oder, wenn Beyspiele aus einem späteren, und in denen ὅτε selbst vorkomme, verlangt werden: Philostrat. Heroic. p. 699: ὅτε δὴ τὸν Ἀχιλλέα πυρὰν νῆσαι und p. 724: ὅτε δὴ ξέρον τοῦ Μενέλεω γενέσθαι αὐτὸν, u. p. 727: ὅτε δὴ ἄσαι ἄμφω ἐν χαλκίδι. Vgl. Coray, zum Heliodor. S. 185.

S. 19, dürfte eben so wenig καθ' ἡγνια πρόφασιν durch κατὰ τινὰ πρόφασιν erklärt werden. (f. Hermann zum Vigerus 32), als S. 81 πείσας, ταῖς, χειρῶν

übersetzt durch *lui presser la main*. — Die Änderung S. 106 ταῦτα μὲν οὐ τοῦ ἱκανοῦ μόνον, ἀλλὰ καὶ τοῦ ἱκανοῦ πέρα σταῦ, ἀλλὰ καὶ τοῦ πάνυ (oder τοῦ πάνυ πολλοῦ) πέρα versteht Rec. nicht; ein Druckfehler ist unwahrscheinlich. — Dafs πόλεμος ἐστῆκε ἐνέσθηκε und συνέσθηκε ohne Unterschied gebraucht werde (S. 105), läßt sich von vornherein für falsch erkennen: mithin auch die Folgerung, dafs man nicht müsse einen dieser Ausdrücke statt des anderen setzen wollen, ohne die Autorität einer guten Handschrift. Vielmehr muß man, wie sich diese Ausdrücke unterscheiden, ins Klare setzen, und mit dieser Klarheit zweifelhafte Stellen beleuchten, seyen sie gedruckt oder handschriftlich. Aber der Vf. ist nur allzu geneigt, von den Handschriften auch das Heil zu erwarten, das sicherer aufer denselben gesucht wird. So S. 82. *Antoninus* hat erzählt (Kap. 7.), wie den Anthos die Pferde aufgefressen, weil sie abzuwehren sein Vater und sein Diener nicht wagten, seine Mutter nicht vermochte. Nach der Handschrift fährt er fort κακῆνοι μὲν ὅτις τε θνῶτα τὸν ἄνθρωπον ἐκλαίου. Der Fehler ist offenbar, die Verbesserung (οὕτω) leicht und von Xylander längst gemacht: Hr. Baß urtheilt οὕτω n'est pas trop mauvais, quoiqu'il ne soit pas nécessaire de changer οὕτω. Oder auch S. 207. wo man liefert ἡρία ἐν Αἰδαο κατοικομένοιο Κορύθου: Begriff und Gebrauch, aus dem Homer allein vielfach zu belegen, fodern eis: Hr. Baß setzt aus der Handschrift siv. Neben diesem Festhalten am Alten fällt die Beweglichkeit auf, die bisweilen dergleichen Noten eingegeben hat: *on peut changer ce mot (αὐτῶ) en αὐτό ou αὐταῖς, ou, si l'on veut, le laisser et l'expliquer tant bien que mal* (S. 87), und *si on ne veut pas l'ôter* (ein καί), *il faut du moins ne pas le traduire* (S. 153). Indefs regt sich diese selten: von der Anhänglichkeit an den Codex, selbst in dem, was darin of-

fenbar von späterer Hand ist, zum Schluß noch ein Beyspiel. Kap. 28 lesen wir Ζεὺς ἐπιβάλλει Τυφῶνι τὸν Αἰτῆν καὶ αὐτῷ Φύλακα τὸν Ἡφαιστον ἐπὶ τῶν ἄκρων ἐφίστησιν. ὁ δ' ἐνερείσας τοὺς ἄκμονας αὐτοῦ τῷ τραχὺλῷ διαπυρον ἐργάζεται μύδρον. Die Worte find nicht dunkel: zum Übersflus erinnern die Ausleger an jene Verse des Tragikers:

καίται —
ἰπποῦ μινος ῥί' ἔσιν Αἰτναίης ὕπο,
κορυφαῖς δ' ἐν ἀκραις ἡμῶς μυδρόν τε καὶ
Ἡφαιστος

und übersetzen *ferreas cudit massas*, und erinnern, ἐργάζεται sey ἐπ' ἄκμονι ἐλαύνει. Anders Hr. Baß. Weil Aelianus sage τὴν ναῦν λίθου ἐργάζεται, und weil in dem griechischen Kapitelverzeichnis des Cod. stehe: Τυφῶν εἰς διαπυρον μύδρον, so glaubt er, ἐργάζεται sey tout bonnement synonym mit ποιεῖ. Verkoblt konnten wir ihn wohl, den Himmelsstürmer (κεραυνῷ Ζηνὸς ἠνθρακωμένος); aber verschmiedet, und zwar auf einem Ambos, der dem Geschmiedet-werdenden auf den Nacken gesetzt ist, können wir ihn mit aller Anstrengung von *Bonhomme* kaum erreichen. —

Die Recension der Wiener Ausgabe des *Aristanetus* zeigt allerdings, was sie zeigen soll, dafs dem Aristanetus damit wenig geholfen ist. Von seiner eigenen, längst vorbereiteten Ausgabe verspricht der Vf., nicht der Autor, den er gering achte, solle deren Verdienst ausmachen, sondern der Commentar, den er hinzuthun werde, und worin man eine Menge (*une foule*) neuer oder wenig bekannter Bemerkungen finden werde über die griechische Sprache im Allgemeinen, und über viele Stellen alter Autoren, die er aufmerksam gelesen habe, und die der Reichthum an Materialien, movon schon dieser Brief einen Begriff geben könne, ihn im Stand setzen werde zu berichtigen. Wer wünscht nicht so schönen Worten die baldigste Bethätigung! Δκ.

KURZE ANZEIGEN.

JUGENDSCHRIFTEN. Glarus b. Freuler: *Lesebuch zur Bildung des Herzens und Übung der Aufmerksamkeit für Kinder in den Landschulen.* Nebst einem Anhang über die Schweiz, zum Besten der vaterländischen Jugend herausgegeben von Joh. Rudolf Steinmüller, Pfr. in Geis im Appenzellerland. Vierte verbesserte Auflage. 159. S. Anhang: Das Wissenswürdigste von der schweizerischen Eidgenossenschaft u. s. w. (S. 32) 24 Kr. Von dem Beyfalle, den dieses Lesebuch erhielt, zeugt die viermalige Auflage desselben. Rec. möchte sie nicht nur als eine Wirkung des gefühlten Bedürfnisses eines einfachen und wohlfeilen Schulbuchs für seine Gegend, sondern auch als eine Frucht seiner Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit ansehen. Der thätige Vf. besitzt das Talent, einer kunstlosen populären Darstellung in einem hohen Grade. Sein sicherer Tact für das Brauchbare und Praktische, der zwar nie dahin erhebt, neue Ansichten zu eröffnen, und eine originelle Bahn zu betreten, bewahrt ihn vor allen unnützen Spitzfindigkeiten, und aufer dem Kreise seiner vorgesetzten Sphäre liegenden Abweichungen. Gleich in der ersten Ausgabe dieses Buches hat sich dieser Tact für Schulbedürfnisse deutlich ausgesprochen. Der Inhalt ist ziemlich reichhaltig, bald auf Übungs- und Fertigkeiten-, bald auf theoretische und historische Kenntnisse gerichtet. Der Vortrag abwechselnd, gewöhnlich in kurzen Sätzen, Prosa und Verse, Bibelsprüche und Reime. Alles freylich in einzelnen Bruchstücken, aber mannichfaltig, und wenn man blofs auf Unterhaltung, aber nicht auf innere Bildung, auf flüchtigen Reiz der Thätigkeit, nicht auf bestimmte Kräftentwicklung und feste

Formen des Handelns, für das Wissen oder fürs Leben sieht, brauchbar für Landschulen. Diese Schrift gehört also, von den gewöhnlichen Gesichtspuncten aus betrachtet, zu den gelungenen Jugendschriften des Vfs., für die Zeit ihrer früheren Erscheinung. Da aber seit derselben die Pädagogik und mit ihr das Landschulwesen so bedeutende Fortschritte gemacht, der Kenntnissunterricht und der Unterricht in Fertigkeiten vollständiger getrennt, das Bedürfnis beider in einem weit größeren Umfange erkannt, eine, theils aus der innern Natur des Gegenstandes, theils aus dem notwendigen Gange der intellectuellen und moralischen Thätigkeit (die einander gegenseitig völlig entsprechen, und ausdrücken) hervorgehende Behandlung der Unterrichtsmittel als die einzig gründliche und zweckmäßige Methode aufgestellt worden ist, so bedurfte diese Ausgabe eine Verbesserung, die sie nicht erhalten hat. Diefes fällt um so mehr auf, da der Vf. selbst in der Vorrede sagt: „Ich fühle es zwar lebhaft, wie nothwendig eine völlige Umarbeitung des Ganzen gewesen wäre.“ Hätte er diesem Impuls gefolgt, und sich zu einer höhern Ansicht der Jugendbedürfnisse in Schulen wirklich erhoben, so hätte er etwas vorzügliches liefern können, und den Vorwurf einer unnöthigen Auflage eines von anderen übertroffenen Schulbuchs vermieden. Er verspricht indess ein paar ganz neue Schulbücher, worauf Rec. begierig ist. Vom A B C-Buche hat Rec. noch nichts erblickt. Der Anhang verdient Dank. Eine Karte des Schweizerlandes nebst Erklärung wäre dabey zweckmäßig gewesen. L. M. N.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 10 D E C E M B E R, 1807.

GRIECHISCHE LITERATUR.

PARIS, b. Nicolle: Φιλοστράτου Ἡρωϊκά. *Philostati Heroica*, ad fidem codd. mss. q. recensuit, scholia graeca adnotationesque suas addidit *J. Fr. Boissonade*. 1806. IV u. 662 S. 8. (bey Reclam in Leipzig 6 Thlr.)

Hr. *Bast* richtet seine Epistel an Hn. *Boissonade*, und verhilft ihm für seinen damals noch nicht erschienenen Philostratus einen Ehrenplatz unter den Hellenisten: Hr. *B.* dedicirt dem Hn. *Bast* seinen Philostratus, und begrüßt ihn, der sich selber einen bloßen Liebhaber griechischer Literatur nennt, als einen, der leichtlich unter die vornehmsten Kritiker gezählt werden könne. Aber nicht allein in diesem Wettstreit der Höflichkeit vernimmst du den Einklang der Geister: an welchem Ort ihrer Werke du zuhören magst, tönt er dir lauter, leiser, so daß ziemlich alles, was in der Epistel dir lieb oder unlieb geworden ist, in der Ausgabe von Neuem deine Freude oder dein Bedauern erregt. Bey der Wahl des Stoffes dieselbe Vorliebe für Autoren, denen besondere Aufmerksamkeit kaum zu gönnen ist, so lange deren wahrhaft classische bedürfen und darben: bey der Bearbeitung des Stoffes dieselbe Neigung, lieber zu sammeln als zu ordnen, lieber Autoritäten abzuholen als selbst Autorität zu werden. Irren würde, wer an solcher Arbeit die vielfache Verdienstlichkeit verkennen wollte, oder ihres Urheber's regem Fleiße und ausgebreiteten Kenntnissen die Achtung versagen: irren aber auch, wer sie für etwas höheres nähme als eine Vorarbeit, die dem verständig Gebrauchenden Mühe u. Zeit ersparen kann.

In der kurzen Vorrede giebt der Herausgeber Nachricht von seinen Handschriften und übrigen Hülfsmitteln, von jenen dürftigen, und entschuldigt den Mangel eines Registers mit der Beschränktheit des Raumes, den Mangel einer Abhandlung über des Autors Plan und Quellen mit seiner Unwissenheit. Die Schutzrede für den abentheuerlichen Sophisten befriediget nicht: der Waidpruch:

Il ment, mais il fait plaisir; il ment mais en grand homme

Bast auf den Philostratus so wenig, als auf den Homer. Dem Texte, der correcter seyn sollte (gleich in der ersten Zeile ein Druckfehler), steht die lateinische Übersetzung des *Steph. Nigri* gegenüber, an einigen Stellen berichtigt und der geänderten Lesart angepaßt. Die aus zwey Codd. gesammelten Scholien sind den Anmerkungen eingemischt, weil sie dem Herausgeber selbst nicht wichtig genug schienen, um unter dem Texte die Augen des Lesers abzuziehen: sie bestehen gewöhnlich in dürftigen Worterklärungen.

S. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

gen. Die Anmerkungen (von S. 273 an) sind größtentheils solche, die von Wörtern und Redensarten des Textes die Bedeutung und Construction, oft die gar nicht unbekannte, angeben und theils mit Parallelstellen, meist aus späteren Autoren, theils mit Verweisungen belegen: selten neu, aber brauchbar als Nachtrag von Autoritäten für die Wörterbücher, denen es daran noch so häufig fehlt. So — um auszuziehen, was sich von dieser Art in dem ersten Drittheil des Ganzen irgend erhebliches findet. — ἀγασθαι mit dem Accus. und Dat. S. 380; ἀδικεῖν in dem von Heindorf ad Platon. *Lys.* §. 8 berührten Gebrauche S. 345; αἰτιον δέ ohne folgendes γάρ S. 346; ἀποδιδόσθαι verkaufen S. 288; ἀφιέναι in die See gehen 281; βάλλειν für κεραινω βάλλειν 359; βασανίζειν 341; βεβηκέναι von dem Ruhen der Statue auf ihrem Gestell 371; βιοῦν von Pflanzen 359; τὰ ἐκ τῆς γῆς 291; διαγράφειν beschreiben 374; διαρᾶν 341; ἐκεῖνη dort 355; τὸ ἐμόν für ἐγώ 296; ἐξαλλάττειν für ἔρχεσθαι 336; ἐπαίρειν für ἀναπεθεῖν 347; ἐπέχειν einnehmen 356; ἐπὶ mit dem Genit. zur Zeit 353; ἐφ' ᾧ weshalb 370; ἐπισιτίζεσθαι 306; ἐπιτηδεύειν 358; ἐπιτιθεσθαι sich über etwas machen 343; ἐρμηνεύειν 303; ἐυήθης 338; θαρσεῖν für ὑπομένειν 364; κατὰ θεόν 334; θωρεῖν τι πρὸς τι 348; θηρίον 321; θρύπτεσθαι 337; ἱκανῶς 350; ἱλαρός 316; ἱούλος 374; καθαρύειν 339; καταβάλλειν zahlen 386; κατασχέειν anlanden 334; ἐν κόσμῳ 359; ἐν μερακίῳ in der Jugend 348; τὸ μέτριον 376; μήτηρ uneigentlich 346; ξένος als Benennung eines jeden, dessen Name unbekannt ist 274; παρὰ mit dem Accusat. während 314; παρακούειν 386; παραλλάττειν verschieden seyn 357; περιβάλλειν umarmen 382; περιεῖναι 304; περιτρίβειν 372; τὰ ἐν ποσὶν 280; εἶναι πρὸς τι 310; προσβάλλειν nahen 303; συλλαμβάνειν empfangen und συλλαμβάνεσθαι helfen 384; συμβαχεύειν 341; συναπολήγειν 357; ὕβρει 384; χαρίζεσθαι 310; χλαμὺς 380. Andere merken an, welche Wörter und Namen zusammen vorzukommen pflegen: dasz z. B., was man ohne Beweis glauben sollte, βαδίζειν oft verbunden werde mit ὁδόν S. 284. ἀπειν mit ἀκοῦσαι S. 298 und auch mit πρᾶξαι S. 476. θρύπτεσθαι mit ἀκκίζεσθαι 367, ἐκὼν mit ἀκῶν 462, εὐχεσθαι mit ὑμεῖν 634. Diomedes mit Sthenelus 493: dh., heißt es S. 299, werde elegant mit τὸς verbunden: die Eleganz würden wir zugeben, die Verbindung aber, sehen wir in allen angeführten Beyspielen nicht, und müssen denn zufälliges Nebeneinanderstehen ohne alles gegenseitige Einwirken Verbindung nennen. Aus demselben Grunde halten wir die acht Beyspiele von ὅτε dh. S. 301 und die gleich vielen von δὲ dh. S. 308 und die von ὃν mit dem Imperativus S.

850 für unnütz: nichts anderes bedeutet δὴ neben diesen Partikeln und neben diesem Modus, als es bedeutet neben allen anderen Partikeln und allen anderen Modis. Von ὥς lernen wir S. 512: ὥς ἐστὶν hic quasi ὥστε vel οἷος vel τοιοῦτους! καίτοι καὶ hat schon Budäus besser gefasst, als, nach dem Vorgange Hoogeveens, der Herausgeber S. 340. γὰρ in Antworten gebraucht, das S. 306 als elegant angemerkt wird, ist wahrscheinlich nicht bloss elegant, sondern bedeutet auch irgend etwas: das aber möchte der Schüler bestimmt wünschen. Die höchst elegante Eleganz (*elegantia loquendi, qua est int. r. elegantissimas*) S. 325, σοφώτερος ἑαυτοῦ γίγνομαι, hätte mit einer unnützen Conjectur verschont bleiben sollen. Oder es wird erinnert, welche Buchstaben, Formen, Wörter in den Handschriften verwechselt werden: als α und ευ S. 551, β und υ 481, ἑταῖρος und ἕτερος 496, ἐθέλειν und θέλειν 300, ἐκέλευε und ἐκέλευσε 531, λειψαῖς und ληψαῖς 497, πολεμικὸς und παλῆμιος 391, τοῦ und τοῦτο 379, τρέπειν und τριβεῖν 373, einfache und zusammengesetzte Verba 349.

Zu der sogenannten Sacherklärung verdankt der Herausgeber dem berühmten Archäologen Visconti schätzbare Beyträge. So die Erläuterungen über die Spenden auf dem Schweinemarkt zu Rom S. 292, über die Darstellung merkurialer Männer (τῶν παρὰ τοῦ Ἑρμοῦ σοφῶν) in Hermes S. 332, über die εἰς τετραγώνος 376, über die ἑρμαὶ δρομικοὶ 378, über die Purpurfärberey in Thessalien 637, über die Bedeutung des Gefässes und der Sphinx auf Münzen von Chios 648, über die Athletenohren (ὡτα κατὰ γότα), die man sich nicht einbilden solle zu sehen, wo sie nicht durch wenigstens zwey Queerfurchen angedeutet seyen 488; die Bemerkung ferner, wie die durch den Philostratus erhaltene Nachricht, daß das Grabmal des Ajax unter dem Hadrianus erneuet sey, wohl stimme mit der von Choiseul Gouffier gegebenen Zeichnung dieses Grabmals, die in fast nichts abweicht von Bellori's Zeichnung des Grabmals der Scipionen (S. 351); und wie wenig zu geben sey auf Fünde in den Gräbern, die seit früher Zeit von Schätze Suchenden durchwühlt sind (622); die Nachweisung schlangenfüssiger Giganten auf Kunstwerken S. 356; der Auszug aus *Le Chevalier* und *Chandler* über das Grab des Protefilaios S. 368; die — schon sonst gegebene — Erklärung der Gemme *Morum. ined* No. 121, welche *Winckelmann, vir doctissimus, sed qui caeteroquin oculorum iudicium invidendis artibus haud satis subtilis habuit* (?), durch eine Restauration irre geführt, auf Nireus und Hiera deutete, statt auf Apollo und Coronis (S. 460). Doch auch von dem Herausg. selbst wird mehr oder weniger Gelehrtes oder Lehrreiches mitgetheilt über die Stürme auf dem segaeischen Meere S. 282, über das Senken der Ohren als Zeichen der Freude S. 302, über das Emporrecken derselbigen als Zeichen der Aufmerksamkeit S. 442, über das Niederschlagen der Augen als Zeichen der Scham und des Schmerzes oder auch ernsthafter Gedanken S. 484, über Gewässer, die trunken oder unfruchtbar machen S. 360, über die Vergleichung schöner Menschen mit Statuen S. 377, über die unbekannte Erfindung der Vtergespanne S. 426,

über das Untermalen der Augen S. 580, über den Wahrsager Helenus S. 581, wie die Liebe in den Augen entstehe S. 640, über den ἀδάμας als Metall S. 405, mit Anwendung auf Grays und Miltons *adamantine chains* und des Tasso

l'elmo adamantino avea le tempie,

und mit Zurechweisung derer, die hiebey an Diamant gedacht haben; und mit Verhöhnung des Mercierischen Versuches, ἀδαμάντινος, französisch zu gestalten: *DIAMANTAIRE de coeur et d'esprit*, was jener nur den Deutschen gefallende Neuerer gewagt habe, sey so unleidlich, daß wer nicht eifern von Ohr und baurisch; von Sinn sey, es nothwendig — conspuiren müsse. Dieses Beyspiel mag zugleich von der Geschicklichkeit zeugen, mit der Hr. B. zu dem Alten das Neue zu gefallen weiß: ausser den genannten werden gelegentlich noch manche andere Moderne aufgerufen: Pope und Dryden, Raynal und Sonnini, die Pucelle und Madame de Villars bieten bald Vergleichungspuncte, bald Erläuterungen: es werden Notizen gegeben, die an diesem Orte nicht zu hoffen waren, z. B. daß in einer gewissen Ausgabe des Gray die Vorrede Correctheit verspreche, der Text aber dennoch incorrect sey (S. 455).

An den Kritiken des Herausgebers ist große Bedächtigkeit und Nüchternheit zu rühmen. Ausser daß einige Male ἄν eingedrückt ist (S. 553. 362), und einmal die Personen richtiger vertheilt sind, V. 407, und bisweilen, nach einer grillenhaften Untersuchung *Locellas*, οὐ τε geschrieben ist statt οὐτὲ, entfinnen wir uns keiner eigenmächtigen Änderung des Textes; wohl aber ist manche Lesart behalten worden, die ausser den Handschriften durchaus keinen Halt hat. So befremdet S. 465 ὁπλοποιῶσαν τὴν ἐν Ἡφαίστῳ. *Olearius*, mit gewohnter Unbesonnenheit, schrieb ἐπὶ Ἡφαίστῳ; *Visconti* versucht ἐπὶ Ἡφαίστῳ, oder auch ἐπὶ Ἡφαίστου, oder auch ὑπὸ Ἡφαίστῳ; Hr. *Boissonade* aber mag nicht abgehen von so vieler Handschriften Zustimmung: es könne ja das siebzehnte (?) Buch der Iliade Ἡφαιστός geheissen haben. Die Vermuthung ruht, so viel wir wissen, auf nichts, gerade wie die noch zuverlässlicher hingeworfene S. 360, daß die Griechen, wie alle Barbaren, einmal aus den Hirnschädeln ihrer Feinde getrunken haben möchten, und darum auch noch in den feineren Zeiten Becher in Schädelgestalt gehabt, der κράνειον genannt sey von κράνιον: zu lesen scheint ἐν Ἡφαιστῳ. — Aber selbst jenes so hochgeachtete Übereinstimmen der Handschriften giebt keine Gewissheit. S. 567 (θανάτου, ἐν ᾧ ἑαυτοῦ ἀποσφαγεῖς ἀπέθανεν ὁ Αἴας), nachdem aus sieben Codd. mit bester Fuge ὑπὸ ἑαυτοῦ hergestellt ist für ὑπ' αὐτοῦ, wird dennoch observirt: *Caeterum auctoris bonum fuisse, auctoris non est malum. Sed qui nunc in talibus certi esse possumus de auctoris manu? Haec minima et alia graviora fuerunt penes librariorum!* Aus dieser Ungewissheit nun entspringt das Bemühen, wo ja geändert ist, doch auch die etwanigen Gönner der alten Lesart zufrieden zu stellen (349. 407), wenigstens durch Höflichkeit: (*rationes si cui non probaverim, precor ne mihi nimium in re tantula irascatur* (S. 575): anderswo, wiewohl, seltener, igänzliches Nicht-

achten der Codd. S. 542 z. B. (ὡμὸν καὶ τὸ ἐπ' αὐτῷ κήρυγμα· μὴ γὰρ θάπτειν τὸν Παλαμῆδην, ἀποθνήσκειν δὲ ὁ ἀνελόμενος) geben alle Handschriften, des Olearius wie des Herausgebers, τὸν ἀνελόμενον; aber ὁ ἀνελόμενος wird beybehalten als eleganter und schwieriger. Nur schlimm, dafs man der Eleganz nicht froh werden kann vor der Schwierigkeit, der Schwierigkeit aber Herr zu werden, von dem Herausgeber auf keine Weise unterstützt wird. — Wo aber endlich die Handschriften, unter sich selbst uneinig, verschiedene Lesarten anbieten, wird man nicht immer des Herausg. Auswahl billigen können. Wenn der Phönicier S. 587 gesagt hat, er halte die homerischen Gedichte für göttlich, vornehmlich wegen der genauen Kenntnifs von der Heroen Namen, Geschlechtern und Thaten, die an einem Menschen unbegreiflich sey: so darf der Winzer, der ihm das Wunder erklären will, offenbar nicht so antworten, wie ihn Hr. Boissonade antworten läfst: *die Gedichte sind eines Menschen, die Namen aber wufste er, und die Thaten sammelte er* (τὰ ποιήματα ἀνθρώπου. τὰ δὲ ὀνόματα ἩΔΗ, καὶ τὰ ἔργα ξυνελέξατο), sondern es mufs mit fünf Codd. hñ gelesen werden, damit τὰ ὀνόματα mit ξυνελέξατο verbunden werde. Auch S. 649 kann nicht dieses die rechte Lesart seyn: τὴν μὲν φυλάττειν ἐν τῇ νηὶ (διὰ γὰρ οἶμαι τὸ μὴ εἰσβατὸν εἶναι γυναιξὶ τὴν νῆσον), αὐτὸν δὲ ἡκείν: was soll uns? γὰρ, zumal neben διὰ?

Viele der kritischen Noten führen Krieg gegen Olearius. Nun ist freylich wahr, was schon Ruhnkennius urtheilte, dafs dieser oberflächliche Mann dem Philostratus mehr Wunden geschlagen, als geheilt hat: aber er fehlt auch gewöhnlich so augenscheinlich, und darum so wenig gefährlich, dafs die Berichtigung entweder nicht von Nöthen war, oder doch geschwind abzumachen. Dafs er gleich Anfangs γραφὴν φεύγειν erklärt, als stünde γραφὴν ἀποφύγειν, konnte in zwey Zeilen gerügt werden: hier ist eine Seite darauf verwandt (S. 279). Dafs er ἐπειδὴ mit ἐπειδάν, ὅδε mit ὁ δὲ vermengt (S. 304. 318. 322. 329. 349. 449. 491. 535. 627), durfte höchstens ein für allemal erinnert werden; offenbare Druckfehler, wie λέοντα ἡμερον statt λέοντ. ἡμερον, verdiente keine Erwähnung, geschweige denn dreymalige Correction. S. 137. 456. 515. Auch geschieht bisweilen, dafs der Getadelte besseres Recht hat als der Tadel. Z. B. die Worte ἀδὲ περὶ τὰ ἐσπέρια τῶν χρίων ὡφέλουν Βένδικα, Νέρωνι δὴπου ἐπετείχιζον S. 530, die Olearius ganz und gar nicht (*nulla tenus*) verstanden haben soll, können schwerlich besser übersetzt werden, als sie von ihm übersetzt sind: *Illis quoque, quibus in Hispania Vindicem adjuvi, Neronem impugnavi*; des Herausgebers Übersetzung *quae vero in Hispania Vindicem adjuverunt, equidem Neroni fecerant infensa*, hat Vieles gegen sich, unter anderen den Mangel eines dem. *equidem* entsprechenden ἔγωγε, die Stellung des ὁπ. den unnatürlichen Gebrauch von ὡφέλαον statt ὡφέλει, was nothwendig war, damit man nicht in ὡφέλουν die gleiche Person mit dem gleichförmigen ἐπετείχιζον vermuthete, und was auch Hr. Boissonade uns so eher hätte vermiffen sollen, je aufmerk-
samer er sonst ist, seinem Autor Atticismen zu vindici-

ren. (Vgl. S. 295. 325. 495. 564. 587.) Und S. 424 (τὸ μὲν ἐκείνων πάθος οὐ γὰρ θαυμάζειν, εἰ — ἐξεπλάγησαν) glauben wir richtiger abzutheilen, wenn wir mit Hn. Boissonade schon nach πάθος interpungiren, und zu πάθος) das absolut stehen soll, eine Präposition hinzudenken: *welche* ist weder angegeben noch leicht zu finden. Der von dem Verbum regierte Accusativus tritt dem mit εἰ anfangenden Satze, der nichts enthält als, nur ausgeführt, was schon in dem Nomen enthalten ist, eben so voran, wie häufiger ein vom Comparativus regierter Genitivus einem mit ἢ anfangenden Satze gleichen Inhalts, z. B. in der Odysee: οὐ μὲν γὰρ ΤΟΤ γὰρ κρείσσον καὶ ἄρειον ἢ ὅτε κτλ.; welcherley Casus keiner leicht für absolut nehmen wird. Der Herausgeber indess liebt das Absolute, wie er das Elegante liebt. Vgl. S. 361. und vorzüglich S. 503: κληρονομῆσαι λέγεται ὁ Φιλοκτήτης τῶν τόξων, ὅποτε Ἡρακλῆς, ἀπὼν τῆς ἀνθρωπείας φύσεως, αὐτὸν τε παρεστήσατο καὶ τὸ ἐν Οἴτῃ πῦρ. Hier hat Olearius, wie natürlich, Ἡρακλῆς als Subj. auf παρεστήσατο bezogen, dafs er nicht unrichtig *praesto esse iussit* übersetzt. Aber Hr. Boissonade: *Ego contra refero ad Philoctetem, ut verba Ἡρακλῆς — Φυσεως sint absolute posita per nominativum. Tunc: παρεστήσατο αὐτὸν, pro αὐτὸν vel αὐτόν, erit praesto se exhibuit ad mandata exsequenda, et παρεστήσατο τὸ πῦρ ignem apparavit*. Viel Schiefes fürwahr in wenigen Zeilen! — Seltener haben wir gefunden, dafs von Olearius Unrichtiges herüber genommen wäre. Ein Beyspiel giebt S. 352: καὶ σὺ πάππου μὲν ΤΙ ἀκηκοῦναι φης, σεαυτοῦ δ' ἀπαγγέλλεις οὐδέν lesen die früheren Ausgaben und die meisten Handschriften, wie der Gegensatz von οὐδέν verlangt; Hr. Boissonade nimmt mit Olearius. TOI auf, was das bedeuten möge, unbekümmert.

Von anderen Autoren berührt der Herausg., nächst dem Synesius, von dem er eine Ausgabe bearbeitet, am häufigsten den Heliodorus. Die Eile, in der Coray seine trefflichen Anmerkungen niederschrieb, hat ihn mitunter zu Übereilungen verleitet; mehrere derselben berichtigt Hr. Boissonade gründlich und glücklich, einige glaubt er zu sehen, wo sie nicht sind. S. 138 z. B. hat Coray für τραπέζῃ τοῦ βασιλέως gesetzt τραπέζῃ τῇ βασιλέως; Hr. Boissonade verlangt τραπέζῃ τῇ τοῦ βασιλέως: denn der Perserkönig sey ὁ βασιλεὺς le roi, nicht βασιλεὺς un roi. So haben den Unterschied bekanntlich schon Dawes und Brunck angenommen; sehr fälschlich, aber auch sehr unvollständig, und auf dem gegenwärtigen Fall ganz unanwendbar. Der Perserkönig heisst nicht ὁ βασιλεὺς, sondern βασιλεὺς. Beispiele schämen wir uns fast zu geben: wer sie nöthig hat, findet auf Einer Seite im Demosthenes (*de Rhod. lib. 1 p. 193 ed. Reisk.*) diese fünf: (τὰς σπονδὰς τὰς πρὸς βασιλέα, Τυγράνης ὁ βασιλεὺς ὑπαρχος, πράττωντος, ἐν Αἰγύπτῳ πάντα βασιλεὺς, τῇ βασιλείῳ εὐνοίᾳ, εἶναι βασιλεὶ χρήσιμον, (und auf zweyen im Plato (*Alcibiad. I. pag. 121 u. 123*), diese sieben (ἐν τῇ βασιλείῳ, βασιλείῳ γενέσθαι, τῶν περὶ βασιλέα, τῶν ἀναβεβηκότων παρὰ βασιλέα, τῆς βασιλείας γυναικὸς τῇ βασιλείῳ μητρὶ, διαγωνιζομένην βασιλεῖ). Von einem uneigentlich-

chen Gebrauch des Artikels zu reden, wie S. 582 geschieht, scheint zu frühzeitig, ehe der eigentliche feststeht.

Anderungen, die metrische Kenntniss erfordern, gelingen dem Herausg. wenig; er mischt episch-komische Formen in komische Trimeter, und bekennt selber: *quos feci versus nescio an omnino probi sint; nam in talibus sum parum exercitatus* (S. 629).

Von Inediten finden sich einige grammatische Bemerkungen aus dem Lexikon des Philemon (z. B. über den attischen Accusativus der Namen auf *ης* S. 453) und aus der *προπαρασκευή σοφιστ.* des Phrynichus; auch dieses in Einem Cod. dem Agathias, in einem anderen dem Palladas beygelegte Epigramm S. 638:

ΤΟΤ ΑΓΑΘΙΟΤ ΕΧΟΝΤΟΣ ΚΑΚΗΝ ΓΥΝΑΙΚΑ.

Μην αἰδέσθαι μάθων καὶ μὴν αἰδέσθαι διδάσκας.
Οὐλομένην γαμήτην ἡγαγόνην ὁ πάλας.
Πάν δ' ἡμᾶρ μάχεται καὶ παννυχίη πολέμιζαι.
Ὡς παρὰ τῆς μητρὸς προῖκα λαβοῖσα μάχην.
Ἦν δὲ δῖόν σιγᾶν καὶ μαρναμένη ὑποκίπτει.
Ὅτι περ οὐ μάχομαι, τοῖδ' ἔνεκα μάχεται.

(Es verdiente bemerkt zu werden, daß dieses Epigramm mit dem neunten des Palladas ein und dasselbe Thema variirt, und von dem Aufonischen, des Jacobs bey jenem anführt, das unverkennbare Vorbild ist.) Außerdem einige Varianten zu dem Aellanus, Gorgias, Aristides, Dionysius Periegetes, Synesius.

Ακ.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. *Jona b. Göpferdt: Specimen doctrinae de jure monetar chartaceae à Joanne Antonio Ludovico Seidensticker, D. et Prof. Jenens. etc. 1806. 64 S. 8. (4 gr.).* Das vorliegende Programm enthält blos einiges von dem, was der Vf. in einem größeren, in deutscher Sprache zu liefernden Werke auszuführen gedenkt. Von jenem wird der Plan mitgetheilt, und alsdann der Unterschied zwischen Papier-Münze und Papiergeld bemerkt. Jene habe, heisst es, ihren Ursprung in der höchsten Staatsgewalt, da sie aber gleiche Wirkung mit der baaren Münze haben solle, so werde ihr ein Nennwerth, ein gezwungener, ein reeller, durch die an die Zettel geknüpften, und daran haftenden Güter, mitgetheilt, die Zettel aber lauten nicht auf eine bestimmte Person, so wie denn auch nicht eine solche, sondern ihr jedesmaliger Inhaber zum Besitz der Güter gelange. Es habe aber das Münz-Papier in sofern einen gezwungenen Werth, weil es den Gläubiger nicht frey stehe, wenn er anders nicht besonders etwas bedungen habe, die Annahme der Zahlung in Papiermünze nach dem Nennwerthe zu verweigern, noch dem Verkäufer zu erklären, daß er blos mit denen, welche in baarem Gelde zahlen, Geschäfte machen wolle, wobey es gleichwohl ihm überlassen bleiben müßte, den Preis seiner Güter höher zu setzen, oder sie in fremden Lande, wo diese Gesetze keine Kraft hätten, zu verkaufen, welchem beiden dann nur durch das Verbot der Ausfuhr, oder durch ein zu bestimmendes Maximum, woron das eine freylich so wenig als das andere zu empfehlen sey, vorgebaut werden könne. Von S. 7 an wird von den verschiedenen Arten der Papiermünze gehandelt. Es wird bemerkt, inwiefern die einzelnen Münzpapiere derselben Art nach dem darauf ausgedruckten Werth verschieden seyen, das Geschäft mit Hülfe einer Bank betrieben, der Gebrauch dieser Papiermünze auf den Verkehr unter alle Mitglieder des Staats ausgedehnt, oder blos auf die Verhältnisse zwischen Unterthan und Regenten beschränkt sey, die Realisation alsbald, oder erst späterhin zu erhalten stehe, oder auf unbestimmte Zeit hinaus geschoben sey, das ganze Geschäft endlich auf einen gewissen Termin beschränkt werde, oder nicht. Bey den Verschiedenheiten zwischen der Papier- und baaren Münze wird unter anderen bemerkt, daß wenn jene mit anderen Gütern verglichen würde, die letztere als ein Zwischenmaß bey diesem Geschäft gebraucht werde. Papiermünze und Papiergeld seyen also von einander verschieden, daß jene stets öffentlich seyn müsse, da sie von dem Münzrechte der Staatsgewalt ausgehe, und da die Güter, worauf sie angewiesen, gemeinhin öffentliche Güter wären. Dies aber brauche bey dem Papiergeldes der Fall nicht zu seyn, obwohl es auch geschehen könne. Bey der ersten *hoc singulare est, ut bona ei adscripta et adsignata, in possessorem chartae translata esse videantur, remanente tantum possessione naturali apud principem; pecunia autem non monetaria illas res, quarum fidem possessor pecuniae sequitur, tantum obligatas habet.* Ferner jene könne, ohne auf eine Real-Hypothek gegründet zu seyn, blos auf einer Zusage beruhen, und es sey nicht nothwendig, obwohl es auch geschehe, daß ein gezwungener Werth bey dem Papiergelde Statt finde. Dann wird Papiergeld und Papiermünze noch von andern Papieren, die einen Werth haben, geschieden, und inwiefern eine Bankanstalt mit den Papiergeldern oder Münzen verbunden sey, bemerkt. Weishalb denn auf folgende Weise die werthvollen Papiere eingetheilt werden: 1) in Papier schlechtweg, Papiergeld, Papiermünze, 2) in öffentliche oder Staatspapiere, und Privatpapiere; 3) Bankpapiere und Papiere, welche nicht Bank-

noten sind; 4) Papiere von reiner Art und Zwitterpapiere. Von den Rechtsquellen über diese Materie wird im §. 9 gehandelt, und da wenig deutsche Gesetze besonders darüber vorhanden wären, so wird empfohlen, die allgemeine Rechtslehre auf diesen Gegenstand anzuwenden, und der Analogie sich zu bedienen; auch die Gesetze über die Münzen könnten deshalb, wenn nur auf ihren Geist gesehen würde, einigermaßen gebraucht werden, u. s. w. Als dann wird von der Entstehung der Papiergelder, und wie sie *ab oppignoracionibus privatorum* ausgegangen, erwähnt, und die Literatur beygefügt. — Daß der wohl-erworbene Ruf des Vfs., als eines scharfsinnigen Rechtsgelehrten, auch durch diese Programm erhalten werde, und daß es begierig mache nach der versprochenen weiteren Ausführung, dieses brauchen wir nicht zu erwähnen. Es sey uns vergönnt, einige Bemerkungen beyzufügen. Rec. leugnet nicht die Wirklichkeit des hier gemachten Unterschieds zwischen Papiermünze und Papiergeld. Ob die Benennungen für diesen Unterschied Beyfall finden werden, wird die Folge zeigen. Die hier bemerkten Verschiedenheiten kleben alle an dem öffentlich vom Staat ausgegebenen Papiergelde, welches als Surrogat des baaren dienen soll. Rec. scheint es, daß unsere Sprache bey dem Ausdruck Münze stets auf geprägte Metallstücke hinweise; wenn aber die Franzosen *papier-monnaie* sagen, so kommt es daher, weil sie keinen unserm Gelde gleichkommenden Ausdruck haben. Indes können Geld und Münze, auch von Metallstücken gebraucht, unterschieden werden. — Bey der Bemerkung, daß man bey dem öffentlichen Papiergelde die Güter selbst gleichsam mit erhalte, bey dem Privatpapiergelde nicht, oder nicht in dem Maße, hält Rec. dafür, daß das eine wie das andere nur Anweisungen enthalte, und inwiefern diese Anweisungen vom Publico respectirt würden, hänge in beiden Fällen von der leichten Realisation, oder dem Credit derer, die es ausgegeben, und dem Zutrauen, welches es bey denen findet, die es nehmen, ab. Benennungen lassen sich erzwingen, nicht aber die Sache. Beide Arten Papier müssen den Inhaber verlassen, um direct oder indirect Nutzen daraus zu ziehen; wie groß dieser sey, hänge von den Umständen ab. — Daß die Staatsform auf die Gattungs öffentlichen Papiergeldes vielen Einfluß habe, wie S. 5 bemerkt wird, bezweifeln wir, denn Noth und Verwischung haben in politisch-freyen wie in politisch-unfreyen Staaten geherrscht, und in Bezug auf die Papiere Thorheiten und Unheil gleichmäsig veranlaßt. Es ist der Geist der Regierung, der hier wie immer entscheidet. In der unumschränkten Monarchie Dänemark war das circulirende, öffentliche Papier wohlthätig und heilsam, während es in Schweden, einem Lande, wo obendrein vier Classen von Ständen sind, viel Unheil und fast ununterbrochenes Unheil gebracht hat. — Daß bey den verschiedenen Arten der Papiermünze, die nach und nach eingeführt werden, die Verschiedenheit des Namens von Bedeutung sey, wie S. 13 gesagt wird, bezweifeln wir. Wie auch die Benennungen der verschiedenen Arten des Papiergeldes lauten mögen, die ganze Summe aller und deren Verhältniß zum Bedarfs der Circulation, wird eben so auf die gleichbenannten, wie auf die verschiedentlich benannten wirken; wenn aber die einen mehr gelten, als die anderen, so kommt dies von den Fundamenten, worauf sie beruhen, her; sind diese verschieden, können auch die Benennungen verschieden seyn; sind sie aber auch nicht, und ist nur die größere Solidität des einen von den anderen bekannt, so wird ihr Werth und Credit sich schon der nach richten.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 11 D E C E M B E R, 1807.

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *M. Tullii Ciceronis orationes octo selectae, pro A. Caecina, pro A. Cluentio, de lege agrar. orat. 2, pro Cn. Plancio, pro M. Coelio, pro L. Cornelio Balbo, pro C. Rabirio Postumo, Philippica 1. Animadversionibus in usum scholarum illustratae a Benjamin Weiske, scholae Port. nuper Conrect. 1806. 317 S. gr. 8. (1 Rthlr. 4 gr.)*

Das Unternehmen des Hn. W., auch andere Reden des Cicero, als man bisher unter dem Namen der aus-erlesenen kannte, für den Schulgebrauch herauszugeben, verdient unstreitig Dank, und um dasselbe zu vertheidigen, bedurfte es keiner so weitläufigen Rechtfertigung, als die Vorrede enthält. Abwechslung der in Schulen zu lesenden Bücher gefällt Lehrern und Lehrlingen, und ist nothwendig, damit nicht Überdruß und Fahrlässigkeit entstehe. Der Lehrer wird auf das Bedürfnis seines Schülers zunächst Rücksicht nehmen, und wenn er bemerkt, daß sie die leichteren Reden ohne fremde Beyhülfe für sich lesen können, ihnen auch gern schwierigere erklären. Gegen die Auswahl der von Hn. W. aufgenommenen Reden läßt sich nichts Erhebliches einwenden. Sie sind alle lesenswerth, und zum Theil vorzüglich. Freylich sind sie angefüllt mit verdorbenen Lesarten und schwer zu erklärenden Stellen; aber desto mehr Gelegenheit wird der Lehrer haben, die Beurtheilungskraft, ohne welche doch alles Wissen unnütz ist, bey den Schülern zu üben. Des Herausgebers Absicht bey diesem Werke war zuvörderst, unabhängig von Autoritäten, einen möglichst gereinigten Text zu geben, und die gebilligten Lesarten oder Conjecturen durch kritische Anmerkungen in der Kürze zu rechtfertigen. Dann wollte er durch sparsam angebrachte Erläuterungen das Verstehen dunkler Stellen oder schwieriger Wortbedeutungen erleichtern, und außer einer historischen Einleitung eine rhetorische Analyse jeder Rede vorausschicken. Alles lobenswerth. Es fragt sich nur, wie Hr. W. seine Absicht ausgeführt habe.

Was erstlich das Verdienst des Herausg. um die Wiederherstellung des Textes anbetrifft, so ist nicht zu leugnen, daß Hr. W. an vielen Stellen die besseren Lesarten ausgewählt, und hie und da, wenn gleich nicht immer passende, doch scharfsinnige Conjecturen gemacht habe. Im Ganzen indessen scheint uns, daß in Rücksicht auf die Verbesserung des frey-
J. A. L. Z. 1807. Viertes Band.

lich nur gar zu häufig verdorbenen Textes nicht alles geschehen ist, was geschehen konnte und mußte, und was sich von der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinn des Hn. W. erwarten liefs. Wir fanden bey sorgfältiger Prüfung eine beträchtliche Anzahl von Stellen, in welchen die alten Lesarten noch erhalten waren, obgleich andere Herausgeber schon ihre Unechtheit gezeigt, und mit besseren vertauscht hatten, und wiederum manche andere, in welchen ohne Noth die bessernde Hand versucht war, zuweilen ungesunde Lesarten ganz unberührt gelassen, selten eigene glückliche Vermuthungen, und mitunter bloße Conjecturen ohne Rechtfertigung in den Text aufgenommen. Besonders machen wir es dem Herausg. zum Vorwurf, daß er in den Reden für den Caecina, für den Cluentius und gegen den Rullus von der Beckischen Ausgabe, die schon seit vier Jahren bekannt ist, und schon deshalb die Aufmerksamkeit jedes neuen Herausgebers verdient, weil sie einen so reichen Schatz von Varianten darbietet, gar keinen Gebrauch gemacht hat. Zwar fanden wir nicht selten eine Übereinstimmung zwischen den von Hn. Weiske und Beck gebilligten Lesarten; aber dieß scheint nur ein unglückliches Zusammentreffen. Nirgends ist Beck in der Weiskischen Ausgabe genannt, und so viele vernachlässigte bessere Lesarten, deren Vorzüglichkeit Beck schon gezeigt hatte, beweisen hinlänglich, daß Hr. W. die Beckische Ausgabe gar nicht benutzt hat, entweder weil er sie nicht kannte, oder nicht benutzen wollte, welches beides Tadel verdient. Wir sind für das Gesagte den Beweis schuldig, müssen uns aber, um nicht zu wekläufig zu werden, nur auf einige Reden einschränken, und selbst bey diesen können wir nicht alles anführen, was wir uns angemerkt haben. Wir wählen dazu die drey ersten Reden, die wir mit vieler Sorgfalt durchmustert haben. Zuerst geben wir einige Beyspiele von solchen Stellen, um welche sich der Herausg. nach unserem Urtheile verdient gemacht hat; dann wollen wir andere Stellen anführen, wo nach unserer Überzeugung Hr. W. die Wahrheit verfehlt.

Gleich zu Anfänge der Rede für den Caecina vermuthet der Herausg. sehr wahrscheinlich, daß *nunc* und *tum* Gloßen sind. *Tum* zu Anfänge der Rede, wo noch kein Zuhörer war, auf welchen Vorfall angespielt wird, ist anstößig, und scheint aus dem ver-schriebenen *quantum* für *quam* entstanden zu seyn. Wer nun *tum* las, mußte auch in dem Vorhergehenden ein *nunc* vermissen: Caec. 16. 43 findet Hr. W. es mit Recht auffallend, daß bey *optime sponsonem facerent* die Copula ausgelassen ist. Wenn er aber ver-
Ppp

Ergo etc. Caec. 28, 80 läßt Hr. W. mit Manutius *jus* vor *aequi bonique* aus, ohne diese Willkührlichkeit zu rechtfertigen. Caec. 28, 81 ist freylich das Fragezeichen bey *vocas* weggestrichen, aber doch hinter *actum* ein Punct gesetzt, welches erst hinter *recusaro* stehen muß, wo Hr. W. ein Semikolon setzt. Caec. 33, 96 ließt der Herausg. gegen alle Handschriften und Wahrscheinlichkeit *ut in caeteris, quae rogari possunt*. Die Handschriften haben *et ea ter is, quae inter primum* oder *et ea ter isque inter primum*. Schon Gravius sah ein, daß *ea ter is* aus *fateris* verdorben sey; und dieß ist eine sehr wahrscheinliche Vermuthung, wenn wir uns die Worte mit großen Buchstaben geschrieben denken. Wie leicht ist ein E und F mit einander verwechselt! Die Worte *quae inter* machen freylich noch Schwierigkeit; aber vielleicht muß man dafür *etenim* lesen, oder *se*, wie Beck meint, als eine Glosse wegstreichen. Cluent. 6, 16 findet der Herausg. die Stelle des *jam* in den Worten *tulit hoc commune dedecus jam familiae* anstößig, und möchte dafür lesen *hoc jam commune* oder *commune jam dedecus*. Mit Recht, wenn man *jam* wie Ernesti erklärt, und mit *commune* verbindet. Aber nach unserem Urtheile muß man es mit *graviter tulit* verbinden; dann ist die Wortstellung nicht mehr anstößig. Cluent. 7, 22 zog Hr. W. die Lesart *quem tantum unum*, nach Ernesti, vor; aber Beck's Vermuthung, daß man *quem tamen unum* lesen müsse, ist ungleich wahrscheinlicher. *Tantum* ist bey *unum* ein fast müßiger Beysatz. *Tamen* wurde in den Handschriften *tm* geschrieben. Hieraus machten einige *tum*, andere *tantum*, andere *tandem*. Cluent. 18, 51 fand Rec. noch die alte Lesart *hic ego cum — jurrexi*, obgleich schon Ernesti einsah, daß man *tum* statt *cum* lesen müsse, wie auch einige Handschriften bestätigen. Denn wenn man *cum* ließt, so muß man *eram* bey *qua cura* suppliren, welches Cicero in einer solchen Verbindung nicht auszulassen pflegt. Warum ließ der Herausg. Cluent. 19, 53 noch *P. Quintius Varus* stehen, da *Quintius* nicht der Geschlechtsname der Varer ist, und Ernesti schon *Quintilius* las? Cluent. 32, 86 werden die Worte *an ut praevaticaretur* mit Unrecht zu dem Vorhergehenden gezogen. Es fängt bey diesen Worten ein neuer Gedanke und Abschnitt an. Cluent. 32, 87 ist ohne Noth gegen die Handschriften *disputem* in *disputo*, nach Victorius, verändert. Eben so ist Cluent. 33, 90 Lambins Emendation *putato* statt *putabo* ohne Noth und Rechtfertigung in den Text aufgenommen. Cluent. 44, 126 fanden wir noch die Lesart *gravissime dicam*, wofür man unstreift *gravissime dicant* lesen muß, damit die Worte auf die Censoren bezogen werden können. Auf Cicero bezogen, ist *gravissime* sehr unschicklich gewählt. Cluent. 45, 137 hat Hr. W. Ernestis Emendation *habebant*, statt *habebantur*, in den Text aufgenommen, wie es dem Rec. scheint, ohne Noth. *Ut illae Quintianae conciones habebantur* steht für *in quam sententiam i. Q. c. habebantur*, wie Garaton richtig erklärt. Die Worte *omnes, qui in culpa sunt* können nicht, wie Beck meint, die Emendation rechtfertigen; denn sie sind oben so verständlich, wenn man *habebantur*, als wenn man *habebant* ließt. Cluent. 45, 128 hat der Herausg. die

verderbende Stelle: *Duos solos video auctoritate censuram affines ei turpitudini judicari*. Nam (dieß Wort scheinen die Handschriften nicht zu haben) *aut illud afferant, aliquid esse, quod de iis duobus habuerint, de caeteris comperisse* so fehlerhaft gelassen, als er sie fand; weil ihm zur Verbesserung derselben, wie er sagt, nichts einfiel. Dem Rec. scheint die Heilung derselben möglich, ohne daß man viel verändern darf. Daß *non* vor *comperisse* ausgefallen sey, haben schon Gravius, Ernesti und Beck bemerkt. Anstößig ist auch das *aliquid esse*, wiewohl es sich einigermaßen erklären laßt. Den Auslegern ist nach unserer Meinung die Verbesserung der Stelle nicht gelungen, weil sie auf die Interpunction nicht achteten. Man verbinde *aut illud afferant* mit dem Vorhergehenden, setze vor *duos* ein Punct, und hinter *judicari* ein Colon. Nun wird die Stelle so lauten: *Duos solos video auctoritate — judicari: aut illud afferant, aliquid esse, quod de iis duobus compertum habuerint, de caeteris non comperisse*. Man überseze: Nur zwey sehe ich durch die Erklärung der Censoren als Theilnehmer dieser Schande bezeichnet; oder sie mögen (nämlich die Censoren) zu ihrer Entschuldigung auführen (so kommt *afferre* auch vor *de orat.* 2, 89), daß es etwas sey, was sie von diesen zweyen erfahren, daß sie von den übrigen aber es nicht erfahren haben, oder (wenn man *aliquid esse* wegstreicht) daß sie dasjenige, was sie von diesen zweyen erfahren, von den übrigen nicht erfahren haben. Cicero tadelt die Censoren, und glaubt, daß ihr Urtheil deswegen kein Gewicht haben könne, weil sie nur zwey von den Richtern beschimpft haben, da doch noch mehrere in gleicher Schuld seyn mußten. Wollten die Censoren sich rechtfertigen, so mußten sie zeigen, daß der Ruf der Bestechung nur von zweyen zu ihnen gekommen, und daß sie von den übrigen nichts ähnliches erfahren hätten. Cluent. 48, 134 wird *consueverunt* gegen Ernesti, der *consueverant* emendirte, von dem Herausg. in Schutz genommen. Denn *is, cujus arbitrio et populus Rom. et externae nationes contentae esse consueverunt*, gehe nicht bloß auf die Person des Africanus (für welchen Namen durch einen argen Nachlässigkeitsfehler zweymal C. Sacerdos gesetzt ist) sondern auf jeden Censor. Aber wie kann von jedem Censor gesagt werden, daß die auswärtigen Nationen mit seinem Urtheil zufrieden wären? Auch führt ja der ganze Zusammenhang auf den Africanus, so daß man also nothwendig *consueverant* lesen muß. Cluent. 50, 138 hat der Herausg. die sehr annehmliche Ernestische Emendation *aliorum* statt *illorum* nicht aufgenommen, ohne sie indeß zu widerlegen. Cluent. 53, 144 ist wieder eine sehr wahrscheinliche Emendation des Brutus *prudenterisque* statt *prudensisque* vernachlässigt. *Prudens* paßt nicht zu *in judicio*, wohl aber *prudens* und beide Wörter werden häufig in den Handschriften verwechselt. Eben so kann man fragen, warum Hr. W. Ernestis Emendation Cluent. 53, 144 *illa oratio commovet* statt *i. o. commoveret* nicht in den Text aufnahm, oder ihren Ungrund zeigte. Dem Rec. scheint sie nothwendig.

(Der Beschlufs folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 12 D E C E M B E R , 1 8 0 7 .

RÖMISCHE LITERATUR.

LEIPZIG, b. Schwickert: *M. Tullii Ciceronis orationes octo selectae, — illustratae a Benj. Weiske.*
(Beschluss der im vorigen Stücke abgebrochenen Recension.)

Cluent 54, 149 findet Hr. W. die Worte *quis ergo est Cluentius? qui tamen defendi causam suam lege non lit anstößig*, und wundert sich, dass andere Herausg. nichts darüber angemerkt haben. Er möchte also lesen: *Quid ergo est, quod Cluentius tamen etc.* Aber um diese Emendation zu rechtfertigen, muss er annehmen, dass vor *Itaque abjicio* etwas ausgefallen ist. Wir finden hier nichts Hartes. Cicero hat eben gesagt, dass Cluentius nicht zu den Männern gehöre, die an das Gesetz über Bestechungen gebunden sind. *Wer ist er denn?* (fährt er fort) Ein Mann (ist die Antwort) der (wiewohl ihn das Gesetz nicht verpflichtet) demungeachtet seine Sache durch das Gesetz nicht vertheidigt wissen will. Was ist hier Anstößiges? Cluent. 55, 150 will Hr. W. *locum summum* statt *in summum locum* lesen, weil *petiverint* folgt. Aber noch früher folgt *ascendere potuerint*, und bey *petiverint* muss man ja wieder suppliren in *sum. loc. ascendere*. Wozu also die Emendation? Zugleich hat der Herausg. von *Ernesti petiverint* angenommen, und doch *potuerunt* stehen lassen, ohne sich über diese Sonderbarkeit zu erklären. Cluent. 55, 152 wird *judicarent* in *judicent* verändert, und doch *Ernesti's* Emendation *constitutum esset* und *possent* beybehalten. Rec. sieht den Grund hievon nicht ein. Er glaubt freylich auch, dass man *judicent* lesen müsse; aber nur deswegen, damit die gewöhnliche Lesart *constitutum est* und *possint* erhalten werden könne. *Si constitutum est* bezieht sich nicht auf die Glaubenden, sondern ist eine von Cicero hinzugefügte Bedingung, unter welcher sie glauben. Cluent. 61, 170 liest der Herausg. *nemo adire* nach *Ernesti* und ändern, obgleich alle Handschriften *nemo audire* haben, welches sehr gut zu *alloqui* passt. Cluent. 52, 173 vertheidigt Hr. W. die Lesart *latentius potuit additum* gegen *Ernesti*, der *latius potuit additum* lesen will, aber mit äußerst schwachen Gründen. Vergessens bemüht er sich zu zeigen, dass *latentius additum* und *facilius fallere* nicht Tautologien sind. *Latentius latetur venenum*, sagt er, wenn niemand merkt, dass zu der Speise oder dem Trank das Gift gemischt wird; *facile fallit*, wenn der, welcher es isst oder trinkt, bey dem Essen oder Trinken es nicht gewahr wird? Welche feine Distinction! Nur schade, dass sie nicht in den Worten selbst liegt. Und was berechtigt den Herausg. bey *laten-*
J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

tius additum zu suppliren *dari* aus dem vorhergehenden *datum*? Solche Härten pflegt sich Cicero nicht leicht zu erlauben. Es folgt ja weiterhin ein *Infinitiv*, worauf es ganz natürlich bezogen werden kann, nämlich *permanare*; aber dazu passt ganz eigentlich *latius*, welches auch die Lesart vieler Handschriften ist. Cluent. 65, 182 wird die Lesart *non dicam viro* (*ne colonum forte abfuisse* statt *adfuisse*) gebilligt. Aber *adfuisse* scheint hier die Lesart der Handschriften zu seyn, und passt sehr gut in den Zusammenhang. Cicero will sagen, nicht dass Niemand bey dem Verhör zugegen gewesen, sondern dass kein guter Mann dabey gegenwärtig gewesen sey. Die Stelle enthält einen etwas derben Spass gegen den Pächter, den Cicero oben einen vollstättigen Mann genannt hat. Man überfette: *Über eben dieselbe Sache unternahm sie drey Jahre nachher, ohne dass irgend ein, ich sage nicht Mann (ihr müchtet sonst sagen, dass doch der Pächter zugegen gewesen wäre — den nämlich Jeder für einen tüchtigen Mann gelten lassen muss) sondern guter Mann zu Rathe gezogen wurde, gegen das Leben des Sohnes ein peinliches Verhör anzustellen.* Das *dicatis* geht nämlich nicht auf die Richter, auf welche die Ausleger das *abfuisse* bezogen zu haben scheinen, sondern auf die Ankläger. Cluent. 69, 195 findet der Herausg. die Lesart *quosdam alios deos* ungereimt, und möchte *mortales* statt *alios* lesen. Rec. kann nicht beystimmen. Die sterblichen Götter scheinen ihm noch ungereimter. Wenn man übersetzt: *gewissermaßen als andere oder zweyte Götter*, so findet Rec. nichts Ungereimtes in der Lesart. *De leg. agr. 1, 2* liest der Herausg., ohne etwas anzumerken, nach *Ernesti*, *ipse modice dicam, si necesse erit, vos eosdem existimatu-ros putem*. Allein erstlich haben die Worte *si necesse erit*, zum Vorhergehenden gezogen, keine rechte Bedeutung, und dann stehen auch die folgenden Worte *vos eosdem* etc. so abgerissen da. Besser also schiebt man *ut* nach *dicam* ein, wie es sich auch in einigen Handschriften findet, und interpungirt die Stelle so: *ipse modice dicam, ut* (in der Bedeutung von *quemadmodum*) *si necesse erit, vos eosdem* etc. *De leg. agr. 6, 16* will Hr. W. *nullo vestro labore* vor *partam* gesetzt wissen. Aber das wäre doch nach den vorhergehenden Worten ein sehr überflüssiger und matter Zusatz. Besser möchte es wohl seyn, mit *Ernesti* *consule auctore* statt *consule adjutore* zu lesen. *De leg. agr. 8, 17* will Hr. W. statt *hoc tribuno* nach *Ernesti* *huic tribuno* lesen. Aber wenn man statt des Punctums ein Fragezeichen am Ende der Periode setzt, so bedarf es einer solchen Änderung nicht. *Hoc* muss nicht auf

tribuno, sondern venit in mentem bezogen werden. De leg. agr. 11, 26 weist der Herausg. über die schwierige Stelle *Nam cum centuriata lex censoribus ferebatur, cum curiata etc.*, die den Auslegern so viele Mühe gemacht hat, selbst nichts anzumerken, wiewohl er mit allen übrigen Auslegern unzufrieden ist. Rec. ist überzeugt, daß die Stelle bloß von den zweyten Comitien handle, und unverdorben ist. Er glaubt die Stelle so übersetzen zu müssen: Denn wenn für die Censoren die Abstimmung nach Centurien, wenn für die übrigen patricischen Obrigkeiten die Abstimmung nach Curien in Vorschlag gebracht wurde (denn legem centuriatam et curiatam ferre heist nichts anders, als das Volk auffodern, nach Curien und Centurien zu stimmen,) dann wurde zum zweyten Male über dieselben Männer geurtheilt. Es scheint also, daß in den ältesten Zeiten über die Censoren, weil diese, obgleich sie nicht die vorzüglichsten Obrigkeiten waren, besonders genannt werden, anders gestimmt wurde, als über die anderen patricischen Obrigkeiten. Und dieses ist sehr begreiflich, da durch die Comitien nach Curien zugleich das imperium ertheilt wurde, welches den Censoren, die weder eine richterliche, noch militärische Macht hatten, nicht zustand. Über die Censoren wurde daher zweymal in Comitien nach Centurien, über die anderen patricischen Obrigkeiten zuerst nach Centurien, und dann nach Curien gestimmt. Daß übrigens in dieser Stelle bloß von den zweyten Comitien die Rede sey, folgt aus den Worten quia prima illa comitia tenetis, die Ernesti und auch Hr. W. nicht verstanden haben. Prima comitia sind nämlich hier diejenigen Comitien, in welchen zuerst über die Candidaten gestimmt wurde, nicht diejenigen, welche die ältesten waren. De leg. agr. 14, 35 findet der Herausg. die Worte quod latissime patet nach imperium vestrum anstößig, und möchte dafür lesen quam latissime patet, weil er es für unschicklich findet, daß die Römer über die GröÙe ihres Reiches belehrt werden. Wir können nicht beystimmen. Der Zusatz war nothwendig, um die Unverschämtheit des Rullus, der sich über ein so weit ausgedehntes Reich die Herrschaft anmaßte, desto auffallender zu machen. De leg. agr. 14, 37 findet Hr. W. mit Recht magis est credendum anstößig, und will dafür magis esse credo lesen. Aber es bedarf hier keiner Emendation, da mehrere Handschriften cavendum lesen, welches gut in den Zusammenhang paßt. De leg. agr. 15, 40 ist der Herausg. bey an si condemmare Aham volet nicht angestossen, da doch der Zusammenhang nolet fodert, wie man auch in einigen Handschriften findet. De leg. agr. 18, 47 vermuthet Hr. W. eine Lücke bey auctionem. Mit Unrecht, glauben wir. Man setze bey auctionem ein Punctum, und beziehe quam auf das nachfolgende praedicationem. Besser hätte er bey C. 18, 48 vor hi mihi parumper eine Lücke gemuthmaßt: wobey er nichts anmerkt. Denn der ganze Satz steht mit dem vorigen in keiner Verbindung. Wahrscheinlich ist, wie Garaton vermuthet, ein Abschnitt aus dem Gesetze ausgefallen. De leg. agr. 20, 52 sagt der Herausg. tu vor tuo labore fehle in den besten Handschriften,

aber könne, wie schon Lauredanus bemerkt habe, wegen des nachfolgenden ego nicht fehlen. So viel Rec. weiß, steht tu in keiner Handschrift, und unentbehrlich ist es auch nicht, da schon in tuo labore der Gegensatz von ego liegt. De leg. agr. 20, 53 liest der Herausg. verum etiam locata sit; aber etiam stört hier den Sinn, und fehlt in mehreren Handschriften. Der Gedanke ist: Es ist unerhört, daß eine im Kriege eroberte Sache u. s. w. ich sage nicht verkauft, sondern nur vermietet ist. De leg. agr. 21, 56 wird die ungewöhnliche Redensart: qui publicus esse fateatur verändert in quem publicum esse fateantur. So kommt man freylich am leichtesten aus der Schwierigkeit, wenn es nur wahrscheinlich wäre, daß Cicero so geschrieben hätte. De leg. agr. 30, 80 fanden wir bey quem per iter qui faciunt nichts angemerkt, wiewohl die Stelle gewiß nicht gesund ist. Die meisten Handschriften lesen pariter statt per iter. Was ist also natürlicher, als zu vermuthen, daß iter nach pariter ausgefallen sey, und man also lesen müsse quem pariter, iter qui faciunt, wie auch schon ältere Herausg. die Stelle gelesen haben. De leg. agr. 34, 93 wird vegrandi macie verändert in vegrandi facie, wie es scheint, ohne Handschriften, und diese Emendation in den Text aufgenommen, weil nach des Herausg. Meinung grandis nur von Dingen gebraucht wird, von denen sich ein gewisses körperliches Maß angeben läßt. Aber torridum paßt ja nicht zu facie. Wenigstens hätte Hr. W. ein Comma bey facie setzen müssen. Auch sagt man ja verba grandia, wobey auch an kein körperliches Maß zu denken ist.

Es bleibt uns jetzt noch übrig, von den erläuternden Anmerkungen einiges zu sagen. Diese finden wir größten Theils zweckmäßig, nur zu sparsam für den Bedarf. Oft fragten wir uns, warum Hr. W. diese und jene schwierige Stelle erläutere, und wiederum andere nicht minder schwierige ganz unberührt ließe. Es schien uns, als wenn der Herausg. theils zu viel, theils zu wenig gab; zu viel, insofern er acht so schwierige Reden in Einen Band vereinigte, zu wenig, weil er nicht genug auf das Bedürfnis von Lehrern und Lernenden Rücksicht nahm. Auf unrichtige Erklärungen stießen wir selten. Doch sind uns einige aufgefallen. So wird Caec. 3, 7 bey facto supplirt Aebutii, da doch vom Aebutius bey dieser Stelle gar nicht die Rede ist, sondern allgemein gesprochen wird. Caec. 4, 10 und Cluent. 5, 11 wird honestus durch dives erklärt. Aber diese Bedeutung von honestus ist unerwiesen. Der Grund, warum Hr. W. diese Bedeutung dem Worte honestus geben zu müssen glaubte, ist offenbar der Cluent. 5, 11 vorausgegangene Satz ut tum habebatur, welchen man freylich nicht recht zu deuten weiß. Er meint nämlich, daß in den Zeiten, worin Melinus heirathete, mittelmäßig begüterte Menschen schon für sehr reich gehalten wurden, in Vergleichung mit den Zeiten, worin diese Rede fällt. Allein wie viel später waren denn die letzteren Zeiten, und wie unsicher ist es, nach einer Vermuthung über den Unterschied der Reichthümer die Bedeutung eines Wortes festzusetzen? Es

tum habebatur scheint vielmehr die Glossé eines Erklärers zu seyn, der *honestus* durch *rechtschaffen* erklärte, und diese Anmerkung machte, weil Mellinus sich späterhin nicht ganz redlich bewies. Cluent 24. 66 versteht Rec. die Anmerkung bey *eo auctore* nicht. *Qua in re*, heisst es, *aut quomodo ignotum est*. Es ist ja keinesweges unbekannt, bey welcher Gelegenheit, und warum Oppianicus den Stalenus zu gewinnen suchte, nämlich damit er als Richter die Losprechung des Scamanders bewirken möchte. Cluent. 15. 45 bezieht der Herausg. *illius iudicii* mit Manutius auf das Gericht, vor welchem Cluentius den Oppianicus der Giftmischung anklagte. Aber daß Cluentius noch kein Testament gemacht hatte, war ja gerade der Grund, der den Oppianicus bewog, dem Cluentius nachzustellen. Wie kann also hier schon das Gericht gemeint seyn, das erst eine Folge des begangenen Verbrechens war? Richtiger bezieht man also *illius iudicii* auf das Gericht, vor welchem die Sache der Martialen verhandelt wurde. Von diesem Gerichte ist ja im Vorhergehenden allein die Rede gewesen. Cluent. 40. 137 erklärt Hr. W. bey *in quos, tum consules designatos consules, idem illud senatus decreverat*, die Worte *in quos* durch *adversus quos*. Er meint nämlich, daß der Senat, um das Volk zu verführen, gegen seinen eigenen Orden decretirt habe. Aber der Senat hatte ja durch seinen Beschluss nichts besonders gegen die Consuln und designirten Consuln verordnet. Warum werden denn diese besonders genannt? Offenbar nur deswegen, weil sie auf Untersuchung der Gerichte antragen sollten. *In quos decreverat* kann also nichts anders heissen, als: *auf welche sich auch der Senatsbeschluss bezog*. Diese Bedeutung von *in* ist auch aus anderen Stellen, z. B. aus *de Offic.* 1, 8 erwiesen. Cluent. 67. 191 wird *mulieris modus* erklärt *quam diutissime continuata crudelitas*, da doch *modus* hier für *moderatio* steht, und man gar nicht begreift, was Hr. W. sich bey seiner Erklärung gedacht hat. Die historichen Einleitungen sind bey nahe zu dürftig, und den rhetorischen Analysen möchte man etwas mehr Deutlichkeit wünschen. Noch verdient die große Nachlässigkeit in der Correctur eine Rüge. Zwar ist ein ziemlich großes Verzeichniß von Druckfehlern und Verbesserungen angehängt; aber kaum der vierte Theil der wirklichen Druck- oder Nachlässigkeitsfehler mag bemerkt seyn. Nicht bloß gegen die Interpunction kommen grobe Verstöße vor, sondern ganze Sätze sind an einigen Orten ausgelassen, z. B. S. 47. 74. 83. und zuweilen in den Anmerkungen andere Lesarten für den Text gebilligt, als wir wirklich im Texte fanden. Aller gerügten Mängel ungeachtet, wird doch das angezeigte Werk Lehrern und Lernenden ein brauchbares Buch seyn.

F. C.

WIEN, b. Doll: *Cajus Sallustius Crispus*. Übersetzt von Friedrich Fröhlich. I Band. Sallusts Catilina und Ciceros catilinarische Reden. VIII u. 174 S. II Band. Sallusts Jugurtha und Abhandlungen über die Einrichtung der Republik. X u. 214 S. 1804. 8. (1 Thlr. 8 Gr.)

Auch unter dem Titel: *Bibliothek der römischen Historiker in neuen Übersetzungen*. I Band. C. C. Sallusts Werke. Erster und zweyter Theil.

Sonderbar genug äussert Hr. F. in der Vorrede (S. VI), daß die römischen Prosaiker gerade am wenigsten und schlechtesten übersetzt seyen, da wir doch bekanntlich von denselben die meisten und besten Dolmetschungen haben. Selbst von dem Sallust, dessen Ehre Hr. F. als Übersetzer gleichsam retten will, besitzen wir sehr gute Nachbildungen von Abbt, Hüb, Weinzierl, Meissner und Schlüter, mit welchen die gegenwärtige Übersetzung gewiß gar nicht verglichen werden kann. Am besten wird man das aus einer kurzen Probe einsehen können. Wir wählen dazu die bekannte Charakterschilderung des Catilina:

Weinzierl.

Lucius Catilina stammte von adelichem Geschlechte: Seele und Körper zeichneten sich bey ihm durch besondere Fähigkeit aus: aber sein Herz war böse und verderbt. Schon im Jugendkeime fand er an einheimischen Kriegen, an Morden, Rauben und bürgerlicher Zwietracht sein Vergnügen, und darin brachte er seine Jugend zu. Sein Körper war durch Hunger, Kälte und Wachen mehr abgehärtet, als man es glauben konnte. Sein Charakter war Kühheit, Tücke, Unbestand, ganz Heuchelei und Verstellung, Durst nach fremdem Gut, Verschwendung seines Eigenthums, Zügellosigkeit in Begierden, viel Wohlredenheit, wenig Weisheit. Sein thatenstrebender Geist rang immer nach grenzenlosen, unglaublichen und zu hohen Dingen.

Schlüter.

Lucius Catilina, von edler Abkunft, besaß große Geistes- und Leibesstärke, aber sein Sinn war böse und verderbt. Sowie er heranwuchs, waren heimlicher Krieg, Mord, Raub und Bürgerzwiespalt seine Lust, und diese die Übungen seines jugendlichen Alters. Sein Körper ertrug Hunger, Wachen und Kälte über allen Glauben. Er war kühn, tückischschlau, wandelbar, konnte sich stellen und verstellen zu allem, was gierig nach fremdem, verschwenderisch mit eigenem Gute, glüht in seinen Gelüsten, hatte Redfertigkeit genug, des wahren Verstandes wenig. Der wüste Geist strebte beständig nach unmöglichen, unglaublichen und überhohen Dingen.

Fröhlich.

Lucius Catilina, aus edlem Stamm entsprossen, hatte große Geistes- und Körperkraft, aber ein böses ruchloses Herz. Ihm waren von Jugend auf innerliche Kriege, Morde, Räubereyen, bürgerliche Zwiste erwünscht; da hatte der Jüngling sich gebildet. Sein Körper erduldet Hunger, Frost, Wachen über allen Glauben; sein Geist war verwegen, schlau, unstät, geübt jede Maske anzunehmen; lechzend nach fremdem Gute, das Seine vergeudend; kochend in seinen Lüsten, ziemlich berecht, wenig weise. Nach dem Unermesslichen. Unglaublichen, Unerträglichen schwindelte stets der Wüstling.

Keiner der erstgenannten Übersetzer hatte gleich Anfangs bey dem *nobili genere natus* zu dem hier unnöthigen Bilde des *Entsprießens* seine Zuflucht genommen, sondern sie waren mit Recht durchgehend bey dem eigentlichen und einfachen Ausdrucke geblieben. Nur Meissner erlaubt sich das *Entsprießens*, wußte aber den Tropus durch das damit verbundene Geschlecht zu mildern. Der Gegensatz der Knabenzeit und des Jünglingsalters, worin Catilina bloß auf Krieg, Mord und Raub dachte, geht in der neuesten Übersetzung ganz verloren; auch giebt das letzte: *daß hatte* — *gebildet*, nicht einmal einen richtigen Sinn. Es hatte heissen sollen: im Knabenalter waren innerlicher Krieg, Mord, Raub und Bürgerzwietracht seine

Luft und im Jünglingsalter seine Übung. Für *unstät* (*varius*) wäre wohl *wandelbar* gewählt und deutlicher gewesen. Auch das *geübt, jede Maske anzunehmen*, drückt das *cujuslibet rei simulator atque dissimulator* nur von einer Seite aus, abgesehen davon, daß die *Maske* selbst theils zu modern, theils unzureichend ist. Warum mußte das einfache und kunstlose *adpetens* durch *lechzend* verfinnlicht werden? Jede Übertragung ist durchaus fehlerhaft, wenn sie die Bilder setzt, wo die Urschrift keine hat. War etwa *gierig nach fremdem Gute* nichtkräftig genug? Und verdient es wohl Beyfall, wenn bey *ardens* Bild und Ausdruck verfehlt wird? Denn in *den Lüften kochen* anstatt *glühend seyn in den Lüften* ist offenbar gegen den deutschen Redebrauch. Ist ein Bild in der Sprache des Übersetzers gleich und stark genug, so darf dasselbe nicht verkauft werden. *Loquentia* in diesem Charakter ist gewiss nicht *beredt*, sondern vielmehr *geschwätzig, redfertig*. Schlüter daher am besten: er hatte *Redfertigkeit* genug, des *wahren Verstandes* nur wenig; indem es deutlich genug ist, daß hier *sapientia*, nicht *Weisheit*, sondern *Überlegung* seyn muß. Vorallem aber wird jedem, der beide Sprachen kennt, das eben so falsche, als unangenehme *Wüßling* auffallen. Der Deutsche bezeichnet dadurch einen Menschen, der eine wilde, unordentliche und ausschweifende Lebensart führt, der Lateiner hingegen durch *vastus animus* einen Charakter, der unklug im Streben und Handeln weder Maß noch Grenze kennt,

sondern unbefonnen überall die Schranken der Mäßigung überschreiten will. Sallust selbst ist hier sein bester Interpret. Sollte deswegen der *ungeheure Geist* nicht weit schicklicher und richtiger gewesen seyn? So wie jener Ausdruck ganz unpassend ist, so mag dies auch von dem *Überirdischen* (*nimis alta*) gelten. Dieses bedeutet etwas, das auf der Erde nicht mehr ist; allein das *Allzuhohe*, wodurch das Original so gut und richtig wiedergegeben worden wäre, kann gar wohl noch auf der Erde Statt finden.

Wir könnten noch viele andere Beyspiele liefern, aus welchen Undeutschheit, ein anderer Sinn in der Copie als im Original, unschickliche Wahl des Ausdrucks, Undeutlichkeit u. f. w. sichtbar hervorgehen. Dahin gehören gleich aus den ersten Kapiteln z. B. das *Leben dahingehen* (*vitam transire*); *Talente des Körpers* (*opes virium*); der *Ruhm ist gebrechlich* (*fragilis*); *Geistesgröße* (*virtus clara habetur*); das *Leben durchbringen* (*vitam agitare*); den *Ruhm in einer würdigen Kunst suchen* (*artis bonae famam quaerere*); f. in edeln Kenntnissen suchen, vgl. Korte zu d. St.; in der *Stille* (*silentio*) das *Leben genießen* (*vita frui*); viele *Sterbliche verleben dumm und roh*, *Wanderer gleich*, ihr *Daseyn* (*multi mortales — indocti inculti — que sicuti peregrinantes transigere*) für viele *Sterbliche gehen ohne Unterweisung und Bildung wie Reisende durchs Leben*; deren *Leben und Tod gelten mir gleich viel* (*eorum vitam mortemque juxta aestumo*) f. bey solchen halte ich Tod und Leben für einerley. ZQ.

KURZE ANZEIGEN.

AUSLÄNDISCHE SPRACHKÜNDE. - Berlin, b. Litfas: *Anweisung die englische Sprache auf die leichteste und kürzeste Art zu erlernen*. Nebst einer hinlänglichen Sammlung von Wörtern und Redensarten und den vorzüglichsten Regeln der Grammatik. Herausgegeben von einem Engländer. 1806. VIII u. 96 S. 8. (8 Gr.). Man erhält in diesem Büchlein nichts weiter, als ein Vocabulary in drey Spalten: von denen die erste und letzte die der Mittheilung würdig geachteten englischen Wörter nebst der Bedeutung derselben aufstellen, die mittlere aber uns ihre Aussprache bekannt machen soll, und dann einige angehängte grammatikalische Regeln, die jedoch nur eine Nebensache, und das Werk eines späteren Entschlusses und Übereinkommens mit dem Verleger sind. An das erste müssen wir uns also, als an die Quintessenz des Büchelchens, halten. Allein wenn wir nur auf die Bezeichnung der Aussprache sehen wollen, wie kläglich ist diese ausgefallen! — *Mesjurs of Lengt*; — *ae Tschirmen*; — *ae Ruac*, *ae debosche*; — *kansakraecht*; — *karrohd*; — *aencoter*! — Wer vermag es wohl, hieraus die englischen Laute zu errathen, welche dadurch ausgedrückt werden sollen? — Und so soll der Anfänger ohne alle weitere Anweisung die Aussprache des Englischen erlernen? Wer könnte wohl zu diesem Glauben sich bereden lassen!

Rw.

KINDERSCHRIFTEN. Wien, Triest und Baden, b. Geislinger: *Die frohen Kinder, oder Erzählungen und Bilder aus der Kinderwelt* von Jacob Glatz. 1806. 132 S. in Querfolio. (2 Thlr. 12 Gr.).

Auch unter dem französischen Titel: *Les enfans joyeux, ou Historiettes et Figures du monde des enfans*. D'après l'Allemand de J. Glatz par Monsieur l'Abbé Libert.

Hr. G., der schon eine große Anzahl von Kinderschriften in die Welt schickte, zeigt sich in der gegenwärtigen wenigstens als keinen Kunstkenner, wenn er über die hier gelieferten

6 Kupfer folgendes Urtheil fällt: „Die im englischen Geschmacke bearbeiteten Kupfer, die hier geliefert werden, sind so nett und freundlich, daß ich mich nicht enthalten konnte, sie mit einigen einfachen, leichten Erzählungen zu begleiten, und sie auf diese Weise in die Hände der deutschen und französischen Jugend zu bringen. Ich kenne unter den Bildern, welche diese bis jetzt erhalten hat, fast keine, die in einem so heiteren, wahrhaft kindlichen Geiste gedacht, und so glücklich ausgeführt wären, als diese, von denen sich daher erwarten läßt, man werde sie mit Wohlgefallen und Beyfall aufnehmen. Wenigstens werden die Blicke und das Herz desjenigen auf ihnen gerne weilen (?), der mit der Kinderwelt vertraut ist.“ Rec. würde, ohne diese Vorrede, die Kupfer für *mittelmäßig* erklärt haben; jetzt, da der Maßstab mit solcher Präntion gegeben ist, muß er sie *schlecht* nennen. Drapperie und Illumination sind noch leidlich; aber die Symmetrie der Figuren ist ganz vernachlässigt, und die Gesichter sind zum Theil wahre Karikaturen. Man sehe nur Taf. 1: *Die drey Freunde*, wo die Überschrift richtiger: die plumpen und schielenden Knaben, heißen sollte. Auch in No. 2. ist *blaf* der Hund erträglich, ob er gleich wahre Elephanten - *Füße* hat. No. 4 und 5 bieten abscheuliche Fratzen dar.

Die Erzählungen sind besser; doch machen die ausführlichen Beschreibungen der Spiele Kindern von einiger Lebhaftigkeit etwas Langeweile. Die Übersetzung läßt sich gut lesen; nur ist sie zu umschreibend. S. 74: „Sie sey es! Sie sey es! Luise sey Königin! riefen alle, und klatschten frohlockend in die Hände; *Qu'elle le soit! qu'elle le soit! vive notre Reine Louise! secrierent tous les eleves en temoignant leur satisfaction par des battemens de main redoubles.*“ S. 79: „Gustav, sprach eines Tages der Vater, die Leute wollen, daß du immer einen Huth tragest. Willst du das? *Un jour Monsieur de Louisenfeld oppelle Gustave et lui dit, mon fils; on veut, que je te fasse porter un chapeau. Cela te fera-t-il plaisir?*“ Druck und Papier sind vorzüglich. — Z —

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 14 DECEMBER 1807.

GESCHICHTE.

MÜNCHEN, b. Lindauer: *Geschichte Maximilians I* (Herzogs von Bayern) und seiner Zeit. Pragmatisch aus den Hauptquellen bearbeitet von Peter Philipp Wolf. 1807. I Band, mit Maximilians Bildnisse. XIV u. 308 S. II Band, mit Herwarts (Dr., geheimen Raths, und obersten, darauf landschaftlichen, Kanzlers) Bildnisse. 664 S. 8. (5 Thlr. 12 Gr.)

Die niederschlagendste Periode in der Geschichte der Deutschen ist die Zeit von den ersten, durch die Reformation verursachten, Bewegungen, bis zum Ende des 30jährigen Krieges. Ein gediegenes, männliches Volk, unter so häufigen Trennungen, Zerrüttungen, Demüthigungen aufgewachsen, durch die Schule so vielfacher Leiden gegangen, nach den beharrlichsten Anstrengungen endlich zum Besitze äußerer Ruhe, nachdrücklicher Rechtspflege, intellectuel-ler und moralischer Schätze, gelangt, zu der Hoffnung berechtigt, die Früchte so langer Arbeiten zu genießen, wird auf neue Weise, und heftiger als jemals, mit sich entzweyt. Beide Parteyen, von Leidenschaft fortgerissen, sind gleich entfernt von wahrhafter Aufklärung, gleich intolerant, gleich erbitzt für fremdartige, an die Sache der Religion geknüpfte Plane des Eigennutzes, der Herrschsucht, gleich un-menschlich in Verfolgung der vereinten Interessen. Schrecklich, wenn der eindringende Feind dem Überwundenen hohnsprechend vorrückt, nach einer anderen Verfassung zu leben; schrecklicher, wenn er ihm zum Verbrechen macht, nach einer anderen Religion zu leben. Was in unseren Tagen Manche befürchten, die ohne Vertrauen sind zu dem hohen Genius unseres Volks: Rückgang der Cultur; das hätten mit stärkerem Anschein die unglücklichen Zeugen der Religionskriege beforgen können, wäre der Deutsche fähig, das schwererrungene Kleinod untergehen zu lassen. Jahrhunderte waren vergangen unter Kämpfen gegen die anmaßliche römische Machtvollkommenheit; die schimpflichsten Niederlagen hatten Deutschland in erzwungener Unterwürfigkeit gehalten; und als, auf das Zeichen eines muthigen Mannes, der Norden dieses Reichs dem geistlichen Geieter den Gehorsam aufkündigte, verfocht der größere Theil des Südens die alte Unterthänigkeit, härteste das Schwerdt gegen die nach Freyheit strebenden Mitbürger. Die Ausföhnungen zu Passau und Ugsburg waren nicht herzlich; der unnatürliche Haß

S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

der katholischen Deutschen gegen die protestantischen hielt beide Parteyen gerüstet. Einheit der Kirche: dieser Vorstellung, herrschend seit Jahrhunderten, konnten sich die Gegner des neuen Systems nicht ent-wöhnen. Seele ihres Bundes war ein Fürst Deutsch-lands, von einem räthselhaften, consequenten Schick-sal dazu ausersehen: Maximilian I von Bayern. Eine strenge, pedantische Erziehung, unter dem vorzüg-lichen Einflusse jener berücktigten Gesellschaft, die mit dem Namen des Religionsstifters den Mangel sei-nes heiligen Sinnes zu beschönigen meinte, hatte in seinem Gemüthe, neben einigen sehr achtungswer-then Eigenschaften, auch solche einheimisch gemacht, welche Abneigung einflößen. Denn es waltet in un-serem Innersten ein Ideal des Menschen-Adels, des Unbedingt-verehrungswürdigen, das Männern, wenn auch groß durch Talente und Muth, die innige Hul-digung der Seelen ver sagt, wenn ihr Wirken nicht der Ahnung des Göttlichen entspricht: wenn sie, gleich der Sonne an hellen Wintertagen, die nur leuchtet über trauernden Gefilden, nicht wärmt, nicht befruchtet, den Zeitgenossen, der Nachwelt, nur Erstaunen abzwängen; nicht wohlthun. Mit Einem Denkmale der Volksbeglückung hat Maximilian sein Daseyn bezeichnet: er hat das Landrecht und die Ge-richtsordnung Bayerns den Zeitbedürfnissen ange-messen einrichten lassen. Seltener gebt der kalte, stets rechnende, Egoist, aus liberaler Erziehung her-vor; häufiger aus despotisch-pedantischer. Nicht ächt-religiös, und dadurch liebenswürdig, wie der Vater, bloß schulgerecht-bigott, ohne Innigkeit und Wärme, getrieben von dem unseligen Geiste der Herrschsucht, dem Geiste seiner Erzieher und Lieb-linge, widmete Maximilian die Regierungszeit eines halben Jahrhunderts meistens der Aufgabe, nach den Grundsätzen des Islam eine Zahl von Gevierte-meilen zu erobern, um den katholischen Cultus ge-waltam wieder einzuführen. Strenge Planmäßig-keit, fester Wille, kluge Benützung der Umstände, Gleichgültigkeit gegen das Urtheil der Edeln bey der Wahl mancher Mittel; und gegenüber nicht wenige Übereilungen, Inconsequenzen, Entzweyungen der protestantischen Coalition: wie hätte Maximilian den Plan seines Lebens ganz verfehlen können! Systematisch machte er den Anfang mit Vermehrung der öf-fentlichen Einkünfte. Die Bedenklichkeiten der Land-stände wies er in einem heroischen Tone zurück, wie ihn noch kein bayrischer Fürst gewagt hatte. Justi-nian seines Volks in der Verbesserung des Privatrechts, war er diess auch in der staatsrechtlichen Beeinträch-

R r r

ung einiger bürgerlichen Gewerbe, die er, ungeachtet des heftigen Widerspruchs der Stände, zu fürstlichen Monopolen erklärte (Salzwesen, Weissbierbrauereyen). Unwürdig war manche beträchtliche, neu eröffnete Quelle der Staats-Einkünfte, von denen ein Schatz gesammelt wurde (Geldbussen von Ehebrechern, Mördern und anderen Verbrechern); unwürdig war ihre Bestimmung. Die Vermehrung und Verbesserung des Militärs war die zweyte, geheimgehaltene Vorrichtung zu Maximilians zelotisch-politischem Plane. Wenn der Unterthan bey diesen Reformen über Bedrückungen klagte, ward ihm das Schreckbild des Türken, des Erbfeindes der Christenheit, vorgehalten. Die Besetzung Donauwörth's, die schlaue Behauptung der unglücklichen Stadt, war das rührende Vorspiel. Das große, verwickelte, schreckliche Drama des dreißigjährigen Krieges begann; immer sich treu führte Maximilian eine wesentliche Rolle durch. Die Frucht der Anstrengungen, Sorgen eines halben Menschenlebens waren die Kurfürstwürde, und eine mächtige Provinz (Oberpfalz), der Rudolfschen Linie seines Hauses entrisen. Drey Jahre überlebte der Greis die Vollendung dessen, wozu der Jüngling den Grund gelegt hatte.

Ein großes, tragisches Thema, werth einer geistvollen, streng gehaltenen Ausführung. Dafs der Vf. der gegenwärtigen Schrift dieser Arbeit gewachsen wäre, hat er in mehreren Stellen gezeigt. Überall, wo er selbst spricht, erscheint er als aufgeklärter, mit der Geschichte vertrauter, im Vortrage geübter Mann, und, was rühmliche Erwähnung verdient, als ein für Moralität erwärmter Schriftsteller. Freunde der historischen Kunst werden daher bedauern, dafs er jene Arbeit in dem vorliegenden Werke nicht liefert, abgehalten sowohl durch den unrecht gefassten Plan, als durch eine sonderbare Vorstellung. Die Grundanlage des Werks, das Unternehmen, zugleich die Geschichte Maximilians, und die seiner Zeit, auszuführen, hinderte schlechterdings, ein Ganzes von Einheit, Haltung und Ebenmafs zu Stande zu bringen. Wie läfst sich, etwas so Besonderes mit etwas so Allgemeinem dergestalt verarbeiten, dafs ein Verhältnifs unter den Theilen, besteht? Auch ist beides hier nicht im Geringsten in einander verwebt, sondern ohne Verbindung synchronistisch-universalhistorisch neben einander gestellt; besonders im zweyten Bande, wo der Vf. erst durch ganz Europa streift, und bey manchen fürstlichen Personen, als bey Philipp II., Heinrich IV., Elisabeth, sich in genaue Details einlässt, bis er auf Deutschland, und endlich, S. 198 auf den eigentlichen Helden zurückkommt. Bey anders gefasstem Plane würden, von allen, in der ersten Hälfte des zweyten Bandes vorkommenden Materialien, blofs die als wesentlich erscheinen, welche die Unruhen in Donauwörth betreffen. Das zweyte Hindernifs eines historischen Kunstwerks (wozu sich Maximilians Geschichte vorzüglich eignet), ebenfalls von dem Vf. verschuldet, gar nicht in der Natur des zu verarbeitenden Stoffs gegründet, war die sonderbare Vorstellung von histo-

rischer Treue: Vorrede des ersten Bandes, S. XII. XIII: „um der Gefahr oder der Versuchung zu entgehen, durch Raisonnement oder eigene Ansichten den Leser zu täuschen, oder die historische Treue zu verletzen, behält der Vf., so oft es sich thun lässt, die Wendungen und den Ausdruck bey, wie er diesen und jene in den Original-Urkunden findet; — liefert aus den Berichten und Gutachten, der Minister und Räte hin und wieder grössere Auszüge, als es die historische Kunst zu erlauben scheint.“ *Hume, Gibbon, Müller*, haben gezeigt, dafs historische Wahrheit, der Sache nach, zu vereinigen sey mit einer Darstellung, die durchaus einen Charakter behauptet; dafs dergewandte historische Künstler die Facta dem Wesen nach unverändert vorstellen könne, ohne sich durch Aufnahme der Urkunden und Acten zum Compositionsstyl herabzuwürdigen. Die eigenen Worte der Urkunden selbst, und zwar im Texte, anzuführen, ist blofs bey der kritischen Geschichtschreibung nothwendig, wo es oft auf die Stellung der Worte unmittelbar selbst ankommt. Freylich würde man, um das rein Historische zu retten, auf alle Kunstbearbeitung verzichten, wenn unter der bildenden Hand des Historikers die Facta so starke Veränderungen leiden müssen, wie hier B. I. S. 102 ein Beyspiel vorkommt: Originalworte in der Note: „*Philippus et Ferdinandus, Maximiliani fratres, Roma cum ingenti thesauro reliquiarum Monachium redierunt*.“ Bearbeitung im Texte: „die Prinzen erhielten vom Pabste so viele Reliquien, dafs sie mit denselben mehrere Frachtwagen belasten konnten.“ Eben so würde man der Methode unseres Vfs., die Urkunden selbst in den Text aufzunehmen, und sie durch Zwischen-Erzählungen zu verbinden, unbedingt den Vorzug einräumen, wenn die Kunstbearbeitung nach der Vorstellung geschehen müßte, die der Herzog Wilhelm, Vater Maximilians, von Geschichtschreibung hatte. Unter den Vorschlägen einer, zur Reform des Finanzwesens niedergesetzten Commission, befand sich dieser: „die Beschreibung der bayerischen Geschichte, wofür Marx Welfer jährlich drey hundert Gulden zu beziehen hatte, könnte eingekauft werden.“ Hierauf erwiederte der Herzog eigenhändig: „was die bayerische Geschichte betrifft, ist vor allen Dingen dahin zu sehen, ob sie mehr zu unserem Ruhm und Aufnahm, als zur Verkleinerung und anderen Inconvenienzen dienen und nützen werde. Und da liegt es halt alles an dem, der sie macht, und wie er affectionirt sey. Das alles werden die Räte zu bedenken wissen, und auf den Fall, dafs es für uns ausschlagen sollte, vermeine ich, dafs die dreyhundert Gulden, die jährlich darauf gehn, wohl zugelegt seyn werden.“ B. I. S. 200, 201.

Es wäre ein bedeutender Gewinn für die historische Literatur Deutschlands gewesen, wenn der Vf. die vielen Acten, an sich alle von Wichtigkeit, als Beylagen geliefert, und eine bündige Erzählung daraus entworfen hätte, mit der Wahrheitsliebe und Unparteylichkeit, von der er in Darstellung seines Helden rühmliche Proben gegeben hat. (z. B. II. S. 353; 391. 611.) Unmöglich kann der unerträglich weitgeschweifte Kanzenylül der unverändert dem

te einverleibten Acten einem Leser gefallen, z. B. „verwaiste Pupillen und unmündige Kinder; — zu ihrem eigenen Privatnutzen, Vortheil, Aufnahm und Bereicherung“ (I. 116. 126); — die Stelle B. II. S. 634 ff., die vielen eingeschalteten Briefe, Berichte, Gutachten, Vota, Instructionen, Decrete, sind gar zu langweilig. Zu den eingerückten Originalstellen, die im Lesen zu sehr aufhalten, rechnen wir besonders folgende: I. 53 — 86. Väterliche Instruction für Maximilians Erzieher, nebst dem Gutachten eines ungenannten Prälaten, vermuthlich des Probstes zu Alten-Öttingen, *Minuccius a Minucci* (letzteres übrigens interessant wegen der pädagogischen Einsichten des Conciplenten); — 189 — 213. Gutachten einer Commission zur Untersuchung des Finanzzustandes, nebst der Erwiderung des Herzogs; 226 — 237. landesherrliche Proposition auf dem Landtage zu München im J. 1603; II. 139 — 147. Instruction für die salzburgischen Gesandten auf dem Reichstage zu Regensburg 1597; — S. 152 — 157. Reichsschluss dieses Reichstags; — 292 — 307. Erklärung der protestantischen Stände, Gegen-Erklärung der katholischen; — 317 — 329. Eingabe der Protestanten, an den kaiserlichen Hofabgesandten; 355 — 371. Schrift der Protestanten an den Kaiser; — 445 — 457. Unionsurkunde der katholischen Stände; 459 — 478. Instruction für einen, in dieser Angelegenheit abgeordneten, bayerischen Gesandten; — 477 — 487. Instruction für einen, von den geistlichen Kurfürsten nach Rom geschickten, Deputirten; — 634 — 648. Schriftwechsel der protestantischen Union mit Maximilian.

Wenn der Vf. eine pragmatische Geschichte ver spricht, aber das Feine der Composition, der pragmatischen Kunst, zuweilen vernachlässigt: so erklären wir uns dies aus der oben angeführten zu weit gehenden Ängstlichkeit in Ansehung der historischen Treue. Dies ist besonders der Fall in der Zeichnung der Personen. Gelegentlich hingeworfen, wohl gar in den Noten als vermeintliche Nebensachen beygebracht, sind manche charakteristische Umstände, Züge, Notizen, die, zusammengehalten, auf einander berechnet, von trefflicher Wirkung seyn müßten. Das Beyspiel von den jugendlichen Neigungen, Interessen, Äußerungen, Stimmungen des Helden sey hinreichend. Ohne historische Ökonomie, un verarbeitet durch pragmatische Kunst, kommen folgende Umstände entweder im Texte vor, oder vereinzelt und gelegentlich in den Noten: Maximilians Interesse an der Cyropädie; seine Auszüge daraus, besonders die Sammlung solcher Stellen, die für Regenten von Wichtigkeit sind. (Das Original befindet sich auf der königlichen Hofbibliothek zu München, unter den lateinischen Handschriften. Zu verwundern ist es, daß unser Vf., der aus so vielen Originalschriften von geringem Belang weitläufige Auszüge der Mittheilung werth findet, aus diesem Handbuche Maximilians keine Beyspiele anführt, welche Stellen der Cyropädie excerpirt sind; also vorzüglichem Eindruck gemacht haben müssen, da dies zur Beurtheilung der Gelinnungen des Prinzen nicht gleichgültig ist.) Ferner die Lieb-

haberey an der Jagd; die frühe Neigung zum Kriegswesen, die Stelle aus einem Briefe Maximilians an seinen Vater, worin er sich über Claudius Aquaviva, General der Jesuiten, so äußert: „Ich kann ihn nicht genug loben, man muß in ihn verliebt werden, wenn man ihn, so zu sagen, nur anschaut“; die Stelle aus einem Briefe an seine Mutter: „Gestern habe ich mit großer Freude verstanden, daß der König aus Frankreich umgebracht sey. Wenn solches wahr wäre, hätte ich mich dessen noch höher zu erfreuen;“ endlich Stellen aus einem Briefe des Vaters an Maximilian: „Im Falle du so übel disponirt bist, möchten vielleicht zwei Ursachen daran Schuld seyn. Erstlich Melancholie und Kummer, und dann Unordnung im Essen, Trinken und anderen Excessen, es sey bey Tage oder bey Nacht. — Du sollst dich diese Sachen, die, wie ich leicht ermessen kann, hauptsächlich den Zustand unseres Kammerwesens betreffen mögen, so hoch nicht zu Gemüthe ziehen. — Was die Unordnung im Essen und Trinken betrifft, habe ich selbst, wie mich dünkt, solches wahrgenommen. — Geht sonst auch was anderes vor, *circa actus et excessus nocturnos*, oder daß etwa dein Schaden sich auch noch rührt, so hast du solches fleißig in Acht zu nehmen.“ (I. 91 — 107.) — Wenn des Vfs. Eifer für Geschichtschreibung eben so rege ist, wie der unfrige, aus dem diese Bemerkungen geflossen sind: so schmeicheln wir uns, daß er auf dieselben bey den folgenden Bänden einige Rücksicht nehmen, und die Materialien, um ein Kunstwerk zu hinterlassen, mehr zusammenziehen, mehr verarbeiten werde, er, am meisten zu dieser Arbeit geeignet, als Sachkundiger, der, bey erprobter Gewandtheit im Vortrage, am meisten vom Detail der Begebenheiten durchdrungen ist. Auf diesen Fall erlauben wir uns die Bitte, strenger über sich zu wachen in Betreff der Übertreibungen (wie II. 1); der Provinzialismen, der Participialconstruction (letztere ist mehrmals verfehlt, z. B. I. 7. 8. 99). Noch gelegentlicher ist der Wunsch, daß der Vf., meistens unbefangen, hellsehend, anerkannte Rechte und deren Zurückfoderung niemals durch zweydeutige Einkleidung verdächtig mache. Es gehört zu dem hohen Berufe des historischen Schriftstellers, die Gerechtigkeit der Völker zu bewahren. Wo er nicht reden darf, wie er soll, muß er schweigen. Der Geschichtschreiber Maximilians lebt unter einem Gestirn, das leuchtet und wärmt, unter einer Regierung, die, wahrer Fürstengröße Vorbild, in künftigen Geschlechtern große Schuldner zurücklassen wird. — Bald nach dem Regierungsantritte Maximilians meldeten sich verschiedene Personen mit Schuldforderungen an den Hof. „Solche Gläubiger trugen durch ihr Geschrey am meisten dazu bey, daß die Regierung Ansehen und Credit verlor. Manche bedeutende Gläubiger wurden durch solches Geschrey sogar veranlaßt, ihre, dem Herzoge vorgestreckten, Capitalien aufzukündigen. Maximilian liefs es sich gleich in den ersten Jahren seiner Regierung hoch angelegen seyn, solche gefährliche Schreyer zum Schweigen zu bringen (durch Bezahlung)“ I. 220. — Der Kürze wegen übergehen wir die Fälle, wo der

VI. die kaiserliche Parthei gegen die Stände ergreift, offenbar aber, verfassungsmäßig, das Recht auf Seiten der Landschaft war, eines Instituts, das in ganz Deutschland zu den wesentlichsten und wohlthätigsten Theilen der Territorialverfassung gehört, mit dessen Untergange Manches dahin seyn wird, worauf der Deutsche stolz seyn dürfte.

W. A. L. Z. Als bloße diplomatische Geschichte, ist die Schrift. Gesezt aber, sie wurde sich schon dadurch der um die deutsche Geschichte schatz von anderthalb tausend Acten und Urkunden, größtenteils des sechzehnten Jahrhunderts, aus dem er eben so vielmithalten angefangen hat. Bayerische Geschichte, wenn wie von Krenner, Festsmaier, öffentlichen Archiven haben. r die süd-deutsche Geschichte zu erwarten. Mannichfach erhaltend, größtenteils noch unbekannt, ist der Inhalt dieser zwey ersten Bände, in denen die Geschichten unter Maximilian bis zum Jahr 1610 fortgeführt sind. Ausser der Jugendgeschichte dieses Prinzen, und einigen, in diese Zeit fallenden, öffentlichen Angelegenheiten, füllen den ersten Band die Re-

formen im Justiz- und Polizey-Wesen, und die harten Militär- und Finanz-Einrichtungen, womit der junge Fürst die Regierung beginnt. Hauptinhalt des zweyten Bandes sind Parteyfachen der Protestanten und Katholiken, Conföderationen derselben, das Unglück der Stadt Donauwörth, die empörende Art, wie Maximilian zum Besitze derselben gelangt, das rastlose Treiben des Helden, um gegen die Protestanten losbrechen zu können; sein harter Zeloteninn, sein Streben nach Erweiterung der Herrschaft: jener unterhalten von den Jesuiten, dieses die Ursache des Anschlusses an den kaiserl. Hof. Wie sehr Maximilian die jesuitische Moral sich zu eigen gemacht, wie geschickter sie in den Verhandlungen angewandt habe, erhellt aus einer Stelle B. II. S. 663. Mit großer Anstrengung hatte er eine Union der katholischen Fürsten zu Stande gebracht. Gerade zu der Zeit, als die Verbündeten erwarteten, er werde, als Bundesoberster, den Feldzug gegen die Protestanten eröffnen, schloß er einen Vergleich mit den Gaguern. Unter neunzehn Entschuldigungen, die er seinen Alliierten einsandte, war diese: „es sey die allgemeine Meinung der Theologen, daß man, ohne das Gewissen zu verletzen, keinen Angriffskrieg anfangen soll, (wie diesfalls von Seiten der Katholischen nothwendig hätte geschehen müssen), man wäre denn zuvor moralisch des Sieges vergewißt und versichert.“

NN.

KURZE ANZEIGEN.

GESCHICHTS. Berlin, b. Maurer: *Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen Louis Ferdinand von Preussen* (.) mit Hinsicht auf das Charaktergemälde desselben in den verrathenen Briefen über das innere Verhältniß am preussischen Hofe u. s. w. 1807. Ohne die Vorr. 100 S. 8. (10 Gr.) In der weisshewigen panegyrischen Brüh, in welcher der Vf. nur immer mit sich selbst, und seinen Ansichten und Urtheilen beschäftigt ist, und gegen den Herausg. der *vertrauten Briefe*, den er nicht verstanden zu haben scheint, Lansen bricht, schwimmen einige spärliche Anekdoten, die aber durchgängig unbedeutend, selten charakteristisch, und zum Theil nicht einmal wahr sind. Spaschast ist es zu lesen, wie bey einem Besuche des Prinzen Louis an einem ziemlich kenntlich gemachten deutschen Hofe, auf der Reise von Carlsbad nach Berlin, ein „sehr geachteter Prinz“ (S. 75 ff.) den Auftrag übernimmt, ihn auszuforschen: „Wie er sich hier gefalle?“ und von ihm die bedeutende Antwort erhält: „daß die an jenem Hofe herrschende Mode der Coeffuren und des Kleider Schmuck sehr drückend für ihn sey;“ — wie einst nach aufgehobener Tafel der Regent selbst mit ihm eine Unterhaltung über die gewaschenen Speisen anfangt, wobey Louis sich beschwert, daß man von dem sehr guten Weine ihm zu wenig eingeschenkt habe, und nur durch eine frische Flasche, die er mit noch zwey anderen Personen ausleert, wieder verfehlt wird. Wem fallen dabey nicht das gütgemeinen Fragen: Nun, wie gefällt es Ihnen denn bey uns? und: Wie hat es Ihnen denn geschmeckt? ein! Wer Hofanekdoten erzählen will, sollte doch den Ton der Hofe etwas besser kennen.

Die angehängte Beschreibung des Gesichts von Saefeld ist vom Anfang bis zum Ende unrichtig; der Vf. weiß nicht einmal, was für Truppen der Prinz anführte. Überhaupt findet man in dem ganzen Buche so wenig auch nur die entfernteste Spur von der hohen, genialischen und kräftigen Natur, als in der Karrikatur, welche dem Titelblatt zur Vignette dient, einen Zug von der männlich schönen Bildung des Helden. Kf.

SCHÖNE KÜNSTE. Altona, b. Petersen: *Miss Glamour, oder die gefährlichen Männer.* Nach dem Englischen, mit Kupfern. 1803. Zwey Bände. 198 u. 191 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.) Die Lecture des Buchs (sagt der im *plurali majestatico* von

sich sprechende Übersetzer, in der kurzen Vorrede) wecket eine Schilderung der Sitten und des Tons in den vornehmsten Cirkeln von London enthält, hat uns Unterhaltung gewährt. Der einfache Gang der Geschichte, der gedankenreiche Vortrag, die Menge feiner, aus der Tiefe des menschlichen Herzens geschöpfter Bemerkungen in demselben, bestimmen uns, diese nahrhafte und gesunde Speise der deutschen Lesewelt anzubieten, um auch unserer Seite die faden Leckereyen unserer Mode-Romane verdrängen zu helfen. Wenigstens glauben wir, daß denkende Leser es nicht ohne Befriedigung, und junge Leute beiderley Geschlechts, die im Begriff sind, in die große Welt zu treten, nicht ohne Nutzen aus der Hand legen werden.“ Rec. glaube beides nicht; er halt das Buch für nichts weiter, als für einen Roman, (wie alle mittelmäßigen Romane sind) der weder verderben, noch bessern wird. Ihn nicht gelesen zu haben, ist am Ende so viel, als ihn gelesen haben. Das Titelkupfer (mehr Kupfer fand Rec. bey seinem Exemplare nicht) ist rechts und links mit einander verwirrt, und die Stelle an das linke Bein gemacht, die an das rechte gehörte. Auf den Vortrag ist entweder im Original oder in der Übersetzung nicht der gehörige Fleiß verwendet. Z. B. Th. I. S. 163. „Mein Vater konnte sie nicht sehen; und freylich schlummert das gesunde Urtheil, wenn die Zärtlichkeit gar zu schwach ist, und sich durch einen blinden Lärm in Furcht setzen läßt.“ Aus der interessanten Abhandlung über die Thiere, die das 10 Kap. des 2 Bandes füllt, stehe nur die Bemerkung noch hier, daß sich die Weiber alle gern verführen lassen, nur aber keine Gewalt nicht leiden können. Diese Bemerkung wird nicht ohne Nutzen für das männliche Geschlecht seyn, das im Begriff ist, in die große Welt zu treten. F. M.

MATHEMATIK. Schleswig, b. Röhl: *Mathematisches Rechenbuch für die Jugend der Herzogthümer Schleswig und Holstein.* Zum Gebrauch in Stadt- und Landschulen, wie auch bey Privatunterrichte, abgefaßt von J. Bendixen. II Abth. für die mittlere Jugend. 1804. I u. 336 S. 8. (6 gr.) Eine Fortsetzung von dem in No. 249 unserer J. A. L. Z. 1803 angezeigten Rechenbuche, welche ebenfalls nichts weiter als bloße Beyspiele zur Rechenrechnung und Regel dret enthält, ohne alle Vorschriften, nach welchen die verlangten Resultate gefunden werden können. B. F.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 15 DECEMBER, 1807.

KRIEGSWISSENSCHAFTEN.

GÖTTINGEN, b. Dankwerts: *Handbuch der Verfertigung des groben Geschützes. Für diejenigen, welche sich eine allgemeine Kenntniss derselben zu erwerben suchen.* Von W. Müller, Officier der kurhannöverschen Cavallerie und Docent der Kriegs- und mathematischen Wissenschaften zu Göttingen. Mit 5 Kupfert. 1807. 238 S. 8. (3 Rthlr.)

Mit Recht bemerkt der Vf. in der Vorrede: daß ein praktisches Werk über die Stückgießerey noch ganz fehle, weil sich dieser Gegenstand in den Werken über die Geschützkunst zerstreuet findet, und gewöhnlich nur gleichsam im Vorbeygehen abgehandelt wird. Anstatt die neuen Entdeckungen der Chemie und Metallurgie zu benutzen, beschäftigt man sich mehr mit Bestimmung der Länge und Schwere der Geschütze, insofern sie wegen der Wirkung derselben, und wegen des Transportes für den Artilleristen wichtig sind. Das vorliegende Werk war daher Referenten eine angenehme Erscheinung, weil er bey der Ausführlichkeit desselben eine vollständige Darstellung der Formerey und Gießerey des Geschützes erwartete. Allein, um diese Erwartung zu erfüllen, hätte der Verf. mehr mit seinem Gegenstande vertraut seyn, hätte er bey Benutzung der schon vorhandenen Schriften Anderer genauer und fleissiger zu Werke gehen müssen. Nach einer kurzen Geschichte der Erfindung des groben Geschützes, berührt der Vf. die dazu anwendbaren Metalle nur kurz, um alsdann von S. 10 — 105 einen vollständigen Auszug aus *Tiemanns Eisenhüttenkunde* zu liefern, einem Werke, dem man, nicht mit Unrecht, noch bedeutende Mängel vorwirft, und dessen Sinn hier oft auf eine sonderbare Weise entstellt wird. Zum Beweis wollen wir nur ein paar Stellen vergleichen:

Müller S. 25.

Tiemann S. 131.

Das Probekorn muß, wenn es gar seyn soll:

1) Auf der Oberfläche schwarz und abfärbend,

2) zähe und dehnbar seyn.

3) Im Bruche muß es ein starkes gleichartiges, und ein graues glänzendes Korn zeigen.

Sollte das Korn nicht gar seyn, so ist es

1) von schwärzlicher Farbe, und wenig abfärbend,

2) spröde und dehnbar (?)

3) hat es einen ungleichartigen matten Bruch.

Gaars Roheisen zeichnet sich durch folgendes aus:

1) ist es auf seiner Oberfläche schwarz und abfärbend,

2) zähe und dehnbar,

3) zeigt es im Bruche ein starkes, gleiches und graues Korn.

Nicht völlig gaars Roheisen:

1) ist von schwärzlicher Farbe und wenig abfärbend,

2) spröde und undehnbar,

3) von einem ungleichen und matten Bruch.

S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

Ferner S. 75.

S. 517.

1) Kalkarten erfordern, wenn sie rein sind, kein starkes Rösten, weil man dann nur das Krystallisationswasser vertreiben muß. Wenn sie Kohlensäure oder Schwefelsäure enthalten, oder mit andern Bergarten vermengt sind: so müssen sie eine allmählich verstärkte, nicht zu starke, Hitze haben, besonders bey der Schwefelsäure, weil dann oft viel Krystallisationswasser obwaltet. Hierher gehören unter anderen die Stahlsteinerze.

2) Thonarten erfordern eine allmählich verstärkte Hitze, besonders wenn sie Schwefelsäure enthalten. Sollen sie hart brennen, so löschet man sie in dem Roß mit Wasser.

Kieselarten erfordern, besonders wenn sie Schwefelsäure enthalten, ein langames, nicht zu kurzes Rösten. Man setzet dann auch wohl Kalk, wegen seiner starken Attraction zur Schwefelsäure hinzu. Dieser darf jedoch nachher nicht als Fluß gebraucht werden. Alle leichtflüssigen Eisensteinarten werden nicht geröstet, weil sie schon genug verwittern, und sich im Feuer leicht verglasen. u. s. w.

Alle thonartigen Eisensteine werden durch das Rösten nur im geringen Grade mürbe. Da sie indessen häufig Schwefelsäure enthalten, so darf es nicht füglich unterlassen werden. Im Fall sie sich bey dem Rösten sehr fest brennen sollten, müssen sie nachher im Wasser gelöscht werden, welches geschieht, indem man durch eine Rinne das Wasser auf den Roß leitet, und so das Mürbemachen der Minen bewirkt.

Alle Kalkarten, welche Kohlensäure enthalten, müssen geröstet werden, weil diese dem Schmelzproceß hinderlich ist. Dies beweist ein Zusatz von ungeröstetem Kalkfluß.

Manche leichtflüssige Eisensteine muß man nicht rösten, weil sie leicht zusammenflintern, und alsdann die Abscheidung fremder Substanzen erschweren.

Ferner müssen alle kiesigen Eisenminen, und besonders alle Eisenerze, geröstet werden. Bey Gattungen dieser Art, die Abscheidung des Schwefels und anderer mineralischen Säuren zu bewirken, ist es zweckmäßig, während des Röstens gebrannten Kalk zuzusetzen, welcher mit jenen Substanzen, bey der gehörigen Temperatur, Verbindungen eingeht. Daß dieser Kalk aber nachher als Fluß nicht weiter angewandt werden darf, ist ohne Erinnerung begreiflich u. s. w.

Dem eigentlichen Gegenstande des Werks: der *Verfertigung des groben Geschützes*, ist die Manipulation des Schmiedeeisens und des Stahles fremd; beide würden füglich ihre Stelle in einer, ganz allein dem Eisen gewidmeten Abhandlung finden, wie dies auch der Fall in *Reaumur's, Rüman's, Zars u. a. Werken* ist. Hier nimmt die — ebenfalls ganz aus *Tiemann* gezogene Beschreibung der dabey vorkommenden Arbeiten den Platz hinweg, der besser und zweckmäßiger eine andere Bestimmung erhalten hätte, wie bald gezeigt werden soll. S. 110 wendet sich Hr. M. zu dem *Kupfer*, dessen Probe auf dem nassen und trocknen Wege angegeben, und dessen verschiedene Minen nach ihrer Farbe, Bildung, Bruch und Bestandtheilen — wie vorher die Eisenerze — in einer besonderen Tafel aufgeführt werden. Hier ist wahr-

Sss

scheinlich durch ein Versehen dem *Malachit* und dem *Kupfergrün* einerley französische Benennung: *Cuivre carbonaté vert* gegeben, die doch nur dem ersteren zukommt: denn das letztere heist *Acétite de cuivre naturel*. Die verschiedenen Ausbreitungsarten des Kupfers werden vorzüglich nach *Wallerius* und *Yars* ausführlich beschrieben, und auf der III Kupfertaf. Zeichnungen der dazu dienenden Öfen gegeben.

Der Vf. wendet sich hierauf im 3 Kap. zu dem Zinn, dessen Schmelzen jedoch, für den Zweck des Buches, und bey seiner Unentbehrlichkeit in der Mischung des Stückmetalls, zu kurz beschrieben wird: so wie auch die Abbildung der Zinnöfen fehlt. Eben so ungern vermisst Refer. den Zink, der in einigen Stückgießereyen noch mit unter das Kanonenmetall gemischt wird, und aus diesem Grunde nicht ganz mit Stillschweigen übergangen worden seyn sollte. — S. 153 handelt Hr. M. von der Kohle und ihrer Verfertigung nach *Tiemann*, wo S. 154 die *Buche* und *Rothhainbuche* (?) von einander gefondert wird, da doch diese beiden Holzarten, durch den Namen *Hainbuche* oder *Hornbaum*, *Carpinus betulus*, und *RothoderMaß-Buche*, *fagus sylvatica*, unterschieden werden.

Der II Abschn. des Werkes beschäftigt sich mit dem Kanonen-Metall, wo zuerst das Eisen als solches aufgeführt, und S. 166 die Reinigung desselben nach *Grignon* gelehrt wird. Nachdem S. 168 die Vortheile der massiv gegossenen Geschütze aus einander gesetzt werden, fährt Hr. M. fort: „Ein Stück mit einem hohlen Kern zu gießen, und die ganze Form, besonders den Kern, ehe man gießt, zu erwärmen, wird nicht den Nachtheil haben, als wenn man über einen Kern gießt. Das Metall wird nun an der inneren Oberfläche nicht so spröde seyn, und also auch nicht leicht Risse zeigen.“ Rec. würde diese Stelle durchaus nicht verstehen, wenn ihm nicht schon bekannt wäre, daß *Bosc d'Antic* vorgeschlagen hat: anstatt der gewöhnlichen Kernstangen die Kanonen über einen, aus Leimen hohl geformten, und nachher gebranten Kern zu gießen, um sie nachher nicht ausbohren zu dürfen.

Von der allgem. Beschreibung des Verfahrens bey der Verfertigung geschmiedeter Canonen wendet sich Hr. M. zu dem eigentlich sogenannten Stückmetall, dessen Eigenschaften und Zusammensetzung vorzüglich nach *Scharnhorst* angegeben werden, dem zufolge 11 pro Cntr. Zinn zu reinem Kupfer das beste Stückgut liefern. S. 180 wird gesagt: „daß nur das Gießen über den Kern noch Dauer zu versprechen scheint,“ da doch vorher S. 168 — und mit Recht — dem massiven Guß der Vorzug gegeben worden, weil der geringe Vortheil einer größeren Dauer durch den weit wesentlicheren, der richtigeren und concentrischen Bohrung, bey weitem aufgewogen wird.

Der III Abschnitt enthält die Arbeiten des Formens, und zwar a) auf die gewöhnliche Weise in Leimen; b) ebenfalls in Thon und Leimen, jedoch über ein Modell von Metall, und c) in Sand, nach der, durch den Wohlfahrtsausschuß in Paris eingeführten Art, über ein hohles Modell, in Kasten von Gußeisen. Bey den Gießöfen zu Chaillot und la Ruelle hätte bemerkt werden sollen, daß sie zu eisernem Geschütz bestimmt

waren, wie *Monge* deutlich sagt, auch aus S. 269 S. 203 des gegenwärtigen Werkes erhellet. Am besten ist das Bohren des Geschützes abgehandelt, und vorzüglich eine Beschreibung des, sonst wenig bekannten, Bohrers gegeben, mit dem man gleich den Kern im Ganzen heraus bohren kann; ein Verfahren, dessen Vortheile bloß eingeblendet waren, das aber sehr wesentliche Nachtheile hatte, und daher bald wieder verlassen ward. Auch die Beschreibung des Abdrehs der Geschütze, so wie des Bohrens und Einsetzens der Zündlöcher ist gut und zweckmäßig, mit Anführung der neuesten, in Frankreich gemachten, Verbesserungen. Hr. M. folgte dabey vorzüglich *Monge*, einem in dieser Hinsicht classischen Werke, ohne sich zu große Abkürzungen zu erlauben, und dadurch undeutlich zu werden.

Der IV Abschnitt: Vom Probiten des Geschützes, nach *Scharnhorst*, beschließt das Ganze. Hier ist jedoch die *technische Metallprobe* mit der *physischen* verwechselt, und jene anstatt der letzteren angeführt. Die Wasserprobe muß unmittelbar nach den Probe-schüssen vorgenommen werden, wenn das Rohr von letzteren noch erwärmt ist.

N. M. M.

LEIPZIG. b. Hinrichs: *Instruction zur Abrichtung der Scharfschützen*. Nebst Anmerkungen und vorausgeschickten Winken über die Tendenz der Tactik des Fußvolkes und die Geschichte der leichten Infanterie, seit der Erfindung des Schießpulvers. Mit 4 Plaanen. 1807. 186 S. 8. (1 Rthlr. 8 Gr.)

Der ungenannte Vf. fängt in der, übrigens gut, nur fast zu blumenreich geschriebenen Einleitung von der Erfindung des Feuegewehres an, durch welches die Abschaffung der Piken, der tiefen Stellung und anderer früherer Militär-Einrichtungen — obgleich nur langsam — herbeygeführt ward. Er gehet hierauf zu den Grundsätzen über, nach denen bey dem gegenwärtigen Zustande der Kriegskunst die Infanterie organisiert und exercirt seyn sollte. Sie sind: a) leichte, bequeme, gegen schlimme Witterung schützende Kleidung. b) Die beste Bewaffnung zum Schuss und im Nothfall zum Stofs, so leicht eingerichtet, als es menschliche Kunst vermag, wenn sie beide Zwecke dabey fest im Auge behält. c) Geschwindes Laden und richtiges Schießen, nebst der Kunst des Gebrauchs der Stofswaffen für einzelne Fälle, wo ersteres nicht anwendbar ist. d) Schnelles Zusammenwickeln in tiefe Körper mit kleiner Fronte, um plötzlich von einem Punkte zu jedem beliebigen anderen gelangen zu können, und eben so schnelles Entwickeln in lange Fronten von beynahe keiner Tiefe, so daß Jedermann, wenn ihm der Feind nahe genug ist, wirksam feuern, und dieser durch seine Kanonenkugel nicht *Mehrere* zugleich tödten kann. (?) e) Auswahl der bewiesenermaßen einfachsten unter allen möglichen Mitteln, wodurch Veränderungen in den Stellungen hervorgebracht werden können. f) Die Kunst, den einzelnen Theilen des Heeres die möglichst gemeinsame Wirksamkeit zu demselben Zweck zu geben, und einen beträchtlichen

Theil außer dem Gefecht und furchtbare Reservén bereit zu halten. g) Geschlossene Nothstellung gegen Cavallerie in der Ebene, von vereinzelter Infanterie-Abtheilungen. h) Bildung des einzelnen Fußgängers zur möglichsten Gelenkigkeit und Behendigkeit, und Gewöhnung desselben an Fatiguen, Springen, Laufen, Klettern, Waten und Schwimmen. i) Bildung von Mehreren zusammen, um den Feind einzeln zu umschwärmen und zu necken u. s. w.“

Auf die allgemeine Geschichte der leichten Infanterie überhaupt folgt die mit Enthusiasmus ausgeführte Schilderung des französischen leichten Infanteristen, dem der Vf. die leichte Infanterie der Deutschen gegenüber stellt; wo nothwendig die Vergleichung zum Nachtheil der letzteren ausfallen muß. Jene, die französische, hat auch seit 1805 eine vom Obersten Guyard geschriebene „*Instruction pour le service et les manoeuvres de l'Infanterie légère en campagne*“ erhalten. Von S. 87 gehet die eigentliche Instruction für die Schützen an, und redet zuerst von der Auswahl. Organisation und Bewaffnung derselben; hierauf von der Stellung, sowohl geschlossen als zerstreut, und der dabey zu gebenden Signale; von der Bewegung in zerstreuter Ordnung; vom Chargiren; von dem Unterricht der Schützen, wenn sie in besonderen Abtheilungen für sich agiren müssen; von der Deckung der Linientruppen durch die Schützen; endlich von dem Unterricht im Schiessen nach einem Ziel. Das Ganze beziehet sich auf den Dienst und die Verfassung der großherzoglich badischen Truppen, bey denen die vorliegende Instruction als Reglement für die Schützen eingeführt ist. Alles ist durchaus brauchbar und zweckmäßig, und kann bey anderer leichten Infanterie entweder unverändert angenommen werden, oder besser zur Grundlage dienen, um mit Rücksicht auf die Eigenheiten jedes Dienstes eine ähnliche Instruction darnach zu entwerfen.

N. M. M.

B O T A N I K.

LEIPZIG, b. Fleischer d. j.: *Der wohlverfahrene Baum-Küchen- und Blumen-Gärtner*, oder vollständige und deutliche Anweisung, alle Geschäfte im Baum-Küchen- und Blumengarten (?) auf eine zweckmäßige und vortheilhafte Weise zu besorgen, als Bäume zu erziehen, zu veredeln und von Krankheiten zu heilen; gutes und schönes Gemüse zu erziehen; den Saamen zu gewinnen, das Gartenland zu bearbeiten und zu verbessern, die schädlichen Thiere abzuhalten oder auszurotten. Nebst einem Anhang, wie man aus Obst einen sehr guten Wein, und selbst aus faulem Obst einen guten Essig, auch aus Möhren einen süßen Syrup verfertigen soll. Von Carl Friedrich Schmidt (?) Vierte, vermehrte und mit einem Gartenkalender versehene Auflage. 1806. XVI u. 248 S. Kl. 8. (16 Gr.)

So wortreich auch der Titel dieses Buches ist, so

findet man doch in demselben sehr wenig Belehrungen über den Garten- und Feldbau, die nicht schon in vielen anderen Schriften vorkommen, und, wo nicht besser, doch eben so gut gelehrt sind. Nur darin hat sich unser Vf. einiges Verdienst erworben, daß er seine Vorgänger mit Auswahl benutzt, und die Abhandlungen in einem faßlichen Tone geschrieben hat. In dieser Rücksicht verdient dieses Buch den Anfängern in der Gärtnerey, besonders den Landleuten, welche der Vf. bey dem Entwurfe seines Plans am meisten im Angesicht hatte, empfohlen zu werden. Die vierte Auflage ist mit einigen kleinen Anmerkungen bereichert, und die in den vorhergehenden Ausgaben vorkommenden Fehler sind größtentheils an gehörigen Orten verbessert worden. Das Ganze zerfällt in vier Theile. Die Lehre vom Bau, Wachsthum und Ernährung der Gewächse, wovon der Vf. im ersten Kapitel des ersten Theiles redet, ist nach unserem Dafürhalten zu oberflächlich behandelt, und noch überdies für den Landmann nicht hinreichend aufgeklärt. Es wäre daher besser, wenn er die ganze Abhandlung weggelassen hätte. Die folgenden Kapitel handeln von der Verbesserung der Felder, von Düngemitteln und von der Bearbeitung des Bodens. Der zweyte Theil lehrt den Gemüsebau, von der Ausfaat des Saamens bis zur Erndte der Gemüspflanzen, in kurzen Auszügen aus Reichards Gartenschatz und anderen Schriften. Die Kohlrübe (*Brassica Napobrassica*) nennt der Vf. S. 65 Unterkohlrabi, aber mit Unrecht, denn der Kohlrabi ist von der Kohlrübe verschieden. Der dritte Theil von Baumgärten überhaupt und von Behandlung, Wartung und Veredlung der Obstbäume insbesondere. Richtig wird bemerkt, daß ein Baum, den man an einen Ort, und in dasselbe Erdreich pflanzt, wo schon mehrere Jahre ein Baum von der nämlichen Art gestanden hat, nicht gut fortkommt. Die Beschreibung des, vom Ritter von Bienenberg erfundenen Frostableiters, hätte füglich wegleiben können, besonders deswegen, weil die Wirkung des ganzen Apparats nur auf Einbildung zu beruhen scheint, und daher von mehreren fachkundigen Männern verworfen wird. Der vierte Theil beschäftigt sich mit den, dem Garten schädlichen Thieren, als da sind Mäuse, Vögel, Käfer u. s. w. Die hier angegebenen Vertilgungsmittel sind allgemein bekannt, theils auch unsicher und mühsam, wie z. B. der Schaum vom Seifenwasser, mit welchem man, vermittelst eines Lappens, die Raupen bestreichen soll. — S. 185 heist es: „die Maykäfer würden nicht so furchtbar seyn, wenn überall der Maulwurf mehr geschont würde, welcher die Engerlinge (Larven) frisst, aus welchen sie entstehen.“

Auf dem Titel ist nur Ein Anhang angezeigt; aber im Buche selbst sind noch zwey hinzugekommen. Der erste lehrt in kurzen Auszügen, wie man Gärten durch lebendige Hecken von Weißdorn (*Corylaegus oxyacantha* L.), von der Cornelkirsche (*Cornus mascula* L.), und anderen hiezu tauglichen Holzarten schützen soll. Der zweyte Anhang enthält kur-

ze Anweisungen, wie man aus Obst einen guten und wohlfeilen Wein und einen scharfen Essig gewinnen, und aus den Möhren (*Daucus carota* L.) einen Saft erhalten kann. Im dritten Anhang lehrte der Vf. die Behandlung der gewöhnlichen Gartenblumen, als Nelken, Rosen, Mayblumen, Aurikeln, Goldlack u. s. w. S. 223 macht er den Landmann noch darauf aufmerksam, daß man sich aus Blumen eine Art von Uhr machen kann. — Hierzu zählt er den

Löwenzahn oder die Kuhlblume (*Leontodon taraxacum* L.), welche ihre Blätter (?) zwischen 5 und 6 Uhr frühe entfaltet, und sich Abends zwischen 8 und 9 Uhr wieder schließt. — Dann setzt er noch hinzu: „Es will aber diese angenehme Spielerey gewissermaßen einen müßigen Mann haben.“!! Den Befchluss macht ein Gartenkalender, oder Anweisung, was man in jedem Monat in seinem Garten zu verrichten habe.

DD — h —

KLEINE SCHRIFTEN.

PHILOSOPHIE. Grimma, b. Vf. u. Leipzig b. Bruder in Commis.: *Anthropologische Generalkarte aller Naturanlagen und Vermögen des Menschen in ihrer Verbindung und Beziehung auf einander*, nach ihren Hauptclassen, entworfen zum Vortrage der Anthropologie nach Kantischen Ideen von M. Heinrich August Töpfer, Lehrer der Mathem. u. Phys. an der Land- und Fürsten-Schule zu Grimma, und gestochen von Wilhelm von Schlieben. Lieutenant bey dem Regiment Prinz Clemens. 1807. Royal folio. (16 Gr.). Wir leugnen nicht, daß uns diese Karte bey dem ersten Überblick derselben ein bloßer *lusus ingenii* zu seyn schien; allein ob wir gleich bey einer genaueren Ansicht mehr darin fanden, so blieben uns doch so manche Zweifel und Bedenkllichkeiten bey dieser Art von symbolischer Darstellung des menschlichen Gemüthsvermögens, daß wir wünschten, der Vf. hätte den Scharf sinn und die Combinationsgabe, die er hier zeigt, auf eine andere Weise angewandt, wodurch gewiß für die Erweiterung und Berichtigung der psychologischen Anthropologie mehr gewonnen worden wäre. Übrigens glauben wir dem Publicum von der vorliegenden Arbeit nicht besser Rechenschaft geben zu können, als daß wir 1) den Text aufsuchen, der dieser Karte zum Grunde liegt, und 2) die Art und Weise angeben, wie derselbe vom Vf. symbolisch dargestellt worden. Dadurch hoffen wir die Leser unserer Blätter in den Stand zu setzen, selbst ein begründetes Urtheil über diese Arbeit fällen zu können. Der Mensch hat nach der vorliegenden Karte

I) als *Naturwesen* blindwirkende *Naturvermögen*, d. i. das sinnliche Vermögen, durch Eindrücke bestimmt zu werden, solcher, vermittelt des inneren Sinnes, sich bewusst zu werden, und sie, vermittelt der Einbildungskraft, zu apprehendiren. Es begreift unter sich a) die Sinne (vermittelt deren die Bestimmung objectiv geschieht) zur Wahrnehmung der Gegenstände der Empfindung (*Vitalinn*) und Anschauung (*Organinn*) und zur Entwicklung der Talente (*Sprachinn* und *Kunstinn*); b) die Triebe (vermittelt deren die Bestimmung subjectiv geschieht) zur Erhaltung der Geschlechtsart (*Geschlechtstrieb*) und Geschlechtsgemeinschaft (*Geselligkeitstrieb*) und zur Entwicklung des Naturells (*Sympathetische Triebe* und *Affectentriebe*); c) die Willkühr zum Thun und Lassen des Sinnlichen und Nichtsinnlichen zur Entwicklung des Charakters und Behauptung der Persönlichkeit.

II) Als *Intelligenz* das über sinnliche Vermögen sich von selbst zu bestimmen nach Gesetzen des Willens, und deren Befolgung gegen die Macht der Natur zu behaupten (*Freyheit*). Von der Spontaneität der Freyheit geht aus das Bewußtseyn selbstthätiger Geistesvermögen zur Vorstellung des Formalen, nämlich eines Vermögens; a) der Begriffe und Regeln des Denkbaren — Verstand zur Vorstellung des Allgemeinen; b) der Subsumtion und Reflexion des Erkennbaren; Urtheilskraft zur Vorstellung des Besonderen; c) des Quells aller Principien und Ideen des Unbedingten — Vernunft zur Vorstellung des Zusammenhanges und des Endzwecks der Bestimmung.

III) Als *sinnlich vernünftiges Wesen* Seelenvermögen zur Vorstellung des Materialen, welche die Verbindung des Naturwesens mit der Intelligenz vermitteln; nämlich a) Erkenntnisvermögen zur Objectbestimmung nach Anschauung; b) Gefühlsvermögen zur Subjectsbestimmung nach Lust und Unlust; c) Begehrungsvermögen zur Willensbestimmung nach Gesetzen, woraus das moral. Gefühl entsteht. Zwischen diesen Hauptclassen der menschlichen Vermögen finden folgende Beziehungen statt: A) Verbindung von I mit III in der empirischen Anschauung, und durch Nachbildungen des Empirischen;

| | | |
|------------------------|-------------|-----------------------|
| a) aus I a) und III a) | geht hervor | Darstellungsgabe. |
| b) aus I a) und III b) | — — | Verschönerungsfäh. |
| c) aus I a) und III c) | — — | Ordnungsgabe. |
| d) aus I b) und III a) | — — | Vervollkommungstrieb. |
| e) aus I b) und III b) | — — | Ehrliche. |
| f) aus I b) und III c) | — — | Selbstliebe. |

B) Verbindungen von II mit III in der reinen Anschauung und durch Ideale der reinen Einbildungskraft.

| | | |
|------------------------|------------|------------------------------------|
| a) aus II a) u. III a) | geht herv. | die Vorstellung des Gesetzmäßigen. |
| β) aus II a) u. III b) | — — — — | des Angenehmen. |
| γ) aus II a) u. III c) | — — — — | des Guten. |
| δ) aus II b) u. III a) | — — — — | des Zweckmäßigen. |
| ε) aus II b) u. III b) | — — — — | des Schönen. |
| ζ) aus II b) u. III c) | — — — — | des Erhabenen. |

Diesen drey Hauptclassen der menschlichen Vermögen entsprechen folgende drey Arten des Bewußtseyns: I) *empirisch Bewußtseyn*; II) *discursives Bewußtseyn* der obersten Denkformen; III) *intuitives Bewußtseyn* der Gegenstände in der Anschauung.

Dies sind die Data, welche Hr. T. bey seiner anthropologischen Generalkarte zum Grunde gelegt hat. Die Art, wie er solche in der Karte dargestellt und verbunden hat, läßt sich kurz so übersehen. Er verzeichnet für die Classe I und II der m. Naturanlagen zwey gleiche Kreise A, B, von 8 Zoll rheinl. Durchmesser, welche einander so schneiden, daß ihre gemeinschaftliche Sehne von 7 Zoll 7 Linien dem Anschauenden waagrecht liegt. In den mittleren Raum, welchen die zwey gleichen Kreisabschnitte einschließen, stellt er die unter III aufgeführten Seelenvermögen, welche die Verbindung des Naturwesens mit der Intelligenz vermitteln. Den übrigen Raum des unteren Kreises A weiset er den blindwirkenden Naturvermögen, den übrigen Raum des oberen Kreises B den selbstthätigen Geistesvermögen an. Jedes Hauptvermögen nimmt ein eigenes Rechteck ein, mit welchem mehrere Dreyecke in Verbindung stehen, deren Seiten die abgeleiteten Vermögen bilden und auch unter jenen Rechtecken ist das Verhältniß der Subordination dadurch angedeutet, daß das mittlere um seine ganze Höhe über die beiden andern hervorrage. Die Beziehungen der abgeleiteten Vermögen auf die einzelnen Hauptvermögen sind durch Richtungslinien angedeutet, welche unter den letzteren von einem zum andern durch die Namen der ersteren gehen.

Auf solche Weise umschließt der Kreis A das Gebiet des Sinnlichen, wodurch uns etwas gegeben werden kann, der Kreis B das Gebiet des Nichtsinnlichen, wodurch es bestimmt werden kann. Um nun auch noch anzudeuten, daß beide Kreise in ihrer Verbindung die Grenzen der Möglichkeit des Urtheils über etwas in der Apperception einschließen, so umschließt Hr. T. mit einem dritten Kreise C von 11 Zoll Durchmesser, so daß sie diesen in den entgegengesetzten Endpunkten seines lothrechten Durchmessers berühren. Auf diese Weise sollen die 3 Kreise das Symbol des Grundgesetzes aller Anlagen in ihrer Anwendung vor Augen stellen.

Daß die symbolische Darstellung dieses Gesetzes, welche eigentl. bey diesem ganzen Entwurf die leitende Idee gewesen zu seyn scheint, hier von so großer Wichtigkeit gewesen sey, daß es wohlgethan war, ihr so manche andere bedeutende Rücksichten aufzuopfern, und um ihren Willen so manche erhebliche Mängel und Unbequemlichkeiten der typographischen Darstellung zuzulassen, getrauten wir uns nicht zu behaupten.

A + B + C.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 16 D E C E M B E R, 1807.

T E C H N O L O G I E.

PARIS, b. Levrault, Schoell und Comp.: *Traité du Fer et de l'Acier, contenant un système raisonné sur leur nature, la construction des fourneaux, les procédés suivis dans les différens travaux des forges, et l'emploi de ces deux métaux. Avec quinze Planches en Taille-Douce.* 1804. IV u. 302 S. 4. (7 Thlr. 12 Gr.).

Dafs in Frankreich, wo jährlich mehr Eisen erzeugt wird, wie in dem durch seine Eisenproduction so berühmten Schweden, wo die Eisenhüttenkunde durch den Einfluß der antiphlogistischen Chemie nicht nur ein ganz anderes Ansehen erhalten hat, sondern sogar einer wissenschaftlichen Behandlung erst fähig gemacht worden ist — seit den Zeiten eines Grignon und Réaumur gar kein bedeutendes, das ganze Eisenhüttenwesen, oder einzelne Theile desselben, theoretisch und praktisch behandelndes Werk erschienen ist; und dafs in jenem Lande, wo sonst alle Gewerbe, die mit der Chemie in naher Verbindung stehen, vorzüglich glücklich gedeihen, das Eisenhüttenwesen nicht mit gleich starken Schritten fortzugehen scheint — muß befremdend seyn. Mit desto gespannteren Erwartungen wird man daher vorliegende, ansehnliche, mit Aufwand gedruckte, und mit einer Menge nicht übel gerathener Kupfer ausgestattete Abhandlung über das Eisen und den Stahl in die Hand nehmen, die der ungenannte Vf. im Anfange der Vorrede als das „résultat d'une infinité d'expériences faites dans de grands établissemens, et pour lesquelles on n'a épargné ni soins ni dépenses“ ankündigt. Man braucht aber nur die Vorrede weiter zu lesen, um im günstigen Vorurtheile sehr herabgestimmt zu werden; denn da erfährt man, dafs das Werk schon vor der Zeit habe erscheinen sollen, in der man von dem antiphlogistischen Systeme auf die Theorie vom Eisen Anwendung zu machen anfang; dafs aber das Studium jener Lehre, die vorher gefasste Meinung des Verfassers, welche sich auf obige „infinité d'expériences“ stütze, nicht im geringsten zu verändern im Stande gewesen sey. Inzwischen wird man doch auf jene Versuche begierig seyn, und sich daneben zu einigen Aufschlüssen über den Zustand des Eisenhüttenwesens in Frankreich Hoffnung machen. Durch Lefung des Werkes selbst wird man aber in Ansehung jener gar nicht, und in Hinsicht auf diese nur unvollkommen befriedigt; und dabey von der gänzlichen Unbekanntheit des Verfassers mit den Arbeiten eines Rammann, Garney, u. a. überzeugt. Aus der Vorrede erfieht man übrigens beyläufig, dafs diese Abhandlung zum Unterrichte

J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

nes Corps aufgesetzt worden ist, welches in Frankreich die Aufsicht über die der Artillerie gehörenden Eisenwerke führt.

Auf dem Titel des Buches nennt der Vf. Eisen und Stahl fälschlich „deux métaux,“ und theilt darnach sein Werk in zwey Haupttheile, deren erster vom Eisen, und deren zweyter vom Stahle handelt. Jeder Haupttheil ist wiederum in Kapitel abgetheilt. I) *Essai sur le fer.* II) *Du laitier.* In diesen beidem Kapiteln wird man auf eilf Quartseiten mit der ganzen Theorie des Verfassers vom Eisen beschenkt, die aber demselben nicht eigenthümlich ist, sondern von manchen Metallurgen aus dem Zeitalter vor der antiphlogistischen Chemie, angenommen wurde. Das Eisen unterscheidet sich, nach unserm Vf., dadurch von anderen Metallen, dafs es nicht, wie diese, von allen heterogenen Theilen getrennt werden darf, mit denen es in den Minern in Verbindung stand, sondern; um seine Haltbarkeit nicht zu verlieren, etwas von dem Glase beybehalten muß, welches durch das Verschmelzen seiner erdigen Theile mit denen des Flusses, mittels erzeugt wird. Dieses Glas verbindet, gleich einem Schweißmittel, die metallischen Theile unter einander. Wenn man das Eisen gänzlich, oder auch nur zu sehr davon reinigt, so verliert es seine Festigkeit. Dieses Glas, welches man Schlacke (*laitier*) zu nennen pflegt, bildet sich zu eben der Zeit, in der die metallischen Theile sich vereinigen; und da nun diese Theile immer und überall die nämlichen sind, so kann die Güte des Eisens nur durch die Menge und Beschaffenheit seiner Schlacke variiren. Ist sie in zu großer Menge in dem Eisen vorhanden, so ertheilt sie demselben Sprödigkeit, und macht es im Verhältnisse der Menge, in welcher es sich darin findet, härter und brüchiger, aber auch leichter zu schweißen. Überfluß an Schlacken schadet der Güte des Eisens nicht, sobald sie von guter Beschaffenheit ist, wenn man die Menge derselben durch wiederholtes Wärmen und Hämmern verringern kann. Das beste Eisen ist dasjenige, welches eine, der Quantität seiner metallischen Theile genau angemessene, Menge Schlacke enthält, die weder zu streng, noch zu leichtflüssig ist; weil alsdann die beiden wesentlichen Eigenschaften dieses Metalls — sich gut schweißen, und sich, ohne zu brechen, biegen zu lassen — zusammenkommen. — Wie man in Frankreich eine schon seit so langer Zeit mit Recht aufgegeben, allen neueren Erfahrungen widersprechende Hypothese, jetzt noch einmal hat wiederum aufwärmen können, ist doch in der That unbegreiflich! III) *Des substances nées ou fer.* IV. *Des mines.* V. *Exploitation des mines.* Drey in jeder Hinsicht sehr dürftige Kapitel.

Ttt

Die mineralogische Nomenklatur der Eisenminern soll für das Eisenhüttenwesen ohne alles Interesse und allen Nutzen seyn; doch will der Vf. seine Leser mit den Namen der vornehmsten Eisenminern bekannt machen. Statt aber dies zu thun, theilt er bloß die Trivialnamen von einigen derselben mit, denen er höchst unbestimmte Erklärungen beyfügt; wie z. B. *mines spathiques, celles qui sont formées par écailles, et qui sont douces au toucher*.“ Alsdann spricht er von den Erden und Flusmitteln, und unterscheidet bey jenen: *terre argileuse, calcaire, gypseuse und vitrifiable*. Eisenminern im Kleinen auf ihren Metallgehalt zu probiren, hält der Vf. für unmöglich! In dem Kapitel von der Gewinnung der Eisenminern, wird auch ihre Röstung höchst oberflächlich abgehandelt. VI. *Construction d'un fourneau à fondre la mine de fer*. Nach des Vfs. Bericht sind die viereckigen Hohofenschächte in Frankreich die gewöhnlichsten. Man bauet sie dort überall — wie auch an den mehresten Orten in Deutschland — mit einer Raß, deren Neigung sich nach der größeren oder geringeren Strengflüssigkeit der Eisenminern richtet. Die Höhe der Form über dem Boden des Gestelles weicht ab von 13 — 22 Zoll. Der Rückseite des Gestelles liegt sie näher, wie dem Timpel. Man bedient sich — wie an sehr vielen Orten in Schweden — in Stein gehauener Formen, die man mit Lehm ausschmiert, und dadurch dem Formmaule beständige dem Gange des Ofens angemessene Größe ertheilt. Nach dem Vf. pflegt man in Frankreich bey den Hohöfen zwey pyramidale Bälge ohne Windlade oder Regulator vorzulegen, und bedient sich noch an vielen Orten lederner Bälge?! Die Art der Leitung der Gebläseluft in das Gestell hat keine Regel, sondern wird der Routine der Hohöfner überlassen?! VII. *Des ouvriers employés aux fourneaux*. In diesem Kapitel wird dann zugleich auch vom Aufgeben und von dem Ausbringen gehandelt, was man wohl der Überschrift nicht ansehen sollte. Man bedient sich in Frankreich bey nahe überall der Eichen- und Buchen-Kohlen zum Eisenschmelzen, weil es an Tannenkohlen fehlt, die der Vf. für tauglicher hält; worin er sich aber doch wohl, wenigstens in Hinsicht der Buchenkohlen, irrt. Bey der Menge von Steinkohlen, welche Frankreich besitzt, hat man davon doch erst bey einem Hohöfen, im Departement Saône und Loire, nicht mit dem besten Erfolge, Gebrauch gemacht. Auf die Kohlen setzt man in der Regel zuerst den Zuschlag, und dann den Stein, bey sehr strengflüssigen Eisensteinen aber zuerst $\frac{1}{3}$ des Zuschlages, dann den Stein, und darüber die andern $\frac{2}{3}$ des Zuschlages. Die Größe der Gichten ist sehr verschieden. Bey einem Gehalte der Eisensteine von etwa 36 $\frac{1}{2}$ Procent, wird nach den Angaben des Vfs. 1 Pfund Roheisen ungefähr mit 1 $\frac{1}{2}$ Pfund Kohlen erzeugt. Das gewöhnliche wöchentliche Ausbringen bey den Hohöfen in Frankreich kann man nach dem Vf. nur zu 150 Zentner annehmen. Sollte die Hohöfnerey dort wirklich noch in dem Zustande seyn, wie sie in vorliegender Abhandlung geschildert wird: so würde man sich über ein so niedriges Ausbringen freylich nicht wundern dürfen. Die Angaben unseres Vfs. haben aber so viel Unbestimmtes, daß ihnen wohl nicht ganz getrauet

werden kann. Die Kapitel VIII — XVI sind größtentheils dem Stabeisen gewidmet. Nach dem Vf. besteht der Unterschied zwischen Roh- und Stabeisen in der verschiedenen Menge von Schlacken, welche sie enthalten. Stabeisen besitzt davon weniger und ist darum geschmeidiger und homogener, welches durch das nochmalige Einschmelzen des Roheisens im Frischfeuer bewirkt wird. Obgleich die Stabeisenbereitung mit mehrerer Gründlichkeit, als der Hohofenproceß, behandelt worden ist: so geschieht doch nur der *travail à la française* oder der in Schweden sogenannten *Valonsmide*, der *travail à la Renardière*, *à l'allemande* und *à la Catalane* Erwähnung, da man doch in Frankreich selbst an einigen Orten, namentlich in Nivernois, noch einer anderen Frischmethode *à la macerie* sich bedient, der übrigen Frischproceße nicht zu gedenken, die in anderen Ländern üblich und aus Schriften hinlänglich bekannt sind. Ob man gleich von der Valonsmide in den Rinmannschen Werken treffliche Nachrichten findet, so wird man doch auch die Beschreibung derselben in vorliegender Abhandlung, welche in die kleinsten Details eindringt, mit Vergnügen lesen. Unstreitig gehört sie zu den besseren Theilen des Buchs; ist aber nicht wohl eines Auszuges fähig. Mitten unter den Kapiteln die vom Stabeisen handeln, finden sich mehrere, die man an dieser Stelle nicht suchen sollte, und die man überall gern dem Vf. schenken würde: XI. *Analyse du fer de fonte*. XII. *Recherches sur la connoissance du fer de fonte*. XIII. *Mélange du fer avec différents métaux*. Es werden hier drey Arten von Roheisen unterschieden: weißes, graues und schwarzes. Die verschiedenen Farben sollen von der verschiedenen Lage der metallischen Theile gegen einander herrühren. Das Roheisen ist nach dem Vf. um so dunkler gefärbt, je weniger Schlacke es enthält. Daß graues Roheisen zu fallen pflegt, wenn verhältnismäßig wenig Stein auf die Kohlen gesetzt wird, erklärt derselbe daraus: daß die Hitze im Ofen durch die größere Quantität von Kohlen verstärkt, und daß dadurch die Schlacke flüssiger werde, und sich daher vollkommener von den metallischen Theilen trennen könne. Vom Graphit, der eine so große Rolle bey dem Roheisen spielt, geschieht in der ganzen *analyse du fer de fonte* an keiner Stelle Erwähnung. Mit unerträglicher Weiterschweifigkeit und durch mehrere ziemlich unnütze Versuche giebt sich der Vf. im 12 Kap. Mühe, die Wahrheit der sehr bekannten und leicht zu erklärenden Erscheinung zu beweisen: daß Roheisen durch schnelleres Erkalten eine hellere Farbe annimmt. Den Inhalt des 13 Kap. findet man in jedem Handbuche der Chemie vollständiger und besser vorgetragen. XVII. *Notes sur les différents charbons*. Die ganze, für die Eisenhüttenkunde so wichtige Lehre von den Kohlen, wird hier auf vier Seiten abgehandelt.

Deuxième Partie, de l'Acier (pag. 167 — 296) I. De l'Acier en général. Der Stahl besteht nach unserem Vf. aus den nämlichen metallischen Theilen wie das Eisen, nur enthält er davon mehr bey gleichem Volumen. Die Erzeugung des sogenannten natürlichen Stahls soll darauf beruhen, daß man durch beständige Hitze alle Schlacke die zum Zusammenhalten der-

metallischen Theile nicht erforderlich ist, aufschmelzt, und die metallischen Theile durch Hämmern einander nähert. Bey der Bereitung des sogenannten Zämentstahls begnüge man sich hingegen damit, die Schlacke auszufolgern, daher zwischen den metallischen Theilen leere Räume entstehen. Nach des Vfs. Theorie würde daher wohl das graue Roheisen, welches nach ihm die wenigste Schlacke enthalten soll, am tauglichsten zur Schmelzstahlfabrication seyn? II. *De l'Acier naturel ou de fusion*. Es wird hier die Stellung des Feuers und Einrichtung des Gebläses bey der Rohstahlbereitung nach Steyerischer Methode mit Genauigkeit angegeben. III. *De la fonte propre à faire de l'Acier*. Das weisse Roheisen soll darum zur Stahlfabrication tauglicher seyn wie das graue, weil es mehr und strengflüssigere Schlacke enthält, welche die metallischen Theile vor der Calcination schützt, und da die Masse länger im Feuer bleiben muß, eine innigere Vereinigung der metallischen Theile bewirkt. Sollte das weisse Roheisen wirklich strengflüssigere Schlacke enthalten, so würde es doch auch wohl strengflüssiger seyn, als das graue; wogegen aber die Erfahrung spricht, da sich bekanntlich das stahlartige Roheisen leichter einschmelzen läßt, wie das nichtstahlartige, ob es gleich nicht so leicht frucht wie dieses. IV. *De la fusion*. Eine genaue, gute Beschreibung des Steyerischen Schmelzstahlprocesses, dessen man sich auch in Frankreich bedient. V. *Fabrication de l'Acier en Carinthie*. Aus *Jars* metallurgischen Reisen. VI. *Acier de Rives en Dauphiné*. Nachricht von einem sehr unvollkommenen Rohstahlproceß, bey welchem bald Rohstahl, bald Stabeisen erhalten wird. VII. *Acier de Siegen, pays de Nassau*. Sehr kurz und unvollständig. VIII. *Raffinage de l'Acier*. IX. *Estimation de ce qu'il peut en coûter pour réduire la fonte de fer en acier raffiné*. Beide Kap. zeichnen sich durch Ausführlichkeit und Genauigkeit aus, und gehören zu den gut gerathenen Theilen des Werks. Die hier beschriebene Methode der Raffinirung des Stahls ist übrigens die allgemein bekannte. Vom XI bis zum XIII Kap. handelt der Vf. von dem Härten und dem weiteren Verarbeiten des Stahls mit einer Ausführlichkeit, die mit der Kürze in einigen der früheren Kapitel in gar keinem Verhältnisse steht. Er theilt darin manche gute, wiewohl nicht neue, praktische Notizen mit. XVIII. *Acier factice ou de cémentation*. Eine weit schicklichere Stelle hätte dies Kap. wünschen dem 8 und 9ten gehabt. Der Vf. läßt aber überall in seinem Werke den Mangel einer systematischen Ordnung empfinden. In Frankreich ist die Bereitung des Zäment- oder Brenn-Stahls eben nicht gebräuchlich. Man hat sie, besonders zur Zeit der Revolution, mehr einzuführen gesucht; aber dennoch wird jetzt, soviel dem Rec. bekannt ist, nur bey Ramelsdorf im ehemaligen Lothringen seit 1785 und zu Souppes im Loire-Departement, ohnweit Nevers, Brennstahl fabricirt. Der Vf. beschreibt mit großer Genauigkeit das Verfahren bey der von ihm selbst mit gutem Erfolge versuchten Stahlzämentation in einem für Flammenfeuer eingerichteten Ofen, der, nach der Zeichnung und Beschreibung zu urtheilen, auf die GröÙe desjenigen vollkommen gleicht, welcher in dem, während des französischen Revolu-

tion erschienenen, aber nicht in den Buchhandel gekommenen *Avis aux ouvriers en Fer sur la fabrication de l'Acier, publié par ordre du Comité de salut public, à Paris*. 4. abgebildet ist; und der im Wesentlichen auch mit demjenigen übereinkommt, welchen man in Rinmanns Bergwerkslexikon Tab. I. Fig. 1 und 2 abgebildet findet. Aus dem Eisen von Béfort im Elsass will der Vf. einen Brennstahl erhalten haben, welcher dem englischen beynahe gleich gekommen seyn soll. XIX. *Observations sur les lames de sabres et autres armes*. XX. *Connoissance de l'Acier*. Über das Korn des Stahls und die Umänderung desselben bey seiner Verarbeitung und gelegentlich auch über den englischen Gußstahl, wovon eigentlich schon im ersten Kap. hätte die Rede seyn sollen. —

Abgesehen von den crassen Hypothesen, von der großen Unvollständigkeit in Ansehung der außer Frankreich üblichen Eisenhandthierungen u. von dem gänzlichen Mangel einer systematischen Anordnung der Materien; so enthält vorliegende Abhandlung, besonders in den Kapiteln vom Stabeisen und dem ganzen Abschnitte vom Stahl, manche interessante praktische Notizen, welche aber auf wenigen Bogen zusammengedrängt werden könnten.

Auf den 15 Kupfertafeln ist ein Eisenstein-Wasch- und Poch-Werk, ein Hohofen nach allen seinen Theilen und verschiedenen Durchschnitten, ein Frischfeuer à la française, ein Stabeisenhammer, ein Zainhammer, ein pyramidaler Blasbalg nach allen seinen Theilen, eine Machinerie zur Bewegung eines hölzernen pyramidalen Doppelbläfers, eine katalonische Schmiede mit der Wassertrommel, ein Rastinirstahlfeuer und ein Brennstahlöfen für Flammenfeuer genau nach einem verjüngten Maßstabe abgebildet. Bey jeder Kupfertafel befindet sich eine gedruckte Erklärung der einzelnen Theile der darauf vorgestellten Gegenstände.

s. a.

BERLIN, in der Realschulbuchhandlung: *Allgemeine Grundsätze der Bleichkunst oder theoretische und praktische Anleitung zum Bleichen des Flachses, der Baumwolle, Wolle und Seide, so wie der aus ihnen gesponnenen Garne, und gewebten oder gewürkten Zeuge; nach den neuesten Erfahrungen der Physik, Chemie und Technologie bearbeitet von D. Sigismund Fr. Hermbstädt*. 1804. 432 S. 8. mit Kpfn. (2 Thlr. 4 Gr.)

Flachs, Hanf, Baumwolle, Wolle und Seide sind, in dem Zustande wie solche uns aus dem Schoße der Natur oder nach einer leichten mechanischen Bearbeitung dargeboten werden, mit mancherley Materien überzogen und durchdrungen, die ihnen mehr oder weniger ein unangenehmes Aufsehen geben, und dem Auge den Glanz und die Schönheit verdecken, welche solche demselben im völlig reinen und farbenlosen Zustande darzustellen vermögend sind. Durch Hülfe der Kunst ist man dahin gelangt, jene unseinen und farbigen Theile der genannten Materien zu zerstören, selbige in ihrem ursprünglich farbenlosen Zustande darzustellen, und ihnen alle die Annehmlichkeiten ihrer Außenseite zu geben, welche sie dem Auge des geschmackvollen Kenners und Beobachters so gefallend als angenehm zu machen, geschickt sind. Um jenen

Zweck zu erreichen, müssen die gedachten Materialien mannichfaltigen dahin abzielenden Operationen unterworfen werden, deren endliches Resultat die Darstellung ihres völlig weissen oder farbenlosen Zustandes ist, und die zusammengenommen den summarischen Inbegriff aller derjenigen Beschäftigungen ausmachen, welche man das Bleichen zu nennen pflegt.

Der wichtige Leinwandhandel so vieler Provinzen Deutschlands muß hinreichend seyn, unsere Aufmerksamkeit auf die Verbesserung der inländischen Bleichen zu spannen, da England und Irland so große Fortschritte darin gemacht haben, und dadurch im Begriff stehen, unseren vaterländischen Handel zu verkürzen. Man hat zwar schon seit einigen Jahren über diesen Gegenstand wichtige Verbesserungen in Schriften vorgeschlagen. Für den praktischen Bleicher hatten aber diese Schriften demungeachtet wenig Nutzen, weil sie in einem Vortrage abgefaßt sind, der ihm unverständlich ist; denn sie setzen meistens Kenntnisse voraus, die der Bleicher nicht besitzt, sondern erst lernen muß.

Gegenwärtiges Werk hat diesem Mangel abgeholfen, da der Vf. desselben im ersten Buche von den zum Bleichen erforderlichen alkalischen Salzen und Erden; von den zu diesem Zwecke nöthigen sauren Salzen oder Säuren; von den in einer gut eingerichteten Bleichanstalt unentbehrlichen Reagentien oder gegenwirkenden Mitteln; von der Luft, der Wärme, dem Lichte, dem Wasser, der Seife, dem Schwefel, dem Braunnsteine, dem Kochsalz, der Smalte und der weissen Stärke, handelt. Im zweyten Buche ist von den rohen Materialien, woraus die zu bleichenden Producte fabricirt werden, die Rede; nämlich vom Flachs, Hanf, Baumwolle, Seide; die Art wie diese Materialien zum Bleichen vorbereitet werden sollen, ist ein Hauptgegenstand, der hier nicht vergessen wurde. Das dritte Buch giebt uns die Art an, die Leinwand zu bleichen, mit Bemerkungen über die in verschiedenen Ländern üblichen Methoden, deren Fehler und Verbesserungen im vierten Buche gezeigt werden, und endlich kommt der Vf. im fünften Buche auf die von ihm selbst ausgemittelte Bleichungsart für Leinwand und andere leinene Zeuge. Die Beuchbüten können genau verschlossen werden, um die Leinwand durch Dämpflungen von

verschiedener Art in einem hohen Grade zu erhitzen. Ein Kessel kann mehreren großen Büten einen hinreichenden Hitze grad mittheilen. Es wird hier eine sehr wohlfeile Zubereitung vegetabilischer Sauerwasser, die mit abwechselnden Atzlaugen zur Reinigung der Leinwand dienen, gelehrt, und alle Geräthschaften werden mit Abbildungen und genauen Beschreibungen erläutert; woraus dann erhellt, daß die Vortheile dieser Bleichungsart 1) in der Ersparung an Brennamaterial, 2) in Ersparung an metallenen Kesseln zur Erwärmung der Beuchlauge, 3) in Ersparung an alkalischen Substanzen, 4) in Ersparung an Seife, 5) in Ersparung an Zeit und Arbeitslohn, bestehen. Die Vorrichtung, welche der Vf. hier beschrieben hat, ist von der Art, daß 400 Schock Leinwand, das Schock zu 60 berliner Ellen, damit bearbeitet werden können. Rec. hätte gern gesehen, daß Hr. H. eine vergleichende Berechnung geliefert hätte, um wieviel wohlfeiler seine Bleichmethode gegen die gewöhnliche zu stehen komme. Was kostet ferner die Einrichtung seines Dampfapparats mit einfachen und doppelten Kesseln? Da, wie er selbst sagt, nach jahrelangem Gebrauch der Dampfessel ganz abgenutzt ist, so muß diese öftere Erneuerung eines kostspieligen Apparats auch in Anschlag gebracht werden. Dabey ist ferner zu bemerken, daß diese Bleichanstalt nur im Großen nützlich und anwendbar — für einzelne Haushaltungen aber minder vortheilhaft sey. — Im sechsten Buche wird gelehrt, wie die Baumwollenwaren, Garne u. s. w. mittelst dieses Dampfapparates bearbeitet werden müssen. Im siebenten: wie man die Leinwand und leinenen Garne, mittelst der oxydirten Salzsäure, oder mittelst der Schnellbleiche, zu behandeln habe; im achten: wie man wollene und seidene Zeuge bleicht.

Noch folgen zwey Anhänge. Der erste enthält; 1) Bemerkungen über die Entbehrlichkeit der Seife bey den Bleichereyen; 2) Bemerkung über das Rösten des Flachses durch alkalische Lauge. Im zweyten Anhang werden die besten Schriftsteller angezeigt, welche über das Bleichen geschrieben haben, und in dem vorliegenden Werke genutzt worden sind.

Das Ganze ist, wie sich schon vermuthen läßt, mit des Vfs. eigener Gründlichkeit und faßlicher Darstellung bearbeitet. Sbst.

KURZE ANZEIGEN.

MEDICIN. Regensburg, b. Montag und Weiß: *Medicinisch-praktische Jahrgänge* von D. Johann Jacob Kohlhaas, kurerzkanzler, ersten Stadtphysicus, Director des klinischen Instituts u. s. w. Erster Jahrgang. 1774 — 1804. VI. 182 S. 8. (12 gr.). Diese Schrift hätte füglich ungedruckt bleiben können. Sie enthält die Schilderung von 78 Kranken, wovon 67 hergestellt, 2 nicht hergestellt, 5 aus der Kur gelaufen, 1 nicht wieder gekommen, und 3 gestorben sind. Immerhin mag deshalb der Vf. auf den Namen eines glücklichen Arztes Anspruch machen, immerhin mag man dessen Aufrichtigkeit rühmen, mit der er gesteht, daß diese und jene Arzneien nicht mit Nutzen angewendet worden, daß er in einer Krankheit, deren schlimmer Ausgang vorauszu sehen war, zu viel gewirkt habe. Diese Sammlung von Krankheitsgeschichten kann demohingachtet nicht als Muster zur Nachbildung im praktischen Geschäft empfohlen werden. Abgerechnet, daß die meisten hier vorkommenden Fälle geringfügige sind, welche nicht eine besondere Sagacität, Klugheit, Entschlossenheit und Standhaftigkeit des Arztes erfordern; so ist die Beschreibung derselben eben so wenig nachahmungswürdig, als die Handlungsweise des Vfs. am Krankenbette. Die Ursachen der Krankheiten werden von ihm nicht immer gehörig angegeben. Manche

Mittel, die zwar von ihm verordnet, aber von Patienten nicht gebraucht worden, führt er umständlich an; wenn er aber von einem Kranken erzählt, daß er mineralische Bäder angewendet habe, so vergißt er, diese namhaft zu machen. Aderlässe empfiehlt er in offenbar asthenischen Krankheiten, z. B. bey einer *calva spasmodica ex scabie retro pulsä*. Oft verordnet er sehr unangemessene Medicamente, Mischungen von Thätigkeit vermindern und Thätigkeit vermindernden Mitteln, nicht selten Abführungsmittel und Kräuter mit Molken zu Frühgurgeln. Er zeigt sich als Freund mancher unnützer und veralteter Mittel, er verschreibt z. B. *essent. fuligin. rasar. ebosis, elect. de lim. pura rad. sigill. salomon. sem. hgn. cast. aqu. puleg. aqu. umpt. u. s. f.* Und doch ist er nach der Vorrede der Meinung, daß er schon als Anfänger so gehandelt habe, wie die neueste Methode vorschreibt, wenn er gleich damals von Schenke und Asthenie, directer und indirecter Schwäche, Erregungsstärke u. dgl. nichts habe wissen können? Vermag Hr. K. nicht Besseres zu liefern, als solche Sammlungen von Krankheitsgeschichten, so bittet Rec. ihn sehr, nicht mehrere seiner medicinisch-praktischen Jahrgänge dem Drucker zu übergeben.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 17 DECEMBER, 1807.

Ö K O N O M I E.

WIEN, b. Degen: *Theoretisch und praktische Abhandlung über die Cultur des Getreides und die Kunst Brod zu machen.* Von Parmentier, Rozier, Lasteurie und Delalaufe. Aus dem Französischen übersetzt. I Theil. 1806. 744 S. II Th. 1807. 942 S. 8. nebst 16 Kpft. (6 Thlr. 16 Gr.)

„Wenn wir dem aufgeklärten Publicum, Leisest es in der Vorrede, das Werk eines gewöhnlichen Schriftstellers über einen wichtigen Theil der Landwirthschaft vorzulegen hätten, so würden wir seine Behandlung des Gegenstandes, und die Nützlichkeit der Grundsätze anrühmen: da wir aber den Ökonomen diese Abhandlung darbieten, so brauchen wir nur den Abbé Rozier und Parmentier als ihre Vff. zu nennen; denn das Verdienst dieser Männer ist seit langer Zeit anerkannt und gewürdigt.“

Wer die Namen von vier Gelehrten aus Frankreich und den Anfang der Vorrede liest, der wird sich viele Belehrung und manche Auflösung noch streitiger Fragen versprechen. Rec. hat nicht ganz gefunden, was er erwartete. In der Einleitung wird vom Ackerbau überhaupt gesprochen; von den Gegenständen, die auf den Ackerbau Bezug haben; von dem Ackerbau einiger Völker; besonders der Römer; von dem Ackerbau in Frankreich. Von den moralischen Umständen, welche dort auf den Ackerbau Einfluss haben, (hier kein Wort von dem, was die Aufschrift des Hauptstücks erwarten ließ). Von den physischen Umständen, welche auf den Ackerbau in Frankreich Einfluss haben. Man zählt 14 Becken in Frankreich, worunter 4 große und 10 kleine sind. Die 4 ersten wären die Becken der Rhone, der Seine, der Loire und der Garonne. Rec. fand dieses Hauptstück dem Werke sehr angemessen, aber nicht jede Abtheilung desselben zweckmäßig bearbeitet. Von den Becken, welche die Rhone, und die Flüsse die sie aufnimmt, bilden, erhalten wir S. 43—50 sehr belehrende Nachrichten. Von dem Becken der Maas erfahren wir nichts. Es sey unnütz — heisst es S. 81 — sich bey der Beschreibung desselben aufzuhalten, weil der rechte Theil dieses Flusses allein zu Frankreich gehöre, und wenig Erdreich enthalte. Von dem Becken der Mosel wird das nämliche gesagt, und doch wird gerade dabey bemerkt: „wenn man den Umkreis desselben in Betrachtung zöge, so würde man unstreitig dieses Becken für das größte von allen bisher genannten erkennen müssen, weil es von einer

J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

Seite den Lauf der Mosel bis Coblenz, von der andern Seite den ganzen Lauf des Rheins von seinem Ursprung an, bis zu seiner Mündung, in sich begreift.“ — Beobachtungen über die Schutzwehren und über das Klima. — Durch eine Linie, die man von Nizza in Piemont bis nach St. Sebastian in Spanien ziehe, könne man die vier verschiedenen Klimaten der mit, tätigsten Provinzen Frankreichs sehr genau bestimmen. „Zuerst stosse man auf das Land der Orangen, der Ölbäume, der Weinstöcke: es habe im Süden das Meer und Afrika, und unmittelbar hinter demselben stünden die fast senkrechten Berge, die es gegen den Norden beschützten. Das zweyte sey das Land der Ölbäume und Weinstöcke ohne Orangen; es habe im Süden das Meer und Afrika, und die Berge, die ihm zur Schutzwehre dienten, seyen von der Küste entfernt. Das dritte das Land der Weinstöcke ohne Orangen und Oliven: es hat die Pyrenäen im Süden. Das vierte hat keine Weinstöcke: es hat die Pyrenäen im Süden, und diese sind ihm so nahe, daß sie es vor allen Südwinden beschirmen.“ —

S. 91 wird das ältere System des Ackerbaues erläutert; S. 103 das tullische System; S. 123 jenes von Duhamel du Monceau; S. 150 das von Patulo; S. 167 das von Fabroni; S. 186 Roziers Grundsätze; S. 213 das in England angenommene System nach Town und den englischen Landwirthen. — Es ist zwar ganz unvollständig, was von den englischen Ackerssystemen gesagt wird, man giebt aber doch denselben den Vorzug und eifert gegen das Drittheil Brachland, welches in Frankreich der Ruhe überlassen bleibt. — Die Brache ist bey weitem nicht mehr so allgemein in Frankreich als die Vff. glauben, am wenigsten in den eroberten Provinzen. Im französischen Brabant, in der französischen Pfalz, findet man besseren Feldbau, als in vielen Gegenden Englands. Leider nehmen in vielen Gegenden dieses Kaiserthums, bey dem noch viel zu geringen Viehstand, die häufigen Weinberge den mehresten Dünger weg; dennoch ist auch die Hälfte dieser im übelsten Zustande. Gegenwärtig darf wohl Hornvieh u. s. w. nach Frankreich eingeführt, aber kein Stück ausgeführt werden. Wenn die Viehzucht daselbst jenen Grad erreicht hat, daß Überflus an Dünger zur Verbesserung alles urbanen Feldes vorhanden ist, dann wird auch die Brache vermindert werden.

: Von der Erde und ihren verschiedenen Gattungen; von den Mitteln die fehlerhaften Eigenschaften derselben zu verbessern: S. 222 u. f. Hier wird die Erde als eines der vier Elemente aufgeführt, aus Achtung für Ro-

U u u

zier, der diese Definition entworfen hat. Dem Landmann, heist es S. 22, ist wenig daran gelegen, ob die Erde ein Element sey, oder nicht, wenn er nur ihre Natur, ihre Eigenschaften, ihre ernährenden Bestandtheile, kennen lernt. Rec. ist mit dieser Idee einverstanden, und noch mehr mit den Worten der Vorrede: „Könnte doch dieses Werk zu Frankreichs Glück beytragen, und den Landmännern, denen es insbesondere bestimmt ist, eine Quelle der Reichthümer eröffnen!“ Wenn man aber wegen der eigentlichen Bestimmung dieses Buches für den Landmann hier die populäre Sprache wählt, so sollte man dies auf keiner Seite vergessen. Gerade nach der Erklärung, was Erde sey, fangen Theorien über die Entstehung der Dammerde, über die Bildung der Flötz- und Urgebirge, über Verwitterung der Erden an der Luft u. s. w. an. Was kann dem eigentlichen Landmanne daran liegen, daß die natürlichen Exemplare der Farrenkräuterabdrücke in den Steinkohlenbrüchen von Frankreich, in Amerika durch P. Plumier entdeckt wurden; oder daß auf seinem Boden, den er jetzt baut, in der Vorzeit Vulkane gewüthet haben? Was gehen den Landmann die Untersuchungen über die Grundursache der thierischen Elektricität an, welche S. 333 u. f. weitläufig erörtert werden? — Nützlicher und lehrreicher sind die Erfahrungen über den Dünger. Mit Recht wird die zu frühe Abfuhr des Düngers aus der Grube verworfen, und bestimmt gesagt, daß man häufig die Wirkung der Salztheile des Düngers mit dem Ausdruck *hitziger Dünger* verwechsle. Auffallend war es aber dem Rec., daß man den Schweinmist als einen sehr wirkfamen Dünger empfiehlt. Der Menschendünger sey der vorzüglichste, aber auch der gefährlichste, wenn ihn das Alter nicht unschädlich gemacht habe. Wenn er im frischen Zustande die Pflanzen nicht verderbe, so theile er ihnen doch einen abscheulichen Geruch und Geschmack mit. Dies ist zum Theil wahr. Die Lauchzwiebelz. B. ist im Menschendünger sehr zart und gut, von angenehm flüchtigen Geruch und Geschmack; der Winterrettig ist vorzüglich; dagegen schmeckt die Petersilie aus dem Menschendünger häßlich, und bleibt, wie die gelbe Rube und der Cellerie, äußerst klein. Der wirkende Stoff der Asche sey durchaus demjenigen Stoffe ähnlich, welcher im Kalk enthalten sey. Warum wende man also nicht Kalk oder Gyps an? Die anhaltendsten Versuche hätten die Wirksamkeit desselben erwiesen. Ein Mafs Kalk wiege wenigstens 3 Mafs von neuer Asche, und mehr als 30 von abgelaugter Asche auf. Die Erfahrungen der deutschen Landwirthe stimmen durchaus damit nicht überein; ja, die ausgelaugte Asche ist, wenn sie ein Jahr alt liegt, in gewissen Gegenden viel fruchtbarer, als die frische Asche, woselbst der Kalk dem Lande nachtheilig seyn würde.

Die Theorie der Vegetation ist S. 311 kurz, aber gründlich und deutlich vorgetragen. S. 318 folgt eine Anleitung zur Beurbarung und zur Austrocknung eines Erdreichs, zur Aufbrennung und zum Ärndt-

wechsel. S. 563 Beweise der Unnützlichkeit der Brache, und Cultur der Pflanzen die zum Ärndtwechsel dienen sollen. Der Kleebau wird zur Vermehrung der Fütterung sehr empfohlen. „Ist das Feld mager — heist es S. 579 — so baut man nach dem Winter Schneckenklee, oder *Esparsette*, den man durch zwey oder drey Jahre stehen läßt, und so gelangt man dazu, daß man den Boden in der Länge verbessert.“ S. 623 wird von dem guten Fortkommen der *Esparsette* auf den nackten Kreidebergen der Champagne geredet, und endlich der Schluss gemacht: „Ist es nun möglich die vielen Kreideberge fruchtbar zu machen, so kann man auch mit größerem Grunde Böden fruchtbar machen, die nur wegen des Mangels an Humus, oder vegetabilischer Erde, oder der im Wasser auflösbaren Erde unfruchtbar sind; und muß also, vermöge einer natürlichen Folge dieses Vernunftschlusses, die *Esparsette* allenthalben, wo Fütterung mangelt oder theuer ist, vermehren, weil die Erfahrung von einem Ende Frankreichs bis zum anderen gezeigt hat, daß diese Pflanze allenthalben gedieh.“ Sollte man nicht berechtigt seyn, den *allgemeinen* Anbau der *Esparsette* dahin einzuschränken, wo die Erde Kalktheile in ihrer Mischung enthält? Es ist wohl außer allem Zweifel, daß der Anbau dieses Futterkrauts die öden Kreideberge der Champagne pouilleuse zur ferneren Cultur geschickter macht; in anderen Odungen aber, denen Kalkmischung fehlt, wird es nicht aufkommen, oder doch nicht fortwachsen.

Die Lehre von den empfohlenen Futterkräutern, so wie die Beantwortung der Fragen: Wann muß man ackern, wie tief muß man in Bezug auf die Beschaffenheit des Erdreichs ackern? Ist es vortheilhafter mit Ochsen, mit Pferden oder mit Maulthierern zu ackern u. s. w.? ist mit vieler Kenntniß und Übersicht vorgetragen.

Die erste Abhandlung des zweyten Theils über die Ackerwerkzeuge ist, ohngeachtet wir über den nämlichen Gegenstand in Deutschland schöne Werke von Thaer und Riem besitzen, eine sehr wohlgerathene Arbeit. I. Abschn. Nothige Bemerkungen über den Bau der Pflüge, und die verschiedenen Arten derselben. 1) Vorläufige Bemerkungen über die Nutzbarkeit und die Eigenschaften der Pflüge überhaupt, in Bezug auf die Wirkung, die sie hervorbringen müssen. 2) Von dem Baue der Pflüge. 3) Von den verschiedenen Arten der Pflüge. II) Von den einfachen Pflügen. III) Von den zusammengesetzten. IV) Von ihrer Besspannung, und der Art, sie zu lenken. — Der einfache Pflug in den mittägigen Provinzen ist von unserm deutschen Hackenpfluge verschieden. Letzterer ist noch einfacher. Der leichte Pflug, welcher S. 64 beschrieben ist, wird zur Bearbeitung der Baumpflanzungen und zur Auflockerung der Erde zwischen den Reihen des Getreides gebraucht. Rec. scheint der Cultivator in Verbindung der Pferdehacke zu diesen mancherley Absichten zweckmäßiger zu seyn. Der chinesische Pflug wird hier ausführlich beschrieben, und abgebildet. Er wird bey dem Reisbau

vorzüglich gebraucht; man furchet, säet und walzet mit diesem Instrumente zu gleicher Zeit. Er wird hier S. 78 vorzüglich bey der Cultur des Heidekorns empfohlen. Duhamel behauptet dagegen, daß nach den Grundsätzen unseres Ackerbaues dieser Pflug nie vortheilhaft seyn könne. Rec. ist mit letzterer Meinung vollkommen einverstanden. Bey der Bespannung des Pflugs erhalten die Ochsen vorden Pferden und Maulefeln den Vorzug, ohne alle die Gründe in Betrachtung zu ziehen, die in *Thaers Annalen* gegenfältig sehr gründlich erwogen werden. S. 258. Vom Getreidebau. Theorie der Vegetation des Getreides. Wie und nach welchen Gesetzen erfolgt die Entwicklung des Keimes und das Wachsthum der Pflanze, und welches sind die vorzüglichsten Bestandtheile des Getreides? Die Entwicklung des Keims, der innere und äußere Bau der Getreidepflanzen, und vorzüglich des Weizens, wird nach den Beobachtungen des Hn. *Poncelet* ausführlicher vorgetragen, als es hier erforderlich gewesen wäre. Die verschiedenen Weizenarten, mit denen in Frankreich vorkommenden Abänderungen, sind desto unvollkommener beschrieben. — Von den Unfällen des Weizens, und der Art, ihn vor Krankheiten zu bewahren. Als ein sicheres Mittel gegen den Brand soll man zu 8 Mltr. Weizen 200 Pfund Asche von weichen, oder 160 Pfund von hartem Holze, und 20 Pfund Lederkalk zu einer Mischung nehmen. Wem dieß zu kostspielig sey, könne in der Nähe des Meeres sich des Meerwassers mit Zusatz des Kalkes bedienen. Eine Salpeterlauge thue auch gute Dienste. — In Deutschland ist diese Krankheit bey dem Weizen sehr allgemein; in allen ökonomischen Zeitungen und Journalen trifft man Mittel genug dagegen, und doch hat Rec. noch nichts von Verminderung dieser Krankheit vernommen. Rec. bauet keinen Weizen, aber einige Stunden von seinem Wohnplatze ist das Hauptweizenland auf 30 Meilen im Umkreise; es ist die Wetterau. Seit mehreren Jahren säet Regierungsrath Vogt zu Rüdighheim jährlich 80 — 100 Morgen mit Weizen, auf einem wohlgebauten und gut unterhaltenen kalkigthonigen Boden, aus. Der Weizen wird vor der Ausfaat auf folgende Art zubereitet: Ein Simmer Weizen (Hannauer Mals) wird mit der Mischung von einem Pfund Weinessig, und 2 Loth salzburger Vitriol wohl unter einander gemengt, einige Stunden in diesem Zustande im Sacke oder Gefäße beysammen gelassen, und dann ausgesäet. Doch schadet es nichts, wenn dieser so zubereitete Weizen erst nach 14 Tagen ausgesäet würde. Hr. Vogt hat nicht ein Körnchen Brand in seiner Flur, dagegen haben alle Nachbarn, die sich des benannten Mittels nicht bedienen, Brand. — Was von der Ärndte, vom Schneiden und Mähen, von den Garbensetzen in Mandeln und Felmen, und vom Dreschen gesagt wird, sind bekannte Dinge.

Man hat auch bessere Dreschmaschinen als die hier vorgeschlagenen und abgebildeten. Bey der Aufbewahrung des Getreides wird die Naturgeschichte einiger dem Weizen schädlicher Insekten sehr genau und ausführlich vorgetragen. Von dem Erhitzen (Gähren) des Getreides, welches die Insekten veranlassen. S. 591. Das Getreide erhitze sich auf dem Kornböden manchmal zu 24 — 30 — 36° des Thermometers; bey der Voraussetzung, daß es ganz ausgetrocknetes Getreide sey, könne diese Erhitzung dem Getreide keineswegs selbst zugeschrieben werden. Die Gährung entstehe daher bloß durch Entwicklung der Schmetterlinge, und durch die Wärme, welche jedes einzelne in dem Haufen enthaltene Räuption demselben mittheilt; vielleicht trage auch der Unrath der Insekten dazu bey. Diese Erhitzung höre auf, sobald die Wärme der Atmosphäre unter 12° herabsinke, und finde im Winter gar nicht Statt. — Von den inneren Ursachen der Verderbnis des Getreides S. 595. Im J. 1783 wurde in Paris, da wegen der nassen Ärndtezeit vieles Getreide keimte, öffentlich bekannt gemacht: „Das Brod, welches von aufgekeimtem Getreide verfertigt wird, ist der Gesundheit nicht nachtheilig.“ — Von der Cultur des Roggens, der Gerste, des Hafers, des Mays, des Heidekorns: von S. 642 — 798. Es scheint, in Frankreich kennt man den sibirischen Buchweizen noch nicht, den, zur Verwunderung des Rec., so viele deutsche Schriftsteller dem *Polygonum fagopyrum* vorziehen. Die Frucht und das Kraut des ersteren ist bitter, und wird weder von Menschen noch Vieh gerne genossen. Übrigens ist das Heidekorn als grünes Futter, nach Rec. häufigen Erfahrungen, keine so milchreiche Nahrung, als gewöhnlich gesagt wird. — Von der Cultur des Reisses, S. 799: Die Kunst, Brod zu verfertigen, S. 819. Alles hier Gefagte ist den Deutschen längst besser bekannt. — Wichtiger ist der Anhang: vom Tollkorne, dessen gefährlichen Eigenschaften, und dem neu entdeckten Verfahren, dasselbe ohne Gefahr zur Bereitung des Brodes zu verwenden. Gewinnfüchtige Becker kaufen lieber Getreide das mit solchem Unkrautsamen verunreinigt ist, als reines, weil ersteres im Masse seiner Unreinigkeit wohlfeiler ist. Wo ein Drittheil des Getreides aus Tollkörnern besteht, sterben die Menschen von dem Genuße dieses Brodes unter den fürchterlichsten Zuckungen. Selbst ein Achtzehnthel Tollkorns erweckt bey anhaltendem Genuße bedenkliche und gefährliche Zufälle. Wenn man dem Weizenmehl, das mit Tollkorn-Mehl verunreinigt ist, ein dem letzteren gleiche Menge Maysmehl zusetzt, so sind alle schädlichen Wirkungen vernichtet. Brod aus einem Pfund Tollkorn, zwey Pfund Weizen und einem Pfund Mays geben eine gesunde Speise. Dieser Anhang ist von *Gallet*, als Verfasser, unterschrieben.

Stb.

KLEINE SCHRIFTEN.

VERMISCHTE SCHRIFTEN. Berlin, b. Dieterici u. Leipzig
H. Müller: *Zwey Schreiben die Errichtung einer akademischen
Lehranstalt in Berlin betreffend.* 1807. 40 S. 8. Der Entwurf,
welcher den Gegenstand dieser kleinen Schrift ausmacht,
hat gewiss schon viel Aufmerksamkeit von manchen Seiten er-
regt. Erhalten sich die laufenden Gerüchte darüber, und sieht
man vielleicht vorläufige Anstalten dazutreffen: so wird er auch
gewiss noch manche Federn beschäftigen. Darum ist es, wie-
wohl immer noch gar nichts officiell darüber bekannt gemacht
ist, und öffentliche Äußerungen also noch etwas vorzeitig zu
seyn scheinen könnten, doch um so erfreulicher, daß die erste
Flugschrift darüber in einem so durchaus ruhigen und besonnen-
nen Tone abgefaßt, der auch nicht den Gedanken aufkommen
läßt, als könne irgend eine Nebenabsicht dabey obwalten, kurz
daß sie die Stimme eines gewiss sehr achtungswerthen Mannes
ist, der es mit den Wissenschaften und zumal auch mit dem
Wohl der studirenden Jugend sehr wohl meint. Möchte der Vf.
in dieser Hinsicht nur Nachfolger finden! Wenn diese ihn dann
auch an Gründlichkeit und Vielseitigkeit der Ansicht des inter-
essanten Gegenstandes nicht übertreffen: so wird doch jeder eine
andere Seite herausheben und die Sache dadurch zur Beurthei-
lung und Behandlung reif werden.

Sehen wir die Schrift zugleich als ein kleines Kunstwerk an,
was sie ihrer fauber gehaltenen Schreibart wegen gar wohl ver-
dient: so möchten wir sagen, der erste Brief, der als von einem
hallischen Gelehrten an einen Freund in Bayern gerichtet vorge-
stellt wird, sey für diese Situation nicht zart genug abgefaßt.
Der Mann beschreibt sich und seine Collegien als arme Vertrie-
bene; äußert, er habe seine Lage, auch während des Flors von
Halle, schon als eine sehr beschränkte angesehen, aus der er er-
löset zu werden gewünscht habe, und nimmt eine sehr demüthige
Stellung gegen die Berliner, als ob er nun erst sollte unter die
edelsten Gelehrten Deutschlands versetzt werden, ja fast als ob
nicht nur der Studenten, sondern auch der Lehrer Geschmack
und Geist noch einen ganz anderen Schwung bekommen sollte
durch diese Versetzung. Hier scheint zuviel von dem vornehmen
Selbstgefühl der Residenzbewohner durchzuschmecken. Natür-
licher aus der Seele eines Universitätsgelehrten würde der Vf. ge-
schrieben haben: es sey zu bedauern, daß bey einer Verände-
rung, die mit so manchen Vortheilen verbunden wäre, gerade die
Lehrer sich in mancher Hinsicht nicht allzuwohl befinden wür-
den, indem sie einer so durchaus unabhängigen, ungenirten, ih-
ren Beschäftigungen angemessenen Lage sich in der Hauptstadt
schwerlich erfreuen könnten, und auch die schönen Verhältnisse
mit einer größeren Anzahl namhafter Gelehrten dadurch er-
stwert würden, daß diese der Gesinnung nach doch größtent-
heils mehr Geschäftsmänner und Weltmänner wären, als Gelehrte.
Gewiss werden die angesehensten hallischen Lehrer nicht gelben
lassen wollen, daß dieser Brief aus ihrer Seele geschrieben sey,
und sich nicht freuen, daß er in ihrer Sache geschrieben worden.
Ja Rec. möchte hinzufügen, daß nicht leicht ein gemachter Mann
in der literarischen Welt sich in einer ähnlichen Lage so ausdrü-
cken würde, wie diesem Briefschreiber widerfahren ist. In
dem zweyten Schreiben aus der Residenz herrscht hingegen ein
wahrhaft bescheidener Ton. Bescheiden setzt der Vf. den Fall,
es sey höheren Ortes noch nichts über den Entwurf entschieden,
damit es nicht anmaßend scheine, ihn noch auf diese Art zu prü-
fen; bescheiden fügt der Vf. für seine Meinung noch ökonomi-
sche Gründe hinzu, ohnerachtet er vorher die Hoffnung geäu-
sert, die Staatsmänner würden sich nicht durch ökonomische
Gründe bestimmen lassen. Noch bescheidener zieht er sich am
Ende, falls seine Gründe nicht wirken sollten, auf den Wunsch
zurück, daß die Freyheit, Söhne auch auswärtig studiren zu las-
sen, nicht werde beschränkt werden; eine Beschränkung, die ver-
nünftigerweise überall und für jeden Fall sollte aufgehoben werden.

Als Gründe gegen den Entwurf hebt der Vf. vorzüglich her-
vor das Geräusch und die Zerstreuungen der Hauptstadt, die
Schwierigkeit, welche arme Studirende finden würden zu sub-
stanziren, und die positiven Anreize zur Unsitlichkeit. Gewiss
sind diese Einwürfe recht stark herausgehoben, aber doch wird
das Unzureichende davon wohl Niemanden ganz entgehen. Das
gute Berlin wird leider für eine lange Zeit wohl still genug seyn;
es hat immer Gegenden gehabt, die einsam genug waren, und man
möchte lieber rathen, öffentliche Gebäude in diesen Gegenden dem
akademischen Gebrauche zu weihen, als mitten in der Stadt gele-

gene. Die Versuchung, in die das Schauspiel führt, würde sehr ge-
mäßigt werden, wenn einige angefehene Lehrer sich vereinigen,
interessante Vorlesungen — man müßte nur nicht grausam seyn,
und solche nehmen, die täglich gehalten werden — in eine Zeit zu
verlegen, die den Besuch des Theaters nicht mehr gestattet. Wer
Universitäten kennt, wird überdies wissen, daß nicht allzuviel
von Vergnügungen zu befürchten ist, die immer nur mit barem
Gelde können erkaufet werden. Den Armeren werden sich in Ber-
lin auch mehrere Hülfquellen eröffnen, und überdies würde es
ein Vortheil seyn, wenn nicht mehr so viel ganz hülflose, die doch
größtentheils auch schlecht erzogen sind, studirten, als bisher.
Die Reizungen zur Unsitlichkeit denkt sich der Briefschreiber
wohl auch nicht in dem richtigsten Verhältnisse; er weiß nicht, wie
viel deren von Hauswirthen und Gastwirthen in und bey kleinstäd-
tischen Universitäten angewendet werden. Man könnte auch den-
ken, daß für die Personen aller Art, welche von den Ausschwei-
fungen Anderer leben wollen, tausend junge Leute, deren doch
nur Wenige bedeutend genutzt werden können, in Berlin eben kein
so großer Gegenstand der Nachstellung seyn würden, und gute
polizeyliche Anordnungen könnten in diesem Stücke viel thun.
Bedeutender sind ein paar andere Bemerkungen, auf die der Vf.
aber weniger Gewicht legt, daß nämlich der akademischen Frey-
heit dort ein gänzlicher Untergang droht, und daß viel Unzweck-
mäßigkeit in den Vorträgen zu erwarten ist, wenn man nicht ver-
hindern kann, daß auch Andere als Studirende ihnen beywohnen.
Es ist in der That ein Verdienst, auf diese beiden Punkte recht früh
aufmerksam gemacht zu haben. Wegen des letzteren muß man sich
freylich lediglich auf die Lehrer verlassen, daß sie nicht um we-
niger Fremden willen von der Bahn abgehen, auf welcher sie die
Masse ihrer eigentlichen Zuhörer führen müssen. Das aber müßte
schon ein ganz schlechter Schlag von Studenten seyn, dem man
nicht einen Ehrenpunkt daraus machen könnte, Vorlesungen nicht
zu besuchen, an denen auch Frauenzimmer Theil nehmen. Was
endlich die akademische Freyheit betrifft, so müßte in der That
ernstlich darauf Bedacht genommen werden; denn sie ist ein wich-
tiger Punkt, wenn uns eine kräftige Generation erwachsen soll.
Aber sollte man nicht wünschen, daß ein Mann von des Vfs. Ein-
sicht und Weltkenntnis lieber für den Fall, der ihm doch auch der
wahrscheinlichste seyn muß, Vorschläge gethan hätte, als daß er
uns nur die Schwierigkeiten aufzeigt? Und gewiss lassen sich sehr
zweckmäßige Vorschläge thun, in Bezug auf Alles, was diesem
Entwurf einzelnes entgegenzustehen scheint, wie über alles ganz
eigenthümlich Vortreffliche, was aus ihm erwachsen kann, woran
aber der hallische Briefschreiber in unserer Schrift wenig ge-
sehen oder wenigstens gesagt hat.

Pr. H.

SCHÖN Z. KUNST. Königsberg, b. Nicolovius: *Das Klo-
ster zu Vallombrosa.* Von Ludwig von Baczko. I Theil. 1805.
236 S. II Theil. 1806. 268 S. 8. (2 Thlr. 4 Gr.)

Der zweyte Theil auch unter dem Titel: *Geschichte des Dr.
Odoardo und der Familie Zepari von Ludwig von Baczko.*

Es ist dies ein Roman in einem höheren Ton. Er spricht
den Klöstern das Wort. „Sollte in unseren Zeiten, heißt es
S. V, wo die Menschen bey erhöhtem Luxus und unaufhör-
lichem Ringen nach sinnlichem Genuß durch Vorurtheil und
Leidenschaften irre geleitet, in einem einzigen Augenblick oft
alles verderben, worin so mancher deshalb niedergebunden und
verloren, mancher auch nur, weil er eine schreckliche Zu-
kunft vor sich sieht, sein Leben durch Verzweiflung und Selbst-
mord endet; sollte in diesem Zeitalter nicht eine Art von Klö-
stern wünschenswerth seyn, worin der Mensch, wenn die Welt
für ihn, er für die Welt nichts Anziehendes mehr hat, und sein
äußeres Wirken aufhört, desto mehr auf sein Inneres wirken,
noch in gewisser Hinsicht gemeinnützig werden, und so in Frieden
seine Sterbestunde erwarten könnte? Mir schwebte ein solches
Bild vor meiner Phantasie und erzeugte die Idee des Klo-
sters zu Vallombrosa.“ Man muß gestehen, der Vf. hat alles
gethan, um diese seine Idee recht lebendig und anziehend dar-
zustellen. Er selbst, seit 28 Jahren erblindet, war wohl der
Geist dieses Klosters erster Bruder. Alles spricht sein
Gefühl aus, alles mahlt sich aus dem Innersten seiner Empfin-
dung. Ist es wo nöthig, daß man den Vf. des Buchs im Auge
behalte, so ist es hier, und man wird das Buch mit verdoppelter
Genuss lesen, wenn man im Stande ist, sich ganz in die Lage des
zu denken. Der zweyte Theil ist nur lose an den ersten gebunden,
aber nicht minder anziehend als der erste.

F. B.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 18 D E C E M B E R 1807.

SCHÖNE KÜNSTE.

- 1) AMSTERDAM, im Kunst- u. Industrie-Comptoir: *Medschnun und Leila*. Ein persischer Liebesroman von *Dschami*. Aus dem Französischen übersetzt, mit einer Einleitung, Anmerkungen und drey Beylagen versehen von *Anton Theodor Hartmann*. 1808. Erstes Bändchen. 208 S. Zweytes Bändchen. 191 S. 8. (1 Thlr. 16 gr.)
- 2) BERLIN, b. Braunes: *Adelaide*. Wahrscheinlich nur ein Roman. Von der Verfasserin von *Kolmar* und *Klaire*. 1807. 296 S. 8. (1 Rthlr.)

Der Gegenstand dieser beiden Romane ist ein und derselbe: unglückliche Liebe; aber in der Behandlung desselben weichen sie völlig von einander ab. Wenn in der persischen Dichtung alles mit Phantasie aufgefaßt und dargestellt ist, und wir uns in das freye Gebiet der Poesie versetzt sehen: so ist es in der deutschen der Verstand, der jedes einzelne ordnet und schildert, und wir fühlen uns nicht schöpferisch angeregt, wir werden vielmehr nur geschichtlich unterhalten; und wo etwa, wie am Schlusse, die Erzählung in einen höheren Ton übergeht, da zwingt uns zwar die erhabene Ansicht zu einer lebhafteren Theilnahme und zu ernstern Betrachtungen; sie allein ist aber keinesweges mächtig genug, und kann es auch nicht wohl seyn, um das lediglich Historische des Vorhergehenden vergessen zu machen. Diefs erwägend, ist es nicht mehr als billig, daß wir dem persischen Werke bey weitem den Vorrang zuerkennen, und zuerst von ihm näheren Bericht erstatten.

Durch die Übersetzung dieses Werkes erwirbt sich Hr. *Hartmann* um die asiatische Literatur, zu welcher er uns bereits mehrere schätzbare Beyträge geliefert hat, ein neues Verdienst. Der Roman erschien zum ersten Mal in Paris 1805, und ward vom Herrn *Chezy* aus dem Persischen ins Französische übertragen. Von der Art und Weise, wie dieses geschehen, glaubt unser deutscher Übers. „nach einem durch ein vieljähriges aufmerksames Studium morgenländischer Dichterwerke genährten Gefühl behaupten zu dürfen, daß Hr. *Ch.* den zarten Duft, der aus den lieblichen Blüten persischer Dichtungen so erquickend weht, im Ganzen nicht vermischt, und den in kecken Zeichnungen und glühenden Phantasiegemälden sich offenbarenden Geist der Asiaten auch seine Nachbildung, so weit es der widerstrebende Genius seiner Sprache irgend erlaubte, eingehaucht habe.“ Der Verfasser des Gedichts, der berühmte *Dschami*, von dessen Hauptwerken in der Vor-

rede einige Nachricht gegeben wird, lebte von 1414 bis 1492. Wir werden durch diesen Liebesroman von einer sehr vortheilhaften Seite mit ihm bekannt gemacht: die Dichtung ist durchgehends im lyrischen Styl und von einem hohen Schwunge; sie sinkt nie von ihrer tragischen Höhe herab, und ist von einer solchen verzehrenden Glut der Gefühle, von solcher feinen Zartheit der Empfindung, und von einer so ätherischen Schwärmerey durchdrungen, daß man von ihrer Anmuth auf das lieblichste sich angezogen, und von der Kühnheit des feurigen Enthusiasmus sich entflammt und unaufhaltsam fortgerissen fühlt. Des Geschichtlichen ist wenig, und es dient bloß zur Einfassung der Reihe von den bezaubernden Empfindungsgemälden, aus denen das Ganze besteht. Der deutsche Übersetzer hat von der schönen Dichtung eine so treffende Charakteristik in der Kürze entworfen, daß wir uns nicht enthalten können, ihr eine Stelle hier einzuräumen. Sie befindet sich in der dritten Beylage und lautet folgendermaßen: „Die unglückliche Liebe *Medschnun's* und der *Leila* spricht sich von der schmachtendsten Sehnsucht bis zum völligen Ausbruch des Wahnsinns und der gänzlichen Hoffnungslosigkeit mit solcher ergreifenden Innigkeit und so schwärmerischer Glut aus, daß man diese, unter erheiternden Ausichten aufkeimende, aber schmerzhaft endende Leidenschaft durch die rührendsten Scenen der wärmsten Zärtlichkeit, bis zu den erschütternden Erscheinungen der wildesten Verzweiflung mit ungeschwächter Aufmerksamkeit und Theilnahme begleitet. — Mit flammenden Empfindungen keimt die Liebe bey diesen Naturmenschen auf, schwelgt berauscht von der entzückenden Gegenwart in den überspanntesten Träumereyen, und verschmähmt mit kühner Begeisterung jede drohende Gefahr, jedes drückende Hinderniß. Sie schmiegelt sich bey *Medschnun* um jede Erscheinung in der Natur, die an die Angebetete erinnert, und die Schmerzen und Freuden seines Herzens aufregt, mit wehmüthiger Hefigkeit an, macht sie zu Theilnehmern seiner Leiden, und schüttet gegen sie, als in *Leila's* Busen, die aufbrausendsten Klagen, und die sehnsuchtsvollsten Hoffnungen seines gemarterten und belasteten Herzens aus; — die leiseste Berührung erquickt und verwundet sein krankes Gemüth, der schwächste, bloß erträumte Argwohn entflammt seine Eifersucht, und seine überspannte Liebe verschmilzt sich zuletzt mit mystischer Andacht und einem inbrünstigen Verlangen nach dem Unendlichen.“

Was nun die deutsche Übersetzung betrifft, so ist sie so gut gerathen, daß die kleinen Nachlässigkei-

ten, auf welche man hin und wieder stößt, dem Ganzen wenig oder keinen Eintrag thun. Solcher Nachlässigkeiten wollen wir nur ein Paar erwähnen. S. 74 heist es: jeder Schritt, den er in Bewegung setzte, und an einer anderen Stelle: er war stolz über seine glücklichen Anlagen. S. 55: deren Schönheit der der Huris gleich. — S. 57: reizend sitzend. — S. 102: unbeschreiblich glücklich. Unangenehmer als diese kleinen Flecken fallen die ausländischen Ausdrücke auf, welche sich der Übersetzer öfters erlaubt, da sie doch leicht durch deutsche zu ersetzen sind, und in einer so durchaus lyrischen, höchst poetischen Sprache, einen sehr widrigen Eindruck machen. Solche fremde Wörter sind: Existenz, Pavillon, parfümirt, interessiren, fixiren, Extase, Concert. — Die hinzugefügten erläuternden Anmerkungen sind eine schätzbare Zugabe des Übersetzers, welches ebenfalls von den drey Beylagen gilt. Die erste enthält eine indische Fabel: der Wettstreit zwischen den Augen und der Augenschminke. Die zweyte: Betrachtungen über die Naturschilderungen der Perser, durch einzelne charakteristische Proben erläutert; und die dritte handelt von den Übertreibungen des Gefühls der Bewunderung und des Schmerzes in der Liebe bey den Persern. Hier sind besonders die Parallelstellen zu der bey den asiatischen Dichtern häufig vorkommenden Erscheinung merkwürdig, daß eine bloße Erzählung, oder der Anblick eines Bildnisses schon hinreichend ist, um die glühendste Liebe für einen nie gesehenen Gegenstand zu entzünden. — Unter den Anmerkungen scheint eine ganz ungehörig zu seyn. Zu den Anfangsworten des Gedichtes: „Setze dich nieder, und lies die Schicksale der Verirrungen eines Unglücklichen, dem die Heftigkeit seiner Liebe den Verstand raubte:“ wird die Bemerkung gemacht: „Hier offenbart sich gleich Anfangs auf eine charakteristische Weise die Schläffheit und Unlustigkeit eines Volkes, das keine grösseren Vorzüge kennt, als liegend oder sitzend einer behaglichen Ruhe sich zu überlassen.“ — Ist denn nicht zum Lesen die sitzende Stellung zugleich die angemessenste, und demnach des Dichters Aufforderung zum Niedersitzen wohl mehr, als eine zum Genuß des Gedichtes einladende Redefigur? —

Der Roman: *Adelaide* hat das in unseren Tagen nicht selten bearbeitete Thema der Verzichtleistung eines edlen Mädchens auf die Liebe eines Fürstensohnes. Was man dabey gewöhnlich antrifft, findet sich auch hier: ein stilles, verschlossenes Daiden, und gänzliche Aufopferung, die dem unglücklichen Leben ein frühzeitiges Ziel setzt. Adelaide wird überdies als ein höchst zart gebildetes und reizbares Frauenzimmer geschildert, welches immer gehütet und bewacht wird, und späterhin durch einen Sturz in einen tiefen Wassergraben ihre Gesundheit so heftig erschüttert fühlt, daß sie sich keines vollkommenen Wohlbefindens wieder zu erfreuen hat. Sie sieht ihrem gewissen Tode mit standhafter Unerschrockenheit entgegen, den Freunden ihre Lebensgefahr so lange als möglich verbergend, und erträgt endlich ihr letztes Schicksal

mit der Fassung eines edlen Gemüths. Diese Hauptparthie des Buches ist die interessanteste und am besten gelungen. Übrigens ist es nicht arm an mancherley Begebenheiten und Situationen, welche ziemlich unterhaltend sind für einen genügsamen Leser; sogar Italien muß, nach der gegenwärtigen Romanensitte, einige Personen und Ereignisse herleihen, und der Geschichte wenigstens zu einem Anstrich vom Romanhaften verhelfen. Unter anderen liefert es hier aus seinem poetischen Monopol einen gewissen jungen Cynthio, welcher mit Sang und Klang die liebe Adelaide umgiebt, sie beständig bewacht und beschützt, und von ihr so unzertrennlich wie ihr Schatten ist. Wir gestehen, daß dieser Cynthio uns gar wenig erbauet hat, und daß er, statt der Absicht nach eine poetische Wirkung hervorzubringen, vielmehr verräth, wie das Dichterische sich gegen die Verständigkeit der Verfasserin sträubt, und wie sie da, wo sie nicht auf Gefühl und Geist, sondern auf die Phantasie wirken will, entweder in ein leeres Empfindungsspiel sich verliert, oder in breite schwerfällige Schilderungen und in geschrobene und übertriebene Gleichnisse geräth. Am unglücklichsten ist sie aber, wenn sie einige Anwandlungen von Laune bekommt, und zumal an solchen Stellen, wo das Launige gar nicht hingehört. Der Styl ist übrigens sehr ungleich, und bleibt sich nur in dem Bestreben getreu, wo möglich immer pikant und geistreich sich auszudrücken; auch an grammatischen Unrichtigkeiten fehlt es nicht. — Einige Beyspiele mögen, so viel es im Einzelnen möglich ist, dieses belegen. In folgender incorrecten Stelle schildert sich die phantastische Leichtigkeit: „So tönte denn dieses Kleeblatt drey anschauldvoller Seelen bey der leisesten Berührung ihrer Genüsse — die an diesem kindlichen Engelsverein ihren wonnigsten Genuß zu haben schienen, gleich Acolharfen in das Gefäusel des lieblichen Welts.“ — Um zu sagen: Nicht die Hochbejahrte, sondern die jüngere ward ein Raub des Todes, drückt sich der Vf. S. 159 so aus: „Jener Würger, dessen verheerende Thätigkeit öfterer das stille Glück liebender und geliebter Verbundenen in namenlosen Schmerz verwandelt, als die Wünsche der Erben reicher Greise, der Sklaven entbehrlicher Tyrannen — ja selbst das Flehen so vieler von jeder Freude verlassener und nur von Schmerz und Leiden heimgesuchter Unglücklicher in Erfüllung bringt — jener herzlose Freudenstörer streckte die knöcherne raubgierige Hand nicht nach dir u. s. w.“ — Ein Beyspiel von schwerfälligen Vergleichen giebt: „das Geräusch der Bewillkommnung und Eintrittsceremonien verhallte nach einer acht Minuten langen Dauer endlich wie das Rollen des Donners in den Tiefen einer Gebirgskette.“ — Wie folgende Stelle der Feder eines Frauenzimmers hat entschlüpfen können, ist zu verwundern: „der Dieb verschwand hinter die colossalischen metallenen Särge, in denen die Gebeine der der Verwesung heimgefallenen fürstlichen Familie über den Frevler sich hörbar schüttelten.“ — Ha. Ha.

Münster, b. Waldek: *Schriften von G. A. von Haltern*. Fünfter Band. *Gedichte*. (Auch unter dem Titel: *Gedichte von Haltern*. Erster Band. *Lyrische Gedichte*.) 1807. 407 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.).

Diese Gedichte, in welchen man vorzüglich das Streben wahrnimmt, eine ungekünstelte Leichtigkeit mit deutscher Kraft zu verbinden, und mit Rechtlichkeit und Klugheit in einer leichtfasslichen Sprache zum Herzen und zum Verstande zu reden, werden bey denjenigen unter den deutschen Lesern, die in der poetischen Lectüre eine moralisch-vernünftige, nicht zu hoch gehende Betrachtungsweise der Dingeslieben, ihres nahe liegenden Zwecks, zu unterhalten, zu belehren, zu trösten, und zuweilen auch durch einen Scherz zu erheitern, nicht verfehlen, bey anderen aber, die von lyrischen Gedichten eine zauberisch-liebliche Anregung zu einem reinen, hohen und vollen Lebensgenuss erwarten, keine sehr lebhafte und erfreuliche Aufnahme finden. Denn diese werden in dem belehrenden Ernst mehr Hoheit und Würde, im geistreichen Scherz mehr originelle Laune, in der populären Einfachheit mehr Naivetät und Naturkraft, und in der feiner angelegten Fröhlichkeit mehr Feuer und Leben fodern, ohne welche Eigenschaften sie der lyrischen Poesie nur einen niederen Rang zugestehen, und sie bey gar zu freygebiger Lebensweise wohl an die Grenze der Lehrpoesie zurückweisen möchten. An diese höheren Forderungen darf man hier freylich eben nicht denken; indess — selbst, wenn man sich in die Sphäre des Dichters versetzt, so erleidet man auch hier nicht selten Störungen im Genuss, indem der Dichter uns oft auf halbem Wege verlässt, ohne die erregte Erwartung völlig zu befriedigen, und diese ist am meisten zu tadeln. Eine von seinen Bestrebungen ist z. B., uns in leichtem Vergange und ungesuchter Reimfügung zu unterhalten, und gleichwohl zeigen Verse, wie diese, nicht selten Spuren von Nothbehelf, und einer gewissen Ungelenkigkeit in der Sprache:

Freude! Himmelstochter! *senke*
Dich herab mit kühnem *Trist*!
Weisheit! stille Weisheit! *lenke*
Du der zarten Schwester Schritt.

Oder Sätze wie diese: *Der Dünkel heisst uns Scherz nennen*. — Einst kommt man, was man auch sich sträubt, dahin, dahin. Oder Reime wie *bis und vergifs* (wo eine bloße Redepartikel die Schlusssylbe eines Verses ausmacht), und: der Tempel hallte, mit: *deine kalte* — Berührung, wo keines dem anderen in der Ruhe und Bedeutung das Gleichgewicht hält. Auch der Gebrauch poetischer Figuren und Formeln misglückt ihm zuweilen, z. B. in diesen Versen, wo von den Blättern die Rede ist:

O so schließst, der Todespest zu wehren,
Nun den Lebensbund!
Ja! ihr könnt es. Bundesworte scheuchen
Längst die Hyder, Pest!
Und die Schwester heischte ruhig Leichen?
Stürmt, zerstört ihr Nest!

in der Wahl und Anwendung der Versarten verfehlt

er nicht feltner das Passende, und stört dadurch das Gefühl in der Hingebung an den Gegenstand. Einen alt-schottischen Klagefang nach der Schilach stimmt er in Daktylen also an:

Hier tönten sonst frühe,
Beym Melken der Kühe
Gesänge der Knaben vor Tagesbeginn.
Nun hallt es von Wehe,
Im Thal, auf der Höhe:
Die wackersten Jünglinge sanken dahin!

wo zwar die vorige Lust, aber nicht das nachmatige Wehe zum Verse paßt. Auch die Empfindung einer Mutter über den Tod ihres Säuglings wagt er in Daktylen auszusprechen. In der Mischung zweyer Versarten leitet ihn ebenfalls kein sicheres Gefühl, wie dies das Beyspiel der Cantate: *Pyramus und Thisbe*, lehrt, wo die Abwechselung zwischen Daktylen und Jamben nur selten, und in folgender Verbindung, durchaus keine Wirkung thut:

Das Laub der Weide neigte sich
Zur Trauer nieder: ihre Äste
Durchwinkelten scheidende Weide.

Betrachten wir weiter den Inhalt seiner Gedichte, so finden wir in der Überschrift oft Balladen genannt, was nur eine simple poetische Erzählung ist. Philoxen z. B. hat nichts von dem *Gefangartigen* einer Ballade, um diesen Namen zu führen. Wenn ein Gegenstand im Vortrage nicht durch das Medium der Empfindung geht, sondern bloß als Gegenstand der Vorstellung und der Betrachtung erscheint, dann kann der Vortrag weder eine Ballade, noch eine Romanze, noch überhaupt ein Gefang, sondern nur eine Erzählung oder eine bloße Beschreibung heißen. Und wir müssen bekennen, daß der Vf. in der Erzählung nicht geringes Talent zeigt, indem er das Einzelne klar und deutlich aufsaßt, und, wenn auch etwas umständlich, doch mit Munterkeit wiedergiebt. Das *Häuschen auf der Haide*, das er auch eine Ballade nennt, trägt zum Theil diese Vorzüge, wenn auch der Inhalt manches gegen die Wahrscheinlichkeit hat. Nur zwey Verse darin neigen zum Balladenton:

Er ging und fand ihn nicht zu Hause,
Und fand ihn nie, so oft er ging..

Den meisten Gedichten dieser Sammlung hängt etwas von der Studierstube an; sie führen nicht in das frische, für sich frey waltende Leben; und lassen nicht der Empfindung und Denkart Anderer ihre natürliche Selbstständigkeit. So hören wir eine literarische Damengesellschaft ein Lied anstimmen, das zwar manche hübsche Gedanken enthält, worin aber der Ton, wie z. B. in diesen Versen, doch öfters gar zu sehr der weiblichen Anmuth und Sprechart entgegenstrebt:

Wenn düster durch die *Knaster-Wolke*
Politica von Volk zu Volke
Durch *Haderstoff* vom Nil zum Rhein
Die Männer *hetzt*, und trübt den Wein;
Dann schleicht, ermüdet von der Reise,
Der Klüg're in der Schönen Kreise..

Einen großen Theil dieser Gedichte muß man Gelegenheitsgedichte nennen, weil sie in gelegentlichen Ausserungen über Zeitbegebenheiten und übernähre

und entferntere Vorfälle bestehen. Je mehr sie dem speciellen Interesse verdanken, desto leichter müssen sie mit der Zeit den Lesern gleichgültig, oder wohl gar überdrüssig werden; ja manche werden bald die nöthige Verständlichkeit verlieren, und, wie jetzt schon einige Noten unentbehrlich waren, deren in der Folge noch mehr erfordern. Überall hören wir ein Echo, sowohl von Dingen in der Politik, als in der Literatur, z. B. von Demokratie und Aristokratie, von Freyheit und Gleichheit, von gehoffter Integrität des deutschen Reichs, vom Rheinbund, von Schlachten, Regierungsveränderungen, Geburten, Todesfällen und Stiftungstagen; und folgende Namen: *Kunt, Wolke, Woltmann, Merkel, Schröder, Sturz, Herder, Leopold von Braunschweig, Friedrich*, und noch viele andere, lesen wir hier, so daß für diejenigen, die solche Erinnerungen einem allgemeinen poetischen Lebensgenusse vorziehen, sehr gesorgt ist. Am reinsten und am gelungensten erscheint die Poesie des Vfs. in einfachen Liedern, wie man sie wohl in gesellschaftlichen Zirkeln singen mag, z. B. in folgendem *Trinkliede*, das ziemlich bekannt ist:

Das Leben gleicht der Blume!
So sagen die Weisen. Wohlan!
Das laßt uns, ihr Freunde, bedenken;
Laßt oft uns mit Weine sie tränken:
Denn frischer blühet sie dann. u. f. w.

So hat auch das *Lied vom Seiler*, wenigstens im Anfang, malerischen Wohlklang und Singbarkeit:

Es wandelt der Seiler — laut rollet sein Rad —
Zwar rückwärts, doch sicher, den kundigen Pfad
— Am werdenden Seile hernieder;
Und ist er am Ziele, dann geht er die Bahn
Getrostes Muthes vom neuem hinan,
Und kürzet die Tage durch Lieder. u. f. w.

Auch das *Lied der Zigeunerin* würde löblich zu nennen seyn, wenn es sich nicht wieder am Ende durch eine Lehre (Demokratie und Aristokratie zu verbinden) an ein besonderes Zeitinteresse angeschlossen. — Weniger gelungen ist das *Lied vom Tanz*, das, um lyrisch zu seyn, einen zu erzählenden und lehrenden Ton hat, und z. B. mit folgender Halbphilosophie schließt:

Einft mischet Natur in ein Chaos das All,
Und dann ist auf immer geendet der Ball.

Auch Kirchenlieder hat der Vf. gedichtet, die von allgemeiner Brauchbarkeit sind; nur hie und da hatte er noch vorsichtiger im Ausdruck seyn sollen, z. B. wenn es von den Kindern heist: Froh verfolgen sie die Bahn, die sie froh uns laufen (statt wandeln) sahn. — Zuweilen erhebt sich die Sprache seiner Poesie zu mehr Kraft und Würde. Die Oden machen vorzüglich Anspruch darauf, aber da sie auch zugleich viel Kälte und Steifheit enthalten, so wollen wir lieber, zum Schluß dieser Anzeige, ein Beyspiel aus den *Stanzas bey der Zusammenkunft der bremischen Literatur-Gesellschaft zu Falkenburg* wählen, wo es von der ehemaligen Versammlung der alten Friesen unter anderen also heist:

Der Rathschlag war vollbracht. Nun quoll die Freude,
Die silberhell der Arbeit stets entquillt.
Der Abend naht; es hob sich auf der Weide
Bald Zelt an Zelt; das Trinkhorn ward gefüllt:
Die Zinke tönt. „Es gilt!“ und zum Bescheide
Scholl laut der Ruf: „Ja, edler Frief“, es gilt!“ —
„Ihr seyd nicht mehr“, so seufzt ich, „schöne Tage!
Ach! jene Freyheit schwand zu einer Sage.“

T. Z.

KURZE ANZEIGEN.

JUWENDSCHRIFTEN. Halle, b. Dietlein: *Frühlingsblümchen zu Kränzen für Knaben und Mädchen.* Von L. Müller, Vf. der Parabeln Jesu für Kinder, der Maximen für die Erziehung nach Rousseau u. a. (ohne Jahrzahl) 200 S. 8. (10 Gr.). Dies Buch für Kinder, das in einer leichten und anmuthigen Sprache geschrieben ist, empfiehlt sich durch eine gewisse Natürlichkeit, die alle vorkommenden Personen, die älteren wie die jüngeren, im Reden und Handeln begleitet, und fast überall die vorgetragenen Grundsätze und Lehren annehmlich macht. Auch ist die freundliche Unschuld und die Gutmüthigkeit zu loben, die durch das Ganze herrscht, und manche Gedanken jugendlich belebt; nur muß man es tadeln, daß sie hie und da zu weit geht, und sich mit Vertilgung der persönlichen Eigenheiten bis in die sentimentale Weichlichkeit verliert, in welcher die Kinder eben so nahe daran sind, Engel, als — Nachtmützen zu werden. Solche Gutmüthigkeit verführt auch hin und wieder zu einer besonnenen Klugheit, die nicht mehr Wohlgezogenheit, sondern Nachsicht und Aftersklugheit ist. Der Inhalt des Buchs besteht in Fabeln, Erzählungen, Kinderspielen, dramatischen Scenen, Charaden und Räthseln, wovon die letzteren am meisten gelungen sind. Die Spiele, die doch zur Erholung seyn sollen, entfernen zu wenig von der Schule, und lassen dem Kinderfinne nicht Freyheit genug, durch Andeutungen von Bildern ins wirkliche Leben hinüber zu schweifen, wie es doch die Kinder in ihren Spielen so gern thun. Die dürftige Erfindung giebt ihnen zu wenig Stoff und Mannichfaltigkeit, und hält sie statt dessen immer wieder am Fa-

den des Unterrichts fest, indem sie nur zu deutlich die Absicht merken läßt, den lieben Kleinen eine Vocabel abzufragen, oder ihnen etwas aus der Technologie oder Geographie bezubringen. Sollen denn die Kinder nicht einmal in ihren Spielen dem Leben angehören? — Eben so paßt ein Drama, das von Papieren und Überschriften handelt, und am Ende die Kenntniß des Wechselrechts voraussetzt, wenn es auch nützliche Folgen herbeyführt, ganz und gar nicht für Kinder, sondern für diese muß die Handlung sinnlich-einfach seyn, und mit Vermeidung der gesellschaftlichen Künstlichkeit sich an die Natur anschließen.

T. Z.

PHILOLOGIE. Freyberg, b. Craz und Gerlach: *Tabelle der lateinischen Conjugationen.* Ohne Jahrzahl. 1 Bog. in Folio. (3 Gr.). Die Einrichtung dieser Tabelle, zur bequemen Übersicht der Ableitung der Temporum u. f. von einander, ist zu loben. Durch rothe, gelbe und blaue Striche ist das Zusammengehörige an einander gewiesen. Nur hätte man im deutschen etwas präciser seyn sollen. Das beygefügte Paradigma *ich liebe*, kann z. B. im Perfecto, wo steht *ich habe (bin) geliebt* zu der falschen Meinung verleiten, als hiesse *amavi* sowohl *ich habe geliebt*, als *ich bin geliebt*. Doch da diese Tabelle nur zur Erleichterung des Unterrichts dienen soll, und nicht zum Selbstunterricht, so wird der Lehrer schon dafür sorgen, daß dies zweydeutige *bin* den richtigen Sinn erhält. Sie kann also als brauchbar empfohlen werden.

D.

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 19 DECEMBER, 1807.

PHILOSOPHIE.

HERDELBERG, b. Mohr u. Zimmer: *Von der Selbstvernichtung der Zeit und der Hoffnung zur Wiedergeburt.* Philosophische Gespräche von K. F. Windischmann, Professor in Altschaffenburg. 1807. VI u. 371 S. 8. (1 Rthlr. 12 Gr.)

Unter die bedeutungsvollsten Zeichen bedenklicher Zeiten gehören die Urtheile über die Zeit und ihre Zeichen, die, mehr oder weniger laut, aus ihnen hervorgehen. Je mehr Worte über das, was im Ganzen ist und geschieht, oder geschehen sollte, desto weniger Energie, Kraft, stille Erfüllung des eigenen Daseyns. Lob und Tadel dieses Urtheils über die Zeit ist in dieser Hinsicht fast gleichbedeutend; am schlimmsten aber ist die Klage über die schlimme Zeit. Ohne eben noch Antithesen zu haschen, könnte man auf den Einfall kommen, zu fragen, ob solche Klagen nur geführt würden, weil die Zeit wirklich so gar böse sey, oder ob diese so schlimm würde, weil so viele wären, die nichts besseres zu thun wüßten, als über sie zu klagen? Wir wollen uns nicht auf solche Paradoxien einlassen. Aber so viel ist gewiß, daß, nach der gedachten Classe von Zeichen zu urtheilen, unsere Zeiten wirklich sehr bedenklich seyn müssen. Wir alle habens noch gehört, wie die Menschen nicht müde werden konnten, die Vortreflichkeit der Zeit, die Fortschritte der Cultur in Künsten und Wissenschaften, die Früchte der Aufklärung, das beynahe Classische in allem Möglichen, wozu wir endlich gelangt seyen, zu preisen; noch klingt der Nachhall davon süß in unseren Ohren — Mancher ist vielleicht darüber senk eingeschlafen, und — schläft noch, ohne daß ihn der Übergang in eine andere Tonweise, der erst geistreich, tief und bedeutungsvoll angeschlagen, dann aber sehr unharmonisch ausgeführte Tadel, in den sich jenes Lob auflöste, wecken konnte. Dieser Tadel, — er konnte heilsam seyn, die wenigstens, die nur erst nickten, wecken, die wachenden aufregen zu Kampf und That, und, wo möglich, zur Selbsterkenntniß; das hat er auch sicher an Vielen gewirkt, und wir ehren insofern in ihm das heilige Naturgesetz, das jede Dissonanz nur um der Auflösung willen Hervorruf, und erkennen auch darin, daß die Begleitung des Tadels sich in schärferen Dissonanzen unterstützen mußte, seine unbedingte Zweckmäßigkeit. Ein schlimmes Zeichen aber war, daß die ersten, die den neuen Ton vernahmen, statt sich zu ermuntern, auf ihre Füße zu treten und zu wandern, nun in die vernommene Weise mit einstimmten, und daß, durch den gewaltig anschwellenden Strom der Rede aufgeschreckt, alle noch übrigen Mienen machen, von ihrer Arbeit zu laufen, und in laute Klagen auszubrechen. Vor diesem Unisöno wolle uns Gott behüten! — Das wäre ein Zeichen sehr böser Zeit, wenn dem verheerenden Strom, der in dem allgemeinsten Zagen seine göttliche Sendung kund thut, Niemand entgegen kämpfte, kein Verein der Geister sichtbar würde, ihm in Muth und Selbstvertrauen, und in Hoffnung göttlichen Beystandes, sich selbst zum ermunternden Beyspiel, als stillen Damm, entgegen zu stellen. Was die Philosophen gethan, dem Zeitgeist aufzuhelfen, ist bekannt. Aber auch das ist ein bedenkliches Zeichen der Zeit, daß sie so oft, und in allen Verlegungen, Rath und Hülfe von den Philosophen erwartet, und nicht von der Philosophie: die das Gemeingut ist der Menschheit, in ihr lebend, und aus ihr in Blitzen des Genies hervorbrechend zur allgemeinen Erkenntniß und Erweckung des Sinnes. Für solches Verkennen ihrer Bestimmung sind die Philosophen selbst die Zuchtrüthen geworden der Zeit, der sie angehörten. Die Leerheit des egoistischen Bestrebens hat sich in den Formen des Idealismus künstlich ergossen. Um der Nothwendigkeit, die die Kraftlosigkeit zu fürchten anfang, zu entgehen, sollte die absolute Freyheit im Endlichen auf den Thron sich heben; so wurde Kosmopolitismus zum Fluch, Freyheit, unter der Form der Nothwendigkeit, ist absolute Tyranny, — dem endlichen Willen, als Gattung, beugt sich die Gesamtkraft alles endlichen Willens, der ganze Staat rundet sich, und schwimmt, von aller Schwere der anklebenden Natur befreyt, auf den Wellen des Stroms ruhig an ihren Götzentempeln vorüber; die Brandopfer, die ein Rest alten Aberglaubens, oder unwillkürliche Scheu, ihr zum Abschied anzündet, verhüllt der Rauch. Viele hat der Mißverstand dieser Tendenz irre geführt. In ihrer Ausbildung als System spricht sich das Grundverderben der jetzigen cultivirten Welt, Mangel an kräftigem Sinn, und krankliche Herrschbegierde des Verstandes, treffend aus. — Der göttliche Funke, der zuerst den Trieb zu freyer Selbstgestaltung alles Seyns und Lebens aus dem Inneren der Intelligenz erweckte, wird immer mehr verkannt, gemeine Absichtlichkeit schleicht sich unter der Maske ein, oder hebt sich öffentlich, als höherer Verstand, hervor, das Ruder der Welt zu fassen. Die Leerheit alles dieses Trebens und Strebens fühlend, durch die so weit getriebene Hervorbringung des Gegensatzes gänzlich be-

Yyy

freyt, stürzt sich der gesunde *Sinn*, wo noch ein Rest alter Kraft ihn übrig gelassen hat, bewußtlos schweigend in das weite Element, als müsse er für alle den Genuß der unendlichen Fülle erschöpfen, und droht, sich gänzlich aufzulösen und unterzugehen in der Luft des *Daseyns*, das, je mehr das innere Verband sich löst, je weniger sein *eignes Daseyn* ist. In dem Streben, alles zu seyn, und alles zu genießen, fliehen sich die Extreme, und wo in der Entzweyung das Besondere seiner Absolutheit am nächsten kommt, ist es am Ziele seiner gänzlichen Vernichtung. Da aber, wo sich die entgegenstrebenden Pole des *reinen*, speculirenden *Verstandes* und des allgewaltigen, freyhinausstrebenden *Sinns*, berühren und bekämpfen, muß die vermittelnde Thätigkeit eintreten, in der das Universum ideal die unendliche Ausgleichung vorbildet, wie sie real allgegenwärtig vor sich geht. In der Mitte aber, zwischen dem reinen Verstand und absoluten Sinn liegt beides, sowohl das absolute Nichts der gänzlichen *Vernichtung* des Einen durch den Anderen, als die absolute Realisirung beider, in der göttlichen Allheit, aus der sie nach ewigen Gesetzen im Conflict des Lebens sich entfalten. Allem Endlichen thut sich, in der Erkenntniß seiner selbst, sein Himmel und seine Hölle, und zwischen beiden seine göttliche Bestimmung auf. In dem Endlosen Nichts der schlaunen Klugheit, dem bodenlosen Abgrund absoluter Leereheit, über dem der Schein unendlicher *Möglichkeit*, in der Annahmung, alles *vorzustellen*, um durch Lüge und Betrug in allen Formen das Reich der ewigen Verdammniß auszubreiten, zur Lockung derer, die dem Schlund sich nahen, ausgebreitet ist, findet der Übermuth des Kraftlosen seine Züchtigung, — in der Klarheit des wissenschaftlichen Verstandes, des von kindlichem Sinn in reinem Einklange mit Gott und der Natur erhalten wird, findet die unbefriedigte Sehnsucht, die den Abweg ihres Strebens einsieht, und mit Ernst das Wahre und Gute sucht, ihren Lohn, in der Abmüdung aber des ewigen Gangs der Dinge, und der göttlichen Nothwendigkeit, die aus Himmel und Hölle zurückstrahlt, verstummt die Klage des Gerechten, aus Andacht, des Bösen aus Furcht.

So sind wir, indem wir unsere Anzeige dieser vortrefflichen Schrift bloß einzuleiten gedachten, von ihrem Geist ergriffen, fast unwillkürlich dahingelangt, die Art, wie wir ihren Inhalt in uns aufnahmen, darzulegen; mehr aber thun zu wollen, hiesse die Bestimmung der Kritik und die Stimme des eigenen Berufs verkennen. Schriften, die von einem ächt religiösen Sinn eingegeben wurden, und aus der Fülle eines von ihr durchdrungenen Gemüths flossen, haben etwas, das wie ein Hauch des Geistes durch sie hinzieht, unmittelbar dem empfänglichen Sinn vernehmlich, und bis zum Herzen eine sanfte Wärme verbreitend, die Muth und Vertrauen belebt, und den inneren Sinn kräftiger, als jede Rede, stärkt. Diese unsichtbare Allgegenwart wahrer Andacht aber macht den eigentlichen Geist dieser Schrift aus, so schön und scharfsinnig auch der speculative Leib zugerichtet ist, in den er sich ergießt, und in welchem er zu uns redet.

Wenn nun die darstellende Kritik nur auf das *Wesen* ihres Gegenstandes gerichtet seyn soll, um es, absondert von zufälligen Bestimmungen seiner Erscheinung, in möglichst durchsichtiger Hülle zur Anschauung zu bringen: wie sollten wir hier, wo das Wesen keiner Darstellung fähig ist, die Form aber, ganz ihre Bestimmung erkennend, auf nichts weiter Anspruch macht, als diesen Geist in lebendiger Wechselrede und mythischer Bildung vernehmlich zu machen, die Hülle fest halten, oder gar zertrümmern, um an ihr das ausgetriebene Leben zu demonstrieren? — Nur folgendes möge noch zur *Beschreibung* des Buchs und seiner Einrichtung hier stehen. Mit dem *Irrthum* des oben berührten Gegensatzes der subjectiven Verstandes speculation und des freygegebenen Sinns öffnet sich uns, im *ersten Gespräch*, der Blick in das Wesen der höchsten Entzweyung und ihres hartnäckigen, auf Vernichtung gehenden Streits. Siegfried und Willibald sind die Repräsentanten dieser entgegengesetzten Tendenzen. Beide in frischer Kraft den vollen Gegensatz ihrer selbst jeder im andern von sich stoßend, und jeder heimlich durch den Wahn, daß er nur die Bekehrung des Anderen suche, getäuscht, nach der Ergänzung in Vereinigung trachtend. Alles ist hier charakteristisch, treffend und wahr, aus der Natur dieser Gegensätze sowohl, als aus den wissenschaftlichen oder rhapsodischen Aufseerungen der Zeitgenossen, hervorgerufen. Siegfried besonders ist scharf bezeichnet, und redet oft in den Worten des Meisters. Wie der Gegensatz leidenschaftlich ist, so auch das Gespräch; Rede und Gegenrede, sich wechselseitig auffassend und belegend, ohne Vereinigungspunct, von welchem die Übereinkunft ausgehen könnte, so endigt sich das Gespräch in Erbitterung. Da tritt der Verführer Kuno hinzu, jedem schmeichelnd, und mit schlaunen Winken die jugendliche Schwärmerey zu ihrem wahren Vortheil rufend in der Anerkennung der weltlichen Klugheit und des vorurtheilsfreyen Verstandes, der die Grundlosigkeit alles Trachtens nach überfinnlichen Dingen, und die Thorheit in aller Begeisterung einsehe, und so, über alle Täuschungen erhaben, sich selbst zum Mittelpunkt und Werkzeug zu machen, alles Irdische und Göttliche aber, als eben so viele Vorurtheile der Menge, in der Gewandtheit, alle Formen vorzuspiegeln, zu Mitteln seiner feingesponnenen Plane zu benutzen wisse. Seine leichtfertige Rede ist ein nur allzuwahrhaftiges Gemälde, das sich zuletzt aufs Bestimmteste in den Worten erklärt: „Es spielt sich nicht um Luft, noch reicht man hin mit Selbstquaal und eider Entsagung. Mag mich die Lust in Glut zu verbrennen drohen, oder der Schmerz in Wuth mich vernichten wollen, wenn ich nur halte, was ich einmal halte.“ — Mit Abscheu wenden sich die Jünglinge von dem Vortrage des Verführers, und sprechen in harten Worten die Empörung ihres Gefühls über diese frevelhafte Vernichtung alles Lebens und *Daseyns* in der knechtischen Unterwerfung unter niedrige Zwecke. — Mit der eigenen Stimme den verstockten Sünder zu bekämpfen, der, der Hitze ihm

Widerpruchs lachend, beide auf die Erfahrung mehrerer Jahre verweist, will dem aufgeregten Gefühl nicht genügen. Ein Wort der Ähnlichkeit ihrer Grundsätze hat Siegfrieds Seele tief verletzt, — von Willibald aufgerufen, erhebt Gottfried, der fromme Weise, die Stimme der „Wahrheit“, deckt die Lüge in Kunos Rede tief in der Wurzel fassend, die absolute Nichtigkeit und Leerheit dieser Grundsätze auf, und führt, indem er in scharfen Zügen, aber mit mildem Hebevollem Gemüth, ein Bild des Verderbens der Zeit entwirft, zugleich aber auch die höhere Aussicht auf die göttliche Güte, die sich in dem ewigen Gesetz alles Seyns und Werdens allgegenwärtig entfaltet, öffnet, Trost und Ausgleichung des Widerpruchs in den Gemüthern der streitenden Jünglinge vorbereitend herbey. Kräftiger regt sich in beiden der göttliche Funke, aber Kuno verstummt, unverbesserlich, die Selbstverachtung in Verachtung alles Wahren und Guten verhüllend. Auch an neuen Formen der klugen Lehre würde es ihm nicht fehlen, wenn ihn nach diesem noch einer vernehmen möchte.

Im zweyten Gespräch, *Wiedergeburt* bezeichnet, vollendet Gottfried das begonnene Werk der Bekehrung in der Zurückführung des einseitig ergriffenen Gegensatzes auf die ewige Allgegenwart des Alts in allem Besonderen, als der ungetheilten Fülle, in welcher und kraft deren dieses, seinem Begriff nach, eins ist mit allen übrigen Dingen, und selbst wieder das Wesen und reale Seyn derselben, — in der Erscheinung aber ein leiblicher Abglanz der ewigen, ihm eingebornen Seele. — Die Form des Gesprächs wird hier sokratisch, und geht, leise andeutend, vom zufälligen Beyspiele aus. Wir hätten hier wünschen mögen, daß die Methode hie und da etwas strenger beobachtet, und manches Zwischenglied vermittelnd eingeschoben worden wäre, das zwar in der schon regsam vorwärts schreitenden Entwicklung der Antwortenden hinlänglich vorgebildet war, um mit Leichtigkeit übersprungen zu werden, von manchen Lesern aber zur Klarheit des Verständnisses vermisst werden dürfte. Besonders scheint uns dieser Tadel die Entwicklung der Zeit- und Raum-Verhältnisse, und die Aufdeckung des Geheimnisses der Zahlen, als des Maßstabs der unendlichen Vielheit des zeitlich und räumlich sich Ausbreitenden an dem, auch in der Form sichtbar werdenden, ewigen Begriff desselben, oder der Einheit, zu treffen. Wer die Methode des Vfs. schon aus den „*Ideen*“ kennt, bedarf freylich keiner Fingerzeige, aber dieses Buch könnte auch auf solche wirken, die weniger vorbereitet sind, und durch das sinnliche Gewand zur Erkenntniß locken, wenn nicht eine plötzliche Hemmung der Fassungskraft zurückstößt. In diesem vorbereitenden Gespräche liegt nämlich der Grundbegriff wahrer Weisheit, und das Wesen der Wissenschaft, als einer *Geschichte der Natur*, aufgefaßt von dem kindlichen Gemüthe in reiner *Eintracht des Empfindens und Verstehens*, das in Allem und Jedem seine ewige Natur, oder seinen Begriff, und zwar nicht, als bloßes Werkzeug des vernünftigen Denkens, sondern als das eigenthümliche

Wesen selbst, ergreift, und, wie dieses Eins ist mit dem Ganzen, auch das Besondere nur aus dem Ganzen und in seiner ewigen Beziehung auf dasselbe, schaut und darstellt. Aus ihm fließt ein sanfter Lichtstrahl des Geistes auf die folgenden: „*Züge aus dem Leben der Erde und des Menschen*,“ und bereitet Phantasie und Empfindung vor, den lieblichen Mythos kindlich aufzunehmen, und den Geist ächter Gottseligkeit, der vorzüglich aus diesem Theil der Schrift athmet, in Unschuld zu empfangen. Wir wiederholen, was wir schon bey einer anderen Gelegenheit äußerten, nochmals in Bezug auf diesen Mythos. Wo der Geist der Wissenschaft wirkt in H. zensreinheit, und ohne die *Anmaßung* des Endliche, als *solches*, in seiner Endlichkeit, *festzusetzen*, (ein Streben, das jenseits ohnehin fremd ist, und jederzeit ein Mißverstehen seiner wahren Natur verräth,) da verliert das Einzelne seine endliche Bedeutung, und dient der Wahrheit, selbst wenn es der besondern Forschung zur Berichtigung noch sehr bedürfte, und eine, noch nicht ganz begründete Ansicht willkürlich aufgenommen, und als Wahrheit benutzt würde. Man nehme es nur recht. Die philosophische Begeisterung will nichts mit allem, was sie aus der Welt des Endlichen herbeyzieht, *beweisen*, es dient ihr nur als *Beyspiel* der ewigen Lehre, und als mythischer Leib ihrer Ideen, sie selbst sehnt sich nach unendlicher Begründung des Besonderen auch vom Besonderen aus, und schämt sich selbst dieses Geschäfts nie: denn jede neue Wahrheit kann ihr nur Heil bringen, abermals nicht als Beweis, aber als Beyspiel. In der entgegengesetzten Bestrebung offenbaret sich das Mißverstehen der großen Idee, die, den Besseren zum Trost, mit dem Verderben zugleich in die Welt kam. So wie es daher immer unser eifrigstes Streben gewesen ist, und seyn wird, gegen diese letztere die Rechte des Besonderen zu behaupten, und den Leichtsinn, die Unwissenheit und die Anmaßung, mit der es, halb oder falsch erkannt, als Beweis in langer Constructionen geschlungen, oder als Beleg in Systeme gezwängt wird, aufzudecken, und zu bekämpfen, so sind wir dagegen weit entfernt, den zarten Leib philosophischer Mythe mit unheiliger Hand zu berühren, überzeugt, daß wir in den meisten Fällen durch Tadel des *Besonderen* nur unser Mißverstehen des *Ganzen* an den Tag legen, und von dem Vf. zur Antwort erhalten würden: Thor, der du mir das Unvermögen, das Unendliche im Endlichen *vollständig* zu erfassen, zur Schuld anrechnest, gib mir für jedes Einzelne, das du rügst, und das ich dir gern Preis gebe; das Richtigere, und du sollst sehen, daß es dir aus meinem Geiste verschönert zurücktrahlt! — Darum wollen wir nicht bey einzelnen Perioden dieser Geogenie, noch weniger bey den mannichfaltig gebrochenen Strahlen der *Vorbereitungsgeschichte* des Menschengeschlechts, in seinem Erguß vom Süden, seiner Geburtsstätte, in die Verbannung nach dem Norden (das Land Nod) durch den Fluch der Sünden, — seinem Zurückstreben nach dem Süden mit der Ausbreitung des allgemeinen Verderbens, und end-

Nach in der Zerstreuung des alten Stammes, in der Epoche der Sündfluth, und der Erneuerung des Geschlechts, über die ganze Erde, so wie bey der Geschichte seiner *Entwicklung* in ihrer vielfachen und vielgestaltigen Wanderung von Südost nach Nordwest, in ihren Stillstands- und Wende-Puncten, und in der kritischen Scheidung der alten und neuen Welt, verweisen, um darauf aufmerksam zu machen, daß z. B. die religiöse Geschichte des östlichen Asiens noch allzu sehr im Dunkel liegt, als daß aus ihr eine reine Beziehung auf die Menschengeschichte hergeleitet werden könne, daß bey den Germanen eben so die Gewissheit ihres Ursprungs, als bey den Aegyptiern und Griechen die *Nothwendigkeit* gerade dieser Bildung aus dem *Verhältniß*, zu solcher Evidenz erhoben sey, wie beides der Mythos hier ausspricht,

u. s. w. Das aber können wir nicht bergen, daß wir der uralten Schöpfungsgeschichte, die, gleichsam als Grundtext der früheren Epochen, eingeschaltet ist, eine einfachere, nicht so schwer auftretende, und nach dem Ungewöhnlichen trachtende Form, gewünscht hätten. —

Blicken wir, nachdem wir den ganzen Sinn und Geist dieser Schrift nochmals in uns zu erwecken versucht haben, wieder auf ihre Veranlassung und auf ihr Ziel zurück: so wird sich uns im Mittelpuncte, da, wo ihr äußeres und inneres Daseyn sich berühren, der Ausspruch eines großen Mannes, neu beleuchtet, zeigen, tröstend und erweckend, in den Worten: *Nichts ist verloren, so lange der Mensch nicht sich selbst verliert.* — Druck und Papier sind schön. * * *

KLEINE SCHRIFTEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Halle, b. Hemmerde und Schwetschke: *Electra oder die Entfesselung des Bernsteins.* Ein epischer Gesang von Dr. Nicolaus Eckermann. 1807. 15. S. 4. (6 Gr.). Ein einsamer Spaziergang am Gestade der Ostsee erweckt in dem Dichter die Erinnerung seiner ersten Jugendzeit, und insbesondere das Andenken an die früh verlorene Mutter. Von heftiger Sehnsucht nach ihr ergriffen, fühlt er sich wunderbar auf das Meer gelockt. Eine Woge trägt ihn fort, vergebens strebt er zum Lande zurück, und sieht sich plötzlich in die Tiefe hinabgezogen

bis zu den Grotten der Götter,
Zu den krySTALLenen Tempeln, gebaut von der heiligen Gaa.

Eine Göttin lockt ihn in das Heiligthum mit den Worten:
(Ich) Habe die Thränen gesehen, die die kindliche Liebe der Mutter

Deinen Augen entpreßt, und mit warmer Menschenempfindung
Deinen Kummer getheilt: denn ein schmerzliches Loos ist das Schicksal,

Eine geliebte Mutter, die Pflegerin unserer Kindheit,
Unbelohnt für die Mühen, auf ewig, ewig entbehren.
Dahin rief ich dich her, du solltest gestärktes Muthes
Wiederkehren von mir, ob ich heilen dir möchte den Kummer.
Denn auch ich, vernimm, in den grauen Tagen der Vorwelt
Hab' in Menschengestalt, im Kreis des geselligen Hauses
Die mich zu lieben erfreut, die mich gebär und ernährte.

Es erzählt nun die Göttin ihre Geschichte: Sie war die jüngste Tochter des Königs der Borutlier, Jolbar, welcher in einer Schlacht mit dem Rußenkönige Artus sein Leben einbüßte. Als ihm zu Ehren eine große Todtenfeier am Ufer des Meeres begangen wurde, mußte sie, weil die Sitte des Landes ihre Gegenwart verbot, auf das Geheiß ihrer Mutter, sich nach einer einsamen Bucht zurückziehen. Hier verließ sie ihre Dienerinnen, und schiffte allein in einem Nathen nach einer heiligen Stätte, um, einem alten Brauche gemäß, durch Gebet und Opferung ihres Haupthaars die Götter zu versöhnen. Ein mächtiger Sturm warf das Fahrzeug um, aber Amphitrite, aus Dankbarkeit dafür, daß Electra einst ihr einen geliebten Fisch aus dem Netze der Fischer befreit hatte, erbarmte sich ihrer, und trug sie zu ihrer Grotte. Da es nicht in ihrer Macht stand, sie der Mutter wiederzugeben, so verlieh sie ihr durch den, aller irdischen Sorgen und Kümmernisse verjüngenden „Oceanusnektar“ die Unsterblichkeit. Bey Electras Todtenfeier am Meeresufer erscholl laut die Klage der verzweifelnden Mutter, und drang zu den Ohren der Tochter, welcher auf ihr Flehen Amphitrite den Wunsch gewährte, der tiefbetrübt zu erscheinen, und einige Trost Worte zuzusprechen. Sie eilte zu ihr hin mit dem Oceanusnektar „Nenn' ihren Namen, und goss, wie Weihe des Opfers, Golden des duftenden Tranks in die lodernde Sühnekacombe.“ Wunderbar gestärkt fühlte sich die Mutter durch die

Düfte des Göttertranks, und „ihr ward der Schmerz in süßes Erinnern gewandelt.“ Getröstet freut sie sich nun der beyden Söhne, die ihr geblieben sind; und indem sie zu ihnen spricht:

da schimmern erhärtet ins Auge
Ihr mit freundlichen Strahle die goldnen Tropfen des Nektars;
Auch die Söhn' erblicken die wundervolle Erscheinung,
Und mit begeisterter Stimm' erhebt sie den fröhlichen Ausruf;
Heiliges Unterpfand von meiner Tochter Electra!
Göttlich blinkend Gestein, von ihren Händen gegeben!
Ewig hier an der Brust und am Herzen will ich dich tragen,
Denn sie hat dich geschenkt, die theuer geliebte Tochter.
Ewig sollst auch von ihr den herrlichen Namen du führen:
Denn ich nenn' dich Electron, von ihrem Namen Electra!
Dieses sagt, vom Nacken die Schmur der kostbaren Perlen,
Streift dem Faden sie ab, leicht hin in die Flut sie verstreut;
Sammels denn jeglichen Tropfen des hellen Erinnerungsteines,
Reihet dem Faden sie auf, und umschlingt sich fröhlich den Nacken,

Süß in der Seele gestärkt. —

Nachdem nun die Göttin ihre Rede mit den Worten beendet hat:

Dort: von wo du kamst, ruhn ihre Gebeine am Hügel
Sammt dem electrischen Stein' in friedlicher Urne des Grabes.
Heiligthum ist der Ort, und noch, wie am Nacken der Mutter,
Gieset von da das Gestein, wo bekümmerte Herzen sich nahen;
Frohes Vertrauen in den Geist, und Vergessenheit bleichendes Grames.

Darum auch du vertrau', auch ob dir walten die Götter.
Denn die Unsterblichen wollen nicht Trübsal ihres Geschlechtes,
Und sie erfreuen sich gerne, des Schicksals Wunden zu heilen,
Sendet sie auf lichter Woge den getrösteten Dichter zurück, den am Ufer zum Dank ein Rauchopfer darbringt. „Als die Flamme emporstieg

Sieh! da ergoss hochher, mit schlagendem Schaume, zum Ufer
Feyerlich rollend ein Schwall kreisförmig strudelnder Woge
Über das Opfer sich hin, doch nicht war erloschen die Flamme!
Und kaum war wir vom Herzen entnommen die erste Blü-

stürzung;
Wunder! da sah auch ich des hellen Göttergesteines
Blinkende Perlen entgegen vom Flammenaitare mit rollen;
Dankbar nahm ich sie auf, an Brust und Lippe sie drückend,
Stummtes Gefühls, denn die Red' erstirbt in des Herzens Bewegung.“ —

Dies ist der Inhalt des kleinen Epos, dessen mittelalters Werth in Rücksicht der Erfindung sowohl als der Darstellung so unverkennbar erhellt, daß jedes weitere Wort überflüssig seyn würde.

Hs. Hs.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 21 D E C E M B E R, 1807.

M E D I C I N.

HALLE, in d. n. Societäts-Buch- und Kunsthandlung: *Beantwortung der Ackermann'schen Beurtheilung und Widerlegung der Gall'schen Hirn-Schädel- und Organen-Lehre vom Gesichtspuncte der Erfahrung.* Herausgegeben von einigen Schülern des Hn. D. Gall, und von ihm selbst berichtigt. 1806. VIII u. 407 S. 8. (2 Thlr. 6 Gr.)

Die Herausg. dieser Schrift meinten, jetzt sey der Zeitpunkt gekommen, wo man gegen die Schriftsteller auftreten müsse, die sich wider Gall erklärt haben, und da Ackermanns Werk unter den gegen Gall erschienenen Schriften für das gelungenste gehalten wird, so glaubten sie dieses zuerst der Beurtheilung unterwerfen zu müssen. Zu dem Ende haben sie Ackermanns ganze Schrift wörtlich abdrucken lassen, und unter die Paragraphen, welche sie Gall anstößig fanden, ihre Gegenbemerkungen gesetzt. Wie Ackermanns Verleger es aufnehmen wird, daß die neue Societätshandlung so sein ganzes Werk nachdruckt, und wie diese sich darüber entschuldigen kann, läßt Rec. dahin gestellt, obgleich dies Verfahren die strengste Rüge verdient; allein auch davon abgesehen, war die ganze Idee höchst unglücklich. Glaubten die Herausg., daß jetzt alle von der Seite der Erfahrung gegen Gall denkbaren Einwürfe gemacht wären: so mußten sie Galls System Punct für Punct durchgehen, und die gegen jeden Satz gemachten Einwürfe zu beseitigen suchen. Das mochten sie aber wohl zu schwer finden, und haben jetzt nur, so wie ein Gedanke ihnen bey Lesung der Ackermann'schen Schrift durch den Kopf fuhr, diesen Gedanken gut oder schlecht, passend oder unpassend aufgetischt; fiel ihnen nichts bey, so stehen Ackermanns Paragraphen hinter einander ruhig da, oder sie behelfen sich mit einem vornehmen Achselzucken. Wozu das aus Ackermanns Schrift, was sie nicht widerlegen wollten? oder sollte es Geld bringen? — Gegen Walter in Berlin kommen hin und wieder auch einige Seitenhiebe vor. Andere Schriftsteller sind nicht berücksichtigt: sie versprechen aber, noch mehr gegen Gall erschienene Schriften auf die Art nachzudrucken, welches der Himmel abwenden wolle: obgleich es in dem vorangedruckten Creditiv von Gall gebilligt wird.

Eben wegen dieses Creditiva, da Gall die Meinungen der Herausgeber als die seinigen anerkennt, da er ihren Vortrag von Wort zu Wort (also auch ih-
J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

re elenden Späße und Grobheiten) billigt, muß Rec. die Schrift genauer durchgehen, damit nicht Laien durch sie verführt werden.

Zuerst die Widerlegung der Ackermann'schen Einwürfe über Gall's Vorstellung vom Hirnbau. Noch immer behaupten die Herausgeber mit Gall, daß das Wasser bey dem Wasserkopf immer in den Gehirnhöhlen angesammelt werde. Obgleich dies aber der gewöhnliche Fall ist: so kann es doch keineswegs als der einzige gedacht werden; Rec. verweist Gall der Kürze wegen auf Voigtel's Anatom. Pathol. Th. I u. 2. Die Hypothese, daß das Gehirn eine zusammengefaltete Membran sey, wogegen Ackermann mit Recht streitet, wird bloß behauptet, aber durch nichts bewiesen; Rec. hält es noch immer für ein Taschenspielerstück, und glaubt, daß Heiberg (de usu encephali, Havn. 1806) sehr gut gezeigt habe, wie die Idee selbst mit Gall's Ansichten von den Gehirnnerven im Widerspruch stehe; Rec. kann das Kunststück auch machen, erkennt aber doch das Gehirn für keine Membran. Eben so wenig findet Rec. andere streitige Puncte von den Herausgebern bündig erwiesen: nur von der Entstehung der Acephalie ist ihre Ansicht gut ausgeführt. Höchst sonderbar aber ist es, daß ihr Eifer sie so weit verführt, Beobachtungen zu leugnen, die so leicht anzustellen sind, wie folgende. Ackermann spricht §. 31 über das Zusammenwirken doppelter Organe, welches Gall sogar bey den Augen leugnet, indem er annimmt, daß wir nur mit einem Auge sehen, und das andere ein Depot bleibt. Um dies zu widerlegen, beruft sich Ackermann unter anderen auf den Versuch, wo man vor jedes Auge ein anderes gefärbtes Glas hält, und nun den Gegenstand in der Mittelfarbe sieht. Die Herausgeber leugnen dieses, und behaupten: „sind die beiden Gläser von gleicher Dicke und Durchsichtigkeit, so sieht man entweder bloß roth, oder bloß blau, je nachdem man mit einem Auge zu haften pflegt: ist eines von den Gläsern dünner und durchsichtiger, so sieht man nur die Farbe dieses Glases, aber in keinem Falle die Mittelfarbe. Dieser Versuch, den wir gemacht und durch Andere haben machen lassen, zeigt also evident, daß man jedes Mal nur mit Einem Auge sehe.“ Rec. gelingen die Versuche hingegen, und auch ein paar Physikern von Profession, die mit ihm die Versuche angestellt haben, sind sie gelungen. Hält man vor ein Auge z. B. ein blaues Glas, und betrachtet damit einen weißen Gegenstand: so erscheint dieser schwächer blau, wenn das andere Auge offen bleibt; schließt man dieses hingegen, so wird die blaue Far-

be tiefer, und eben so tief, als wenn man vor beide Augen blaue Gläser bringt. Der Versuch gelingt mit beiden Augen abwechselnd gleich gut. Man sieht also schon hiedurch offenbar das Zusammenwirken beider Augen. Nehme ich vor jedes Auge ein anderes gefärbtes Glas, und betrachte damit einen Gegenstand, so erscheint er mir, wenn jene Gläser blau und gelb waren, weder blau noch gelb, sondern in einer matten, blaffen, grauen oder ähnlichen Zwischenfarbe; dieß mag nach den Augen verschieden seyn, allein genug, ich mag die Gläser vor den Augen so viel wechseln, wie ich will, ich sehe nie bloß gelb oder blau, sehe also nicht mit einem Auge allein. Da wir nun auch mit beiden Augen sehen können, und es in unserer Macht steht, sie beide nicht zugleich auf dieselbe Art zu gebrauchen, sondern doppelt zu sehen, so wie dieß öfters krankhafter Weise ebenfalls geschieht; da wir ferner, wenn wir unseren Finger in einiger Entfernung vom Auge nach einem Gegenstand hin halten, und diesen betrachten, offenbar denselben mit einem Auge in anderer Richtung sehen als mit beiden: wie kann man vernünftiger Weise behaupten, daß ein Mensch, der zwey gesunde Augen hat, nicht mit beiden zugleich sehen sollte? Dasselbe gilt von den Ohren, wie das krankhafte Doppelhören, und der Versuch zeigt, daß man mit beiden Ohren zugleich besser hört, als mit einem allein. Das *ex Depot* seyn, hat auch hier schon in sich etwas sehr Lächerliches.

So wenig Rec. in dem vorigen Abschnitt bündige Widerlegungen und gründliche Darstellungen gefunden hat: eben so wenig findet er sie in dem über den Schedelbau, und die sogenannten Widerlegungen bestehen häufig in leeren Ausflüchten oder nichts sagenden Declamationen. Was den Streit über die Einwirkung der Muskeln auf die Knochen betrifft, so scheint es Rec., als ob er sehr leicht beyzulegen sey. 1) Nicht alle Fortsätze sind von Muskeln bestimmt; 2) die Muskeln ziehen die Fortsätze, an welche sie sich setzen, nicht mechanisch hervor; sondern indem der Muskel stärker wirkt, dort also stärkerer Aufwand ist, entsteht auch daselbst eine größere Thätigkeit, und so wird zugleich der Fortsatz größer und stärker; 3) im krankhaften Zustande aber, entweder, weil der Knochen zu weich ist, oder der Muskel mit überwiegender Stärke wirkt, wird der Knochen gebogen, verdreht, zerbrochen. Dieß alles ist evident, und hierin würden wohl beide Partheyen übereinkommen. Daß das Gehirn den Schedel bestimmt, ist auch nicht zu leugnen, nur kann man es nicht so annehmen, wie Gall und seine Jünger thun, indem sie ihrer Hypothese blind folgen; sie vergessen die gleichzeitigen Veränderungen in den übrigen Knochen des Skelets, und sprechen immer einseitig vom Schedel; sehen sie genug auf jene, so könnte es ihnen nicht einfallen, alle Veränderungen des Schedels vom Gehirn abzuleiten, und sie würden nicht so viel Falsches vom Parallelismus der Knochentafeln des Schedels u. s. w. behaupten. Statt daß sonst Gall annahm, daß der Schedel im Alter dichter werde,

wozu ihm seine Hypothese zwang, wird hier zugegeben, daß er oft im Alter dünner werde (S. 170); allein das ist nicht genug, sondern die Herausgeber müßten der Wahrheit die Ehre geben, und zugestehen: Die Knochen (nicht bloß des Schedels, sondern des ganzen Skelets) nehmen im Alter ab, und werden dünner, wofern nicht eine besondere Krankheit des Knochensystems eintritt. Jetzt helfen sie sich mit Winkelzügen. Ein einziger Fall, wo bey einem alten Wahnsinnigen die Schedelknochen dünn sind, stürzt Gall's ganze Hypothese über diesen Punkt, und solcher Beyspiele sind schon genug bekannt. Daß nicht zuweilen nach Rhachitis u. s. w. dicke Schedel im Alter vorkommen, ist nie geleugnet worden, allein Gall's Behauptungen darüber bleiben immer gleich falsch, soviel er auch schon, laut seines Creditivs, hier zugegeben hat.

In der Organenlehre zeigen die Herausgeber ihre Blöße am stärksten, und außer ihnen wird schwerlich Jemand Gall mit Vesal, Harvey u. s. w. vergleichen, oder glauben, daß der Vergleich seinen Fabeln Glauben schenken werde. Als Probe, wie die wichtigsten Einwürfe gelöst werden, setzen wir Ackermanns 129 S. her: „Was endlich die Urtheilskraft angeht, welche Gall jedem Organ zuschreibt, so ist wohl nichts so offenbar, als daß diese precäre Annahme ganz der Erscheinung widerspricht. Was ist Urtheil? doch wohl nichts anderes, als das Hervorgehen des Unterschieds aus zweyen verglichenen Eindrücken. Nun ist es uns aber möglich, den Ton mit der Farbe zu vergleichen, beide in Zahlenverhältnisse zu setzen, und so das *Tertium comparationis* zu erhalten. Das Urtheil beschränkt sich also nicht auf eins der Gall'schen Organe, es ist vielmehr ein allgemeines Vermögen der höheren Seelenkräfte.“ Rec. bittet seine Leser, diesen Satz sorgfältig zu prüfen: ihm scheint er unwiderlegbar; ist die Urtheilskraft nicht allgemein, sondern hat jedes Organ seine eigene, so müßte wohl nie ein solcher Vergleich angestellt werden können, als er dort angegeben ist, und als wir täglich über viele, über alle Organe machen. Nun höre man die Widerlegung der Herausgeber: „Wenn wir sagen, zweymal zwey sind vier, so fällen wir ein Urtheil über dieses Zahlenverhältniß. Hier sind aber weder Töne noch Farben, noch sonst etwas mit in die Vergleichung gekommen.“ Der Begriff des Hn. A. kann also (also!) nicht bestehen. Übrigens verhält es sich mit dem Urtheilsvermögen, wie mit dem Gedächtnisse, und es muß bloß als eine Steigerung, als Modification jeder besonderen Kraft, folglich als ein gemeinsames Vermögen angesehen werden.“ Eine einfältigere Antwort ist wohl nicht leicht, selbst nicht in der Herzensangst bey einer Gradedisputation, vorgebracht worden. Eben so unglücklich ist es, wenn Gall jedem einzelnen Organ sein Bewußtseyn zuschreibt: das Bewußtseyn umfasst offenbar mehr als eins der sogenannten Organe, und gehört dem Ganzen an. Was über die Erkenntnis des Organs überhaupt von den Herausgebern gesagt wird, ist auch sehr dürftig, und so alles, wozu mehr als das Herbeiziehen der Gall'schen Hypothesen vom Sch-

des und Gehirn gehört; die von Anderen gemachten Einwürfe, z. B. dafs die mehrten Organe gar keine Grenzen haben, dafs zuweilen zwey auf demselben Punct angenommen werden, sind ganz übergangen.

Bey der Kritik der Special-Organen sind die Herausgeber zufrieden, nur die zwey zuerst genannten, das der Geschlechtsliebe und das der Jungenliebe, zu vertheidigen. Es ist nicht zu leugnen, sie haben hier bey der Vertheidigung gethan, was zu thun war; allein bewiesen haben sie nichts. Lächerlich ist es, wenn sie ein paar Mal auf die von Gall herauszugebende Naturgeschichte des *Chaos infusorium* lusterne Blicke werfen, z. B. S. 317 wo sie die evidentesten Beweise der Einwirkung seines Gehirns auf den sympathischen und Intercoftalnerven darin erwarten, oder S. 376. wo sie einer anschaulichen Darstellung der Farbenverhältnisse darin entgegensetzen: wem fällt hiebey nicht Nord's Bouteille ein? Rec. ist wenigstens gar nicht begierig, das Nerven-system des *Chaos* von Gall dargestellt zu sehen, und wenn auch die Herausgeber dazu einen Commentar schreiben wollten. Warum mögen sie aber ihrem Versprechen auf dem Titelblatt untreu geworden seyn, und die Vertheidigung der anderen Organe Anderen überlassen haben? Sollten sie damit, mit der Vertheidigung der Pathognomik u. s. w. gar nicht haben fertig werden können? Doch sie haben vielleicht am Ende selbst eingesehen, dafs ihre ganze Vertheidigung fruchtlos war.

J. K.

GÖRLITZ, b. Anton: *Über die Vortheile eines schwächlichen Körperbaues*. Ein medicinischer Versuch, aus dem Französischen des *Fouquier de Maissemy*, von D. J. G. Knebel. 1805. 110 S. 8. (10 Gr.)

Der Übersetzer wollte gern etwas zum Trost für Einen und den Anderen, den schwächlicher Körper-

bau unzufrieden mit sich und der Natur macht, öffentlich sagen. Anstatt aber *Fouquier's* Schrift zu übersetzen, hätte er dieses eher in einer, nach einem eigenen Plane ausgearbeiteten, Abhandlung thun sollen. *Fouquier* urtheilt oft so einseitig und oberflächlich, verwickelt sich in so viele Widersprüche, zieht aus manchen Thatfachen so abgeschmackte Folgerungen, dafs seine Schrift Vielen, die nicht unbefangen denken, leicht schaden kann. Die schwächliche Constitution, behauptet er, beruhet auf dem Übergewicht des Nerven- und Lymph-Systems; daher habe das weibliche Geschlecht viel Empfänglichkeit gegen ansteckende Krankheiten; diese Constitution aber gewähre uns in Krankheiten das Schauspiel eines Streites zwischen gleichen Kräften. Fieber und Entzündungen befallen nur selten schwächliche Menschen. Schwächlichkeit eröffne uns die Aussicht auf längeres Leben, auf einen grösseren, mehr umfassenden Lebensgenuss, und zwar aus dem Grunde, weil starke Menschen viel geschwinder wachsen, als schwächliche. Nur schwächliche Menschen sollen der Menschheit zur Ehre gereichen, Staaten und Thronen sichern, ihnen Glanz und Dauer geben. Nur bey Schwächlichen soll eine reiche Phantasie, ein kraftvoller Geist anzutreffen seyn; nur der schwächlich gebaute Mensch empfinde die Wonne der Frömmigkeit, den Werth der Wohlthätigkeit, die Macht der Freundschaft. Weiber wären es nie, die schändliche Verbrechen, die greuelvollsten Missethaten auf sich laden: die Weiber haben mehr Geist, als die Männer: ihr Ideengang habe eine Originalität, die uns fehle: ihre Neigung zu Gemüthskrankheiten spreche dafür: man finde eher drey Nairinnen, als zwey Narren. Franzosen und Engländer, die geschwächtesten unter den europäischen Nationen, behaupten in allen Stücken den Vorrang vor allen übrigen u. s. f. Genug zur Begründung, unseres gefällten Urtheils! — ea —

K U R Z E A N Z E I G E N.

MEDICIN. 1) Kopenhagen, b. Seidelin: *Diss. inaug. sistens nonnulla de usu encephali, quam pro gradu subm. Benjamin Heiberg.* 1806. VIII u. 91 S. 8.

2) Leipzig, b. Bruder: *Anti - Gall oder kranioskopische Fragmente für Leser und Nichtleser der Schädellehre.* 1805. 94 S. kl. 8. (12 Gr.)

Der Vf. von No. 1, welcher als Garnisonswundarzt auf St. Croix angestellt ist, erregt durch diese Schrift, besonders durch das vierte Kapitel derselben, sehr viele Hoffnungen. Er zeigt sich als einen geschickten Anatom, und wie viel könnte er in Westindien für die Zootomie leisten! In der Einleitung sucht er darzuthun, dafs keine ganz bestimmte Grenze zwischen den lebenden und todtten Körpern zu ziehen sey, und widerlegt die von Treviranus gegebene Erklärung des Lebens. Als Charakter des thierischen Lebens aber glaubt er annehmen zu können: *centrum illud unicum, quo omnes cuiusvis individui functiones strictae animales reguntur*. Er gebraucht dafür das Wort: *encephalum*, weil dies gebräuchlich ist, obgleich es nicht immer im Kopf befindlich, sondern bey einigen (z. B. Schnecken) neben dem Herzen liegt, und will immer zugleich darunter verstanden wissen: *illam medullaceam materiem, quae in omnibus animalibus tanquam medium fibrarum, medullarium, nervi vocatarum, reperitur*. Rec. scheint dadurch nichts gewonnen zu seyn. Der Charakter des Lebens darf wohl nicht in etwas gesetzt werden, das

nur aufgefunden werden kann, indem das Leben zerstört wird, oder das nicht allgemein erwiesen werden kann: und beides trifft des Vfs. angegebenes Kennzeichen. Der Vf. behauptet, es könne nicht bewiesen werden, dafs den Polypen und anderen kleineren Würmern ein solches *centrum medullare* abgehe: allein umgekehrt soll ja bewiesen werden, dafs sie es haben, und dies zu thun wird Niemand im Stande seyn. Rec. will gerne zugeben, dafs ihrer Substanz Nervenmaterie eingemischt sey, allein für sich ist bey den Infusionsthiere, Polypen und Eingeweidewürmern nichts etwas nervenartiges darzustellen; wie könnte also davon ein Charakter hergenommen werden? Im ersten Kapitel (S. 12) sucht der Vf. darzuthun, dafs das Encephalum, als Seelenorgan, in alle Theile des Körpers wirke. Indem er demselben eine grössere Ausdehnung giebt, es nicht blofs, besonders bey den Thieren, auf das Gehirn einschränkt, behauptet er eine grössere Nothwendigkeit desselben zum Leben, als bisher (und mit Recht) angenommen ward: der Streit scheint wenigstens Rec. nicht von Belang. Sehr richtig aber warnt der Vf. gegen die zu scharfe Trennung der animalischen und organischen Functionen, die besonders Bichat zur Last fällt; die Gründe des Vfs. für seine Meinung sind nicht neu, allein wohl aufgefaßt und gut auseinandergelegt, und es ist wohl keinem Zweifel unterworfen, dafs das Gehirn in alle Theile unmittelbaren oder mittelbaren Einflufs hat. Der Satz, welchen der Vf. im zweyten Kap. (§. 28)

erweisen will, ist etwas künstlich ausgedrückt: *anima, ope encephali, cum vi sic dicta vitali luctatur*. Erglaubt nämlich, daß die Kraft der Reproduction und Muskelreizbarkeit mit den Sinnen und den übrigen Seelenfähigkeiten in Hinsicht der Stärke, in umgekehrtem Verhältniß stehe, und sucht dies zu beweisen, indem er den Menschen und die anderen Thierclassen in der Kürze vergleicht. Der Vergleich scheint nicht sehr glücklich durchgeführt. Erstlich scheint es Rec. als ob die Irritabilität nie so scharf von der Sensibilität getrennt werden dürfe, und zweitens ist doch nicht Muskelstärke so ganz einerley mit Muskelreizbarkeit, wie der Vf. sie immerfort nimmt. Wenn der Vf. daher behauptet, daß alle Thiere größere Muskelstärke oder Muskelreizbarkeit besitzen, als der Mensch, so ist dies durchaus falsch. Wie unendlich die Muskelstärke des Menschen ausgebildet werden kann ist bekannt; und wie viele Thiere sind so äußerst muskelschwach, z. B. die Faulthiere, viele wiederkäuende, Nagethiere, die Quallen u. s. w. Oft herrscht die Muskelstärke nur in einzelnen Theilen z. B. in den Brust- in den Magen-Muskeln mancher Theile; wegen der vielen kleinen Muskeln der Raupe kann man doch nicht behaupten, daß sie mehr Irritabilität besitze, wie der Mensch und so fort. Eben so kann man schwerlich beweisen, daß die Vögel eine so viel größere Redintegrations- oder Reproductionskraft besitzen, als der Mensch. Der Vf. nennt ihren Federwechsel, allein die stehen ja nur unfern Haaren entgegen; und daß bey Menschen nur Haare und Nägel wieder wachsen, wie der Vf. will, ist ja völlig falsch. Man hat wohl eben so starke Knochen-Erneuerungen bey dem Menschen, als bey irgend einem Vogel. Rec. kann hier nicht weiter in das Detail gehen, glaubte aber doch den Punkt nicht ganz übergehen zu dürfen, weil man jetzt gar zu sehr geneigt ist, allgemeine Sätze aufzustellen, ohne auf festem Grunde zu felsen. Kap. 3 (S. 43) *Anima nullo certo encephali loco inest*. Widerlegung der Sömmerring'schen Hypothese vom Sitz des Seelenorgans in der Feuchtigkeit der Hirnhöhlen, aus bekannten Gründen. Rec. wundert sich, hier die Bemerkung zu finden, daß Schumacher nur zweymal das Verbindungsloch der Gehirnhöhlen gefunden habe, und daß außer ihm Winslow und Skielderup, unter des Vfs. Landsleuten, die Verbindung zwischen den vier ersten Gehirnhöhlen leugnen; da das Gegentheil doch so leicht zu finden ist. Kap. 4. (S. 55) *An variae functiones variarum encephali partium incitationem exigant?* Der Vf. ist für diesen Satz gestimmt, über den der Rec. nicht mit ihm rechten will, da derselbe schon so oft beleuchtet ist. Mehrere andere Nebenpuncte übergeht Rec. ebenfalls. Das Folgende dürfte aber der Aufmerksamkeit werth seyn. Nachdem der Vf. zeigt, daß die außerordentliche Wichtigkeit der Rindensubstanz, welche Gall annimmt, wegen der Versuche, wo diese ohne besondere Nachtheile stark verletzt ward, bisher nicht erwiesen ist, wendet er sich zu der Betrachtung des Gehirnbau's, wie ihn Gall darstellt. Den ersten Satz desselben, daß nämlich das Gehirnmark aus Nerven besteht, schränkt der Vf. ein; erstlich nämlich sind die im Gehirn vorkommenden Fasern nicht geradezu Nerven zu nennen, da ihr Bau abweicht, und zweitens ist ein großer Theil des großen Gehirns, sowie das ganze Mark des kleinen Gehirns ohne solche Fasern. Ein zweyter Gall'scher Satz ist: daß die Nerven doppelter Art sind, erstlich *auslaufende*, oder solche, welche zu den außerhalb oder innerhalb des Schädels liegenden Organen gehen, und zweitens *zurücklaufende*, oder solche, welche von diesen Organen ihren Ursprung nehmen, und zum Gehirn oder Rückenmark zurückgehen. Diese zurücklaufenden Nerven bezweifelt der Vf. mit Recht, so wie sie Gall annimmt, wie z. B. dessen leicht zu widerlegendes doppelte Gefäßnerven. Der dritte Satz ist, daß ein jeder Nerve von einer drüsig-breyigen Masse anfängt, und in einer solchen (welche Gall Nervenknotten nennt) sich endigt. Der Vf. wendet dagegen ein, daß die Körper, welche der Vf. unter seinen Nervenknotten begreift, gar zu sehr von einander abweichen (als die Haut; die Schneidersche Haut; die Retina, das cotunnische Wasser) um für eins gehalten werden zu können; und von vielen Nerven, z. B. dem dritten, vierten, sechsten Paar, überhaupt von allen, die nicht bis zur Oberfläche des Körpers dringen, ist gar kein solches Ganglion vorhanden. Den vierten Satz: daß ein jeder auslaufender Nerve, nachdem er das Rückenmark verlassen hat, wenigstens durch ein Ganglion

gehe, ehe er sein Organ erreicht, und daß er bey jenem Durchgang größer, stärker, oder sonst irgend verändert werde, prüft der Vf. umständlich, und zeigt bey einzelnen Nerven bestimmt, daß Gall geirrt hat. Rec. will nur des Geruchsnerven erwähnen, um nicht weitläufig zu werden. Den Lauf, welchen er diesem beylegt, gesteht Gall nur bey Thieren, nicht bey Menschen, gefunden zu haben; Rec. wundert sich aber, daß der Vf. ihm nicht einwendet, daß das, was man bey den Thieren den Geruchsnerven nennt, keineswegs derselbe sey. Charakteristisch ist übrigens die Antwort, welche Gall dem Vf. gab, wie dieser ihm sagte, daß man den inneren und mittleren Ast der Geruchsnerven nicht bis zu den *testibus* verfolgen könne, wie Gall von dem ganzen Nerven annimmt; er antwortete nämlich: *diese Äste wären nicht wesentlich!* Kann man besser antworten? Wegen der hier gegebenen Darstellung des Verlaufs der Gehirnsfasern empfiehlt Rec. diese Schrift jedem Anatomen. Der fünfte Satz: ein jeder zurücklaufende Nerve verbindet sich mit dem der entgegengesetzten Seite oder bildet mit ihm eine Commissur; wird ebenfalls umständlich geprüft, und der Vf. zeigt, daß Galls ganze Idee von den zurücklaufenden Nerven nicht einmal die geringste Wahrscheinlichkeit für sich habe. Bey dem sechsten Satze: daß das Gehirn wie ein zusammengefaltetes Tuch zu betrachten sey, wird gut erwiesen, wie derselbe mit Galls Annahme von dem nervenartigen Bau des Gehirnmarks in geradem Widerspruch stehe, zugleich aber auch mit den bekannten Gründen dargethan, daß das Gehirn keineswegs als ein zusammengefaltetes Tuch betrachtet, und nur künstlich in einen solchen Zustand gesetzt werden könne. Endlich noch ein paar Worte über die Darstellung des Gehirns durch den Schedel.

No. 2 wird hier nur wegen des verwandten Inhalts genannt. Auch diese Schrift beschäftigt sich mit dem Gall'schen System, allein auf die oberflächlichste Weise. Dem Titel nach ist es ein Anti-Gall, der hier auftritt, allein ein schwächerer Gegner hätte sich nicht zeigen können. Die sogenannte Widerlegung soll darin bestehen, daß der Vf. Galls Sätze (oder einige derselben vielmehr) auf eine launige Art mittheilt, allein diese Laune ist nichts als ein matter Spatz; und so sehr nach Witz gefascht wird, so ist es dem Vf. doch nicht ein einziges Mal geglückt, witzig zu seyn. Vielleicht ist es dem Vf. nur darum zu thun gewesen, das Geld wieder zu erobern, das ihm der Besuch von Galls Vorlesungen gekostet hat, und so viel Honorar mag ihm ja wohl die Schrift eingebracht haben. Verloren war das Geld, das er ausgab, und Sünden-geld nahm er wieder ein. I. K.

Mannheim, b. Schwan u. Götz: *Über frühe und spätreife Geburten*. 1807. X. u. 46 S. 8. (4 Gr.). In der Vorrede giebt der Vf. als Hauptgrund der beobachteten Anonymität an, weil leicht Persönlichkeiten zu günstigen oder ungünstigen Urtheilen ohne weitere gelehrte Prüfung Anlaß geben; belehrt doch aber, daß er 22 Jahr lang praktischer Arzt, und 16 Jahr lang Physikus sey, sich strenge an *Erfahrung* gehalten, und seinen Gegenstand lange (seit wenigstens 13 Jahren) durchdacht habe. Demungeachtet muß Rec., fern von aller Animosität, gestehen, daß der Vf. in diesem Schriftchen weder seine Erfahrung noch sein Durchdenken auf eine rühmliche Art bewährt, sondern Sätze aufstellt, denen durchaus das Gepräge der Haltbarkeit fehle. Seine Hauptidee ist die: daß sich aus dem Eyerstocke Eyerchen losreißen können, ehe sie völlig zeitig sind, daß sie dann um so länger in der Gebärmutter bleiben müssen, um den gehörigen Grad von Reife zu erlangen: daher spätreife Geburten. Ferner: es gebe ein ewiges Naturgesetz, vermöge dessen der weibliche Körper schon im Mutterleibe früher ausgebildet werde, als der männliche, und deshalb kommen auch die Mädchen *früher* um 14 Tage früher zur Welt. Wenn der Begattungstrieb *früher* heftig, und die Wollust bey dem Beyschlafe sehr groß sey, so können am leichtesten ein noch nicht zeitiges Ey sich aus dem Eyerstocke losreißen. Dazu werde aber überhaupt immer *früher* der männlichen Samens bis zu den Eyerstöcken selbst *früher* u. s. w. Lauter unerwiesene Behauptungen! Dem Vf. wird sich doch nicht einbilden, daß man die dafür angeführten Schwängerungsgeschichten als unumstößliche Beweise werden gelten lassen wolle? RF.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 22 D E C E M B E R, 1807.

B O T A N I K.

GÖTTINGEN, b. Dieterich: *Flora Germanica auctore Henric. Adolpho Schrader*. Tom. I. cum Tab. VI aen. XII u. 432 S. gr. 8. (1 Thlr. 15 Gr.)

Hr. Schrader, von welchem wir schon früher ein *Spicilegium florae germanicae*, doch nur den ersten Band, erhalten haben, beginnt hier die Herausgabe einer vollständigeren *Flora* unseres Vaterlandes: ein Bedürfnis, welches die vielen ähnlichen früher erschienenen Versuche, selbst *Roth's Tentamen flor. germanic.* nicht ausgenommen, nur kärglich befriedigten. Welche Hoffnungen wir aus diesem ersten Bande für die Folge schöpfen dürfen, wird aus Folgendem erhellen.

In der Vorede werden die Beweggründe zur Herausgabe dieses Werkes, zur Annahme des Linné'schen Sexualsystems als Grundlage, die Grenzen für diese *Flora* (Deutschland nämlich, wie es vor dem Frieden von Luneville bestanden) u. dgl. angegeben, und am Ende ist ein Verzeichniß von deutschen Botanikern, die den Vf. mit Beyträgen unterstützten, angehängt. Hierauf folgt eine chorographisch geordnete Übersicht der Literatur der deutschen *Flora* bis zum J. 1805, welche, wie es sich von dem Fleiße des Vfs. bey dem unbefchränkten Gebrauch einer so reichen Bibliothek, wie die Göttinger, erwarten läßt, sehr vollständig ist. Es finden sich darunter auch mehrere Manuscripte, deren Erscheinung sich aber wahrscheinlich unter den gegenwärtigen, für die Literatur so traurigen Umständen, grossentheils noch verspäten, theils gar nicht Statt haben wird, wie z. B. *Delavigne plantae variores circa Wirceburgum etc. occurrentes*, da wir ehemals eine vollständiger *Flora* des Großherzogthums Würzburg vom Prof. Heller erhalten werden. Indessen sind auch noch zwey neue erschienen, eine *badenensis* von Gmelin, und eine *halensis* von Sprengel.

Die eigentliche *Flora* beginnt mit einem methodischen Namensverzeichniß der in diesem Bande enthaltenen Gattungen und Arten nebst ihrem verschiedenen Vorkommen, woraus man sieht, daß sich die Artenzahl auf 333 belaufe. Ausserdem geht einer jeden Classe eine *clavis generum* voran. Die erste enthält bloß *Hippuris*, *Hostera* und *Blitum*. *Salicornia* findet man in der zweyten Classe, und *Callitriche* wird wahrscheinlich unter den Monöcisten ihre Stelle erhalten. In der zweyten Classe kommt *Schoenus Mariscus* L., als *Cladium* Brown., in der dritten *Carex Bellareti* Alb., als *Elyna* (Cobresia) Wild., *Trichostema* Michaux, die *Agrostides corolla univalvi* enthaltend, so wie *Syntherisma* Walth., durch die meisten *Panica spicis digitatis* gebildet, und *Panicum Dactylon* L., als *Digitaria* Hall. u. s. w. als neue Gattungen vor. Die älteren sind nach Linné, Schreber's und Smith's Revisionen bestimmt. Bey Aufzählung der einzelnen Arten folgt der specifischen Differenz eine ziemlich weitläufige Synonymik, eine Anzeige der vorhandenen Abbildungen, Abdrücke und in Sammlungen getrockneter Pflanzen, wie die Ehrhart'sche, Hoppe'sche, befindlichen Originale; nächst dieser die deutsche methodische Benennung, zuweilen auch Provinzialnamen, die Angabe des Standorts, des näheren Vaterlandes, der Dauer und Blüthezeit; endlich die weitläufige Beschreibung selbst, und sehr oft noch Nebenbemerkungen. Am Ende des Buches findet man noch ein Supplement, welches sich auf den dritten Band von Host's *Gramina austriaca* bezieht, eine Erklärung der Kupfertafeln, und zum Beschluß ein alphabetisches Register über diesen Band.

Was zuerst die Annahme und Bestimmung der Grenzen für die *Flora* anlangt, so muß man sich wundern, daß der Vf. Alt-Preussen ausgelassen habe, welches doch sowohl seinen politischen Verhältnissen, als seiner Sprache nach, so gut als Böhmen und das Litorale, woselbst die vorherrschende Sprache verschieden ist, zu Deutschland gerechnet werden darf. Eben so gut hätte das kleine, umschlossene Fleckchen Istrien bestimmt hinzugerechnet werden sollen, welches nach der Illumination der kleinen beygefüigten, von Sotzmann d. j. entworfenen Karte, ausgeschlossen ist, wiewohl es bey mehreren Arten mit angegeben wird. Überhaupt aber thut der Florist, dem alle politischen Grenzen offen stehen, besser, wenn er sich durch diese nicht beengen läßt, sondern sich an gleichförmige Landesstriche hält. Mehr noch möchte Rec. Hn. Schrader tadeln, daß er das Linné'sche Sexualsystem bloß mit der geringfügigen Restriction der 23 Classe zum Grunde legte. Dieses, das zuerst durch seinen, im Verhältniß zu den früheren Systemen, genialischen Zuschnitt, und durch den schönen Umschwung den es den früheren kärglichen Ansichten gegeben, obgleich an sich eine unlogische Gestaltung, den erhaltenen Beyfall in hohem Grade verdiente, ist durch die ewige Wiederholung zu einem Spielwerk des gemeinen Schlandrians herabgewürdigt worden. Man ehrt weder dieses System, noch sich selbst durch diesen alltägigen Gebrauch; denn ob es gleich in der Geschichte der Botanik ewig glänzen wird, so paßt es doch nicht mehr zu den Anfor-

rungen unserer vorgeschrittenen Zeit, die eine bessere Form verlangt; und der beweist wenige Urtheilskraft, welcher es für so gut, so vollkommen hält, daß man nicht leicht etwas Besseres erschaffen könne. Zu dieser Classe rechnet nun Rec. den Vf. nicht, glaubt vielmehr, daß eine geheime Gemächlichkeit dieser Vorliebe zum Grunde liege.

Soll die erste Grundlage desselben beybehalten werden, so müssen wenigstens die regelwidrigen Abtheilungen wegfallen, und die Eintheilungsgründe von den allgemeinen Begattungs- und Zahlen-Verhältnissen hergenommen werden: jede Änderung im Kleinen aber ist kümmerlich, da der Geist des Ganzen dadurch verstümmelt wird. Es ist hier nicht der Ort, sich in eine weitläufige Auseinandersetzung aller Gründe für und dawider einzulassen; nur so viel will Rec. noch bemerken, daß er für solche Werke, die doch für Anfänger mit bestimmt seyn sollen, nach mehrfachen Versuchen anderer Botaniker, die Phänogamisten entweder nach dem reinen Zahlverhältniß der Staubfäden und Fruchtknoten, oder nach dem Lageverhältniß dieser und der übrigen Blütheheile classificiren und ordnen würde; weil dadurch das Ganze mehr Einfachheit, Harmonie und Bestimmtheit erhält, dem Anfänger die Untersuchung leichter, und ihm, wie dem geübtern Botaniker, angenehmer gemacht wird.

Eine botanische Geographie als Vorgängerin hätte diesem Werke so sehr, als die obengenannte literarische Übersicht, zur Zierde gedient. Allein die Aufgabe ist schwer, und vielleicht erhalten wir sie zum Beschlusse.

In der Synopsis der Gattungen, besonders der dritten Classe, vermisst Rec. Einheit und Consequenz. Die Gattungscharaktere hätten entweder ganz correlativ oder ganz eklektisch dargestellt werden sollen: So aber sind hier, wie leider überall geschieht, beide Arten der Darstellung vermischt worden. Dasselbe hat auch bey den meisten Diagnosen der Arten, besonders in reichen Gattungen, Statt. Und wozu sollen die Diagnosen bey *Hippuris vulgaris*, *Zostera marina*, *Ligustrum vulgare*, *Olea europaea* etc. dienen? Sie sind in dem Gattungscharakter schon unterschieden. Bey *Lappago*, *Montia*, *Polycarpon*, *Holosteum*, ist dieß glücklicher Weise unterblieben. Verstoße, wie die erstgenannten, erschweren dem Anfänger die Untersuchung, wie Recens., der nie einen Lehrer hatte, aus eigener Erfahrung weiß, unendlich, und machen sie ihm, hat er nur etwas Geist der Methodik, zum Ekel.

In der zweyten Classe zeichnet sich die Gattung *Veronica* durch die Zahl ihrer Arten, weniger durch die Bearbeitung aus. Die Diagnosen, besonders der Ähren tragenden Arten, sind unvollständig, obgleich besser gebildet, und unterscheiden nicht deutlich genug. Auch steht die *V. serpyllifolia* nicht passend neben ihnen, da sie vielmehr die *V. saxatilis*, *fruticulosa*, *alpina* etc. durch die *verna*, *praecox* etc. den Arten mit einzelnen Blüthen in den Blattwinkeln näher bringt. Bey *V. Beccabunga*, *Anagallis*, *scutellata* hätte die Glätte der ganzen Pflanzen, wodurch

sie sich so auffallend von ihren nächsten Verwandten unterscheiden, mit in die Diagnosen eingeschlossen werden sollen.

Sollte *Salvia nemorosa* nicht von der *syboestris* verschieden seyn? Nach Willd. und Sprengel scheinen sie es doch, wiewohl Rec. gestehen muß, daß er ebenfalls stets dieselbe Pflanze unter beiden Namen erhalten habe.

Den größten Fleiß hat der Vf. auf die Gräser verwendet. Vieles ist ihm hierin neuerer Zeit von Köhler und Hoff vorgearbeitet worden; allein man sieht dennoch leicht, daß er genau verglichen habe, vieles ihm allein angehöre. Davon zeugen besonders die Gattungen *Scirpus*, *Agrostis*, *Arundo*, *Poa*, *Festuca*, *Bromus*, *Triticum* etc. Auch sind hier die Diagnosen meistens besser gebildet. — *Scirpus rufus* ist dem *caricinus* sehr nahe verwandt; so daß ihn Rec. früher für eine verkümmerte Abart desselben hielt, später aber, nach genater Untersuchung, als specifisch verschieden, erkannte. Die Abbildung Taf. 1. Fig. 3 stellt diese Pflanze sehr treu dar. *Sc. palustris minor* bedarf noch einer näheren Untersuchung; denn er scheint specifisch von dem *major* verschieden zu seyn. *Syntherisma* wird mit Unrecht von *Panicum* getrennt, indem allein der Mangel der inneren Kronenpelze der geschlechtslosen Blüthe den Trennungsgrund abgiebt und bey *Synth.* die innere große Kelchpelze dasselbe ist, was bey *Panicum* die äußere Kronenpelze der geschlechtslosen Blüthe genannt wird. Der Ausdruck *flores polygami* in dem Gattungscharakter von *Panicum* — S. 239 — ist daher fehlerhaft; denn wo kein Geschlecht vorhanden ist, hat auch keine Gamie Statt, und die Ähren sind folglich monogamisch. (Gleiche Bewandniß hat es mit der *Syngenesia polygamia aequalis* und *superflua*, welches Rec. vorläufig zur Beherzigung für Hn. Schr. bemerkt). Der Gesamtcharakter der *Panica* besteht auf diese Art in der Überzahl der Spelzen bey der Umkleidung des Saamen mittelst der sich verhärtenden Kronenspelzen. *S. glabrum* scheint gemeiner zu seyn. Von *S. vulgare* findet sich mit gefranzten Rückenstreifen der großen Kelchpelze. *S. citiare* kommt auch in der Gegend von Miltenberg am Main auf Krautfeldern im Sandboden vor, woher es Rec. erhielt. Mit größerem Recht ist dagegen *Panicum Dactylon* L. (*Digitaria* Schr. *Cynodon* Rich.) von den übrigen getrennt, da es der Gattung *Chloris* sehr nähert und sich bloß durch die Constellation der Blüthen unterscheidet. *Leersia oryzoides* kommt auch bey Würzburg vor; *Phleum asperum*, nach Potlichs Note zu *Ptilaris phleoides*, zwischen Frankfurt und Friedberg. Die Gattung *Arundo* tritt hier mit einer bedeutenden Artenzahl auf, da *Agrostis Calamagrostis* und *arundinacea* L. mit ihren drey bisher verkannten Unterarten, die hier als *varia*, *sylvatica* und *acutiflora* unterschieden und bestimmt werden. *Holcus odoratus* wird mit Recht in *borealis* und *australis* unterschieden. Zuletzt scheint die *Savastana hirta* Schrank als Synonym zu gehören. *Aira aquatica* ist der *Poa distans* sehr nahe verwandt und sollte auch neben ihr stehen.

Gleich unnatürlich steht *Poa cristata* L. und *glauca* Schk. unter *Aira*. Hr. Perfoon hat sich anders zu helfen gewußt, und sie eine neue Gattung (*Koehlera*) bilden helfen lassen. *Poa pratensis* und *angustifolia* sind mit Recht, als Extreme einer sehr variirenden Art, miteinander vereinigt. In dieser Eigenschaft wird sie noch von der *P. serotina* übertroffen. Die *Festuca decumbens* L. hat ein unglückliches Schicksal; wohin sie auch versetzt werde, steht sie am unrechten Ort, doch scheint Linné am besten ihr Naturell beurtheilt zu haben, zu *Poa* gehört sie aber gewiß am allerwenigsten. Sollte *Festuca loliacea* Curt. nicht eine Abart der *pratensis* seyn? Rec. glaubt Übergänge gefunden zu haben, doch sind seine Beobachtungen noch nicht hinreichend, und will hier bloß auf die nähere Untersuchung aufmerksam machen. *Elymus arenarius* gehört so gut wie *caninus* zu *triticum*, da der calyx oppositus, die Spiculae compressae, bey den ächten *Elymus*-Arten hingegen teretes sind. Überhaupt bedarf diese Gattung einer strengen Revision. Die 6 Kupfertafeln enthalten theils Totalabbildungen, theils Blüthezergliederungen von *Scirpus supinus*, *Phleum Michellii*, *Scirp. rufus*, *Schoenus ferrugineus*, *Agrostis alba*, *vulgaris* und *pauciflora*, *Trichodium caninum*, *alpinum* und *rupestre*, *Syntherisma glabrum* und *ciliare*, *Panicum crusgalli*, *Digitaria fumentosa*, *Arundo epigejos*, *litorea*, *Pseudo-phragmites calamagrostis*, *stricta*, *varia*, *sylvatica*, *speciosa*, *tenella*, *arenaria*, *baltica*, *Phragmites*, *Festuca pulchella*, *Scirpus litoralis*, *Cladium germanicum*, *Dactylis maritima*, *Avena planiculmis*, *Bromus velutinus*, *Setaria tenuifolia* und *Phalaris arundinacea*, welche insgesammt, so wie sie Rec. vergleichen konnte, sehr naturgetreu gezeichnet und sehr reinlich gestochen sind. Die Zeichnungen rühren vom Hn. Prof. Bernhardi her, den Stich hat Hr. Besemann besorgt.

Rec. hat sich bisher bloß damit begnügt, der obigen Beurtheilung der allgemeinen Form dieses Buches Bemerkungen über einige Gattungen und Arten beyzufügen, ein summarisches Urtheil über das Ganze auf den Schluss desselben verschiebend. So ungünstig jenes lautet, so freut er sich, aus dem Fleiß und der Sorgfalt mit welcher die Synonymie gesichtet, die Beschreibungen bearbeitet und der Reichthum an Arten in diesem ersten Bande zusammengetragen ist, ein frohes prophetisches Urtheil über dasselbe fällen zu können. Denn bleibt sich der Vf. hierin gleich, wie zu erwarten ist, so wird es alle seine Vorgänger weit hinter sich zurücklassen und der brittischen Flora von Smith das Gleichgewicht halten. Er wünscht dem Vf. sowie dem botanischen Publicum einen ungestörten Fortgang und fernere patriotische Beyträge, damit das Werk baldigst vollständig geliefert werde.

W. W.

E) WEIMAR, im Land.-Industrie-Comptoir: *Horaeus Reichertianus*, oder ein vollständiger Catalog für Handelsgärtner und Liebhaber der Gärtnerey. Von Johann Friedrich Reichert, herzog-

Hofgärtner in Weimar. 1804. XIV. Ju. 154. S. 8. (8 Gr.).

2) ZERBST, b. Fuchsel: *Catalogus von Bäumen und Sträuchern, welche im freyen Lande vorkommen, nebst einer Beschreibung der Cultur derselben, und wie solche am beystehende Preise zu haben sind bey dem Kaufmann Johann Carl Cornthum in Zerbst*. 1804. 100 S. 8. (8 Gr.).

3) EISENACH, b. Wittekindt: *Deutschlands Baumzucht, oder Verzeichniß der Holzarten, welche das Klima von Deutschland im Freyen aushalten, nebst Angabe ihrer Größe, des erforderlichen Bodens, Standes, der Blüthezeit, Reife und Ausdauer*. Entworfen von Georg Friedrich Carl Wendt, Forstpractikanten im Forstinstitut zu Zillbach. 1804. 72 S. 4. (12 Gr.).

No. 1 ist ein, mit unverkennbarem Fleiß zusammengetragener Catalog. Nur ist zu bedauern, daß in selbigem viele Unrichtigkeiten vorkommen, welche bey dem Verschreiben der Gewächse leicht zu Irrthümern führen. Hr. R. sagt zwar in der Vorrede, er habe selbst Botanik studirt und die botanischen Gärten in Frankreich, England und Holland gesehen. Dann hätte er aber auch durchgängig zeigen sollen, daß er, wenigstens die Pflanzen, welche er in seinem Garten zieht, genau kenne, und ein correctes Verzeichniß zu fertigen im Stande sey. Die neueste Ausgabe der *Species plantarum* von Willdenow scheint ihm nicht bekannt zu seyn. Wie hätte er sonst Pflanzen, die Linné und Willdenow schon hinlänglich bestimmt und beschrieben haben, mit (?) bezeichnen, und nach seiner Erklärung (Vorerinnerung VI) für selbst entdeckte, oder von ihm benannte Gewächse, angeben können. Z. B.: *Aconitum volubile*, *Agri- monia odorata* und *repens*, *Cistus salvifolius* und *glutinosus*, *Geranium fuscum*, *maculatum*, *nodosum* und *reflexum* etc. Die Arten der Gattungen *Leptospermum*, *Melaleuca* und *Metrosideros* stehen in diesem Cataloge noch unter einander. Wer nur eine *Melaleuca* in der Blüthe gesehen, und die am Grunde in fünf Körper verwachsenen Staubfäden beobachtet hat, wird sie gewiß von *Leptospermum* und *Metrosideros* sehr leicht unterscheiden können. In der zweyten Abtheilung, welche ein Verzeichniß der vorzüglichsten Obstsorten enthält, S. 27 heist es: „Diejenigen Sorten, welche ich mit einem * bezeichnet habe, sind neue seltene Sorten, oder solche, die sich nicht gut vermehren lassen, und daher noch einmal so viel kosten, als der angesetzte Preis ist.“ Diese Äußerung, im Betreff der Vermehrung, macht einem Gärtner von Profession wenig Ehre, indem jeder Pomologe weiß, daß Birn- und Äpfel-Sorten durch Pfropfen und Oculliren u. s. w. sich gut vermehren und veredeln lassen. Die vierte Abtheilung enthält ein Verzeichniß von Ständen- oder perennirenden Gewächsen, welche im Freyen den Winter aushalten, und nach Angabe des Vfs. in Gärten, auf Felsen, Mauern, Inseln, Brücken u. s. w. gebraucht werden, und öfters das Düstere

der Bäume und Sträucher erheben sollen. Unter diesen finden sich viele ganz gemeine, beynahe in ganz Deutschland wildwachsende Pflanzen, und sogar solche, die in manchen Gegenden zu den sogenannten lästigen Unkräutern gezählt werden. Z. B. *Aegopodium podagraria*. *Chenopodium bonus Henricus*. *Marubium vulgare*. *Potentilla anserina*. *Tussilago Farfara*. *Plantago major* und *P. lanceolata* etc. Sogar einjährige Pflanzen: *Lamium purpureum*, *Ranunculus arvensis*, *Scherardia arvensis*, zählt Hr. R. zu den Staudengewächsen, und verkauft sie für 2—3 und 4 Gr. Ein Handelsgärtner muß freylich seinem Pflanzenverzeichnisse durch Vollständigkeit ein Ansehen zu geben suchen, nur sollten die, in Deutschland wildwachsenden Pflanzen besonders bemerkt werden, daß Blumenfreunde, die keine Botaniker sind, nicht Pflanzen verschreiben oder kommen lassen, die in ihren Gegenden, auf Feldern, Wiesen u. s. w. um billigere Preise zu haben sind.

No. 2. enthält weniger Pflanzennamen, aber desto mehr richtige und auf Erfahrung gegründete Belehrungen für Gartenfreunde, welche die zu ihren Gartenanlagen nöthigen Holzarten selbst erziehen, und den Fremdlingen das Klima angewöhnen wollen. Die Kenntniß und Zubereitung des Bodens ist allerdings ein sehr wichtiger Theil der praktischen Gärtnerey. Aus diesem Grunde sahe sich Hr. Corthum genöthigt, die zur Ernährung der Pflanzen dienenden Erdarten genau zu beschreiben, und zugleich den Gärtnern, Forstmännern und Ökonomen leichtere, von richtigen Grundsätzen geleitete, Culturmethoden vorzuführen. Sehr richtig bemerkt unser Vf., daß die abgefallenen Baumblätter in den Pflanzungen liegen bleiben müssen, sie schützen die Wurzeln nicht nur vor dem Froste, sondern geben beym Faulen Nahrung, und lassen auch wenig andere, den jungen Baumpflanzen schädliche Gewächse aufkommen. Auch will der Vf. bemerkt haben, daß in Gebüsch, wo die Blätter liegen bleiben, die Nachtigall (*Motacilla luscinia* L.) am liebsten sich aufhält. Was nun die Beschreibung der in diesem Buche aufgeführten Holzarten anlangt, so finden sich freylich hie und da bo-

tanische Unrichtigkeiten, davon wir nur einige zum Beweise anführen wollen. S. 33 heist es: *Hippophae rhamnoides* (*rhamnoides*) ist ein schöner Strauch, der sehr dem Rosmarin gleicht, wofür ihn sogar Kenner (?) halten. Botaniker finden gewiß einen grossen Unterschied. S. 37: *Ledum palustre* (*palustre*) soll dem Rosmarin in allem gleichen, doch nicht in der Blume (?). S. 40; *Lonicera Dierville* (*Diervilla*) wird als ein Strauch angezeigt, dessen Blätter besonders aussehen, und die Blumen gar nicht sichtbar werden. Doch sind dies nur einzelne Mängel, welche man, da Hr. Corthum, in Hinsicht auf Pflanzencultur so viel geleistet hat, wohl übersehen kann. Ein reiches Verzeichniß der Ranunkeln, welche 1803 bey Hn. Corth. geblüht haben, machen den Beschluß dieses nützlichen Buches.

No. 3 hat keinesweges die Absicht, Botaniker zu bilden, sondern nur die richtigen Namen der Holzarten anzuzeigen, und auf Manches aufmerksam zu machen, was beym Anbaue der in Deutschland im Freyen ausdauernden Bäume und Sträucher zu berücksichtigen nöthig ist. Zu dem Ende hat der Vf. nicht nur die Grösse der Holzarten, den Boden, in welchen sie am besten fortkommen, Standort, Blühzeit, Reife des Saamens und Ausdauer derselben durch beygesetzte Zeichen und Buchstaben angezeigt, sondern auch dem Hauptverzeichnisse ein möglichst vollständiges Register aller *Synonymorum* angehängt. Bey der Bearbeitung dieser Schrift war also der Hauptzweck des Vfs., den Gartenbesitzern, Gärtnern und Forstmännern theils eine kurze Übersicht der Holzpflanzen, welche zu Forstpflanzungen und Naturgärten benutzt werden können, zu übergeben, theils den Dilettanten einigermaßen vor der Gefahr zu sichern, einerley Gewächse unter vielerley Namen zu kaufen. Dieses Buch ist demnach in forstbotanischen Gärten besonders lehrreich; nur bitten wir bey einer zweyten Auflage, Gewächse, die nicht zu den Hölzern gehören, z. B. *Hibiscus trionum* und *vescarius* etc. wegzulassen und einige Fehler in Absicht auf Standort und Dauer der ausländischen Holzarten zu verbessern.

H. D. — ch.

KURZE ANZEIGEN.

SCHÖNE KÜNSTE. Lübeck, b. Bohn: *Folgen übereilter Ehen, oder Geschichte des Schauspielers H. — mit der Gräfin v. P. — Von ihm selbst mit treuer Wahrheit geschrieben, und durch Briefe und Actenstücke begründet. Als Fortsetzung der merkwürdigsten Lebens-Epoche. 1806. 408 S. 8. (1 Thlr. 16 Gr.)* Das „mit treuer Wahrheit geschrieben“ des Titels, was oft nur eine Form zu reden ist, bewährt sich hier durch das ganze Buch. Der Vf. erzählt überall ohne Hehl und ohne Schminke; er kennt seine Thorheiten und Unbesonnenheiten, und verbirgt sie nicht: es scheint ihm überall mehr darum zu thun, sich auszusprechen, als sich zu rechtfertigen. Auch hat er wohl daran gethan, daß er das letztere nicht öfter versucht hat, denn mit seinen Grundsätzen würde man nicht immer übereinstimmen. Das meiste Interesse gewährt die Frau. Sie, eine hochgeborne Gräfin, verliebt sich dermaßen in den tiefgebornen Schauspieler H., daß sie ihn aufsucht, und um seine Liebe, um eine Verbindung mit ihm sieht. Die Ehe wird vollzogen, aber von der Obrigkeit für ungültig erklärt. Der Schausp. H. muß beynahe ein Jahr lang im Arreste schmachten. Alles erträgt er um ihrentwillen. Er wird endlich frey; alles ist aus dem Wege geräumt, und sie sind — unglücklich. Es kommen bessere

Zwischenräume, aber der Hauptcharakter ihre Ehe ist Disharmonie. Diese artet denn von ihrer Seite zuletzt in Untreue, und sie entläßt ihrem Manne, der — sie noch sucht. Wunderbarer Gang des menschlichen Herzens! — Der Tod der Erzählung ist lebendig und voll Gefühl; aber der Sprache fehlt es an Bildung. Vor fremden Wörtern muß sich der Vf. hüten; sie mißglücken ihm unterm Schreiben, z. B. *Tytanen*. Oedipp u. s. w.

Glogau, in d. n. Günterschen Buchh.: *Dankbarkeit. Schauspiel in fünf Aufzügen. 1807. 106 S. 8. (10 Gr.)* Das Stück verräth Bekanntschaft mit dem Theater, und wird, wohl aufgeführt, keine schlechten Effect machen. Es ist zwar Alles wie gewöhnlich, aber doch artig und wohlgefaßt; und wenn es dem Ganzen noch an Kunst fehlt, so fehlt es ihm doch nicht an Geschicklichkeit. Daß es bisweilen etwas besser klingt, als klappt, werden wenigstens die Schauspieler nicht sehr hoch aufnehmen. So sagt *Willberg* S. 64. „Dankbarkeit? ja! sie ist die schönste menschlicher Tugend, aus ihr entspringt Labfal dem Wohlthäter, Beruhigung dem Empfänger! aus ihrem Quell schöpft der Mensch, als die unendliche Güte der Gottheit ihn empfinden liefs, daß er Mensch sey.“ Klingt das nicht schön?

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 23 DECEMBER 1807.

G E S C H I C H T E.

CARLSRUHE, b. d. Verfasser: *Georg Friedrich Rufs*, Lehrers am großherzoglichen Lyceum zu Carlsruhe, *Elementar-Abriß der Weltgeschichte*, für Anfänger in Stadt- und Mittel-Schulen, auf zwey historische Karten gegründet. Erstes Buch: Chronologischer Hauptfaden der Geschichte, nach Anleitung der ersten Karte. 1807. XXXIV u. 230 S. 8. Mit einer historischen Karte, Landkartenformat.

Ob es für Kinder etwas so wünschenswerthes sey am Chronologie und Synchronismus in der Geschichte, als man gewöhnlich glaubt? — ob man den Unterricht in der Geschichte damit anfangen soll, daß man die Reihe der Jahrhunderte bis auf unsere Zeit herabstellt, und die Kinder nur mit den verschiedenen Staaten bekannt macht, und mit einigen wenigen der größten Erscheinungen in ihnen? — ob man nicht dadurch die Geschichte verhasst macht, und den Sinn dafür verdirbt, daß man immer bey'm Allgemeinen stehen bleibt, von großen Staatsverhältnissen, von wichtigen öffentlichen Begebenheiten, von hohen Personen, Königen und Fürsten, d. h. von lauter Gegenständen erzählend, von welchen das Kind gar keinen Begriff hat, die es nicht fassen kann, und die dasselbe mithin nicht zu interessieren vermögen? — ob man nicht vielmehr einen ganz umgekehrten Weg nehmen, erst durchaus ganz speciell erzählen, und nach und nach zum Allgemeinen und Gleichzeitigen aufsteigen sollte, wie *Johannes Müller* so leidenschaftlich die Geschichte lieben lernte, weil sein Großvater ihn in zarter Kindheit mit den Bürgermeistern seiner Vaterstadt bekannt machte? — diese und dergleichen Fragen sollen hier nicht untersucht werden: es würde unbillig seyn, sie einem Manne gegenüber zu untersuchen, der mit Aufopferung von Fleiß, Mühe und Kosten, eine neue Methode bekannt macht, Chronologie und Synchronismus auf eine leichtere und zweckmäßigere Weise zu lehren, als bisher geschehen ist. In der That, wer die Kenntnisse der Zeit für nothwendig hält auch schon bey'm Elementarschüler der Geschichte, und es aus Erfahrung weiß, welche Schwierigkeit das Behalten der Zahlen hat, der wird es Hn. Rufs danken, daß er, die abstrakten Zahlen vermeidend, die Folge und das Zugleich der Geschichte der Einbildungskraft näher zu bringen sich bemüht hat. Man hat die Schwierigkeit lange gefühlt, und mehrere Männer haben ihr bekanntlich durch

S. A. L. Z. 1807. *Vierter Band.*

historische Karten abzuheffen gesucht; aber Alle, sagt Hr. Rufs, haben den Stein des Anstoßes, die Zahlen nämlich, nicht zu vermeiden gewußt, wie von ihm geschehen ist. Auf welche Weise, das wollen wir den Lesern zuerst durch Beschreibung der vorliegenden Karte deutlich zu machen suchen, und darauf einige Bemerkungen hinzufügen, die den Werth derselben, nach des Rec. Meinung, genauer bestimmen mögen. Vorläufig muß aber noch gesagt werden, daß Hr. Rufs den Unterricht der Geschichte in zwey Cursus theilt; daß er zu dem ersten zwey Elementar-Karten; zu dem zweyten aber vier vollständigeren General-Karten gezeichnet hat, und daß die Karte, von welcher hier geredet werden soll, die erste Elementar-karte des ersten Cursus ist. Die zweyte desselben wird jetzt gestochen, und der dazu gehörige Text wird die Geschichte der europäischen Staaten, in Beziehung auf sie enthalten: „Ob die vollständigeren Karten künftig auch noch gestochen werden sollen; mögen Zeit und Umstände, hauptsächlich die Proben von wirklicher oder nicht leistender Brauchbarkeit der zwey ersten bestimmen.“ Hr. Rufs verlegt sie selbst; will aber das Ganze einer Buchhandlung überlassen, wenn es die Prüfung ausgehalten. „Neue Erfindungen müssen überall als probenhaltig sich bewiesen haben.“

Hn. Rufs's Karten unterscheiden sich dadurch von den bisher bekannten, daß er Alles auf Rechnung und Messung gerichtet hat. Er betrachtet die Zeit, mit Recht, als eine Ausdehnung in die Länge. Wie nun Landkarten nach Graden und Minuten entworfen sind, und die Lage eines Orts mittelst eines Meilen-Maßstabes gefunden werden kann: so sind seine Karten nach Jahrhunderten entworfen, und die Zeit eines historischen Objects wird gefunden, mittelst eines Zeitmaßstabes; und wie der Geograph dadurch vermeidet, bey einem Orte durch Zählen die Lage anzugeben, und doch die Phantasie diese Lage richtig aufstellt im Verhältniß zu anderen Örtern, so giebt Hr. Rufs bey historischen Gegenständen gleichfalls keine Zeit an, sondern stellt sie für die Phantasie neben einander. Durch Messung findet man hier, wie dort, was man genauer wissen will. Der Maßstab ist in Jahrhunderte und Decennien getheilt.

Die Karte, von Hn. Wolf in Manheim gestochen, und sauber illuminirt, zeigt zur Linken eine Rolle, durch welche die früheren Jahrhunderte gänzlich unserm Blick entzogen sind, bis 2400 vor Christo; vor 2000 vor Chr. zeigt die Karte jedoch fast nichts. Ganz oben läuft ein gelber Leisten über die Karte, der die

B b b b

Jahre der Welt anlegt, von 1500 anhebend bis 580. Etwas weiter herunter zeigt eine zweyte Leiste die Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt, welche Hr. Ruf ins Jahr der Welt 3943 setzt, und nach welcher er die ganze Karte durch einen bunten Strich von unten nach oben in zwey Theile zerlegt. Die Linien der Jahrhunderte laufen, wie auf der Landkarte die Linien der Grade, von oben nach unten über die ganze Karte. Zwischen den beiden angegebenen Leisten findet sich ein dritter, der zwölf merkwürdige Männer enthält, die für die zwölf Perioden meist die Epochen angeben, in welche die Karte noch ausserdem durch bunte Linien getheilt ist. Diese Männer sind *Nimrod* (*Adam* fehlt, weil die Karte aufgerollt ist, und jener ist der zweyte), *Mose*, *Romulus*, *Cyrus*, *Alexander*, *Augustus*, *Constantinus*, *Mahomed*, *Carl der Gr.*, *Dschingis-Chan*, *Columbus*. Die Namen dieser Männer sind unterstrichen, so wie alle Namen auf der Karte, und dieser Strich giebt die Länge ihres Lebens an, nach dem angenommenen Mafsstabe; ein zweyter zeigt die Regierungsjahre der Könige. Die zwölf Perioden, die mit jenen 12 Männern beginnen, erhalten in einem vierten Abschnitte der Karte bezeichnende Namen, z. B. die erste: Patriarchalische Zeit; 2te: erste, dunkle Völkerzeit; 6te: Griechische Zeit; 10te: Türkisch-deutsche Zeit u. s. w. Nun erfolgt fünftens die eigentliche Karte, oder, wie der Vf. sagt, das grofse Völker- und Staaten-Feld. Über dieses folgt etwas mehr. Unter denselben enthält ein sechster Abschnitt die Namen einiger grofsen und merkwürdigen Männer. Darnach folgt eine siebente Abtheilung, welche jene 12 Perioden unter 5 Weltalter bringt, die bald mehrere, bald weniger umfassen. Die *Urwelt* bis zu *Nimrod*; die *fabelhafte alte Welt* bis *Cyrus*; die *historische Altwelt* bis auf die Völkerwanderung; das *Mittelalter* bis *Amerika*; die *neue Welt*, welche noch dauert. Achtens werden die Jahrhunderte vor und nach Christo unten wiederholt; dann sind neuntens noch einige grofse Begebenheiten angegeben, und dabey die Chronologieen von *Calvisius*, *Petav* und *Usser* neben einander gestellt.

Nach dieser Beschreibung erlauben wir uns einige nähere Angaben und dazu die versprochenen Bemerkungen. 1) Es ist nicht zu leugnen, dafs man, wegen der Untereinanderstellung der Völker, ohne an eine Zahl denken zu dürfen, mit Einem Blicke nicht nur das frühere oder spätere Entstehen und Verschwinden von ganzen Völkern übersehen, sondern auch, aus dem Verhältnisse der Querstriche unter den Namen zu den Perpendikularlinien der Jahrhunderte, auf einmal alle angegebenen, zu gleicher Zeit unter verschiedenen Völkern lebenden Männer erkennt, und selbst das Verhältnifs ihrer Jahre zu einander, z. B. dafs dieser noch ein Jüngling war, als Jener in der Mitte des Lebens, und ein Dritter am Ende desselben Rand. (Wenn die Geburt oder der Tod eines Mannes ungewifs ist, so fängt der Strich unter seinem Namen mit Punkten an, oder er endigt damit, wogegen er sonst scharf abgeschnitten ist). Damit ist un-

streitig für die Einbildungskraft viel gewonnen; aber wem nun daran liegt, genau das Jahr zu wissen, der mufs sich mit Wahrscheinlichkeit begnügen; denn der Mafsstab giebt nur Jahrhunderte und Jahrzehende an, aber keine einzelnen Jahre. Eben deswegen lassen sich nach dieser Methode, wenn die Karte nicht nach einem bedeutend gröfseren Mafsstabe verfaßt ist, so dafs auch einzelne Jahre angegeben werden, nicht wohl Thatfachen anführen, die nur einen Moment einnehmen, folglich durch keine Linie, sondern durch einen Ponct bezeichnet werden müßten. Wirklich enthält diese Karte, wenn man die 24 Begebenheiten, die unten in einem eigenen Felde angegeben werden, ausnimmt, durchaus nur Personennamen, und die einzigen Facta, die man lernt, sind das Entstehen und Aufhören der Völker. Bey diesen hat Hr. Ruf selbst den Zeitpunkt durch eine beygesetzte Zahl genau bestimmt. Z. B. das Aufhören der Karthager fällt, wie man augenscheinlich sieht, etwas über die Hälfte des 2ten Jahrhunderts vor Christo; Hr. R. hat dabey gesetzt 45, und das ist zu loben. Daher entsteht nun auch

2) Der Übelstand, dafs die Völkerfelder, die nicht reich an Personen sind, fast ganz leer bleiben, während andere sich mit vielen Namen zieren. So steht im Felde der Phönicier nichts als: Grofsbändler der alten Welt; dann: *Hiram* und *Pygmalion*. Dagegen zeigt das Feld der Juden, ausser der Angabe der Zeit (Zeit *Mose's*; Zeit der Richter u. s. w.), gegen dreyszig Namen, von welchen einige recht gut fehlen könnten. Eben so enthält das Feld der Karthager, welches sich durch 8 Jahrhunderte verbreitet, nur die Namen *Dido* und *Hannibal*; dagegen sind von den persischen Königen 9, also fast alle, angegeben. Hn. *Schlözers* Regel: historische Karten ja nicht zu überladen, ist gut; und besonders möchten wir hinzufügen, sie ja nicht hin und wieder zu überladen, damit Verhältnifs bleibe, auch anschaulich. Im Felde der Griechen — die uncultivirt vor *Cecrops*, halbcultivirt bis auf *Agamemnon*, zur Cultur aufstrebend bis *Solon*, cultivirt bis *Alexander*, und später verfeinert genannt werden — haben *Sparta* und *Athen* eigene Abschnitte; aber der von *Sparta* zeigt nur die Zeit des Principats, den *Lykurg* und *Pausanias*; der von *Athen*: *Theseus*, *Kedros*, *Solon*, *Themistokles*; dann ist die Linie, die *Athen* und das übrige Griechenland trennt, durchbrochen, und es steht da: Principat. Aber nach der Illumination möchten man glauben, Griechenland habe über *Athen* den Principat erhalten, und nicht umgekehrt. Und wie kann man die oben mit *Epaminondas* in einem Felde stehenden Namen: *Miltiades*, *Cimon*, *Pericles* für athenensische halten, da *Athen* einen eignen Abschnitt hat? — Dafs bey den Ägyptern *Sethon* und *Sesostris*, die gegen 600 Jahre aus einander lebten, wenn sie anders beide lebten, zu Einer Person gemacht sind, ist ein Versehen, und *Kleopatra* ist ver-schrieben. — Mit der Auswahl der Namen kann man im Ganzen zufrieden seyn, nur bey den merkwürdigen Männern wünscht man einiges anders. Man se-

det z. B. darunter den Hiob, Elias, Elifa, Jesaias, Tobias, Jeremias, Daniel; aber man findet keinen einzigen griechischen Dichter, ausgenommen den Apollon. Die Philosophen sind mehr begünstigt. Nach den Römern ist kein Schriftsteller wieder angegeben, als etwa Luther und Melanchthon. Die Gräfin Mathildis findet man, aber nicht Gregor VII. u. s. w.

g) Dadurch, daß die Völker in gradlinichte Felder, die nur selten eine Erweiterung erhalten, eingeflossen sind, und daß der Untergang derselben als Völker scharf abgeschnitten ist, entstehen mehrere Unannehmlichkeiten für die Einbildungskraft, für die Anschaulichmachung der Geschichte. Die Sache verhält sich also: Bedeutende und unbedeutende Völker stehen hier einmal in gleicher Breite neben einander; das historisch unfruchtbare Feld der Thracier ist breiter, als das der Karthager, ist so breit als das der Ägypter. Es ist freylich nicht illuminirt, aber auch Athen ist nicht illuminirt. Zweitens folgt hinter dem Punkte, wo ein Volk untergeht, gar nichts mehr, als das weiße Papier. Z. B. 145 vor Christo ist das Feld für Griechenland begrenzt, und es folgt ein weißer Fleck. Aber was wurde nun aus Griechenland? versunken ist es doch nicht? Unten, bey den Römern, ist freylich zu lesen: Rom, eine Republk eroberte Italien und hernach die Welt: aber anschaulich ist nicht gemacht, daß Griechenland römische Provinz wurde, denn das Feld Roms bleibt beynahe in seinen alten Grenzen. Daraus entsteht nun drittens, daß sich nicht nur viele leere Stellen zeigen, sondern auch, daß der Zusammenhang ganz abgerissen wird, indem die Völker nach Christi Geburt an ganz anderen Stellen stehen, als die, welche vor Christi Geburt dasselbe Land bewohnten. So fängt z. B. unmittelbar unter den Juden, schon vor Christi Geburt, das Feld der Germanier an. Die Hunnen stehen mit den Mongolen, den alten Thraciern und Macedoniern gegenüber; die Päpste den Griechen, über den alten Römern. (Von den übrigen neuen Reichen, Spanien, England, den Nordischen; zeigt diese Karte auch nicht einmal die Zeitdauer, wie von Frankreich und Deutschland.) — Rec. erinnert sich eine historische Karte von einem berliner Gelehrten gesehen zu haben, die *Strom der Zeit* genannt war, und die Hn. Ruf unbekannt geblieben zu seyn scheint. Über die Ausführung derselben kann Rec. nicht urtheilen, aber der Gedanke schien ihm gut. Aus einer Wolke, die den Schild der Karte einschließt, ergießen sich, von oben nach unten, die Völkerströme, verschieden illuminirt, grösser und kleiner. Wo die Völker in Berührung kommen, da sind die Ströme einander genähert; wo eine das andere verschlingt, da laufen sie in einander, und der verschlungene verliert seine Farbe. So wird durch den Cyrus ein kleines Meer gebildet, ein grösseres durch Alexander, aus welchem sich dann mehrere Ströme wieder loswinden, bis das römische Weltmeer sie alle verschlingt u. s. w. Die Dauer und Veränderungen der Reiche und Völker läßt sich unstreitig auf diese Weise sehr anschaulich machen; nur

die Lebenslänge der einzelnen Menschen und ihre Gleichzeitigkeit muß mit Zahlen angegeben werden. Vielleicht liesse sich die Idee des Zeitstroms und die des Hn. Ruf mit einander vereinigen, wenn der Strom von der Linken zur Rechten, und nicht von oben nach unten, geleitet würde, und vielleicht würde die Anschaulichkeit dadurch bedeutend vermehrt. Der Zusammenhang würde nicht unterbrochen, der Schüler gewöhnte sich, die ganze Geschichte als Einen grossen Fortfluß zu betrachten, und durch die stärkere und schwächere Illumination liesse sich vielleicht die Stufen der Cultur unter den Völkern bezeichnen, und diejenigen Völker, die universalhistorisch sind, so hervorheben, daß sie sich wie Urgebirge fortzögen, um welche die anderen als Flötz- und Neben-Gebirge sich gelagert hätten. —

Die Ausführlichkeit, mit welcher wir diese Bemerkungen gegeben haben, glaubten wir einem Manne schuldig zu seyn, der offenbar Vieles verwendet hat auf die Ausführung seiner Idee, und der selbst seine Karte als Erfindung beurtheilt und angesehen wissen möchte. Hr. Ruf mag aus ihnen sehen, daß Rec. den Werth und Nutzen seiner Arbeit gern anerkennt, und daß er zu ihm das Vertrauen hat, er werde verbessern, was sich noch verbessern läßt.

Über das Buch, welches mit der Karte ausgegeben wird, ist nichts zu sagen; Es ist nur für die Karte und zur Erklärung der Karte geschrieben, und macht weiter keine Ansprüche. L.

OSNABRÜCK, b. Karl u. Comp., vom dritten Bande an b. Blothe: *Sallust's römische Geschichte nach De Brosses von Joh. Christoph Schlüter*, Prof. der Philosophie zu Münster. Erstes Buch. Mit Anmerkungen. 1799. XXII und 346 S. Zweytes Buch. 1801. 374 S. Drittes Buch. 1802. VIII u. 381 S. Viertes Buch. 1803. 309 S. Fünftes Buch. 1803. 358 S. 8 (6 Thlr. 6 Gr.)

Bekanntlich hatte Sallust neben seinem Catilina und Jugurtha eine vollständige Geschichte der römischen Republik von der Abdankung des Sulla an bis zu dem Zuge des Pompejus gegen den Mithridates in fünf Büchern geschrieben, und dem jüngeren Lucullus gewidmet. Zwar nur den kurzen Zeitraum von zwölf Jahren (von 674 bis 687) umfasste jenes Werk; aber diese kurze Periode war so reich an grossen und wichtigen Begebenheiten, nicht bloß für Rom, sondern für die allgemeinen Verhältnisse der damaligen Welt, daß ihre Darstellung werth war, von einem solchen Meister unternommen zu werden. Das Alterthum selbst bezeugt von ihr die höchste Vollendung. Allein schon seit acht bis neunhundert Jahren hat die zerstörende Zeit auch dieses köstliche Werk den Wissenschaften entrißen, und gleichsam für die Neugierde nur einzelne kleine Überreste bey einigen älteren Schriftstellern und Grammatikern übrig gelassen. Nach Masgabe so zerstreuter Trümmer ein so weit umfassendes Werk in seiner wahrscheinlichen Urfestalt wieder herstellen zu wollen, scheint freylich

ein vergebliches Unternehmen. Indefs faßte der gelehrte Parlamentspräsident *de Broffes* den kühnen Entschluß, das historische Meisterstück in dessen beynahe zahllosen Fragmenten aufzufuchen, und, so viel möglich, durch eigene in Sallust's Geiste gefasste Lückenfüllungen wieder zusammen zu setzen. Dazu war ein ganz eigenes Studium, ein unbeweglicher Fleiß, unermüdliche Geduld, und das beharrlichste Hinstreben erforderlich. Nur einige größere Stücke lagen in dem Buche Augustins *de civitate Dei*, auch bey *Seneca*, *Aulus Gellius*, *Quintilian* u. e. a. aufbehalten; alle die kleineren Stücke hingegen mußten aus den verschiedenen Werken der lateinischen Grammatiker und Glossatoren zusammengeklaut werden. Über dieser höchstmühsamen Arbeit verstrichen allmählich dreißig Jahre, und das Resultat einer in ihrer Art einzigen Bemühung waren gegen siebenhundert Stücke jenes von der Zeit zertrümmerten Kunstwerks. War jenes Zusammenfuchen mit der größten Mühe verbunden, so war es nicht minder die Bestimmung der zu jenem Zeitpunkt gehörigen historischen Angaben, zu deren Behuf *Cicero*, *Plinius* und *Strabo* auf das sorgfältigste zu Rathe gezogen werden mußten. Nach allen diesen Vorarbeiten konnte *de Broffes* endlich den Versuch seines großen Mosaiks wagen. Hundert und wiederhundert Male mußte jedes einzelne Stückchen probirt, gedreht und gewendet werden, um zu sehen, ob es an diese Stelle passen möchte. Nachdem die einzelnen Trümmer geordnet lagen, so war jetzt ein höher Grad von Begeisterung erforderlich, um in Sallust's *Manier*, ja in dessen Charakter und Geist, die Begebenheiten niederzuschreiben. *De Broffes* leistete, was irgend zu leisten war. Auch der erste Geschichtschreiber der Deutschen, *Johannes von Müller*, erklärte, nach des Übersetzers Versicherung (Vorred. S. XXI), den gelehrten französischen Präsidenten für einen der originellsten und geistreichsten Geschichtschreiber, und sein Werk selbst für ein Meisterstück der historischen Kunst.

Neben der von ihm wiedergegebenen sallustischen Geschichte machte sich *de Broffes* auch um die Fragmente selbst durch eine kritisch-historische Bearbeitung verdient. In dieser stehen die Bruchstücke nach der bey den Schriftstellern vorkommenden Ordnung, begleitet von einem fortlaufenden Commentar, welcher alles enthält, was zur Erläuterung, Erklärung oder Verbindung der sallustischen Fragmente dienen möchte, und von dem *de Broffes* selbst gestand, daß er ihm unter allen seinen literarischen Arbeiten die meiste Zeit und die größte Mühe gekostet hatte. Einige Zeit nach des Vf. Tod erschienen zwar jene Fragmente, aber leider der Commentar nicht, und man weiß nicht einmal, wo und ob die Handschrift davon noch vorhanden ist. Es wäre unverantwortlich, wenn die *Académie des Inscriptions*, deren Mitglied *de Broffes* war, jenes für den Geschichtskenner und Alterthumsforscher so wichtige Werk hätte verloren gehen lassen. Indefs mag in den Anmerkungen zu der römischen Geschichte vieles davon enthalten seyn. Diese Geschichte selbst erschien in drey Quartbänden zu Dijon unter dem Titel: *Histoire de la république Romaine dans le cours du VII. Siècle par Salluste, en partie rétablie et composée sur les Fragmens, qui sont re-*

stés de ses livres perdus, remis en ordre dans leur place véritablement ou la plus vraisemblable. Dijon 1777. 4. Das Werk ward seines hohen Preises wegen in Deutschland wenig bekannt. Kaum in allen öffentlichen oder großen Privatbibliotheken konnte man es finden. Und doch verdiente dasselbe nicht nur als Werk des Geistes und Fleißes, sondern auch als eines der wichtigsten Gemälde aus der großen Reihe der Begebenheiten Roms, und als Mußter des historischen Styls, allgemein bekannt zu werden.

Hr. Prof. *Schlüter* hatte schon als Übersetzer des *Katilina* und *Jugurtha* hinlänglich bewiesen, daß er auch die richtige Manier des edleren historischen Vortrags kenne, und wisse, wie man erzählen müsse, wenn man in der, mit den großen Meisterstücken des Alterthums angestellten Vergleichung zu bestehen gedanke. Deshalb kann jedem, der die schöne Kunstlosigkeit der historischen Weise und Schreibart auch im Deutschen kennen lernen will, diese Übersetzung der sallustischen Geschichte mit Recht empfohlen werden.

Zur Probe der Nachbildung, welche bisweilen etwas gedrängter als das Original ist, bisweilen aber auch von demselben abzuweichen scheint, wollen wir ein kurzes Stück aus der Beschreibung der Schlachtordnung bey *Tigranocerta* B. 5. K. 21 S. 46 mittheilen. Sogleich, heist es daselbst, liefs er (*Tigranes*) sein Heer in Schlachtordnung stellen. Alles lief durch einander in der größten Verwirrung. Die große Anzahl Truppen war hier von geringem oder gar keinem Nutzen, da sie sich nicht gehörig ausbreiten konnte. *Tigranes* stellte sich in den Mittelpunkt; den linken Flügel übergab er dem Könige von *Andiabene*, und den rechten dem Könige der *Meder*. Die römische Armee, die unterdessen vorrückte, war von allen diesen Bewegungen und von einem Schauspiel Zeuge, welches sich bisher noch nicht dargeboten hatte. Der Anblick dieser ungeheuern Menge Menschen und Pferde, womit das weite Gefilde bedeckt war, der ganze Aufzug, das blendende Gepränge, diese von Gold und Silber schimmernden Waffen, die Verschiedenheit der armenischen, medischen, scythischen Kriegskleider; der Widerschein der goldenen Farben in der glänzenden Rüstung, die theils aus Kupfer, theils aus Stahl und Erz bestand: alles schien hier vereinigt, Furcht und Schrecken zu erregen. Die Reiterey, welche die erste Linie ausmachte, war ganz gebürnisch. Auch die Pferde waren mit eisernen Schuppen bedeckt, die man gleich Federn auf Leinwand befestiget hatte. Dem ersten Anblick nach sollte man sie vielmehr für Statuen als für Menschen halten. Die kleinen runden Eisenplatten schloß sich an den Körper überall genau an, fügten sich nach allen Biegungen; so wie nach den Umrisen aller Glieder, indem sie sich ausdehnen oder zurückziehen, so, daß sie keine von den Bewegungen, die der Reiter zu machen hat, hindern. Übrigens bedeckte ihre einzige Waffe in einer langen schweren Lanze, die vorn zugespitzt war, und mit einer Kette am Halte des Pferdes hing. Der Reiter that weiter nichts, als durch ihre Richtung gab, indem er auf seinen Feind los und geradezu auf ihn eindrang. — Papier und Druck dieses Werks sind sehr schön. E. P.

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 24 D E C E M B E R, 1807.

J U R I S P R U D E N Z.

Fortsetzung der Recension
der Schriften

über das Recht des Rheinischen Bundes.

(Vgl. No. 282, 283.)

VIII. Von dem Verhältnisse gegen den Protector (IV—VII) gehen wir zu der Verbindung über, wodurch die sämtlichen Bundesstaaten unter sich ein föderirtes Ganzes constituiren sollen. Die rechtliche Beschaffenheit dieser Verbindung beruht zwar, ihrer Grundlage nach, in der Conföderations-Acte, folglich in einem mit Napoleon geschlossenen Vertrage; aber es konnte nicht in dem Plan dieses Vertrages liegen, den Gegenstand weiter zu verfolgen, als nur bloß für die Zwecke und das Bedürfnis nach aufsen. Das Weitere ist von den Verträgen der Bundesregenten unter sich zu erwarten, also vorzüglich von den Fundamentalstatuten. Namentlich ist durch die Conföderations-Acte von Napoleon für Deutschlands Einheit, im Verhältnisse gegen Auswärtige, vortrefflich gesorgt worden. Aber für die Einheit im Inneren hat Deutschland zunächst selbst zu sorgen.

Die Conföderations-Acte selbst will, daß das Band der Einheit innerlich noch enger geknüpft werde, als es in jener geschehen. Zu dem Ende dienen darin die Stipulationen wegen der Bundestage. Napoleon hat auch seiner Seits aus dieser Acte ein Vertragsrecht erworben, zu verlangen, daß zu solchem Zwecke die Bundestage in Gang kommen, und die Errichtung der Bundesstatuten nicht unterbleibe. Er will unter einer Conföderation nicht eine Gesellschaft von Mitgliedern, die sich nur die Hand reichen, wenn sie äußerlich gedrängt werden, übrigen aber sich bloß mit den Fingerspitzen berühren. Alle einsichtsvollen Männer in Deutschland bekennen sich zu gleichem Wunsche; hoffen auf Einheit in rechtlichen und administrativen Einrichtungen; hoffen auf Anerkennung und möglichste Realisirung des Principis eines gemeinfamen inneren Wohls; hoffen, daß der wichtige Vortheil, den Deutschland mit der geographischen Regelmäßigkeit erlangt hat, für jenes Princip nicht unbenutzt bleibe, damit das Vaterland nicht gleich werde den Wesen, die sich äußerlich in einem einigen Körper darstellen, aber im Inneren mit sich in Widerspruch stehen, und im Streite der eigenen Kräfte sich selbst zerstören. Mit der geographischen Coagulation allein ist es nicht ausgemacht;

und man mag nur dahin sehen, daß in den geographischen Coagulls, dadurch daß man den Proceß nicht vollständig mit ihnen beendigt, keine Säuerung entstehe, die oft in Abgeschmacktheit ausartet.

Sogar Hr. Zintel, obschon er sonst nicht leicht Schranken für die Souveränität kennt, predigt dennoch das Princip der Einheit stärker als Einer; Z. B. S. 70: „Das oberste Princip jedes einzelnen Staats, das ohnedies nur in dem möglichst erreichbaren Grade der National-Glückseligkeit und des Ruhms der Staaten bestehen kann, muß sich in seinen Hauptpunkten mit dem obersten Princip der Föderativ-Monarchie concentriren, und kann nur in der Ausführung nach den jedem einzelnen Staate angeeigneten besonderen Verhältnissen eine gewisse Modification leiden.“ Ferner: „Die Gesetzgebung muß in allgemeinen, die ganze Monarchie umfassenden Punkten in der ganzen Monarchie auch die nämliche seyn. Alle associirten Monarchen und Mächte müssen in der Gesetzgebung in ihren einzelnen Staaten die nämliche Richtung, wie die ganze Monarchie, annehmen. Die partiellen Gesetze eines einzelnen Staates dürfen von dieser allgemeinen Tendenz nur in so weit abweichen, als die besonderen Verhältnisse desselben es nothwendig machen, oder als es ganz unvorhergesehene Zufälle erfordern.“ Auch der Vf. von No. 7 hat sein Modell eines zu errichtenden Fundamentalstatuts mit gerichtet: auf eine für alle Bundesstaaten gleichförmige Civil- und Strafgesetzgebung und Rechtspflege, auf Gleichheit in dem Münzwesen, in den Abgaben und Militär-Conscriptions-Systemen, so wie in den Zunfteinrichtungen, endlich auf eine, den Grundsätzen einer richtigen Staatswirthschaft und des Staatenrechts entsprechende, gegenseitige, vollkommene Freyheit des Verkehrs und des Handels unter den verbündeten Staaten. Nach Art. 12 und 13 des Modells sollen sich die Bundesglieder verpflichten: „diejenigen Hindernisse zu beseitigen, die bisher durch mancherley Anstalten wechselseitig den Zwecken des Anderen in den Weg gelegt waren, sich gegenseitig im Nothzustande des Anderen zu unterstützen, und sich in ihren äußeren Verhältnissen überhaupt so zu einander zu benehmen, daß es dem Fremdlinge einleuchten müsse, daß alle zusammen zu einem innigen Friedensbunde vereinigt seyen.“ Sie sollen sich verpflichten: „daß Alle für Einen, und Einer für Alle stehen, daß keiner das Ganze zum Vortheile seiner Individualität vernachlässigen, vielmehr Jeder mit ununterbrochenem Gemeinfinn die Erhaltung und Förderung der Existenz der Gesamtheit erstreben werde.“

C c c c

Gleichwohl sieht es in Deutschland für die gewünschte Einheit bis jetzt noch nicht zum besten aus. Die jetzige Lage der Dinge steht in dieser Hinsicht mit der vorigen, so wie sie vor aufgehobener Reichsverfassung war, fast im umgekehrten Verhältnisse. Vormala erschien Deutschland *nach aussen* gar schlecht als ein Ganzes; etwas besser im Inneren; jetzt gerade umgekehrt. Vormala gab es im Inneren Deutschlands eine Einheit des Rechts und der Justiz; eine Einheit durch das Postwesen, durch das Gildewesen u. s. w.; eine Einheit durch die kaiserlichen Reservatrechte; eine Einheit des Commerzes, wenigstens nach dem Geiste der Reichsverfassung und der detsfalls vorhandenen Reichsgesetze. Ausserdem waren nicht selten noch besondere Einheits- Stipulationen in Haus- und Familien-Verträgen vorhanden, zur noch innigern Vereinigung mehrerer einzelner Territorien, die durch Lage, durch Agnation der Landesherren, oder durch andere Umstände, ein engeres gemeinschaftliches Interesse hatten. Fast alle diese Banden sieht man aufgelöst, ohne dafs neue angeknüpft worden sind.

Zwar liegt es ganz deutlich in der Conföderations-Acte, folglich auch unfehlbar in dem Plane des Protectora, dafs diese Lücke ersetzt werden, und dafs Deutschland nicht blos gegen Auswärtige eine Gesamtkraft haben, sondern dafs es auch für sein Glück und seine Wohlfahrt im Inneren, zwar nicht ferner mehr durch Unterthanen-Verhältnisse gegen ein Oberhaupt, aber doch durch genossenschaftliches Zusammentreten gleich unabhängiger Fürsten in allen den Dingen, die von irgend einem gemeinen Interesse für alle, oder wenigstens für mehrere deutsche Souveräne sind, ein Ganzes bleiben soll. Es wird aber diesem Plane von Deutschland aus nicht sehr bereitwillig die Hand geboten. Hier sieht man vielmehr fast allenthalben Neigung zum Isoliren und zum Vereinzeln. Die Einladung zu Eröffnung des Bundestages ist ohne Erfolg, und mit dem Bundesstatute ist es bey schriftstellerischen Projecten geblieben, unter welchen die kleine Schrift unter No. 7 das vollständigste und ausgearbeitetste ist. Jeder Souverän richtet sich in seinem Staate für sich ein, ohne auf einen Organismus zum inneren Wohl des ganzen Bundes Rücksicht zu nehmen; und wenn es auf dem bisher eingeschlagenen Wege so fortgeht, so wird es am Ende noch dahin kommen, dafs ein jeder Souverän verlangt, es solle von seinen Unterthanen nicht anders, als in dem Dialecte seines souveränen Landes, gesprochen und geschrieben werden. Dabey hat das Ganze, der Bund, nicht einmal einen Fürsprecher oder Vertreter gegen das Einzelne. Man erblickt lauter Liquidanten, und der Contradictor fehlt, der von der Masse und für das Ganze so viel als möglich zu erhalten wünscht.

Es giebt sogar Fälle, dafs die Conföderations-Acte ausdrücklich etwas für den Zweck und aus dem Gesichtspuncte der Einheit im Inneren disponirt, was dennoch nicht zur Ausführung zu kommen scheint. So z. B. steht es nach Art. 31 dieser Acte den mediaten Fürsten und Grafen und ihren Erben frey, in

den Staaten der Conföderation und der mit derselben alliierten Mächte ihre Residenz aufzuschlagen, ja sogar in fremden Orten zu wohnen, wovon sie sich die Souveränität erhalten haben. Dagegen werden durch das K. württembergische Rescript vom 26 Oct. 1806 alle königliche Vasallen und Unterthanen aufgefodert, ihren Wohnsitz in die königlichen Staaten zu verlegen. Auch nach der königlich bayerischen Verordnung vom 31 Dec. 1806 dürfen diejenigen von der bisherigen Reichsritterschaft, welche im Königreich ihr Domicilium haben, ohne besondere königliche Erlaubnis in keine fremden Dienste treten, und sind dem Auswanderungsgesetze unterworfen. Man stösst hier unter den conföderirten Deutschen fast auf dieselbe Erscheinung, die erst noch ganz kürzlich bey den conföderirten Schweizern auf ihrem Bundestage vom 10 Jun. 1807 vorkam. Da verhandelte man von neuem die Frage von dem Rechte der Schweizer, sich nach Gefallen in allen Cantonen niederzulassen. Man konnte aber nicht einig werden, und es blieb bey einer abermaligen Aufforderung und Einladung an die dissentirenden Cantone, doch ja, so weit es ihre Localitäten nur irgend erlaubten, alle Mafsregeln zu ergreifen, um nach gerade diejenige Gleichförmigkeit der Gesetze und Gebräuche herbeyzuführen, die in dieser Hinsicht allen conföderirten Ständen durch die Mediations-Acte vorgeschrieben sey.

Am Ende, siehet zu fürchten oder zu hoffen, wird der Protector wohl selbst noch den Contradictor zum Besten der Einheit machen, unter dessen Schutze nicht das Einzelne sondern das Ganze steht, der folglich hiedurch Veranlassung hat, der Souveränität die Pflichten bemerklich zu machen, welche sich daraus von selbst ergeben, dafs alle Bundesglieder Souverän seyn sollen für ein gemeinschaftliches Glück Deutschlands, und dafs die Souveränität des Einen bedingt ist durch das Beste des Anderen und des Ganzen. Mit dem Princip der Souveränität in einem conföderirten Staate ist es, wie mit dem Princip der Freyheit, welches einem jeden nur erlaubt, so weit zu gehen, als es ohne Kränkung des Freyheitsgebiets der Übrigen und des Ganzen geschehen kann; und ein Bund hört auf verbunden zu seyn, wenn die Mitglieder nur Lust haben mit einander Lust zu schöpfen. Nicht das Princip der Souveränität, sondern der Con-Souveränität ist es, welches im Bunde aufgestellt werden mufs.

An den einzelnen Bundesregenten hat es nicht gelegen, dafs nicht jeder sein eigenes Concordat mit dem römischen Stuhle abgeschlossen hat. Schon sah man einen päpstlichen Nuncius an einem bundesfürstlichen Hofe. Bey dem Protector aber scheint auch hier das Princip der Einheit seinen Beförderer zu finden. Denn nach öffentlichen Nachrichten ist es nun gewifs, dafs an einem allgemeinen Concordate für Deutschland in Paris gearbeitet wird, und dafs alle schon eingeleiteten particulären Verhandlungen wegfallen. Ferner: wenn ein allgemeines Civilrecht in Deutschland eingeführt wird, so scheint es wohl eher durch den Protector, als durch den Bund zu geschehen. Auch

kommt die Nachricht von Errichtung eines Bundesgerichts nicht von Frankfurt, dem Sitz des Bundestages, sondern von Paris, der Residenz des Protector's.

Wenn es aber in Deutschland so fortgeht, daß man in Unthätigkeit abwartet, bis der Protector das Princip der Einheit auch für das innere Wohl, wie für die äußere Sicherheit, sich veranlaßt sieht zu betreiben: so ist nicht ohne Grund zu fürchten, theils daß fremde Einrichtungen, auf Kosten deutscher Eigenheiten und Localitäten, zu sehr zum Muster dienen, theils daß bey allem, was für das innere Wohl geschieht, die Verhältnisse nach außen mehr als nöthig in Betracht kommen werden. Diese Wendung wird es um so eher mit der Sache nehmen, da es, bey dem getheilten Interesse, und bey den eben so getheilten Stimmen der Einzelnen, nicht leicht seyn möchte, sich über das wahre Interesse des Ganzen zu unterrichten. Das Ganze hat keinen Negotiateur für sich, und dagegen die Negotiateure der Einzelnen gegen sich. Selbst aus den Büchern spricht das Interesse des Ganzen nur selten klar, und unter allen Schriftstellern ist der Vf. von No. 7 der einzige, der den Bund als sein Vaterland betrachtet wissen will. Er hat auch in der That mehr, als irgend ein Anderer, bundesmäsig geschrieben, man mag sehen auf die Artikel seines Constitutions-Modells, welche auf den Zweck des Bundes (z. B. Art. 10. 12. 13), oder auf diejenigen, welche auf starke und energische Mittel zur Erreichung dieses Zwecks (z. B. Art. 30. 31. 33), gerichtet sind.

Bis dahin, daß es sich näher entwickelt, was der Bund im Inneren seyn wird, kann man schwerlich mit dem Vf. von No. 3 (S. 61) sagen: „*successisse hoc foedus in locum imperii germanici*.“ Denn die Nachfolge im Reiche muß vorzüglich mit einer neuen Organisation des inneren Deutschlands zu einem Ganzen gemacht werden; und daran eben fehlt es noch gar sehr. Aber der Vf. schreibt selbst, ordentlich als wäre er ungewiß über den wahren Nachfolger gewesen, an einem andern Orte (S. 12. Not. 2): „*dissoluto imperio germanico singuli principes quasi in locum imperatoris et imperii successisse videri*.“ Die letztere Angabe ist wohl die richtigere; denn bis jetzt hat der Bund von dem großen Nachlasse des Reichs wenig oder nichts bekommen, sondern die einzelnen Fürsten haben allein geerbt, und werden, wenn es arg wird, nur eins und das andere an Legaten an den Bund wieder abzugeben haben.

Bey dem rheinischen Bunde ist ein gedoppelter Vertrag in Frage: der eine bezieht sich auf das Äußere, der andere auf das Innere; beide stehen in unzertrennlicher Verbindung. An dem anderen Vertrage fehlt es noch ganz. Aber auch selbst der erste ist nur in sofern in Richtigkeit, als er sich von dem anderen absondern läßt. Denn die Verbindlichkeit zur Abschließung des zweyten ist in dem ersten enthalten, und beide verhalten sich in dieser Hinsicht wie die Eingehung eines Vertrags zur Abschließung eines anderen. Daher denn selbst der erste Contract (in der Bundes-Acte) noch nicht vollständig erfüllt ist, so

lange der zweyte noch unabgeschlossen bleibt, eben so wie das Äußere bey einer Sache noch nicht gut und sicher steht, so lange das Innere dazu noch nicht in Ordnung ist. Nur in so fern läßt sich *schlechtweg* von einer schon existirenden rheinischen oder deutschen Conföderation sprechen, als der eine Vertrag in der Bundesacte schon zu Stande gekommen, und die Verbindlichkeit zur Abschließung des andern gegen dem Protector schon rechtlich gegründet ist.

Das Resultat ist: der Bund existirt nur erst noch in der Conföderationsacte, aber noch nicht in den Bundesstatuten; er existirt nur erst noch im Verhältnisse gegen das Ausland, aber noch nicht zum gemeinschaftlichen inneren Wohl Deutschlands; er existirt noch mehr für Frankreich und Europa, als für sich selbst; er existirt noch mehr durch Napoleon und dessen großen Plan, als durch Deutschlands Fürsten, und deren Bestreben, in Deutschland von neuem ein gemeinschaftliches Vaterland aller Deutschen zu gründen.

IX. Gleichwohl ist es nöthig, daß das Werk auch im Inneren baldigst vollendet werde. Denn das gehört eben mit zur vollständigen Erfüllung des mit Napoleon in der Conföderations-Acte abgeschlossenen Vertrags, und es ist nicht zu erwarten, daß Napoleon einen so wesentlichen Contractpunct fallen lassen werde, der, so wenig er ihn auch unmittelbar interessirt, doch allenthalben in mannichfaltiger mittelbarer Berührung mit den der Welt vorgelegten Plänen zur Erschaffung eines möglichst allgemeinen Zustandes der Einheit und Gleichförmigkeit, der Sicherheit und Ruhe, stehen möchte.

Dazu kommt, daß Deutschland, wenn der Geist des Bundes nicht auch im Inneren realisirt wird, unmöglich glücklich seyn kann; am wenigsten in der gegenwärtigen Generation seiner Bewohner. Kann es mit dem Glücke einer Nation bestehen, wenn sie, Eins bisher durch Sprache und Sitten, durch so manche Einrichtungen in Verfassung und Regierung, durch eine gewisse Einheit der Rechte und Justizpflege, durch vielfache Verkettung des Familien-Interesses, des commerciellen Verkehrs, und anderer Privatangelegenheiten, — wenn sie nun plötzlich in Portionen zerstückelt wird, wovon jede in völkerrechtlicher Strenge, die noch dazu nach der neueren Praxis die Privatpersonen mit ihren Rechten und Gütern eben so gut, als die Staaten, unerbittlich ergreift, sich gegen die anderen selbstgenügsam abzuschließen trachtet? Deutschland hatte sich allmählig aus einem Ganzen in Theile ausgebildet, aber ohne Todtheilung, vielmehr mit rückwärts fortdauernder Verbindung der Zweige mit dem Stamme. Und nun sollte es mit einem Male, ohne allen Ersatz durch eine neue Vereinigung, von den rückwärts zusammenlaufenden Fäden, und damit von sich selbst und seiner Geschichte, abgeschnitten, nun sollte es, wie ein Gewürm, in Segmente zerhackt worden, in der Hoffnung und mit dem Troste, daß die Segmente sich nur eine Zeit lang krümmen, aber doch am Ende, durch die Kraft der Regeneration, zu eigenen Körpern wieder genesen würden? Und wenn nun Deutschland im Inneren nicht

glücklich wird, was hilft es dann, daß es äußerlich sicher steht, daß es gegen Europa, ja gegen Sonne, Mond und Sterne gedeckt ist? Was bedarf es einer Schildwache vor der Hütte des Armen? Und was bleibt am Ende übrig, als denjenigen, der die Pflicht der Bewachung übernommen hat, auch Theil nehmen zu lassen an der Sorge, daß der Gegenstand der Bewachung erst herbey geschafft, um nachher dafür stehen zu können, daß er nicht weggetragen werde?

X. Aber fast scheint es, als nähme man auch hier den Begriff der Souveränität zu hoch, und als halte man es wohl gar für einen Widerspruch, das Souveräne in die Fesseln eines Bundes zu legen. Vielleicht glaubt man, durch einzelne beliebige Stipulationen mit mehr Freyheit, und ohne das Geschenk der reinen und unbeschränkten Souveränität in Gefahr zu setzen, zu demselben Ziele zu kommen, für welches man Bedenken trägt, sich noch tiefer in den Zwang eines Bundes zu begeben. Sonderbar genug wäre es, wenn eine solche Idee, eine echt *Zintelsche* Einfluß hätte. Hr. Zintel betrachtet es als ein Stück der Souveränität, daß es den Souveränen frey stehe, den Bundestag zu eröffnen, und die Bundesstatuten zu errichten oder nicht: Er läßt hier Spielraum, der (wie wir oben gesehen haben) mit dem Princip der Einheit und Gleichförmigkeit so weit hinaus will. Hr. Zintel, und wer sonst diese Meinung mit ihm theilt, sollte doch bedenken, daß von einer *Con-Souveränität* die Rede ist; daß die Fesseln nicht drücken, die man sich selbst anlegt; daß die Souveräne sich einem Bundeszwange, auch für das *Immer*, in der *Conföderations-Acte* selbst unterworfen haben, und daß sie in jedem Bundesstatute, das zu Stande kommt, doch eigentlich nichts weiter, als ihren eigenen *conföderativen* Willen befolgen werden; daß es kein Recht der Souveränität seyn kann, eingegangene Verpflichtungen nicht zu erfüllen, oder nach Gefallen den Versuch zu machen, ob man sie nicht auf einem anderen, als dem stipulirten Wege, vielleicht besser und leichter erfüllen könne; daß es sich wohl für Deutschland gebühre, gemeinschaftliche Künste und Anstalten des Friedens zu haben, nachdem es gemeinschaftliche kräftige Waffen zum Kriege erhalten hat, um niemanden Ursache zu geben, an den alten Reichszustand zurück zu denken, wo Einer dem Anderen zwar sehr das Licht verbaut, und alle dadurch in Gefahr kamen, bey der Lampe arbeiten zu müssen, wo aber gleichwohl noch Manches in Gemeinschaft gedieh, oder gar die Zeiten des Mittelalters zu preffen, wo sich das Leben der Städte, mitten im Herzen von Deutschland, durch vieler Herren Länder nach allen Küsten und Weltgegenden bewegte.

XI. Unter den Gegenständen, die zur inneren Wohlfahrt Deutschlands bundesmäßig behandelt zu werden verdienen, zeichnet sich besonders das Justizwesen aus. Das deutsche Reich war vielleicht die größte und ausgebildete Justizanstalt, die es je gegeben hat; sie war das Resultat von Beobachtungen mehrerer Jahrhunderte hindurch zu Ehren der Form Rechtsens. Mit Aufhebung des Reichs ist in diesem Stücke eine ungeheure Lücke entstanden, die bald und gut ausgefüllt werden muß, wenn der alte Zustand

der Dinge über den neuen vergessen werden soll. Einheit und Freyheit in Sachen der Staatswirthschaft und Nationalökonomie, und in tausend anderen administrativen Angelegenheiten, gab es auch vormals eben nicht in Deutschland; man wird sie auch ferner nicht vermissen, sondern sie nur als ein neues Gut erwarten. Aber Einheit des Rechts und der Justiz war in Deutschland; sie wird man, als ein schon besseres höchst schätzbares Gut, nicht gern verloren geben. Zum Zwecke eines guten Justiz-Zusammenhanges ist A) daran wohl nicht zu denken, einen Richter zu bestellen, wo die Souveräne, als *Regenten*, von ihren oder von fremden Unterthanen belangt werden könnten, wie vormals die Landesherren wegen nicht gehörigen Gebrauchs ihrer Landeshoheit, und umgekehrt. An so etwas läßt sich nicht denken, wenn man aus dem neuen Bunde nicht wieder einen *civilisirten* Staat machen, und wenn man folglich den vacanten Platz der Reichshoheit, welcher nach der *Conföderations-Acte* leer bleiben soll, nicht wieder besetzen will. Zwischen dem souveränen Regenten und seinen Unterthanen scheint aber der Weg eines Recurses an den Bund, jedoch nur nach der Analogie der vormaligen Recurse an den Reichstag *ex causa gravaminis communis*, allerdings offen zu stehen. Auch läßt sich in diesem Verhältnisse aus der *Conföderations-Acte*, so lange der bisherige Spielraum zur Interpretation gelassen wird, ein Recurs an den Protector, und zwar directer Weise für die Landesherren, mehr indirecter Weise für die übrigen Unterthanen, ableiten. Dagegen versteht es sich B) wohl von selbst, daß der Souverän den Gerichtsstand, den er vormals als Landesherr bey seinen eigenen Landgerichten in den Streitigkeiten mit den Unterthanen gehabt hat, nach wie vor behält. Dieser Gerichtsstand gehört zu den Dingen, die, seit erfolgter Auflösung des Reichs, als territoriale Einrichtungen, stehen geblieben sind; und es bedürfte bloß einer Bestimmung durch den Bund, daß es nicht in der Willkühr eines jeden Souveräns stehen solle, diese Einrichtung in seinen Staaten aufzuheben oder ferner stehen zu lassen. Denn ohne eine solche Bestimmung würde freylich die Fortdauer dieser Einrichtung nur precär seyn, nicht aber in bundesmäßiger Nothwendigkeit beruhen. Für Nassau ist dieser Gerichtsstand durch die Verordnung vom 11 Novembr. 1806 (sie ist der Schrift No. 4 angehängt, aber auch im *Rheinischen Bunde* Heft 3 No. 38 abgedruckt worden) zu allem Überflusse ausdrücklich bestätigt worden, und zwar dahin, daß die gegen den herzoglichen Fiscus und gegen Landes- und Steuer-Cassen gerichtete Klagen bey dem Justizsenate in erster Instanz sollen angebracht werden. Es bleibt aber in dem Verhältnisse zwischen den Souveränen und ihren Unterthanen C) noch immer eine bedeutende Lücke, lange theils für die Fälle, in welchen die bisherigen Landesherren ihre erste Instanz nicht bey ihren Landgerichten, sondern bey den Reichsgerichten hatten, theils für eine höhere Instanz über die Landesgerichte in Sachen der Souveräne, nicht mit gesorgt wird.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR - ZEITUNG

D E N 25 D E C E M B E R, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension
der Schriften

über das Recht des Rheinischen Bundes.

Ferner D) zeigt sich eine Lücke in Absicht der privatrechtlichen Streitigkeiten, in welchen ein Souverän gegen den anderen, oder die Unterthanen des einen Souveräns gegen den anderen vormals bey den Reichsgerichten zu klagen hatten. Dafs dergleichen Sachen nicht in der Form Rechtsens, sondern regierungsmässig sollen behandelt, und lediglich, in Ermangelung einer gütlichen Abkunft, zum Art. 9 der Conföderations - Acte sollen verwiesen werden, steht eben so wenig zu glauben, als zu wünschen. Noch wichtiger aber ist es, dafs E) die Unterthanen verschiedener Souveräne in ihren Rechtsstreitigkeiten wieder, wie vormals nach der Justizverfassung des Reichs, in ein näheres, als das blofs privatrechtliche Verhältniß, welches für sie durch ihre beiderseitigen Souveräne geknüpft ist, gegen einander zu stehen kommen. Wenn nun für alle diese Bedürfnisse durch Errichtung von Justizhöfen hinlänglich gesorgt wäre, so bedürfte es endlich, zur Vollendung des Ganzen, F) noch eines Cassationshofes, als eines regiminellen Collegii, (denn dafür ist ein Cassationshof mit Recht zu halten, und dafür gilt er auch nach der französischen Verfassung) und zwar theils für alle Nichtigkeiten, theils für alle Sachen wegen verweigerter oder verzögerter Justiz, wenn jene und diese, der Ordnung nach, bis zu dieser höchsten Behörde erwachsen, theils endlich zur Aufrechterhaltung der Einheit und Gleichförmigkeit einer gewissen Processform, wenn man sich in diesem Stücke über etwas sollte vereinigen können.

XII. Auf die Verhältnisse zum Protectorate und zum Bunde lassen wir drittens folgen das Verhältniß der Bundesregenten zu ihren Ländern und Unterthanen. Hr. Zintel, und Andere mit ihm, wissen schnell damit fertig zu werden; blind greifen sie in die Conföderations - Acte hinein, finden darin das Geschenk der Souveränität für die Bundesregenten, und sind dann gleich mit dem Resultate fertig: jeder Bundesregent sey folglich auch in seinen Staaten und unter seinen Unterthanen souverän geworden; das heist, nach der Art, wie Hr. Z. diesen Begriff weiter entwickelt: „Alter, Herkommen, Präscription, Privilegien, und was immer in die Cathégorie solcher ne-
S. A. L. Z. 1807. Vierten Band.

benwirkender Titel gehört, können in einem Staate, der nach humanen Grundsätzen herrschen, und die Nation auf eine dauerhafte Art zu den möglichst erreichbaren Stufen von Glückseligkeit führen will, keinen Platz haben, sondern müssen ohne weiteres aus selbigem entfernt werden“ (S. 96). Ferner: „Perfekte Rechte, die bereits vollkommen wirken, die kein besonderes actives Interesse für den Staat und die Nation enthalten, liegen ausser dem ferneren Cognitions-Kreise der associirten Souveräne; wo aber dieses der Fall nicht ist, werden Conventionen, Verträge, Sprüche u. s. w. unbedenklich annullirt. Fundamental-Gesetze des Staats, besondere darin bestandene Körper, als Landstände u. s. w., die in der Constitution des Staats fixirt und durch die Verfassung des deutschen Reichs, durch kaiserliche Privilegien garantirt waren, heben die associirten Souveräne ebenfalls unbedenklich auf, wenn es das Interesse der Nation fodert“ (S. 119). — Ja man hat sogar folgende Stimme eines andern Scribenten vernommen; zum Beweise dafs es nicht blofs einen Zintel, sondern auch Zintelianer giebt: „Es sey besser gewesen, wenn man mit Begründung des rheinischen Bundes sogleich Alles, was seiner Uniform und den Bedingungen seines Dafeyns nicht gemäfs sey, umgestürzt, und namentlich dem gesammten Feudalwesen mit allen seinen Wirkungen ein Ende gemacht, und dadurch die deutschen Souveräne mit einem Male auf die Stufe der Selbstständigkeit und Kraft erhoben hätte, die ihnen gebühre, und der Schöpfer dieses großen politischen Systems auch gewollt habe.“

So wäre man denn von einem Extrem auf das andere gekommen! Nur so eben stand Deutschland sogar in seinem öffentlichen Zustande noch auf der civilistischen Höhe des Rechts, und nun erblicken wir es hier herabgestürzt in den tiefsten Abgrund der Willkühr! So eben herrschte die Form Rechtsens selbst noch in den Regierungs-Angelegenheiten Deutschlands; Landesherrn und Unterthanen sah man civilistisch gegen einander gestellt; Einer klagte gegen den Anderen beym Richter, und erhielt Hülfsvollstreckung bey ihm; es gab in Deutschland mehr eine Reichsjustiz, als eine Reichsregierung; der Deutsche war nicht wenig stolz, auf dem Grunde seiner Verfassung mit Berlich behaupten zu können: „si Imperator ipse actor fuerit, reconveniri coram iudice eodem potest;“ ja er bekam wohl einst einen solchen civilistischen Schwindel, um mit Schiller der Meinung zu seyn, man müsse deutscher Seits gegen die Könige von Frankreich, wegen der vielfältigen Verletzungen des
Dddd.

deutschen Grund und Bodens, und des dabey verursachten großen Schadens, endlich einmal aus der *Lex Aquilia* klagbar werden. Und dieser, durch seinen civilistischen Charakter, durch seine treue Anhänglichkeit an die Form Rechtens so merkwürdige, so einzige deutsche Reichsstaat, der öffentliche, wie Privat-Sachen nach Urtheil und Recht entschieden wissen wollte, und nun selbst ohne Urtheil und Recht zertrümmert worden ist, nachdem an ihm in Erfüllung gegangen, was geschrieben steht, der Gerechte müsse viel leiden, — dieser Reichsstaat sollte mit einem Male in seinem Inneren in lauter Unrechtlichkeit und Willkühr aufgelöst seyn?

XIII. Die Sache muß wohl etwas genauer genommen werden, als sie Hr. Zintel nimmt. Eine sorgfältige und unbefangene Prüfung hat den Rec. auf folgende Resultate geführt: 1) Es giebt Bundesregenten, es giebt aber auch Bundesunterthanen; 2) das *Verhältniß beider nach außen* ist souverän geworden, nicht aber 3) Einer von den in Verhältniß stehenden Theilen gegen den Andern; so daß der durch Auflösung des Reichs entstandene Zustand der Befreyung sich überall nicht auf das Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen, sondern auf beide gemeinschaftlich in ihrem Verhältniß gegen einen Dritten bezieht; es ist aber auch 4) das Verhältniß nur frey und unabhängig vom deutschen Reiche, also nur reichs-souverän, geworden; dagegen ist es 5) nach wie vor in Ansehung aller der Pflichten, die dem Herrscher nach dem Rechte der Vernunft, und nach dem allgemeinen Staatsrechte obliegen, unsouverän geblieben. Mit der erlangten Reichsouveränität fällt also in den Territorien zwar 6) alles, was auf dem Reiche allein ruht, und mit ihm die Möglichkeit seiner Existenz verliert; hingegen dauert 7) alles übrige so lange darin fort, als es von Seiten der Territorien selbst, auf eine ihrer Verfassung gemäße Weise, nicht geändert wird; und obgleich 8) die Territorien hierin im Allgemeinen sich selbst und ihrer eigenen Willkühr überlassen, und insonderheit keine neuen Beschränkungen in die Stelle der vorigen Reichshoheit getreten sind: so ist doch 9) theils gegen Frankreich die Verbindlichkeit von den Bundesregenten übernommen worden, sich sowohl in einigen in der Conföderations-Acte besonders bestimmten Punkten, z. B. denen, die das Verhältniß der Standesherrn zu den Souveränen betreffen, gewisse Schranken gefallen zu lassen, als auch 10) überhaupt zu Beförderung des in der Conföderations-Acte ausgedrückten Bundeszwecks durch Einrichtung in der Verfassung und Verwaltung der Länder möglichst die Hand zu bieten; theils aber ist 11) auch gegen den Bund selbst eine conföderationsmäßige Obliegenheit vorhanden, sich demjenigen zu unterwerfen, was von Bundeswegen in den Fundamentalstatuten, wegen der inneren Einrichtung und Verwaltung der Länder, festgesetzt werden wird; so daß 12) unerachtet der erlangten Unabhängigkeit vom Reiche, dennoch durch den Bund und dessen Zweck neue Bedingungen der Freyheit in der Verfassung und Verwaltung der Länder entstehen; wo-

bey es aber 13) nicht auf das Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen, sondern auf das Verhältniß beider gegen das vormalige Reich, gegen den Bund und gegen das Protectorat ankommt.

XIV. Sind diese Resultate richtig, so ergibt sich: daß die Existenz der bisherigen Landesverfassungen nicht lediglich an die Fortdauer des Reichs gebunden ist; daß jene sich behaupten, bloß mit Ausnahme dessen, was die Auflösung des Reichs in der Lage der Sache ändert, so daß folglich das Bleiben die Regel, das Wegfallen aber die Ausnahme bildet, und nichts ohne vorgängige Nachweisung eines besondern Grundes zur Ausnahme aufgegeben zu werden braucht; daß die Ausnahmen, die es nach der Conföderations-Acte giebt, von gedoppelter Art sind, einige, welche sich auf individuelle Bestimmungen der Conföderations-Acte gründen, andere, welche sich bloß aus dem Zwecke des Bundes ergeben; daß aber in diesen Fällen kein Recht der Souveräne gegen die Unterthanen, sondern eine Pflicht in Frage ist, die beiden Theilen gemeinschaftlich gegen Protector und Bund obliegt; daß also die Souveräne dadurch nicht befugt werden, einseitig die Verträge und sonstigen Rechtsverhältnisse mit ihren Unterthanen aufzuheben, sondern daß vielmehr beide da, wo Änderungen nöthig sind, gemeinschaftliche Sache zu machen, und, damit dieses desto ordnungsmäßiger geschehen könne, die vorhandenen Grundlagen der Constitution so wenig als möglich zu verlassen haben; daß beide, so oft von Erhaltung oder Veränderung der Verfassung aus dem Grunde der Conföderations-Acte die Rede ist, nicht gegen einander, sondern mit einander gegen Bund und Protector stehen; daß sie, aus einer Pflicht, die ihnen gegen einander obliegt, verbunden sind, verfassungsmäßig, folglich da die Constitution der Territorien auch an und für sich, und abgesehen von den vormaligen Beschränkungen durch das Reich, nichts weniger als einwillig ist, in verfassungsmäßiger Gemeinschaft zu Werke zu gehen, so lange nur immer Protector und Bund sie diesen Weg wandeln lassen; daß aber Protector und Bund billig weit entfernt sind, unnöthiger Weise sich hier einzumischen, indem die Betretung jenes Weges zur Ruhe und zum Glück Deutschlands, folglich auch zur Erreichung des conföderationsmäßigen Zwecks, von den besten, die Abweichung davon aber nothwendig von den nachtheiligsten Folgen seyn muß, so daß in dieser Hinsicht die Verpflichtung, die sie zunächst gegen einander haben, noch dadurch verstärkt und erweitert wird, daß sie selbige entfernter Weise auch gegen Bund und Protector haben; daß kein Grund ist, zu fürchten, es möchte sich auf solchem Wege das nicht verändern lassen, was für den conföderationsmäßigen Zweck verändert werden muß, da die Unterthanen diesen Zweck selbst zu schätzen, und auf jeden Fall sich über ihn die Augen gern öffnen lassen, auch wohl zu beherzigen wissen werden, daß es nicht anders als zum Unheil führe, dem Zwecke nicht die Hand zu bieten; daß vielmehr umgekehrt dieser

Zweck den Deutschen durch Zertrümmerung ihrer Territorial-Verfassungen und Zintelsche Umwälzungsversuche nur verhasst werden könnte; daß erst dann, wenn es in einem Lande wider Erwarten mit den für den conföderationsmäßigen Zweck erforderlichen Mafsregeln stocken sollte, der Souverän aus dem zwischen ihm und seinem Lande bestehenden constitutionellen Verhältnisse herauszutreten, das Erforderliche einseitig vorzukehren, und so der Nothwendigkeit einer Einschreitung durch Protector und Bund zuvorzukommen habe.

Wer mag es leugnen, daß die Bundesstaaten auch in ihrem Inneren nach dem Zwecke der Conföderation sich richten, und in allen darauf Bezug habenden Angelegenheiten sich in denselben fügen müssen? Dazu ist aber so wenig nöthig, daß die Regenten sich ohne weiteres über die Verfassung ihrer Staaten souverän erheben, daß vielmehr eben durch ein solches Verfahren jener Zweck selbst leicht in Gefahr gesetzt werden könnte.

XV. Um obige Darstellung der Sache richtig zu finden, muß man vor allen Dingen bedenken, daß der Territorialzustand in Deutschland keineswegs in so enger und durchgreifender Verbindung mit dem Reiche stand, um mit diesem stehen, oder gänzlich zusammenstürzen zu müssen; desgleichen daß die Territorialverfassung durch sich selbst gehalten werden kann, nachdem sie aufgehört hat durch das Reich gestützt zu seyn.

Wer das deutsche Staatsrecht kennt, der kennt auch die Ähnlichkeit zwischen der vormaligen Reichsverfassung und der Einrichtung eines chinesischen Kauffahrteyschiffs, welches bereits voll Wasser seyn kann, während es in den einzelnen abgeplankten Theilen desselben noch völlig trocken ist; der weiß es, daß nach der deutschen Reichsverfassung die Territorien sich zum Reiche verhielten, wie die Fässer zum Kellergewölbe, nicht aber wie die Fässstäbe zum Fasse. Mit den Fässstäben fallen nothwendig auch die Fässer zusammen, mit dem Kellergewölbe aber nicht. Die Territorien lagen im Reiche wie wohl verwahrte Kisten im Schiffe. Das Schiff ward vom Sturme zerfchmettert; die Kisten aber können einzeln geborgen werden, man müßte sie denn recht absichtlich an der Klippe der Souveränität stranden lassen.

XVI. Es mag seyn, daß ein großer Theil der Territorial-Verfassungen nicht auf Verträgen zwischen Landesherren und Unterthanen, sondern auf reichsgesetzlichen Bestimmungen beruht, so daß es folglich scheint, als habe in allen diesen Dingen die im Art. 2 der Conföderation enthaltene Vernichtung der Reichsgesetze auch die Territorien treffen, und sonach der Untergang dieser und des Reichs gemeinschaftlich seyn müssen. Allein wie das zerfchmetterte Schiff noch in den Kisten fortschwimmt und am Ende noch in seiner Ladung geborgen wird, so dauern auch noch die Reichsgesetze in den Territorien fort.

Daß einige die Reichsrechte wie durch einen Zauberfchlag haben verschwinden, und mit einem Male ohne Unterschied der Beziehungen, namentlich ohne Unterschied zwischen Reich und Territorium,

ganz außer Wirksamkeit treten lassen wollen, daram ist vorzüglich dreyerley schuld: Theils sind die Ausdrücke in der Conföderations-Acte nicht gut gewählt, wenn es darin heist: Alle Reichsgesetze sollen in Rückficht der conföderirten Fürsten seyn *nulles et de nul effet*. Auf eine eigentliche Nichtigkeitserklärung hat es offenbar nicht abgesehen seyn können. Richtiger drückt sich das badensche Constitutions-Edict vom 14 May 1807 aus, indem es die älteren Verordnungen, welche mit dem Edicte streiten, für *aufgehoben und kraftlos* erklärt. Man muß sich um so mehr wundern, jene Ausdrücke dort, in einer im französischen Cabinette wahrscheinlich entworfenen Urkunde, zu finden, da sonst der Begriff der Nichtigkeit, so wie der Unterschied zwischen Annulation und Aufhebung eines Gesetzes oder Rechtsgeschäfts, in der französischen Jurisprudenz sehr richtig und mit großer Präcision entwickelt zu werden pflegt. — Theils ist nicht gehörig beachtet worden, daß ein Gesetz, als Willenserklärung betrachtet, dadurch nicht aufhört verpflichtend zu seyn, daß der Stifter und Urheber desselben nicht mehr vorhanden ist, so lange nur eines Theils mit dem Urheber nicht auch der Gegenstand des Gesetzes verschwindet, und anderen Theils keine Abänderung von neuem gemacht wird, die freylich auch dem zu machen frey stehen muß, welcher bisher dem Gesetze zu gehorchen hatte. Niemand nimmt seine Fußstapfen mit sich. Nun ist zwar das Reich, als Stifter seiner Verfassung und Gesetze, nicht mehr vorhanden; aber vom Reiche sind eine Menge Dinge für die Territorien noch vorhanden; diese Verordnungen bleiben stehen, sofern nur die Gegenstände und Subjecte noch fort dauern, ferner kein Streit mit dem Zweck der Conföderation ersichtlich ist, und endlich die neuen Territorial-Legislationen oder die hiernächstigen Statuten und Schlüsse des Bundes nichts daran ändern. Es lag auch gar nicht in dem Plane der Conföderation, sich um die Territorial-Angelegenheiten, so wie sie sich nach Aufhebung des Reichs ergaben, zu bekümmern, sondern jene ging bloß damit um, die Reichsanstalt nicht ferner mehr auf den Territorien haften zu lassen, und dagegen die Territorien unter die Herrschaft des Bundeszwecks zu ziehen. Das Weitere waren *affaires intérieures*. Die Reichsgesetze sind nur in so fern aufgehoben, als danach die Landesherren mit ihren Ländern dem Reiche, nicht aber in so fern, als nach eben diesen Gesetzen die Unterthanen den Landesherren unterworfen waren; und während die Fürsten aus dem Reiche heraus getreten sind, sind die Landsassen nicht auch zugleich aus der Landssässigkeit heraus getreten. Die Reichsgesetze hören nur in so fern auf zu gelten, als die Fürsten ihnen zu gehorchen, und daraus ihre Pflichten gegen das Reich abzuleiten hatten, nicht aber in so fern, als sie selbst daraus Ordnung und Gehorsam im Lande und von ihren Unterthanen verlangten. Mit den correlaten Rechten, sowohl der Fürsten gegen das Reich, als widerum der Unterthanen gegen die Fürsten, verhält es sich natürlich eben so. Es ist ein elender Einwurf, daß der Art. 2 der Bundesacte bey Aufhebung der

ten sich die bisherigen Landesgesetze behauptet, dahingegen sie in diesen den Gesetzen des Hauptlandes, dem das mediatisirte Land incorporirt worden, hätten Platz machen müssen. Allein der Unterschied ist ganz zu verwerfen; jedoch mit der Einschränkung, daß durch die fortwährende Gültigkeit der bisherigen Landesgesetze in dergleichen Ländern der Standesherrn den Souveränitätsrechten, die den Bundesregenten nach Art. 26 der Conföderations-Acte im Verhältniß zu den Mediatisirten zustehen, kein Eintrag geschehen darf; wohin denn namentlich auch gehört, daß es den Souveränen, aber nicht anders als im Wege der Verfassung des mediatisirten Landes, unbenommen bleiben muß, dergleichen Landesgesetze zu ändern und aufzuheben. Wir sagen: im Wege der Verfassung des mediatisirten Landes. Denn was das Verhältniß der Unterthanen zu ihren vorigen Landesherren, und die mögliche Erhaltung der inneren Verfassung der Länder in Abticht dieses Verhältnisses betrifft, so ist kein Grund vorhanden, einen Unterschied zwischen den mediatisirten und nichtmediatisirten Ländern anzunehmen, indem jenes Verhältniß, als zu den *Affaires intérieures* gehörig, bey den einen wie bey den anderen in der Conföderations-Acte ignorirt worden ist. Das Verhältniß der Unterthanen zu ihren mediatisirten Ex-Landesherren bleibt also, der Conföderations-Acte nach, gleichfalls dasselbe, außer daß da, wo der Ex-Landesherr als Regent in diesem Verhältnisse erschien, der neue Souverän eintritt. Eben so versteht es sich B) von selbst, daß die neuen Gesetze der Souveräne, die natürlich in großer Menge zufließen werden, eine Hauptquelle des neuen Rechtszustandes ausmachen. Wie reichhaltig diese Quelle werden muß, steht daraus abzunehmen, daß es keineswegs die Absicht der Souveräne zu seyn scheint, nur Supplemente zum Alten zu geben, und sich auf eine bloße Nachhülfe zu beschränken, sondern daß sie wahrscheinlich es sich werden angelegen seyn lassen, das Feld der Legislation seinem ganzen Umfange nach von neuem vollständig zu umfassen. Zu dem Ende hat man im Großherzogthum Baden mit dem Constitutions-Edicte wegen der kirchlichen Staatsverfassung (vom 14 May 1807) einen sehr planmäßigen Weg einzuschlagen angefangen. Der Souverän (so ist der Plan in dem Edicte selbst angegeben) will, „nachdem durch Aufhebung der Kraft aller ehemaligen Grundgesetze des deutschen Reichs die Verfassung derer Länder schwankend und unsicher geworden ist, deren Rechtszustand vorhin durch jene Gesetze regiert wurde, mit einzelnen Constitutions-Edicten in das Mittel treten, aus deren Verbindung seiner Zeit die Constitution des ganzen Staats nach allen seinen Theilen hervorgehen möge,“ und überläßt es seinen Staatsbehörden, „die nähere Ausführung der constitutionellen Grundzüge durch die dazu erforderlichen organischen Gesetze zu bestimmen,“ zu welchem Behufe er jede damit streitende Verordnung der gemeinen bürgerlichen oder kirchlichen Rechte, auch der älteren oder neueren Landesverordnungen, für aufgehoben und kraftlos er-

klärt, „und diesen Gesetzen allen keine weitere Wirkung, als die Begründung einer Analogie, zur näheren Bestimmung oder Anwendung des Sinns dieser Verordnung, wo sie etwa deren bedürftig wäre, gestatten will.“ Solange aber C) die Reichsgesetze, nachdem sie durch die Bundesacte nur für das Reich und als Reichsgesetze aufgehoben worden sind, nicht auch durch die Souveränität für die einzelnen Bundesstaaten, und als provincieller Gesetze, aufgehoben werden, (wie solches in dem eben bemerkten badischen Edicte geschehen ist) verdienen sie, allerdings, als die dritte Classe der Rechtsquellen, mit aufgeführt zu werden, und gelten als provincieller Rechte, so fern sie als solche noch ferner gelten können und dürfen. Diese beiden Bedingungen ihrer Gültigkeit hängen vorzüglich ab, theils von dem Umstande, ob die Subjecte und Objecte, worauf sie sich beziehen, noch fortauern, oder ob sie zugleich mit dem Reiche aufgehört haben, theils von ihrer geringeren oder größeren Vereinbarkeit mit dem Zwecke und dem Princip des neuen Bundes.

Mit diesen Grundsätzen wissen wir es nicht zu vereinigen, was der Vf. von No. 2 S. 3 von den Reichsgesetzen sagt. Nach dessen Meinung bleiben die Reichsgesetze nur „historische Denkmäler des Rechtszustandes, den die erloschene Staatsverfassung realisirten“ wollte, wovon nur das, was sie wirklich realisirte, als Factum des Zustandes, den die eingetretene Veränderung vorfand, in die neue Ordnung der Dinge mit übergehen kann.“ Was aber mehr sagen will, so scheint sowohl das eben gedachte badische Constitutions-Edict, als auch eine andere badische Verordnung vom 25 May 1807, eben nach obigen Grundsätzen des Rec. als nach der Meinung des Vfs. von No. 2 gefaßt zu seyn. In der letzteren Verordnung heißt es: Jeder Gauner solle nach der Strenge der principes Halsgerichtsordnung und der Kreisschlüsse verurtheilt werden. Es läßt sich auch hier, für den Rec., und gegen den erwähnten Verfasser, eines Rescripts des französischen Finanzministers vom 3 März 1807 gedenken, worin dieser dem Präfecten des donnersberger Departements in Frankreich auf die alte bairische Münzconvention für sein Departement verweist, in dem selbige bisher nicht abgeschafft worden sey.

XX. Ein viertes Verhältniß, dessen wir hier kurz zu gedenken haben, ist das zwischen den Bundesregenten und den Standesherrn nebst Ex-Reichstürken. Es verdient von dem vorigen ganz abgesondert zu werden. Das eine hat einen Sitz und eine Entscheidungsquelle in der Conföderations-Acte, das andere ist in dieser Acte ganz außer Spiel geblieben; das eine hängt zunächst mit von einem Vertrage mit Frankreich ab, und so weit es davon abhängt, ist es der richtige Ort, es nach dem Vertrage für oder gegen die Standesherrn authentisch zu interpretiren, Paris zu seyn; das andere hingegen hängt zunächst von der inneren Verfassung des Landes ab. Da die Bundesregenten von den mediatisirten Ländern der Ex-Landesherren, nach Inhalt der Conföderations-Acte, nur die Souveränität, nicht aber auch die Pro-

prietät, haben sollten, so sind alle die Rechte der mediatisirten Ex-Landesherren, die sie vormal als deutsche Landesherren hatten, so weit sie nur nicht gegen die im Art. 26 der Bundesacte verzeichneten Souveränitäts-Rechte laufen, durch diese Acte selbst anerkannt und garantirt worden; so liegen in dieser Acte die Rechte der Standesherrn eben so gewiss und sicher, als die Souveränitäts-Rechte der Bundesregenten (und zwar, möchte es fast scheinen, jene mehr als Regel, und diese mehr als Ausnahme); so kann folglich wohl die Rede davon seyn, ob die Unterthanen der mediatisirten Länder, nicht aber, ob auch ihre Ex-Landesherren, mit den Unterthanen der nicht mediatisirten, auf einer Linie stehen; so kann denn endlich auch die Verfassung der mediatisirten Länder von der Constitution des Souveränitäts-Staats, von welchen ja eine wie die andere nicht höher als aus der Conföderations-Acte abstammt, nicht schlechtweg, sondern nur in Absicht der Souveränitätsrechte des gedachten Art. 26, verschlungen werden.

Dass die Standesherrn mit den übrigen Unterthanen nicht in Eine Classe gehören, sieht man eben schon daraus, weil die Lage jener durch die Conföderationsacte festgesetzt worden ist. Ist es doch wohl gewiss, daß es nicht in dem Plane der Bundesacte lag, sich in das Verhältniß der deutschen Regenten zu ihren Unterthanen zu mischen. Wie hätte also in aller Welt diese Urkunde sich mit der Lage der Souveräne gegen die Standesherrn so viel zu schaffen machen können, wenn sie die letzteren den Unterthanen hätte gleich gesetzt wissen wollen? Wie können die Standesherrn den übrigen Unterthanen gleich gesetzt werden, da jene durch den zwischen Napoleon und den Bundesfürsten geschlossenen Conföderations-Vertrag eben so gewiss mehrere alte Rechte erhalten, und neue bekommen, als sie durch eben diesen Vertrag einen ungeheuren Verlust an ihren vorigen Befugnissen erlitten haben, während diese in ihren reinen Territorialverhältnissen darin ganz ignoriert worden sind? Und zwar ist diese Verschiedenheit zwischen den Standesherrn und den übrigen Unterthanen nicht bloß vorübergehend, sondern erblich; wenigstens spricht Art. 28 und 31 der Bundesacte von *leurs héritiers*. Der Art. 26. enthält jedoch diesen Zusatz nicht, welches, sonderbar genug ist. Wenn die Ex-Landesherren gewöhnliche Unterthanen seyn sollen, so ist nicht abzusehen, wofür man ihre Ex-Unterthanen halten will, man müsse denn Unterthanen und Unter-Unterthanen unterscheiden, wie die *servus* und die *servorum servos*. Wie können aber die armen Unterthanen der mediatisirten Landesherren dazu, einen Grad tiefer zu stehen, als die Unterthanen derjenigen Landesherren, die so glücklich gewesen sind, das Geschenk der Souveränität erhalten zu haben?

Dass aber diese Linien nicht immer streng so in der Praxis gehalten werden, wie sie hier gezeichnet sind, ist sehr begreiflich: Die Standesherrn hatten Ursache, die besten Hoffnungen zu schöpfen, als die neuen Souveräne in allen Übergangs-Protocollen ver-

sprachen, darüber zu wachen, daß keine ihrer Stellen sich einen Eingriff in die den Mediatisirten nach der Bundesacte zustehenden Rechte erlaube. In dem Sinne dieser Acte war es unzweifelbar auch, wenn einige Occupations-Patente, z. B. die hessischen und badischen, von einer Oberhoheit der Souveränität sprachen, und den Standesherrn eine Patrimonial-Hoheit beylegten; oder wenn den Standesherrn in dem hessischen Edicte vom 1. May 1807 nicht nur eine erste Instanz durch die Beamten, sondern auch eine zweyte durch die Justiz-Canzleyen, (womit der in der Conföderations-Acte ihnen zugesicherte *basse et moyenne jurisdiction* entsprochen werden sollte) ausdrücklich nachgegeben ward. Doch es ist hier nicht Raum, die Schritte zu mustern, die diesselts und jenseits der Linien, es sey in den Formalien oder Realien, geschehen sind. Was die Formalien betrifft, so war z. B. die K. württembergische Verfügung gewiss im Sinne der Conföderations-Acte: daß die Standesherrn ihre Titel, mit Ausnahme derjenigen, die von ihren vormaligen Verhältnissen mit dem deutschen Reiche, oder von ihrer vorigen Qualität als Landesregenten abhängen, behalten, dagegen sich in der Folge der Formel *von Gottes Gnaden* nicht mehr bedienen sollten. Ob es aber im Sinne dieser Acte seyn würde, wenn man die Standesherrn in einem Rang-Reglement mit den übrigen Unterthanen in Eine Classenreihe bringen, und die Chiefs der ehemaligen reichsgräflichen regierenden Häuser erst in die vierte von sechzehn Classen stellen wollte, das ist eine andere Frage.

XXI. Die berühmte Souveränitäts-Lehre würde sich folglich in einer Nuss etwa also ausnehmen: A) Wer ist mit dem Geschenke der Souveränität begabt worden? Ein jeder Bundesstaat, jedoch ohne Hinzufügung einer Bestimmung, wer im Staate das Geschenk haben, oder wer hier auf die eine oder die andere Weise daran participiren soll. Das läßt sich auf der einen Seite so wenig leugnen, als sich B) auf der anderen mit größter Wahrscheinlichkeit voraussehen läßt, es werde den Bundesregenten gefällig seyn; ihnen auch nicht schwer fallen, jenes Geschenk, mit allen daraus herrfließenden Rechten, allein an sich zu nehmen: C) Gegen wen steht die Souveränität zu? Sie steht 1) illimitirter Weise zu, und ist eine *Souveranité plénière*: 1) gegen die alte Potenz, Kaiser und Reich genannt, dergestalt, daß alle Fäden des lehnrechtlichen und landrechtlichen Verhältnisses, welche von dieser Potenz in Deutschland ausliefen und dahin zurück liefen, völlig gesprengt worden sind; auf eben die Weise steht sie aber auch zu 2) gegen jeden, der in die Stelle dieser Potenz nachzurücken Laß haben möchte, so daß Deutschland einem lehn- und landrechtlichen Oberherrn durchaus nicht wieder unterworfen werden soll: Hingegen steht sie 2) nur illimitirter Weise zu: 1) gegen das Protectorat; 2) gegen den Bund; 3) gegen die Mitsoveräne; 4) gegen Land- und Unterthanen; insonderheit 5) gegen die Standesherrn und Ex-Regimentäre: D) Wodurch ist die Souveränität in jenen Fällen beschränkt? 1) Durch die Grundsätze des allgemeinen Staats- und Völkerrechts.

Es ist eine innere Bedingung, die, um zu gelten, nicht einmal ausgedrückt zu seyn braucht, daß die Souveränität nur zu höherem Glücke der Völker, und nur mit Anwendung der, in den allgemeinen Rechtstheorien aus dem Wesen des Menschen und der Dinge abgeleiteten Hülfsmittel, ausgeübt werden darf. Auf diesem Motiv steht die ganze Anstalt des Bundes, und nur zu allem Überflusse hat Napoleon, bey Gelegenheit des Entwurfs der Fundamental-Constitution des Königreichs Westphalen, *des Glücks der Völker*, als des ersten Zwecks auch dieser Verfassung, gedacht. Ferner ist die Souveränität beschränkt 2) durch den eigenen Willen der Bundesregenten, welche durch Abschließung der Conföderations-Acte zur Stiftung aller der Souveränitäts-Bedingungen, welche in dieser Urkunde liegen, selbst concurrirten; 3) durch die Conföderations-Acte; insonderheit: a) durch den darin aufgestellten Zweck des Bundes: Ruhe und Glück von Deutschland; b) durch die Natur einer Conföderation, welche keine absolute, sondern nur eine Con-Souveränität zuläßt; 4) durch die Bundesstatuten, wenn einmal dergleichen zu Stande kommen werden; endlich 5) durch die Verfassung und den inneren Rechtszustand der einzelnen Bundesstaaten.

XXII. Blickt man nun zurück auf die Verhältnisse, worin die Souveränität der Bundesregenten, theils zum Protector, theils zum Bunde, theils zu den einzelnen Mitsouveränen, theils zu den Standesherrn, theils zu den Unterthanen steht, so wird man vielleicht nicht mehr Lust haben, der großen Menge zu folgen, welche, um den Begriff, die Natur und den Umfang der, in der Bundesacte ausgesprochenen Souveränität zu entwickeln, mehr auf das Wort als auf die Sache achten, mehr einen philosophischen als historisch-exegetischen Weg der Interpretation einschlagen. Was will man auf der einen Seite mit dem stummen Buchstaben, den erst die Sache reden lassen muß? Jener gehört zur leblosen, Natur, der für den Geist erst dadurch lebendig wird, daß man ihn aus dieser erläutert. Und gesetzt es soll das französische Lexikon mehr entscheiden, als der Geist der Conföderations-Acte, so fragen wir; was sind *Cours souveraines* in Frankreich? Es sind die obersten Gerichtshöfe, welche keinen Gerichtshof über sich haben; sie haben aber Gerichtshöfe unter sich, denen sie mit Rechten und Pflichten verwandt sind; sie haben auch die Regierungsbehörden über sich, und die von daher ihnen gewordenen Dienstvorschriften, so wie die von ihren Gliedern selbst angelobten Dienstpflichten. Was will man aber auf der anderen Seite mit einem leeren Begriff? Der Begriff der Souv. hat in der Bundesacte einen *positiven* und *historischen* Grundcharakter. Vor der Bundesacte standen die Bundesfürsten unter Kaiser und Reich. Von diesem Verhältnisse werden sie durch diese Urkunde Art. 2 frey. In dieser Freyheit, die so gewiß *vollständig* seyn muß, als von den Rechten des Reichs auch nicht das Geringste übrig bleiben oder sich regeneriren soll, besteht die Souveränität, *in der Richtung gegen Kaiser und Reich*. In dieser negativen Tendenz ist aber die Bundesacte noch nicht erschöpft, sondern sie hat

dann auch positiver Weise ein neues Ziel aufgesteckt, welchem Deutschland, um sich der erlangten Freyheit würdig zu bedienen, nachstreben soll; und hierauf bezieht sich die Souveränität, als Mittel, *in der Richtung gegen den neuen Zweck der Conföderation*.

Unter ähnlichen Modificationen, wie sie bey der Souveränität, oder der *Selbstherrschaft*, (wie sie der Vf. von No. 2 auch wohl nennt) oder der *vollkommenen Unabhängigkeit* (wie die *Plénitude de souveraineté* in dem mehr erwähnten Einladungsschreiben des Fürsten Primas zur Eröffnung des Bundestages übersetzt worden ist) Statt finden, ist es zu verstehen, wenn die Bundesstaaten *Monarchen* und *Kronen* genannt werden. Überhaupt ist es mit der Terminologie des neuen Staatsrechts noch eine schlimme Sache. Die vormalige Reichs-Terminologie will nicht mehr passen, wenn man nicht allenthalben mit der Vorsylbe *Ex* zu Hülfe kommt. Und doch fällt es zu schlecht ins Ohr, wenn man von einem *Ex-Zustande*, von *Ex-Landesherren*, *Ex-Mittelbaren* und *Ex-Unmittelbaren* spricht. Eben so kann man passender Weise die *Standesherrn* nicht *mediatisirte* Landesherren nennen. Denn das *Mediatifiren* kann oder mag man sich nicht wohl anders, als nur im Verhältnisse zum deutschen Reiche, denken. Die neugeschaffene Terminologie ist aber noch so schwankend, daß man die Sachen nicht immer darin zu erkennen vermag. Hier nennt einer den Bundesregenten einen *Monarchen*, und dieser Sprachgebrauch, wovon wir die erste Spur bey Hn. *Zintel* finden, hat durch das Einladungsschreiben des Fürsten Primas zur Eröffnung des Bundestages, worin die Conföderirten *Souveräne* und *Monarchen* angedreht werden, eine bedeutende Unterstützung erhalten. Ein andrer Mal nennt aber Hr. *Zintel* den Bund selbst, eine *Monarchie*, eine *Föderative Monarchie*; ob wir gleich nicht einsehen, wie so etwas mit rechten Dingen zugehen kann. Noch ein Anderer nennt den Protector „den starken Schlussstein“, wodurch man der Conföderation die *monarchische* Einheit verschafft habe, welche nicht nur Kraft genug habe zu schützen, sondern auch alle zur gemeinsamen Hülfe zu zwingen.“

XXIII. Aus diesen Principien ergiebt sich denn auch, in welchem Geiste die vielen Fragen, was alles von den Ansprüchen der Unterthanen, der Standesherrn, der Mitsouveräne des Bundes, mit dem Begriffe der Souveränität vereinbar oder nicht vereinbar sey, beantwortet werden müssen, und was von dem Experimente zu halten ist, Verfassung und Verträge, Rechte und Gerechtigkeiten zu Ehren des Conföderations-Zwecks, und in wahrem Glauben an die neue Lehre, ohne Umstände, und ohne nur einmal parlamentirt oder den Antrag zu einer Capitulation gemacht zu haben, über die Klinge der Souveränität springen zu lassen. Da hört man argumentiren: ein Bundesstaat soll seyn stets gerüstet und kriegsfertig u. s. w.; hiezu bedarf es der Mittel: Raschheit, Einheit, Energie; daher sind die Landstände gestrichen, die zu viel Worte machen, und mit ihren Scrupeln leicht in den Weg treten.

(Die Fortsetzung folgt.)

J E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 28 DECEMBER 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension
der Schriften

über das Recht des Rheinischen Bundes.

Oder: ein Bundesstaat soll seyn ohne Furcht vor dem Feind; hiezu ist sehr nöthig, daß er nie in die Lage kommt, sein Pulver zu früh verschossen zu haben; daher ist die Nichtregalität des Salpeters mit der Souveränität unverträglich. Oder: ein Bundesstaat soll den Nationalwohlstand zu befördern suchen; hiezu bedarf es der Freywerdung des Eigenthums; deshalb streitet das Lehnwesen mit der Souveränität. Wie aber, wenn man fortführe, diesen Weg für die Souveränität zu verfolgen, und darauf auch zuletzt zur Verurtheilung der Zehnten, der Lehngelände und anderer Dinge gelangte, die selbst in der Bundes-Acte Schutz gefunden haben? Und wie, wenn man denselben Weg einmal gegen die Souveränität versuchte? und nun Schlüsse machte, wie folgenden: ein Bundesstaat soll nicht bloß an sich denken, sondern an das gemeine Beste der gesammten Conföderation; hiezu ist nöthig, genossenschaftliche Berathschlagungen zu pflegen; daher ist es mit der Souveränität eben nicht vereinbar, daß man so sehr säumt, die Bundestage zu eröffnen. Aber es bedarf weder dieser noch jener Wendung. Denn was jene Argumentationen werth sind, wird man schon daraus gewahr, theils, daß es die Person des Souveräns nicht allein ist, welche dem Zwecke des Bundes gegenüber gestellt werden muß, und theils, daß es gar leicht ist, von dergleichen Schlüssen einen durch den anderen zu zerstören, ohne dabey das Princip und den Zweck der Conföderation im geringsten fahrenzulassen.

XXIV. Freylich müßte bey so bewandten Umständen das allgemeine innere Staatsrecht der Bundesstaaten ungemein dürftig ausfallen, wenn man sich in dessen Bearbeitung bloß auf den Stoff beschränken wollte, der nach juristischer Gemeinheit in dasselbe hinein gehört. Sein ganzer Inhalt würde dann fast nur in folgenden Sätzen bestehen: daß das Princip der Einheit, welches durch die Reichsverfassung in dem vormaligen deutschen Territorialstaatsrechte gestanden habe, ausfallen müsse; daß die Conföderations-Acte directer Weise auf die inneren Angelegenheiten der einzelnen Bundesstaaten sich nicht beziehe, und folglich sich nicht geradezu benutzen lasse, um für diese Angelegenheiten ein recht-

J. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

liches Princip der Einheit darin zu gründen; daß aber die Pflicht der Souveräne, den Zweck des Bundes auch im Inneren ihrer Staaten zu realisiren, indirecter Weise gar wohl die Stelle eines solchen Principis vertreten könne; daß es auch ausserdem einige ausgenommene Fälle gebe, in welchen die Conföderations-Acte in das Innere der Bundesstaaten unmittelbar eingegriffen habe, welches namentlich in Absicht des Verhältnisses zwischen den Souveränen und Ständesherrn geschehen sey; daß übrigens die Hauptquelle für das juristisch allgemeine innere Staatsrecht in den Bundesstatuten zu suchen sey; daß aber zum Unglück diese Quelle noch zur Zeit nicht angefangen habe zu fließen.

Allein so wenig das vormalige deutsche Territorial-Staatsrecht sich bloß in den Schranken des rechtlich Gemeinen hielt, vielmehr in neueren Zeiten dadurch erst recht fruchtbar ward, daß es sich theils auf das historisch Gemeine, theils auf solche Puncte, worin wenigstens eine gewisse Majorität der Territorien übereinstimmte, mit erweiterte: eben so wenig braucht das Bundesstaatsrecht in jenen engeren Schranken zu bleiben. Und wenn letzteres sich auf diese Weise ausdehnt, so kann es ihm an Stoff nicht fehlen. Denn A) bieten sich ihm die Reichsgesetze, sofern sie bis zur Aufhebung in den Territorien stehen geblieben sind, als eine sehr ergiebige Quelle dar. Ferner kann es B) bey den nunmehr vorhandenen größeren politischen Massen, so wie bey der vorhandenen größeren geographischen Geschlossenheit der Länder, durchaus nicht anders seyn, als daß das gemeinschaftliche Interesse mehrerer, insonderheit benachbarter Bundesstaaten nicht sollte Conventionen, zur gleichförmigen Einrichtung des Inneren in diesen oder jenen Angelegenheiten, erzeugen. Ausserdem zeigen sich interessante Quellen der Gleichförmigkeit C) darin, daß die Legislationen der Souveräne oft mehr die Eigenschaft der formalen, als materialen Neuheit haben werden; welches vor allen Dingen bey dem Privatrechte der Fall seyn möchte; oder D) darin, daß man in allen Bundesstaaten beflissen seyn wird, sich an allgemein als richtig anerkannte Grundsätze der Gesetzgebung zu halten, und dabey diesen oder jenen Staat, worin diese Grundsätze bereits realisirt worden sind, zum Modell zu nehmen; und selbst E) durch Retorsion dessen, was von solchen Grundsätzen abweicht, wird sich wiederum eine gewisse Gleichförmigkeit bilden. Also Materialien in Menge! Dabey mag man nur noch bedenken, daß die juristische Literatur, so wie das

F f f f

juristische Collegienwesen auf den deutschen Universitäten, wohl nie sehr auf eine rechtliche Einheit Deutschlands berechnet gewesen ist. Die meisten Bücher und Vorträge dienen auch jetzt noch bloß zur Einleitung in das Besondere, was der praktische Wirkungskreis eines jeden Lesers oder Zuhörers hienächst mit sich bringen wird; und es werden meistens nur über solche Gegenstände Bücher geschrieben und Vorträge gehalten, die ein auf mehrere Provinzen sich erstreckendes Interesse haben, so daß sich auf eine hinlängliche Anzahl von Lesern oder Zuhörern rechnen läßt.

— Die oben in der Rubrik stehenden Schriften kommen darin überein, daß sie auf diesem weiten und fruchtbaren Felde sehr wenig geerntet haben. Daß Hr. Zintel wie eine Spinnewebe darüber hinfliegt, versteht sich von selbst. Hr. Zachariae hat das Verdienst, mit Glück darauf etwas verweilt zu haben; im Fall einer neuen Bearbeitung seines Systems würden wir ihn aber bitten, sich weiter darauf auszubreiten, jedoch so, daß beides, was auf rechtlicher und was auf historischer Übereinstimmung beruht, nicht zusammen gemischt, sondern als etwas, das in juristischer Hinsicht einen ganz verschiedenen Charakter hat, von einander abgefordert erscheine.

XXV. Mit dem *Verhältnisse der Bundesregenten gegen die vormaligen deutschen Mißstände, welche bundesfrey geblieben sind*, wovon fünftens hier um so mehr noch mit ein paar Worten die Rede seyn mag, da es mit Unrecht ganz übersehen zu werden pflegt, hat es eine ganz eigene Bewandnis. Seitdem die Ereignisse so schnell und mit solcher Durchkreuzung auf einander folgen, muß es mit Hand- und Lehrbüchern des Staatsrechts, insbesondere auch des Bundesstaatsrechts, gehalten werden, wie mit den Theaterstücken, bey welchen nothwendig Ort und Zeit angegeben werden müssen, wo und wann sie spielen: der Ort muß bey dergleichen Hand- und Lehrbüchern angegeben werden, weil jeder Staat sein eigenes Glas hat, wodurch er die Dinge ansieht; die Zeit, weil heute bereits veraltet ist, was gestern noch neu war. Daher ist der Zusatz bey dem Lehrbuch des Hn. Zachariae, daß es im Monate May beendigt worden sey, nicht überflüssig. Es sind bereits drey Perioden, welche der rheinische Bund seit dem preßburger Frieden in seinen Verhältnissen gegen das weiland deutsche Reich in kurzer Zeit durchlaufen hat; und wir gedenken ihrer hier, weil wir sie in der Geschichte des Bundes, womit das System des neuen Staatsrechts von Hn. Zach. eröffnet wird, nicht ausgezeichnet finden: A) Die mächtigen Reichsstände hatten längst aufgehört, in Kaiser und Reich ihr bürgerliches Oberhaupt zu sehen. Für diese Stände war das Reich nur noch eine Conföderation; und es hieß auch bereits im preßburger Frieden Art. 7 das Reich eine *Confédération germanique*. Von einer Conföderation ist aber jeder Genosse befugt sich zu trennen; und damit war die rechtliche Möglichkeit, aus dem bisherigen Reiche zu scheiden, und einen neuen Bund einzugehen, gegeben. Gleichwohl verlangten Bayern, Wirtemberg und Baden im preßburger Frieden noch in der *Confédération germanique* zu

bleiben, ob sie gleich, als Allirte des Kaisers von Frankreich eine neue *Confédération* in der *Confédération germanique* gegen letztere bildeten. Das war die erste Periode des rheinischen Bundes. Es war die Periode eines Bundes, zwar im Reiche, aber doch gegen das Reich. Dann B) schied sich der Bund mit der Conföderations-Acte vom Reiche förmlich ab, ohne jedoch das Reich auch in dessen gebliebenen Resten für aufgelöst zu erklären. Dieß war die Periode des Bundes *aufser* dem Reiche, aber doch *mit* dem Reiche. Endlich ging C) das Reich ganz ein, und der Bund erweiterte sich auf dessen Ruinen. Dieß war die Periode des Bundes, zwar nicht *statt* des Reiches, aber doch *nach* dem Reiche. Die zweyte Periode dauerte vom Tage der Conföderations-Acte bis zum 1 Aug. 1806. Man hat sich zu hüten, sie mit der dritten zusammen fließen zu lassen. Denn durch Abschließung der Conföderations-Acte ward das deutsche Reich nicht überhaupt, sondern nur in Ansehung der Theilnehmer an dieser Acte, (*relativement*, wie es in der Bundesacte Art. 2 hieß,) aufgehoben. Die Stiftung des Rheinbundes gieng voran. Nicht damit zugleich, sondern erst bald nachher, folgte die Abdankung des deutschen Kaisers, und hiemit erst die Auflösung des Reichs. Es ist daher richtig, wenn es in einer großherzogl. heßischen Bekanntmachung vom 3 Octbr. 1807 hieß: die Reichslehne wären den Souveränen angefallen „*par la suppression de la souveraineté de l'Empereur et de l'Empire, et par la dissolution de l'Union germanique qui s'en est suivie*.“ Dagegen ist es nicht ganz richtig, wenn der Vf. von No. 3 §. 6 sagt: *ictum est foedus Parisiis die 12 M. Jul. 1806. quo plures J. G. principes, dissoluta, cui hactenus adscripti fuerant, societate, — convenerunt*.“ Die Frage aber, welches der eigentliche Zeitpunkt der Reichsauflösung sey, ist der Folgen wegen wichtig. Denn nach dem Besitzthande, wie er zur Zeit der Reichsauflösung war, richten sich die Rechte der verbündeten gegen die unverbündeten Fürsten, wie Hr. Brauer S. 3 u. ff. richtig gezeigt hat.

Hat aber die Conföderations-Acte zur Zeit ihrer Errichtung dem deutschen Reiche nicht schlechtweg ein Ende machen können und wollen, so ist auch die Vorstellungsart bey dem Hn. Brauer in der ersten Abhandlung unrichtig, als habe die Aufhebung der Reichsgesetze im Art 2 jener Acte selbst in Ansehung der nicht förderirten deutschen Stände um desswillen von Wirkung seyn müssen, weil doch wenigstens bald nachher die gänzliche Auflösung des deutschen Reichs gefolgt sey. Allein die Aufhebung der Reichsgesetze hörte durch das, was darauf folgte, nicht auf unverbündlich für diejenigen zu seyn, für die sie es gleich anfangs war. Nicht deshalb, weil die Reichsgesetze in der Conföderations-Acte für nichtig erklärt waren, hörten diese rechtlicher Weise auf, zwischen den Verbündeten und Unverbündeten zu gelten, und trat der naturrechtliche Zustand zwischen ihnen ein, sondern weil auf jene Nichtigkeitserklärung die Reichsauflösung erfolgte. Auch ohne den vorhergegangenen Rheinbund, so wie ohne die darin Art. 2 gesche-

hene Nichtigkeitserklärung, wäre jener Zustand mit der Reichsauflösung eingetreten; umgekehrt aber wäre er mit dem bloßen Rheinbunde, wenn die Reichsauflösung nicht hinzu gekommen wäre, nicht eingetreten. Denn theils lag es ausser den Befugnissen eines Reichsstandes, der die volle Kraft der Reichsgesetze noch gegen sich anerkannte, sich einseitig vom Reiche zu trennen; theils konnte den nicht verbündeten Fürsten nicht verwehrt werden, sich noch ferner gegen die verbündeten nach den Reichsgesetzen für verpflichtet zu erachten.

XXVI. Endlich sechstens ist in dem neuen Staatsrechte, und zwar in dem äusseren, auch unstreitig des Verhältnisses zu gedenken, worin die deutsche Conföderation zu dem europäischen Föderativsystem steht; worin sie Theil nimmt an der „*Félicité des nations confédérées sous les aigles protectrices de l'Empereur des Français*“; worin sie eingreift in die „*Institutions européennes, dont la durée est garantie par l'Empereur*“ (wie man sich im *Senat Conservateur* am 21 Aug. 1807 ausdrückte).

Auf dieses Verhältniss ist bereits in der Conföderations-Acte, z. B. Art. 7 und 31, wo „*les Etats confédérés ou alliés à la confédération*“ auf der einen, und die „*Puissances étrangères à la confédération*“ auf der anderen Seite stehen, Bezug genommen worden. Dieselbe Absonderung findet sich wiederholt in der K. baierischen Verordnung vom 31 Decbr. 1806, wo den Reichsrittern, die ihr Familieneigenthum unter baierischer Hoheit haben, zwar erlaubt wird, ihren Wohnsitz in den Staaten der Bundesgenossen oder der mit dem Bunde alliirten Mächte, nicht aber in anderen Staaten zu nehmen. In der Folge aber, insbesondere seit der Pacification von Tilsit, hat sich der Zusammenhang des Bundes mit dem grossen europäischen Föderativ-Systeme immer deutlicher entwickelt, und der Zweck des Bundes hat sich von seinem ursprünglichen Sitze im mittäglichen Deutschland immer weiter und weiter in das Allgemeine erweitert. Die Conföderations-Acte setzt ihren Zweck darin: „*d'assurer la paix intérieure et extérieure du midi de l'Allemagne*.“ Der Entwurf der Fundamental-Constitution des Königreichs Westphalen sucht ihn darin: „*das Glück der Völker, woraus das Königreich zusammengesetzt ist, zu sichern, und zugleich dem Souveräne das Mittel zu gewähren, in der Eigenschaft als Mitglied des Rheinbundes zur allgemeinen Sicherheit und Glückseligkeit beizutragen*.“ Es scheint also, dass man von nun an nur von der Höhe dieses grossen Föderativ-Systems herab eine ganz richtige Ansicht der deutschen Conföderation haben kann.

Interessante Materialien zu diesem Abschnitte des neuen deutschen Staatsrechts, welcher da eingeschoben werden könnte, wo einst im alten unter Karl V. von dem *dominio mundi* gehandelt ward, liefert die neueste Tagesgeschichte, z. B. in den Fällen, welche wahrnehmen lassen, wie der rheinische Bund gegen das europäische Föderativ-System nicht anders erscheint, als durch das Protectorat. Auch machen

wir für diesen Abschnitt darauf aufmerksam, dass es mit in Napoleons grossem Plane zu liegen scheint, auch sogar im Civilrechte die allgemeine Föderation zu realisiren. Die neuen französischen Civilgesetze (September 1807.) sind in dem *Corps Législatif* durch die Redner des Staatsraths und des Tribunats zum Theil dadurch motivirt worden, dass man Rücksicht auf die über Frankreich hinaus reichende Bestimmung des *Code Napoléon* nehmen müsse. Ja selbst der Name *Code Napoléon* ist diesem Rechtsbuche mit der in der gesetzgebenden Versammlung gemachten Bemerkung beygelegt worden, dass der vorige Titel: *Code civil des Français* für dieses Werk nicht mehr passe, seitdem es aufgehört habe, bloss für Frankreich bestimmt zu seyn, und dass nunmehr an dem Frontispice des für die grosse Conföderation bestimmten Civilrechts der Name dessen billig erscheine, der an der Spitze dieser Föderation stehe. Um eben die Zeit (16 Aug. 1807) eröffnete Napoleon die Sitzungen des legislativen Corps unter anderen mit folgenden Worten: „*Un prince français régnera sur l'Elbe: il saura concilier les intérêts des nouveaux sujets avec ses premiers et ses plus sacrés devoirs. — La France est unie aux peuples de l'Allemagne par les lois de la confédération du Rhin, à ceux des Espagnes, de la Hollande, de la Suisse, et des Italies par les lois de notre système fédératif*.“

Mag immerhin auf das bisherige System des Gleichgewichts das System des Übergewichts folgen! Ein Äquilibrift hat von jeher auf seinem Seile einen nur precären Stand gehabt; nur so lange kann er sich behaupten, als er mit seinen eigenen Gewichten zu kämpfen hat; ein etwas harter Stoss von aufsen, und er fällt vom Seile herab. Dazu kommt, dass das Balancier-System zum Theil schlechte Resultate bisher in der Erfahrung gegeben hat. Es brachte eine Friction im Inneren von Europa hervor, wobey die Menschheit aufgerieben ward, damit die Staaten gegen einander im Gleichgewicht erhalten werden möchten; wobey folglich die Sache selbst eingebüsst ward, um die Form zu behaupten. Europa war eine Maschine, die Noth hatte, alles das Fett zu verdienen, das erforderlich war, um sie gehörig einzuschmieren, Europa war eine Mühle, die das Mehl verstäubte das sie mahlt; eine Münze, bey der alles Geld, das sie prägt, an Münzkosten und Schlagchatz wieder darauf geht. Wir sagten: „Europa war eine Mühle.“ Ja! Die Nationen waren die Mahlgäste. Diese trugen ihr Korn zur Mühle, um Mehl zu haben, und daraus Brod zu backen. Aber die eine Hälfte des Mehls verstäubte, die andere ging für Reparaturen der Mühlenräder, für Schärpen der Mühlensteine u. s. w. darauf. Und wozu diente nun die Mühle den Mahlgästen? Um das Vergnügen zu haben, die Säcke zur Mühle zu schleppen, und die bitteren Thränen darüber zu weinen, dass sie nichts zurück bekamen, und darüber oft kein Brod hatten.

Wo ein Staatenkampf war, wird denn also eine Staatenfamilie seyn. In der Mitte wird (so lautet die

Verheißung des Systems) der Familien - Vater sitzen unter den Seinigen, und die Nationen Europa's werden singen um ihn herum: *où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?*

Nachdem wir bisher unsere Ansichten über die Sache selbst, ihren Hauptmomenten nach, so ausführlich, als es ihre hohe Wichtigkeit verdiente, den Lesern mitgetheilt haben, wenden wir uns nunmehr noch zu einer näheren Anzeige der oben verzeichneten zehn Schriften, die unserem Gegenstande gewidmet sind. Wir wollen uns aber begnügen, unsere Grundsätze frey und nach bester Überzeugung ausgesprochen zu haben, und sind weit entfernt, sie jetzt noch mit jedem Verfasser im Einzelnen durchstreiten zu wollen. Nur hin und wieder wird es einer besonderen Kritik bedürfen.

Hr. Zintel fängt, sonderbar genug, mit dem äußeren Staatsrechte an, und schließt mit dem inneren. Im *äußeren Staatsrechte* hat er es mit folgenden Fragen und Untersuchungen zu thun: Wollten sich die verbündeten Reiche in Hinsicht auf die Ausübung ihrer Souveränitätsrechte bey ihrer Union wechselseitig oder selbst Schranken setzen? oder war es der Urzweck der Conföderation, der sie ihnen setzen sollte (S. 16)? — Müssen die conföderirten souveränen Mächte für immer in dem Conföderations-Verbande verbleiben? Ist kein Fall möglich, diesen Verband, entweder in Hinsicht der ganzen Monarchie, oder einzelner Mächte, wieder aufzugeben (S. 30)? — Wie verhält es sich auf den Bundestagen mit der Rangordnung, welche die Souveräne unter sich, und sodann gegen Auswärtige, wenn sie officiell gegenwärtig sind, behaupten? Ferner mit der Art zu deliberiren und zu referiren? Desgleichen mit der Aufnahme der Beschlüsse und ihrer Kundmachung (S. 43)? Insbesondere: wer beruft Monarchen und Mächte zu den rheinischen Comitien ein? Wer bringt die zur Einsicht und diplomatischen Discussion geeigneten Objecte zur Kenntniß der Souveräne? Welcher Souverän leitet den Vortrag an die Mächte ein? Wer hat den Vorsitz in dem Collegium der Souveräne? Wer nimmt die Beschlüsse auf (S. 52)? — Hat Frankreich in Hinsicht der übernommenen Garantie directen Einfluß auf die Beratungen der Souveräne bey dem Bundestage? und wie weit dehnt sich dieser Einfluß aus (S. 64)? — Welches ist der Rang, welches sind die Vorzüge und welches ist das Ceremoniel derjenigen Gesandten, welche die rheinische Conföderation an auswärtige Höfe schickt? und welches ist der Zustand derjenigen, die von nicht unirenen Mächten bey dem rheinischen Bunde gehalten werden? (Auf den Bundestagen sollen durchaus keine fremden Gesandten zugelassen werden). — Würde es gegen die Majestäts- und Souveränitäts-Rechte der Monarchen und Souveräne anstoßen, eine Monarchen würdige Gattung von Gericht bey der Conföderation einzuführen, und diese Gattung eines souveränen Gerichts durch eine feyerliche Acte zu sanctioniren?

Im *inneren Staatsrechte* handelt der Vf. A) von den Verhältnissen der föderirten Monarchen und Souveräne

sie gegen ihre und auswärtige Unterthanen in Hinsicht dinglicher und persönlicher Ansprüche, und der hieraus hervorgehenden Rechte (S. 88). Hier ist das Resultat: Die Souveräne haben, wenn die Unterthanen gegen sie zu klagen haben; keinen Gerichtsstand, weder bey ihren eigenen Gerichtshöfen, noch sonst wo; die Unterthanen behalten bloß den Weg des Supplicirens. Zwar ist der Souverän fähig, Verbindlichkeiten einzugehen, aber es fehlt an einem Zwange. Ob jedoch die Souveräne, es sey jeder für sich, oder gemeinschaftlich von Bundeswegen, sich freywillig oder vertragsweise einem Gerichte, im Verhältnisse zu ihren Unterthanen, unterwerfen wollen, steht zu erwarten. B) Von den Rechten der Souveräne nach aufgehobenem Reichsnexus gegen ihre Unterthanen in Hinsicht auf Gesetzgebung, Administration der verschiedenen Regierungszweige, Verwaltung der Gerechtkeitspflege, des öffentlichen Cultus und was zum religiösen Theil in dem Staate gehört (S. 93). Einfachheit, Einheit und Gleichheit sind hier des Vfs. Principe, mit Niederwerfung der Privilegien, Verträge und Relationen jeder Art, welche dagegen verstoßen. C) Von den Rechten, Befugnissen und der Gewalt der föderirten Mächte gegen diejenigen Stände, die durch den preßburger Frieden und die Conföderations-Acte ihre Reichsstandschafft, und mit dieser ihre Territorien u. s. w. verloren haben, und mediat geworden sind, in Hinsicht sowohl dinglicher als persönlicher wechselseitiger Rechte. Der Vf. thut die Sache mit zwey Fragen ab: 1) Welche Rechte erwarben die associirten Souveräne auf die in den Mediatstand übergetretenen und versetzten Reichsstände? Antwort: Letztere wurden sammt ihren Territorien mediate Unterthanen; müssen nach den Gesetzen der Unterwürfigkeit den Eid des Homagiums leisten; müssen den Lehnneid, den sie bisher dem Kaiser und Reich prästirten; ihrem Souverän, als dem Lehnsfolger im Eigenthume des Kaisers, leisten; die verbündeten Mächte üben also alle Territorial- und andere Gerechtsame auf diese ehemaligen Reichsstände aus, welchen nach den Gesetzen der verschiedenen Staaten jeder Unterthan und Lehmann unterliegt; ferner sind alle Privatverhältnisse ehemaliger fürstlicher Häuser und anderer dem Reiche unterworfen gewesenen Körper, also alle Familienvereine, Tractate über Lehn- Erb- und andere Folgen aufgelöst; ohnehin hatten alle diese Vereine eine gewisse Beziehung auf die Reichsstandschafft, oder auf die im deutschen Reiche besonders gehenden Rechte, auf die Reichs- Friedensschlüsse und vorzüglich auf den westphälischen Frieden. Es bedarf also nicht einmal einer speciellen Sanction der föderirten Mächte für die Annullirung aller jener Objecte (S. 128). 2) Welche Rechte erwarben sie auf die durch die Conföderations-Acte an sie übergegangenen Territorien, und auf die verschiedenen Classen der associirten Unterthanen (S. 131 u. f.)? — Hierauf wird von S. 136 bis an das Ende des Buchs gesprochen: von der Primogenitur, der Majorität, der Legitima der fürstlichen Prinzen und Prinzessinnen, und der Vormundschaft über fürstliche Kinder.

(Die Fortsetzung folgt.)

I E N A I S C H E

ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

DEN 29 DECEMBER, 1807.

JURISPRUDENZ.

Fortsetzung der Recension
der Schriften

über das Recht des Rheinischen Bundes:

Die Charaktere der Zintel'schen Schrift sind folgende: A) Schon ihrer Form nach ist sie wenig einladend. Es ist kein durchdachter Plan darin; und leider muß man sie erst ganz durchlesen, um dieses zu finden; denn es fehlt an allen Hülfsmitteln zur Übersicht. Das ganze Werk sieht einem juristischen Responso, in der schlechtesten Form abgefaßt, nicht unähnlich. Die ewig wiederkehrende Formel der Composition ist: „es entsteht nun die Frage, ob u. s. w.“ Auf die Frage folgt die Antwort ein Mal wie das andere Mal in dem Souveränitäts-Refrain: *wenn dich die Götter auf den Tisch steigen ließen, Trittst du was drunter ist, Gleichviel ob Heide oder Christ, Nach Fug und Recht mit Füßen.* Zuletzt wird die Frage, in denselben Worten, worin sie aufgeworfen ward, bejahend oder verneinend wiederholt. Das ist der Leisten des Vfs. Daher ist es unbegreiflich, wie er sein Buch, bey einer solchen Unmethode, zum akademischen Lehrbuche hat empfehlen können. Sehen wir B) auf den Inhalt, so ist das Buch 1) durchaus unnütz. Denn a) der rheinische Bund befindet sich gar nicht in dem durchaus leeren Rechtszustande, daß darin eine allgemeine Souveränitäts-Theorie haften oder Anwendung finden könnte. Der Vf. denkt sich den rheinischen Bund wie ein ausgeblatenes Ofterey, in welches einstweilen, bis zur Wiederausfüllung mit etwas Besserem Hypothefensgepinnst gestopft werden kann. Da u kommt, daß b) die Anwendbarkeit der Schrift auf den Fall gestellt ist, wenn es zur Bildung des neuen Rechtszustandes bey der einzigen Considerations-Acte sein Bewenden behalten; und damit die Quelle weiterer Bestimmungen auf immer versiegt seyn sollte. Tritt der Fall aber ein, so existiren ja die Verhältnisse und Anstalten in der positiven Wirklichkeit gar nicht, die der Vf. mit seinen allgemeinen Ideen so voreilliger Weise umwebt hat; so kommt es am Ende heraus, daß der Vf. Bockswolle versponnen hat. Hiermit hebt also der Vf. sich und sein ganzes Staatsrecht von dem Platze selbst weg, wo erstehen will. Sein Werk bleibt keine Darstellung des jetzigen rheinischen Staatsrechts, sondern es erscheint als eine Sammlung von Ideen und Planchen für eine der-einstufige staatsrechtliche Legislation, die unglücklich ge-

S. A. L. Z. 1807. Vierter Band.

nug wäre, sie brauchen zu können. Dabey ist 2) das Buch voll von Unverstand. Denn was kann unverständiger seyn, als wenn der Vf. S. 42 u. f. von der Art der Deliberation, der Relation, von Aufnahmen der Beschlüsse und ihrer Kundmachung auf den Bundestagen, und von tausend anderen Dingen der Formalität und des Ceremoniels, worunter auch die Besiegelung (S. 67) nicht vergessen ist, handelt, die, ohne vorher einen positiven Grund gewonnen zu haben, sich durch allgemeine Begriffe gar nicht erreichen lassen, und von welchen der Vf. noch dazu selbst erklärt, daß dergleichen Angelegenheiten auf den Bundestagen regulirt werden sollen und müssen? Unverständlich ist es ferner, wenn der Vf. (S. 8) das allgemeine Völkerrecht ganz allein als seine Quelle ankündigt, und doch hernach den größten Theil seines Buchs mit den inneren Angelegenheiten der Bundesstaaten anfüllt. Erst S. 87 befinnt er sich, und verspricht, dergleichen innere Angelegenheiten aus dem Souveränitäts- und Majestäts-Rechte ableiten zu wollen. — S. 56 behauptet der Vf.: „daß dem F. Primas die unumschränkte Ausübung aller jener Functionen, und der Besitz aller jener Rechte, welche eben hin mit dem Erzkanzler-Amte in Deutschland verbunden waren, durch das Einverständniß der souveränen Mächte übertragen sey.“ Und woraus schließt er das? Weil Kurmainz ehemals, als Erzkanzler des deutschen Reichs, das Directorium auf dem Reichstage geführt, und weil der F. Primas die associirten Mächte zur Eröffnung des Bundestages (in dem bekannten Circulare v. 13 Sept. 1806) eingeladen habe. Woraus läßt sich aber wohl mehr folgern? aus der Einladung, oder aus dem Nichterscheinen auf die geschehene Einladung? Und was soll man gar zu dem ersten Grunde sagen? — Bisweilen aber vergißt der Vf. ganz selbst, unter welchen Suppositionen er spricht. Was Wunder also, wenn auch seine Leser in ihm irre werden, und ihn beym Durchblättern seines Products für einen gefährlichen Schriftsteller halten, der das Souveränitäts-Pferd zu machiavellistisch reite, da sie doch, wenn sie nur durch die oben gerügte Planlosigkeit und Unmethode sich nicht abhalten lassen wollten, in den Zusammenhang des Ganzen tiefer einzudringen, gar bald gewahr werden könnten, wie sehr der Vf. sogar selbst noch über seine eigenen Beine strauchele, und am Ende nichts weiter sey, als ein Schwärmer in der leeren Idee der Souveränität, als ein Schwacher, der sich in Nichts einen Rauch getrunken hat. Man darf auch ja nicht glauben, daß der Vf. mit seiner Idee bloß

Gggg

gegen die Unterthanen der Souveräne schwärme; mein! er schwärmt damit auch gegen den Protector (z. B. S. 41). Endlich aber ist das Buch 3) auch *schlecht*, weil darin unrichtige, schlechte Grundsätze des allgemeinen Staats- und Völker-Rechts herrschen, wie deren oben bereits vorgekommen sind. Ein Pendant dazu steht S. 13. Hier ist es dem Vf. klar: „dass Souveräne nur so lange an Contracte mit einer anderen Macht gebunden seyn können, als so lange die Vortheile, die man beytm Abchlusse des Vertrages zur Basis unterlegte, aus dem Vertrage selbst zu erzielen sind, oder so lange es die Verhältnisse der Nation zugeben.“ Diese Grundsätze werden, wo möglich, noch schlechter durch die unnatürliche Art, wie sie hin und wieder sich mit der alten Reichsverfassung paaren, aus welcher Vermischung nur Mißgeburten entstehen konnten.

No. 2 (die *Bräuer'sche* Schrift) liefert die Bearbeitung von fünfzig Sätzen. Bringt man sie unter Classen, so beziehen sich A) die meisten davon auf das Verhältniß der Bundesfürsten zu ihrem Lande und ihren Unterthanen. Dahin gehören No. 2. 3. 13 — 20. 22 — 42. Einige betreffen das Verhältniß zu den (gemeinen) Unterthanen, und zwar theils denen, die den Regenten schon vor erlangter Souveränität angehörten, theils denen, die ihnen erst mit den mediatisirten Provinzen seit erlangter Souveränität zugeheilt worden sind. Andere betreffen das Verhältniß zu den Ex-Reichsrittern; noch andere zu den Standesherrn. Dem letzteren Verhältnisse ist bey weitem der größte Theil des ganzen Werks gewidmet. B) Eine andere Classe von Sätzen hat es mit solchen Bestimmungen der Bundes-Acte zu thun, wodurch die Paciscenten haben verhüten wollen, dass der Keim der Zwietracht zwischen den Bundesfürsten unter sich in den Bund gleich bey dessen Geburt übertragen werde. Von dieser Art sind No. 21. 43 — 49. C) Eine dritte Classe von Sätzen (6 — 12) betrifft die Theilung des mediatisirten Grenzguts. Endlich handelt D) ein einziger Satz, nämlich der No. 50, vom Contingente. Sämmtliche Sätze sollen, nach der Erklärung des Vfs. (in der Vorrede S. V), zum inneren Staatsrechte der rheinischen Bundesstaaten gehören. Aber gleich von dem allerersten, der dem Verhältnisse zwischen den verbündeten und nicht verbündeten Fürsten Deutschlands gewidmet ist, möchte sich dieses bezweifeln lassen. Eben so von No. 2. 3. und 4.

Das Werk läßt sich als einen praktischen Commentar der Bundesacte nach Anleitung wirklich vorgekommener Fälle betrachten. Der Vf. *deducirt* für seine Meinungen und Entscheidungen aus dem Zwecke und den Principen der Bundesacte, und zwar geht er dabey historisch-philosophisch zu Werke. Uns scheint es aber, dass er sich dieser Urkunde zu *sehr* bedient, und alles darin suchen und finden wolle, wie in einer Apokalypse. Denn A) schließt der Vf., dass alle Rechte, die dem Souverän in der Bundesacte nicht genommen, nicht abgesprochen wären, ihm nach der Acte zuständen. Sollte es nicht richtiger heißen: über die lasse sich aus der Bundesacte überall nicht entscheiden? Sodann gehört der Vf. B) auch zu den Publicisten, von welchen die Landes-

verfassungen aus der Bundesacte angegriffen werden. Er schlägt aber zu dem Ende nicht den leichtesten Weg ein, der offenbar in folgender Argumentation gebahnt zu seyn scheint: habe die Bundesacte gewisse Zwecke festgestellt, die erreicht werden sollen, so habe sie auch hiermit den Souveränen die Mittel zugestanden, solche Einrichtungen in ihren Staaten zu treffen, ohne welche der Zweck sich nicht erreichen lasse. Der Vf. bahnt sich einen Übergang aus der Acte in die innere Landesverfassung, hier durch ein Stück aus dem *Jure divino*, dort durch die beliebte Clausel der Advocaten, wonach alles nur *rebus sic stantibus* verstanden werden soll. Wir wollen sehen, wie der Vf. den göttlichen, und dann wie er den *casuistischen* Schritt vollbringt. Was 1) jenen betrifft, so absolvirt er sich von dem Gewissensscrupel, als behauptete er etwas Hartes, wenn er dem Selbstherrscher das Recht beylege, alle Verträge, Privilegien, worauf die Verfassung seines Landes, oder sein bisheriges Verhältniß mit den Standesherrn beruhe, unter die Füße zu treten, um das angebliche öffentliche Wohl darauf zu bauen, auf folgende Weise: Die Staatsumwälzung möge hart seyn; müsse man diese Härte aber einmal zulassen, dann handle der nicht mehr hart, sondern bloß consequent, der ihre Folgen anerkenne und geltend zu machen suche. Das Erdbeben sey auch hart. Wer sich aber über das Erdbeben getröstet habe, der müsse sich auch darüber zufrieden geben, dass ihm sein Hab und Gut dadurch verschüttet sey. Und am Ende sey es mit dem Erdbeben auch nicht einmal eine so harte Sache. Denn es sey durch Zulassung der Vorsehung zu Recht erwachsen. Der Vf. hat Recht! Wenn Gott den unschuldigen Isaac durch seinen zärtlichen Vater schlachten lässt, so ist es kein Wunder, dass der Unschuldige stirbt; denn ein scharfes Messer schneidet, es schneidet trotz aller Zärtlichkeit des Vaters, und aller Unschuld des Sohnes. Wir erlauben uns aber drey Fragen an den Vf. *Erste Frage*: Hat denn Napoleon ein Erdbeben, eine Revolution gewollt? Er hat in dem alten deutschen Reichsgebäude manches besser einrichten, und namentlich die verfallenen Reichsgiebel davon nehmen, aber er hat es weder zerstören noch jemanden einen Freybrief geben wollen, dieses nach Gefallen zu thun... Und gesetzt, es muß ein Haus niedergedrissen werden, so mag es mit Ordnung geschehen, namentlich also nach vorgängiger Rücksprache mit denen, welche es bewohnen, nicht aber wie durch die souveräne Gewalt eines Erdbebens. *Zweyte Frage*: Wenn Gott einer Stadt ein Erdbeben schickt, was ist alsdann von den Einwohnern zu halten, die unter den Trümmern umhergehen, nachbrechend und rüttelnd, ob nicht noch etwas fallen wolle, was locker geworden, um dem Erdbeben an der Plénitude seiner Folgen ja nichts zu entziehen? *Dritte Frage*: Wenn der Vf. Ingenieur wäre, und den Auftrag erhielt, die alten unnützen Festungswerke um eine Stadt herum zu schleifen, würde er dann berechtigt zu seyn glauben, auch die einzelnen Quartiere der Stadt, und die Häuser und Anlagen der Einwohner zu schleifen? 2) Der *casuistische* Schritt wird mit folgendem Raisonement gemacht: Alle die zwischen den vormaligen Landes-

herren und ihren Unterthanen durch Verträge, Observanz, Eid u. s. w. geknüpften Verhältnisse wären unter Umständen und Motiven, wie sie sich zur Reichsverfassung schickten, geknüpft; mit erfolgter Auflösung des Reichs sey jene vorige Lage der Dinge verschwunden und eine neue in die Stelle getreten; Verträge, Observanz, Eid u. s. w. wären also nicht mehr passend; folglich könne der Regent einseitig abgehen, und was dieser als *Landesherr* versprochen habe, brauche er als *Souverän* nicht zu halten; und so folge denn von selbst, daß die Bundesacte mit Auflösung der Reichsverfassung zugleich auch die Banden der Territorial-Verfassungen gesprengt habe. Allein a) ist das schon unrichtig, daß die Reichsverfassung durch die Bundesacte aufgehoben sey (§. oben No. XXV), und der Vf. nimmt eigentlich seine Waffen gegen die Landesverfassungen nicht sowohl aus der Bundesacte, als vielmehr aus solchen Ereignissen, welche auf die Bundesacte folgten, und zu welchen diese Acte bloß Veranlassung gegeben hat. Aber davon auch abgesehen, so folgt doch b) aus des Vfs. Ansicht immer noch nicht, was er daraus herleitet. Es folgt vielmehr daraus, daß nicht bloß der eine, sondern auch der andere Theil auf die *Clausula rebus sic stantibus* Anspruch habe. So gelangte man denn auf dem vom Vf. eingeschlagenen Wege zu dem Resultate, daß die Bundesacte eine allgemeine Revolution der deutschen Länder begründet und proclamirt habe; wogegen der Vf. um so weniger etwas einwenden kann, da er ja selbst (§. 22) einen Unterwürfigkeits-Vertrag, der in der Rechtsableitung jedem Staate untergelegt werden müsse, statuiert. Gleichwohl ist die Erhaltung des Ruhestandes, es sey des innern oder des äußern, der erste Zweck der Conföderation. Und wie seltsam wäre es gewesen, einen Staatenbund in eben dem Augenblicke zu organisiren, in welchem man die Staaten, welche den Bund bilden sollten, desorganisirte! Wir rufen hier dem Vf. seine eigenen Worte zu: „es ist eine völkerrechtliche Wahrheit, daß kein Vertrag, so allgemein er laute, über die Grenzen der Absicht hinaus wirken dürfe, welche die Vertragspersonen dabey hatten (§. 20).“ Oder: „die Bundesstifter wollten ja durch die Bundesstiftung den innern und äußern Frieden — herstellen, also nicht nur den alten Staat umwälzen, und dann auf gut Glück hin, wie er sich wieder aufrichten werde, ihn liegen lassen, sondern sie wollten ihn durch jene Urkunde (die Bundesacte) umbilden und neu gestalten (§. 80).“ Gefetzt aber c) die Theile, Regent und Unterthanen, sänden beiderseits ihr Interesse nicht dabey, es zu einer solchen Trennung kommen zu lassen, so bliebe nichts weiter übrig, als daß zur Zufriedenheit wo möglich Beider das Bisherige abgeändert oder aufgehoben, und etwas Zeitgemäßeres an die Stelle gesetzt würde. Will der Vf. die Souveräne herrschen lassen, *par la grace de dieu* (durch den die Stiftung der Selbstherrschaft auf den Trümmern des deutschen Reichs zu Recht erwachsen seyn soll), so lasse er sie auch *ferner par las Constitutions* ihrer Reiche herrschen. Dazu kommt, daß d) auf jedem Fall mit der *Clausula rebus sic stantibus* bey solchen Verträgen sich nicht durchkommen läßt, deren Errichtung entweder in die neu-

ren Zeiten fällt, wo so mancher Landesherr, bey noch fortdauernder Reichsverfassung, wenn gleich nicht den Rechten doch der That nach, bereits den Souverän in Deutschland spielte, oder die ohne allen Bezug auf das Reich, und in völliger Unabhängigkeit von dessen Verfassung und Einrichtungen geschlossen worden sind. Denn nur dasjenige, was durch das Reich veranlaßt oder hervorgebracht worden ist, und weiter nichts, kann vermöge jener Clausel durch den Fall des Reichs zu Grunde gehen. Der Vf. lenkt aber auch selbst mit einigen Beschränkungen und Milderungen ein, und thut wenigstens den casuistischen Schritt zum Theil wieder zurück. Denn (fügt er hinzu) es bleibe alles das stehen, was durch jene Clausel nicht getroffen werde. Auch habe er nicht sagen wollen, daß ein Regent *recht* und wohl daran thun würde, der die Verträge mit einem Male alle gleichsam in Masse umstossen wollte; dieses würde nicht heißen, als Selbstherrscher, sondern als Tyrann regieren. Zu den Verträgen, welche durch die Clausel nicht getroffen werden sollen, rechnet der Vf. (§. 17) namentlich auch diejenigen, welche von Bayern und den übrigen, schon durch den preßburger Frieden souverän gewordenen Bundesständen in der Zwischenzeit zwischen diesem Frieden und der Bundesacte abgeschlossen wurden. Denn bey diesen Verträgen sey die Souveränität bereits berücksichtigt worden. Der Vf. hält es sogar der Mühe werth, in einer eigenen Abhandlung (§. 19 ff.) eine Ausnahme von der Clausel zum Besten des Privateigenthums zu deduciren, und mit Zweifels- und Entscheidungsgründen zu zeigen, daß der Sinn der Bundesacte nicht dahin gehe, das Privateigenthum der Willkühr der Selbstherrscher, mittelst jener Clausel, hinzugeben. Allein es wird damit nicht so viel gerettet, als man wohl denken sollte. Denn der Vf. löst die Frage: was ist ein staatsrechtliches und was ein bloß privatrechtliches Verhältniß? also: was fortdaure, wenn man den Unterwürfigkeits-Vertrag wegdenke, und bloß den Vereinigungs-Vertrag stehen lasse, das sey privatrechtlich; was aber ohne das Daseyn eines Unterwürfigkeits-Vertrages nicht fort bestehen könne, das sey staatsrechtlich. Der Vf. geht die einzelnen Rechte nach diesem Unterschiede durch.

No. 3. (die Schrift des Hn. Zachariae) giebt dem Vf. neue Ansprüche auf den Dank des Publicums. Man findet darin eine vollständige systematische Darstellung alles dessen, was theils die Quellen unmittelbar selbst, theils ihre bisherige doctrinelle Bearbeitung, ergaben. In der Form der Darstellung erkennt man den Meister der Methodik, der schon bey so manchem anderen Stoffe die glücklichste Anwendung von dieser Meisterschaft machte. In der Auswahl des Inhalts erkennt man die reife Beurtheilung des Vfs., die ihn durch der Souveränitäts-Schwärmer wilde und unreife Ideen, so tief die Gegenstände auch bereits darin verwickelt seyn mochten, dennoch sicher hindurch führte, so wie die Festigkeit, womit er sich der zudringlichen Hypothesen Anderer zu erwehren wußte. In der allenthalben eingemischten eigenen Kritik des Vfs., so oft doctrineller Weise ein Resultat aus den Quellen zu ziehen war, wird man leicht gewahr, wie wenig derselbe

bloß ein Wiedergeber und Verarbeiter dessen war, was Andere vor ihm über die Quellen sagten, wie er sich vielmehr selbst in der innigsten Vertraulichkeit mit den Quellen und ihren Hülfsmitteln befindet; wovon selbst dieses ein Beweis seyn kann, daß er die Lückenhaftigkeit der Quellen in seinem Systeme so wahr und richtig wiedergegeben hat. Für diejenigen, welche das Terrain nicht genau kennen, wäre es jedoch vielleicht nicht unnütz gewesen, wenn der Vf. die Lücken und Löcher mehr hätte demaskiren wollen, damit die Unerfahrenen theils nicht hinein fallen, und theils sich nicht unberufener Weise mit Verbauung oder Zuschüttung derselben befassen. Auch in der Sprache erkennt man den Vf. als einen guten Lateiner wieder. Eine Inhaltsanzeige wird man hier nicht suchen. Denn das Buch wird bereits in den Händen Aller seyn, die sich für den Gegenstand desselben interessieren.

Der ungenannte Vf. von No. 4 beschränkt die Frage von den Rechten der Souveränität bloß auf die Eigenthumslande, d. h. die *en propriété* und *en souveraineté* zustehen, im Gegensatz von Souveränitätslanden, d. h. die der Souverän bloß *en souveraineté*, ein Standesherr aber *en propriété* hat. Der Vf. nimmt an: mit dem Worte Souverän könne nur der einzige feste Begriff verbunden werden, daß ein solcher von keinem auswärtigen Staat als Oberherrn abhänge; daß aber übrigens, alles dabey auf die einmal hergebrachte Landesverfassung ankomme. Um daher die Rechte festzusetzen, welche dem Souverän in Ansehung seiner Eigenthumslande zukämen, sey lediglich auf die Bundesacte, als dasjenige Diplom zurückzugehen, welches ihm die Souveränität beylege; dabey wären aber auch die Umstände und Zeitbegebenheiten mit in Erwägung zu ziehen, unter welchen die Acte zu Stande gekommen sey. Hierauf verfällt der Vf. in den gewöhnlichen Fehler, indem er die Bundesacte zur unmittelbaren Entscheidungsquelle bey seinem Gegenstand nimmt, also bey einem Gegenstande, der, seitdem er reichsunabhängig geworden ist, nur noch das innere Verhältniß zwischen Regenten und Unterthanen betrifft. Gleich das erste Argument, dessen sich der Vf. bedient, ist ihm zwar, so viel wir wissen, ganz eigen, ist aber auch unfehlbar das schwächste. Wenn es nämlich in der Bundesacte heist: „*les rois, princes et le comte, leurs sujets, et leurs états, ou parties d'iceux*,“ so versteht der Vf. unter *états* die Landstände. Denn, sagt er, die Regenten und die Unterthanen machen ja schon den Staat aus, und ein weiterer namentlicher Zusatz wäre also eben so widersinnig als überflüssig. Ist denn aber zu einem Staate nicht auch Land und Gebiet nöthig? Und wo will der Vf. mit den Worten *ou parties d'iceux* hin? Drollig genug sollen sie sich auf die drey Classen der Stände, Prälaten, Ritterschaft und Städte, beziehen. Warum nicht lieber auf die landschaftlichen Ausschüsse? Der ungenannte Vf. muß wohl kein Jurist seyn, sonst würde er wissen, daß bey einem Staate, da er der Person nach aus Regent und Unterthanen, der Sache nach aber aus einem Territorium besteht, alle rechtlichen Rücksichten, sowohl die dinglichen als persönlichen, nicht anders umfaßt werden können, als wenn das Personale und das Reale genannt wird. Das Personale sind also die *rois, princes et le*

comte, das Reale sind ihre *états ou parties d'iceux*. Ausser diesem auf Worterklärung beruhenden Argumente, bewegt sich der Vf. vorzüglich in folgendem *Raisonnement*: in der ganzen Bundesacte komme nur eine Stelle (Art. 26) vor, wo die Souveränitätsrechte näher bezeichnet wären. Da nun aber dieser Artikel sich unstreitig nicht auf die Eigenthumslande, sondern auf die Besitzungen der Standesherrn beziehe, so trete das Dilemma ein: entweder sey die Meinung gewesen, daß es in den Eigenthumslanden bey der vorhin bestandenen Verfassung bleiben, oder daß über dieselben das nämliche Souveränitätsrecht eintreten solle, wie es über die Souveränitätslande festgesetzt worden sey. Den dritten Fall, welches der richtige ist, ahndet der Vf. nicht; nämlich daß die Bundesacte über diesen Gegenstand gar nicht hat disponiren wollen, ausser in sofern es darauf ankam, ihn bei der Reichshoheit zu entziehen, und ihn dort für das Verhältniß zu Frankreich neu zu bearbeiten. Dem Vf. geht es wie den alten Kosmologen, welche nichts davon wissen wollten, daß die Weltkörper durch sich selbst gehalten und getragen werden können. Sie suchten einen Stützpunkt, um sie nicht fallen zu lassen. Eben so will der Vf. die fernere Verfassung der neuen Bundesstaaten gar zu gern auf den Grund der Confederations-Acte stellen, und scheint keinen Ausweg zu wissen, wenn auch dieser Boden sandig seyn sollte. Und in der That ist es einem deutschen Publicisten wohl zu verzeihen, wenn er ängstlich nach einem äusseren Stützpunkte sucht, und wenn ihm der alte Reichanker, an welchem eine ganze Flottille von Constitutionen hieng, nicht aus dem Kopfe will. Auf den Fall aber, daß der Vf. nicht so glücklich gewesen seyn sollte, den erwünschten Haken in der Bundesacte zu finden, folgen von S. 52 an Gründe und Rathschläge von einer ganz anderen Art. Der Vf. führt nun den Souveränen zu Gemüthe, daß das Eigenthum eines Jeden für jeden Staat und Regenten ein unverletzliches Heiligthum sey. Das Recht der einmal bestehenden Verfassung der souveränen Staaten aber sey allerdings ein solches Privatrecht. Und ganz vorzüglich sey dieses der Fall, wenn ein solches constitutionelles Recht in Frage stehe, das auf Privilegien beruhe, indem die meisten Privilegien *titulo oneroso* erhalten oder erworben wären. Das Beste aber, meint der Vf., wäre wohl, daß sich jeder neue Souverän in denen Sachen, die sich zur rechtlichen Verhandlung eignen, ausdrücklich und durch eine besondere Sanction seinen eigenen Gerichten unterwerfe, und diese, in Ansehung der ihn und sein Interesse betreffenden Processen, von den ihm geleisteten Eidespflichten ein für alle Mal losfage; und daß demnächst eine solche Sanction von der Bundesversammlung, als ein unter dem Schutz des Bundes stehendes festes und unverbrüchliches Gesetz für alle Bundesglieder auf- und angenommen, zugleich aber auch in allen übrigen zu einem processualischen Verfahren nicht qualificirten Angelegenheiten der *Rekurs* an die Bundesversammlung für zulässig erklärt würde. Und wer wird nicht wenigstens in Ansehung des ersten Vorschlags dem Vf. von ganzem Herzen beystimmen?

(Der Beschluss folgt im nächsten Stücke.)

J E N A I S C H E ALLGEMEINE LITERATUR-ZEITUNG

D E N 30 D E C E M B E R, 1807.

J U R I S P R U D E N Z.

Beschluss der Recension
der Schriften

über das Recht des Rheinischen Bundes.

Der ungenannte Vf. von No. 5 hat es bloß mit dem Fall zu thun, wenn ein Lehn nicht von dem Souverän, in dessen Souveränitäts-Bezirk es liegt, sondern von einem fremden Souverän zu Lehn geht, so daß der Oberlehnsherr nicht auch zugleich der Souverän ist. Er unterscheidet zwischen persönlichen und dinglichen Rechtsverhältnissen. Jene betrachtet er als unverträglich mit der Souveränität, so daß sie dem fremden Souverän erlöschten. Diese bleiben, sofern sie dem Lehnsherrn wirkliche Vortheile gewähren, und nicht etwa mehr als formelle Zeichen der Oberherrschaft, mehr als Beschränkungen des nützlichen Eigenthums des Vasallen, ohne reellen Vortheil für den Lehnsherrn, anzusehen sind. Sie können, sagt der Vf., durch keine landesherrlichen Gesetze aufgehoben werden, und können eben so wenig Gegenstände beschränkender Anordnungen werden, als die übrigen wohl erworbenen Privatrechte der Unterthanen. Zu ihnen rechnet der Vf. das Lehnheimfalls- oder lehnherrliche Successionsrecht, die Laudemien und andere Abgaben zur Anerkennung des Obereigenthums, und die bey der Belehnung herkömmlichen Gebühren. Das ist dem Vf. einerley, ob der Vasall ein Standesherr ist, oder ein Anderer.

Man sieht, daß der Vf. einen billigen Mittelweg geht, auf welchen der im 27 Artikel der Bundesacte gemachte Unterschied, wonach es darauf ankommt, ob etwas von der Art ist, daß es gegen das Wesen der Souveränität läuft oder nicht, wohl leiten kann. Hr. Brauer (No. XLVIII. S. 264 u. f.) und ein Ungenannter im Rheinischen Bunde (Heft 4.) gehen, zum Besten der Souveränität, und folglich zum Nachtheil des Obereigenthums, viel weiter, und sind der Meinung, daß alle lehnherrlichen Rechte ohne Unterschied, die einem Souverän in dem verbündeten Staat eines anderen, nach der vormaligen deutschen Verfassung, zustanden, wechselseitig aufgegeben wären. Unser Vf. widerlegt ihre Gründe gut, macht insbesondere darauf aufmerksam, wie wenig consequent Hr. Brauer mit sich selbst sey, indem er bey anderen Gelegenheiten den Grundsatz aufstellte und verfolgte, daß Privatrechte durch die Aufhebung der Reichsgesetze keine Veränderung erlitten hätten, und daß selbst der

Verzicht, der den Gegenstand des Art. 34 ausmache, sich nur auf Staatsrechte einschränke, Privatrechte aber davon ausgeschlossen wären. — In der Praxis kommt eine Übereinkunft zwischen dem F. Primas und dem Großherzog von Hessen der Theorie des Vfs. am nächsten. Auch in Bayern hat man einen Mittelweg eingeschlagen, indem man sich mit den auswärtigen Lehnherren gütlich abfinden will. Dagegen schneidet das Messer der Souveränität in Baden und Wirtemberg schärfer, und zwar so, daß auch der privatrrechtliche Theil, nach der Brauerschen Operationen-Methode, mit in den Schnitt fällt.

Vor No. 6 ist die Vorerinnerung mit *** unterschieden, und aus dem Schluß der Schrift (S. 58) sieht man, daß ihr Vf. im Königreiche Bayern zu suchen ist. Ihr Titel erinnert an eine Rede, die (wie man aus öffentlichen Blättern weiß) Hr. Gönner am 1 Decbr. 1807 bey Gelegenheit einer juristischen Promotion gehalten hat über die Frage: *Quid mutato nunc publico Germaniae statu circa fontes juris privati in principatibus jam independentibus obtineat?* Nach etwas langen, aber interessanten Präludien aus der deutschen Reichsgeschichte, in Bezug auf die erfolgte Auflösung der deutschen Reichsverfassung, kommt der ungenannte Vf. auf den Satz, den er sich auszuführen vorgenommen hatte: es existire ein im Rechtsinne bestehendes gemeines Privatrecht in Deutschland nicht ferner mehr, sondern mit dem Umsturze der deutschen Staatsverfassung habe es sein rechtliches Daseyn verloren; aber gleichwohl sey den bisherigen Quellen des Privatrechts von ihrem Ansehen durch Deutschlands Zergliederung noch zur Zeit nichts entgangen, sondern es habe sich nur die rechtliche Eigenschaft ihrer gesetzlichen Fortdauer in den neu souveränen Staaten, aber diese wesentlich, verändert; es hätten sich nämlich zwar die Privatrechte des aufgelöseten Körpers noch in den Gliedern, wenn gleich nicht mehr als reichsgemeine, doch als besondere Rechte, erhalten, sie blieben aber in jedem solchen Gliede oder souveränem Staate nur so lange in Gültigkeit, als sie vom Regenten desselben nicht abgeschafft würden, so wie sie auch nicht mehr als einheimische, sondern nur als fremde zur Aushülfe recipirte Rechte zu betrachten wären. — Wir sind hierin in der Hauptsache vollkommen mit dem Vf. einverstanden.

In No. 7 („Organismus des rheinischen Bundes von D. W. J. B.“) haben wir ein Modell einer ausführlicheren Constitution des rheinischen Bundes, wie sie nach des Vfs. Ansichten auf dem Grunde der Constitutions-Acte und ihres Zwecks von den Bundes-

Hhhh

staaten verabredet und festgesetzt werden sollte. Der Plan enthält viel Gutes, und es wäre vortreflich, wenn die Masse, die darnach geformt werden soll, von Wachs wäre, oder, sollte sie von Eisen seyn, wenn jemand da wäre, der sie darnach zurecht zu schmieden vermöchte. Fließt der Plan so, wie er da steht, richtig aus der Bundesacte, so läßt sich auch eine Verbindlichkeit statuiren, ihn zu realisiren, es sey gerade auf die vorgeschlagene, oder wenigstens auf eine äquivalente Art. Es steht zu erwarten, ob die Bundesstaaten über eine solche, aus den Zwecken und Motiven der Conföderations-Acte entwickelbare Constitution sich vereinigen werden, und, wenn sie es nicht thun, was dann weiter geschehen wird. Auf jeden Fall behält die Schrift, als ein, nach einer gegebenen Idee für einen guten Zweck gut ausgearbeiteter Entwurf, ihren verdienten Werth, sollte sie auch das Schicksal haben, unter dem Vorwande, als sey sie unausführbar, von der Praxis unbeachtet und unbenutzt zur Seite gelegt, und sodann in die große deutsche Modellkammer von literarischen Projecten zu Gesetzen und Gesetzbüchern, zu Constitutionen und Organisationen, zurück geschoben zu werden.

Ob aber A) alle Artikel des Constitutions-Modells hinlänglichen Fuß in der Bundesacte haben, zweifeln wir. Diejenigen wenigstens, welche die Einrichtungen und den Geschäftsgang bey den Bundestagen, oder andere mit dem Bundeszwecke gar nicht verwandte Formalien betreffen, lassen sich fast sämmtlich nicht daraus ableiten. Der erste Art. des Modells scheint sogar gegen die Acte zu laufen. Jener lautet so, als sollten alle Religionen, ohne Unterschied, ob sie bisher in Deutschland zugelassen worden sind, oder nicht, für die Folge gleich gesetzt seyn. Der Friede mit Sachsen vom 11 Decbr. 1806, welcher in diesem Punkte den Interpreten der Bundesacte macht, spricht nur von *divers cultes établis en Allemagne*. Napoleon hat auch bisher in allem, was er in den Angelegenheiten des inneren Menschen gesagt und gethan hat, deutlich genug zu erkennen gegeben, wie sehr er den Zusammenhang des Staats, oder einer jeden andern äußeren Einrichtung, mit dem Wissen und Glauben des Menschen zu würdigen versteht. Daher konnte er wohl gleichartige Religionen gleich setzen, nicht aber konnte es ihm in den Sinn kommen, Deutschland zu einem Freyhafen für alle Religionen, sie möchten zu unseren bürgerlichen Einrichtungen passen oder nicht, zu erklären. Sollte nicht ferner die einseitige Vereinbarung im Art. 9, des Modells: einen bundbrüchigen Bundesgenossen mit gemeinsamer, nöthigen Falls durch erbetene Hülfe des Protector's verstärkter Macht zur Rückkehr zur rechtlichen Ordnung zu zwingen, mit der Art und Weise streiten, wie bisher die Aufnahme in den Bund geschehen ist? Sodann B), scheint der Vf. nicht erwogen zu haben, daß 1) die Bundesgenossen unter sich nur über das Innere der Bundesstaaten, und darüber, wie diese es dabey zum Besten des Ganzen, sowohl gegen einander als mit ihren Unterthanen, halten wollen, zu pacificiren befugt sind; ja, daß sogar auch in dergleichen inne-

ren Angelegenheiten das Protectorat in sofern nicht möglich ganz auszuschließen seyn möchte, als dabey die von ihm garantirten äußeren Verhältnisse mit in Frage kommen. Denn die Hauptobligation kann bekanntlich ohne Zustimmung des Bürgen nicht schwerer gemacht werden, wenn dieser zu haften fortfahren soll. Dieser Zweifel geht z. B. gegen §. 1—9. Die Nichtbeachtung dieses Umstandes mußte mehrere Incohärenzen in dem Modelle des Vfs. zur Folge haben, z. B. zwischen Art. 9, verglichen mit Art. 19 und 22. Alle Punkte, welche die Rechte des Protector's allein betreffen, oder wenigstens ihn mit interessiren, konnten 2) in der gegenwärtigen, im Verhältniß zu dem Protector bloß einseitigen Constitution des Vfs. bloß in so weit berührt werden, als sie schon wirklich in der Conföderations-Acte enthalten sind, folglich in jener einseitigen Constitution nur als bloße Wiederholung erscheinen. Zwar scheint es 3) als hätte der Vf. diesem Zweifel mit einem einzigen Schlussartikel begegnen können, des Inhalts, daß die Paciscenten den Protector einladen wollten, der Convention, so weit sie ihn betreffe, beyzutreten. Allerdings wäre die Sache dann eher in ihrem Geleise. Aber es möchte nicht an Punkten fehlen, worüber man vorher suchen müßte, mit dem Protector ins Reine zu kommen. Wollte aber C) der Vf. einmal das Verhältniß zum Protector mit in sein Modell ziehen, so hätte es wohl vollständiger und erschöpfender geschehen sollen; so hätte wohl das ganze Verhältniß rein und für sich herausgehoben zu werden verdient. Nur ein paar Artikel, (z. B. 14 und 27) sind diesem Verhältniß ganz gewidmet; außerdem wird des Protector's nur beyläufig bey einzelnen Gegenständen mit gedacht, als desjenigen, „unter dessen entscheidender Einwirkung (Art. 19),“ oder „mit dessen Einverständnis (Art. 17),“ oder „auf dessen Antrag (Art. 22),“ oder „durch dessen vermittelnde Einschreitung (Art. 47),“ etwas geschehen solle. Ferner D) haben wir, nach einer genaueren Prüfung des Zusammenhanges des ganzen Werkes, uns überzeugt, daß die Folge der Artikel zu willkürlich ist. Es wird darin von einem Rechtsverhältnisse auf das andere hin und her gesprungen. Bey Art. 27 liebt man es am deutlichsten, daß er nicht an seiner rechten Stelle steht. Wenn es da heißt, der Protector solle „über alle diese Punkte“ wachen; so ist das, in Ansehung der vorhergegangenen Artikel, zu viel, und in Absicht der nachfolgenden, zu wenig gesagt. Denn es folgen noch eine Menge Dinge, worüber der Protector gleichfalls zu wachen haben würde. Endlich E) hätte es für einen solchen, bloß literarischen, Constitutions-Plan wohlgepaßt, den Punkt in mehrerer Vollständigkeit zur Sprache zu bringen, der im Art. 11 bloß von der einen Seite berührt worden ist. Er betrifft die geistige Natur des Menschen und ihren Zusammenhang mit dem äußern Recht und dessen Anstalten, insbesondere der Hauptanstalt, welche im Staate existirt. Man vereinigt sich durch diesen Artikel den Unterthanen eine uneingeschränkte Religionsfreyheit zu gestatten, und alle Religionsverwandte

ohne Ausnahme gleiche bürgerliche Rechte genießen zu lassen. Wenn man aber über den Glauben des Menschen paciscirt, warum paciscirt man nicht auch über sein Wissen? Wenn man über Kirche und Cultus Verträge schließt, warum nicht auch über Schulen, Erziehung und Unterricht? Man könnte sich zu einer solchen Erweiterung des Artikels durch solche Schriften, wie *Pericles*, oder über den *Einfluss der Künste auf den Staat*, oder durch das auch im königreiche Westphalen creirte Ministerium des öffentlichen Gottesdienstes und der Erziehung, wohl veranlaßt und aufgemuntert fühlen. Sollten wir aber einen bestimmten Vorschlag zur Erweiterung des Artikels thun, so wäre es dieser: daß man sich förmlich verpflichte, nicht dahin mit zu wirken, daß Europa in seiner geistigen Ausbildung von der Basis der alten Literatur wegversetzt werde; daß man vielmehr fortfahren wolle, in Einheit auf dieser Grundlage fest zu beharren, überzeugt, daß es kein blinder Zufall sey, wenn Europa alle Nationen, die nicht darauf stehen, so tief zu seinen Füßen erblicke.

No. 8 und 9 (die beiden *Österreichischen Archive des rheinischen Bundes*) erinnern an die Staats- und Kriegs-Canzeleyen des alten deutschen Staatsrechts. Mit der Einheit der Literatur hat der Reichsstaat aufgehört; mit eben dieser Art der Einheit fängt der neue Bundesstaat an. Während die Bundesstaaten noch kein Fundamental-Statut haben, wodurch sie in nähere Gemeinschaft getreten wären, haben sie bereits einen gemeinschaftlichen Journal-Umschlag, ein Commun-Archiv. Wie getrennt und verschiedenartig die Dinge auch seyn mögen, es findet sich ein literarischer Mantel, der sich darumschlagen läßt. Der Mantel der beiden Archive ist weiß; vielleicht, weil die eine der Reichsfarben schwarz war; oder weil man noch nicht wissen kann, welches die Bundesfarbe seyn wird. Schade, daß der Bundestag nicht auf dem Papier oder in der Druckerey gehalten werden kann; er wäre sonst längst zu Stande.

Da beide Archive bereits mit dem J. 1806 ihren Anfang genommen haben, so sollten sie in der Reihe der verzeichneten Schriften, der Zeitfolge nach, billig oben an stehen. Obnehin sind es Quellensammlungen; und die Literatur der neuen Wissenschaft finge wohl billig mit diesen an. Aber wir wollen diesen Ehrenplatz, an der Spitze der neuen Literatur, lieber offen lassen, weil wir ihn noch besser, als durch die vorliegenden beiden Archive ausgefüllt zu sehen wünschen. Sollte der Platz aber schon jetzt vergeben werden, so gebührte er ohne Widerrede eher dem *Rheinischen Bunde* des Hn. *Winkopp*, als diesen beiden Archiven.

Zu einem guten Archive, es existire in Form eines Gebäudes oder eines Buchs, sind erforderlich: A) gute Register und Repertorien, um das, was darin ist, und was man sucht, schnell auffinden zu können. Bis jetzt fehlt es bey dem Vf. daran noch ganz. Was aber das schlimmste ist, so ist die Einrichtung bey den Werken nicht dazu gemacht, um in diesem Stücke

das Erforderliche noch in der Folge leisten zu können. Es wären dreyerley Register zu wünschen: eins nach den Staaten, das zweyte nach den Sachen und das dritte nach der Zeitfolge. Sodann wird B) mit Recht ein guter Plan, vorzüglich in zweckmäßiger Vertheilung der aufzunehmenden Gegenstände, verlangt. In diesem Betrachte ist die Absonderung in ein Kriegs- und Friedens-Archiv nicht übel, weil „manche Militärpersonen nur eine Anmuthung für den Gegenstand des Kriegs haben,“ wie der Vf. sich ausdrückt; obwohl bey dieser Trennung manches Actenstück, z. B. der Friedens- und Bundes-Vertrag mit Sachsen, in beiden Archiven hat geliefert werden müssen. Eben so ist der Voratz gut, die Urkunden so viel möglich chronologisch zu liefern; er läßt sich aber nicht immer ausführen. Auch läßt sich dagegen nichts sagen, daß der Vf. alle französische Urkunden bisher mit der deutschen Übersetzung begleitet hat; eine Ausnahme konnte jedoch bey den Überweisungs-Protocollen, weil sie im Wesentlichen übereinstimmen, Statt finden. Bey dem Kriegs-Archiv will der Vf. auch so fortfahren; aber bey dem Friedens-Archiv will er in der Folge nur bey den wichtigeren Stücken Übersetzungen beyfügen. Dagegen ist es eine große Unvollkommenheit, daß jedes Stück oder jede Lieferung der Archive seine eigene Seitenzahl hat (bloß im St. 1 und 2 des Friedens-Archivs läuft die Seitenzahl fort); desgleichen daß es an Columnen-Titeln fehlt, worin wenigstens die Nummern der Urkunden hätten bemerkt werden sollen; ja die einem jeden Stücke vorgesetzte Inhaltsanzeige ist nicht einmal immer vollständig. Durch alles dieses wird in der Folge das Auffuchen und Nachschlagen nach einem Index ungemein erschwert werden; und das ist bey einem Werke dieser Art gewiß kein kleiner Fehler. Ferner: C) ist es um Authenticität zu thun. Der Vf. hat aber bey keiner Urkunde und keinem Actenstücke die Quelle besonders angegeben. Im allgemeinen nennt er nur öffentliche Blätter, vorzüglich Hofzeitungen; als seine Quellen, auch einen guten Briefwechsel, den er eingeleitet habe. Einmal klagt der Vf., daß ihm die französischen Blätter abgängig in die Hände gekommen wären, weshalb er sich habe begnügen müssen, ein französisches Actenstück, ohne Original, bloß in einer deutschen Übersetzung zu liefern. Überhaupt läßt sich bey Bekanntmachung von Urkunden Schnelligkeit der Mittheilung mit diplomatischer Ächtheit und Genauigkeit nicht wohl vereinigen. Vorzüglich befremdet es, daß der Vf. D) sich über den Umfang und die Grenzen seines Plans nicht mit hinlänglicher Bestimmtheit erklärt hat. Sollen es Archive bloß für das allgemeine Bundesstaatsrecht seyn? oder sollen sie sich auch zugleich mit über die besonderen Rechte der einzelnen Bundesstaaten erstrecken? Über diese Fragen bleibt man lange in völliger Ungewißheit, bis man aus einer Bemerkung erst im vierten Stücke gelegentlich erfährt: „daß den Gegenstand des Archivs nur die Verhältnisse des Bundes überhaupt; und die darüber ausgefertigten Actenstücke und Urkunden ausmachen,“ und daß daher die im dritten Stücke ge-

lieferte Kundmachung des Königs von Bayern, betreffend die Landsässigkeit des Adels, nach seinem Plane nicht in das Archiv gehört habe, indem von dem Archive alles ausgeschlossen seyn solle, was zur inneren Verwaltung der einzelnen Bundesstaaten gehöre.“ Über die Gegenstände der letzteren Gattung will sich der Herausg. bey günstigen Zeitumständen in einer eigenen Zeitschrift verbreiten. Auf diese Weise könnten denn die beiden Archive in der Folge gar leicht Mangel an Materialien leiden. Denn wenn es sich mit Eröffnung der Bundestage noch lange verzieht, und der Bund den lieben Frieden behält, so wird es nicht viel Urkunden und Actenstücke, welche den ganzen Bund betreffen, zu liefern geben. Auf diesen Fall hat der Herausg. wahrscheinlich Bedacht genommen, wenn er für die Folge auch Abhandlungen in seinen beiden Archiven verspricht. Bis jetzt aber hat das Publicum nur allein noch Urkunden und Actenstücke erhalten, nebst einer Zugabe von Zeitungsnotizen und vorläufigen Neuigkeiten, die, als eine Art Intelligenzblatt, unter einer eigenen Seitenzahl, verschiedenen Stücken beider Archive angehängt worden ist. Der zweyten Lieferung des Kriegsarchivs geht z. B. ein langer Aufsatz über die Schlacht bey Jena und Auerstädt voran. Die gelieferten Urkunden sind, ihren verschiedenen Rubriken nach: Friedensschlüsse, Verträge, Übereinkünfte mit den Standesherren, Bülletins, Rescripte, Protocolle, Bekanntmachungen, Noten, Erläuterungen, Verordnungen, Aufrufe, Übergabs-Acte, Patente, Notificationsschreiben, Anordnungen u. s. w. Das Friedensarchiv fängt mit dem Frieden zu Prezburg an, und schließt, in den vor uns liegenden Stücken, mit einer Übereinkunft zwischen dem Fürsten von Neuffchatel und dem Feldmarschall Gr. v. Kalkreuth dd. Königsberg 12 Jul. 1807. Das Kriegsarchiv nimmt seinen Anfang mit dem Vertrag zwischen dem Kaiser von Frankreich und dem Könige von Bayern über die Militärlinie zwischen dem Königreiche Italien und dem italienischen

Tyrol vom 25 May 1806. Das letzte Stück ist, so weit die vorliegenden Lieferungen reichen, der Tagesbefehl im kaiserlichen Hauptquartier zu Berlin vom 12 Novbr. 1806. Einen grossen Theil des Raumes nehmen die französischen Bülletins über den letzten Feldzug weg. Der Herausg. betrachtet sie aus einem gedoppelten Grunde als wirkliche Bundesurkunden: theils, weil der Krieg, nach der eigenen Erklärung des Kaisers von Frankreich, hauptsächlich für Erhaltung des Bundes mit geführt worden sey, theils, weil der Bund auch Frankreichs natürlicher und vertragsmässiger Bundesgenoss sey, und seine Truppen mit Frankreichs Heeren gegen jeden Feind kämpften. Wie sehr der Herausg. den Begebenheiten nachzuellen gesucht habe, sieht man aus der Anzahl der bisher erschienenen Lieferungen; und gleichwohl ist das Kriegsarchiv noch weit zurück gegen das Friedensarchiv.

No. 10 (die bey *Ahl* zu Coburg erschienene *rheinische Bundesacte* u. s. w.) ist nichts weiter, als ein schlechter, schmutziger und incorrecter französisch-deutscher Abdruck der auf dem Titel genannten und einiger anderen Urkunden: der Conföderations-Acte, des prezburgers Friedens, des Beytritts des Königs von Sachsen und der übrigen sächsischen Herzoge zum rheinischen Bunde, des bekannten Schreibens des französischen Kaisers an den Fürsten Primas vom 11 Septbr. 1806. Auf diese Urkunden und Actenstücke folgen zuletzt, unter der Aufschrift *Fragmente*, Auszüge aus unserer Jen. Allg. Lit. Zeit. 1807. No 16 und 88, also aus den beiden Nummern, worin *Ths.*, bey Gelegenheit einer Beurtheilung der geschätzten Winkopp'schen Zeitschrift über den rheinischen Bund, die vortrefflichen Worte über den wahren Geist der neuen Conföderation aussprach, — Worte, die in frischem Andenken erhalten zu werden verdienen, und nicht oft genug wiederholt werden können.

Skr.

KLEINE SCHRIFTEN.

JURISPRUDENZ. Göttingen, *Diff. inaug. de primatibus eorumque juribus speciatim de primatu Germaniae* — auct. D. Molitor. 1806. 36 S. 4. Ein merkwürdiges Product! Das erste Kapitel „über das System der Hierarchie“ findet sich in jedem Compendium des canonischen Rechts. Der Inhalt des zweyten „über das Primat und dessen Rechte“ meist veraltet, ist aus verschiedenen Schriften, ziemlich unvollständig, zusammengetragen. Im dritten endlich „über das Primat des rheinischen Bundes“ steht manches für den künftigen Bearbeiter des Bundesstaatsrechts Unbedeutende: auf fünf Seiten sagt der Vf., die ursprünglich geistliche Würde eines Primas sey durch die Conföderationsacte zu einer weltlichen erhoben worden, und dann, was die Artikel 3, 4, 6, 10, 11 und 12 jener Acte, freylich in einer anderen Sprache, sagen.

F. S.

DIPLOMATIK. Heidelberg, auf Kosten des Herausgebers: *Schriftproben als Zugabe zu einem Lehrbuche der Diplomatie*, herausgegeben vom Cabinets-Rathe *Ulrich Friedrich Kopp*. 1806. 16 S. u. 31 Kupfertafeln. 8. (Geheftet 1 fl. 36 Xr.). Lehrern und Freunden der Diplomatie wird diese kleine Sammlung von Schriftproben sehr willkommen seyn; und das praktische Studium der Urkundenwissenschaft beträchtlich erleichtern; denn gerade an solch' einer Sammlung fehlte es bisher, und die den Lehrbüchern *Gatterers*, *Schönemanns* und *Schmidt-Phiselsdeck's* beygegebenen Kupfer reichen zur genaueren Kenntniß der, nach Nationen und Zeitaltern höchst verschiedenen Schriftarten nicht zu. Der Herausg. kaufte die, 1765 zu Würzburg von den Jesuiten herausgegebenen *Alphabeta varia* an sich, verbesserte die Kupfertafeln, fügte einige neue hinzu und weist im Texte nach, woher sie genommen sind, und in welches Zeitalter sie gehören.

R.

J E N A,

gedruckt bey Johann Christian Gottlob Etzdorf

1807.

Monatsregister

V O M

December 1807.

Verzeichniß der im Monat December in der J. A. L. Z. recensirten Bücher:

(Die erste Ziffer bezeichnet die Numer, die zweyte die Seite.)

A.

- A**bhandlung, theoretisch-praktische, über die Cultur des Getreides und die Kunst Brod zu machen. Von *Parmentier, Rozier, Lafeyrie* und *Delalande*. Aus dem Französischen. 2 Thle. 294, 529.
Adelaide; von der Verfasserin von *Kolmar* und *Klaire* 295, 537.
Anekdoten und Charakterzüge aus dem Leben des Prinzen *Louis Ferdinand* von Preussen 291, 511.
Anti-Gall, oder kranioskopische Fragmente für Leser und Nichtleser der Schädellehre 297, 557.
Anweisung die englische Sprache auf die leichteste Art zu erlernen 290, 503.
 — — — praktische, alles Federvieh wohlfeil und in kurzer Zeit zu mäßen. Neue Aufl. 285, 463.

B.

- u. Racsko** das Kloster zu Villambrosa. 2 Thle. 294, 536.
 — — Geschichte des Dr. *Odoardo* und der Familie *Zapari* 294, 536.
Bas lettre critique à Mr. *Boissonade* sur *Antoninus Liberalis, Parthénus et Aristénetes* 287, 478.
Beantwortung der Ackermanschen Beurtheilung und Widerlegung der *Gallschen* Schädellehre 297, 553.
Bendixen methodisches Rechenbuch für die Jugend der Herzogthümer *Schleswig* und *Holstein*. 1te Abtheil. 291, 512.
Bibliothek der römischen Historiker in neuen Uebersetzungen. 1 B. *Sallusts* Werke. 1, 2 Th. 290, 502.
Brater Beyträge zu einem allgem. Staatsrecht der rhein. Bundesstaaten 282, 433.
Breitenstein Liturgie 280, 412.
Bundesacte, die rheinische, der preßburger Friede, der Beytritt des Königs von *Sachsen* und der übrigen sächsischen Herzoge zum rhein. Bunde 282, 434.

C.

- Ciceronis orationes actio selectae*; edid. *Weiske* 289, 489.
Corthum Catalogus von Bäumen und Sträuchern, welche im freyen Lande fortkommen 298, 566.

D.

- Dankbarkeit**. Schauspiel in 5 Aufzügen 298, 568.
Dschami Medicinun und Leila. Aus dem Franz. von *Hartmann* 2 Bde. 296, 557.

E.

- Eckermann** Elektra oder die Entstehung des Bernstein 296, 551.
Elpizon, oder über meine Fortdauer nach dem Tode. 1 Th. 3te Aufl. 2, 3 Th. 280, 421.

F.

- Fenner** das Schlangenbad 286, 471.
Folgen überseilter Ehen, oder Geschichte des Schauspielers *H.* mit der Gräfin *P.* 298, 567.
Fouquier über die Vortheile eines schwächlichen Körperbaus; aus dem Franz. von *Knebel* 297, 557.

G.

- Gedanken**, zufällige, eines deutschen Mannes über die Frage: Ob durch die rhein. Bundesacte den neuen Souveränen über ihre Eigenthumslande eine größere Gewalt beygelegt worden sey 282, 435.
Glamour, Miß, oder die gefährlichen Männer. 2 Bde. 291, 514.
Glatz die frohen Kinder 290, 503.
 — — les enfans joyeux. D'après *Talleyrand* par Mr. *Libert* 290, 505.

H.

- Haffner** des secours, que l'étude des langues, de l'histoire, de la philosophie et de la littérature offre à la theologie 281, 481.
v. Halem Gedichte. 1 B. 295, 544.
 — — Schisfen. 5 B. 295, 541.
Heiberg nonnulla de usu encephali 297, 557.
Hermbschütz allgem. Grundsätze der Bleichkunst 293, 526.

I.

- Instruction** zur Abrichtung der Scharfschützen 292, 516.

K.

- Kohlhaas** medicinisch-praktische Jahrgänge; erster Jahrg. 293, 527.
Kopp, Schriftproben etc. 295, 544.
Kritik und Erklärung des 5ten Artikels des christl. Glaubens, oder die Lehre vom heil. Geist aus Zeitbegriffen 280, 422.

L.

- Lebensbeschreibung** des engl. Admirals *Lord Nelson*. 2te Aufl. 283, 448.
Loßius moral. Bilderbibel. 2 B. 1. 2 Liefer. 283, 448.

M.

- Mauchart** neue Hesperiden. 1 — 4 Stück 283, 447.
Meyer system. Handbuch zur Erkenntniß und Heilung der Blutflüsse. 1. 2 B. 284, 449.
Molitor, de primatibus etc. 295, 545.
Müller Frühlingsblümchen zu Kränzen für Knaben und Mädchen 295, 545.
Müller Handbuch der Verfertigung des groben Geschützes 292, 513.
Münch die christl. Biographie für denkende Prediger 281, 429.

O.

- Organismus**, der, des rhein. Bundes 282, 435.
Oesterreicher Archiv des rheinischen Bundes. 1 — 6 St. 282, 433.
 — — — Kriegsarchiv des rhein. Bundes 282, 434.

P.

- Pezold** Mittel die uns schädlich werdenden Raupen zu vermindern. 3te Aufl. 285, 463.
Philofrati Heroica, recensuit *Boissonade* 283, 481.
Pott Sylloge commentationum theologicarum. 5 — 7 Vol. 281, 425.

R.

- Rastmann** Hülfsbuch bey dem Gebrauch meines Unterrichts im reinen Christenthum 283, 447.
Rehkopf die ältesten Geschichtsbücher der Hebräer, erklärt nach *J. D. Michaelis*. 1 Th. 280, 417.

| | |
|--|-----------|
| <i>Rehkopf die 5 Bücher Moſis erklärt nach Joſ. D. Michaelis.</i> 1 Th. | 280. 477. |
| <i>Reichert Hortus Reichertianus</i> | 298. 665. |
| <i>Auf Elementarabrifs der Weltgeſchichte. Erſtes Buch</i> | 299. 669. |
| <i>S.</i> | |
| <i>Salluſtius römische Geſchichte nach de Broſſes, von Schlüter.</i> 1—5 Buch | 299. 674. |
| — überſetzt von Frölich. 1. 2 B. | 299. 601. |
| <i>Scheyers Religionsgeſchichte des alten und neuen Testaments für die Jugend; von einem katholiſchen Religionslehrer umgearbeitet</i> | 283. 448. |
| <i>Schmidt der wohlſfahrne Baum- Küchen- und Blumengärtner.</i> 4te Aufl. | 292. 517. |
| <i>Schrader Flora germanica.</i> 1 Tom. | 298. 661. |
| <i>Schreiben, zwey, die Errichtung einer akadem. Lehranſtalt in Berlin betreffend</i> | 294. 535. |
| <i>Seidenſtücker ſpecimen doctrinae de jure monetæ chartaceæ</i> | 288. 487. |
| <i>Spangenberg über die Blutſüſſe in med. Hinſicht</i> | 284. 449. |
| <i>Steinmüller Leſebuch zur Bildung des Herzens für Kinder.</i> 4te Aufl. | 287. 479. |
| <i>T.</i> | |
| <i>Tabelle der latein. Conjugationen</i> | 295. 544. |
| <i>Töpfer anthropologiſche Generalcharte aller Naturanlagen und Vermögen des Menſchen.</i> | 292. 519. |
| <i>Traité du fer et de l'acier</i> | 293. 521. |
| <i>U.</i> | |
| <i>Ueber den Umſturz der deutſchen Staatsverfaſ-</i> | |

ſung und ſeinen Einfluß auf die Quellen des Privatrechts in den Staaten der rhein. Conföderation 282. 435.
Ueber die Lehnherrlichkeit eines Souveräns des rheiniſch. Bundes im Gebiete des anderen 281. 435.
Ueber frühe und ſpäteife Geburten 297. 560.

V.

Vetters Aphorismen aus der patholog. Anatomie 286. 469.

W.

Wendt Deutschlands Baumzucht 298. 666.
Windſchmann von der Selbſtvernichtung der Zeit und der Hoffnung zur Wiedergeburt 296. 545.
Wolf Geſchichte Maximilians I und ſeiner Zeit. 1. 2 B. 291. 395.
Wolf über die Verbindlichkeit des Eides 281. 439.
Wollkopf Unterſuchungen über die Erſcheinung, Bildung und Heilung des Blutauffluſſes. 1. 2 B. 284. 449.

Z.

Zachariae jus publicum civitatum quæ foederi rhenano adſcriptæ ſunt 282. 435.
Zerrenſer Hülfſbuch für Lehrer und Erzieher bey den Denkbungen der Jugend. 5 Th. 283. 447.
Zintel Entwurf eines Staatsrechts für den rhein. Bund 282. 433.
Zoch über die Verhältniſſe der Stadt Roſtock in Beziehung auf ihre Beytragsverbindlichkeiten zu den Landesneceſſariis 283. 447.

II. Verzeichniß der Buchhandlungen, aus deren Verlage Schriften recensirt worden.

(Die vorderen Ziffern bedeuten die Numer des Stücks, die eingeklammerten aber, wie oft ein Verleger in einem Stücke vorkommt.)

Ahl in Coburg 282. 285 (2).
 Akademische Buchhandlung in Marburg 286.
 Anonyme Verleger 280. 282 (6).
 Anton in Görlitz 297 (2).
 Barth in Leipzig 283.
 Blothe ins Osnabrück 299.
 Bohn in Lübeck 298.
 Braunes in Berlin 295.
 Bruder in Leipzig 292. 297.
 Craz und Gerlach in Freyberg 295.
 Dankwerts in Göttingen 292.
 Degen in Wien 294.
 Dieterich in Göttingen 298.
 Dieterici in Berlin 294.
 Dietlein in Halle 296.
 Dell in Wien 290.
 Fleckeisen in Halmſtadt 281.
 Fleischer in Leipzig 284. 292.
 Fleischmann in München 282.
 Fuchsel in Zerbst 298.
 Freuler in Glarus 287.
 Geiſtinger in Wien 290.
 Göpferdt in Jena 288.
 Günther in Glogau 298.
 Hemmerde und Schweſchke in Halle 296.
 Henrichs in Paris 287.
 Meyer in Gießen 283.
 Hinrichs in Leipzig 292.
 König in Paris 281.
 Kühn in Posen 281.

Kunſt- und Induſtrie-Comtoir in Amſterdam 295.
 Landesinduſtrie-Comtoir in Weimar 298.
 Levrault in Paris 295.
 Lindauer in München 291.
 Ektſatz in Berlin 290.
 Eübecks Erben in Bayreuth 281.
 Maurer in Berlin 291.
 Mohr und Zimmer in Heidelberg 282. 298.
 Montag und Weiß in Regensburg 298.
 Müller in Carlsruhe 282.
 Müller in Roſtock 283.
 Nicolle in Paris 288.
 Nicolovius in Königsberg 294.
 Perthes in Gotha 283 (2).
 Peterſen in Altenburg 291.
 Realſchulbuchhandlung in Berlin 295.
 Renger in Halle 280.
 Röhls in Schleſwig 291.
 Ruf in Halle 299.
 Schaumburg und Comp. in Wien 284. 286.
 Schwan und Götz in Mannheim 297.
 Schwicker in Leipzig 289.
 Societäts-Buch- und Kunſt-Handlung, neue, in Halle 297.
 Stahl in Würzburg 283.
 Steinkopf in Stuttgart 283.
 Troſchel in Danzig 280.
 Vieweg in Braunschweig 284.
 Waldeck in Münſter 295.
 Wittkindt in Eifenach 298.
 Zimmermann in Wittenberg 280.

III. Intelligenzblatt des December.

Literarische Nachrichten.

Beiträge zur ungarischen Literatur in den Jahren
1806 und 1807 90. 785. 94. 785.

Ankündigungen.

Akademische Buchhandlung in Jena Verl. 92. 775.
Andréische Buchhandlung in Frankfurt am Mayn
Verl. 92. 771.
Anekdoten, neue, aus dem letzten Kriege.
Heft 92. 776.
Bäcker und Comp. in Duisburg Verl. 90. 760.
Böhme in Leipzig Verl. 95. 764.
Dieterich in Göttingen Verl. 92. 772.
v. Eggert über Preussens Regeneration
Feuerbrände, neue. 8tes Heft. 92. 768.
Fleischer in Leipzig Verl. 90. 759.
Grady und Breuning in Erlangen Verl. 91. 767.
Hartknoch in Leipzig Verl. 95. 757.
Hartleben allgem. Polizeyfama 92. 776.
Hartmann in Riga Verl. 94. 795.
Histoire de la guerre de 1806 und 1807: über-
setzt 95. 784.
Journal für Prediger. 52 B. r. 2 St. 94. 800.
Kleist und Müller Phöbus, ein Journal für die
Kunst 90. 768.
Kotzebue und Kuhn der Freymüthige 95. 803.
Levrault in Straßburg Verl. 95. 805.
Lutheritz das physische Leben und die Mittel es
zu erhalten 91. 768.
Mallinckrodt in Dortmund Verl. 94. 799.
Realschulbuchhandlung in Berlin Verl. 91. 767.
Riem Canon einer allgem. Schriftsprache 90. 755.
Ruhire Histoire de l'anarchie de Pologne: über-
setzt 95. 807.
Schmidt in Berlin Verl. 92. 774.
Schöne in Eisenberg Verl. 94. 700.
v. Seckendorf und Stoll Prometheus 93. 784.
Simonis Predigten und Reden 91. 765.
Weigel in Leipzig Verl. 90. 760.
Wild über allgem. Maß und Gewicht. 95. 806.
93. 781.

Beförderungen und Ehrenbezeugungen.

Ackermann in Ludwigslust 91. 765.
Albert in Amsterdam 93. 779.
v. Boronkai in Sáros-Patak. 92. 780.
Bosscha in Amsterdam 92. 769.
Brem in Grätz 95. 780.
v. Debwis in Wien 94. 795.
v. Dunkerreuther in Wien 94. 794.
Forßel in Amsterdam 95. 779.
Garnaf in Oedenburg 95. 804.
v. Genns in Utrecht 93. 779.
v. Giuliani in Wien 93. 795.
Görgei in Ungarn. 94. 796.
Gruber in Wien 94. 794.
Hartleben in Coburg 95. 802.
Haug in Honsholvedyk 92. 769.
Hergt in Pösnik 91. 763.
Hoffstätter in Wien 93. 780.
Hultmann in Haag. 93. 779.
Jahn in Wien 94. 794.
Janitsch in Kaschan 94. 796.
Kantschitz in Laybach 94. 794.
v. Kis in Pesth 95. 804.
Klein in Wageningen 95. 779.
Knobloch in Krakau 95. 780.
Knoll in Krakau 95. 780.
Könopack in Halle 95. 779.

Kornely in Pesth 94. 795.
Kraus in Amsterdam 92. 769.
v. Lesikay in Ungarn 94. 794.
Mikowicz in Temeschvár 94. 795.
Möller in Gleina 92. 769.
Mohri in Pápa 93. 779.
Neudör in Oedenburg 95. 803.
Neumann in Laybach 93. 780.
Pechata in Nagy-Bánya 94. 795.
Petrovic in Karlowitz 94. 795.
Pfaff in Klein-Gartach 93. 779.
Picciotto in Syrien 95. 804.
Pöhm in Wien 95. 779.
v. Prinsler in Haag 95. 779.
Schutz in Oedenburg 95. 804.
Seibold in Oedenburg 95. 805.
Siegwart in Pesth 94. 796.
Steindl in Wien 94. 795.
Stuffer in Wien 95. 780.
Takács in Kalotscha 94. 794.
Teerlingh in Dordrecht 95. 779.
Thuesink in Gröningen 95. 779.
v. Tolnay in Pesth 94. 794.
Ukert in Weimar 95. 779.
Wächter in Wien 94. 794.
Werthaler in Salzburg 93. 780.
Wurm in Stuttgart. 91. 765.

Nekrolog.

Fischer in Güssow 95. 769.
Forster in Harderwyk 92. 769.
Leyrand in Paris 92. 770.
Pajegur in Rabatsens 92. 770.
v. Winter in Amsterdam 92. 769.

Gelehrte Gesellschaften und Preise.

Amsterdam, Versammlung der mathematischen
Gesellschaft am 31. März 92. 772.
Berlin, Versammlung der königl. Akademie der
Wissenschaften am 6. Aug. 91. 764.
Haarlem, Preisfrage von Teylers theolog. Gesell-
schaft 92. 771.
— Versammlung der holländ. ökonomi-
schen Gesellschaft am 9 und 11 Jun. 92. 771.
Pesth, Preisfrage in der ungar. Nationalzeitung:
Hazai tudósítók 95. 781.
Paris, Versammlung des Nationalinstituts am 24.
November 93. 780.
Toulouse, Eröffnungssitzung der Akademie des
sciences, inscriptions et belles lettres am 22.
November 93. 780.
Utrecht, Versammlung der Gesellschaft der Kün-
ste und Wissenschaften am 10. Jun. 92. 770.

Univeritäten u. and. öffentliche Lehranstalten.

Amsterdam, Antrittsrede am Athenäum illustre 91. 763.
Bamberg, Gehaltserhöhung der Professoren 91. 763.
Debreczin, Anlegung eines botanischen Gartens 93. 779.
Franecker, Rectoratswechsel 91. 761.
Gröningen, Promotionen 91. 761.
Harderwyk, Promotionen 91. 761.
Klagenfurth, Personale am Lyceum 95. 777.
Komoro, Anstellung neuer Professoren am Gymna-
sium 93. 779.
Landsbut, Gehaltserhöhung der Professoren 90. 766.
Leyden, Promotionen 91. 761.

| | |
|---|----------|
| Nicolauburg, Errichtung einer philosophischen Lehranstalt | 95. 778. |
| Paris, Versammlung der école de médecine | 95. 779. |
| — — Vorlesungen am Collège de France | 95. 801. |
| Rosenu, Errichtung eines ungarischen Nationalgymnasiums | 93. 778. |
| Utrecht, Promotionen | 91. 761. |
| Wenhock, Errichtung eines Convicts am Gymnasium | 95. 802. |

Vermischte Anzeigen und Nachrichten.

| | |
|---|----------|
| Bücherauction in Jena | 95. 808. |
| Calisch in Wien hat für arme Schüler ein Legat ausgesetzt | 94. 796. |
| England, in, ist ein für physikalische Erdschreibung wichtiges Kunstwerk erschienen | 91. 766. |
| Fischer in London giebt Freskogemälde heraus | 92. 772. |

| | |
|---|----------|
| Kuithen in Dortmund wird eine Schrift über Pindars Siegeshymnen herausgeben | 92. 776. |
| Musée français, davon ist die 54 und 55 Lieferung erschienen | 92. 772. |
| Nau in Alschaffenburg hat Bleonaste zu vertauschen | 91. 768. |
| Ofen, in, dürfen die Censoren das Imprimatur nicht mehr ertheilen | 94. 796. |
| Oesterreich, in, ist eine Verordnung wegen verbotener Bücher erschienen | 93. 782. |
| Pegard in Paris hat den Archimedes übersetzt | 95. 782. |
| Prochaska in Prag hat 200 fl. Unterstützung erhalten | 94. 796. |
| Ritter aus München hat mit Caspelli Versuche angestellt | 91. 765. |
| v. Schmidt, gen. Phiseldock, literarische Bitte | 90. 760. |
| Sieber ist aus Brasilien zurückgekommen | 91. 766. |
| Winkopp in Alschaffenburg Nachricht wegen Fortsetzung des rhein. Bundes | 93. 784. |

